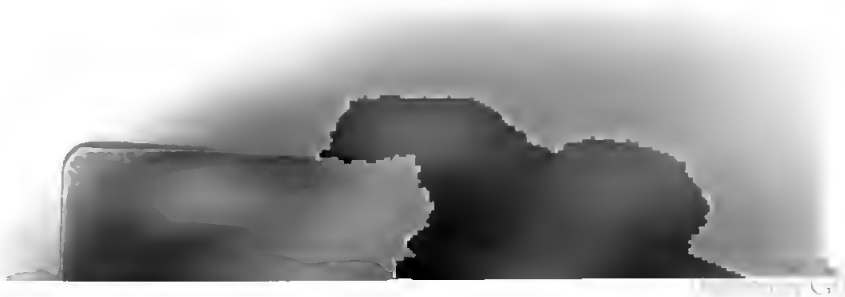
6000701280



Encyklopädie

des

gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens

bearbeitet

von einer Anzahl Schulmänner und Gelehrten,

herausgegeben

unter Mitwirkung von Prof. Dr. v. Palmer und Prof. Dr. Wildermuth
in Tübingen

von

Dr. K. A. Schmid,
Rector des Gymnasiums in Stuttgart.

Vierter Band.

Kirche — Muttersprache.

Gotha.
Verlag von Rudolf Besser.
1864.

Die folgenden Seiten des Umschlags enthalten den Prospectus des Werkes.

Prospect.

In dieser Encyklopädie beabsichtigen wir eine gedrängte Darstellung alles dessen zu geben, was auf dem Gebiete der allgemeinen wie der speciellen Pädagogik und Didaktik von Interesse ist. Das Werk soll das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen sowohl in der Familie als in der Schule und zwar in der Volks-, Real- und Gelehrtenschule, in den Rettungs-, Blinden-, Taubstummenanstalten u. dgl. bis zur Schwelle der Hochschule, sodann das Wichtigste aus der Geschichte der Pädagogik und genaue statistische Mittheilungen über den Zustand der Erziehung und des Unterrichts bei den verschiedenen christlichen Völkern der Erde umfassen. Die Grundlagen und Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts sollen von dem Standpuncte aus besprochen werden, der einerseits in unbefangener Erkenntnis der menschlichen Natur, andererseits in den Grundsätzen der christlichen Ethik und insbesondere des evangelischen Glaubensbekenntnisses seine Norm findet. Im übrigen halten wir es für die Aufgabe eines encyklopädischen Werkes, nicht sowohl dogmatisch, als dogmenhistorisch zu verfahren, der bisherigen Arbeit des menschlichen Geistes nachzugehen und ihre Resultate darzustellen, wo aber entschiedene Resultate noch nicht vorhanden sind, eine möglichst treue Zeichnung der sich gegenüberstehenden Ansichten anzustreben. Bei den Schulwissenschaften sodann handelt es sich nicht um den materiellen Inhalt derselben, welcher seine genügende Behandlung nur in Specialwerken finden kann, sondern um Darlegung ihrer principiellen Bedeutung und ihrer methodischen Behandlung. Die historischen Artikel sollen theils eine Uebersicht über die gesammte Geschichte der Erziehung und des Unterrichts sowohl im classischen Alterthum als in der christlichen Aera mit kurzer Charakterisirung der Hauptepochen, theils die Geschichte der bedeutendsten Systeme und ihrer Hauptrepräsentanten bei den verschiedenen christlichen Völkern der neueren Zeit, natürlich mit vorherrschender Berücksichtigung der Deutschen, enthalten und zugleich auf die Wirkungen hinweisen, welche die größten Geister der Nation auch auf diesem Gebiete hinterlassen haben. Einen besonderen Werth hoffen wir endlich dem Werke durch eingehende Schilderungen des Erziehungs- und Unterrichtswesens in den verschiedenen christlichen Ländern nach den besten, soweit es zu erreichen möglich ist, amtlichen Quellen zu verleihen.

Wir wünschen, mit diesem Unternehmen eine umfassende Sammlung von wissenschaftlichen, aber sowohl dem gebildeten Laien zugänglichen als den Fachmann interessirenden Monographieen und eben damit ein Werk von nicht bloß vorübergehendem, sondern von dauerndem Werthe herzustellen.

Um ein deutlicheres Bild von dem zu geben, was die Leser zu erwarten haben, fügen wir einen Auszug aus dem systematischen Plane bei, welcher dem Ganzen zu Grunde liegt und in vier Abtheilungen zerfällt, wobei freilich vieles der Kürze wegen nur angedeutet oder übergangen werden muß.

Die erste Abtheilung, welche die allgemeine Pädagogik nebst ihren Hülfswissenschaften umfaßt, bespricht zuerst die pädagogischen Grundbegriffe (Erziehung, Bildung, Richtungen in der Praxis und in der Wissenschaft u. s. f.), Erzieher, Miterzieher, Miterziehende Mächte, Mittel der Erziehung und Bildung (Ehe, Familie, Umgang, Nationalität, Kirche, Hausgottesdienst, Beispiel, Persönlichkeit, Auctorität, Regierung, Z

Kirche. Sofern ſie einem Artikel des Credo zum Inhalt und Objecte dient, ſofern es alſo ein Gegenſtand chriſtlichen Glaubens iſt, daß es eine Kirche giebt, und ſofern der Glaube ihr beſtimmte Attribute beilegt, iſt davon im katechetiſchen Unterricht zu handeln. Ebenſo gehört es zum erweiterten Religionsunterricht, das Wichtigſte aus der Geſchichte der Kirche mitzutheilen. Die Form und die Ausdehnung, in welcher dies zu geſchehen hat, iſt verſchieden, je nachdem der Charakter des geſammten Unterrichts ein mehr wiſſenſchaftlicher oder ein populärer iſt; während die Oberclaſſe eines Gymnaſiums eine Darſtellung im Zuſammenhange geſtattet oder erheiſcht, iſt in der Volksſchule nur Raum zur erzählenden Schilderung einzelner Perſönlichkeiten, Thatſachen und Zuſtände, namentlich ſolcher, die das Verſtändnis und Intereſſe für die eigene Kirche und Confeſſion in der Gegenwart fördern, die alſo auf hiſtoriſchem Wege das kirchliche Bewußtſein wecken oder ſtärken. Hievon unten. Gegenwärtiger Artikel hat es indes nicht mit der Kirche als dogmatiſchem oder hiſtoriſchem Lehrgegenſtand zu thun, ſondern es iſt von ihr ſelbſt nach ihrer Bedeutung für die Erziehung zu reden. Dieſe reducirt ſich auf die zwei Momente, daß 1) die Kirche ſelber eine pädagogiſche Aufgabe zu löſen hat: ſie iſt Erzieherin und ſoll es ſein, und daß 2) es auch eine Erziehung für die Kirche giebt, d. h. eine ſolche, die den Zögling dahin bringen, dazu bilden will, daß die Kirche etwas an ihm habe, nämlich einen treuen Sohn, ein lebendiges Glied an ihrem Leibe, einen Mitträger ihrer Sorgen nnd Mithelfer an ihrer Arbeit, und mit alledem eine Stütze ihrer Exiſtenz, einen Bürgen für ihre Fortdauer. Beides, daß die Kirche das erziehende Subject und zugleich der Zweck der Erziehung iſt, faßt ſich in die Bezeichnung: kirchliche Erziehung zuſammen; von dieſer iſt hier zu ſprechen. Was wir aber darunter zu verſtehen haben, läßt ſich weder darſtellen noch als etwas rechtmäßiges und nothwendiges begründen, wenn man nicht den Begriff der Kirche ſelbſt zuerſt genau feſtſtellt; wir ſind daher genöthigt, einige Sätze hierüber demjenigen voranzuſchicken, was ſofort die Pädagogik ſpeciell angeht.

I. Wenn die evangeliſchen Bekenntniſſe von der Kirche die Definition geben, ſie ſei congregatio sanctorum, ſo iſt hiemit freilich der Streit darüber nicht erledigt, in welchem Sinne die Mitglieder dieſer Congregation sancti ſeien, ob in ſtreng ethiſchem Sinne, ſo daß nach donatiſtiſcher Weiſe alle ſittlich nicht reinen Individuen durch kirchliche Zucht müßten ausgeſchieden werden, um einen Reſt von wirklich Heiligen zu behalten, oder ob es in dem Sinne gemeint iſt, daß alle, die das Sacrament der Taufe empfangen haben, durch die ihnen hiemit ertheilte Weihe zu sanctis werden, unangeſehen, in wie weit ihr realer ſittlicher Zuſtand hinter dem Grade wirklicher Heiligkeit noch zurück ſein mag. Dieſer Punct wird immer zwiſchen den religiöſen Genoſſenſchaften ſtreitig bleiben; die Secten ſtellen ſich nothwendig auf die erſtere, die Kirchen, wenn auch mit Unterſchied in Betreff der Vorbehalte, auf die andere Seite. Deſto klarer aber und beſtimmter iſt mit jener Definition geſagt, daß die Kirche weſentlich eine Verſammlung, eine zur Einheit zuſammentretende Mehrheit von Menſchen iſt, die, ſo verſchieden ſie ſonſt ſein mögen, ſich in ihrem Glauben eins wiſſen und darum auch in gemeinſamer Weiſe — durch Bekenntnis und Gottesdienſt, wie durch gegenſeitige Liebe — dieſes Einsſein im Glauben bethätigen. Daß und warum eine ſolche Gemeinſchaft nur auf dem Boden des Evangeliums möglich, daß es ſomit nur ein Misbrauch des Kirchennamens, ein Product modernen Schreiberregiments iſt, wenn in chriſtlichen Staaten jüdiſche Kirchenräthe eingeſetzt ſind, darauf iſt hier nicht einzugehen.

261. 2. 92.

Deſto wichtiger iſt es, obige ſowohl der Etymologie als dem bibliſchen Sprachgebrauch von ἐκκλησία, und nicht minder der evangeliſchen Erkenntnis vom Heil in Chriſto und ſeiner Aneignung allein entſprechende Definition feſtzuhalten gegenüber der römiſchen und der im Neulutherthum auftretenden romaniſirenden Behauptung, daß (wie wir in einer ganzen Bibliothek von Schriften „über die Kirche“ von Kliefoth, Löhe, Münchmeyer u. a. leſen) die Kirche nicht eine Gemeinſchaft oder (das Wort lautet weltlich, iſt aber ſoweit unverfänglich) Geſellſchaft, ſondern eine Anſtalt ſei, nämlich die Gottgeordnete Heilsvermittlungsanſtalt, deren wahrer Inhalt nicht etwa Menſchen, ſondern Sachen, nicht Perſonen, ſondern Ordnungen ſeien, nämlich Wort, Sacrament und das mit der Verwaltung dieſer Dinge betraute heilige Amt, zu welchem allem die Menſchen, die Laien, die Gemeinden in ſecundärer Weiſe erſt herankommen, um dadurch ſelig zu werden. Die erſtere Anſicht, zu der wir uns als der einzig proteſtantiſchen unumwunden bekennen, ſchreibt der Kirche in allweg auch den Charakter eines Inſtituts zu, wie umgekehrt die Romaniſirenden als ihren lebendigen Inhalt doch immer wieder die Menge der Gläubigen anſehen müßen; aber es iſt ein mächtiger Unterſchied, ob das eine oder das andere Moment vorangeſtellt wird. Nach der einen Anſicht hat der Herr nur Menſchen geſammelt und ihnen ſeinen Lebens- und Liebesgeiſt eingehaucht, „damit ſie alle Eines ſeien, wie er und der Vater Eines ſind“ (Joh. 17, 11. 21); dazu hat er ihnen ſein Wort und ſein Abendmahl gegeben, daß ſie ſich geiſtig nähren und daran auch einen lebenskräftigen Vereinigungspunct haben; ebenſo hat er ihnen befohlen, den Act der Taufe an allen zu vollziehen, die in ſeine und damit auch in ihre Gemeinſchaft aufgenommen werden; aber was ſonſt anſtaltlicher Art an der Kirche iſt, alſo namentlich ihre Verfaſſung und in derſelben die Errichtung eines ſtehenden geiſtlichen Amtes, das iſt erſt im Laufe der Zeit durch natürliches Bedürfnis aus der Gemeinſchaft hervorgewachſen; es ſind Einrichtungen, die großen Segen in ſich tragen und darum als Gaben und Ordnungen Gottes dankbar erkannt und benutzt werden *), aber die zugleich immer auch die Merkmale irdiſcher, ihren Zweck nie vollſtändig erfüllender Inſtitutionen an ſich tragen. Apoſtel hat der Herr ausgeſendet, aber ſelbſt ein Apoſtelamt hat er, der nur einzelne Perſonen mit dem Apoſtelgeſchäft betraute, nicht geſtiftet, geſchweige denn ein Pfarramt; noch viel weniger hat er irgend ein ſolches Inſtitut, ſoweit nicht eine menſchlich-natürliche Vermittlung zur Ueberlieferung ſeines Wortes von dem einen an den andern nothwendig iſt, zwiſchen ſich und die Menſchenſeelen ſo in die Mitte geſtellt, daß dieſen nur durch jenes Zwiſchenglied die Güter ſeines Reichs, die Lebenszuflüſſe aus ſeiner Lebensfülle zukommen könnten. An das Wort allerdings hat er die Gemeinſchaft zwiſchen ſich und der Menſchenſeele gebunden, weil Geiſt auf Geiſt nur durchs Wort, durch den adäquaten Ausdruck des Gedankens, wirken kann; und ſo iſt auch in den beiden Sacramenten (wie ſelbſt Luther bei all ſeinem Sacraments-Realismus doch immer wieder betont) das Wort die Hauptſache; nirgends aber iſt irgend etwas weiteres von kirchlichen Anſtalten als unerläßlich zur Erlangung des Heiles gefordert; ſelbſt die auch proteſtantiſcherſeits viel zu gern in klerikalem Sinn erklärten Stellen von der ſogenannten Schlüſſelgewalt (Matth. 16, 19. Joh. 20, 23.) ſagen zum mindeſten nicht aus, daß, wer Erlaſſung ſeiner Sünden begehre, ſie nur durch prieſterliche Abſolution erlangen könne. (S. darüber die Paſtoraltheologie des Unterzeichneten, S. 185 f. beſ. 187 ff.) Schon hier iſt erſichtlich, wie viel auch für die Erziehung darauf ankommt, ob von dem einen oder dem andern Standpunct ausgegangen wird. Stellt man das Anſtaltliche voran, beſteht die Kirche weſentlich aus Ordnungen mit göttlicher Auctorität, dann muß die kirchliche Erziehung das Individuum zur Paſſivität erziehen; es muß lernen, ſich jenen Ordnungen ſchlechthin zu unterwerfen,

*) „Wenn ſie das Amt als göttliche Stiftung denken, ſo werden wir dem in ſofern gerne beiſtimmen, als wir in allem, was dem Wirklichwerden des Guten dient, eine Ordnung Gottes anerkennen.“ Rückert, ein Büchlein von der Kirche, Jena, 1857. S. 172.

wie denn auch wirklich nicht bloß die römiſche Kirche ſolche abſolute Unterwürfigkeit unter ihr Dogma und ihren Brauch fordert, ſondern auch die Neulutheraner ſich zu der Behauptung haben hinreißen laſſen, „man ſei der lutheriſchen Mutterkirche blinden Glauben an ihre Auctorität ſchuldig, und es ſei die wichtigſte Kirchenarbeit, ſolchen zu bewirken“ (ſo hat ſich ein hannoveriſcher Paſtor gegen die Göttinger theol. Facultät ausgedrückt). Natürlich aber muß dann ein Unterſchied ſein zwiſchen der Erziehung des künftigen Paſtors und der des Laien; denn die Kirche, der man ſolchen Gehorſam zu leiſten und blindlings zu glauben ſchuldig iſt, kann in concreto nur die ſogenannte ecclesia repraesentativa, d. h. die Geiſtlichkeit ſein; aber dieſe muß ſelber auch zu jenem „blinden Glauben an die Auctorität der Kirche“, d. h. ſowohl zu willenloſer Unterwerfung unter das beſtehende Kirchenregiment als zu unbedingter, auf ſelbſtändiges Denken verzichtender Zuſtimmung zu allen kirchlichen Lehrſätzen nach Form und Inhalt erzogen werden. Wird dagegen das Anſtaltliche als das Secundäre im Kirchenbegriff, primitiv aber die Kirche als Verein aufgefaßt, dann iſt die kirchliche Erziehung eine Erziehung zur Activität, zu ſelbſtändiger Ausübung der allgemeinen Chriſtenrechte und Chriſtenpflichten, und der Unterſchied zwiſchen der Laienerziehung und der Erziehung des künftigen Geiſtlichen beſteht nur darin, daß dem letztern erſtlich das Chriſtenthum nach allen ſeinen Seiten, dogmatiſch und ethiſch, exegetiſch und hiſtoriſch, theoretiſch und praktiſch, zum Gegenſtande wiſſenſchaftlicher Forſchung und Erkenntnis gemacht wird, er alſo nicht bloß das Chriſtenthum, ſondern die Theologie ſich zu eigen macht, und daß er zweitens zur Ausübung der amtlichen Functionen, mit denen der Geiſtliche als Repräſentant der Gemeinde betraut wird, die nöthige techniſche Vorübung erhält. Wenn — nach Schleiermachers bekannter Definition des Fundamentalunterſchiedes zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus, Glaubensl. §. 24. — jener das Verhältnis des Einzelnen zur Kirche abhängig macht von ſeinem Verhältnis zu Chriſto, dieſer dagegen das Verhältnis des Einzelnen zu Chriſto abhängig macht von ſeinem Verhältnis zur Kirche: ſo werden ſich die beiden Erziehungsweiſen (d. h. nicht nur die katholiſche und proteſtantiſche, ſondern auch innerhalb des Proteſtantismus die katholiſirende oder ultrakirchliche und die rein evangeliſche) dadurch unterſcheiden, daß die eine den Zögling vor allem recht feſt an die Kirche binden, ihm unbedingten Reſpect vor ihrer Auctorität, unbedingten Glauben an ihre Lehrbeſtimmungen beibringen, ihn mit allen ſeinen Heilsbedürfniſſen von der Kirche abhängig machen, ihm alſo z. B. den Troſt der Sündenvergebung lediglich auf dem Wege der kirchlichen Beichte in Ausſicht ſtellen, überhaupt das chriſtliche Leben ihm ſo in den von der Kirche angenommenen, traditionellen Formen beibringen und angewöhnen wird, daß ihm jenes auch nur in dieſen denkbar erſcheint, während die andere den Zögling zu ſelbſtändigem Erkennen der chriſtlichen Wahrheit aus Schrift und Erfahrung anleiten, zu freiem Ergreifen des in Chriſto dargebotenen Heils durch perſönlichen Glauben an Ihn ermuntern und befähigen und erſt als Reſultat dieſer perſönlichen innern Lebensgeſtaltung den Anſchluß an die kirchliche Gemeinſchaft herbeiführen wird. Letzteres iſt freilich nicht in der abſtracten Weiſe zu faſſen, als ob der Eintritt in die Kirchengenoſſenſchaft und ſomit das Berührtwerden von der Hand der Kirche erſt aufgeſpart bliebe, bis die ſubjective Chriſtianiſirung vollendet wäre; die Kirche tritt ſchon an den Säugling heran, um ihn zu taufen, und nicht nur der letzte Unterricht vor der Confirmation, ſondern auch was von Anfang durch Eltern und Lehrer zur chriſtlichen Bildung des Kindes gethan wird, das thut die Kirche; denn Eltern und Lehrer ſind Genoſſen und damit auch Organe der Kirche. Aber eben das Inſtitut der Confirmation als nothwendiger Bedingung für die Zulaſſung zur Communion, und die allgemein anerkannte Praxis, wornach nicht ſchon die Taufe, ſondern erſt die Confirmation endgültig über die Confeſſion des Zöglings entſcheidet, ſtimmt doch damit zuſammen, daß, obgleich die Kirche auf die Chriſtianiſirung des Zöglings von Anfang an und fortwährend hinarbeitet, und obgleich ſie in der Kindertaufe ſeine Zugehörigkeit zu ihr ſchon anticipirt und (ſ. d. Art. Taufe)

dazu berechtigt ist, doch in Wahrheit der volle, freie Anschluß an die Kirche durchs kirchliche Bekenntnis erst das Resultat jener — wenn man will: subjectiven — Christianisirung ist.

II. Kehren wir zu unserem Hauptsatze zurück, daß die Kirche wesentlich als eine Gemeinschaft von Menschen, als Verein, gefaßt werden muß, so führt uns dies einerseits auf ihre Nothwendigkeit zurück, andererseits werden wir von diesem Punct aus auch auf die Unterscheidung der Kirche als eines einheitlichen und unvergänglichen Ganzen von der bloßen Summirung einer Menge einzelner, wechselnder Individuen geleitet. — Die Nothwendigkeit, daß eine Kirche als Erscheinungsform des Christenthums in dieser Welt, als historische Potenz existirt, daß das christliche Leben einen ihm eigenthümlich angehörigen Menschenverein stiftet, ist sowohl eine innere als eine äußere; d. h. da im Christenthum der treibende Hauptfactor die Liebe ist, so fühlen sich alle Gläubigen zum Anschlusse aneinander getrieben; die Liebe duldet keine Isolirung, einer will und muß — das ist psychologische Nothwendigkeit — dem andern das mittheilen, wovon ihm das Herz voll ist, und einer bedarf vom andern Trost, Rath, überhaupt mancherlei geistliche Handreichung. Wenn also der Geist Christi eine gemeinschaftbildende Wirkung ausübt und dadurch der Stifter der Kirche wird, so schließt er sich damit an einen natürlich-menschlichen Trieb an; es bedarf außer dem Gebot der Liebe nichts weiteres, keine statutarische Verordnung; es bedarf nur einer göttlichen Kraft, um der Liebe Luft zu machen, um sie so zu reinigen und zu stärken, daß sie fähig ist, einen dauernden Bund zwischen den von Natur so wankelmüthigen, egoistischen Menschen zu stiften. Die äußere Nothwendigkeit aber liegt darin, daß ein Lebensprincip, wie das christliche, sich nicht als Ansicht einzelner oder höchstens als Tradition einer Familie, einer Schule forterben und erhalten kann, sondern daß ihm eine freie, aber umfassende Gemeinschaft zur irdischen Heimat dienen muß. Es soll und will die Welt umgestalten, deshalb muß es festen Fuß in der Welt selber fassen, muß in ihr eine historische Gestalt gewinnen; das kann nur sein in derjenigen Form, die wir Kirche nennen. In wiefern hiebei Universalität und Nationalität in Frage kommen, wird unter Ziff. III. beleuchtet werden. — Bleibt es uns nun bei alle dem feststehen, daß die Kirche wesentlich eine congregatio ist und durch das Sichzusammenthun einer Mehrheit von Menschen entsteht, so ist sie doch nicht die bloße Summe dieser sich sammelnden Menschen, so daß auch ihr geistiger Besitz nur gleichsam die Summe wäre, die aus der Addition des Glaubens, der Erkenntnis ꝛc. aller einzelnen sich ergäbe. Wir unterscheiden sie als Ganzes von der Summe des Einzelnen; sie ist — nach einer uns auch in andern Verhältnissen ganz geläufigen Anschauung — „moralische Person", d. h. sie wird als eine für sich bestehende, handlungsfähige, mit Rechten und Pflichten ausgestattete ethische Potenz angesehen, die, ob sie gleich realiter nur in der Vielheit der ihr zugehörigen Personen existirt, doch im Geiste als etwas über den Personen schwebendes, von ihnen und ihrer zufälligen Qualität unabhängiges angeschaut wird. Man kann dies die mystische Seite der Kirche nennen, nach welcher sie eben Gegenstand des Glaubens, nicht schon des Schauens, und in sofern eine unsichtbare ist. Wir sagen z. B. von der Kirche: sie bete an, sie segne, sie singe — wer ists denn eigentlich, der dies thatsächlich vollbringt? Die Klerikalen antworten: die Klerisei thue das; wir aber sagen: die Gemeinde thuts, sie thuts durch den Mund ihrer Liturgen, ihrer Dichter, oder auch in eigener Person in corpore (z. B. im Gemeindegesang). Wohl; aber wenn z. B. gebetet wird: „Allmächtiger Gott, wir sind hier gegenwärtig vor dir, zu hören alles, was uns in deinem Namen gesagt werden soll" — sind denn wirklich alle Individuen, aus welchen die Gemeinde örtlich zusammengesetzt ist, geschweige denn alle, die in ihren Listen als Getaufte eingetragen stehen, wirklich bereit, alles zu hören, was Gott ihnen sagen will? Oder wenn die Kirche singt: „Liebe, dir ergeb ich mich, dein zu bleiben ewiglich": ist das wirklich die ernstliche, aufrichtige Willensmeinung aller? Steht nicht das, was die Kirche singend, betend, predigend bekennt, oft so hoch,

daß selbst die Besten nur eben im gehobenen gottesdienstlichen Momente mit ihrem eigensten Bewußtsein so weit hinanreichen? Deshalb eben will der Sectengeist alle ausschließen, die in irgend einem Stücke noch dahinten sind hinter dem, was die Gemeinschaft bekennt, oder will er umgekehrt vom öffentlichen Gottesdienst, wenigstens vom Bekenntnis in Gesang und Liturgie alles ausschließen, was nicht in aller Munde wahr und wirklich ist, und das Reine und Vollkommene nur in gesetzlicher Weise gepredigt wissen. Beides ist falsch. Der Schwierigkeit ist aber auch nur zu entgehen durch jene Unterscheidung der Kirche als moralischer Person von allen einzelnen, die, was jene ausspricht, wohl als ihre innerste Gesinnung erkennen (sonst gehörten sie gar nicht zur Kirche), aber ihr factisches Zurückstehen hinter dem, was die Kirche ist und thut als ideale Persönlichkeit, die dennoch nicht bloßes Ideal ist, sondern eine nur für jetzt unsichtbare Realität hat, demüthig bekennen.

III. Die Kirche ist freier Verein, beruhend auf der Association derer, die an Christum glauben. Diese Association hat aber nicht nur den Trieb in sich, sondern sie ist durch die universale Bedeutung des Christenthums als welterlösender Religion ausdrücklich darauf angewiesen, die ganze Menschheit in ihren Kreis zu ziehen. Sie kann das, weil der christliche Begriff vom Menschen jeden Unterschied der Nationalität, des Geschlechts, der Bildung u. s. f. zu einem gleichgültigen Moment herabsetzt — hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Mann noch Weib, nicht Freier noch Knecht (Gal. 3, 28). Darin besteht auch ein fundamentaler Unterschied zwischen Kirche und Staat, daß für erstere an sich diejenigen Schranken nicht existiren, die für diesen nothwendig sind; denn vergrößert dieser sich zu einem Weltreiche, so steht auch schon sein Zusammenbrechen in nächster Aussicht. Allein nur die römische Kirche hat, da sie sich für die katholische, d. h. die allgemeine ausgiebt, diese Negirung der staatlichen Schranken und Differenzen thatsächlich und consequent durchzuführen versucht, hat aber eben damit sich in unaufhörlichen Conflict mit der staatlichen Gewalt begeben. Und wenn auch protestantische Theologen das Verhältnis von Staat und Kirche darauf hin ordnen wollen, daß diese einen universalen, jener nur einen nationalen Charakter habe, so treiben sie sich damit in einem abstracten Denken herum, das nie zu einem klaren und wahren Resultat führen kann. Man macht von dieser Seite nicht selten den protestantischen Fürsten den Vorwurf, sie hätten die evangelische Kirche schon von vornherein dadurch in schiefe Stellung, ja unwürdige Knechtschaft gebracht, daß sie, indem jeder sein Land reformirte, die Kirche in Landeskirchen zerschlagen haben — ein Begriff, den die Schrift nicht kenne, und der, weil er das Moment der Universalität oder Katholicität aufhebe, eigentlich eine contradictio in adjecto sei. Wir unsererseits haben im Gegentheil die Ueberzeugung, daß die Landeskirche die wahre, concrete Form für die Existenz der Kirche ist. Denn 1) ein Verein, der die ganze Menschheit umfassen soll, kann nur auf geistige Weise wirklich sein: ich kann alle Menschen als Brüder erkennen, für alle beten, kann nach den entferntesten Puncten hin meine Liebe ihre Gaben senden lassen, aber ein wirkliches Zusammenleben, ein gemeinsames Handeln des ganzen Menschengeschlechtes ist — abgesehen von anderem — schon physisch unmöglich. Selbst die römische Kirche, die so viel Gewalt und List anwendet, hat dies nur in höchst unvollkommener Weise vermocht und selbst ihre wirklichen Erfolge sind großentheils nur eine scheinbare Verwirklichung jener Idee. 2) Die evangelische Kirche, zufrieden mit dem Glauben an eine geistige Zusammengehörigkeit aller in der weiten Welt zerstreuten wahrhaft Gläubigen, begehrt keinen äußeren Zusammenschluß aller durch gemeinsames Regiment und gleiche Lebensformen; da ihr die Verfassung, überhaupt das Anstaltliche an der Kirche nicht auf göttlicher Stiftung beruht, sondern etwas aus natürlichen Prämissen hervorgegangenes, historisch gewordenes ist, so läßt sie eine Mannigfaltigkeit verschiedener Kirchenformen nach Zeit und Ort willig zu; sie fordert bloß reine Verkündigung des Wortes Gottes und schriftgemäße Spendung der Sacramente, das aber ist beides in den mannigfaltigsten Formen gleich gut möglich. Andererseits aber geht sie auch nicht

bis zu dem Extreme, wie die Independenten, daß jeder Haufe von Chriſten, die perſönlich zuſammentreten, von jedem andern Haufen unabhängig für ſich ein Gemeindeleben führe; das wäre namentlich dem deutſchen Proteſtantismus zu ungemüthlich; der Independentismus iſt nur in den Heimatländern alles Egoismus, in England und Amerika möglich. Vielmehr iſt es die Nation, die Landesgemeinde, die der echte Proteſtantismus zur Landeskirche machen will, die nicht nur durch reine Lehre und reines Sacrament, wie alle wahren Kirchen in der Welt verbunden, ſondern noch beſtimmter durch einheitliche Organiſation und einheitliches Regiment und durch Gleichheit der gottesdienſtlichen Formen auch äußerlich als Gemeinſchaft ſich darſtellen ſoll. Denn der Geiſt des neuen Bundes iſt zwar an keine Nation gebunden, aber er zerſtört die nationalen Bande ebenſowenig als irgend ein anderes natürliches Band, ſondern ſchließt ſich an ſie an und füllt dieſe Naturformen mit geiſtigem Inhalt. Die natürliche Einheit einer Nation, deren umfaſſendſte und entwickeltſte Erſcheinungsform der Staat iſt, beruht auf der urſprünglichen Stammeseinheit, deren Gefühl ſich auch unter den mannigfachſten politiſchen Verſchmelzungen oder Trennungen im Kern des Volkes fort-erhält, und demgemäß auf der Gleichheit der Sprache, der Geſchichte, des Charakters; unter den gemeinſamen Lebensintereſſen nun ſteht oben an das religiöſe. Das Chriſtenthum ſchließt keine Nationalität von ſich aus, es ſchließt ſich vielmehr an jede Nationalität an, kleidet ſich in nationales Gewand, ohne darum ſeine Univerſalität zu verlieren. Wer wollte läugnen, daß z. B. der franzöſiſche Proteſtant, eben weil er Franzoſe iſt, ein vom deutſchen Proteſtanten ganz verſchiedenes Gepräge hat, ſo ſehr, daß er oft weit weniger vom franzöſiſchen Katholiken unterſchieden zu ſein ſcheint, als vom deutſchen Glaubensgenoſſen? So iſt die engliſche Frömmigkeit eine ſpecifiſch engliſche, und darum in vielem von der deutſchen verſchieden, ſelbſt wo das Dogma gleichlautet. Das Leben iſt ſtärker als die geſchriebenen Formeln. Deshalb iſt es ganz der normale Gang und Stand der Sache, daß die Kirche als Landeskirche exiſtirt; wie die übrigen Intereſſen, ſo ſoll auch das höchſte ein der Nation gemeinſames ſein, auch in ihrem religiöſen Leben will und ſoll ſie — ähnlich wie im kleinen Kreiſe die Familie — als Nation ſich wiſſen, als Nation vor Gott treten, d. h. das Volk will und ſoll ſich zur Kirche conſtituiren. Liegt doch dieſer Trieb, dieſe innere Nothwendigkeit ſelbſt in der katholiſchen Kirche z. B. dem Gallikanismus zu Grunde; und wenn heute das Miſſionswerk in einer heidniſchen Landſchaft eine entſprechende Ausdehnung gewinnen würde, ſo würde ſicherlich darauf hingearbeitet werden, das Land als ſolches zu chriſtianiſiren; dadurch erſt, daß auch die weltliche Regierung die chriſtlichen Ideen in ihre Rechtsbegriffe aufnähme, und das ganze Volk als ſolches ein chriſtliches wäre, wäre der Zweck der Miſſion erfüllt. Daß durch die vielfachen Territorialwechſel der neuern Zeit das landeskirchliche Princip überall durchbrochen iſt, hebt die Richtigkeit desſelben nicht auf. Dieſe geographiſche Einheit der Kirche, als organiſcher Form des religiöſen Volkslebens, mit der Nation, zerſtört auch nicht das Bewußtſein der Gemeinſchaft mit fremden Landeskirchen, ſo weit ſie auf dem Boden derſelben evangeliſchen Wahrheit ſtehen, ja mit allen wahrhaft chriſtlichen Elementen, wo ſie immer in der Welt ſich finden mögen. Dieſe Gemeinſchaft kann, wenn Bedürfnis vorhanden iſt, ſich äußerlich in Allianzen, Conferenzen, Kirchentagen oder wie ſonſt kund geben, oder ſie kann ſich auf geiſtigen Verkehr, auf literariſchen Austauſch beſchränken; zu Einer Kirche aber verſchmelzen mit alle dem die Landeskirchen niemals und ſollen es auch nicht, bis der Tag kommt, da Ein Hirte und Eine Heerde ſein ſoll. *)

*) Sehr gut hat Dr. Eduard Nägelsbach in der gegen altlutheriſches Separationsgelüſte gerichteten Schrift: „Ueber kirchliche Gemeinſchaft und Austritt aus der Kirche“ (Erlangen 1854) S. 49 geſagt: „Ich ſtelle mich entſchieden auf den landeskirchlichen Standpunct, weil derſelbe allein der wahrhaft kirchliche iſt. Er iſt auch der wahrhaft deutſche und wahrhaft lutheriſche. Ich habe oft Franzoſen ſagen hören: „Les Allemands sont kirchlich,“ weil ſie in ihrer Sprache

IV. Durch Obiges hat ſich uns der Begriff der Kirche, alſo das Subject genau beſtimmt, deſſen pädagogiſche Thätigkeit wir nun anzugeben haben. Daß ihr überhaupt eine ſolche zukommt, daß es nicht ein Eingriff in ein fremdes Amt iſt, wenn die Kirche ſich als zur Erzieherin berufen achtet, das liegt im Weſen des Chriſtenthums ſelbſt, deſſen Trägerin die Kirche iſt, es liegt in dem engen Zuſammenhange, der zwiſchen Erlöſung und Erziehung beſteht, ſofern die letztere das menſchliche Werkzeug iſt, durch welches jene göttliche That ſich an den Einzelnen ſucceſſiv vollzieht. Wie nach Tit. 2, 11. 12. die in Chriſto erſchienene χάρις eine παιδεύουσα iſt, ſo muß diejenige Gemeinſchaft, in der ſich jene χάρις eine irdiſche Wohnſtätte, einen Leib bereitet hat, durch die ſie auf Erden nicht bloß ſichtbar wird, ſondern auch auf die Welt wirkt, ebenfalls eine erziehende Wirkſamkeit ausüben. Die Kirche thut das in manchfacher Weiſe, im Großen und im Kleinen, mittelbar und unmittelbar. Ins Große gewirkt hat ſie in der erſten Hälfte des Mittelalters. Sie hat die rohen Völker zu geſitteten Nationen erzogen, hat geiſtige Intereſſen und Kräfte in ihnen geweckt, hat den wilden Leidenſchaften Zügel angelegt und mildere Lebensgewohnheiten zu Stande gebracht. Die Mittel, wodurch ſie das bewerkſtelligte, waren, wie bei aller Erziehung, theils das belehrende Wort, das durch die Macht der Wahrheit wirkt, theils aber, und allerdings noch viel mehr, ſowohl dem Charakter der römiſchen Kirche als der Roheit der Zeiten gemäß, der disciplinariſche Zwang, der darum ausgeübt werden konnte, weil und ſo lange der ſuperſtitiöſe Glaube an die päpſtliche und prieſterliche Gewalt über das Seelenheil im Bewußtſein der Fürſten und Völker feſtſaß. In dieſer Art ins Große gewirkt zu haben, kann ſich in allweg die evangeliſche Kirche nicht rühmen; wie oft klagt Luther über ſeine Deutſchen, ſie ſeien wilde Beſtien, die ſich nicht wollen zähmen laſſen; wie tief beugt es ihn, daß das Evangelium, das nun doch frei allenthalben erſchalle, die Sitten des großen Haufens ſo wenig beſſere, ja daß die evangeliſche Freiheit von ſo vielen zu deſto ärgerer Zügelloſigkeit misbraucht werde! Zu Zeiten hat freilich die Kirche nicht gethan, was ſie diesfalls thun ſollte und konnte; über ihren Lehrſtreitigkeiten vernachläßigte ſie die Seelſorge, über den Controverspredigten ward die Erbauung verſäumt, und die Kirchenzucht fruchtete vielfach nichts, weil ſie ſo oft nur gegen gemeines Volk angewendet wurde, den Sünden der großen Herren gegenüber jedoch machtlos oder feige war. Aber wenn dieſe Uebelſtände auch hinweggedacht werden, ſo liegt ſchon im Princip des Proteſtantismus etwas, das eine ins Große gehende und in impoſanten Formen auftretende Erziehungsthätigkeit desſelben nach Art des Katholicismus von vornherein erſchwert. Wo der Prieſter wie ein Weſen höherer Art dem Laien gegenüberſteht, da iſt der Laie zur Unmündigkeit verurtheilt. So ſind in der That dem mittelalterlichen Papſtthum gegenüber die Völker unmündig, darum eben hat jenes das Recht und die Pflicht, ſie zu erziehen. Der Proteſtantismus, ſo wenig er von Volksſouveränität im modernen Sinn weiß, ſo gewiß erklärt er doch principiell (in der evangeliſchen Fundamentalidee des allgemeinen Prieſterthums) den Laien für mündig dadurch, daß er im Beſitze des Wortes Gottes und daß der heilige Geiſt nicht an die Ordination gebunden iſt. Dieſe Mündigerklärung erfolgte freilich nicht ſo, wie

kein Wort für eine Sache haben, die ihrer Landesart und Sitte fremd iſt. Daß auch das Ganze ſeine Bedürfniſſe hat“ (Hier ſagen wir noch beſtimmter: daß eine Nation als ſolche ihre gemeinſamen religiöſen Bedürfniſſe, Anſchauungen, Intereſſen, Ausdrucksweiſen hat), „und daß ihretwillen der Einzelne ſich unterordnen und — zwar nicht ſein Seelenheil, denn das iſt geborgen, ſo lange er ſeine Bibel hat, aber — ſeine Ideale opfern muß, das vergeſſen auch unter uns ſolche, die doch die Repräſentanten lutheriſcher Kirchlichkeit ſein wollen. Die Väter unſerer Kirche hatten ſo ſehr die Ueberzeugung, daß alle in einem Territorium zuſammenlebenden Glieder der Kirche auch kirchlich zuſammen gehen müßten, daß ſie dieſe kirchliche Einheit für die conditio sine qua non des Beſtehens der Kirche hielten.“ — Daß damit nicht einem deſpotiſchen Territorialismus das Wort geredet oder der Weg gebahnt wird, iſt Sache weiterer, nicht hieher gehöriger kirchenrechtlicher Erörterung.

etwa eine Amneſtie verkündigt wird. Luther ſelbſt war weit entfernt, die Maſſen für mündig zu erklären — wie bewegt ihn bald Zorn, bald Erbarmen, wenn er vom „Pöbel" redet —, aber principiell iſt trotz alledem die alte Stellung zwiſchen Klerus und Laien aufgegeben, und darum auch ein ferneres Zuchtmeiſteramt der Kirche nach alter Weiſe unmöglich. Oder vielmehr: die Kirche wird auch ferner erziehen, aber es iſt nicht der Klerus, der die Laien, nicht mehr der Prieſter, der das Volk erzieht, ſondern die Gemeinde, wie ſie in ihren mündigen Gliedern lebendig exiſtirt, wie ſie aber ſpeciell in ihren dazu vorgebildeten Organen, den amtlich berufenen Männern und geſetzlich aufgeſtellten Behörden ſich repräſentirt, erzieht diejenigen, die ihr anvertraut ſind als Unmündige, damit auch ſie zu jener chriſtlichen Volljährigkeit gelangen, von welcher Eph. 4, 13. 14. die Rede iſt. Dieſe Unmündigen ſind

1) Die Kinder. Die Kirche nun erzieht ſie a. dadurch, daß die Eltern, welche Genoſſen der Kirche ſind, ſie in dem Sinne erziehen, der durch die Taufe ihnen als Sinn und Meinung der Kirche vorgehalten wird. Nicht nur aber iſt die Kirche ſchon in den Eltern repräſentirt, ſondern ſie vergißt auch nicht, dieſelben je und je auf Grund der Schrift an ihre Pflicht zu erinnern; indem ſie den Eltern über chriſtliche Erziehung predigt, indem ſie auf dem Wege der Privatſeelſorge zur Erziehung Rath giebt oder auch dem Säumigen ſeine Schuld vorhält und ſein Gewiſſen ſchärft, erzieht ſie ſelbſt, nur auf mittelbare Weiſe. Außerdem iſt hieher noch zu rechnen das Inſtitut der Taufpathen; ihnen hat die mittelalterliche Kirche aufgegeben, den Täufling das Credo, pater noster ꝛc. zu lehren, und wenn in der Gegenwart die Pathenſchaft auch meiſt zu einer leeren Form herabgeſunken iſt: das bleibt doch als Sinn dieſes kirchlichen Inſtituts unverrückt ſtehen, daß der Pathe ſich der Kirche für die chriſtliche Erziehung des Kindes feierlich verbürgt. Wo aber Eltern und Pathen durch eigene Schuld oder durch Unglück in eine Lage verſetzt ſind, daß von ihnen trotz aller Mahnung eine chriſtliche, ja auch nur menſchliche Erziehung gar nicht zu hoffen iſt: da iſt es, im Zuſammenhange mit kirchlicher Armenfürſorge, Aufgabe der Kirche, für Unterbringung ſolcher verwahrloſten Kinder an Orten zu ſorgen, wo das ihnen gewährt wird, was die Heimat ihnen verſagt. Ob Inſtitute dieſer Art auch von Privaten oder vom Staate errichtet ſind (wie die Staatswaiſenhäuſer und die Rettungsanſtalten), oder ob die Unterbringung in Familien durch die Gemeindebehörden anzuordnen iſt: immer iſt es die Kirche, die kraft der ihr inwohnenden Liebe zur Betreibung und Ausführung der Sache zu allermeiſt die Hand bieten muß. Aber b. auch unmittelbar ſucht die Kirche durch ihre amtlichen Organe erziehend zu wirken. Sie nimmt die Kinder durch Katecheſe und Confirmationsunterricht und die ſich daran anſchließende ſpecielle Seelſorge in geiſtliche Pflege; ſie läßt dieſelben an ihrem Cultus Theil nehmen*) und richtet eigene Kindergottesdienſte in katechetiſcher, homiletiſcher, liturgiſcher Form ein (wie Sonntagskinderlehren, Kinderpredigten ꝛc.). Man kann immerhin (mit Schleiermacher, Erz. L. S. 183) ſagen, das unmittelbare Eingreifen der Kirche in die Erziehung ſei ein bloßes Supplement der Familienerziehung; die kirchliche Gemeinſchaft müße ſich auf die Familien verlaſſen können (S. 182), und es könnte ganz recht ſein, wenn die Kirche nur ſchwachen Antheil an der Erziehung nähme, unter der Vorausſetzung nämlich, daß die chriſtliche Geſinnung in der rechten Intenſität überall gleichmäßig verbreitet wäre (S. 184). Selbſt das Beſtehen theologiſcher Bildungsanſtalten, alſo einer kirchlichen Erziehung wenigſtens für die künftigen Geiſtlichen wäre alsdann

*) „Der Paſtor muß in den Predigten oft auf die Kinder Rückſicht nehmen; wenn er verlangt, daß die Lehrer ſie zur Kirche führen ſollen, muß er auch nicht vergeſſen, daß ſie da ſind. Die Eltern hören es gern, wenn die Kinder in der Predigt angeredet und ermahnt werden, und die Kinder fühlen, daß ſie auch ein Recht in der Kirche haben, wenn hin und wieder etwas vorkommt, das ihre Pflichten und Verhältniſſe angeht." Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeiſtlichen, in der Evangel. Kirchenzeitung 1860, Novemberheft, Nr. 89, S. 1062. f.

nicht mehr nothwendig, wenn „die geſchichtliche Bildung, die zur Darſtellung des chriſtlichen Geſammtlebens gehört, eine allgemeine ſein würde.“ Letztern Gedanken haben Schleiermachern wohl ſeine Erinnerungen von Herrnhut her nahe gelegt. Allein, was dieſen Punct anbelangt, ſo fehlt es ja gerade dort auch nicht an theologiſchen Inſtituten (ſ. d. Art. Herrnhut); die wiſſenſchaftliche Theologie wird niemals Gemeingut werden, wie Glaube und Geſinnung es werden kann und ſoll; wird einſt die Erkenntnis der Wahrheit, d. h. das Schauen derſelben ein gemeinſames Gut der Erlösten, ſo iſts mit der Wiſſenſchaft wie mit der Weisſagung zu Ende. Aber auch den kirchlichen Volksunterricht, die Katecheſe, können wir nicht in der Art als bloßes Supplement für die lückenhafte häusliche Erziehung zum Chriſtenthum betrachten, daß, wenn eines Tags das Haus dieſe Lücken ſelbſt ausfüllen würde, dann die Kirche, d. h. ihre amtlichen Repräſentanten, nichts mehr in dieſer Richtung perſönlich zu thun hätten. Erſtlich würde dem Geiſtlichen als Seelſorger die wichtigſte Baſis ſeiner ganzen ſeelſorgerlichen Einwirkung auf die Gemeinde genommen ſein, wenn er nicht mit der Jugend derſelben in perſönlichem Verkehr ſtünde; erfahrungsmäßig knüpfen ſich gerade durch dieſen die feſtſten Bande zwiſchen Seelſorger und Pfarrkind. Ja auch für die Gegenwart ſchon iſt der Verkehr des Geiſtlichen mit den Kindern in der Gemeinde eines der wichtigſten Vehikel, wodurch er mit den Eltern und der ganzen Familie in Berührung kommt, wodurch perſönliches Vertrauen zu ihm geweckt und erhalten wird. Alſo ſchon um ihrer ſelbſt und ihrer allgemeineren Zwecke willen müßte die Kirche, wenn auch (nach Luthers Idee) jeder Hausvater Kinder und Geſinde den Katechismus recht lehren könnte, dennoch einen Antheil an dieſem Geſchäfte für ihre amtlichen Vertreter ſich vorbehalten. Dazu kommt aber ein zweites. Jede Familie, auch wenn ſie von lauterer Geſinnung iſt und ſich als chriſtliche Familie ausweist, hat einen beſtimmten, individuellen Typus, der theils durch die Perſönlichkeit der Eltern, durch deren Lebensgang und Bildungsſtufe, theils durch Familientradition bedingt iſt. Dadurch entſteht eine große Ungleichheit in Bezug auf die Enge oder Weite des geiſtigen Horizonts, auf mehr evangeliſche oder mehr geſetzliche Auffaſſung der ſittlichen Lebensaufgaben, ja ſelbſt in Bezug auf die Ausdrucksweiſe für die gemeinſamen religiöſen Anſchauungen. Dieſem Familientypus gegenüber repräſentirt der Geiſtliche, der auf der Höhe der wiſſenſchaftlichen Bildung zu ſtehen berufen iſt, das Allgemeine, das Objective; es ſtrömt der Segen der Wiſſenſchaft, überhaupt des allgemeinen geiſtigen Lebens reinigend, mildernd, befreiend und erhebend durch ihn in die Gemeinde ein; und gerade der noch bildſamen Jugend muß ſich — in der für ſie geeigneten Form — dieſe Strömung zuwenden. Nun kann es freilich geſchehen, daß z. B. ein Hausvater gerade auf den Typus, den er trägt, einen ſo ausſchließlichen Werth legt, daß er ſein Kind eben wegen der Stellung, die der Geiſtliche dem vorhin Geſagten zufolge einnimmt, dem Unterrichte desſelben zu entziehen entſchloſſen iſt. Iſt freilich der fragliche Geiſtliche ein Menſch, der Antichriſtliches lehrt, oder der durch ſeinen Wandel Aergernis giebt, ſo daß es für den rechtſchaffenen Hausvater wirklich Gewiſſensſache wird, dem Einfluſſe desſelben kein Kind auszuſetzen, dann iſt es Pflicht der leitenden Behörden, ſolch einen Mann zu entfernen, d. h. nicht ihn einer andern Gemeinde aufzuzwingen, ſondern ihn zu entlaſſen. Aber jene Weigerung hat oft auch nur den bornirten Eigenſinn eines dem Sectengeiſte verfallenen Vaters, vielleicht auch rein perſönlichen Haß gegen den Geiſtlichen zu ihrem Grunde. Was iſt dann zu thun? Hat die Kirche ein Zwangsrecht gegen die Eltern, daß ſie ihre Kinder ihr anvertrauen müßen, wie dem Staate ganz unzweifelhaft das Recht des Schulzwanges zuſteht? Wir müßen die Frage verneinen, denn ein unmittelbares Recht auf die Kinder ſteht der Kirche nicht zu, da überhaupt die Zugehörigkeit zu ihr Sache der freien Entſchließung iſt. Die Schrift weiß von einem ſolchen Rechte der Kirche keine Sylbe; ſie erkennt es einzig den Vätern zu, ſo jedoch, daß die Ausſprüche Jeſu Matth. 19, 29. Luc. 18, 29. auch die Gränze der väterlichen Macht über des Kindes Seele deutlich erkennen laſſen. (S. darüber die lichtvolle Auseinanderſetzung in Puchta's „Einlei-

tung in das Recht der Kirche" Leipz. 1840. S. 83 ff., wo unter anderem gesagt wird: „Der Kirche steht keine positive Zwangsmaßregel [in obiger Beziehung] zu. Sie kann nicht gegen den Willen des Vaters über die Erziehung disponiren, denn sie hat kein Recht an die Kinder, nicht ihr ist die Zucht derselben durch das göttliche Gebot [Eph. 6, 4.] als ihre unmittelbare Thätigkeit anbefohlen, sie kann daher nur mittelbar, durch den Vater, welcher ihr angehört, auf sie einwirken. Und sie hat in diesem Fall keine andern Mittel, als die ihr überhaupt bei Verletzung kirchlicher Pflichten gegen ihre Mitglieder zustehen. Dies wird namentlich auch für den Fall gelten müßen, wenn der Vater seine Kinder für eine andere Confession erziehen läßt.") Puchta erinnert namentlich mit vollem Rechte, daß die Taufe noch keine solche Gewalt über das Kind rechtlich begründe. Nicht nur ist es eine der impertinentesten Anmaßungen des katholischen Klerus, die in der Mortara-Geschichte vor einigen Jahren in ihren schändlichen Consequenzen recht zu Tage kam, daß derselbe behauptet, jeder Getaufte sei als solcher der katholischen Kirche leib- und seeleneigen, und sie hätte das Recht, alle Getauften, heißen sie auch Protestanten, mit Gewalt zum Gehorsam gegen sie zu zwingen, zur Zeit sei bloß die Ausübung dieser Gewalt physisch behindert: sondern auch die evangelische Kirche kann darauf, daß ein Kind von ihr getauft worden, kein nachheriges Zwangsrecht begründen, weil, wie oben bemerkt, die Kindertaufe noch nichts über die Confession entscheidet. Tritt also der Fall ein, daß ein Vater sein Kind der Kirche, zu der er selber sich äußerlich noch bekennt, nicht zu Unterricht und Einsegnung übergeben will, so bleibt nichts übrig, als daß demselben vorgehalten wird, daß er, wenn er hierauf beharre, nicht nur dem Kinde den Zutritt zur kirchlichen Gemeinschaft, namentlich zum h. Abendmahl, unmöglich mache, also wohl bedenken solle, ob nicht sein Kind dereinst diesen Eigensinn des Vaters verwünschen werde, sondern daß er selber da durch einen Widerspruch gegen die Kirche, ja einen Haß und eine Verachtung gegen sie verrathe, die sein eigenes Bleiben in ihr, seine fernere Anerkennung als Glied der Kirche, seine Theilnahme an ihren Gnadenmitteln unmöglich mache. So gewiß es eine Regel kirchenpolitischer Weisheit ist, solche Individuen nicht eiligst hinauszudrängen, sondern ihnen Zeit zur Ernüchterung zu lassen: so gewiß fordert die Würde der Kirche, daß solches Zusehen nicht in infinitum geht. Uebrigens aber muß die Gesetzgebung dafür sorgen, daß das Kind, wenn es im Widerspruche mit den Eltern kirchlich confirmirt werden will, gegen die elterliche Gewalt geschützt, und zu dem Behufe ein Termin, von wo an es sich frei entscheiden darf, — das sogenannte Unterscheidungsjahr — festgesetzt wird. Umgekehrt aber fordert dieselbe kirchliche Regierungsweisheit, daß, so lange ein Vater seine Kinder der kirchlichen Pflege nicht entzieht, auch er selbst, sogar wenn er der activen Theilnahme am kirchlichen Leben sich längere Zeit enthalten hätte, doch noch als Glied der Kirche betrachtet, d. h. in Geduld getragen werden muß; die kirchliche Einwirkung auf die Kinder läßt immer noch hoffen, daß er das Band nicht völlig gelöst habe, und, ohne daß der Geistliche durch die Kinder den Vater speciell bearbeiten zu lassen versucht (wie hiezu wohl öfters der Beichtstuhl in der katholischen Kirche benutzt wird), kann dennoch auf diesem Wege von selbst ein stiller Einfluß auf des Vaters Sinn stattfinden.*)

c. Beides, mittelbare und unmittelbare Einwirkung auf die Erziehung wird der Kirche ferner überall zugestanden, wo und in so weit ihr die Leitung der Schule ganz oder theilweise anvertraut ist. Die geschichtliche Nachweisung über das Verhältnis der Kirche zu den verschiedenen Arten von Schulen, über die Entstehung und Fortentwicklung dieses Verhältnisses ist Sache der besonderen das Schulwesen betreffenden Artikel; die einfachen Gründe aber, worauf das Recht wie die Pflicht der Kirche beruht, jenen Einfluß auf die Schulen auszuüben, sind folgende:

*) Vgl. den Artikel über die Dissidentenkinder in den christlichen Schulen, in der Neuen evangel. Kirchenzeitung, redig. von Meßner. 1860, Nr. 11, S. 171 ff.

α. Zum Begriff einer christlichen Schule (und christlich muß in christlichen Landen jede Schule sein, weil Lehrer und Schüler Christen sind) gehört es wesentlich, daß sie nicht ein bloßes Aggregat von Lehrern, Lehrfächern und Lehrstunden für ein Aggregat von Schülern, sondern ein organisch verbundenes, lebendiges Ganzes ist, dessen einzelne Kräfte, Mittel und Zwecke allesammt einem gemeinsamen Hauptzwecke, dem der christlichen Bildung dienen, und ebenso ein gemeinsames Leben — was man Schulleben nennt — führen, eine civitas darstellen. Aus diesem innern und äußern Organismus nun läßt sich das religiös-sittliche Moment, das den Kernpunct aller Bildung, nämlich Gesinnung und Charakter betrifft, nicht nur nicht ausscheiden, sondern es nimmt, wenn auch in den gelehrten Anstalten nicht wie in der Volksschule als Lehrgegenstand unter den Lehrfächern, doch als Hauptfactor in der Erziehung, als das den Geist der Erziehung bestimmende Moment eine dominirende Stellung ein. Ist aber dem also, so folgt, daß die Kirche, als Trägerin des religiösen Gesammtlebens in den Kreis ihrer Interessen, unter die Gegenstände ihrer Sorge und Thätigkeit auch jene Anstalten aufnehmen, und daß, wenn auch im Laufe der Zeiten eine immer größere Theilung der Arbeit nothwendig wird, wenn also die Diener der Kirche nicht mehr als solche schon im Stande sind, den Unterricht in allen Pensen selbst zu geben, weil die einzelnen Wissenschaften immer größere Dimensionen annehmen, doch immer in Bezug auf die Ertheilung des religiösen Unterrichts und auf die in solch einem Institut gehandhabte Erziehung ihnen Cognition und Einfluß zustehen muß. Wie wäre doch der Bildungszweck verfehlt, wenn neben allem sonstigen Wissen die jungen Leute sittlich roh oder religiös verwahrlost oder gar positiv irreligiös aus den Händen der Lehrer ins Leben zurückträten? Allein die Frage nach Recht und Pflicht der Kirche im engern Sinne ist damit keineswegs erledigt. Man kann vollständig zugeben, daß die Kirche auch den Gymnasiasten sittlich und religiös zu erziehen hat, und dennoch bestreiten, daß der Klerus sich am Unterricht und an der Leitung des Gymnasiums zu betheiligen habe. Ist denn die Kirche der Klerus und der Klerus die Kirche? Nein; der echte Protestantismus darf die ecclesia synthetica nicht so von der repraesentativa scheiden, als ob jene nicht auch sich selbst zu repräsentiren vermöchte. Haben wir oben anerkannt, daß wenn Vater und Mutter ihr Kind christlich erziehen, alsdann die Kirche in ihnen und durch sie das eigentlich erziehende Subject ist, die kirchliche Erziehung also nicht da erst anfängt, wo der Pfarrer das Kind unter seine Hände bekommt: so ist klar, daß, auch wenn kein Geistlicher über die Schwelle eines Gymnasiums tritt oder im Rathe der Studienbehörden Sitz und Stimme hat, wenn nur die Lehrer selbst, mögen sie Philologen oder Mathematiker oder was sonst sein, nach Gesinnung und Charakter Christen sind, die zur Kirchengemeinschaft sich halten, alsdann in Wahrheit die Kirche es ist, die auch im Gymnasium erzieht. Daß dies der normale Zustand wäre, ist außer Zweifel; Gymnasiallehrer von christlichem Charakter werden sogar leicht ein Mistrauenszeichen darin sehen, wenn ihnen der Religionsunterricht abgenommen und einem Geistlichen übergeben wird. Aber es ist eben so gut möglich, daß gerade Männer solchen Charakters diese Einrichtung wünschen oder gutheißen. Denn auch wo die persönliche Gesinnung eine durchaus christliche und kirchliche ist, nimmt doch der wissenschaftliche Beruf die innere und äußere Thätigkeit z. B. eines Lehrers der griechischen Sprache oder der Naturwissenschaften u. s. f. dermaßen in Anspruch, daß er der Religionswissenschaft und ihrer Literatur nicht in der Ausdehnung sich widmen kann, wie der Mann vom Fache. Dies aber, die wissenschaftliche Beschäftigung mit seinem Lehrgegenstand, ist zu einer tüchtigen Behandlung desselben in höheren Anstalten (ja auch in den niederen und niedersten) ebenso nothwendig, wie jedes andere Lehrfach eine wissenschaftliche Basis bei dem haben muß, der es betreibt. Wir sehen also: wenn wir es für geeignet erklären, daß die religiöse Seite des Unterrichts am Gymnasium einem Theologen übergeben werde, so ist die Meinung nicht die, als wäre nur durch diesen die Kirche repräsentirt, als wäre nur er der Träger ihrer Interessen; nicht sowohl als

Kirchenmann, ſondern eben als Theologen haben wir ihn dabei im Auge, der ſeine ganze Kraft und Zeit auch der wiſſenſchaftlichen Durchforſchung ſeines Lehrgegenſtandes widmen kann, wozu aber allerdings noch das weitere, ſpecifiſch kirchliche Moment kommt, daß der Theolog, der doch immer zugleich Prediger ſein wird oder Paſtor werden will, fortwährend mit der Gemeinde und dem Gemeindeleben in einer viel näheren Verbindung bleibt, als es auch dem wohlgeſinnteſten Lehrer des Griechiſchen oder Lateiniſchen in der Regel möglich ſein wird. Verlangen wir dann noch für einen ſolchen Vertreter der Kirche am Gymnaſium, daß er an den gemeinſamen Berathungen des Lehrercollegiums Theil nehme und daß ihm zur perſönlichen ſeelſorgerlichen Einwirkung auf die Schüler der Weg durchaus offen gelaſſen werde, ſo iſt dies nur eine Sache der Billigkeit; er iſt damit den übrigen Lehrern einfach gleichgeſtellt. Wenn es endlich als ein Recht der Kirche beanſprucht werden muß, daß auch jede Centralbehörde für die Leitung des Studienweſens einen Vertreter der Kirche in ihrem Gremium habe, ſo beruht dies wieder nicht auf der Vorausſetzung, als ob die übrigen Mitglieder ſich um Chriſtenthum und Kirche nichts kümmerten — wäre das der Fall, ſo würde jener einzige eine ſehr wirkungsloſe Stellung gegen die übrigen haben —, ſondern es iſt auch hier die Einſicht maßgebend, daß wer ex officio die Intereſſen der Kirchen zu wahren, in ihrem Namen zu reden und zu handeln hat, doch dies allſeitiger und energiſcher thun wird, als derjenige, deſſen Geſinnung wohl die gleiche, deſſen amtliche Stellung aber eine andere, deſſen Intereſſe alſo zum mindeſten ein getheiltes iſt.

β. Findet das sub *α.* Geſagte ſeine Anwendung auf alle Gattungen höherer Lehranſtalten, ſo iſt das Verhältnis der Kirche zur Volksſchule (ſ. d. Art.) ein noch engeres. Man kann ſich nicht etwa darauf berufen, die Volksſchule ſei die Tochter der Kirche, denn es liegt der Beweis vor, daß dem nicht alſo iſt; auch würde das bloß hiſtoriſche Factum der Stiftung die innere Zuſammengehörigkeit keineswegs für ſich allein ſchon begründen. Dieſe Begründung liegt vielmehr in folgendem. Wie ſich geſchichtlich die deutſche Volksſchule aus den Katechismusübungen entwickelt hat, die der Küſter, zumeiſt am Sonntag Nachmittag, mit der Jugend vorzunehmen hatte; wie ſich ihr ganzer Beſtand in Lehre und Uebung kryſtalliſirend an dieſen Mittelpunct angeſchloſſen hat: ſo iſt heute noch und hoffentlich allezeit der Mittelpunct der chriſtlichen Volksbildung die Religion. (S. z. B. Lattmann, über die Frage der Concentration, S. 24 ff., wo der Volksſchule als ihr Centrum die Religion, wie dem Gymnaſium die Humanität, der Bürgerſchule die Nationalität als Kern ihrer Aufgabe zugewieſen wird, natürlich ohne darum von der Humanität und Nationalität die Religion auszuſchließen.) Die Religion iſt des Volkes Metaphyſik, ſie iſt das, was ſeine Weltanſchauung beſtimmt, indem ſie ihm das Reich des Idealen aufſchließt. Hat man neuerlich behaupten hören, die Volksſchule müße weltlich ſein, oder ſie habe das Volksleben in ſeiner Realität fortzupflanzen (Sätze von Dr. Anhalt, in der Schrift: Die Volksſchule und ihre Nebenanſtalten, Jena, 1846), ſo iſt auf letzteres von Grube (Päd. Studien u. Kritiken, Leipzig, 1860, S. 37) richtig entgegnet worden, daß zu dieſer Realität das kirchliche Leben zum mindeſten auch gehöre; und ſelbſt das Prädicat „weltlich“ ſcheuen wir uns nicht in derjenigen Ausdehnung zu faſſen, in welcher es das Kirchliche, d. h. das Religiöſe in ſeiner zeitlichen Erſcheinung, als eines der Intereſſen, die in der Welt, d. h. im geſammten Complex der hiſtoriſch ſich entwickelnden Wirklichkeit, als treibende Kräfte vorhanden ſind, mitbegreift. Eben weil wir gut proteſtantiſch den Gegenſatz des Weltlichen und Geiſtlichen weder in römiſch-klerikalem noch in pietiſtiſchem Sinne nehmen, iſt uns auch das Verhältnis des Staates zur Kirche ſowohl im allgemeinen als in Bezug auf die Rechte beider an Schule und Erziehung ein viel einfacheres und klareres, als es je werden kann, wenn man, wie es meiſt geſchieht, von einer andern Auffaſſung jenes Gegenſatzes ausgeht. Wie die Welt der Complex alles zeitlichen Lebens mit allem ohne Ausnahme iſt, was in den Bereich des letzteren fällt und darum auch das Ewige, Göttliche in ſoweit mit umfaßt, als dasſelbe eine zeitliche Geſtalt annimmt,

als es in die Geſchichte hereintritt: ſo iſt auf dem Gebiete der einzelnen Nation der Staat dieſe alles umfaſſende Peripherie. Innerhalb derſelben ſind nun die verſchiedenen Intereſſen durch beſondere Sphären repräſentirt, und unter dieſen das religiöſe Leben durch die Kirche. Inſofern der Staat Raum ſchaffen und Schutz gewähren muß für ſie wie für jedes andere Gebiet des gemeinſamen Lebens, für die Wiſſenſchaft, für das Recht u. ſ. w., iſt die Kirche vom Staat abhängig und muß es ſein, denn ſie bedarf ſeiner Anerkennung und ſeiner Protection, weil er die phyſiſche Macht in Händen hat, die ſie niemals im Beſitz haben und deren Schutz ſie doch nicht entbehren kann. Aber daraus fließt nun keineswegs ein Recht des Staates, ſie auch in ihrer eigenen Sphäre zu maßregeln; wie er der Wiſſenſchaft ihren freien Raum innerhalb ſeiner Peripherie anweist, ſie aber nicht ſelber beherrſchen, alſo nicht vorſchreiben kann, was als Wahrheit erkannt und gelehrt werden müße; wie ferner der Staat frommen Stiftungen ihr Recht gewährt, und eben darum geſtatten muß, daß ſie nach des Stifters Beſtimmung verwaltet werden: ſo ſteht die Kirche wohl ihrer zeitlichen Exiſtenz nach ebenſo wie die andern Sphären des gemeinſamen Lebens innerhalb des Staates und iſt ihm dankbar dafür, wenn er in ſeine Rechtsbegriffe, worauf er ruht, ſo viel ſpecifiſch Chriſtliches mit eigener Einſicht aufgenommen hat, daß ſie unter ſeinem Schutz und Schirm „ein geruhiges und gottſeliges Leben führen kann“ (1 Tim. 2, 2.); den Boden der zeitlichen Wirklichkeit, auf dem ſie ſich in der Welt anbauen will und ſoll, muß der Staat ihr einräumen: aber aus der in dieſen Boden geſenkten Wurzel wächst ſie frei in die Höhe nach der ihr inwohnenden göttlichen Kraft — ganz ähnlich, wie nach ihrer Art auch die Wiſſenſchaft ihren eigenen Weg muß gehen können, während ihr der Staat die Möglichkeit der äußern Exiſtenz zu gewähren hat; er wird der Religion wie der Wiſſenſchaft, der Kirche wie der Univerſität und ihren vorbereitenden Inſtituten dieſes Recht gewähren, um ſich ſelber die geiſtigen Kräfte zu gewinnen und zu erhalten, die er zu ſeinem eigenen Beſtand und für ſeine eigenen beſten Zwecke nöthig hat. Letzteres nun führt uns wieder ſpeciell auf die Schule zurück. Dieſe iſt, wie ſchon geſagt, nicht eine Stiftung der Kirche; ſie war das weder im Mittelalter noch in der Zeit der Reformation. Und wenn Maria Thereſia in einem Erlaſſe vom J. 1770 (ſ. Helfert, die Gründung der öſtreichiſchen Volksſchule durch Maria Thereſia, I. S. 118) ausgeſprochen hat: „das Schulweſen iſt und bleibet allezeit ein Politicum“, ſo war dies, dem bis dahin in Oeſtreich aus guten Gründen genährten Wahne gegenüber, daß das Schulweſen Sache des Klerus und namentlich der Ordensgeiſtlichkeit ſei, vollkommen richtig. An die Magiſtrate hat ſich Luther gewendet, um für Schulen zu plaidiren, und die evangeliſchen Fürſten haben die evangeliſchen Schulordnungen erlaſſen. Aber wenn der Staat erkannt hat, daß das religiöſe Leben einer der Factoren des nationalen Lebens iſt, dem er zu freier Entwicklung Raum laſſen muß, ſowohl weil daſſelbe eine an ſich ſchon ſchlechthin berechtigte geiſtige Macht iſt, als auch, weil der eigene Beſtand des Staates durch ſittliche Potenzen bedingt iſt, die im religiöſen Bewußtſein ihren Halt haben; wenn er alſo ſowohl um der Kirche ſelbſt, um ihres Rechtes willen, als auch um ſein eigenes Wohl dadurch zu ſichern, den Kräften derſelben den ihnen entſprechenden Wirkungskreis anzuweiſen bereit iſt: ſo muß er auf diejenigen Schulanſtalten, deren lebendiges Centrum die Religion iſt und ihrer Beſtimmung nach ſein muß, auch der Kirche einen vorwiegenden Einfluß gewähren, jedoch ohne damit ſein jus majestatis aufzugeben, womit er von allem und jedem, was im nationalen Leben vorgeht, Cognition zu nehmen und es zum Wohle des Ganzen einzuordnen hat. Wenn dann auch im Laufe der Zeit der Kreis dieſer Anſtalten ſich über das Religiöſe hinaus erweitert, wenn alſo die Volksſchule, ohne ihren religiöſen Centralpunct aufzugeben, noch verſchiedenes andere, namentlich Realſtoffe in angemeſſener Form und Beſchränkung aufnimmt: ſo iſt dies kein Grund, daß der Staat etwa neben dem geiſtlichen Inſpector einen weltlichen für die weltlichen Schulgegenſtände aufſtellen müßte. Denn es iſt dem Geiſtlichen, weil er ein wiſſenſchaftlich gebildeter und doch zugleich mitten in das Volksleben geſtellter, ja durch die Katechefe

als einen Hauptzweig seines Berufs in der Lehrkunst selbst erfahrener und zur technischen Kenntnis derselben verpflichteter Mann ist, mehr als irgend einem Localbeamten zuzutrauen, daß er auch das Nichtreligiöse im Gebiete der Volksbildung vollkommen zu überwachen im Stande sei. Während er also in seiner Eigenschaft als Diener der Kirche allerdings nur die religiösen Bestandtheile des Schullebens und Schulunterrichts zu leiten berufen wäre, so ist es praktisch das durchaus Zweckmäßige, ihm die Leitung der Volksschule in seiner Gemeinde auch nach ihren anderweitigen Zwecken und Bestrebungen anzuvertrauen, um so mehr, als das Einheitliche in allen diesen verschiedenen Aufgaben der Schule doch stets der Erziehungszweck, mithin das sittliche Moment ist. Wie er aber selber dieses Sachverhaltes sich klar bewußt sein, also wissen muß, daß er nach einer Seite hin seine Schulinspection im Namen des Staates führt: so ist es nicht nur durchaus richtig, ihm an Ort und Stelle ein aus der Gemeinde, aus den Laien als Hausvätern gewähltes Collegium (ein Scholarchat) an die Seite zu geben, sondern es müßten auch in den höheren Regionen die Schulbehörden diesen gemischten Charakter an sich haben, so daß das kirchliche Element zwar immer sein volles Recht ausüben kann, aber doch auch nicht mehr, als dieses, vielmehr die staatlichen und bürgerlichen Interessen stets ihre Vertretung ebenfalls in genügendem Maße finden. Dies ist darum auf protestantischem Boden viel leichter ausführbar, als auf katholischem, weil, wie oben bemerkt, für uns der Gegensatz zwischen Weltlichem und Geistlichem, zwischen Staat und Kirche gar nicht in der Weise besteht, daß, wenn beide Theile ihre Schuldigkeit thun, ein Conflict entstehen kann; die katholische Fassung dieses Verhältnisses hat dagegen die nothwendige Folge, daß, wenn der Staat seine Pflicht thut, die Kirche augenblicklich über Beeinträchtigung Beschwerde erhebt, letzteres also (vido Concordate!) nur damit vermieden wird, daß ersteres nicht geschieht.

2. Unter jene Kategorie der Unmündigen fallen aber nicht bloß die dem Alter nach Unreifen und darum Erziehungsbedürftigen: es fällt darunter factisch die Masse, der große Haufe, wohl zu unterscheiden von dem, was wir Gemeinde nennen: letztere ist und bleibt auch dann das Subject der kirchlichen Erziehung, wenn die Masse das Object ist. Deshalb eben genügt es nicht an häuslicher Erziehung, weil die Familienhäupter selbst noch so vielfach unerzogen oder sich selbst zu regieren unfähig sind. Daß in diesem Sinne die Kirche Erzieherin des Volks ist, wird von katholischer Seite natürlich viel stärker betont, als von evangelischer; es wird dort das ganze Triebwerk des kirchlichen Lebens, die Seelsorge, die Disciplin, der Cultus mit Predigt, Sacramenten, Sacramentalien, Künsten u. s. f., außer seiner unmittelbar religiösen Bedeutung auch wesentlich als Erziehungsmittel der Kirche bezeichnet. (So wird dieser Gegenstand in ausgedehntestem Maße von Dursch behandelt, s. dessen „Pädagogik ꝛc. auf dem Standpunct des katholischen Glaubens“ S. 157—362; nach der bekannten Eintheilung des Werkes Christi in drei Aemter wird dort auch der Kirche eine priesterliche, prophetische und königliche Wirksamkeit zugeschrieben, schließlich auch dargethan, daß selbst die anderweitigen, allgemein-menschlichen Potenzen, die erziehend auf den Menschen wirken, wie die Gesellschaft, die Natur erst durch den Einfluß der Kirche befähigt werden, solche Wirkung auszuüben. In ähnlicher allgemeiner Weise rühmt sich auch die griechische Kirche, Erzieherin des Volkes zu sein, s. z. B. die Predigten des Professors zu Kiew, Amphitheatrow, „über das Verhältnis der Kirche zu den Christen“, übers. von Janyschew, Wiesbaden 1855, namentlich Pred. V. — VII.) Auch der Protestant kann sich damit conformiren, daß die Kirche mit ihren Institutionen einen nicht bloß religiös, sondern allgemein-bildenden, sittigenden Einfluß habe und haben müße; ja es hat eine Zeit gegeben, da man die Nothwendigkeit oder wenigstens Wohlthätigkeit des Daseins der Kirche, oder, wie man sich concreter ausdrückte, „die Nutzbarkeit des Predigamts“ (Titel einer Apologie desselben von Spalding, 1772), nur noch mit der pädagogischen Brauchbarkeit dieses Instituts beweisen zu können glaubte. Und was ist in unsern Tagen die innere Mission anders, als eine erhöhte Anstrengung zu kirch-

licher Maſſenerziehung? Was iſt überhaupt die paſtorale Seelſorge, die bei den Armen ſich nothwendig auch mit der Leibſorge befaßt, anders, als Erziehung? Und die Kirchenzucht verräth ja ſchon durch ihren Namen ihren pädagogiſchen Charakter. Gleichwohl fordert das proteſtantiſche Bewußtſein zur Sicherung der perſönlich freien Stellung auch des Laien zu Gott, d. h. des allgemeinen Prieſterthums, gegen klerikale Bevormundung, daß wiſſenſchaftlich und praktiſch erkannt werde: 1) die allgemeinere erziehende Thätigkeit der Kirche, wie ſie namentlich durch die Predigt ausgeübt wird, ſei nur mittelbar Erziehung zu nennen (wie denn derjenige Prediger einen falſchen Standpunct einnehmen würde, der ſeine Zuhörer principiell wie Unmündige behandelte, anſtatt aus dem Bewußtſein der Gemeinſchaft heraus zu reden); 2) die beſondere, unmittelbare Einwirkung, wie ſie in der Seelſorge geſchieht, ſei, bei aller Verwandtſchaft derſelben mit der Erziehung, doch weſentlich vielmehr brüderliche Handreichung, die in Zeiten innerer oder äußerer Noth dem Einzelnen von der Gemeinſchaft durch den beauftragten Vertreter derſelben, den Geiſtlichen, zu theil werde, ohne jedoch ſchlechthin an dieſen gebunden zu ſein (ſ. die Paſtoraltheol. des Unterzeichneten S. 184. 338); und 3) ſelbſt die unmittelbarſte Pädagogie der Kirche, die in der Katecheſe beſteht, ſchiebe nicht eine kirchliche Macht zwiſchen das Kind und die ihm von Gott geordneten Erzieher, die Eltern, mitten ein.

V. Endlich liegt uns noch ob, diejenige Seite der kirchlichen Erziehung zu beleuchten, wornach damit nicht bloß das Subject, ſondern auch der Zweck der Erziehung bezeichnet wird. Kirchlich iſt die Erziehung alsdann, wenn das Kind für die Kirche erzogen wird. Was iſt das? und wie geſchieht das? Im engſten Sinne verſtanden wäre dies die Erziehung des künftigen Geiſtlichen, eine Erziehung nicht zur bloßen Mitgliedſchaft, ſondern zum Kirchendienſt als Amt und Lebensberuf. Es verſteht ſich, daß eben, weil ſich der Kirchendienſt zu einem feſten Lebensberufe geſtaltet hat, auch eine ſpecielle Vorbereitung, wie ſie jeder Beruf nach ſeiner Art fordert, nöthig iſt; nur muß proteſtantiſcherſeits ſtrenge darauf gehalten werden, daß außer der ſpeciellen techniſchen Bildung das eigentlich erziehende Verfahren, das den Menſchen in ſeinem Kerne faßt, mit dem künftigen Paſtor weſentlich kein anderes iſt als es mit jedem Chriſtenkinde ſein ſoll; es iſt jenem nicht nach katholiſcher Weiſe ein ſpecifiſch klerikaler Geiſt (ein Ordensgeiſt) einzuflößen; der kirchliche Geiſt, den er gewinnen ſoll, muß derſelbe ſein, wie er jedem lebendigen Gliede der Kirche inwohnt. (S. darüber Näheres in der ſo eben angeführten Paſtoraltheologie S. 84. 86 ff.) Wir bemerken in dieſer Hinſicht bloß, daß es öfters die Frucht des kirchlichen Sinnes iſt, den die Eltern hegen, daß ſie den Sohn zum Dienſte der Kirche beſtimmen, und daß es Pflicht der Kirche ſelber iſt, darauf acht zu haben, daß begabte Söhne chriſtlicher Häuſer dieſen Beruf ergreifen. Sie muß darauf ſehen, daß ihr ein guter Nachwuchs nicht fehlt. — Kirchliche Erziehung, d. h. Erziehung zur Kirchlichkeit, iſt aber, wie geſagt, von allen Erziehern, die ſelber der Kirche angehören, für alle in derſelben Kirche gebornen und getauften Zöglinge zu fordern. (Vergl. Völter, Beiträge zu einer chriſtl. Pädagogik, 1846, S. 86.) Kirchlichkeit iſt — um ſie vorerſt nur zu definiren — eine Tugend, iſt eine eigenthümliche Beſtimmtheit des chriſtlichen Denkens und Fühlens wie des chriſtlichen Wandels, darin beſtehend, daß 1) der einzelne Chriſt nicht damit ſchon vollſtändig befriedigt iſt, ſeines eigenen Heils gewiß zu ſein, ſondern daß in ſeinem Heilsbewußtſein zugleich der Gemeinſchaftstrieb lebendig iſt, ſo daß er z. B. das Bedürfnis hat, ſeinen Gottesdienſt als einen gemeinſamen zu feiern; daß er 2) dieſen Trieb nicht auf eigenmächtige und eigenwillige, d. h. ſeparatiſtiſche Art befriedigt, indem er entweder ſelbſt eine Secte um ſich ſammelt oder einer ſchon vorhandenen ſich anſchließt, ſondern die Gemeinſchaft chriſtlichen Lebens in derjenigen Kirche ſucht, zu der er ſich bekennt, in der er ebenſo eine in der Geſchichte wurzelnde Geſtalt des Reiches Gottes erkennt, als er die von ihr ſchon von der Taufe an empfangenen Wohlthaten wie ein Kind die Liebe der Mutter im treuen, dankbaren Herzen trägt; daß er daher 3) von dieſer Kirche durch die von

ihr beſtellten ordentlichen Diener die göttlich geſtifteten Gnadenmittel annimmt, ihrem Gottesdienſt, ihrer Sonntags- und Sacramentsfeier fleißige und herzliche Theilnahme ſchenkt, für ihre Intereſſen nach innen und außen mit lebhaftem Patriotismus Partei nimmt; aber 4) ebendeshalb auch mithilft, daß ihre Schäden, ſo weit dies in menſchlicher Macht liegt, geheilt, und, ſo weit ſie in dieſer Welt oder unter gegebenen Verhältniſſen unvermeidlich ſind, zwar nicht geläugnet oder gleißneriſch beſchönigt, aber bei allem Zugeſtehen in Geduld getragen werden. Kirchlichkeit iſt ſomit die hingebende, vertrauensvolle, gläubige und vertragende Liebe des einzelnen Kirchengenoſſen gegen die Kirche; ſie iſt ihr gegenüber weſentlich dieſelbe Pietät, wie der Familienſinn, wie die Vaterlandsliebe. Wo Kirchlichkeit fehlt, da muß entweder ihrerſeits die Kirche (ſei es im großen Ganzen, oder ſei es auch nur local, z. B. durch ſchlechte Predigt, Faulheit in der Seelſorge, ärgerlichen Wandel der Geiſtlichen u. dgl.) ſich um alle Anziehungskraft, d. h. um alle Wahrheit und um alles geiſtige Leben gebracht haben, ſo daß gerade die beſten, die die kirchlichſten wären, gezwungen ſind, auf andern Wegen eine Gemeinſchaft chriſtlichen Lebens zu ſuchen; oder aber trägt der Unkirchliche die Urſache ſelber in ſich, ſei es, daß die Unkirchlichkeit nur der Ausdruck der Unchriſtlichkeit iſt (wiewohl es freilich auch Leute giebt von großer Kirchlichkeit und ſehr geringer Chriſtlichkeit); oder ſei es, daß zwar Chriſtenthum, vielleicht viel Chriſtenthum (ſo zu ſagen, der Maſſe, dem Volumen nach) vorhanden iſt, aber wenig Einſicht in die hiſtoriſchen Bedingungen der Exiſtenz einer Kirche und dafür allerlei abstracte Ideale nebſt einer namhaften Doſis herben, ſtupiden Eigenſinns, einfältige Buchſtabenklauberei im Gebrauche der h. Schrift und dabei doch wenig Einfalt, viel Ueber- und Aberglaube und wenig wirklicher Glaube. (Ueber die Kirchlichkeit als chriſtliche Tugend ſ. Rothe, theol. Ethik III. S. 378 — 390. Schleiermacher, chriſtliche Sitte S. 580 ff. Harleß chr. Eth. §. 55. Chalybäus, ſpeculative Ethik. II. S. 446 ff. Insbeſondre auch die oben citirte Schrift von Nägelsbach.) Die Mittel, welche der evangeliſche Erzieher anzuwenden hat, um ſeinem Zöglinge jenen kirchlichen Sinn einzupflanzen, ſind folgende. Das Einfachſte wäre, wenn im Bewußtſein des Kindes ſich ſchon von Anfang die Einheit des Chriſtlichen und Kirchlichen, ſofern das letztere die gemeinſame, öffentliche, objective Erſcheinungs- oder Darſtellungsform für das erſtere iſt, dermaßen feſtſetzte, daß beides auch in ſpäterer Zeit für das Denken und Fühlen des Zöglings gar nie mehr auseinanderfallen könnte. Allein wie an ſich ſelbſt das Chriſtliche und das Kirchliche in Wahrheit eben nicht identiſch ſind, ſondern das letztere immer noch ſolches mitenthält, was der chriſtlichen Idee, oder concreter geſprochen, dem bibliſchen Chriſtenthum inadäquat iſt: ſo iſt es auch, nachdem einmal mit der Reformation dieſe Unterſcheidung gegen das gewaltſame Feſthalten jener unwahren Identität mit der Macht der Wahrheit durchgebrochen iſt, eine pure Unmöglichkeit, irgend ein mit der gebildeten Welt in Berührung kommendes Individuum in unbefangenem Glauben an jene ſchlechthinige Einheit zurückzuhalten. Wer nicht von aller Civiliſation ferne ſeine Tage verlebt, der muß irgend einmal entdecken, daß es auch Chriſtenthum giebt in anderer kirchlicher Form, als in welcher es ihm überliefert und geläufig worden iſt. Entweder nun iſt er ſchnell damit fertig, jede andere kirchliche Form als ſchlechthin falſch und unberechtigt anzuſehen; ein Weg auf den der Ultramontanismus und Jeſuitismus diejenigen führt, die ihm in die Hände fallen. In ſolcher Weiſe kirchlich zu erziehen, erlaubt dem Proteſtanten einfach ſein Wahrheitsſinn nicht. Dafür iſt die andre Gefahr deſto näher, daß allmählich, namentlich bei nachdenklicheren Naturen jener Unterſchied zwiſchen Chriſtlichem und Kirchlichem ſich bis zur Gleichgültigkeit des letzteren ſteigern kann. Bei einzelnen iſt es ſogar denkbar, daß ſie für die fremde Kirchenform ein höheres Intereſſe gewinnen als für die eigene; wie denn bei Proteſtanten aus den höhern Ständen ein Liebäugeln mit dem Katholicismus ſich gar nicht ſelten findet, freilich nur infolge ebenſo großer religiöſer Ignoranz als ſchmählicher Geſinnungsloſigkeit; es iſt ſogar oft der pure Haß gegen den religiöſen und ſittlichen Ernſt des Proteſtantismus, was bei Herren und Damen die

Wirkung hat, daß ſie ſich dem Ultramontanismus huldvoll beweiſen; oft aber auch die alberne Meinung, der Proteſtantismus ſei ſeiner Natur nach demokratiſch und revolutionär. Ueber die ſittliche Berechtigung des Confeſſionswechſels haben wir hier uns nicht zu äußern, da für den Erzieher es die nächſte Pflicht als Glied ſeiner Kirche iſt, auch ſeinen Zögling ihr treu zu erhalten. Wie nun iſt dem allem auszuweichen oder vorzubeugen, daß derſelbe weder einem bornirten, excluſiven Kirchenthum, das kein Chriſtenthum mehr iſt, noch einem Reize zum Confeſſionswechſel, noch einem herzloſen, blaſirten Indifferentismus verfalle? Was wir darüber zu ſagen haben, geht natürlich nur den Proteſtanten an. Der Katholik wird mehr den zwei letztern Uebeln pädagogiſch zu ſteuern ſich verpflichtet achten, während er das erſte eher herbeiführen als ihm in den Weg treten kann. Für uns ſteht die Sache ſo. 1) Wie die Heimat jedem von ſelber lieb iſt, ohne daß erſt beſondere Mittel angewendet zu werden brauchen, ſie ihm lieb zu machen: ſo wird ſich dieſelbe Anhänglichkeit an die Kirche auch unbewußt im Kinde und Jüngling bilden, wofern nur die Kirche ſelbſt ſich in ſolcher Weiſe verhält, daß Gefühle der Pietät gegen ſie von ſelber entſtehen. Es kommt aber in dieſer Beziehung weit weniger auf Maßregeln der Erzieher, als auf den Zuſtand und die Haltung der Kirche ſelber an, und wieder iſt es viel weniger dieſer Zuſtand im großen und ganzen als vielmehr die localen kirchlichen Verhältniſſe, die einen günſtigen oder ungünſtigen Einfluß üben. Iſt der Pfarrer nicht im Stande oder nicht Willens, ſich Achtung, Vertrauen und Liebe zu erwerben, kommen die Erwachſenen leer und unbefriedigt aus ſeinen Predigten, ſind die Katechumenen jedesmal froh, wenn eine Katechiſation vorüber iſt, weil ſie ſie entweder langweilt oder der geſtrenge Paſtor ein Gegenſtand der Furcht iſt; knüpft ſich überhaupt keine dem Gemüth theure Erinnerung an ihn und ſein Amt, wird alles kirchliche nur eben mitgemacht, weil es Sitte iſt, ohne daß man viel Segen davon trüge: dann kann ſich keine Pietät gegen die Kirche, kein kirchlicher Sinn bilden; ſind die Katechumenen ihrer Verpflichtung zum Kirchgehen enthoben, ſo zieht ſie nichts mehr dahin, auch auswärts, wo es beſſer beſtellt iſt mit Predigt und Seelſorge, finden ſie den innern Anknüpfungspunct oft nicht mehr. Dazu kommt, daß in der That auch die äußerlichen Momente des kirchlichen Lebens mithelfen müßen, die Kirche zur geiſtigen Heimat und darum lieb und werth zu machen. Eine Gemeinde, die darauf hält, daß ihr Gotteshaus einen würdigen Anblick darbietet von innen und außen, die auf ſchönen Geſang, auf ſchönes Geläute u. ſ. f. einen Werth legt, wird ſicherlich mehr kirchlichen Sinn, mehr Anhänglichkeit an Kirche und Gottesdienſt in die jungen Herzen pflanzen, als wo das Gotteshaus, wenn auch nicht wie eine Mördergrube, doch wie eine Lehmgrube oder wie ein Keller oder eine Scheune ausſieht. Dem Fleck Erde, worauf man geboren iſt, bewahrt jeder eine treue Liebe, denn jeder geographiſche Punct iſt vom Schöpfer mit irgend einem Reize ausgeſtattet; was aber hier die Natur thut, das muß die Kirche erſt durch ein wenn auch ſehr beſcheidenes Maß von Kunſt herſtellen. Iſt aber der Sinn dafür einmal einheimiſch, ſo pflanzt er ſich, genährt durch die ſichtbaren Denkmale desſelben, von ſelber fort, dann ſind auch immer Hände geöffnet, um die für kirchliche Zwecke nöthigen Mittel zuſammenzubringen. Schilderungen, wie ſie z. B. Haßler über die Art, wie einſt die Mittel zum Bau des Ulmer Münſters gewonnen wurden, in einem Vortrage zu Berlin (beſonders erſchienen bei Schultze 1857) und im chriſtlichen Kunſtblatt (1859 Nro. 9. 10) gegeben hat, können auch in junge Herzen guten Samen für zukünftige Bethätigung kirchlichen Sinnes einſenken. 2) Was ſofort dem Erzieher obliegt, das iſt vorerſt ein Negatives: daß er nämlich nicht durch Geringſchätzung der kirchlichen Dinge und Perſonen jener Ehrfurcht und Pietät, die ſich im Kinde von ſelber bilden würde, als Haupthindernis im Wege ſteht. Wenn das Kind ſieht, daß der Vater oder die Mutter ſich um Sonntag und Gottesdienſt, um Predigt und Sacrament nichts kümmern, wenn es von ihnen ſpöttiſche oder gehäſſige Reden und Urtheile über die Geiſt-

lichen, ihre Funetionen, ihre Leiſtungen hören muß, dann natürlich iſt dem kirchlichen Sinne zum voraus ſchon die Wurzel abgeſchnitten. Vom Erzieher muß man fordern, daß er ſogar, wenn Grund zu ſtrengen Urtheilen namentlich über die Diener der Kirche vorhanden iſt, in Gegenwart der Kinder ſich ſolcher enthalte; der Mann, der die Kinder tauft, katechiſirt und confirmirt, ſoll ſo lange als möglich ihnen auch ein Gegenſtand des Vertrauens und der Verehrung bleiben. Wenn wir übrigens das Hauptgewicht in Obigem auf die Localgemeinde und ihre kirchliche Beſchaffenheit legen, ſo iſt damit nicht geſagt, daß nicht das Kirchenregiment dafür verantwortlich ſei, wenn es dort ſchlecht ſteht. Eine ſchlechte Liturgie z. B., die niemand von Herzen mitbeten kann, iſt ein ebenſo großes Hindernis für die Bildung kirchlichen Sinnes, als eine bureaukratiſche Art, die geiſtlichen Stellen zu beſetzen, wie z. B. Nepotismus oder zu große Schonung ſchlechter Geiſtlichen. Ebenſo aber, wie dem Ortsgeiſtlichen gegenüber, wird der rechtſchaffene Erzieher auch von den Kirchenobern in Gegenwart der Kinder nie anders, als mit derjenigen Achtung reden, die ihre Stellung erheiſcht; mit ihrer Perſon wird in der Kinder, in des Volkes Augen die Kirche ſelbſt herabgeſetzt. — 3) Daß die Gewöhnung an perſönliche Theilnahme des Kindes am Gemeindegottesdienſt ein Hauptmittel zur Pflanzung kirchlichen Sinnes iſt, und wie dieſes Mittel angewendet werden ſoll, darüber enthalten wir uns nur aus dem Grunde hier einer Auseinanderſetzung, weil, der Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes entſprechend, ein eigener Artikel über „Kirchenbeſuch“ folgen wird. Hier ſei nur unvorgreiflich auf den einen Punct aufmerkſam gemacht, daß ſchon das Zuſammenſein mit einer größeren, einmüthig verſammelten Menge einem natürlichen, durchs Chriſtenthum rectificirten Gefühle entſpricht. Theremin hat irgendwo behauptet, einem Prediger müße es gleichgültig ſein, ob er vor 3 oder vor 3000 Zuhörern rede. Das iſt in abstracto einigermaßen richtig, er ſoll auch den Dreien zulieb und Gott zu ehren das möglichſt Gute leiſten. Aber in concreto wird ſichs immer als pſychologiſche Nothwendigkeit ausweiſen, daß wenn eine große Gemeinde gekommen iſt und ſeines Wortes in andächtiger Stille harrt, dies den Redner innerlich hebt, ihn von ſelbſt wärmer macht, während im erſten Falle nur Gewiſſen und Pflicht ihn aufrecht halten. Ganz ähnlich haben auch die Zuhörer eine weit höhere, freudigere Befriedigung, wenn ſie ſich in Gottes Haus als eine Menge erkennen, die in ſolcher Stunde vor Gott „Ein Herz und Eine Seele“ iſt, während auch die beſte Rede, wenn ſie nur vor einigen wenigen Zuhörern gehalten wird, nicht verhindern kann, daß die leeren Räume auch dem andächtigſten Zuhörer ein Fröſteln verurſachen. Einer vollen Kirche freut ſich jedesmal auch die Zuhörerſchaft ſelber; jeder mag gerne, wie der Pſalmiſt (Pſ. 42, 5), „hingehen mit dem Haufen und mit ihnen wallen zum Hauſe Gottes, mit Frohlocken und Danken, unter dem Haufen, die da feiern“; denn das Gefühl der Gemeinſchaft im Hauſe der Erbauung iſt ſelbſt etwas erbauendes. Dies nun iſt auch im Kinde ſchon zu wecken und zu pflegen, tragen es alle in ſich, bringen ſie es aus dem Hauſe, der Schule, dem Katechumenate mit, ſo wird die Kirche ſtets gefüllt ſein, die junge Gemeinde rückt immer in die Reihen der abſterbenden vor. — 4) Aber auch was außer ihrem Cultus die Kirche an Schätzen beſitzt, muß der Jugend zum Bewußtſein gebracht und theuer gemacht werden, damit ſie jene als ihre Heimat lebenslang hochhalte. Solcher Reichthum liegt vor a) in der Lehre, im Bekenntnis der Kirche. Dieſes den Kindern zu eigen und ihrem Herzen theuer zu machen, iſt Sache der Katecheſe; auf höheren Stufen, wie im Gymnaſium, würde dazu für die Evangeliſchen die Augsburgiſche Confeſſion ebenſo nothwendig vorzunehmen ſein, wie auf den niedern der kleine lutheriſche Katechismus, wozu noch je nach der Art der Landeskirche ſolche Bearbeitungen des Katechismus kommen, wie z. B. in Württemberg das ſog. Confirmationsbüchlein. Solche Vermächtniſſe aus der Väter Zeit müßen jeder heranwachſenden Generation als ein koſtbares Erbgut übermittelt werden; an der Liebe, womit Lehrer und Eltern dieſelben behandeln, muß auch das Kind ſie lieben lernen. Ueber dieſen kirchlichen Erzeugniſſen aber ſteht Gottes Wort (ſ. den Art. Bibel);

daran hat die evangelische Kirche ihren kostbarsten Besitz. Es ist freilich denkbar, daß man auf die Bibel viel, auf die Kirche sehr wenig halte; gerade auf biblischem Grunde behaupten die Secten zu stehen, indem sie die Kirche anfeinden. Aber deshalb ist es Sache der kirchlichen Erziehung, dem Kinde nicht nur einzuprägen, daß es der Kirche, nämlich ihrer Selbsterneuerung durch Martin Luther, den Besitz des göttlichen Wortes verdanke, sondern auch die innere Conformität der Kirche mit der Schrift, das Gegründetsein jener mit Lehre und Leben in dieser, ihm klar zu machen, es also ganz besonders von dieser Seite gegen sectirerische Einflüsterung festzumachen. b) Der Reichthum der Kirche liegt ferner in dem, was sie an heiliger Poesie, überhaupt an heiliger Kunst und Literatur besitzt. Hier ist es also vornehmlich das Kirchenlied und der Choral, was benützt werden muß, um dem Kinde Ehrfurcht und Liebe zu der Kirche beizubringen, die solche Gaben von unverwüstlicher Schönheit darbietet. (Näheres darüber s. bei Thilo in der Schrift: „Das geistliche Lied in der Volksschule" 1842. Die Katechetik des Unterzeichneten, 4. Aufl. S. 475 — 588. W. Baur, in dem Art. Gesangbuch, Bd. II. S. 770 ff.) Es giebt vielleicht kein Band, das so fest den Einzelnen an die Kirche kettet, als das Lied der Kirche, das ihm im Ohr und Herzen klingt. c) Wie aber die Wirkung desselben wesentlich erhöht wird durch das Interesse für die Dichter der Kirche, für ihre Person und Lebensgeschichte — daher der Gebrauch eines Buches wie Kochs Geschichte des Kirchenlieds, auch für den hier besprochenen Zweck von höchstem Nutzen ist —: so sind unter den edelsten Schätzen der Kirche zu nennen ihre großen, gotterleuchteten Männer, ihre Dichter, Prediger, Reformatoren, Märtyrer; diese kennen und lieben zu lehren, und damit in die Geschichte der Kirche selber auf dem der Jugend angemessensten, d. h. dem biographischen Wege sie einzuführen, ist ebenso gewiß ein Hauptmittel zur Erzeugung des kirchlichen Sinnes, wie eine ähnliche Behandlung der vaterländischen Geschichte zur Erzeugung des Patriotismus. (S. über den kirchengeschichtlichen Jugendunterricht, über die Auswahl der Stoffe, über die damit zu verbindende Einführung in das Gebiet der Mission meine Katechetik S. 140 — 160.) Eine Lebensgeschichte, wie die von Luther, von Francke, von Hedinger, von Bengel, von Joh. Jak. Moser und andern Männern solchen Gewichtes, weckt den edlen Stolz, einer Kirche anzugehören, die solche Gottesmänner zu ihren Säulen zählt. (Für diesen Zweck leistet der „evangelische Kalender" von Piper vortreffliche Dienste.) — d) Wie aber aller Patriotismus auch eine polemische Seite enthält, ein Abstoßen des Fremden oder doch ein klares Bewußtsein, daß dasselbe ein fremdes, zur eignen Art nicht passendes Element ist, so kann auch der kirchliche Sinn nicht völlig entwickelt und festgestellt werden, ohne daß dem Einheimischen, von dem Vater Ererbten, auch das Fremde gegenübergestellt würde. So wird uns ja meist das Vaterland erst recht lieb, wenn wir das Ausland gesehen haben. Was in dieser Beziehung die Lehre betrifft, so kommen die confessionellen Unterscheidungslehren im Religionsunterricht auf der für die Confirmanden bestimmten Stufe nothwendig vor; es versteht sich, daß der kirchlich gesinnte Lehrer das Dogma seiner Kirche in seiner Wahrheit gegenüber den fremden Lehren nachzuweisen hat. Der Protestant kann dies dem Katholicismus gegenüber nicht anders thun, als daß er zugleich das Unwahre und Unbiblische, das Gewaltsame und Verderbliche der römischen Satzung mit aller Schärfe darlegt; wer darüber gehörig unterrichtet wurde, der ist — wofern nicht ganz andre Motive, als Gewissensantriebe in ihm vorwalten — vor Verführung zum Papismus sicher. Aber der rechte evangelische Lehrer wird auch dies nicht im Tone jenes Zelotismus thun, mit dem katholischerseits in Katechese und Seelsorge so häufig gegen alles protestantische Wesen operirt wird. Wer den Katholicismus seinen Schülern pure als Lug und Trug, das römische Dogma als schlechthin unvernünftig hinstellt — ein Verfahren, wie es der vulgäre Rationalismus einschlug —, der hindert damit im mindesten nicht, daß nicht eines Tages irgend ein lächelnder Jesuit dem Zögling das Dogma und den Cultus, die Hierarchie und den ganzen Bestand des Katholicismus von einer Seite darstellt, von welcher er gar nicht mehr so

unvernünftig aussieht. Also gerade um vor jesuitischer Bethörung den jungen Protestanten sicher zu stellen, muß ihm, sobald die nöthige Reife der Intelligenz vorhanden ist, auch das relativ Wahre, das für gewisse Zeiten und Bildungsstufen historisch Berechtigte oder psychologisch Angemessene des Katholicismus deutlich gemacht werden; er muß einsehen lernen, warum selbst die Reformatoren (die sich auch hierin von dem Leichtsinn und der Flachheit des modernen Deutschkatholikenthums sehr unterscheiden) so überaus schwer dazu gelangten, sich von der römischen Kirche loszureißen, er muß belehrt werden, wie es im natürlichen Menschen, wenn er bis auf einen gewissen Grad religiös erregt oder empfänglich ist, gewisse Neigungen giebt, auf die der Katholicismus genau berechnet ist, an denen er den Menschen zu fassen und scheinbar zu befriedigen weiß, und daß nur ein tiefer, mächtiger Gewissensernst, nur ein durch diesen geschärfter Wahrheitssinn das starke Netz katholischer Vorstellung und Lebensgestaltung zu durchreißen vermochte und heute noch demselben zu widerstehen vermag. Dazu ist es besonders auch dienlich, wenn der evangelischen Jugend Gelegenheit gegeben wird, den katholischen Cultus mit eigenen Augen einmal zu beobachten, vorausgesetzt, daß der heimatliche evangelische Gottesdienst diejenige Anziehungskraft, die er haben kann und soll, nicht durch Schuld seiner Leiter und Vollzieher eingebüßt hat.*) — Halten wir aber selbst dem Katholicismus gegenüber den Ton des blinden Eifers für ebenso pädagogisch verwerflich, wie er als Verletzung der Wahrheit und der Liebe sittlich unerlaubt ist: so muß das noch viel unbedingter vom Urtheil des Lutheraners über den Reformirten und umgekehrt gelten. Wir erkennen eine historische Nothwendigkeit darin, daß diese beiden Richtungen des Protestantismus sich von der Reformationszeit an in langen und unerfreulichen Kämpfen erst auseinandersetzen mußten. Jetzt aber, nachdem sowohl durch den Pietismus als durch die gesammte neuere Theologie, zumal seit Schleiermacher, so viele reformirte Elemente in den Geist der lutherischen Kirche und Theologie selbst aufgenommen sind, und nachdem klar vor Augen liegt, daß sie denselben nicht geschwächt, sondern gereinigt und bereichert haben; jetzt noch die reformirte Lehre als Unglauben und Rationalismus hinstellen, jetzt noch behaupten, der echte Lutheraner fühle sich dem Katholiken viel inniger verwandt, als dem Reformirten: — das ist ein Zeichen von derjenigen Beschränktheit und Blindheit des Geistes, die aus Härtigkeit des Herzens fließt, welche beide leider mit sogenannter Bekenntnistreue ganz bequem zusammenwohnen können. Wir sagen unumwunden, daß uns die beiden protestantischen Confessionen nur zwei charakteristische Formen desselben evangelischen Bekenntnisses sind, ähnlich verschieden, wie zwei gediegene christliche Charaktere sehr verschieden sein können. Wir wollen sie nicht gewaltsam confundiren, aber sie sollen einander brüderlich die Hand reichen und jeder die Gabe und Kraft, die ihm gegeben ist, treulich

*) Ich kann hiefür aus eigener Erfahrung einen Beleg anführen. Als Vicar nahm ich einst von den obern Classen meiner Dorfschule circa dreißig Knaben und Mädchen mit mir, um in einem etwa eine Meile entfernten großen katholischen Marktflecken das Fronleichnamsfest mitanzusehen. Die Kinder verhielten sich, so neu ihnen das Schauspiel war, der gegebenen Weisung gemäs ganz stille. Auf dem Heimweg aber lösten sich die Zungen; es ward all das Prächtige gerühmt, was man gesehen und gehört, die reiche Decoration aller Häuser und zu allermeist der schönen Kirche, die goldgestickten Meßgewänder, die bunten Fahnen, der Wohlgeruch vom Räuchern, die laute Orgel und die schmetternde Musik, das Läuten und Böllerschießen, — schließlich aber, als dies alles gründlich und bewunderungsvoll abgehandelt war, sagte ein nachdenkliches Mädchen: „bei uns ists aber doch noch schöner ohne alles das"; die Uebrigen stimmten sogleich bei und nun benützte ich die Gelegenheit, sie über den Grund und die Richtigkeit dieses ihres Gefühls ins Klare zu setzen. — Später habe ich an Kindern, die zuweilen im Orte selber einem Hochamt oder einer Vesper anwohnten, die Beobachtung gemacht, daß ihnen, als der erste Reiz der Neuheit vorüber war, das Einförmige und Unverständliche im Ceremoniell langweilig wurde, und aller Prunk der Musik, der Bilder ꝛc. den Mangel geistiger Speise auch für den Kindessinn nicht zu verdecken im Stande war.

anwenden. Der Lehrer wird alſo zwar die Unterſcheidungsdogmen an geeigneter Stelle ſeinen Schülern mittheilen, denn ſie ſollen ſie wiſſen, er wird auch und ſoll als Diener ſeiner Kirche das Wahre und Beſſere, was ſie vor der andern voraus hat, mit Beſtimmtheit darlegen; aber der junge Lutheraner ſoll nicht die Meinung mit ſich nehmen, als hänge der Reformirte einer verdammlichen Irrlehre an, als ſei es darum eine Sünde, wenn er z. B. in Gegenden, wo gar keine lutheriſche Kirche iſt, bei den Reformirten zur Kirche und zum Abendmahle gehe. Ein Abfall von der einen zur andern iſt ohnehin nicht zu fürchten, gerade dann am wenigſten, wenn der Gegenſatz nicht in ſchroffer Weiſe hervorgekehrt wird. Das, was ſein eignes Wiſſen und Glauben fördert und ergänzt, kann jeder aus dem Schatze der andern Confeſſion ſich zueignen und in ſich verarbeiten, ohne daß er darum die Confeſſion zu wechſeln braucht.

Wenn wir aber nach der oben gegebenen Ausführung als die normale Form, in welcher die evangeliſche Kirche in die Erſcheinung tritt, in welcher ſie ſich organiſirt und mit beſtimmten rechtlichen Befugniſſen in Wirkſamkeit tritt, die Landeskirche, d. h. die Einheit des Kirchlichen mit dem Nationalen bezeichnet haben, ſo folgt daraus, daß auch der kirchliche Patriotismus, den wir pflanzen und pflegen ſollen, ſich auf die Landeskirche beziehe. Dies iſt auch in der That unſere Meinung. Wie diejenigen ſehr wenig von echt kirchlichem Sinn haben, die, von einer Reiſe nach England, nach Schweden, nach Mecklenburg zurückkommend, die kirchlichen Dinge überall ſchöner finden, als in ihrer Heimat, weil ihnen das Neue, das Ungewohnte imponirt und ſie nach leidiger deutſcher Unart das Fremde immer mit höherem Reſpekt betrachten, als das Einheimiſche: ſo handeln auch Kirchenbehörden weder klug noch kirchlich, wenn ſie — ob auch in der guten Abſicht des Beſſerns und Reformirens — einer Landeskirche d. h. dem in ihr religiös conſtituirten Volksſtamme z. B. in der Liturgie und dem gottesdienſtlichen Brauche oder in der Verfaſſung etwas aufdrängen, was in ſeiner Geſchichte und ſeinem Volkscharakter keinen Anhaltspunct hat; ſo etwas von außen aufgepfropftes wird ſelten Wurzel faſſen. Wenn ſich daher eine Landeskirche nicht geneigt zeigt, auf Reformen nach auswärtigen Muſtern alsbald einzugehen, ſo iſt das nicht immer ein Zeichen von mangelndem kirchlichem Sinne, ſondern es kann möglicher Weiſe gerade das Gegentheil bedeuten. Unſern Zöglingen auch in dieſem Stücke das Einheimiſche, von den Vätern Ererbte lieb und theuer zu machen, ihnen die Vorzüge, die dasſelbe vor dem Fremden neben ſeinen Mängeln doch immer haben wird, klar zum Bewußtſein zu bringen, das iſt demnach in allweg etwas zur kirchlichen Erziehung gehöriges. (Dem Schwabenkinde z. B. ſage ich unverhohlen, daß es an ſeinem Confirmationsbüchlein, an manchen geiſtlichen Liedern ſchwäbiſcher Dichter und Tonſetzer, auch wenn dieſe auswärts wenig oder nicht beachtet wären, einen koſtbaren Schatz beſitzt, der ihm durch nichts Fremdes erſetzt werden könnte; daß ſeiner einheimiſchen Kirche es zwar an liturgiſchem Schmuck, nicht aber jemals an Geiſt und Gaben gefehlt habe.) Aber wenn eine Landeskirche auch ihr Eigenthümliches hegt und pflegt, und die Anhänglichkeit daran ihrem Nachwuchs einpflanzt: ſo iſt ja dieſes Eigenthümliche nur ein Gegenſatz zu anderem ebenſo Provinciellem oder Nationalem, nicht aber der Gegenſatz zu dem allen evangeliſchen Landeskirchen Gemeinſamen; das Landeskirchliche iſt immer nur die individuelle, charakteriſtiſche Ausprägung des allgemein evangeliſch Kirchlichen. Wie daher jede Landeskirche ſich dieſer gemeinſamen Baſis bewußt iſt, wie ſie z. B. den lutheriſchen Katechismus als katechetiſchen Grundtext gebraucht, wie ſie nicht das Gedächtnis der Landesreformation, ſondern das allgemeine Reformationsfeſt, und noch weiter die allgemeinen Kirchenfeſte feiert: ſo bleibt auch die kirchliche Erziehung nicht bei dem Provinciellen und Nationalen ſtehen, ſondern führt den Zögling immer wieder zum Gemeinſamen hin, das, gegenüber von den verſchiedenen Formen der Auffaſſung und Darſtellung die Eine unwandelbare Subſtanz evangeliſchen Chriſtenthums in Glauben und chriſtlichem Leben enthält.

Alles aber, was wir als Mittel kirchlicher Erziehung aufgeführt haben, concentrirt

ſich zuletzt in dem Einen, daß ſowohl das Haus als die Schule weſentlich mit der Kirche lebt, d. h. daß das Leben der Kirche von Haus und Schule mitdurchlebt wird, daß die Feſte und Sonntage der Kirche auch in Haus und Schule als das, was ſie ſind, mitgefeiert werden, daß in Haus und Schule die Perikopen der Kirche geleſen, die Lieder der Kirche geſungen werden. Einen Vortheil beſitzt in dieſer Beziehung die engliſche Kirche in ihrer Liturgie, dem prayer-book; denn wenn das kirchliche Gebetbuch zugleich fürs Haus als Gebetbuch dient, ſo iſt das ein ſehr wirkſames Mittel, beide eng zu verbinden, alſo kirchlichen Sinn anzuerziehen. Die großen, mehr die politiſche Seite des kirchlichen Lebens betreffenden Anliegen der Kirche, ihre Verfaſſung, ihre rechtliche Stellung u. ſ. w. ſind freilich noch kein Gegenſtand, dem ſich das jugendliche Intereſſe zuwenden kann; doch wird, wenn dieſe Dinge eine Wendung nehmen, die unmittelbarer ins Leben eingreift, die Treue, womit Eltern und Lehrer auch in ſolchem Falle das Wohl der Kirche auf dem Herzen tragen, nicht ohne Wirkung auf das kindliche Gemüth bleiben. Die Brüdergemeinde, deren Verfaſſung freilich für ihre Mitglieder beſonderes Intereſſe bietet und leichter zu überſchauen iſt, legt — wie wir aus den „Betrachtungen über eine verſtändige und chriſtliche Erziehung der Kinder", Barby 1776, S. 187 ſehen, auch beſonderen Werth darauf, die Jugend mit ihrer Verfaſſung bekannt zu machen; denn, „die alten und neuen Staaten haben eingeſehen, daß ſie nicht dauerhaft ſein würden, wenn nicht die jungen Bürger ebenſo fortdenken lernen, wie die Stifter eines ſolchen Staates gedacht haben." In kirchlichen Gemeinſchaften, die eine presbyteriale und ſynodale Conſtitution haben, wird es leichter ſein, auch für die Verfaſſung der Kirche eine Art Patriotismus in das nachwachſende Geſchlecht zu verpflanzen, weil dort überhaupt die Gemeindeglieder viel mehr zu kirchlicher Activität berufen ſind.*)

Palmer.

Kirche, Verhältnis zur Schule, ſ. Schule, Verhältnis zur Kirche.

Kirchenbeſuch. Das Chriſtenkind gehört kraft ſeiner Taufe der Kirche an; ſie will es daher auch in ihrem Sinne erzogen wiſſen. Der Gewiſſenhaftigkeit von Eltern und Taufpathen bleibt die erſte Vorbildung desſelben für das kirchliche Leben überlaſſen. Es kommt aber die Zeit, da die Kirche ſich durch ihre öffentlichen Diener ihrer nachwachſenden Glieder ſelbſt annimmt, theils in der Schule (kirchlicher Religionsunterricht) theils im öffentlichen Gottesdienſte. Der Beſuch des letzteren iſt hier vorzugsweiſe gemeint. Ueber Recht und Pflicht der Kirche, auf die kirchliche Bildung ihrer Jugend hinzuwirken und ſie zu dem Ende auch zu ihren Verſammlungen zuzuziehen, ſ. den Art. Kirche. Soweit dieſer Gottesdienſt für die Kinder ausdrücklich eingerichtet iſt (Kinderlehren, Kinderkirchen), ſteht der Beſuch desſelben von ihrer Seite rückſichtlich ſeiner pädagogiſchen Zweckmäßigkeit außer aller Frage. Anders aber ſteht die Sache, wenn es ſich um diejenigen Gottesdienſte handelt, welche zunächſt für die mündigen Glieder der Gemeinde gehalten werden. Sollen auch dabei die Unmündigen zugelaſſen oder gar zugezogen werden? und wann? und wie?

Bedenken dagegen: was in der Kirche für die Erwachſenen geſchieht, iſt in der Regel für die Kinder zu hoch. Die Lieder ſingen von Empfindungen und Erfahrungen, die Gebete reden von Anliegen, die den Kindern meiſt noch ferne ſtehen; die Predigt in ihrer zuſammenhängenden, abhandelnden Form geht meiſt über die Faſſungskraft der jungen Geiſter. So haben ſie von der Kirche wenig oder gar keinen Nutzen, eher Schaden, denn ſie langweilen ſich, treiben, wo ſie können, Nebendinge, jedenfalls Nebengedanken, und gewohnen ſo das achtloſe Hinſitzen in der Kirche, das gedankenloſe Singen, Beten und Predigthören, um ſpäter die Zahl der Virtuoſen in dieſem Fache zu vermehren. Ja ſie ſind in Gefahr, ſich an das Ueberhören, das

*) Ueber die Frage, ob Geiſtliche oder Lehrer den Religionsunterricht in den höheren Schulen geben ſollen (oben S. 11 f.), beziehe ich mich auf das Wort von Dr. Helland in dem Artikel „Gymnaſium" S. 205. **Schmid.**

Verachten des Wortes Gottes ordentlich von Jugend auf zu gewöhnen und endlich gar einen Widerwillen gegen Predigt und Kirche und Gottesdienſt zu faſſen. Das liebſte Wörtlein der ganzen Predigt wird ihnen das Schlußamen, und ſobald der Druck der Zucht aufhört, ſorgen ſie dafür, nach dieſem ſich nicht mehr ſehnen zu müßen. So tritt ſcheint es, die Kirche durch die Verfrühung des Kirchenbeſuchs und namentlich durch Kirchenzwang ihrer eigenen Abſicht in den Weg und beeinträchtigt, wie mit einem zu frühe gerittenen Pferde geſchieht, die künftige tüchtige Kraftentwicklung. Ja der Kinder Anweſenheit im Predigtgottesdienſte dürfte ſogar manchmal ein ſtörendes Element werden, indem der Prediger aus billiger Rückſicht auf die Jugend über manche Dinge zu Eltern und Erwachſenen nicht mit der wünſchenswerthen Freiheit und Offenheit reden kann.

Gegen ſolche Bedenken aber iſt einmal ſchon geltend zu machen die Analogie aller anderen Lebensverhältniſſe, in die das Kind hereinwächst. Man macht ihm nicht die Welt zurecht, ſondern es muß ſich ſelbſt nach dem Maße ſeiner Empfänglichkeit mit derſelben zurecht ſetzen. So im Leben des Hauſes, der Natur, des Staats, ſo auch im Leben der Kirche. Es wohnt der Hausandacht bei, wie ſie iſt, auf dem Schoße der Mutter ſitzend, neben dem Vater oder den älteren Geſchwiſtern ſtehend, es iſt ſtill und faltet dem Vorgange der großen Leute nach ſeine Händlein. Schon dieſes Stillesein iſt für das Kind eine Andacht, auch wenn es von dem, was der betende Vater ſpricht, noch keinen Gedanken vernähme. Gleicherweiſe geht es mit der Anweſenheit der Kinder im öffentlichen Gottesdienſte. Der Anblick der ſonntäglich geſchmückten Gemeinde, der Schall der Orgel, des Geſangs, die Erhebung zum Gebete, die athemloſe Stille während des ſtillen Vaterunſers, das alleinige Reden des Mannes auf der Kanzel, der Segen über die Gemeinde, das alles giebt dem jungen Gemüthe Eindrücke von einer höheren Macht, der ſich die großen Leute gemeinſam beugen und der man ſich alſo beugen müße. So im Gemüthsleben des Kindes, ſo auch im Leben der Erkenntnis. Die Campe'ſchen Zeiten, wo man mit dem Geheimniſſe, daß ein Gott ſei, erſt gegen den Jüngling herausrücken zu ſollen und zu können meinte, ſind vorbei. Es giebt auch ein Kinderwiſſen und einen Kinderverſtand von göttlichen und ſittlichen Dingen.

Wenn ein kleiner Knabe (der nachmalige Inſpector Zeller in Beuggen) bei ſeinem erſten ernſtlich gemeinten Gebete (um die Entdeckung eines verlegten Buches) den lieben Gott anredet: „du Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs", weil es, wie er aus ſeiner Bibel wußte, die alten Väter in Israel ſo gehalten, oder wenn ein anderer kleiner Lateiner (ſ. Jugendblätter von Barth 1861, 1) täglich betet für Papa und Mama, für die Tante — und für ſich ſelbſt um „Weisheit, ſein Volk zu regieren", weil Salomo auch ſo gebetet hat und das dem Herrn wohlgefallen, ſo iſt in ſolchem Gebete der lieben Einfalt wohl eben ſo viel Weisheit als im Gebete manches Mannes, der darüber lächelt. Die Predigt müßte doch fürwahr über alle Höhen wegfliegen oder über die Maßen ſtrohern ſein, die einem aufmerkſamen Kinde nicht irgend etwas böte, was auch ſeinen jungen Geiſt ſchon anſpräche: einen bekannten Namen, eine bekannte Geſchichte aus der Bibel, ein Gleichnis, das auch ihm eine Anſchauung giebt, eine Erzählung, die auch ſeine Theilnahme reizt, einen Gemeinſpruch, der auch ihm ins Ohr klingt. Es kommt nur darauf an, daß auch außer der Kirche, in Haus und Schule, der Sinn für religiöſe Dinge auf geeignete Weiſe angeſprochen, die Bekanntſchaft mit dem Worte Gottes angeknüpft und genährt werde. Ein kleines Büblein nahm lange vor der Zeit ſeines erſten Leſeunterrichts, mit der Mutter regelmäßig zur Kirche gehend, gewöhnlich ſeine Berliner Bilderbibel mit, unterhielt ſich während der Predigt mit Anſchauen der ihm freilich vom Hauſe her bekannten Bilder, und hatte dabei doch Zeit, dies und das mit ſeinen feinen Kinderöhrlein aus der Predigt herauszuhören. „Die Geſchichte ſteht auch in meiner Bibel", ſagte es manchmal nach der Kirche, wenn ihrer etwa vom Prediger erwähnt worden war; und klang ihm ein bekannter Name, ein Abraham, Joſeph, Moſe ins Ohr, ſo war ihm das alsbald eine Aufforderung, dem Bilde des genannten Mannes in ſeiner Bibel nachzuſpüren. —

Man halte alſo die Predigt nicht für abſolut unzugänglich für Unmündige. Nur Kinder, die von Seiten des Hauſes und der Schule unangeregt bleiben, und leer von dem heiligen Lebensſtoffe des Wortes gelaſſen, auch zum Beobachten, zum Aufmerken und Denken nicht gewöhnt ſind, mögen leer aus der Kirche gehen, wie ſie gekommen ſind. Und auch das nicht immer. Bei einem nachmals tüchtigen, württembergiſchen Prediger hat das Geiſtesleben an dem Worte „Ewigkeit“ angefangen, das ſich als einziges Erträgnis einer in Ludwigsburg angehörten Predigt in die Seele des ſonſt ohne beſondere Andacht zuhörenden Knaben heftete.

So dürfte wohl die Predigt, obwohl zunächſt für das Bedürfnis der Erwachſenen bemeſſen, wofern ſie nur wirklich Verkündigung des göttlichen Gnadenrathes iſt, für die Kinder an ſich durchaus nicht ein ſo dürrer Boden ſein, wie man oft glaubt, und auch im Geſang und Gebete werden die mit den Schafen gehenden Lämmer manche Gräslein und Blümlein finden, die ihrem zarten Munde ſchon genießbar ſein dürften. — Die längere Zeit währende ſtille Haltung will freilich dem jungen Blute ſchwer fallen und legt eine Selbſtverleugnung auf; aber Selbſtverleugnung iſt der Grund aller ſittlichen Stärke. Sie muß frühe ſchon und in manchfacher Weiſe geübt werden. Muß ſich ja die liebe Jugend auch in der Schule täglich ſtundenweiſe ſtille halten, und niemand ſagt, daß ihr die Schule dadurch möge verleidet werden. Oder wird die Liebe zu Kirche und Gottes Wort mit den Gliedmaßen von ſelber wachſen? Wenn aus den Kindern gedankenloſe Sänger, Beter und Hörer werden, ja wenn ſich in ihnen gar eine Widrigkeit gegen Kirche und Gottes Wort anſetzt, ſo hat das wohl ganz andere Gründe als den regelmäßigen Kirchenbeſuch an ſich. Sehen die Kinder ihre Eltern ſich dem Beſuche der Kirche entziehen, hören ſie gar leichtfertige Urtheile über Kirche und Kirchendiener, wird die Kirche von den Lehrern vornehm ignorirt, wird die Religion anderen Lehrgegenſtänden gegenüber geringgeſchätzt und die darauf verwendete Zeit von dem gelehrten Präceptor oder Profeſſor z. B. dem Latein gegenüber als eine Art Zeitverderb behandelt, oder bietet die Predigt ſelbſt ſtatt grüner Waide nur Strohfutter unerquicklichen Moralgeſchwätzes, kurz, geht nicht die übrige Erziehung und Bildung der Jugend mit der Kirche redlich Hand in Hand und thut nicht dieſe ſelbſt treulich das Ihre, dann wundere man ſich nicht, wenn unſere Kinder und Jünglinge nur dem Zwange ſich beugend zur Kirche kommen und in dieſe eben nur den Leib bringen, aber dann lege man auch nicht dem Kirchenbeſuche zur Laſt, was anderswo verſchuldet iſt.

Hat ſomit der Kirchenbeſuch der Jugend ſein gutes Recht, entſpricht er eben ſo ſehr ihrem eigenen Bedürfniſſe als dem Selbſterhaltungstriebe der Gemeinde, ſo weiß dieſe auch zugleich manche Kräfte und Gaben der Jugend für *ihre gottesdienſtlichen Zwecke zu benützen*, und das ebenſo ſehr im Vortheile der Jugend als ihrem eigenen.

Auch hierin hat ſie die Analogie des Familienlebens für ſich, wo die Kinder im Helfen und Dienen für ſich ſelbſt den beſten Nutzen ziehen. Namentlich ſind ſchon in alten Zeiten ſonderlich die Knaben mit ihren hellen durchſchlagenden Stimmen zum Chorgeſang für liturgiſche Zwecke benützt, oft freilich ſogar misbraucht worden. Man höre, wie „Niclas Hermann der alte Cantor“ in Joachimsthal (in der köſtlichen Vorrede zu des J. Matthesius Hiſtorien von der Sindflut ꝛc. Wittenberg 1562) u. a. aus ſeiner Jugenderinnerung ſchreibt: „Zudem, ſo wurden die armen Knaben mit dem Singen dermaßen beſchwert und gepeinigt, das man von einem Feſt zu dem andern, kaum zeit gnug haben kunde, die Geſenge anzurichten unnd zu uberſingen, wenn man gleich in der Schul ſonſt nichts zu leren unnd zu lernen bedurfft hette, Unnd muſten offt die Knaben bey nechtlicher zeit in einer Metten, in dem harten kalten Winter drey gantzer Singerſtunden an einander in der Kirchen erfriesen, das mancher ſein lebenlang ein Kröpel und ungeſunder Menſch ſein muſte.“ — Daß man ſogar durch verbrecheriſche Verſtümmlung der Natur ſchöne Knabenſtimmen für die Verherrlichung der römiſchen

Liturgie zu erhalten wußte, ist bekannt. Die Reformation hat auch hierin erlösend gewirkt, doch hat man in der evangelischen Kirche mit dem Misbrauche nicht den rechten Gebrauch der Knabenstimmen für liturgische Zwecke aufgegeben. Sie dienten und dienen noch vielfach dem kirchlichen Chor in den Responsorien der lutherischen Liturgie und helfen dem Cantor in der Leitung des Gemeindegesanges. Arme Knaben sangen sogar auf den Gassen zur Erbauung der Gemeinde. (Luther in Magdeburg, Gneisenau, „der freie Ritter", in Erfurt, die „Pauperes" noch heute in Tübingen.) Auch das letzte Geleite bei dem christlichen Begräbnisse giebt den geschiedenen Pilgern vielfach die singende Jugend. So hat die Jugend, empfangend wie dienend, ihren Platz im öffentlichen Gottesdienste der Gemeinde. Mag auch je und je einmal ihre Anwesenheit den Prediger zur Milderung eines Ausdrucks, zur Vermeidung einer Bemerkung veranlassen, die Gemeinde wird sicherlich in nichts wesentlichem darüber verkürzt, so wenig als das Haus, wo Vater und Mutter nicht alles vor der Kinder Ohren auskramen, was ihnen das Herz bewegt. Im Nothfalle findet der pädagogische Takt Auswege. Wenn es etwa z. B. am I. Epiphan. bei Gelegenheit des Textes (Luc. 2, 41 ꝛc.) dem Prediger einmal Bedürfnis ist, mit Eltern und Erwachsenen ein vertraulich Wort über Kindererziehung zu reden, so gebe man der Schuljugend ihr Theil und entlasse sie dann. Sie thut es mit heiterem Gesicht, und die Gemeinde hat daran sogleich eine thatsächliche Lehre.

Von wann an? Vater oder Mutter können das Kind zur Kirche mitnehmen, sobald sie versichert sind, daß es sich still genug halten kann und Gottesdienst und Nachbarn nicht stört. In manchen Orten z. B. im bayrischen Oberfranken findet sich da und dort die Sitte, daß Mütter oder Kindsmägde die kleinen Kinder gegen Ende des Gottesdienstes zur Kirche tragen, damit etwas von der Kraft des aaronitischen Segens, der über die Gemeinde gesprochen wird, über sie komme. Vor dem zehnten Jahre dürfte das Mitkommen der Kleinen dem Ermessen und der Verantwortlichkeit der Eltern zu überlassen sein, es sei denn, daß für besondere Kinderkirchen gesorgt wäre, ein Feld, wo es noch viel zu thun gäbe auch durch Herbeiziehung geeigneter Laienkräfte. Vom zehnten Jahre an, wenn neben dem, was im elterlichen Hause geschieht, die Schule schon einigen Grund durch biblische Geschichte und kleinere Sprüche gelegt hat, mögen die Kinder auch, wo es Ort und Umstände zulassen, in Masse zur Kirche kommen. Spätestens sollte das vom zwölften Jahre an geschehen. Der zwölfjährige Jesus schließt sich schon der Festcaravane nach Jerusalem an; in der Synagoge von Nazareth war er sicherlich schon geraume Zeit vorher ein regelmäßiger Besucher.

Freiwillig? oder gezwungen? Andacht und Frömmigkeit läßt sich nicht aufnöthigen; geistliche Dinge überhaupt leiden, auch der Jugend gegenüber, keinen Zwang. Ein anderes aber ist es mit einer *äußeren Ordnung* für Unmündige, die als Gelegenheit und Mittel dient für Anregung und Förderung des Geisteslebens. Für den noch schwachen Verstand und Willen des Kindes muß die gereifte Einsicht, der starke Willen der Eltern oder ihrer Vertreter einstehen. Man zwingt zur Schule, warum nicht auch zur Kirche? Der Gott, der zur Geistesfreiheit zieht, übt an seinem erstgebornen Sohne Israel mit gutem Bedacht den Zwang des Gesetzes. (Jer. 31, 32.) Wo hat je ein zu geistlichem Verstande gekommener Mann über verständig geübten Zwang sich beschwert, mit dem er in seiner Jugend zur Kirche oder irgend etwas gutem angehalten ward? Man stelle den Kirchenbesuch nur nicht als ein willkürlich erdachtes und gemachtes Gesetz hin, sondern als eine Ordnung, die sich wie eine Hausordnung von selbst versteht. „Am Sonntag geht man in seine Kirche", das soll dem Kinde so klar und geläufig werden, als: Mittags geht man zu Tische, auch wenn man keinen absonderlichen Hunger hätte. Jesus gieng in die Synagoge zu Nazareth „nach seiner Gewohnheit". Es muß dem Kinde werden, als sei ein Sonntag ohne Kirche gar kein rechter Sonntag, ein Sonntag ohne Sonne. Sind die Eltern selbst gewissenhafte Kirchgänger, so möchte es fast schwerer sein, ihre Kinder von der Kirche

ab — als zur Kirche anzugewöhnen. Dies gilt auch von den Schulkindern. Ist es feste Sonntagsregel, und noch mehr, sehen sie ihre Lehrer selbst, auch wo diese nicht müßten, der Ordnung der Kirche unterthan, so gehen die Kinder in der Regel ziemlich reflexionslos hin und nehmen auch das für sie Beschwerliche als etwas, in das man sich eben, wie in vieles andere, schicken müße.

Man halte also auch von Seiten der Schule über dem Besuche des Predigtgottesdienstes (Kinderlehre versteht sich von selbst) als über einer festen Ordnung. Die Festigkeit der Regel ist eine Hülfe für die Kinder in ihrer Schwachheit und ein Schutz derselben gegen die Gleichgültigkeit oder Schwäche ungewissenhafter Eltern. Man wahre diese Ordnung, indem man entweder in der Schule darnach fragt oder, besser noch, es zur Regel macht, daß die Kinder, welche aus irgend einem Grunde gefehlt haben, bei dem die Sache beaufsichtigenden Manne, sei es Pfarrer oder Lehrer, den Grund ihres Wegbleibens angeben. Schon das Kommen und Sagen hat seinen Werth. Man sei übrigens dabei weitherzig, verhüte namentlich, daß nicht durch strenges Anhalten der Schulkinder zur Kirche Väter oder Mütter oder ältere Geschwister durch diesen Druck vom Kirchenbesuche abgehalten werden. Man fordere nur streng, daß keines sein etwaiges Wegbleiben verheimliche. Für die Kirchenversäumnis selbst keine Strafe als durchs Wort. Nur Unterlassung der Anzeige, Verheimlichung oder gar lügenhafte Ausrede finde ihre angemessene Bestrafung. In Landschulen ist das einfach, in Städten, bei mehreren Kirchen ꝛc. wird die Beaufsichtigung schwerer, doch nicht unmöglich.

Sollen auch die höheren Schulen (Latein- und Realschule, Gymnasien) beigezogen werden? Wir wüßten nicht, warum sie hierin der Volksschule vorgezogen oder vielmehr nachgesetzt werden sollten. Sie sind zwar eine zeitlang in kirchlicher Beziehung unverantwortlich vernachläßigt worden und diese Vernachläßigung hat sich auch fühlbar genug gerächt. Man kann dem Volke keine tiefere Wunde schlagen, als wenn man in seinen für höhere Bildung bestimmten Schulen die Einbildung aufkommen läßt, sie seien für die Kirche zu gut, diese sei nur für das „dumme Volk".

Wie lange soll der Kirchenzwang währen? Etwa bis zur Confirmation? Allein man würde diese offenbar zu ideal auffassen, wollte man vierzehnjährigen Kindern (und das sind doch meistens die Confirmanden wenigstens der lutherischen Kirche) schon die freie Macht der Selbstbestimmung hierin zutrauen. Daher lieber: So lange man Macht über die Jugend hat, jedenfalls bis zur Confirmation, wo die Möglichkeit gegeben ist, bis zum 18. Jahre.

Christliche Eltern werden zu keiner Zeit ihre Kinder von der Ordnung des Kirchenbesuchs entbinden. Der stille Zwang der häuslichen Ordnung, des elterlichen Vorgangs und nöthigenfalls die bestimmte Willenserklärung wird auch das zum Jünglinge, zur Jungfrau herangewachsene Kind nicht loslassen. Bei den Confirmirten der Volks- und Bürgerschulen, die gewöhnlich mit der Confirmation aus der Schule aus- und in allerlei bürgerliche Verhältnisse eintreten, so wie bei Töchtern wird man sich damit begnügen müßen, daß sie den für sie ausdrücklich bestimmten Jugendgottesdiensten (Katechisation, „Kinderlehre") regelmäßig und wo es immer sein kann, zwar nicht bis zum 25. Jahre, wie es unsere Väter, die Gränze der Jugend weiter hinausrückend, gethan haben, wohl aber bis zum 18. Jahre anwohnen, im übrigen aber der Sorge und Verantwortung ihrer Eltern, Lehr- und Dienstherrschaften überlassen bleiben. Wo man dagegen im Besitze der elterlichen Vollmacht auch über die confirmirte Jugend steht, wie in Anstalten, die Erziehung und Unterricht verbinden, in Seminarien, Alumneen, Privaterziehungsanstalten, da wird eine gesunde Pädagogik nicht anstehen, den Besuch des öffentlichen Gottesdienstes auch bei den älteren Zöglingen zur unausweichlichen Ordnung des Hauses zu rechnen. Wer möchte es auch verantworten, daß etwa die wollenden Zöglinge mit dem Vorsteher, mit Lehrern und Lehrerinnen zur Kirche giengen, die nicht wollenden zurückblieben, entweder sich selbst überlassen oder durch ihr Zurückbleiben auch auffehende Personen zurückhaltend?

Weniger leicht löst sich die Frage den oberen Classen bloßer Lehranstalten gegenüber, wie Gymnasien, poly- oder sonst technischer Schulen. Macht nicht der höhere Bildungsstand ihrer Schüler die Nöthigung wenigstens von Seiten der Schule entbehrlich, so daß die Verantwortung dafür nur dem Hause überlassen bliebe? — Allein wahre Bildung und Kirche sammt Kirchenbesuch sind nicht wider einander; nur die halbe oder falsche Bildung weiß von einem solchen Gegensatze. Es ist und bleibt wahr, was Baco von der Wissenschaft sagt: „Obitor delibata a Deo abducit, penitus hausta ad eundem reducit.“ Je mehr die Jugend der Gymnasien und noch mehr der technischen Schulen sich auf einer oft weit vom Centrum aller Wahrheit und Weisheit abliegenden Peripherie bewegt, desto mehr bedürfte sie gerade der Sammlung zu ihm hin, und es wäre eine thatsächliche Concession an die freilich vielfach angestrebte Veräußerlichung, Verweltlichung und Entchristlichung solcher Anstalten, sie als gewissermaßen von der Kirche losgelöst zu betrachten. Auch die höhere Schule ist ihren Zöglingen diese Rücksicht auf die Kirche schuldig als ein Zeugnis, daß man auch mit der tiefsten und ausgebreitetsten Bildung nicht aus der Kirche hinaus, sondern immer tiefer in sie hineinwachse. Dem wollenden Jüngling ist es kein Zwang, wenn die Ordnung der Anstalt ihm den Weg zur Kirche weist, dem nicht wollenden ist der Zwang der Ordnung eine Hülfe. Das Recht solcher Ordnung steht Anstalten dieser Art so gewiß zu, als das Recht der Abwehr z. B. den Kneipen und anderen für ihre Zöglinge gefährlichen Orten gegenüber, und das um so mehr, als viele Schüler solcher Anstalten auswärtige sind und der elterlichen Ueberwachung an Ort und Stelle ganz entbehren, christlich verständige Eltern also in dem, was die Ordnung der Schule begehrte, nur ausgeführt sehen, auf was sie selbst halten würden. Schreiber dieses war auf einem bayrischen Gymnasium bis ans Ende seines Gymnasiallebens der Ordnung des befohlenen Predigtbesuches unterthan und ist sich nicht bewußt, daß er oder einer seiner Commilitonen dadurch irgendwie zu Schaden gekommen wäre, wohl aber dankt er jener heilsamen Nöthigung manche Bewahrung vor naheliegender Gefahr und manche Geistesanregung, die ihm, war er sich selbst überlassen, wohl nicht geworden wäre. Selbst an den Abendmahlstisch wies und weist noch dort die Ordnung der Schule jährlich einmal sämmtliche confirmirte Schüler, wozu sie in besonderer Beichtrede vorbereitet wurden und werden, — für den rechten Mann eine herrliche Gelegenheit, den jungen Studentenherzen Worte zu sagen, die ihnen ein Compaß werden können für die sturmbewegte Fahrt (vgl. d. Art. Abendmahl Bd. I. S. 10 ff.). — Halten ja Anstalten, wie das evangelisch-theologische Seminar in Tübingen, ihre Zöglinge vom 18. bis zum 22. Jahre noch zum Besuche des Hauptgottesdienstes an, und sicherlich mit vollem Rechte. Die englischen unseren Gymnasien entsprechenden Anstalten führen ihre Zöglinge täglich in den Gottesdienst, und England denkt doch hoch von der persönlichen Freiheit.

Eine bindende Ordnung, mit väterlicher Umsicht und Billigkeit gehandhabt, dürfte also nicht bloß bei den jüngeren Altersstufen, sondern bis an die Grenze auch des höheren Schullebens, durchschnittlich bis ins 18. Lebensjahr gerechtfertigt sein.

Besondere Plätze? Wo immer möglich: ja, und solche, wo man die Schüler leicht übersehen, die Anwesenheit, die nöthige Ruhe und Stille wahren kann. Man wähle übrigens ja nicht die hintersten Winkel der Kirche, wie häufig höchst unpädagogisch geschieht, wo der Prediger vielleicht nicht zu sehen und kaum zu hören ist, sondern einen für Hören und Sehen günstigen, auch den Augen der Gemeinde zugänglichen Raum. Der Meister würde den Kindern, diesen „kleinen Majestäten“ (nach Zinzendorf), eher den Fürsten- oder Rathsherrenstand anweisen als den Winkel. (Matth. 18, 1 ꝛc.) Ein unpassender Platz macht für die Jugend den größten Theil des Kirchensegens zunichte. Die durch abgesonderte Plätze ermöglichte Aufsicht führt am besten und würdigsten ein Lehrer, der sich je nach Umständen, was die Anwesenheit betrifft, auch durch dazu aufgestellte Schüler unterstützen lassen kann. Bei höheren Schulanstalten würde die Ueberwachung der Präsenz sich eher für einen Schuldiener schicken. Das Auge

eines Lehrers sollte aber auch hier nicht fehlen. Sitzen die Lehrer zugleich mit den Schülern zu den Füßen des Wortes, so ist das jedenfalls die würdigste Aufsicht. Uebel ist es, wenn die Anwesenheit der Lehrer in der Kirche erst befohlen werden muß.

Besondere Gottesdienste für die Jugend empfehlen sich durch die besonderen Bedürfnisse derselben. Diese haben in den „Kinderlehren" längst ihre Anerkennung gefunden. Was aber den Predigtgottesdienst betrifft, so wäre ein solcher für die Jugend wenigstens von Zeit zu Zeit eine wahre Wohlthat. Zeit und Form eines solchen Gottesdienstes die gewöhnliche, Grundlage der Predigt in der Regel die kirchliche Perikope, nur die Art ihrer Behandlung mit bestimmter Beziehung auf Sinn und Art, Fassungskraft und Bedürfnis des jugendlichen Alters. Bei Jugendgemeinden unter 14 Jahren dürften sich auch sonst passende biblische Stoffe, besonders auch geschichtliche des A. Testamentes, mit Nutzen behandeln lassen. Bei jüngeren Kindern würde sich der Vortrag mit Nutzen, je und je durch Fragen, biblische und andere Geschichten, auch Singen eines Verses unterbrechen. Begreiflich setzt dies das Vorhandensein einer dazu geeigneten Persönlichkeit voraus und dürfte also immerhin nur unter günstigen Umständen ausführbar sein. Kinderprediger, welche die tiefsten Wahrheiten in anziehender Kindereinfalt zu sagen wissen, wie z. B. Spangenberg (Sammlung einiger Reden an die Kinder in Herrnhut, Barby 1797), sind nicht eben häufig. In größeren Städten wären solche Kinderkirchen, Jugendpredigten ein wahres Bedürfnis und eigene Jugendpfarrer nichts weniger als Luxus; denn bei den Schwierigkeiten, welche die Masse der Jugend und die Verwickelung der Lebensverhältnisse da in den Weg legt, reicht das gewöhnliche Pastorat nicht aus. Geeignete Kräfte auch aus den nichtordinirten Kirchengenossen für den Dienst der Jugend zuzuziehen, könnten wir noch von England und Nordamerika und ihren Tausenden von „Sonntagsschulen" lernen.

Bei geschlossenen höheren Anstalten (Seminarien, Pensionaten für Söhne oder Töchter) macht sich ein besonderer Anstaltsgottesdienst fast von selbst. Es ist da nur zu hüten, daß die Anstalt nicht ein Sonderkirchlein werde. Regelmäßiger Wechsel, wo es angeht, thäte nach beiden Seiten hin wohl. Festtage, wo möglich, immer in und mit der ganzen Gemeinde. Gymnasien und die ihnen parallel stehenden technischen Schulen sollten je alle 14 Tage ihren besondern Gottesdienst haben und ihren besondern hiefür begabten Prediger. Kein Umgang unter mehreren Lehrern; er läßt nicht recht zu einem warmen persönlichen Verhältnisse kommen, reizt zu Vergleichung und Kritik u. a. Der rechte Mann für solch eine Kanzel vor dem Flos juventutis hätte fürwahr ein köstlich Werk (*Καλὸν ἔργον.* 1. Tim. 3, 1.) zu treiben. Wie viel hat Michael Sailer durch seine Jugendreden gewirkt!

Wird so die Jugend zum Besuche der Kirche angehalten und gewöhnt, so erfordert es hinwiederum die Billigkeit, ja überhaupt die ihr gebührende „reverentia", daß sie von dem Prediger nicht ignorirt werde. Er halte sich stets gegenwärtig, daß ihn auch junge Ohren hören, er meide, was ihnen ärgerlich werden könnte, er wende je und je einmal seine Rede besonders an sie oder flechte wohl auch einmal ihnen zuliebe etwas für sie besonders passendes, eine Geschichte oder sonst etwas ein; er fleißige sich einer einfachen, kinderfaßlichen Sprache und Darstellung, eines klaren, durchsichtigen Periodenbaues, einer auch den jungen Geist anziehenden und spannenden Plastik. Das wird für die Gemeinde der Erwachsenen kein Verlust, sondern erst noch barer Gewinn sein; denn was — cum grano genommen — über die Köpfe aufmerksamer Schulkinder von 12—14 Jahren wegfliegt, das dürfte meist auch über die Köpfe der großen Leute wegfliegen. Die meisten unserer „Andächtigen" sind Kinder am Verständnis. Aus dem Munde der Schulkinder empfing Schreiber dieses seit Jahren immer am Montag die beste Recension seiner Predigten, was ihre Gemeinfaßlichkeit betraf. So könnten die Kinder auch für das Gotteshaus werden, was sie nach Gottes Absicht für das Vaterhaus sind, ein Segen.

Mittel, die Aufmerksamkeit oder das Verständnis zu überwachen. Ein christlicher Vater fragt die Kinder, was sie sich aus der Kirche und Predigt gemerkt, hilft darauf, bringt etwa auch das Gesagte zu weiterem Verständnis und macht geeignete Anwendung. Dasselbe thue der Lehrvater mit einigen Fragen in der Schule der Unconfirmirten, oder, so weit ihm das möglich ist, der Prediger selbst. Er wird damit viel Nutzen schaffen.

Schriftliche Predigtreferate? Ja, wenn die Zahl der Schüler es erlaubt und sofern bereits einige Uebung im schriftlichen Ausdrucke vorhanden ist, es sei, daß alle dazu angehalten werden oder daß man es dem freien Willen anheimgebe. Grundbedingungen: ein eigenes Heft dafür. Sorgfältige Schrift. Tag, Text, Thema, Theile; einzelne Gedanken in oder auch ohne Zusammenhang, aber ja nicht in der Kirche nachgeschrieben, sondern frei aus dem Gedächtnisse reproducirt. Nachschreiben in der Kirche hat so gut wie keinen Werth, wohl aber den Nachtheil, daß der junge Zuhörer über dem Schreiben des einen anderes überhört, auch, wenn er etwa seine Portion geschrieben zu haben meint, die Rosse seiner Gedanken um so getroster ausspannt und auf der Weide laufen läßt. Frei, selbst und allein, — oder gar nicht. Das Schreiben geschehe am Sonntag als Sonntagsbeschäftigung, nicht als Wochenarbeit. Beurtheilende Durchsicht von Seiten des Lehrers oder Pfarrers ist unerläßlich. So gehandhabt kann aus langjähriger Erfahrung ein mehrfacher Nutzen verbürgt werden, hauptsächlich größere Aufmerksamkeit auf das gepredigte Wort und besseres Verständnis desselben; daneben fällt solchen Predigtreferaten als der natürlichsten und jugendgemäßesten Aufsatzübung noch zu: Förderung im Gedankenausdruck, in Sprache und Stil, in Auffassung und Wiederdarstellung eines mündlichen Vortrags überhaupt.

Wenn unsere Jugend diesen bisher angedeuteten Grundsätzen gemäß für das öffentliche Leben der Gemeinde zugezogen und an ihre Versammlungen gewöhnt wird, so entspricht damit die Kirche nicht bloß dem Pflicht- und Liebestriebe ihrer Selbsterhaltung, sondern auch dem tiefsten Bedürfnisse der Jugend sowie der höchsten Aufgabe christlicher Erziehung derselben; denn christliche Erziehung ist in ihrem letzten Ziele Erziehung für das Reich Gottes, das sich eben in der Kirche als Reich der Gnade darstellt und in der Versammlung der Gläubigen aus der gemeinsamen Anbetung und Erbauung auf den Grund des Wortes und Sacramentes fort und fort seine Kräfte zieht. Thut die Kirche, thun Haus und Schule das Ihre, so kann der Kirchenbesuch der Jugend nicht anders als segensreich sein. Er ist es auch zu allen Zeiten trotz mancher mitunterlaufenden Menschlichkeiten und Mangelhaftigkeiten gewesen und wird es bleiben. — Wir machen hier nur noch auf einen Punct aufmerksam, nämlich das Verhältnis des Kirchenbesuchs zur Sonntagsfeier. Die Kirche, das Wort im Sinne von gottesdienstlicher Versammlung genommen, ist so innig mit der Sonntagsfeier verbunden, daß das eine von beiden des andern Leben bedingt. Kein Sonntag, keine Kirche; Zeugen sind unsere Wochenkirchen. Aber auch: keine Kirche, kein Sonntag. Der Sonntag ist nach der Anschauung unserer evangelischen (lutherischen) Kirche nicht um sein selbst willen da in der Auctorität eines göttlichen Gesetzes, sondern einer evangelischen Ordnung. „Weil vonnöthen geweßt ist, einen gewissen Tag zu verordnen, auf daß das Volk wüßte, wann es zusammenkommen solte, hat die Christliche Kirche den Sonntag dazu verordnet.“ (Augsb. Confess. Art. 28.) Somit ist der Hauptzweck des Sonntags und der Arbeitseinstellung an demselben das Zusammenkommen der Gemeinde, der Kirchenbesuch. Die Kirche nicht besuchen heißt dem Sonntage seine Sonne nehmen, ihn entheiligen und zum gemeinen Tage machen, wie er denn in der That auch unter den Händen der Verächter von Kirche und Kirchenbesuch zum gemeinsten der Tage geworden ist. Die Zuchthausstatistik zeigt, daß die Sonn- und Feiertage die meisten Verbrecher liefern.

Gewöhnt man die Jugend nicht an den Kirchenbesuch, macht man diesen derselben nicht lieb und werth, so läßt man sie die Sonntagsentheiligung gewohnen und setzt

Digitized by Google

sie in Gefahr, für ihr ganzes Leben Sonntag und Sonne zu verlieren; was aber die Jugend verliert, verliert nach und nach das Volk, das aus der Jugend heranwächst, und man braucht kein gesetzlicher Sabbatharier zu sein, um zu behaupten, daß ein christliches Volk mit dem Sonntage seinen Adel, seine Krone, seine höhere Menschenwürde sogar aufs Spiel setzte. Also: Videant consules in Kirche und Schule und Haus, daß unsere Jugend aus allen Ständen zeitig, treulich, weislich zu Kirche und Kirchenbesuch gezogen werde. Wer seine Kinder, seine Kirche, sein Volk lieb hat, der helfe dazu! **B. Strebel.**

Kirchenconvent, s. Schulregiment.

Kirchengeschichte in der Volksschule, s. Religionsunterricht in niedern Schulen.

Kirchenlied, s. Gesangbuch.

Kirchschule, s. Landschule.

Kleidung, s. Körperliche Erziehung I.

Kleinkinderschulen, Kinderbewahranstalten, Warteschulen, Kindergärten. Unter diesen verschiedenen Benennungen sind seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in vielen Ländern, besonders in Deutschland, England und Frankreich, eine Menge von Anstalten gegründet worden, deren gemeinschaftliche Tendenz es ist, jüngere, noch nicht schulpflichtige Kinder zu beaufsichtigen, zu pflegen, vor den äußern und innern Gefahren, denen sie der Mangel an häuslicher Aufsicht sowie an geistiger und gemüthlicher Anregung nur zu oft aussetzt, zu schützen, auf eine ihrer Fassungskraft angemessene Weise zu beschäftigen und in ihnen alle Keime des geistigen, sittlichen und religiösen Lebens zu gedeihlicher Entwicklung zu führen.

Die Berechtigung dieser Anstalten wird von keinem Standpuncte aus bestritten werden können. Ihre tiefste Wurzel haben sie einerseits in dem neuen Erwachen des christlich-humanen Geistes, der auch dem Worte des Herrn „Lasset die Kindlein zu mir kommen" mit neuer Empfänglichkeit entgegen kam, andererseits in der eigenthümlichen Umgestaltung der socialen Verhältnisse, die sich im achtzehnten Jahrhunderte vorbereitete, und in welcher wir noch begriffen sind. Es ist keine Frage, daß unter den Uebelständen, welche die wachsende Bevölkerung der meisten mitteleuropäischen Staaten, die zunehmende Theurung aller Lebensbedürfnisse, der steigende Luxus, die vom Geiste der Zeit geforderte Lösung patriarchalischer Bande und Standesgenossenschaftlichkeit, der Kampf des Fabrikenwesens und des Handwerkes sowie manche besondere Noth der Zeit hervorgerufen hatte, gerade die Kinderwelt und in dieser besonders die Zahl der noch nicht schulpflichtigen Kinder am meisten zu leiden hatte. In den naiveren Zuständen des Mittelalters, die sich in ihren socialen Formen so lange erhalten hatten, war das Kind geborgener, weil die Familie als solche äußerlich durch althergebrachte Verhältnisse mehr gesichert und innerlich von der Substanz des religiösen Geistes noch mehr erfüllt war. Die Noth des Lebens fand in der Einfachheit der Bedürfnisse ein Gegengewicht und was die Roheit der Zeit zerstörte und auseinanderriß, wurde von innen heraus leichter wieder geheilt und zusammengeführt. Die moderne Gesellschaft macht dem Einzelnen den Kampf um die äußere Existenz zur wesentlichsten Aufgabe. Durch diesen Kampf, so wie durch die auflösenden Tendenzen der religiösen Aufklärung wurde die Familie in ihrem innersten Leben und Zusammenhange schwer getroffen. Wie in Deutschland im großen und ganzen die Verhältnisse des eigentlichen Arbeiters, auf dem Lande und in den großen Städten zumal, bisher gestaltet sind, bleibt für eine liebevolle erziehliche Einwirkung der Mütter und der Familie überhaupt auf die kleineren Kinder keine Zeit. Wenn das Weib des Tagelöhners gezwungen ist, jeden Tag auf Arbeit zu gehen, müßen diese Kinder entweder einsam eingeschlossen oder unter der unzureichenden Obhut der ältern Geschwister in der Wohnung zurückgelassen werden. Wenig besser sind sie daran, wenn sie aufs Feld mitgenommen und den blendenden Sonnenstrahlen und aller sonstigen Ungunst der Witterung ausgesetzt oder der Gemein-

ſchaft der übrigen Kinder auf dem Dorf-Anger und auf der Straße anvertraut werden. Zu den unzähligen leiblichen und ſittlichen Gefahren, denen noch täglich viele dieſer Kinder erliegen, geſellt ſich in dieſem Stande nur zu oft bei den Eltern Rauhigkeit des Sinnes und Mangel an Liebe für die Kinder, die mehr eine Laſt, als eine Freude des Lebens zu ſein ſcheinen. Die Mütter lernen nicht, mütterlich zu empfinden und zu handeln, nicht ſelten müßen ſie vielmehr gewaltſam in dem blutenden Herzen die Mutterſorge unterdrücken lernen. Der Mangel der früheren Erziehung macht dieſelbe ſelbſt da, wo man verſucht, ſie ſpäter zu üben, doppelt ſchwierig und ruft Leidenſchaftlichkeit und Bitterteit auf der einen, Trotz und Verſchmitztheit auf der andern Seite hervor. Erſchreckende Berichte, die beſonders aus London und den Fabrikdiſtricten Englands über frühzeitige Verwilderung der Kinder zahlreich gegeben worden ſind, finden im einzelnen auch bei uns noch immer traurige Beſtätigung.

Wenn ſich in dieſen Zuſtänden ein unendlich weites Gebiet für die Beſtrebungen der chriſtlichen Wohlthätigkeit aufthut, ſo kann dem aufmerkſamen Beobachter nicht entgehen, daß, freilich unter andern Formen, auch in den höhern Ständen die Pflege und Erziehung der kleineren Kinder oft an ähnlichen Gebrechen leidet. Wo die Mutter durch anderweitige Geſchäfte, etwa durch die Beaufſichtigung einer größeren Wirthſchaft, vielleicht auch durch die auf ihr allein ruhende Laſt, den Haushalt zu beſorgen, oder durch die zum Geſetz gewordene Unnatur der geſelligen Verhältniſſe übermäßig in Anſpruch genommen, wo ſie durch die Ungunſt der Verhältniſſe in der eigenen Entwicklung gehindert worden iſt oder in ihrer Bildung eine falſche Richtung genommen hat, ſei es nun, daß ihr Sinn etwa bloß dem materiellen Erwerbe und Beſitze zugewendet oder daß ſie, vom ſinnlichen Reize gefeſſelt, nur dem äußern Scheine des Geiſtigen nachſtrebt, oder durch eine eigene Art von Unweiblichkeit weder Luſt noch Geſchick zum Erziehen ihrer Kinder hat, wo ſie endlich, wie ſo oft, durch Kränklichkeit von dieſem Geſchäfte abgehalten wird oder durch einen frühen Tod ihren Kindern geraubt iſt, da überall iſt das Schickſal der Kinder ein beklagenswerthes, da überall fehlt ihrem Lebensfrühlinge der warme Sonnenſtrahl, der die tiefſten und geheimſten Regungen des menſchlichen Herzens zeitigen ſoll, da überall iſt die Berechtigung ſolcher Anſtalten, welche auch nur annähernd die mütterliche Pflicht erfüllen, durchaus nicht abzuläugnen. Iſt Einſicht und Liebe genug vorhanden und die Möglichkeit gegeben, ſolchen Gebrechen im Hauſe ſelbſt abzuhelfen, um ſo beſſer. Wenn aber dieſen Uebelſtänden gegenüber von mancher achtungswerther Seite her darauf gedrungen wird, das Grundübel ſelbſt in's Auge zu faſſen, die Familie im chriſtlichen Geiſte auf ihren natürlichen und ethiſchen Fundamenten wieder aufzubauen und Mütter heranzubilden, denen die Heiligkeit und Eigenthümlichkeit ihres Berufes zum klaren Bewußtſein gebracht und zur theuerſten Aufgabe ihres Lebens gemacht worden iſt, da doch ohne dieſe Heiligung der Familienbande und ohne Hülfe des richtig entfalteten Naturtriebes das Grundübel ſich immer weiter verbreiten müße und von den Anſtalten immer nur eine ſtiefmütterliche Pflege werde geübt werden können, die des lebendigen Pulsſchlages der natürlichen Liebe entbehre; ſo iſt mit der principiellen Anerkennung dieſer Argumentation die Frage über die Berechtigung ſolcher Anſtalten ſelbſt noch keineswegs entſchieden. Soll gewartet werden, bis die exemplariſchen Mütter erzogen ſein werden, bis die Familie von dem rechten Geiſte und Leben wieder erfüllt ſein wird? Die einzelnen ſittlichen Factoren im Leben der Völker können nicht von der Entwicklung des Volksgeiſtes im großen und ganzen getrennt werden. Mag die Geſellſchaft ſich auf richtigeren und den ſocialen und volkswirthſchaftlichen Forderungen der Zeit entſprechenderen Grundlagen reconſtruiren und in dieſem Aufbau den kommenden Geſchlechtern wieder Zeit und Raum und Freudigkeit für die ungehinderte Darſtellung des Familienlebens zu ſchaffen ſuchen; mag der Staat dieſe neuen Formen des Lebens mit den ſchützenden Garantieen des Rechtes umgeben und in den Individuen mit dem Rechtsgefühle zugleich das Pflichtgefühl ſtärken; mag die Kirche in der Kraft des Geiſtes und

aus der Fülle der göttlichen Wahrheit neuen Segen ausſtrömen laſſen über Jung und Alt und, indem ſie auf dem Grunde, der da gelegt iſt, eine neue Gemeinde erzieht, allen jenen Lebensformen erſt die heilige und heiligende Beziehung auf die höchſten Zwecke des Menſchenlebens geben: — wir können in dieſen allgemeinen Entwicklungsproceß fördernd nicht anders eingreifen, als daß wir, dem Ideale chriſtlicher Vollkommenheit des Lebens nachſtrebend, auf alle krankhaften Erſcheinungen gleichzeitig unſere Aufmerkſamkeit und unſere hülfreiche Pflege richten, und immer die Totalität der Symptome ins Auge faſſen. Hier gilt der Kanon, das Eine zu thun und das andere nicht zu unterlaſſen. Es giebt kein Mittel, gute Mütter zu erziehen, außer dem allgemeinen, wahre und lebendige Frömmigkeit zu verbreiten; und dieſes allgemeine Mittel iſt eben dasſelbe, mit dem auch dem kindlichen Verderben entgegen getreten werden ſoll und kann, ſo lange die rechten Mütter noch fehlen. Was aber die Befürchtung betrifft, daß ſolche Pflegeanſtalten der rechten Liebe entbehren und daß ſie darum, wie Graffunder (bei Otto: Ueber den öffentlichen Unterricht) meint, nur „Waiſenhäuſer bei lebendigem Leibe der Eltern“ ſein werden, ſo liegt in der Herbigkeit dieſer ſchwer zu läugnenden Wahrheit noch immer nicht die Verurtheilung der Kleinkinderbewahranſtalten. Müßen nicht Waiſenhäuſer ſein trotz der Mängel, die ihnen nur zu oft anhaften? Und haben ſie nicht unzählig oft Gutes gewirkt? Manche Stiefmutter, auch manche rauhe und ſtrenge, hat trefflicher und treuer ihre Pflicht an den Kindern geübt, als viele rechte Mütter es thun. Wo die tiefſte Gefahr für Leib und Seele abgewendet wird, da dürfen wir auch die leicht hervorbrechende und leicht wieder getrocknete Kinderthräne nicht zu hoch anſchlagen. Aber die Stiefmutter kann auch liebevoll ſein und die Waiſenhäuſer, wenn ſie in dem rechten Geiſte geleitet werden, müßen nicht nothwendig ihre Zöglinge in Herzensleere und Gemüthskälte auferziehen. Auch thut ſie es keineswegs immer, und gegen die Laſterſchule und Leidenſchule, die manches arme Kind im väterlichen Hauſe durchmacht, wäre die Zucht und Kargheit manches Waiſenhauſes noch immer ein Himmel zu nennen.

Bedeutender muß das Bedenken erſcheinen, daß durch die Kleinkinderbewahranſtalten viele Eltern in der Sorgloſigkeit und Gleichgültigkeit, mit welcher ſie die Erziehungspflicht üben, beſtärkt und daß ſie des Segens beraubt werden, der in der Uebung dieſer Pflicht ſelbſt liegt. Wenn derartige Klagen über dieſe Anſtalten nicht in demſelben Maße erhoben worden ſind, als dies in Betreff der in Frankreich heimiſchen „Krippen“ (Bewahranſtalten für Säuglinge) geſchehen iſt, ſo läßt ſich doch nicht verkennen, daß ſie der Begründung auch hier nicht ganz entbehren. Bequemlichkeit iſt in allen Ständen einer der größten Feinde der Erziehung. Es giebt viele Eltern, denen ſchon die Schule bloß darum erwünſcht iſt, weil ſie ihnen die Aufſicht über die Kinder abnimmt. Solche werden auch von den Bewahranſtalten gern Gebrauch machen, um ſich ſelbſt des Kindergeſchreis und anderer Störungen und Beläſtigungen zu überheben; ſie werden auch dann von ihnen Gebrauch machen, wenn keiner der oben erwähnten Gründe, das Kind aus der Familie zu entfernen, vorliegt. Darf man nun dieſer, vornehmlich in den höhern Ständen vorkommenden Weichlichkeit entgegenſtellen, daß derjenige kein Recht habe, Kinder zu erzeugen, dem es an Luſt und Kraft gebricht, ſie zu erziehen; ſo darf man auch den untern Ständen nicht verhehlen, daß niemand berechtigt iſt, eine Familie zu begründen, dem die Mittel fehlen, eine Familie zu erhalten. Neben aller Noth der Zeit iſt Leichtſinn in der Schließung der Ehe eine der weſentlichſten Urſachen der hier in Rede ſtehenden Uebelſtände. Wird durch Kinderbewahranſtalten ſolchen Leichtſinnigen die weſentliche Laſt der Kindererziehung abgenommen, ſo werden andere um ſo weniger davor zurückſchrecken, die Ehe auf eben ſo leichtfertige Weiſe zu ſchließen. Aber noch höher muß der Schaden veranſchlagt werden, der dem innern Leben der Familien dadurch zugefügt wird, daß der Verkehr zwiſchen Eltern und Kindern ſo weſentlich beſchränkt wird. Die Gemüthskräfte, welche durch dieſen Verkehr geweckt und geſtärkt werden ſollten, bleiben unentwickelt; der ſittliche Ein-

fluß, den die Erziehung auf den Erzieher ſelbſt übt, fällt zum großen Theil weg, und die Bande zwiſchen Eltern und Kindern werden in dem Maße lockerer, in welchem die Beziehungen beider zu einander aufhören. Es iſt keine Frage, daß ſelbſt die Opfer und Anſtrengungen, die mancherlei innern und äußern Bedrängniſſe, zu denen die Erziehung der Kinder Veranlaſſung giebt, zu den ſegensreichſten Erfahrungen des Familienlebens gehören, aus denen die Liebe zwiſchen Eltern und Kindern ihre tiefſte Kraft ſelbſt ſchöpft und die allen einzelnen Gliedern zu heilſamſter Förderung gereichen. Mit welchem Rechte darf an dieſem Segen des häuslichen und Familienlebens gerüttelt werden? Mit welchem Rechte darf der Menſch der Zucht entzogen werden, in welche die Ordnung der Natur und der offenbare Wille Gottes ihn geſtellt hat? Wem eine Ahnung davon inne wohnt, was es auf ſich hat mit den ſittlichen Ordnungen der Natur, und welche Fülle von Segen aus denſelben unter den verſchiedenartigſten Formen und Verhältniſſen hervorgeht, der wird großes Bedenken tragen, die Innigkeit der Familienbande durch äußere Einrichtungen, auch wenn dieſelben dem Einzelnen gegenüber als Wohlthat erſcheinen, abſchwächen zu laſſen. Bei dem tiefen Sinne für Familienleben, welcher zumal dem deutſchen Volke eigenthümlich iſt, muß daher die noch nicht ganz überwundene Scheu vor den Kinderbewahranſtalten, der wir ſo oft begegnen, im Principe durchaus als gerechtfertigt erſcheinen, denn in dieſer Scheu giebt ſich das dunkle Bewußtſein kund, daß es ſich um eine Gefahr für einen der wichtigſten Factoren im germaniſchen Volksleben, für die Innigkeit ſeines Familienlebens handle, und es mag von dieſem Standtpuncte aus beſſer ſcheinen, daß der Einzelne untergehe, als daß eins der weſentlichſten Elemente unſerer Volksthümlichkeit erſchüttert werde.

Aber auch in der Berechtigung dieſer Scheu iſt noch nicht die Verurtheilung der Kinderbewahranſtalten, ſondern nur die Warnung enthalten, durch Bekämpfung eines Uebels nicht ein größeres Uebel herauf zu beſchwören. Denn ohne Zweifel haben jene ſittlichen Einflüſſe des Familienlebens eine zwiefache Vorausſetzung, die in der Wirklichkeit des Lebens unendlich oft nicht zutrifft. Einerſeits giebt es einen Grad der äußern Noth (und auch manche Ungunſt und Verwirrung der Verhältniſſe, die in höhern Ständen eintreten kann, iſt hierher zu rechnen), bei welchem, wie auf unfruchtbarem Boden, überhaupt kein Leben, alſo auch kein wahres Familienleben, zur Blüte kommen kann. Andererſeits giebt es eine ſittliche Verwilderung der Gemüther, für welche jene heilſamen Einflüſſe des Familienlebens überhaupt nicht mehr exiſtiren, ja für welche dieſelben zu zwiefacher Gefahr umſchlagen. Oft auch gehen beide Erſcheinungen in einander über. In allen dieſen Fällen kann nicht mehr davon die Rede ſein, daß durch die Trennung des Kindes von den Eltern eine heilſame Ordnung, welche ja eben gar nicht vorhanden iſt, geſtört werde, und die rettende Liebe, welche darauf ausgeht, daß Keiner verloren werde, iſt ſolchen Verbildungen des Lebens gegenüber im vollen Rechte, wenn ſie „Waiſenhäuſer bei lebendigem Leibe der Eltern“, ſolcher Eltern nämlich, die in Wahrheit keine ſind, weil ſie weder die Macht noch den Willen haben, Stellvertreter Gottes an ihren Kindern zu ſein, erbaut. Aber dieſe Liebe wird ſich auch, wenn ſie aus der rechten Quelle ſtammt, mit derjenigen Weisheit vereinigen, welche der oben erwähnten Warnung zugänglich iſt; ſie wird ihre Hülfe nur da eintreten laſſen, wo ſie durch die Verhältniſſe wirklich gefordert iſt, ſie wird durch die ganze Einrichtung der Kinderbewahranſtalten die Eltern nicht von der Fürſorge für die Kinder entwöhnen, ſondern im Gegentheil dazu beitragen, daß dieſelbe ermuntert und durch die Controlle der Kleinkinderſchule gekräftigt werde. Wenn z. B. manche Anſtalten dieſer Art in England auch die Reinigung, das Waſchen, Kämmen ꝛc. der überbrachten Kinder übernehmen, ſo kann dies nur durch ganz individuelle Zuſtände entſchuldigt, aber niemals zur Regel gemacht werden, denn unordentliche Mütter würden dadurch in ihrer Unordnung nur beſtärkt werden. Ebenſo muß verlangt werden, daß für die Beaufſichtigung jedes Kindes in der Anſtalt eine billige Entſchädigung bezahlt werde,

damit auch die ärmſten Eltern den Vortheil dieſer Aufſicht durch eine eigene Anſtrengung erkaufen. In allen ſolchen Fällen, wie die eben erwähnten, iſt aber auch die Rückwirkung der guten Einflüſſe, welche von der Bewahranſtalt ausgehen, auf das kranke Familienleben ſelbſt nicht gering anzuſchlagen.

Von allgemein ethiſchen Geſichtspuncten aus wird man nach alle dem die Berechtigung der Kleinkinderbewahranſtalten als Ergänzungen derjenigen erziehenden Thätigkeit, die im normalen Zuſtande von der Familie ausgehen ſoll, nicht angreifen können, und der Eifer, der in der Gründung ſolcher Einrichtungen ſich kund gegeben hat, bildet eine der erfreulichſten Erſcheinungen in der Culturentwicklung unſeres Jahrhunderts. Wie ſehr im Beſondern die Kirche und der Staat an dieſen Unternehmungen betheiligt ſind, das bedarf kaum einer nähern Erörterung. Die Bemühungen der Kirche, ſolche Anſtalten ins Leben zu rufen und zu erhalten, ſind bisher mit größerer Energie aufgetreten. Zwar haben in vielen Staaten die Regierungen der Sache durch dringende Empfehlung allen erwünſchten Vorſchub gethan und an vielen Orten ſind die Gemeindevorſtände mit großer Freudigkeit für dieſelbe thätig geweſen, aber für eine dem Organismus des geſammten nationalen Erziehungsweſens integrirende Inſtitution hat bisher noch kein Staat die Kleinkinderbewahranſtalt erklärt. Man erkennt ſchon daraus, daß die Frage über dieſe Anſtalten als eine noch unerledigte angeſehen werden muß, und daß dieſe Angelegenheit bisher mehr vom Standpuncte der Wohlthätigkeit als vom pädagogiſchen gewürdigt worden iſt.

Das pädagogiſche Intereſſe an der vorliegenden Frage iſt ein ſehr tiefes und verſchiedenartiges. Es iſt von jeher die Ueberzeugung der hervorragendſten Denker geweſen, daß die Zeit der erſten Kinderjahre eine für die Geſammtentwicklung des Menſchen höchſt bedeutungsvolle ſei, und ſchon das Alterthum hat mancherlei Anweiſungen gegeben, dieſe Zeit für die Erziehung recht auszukaufen. Wenn die ſpartaniſchen Wärterinnen nicht bloß auf den Körper, ſondern auch auf die Gemüthsart der ihnen anvertrauten Kinder zu achten hatten; wenn in der Lykurgiſchen Geſetzgebung gefordert wird, daß die Wiege ein Schild ſein und der erſte Blick des Kindes auf den Speer fallen ſolle, daß ſchon der Säugling gewöhnt werden müße, den Wechſel von Licht und Finſternis mit Gleichmuth zu ertragen; wenn Solon die Todesſtrafe darauf ſetzt, ohne Erlaubnis den heiligen Ort zu betreten, an dem ſich die Kinder verſammelten: ſo ſpricht ſich in ſolchen Reminiscenzen ein ſo hoher ſittlicher Ernſt in Berückſichtigung des frühen kindlichen Alters aus, wie wir ihn in unſern Zeiten ſelten finden. Auch Plato ſchildert im Protagoras die belehrende, ermahnende und erziehende Thätigkeit, welche von der Wärterin, der Mutter, dem Knabenführer oder dem Vater an dem Kinde, ſobald es nur verſtehe, was zu ihm geredet wird, geübt werden müße und unterſcheidet dieſelbe von derjenigen der Schule. Ariſtoteles (Politik VII.) erhebt ſogar die Forderung, daß die Obrigkeit, welche die Erziehung beaufſichtige, von Amtswegen auf die Art, wie die Kinder bis zum ſiebenten Jahre ihre Zeit zubringen, achten ſolle. Und wie die Erfindung der Kinderklapper dem Pythagoräer Archytas zugeſchrieben wird, ſo erachteten die Alten (Quintilian, Inſtit. I, 1.) auch die moraliſche Bildung der Ammen, die Beſchaffenheit der Wiegenlieder und der Ammenmärchen für Gegenſtände, welche der höchſten Aufmerkſamkeit würdig wären. An dieſe Aeußerungen des claſſiſchen Alterthums ließen ſich unzählige des Mittelalters und der neuern Zeit anſchließen. Immer hat es dem Menſchen nahe gelegen, das Ahnungsvolle, Keimartige, Leichtbeſtimmbare und Vorbildliche in der Natur und der Entwicklung des Kindes anzuerkennen. Auch die wiſſenſchaftliche Pädagogik, welche ja überhaupt den ganzen Menſchen zu ihrem Objecte macht, hat daher die eigentliche Kindheitsperiode immer als eine durchaus eigenthümliche und für den Erziehungszweck höchſt bedeutungsvolle angeſehen, aber ſie hat die Löſung der auf dieſer Stufe geſetzten Aufgabe als eine ganz in die Hand der Mutter gelegte angeſehen und ſich enthalten, in dieſes von der Natur ſelbſt geordnete Verhältnis durch Vorſchriften einer beſonderen Technik einzugreifen.

Es ist ersichtlich, daß das materielle Band, welches zwischen Mutter und Kind besteht, nach und nach lockerer wird und das Substrat eines freieren Verkehrs bildet, der immer geistiger und reiner zu werden bestimmt ist. Der Uebergang von der mehr materiellen Beziehung zur geistigen ist ein sehr unmerklicher, und an jedem Puncte der Entwicklungsreihe sind beide Elemente vorhanden. Von der unbewußten Lebensgemeinschaft, die zwischen der Mutter und dem Embryo stattfindet, ist zwar ein großer Schritt bis zu der individuellen Besonderung, in welche das Kind durch die Geburt eintritt; eben so groß ist der andre, durch welchen der entwöhnte Säugling seine unbedingte Abhängigkeit von der Mutter aufgiebt und sich von dem Arme derselben loswindet, um mit eigenen Füßen den Raum zu durchmessen; noch größer vielleicht der dritte, den das Kind vollendet, wenn es die Herrschaft über seine Sprachorgane gewinnt und sein Inneres kund zu geben vermag; aber selbst in diesem vorgeschrittenen Stadium seiner Entwicklung ist das Kind noch ganz an die mütterliche Liebe gewiesen, welche die zuträgliche Nahrung wählen, zubereiten und darreichen, welche bei zunehmender Kraft der Gliedmaßen den Gebrauch derselben leiten und bewachen, welche endlich durch freundlichen Verkehr auch zur ersten Bildung der Sprachlaute aufmuntern muß. Auch die rein geistige Fortbildung des sprechenden Kindes muß von pädagogischer Seite in den ersten Jahren als ein Hauptgeschäft der Mutter angesehen werden, an welchem nur nach und nach und auf weniger eingreifende Weise der Vater und die Geschwister theilnehmen. Es scheint zwar so, als ob das sprechende Kind, welches in die Reihe der denkenden Wesen eingetreten ist, nun auch von einem jeden verständigen Menschen geistig gefördert werden könne, nachdem es einmal das Mittel aller Bildung, die Sprache, errungen habe, und als ob es eben nur auf die Erfüllung der allgemeinen Bedingungen, an welche alle Erziehung geknüpft ist, ankomme, darauf nämlich, daß dem unreifen Denken der gereifte Verstand, dem unentwickelten Gemüthe der ausgebildete Charakter zu Hülfe komme. In der That ist ja auch der Mensch bei aller Abhängigkeit von der Natur doch zugleich so hoch über dieselbe gestellt, daß er schon vor der Zeit aus dem Mutterleibe genommen werden und doch lebensfähig sein, daß er der Muttermilch ganz entbehren und doch gesund und kräftig aufwachsen kann. Wie sollte denn die Möglichkeit, ihn auch geistig dem mütterlichen Einflusse zu entrücken und doch auf eine seiner Bestimmung im wesentlichen entsprechende Weise zu erziehen, geleugnet werden? Geschieht es doch täglich und wachsen doch Tausende von Kindern auf, die nie das Angesicht ihrer Mütter mit Bewußtsein gesehen haben. Allein diese Ausnahmen, in denen die erhabenen Vorzüge sich offenbaren, mit denen die göttliche Liebe die menschliche Natur ausgestattet hat, stoßen die Regel nicht um, in der noch viel größere Privilegien der menschlichen Natur enthalten sind, die Regel, daß die Mutter die von der Natur selbst erwählte und für diesen Beruf auf einzige Weise begabte erste Erzieherin und Lehrerin ihres Kindes ist. Aller geistige Verkehr setzt Einverständnis voraus, und alle Erziehung kann nur dann den rechten Erfolg haben, wenn der Zögling selbstthätig darauf eingeht und dem Willen des Erziehers Empfänglichkeit entgegenbringt. Wenn diese Willigkeit auf den höhern Stufen der erziehenden Thätigkeit von dem Erzieher selbst durch die Sittlichkeit und Weisheit seiner Handlungsweise hervorgerufen werden kann und soll, so ist dies natürlich auf der ersten und untersten Stufe des kindlichen Lebens nicht möglich, weil hier alle Anknüpfungspuncte im Bewußtsein noch fehlen. Darum eben hat die göttliche Ordnung jenes Einverständnis, ohne welches überhaupt die Erziehung nicht gedacht werden könnte, als eine natürliche Sympathie zwischen Mutter und Kind an den Anfang der menschlichen Erziehung gesetzt. Mutter und Kind verstehen einander am besten, verstehen einander ganz, denn die Gemeinschaft ihres beiderseitigen Lebens besteht noch lange fort, auch nachdem das organische Band, welches sie vorher zu einem Leben vereinigte, zerrissen ist. Dieses Verstehen ist auch auf der Seite der Mutter zunächst kein reflectirtes, sondern ein so unmittelbares, unbewußtes Mitfühlen und Mitleben, daß keine Reflexion die Tiefen desselben durchleuchten, noch weniger die Sicherheit des-

ſelben erreichen kann. Aber gerade in dieſer Unmittelbarkeit der Beziehung ſpricht ſich das ſympathetiſche Verhältnis zwiſchen Mutter und Kind am deutlichſten aus, welches dann für die geiſtige Einwirkung auf das letztere die tiefſte und geeignetſte Grundlage darbietet. Denn das geiſtige Leben des Kindes beſteht auch noch lange, nachdem das Kind ſprechen gelernt hat, in einer traumartigen Thätigkeit der Phantaſie, welche bei lebhaften Kindern häufig in Worte übergeht und mit Recht hat Fr. Köhler (Die Mutterſchule S. 5.) die Kinder „wachende Nachtwandler" genannt. In den erſten Anregungen des kindlichen Geiſtes, durch welche derſelbe aus dieſem innern Traumleben allmählich in die Welt der Erſcheinung geführt werden ſoll, kommt alles darauf an, daß ſie an jene traumartige Lebensform der kindlichen Seele ſich anzuſchließen, daß ſie ihr ſelbſt verwandt zu bleiben und doch die Welt der Erſcheinung mit ihr zu verbinden wiſſen. Das iſt das Weſen der Wiegenlieder, Mutterſcherze, Ammenmärchen und aller erſten geiſtigen Beſchäftigung mit dem Kinde. Melodie, Rhythmus und Reim, vor allem der ſeelenvolle Ausdruck der Stimme und der Miene der ſingenden oder ſprechenden Mutter, dies alles ſtammt aus derſelben Wurzel einer tiefen Lebensgemeinſchaft und wirkt zuſammen, wie warmer Frühlingsregen und Sonnenſchein, um den geiſtigen Keim zu wecken. Die intellectuelle und ethiſche Wirkung iſt in alle dem gleichzeitig und gleich groß. Wie die mütterliche Liebe mit dem Daſein des Kindes geſetzt iſt, ſo iſt die Liebe zur Mutter mit dem Daſein der Mutter geſetzt, zunächſt auf beiden Seiten als reiner Ausdruck der natürlichen Lebensgemeinſchaft, bald aber und immer mehr ſich vergeiſtigend zum ſittlichen Motive. Wenn auf Seiten der Mutter auf dieſem Grunde die völligſte Selbſtloſigkeit und die reinſte Hingebung an die Mutterpflicht ſich ausbildet, ſo entwickelt ſich auf demſelben Grunde in dem Gemüthe des Kindes jene Zuverſicht zur mütterlichen Güte und Milde, die durch keine Erfahrung des Lebens erſchüttert wird, jene vertrauensvolle Hingebung und jene Willigkeit des Gemüthes, die nur mit dem rechten Inhalte erfüllt werden darf, um zum wahren Gehorſam zu erſtarken. So werden *allein in dem natürlichen Verhältniſſe zwiſchen Mutter und Kind diejenigen Grundbedingungen erfüllt, an welche die erſte Erziehung geknüpft iſt.* Und an dieſe Bedingungen ſehen wir die Entwicklung des Kindes ſo lange gebunden, bis mit dem ſechsten und ſiebenten Jahre eine neue Periode (ſ. Altersſtufen) in dem Kindesleben beginnt, welche über den allgemein menſchlichen Beruf hinaus auf die Pflege des beſondern Berufes weiſet und in welcher der Mutter die ausſchließliche Obhut über das Kind nicht mehr bleiben kann. Alle ſittliche, religiöſe und intellectuelle Pflege innerhalb dieſes erſten Stadiums hat ihren Mittelpunct in der mütterlichen Einwirkung, und es iſt namentlich darauf hinzuweiſen, daß weder eine bedeutſame phyſiologiſche noch eine intellectuelle Zwiſchenſtufe in der Entwicklung des Kindes bis zum ſchulpflichtigen Alter irgendwo bemerkbar wird, welche eine Aenderung dieſes Verhältniſſes andeuten könnte.

Nun hat zwar von pädagogiſchem Standpuncte nie verkannt werden können, wie wenig oft die mütterliche Einwirkung ihrer Aufgabe entſpricht, und wie zahlreich die Beiſpiele ſolcher Mütter ſind, welche ihren Beruf an den Kindern verkennen und vernachläßigen. Roheit des Gemüthes, Verkehrtheit des Zeitgeiſtes oder der individuellen Bildung und mancherlei leibliche Gebrechen können, vereinzelt oder in Gemeinſchaft, dahin wirken, daß die Eingebungen des natürlichen Muttergefühles misverſtanden oder überhört werden, ja, daß ſie ganz verſtummen. Darum hat die neuere Pädagogik aus dem chriſtlich-humanen Intereſſe für die Kinderwelt zunächſt die ganz allgemeine Anregung empfangen, das Muttergefühl in die rechte Bahn zu leiten und den Müttern bei dem Geſchäfte der Erziehung an die Hand zu gehen. Mit welcher Zuverſicht Peſtalozzi an die heilſamen und weitgreifenden Folgen glaubte, von denen die Vertiefung und Vergeiſtigung des mütterlichen Einfluſſes auf die Kinderwelt begleitet ſein müße, das geht aus allen ſeinen Schriften hervor. Leider hatte er ſich, als er der praktiſchen Ausführung ſelbſt näher trat und dieſelbe in der Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" und in

dem „Buche der Mütter“ darzustellen suchte, bereits in der Einseitigkeit seiner methodischen Ansichten so sehr befestigt, daß dieselbe wohl nirgends so auffallend hervortritt, als gerade hier. Wenn vor Pestalozzi das inhaltsvolle Kinderleben überhaupt zu gering geachtet worden und in seiner tiefen Bedeutung für das Leben vielfach unerkannt geblieben war, so beschwerte Pestalozzi selbst das Kind durch seine systematische, logische und abstracte Methode mit einer Last, der die kindliche Geisteskraft nicht gewachsen war, und nöthigte es zu einer Arbeit, von der das kindliche Gemüth eher beengt und niedergebeugt, als erhoben und befruchtet wurde. Die einseitige Betonung der intellectuellen Bildung, welche in dieser Pestalozzischen Mutterschule herrschte, drohte das Gleichgewicht der Seelenkräfte auf eine unheilvolle Weise zu zerstören. Aber nicht alle Nachfolger des bedeutenden Mannes beflissen sich, nur seine Fehler nachzuahmen. Die Mutterschule, die Belehrung der Mütter über die rechte Art, den Geist ihrer Kinder zu wecken, blieb ein stehender Gedanke der deutschen Lehrerwelt und es wurde der Gegenstand mannigfacher Versuche, das, was Pestalozzi gemeint und gewollt, auf eine naturgemäßere und frischere Art zu erreichen. Die Entwicklung des Kindes in den ersten Jahren wurde in den allgemeinen pädagogischen Werken mit Vorliebe und Nachdruck behandelt, wie z. B. von J. J. Wagner und von Schwarz. Von allen Seiten war man bestrebt, den Stoff zu sammeln, der für diese ersten Kinderjahre und für die belehrende Einwirkung der Mütter auf die Kinder der geeignetste wäre. Viele Bilderbücher wurden herausgegeben, unter ihnen manche gute (z. B. „Erste Nahrung für den keimenden Verstand guter Kinder von ihrer Mutter“, Leipzig bei F. A. Leo, 1824 — „Bilderbuch für wißbegierige kleine Mädchen“, Nürnberg bei Fr. Campe, 1822 — „Naturgeschichte der Hausthiere“, Leipzig bei C. Cnobloch 1820 — ꝛc.), Rathschläge für die Beschäftigung der kleinen Kinder ertheilt (z. B. „Praktische Anweisung für Eltern und Erzieher, welche ihre Kinder angenehm beschäftigen wollen“. Neustadt a. d. O. 1828 — Tändeleien und Scherze für unsere Kinder von Löhr — „Kleinigkeiten für unsere Kinder“ von demselben), Spiele aufgefrischt, die diesem Alter von jeher lieb gewesen waren und geeignet hatten, andere erdacht und vorgeschlagen (z. B. von Hahn in seiner „Wilhelmine“) und umfassende Sammlungen aller hierher gehörigen Materialien veranstaltet, unter denen die schon genannte „Mutterschule“ von Fr. Köhler (Berlin bei G. Reimer 1840) durch Reichthum und glückliche Wahl, durch sinnige Einleitungen und verständnisvolle Belehrungen über den Gebrauch aller dieser Stoffe noch immer einen der ersten Plätze einnimmt. Von Anfang an waren diese Bestrebungen überdies durch eine tiefere Richtung der deutschen Literatur unterstützt worden, welche, von der romantischen Schule ausgehend und in dem Aufschwunge der germanistischen Studien sich vollendend, es dem deutschen Volke erleichterte, zu einem Verständnis kindlicher Seelenstimmungen und naiver Zustände zurückzukehren. Auch für die Kinderstube wurden die allbekannten Sammlungen und Dichtungen eines A. v. Arnim, Brentano, Tieck und der Gebrüder Grimm mannigfach fruchtbar.

Daß von alle dem, was in solcher Art mit neubelebtem Sinne für die wahren Bedürfnisse der Kinderwelt gedacht und zusammengetragen wurde, auch die Kleinkinderschule ihren Nutzen zog, lehrt ein Blick in die ausführlichen Arbeiten, welche der Förderung dieser Anstalten gewidmet wurden. Die Zeit, in welcher in Deutschland mit dem größten Eifer für diese Anstalten gewirkt wurde, fällt zusammen mit derjenigen, in welcher das eben geschilderte Interesse an der Mutterschule, um uns dieses Ausdruckes zur Bezeichnung des naturgemäßen Verkehrs zwischen Mutter und Kind zu bedienen, sich in der pädagogischen Welt besonders bemerklich machte, ungefähr in die Jahre 1820—1840. Beide Richtungen gehörten zusammen und stimmten im wesentlichen darin überein, daß dem instinctiven Takte einer liebenden und verständigen Mutter die Leitung des Kindes am besten anzuvertrauen sei und daß die Kleinkinderschule eben nur da, wo die mütterliche Leitung aus irgend einem Grunde fehle, einzutreten habe. Streng war in diesen Bestrebungen die Grenzlinie des schulmäßigen Unterrichts gezogen und alles, was etwa

einer planmäßigen und dem eigentlichen Unterrichte angehörigen Einwirkung ſich nähert, aus der Kleinkinderſchule eben ſo ſehr, wie aus den Beſchäftigungen der Mütter mit den Kindern ausgeſchloſſen und der Schule vorbehalten. Wenn auch hie und da in den Anweiſungen über die Leitung der Bewahranſtalten über jene Grenzlinie hinausgegriffen wurde, ſo erklärten doch die beſonnenſten und tüchtigſten Beförderer der Sache, daß dieſe Anſtalten keine Schulen ſein ſollten. Damit war aber wenigſtens de facto der pädagogiſche Grundſatz anerkannt, daß die geiſtige und ſittliche Bildung der Kinder in dem vorſchulpflichtigen Alter einer beſondern Technik der Behandlung, einem ſtetigen und planmäßigen, auf beſondere erziehliche und unterrichtliche Zwecke gerichteten Einfluſſe nicht unterworfen werden dürfen, ſondern daß dieſe erſte Altersſtufe des Kindes am beſten verlebt werde unter den naturgemäßen Bedingungen und unter den allgemein bildenden Einflüſſen, die in jedem wohlgeordneten Familienleben gegeben ſind.

Da trat Friedr. Fröbel mit ſeiner Idee des Kindergartens hervor. Wie bereits in dieſem Werke dem edlen Charakter und dem liebreichen Gemüthe Fröbels eine gerechte Beurtheilung zu Theil geworden, ſo iſt auch insbeſondere der Kindergarten, dieſer Lieblingsgedanke ſeiner letzten Jahre, den allgemeinſten Zügen nach in jenem Artikel dargeſtellt, auf den wir daher der Vollſtändigkeit wegen hier verweiſen müßen. Es wird nicht leicht verkannt werden können, daß die Abſichten Fröbels bei der Gründung der Kindergärten aus der wärmſten Liebe für die Menſchheit und aus dem innigſten Intereſſe für die Kinderwelt hervorgegangen ſind. Und eine offene Stelle für eine beſondere Wirkſamkeit dieſer Art war ja auch vorhanden trotz der Bemühungen, welche auf die Unterweiſung der Mütter und auf die Verbreitung der Kinderbewahranſtalten gerichtet worden waren; denn, wie oben anerkannt, iſt ja nicht zu läugnen, daß auch in den höhern Ständen der häusliche und insbeſondere mütterliche Einfluß auf die kleinen Kinder in vielen Fällen keineswegs der erwünſchte iſt. Ja, es kann ohne weiteres zugegeben werden, daß insbeſondere die körperliche Erziehung der Kinder dieſer erſten Altersſtufe in den größern Städten gegenwärtig ſehr allgemein den traurigſten Beſchränkungen und Hinderniſſen unterliegt. Wenn man den Kindergarten daher als die der Kinderbewahranſtalt analoge Einrichtung für die höhern Stände des Volkes anſehen dürfte, ſo würde ſich gegen die Berechtigung desſelben nichts einwenden laſſen. Der Kindergarten würde dann gerade ſo als eine Ergänzung des mangelhaften Familienlebens in den höhern Ständen betrachtet werden müßen, wie die Kinderbewahranſtalt eine ſolche für die unteren Stände darbietet. Beide Einrichtungen würden weſentlich eine negative Tendenz, eine Richtung darauf haben, den ungenügenden oder wohl gar hemmenden und die Entwicklung des geiſtigen und leiblichen Lebens in den Kindern unterdrückenden Einflüſſen des Hauſes entgegenzutreten. In eine ſolche Parallele will indeſſen weder Fröbel ſelbſt noch ſeine Schule den Kindergarten mit der Kinderbewahranſtalt geſetzt wiſſen. Vielmehr ſoll der Kindergarten eben die poſitive und wirkliche Erfüllung derjenigen Idee ſein, von welcher in den Bewahranſtalten nur die negative Seite realiſirt werden kann; und dies nicht bloß darum, weil den Bewahranſtalten die äußeren Bedingungen fehlen, unter denen ſich jene Idee darſtellen kann, ſondern vornehmlich darum, weil die Kinderbewahranſtalten auch innerlich erſt den Geiſt und die Tendenzen, die Methodik und den ganzen Lehrgang des Kindergartens ſich aneignen müßten, wenn ſie überhaupt als analog wirkende Anſtalten angeſehen werden wollten. Es ergiebt ſich hieraus, daß Fröbel den Anſpruch erhebt, eigenthümliche, auf einem beſondern pädagogiſchen Principe ruhende Geſichtspuncte in die Erziehung der kleinen Kinder eingeführt und in das naturaliſtiſche Verfahren, das bisher verfolgt worden ſei, ſyſtematiſche Ordnung gebracht zu haben, durch welche dieſes Verfahren der Zufälligkeit enthoben und in ein nothwendiges verwandelt werde, daß daher der Kindergarten als eine für das Wohl der Menſchheit wie des Einzelnen unerläßliche pädagogiſche Inſtitution angeſehen werden müße, die in den Organismus der Erziehung allgemein aufgenommen werden müße. Demſelben Anſpruch begegnen wir, wenn wir das Verhältnis des

Kindergartens zur mütterlichen Thätigkeit ins Auge faſſen. Auch Fröbel ſieht in der Mutter den centralen Ausgangspunct aller Förderung für das Kind, auch er will beſonders die Mütter für ihre Aufgabe geſchickt machen und hat mit einer Energie des Herzens und Geiſtes, die nicht gewöhnlicher Art iſt, an den edlen und tiefen Beruf des Weibes, der Frau wie der Jungfrau, für dieſe Seite des Erziehungswerkes erinnert; aber er läugnet, daß allgemeine Bildung und mütterliche Liebe dazu hinreichen, das Kind in erfolgreicher Weiſe zu erziehen, vielmehr fordert er, daß Mütter und andere Erzieherinnen ſich durch die beſondere Vorbereitung, welche ſein Kindergarten ihnen darbiete, für dieſe Thätigkeit erſt tüchtig machen laſſen ſollen.

Durch dieſe Behauptungen und Forderungen ſtellt ſich die Fröbelſche Schule den bisher in der Pädagogik gültigen Grundſätzen über die Erziehung der kleinen Kinder entſchieden entgegen. Wenn es bisher als das Richtige angeſehen wurde, daß das Kind dieſer Altersſtufe mehr auf die allgemeine und gelegentliche Förderung angewieſen ſei, welche es im Umgange mit der Familie, vornehmlich mit der Mutter, im Spiele und in den mannigfachen Einwirkungen und Erſcheinungen der Natur und der ganzen Umgebung, in welcher es lebt, finde, ſo will die Fröbelſche Schule an die Stelle des bloß natürlichen Verkehrs mit dieſen Kindern einen ſyſtematiſch geordneten ſetzen und bietet für dieſen, planmäßig und lückenlos von den erſten Regungen des Geiſtes an bis zu den allſeitigſten Bethätigungen desſelben führenden, Bildungsgang eine beſondere Methode, eine eigenthümliche Technik dar, deren Inhalt eben der Kindergarten iſt. Freilich hatte man auch auf dem frühern Standpuncte nicht ausgeſchloſſen, daß die Beſchäftigung mit den Kindern dieſer Altersſtufe manche beſondere geiſtbildende Uebungen, die ſich auf die Schärfung der Sinne, des Gedächtniſſes, des Urtheils ꝛc. beziehen, in ſich aufnehmen müße, aber man hatte dieſe Uebungen nicht in ein Syſtem gebracht und hatte durch ſie nur die Anregung geben wollen zu nützlichen Verſuchen, die, wie man glaubte, jede verſtändige Mutter, jeder einſichtsvolle Vater nach beſtem Ermeſſen weiter verfolgen werde. Dem tritt Fröbel mit dem Verſprechen entgegen, in alle dieſe Beſchäftigungen von einem beſtimmten Principe aus Einheit und ſtrengen Zuſammenhang zu bringen. Geht man den Vorausſetzungen, auf denen ſolche Verheißungen ruhen, weiter nach, ſo muß man allerdings annehmen, daß dieſer Kindergartenpädagogik überhaupt ein bisher unerkanntes Unterrichts- und Erziehungsprincip oder doch der Schein eines ſolchen zu Grunde liegen müße. In der That ſchreibt ſich die Fröbelſche Schule ein ſolches neues Princip und in Kraft desſelben einen reformatoriſchen Beruf ſelbſt zu und ſteht nicht an, zu erklären, daß die bisherige Pädagogik nicht nur die rechte Behandlung der Kinder auf der erſten Lebensſtufe des vorſchulpflichtigen Alters nicht habe finden können, ſondern daß ſie überhaupt auf einem falſchen Wege ſei. Einer der thätigſten Vertreter der Fröbelſchen Ideen, H. Pöſche, der in neueſter Zeit verſucht hat, die Gedanken Fröbels in ſyſtematiſche Form zu bringen, geht in der Schrift: „Friedrich Fröbels entwickelnd erziehende Menſchenbildung (Kindergarten-Pädagogik) als Syſtem, Hamburg bei Hoffmann und Campe 1862“ von der offen ausgeſprochenen Annahme aus, daß „zwiſchen der alten Erziehung und der Fröbelſchen ganz bedeutende principielle Unterſchiede liegen und daß in der letztern allein ein Fortſchritt zum Beſſern geſehen werden könne.“ Fragen wir weiter, welches dieſe principiellen Unterſchiede ſeien, ſo erhalten wir freilich eine ſehr ungenaue Antwort, die eigentlich nur auf ganz unbegründete Anklagen der bisherigen Pädagogik hinausläuft. Denn wenn da die alte Erziehungsweiſe „kurzweg, wie der Verfaſſer ſagt, die ſcholaſtiſche genannt wird, welche das Kind mehr oder weniger einſeitig als ein geiſtiges, wiſſendes und lernendes Weſen, das hauptſächlich durch Schule, Unterricht und das belehrende Wort zu bilden ſei, erfaſſe“, wenn da behauptet wird, daß es dieſer „alten“ Pädagogik nur darauf ankomme, „Kenntniſſe und Erkenntniſſe anderer in dogmatiſcher Form auf den werdenden Menſchen zu übertragen“: ſo iſt das freilich kurzweg genug geurtheilt, aber es widerſpricht dieſes Urtheil der zu Tage liegenden Wirklichkeit der Sache ſo

völlig, daß es kaum einer Widerlegung bedarf. Während ſo eben ganze Staaten damit umgehen, die Leibesübungen zum obligatoriſchen Unterrichtsgegenſtande ſelbſt der Volksſchule zu machen, während der Schwerpunct der geſammten neuern Pädagogik in der tieferen ethiſchen Auffaſſung der Aufgabe, welche die Erziehung zu löſen habe, und in der Bedeutung liegt, welche der Gemüthsbildung des Menſchen zuerkannt worden iſt, iſt in der That der Vorwurf, daß die neuere Pädagogik das Kind nur als ein geiſtiges, wiſſendes und lernendes Weſen anſehe, ein völlig unbegreiflicher. Und ſo kann auch, was derſelbe Verfaſſer als den eigenthümlichen Vorzug der Fröbelſchen Erziehung rühmt, keineswegs als unterſcheidendes Merkmal dieſes Syſtems angeſehen werden. Wenn es da von Fröbel (a. a. O. Vorwort S. IV) heißt, er nehme das Kind vom zarteſten Alter an als *ſelbſtthätiges*, geiſtig-ſinnliches Weſen, knüpfe ſeine Erziehung an den Spiel- und Beſchäftigungstrieb des Kindes und faſſe ſo das Kind entwickelnd durch *körperliche* und *geiſtige*, innere und äußere, geiſtige und plaſtiſche, intellectuelle und praktiſch-techniſche, künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Bildungsmittel in der *Geſammtheit* ſeines Weſens als *Ganz- und Vollweſen*, ſo muß einfach darauf geantwortet werden, daß noch niemals, am wenigſten in der neuern Zeit, der in dieſen Worten erkennbare Hauptgedanke, daß das Kind in der Totalität ſeiner menſchlichen Anlagen und Weſensbeſtimmtheiten als Object der Erziehung angeſehen werden müße, geläugnet worden. Alles übrige, was an dieſen Hauptgedanken ſich anſchließt, daß die Selbſtthätigkeit des Kindes angeregt, daß Körper und Geiſt desſelben ſchon in der früheſten Zeit gepflegt und daß zu dieſer Pflege alle in der Mannigfaltigkeit des Lebens dargebotenen und für das erſte Kindesalter geeigneten Mittel angewendet werden müßen, gehört zu den trivialen Wahrheiten der Erziehungswiſſenſchaft und erweckt, mit der Emphaſe vorgetragen, wie es in der Fröbelſchen Schule geſchieht, eher den Verdacht, daß dieſe Schule über die längſt bekannten Vorausſetzungen vernünftiger Erziehungswiſſenſchaft ſich in einer gewiſſen Unklarheit befinde, als daß es zu der Hoffnung berechtigen ſollte, neue Aufſchlüſſe über das Weſen der Erziehung von dorther zu empfangen. So lange daher nicht präciſere und begründetere Unterſcheidungspuncte zwiſchen der Fröbelſchen und der „alten“ Pädagogik angegeben werden, muß der reformatoriſche Beruf jener Schule in Zweifel gezogen werden.

Aber in der That begegnen wir bei Fröbel ſelbſt einem ſolchen Principe, von dem aus ſich eine beſtimmtere Anſicht über die Eigenthümlichkeit ſeiner Erziehungsmethode gewinnen läßt. Dieſes Princip iſt in jener Forderung ausgeſprochen, die ſich wie ein rother Faden durch alle ſeine Auseinanderſetzungen über den Zweck, das Ideal und die Mittel der Erziehung hindurchzieht, *daß der Menſch als Gliedganzes* angeſehen und behandelt werden müße. Fröbel bezeichnet ſelbſt dieſe Forderung oft als die wichtigſte. So in dem Aufſatze: Geiſt der entwickelnd-erziehenden Menſchenbildung (ſ. Friedrich Fröbels geſammelte pädagogiſche Schriften, 2. Abtheilung, herausgegeben von W. Lange 1862 S. 322). Hier ſagt er: „die Beachtung, Anerkenntnis und Pflege dieſes Doppelgefühls, dieſes ſich-Fühlen des Kindes, oder, wenn man lieber will, dieſes ſich-Ahnen desſelben als *Gliedganzes* erkenne ich nun als die *Grundlage*, als den *Ausgangs-*, ich *möchte ſagen*, als *den Keim-, Herz- und Quellpunct* der echten, wahren, entwickelnd-erziehenden Bildung des Kindes und des Menſchen oder mit einem Worte der Menſchenerziehung überhaupt.“

Suchen wir für dieſen Fröbelſchen Ausdruck einen bekannten und in der Wiſſenſchaft recipirten, ſo iſt es die Idee des *Organismus* oder des *organiſchen Lebens*, welche die Grundlage der Fröbelſchen Pädagogik, insbeſondere der Kindergarten-Pädagogik bildet. Dieſe Grundlage wird auch von den Anhängern dieſer Schule gelegentlich geradezu als das Princip ihres Syſtems dargeſtellt. So ſchildert *Wichard Lange* in ſeiner Schrift: „*Zehn Jahre aus meiner pädagogiſchen Praxis. Hamburg* 1861“ S. 25 f. den Augenblick in ſeinem Lehrerleben als *entſcheidend* für ſeine ganze ſpätere Entwicklung, in welchem ihm durch den Fröbelſchen Rector die Idee des

organischen Lebens aufgegangen sei. Auch in unserem encyklopädischen Werke (s. den Art. Fröbel, S. 548) ist dieser Grundgedanke Fröbels bereits im Zusammenhange entwickelt und die reiche und geistvolle Anwendung, welche Fröbel von demselben in seinen pädagogischen Schriften zu machen wußte, dargestellt worden. Wenn es in jenem Artikel heißt (S. 549), daß von solchen allgemeinen Bestimmungen bis zur Anwendung auf bestimmte Verhältnisse und Personen noch ein ungeheurer Schritt sei, so dürfen wir hier der Frage nicht ausweichen, ob dieser Schritt in der Fröbelschen Pädagogik überhaupt gemacht worden sei und, wenn etwa dieses nicht, ob er überhaupt gemacht werden könne. Es scheint, daß beide Fragen verneint werden müßen. Die Pädagogik als eine praktische Disciplin kann sich überall nur auf Lehnsätze der Ethik oder der Psychologie aufbauen, auf jene, wenn nach dem Ziele, auf diese, wenn nach dem einzuschlagenden Wege aller Erziehung gefragt wird. Wenn dies von jeher als eine der größten Schwierigkeiten pädagogischer Wissenschaft erschienen ist, weil die Architektonik derselben so tiefliegende und so mannigfache Fundamente in andern, allgemeineren Gebieten des Wissens zu ihrer Voraussetzung hat, daß der größere Theil der Arbeit bereits in der dem Auge verborgenen Tiefe vollbracht sein muß, ehe das eigentliche pädagogische Gebäude aufgestellt werden kann: so liegt andrerseits darin doch auch wieder die größere Präcision, deren die Erziehungswissenschaft darum fähig ist, weil sie als praktische Disciplin nur von ganz bestimmten, wissenschaftlich und historisch gegebenen Forderungen ausgehen darf. Es erhellt daraus, daß ein rein metaphysischer Gedanke oder eine logische Kategorie niemals ein pädagogisches Princip sein kann, nicht darum, weil jene ontologischen oder logischen Voraussetzungen sich innerhalb der pädagogischen Erörterung gar nicht mehr wirksam zeigen können, denn dies werden bei dem innern Zusammenhange alles Wissens und Denkens alle wesentlichen Gedanken allezeit thun, sondern darum grade, weil sie in den sittlichen Anschauungen einer Zeit oder in dem ethischen Systeme einer philosophischen Schule bereits so verarbeitet und zu einer solchen historischen Bestimmtheit gelangt sind, daß es ein Rückschritt wäre, diese Bestimmtheit der gewonnenen Ideen aufzugeben und in die farblose Allgemeinheit zurückzugreifen. Nun ist aber die Idee des Lebens und specieller die Idee des organischen Lebens zunächst eine metaphysische, und kann in dieser allgemeinen Form ontologischer Bestimmtheit auf die praktischen Fragen pädagogischer Wissenschaft überhaupt niemals angewendet werden. Die speculativen Begriffe des Seins und des Bezogenseins auf anderes, der Einheit in der Mannigfaltigkeit und der Mannigfaltigkeit in der Einheit, wie sie hier sich geltend machen, können nur in speculativer Weise verstanden werden und können nur speculative Resultate geben. In der Pädagogik handelt es sich um andere Dinge. Hier genügt es nicht, aus dem Begriffe des Menschen als „Gliedganzen" seine Selbständigkeit auf der einen Seite, seine nothwendige Hingebung an andere, an das Ganze auf der andern herzuleiten und um diese Angeln die Welt sich drehen zu lassen; hier genügt es nicht, die Einheit im Mannigfaltigen gelegentlich als das Urbild des sittlichen Familienlebens durch irgend ein symbolisches Spiel hindurchleuchten zu lassen, oder in der absoluten Einheit, die alles Leben durchdringt, die Gottheit ahnen und verehren zu lassen. Wir sind Deutsche, wir leben im 19. Jahrhundert, wir sind Christen und zwar evangelische Christen und besitzen in dem Inhalte, den das Christenthum und unsere nationale Entwicklung uns bietet, einen so unendlichen Reichthum religiöser und sittlicher Anregungen, daß es heißt, Wasser ins Meer gießen, wenn wir aus den abstracten Regionen des Gedankens neue und unerhörte Principien für das Werk der Erziehung holen wollen. Auf das ernste Bedenken, welches durch diese emphatische Accentuirung einer speculativen Idee hervorgerufen werden muß, als ob die christliche Wahrheit nicht ausreiche, um für irgend eine Seite des menschlichen Thuns die leitenden Grundgedanken darzubieten, wollen wir hier kein besonderes Gewicht legen. Das ist eben der Grundirrthum aller ähnlichen Versuche, daß übersehen wird, wie vollständig das, was in solchen Gedanken aus der Wahrheit ist, in die christliche Lebensanschauung aufge-

gangen iſt, und um wie viel klarer, heller, ergreifender es in derſelben dem Menſchen nahe tritt. Auch das Chriſtenthum lehrt die Selbſtändigkeit des Menſchen achten, die Liebe üben, die Eltern ehren ꝛc., und es lehrt dieſes alles unendlich tiefer, gründlicher und eindringlicher; aber es gründet ſolche Lehren nicht auf einen abstracten Gedanken, der, weil er gelegentlich auf alles bezogen werden kann, nichts von alle dem mit Sicherheit lehrt. Eben dieſe völlig unvermittelte Beziehung eines ſpeculativen Gedankens auf ein beſtimmtes praktiſches Thun, welche dem ſubjectiven Belieben, bald dies bald jenes gelegentlich an dieſen Gedanken anzuknüpfen, den größten Spielraum darbietet, giebt einem ſolchen Verfahren den Schein des Geiſtreichen und der Gedankenfülle, während es doch in jedem Augenblicke nur die Verwirrung mehrt. Erinnern wir uns ferner, wie gerade die Idee des Lebens zu den dunkelſten Begriffen aller Speculation gehört, über welche höchſtens innerhalb eines beſtimmten philoſophiſchen Syſtems eine Verſtändigung möglich iſt, wie außerhalb des Syſtems aber ſchon der Widerſpruch, in den die verſchiedenen Definitionen deſſen, was das Leben eigentlich ſei, mit einander gerathen, uns lehrt, daß wir mit ſolchen Fragen eben das tiefſte Räthſel alles Daſeins berühren, und daß ein Standpunct über dem Leben dazu gehört, dieſe Fragen zu löſen: ſo werden wir es für höchſt bedenklich erachten müßen, wenn von einem ſo ſtreitigen Puncte im Reiche des Gedankens ausgegangen wird, um das pädagogiſche Wirken aufzuhellen und dasſelbe, ſei es in einem Theile ſeiner Aufgabe oder überhaupt, zu reformiren.

Noch weniger können wir aber in der Idee des organiſchen Lebens oder des Organismus, wie dieſelbe in der exacten Naturwiſſenſchaft auftritt, ein pädagogiſches Princip erkennen. Das Leben der Natur deckt eben nirgends das geiſtige und ſittliche, ſondern bleibt überall das unfreiere und untergeordnetere. Die Natur hat in ihren Belehrungen über ſittliche Zuſtände immer nur die Bedeutung des Symbols. Sie kann dazu dienen, irgend einen Begriff anſchaulich zu machen, aber niemals kann ſie ihn erzeugen. Wenn die Natur daher reich iſt an ſolchen Zügen, die für die erziehende und unterrichtende Thätigkeit, namentlich für die populäre Darſtellnng pädagogiſcher Grundſätze, treffliche Vergleichspuncte bieten, ſo iſt ſie darum noch lange nicht geeignet, pädagogiſche Lehren zu geben. Aber der Begriff des Organismus, wie er in der Naturwiſſenſchaft erſcheint, iſt als ſolcher ganz beſonders ungeeignet, an die Spitze eines pädagogiſchen Syſtems geſtellt zu werden. Zunächſt ſchon darum, weil er auch auf dem naturwiſſenſchaftlichen Gebiete zu den ſtreitigſten und dunkelſten Begriffen gehört. Die Merkmale desſelben, die relative Selbſtthätigkeit des organiſchen Lebens, das zweckmäßige Zuſammenwirken ſeiner einzelnen Theile und der demſelben innwohnende, die Ernährung, Erzeugung und Geſtaltung beherrſchende Bildungstrieb, erſcheinen keineswegs auf allen Stufen der organiſchen Natur mit gleicher Beſtimmtheit als nothwendige Bedingungen des organiſchen Lebens, noch gehören ſie demſelben allein an, wie denn z. B. der Bildungstrieb in dem phyſikaliſchen Vorgange der Kryſtalliſation ganz unverkennbar ſeine Analogie auch auf dem Gebiete des anorganiſchen Lebens findet. Wie ungehörig es aber wäre, Naturgeſetze ohne weiteres in Geſetze des geiſtigen und ſittlichen Lebens umzudeuten, das zeigt ſich gerade an den Begriffen des Organismus und an der Uebertragung desſelben auf ethiſche Gebiete in ſchlagender Weiſe.

Es iſt oft darauf hingewieſen worden, daß, wenn von ſittlichen Organismen geredet wird, der urſprüngliche Begriff des organiſchen Lebens in der Natur bereits aufgegeben iſt und gewöhnlich nur eins ſeiner Merkmale oder eine entfernte Aehnlichkeit mit einem ſolchen ins Auge gefaßt wird. So fordern wir, daß die Entwicklung eines Staates organiſch ſein ſolle, und meinen damit lediglich, daß er ſich auf den gegebenen natürlichen Bedingungen ſeines Daſeins, auf den Vorausſetzungen, welche in der Beſchaffenheit des Landes, in dem Charakter des Volkes und in der bisherigen geſchichtlichen Entwicklung vorliegen, weiter entwickeln ſolle. So reden wir von der organiſchen Entſtehung eines Kunſtwerkes oder von der organiſirten Thätigkeit einer

Gemeinſchaft für beſtimmte Zwecke und bezeichnen damit eben nur die einheitliche Regel, welche, ähnlich wie ein Naturgeſetz, an allen Puncten das geſammte Thun beherrſchen ſoll. Was iſt in dieſen Anwendungen von dem Begriffe des natürlichen Organismus geblieben? Nichts als ein Tropus, ein figürlicher Ausdruck, durch welchen wir auf anſchauliche Weiſe darſtellen, was wir meinen. Man kann aber kein Bild und keine Redefigur zum Princip eines Syſtems machen, ohne der Unklarheit von vorn herein Thür und Thor zu öffnen. Geiſtige und ethiſche Organismen ſind etwas anderes, als natürliche Organismen, weil ſie etwas höheres ſind. So erſcheint z. B. innerhalb der chriſtlichen Weltanſchauung die Idee des organiſchen Lebens in der Vorſtellung des geiſtlichen Leibes Chriſti, der Gemeine; aber um dieſe Vorſtellung recht zu verſtehen, genügt es nicht, auf die natürlichen Organismen als Vorbilder zu blicken, ſondern es iſt nöthig, die Verbindung der Glieder mit dem Haupte und untereinander aus dem Weſen und Walten des von Chriſto ausgehenden Lebens zu erfaſſen. In dem natürlichen Organismus waltet ein bewußtloſes Naturleben, in den ethiſchen Organismen iſt keine Lebensäußerung denkbar ohne Abſicht und ohne Bewußtſein über Zweck und Ziel. Darum kann ſelbſtredend aus der Natur niemals im eigentlichen Sinne das Vorbild für ethiſche Aufgaben genommen werden, denn das Niedere kann nicht das Vorbild für das Höhere werden. Eine auffallende Unklarheit in der Betonung dieſes Begriffes vom organiſchen Leben liegt ferner darin, daß nach den Fröbelſchen Anſchauungen nicht nur die Natur in ihrer Totalität, alſo das Univerſum, unter dieſen Begriff ſubſumirt, ſondern auch das geſammte Leben der Natur in allen ſeinen Erſcheinungen auf den organiſchen Proceß zurückgeführt wird, wodurch allerdings der Schein entſteht, als ob nun in dieſem Proceſſe gleichſam die Vollendung alles Lebens gegeben ſei. Was nun das Erſte betrifft, ſo iſt leicht zu zeigen, wie wenig wir berechtigt ſind, den realen und lebendigen Zuſammenhang, in dem wir uns allerdings alle Theile des Univerſums unter einander ſtehend denken müßen, ohne weiteres als einen Organismus in dem gewöhnlichen naturwiſſenſchaftlichen Sinne zu nehmen, und wie weit wir dann, wenn wir es thun, dieſen Begriff dehnen. Das Zweite aber iſt eine offenbare Lücke der Naturanſchauung, denn der chemiſche Proceß ſpielt eine eben ſo durchgreifende Rolle in dem Leben der Natur, als der organiſche, ja ſogar eine größere, und frägt man nach Analogien des chemiſchen Proceſſes im geiſtigen und ethiſchen Leben, ſo laſſen ſich dieſe eben ſo zahlreich und in eben ſo treffender Weiſe nachweiſen, als die Analogien des organiſchen Proceſſes. Wäre die ganze Vorausſetzung, daß das Naturleben die Principien für das ſittliche Leben enthalte, eine berechtigte, ſo würde daraus folgen, daß es, wie es eine anorganiſche und eine organiſche Natur giebt, ſo auch eine zwiefache ethiſche Lebensform gäbe, eine, welche dem chemiſchen Proceſſe, und eine zweite, die dem organiſchen entſpräche. Aber jener Verkennung des chemiſchen Proceſſes in der Natur geht bei Fröbel die Verkennung des eigentlichen geiſtigen Lebens zur Seite. Beides beruht auf demſelben Grundirrthume, in dem Weſen des Organismus die allumfaſſende und höchſte Erſcheinung des Lebens zu ſehen. Eine klare Lebens- und Naturanſchauung würde ihn davor bewahrt haben, die unendliche Kluft, welche Geiſt und Materie trennt, zu überſehen und ein Geſetz des natürlichen Lebens ohne weiteres auf das geiſtige zu übertragen, welches auf dieſem Gebiete ſofort eine andere Bedeutung gewinnt, denn ſie würde ihm gezeigt haben, daß, wie ſich der organiſche Proceß über den chemiſchen erhebt, den er zwar in ſich aufnimmt, aber nur, um ihn ſofort zu modificiren und durch das Hinzutreten neuer Schöpfungskräfte zu höheren Bildungen zu benutzen, ebenſo das pſychiſche Leben über das organiſche hinausgreift als ein abſolut neues und anderes, welches zwar auch an das organiſche Leben ſich anlehnt und daſſelbe zu ſeinen Zwecken gebraucht, aber nur, um eine höhere Welt, die geiſtige, auf dieſer Grundlage zu erbauen.

Möchte nun Fröbel ſein Princip als ontologiſche Idee des Lebens oder als naturwiſſenſchaftlichen Begriff des Organismus aufgefaßt haben, in beiden Fällen würde die

Unmöglichkeit behauptet werden müßen, auf dieſes Princip ein pädagogiſches Syſtem zu gründen. Es darf aber nicht überſehen werden, daß darüber, wie er dieſen ſeinen Hauptgedanken eigentlich aufgefaßt wiſſen will, aus ſeinen Schriften durchaus kein ſicheres Urtheil gewonnen werden kann. Hören wir ihn ſelbſt.

In dem Aufſatze „der Doppelblick, eine Neujahrsbetrachtung“ (ſ. Friedrich Fröbels geſammelte pädagogiſche Schriften. Zweite Abtheilung: Die Pädagogie des Kindergartens. Herausgegeben von Dr. W. Lange. Berlin 1862, S. 1), der im Fröbelſchen Sonntagsblatte erſchien, und in welchem Fröbel mit ſo liebenswürdiger Innigkeit an ſeine Mitbürger den Zuruf: „Kommt, laßt uns unſern Kindern leben!“ gerichtet, und an denſelben die Darſtellung des Kindergartens angeſchloſſen hat, begegnen wir ſofort jenem Lieblingsgedanken von dem Menſchen als einem „Gliedganzen“. Es hoffe dieſer Zuruf, den Kindern zu leben, ſagt Fröbel, Anklang in des Menſchen Bruſt zu finden. „Sieht ihn doch, fährt er fort, das allumfaſſende Gemüth, der durchdringende Geiſt gleichſam als ein ſtummes Gefühl, als einen ſtillen Gedanken in allen Dingen und ſo als einen Weltgedanken ſich kund thun; ſieht ihn doch Geiſt und Gemüth im ganzen All, von welchem ja ſelbſt der Menſch wieder nur ein Glied, in welchem er ſelbſt ein Gliedganzes iſt, in That und als Thatſache ſich ausſprechen. Sagt es nicht die Sonne mit allen Sternen zu der Erde mit allen ihren Geſchöpfen, mit all ihren Kindern? — Sagen es nicht die Elemente, Erde, Waſſer, Luft, Licht und Wärme zu einander in Beziehung auf alle Gebilde der Erde? — Sagen es nicht ſogar in jedem Gewächſe wieder alle Theile desſelben zu einander hinſichtlich des ſich ſtill an ſeinem Orte ſich bildenden Samens? — Ja, in der ganzen Natur, wo ſich nur Leben und Thätigkeit kund thut, wo das Einzelne die Einheit und das Ganze (wie z. B. der Kern das Weſen des ganzen Baumes) in ſich aufzunehmen ſtrebt, um es von neuem in Mannigfaltigkeit und Allheit vollkommener kund zu thun und darzulegen, überall ſehen wir den Gedanken, kommt und laßt uns unſern Kindern leben, auch als das ganze Leben umfaſſende Thatſache ſich ausſprechen.“ — Es iſt nicht ſchwer, aus einer einzigen Stelle ſolcher Art zu erkennen, daß es in der That weder philoſophiſche Gedanken noch naturwiſſenſchaftliche Theorien ſind, die uns Fröbel bietet, ſondern ein zufälliges Gemiſch von dieſen und jenen, getragen durch eine ſtarke Bewegung des Gefühls. Dieſes Spiel der Phantaſie mit den Erſcheinungen der Natur und der geiſtigen Welt iſt mehr mit der Poeſie als mit der Wiſſenſchaft verwandt. Und in der That trägt alles, was Fröbel redet, dieſen Charakter poetiſchen Gefühlsdranges und gelegentlicher Alluſion an dieſe und jene Wahrheit. Einer ſolchen, durch das vorwiegende Gefühls- und Phantaſieleben bedingten, Denkweiſe iſt es eigenthümlich, in allen zufälligen Beziehungen der Dinge einen tiefen Sinn zu finden und dieſen gelegentlichen Gedanken eine Bedeutung zu geben, die ſie objectiv gar nicht haben können, weil ſie ganz der individuellen Anſchauung angehören. Auch Fröbels Umgebung eignete ſich dieſe Art zu denken zum Theil an. Dahin gehört, wenn z. B. Middendorff den Namen Kindergarten dadurch erklären oder empfehlen will, weil Gott die Menſchen zuerſt in einen Garten geſtellt habe. Die Fröbelſchen Auseinanderſetzungen über die Spiele der Kinder ſind voll von dieſen gelegentlichen, für die Sache ſelbſt ganz gleichgültigen Gedanken; wenn er z. B. den Ball darum bedeutſam findet, weil ſchon das Wort in unſerer Sprache anzeige, daß der B-All ein Bild des Alls ſei; wenn er dann ſofort dem Balle in der Hand des Kindes die Bedeutung giebt, auch für das Kind ein Bild des Alls und doch wieder ein Gegenbild des Kindes ſelbſt zu ſein; wenn er an die Bemerkung, daß Leſen und Schreiben eine geiſtige Verbindung unter den Menſchen hervorrufe, ſogleich die andre knüpft, daß das Kind, (natürlich wieder, weil es ſich als Gliedganzes fühlt) ſchreiben und leſen wolle, um in dieſe geiſtige Verbindung mit andern zu treten, oder wenn behauptet wird, das Kind bezeichne mit „tick, tack“ mehr die äußere, mit „pim, paum“ mehr die im Gemüthe aufgefaßte Bewegung. Ueber ſolche Dinge kann man lächeln, wenn ſie vereinzelt daſtehen; wird aber dieſe Art des

Raiſonnements in ernſten Angelegenheiten des Lebens, wo es gilt, die Wahrheit eines Gedankens und die Berechtigung irgend eines Strebens darzuthun, beharrlich angewendet, ſo iſt es mit dem Lächeln nicht abgethan, ſondern es wird Pflicht, über alle gute Abſicht und über allen beiläufigen Reichthum an geiſtreichen Einfällen hinwegzuſehen und das ganze Verfahren als ein wiſſenſchaftlich unbegründetes und verfehltes zu bezeichnen. Das Raumerſche Miniſterium in Preußen traf daher vollkommen den richtigen Punct, wenn es über das Fröbelſche Syſtem das Urtheil fällte, daß dasſelbe der Kindererziehung eine höchſt verworrene Theorie zum Grunde lege. Dieſe Verwirrung iſt wenigſtens, wie aus den bisherigen Erwägungen hervorgeht, in den principiellen Ausgangspuncten des Syſtems ſo groß, daß geſagt werden muß, die Kindergartenpädagogik hat gar kein Princip, denn was ſie dafür ausgiebt, iſt weder in gedankenmäßiger Weiſe vorgetragen, noch würde es, wenn der Verſuch gemacht worden wäre, als ein pädagogiſches Princip anerkannt werden können.

Aber könnte nicht Fröbel auch ohne ein wirklich durchgeführtes Princip viel gutes und beherzigenswerthes geleiſtet haben? Wir wollen dies nicht ohne weiteres in Abrede ſtellen. Nur wird es einer Schule gegenüber, welche die geſammte Pädagogik umzugeſtalten verheißt, nicht umgangen werden können, die wirklichen Verdienſte derſelben auf einen unzweideutigen Ausdruck zu bringen. Menſchen, welche thatkräftig und genial in die Entwicklung der Menſchheit eingreifen, offenbaren nicht immer ihre hervorragende Bedeutung in der Klarheit ihrer Abſichten und Zwecke. Das wirklich ſchöpferiſche Genie trägt oft noch gewiſſe Züge von jener chaotiſchen Dunkelheit an ſich, über welche es hinausſtrebt, und äußert ſeine Unmittelbarkeit in einem gewiſſen Ringen mit ſich ſelbſt. Fröbels Schriften machen durchaus dieſen Eindruck eines Geiſtes, der die Gedankenreihe ſeiner Zeit durchbrechen möchte oder doch in dieſelbe ſchwer einzugehen weiß. Man mag zweifeln, ob dieſer Eindruck mehr von der wirklichen Urſprünglichkeit ſeines Weſens oder mehr von ſeinem eigenthümlichen Lebensgange, welcher ihn erſt in ſpäteren Jahren zu wiſſenſchaftlichen Studien führte, herrührt. Es bleibt daher noch die Frage übrig, ob nicht in der Methode Fröbels, ganz abgeſehen von ihrem etwaigen Principe, gewiſſe Vorzüge liegen, welche anerkannt zu werden verdienen. Fröbel wollte in der neu zu gründenden Anſtalt für kleine Kinder, dem Kindergarten, eine „Anſtalt zur Selbſtbelehrung, Selbſterziehung und Selbſtbildung des Menſchen durch Spiel, ſchaffende Selbſtthätigkeit und freithätigen Selbſtunterricht“ gründen. Er wollte, wie er in dem „Plane einer Anſtalt zur Pflege des ſchaffenden Thätigkeitstriebes“ und zwar im Vorworte (a. a. O. S. 11) ſagt, „Spiele, Beſchäftigungs- und Bildungsmittel“ darbieten, durch welche der beabſichtigte Zweck erreicht würde. Hier erhebt ſich ſofort die alte, unendlich häufig aufgeworfene Frage, in wie weit und in welcher Art das Spiel einen unterrichtlichen und erziehenden Einfluß üben könne. Dieſer Frage durfte ſich derjenige nicht entziehen, der ſeine ganze Wirkſamkeit auf das Spiel gründen wollte. Denn daß das Spiel die in Rede ſtehenden Einflüſſe übe, das war eine bekannte Sache; es fragte ſich, ob dieſe Einflüſſe ſo benützt und geleitet werden könnten, daß daraus eine ſtetige, zuſammenhängende, planmäßige Einwirkung auf das Kind möglich würde; es fragte ſich ferner, wie zu verfahren ſei, um dem ſo geleiteten Spiele jene erziehlichen Wirkungen zu verleihen. Ohne eine gründliche Unterſuchung über das Weſen des Kinderſpieles iſt in allen dieſen Dingen nichts zu erreichen, und die Unklarheit des Beginnens ſpäter nicht zu überwinden. Es iſt nun eben ſo auffallend als bedenklich, daß Fröbel nirgends eine beſtimmte Anſicht über das Weſen des Spieles ausſpricht. Vergeblich ſuchen wir eine ſolche auch da, wo er den Gegenſtand recht eigentlich behandeln will. Natürlich bleibt er uns darum auch jede präciſe Antwort auf obige Fragen ſchuldig. In dem Aufſatze: „das Spiel und das Spielen des Kindes“ (a. a. O. S. 48) ſtellt Fröbel die natürliche Entwicklung des Kindes dar und zeigt, daß ſich zuerſt der Geſichtsſinn entfalte, daß daher Leuchtendes (Sonne, Mond, Sterne) das Kind erfreue. Nach einigen gemüthvollen Bemerkungen über Lieben und Erkennnen begegnen wir ſodann dem Satze, daß das Spiel

die Lebensentwicklung begleiten müße, was nicht leicht bestritten werden wird, und daß das Kind im Spiel sein Leben schauen solle, worauf wir antworten müßen, es soll dies nicht nur der Fall sein, sondern es ist der Fall, denn im Spiele thut das Kind eben nichts anderes, als daß es seine Idee vom Leben producirt. Nachdem Fröbel nun noch einmal das Gemeinleben zwischen Mutter und Kind dargestellt, kommt er plötzlich zu den ganz unerwarteten Schlüssen: daß durch die Pflege dieses geistigen „Wechsellebens zwischen Mutter und Kind und (?) des Gemeinlebens mit Natur und (?) All das Spiel mit dem springkräftigen, farbigen und warmen Balle seine richtige Stelle und seine wahre Bedeutung bekomme, daß dieses Spiel in den dritten Monat des Kinderlebens, aber auch wohl schon in den zweiten fallen werde, daß aber „bald" der Ball dem Kinde keine Freude mehr machen werde, sondern rein entgegengesetzte Körper, die harte rollende Kugel und der zum Geräusch geneigte Würfel, das Kind anziehen werden." Dieser Auseinandersetzung fehlt nicht mehr als alles, was dieselbe zu einer methodischen Anweisung machen könnte. Was heißt das, das Spiel wird seine Stelle finden und seine Bedeutung bekommen? Wann wird es jene finden und wodurch diese bekommen? Woran wird wahrgenommen werden können, daß im dritten oder schon im zweiten Monate dies Spiel zu beginnen, und woran, daß es nun damit aus sei? Den Namen einer Methode verdient ein solches Verfahren nicht, welches uns schon über die ersten Schritte, die doch sonst die leichtesten zu sein pflegen und jedenfalls die sichersten sein müßen, in gänzlicher Unsicherheit läßt. Immer haben die Mütter mit den Kindern gespielt, auch Bälle und Kugeln ꝛc. haben sie angewendet, aber hier kommt es darauf an, daß ihnen gezeigt werde, woraus mit Sicherheit zu schließen, daß nun der Ball und nun die Kugel geboten sei! Denn der gelegentliche Ausdruck des Misvergnügens wird doch nicht damit gemeint sein, wenn von dem Aufhören der Freude die Rede ist. Diesen verstehen zu lernen, dazu braucht die Mutter keine pädagogische Bildung. Und so läßt uns Fröbel immer grade da im Stiche, wo es auf die Beantwortung der wichtigen Frage ankömmt, wie die Sache gemacht werden solle. So, wenn er in Betreff des Spieles mit dem Balle, nachdem er dargethan, welche mannigfachen Ideen durch dieses Spiel in dem Kinde angeregt werden können, die Nothwendigkeit hervorhebt, daß dieses Spiel von dem „geistig anhauchenden" Worte begleitet sein und daher zwischen Mutter und Kind eine gewisse „Spielsprache" eingeführt werden müße. Wir geben dies ohne weiteres zu, weil wir wissen, es geschieht in der ganzen Welt. Aber nun fragt Fröbel weiter (a. a. O. S. 31): „Wie soll nun diese Spielsprache beschaffen sein?" Das ist in der That der Punct, auf den es ankommt; aber welche Antwort empfangen wir? Fröbel antwortet, sie müße „so kindlich und mütterlich, so spielend als nur möglich sein, so kindlich, daß sie eigentlich die Mutter im Augenblicke ganz unbewußt aus dem Gemüthe erschaffe." Darum könne sie auch „Schwarz auf Weiß nicht festgehalten und dargestellt werden". Nun, wenn sie das nicht kann, und wir sind ganz der Meinung, daß sie es nicht könne, wozu dann alle diese Worte? Warum erst eine Forderung erheben, von der jeder weiß, daß sie jede Mutter aus instinctivem Verständnisse erfüllt, und über deren Erfüllung der Pädagoge, der die Mutter bilden will, auch nicht mehr zu sagen weiß, als die Natur ihr sagt?

Erwägt man, welche Sorgfalt Fröbel auf alle diese Dinge gewendet hat, mit welchem Aufwande von Mühe und Zeit, mit welcher liebevollen Hingebung er sich der Aufgabe, die fortschreitende Entwicklung des Kindes zu beobachten, gewidmet hat, so kann man sich einer gewissen Wehmuth nicht erwehren darüber, daß es ihm so wenig gelang, diese Aufgabe in ruhiger Klarheit aufzufassen. Die ins einzelne gehende Behandlung der Spiele mit dem Balle, mit mehreren Bällen, mit dem Würfel und der Kugel, mit der Walze, mit dem zunächst in acht gleiche Theile, später auf andere Weise getheilten Würfel, die Erweiterung dieser Formbildungsspiele im Zeichnen, in dem Falten farbiger Papierstreifen, Stäbchen ꝛc. offenbaren einen sehr feinen Sinn für die Mannigfaltigkeit und für die Benutzung der in diesen Formen liegenden Elemente.

Aber es bleibt doch bei allen dieſen Beſchäftigungen der Eindruck zurück, daß ſie etwas viel zu tendenziöſes und reflectirtes haben, daß ſie, was namentlich von den alle Modificationen des Spieles begleitenden Sprüchen und Verschen gilt, eine viel zu ſtark ausgeprägte Richtung auf Belehrung nehmen, um der Kindesnatur ganz zu entſprechen. Wird dem aber entgegengehalten, daß es ein Maß auch in dieſen Dingen gebe, und daß Fröbel dieſes Maß inne gehalten wiſſen wollte, ſo müßen wir antworten, daß dann freilich der Anſpruch, etwas neues und nothwendiges in die Beſchäftigung mit den kleinen Kindern gebracht zu haben, fällt. Denn wenn es genügt, daß eine Mutter dann und wann einige dieſer Spielübungen vornehme, und es wird ihr anheimgeſtellt, was und wie viel ſie von dem Dargebotenen wählen wolle, wo bleibt da die Stetigkeit der Methode? Und was iſt uns dann neues gegeben? Hat man nicht ſchon immer auf ähnliche Weiſe, der eine mit mehr, der andre mit weniger Geſchick, dieſe Spiele getrieben? Wo iſt die Kinderſtube, in welcher der Ball und die Kugel und der Würfel im Baukaſten fehlte? Und wenn eine oder die andre dieſer Spielgaben fehlte, kann behauptet werden, daß die ahnungsmäßigen Vorſtellungen von Object und Subject, vom Innern und Aeußern, von dem Schönen und Nützlichen, vom Sein und Werden, von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft ꝛc., ſo weit von der Erweckung dieſer Vorſtellungen auf dieſer Stufe geredet werden darf, dem Kinde nicht eben ſo gut aus andern Sachanſchauungen zufließen ſollten? So gewiß, wie wir davon überzeugt ſind, ſo entſchieden glauben wir, daß der Erweckung dieſer formalen Anſchauungen die ſtete Beſchäftigung mit dem Kinde und die abſichtliche Hinweiſung auf ſie nicht einmal günſtig iſt. Ein Kind hat eben ſo oft den Drang, für ſich allein zu ſpielen, als den, durch andere unterhalten zu werden; ja im Grunde iſt eben jene erſte Art der Thätigkeit, jene ſtille Selbſtbeſchäftigung des Kindes allein in Wahrheit ſein Spiel zu nennen. Denn im Spiele folgt der Menſch ſeiner Neigung, frei von jeder Einwirkung von außen. Gerade an dieſe freie Thätigkeit des Kindes iſt der bedeutendſte intellectuelle Fortſchritt geknüpft. Das Kind vertieft ſich in die Anſchauung, die es eben intereſſirt. So ſehen wir dasſelbe ſchon in den erſten Monaten oft ſtundenlang mit ſeinen Füßen ſpielen, ſo ſehen wir dasſelbe etwa im vierten Jahre ganze Vormittage beharrlich bei irgend einer und derſelben Thätigkeit, beim Kutſcherſpielen ꝛc. verweilen. Eben dieſes Verweilen bei der Sache iſt das Zeichen des Intereſſes, und das Intereſſe die Bedingung der geiſtigen Förderung. Greift nun in jedem Augenblicke ein fremder Wille in dieſe Thätigkeit hinein, ſei es auch durch ſolche Winke und Veränderungen, die zunächſt das Intereſſe ſteigern, ſo wird doch immer der urſprüngliche, frei und innerlich erfaßte Gegenſtand des Intereſſes dem Kinde genommen und an ſeine Stelle ein äußerlich gegebener geſetzt. Bei der unendlichen Oscillation des Bewußtſeins, die wir am Kinde warnehmen, kann es gewiß nichts geben, was dem eigentlichen Reifen desſelben mehr ſchadet, als die unaufhörliche Unterbrechung der von innen heraus einem Gegenſtande frei gewidmeten Aufmerkſamkeit. Gerade dadurch wird die Innerlichkeit des Kindes geſtört und das Kind wird darauf angewieſen, immer von außen her den Anlaß zu ſeiner Thätigkeit zu verlangen. Gerade auf dieſem Wege erziehen wir jene anſpruchsvollen und äußerlich gerichteten Kinder, welche nie aus ſich ſelbſt etwas anzufangen wiſſen und welche, innerlich unthätig und unproductiv, ſtets ihrer Umgebung die Pflicht und den Zwang auferlegen möchten, für ihr Vergnügen zu ſorgen. Fröbel legt ein großes Gewicht auf die oft gehörte Aeußerung der Kinder: „Liebe Mutter, ich will bei dir ſpielen!“ Aber wir glauben nicht, daß das Kind mit ſolchen Worten immer andeuten wolle, daß es mit der Mutter ſpielen möchte, ſondern es will ſagen, „ich möchte in deiner Nähe ſein“! Es will bei der Mutter ſpielen, gerade ſo, wie es bei der Mutter ſchlafen will. Aus alle dem ergiebt ſich, daß der Fröbelſchen Methode, die ſich hauptſächlich auf das Spiel gründen will, eine klare Einſicht in das Weſen des Spieles fehlt.

Dies tritt uns noch entſchiedener entgegen, wenn wir auf die Spiele und Beſchäf-

tigungen des eigentlichen Kindergartens, in welchen Fröbel das Kind erſt im dritten Jahre einführen will, unſere Aufmerkſamkeit richten. Sehen wir ab von demjenigen, was in dieſen Beſchäftigungen nur weitere Fortſetzung des früher Angefangenen iſt, oder was, wie die Pflege von Gartenbeeten und das Erzählen von Geſchichten ꝛc., auch ſonſt von jeher geübt worden iſt, ſo bleiben nur die Fröbelſchen Bewegungsſpiele als dasjenige übrig, was ein eigenthümliches und neues Moment darbietet. Auch dieſe Spiele tragen den ſchon gerügten lehrhaften Charakter an der Stirne. Die begleitenden Verſe, wie

Wie wir auch im Kreis uns drehen,
Stets wir doch die Mitte ſehen,

oder

Iſt der Kreis vollkommen rund,
Thut er klar die Mitte kund ꝛc.

weiſen ſo ſtark auf die didaktiſche Tendenz des Ganzen, daß eine ſo abſichtliche, ſo redſelige, das eigene Thun bei dem kleinſten Schritte ſo laut verkündende Weiſe zu ſpielen dem kindlichen Weſen ſchwerlich entſprechen kann. In anderen Spielen tritt die gymnaſtiſche Tendenz ſtärker in den Vordergrund, wenige nur, wie z. B. die ausfliegenden Tauben (Middendorff, über die Kindergärten, herausgegeb. v. Dr. W. Lange, S. 33) nähern ſich der wirklich kindlichen Art, Spiele zu treiben, ohne doch die lehrhafte Zuthat im geſungenen Reime oder in der nachfolgenden Beſprechung der Kindergärtnerin mit den Kindern zu beſeitigen. In dieſer ſteten Reflexion auf das eigene Thun offenbart ſich gerade die ſchwächſte Seite dieſer Spiele. Wenn von einem erziehlichen und die geiſtige Entwickelung des Kindes fördernden Einfluſſe des Spielens ſo oft geredet worden iſt, ſo iſt gewiß an eine ſo äußerliche Verbindung von Spiel und Belehrung niemals gedacht worden, wie ſie hier Schritt für Schritt jede Bewegung verfolgt; ſondern es kann dabei nur daran gedacht werden, daß die freie Thätigkeit des Spieles gewiſſe ſittliche Regungen, gewiſſe äſthetiſche Anſchauungen oder gewiſſe Begriffe mit einer Friſche und Kraft der Unmittelbarkeit dem Bewußtſein des Kindes vergegenwärtigt, welche eben nur dem Spiele eigenthümlich iſt. Wie jenes haec fabula docet die poetiſche Wirkung zerſtört, ſo hebt die pedantiſche Lehrhaftigkeit der Verſe und Geſänge und dieſes ganzen Verfahrens das Weſen des Spieles ſelbſt auf. Hiezu tritt eine andere höchſt bedenkliche Seite des Fröbelſchen Spieles. In den begleitenden Verſen wird das Kind nicht nur angeleitet, überhaupt über ſein Thun zu reflectiren, ſondern dieſe Verſe beweiſen auch, daß das Kind ſich ſelber ſpielen, d. h., daß es ſeinen eigenen gegenwärtigen Zuſtand im Spiele darſtellen ſoll. Immer iſt davon die Rede, was das Kind thut; bald ſingt es davon, daß es auch ſeinen Arm drehen könne, bald davon, daß es den Ball werfe und fange, bald davon, daß es Freude habe an dieſem oder jenem. Nichts kann dem Weſen wahren Spielens fremder und mehr entgegengeſetzt ſein. Das ſpielende Kind will nicht ſeinen momentanen Zuſtand darſtellen. Für wen ſollte es dies? Für ſich ſelbſt doch nicht, noch weniger für andere. Es will vielmehr ſeine Ideale darſtellen, und dieſe Ideale liegen in der Zukunft des Kindes, nicht, wie die des Erwachſenen, jenſeits des Lebens, ſondern in der, dem Kinde bis jetzt einzig erreichbaren, Wirklichkeit des Lebens (vergl. J. Schaller „das Spiel und die Spiele“ Weimar 1861, S. 142). Darum läßt die Sage einen Cyrus König ſpielen, weil ſie andeuten will, daß eine Ahnung ſeines Herrſcherberufs ihn erfüllt habe, darum ſpielen unſere Kinder mit der immer gleichen unerſchöpflichen Luſt die Jagd-, Soldaten-, Ritter-, Familien- ꝛc. Spiele, weil ſie in ihnen zeigen können, wie ſie die ihnen groß und erhaben erſcheinende Wirklichkeit auffaſſen. Darin offenbart ſich auch das productive Verhalten des Kindes in ſeinen Spielen, diejenige Seite des Kinderſpieles, welche das Weſen desſelben am tiefſten aufdeckt. In den Fröbelſchen Spielen tritt dieſe ideale, pathetiſche und productive Richtung ganz zurück,

höchstens kommt es zu einer Art Symbolik. Aber diese Symbolik ist eine so abstracte, so schwankend allgemeine, so unsichere, daß zwar Fröbel sehr leicht alle die wohlgemeinten Ideen, mit denen er sich trug, in dieselbe hineinlegen konnte, daß aber sehr unsicher ist, ob von ihnen auch nur eine leise Ahnung in dem Gemüthe des Kindes aufgehen werde. Bald sollen die Kinder in dem, was sie darstellen, einen Stern erblicken, bald wieder sollen sie in dem Sterne eine Blume schauen. Solche Abstractionen liegen aber dem Kinde überall fern, am meisten im Spiele. Schaller (a. a. O. S. 135) hat in dem Capitel über Bewegungsspiele sehr treffend gezeigt, wie vorsichtig wir mit dem Urtheile sein müßen, daß das Kind in seinen Spielen *nachahme*, oder daß seine Handlungen *symbolischer Art* seien. „Für den Knaben", sagt er in jenem Zusammenhange, „der auf dem Stocke reitet, hat diese Handlung gewiß nicht bloß die *Bedeutung* des Reitens, sie gilt ihm vielmehr als eine besondere Art des *wirklichen Reitens*." Und eben in dieser für das Kind vollständig realen Production seiner Ideen liegt der Grund jener Begeisterung, die es für das Spiel offenbart, und die unerschöpfliche Freudenquelle, die das Spiel ihm bietet. An diesem Puncte tritt schließlich ein sehr auffallender Widerspruch hervor, in welchen Fröbel mit sich selbst geräth. Zu seinen grundlegenden und unendlich oft wiederholten Gedanken gehört die Forderung, daß der im Kinde schlummernde *Thätigkeitstrieb* geweckt werden solle, daß es selbst *denken*, *handeln*, *schaffen* solle. In der Ausführung seiner Spiele und Beschäftigungen vermissen wir nichts mehr, als die Beachtung dieser Forderung. Für die freie Entwicklung der Individualität ist im Kindergarten kein genügender Raum gelassen. Aus dem kindlichen Spiele ist das frische Herzblatt der eignen Production herausgerissen, an welches alles Wachsen und Erstarken der kindlichen Ideen geknüpft ist. Für das einsame und stille Versinken des Kindes in die Tiefe des eigenen ahnungsvoll bewegten Gemüthes ist weder eine Stätte noch ein ruhiger Augenblick geblieben. Unablässig von außen her angetrieben, bald dieses zu denken, bald jenes zu thun, kommt es nicht zu sich selbst, kommt es nicht dazu, sich auch nur auf seine eigene Neigung zu besinnen, geschweige ihr zu folgen. Und damit geht dann Hand in Hand die Verkennung einer der ersten Regeln, welche, so lange Kinder gespielt haben, gegolten hat, der Regel nämlich, daß das Kind im Spiele vorzugsweise sich selbst überlassen sein will und überlassen werden muß, wenn es zu jener Concentration auf eine bestimmte Thätigkeit kommen soll, in welcher die eigentliche Bedeutung des Kinderspieles wurzelt.

Wenn wir nach alle dem uns dahin entscheiden müßen, daß die sogenannte Kindergartenpädagogik keine Berechtigung hat, sich einen reformatorischen Beruf in dem Erziehungswesen unserer Zeit zuzuschreiben, da sie in ihren Grundlagen unklar, in ihrer Praxis nach sehr bedeutenden Seiten hin angreifbar ist und principielle Widersprüche in sich trägt, so wollen wir keineswegs die sittliche Liebenswürdigkeit Fröbels, seine edle Begeisterung, ja nicht einmal seine pädagogische Bedeutung überhaupt leugnen. Er hat, und dieser Ruhm wird ihm bleiben, das hohe Verdienst, das Interesse für einen der wichtigsten und schwierigsten Theile der Erziehung wieder angeregt zu haben, er hat mit Sinnigkeit und scharfem Blicke in vielen belehrenden Einzelheiten die kindliche Natur beobachtet, und wird auf diesem Gebiete, dem er sich zuletzt ganz zugewandt hatte, niemals übersehen werden können; ja selbst durch die Irrthümer, in welche er nach unserer Ueberzeugung gerathen ist, und welche einen großen Theil seiner Mühe und Arbeit unfruchtbar gemacht haben, hat er belehrend gewirkt. Hoffentlich wird das Erbe, welches er unserer Zeit hinterlassen hat, nicht ungenutzt verloren gehen. Fröbels Schriften enthalten, trotz der Unklarheit und Verwirrung, trotz der geradezu verfehlten Voraussetzungen, denen wir in ihnen so oft begegnen, einen verborgenen Schatz, der noch nicht gehoben ist, eine Fülle gemüthvoller und zarter Andeutungen über das Kindesleben, die, unter richtigeren Gesichtspuncten zusammengeschaut, eine nicht geringe pädagogische Ausbeute geben

würden. Auch wir ſagen, Ehre dem Andenken eines Mannes, der, wie wenige, in uneigennütziger Begeiſterung für das Wohl der Menſchheit gewirkt hat! Und in dem Geiſte ſolcher Männer iſt es gerade am wenigſten gedacht, wenn man ihre Zwecke nur in der von ihnen ausgebildeten Form zu erreichen ſtrebt. Es wäre daher die würdige und erſprießliche Aufgabe beſonders derjenigen Schule, welche ſich nach Fröbel nennt und in der zum Theil noch bedeutende Anregungen ſeiner perſönlichen Erſcheinung fortwirken, die ganze Idee und Methode ſeines Kindergartens einer gründlichen Prüfung zu unterziehen, die geſunden und lebenskräftigen Triebe dieſer Idee zu pflegen, die ungeſunden und unhaltbaren Theorien aufzugeben und ſo den „Kindergarten“ in das rechte Verhältniß zum Leben und zum Ganzen der Erziehung zu ſetzen. Leider ſcheint indeſſen dieſe Aufgabe den gegenwärtigen pädagogiſchen Vertretern des Kindergartens noch fern zu liegen. Man begegnet bei ihnen immer wieder den unvermittelten Fröbelſchen Gedanken, und eine gewiſſe geiſtige Unfruchtbarkeit, die immer nur das oft Behauptete aufs neue wiederholt, charakteriſirt dieſe ganze Literatur. W. Lange ſelbſt beginnt das Vorwort zu der von ihm herausgegebenen Schrift W. Middendorffs über die Kindergärten (Hamburg 1861) mit der Klage, daß „die innere Entwicklung der Fröbelſchen Sache gegenwärtig mit der äußern nicht gleichen Schritt halte;“ die reformatoriſchen Tendenzen dieſer Schule würden ſich daher zunächſt auf dem eigenen Gebiete der Kindergartenpädagogik geltend machen müßen, und erſt die weitere Entwicklung der Sache wird wohl die Frage entſcheiden können, ob dem Kindergarten eine größere Berechtigung, als die oben ausgeſprochene, der Kinderbewahranſtalt analoge, beizulegen ſei.

Was die Organiſation dieſer Anſtalten betrifft, ſo richtet ſich die der Kleinkinderbewahranſtalten, welche überall von Vereinen unterhalten werden, nach der Höhe der dargereichten Mittel und behält ihrer Beſtimmung gemäß, Kinder der untern Stände aufzunehmen, immer eine gewiſſe Einfachheit. Weſentlich bedingt wird ferner die Einrichtung durch das Alter, für welches die betreffende Anſtalt eigentlich errichtet worden iſt. Wird, wie es früher mehr als gegenwärtig geſchah, bis auf Kinder von einem Jahre oder gar einem halben Jahre zurückgegriffen, ſo ſind Wärterinnen in größerer Anzahl nöthig, und die Bewahranſtalt nimmt dann wenigſtens zum Theil die Aufgabe der ſogenannten „Krippen“ in ſich auf. Dies iſt jedoch in Deutſchland gegenwärtig faſt nirgends mehr der Fall, und iſt der Eintritt in die Anſtalt gewöhnlich an das vollendete zweite Jahr geknüpft. Da indeſſen die bloße Altersgrenze immer etwas ungewiſſes hat, weil innerhalb derſelben die Entwicklung der Einzelnen noch eine ſehr verſchiedene ſein kann, ſo erſcheint es angemeſſener, die Aufnahme in dieſe Anſtalten an die Bedingung zu knüpfen, daß das Kind mit Sicherheit gehen und mit Vernehmlichkeit reden können müße. Die Frage, ob die Leitung der Kinder in dieſen Anſtalten männlichen oder weiblichen Perſonen anvertraut werden müße, kann eigentlich nur zu Gunſten der letzteren beantwortet werden, wenigſtens ſollte der größte und weſentlichſte Theil der Beſchäftigung mit den Kindern der weiblichen Hand überlaſſen bleiben. Denn es gilt ja, in dieſen Anſtalten den Kindern die Mutter zu erſetzen. Und dieſes wird immer nur ein weibliches Weſen können; nur ein ſolches ſteht den Kindern nahe genug, um ſie mit Leichtigkeit zu verſtehen und von ihnen verſtanden zu werden, und vereinigt mit dem Scharfblicke für jene Kleinigkeiten, welche im Leben der kleinen Kinder zu wichtigen Dingen werden, die Milde und Geduld, welche das Vertrauen der Kinder zu gewinnen weiß. Da viele dieſer Anſtalten von Frauenvereinen gegründet worden ſind, welche die Beaufſichtigung und Unterhaltung derſelben übernommen haben, ſo iſt auch in dieſer Beziehung wünſchenswerth, daß die Pflege der Kinder vornehmlich weiblichen Händen anvertraut ſei, damit zwiſchen dieſen Pflegerinnen und den beaufſichtigenden Vereinsgliedern ein natürlicher und leichter Verkehr möglich wird. Aus dieſem Grunde wäre es wünſchenswerth, auch an die Spitze einer ſolchen Anſtalt eine Frau zu ſtellen, und ſomit die geſammte

Führung derſelben lieber einer Vorſteherin (Hausmutter), als einem Manne zu übergeben. Da aber bei den ärmlichen Verhältniſſen ſolcher Anſtalten die an denſelben wirkenden Perſönlichkeiten immer werden aus den untern Ständen genommen werden müßen, und in dieſen gerade die älteren unverheiratheten Perſonen ſelten die Eigenſchaften beſitzen, welche von einer ſolchen Vorſteherin gefordert werden, und da andererſeits der Verkehr mit den Eltern der Kinder manche Schwierigkeiten darbietet, denen nur der Mann recht begegnen kann, ſo wird, wie es auch in den meiſten Fällen wirklich iſt, es immer das Beſte bleiben, ein wohlwollendes und gemüthliches, nicht kinderreiches, aber auch nicht kinderloſes Ehepaar an die Spitze des Ganzen zu ſtellen. Aber auch in dieſem Falle bleibt es wünſchenswerth, daß die Frau ſich nicht bloß mit der Aufſicht über das Haus, das Mobiliar und die Effecten der Schule und mit der Sorge für die allezeit höchſt nöthige Reinlichkeit und Ordnung beſchäftige, ſondern daß ſie an den mit den Kindern vorzunehmenden Beſchäftigungen und Spielen einen perſönlichen und nicht zu beſchränkten Antheil nehme; denn nur ſo kann die Aufgabe der Kleinkinderbewahranſtalt, den Kindern die Familie und vornehmlich die Mutter zu erſetzen, erfüllt werden. Wenn dann von Zeit zu Zeit der Hausvater eintritt, mit freundlichem Ernſte anordnet, ermahnt, lobt und tadelt, allenfalls auch einzelne Beſchäftigungen ſelbſt leitet, ſo erſcheint er als der Repräſentant der väterlichen Auctorität, welche dem mütterlichen Walten die Sanction ertheilt, und das Geſammtleben nähert ſich umſomehr dem Bilde der Familie. Leider iſt es gewöhnlich nicht ſo, ſondern die Theilung der Geſchäfte zwiſchen Mann und Frau iſt in den meiſten Fällen eine ſolche, daß die Hausmutter ſich ganz auf die äußeren Dinge des Hausweſens beſchränkt, und der Hausvater ganz den perſönlichen Verkehr mit den Kindern übernimmt. Dieſe Trennung, hauptſächlich durch das ſo oft hervortretende Ungeſchick der Frauen zur Leitung der Kinder hervorgerufen, iſt eine dem Weſen der Kinderbewahranſtalt ganz widerſprechende und muß die Wirkſamkeit derſelben in hohem Grade ſchmälern. Damit ſie nicht nöthig werde, bleibt zu wünſchen, daß der Hausmutter eine Gehülfin, eine zweite jugendlichere Wärterin, zur Seite geſtellt werde. Die Thätigkeit derſelben beſteht darin, daß ſie gewiſſe Arbeiten für das Hausweſen übernimmt und an der Sorge für die Kinder, namentlich für einzelne, welche durch beſondere Umſtände die Beſchäftigung mit der Geſammtheit ſtören, ſich betheiligt, auch wohl gelegentlich nach Anweiſung ſelbſt einmal ein Spiel der Kinder leitet. Das Vorhandenſein einer ſolchen Gehülfin oder Unterwärterin iſt aus vielen Gründen wichtig, unter denen wir nur den einen hervorheben, daß dadurch die ununterbrochene Thätigkeit der Kinderbewahranſtalt, welche eine der Hauptbedingungen ihres Beſtehens iſt, geſichert wird. Dieſe Anſtalten müßen nämlich eigentlich das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der Sonn- und Feſttage, geöffnet ſein, und dürfen keine Ferien eintreten laſſen, wenn ſie nicht die Eltern in Verlegenheit ſetzen und durch die Vorſorge, welche nun doch für die Kinder anderweitig getroffen werden muß, gleichgültig gegen die Bewahranſtalt machen wollen. Es muß daher vorgeſehen ſein, daß die Hausmutter oder der Hausvater gelegentlich abweſend, krank ꝛc. ſein, und die Anſtalt dennoch ihre Wirkſamkeit fortſetzen kann. Der Fall, daß aus ſolchen Gründen die Kinder nach Hauſe geſchickt werden müßen, darf nicht eintreten, und müßte, wenn er öfter wiederkehrte, das Vertrauen zur Anſtalt ganz zerſtören, weil unter den Verhältniſſen, denen dieſe Anſtalten entgegentreten wollen, angenommen werden muß, daß die zurückgeſchickten Kinder die elterliche Wohnung verſchloſſen finden und völlig ohne Aufſicht ſind. Dem allem iſt nur durch die Anſtellung einer Hülfswärterin zu begegnen. Zu dieſen Gehülfinnen wählt man am beſten arme, vielleicht elternloſe Mädchen, die eben eingeſegnet, aber noch nicht im Stande ſind, einen Dienſt anzutreten, und welche doch, mit einem geringen Lohn zufrieden, ſich nützlich machen und andern nicht zur Laſt fallen möchten. Durch ihre Anweſenheit in dieſen Anſtalten iſt zugleich das beſte Mittel gegeben, auf die Bildung geeigneter Wärterinnen hinzuwirken. Aber freilich wird ſowohl bei der Wahl der Hausmutter und des Hausvaters, als bei der

der Gehülfinnen auf den Charakter derſelben ſorgfältige Rückſicht genommen werden müßen. Unerläßliche Bedingung iſt, daß ſie Liebe für Kinder mit einem frommen Sinn verbinden, und daß ſie einen inneren Beruf gerade für dieſe Art der Wirkſamkeit in ſich verſpüren. Sie dürfen ihr Amt nicht als ein Gewerbe betrachten, ſondern müßen in dem leiblichen und geiſtigen Gedeihen der Kinder ihren höchſten Lohn finden. Nur auf dieſer religiöſen und ſittlichen Grundlage kann dann auch jene Zufriedenheit mit ihrer Lebensſtellung ſich entwickeln, welche ihnen den Kindern gegenüber die nothwendige Freudigkeit und Freundlichkeit des ganzen Weſens und Verkehres giebt. Endlich müßen ſie auch körperlich geſund und, was die Vorſteher betrifft, noch kräftig genug ſein, um die nicht unbedeutenden Anſtrengungen ihres Berufes zu überwinden. Eigentliche Lehrer oder Lehrerinnen an dieſen Anſtalten zu beſchäftigen, ſcheint weder nöthig, noch wird es leicht ausführbar ſein. Einer Anſtalt, die, wie wir vorausſetzen, aus dem Hausvater, der Hausmutter und einer Wärterin beſteht, können recht gut bis 50 Kinder anvertraut werden. Zwar will Zerrenner die Zahl der einer Anſtalt zuzuweiſenden Kinder auf 30 beſchränken, er betont mit Recht die vielen Hülfleiſtungen, deren ſo kleine Kinder bedürftig ſind, und die Schwierigkeit, eine größere Menge derſelben zu überſehen; aber er geht auch nicht von der Vorausſetzung aus, die wir feſtgehalten haben, daß das leitende Perſonal aus drei Gliedern beſtehe. Die Erfahrung hat ſeitdem gelehrt, daß es ganz wohl möglich iſt, unter dieſer Vorausſetzung 50 und allenfalls auch einige Kinder mehr in der rechten Weiſe zu beaufſichtigen. Steigt die Zahl der Kinder noch höher, ſo iſt auf je 20 Kinder eine Hülfswärterin mehr nöthig, doch ſcheint es nicht angemeſſen, auch wenn die Localität eine größere Anhäufung geſtattete, die Zahl der in einer Anſtalt zu verſammelnden Kinder über 70—80 anwachſen zu laſſen.

Das Local der Kleinkinderbewahranſtalt wird, wie die Verhältniſſe bei uns ſind, ſelten durch ſelbſtändige und dem Zwecke derſelben beſonders gewidmete Gebäude dargeboten werden können. In England, wo ſich mehrere wohlhabende Menſchenfreunde dieſer Angelegenheit angenommen haben, ſind nicht nur geeignete Baupläne für dieſe Anſtalten entworfen, ſondern einzelne Anſtalten dieſer Art auch nach ſolchen Plänen wirklich errichtet worden. Bei S. Wilderspin: „Ueber die frühzeitige Erziehung der Kinder und die engliſchen Kleinkinderſchulen ꝛc., überſetzt von Wertheimer, Wien 1828" ſind dergleichen Pläne zu finden; wir würden dieſelben indeſſen auf unſere Zuſtände, auch wenn uns die Mittel zu Gebote ſtänden, nicht ohne weiteres übertragen können, da die engliſche Kleinkinderſchule weit mehr, als es nach unſern Ueberzeugungen heilſam und durch unſre Schulverhältniſſe geboten iſt, den eigentlichen Elementarunterricht in ſich aufnimmt. Bei uns wird das nöthige Local gewöhnlich in Privathäuſern gemiethet werden müßen. Es iſt dabei zunächſt darauf zu ſehen, daß die Wohnung des leitenden Ehepaares nicht nur in demſelben Hauſe ſich befinde, ſondern, wo möglich, in unmittelbarer Verbindung mit den zur Aufnahme der Kinder beſtimmten Localitäten ſtehe. Eine zweite kaum zu umgehende Forderung iſt die, daß dieſe Localitäten ſich zur ebenen Erde befinden, und daß dort, wo dieſes nicht der Fall iſt, wenigſtens gute und mit niedrig geſtellten Handleitern (Geländern) verſehene Treppen vorhanden ſind. Unbedingt erforderlich erſcheinen: 1) ein größeres Aufenthaltszimmer, welches im Winter und bei ſchlechtem Wetter und für gewiſſe Beſchäftigungen immerwährend zugleich Spiel- und Beſchäftigungszimmer iſt; 2) ein kleineres Zimmer, in welchem entweder zu Zeiten die kleinſten Kinder für beſondere Spiele vereinigt, oder einzelne derſelben, die das Bedürfnis des Schlafes empfinden, zur Ruhe gebracht werden können, zu welchem Zwecke dann auch einige Matratzen vorräthig ſein müßen; 3) wenigſtens eine geräumige Kammer, theils zum Ablegen der Bekleidungsſtücke, die etwa gegen Kälte und Näſſe von Hauſe mitgebracht worden ſind und welche, wenn ſie in dem Hauptzimmer blieben, eine ſchädliche Feuchtigkeit verurſachen würden, theils zur Aufbewahrung von mitgebrachten Eßwaaren ꝛc.; 4) ein geräumiger Spielplatz

im Freien, wo möglich im Garten. Endlich ist auch 5) für die geeignete Anlage und Zugänglichkeit eines geheimen Gemaches Sorge zu tragen. Das ad 1 bezeichnete Hauptzimmer muß außer dem Raum für die nöthigen Bänke, auf jedes Kind etwa 12—14 Zoll gerechnet, Tische und Schränke noch einen ausreichenden freien Raum für die vorzunehmden körperlichen Uebungen und ruhigeren Bewegungsspiele enthalten. J. G. Wirth („Ueber Kleinkinderbewahr-Anstalten, eine Anleitung zur Errichtung solcher Anstalten ꝛc. Augsburg 1838") berechnet die Räumlichkeit dieses Hauptzimmers so, daß auf jedes Kind 10—12 Quadratfuß kommen, und dürfte dies Verhältnis ein ziemlich richtiges sein. Für 50 Kinder wäre demnach ein Zimmer von 30 Fuß Länge und 20 Fuß Breite erforderlich. Da die Erhaltung und Befestigung der Gesundheit der Kinder einer der Hauptzwecke dieser Anstalten ist, so wird namentlich bei diesem Hauptzimmer darauf gesehen werden müßen, daß es hell sei und doch kein blendendes Licht habe, daß daher die Fenster wo möglich nicht nach der Mittagsseite liegen und, wenn dies dennoch nicht vermieden werden kann, mit Fensterladen und dunklen Vorhängen versehen seien, um die größte Hitze und das stärkste Licht abzuwehren, daß auch die Mauer des Zimmers nicht weiß angestrichen sei, daß der Fußboden nicht feucht sei, daß endlich für reine Luft durch die sorgsamste Reinlichkeit im Innern und durch Oeffnen der Fenster gesorgt werde. Zu den nothwendigen Geräthschaften dieses Zimmers gehören, außer den in der Höhe zwischen 10—13 Zoll wechselnden Bänken für die Kinder, ein Tisch und ein Sessel für den Leiter, die, wie manche wollen, auf einem Podium stehen, was wohl nicht für nothwendig erachtet werden dürfte, da sich die kleinen Kinder auf den niedrigen Bänken leicht übersehen lassen, ferner einige Tische zum Spielen für die Kinder, die daher nicht höher als 2 Fuß sein dürfen, eine Wandtafel und ein Schrank, der in Fächer getheilt ist, um sowohl Vorrichtungen und Gegenstände für die Spiele der Kinder aufzunehmen, als auch die gelegentlich und zwar nicht selten von Hause mitgebrachten Gegenstände den Kindern abzunehmen und bis zur Einhändigung aufzubewahren. Auch des Schmuckes soll dieser Raum nicht ganz entbehren; Bildertafeln und Bilder aus der heiligen Geschichte werden denselben in geeigneter Weise darbieten. Wirth macht hiezu die gute Bemerkung, daß Bildertafeln ꝛc. von Zeit zu Zeit gewechselt, Bilder jedoch, welche auf das Gemüth der Kinder einen bleibenden Eindruck machen sollen, nie ihren Augen entzogen werden mögen. Die Geräthschaften für das zweite Zimmer und die Kammer ergeben sich aus der Bestimmung derselben; zu denselben tritt als besonders wünschenswerth eine Vorrichtung zum Waschen, so an der Wand befestigt, daß die größeren Kinder selbst hinzutreten und sich reinigen können. Neben dem Hauptzimmer ist für die Anstalt ein Spielplatz im Freien das unentbehrlichste und wichtigste Erfordernis. Wilderspin (a. a. O. S. 53) macht neben den wichtigen Gesundheitsrücksichten, welche den Spielplatz in der guten Jahreszeit und bei günstigem Wetter, überhaupt so viel als möglich zu benutzen gebieten, mit guten Gründen auch die pädagogische Rücksicht dafür geltend, daß sich bei dem freieren Verkehre auf dem Spielplatze die Neigungen und sittlichen Eigenschaften der Kinder offener und stärker offenbaren, als dies im Zimmer geschieht; und Wirth (a. a. O. S. 16) fügt hinzu, daß in dieser bewegteren Sphäre des Kinderlebens auch solche Kinder, welche sonst leicht bei ihren Leitern Schutz und Hülfe suchen, leichter zur Selbständigkeit reifen und schneller zur Selbsthülfe sich entschließen, als im Zimmer. Wilderspin zieht einen mit Ziegelsteinen gepflasterten Platz, weil er nach eingetretenen Regen am schnellsten wieder trockne, Wirth dagegen einen mit Rasen belegten oder mit Flußsand bedeckten vor; daß derselbe Sonne, aber auch hinreichenden Schatten, vornehmlich Baumschatten, habe, ist selbstverständlich äußerst wünschenswerth.

Das Verhältnis der Anstalt zu den Eltern der Kinder muß durch bestimmte Statuten geregelt sein. Von den, in der berühmten (von J. Wilson gegründeten) Anstalt zu Spitalfields zu Grunde gelegten, Anordnungen, daß 1) die Eltern ihre Kinder nur, wenn diese völlig gesund, rein gewaschen und gekämmt sind, in die

Anstalt senden dürfen, 2) daß ein am Morgen zu spät gekommenes Kind auf den Nachmittag zu verweisen, und wenn es Nachmittags zu spät kommt, für diesen Tag nicht mehr zuzulassen ist, und 3) daß einem Kinde, welches mit Wissen der Eltern ausgeblieben ist, ohne daß eine befriedigende Ursache für das Ausbleiben vorher oder nachher angegeben worden, der Zutritt zu der Anstalt nicht mehr gestattet werden dürfe, ist nur die unter Nro. 1 erwähnte Forderung zu billigen, während die beiden andern auf einer, besonders für unsere Verhältnisse, ganz ungeeigneten Rigorosität beruhen, welche dem Wesen der Kinderbewahranstalt geradezu widerspricht. Wie die Disciplin in einer solchen Anstalt überhaupt dem Familienleben entsprechen soll, dessen Ergänzung sie sein will, so kann auch das äußere Verhältnis der Anstalt zu den Kindern nicht in die strengen gesetzlichen Formen gebannt werden, deren die eigentliche Schule bedarf. Stellt sich heraus, daß die Eltern offenbare Nachläßigkeit und Gleichgültigkeit gegen die Anstalt beweisen, so ist ihnen allerdings das Kind zurückzugeben, doch muß auf die beschränkten Verhältnisse und die Abhängigkeit der Eltern eine billige Rücksicht genommen werden. Kaum wird es daher auch möglich sein, auf das Zuspätkommen der Kinder etwa eine Strafe zu setzen, eher dürfte mit Strenge darauf zu halten sein, daß sie nicht zu früh kommen. Für den Aufenthalt der Kinder in der Anstalt zahlen die Eltern einen kleinen Beitrag, etwa einen Groschen wöchentlich, der an einem bestimmten Tage in der Woche eingezahlt werden muß und aus oben angedeuteten Gründen nur bei der dringendsten Armut erlassen werden darf. Auch nur für diese äußersten Fälle dürfte es rathsam sein, den Kindern, welche gar zu kümmerlich bekleidet sind, in der Anstalt solche leinene Ueberkleider oder Blousen, wie sie in manchen Bewahranstalten allgemein üblich sind, zu geben. Die Eltern halten diese Tracht für beschämend und werden, wenn sie sich daran gewöhnt haben, noch weniger daran denken, ihre Kinder ordentlich zu halten. Jedem Kinde ist für den Vormittag sowohl wie für den Nachmittag ein Stück Brod mitzugeben, welches ihnen bei dem Eintritt in die Anstalt abzunehmen und zur bestimmten Zeit einzuhändigen ist. Kleine leinene Täschchen, die, an einem Bande über die rechte Schulter hängend, an der linken Seite getragen werden, eignen sich am besten dazu, diese Eßwaaren aufzunehmen, da diese Taschen, welche mit Zahlen oder Namen bezeichnet sind, leicht abgenommen und wiedergegeben werden können. In sehr vielen Kinderbewahranstalten wird eine Anzahl von Kindern auch über Mittag in der Anstalt behalten und ihnen dann, gegen eine Entschädigung von etwa täglich 6 Pfennigen, eine Suppe gereicht. Für Eltern, welche auf Arbeit gehen, ist diese Einrichtung sehr nothwendig. Bei der Aufnahme der Kinder wird den Eltern ein Aufnahmeschein, der zugleich die hauptsächlichsten Bestimmungen über die gegen die Anstalt zu beobachtenden Pflichten enthält, eingehändigt.

Das Leben in der Anstalt ist an eine bestimmte Tagesordnung gebunden. Die Kinder befinden sich im Sommer von 8 bis 11 (oder 12) Uhr und von 1 bis 7 Uhr, im Winter nur bis 5 Uhr in der Anstalt. Eine kürzere Frist, die allerdings an sehr vielen Orten eingeführt ist, kann nicht als zweckentsprechend angesehen werden. Die Kinder werden bei ihrer Ankunft in Betreff der Reinlichkeit untersucht, geben ihre im Hause unnöthigen Kleidungsstücke und mitgebrachten Eßwaaren ab und treten dann an den ihnen bestimmten Platz. Nach einem Morgengebete, welches der Hausvater im Kreise sämmtlicher Kinder spricht, und an welches er gelegentlich angemessene Ermahnungen knüpft, folgen die verschiedenen Beschäftigungen, welche im ganzen alle halbe, oder, da bei den Kleinen immer viel Zeit zur Herstellung der Ordnung nöthig ist, alle Dreiviertelstunden wechseln, und welche durch Pausen zum Verzehren des Frühstückes und Vesperbrodes unterbrochen werden. Abwechslung zwischen Ruhe und Bewegung ist der wichtigste Gesichtspunct, der bei Aufstellung der Tagesordnung festzuhalten ist.

Bei der Frage über die Art der vorzunehmenden Beschäftigungen wird streng daran festgehalten werden müßen, daß die Kinderbewahranstalt keine Schule sein

und dem Unterrichte derselben nicht vorgreifen darf. Wenn daher von mancher Seite, z. B. von Schwarz („die Schulen" S. 6) noch ein Unterschied gemacht wird zwischen der Bewahranstalt und der Kleinkinderschule, den schon Schwabe „die Bewahr- oder Kleinkinderschule" Neustadt a. d. O. Ausgabe 1834) gerügt hat, wenn andere auf diesem Gebiete sogar drei verschiedene Anstalten, die Kinderpflegeanstalt, die Bewahranstalt und die Kleinkinderschule unterscheiden, so ist in diesen Unterschieden zwar eine Andeutung der verschiedenen Abtheilungen, welche in der Bewahranstalt hervortreten werden, aber durchaus keine Modification des Wesens und Principes dieser Anstalten anzuerkennen und allezeit geltend zu machen, daß der Name Kleinkinderschule nur mit den nöthigen Restrictionen auf dieselben angewendet werden darf.

Nun ist hier freilich ein Fortschritt von der bloß körperlichen zur Pflege des Geistes gegeben, aber der Unterschied zwischen der Schule und der Bewahranstalt ist ein durchaus fester. Er besteht darin, daß in der letzteren für die geistigen Beschäftigungen nicht die Stetigkeit der geistigen Thätigkeit, nicht der Zusammenhang des Gegenstandes und nicht ein besonderes Gebiet des Wissens oder Könnens maßgebend sein darf, sondern die Objecte der Unterhaltung und Belehrung frei aus der Fülle des Lebens und der Natur gewählt werden und die geistigen Uebungen den ganzen Menschen nach allen Seiten seines Wesens betreffen sollen; daß ferner die ethische Grundlage des ganzen Verhältnisses zwischen dem Leiter und den Kindern nicht die einer gesetzlichen Ordnung, sondern die väterliche und mütterliche Liebe und Auctorität ist. So wechseln denn Belehrungen zur Erweckung der ersten religiösen und sittlichen Gefühle in der Kinderseele, biblische und andere moralische Erzählungen, Vorsprechen und Nachsprechen kleiner Sprüche und Lieder, Uebungen der Sinne, der Sprache, des Verstandes, Anschauungen und Erklärungen von Naturgegenständen und Verhältnissen des gemeinen Lebens, Handarbeiten, Gesänge und Spiele. Durch diese, immer etwas neues darbietende, allseitige Anregung der geistigen Fähigkeiten wird das Kind weit richtiger für die Schule vorbereitet, als dadurch, daß gewisse Theile des Elementarunterrichts vorweggenommen werden. Die Kinder der Bewahranstalt sollen nichts leisten, als das, wozu sie eben aufgelegt sind, sollen nichts lernen als das, was sie eben gelegentlich aufnehmen, und sollen keine besondere Pflicht erfüllen, sondern in jedem Augenblicke nur die allgemeinen Pflichten des gehorsamen Kindes. Da sich indessen viele Kinder durch ihre treffliche Auffassungsgabe und ihr außerordentliches Gedächtnis auszeichnen, und da es immer Erwachsene giebt, welche der Versuchung nicht widerstehen können, über die Grenzen ihres Berufes hinauszugehen, so liegt die Versuchung sehr nahe, daß die Leiter dieser Anstalten aus Eitelkeit oder unbedachtsamem Eifer den Schwerpunct ihrer Wirksamkeit in der Menge der von den Kindern angeeigneten Kenntnisse und der sichtbar hervortretenden Fortschritte derselben finden. Schon Wilderspin warnt vor dergleichen Ueberschreitungen und giebt zu bedenken, daß „das Einlernen unverstandener Worte ein eitles für alle zukünftige Bildung des Kindes schädliches Treiben ist." Leider wird dieser Irrthum nur zu oft durch diejenigen Personen, Geistliche, Bezirksvorsteher ꝛc. gekräftigt, welche solche Anstalten beaufsichtigen sollen, und welche bei den Inspectionen derselben sich durch die vorgeführten Leistungen der Kinder bestechen lassen. Solche Inspectionen dürfen keine Prüfung der Kinder, sondern nur die Controlle des Leiters beabsichtigen. Am verderblichsten wirkt dieses Uebermaß auf dem religiösen Gebiet. Wenn da lange Lieder und Gebete gelernt, Uebungen im Knieen und Händefalten gemacht, diese erlernten Aeußerungen des religiösen Gefühls vor Versammlungen oder einzelnen Fremden producirt werden, so kann wohl nichts erdacht werden, was der Entwicklung der wahren Herzensfrömmigkeit schädlicher ist und die Keuschheit des religiösen Gefühles tiefer verletzt. Nützlich und den späteren Zwecken des Schullebens vorarbeitend ist es dagegen, daß für immer eine strenge Ordnung gehandhabt wird, so daß z. B. die Kinder das Herbeiholen oder Wegbringen ihrer Bänke, Spiel-

geräthe, Schiefertafeln ꝛc. rasch und zu gleicher Zeit vollziehen, ihre bestimmten Plätze sofort wieder einnehmen, in den Pausen, wo sie sich unter einander mischen oder plaudern, auf das gegebene Zeichen augenblicklich still und ruhig sind ꝛc.

Wird durch den heitern Ton, mit welchem dergleichen geboten und über die Vollziehung gewacht wird, dies alles den Kindern zu einem heitern Spiele gemacht, dessen Gesetzen sie gern pünctlichen Gehorsam leisten, so ist ihnen zugleich in glücklichster Form der Sinn für Ordnung und für jene Gesetzlichkeit, in welcher die Gemeinschaft allein bestehen kann, erschlossen. In dieser Beziehung, weil ja die kleinen Kinder am wenigsten die Nothwendigkeit solcher Ordnungen begreifen, ist der Rath Wilderspins (a. a. O. S. 58) durchaus praktisch, daß man an den Anfang aller Beschäftigungen die von ihm sogenannten „Handlectionen" stellen möge, Uebungen, durch welche die Kinder gewöhnt werden, gemeinschaftlich die Hände in die Höhe zu heben, wieder herabzusenken, auszustrecken oder auf den Rücken zu legen, von den Sitzen aufzustehen, sich niederzusetzen ꝛc., wodurch die Kinder zunächst zu einem Begriffe vom Zusammenwirken kommen.

Die Methode so wie der Stoff der vorzunehmenden Beschäftigungen sind mehrfach mit großer Gründlichkeit bearbeitet worden. Es ist daher wünschenswerth, daß den Leitern dieser Anstalten dergleichen Bearbeitungen zur Selbstbelehrung in die Hand gegeben werden; jedoch sind diese Bücher mit Vorsicht zu gebrauchen, da sie nicht selten über die Gränze der Kleinkinderschule hinausgreifen. Zu den in dieser Beziehung brauchbarsten Schriften gehören außer den schon erwähnten von Wirth, Wilderspin, Schwabe ꝛc. folgende: Hergang, K. G., Kleine Gymnastik der Sinne und Seelenkräfte ꝛc. Zittau 1806. — Spielschule zur Bildung der fünf Sinne für kleine Kinder. Dresden 1806. — Mayo, Ueber die Kinderschulen. London 1827. — Deodati, Kinderschulen. Leipzig 1828. — Döbner, G. J., Ueber Bewahr- und Beschäftigungsanstalten für noch nicht schulfähige Kinder armer Eltern im allgemeinen. Freiberg 1829. — Chimani, L., Theoretisch-praktischer Leitfaden für Lehrer in Kinderbewahranstalten. Wien 1832. — Rehlinger, Bewahrschule für kleine Kinder. Wien 1832. — Schuh, Chr. Th., Die Kleinkinderschule als wichtiger Anfang von Unterricht und Lebensbildung. Heidelberg 1834. — Dobschall, J. G., Nachrichten und beurtheilende Bemerkungen ꝛc. Liegnitz 1836. — Bräuer, K., Baukasten oder Anweisung ꝛc. Breslau 1837. — Diesterweg, J. A. W., Der Unterricht in der Kleinkinderschule ꝛc. 3te Auflage. Crefeld 1838. — Offyra, J. L., Unterrichts- und Erziehungsstoffe für die sogenannten Kleinkinderschulen ꝛc. Quedlinburg und Leipzig 1838. — Derselbe: Naturgemäße Gymnastik, ebendaselbst 1838. — Wirth, J. G., (außer dem schon erwähnten Buche) Mittheilungen über Kleinkinderschulen ꝛc. Augsburg 1840 und: die Kinderstube, Augsburg 1839. Die Bewahranstalt für kleine Kinder. Leipzig bei Schreck 1840 (von Blumenröder). — Hüffel. W., Die Kleinkinderschulen vom pädagogischen Standpuncte aus betrachtet. Weilbach 1841. — Fritz, Th., Ueber Unterweisung und Erziehung der Kinder ꝛc. in Kinderbewahranstalten. Rottweil 1842. — Burdach (Geh. Med. Rath), Ueber Kleinkinderschulen ꝛc. Königsberg 1842.

Was die Organisation des Kindergartens betrifft, so ist dieselbe theils in den auch auf den Kindergarten bezüglichen Erfordernissen der Kinderbewahranstalt bereits erörtert, theils durch die Eigenthümlichkeit der Fröbelschen Methode bedingt. Die Kinder werden meist nur des Vormittags versammelt und bleiben in der Anstalt etwa von 9—12 oder 1 Uhr. Zu Wärterinnen werden nur eigentliche, für den Zweck und in der Methode ausgebildete Kindergärtnerinnen gewählt. Der Beschäftigungsplan wird sich im allgemeinen dem folgenden ähnlich gestalten.

Von 9 — ¾10 Kommen und Ordnen der Kinder. ¾10 — ½11 Gebet. Erzählen und anschauliche Besprechungen.

½11—11 (in verschiedenen Abtheilungen) Bauen, Flechten, Falten, Zeichnen ꝛc.

11—½12 Frühstückspause.

½12—½1 abwechſelnd die obigen Beſchäftigungen und Bewegungsſpiele. Schlußgebet.

In der Geſchichte der Kinderbewahranſtalten iſt eine früher weit zurückreichende Periode, in welcher man dem privaten Bedürfniſſe, die kleinen Kinder zu beaufſichtigen und zu beſchäftigen, ohne anderweitige philanthropiſche oder allgemein pädagogiſche Zwecke damit zu verbinden, zu genügen ſuchte, von einer ſpäteren zu unterſcheiden, in welcher man die Bewahranſtalt mit ausgeſprochener chriſtlich-humaniſtiſcher Tendenz zu allgemeiner Geltung zu bringen beſtrebt iſt. In jenen Privatunternehmungen, deren Spuren wir bei allen cultivirten Völkern finden, waren es meiſtentheils ältere Frauen, denen eine kleine Anzahl kleiner Kinder zur Beaufſichtigung auf eine beſtimmte Zeit des Tages übergeben wurde. Oft wurden dieſe kleinen Kinder nur in der Abſicht, daß ſie „ſtille ſitzen lernen ſollten“, in kleine Privatſchulen für den erſten Elementarunterricht geſchickt, wo ſie dann nothdürftig beſchäftigt wurden, und allmählich zur Theilnahme an jenem Unterrichte heranreiften. Doch auch ſolche Inſtitute, in denen das Spiel als die Hauptſache angeſehen wurde, exiſtirten ſchon im vorigen Jahrhunderte. So in den Niederlanden die von Grabner („Briefe über die vereinigten Niederlande“) im Jahre 1772 als weitverbreitete, aber ohne alle höhere Aufſicht von Wittwen und bejahrten Frauenzimmern geleitete Anſtalten beſchriebenen „Spielſchulen“; ſo in Italien die „scuole delle creature“, in denen 10—20 Kinder von 1½ bis 7 Jahren von einer Maestra beſchäftigt wurden; ſo in England die ſogenannten „Dames-scools,“ in welchen ganz dieſelben Verhältniſſe wiederkehren. Die Idee der Bewahranſtalt in dem Sinne unſerer Zeit, als einer nothwendigen Ergänzung des Familienlebens und einer wohlthätigen Anſtalt für die ſittliche, geiſtige und materielle Hebung der Armen, wurde ziemlich zu gleicher Zeit von einem ernſten proteſtantiſchen Geiſtlichen und einem begeiſterten Pädagogen zuerſt ergriffen: von Oberlin und Peſtalozzi. Der letztere empfahl die Errichtung von Kinderhäuſern 1780 in ſeinem „Lienhard und Gertrud.“ Die betreffende Stelle lautet: „Er träumte ſich, wie leicht es ihm in kurzer Zeit werden müßte, in Bonnal neben ſeiner Schule ein Kinderhaus zu eröffnen, darin arme Mütter ihre noch nicht ſchulfähigen Kinder hineinbringen und den Tag über darin beſorgen laſſen können. Eine ſolche Noth- und Hülfskinderſchule für die armen Leute, die wegen ihres Tagelohns oder wegen ihres Frohndienſtes den Tag über ihre Wohnungen verſchließen müßen, würde kaum den zehnten Theil ſo viel koſten, als ein mit einigen Pferden wohlbeſtellter herrſchaftlicher Stall, und kaum ſo viel als eine gutbeſetzte Jagdmeute ſelber einen haararmen Edelmann koſtet.“ Aber ſchon im Jahre 1779 hatte der Pfarrer Oberlin in dem zum Steinthal im Elſaß gehörigen Dorfe Waldbach die erſte Anſtalt dieſer Art wirklich errichtet. Indem dieſer die Verbeſſerung des bis dahin in ſeiner Gemeinde ganz vernachläßigten Schulweſens betrieb, gedachte er auch der noch nicht ſchulpflichtigen Kinder, denen bei der Beſchäftigung ihrer Eltern mit dem Feldbau und andern Gewerben die nöthige Aufſicht fehlte. Er miethete auf ſeine Koſten geräumige Zimmer und richtete ſie ein, um in denſelben dergleichen Kinder unter mütterlich freundlicher Leitung einer Aufſeherin (conductrice) die Zeit nützlich und angenehm anbringen zu laſſen. Die älteſten Kinder lernten Handarbeiten, namentlich Stricken, weshalb dieſe Anſtalten den beſcheidenen Namen „Strickſtuben“, poiles à tricoter, erhielten; auch wurden den Kindern Landkarten vom Steinthale und deſſen Umgebungen, oder illuminirte Bilder der bibliſchen Geſchichte und der Naturgeſchichte vorgelegt und erklärt. Oberlin fand eine eifrige und geſchickte Gehülfin in der bekannten Louiſe Scheppler, welche in ihrem 15. Jahre in ſein Haus gekommen und von ihm und ſeiner Gattin zu dem Amte der Aufſeherin in jener Anſtalt vorbereitet worden war. Sie hat dies Amt mit immer gleicher Hingebung 55 Jahr lang verwaltet, hat, ſo lange Oberlin lebte, keine Beſoldung angenommen, indem ſie erklärte, daß ihr ja als Hausgenoſſin das Nöthige zu Theil werde, hat nach Oberlins Tode den von den Kindern ihr angebotenen Theil der Erbſchaft abgewieſen, nur das Verbleiben im Pfarrhauſe und die

Erlaubnis, den Namen Oberlin dem ihrigen hinzuzufügen, sich ausbittend, und hat, als ihr in Folge des Berichtes, den Cuvier 1829 über die wohlthätige Wirksamkeit der Kleinkinderschulen an das Nationalinstitut erstattete und in welchem er sie und Oberlin als die Gründer derselben bezeichnet hatte, der Monthyonsche Tugendpreis von 5000 Francs zuerkannt wurde, den ganzen Betrag des Preises den fünf zur Pfarre Waldbach gehörigen Kinderbewahranstalten vermacht. Solche Vorbilder mußten wirken und ein allgemeiner philanthropischer Zug der Zeit kam diesen Anregungen entgegen. Edle Menschenfreunde und Pädagogen, wie der Graf Spaur im Jahre 1802 und Wolke („Erziehungskunde, 3 Bd. 1805; 2. Abtheil. S. 318) traten begeistert für diese Anstalten auf. Wie aber der Gedanke der Bewahranstalt aus deutschem Gemüthe hervorgegangen war, so war es auch eine deutsche Fürstin, die geistvolle und thatkräftige Pauline Christiane Wilhelmine von Lippe-Detmold, welche in Detmold eine öffentliche Anstalt dieser Art errichtete. Bereits hatte sie das Armenwesen in Detmold nach einem durchgreifenden Plane geordnet, 1799 eine Erwerbschule und 1800 eine freiwillige Arbeitsanstalt gegründet, und mit dieser ein Krankenhaus, eine Waisenanstalt, sowie das Schulseminar zu einem großen Ganzen unter dem Namen einer „Pflegeanstalt" vereinigt, (s. Krücke: Die Pfleganstalt in Detmold. Lemgo, 1813), als sie im J. 1802 diesem Institute noch eine „Aufbewahrungsanstalt" hinzufügte, in der Kinder, welche von der Brust entwöhnt, aber noch nicht vier Jahre alt waren, in der Zeit von Johannis bis October, in welcher die Mütter am meisten mit Feldarbeiten beschäftigt sind, von Morgens 6 bis Abends 8 Uhr überwacht werden sollten. Erwachsene Mädchen aus der Erwerbschule wechselten alle drei Wochen in dem Geschäfte der Ueberwachung dieser Kinder miteinander ab und an der Spitze stand die Aufseherin des Krankenhauses. Ein Kreis von zwölf Damen der Stadt führte die Oberaufsicht. Lange Zeit blieb diese Anstalt die einzige in Deutschland, und der Gedanke der Bewahranstalt schien nur von hochbegabten Menschen oder Fürsten realisirt werden zu können. Das Verdienst, diesen Gedanken von der Idealität, in welcher er bisher aufgefaßt worden war, zu befreien und ihn der Praxis des Lebens auf solche Art näher zu führen, daß eine allgemeinere Betheiligung von Vereinen und Gemeinden an demselben möglich wurde, gebührt den Engländern. Schon im Jahr 1800 hatte der menschenfreundliche Robert Owen in seiner Fabrik zu New-Lanark in Schottland eine Pflegeanstalt für die Kinder der Fabrikarbeiter gegründet. Die Einrichtung dieser Anstalt, innig mit dem ganzen Leben der Fabrik verbunden, konnte auf andere Lebenskreise nicht übertragen werden. Doch hatte die Sache mannigfache Besprechungen veranlaßt und war besonders durch Brougham, der sogar das Parlament für dieselbe zu interessiren suchte, dahin gefördert, daß nicht nur 1818 eine für allgemeinere Verhältnisse berechnete Kleinkinderschule (infant scool) in Brewers-Green Westminster und bald darauf mehrere andre gegründet wurden, sondern daß sich auch eine Gesellschaft von Freunden der Kleinkinderschule (infant-soool-society) bildete, welche die Angelegenheit energisch förderte. In Folge einer Zusammenkunft, die von den Mitgliedern dieser Gesellschaft in London gehalten wurde, und an deren Berathungen hervorragende Männer, wie Brougham, Mackintosh, der Marquis von Landsdown und Wilberforce, sich eifrig betheiligten, wurde S. Wilderspin, der Vorsteher der Central-Kleinkinderschule in London, 1824 beauftragt, durch Rundreisen im Lande die Gründung ähnlicher Anstalten anzuregen und die bestehenden durch seinen Rath zu fördern. In Folge dieser Bemühungen ist die Zahl dieser Anstalten in England bis gegen 500 gestiegen. Das öfter erwähnte Buch Wilderspins über den Gegenstand, ins Deutsche von dem ehrenwerthen Kaufmann Joseph Wertheimer, der in Wien lebte und für die Sache wirkte, übersetzt, hat einen neuen Aufschwung der Kleinkinderbewahranstalten in Deutschland angeregt. Hier war unterdessen namentlich durch die Kriege gegen Frankreich und durch die religiöse Vertiefung des Volksgeistes das Bedürfnis solcher Anstalten allgemeiner und gründlicher empfunden worden, und der Professor Wadzeck in Berlin

hatte 1819 eine der Detmoldiſchen Pflegeanſtalt ähnliche Anſtalt gegründet, in welcher urſprünglich Kinder von ¾ bis 5 Jahren aufgenommen wurden. Eine allgemeine Regſamkeit auf dieſem Gebiete zeichnet, wie ſchon oben erwähnt, die beiden nun folgenden Decennien aus. Ueberall auf dem Continente offenbart ſich eine große Begeiſterung für das von den Engländern gegebene Beiſpiel. Cochin, Maire von Paris, ging 1826 nach England, um jene Anſtalten näher kennen zu lernen und errichtete eine ſolche (salle d'asile) in Paris unter Mitwirkung eines Comité von Damen. Im J. 1840 zählte Frankreich bereits 330 Kleinkinderſchulen. Auch in Spanien wurden dergleichen Anſtalten gegründet, und in Italien, wo ſie gegenwärtig Garibaldi-Schulen genannt werden, weil Garibaldi die Frauen Italiens für dieſelben zu intereſſiren ſucht, haben ſie ſich leicht an die früheren Privatinſtitute ähnlicher Tendenz angeſchloſſen; die erſte wurde durch Apperti in Cremona errichtet. In der Schweiz (1827), in den Niederlanden (1828), in Dänemark, Schweden und Ungarn (hier durch die Gräfin Corompa) verbreiteten ſie ſich faſt gleichzeitig. Mit allgemeiner Theilnahme wurden ſie in Deutſchland gefördert. Von den Regierungen befürwortet, an manchen Puncten, wie z. B. in Kurheſſen 1825 den ſämmtlichen Stadt- und Dorfgemeinden zur Pflicht gemacht, von erhabenen Fürſtinnen, z. B. der Kaiſerin von Oeſtreich, der Königin von Preußen, der Königin von Baiern ꝛc. in ihren beſonderen Schutz genommen, von den berühmteſten pädagogiſchen Schriftſtellern (Niemeyer, Türk, Schwarz, Zerrenner, Dieſterweg) empfohlen, nahmen dieſe Anſtalten, faſt überall von beſonderen Vereinen unterhalten, in allen Theilen Deutſchlands einen großen Aufſchwung. Dennoch wird man noch immer ſagen müßen, daß die Kinderbewahranſtalten bis jetzt nur Probeanſtalten ſind. Das ſociale und ſittliche Problem, welches ſie zu löſen helfen ſollen, iſt noch ungelöst, ſeine Wurzeln liegen tiefer und ſind weiter nach allen Richtungen verbreitet, als daß ſie von einem Puncte aus getroffen werden könnten. Ueber die heilſamen Wirkungen der Kinderbewahranſtalten läßt ſich nur die zwiefache Erfahrung ausſprechen, daß ſie an einzelnen Puncten nachweisbar dem ſittlichen Verderben der Jugend entgegen gewirkt, und daß ſie faſt überall die Mortalität der Kinder vermindert haben. Eine allgemeinere Wirkung dieſer Anſtalten würde nur durch eine allgemeinere Verbreitung derſelben hervorgerufen werden können. Es ſcheint aber, daß in dem letzten Decennium der Eifer der Vereine nachgelaſſen hat, und manche der Anſtalten, die früher blühten, anfangen zu verkümmern. Es gilt daher zunächſt, zu erhalten, was vorhanden iſt. Werke der freien Liebe, wie es dieſe Inſtitute ſind, müßen durch ihre Organiſation über die Zufälligkeit der ſittlichen Begeiſterung erhoben werden. Das Beſtehen der Bewahranſtalten iſt weſentlich davon abhängig, daß auf die Erlangung eines Locales als bleibenden Eigenthums derſelben und auf die Errichtung eines Erhaltungsfonds mit den Rechten milder Stiftungen, ſo daß ſie auch Vermächtniſſe annehmen können, überall das Augenmerk gerichtet werde. Die Regſamkeit der Vereine erſchlafft zuletzt, aber die Abſichten höherer Cultur müßen immer darauf ausgehen, etwas bleibendes zu ſchaffen.

Von einer Geſchichte des Kindergartens kann füglich noch nicht die Rede ſein.

Flashar.

Kloſterſchulen. Es gewährt ein eigenthümliches Intereſſe zu ſehen, daß diejenigen, welche, vom Geiſte der Askeſe ergriffen, aus allen das Gemüth an das Leben kettenden Verbindungen ſich herausrißen, um frei zu werden für den Dienſt des Herrn, doch immer wieder bereit geweſen ſind, eine Jugend um ſich zu ſammeln, deren Anblick das, was ſie aufgegeben hatten, ihnen ſo nahe ſtellte und ſo reizend erſcheinen laſſen konnte. Da iſt nun freilich von vorn herein zu berückſichtigen, daß zunächſt eigentlich nie ein pädagogiſches Bedürfnis zu ſolchem Wirken an der Jugend hingeleitet hat, ſondern — wo nicht eine ganz individuelle Neigung und Begabung die Thätigkeit einzelner beſtimmte — entweder das durch die Werke des Ordens Geforderte oder das den hierarchiſchen Beſtrebungen Entſprechende maßgebend geweſen iſt. Aber es iſt ſo doch

immer in klöſterlicher Stille Großes geleiſtet und auch manches, worauf in Wahrheit das Streben nicht gerichtet war, ausgerichtet worden, zu verſchiedenen Zeiten in ſehr verſchiedener Weiſe. Wie ſehr auch der asketiſche Geiſt eine geſunde, in Liebe freie und befreiende Thätigkeit erſchwerte, ſo hat doch in Zeitaltern, wo unter ſeiner Pflege und Verwaltung alle höhere Bildung, alle wiſſenſchaftliche Tradition ſtand, die um die Klöſter gelagerte Welt, die in ſo vielen andern Beziehungen vertrauend auf ſie blickte, gern auch ihre Kinder ihnen zugeführt und mit dem, was ſie geben konnten, ausſtatten laſſen. Und wirklich kann man ſagen, daß zuweilen die Welt ihre Jugend dem Kloſter viel eifriger zugeführt, als dieſes nach derſelben verlangt hat, während freilich zu andern Zeiten die Ordensleute alle Mittel aufgeboten haben, die Jugend an ſich zu ziehen. Indes auch im erſtern Falle iſt die Pädagogik der Klöſter eine ſehr wirkſame geweſen, indem ſie viele Herzen für immer dem klöſterlichen Leben gewann, andere mit einer Bildung in das Weltleben entließ, daß dieſes in aller Weiſe vom Geiſte der Askeſe ſeine Anſchauungen färben, ſeine Ideale ſich ſtellen, ſeine Thätigkeit leiten ließ; in denjenigen Perioden aber, wo die Kirche mit klarem Bewußtſein des Nothwendigen durch große Orden die ihrem Einfluſſe ſich entziehende Welt wieder zu gewinnen ſtrebte, iſt gerade auch die Bildung der Jugend in den Klöſtern als ein beſonders wirkſames Mittel angeſehen worden.

Gewiß wäre nun eine Geſchichte der Kloſterſchulen eine ſehr lohnende Aufgabe. Vergegenwärtigen wir uns in aller Kürze, welchen Gang dieſelbe zu nehmen, welche Geſichtspuncte ſie durchzuführen hätte. Dürfen wir, was jedenfalls zuläßig iſt, den Begriff der Kloſterſchule ſo faſſen, daß wir alle vom Geiſte der Askeſe beherrſchte Jugendbildung in den Kreis unſerer Betrachtung ziehen, ſo ergeben ſich ſieben Perioden für eine Geſchichte der Kloſterſchulen. 1) Die klöſterliche Jugendbildung unter dem Einfluſſe des griechiſchen Mönchthums im Oſten wie in Südgallien, Irland, Schottland, Britannien (vergl. Bd. I. 531); neben Baſilius von Cäſarea würde hier noch beſonders Chryſoſtomus zu nennen ſein, der ganz ausdrücklich verlangte, daß die Schulen der Klöſter auch auf Laien ſich ausdehnen möchten, und die Eltern ermahnte, ihre Kinder 10, ja 20 Jahre in die Klöſter zu ſchicken, um ſie dort in der Frömmigkeit recht befeſtigen zu laſſen (ſ. Schröckh, Bd. VIII. 228). 2) Die klöſterliche Jugendbildung unter dem Einfluſſe der Benedictiner vor Karl d. Gr. (vgl. Bd. I. 532 ff.): langſames, aber ſtetiges Vordringen und Durchdringen innerhalb der unter heftigen Conflicten zu neuen Geſtaltungen ſich emporringenden germaniſchen Welt, bei einem merkwürdigen Gegenſatze zu dem noch vom Geiſte der griechiſchen Kirche beſtimmten, minder energiſchen Mönchthum der Iren und Schotten. 3) Die klöſterliche Jugendbildung unter dem Einfluſſe der Benedictiner ſeit Karl d. Gr. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts: Blütezeit der Benedictinerſchulen in Deutſchland, Frankreich, England, weniger in Italien; Aufſchwung der claſſiſchen Studien; Wetteifer mit den Domſchulen (ſ. d. Art.); die durch die Cluniacenſer hervorgerufene Bewegung ungleich weniger wichtig für Schule und Studienweſen, als für Entwicklung der Hierarchie. 4) Der beginnende Verfall der Kloſterſchulen ſeit Gregor VII.; allmähliches Zurücktreten der Benedictiner und Verfall ihrer Schulen, theils infolge der mit den Kreuzzügen eingetretenen freieren und mannigfacheren Bewegung des Völkerlebens, theils infolge der mitten im Volksleben ſich entwickelnden Thätigkeit der Bettelorden, theils infolge der Begünſtigung, welche die Päpſte (Innocenz III.) den Kathedralſchulen zuwenden, theils endlich durch die Entwicklung der Univerſitäten und der von ihnen gepflegten Scholaſtik. 5) Die klöſterliche Jugendbildung vorzugsweiſe in den Händen der Franziskaner und Auguſtiner, bei wachſender Concurrenz der Stadtſchulen, die freilich auch andern kirchlichen Schulen gefährlich werden, während zugleich die Hieronymianer (ſ. d. Art.), halb klöſterlich, halb weltlich, in neue Bahnen hineinleiten. 6) Die klöſterliche Jugendbildung im Zuſammenhange mit der großartigen, alle Mittel aufbietenden Reaction gegen den Proteſtantismus, der hunderte von Klöſtern mit ihren verkümmerten Bildungsſtätten weg-

geräumt oder occupirt hat: Thätigkeit der Jesuiten (s. d. Art.), der Piaristen (Väter der frommen Schulen), der Ursulinerinnen, der Brüder der christlichen Schulen (Ignorantins) ꝛc.; daneben zum Theil auch Wiederaufleben der Benedictinerschulen; alles in umfassender und durchgängiger Beziehung auf das Gesammtinteresse der Kirche und im bewußtvollsten Gegensatze zu dem auf protestantischer Seite Gestalteten. 7) Die klösterliche Jugendbildung hinter der allgemeinen Entwicklung des geistigen Lebens zurückbleibend, mühsam in den alten Formen sich bewegend, mehr und mehr das Vertrauen der Welt verlierend, dann unter die Controle des Staats genommen (wie in Oesterreich seit Maria Theresia) oder durch Gewaltstreiche beseitigt (Aufhebung des Jesuitenordens, Zeitalter der Revolution). Die Gestaltungen der Restaurationszeit, welche sofort auch die Jesuiten zurückbringt, gehören einer noch nicht abgeschlossenen Periode an.

Unstreitig läßt eine so gedachte Geschichte der Klosterschulen eine nicht bloß vielfach anziehende, sondern auch sehr lehrreiche Behandlung zu. Dabei kommt nun noch Folgendes in Betracht. 1) Der Geist der Askese hat fast immer in die klösterliche Erziehung und Unterweisung etwas krankhaftes gebracht und zu Verkennung auch der in höherem Grade berechtigten Bedürfnisse der Zöglinge geführt, in Zeiten aber, wo hierarchische Tendenzen sich anschlossen, zu sehr bedenklicher Verbildung der jugendlichen Geister, zu schwärmerischen und fanatischen Erregungen verleitet. 2) Bei allen Wandelungen klösterlicher Bildungsweisen haben durch alle Jahrhunderte gewisse Grundformen sich erhalten und sind auch in Zeiten mächtiger Erschütterungen der Kirche nicht gänzlich verschoben oder verwischt worden, so daß wir im ganzen eine wunderbare Stetigkeit nicht der Entwicklung, aber der Praxis warnehmen. 3) Die Blüte solcher Schulen ist doch immer wieder durch die persönliche Tüchtigkeit einzelner Klostervorsteher oder Lehrmeister bedingt gewesen, weshalb nicht selten auch einem raschen Aufblühen ein eben so rasches Zusammensinken hat folgen können. 4) Das im ganzen Geleistete steht doch in keinem rechten Verhältnis zu den außerordentlichen Mitteln äußerlicher Art, welche so vielen Klöstern zur Verfügung standen, wobei man immer noch anerkennen mag, daß gar manche segensreiche Wirkungen jeglicher Betrachtung sich entziehen. 5) Auch die classischen Studien, obwohl im Unterrichte der Klosterschulen gewöhnlich stark bevorzugt, haben doch selten eine recht erfrischende Wirkung ausgeübt, haben selbst in formaler Beziehung nicht oft wahrhaft bildend sich erwiesen und sind zu Zeiten auch gröblich vernachläßigt worden, weshalb dann die Humanisten in den Klosterleuten die widerwärtigsten Vertreter der Barbarei sehen konnten. Immer jedoch wird für unbefangene Betrachter viel anziehender und beachtenswerther Stoff übrig bleiben. Zu manchen Untersuchungen auf diesem Gebiete ist übrigens noch kaum ein ernstlicher Anfang gemacht, und manchen Fragen fehlt noch ganz die Antwort. Besonders lehrreich dürften durchgeführtere Vergleichungen sein, z. B. zwischen den Klosterschulen Deutschlands und Italiens im 10. und 11. Jahrhundert, zwischen den Jesuitencollegien Frankreichs und Polens, zwischen Fulda und St. Gallen, zwischen Klosterschulen und Domschulen ꝛc.

Für das Speziellere ist auf die in diesen Kreis gehörigen Artikel dieses Werkes zu verweisen. Ueber die Klosterschulen des Mittelalters, an die man in der Regel zunächst und zumeist denkt, wenn von Klosterschulen die Rede ist, wird der umfassendere Artikel Mittelalterliches Schulwesen das Nöthige zusammenstellen. Bei den besondern Artikeln hat auch die Literatur am besten ihre Stelle. Hier mag es genügen, auf die Darstellungen von Schmidt, Gesch. der Pädagogik Bd. 2 u. 3, von Cramer, Gesch. der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden (Stralsund 1843) und von Heppe, Das Schulwesen des Mittelalters (Marburg 1860) aufmerksam zu machen.

Von den protestantischen Klosterschulen (in Württemberg, Sachsen ꝛc.) ist hier zu reden kaum angemessen. Sie tragen ihren Namen zum Theil doch nur darum, weil sie in ehemaligen Klöstern ihren Sitz erhalten haben, und wo in ihnen klösterliche Formen und Einrichtungen irgendwie festgehalten worden sind, da ist doch der in ihnen waltende Geist von Anfang an ein anderer gewesen. (S. d. folg. Art.) **H. Kämmel.**

Kloſterſchulen, württembergiſche (niedere, evangeliſch-theologiſche Seminarien.*)

I. Als Herzog Ulrich von Württemberg nach Wiedereroberung ſeines Stammlandes (1534) es unternahm, dieſem den Segen der Kirchenverbeſſerung zuzuwenden, welchen er während ſeiner Verbannung kennen gelernt hatte, da begann er auch mit allem Ernſt die Reform der Klöſter, die der württembergiſchen Landeshoheit untergeben waren. Er erließ 1535 eine Kloſterordnung**), in welcher u. a. vorgeſchrieben wird, daß im Chor oder zu Tiſch nichts geſungen oder geleſen werde als die heilige Schrift und was in ihr genügenden Grund habe. Zu dem Behuf ſolle in jedem Kloſter ein chriſtlicher, gelehrter Mann ſein, der alles, was geſungen oder geleſen werde, beaufſichtige, und was der chriſtlichen Lehre widerſpreche, anzeige und abſchaffe. In Uebereinſtimmung damit waren ſpeciell die Stunden beſtimmt, in welchen das alte und neue Teſtament theils geleſen, theils auch ausgelegt werden ſollte. Dazu kam die Anordnung, daß, wo die geeigneten Lehrer vorhanden ſeien, die Jüngeren „in bonis litteris und andern freien Künſten" Unterricht erhalten ſollten.

Sofern jedoch nicht zu erwarten war, daß die Prälaten und Ordensbrüder der verſchiedenen Klöſter in dieſe neue Ordnung ſich willig fügen würden, erklärte Ulrich eben ſo entſchieden ſeinen Entſchluß, ſolche entweder mit Leibgedingen oder Averſalſummen abzufertigen, oder, wenn ſie dies vorzögen, ſie in das Kloſter Maulbronn zu ſenden, wo die Conventualen aus den verſchiedenen Klöſtern den erforderlichen Unterhalt finden ſollten.

Wenn überhaupt der durch Perſönlichkeiten bedingte Uebergang aus der alten Ordnung in die neue nur allmählich ſtattfinden konnte, wenn zunächſt Unregelmäßigkeiten nicht zu vermeiden waren, und ſelbſt die bedeutenden Geldopfer, welche Ulrich den Klöſtern auferlegte, eine Reorganiſation derſelben hinderten, ſo ward dieſe, wie die Reformation in Württemberg überhaupt, ganz beſonders durch das Interim (1548) geſtört. Erſt in Folge des Paſſauer Vertrags (1552) und des Augsburger Religionsfriedens (1555) konnte die begonnene Reformation der Klöſter von Ulrichs Sohn, Herzog Chriſtoph durchgeführt werden. Nun wurden die Keime, welche ſchon in Ulrichs Kloſterordnung gelegen waren, weiter gepflegt und entwickelt. Hatte Herzog Chriſtoph ſchon 1552 den Prälaten befohlen, die Novitien nicht ferner der württembergiſchen Confeſſion entgegen mit Gelübden und Ceremonien zu beſchweren, und in Murhard und Denkendorf***) den neuen Vorſtehern zur Pflicht gemacht, die Jungen des Convents in reiner Lehre unterrichten und die geſchickteſten ihre Studien in der Theologie auf der Univerſität zu Tübingen fortſetzen zu laſſen, ſo wurden durch die am 9. Jan. 1556 ergangene Kloſterordnung die Klöſter Württembergs in Kloſterſchulen, welche die nächſte Vorbildung für das Studium der Theologie gewähren ſollten, umgebildet.

Dieſe neue Kloſterordnung, von Joh. Brenz verfaßt, ſollte die Klöſter zu ihrer urſprünglichen Beſtimmung zurückführen, daß in ihnen das Studium der heil. Schrift geübt und der rechte Gottesdienſt gelehrt würde, damit die Kloſterperſonen zu dem

*) Benützt wurden (außer den unmittelbaren Quellen, welche ſich in der Ephorats-Regiſtratur zu Maulbronn finden, ſowie einer handſchriftlich daſelbſt vorhandenen Geſchichte Maulbronns von Prof. Hartmann, und der Grundbeſchreibung Maulbronns von Ephorus Hauber): Die Württembergiſche Kirchenordnung. — Chr. Fr. Sattler, topogr. Geſchichte des Herzogthums Württemberg 1784. — Chr. Fr. Sattler, Geſchichte des Herzogth. Württemberg unter der Regierung der Herzoge. Tübingen 1769 ff. — Chr. Fr. Schnurrer, Erläuterungen der württ. Kirchen-, Reformations- und Gelehrtengeſchichte. 1798. — C. G. Wunderlich, Hauff und Klaiber, die ehmaligen Kloſterſchulen und die jetzigen niedern evang. Seminarien 1833. — K. Pfaff, Geſch. des gelehrten Unterrichtsweſens in Württemberg. — Hirzel, Sammlung der württ. Schulgeſetze II. Abth. — Eine ausführlichere Geſchichte der württ. Kloſterſchulen und Seminarien findet ſich in dem Maulbronner Programm vom Jahr 1859.

**) Schnurrer, S. 131 ff. S. 547 ff.

***) Schnurrer, Erläuterungen S. 239 ff.

Dienst und Aemtern der gemeinen christlichen Kirche anferzogen werden möchten. — Sofern die Aebte mehr zur weltlichen Administration der Klostergüter, als zur Profession der h. Schrift verordnet zu werden pflegten, sollten für jedes Kloster ein oder zwei Präceptoren aus den Conventualen oder andern gottesfürchtigen Männern nach vorangegangener Prüfung in der christlichen Lehre eingesetzt werden, in der Art, daß dem einen die Erklärung der h. Schrift, dem andern der Unterricht in der dialectica und rhetorica zukam. In letzterem Unterricht war auch die Erklärung von Ciceronis officia und Virgilius oder andern lat. Autoren, sowie die elementa graecae linguae begriffen. Dagegen hatte der praeceptor theologiae die elementa hebraicae linguae zu lesen. Die fünfmal des Tags abzuhaltenden Andachtsübungen sollten in dem Singen der Psalmen nach der gebräuchlichen lateinischen Translation und den gewöhnlichen christlichen Antiphonen, sowie im Vorlesen aus dem A. u. N. T. bestehen. — Novitien durften nicht unter dem 14. — 15. Jahr aufgenommen werden; als Bedingung der Aufnahme wurden gute Anlagen, ein züchtiger, stiller Wandel, die Abkunft von christlichen Eltern und genügende Kenntnis der lat. Grammatik verlangt, worüber in einem Examen zu Stuttgart Proben abzulegen waren. Nach dreijährigem Aufenthalt in einem Kloster sollten sie bei gehöriger Befähigung in das Stipendium zu Tübingen übergehen.

Nach dieser Ordnung wurden dreizehn „Mannsklöster" Württembergs reformirt, nämlich Adelberg, Alpirsbach, Anhausen, Bebenhausen, Blaubeuren, Denkendorf, St. Georgen, Herrenalb, Hirsau, Königsbronn, Lorch, Maulbronn, Murhard. Es waren dies alle Mannsklöster Württembergs, mit Ausnahme von Herbrechtingen, das zwar auch evangelische Prälaten, aber keine Klosterschule erhielt.*) — Schon im J. 1559 ward ohne Zweifel in Folge der von Joh. Brenz vorgenommenen Visitationen eine neue Klosterordnung veröffentlicht, welche noch genauer auf die den Klöstern nun angewiesene Bestimmung berechnet war. Die wesentlichsten Veränderungen waren folgende. Es wurden mit Rücksicht auf solche Eltern, welche nicht in der Lage wären, ihre Kinder so lange in den Schulen zu unterhalten, „bis sie die Grammaticalia perfecte ergriffen", „mindere" (d. i. niedere) oder „Grammatisten-Klosterschulen" eingerichtet, in welchen die Grammatik gelehrt werden sollte. In diese wurden Knaben vom 12. — 14. Jahr aufgenommen, die denn nach ein- oder mehrjährigem Aufenthalt nach erlangter Befähigung in die „mehre" (d. i. höhere) Klosterschule, von dieser später in das Stipendium zu Tübingen übertreten sollten. Den Grammatisten-Klosterschulen war folgender Unterricht zugewiesen: Grammatica Philippi (Melanchthonis latina) mit 5 Stunden wöchentlich, Ciceronis epp. ad fam. 3 St., de senectute oder de amicitia 3 St., Vergilius 2, Ovidius 3, Gramm. graeca Crusii mit Xen. Cyrop. 4 St., Evang. graecum 1—2 St., Compend. theol. Heerbrandi, mit dem exercitium Chori verbunden, 6 St., Dialecticae quaestiones Lossii abwechselnd mit epit. rhetoricae Crusii 4 St., Musik 1 St. In den höheren Schulen kamen vor: Cic. oratt. sel. oder officia in 4 St., Vergilius 4 St., Gramm. gr. mit Demosthenis oratt. 4 St., Dialectica Ph. Melanchthonis 6 St., Rhetorica Crusii 6 St., Exercitium Chori und Compend. Heerbrandi 6 St., Lectio sphaerica 2 St., Compendium Musicae oder Arithmeticae 1 St. In diesen höheren Schulen sollten außerdem unter Leitung der Lehrer Disputirübungen über einige aus der Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Sphärik genommene Thesen angestellt werden. Jeden Donnerstag Nachmittag ward ein exercitium styli, vorzüglich über die im Laufe der Woche vorgekommenen Redensarten dictirt und gefertigt. Den Präceptoren ward bei ihrer Anstellung besonders zur Pflicht gemacht, mit den Schülern lateinisch zu reden und diese dazu anzuhalten. — Die gottesdienstlichen in lateinischer Sprache zu haltenden Uebungen wurden, wie sie 1556 angeordnet worden waren, jedoch mit einiger Ermäßigung, beibehalten.

*) Wunderlich, die ehem. Klosterschulen S. 9.

Um die nöthige Aufſicht und Disciplin handhaben zu können, hatten die (unverheiratheten) Präceptoren ihre Wohnungen in der Nähe der Alumnen. Als eine Fortſetzung mönchiſcher Disciplin iſt es zu betrachten, wenn letzteren ohne beſondere Erlaubnis der Vorgeſetzten nicht verſtattet war, das Kloſter zu verlaſſen, und wenn Spaziergänge nur zuweilen und unter Begleitung der Lehrer unternommen werden durften. Auf jene Kloſterdisciplin iſt auch zurückzuführen, daß jeder Zögling ſein Bette und die Reinigung ſeiner Zelle ſelbſt zu beſorgen hatte. In der Kleidung wie in der Koſt hatten ſich die Alumnen auf das zu beſchränken, was ſie von der Kloſterverwaltung erhielten. Jeder Luxus der Kleidung, jede Nachahmung fremder Moden war ausdrücklich verboten.

Mit dieſer Ordnung und ihrer innigen Verknüpfung der Humanitätsſtudien mit dem Studium der Theologie und der kirchlichen Beſtimmung hatten die Kloſterſchulen ihren feſten Charakter erhalten, der wenn auch mit temporären Schwankungen und zeitgemäßen Aenderungen im weſentlichen bis jetzt feſtgehalten ward.

Die Zahl der Schüler und die Zeit ihrer Aufnahme, an und für ſich unbeſtimmt, richtete ſich nach den Umſtänden. Ein gleichzeitiger Ein- und Austritt fand nicht ſtatt. Es wurden, je nachdem an einem Kloſter Freiſtellen offen wurden, einzelne nach vorangegangener Prüfung aufgenommen. Erſt ſpäter ward eine allgemeine Prüfung (in der Woche nach Pfingſten) und eine gleichzeitige Aufnahme feſtgeſetzt. Im Jahr 1569 befanden ſich zu Blaubeuren 40, zu St. Georgen nur 8 Schüler; im J. 1595 hatte Bebenhauſen 60, Maulbronn 32, Adelberg 42, Blaubeuren 43 alumni.*) Aus der zu verſchiedener Zeit ſtattfindenden Aufnahme einzelner ergab ſich die Nothwendigkeit mehrerer Abtheilungen in derſelben Kloſterſchule. Die Dauer des Aufenthalts, auf 2, 3 oder mehr Jahre feſtgeſetzt, hieng ebenfalls von den Umſtänden, namentlich davon ab, wie in dem Tübinger Stipendium Stellen offen wurden.

Die Verwaltung der Kloſtereinkünfte war mit der Obliegenheit, allen Aufwand des Kloſters, namentlich den Unterhalt der Alumnen zu beſtreiten, anfänglich den Prälaten verblieben. Der Ueberſchuß ſollte in den allgemeinen Kirchenkaſten abgeliefert werden. Ungeachtet dem Prälaten ein Verwalter zur Seite gegeben war, der, allmählich von jenem unabhängiger, zum herzoglichen Beamten wurde, gab dennoch der große Aufwand, der weniger den Alumnen als den Inſaſſen und Nachbarn des Kloſters zu gute kam, und namentlich die koſtſpielige Hofhaltung der Aebte Veranlaſſung zu mannigfachen Klagen und in Folge davon zu einer Reduction der Klöſter, welche von 1584 an nicht ohne Widerſpruch der Prälaten und der Stände durchgeführt ward. Es beſtunden nun für einige Zeit 5, für die Dauer 4 Kloſterſchulen: Adelberg, an deſſen Stelle ſpäter Hirſau, und nachdem dieſes 1692 von den Franzoſen eingeäſchert worden war, ſeit 1713 Denkendorf trat, Blaubeuren, Bebenhauſen, Maulbronn. — Die Prälaten erhielten (gleich den Präceptoren) eine fixirte Beſoldung, die vorzugsweiſe in Gütern und Naturalien beſtund. Die übrigen Güter des Kloſters wurden verpachtet und die Verwaltung der ganzen Oekonomie dem Kloſterverwalter übergeben. Infolge des Reſtitutionsedictes vom 6. März 1629 waren zwar die Kloſterſchulen wieder in die Hände von katholiſchen Aebten gefallen; nach dem weſtphäliſchen Frieden (1648) jedoch kehrten ſie zu ihrer Beſtimmung zurück, und es ward ſeit 1665 üblich, Blaubeuren und Hirſau (Denkendorf) als niedere, Bebenhauſen und Maulbronn als höhere Schulen zu behandeln. Dieſe Schulen hatten neben einander Veteranen und Novizen, eine Combination, welche zu groben Misbräuchen Veranlaſſung gab. Die Prälaten beſonders der höheren Schulen hatten über die Gewaltthätigkeit zu klagen, welche die älteren gegen die jüngeren übten, über die größeren Exceſſe, zu welchen jene ſich berechtigt glaubten, über die Vererbung der eingeriſſenen Laſter von einer Altersclaſſe auf die andere, endlich über die Nachtheile, welche dieſe Verbindung für

*) Haug, Schwäb. Magazin S. 566. Nach Haubers Grundbeſchreibung.

die Fortſchritte in den Studien habe. In Folge hievon ward 1688 die Anordnung getroffen, daß jedesmal ſämmtliche Alumnen austreten mußten, ſei es, um in eine höhere Kloſterſchule oder in das Stift zu Tübingen überzugehen.

Die Zahl der in die niedere Kloſterſchule Aufzunehmenden betrug längere Zeit 25; durch das Generalreſcript vom 3. Mai 1749 ward ſie wegen Ueberfluſſes von Candidaten proviſoriſch auf 20 herabgeſetzt. *)

In wiſſenſchaftlicher Hinſicht machten die Kloſterſchulen ſeit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Rückſchritte. Nicht nur bemerken wir bei den Lehrern Verſuche, die römiſchen Autoren durch neulateiniſche Schriftſteller zu erſetzen, welchen Verſuchen jedoch durch die vorgeſetzte Behörde geſteuert ward, ſondern die Behörde ſelbſt, ſo ſehr ſie auch, ſogar unter Androhung der Carcerſtrafe, den Alumnen zur Pflicht machte, unter ſich lateiniſch zu ſprechen, ſtellt doch ihre Anſprüche hinſichtlich des Leſens der Claſſiker ſehr niedrig. Für die niedern Klöſter war Cornelius Nepos, für die höheren Curtius, Juſtinus, Florus verſtattet.

Da allmählich manche Beſtimmungen der alten Statuten außer Gebrauch gekommen waren, wurden 1757 unter Herzog Karl neue Statuten entworfen. In dieſen war die Zahl der Unterrichtsfächer vermehrt; es ſind: Theologie, hebräiſche, griechiſche, lateiniſche Sprache; Logik, Hiſtorie (welche ſchon frühere Verordnungen vorgeſchrieben hatten), Poësis latina. „Die Geographie" heißt es II. § 11, und linguae vivae mögen zuweilen in der Recreation und einigen Nebenſtunden, auch ex Mathesi die Arithmetio und Geometrie in Privat-Collegiis — pro soopo et capacitate auditorum tractirt werden. So ſollen auch in den höhern Klöſtern das letzte halbe Jahr aus der Moral und Metaphysic zu einigem Praegustu nur die prima fundamenta und keine akademiſche Weitläuftigkeit geſtattet werden." § 13. „Die Privatſtudien ſollen von den Alumnis nicht nach eigenem Sinn und Gutbefinden, ſondern nach Vorſchrift des Prälaten und Professorum, wie ſelbige es einem jeden nach ſeinen Umſtänden anzurathen gut erachten, geführt werden." — Aus dem J. 1785 giebt ein Stundenplan der niedern Kloſterſchule zu Denkendorf **) dieſe Unterrichtsfächer an: Religion 2, Latein 5, Griechiſch 1, Neues Teſt. 1, Hebr. 2, Logik 1, Rhetorik 1, Geſchichte 1, Geographie 1½, Arithmetik 1½, Hebdomadar 1, Extemporale 1, zuſammen 19 Stunden. Aus demſelben Jahr weist ein Stundenplan der höheren Kloſterſchule zu Maulbronn folgende Lectionen nach: lectio theologica 2 Stunden, lectio hebr. 3, lectio graec. in N. T. 1, Xenophon 2, Cic. pro Milone 2, officia 1, Jul. Caesar 1, Horatius 1, Hebdomadarium und Dictiren der Converſion 3, Extemporale 1, collegium gallioum 1, lectio logica 1, Ernesti initia rhotor. 1, zuſammen 19 Stunden. Indeſſen zeigen ſich in andern Stundenplänen Vertauſchungen der Lectionen. — Noch finden wir eine Nachwirkung der alten klöſterlichen Inſtitutionen in den Chorandachten, die außer dem Morgen- und Abendgottesdienſt Vor- und Nachmittag beibehalten wurden. Auch über Tiſch ward aus der Bibel vorgeleſen. Uebrigens nahmen die Alumnen nicht nur an der Vormittagspredigt, ſondern auch an der öffentlichen Katechiſation Antheil.

Wie die Kloſterſchulen die Gebrechen der letzten Jahrhunderte mit empfunden hatten, ſo fanden auch die Fortſchritte, welche in den letzten Decennien des verfloſſenen Jahrhunderts die einzelnen Wiſſenſchaften nach Inhalt und Form machten, der Umſchwung, den die Erziehungswiſſenſchaft ſelbſt erfuhr, allmählich Eingang. Bereits im J. 1795 hatte ſich das herzogliche Conſiſtorium mit dem Plan beſchäftigt, „den vier niedern Klöſtern in Anſehung der Doctrinal- und Disciplinaranſtalten eine beſſere, den gegenwärtigen Zeitumſtänden und Bedürfniſſen angemeſſenere Einrichtung zu geben", und zu dem Ende den Prälaten und Profeſſoren eine Reihe von Fragen zu gutächtlicher Beant-

*) Hirzel, Geſetzſammlung S. 207.

**) Wunderlich, Kloſterſchulen S. 36.

wortung vorgelegt. Zugleich hatte man aber damit die weitere Frage verbunden, „ob es vielleicht gut wäre, je zwei Klöſter in eines mit vier Profeſſoren — zuſammenzuſchmelzen und dadurch den Vortheil zu erzielen, daß nicht ein Profeſſor ſo viele und mancherlei Penſa vorzutragen hätte.“ Ein Jahrzehnt ſpäter kamen die beabſichtigten Reformen zur Ausführung.

Durch die Organiſation vom 18. März 1806 wurden die beiden Alterselaſſen der Kloſterſchulen Blaubeuren und Denkendorf in dem neu errichteten Seminar (dies war von nun an der officielle Name) Schönthal, die beiden höheren, Bebenhauſen und Maulbronn in Maulbronn vereinigt. Dieſe Vereinigung brachte ganz die gleichen Nachtheile, über welche ſchon im 17. Jahrhundert Klage geführt worden war. — Zweckmäßig waren die Reformen, durch welche die Anſtalten den Charakter von Klöſtern mehr und mehr verloren. Dahin gehörte die Aufhebung des ſogenannten Chors und der Veſperlectionen, die Erlaubnis in der Recreationszeit ohne beſondere Anfrage ſpazieren gehen zu dürfen, die Geſtattung von Beſuchen bei Honoratioren. Auch die Kleidung verlor mehr und mehr den mönchiſchen Charakter. Die Zahl der Unterrichtsſtunden ward für das niedere Seminar auf 33, für das höhere auf 31—32 feſtgeſetzt. Davon kamen auf den Religionsunterricht 2 Stunden, auf das Hebräiſche 4, auf die römiſchen Autoren 9, auf die griechiſchen 6, auf die Extemporaneen und Hebdomadarien 2, und zwar waren für dieſe 23 Stunden beide Promotionen vereinigt. In dem niedern Seminar hatten ſie überdies eine Stunde in der deutſchen Sprache und eine Stunde in der alten Geſchichte gemeinſam. Getrennt waren beide Promotionen des niedern Seminars für die weiteren Uebungen in den alten Sprachen mit 2, für das Franzöſiſche mit 2, Arithmetik 2, Geographie 1, Pſychologie (bei der jüngeren), Moral (bei der älteren Promotion) mit 1 Stunde wöchentlich. Die beiden Promotionen des höheren Seminars waren geſondert für deutſche Aufſätze und Declamiren 1 St., Franzöſiſch 2 bei der jüngeren, 1 bei der älteren Promotion, Geometrie, Trigonometrie, Phyſik 4, Geſchichte 1, Logik (bei der jüngeren), natürliche Theologie oder auch allgemeine Sprachlehre (bei der älteren Promotion) 1. Zu den Unterrichtsgegenſtänden des niedern Seminars kam ſpäter noch alte Geographie und Mythologie.

Hatte man durch Aufnahme weiterer Unterrichtsfächer den Forderungen der Zeit nachgegeben, ſo ſchien die Vermehrung des Lehrerperſonals (es waren außer dem Vorſtande vier Profeſſoren angeſtellt) allen wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſen zu entſprechen. Dennoch befriedigten die combinirten Anſtalten auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht nicht durchaus; noch weniger allerdings hinſichtlich der Erziehung. Es fehlte, da die Lehrer ihre Wohnungen zu fern hatten, an der unmittelbaren, ſteten Aufſicht, ſo daß die oben geſchilderten Mängel um ſo ungehinderteren Spielraum hatten. Indeſſen war eine Inſtitution wohlthätig: jede der beiden Promotionen war in vier Abtheilungen getheilt, welche den vier Profeſſoren zu ſpecieller Aufſicht und Leitung ihrer wiſſenſchaftlichen Richtung und ihres ſittlichen Betragens zugewieſen waren.

II. Schilderung des gegenwärtigen Zuſtandes. Die unverkennbaren Nachtheile der zuvor geſchilderten Einrichtungen legten das dringende Bedürfnis organiſcher Aenderungen nahe. So begann man ſeit dem Jahre 1817 der Reihe nach vier Seminarien zu errichten: Blaubeuren, Urach, Maulbronn, Schönthal. Nun wird jedes Jahr abwechſelnd in eines dieſer vier Seminarien eine „Promotion“ aufgenommen und als eine Claſſe durch einen vierjährigen Curſus hindurchgeführt, nach deſſen Beendigung die einen zum Studium der Theologie (in dem Stift zu Tübingen oder außerhalb desſelben in der Stadt) legitimirt werden, die übrigen in andere Berufskreiſe übergehen. Die leer gewordene Stätte wird hierauf von einer neu einrückenden Promotion beſetzt. — Mit dem Lehrerperſonal ward eine vortheilhafte Aenderung vorgenommen. Indem die geiſtliche Würde eines Prälaten und Generalſuperintendenten von dem Beruf des Seminarvorſtandes getrennt ward, war es dieſem, der nun den Titel Ephorus erhielt, möglich gemacht, ſeine Aufmerkſamkeit ungetheilt der ihm unter-

gebenen Anstalt zuzuwenden. Die Zahl der Professoren ward zwar wieder auf zwei reducirt; da jedoch den drei definitiven Lehrern aus der Zahl der theologischen oder philologischen Candidaten zwei jüngere unverheirathete Männer je auf kürzere Zeit beigegeben wurden, war theils eine schickliche Vertheilung der Unterrichtsfächer leichter möglich gemacht, theils konnte der Zweck einer unmittelbaren und doch nicht lästigen Aufsicht besser erreicht werden. Es haben nämlich diese jüngeren Lehrer (Repetenten), um Fleiß und Benehmen der Zöglinge stets überwachen zu können, ihre Studirzimmer zwischen den Museen, ihre Schlafzimmer zwischen den Schlafsälen der Seminaristen, und jene wie diese stehen durch Seitenthüren mit den Arbeitszimmern und Schlafsälen der Seminaristen in Verbindung. Bei Tisch, und wenn der Wochenprofessor verhindert ist, bei dem Morgen- und Abendgebet sind sie zur Aufsicht gegenwärtig. Auch auf Spaziergängen und in den Erholungsstunden sind die Repetenten angewiesen, soweit es ohne Zwang geschehen kann, sich an die Seminaristen anzuschließen und an ihren Spielen theilzunehmen. Ueberhaupt haben sie sich „zu den Seminaristen in das Verhältnis älterer und reiferer Freunde, denen das gütliche Mahnen und Erinnern zukommt, zu setzen," „durch ihre Wachsamkeit soll Unrechtes aller Art möglichst verhütet werden." Ein väterliches Verhältnis ist es, in welches der Ephorus und die Professoren als Erzieher zu den Zöglingen treten sollen. Jeder Professor hat eine Hälfte der Promotion in besondere Fürsorge und Obhut zu nehmen.

Dem Ephorus steht außer der Leitung des Ganzen insbesondere die Aufsicht über die Kost und die Fürsorge für die Kranken zu. Er kann unter eigener Verantwortlichkeit, in zweifelhaften Fällen nach vorgängiger Besprechung mit den Professoren, Dispensation von allgemeinen Anordnungen, Erlaubnis zu Reisen, zu gemeinsamen Excursionen u. dgl. ertheilen.

Bei dem Unterricht ist, wie dies von Anfang an ausgesprochen und mehr oder minder entschieden immer anerkannt war, das Princip des Humanismus zu Grunde gelegt. Demgemäß haben im Einklang mit der Bestimmung dieser Anstalten die alten Sprachen den Vorzug. Für die lateinischen und griechischen Schriftsteller sind zusammen 14—16 Stunden wöchentlich ausgesetzt. Dazu kommen die Extemporaneen (Exceptionen) im Lateinischen und Griechischen und die wöchentlichen Compositionen (Hebdomadarien) in Verbindung mit der Uebersetzung einer lateinischen Periode ins Deutsche. An die Stelle der lateinischen Hebdomadarien treten in den zwei letzten Jahren von 4 zu 6 Wochen lateinische Aufsätze. Im Griechischen kommt etwa noch ein grammatischer Unterricht (Repetition der Formenlehre und Erklärung der wichtigsten Lehren der Syntax) hinzu. Dem Hebräischen, das im Seminar begonnen wird, sind wöchentlich 3 Stunden angewiesen. Nach Beendigung des grammatischen Unterrichts werden historische, poetische und prophetische Schriften gelesen. Repetitionen und Compositionsübungen dienen dazu, die Kenntnis der Grammatik gegenwärtig zu erhalten. Das Französische, dessen Elemente ebenfalls im Seminar angefangen werden, ist wöchentlich mit 2 Stunden bedacht. Kenntnis und Uebung des Deutschen sollen die deutschen Aufsätze, der Declamationsunterricht verbunden mit Uebung in freien Vorträgen, auch die Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur gewähren. Beim Religionsunterricht, welchem mit dem neuen Testamente 4 Stunden angewiesen sind, ist ausdrücklich gewarnt, nicht in akademische Vorlesungen über Dogmatik, sich zu verlieren. Die allgemeine Geschichte, an welche sich die besondere Geschichte Württembergs und zuletzt ein zusammenfassender Ueberblick des Ganzen anschließen soll ist durch den ganzen vierjährigen Cursus mit 2 Stunden bedacht. Auch der (mathematischen, physischen und politischen) Geographie „ist die erforderliche Stundenzahl zu widmen." „Für den Unterricht in der Mathematik, der niederen und höheren Arithmetik, Algebra, ebenen Geometrie, Stereometrie und Trigonometrie, wozu im letzten Jahre der Vortrag der Physik kommt, sind ordentlicher Weise 3, und wenn nach Abtheilungen gelehrt wird, auch 4 Stunden in der Woche auszusetzen." Der philosophische

Unterricht iſt ſeit einigen Jahren auf die Logik beſchränkt, welcher jedoch ein kurzer Abriß der Pſychologie vorangeſchickt wird. — Dazu kommen noch Turnübungen, Unterricht in Geſang und in Inſtrumentalmuſik.

Es werden jedes Jahr regelmäßig nach den Ergebniſſen der allgemeinen Prüfung (Landexamen — ſ. d. Art. und „Concursprüfung" —) 30 (temporär 25) Zöglinge aufgenommen, deren Zahl jedoch durch die Gnade des Königs zuweilen vermehrt wird. Außer denſelben wird auch einer Anzahl von Hoſpites theils in die gleichen Räume (Dorment), ſo weit dieſe ausreichen (Staatshoſpites), theils gegen beſondere Entſchädigung in die Wohnungen der Profeſſoren und des Ephorus (Privathoſpites) Aufnahme gewährt. Sie ſind der gleichen Disciplin, wie die Seminariſten unterworfen.

Die Seminariſten haben Wohnung, Koſt, Unterricht und Bedienung frei, und erhalten außerdem jährlich (ſtatt des Weines, der Kleidung u. a., was ſie früher bezogen) in beſtimmten Raten 60 fl. Beim Eintritt in das Seminar, der um die Mitte Octobers ſtattfindet, ſtellen ſie eine Urkunde aus, in der ſie ſich verpflichten, dem Dienſt der evangeliſchen Kirche Württembergs ſich zu widmen, und ohne höchſte Bewilligung nicht in fremde Dienſte zu treten.

Eine für alle Zöglinge gültige „Hausordnung" beſtimmt die Zeit für das Aufſtehen und das zu Bette Gehen, für die Studien und die Erholung, und giebt ferner an, was nur unter gewiſſen Bedingungen geſtattet und was ſchlechthin verboten iſt. Zu dem unbedingt Verbotenen gehört das Rauchen, das Würfel- und Kartenſpiel und der Wirthshausbeſuch ohne begleitende Aufſicht von Aelteren und Vorgeſetzten. Von der Erlaubnis des Vorſtandes hängen Beſuche außerhalb des Seminars, Reiſen, Excurſionen und Spaziergänge, ſo wie der Genuß von Speiſen und Getränken ab, die als Luxus betrachtet werden können. In Betreff der Kleidung beſteht keine beſondere Vorſchrift mehr; ſie ſoll überhaupt anſtändig, nicht auffallend ſein. Die gemeinſamen religiöſen Uebungen beſchränken ſich auf die Morgen- und Abendandacht, die in Gebet, Geſang und Verleſen eines Bibel-Abſchnittes beſteht. Außerdem nehmen die Zöglinge an dem Vormittags-Gottesdienſt der Gemeinde an Sonn-, Feſt- und Feiertagen Antheil und genießen zweimal im Jahr (doch ohne Zwang) in Gemeinſchaft mit den Seminarlehrern das h. Abendmahl.

Zu dem Perſonal der Anſtalt gehören außer den Lehrern (Ephorus, zwei Profeſſoren, zwei Repetenten, ein Muſiklehrer) ein Arzt, ein Oekonomieverwalter oder Kaſſier und zwei Diener.

Theils zu Aufrechthaltung der Ordnung, theils zu Beſorgung gemeinſamer Intereſſen ſind gewiſſe unter den Seminariſten und Staatshoſpites wechſelnde Aemter beſtellt. Es ſind dies die Woche um Woche wechſelnden Aemter des Lectors, des Officiars, der Cenſoren und das ſtändige des Fiscars. Dem Lector liegt ob, bei den Morgen- und Abendandachten den betreffenden Bibelabſchnitt, etwa auch das Gebet vorzutragen, ferner in den Tagstabellen, welche täglich den Lehrern, halbjährlich dem Studienrathe vorzulegen ſind, die Gottesdienſte, die Morgens und Abends vorgeleſenen Bibelabſchnitte, alle Lectionen, auch den Muſikunterricht, die Themen zu deutſchen Aufſätzen, die Prüfungen, die Abweſenden und Kranken, Spaziergänge und was ſonſt bemerkenswerthes ſich ereignet, einzutragen. Der Officiar hat zu allen gemeinſamen Handlungen das Zeichen mit der Glocke zu geben, außerdem die Beleuchtung des Hörſaals zu beſorgen. Die Cenſoren haben auf den Muſeen und bei Tiſch für die Ordnung einzuſtehen. Zu Beſtreitung gemeinſamer Ausgaben wird aus den Beiträgen der Zöglinge ein Fiscus gebildet, der von einem durch das Vertrauen der Zöglinge gewählten Fiscar verwaltet wird.

Die Oekonomie der ganzen Anſtalt, welche früher, ſo lange die ganze Unterhaltung und Verpflegung unmittelbar aus dem Kloſtervermögen oder durch den Staat beſtritten ward, ſehr koſtſpielig geweſen war, zum Vortheil nicht ſowohl der Alumnen als entweder der Verwaltungsbeamten und Diener oder der Ortsangehörigen und der

ganzen Umgebung, iſt, ſeitdem 1828 die Speiſung unter ſichern Bedingungen an einen Koſtgeber überlaſſen, für andere Nutznießungen aber zum Vortheil der Zöglinge eine Geldentſchädigung eingetreten iſt, bedeutend vereinfacht worden. Die öconomiſchen Geſchäfte werden nun von dem Ephorus und einem Oekonomieverwalter (mit 200 fl.) oder Kaſſier (mit 100 fl. Beſoldung) beſorgt. Der geſammte Aufwand für ein einzelnes der niederen evangeliſch-theologiſchen Seminarien beträgt jährlich etwa 13,000 fl. Dieſer Aufwand wird durch die vom Staat eingezogenen Beſitzungen und Güter der in Kloſterſchulen verwandelten Klöſter jedenfalls mehr als gedeckt. Nur Unkenntnis der geſchichtlichen Verhältniſſe, daß die Kloſterſchulen als rechtmäßige Erben der Klöſter anzuſehen ſind, könnte die für den Dienſt der Kirche beſtimmten Beneficien für eine parteiiſche Bevorzugung halten und im Ernſt verlangen, daß der Staat auch andern Berufsbildungen die gleichen Begünſtigungen zuwende. Die evangeliſche Kirche Württembergs müßte unzweifelhaft in ihrem Charakter, in ihrer theologiſchen Tüchtigkeit eine weſentliche Veränderung erfahren, wenn dieſe theologiſchen Seminare mit ihrer Spitze, dem Stift zu Tübingen, aufgehoben und aufhören würden, den Kern zu bilden für die Vorbereitung zum Dienſt der evangeliſchen Kirche. Wir dürfen jedoch nicht verſchweigen, wie die Gelehrtengeſchichte Beweiſe genug liefert, daß, obwohl durch die Kloſterſchulen Württembergs vorzugsweiſe theologiſche Bildung gefördert ward, ſo daß württembergiſche Theologen vielfach an auswärtigen Univerſitäten mit Ruhm Lehrſtühle einnahmen, dennoch die freie Entwicklung nach verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Richtungen in keiner Weiſe gehemmt ward. Zöglinge jener Schulen haben in allen Zweigen der Wiſſenſchaft und des öffentlichen Dienſtes eine ausgezeichnete Stellung ſich errungen.*)

*) Wir führen zur Begründung des Geſagten eine Reihe von Männern an, die, zwiſchen 1750 und 1779 geboren, Zöglinge der Kloſterſchulen waren, und ſich entweder auf dem Gebiete der Theologie oder durch ſonſtige wiſſenſchaftliche oder praktiſche Thätigkeit in weiteren Kreiſen Anerkennung oder eine ausgezeichnetere Stellung errangen. Es ſind: Jer. Dav. Reuß, geb. 1750, Prof. und Oberbibliothekar in Göttingen; Jac. Fr. Abel, geb. 1751, Prof. der Philoſophie in Tübingen, zuletzt Prälat; G. Jac. Plank, geb. 1751, Dr. u. Prof. in Göttingen; die Philologen Joh. Jac. Naſt, geb. 1751, Prof. zu Stuttgart und Joh. G. Hutten geb. 1751, Ephorus in Urach; L. Timoth. Spittler, geb. 1752, Prof. der Geſchichte in Göttingen; Joh. Fr. Flatt, geb. 1759, Dr. u. Prof. der Theologie in Tübingen; der Mathematiker Joh. Fr. Wurm, geb. 1760, Prof. in Stuttgart; der Philoſoph Chr. Gottfr. Bardili, geb. 1761; K. Fr. Stäudlin, geb. 1761, Dr. u. Prof. der Theol. in Göttingen; Joh. Fr. Gaab, geb. 1761, Dr. der Theol. u. Prälat in Tübingen; K. Fr. Graf von Reinhard, geb. 1761, Pair von Frankreich u. Mitglied der Akademie; K. Felix Seyffer, geb. 1762, Director des ſtatiſtiſch-topogr. Bureaus in München; der Dichter Karl Phil. Conz, geb. 1762, Prof. der alten Literatur zu Tübingen; K. Chr. Fr. Weckherlin, geb. 1764, Vſ. hebr. u. griech. Grammatiken, Prof. und Rector in Stuttgart; Fr. K. Lebret, geb. 1764, Oberbibliothekar in Stuttgart; K. Heinr. Gros, geb. 1765, Prof. der Rechtswiſſenſchaften in Erlangen, zuletzt württ. Geheimerath; Joh. Gottl. Bohnenberger, geb. 1765, Prof. der Aſtronomie u. Phyſik in Tübingen; Eb. Ludw. Krippendorf, geb. 1766, Vicekanzler bei dem Oberhofgericht zu Mannheim; der Mathematiker Joh. K. Fr. Hauff, geb. 1766, Prof. in Marburg, dann in Gent; der Pädagog Fr. Ph. Imm. Niethammer, geb. 1766, Oberſtudien- u. Oberconſ.-Rath in München; Fr. G. Süskind, geb. 1767, Dr. der Theologie und Director des Studienraths in Stuttgart; G. A. von Griesinger, geb. 1769, Geſchäftsträger von Sachſen-Weimar am Wiener Hofe; C. G. Bengel, geb. 1769. Dr. u. Prof. der Theol. in Tübingen; der Philoſoph G. W. Fr. Hegel, geb. 1770; der Geſchichtſchreiber Joh. Chr. Pfiſter, geb. 1772, Prälat; K. Chr. Flatt, geb. 1772, Dr. u. Prof. d. Theol. in Tübingen, zuletzt Prälat u. Director des Studienraths; der Statiſtiker Joh. Dan. Memminger, geb. 1773, Oberfinanzrath bei dem ſtatiſtiſch-topogr. Bureau in Stuttgart; die Pädagogen B. G. Denzel, geb. 1773, Director des Schullehrerſeminars in Eßlingen, und K. A. Fr. Zeller, geb. 1774, preußiſcher Oberſchulrath; die Mathematiker K. W. Andr. Pfaff, geb. 1774, Prof. der Aſtronomie in Erlangen, und K. Fr. Hauber, geb. 1775, Ephorus in Maulbronn; der Philoſoph W. Joſ. Schelling, geb. 1775; Joh. Chr. F. Steudel, geb. 1779, Dr. u. Prof. d. Theol. in Tübingen; Gottl. Chr. Fr. Fiſchhaber, geb. 1779, Prof. der Philoſophie in Stuttgart; Phil. Joſ. Rehfues, geb. 1779, Curator der Univerſität Bonn.

Wenn aber Sinn für gutes, hiſtoriſches Recht und die Pietät, die ſich ſcheut, fromme Stiftungen der Väter anzutaſten, jeden offenen oder verdeckten Verſuch, dieſe Schulen ihrer eigentlichen Beſtimmung zu entziehen, zurückweiſen werden, ſo bleibt doch immerhin die Frage offen, ob etwa in ihrer Organiſation Aenderungen vorgenommen werden ſollten, durch welche ihre Beſtimmung beſſer erreicht würde.

Dahin gehört ein vor etwa 15 J. von dem verewigten Profeſſor Walz gemachter Vorſchlag, ſtatt der Seminarien mit vierjährigem Curſus (vom 14. bis 18. J.) geſonderte Anſtalten für das Alter vom 14.—16. und vom 16.—18. J. zu errichten. Wollte der Vorſchlag eines Wechſels den Nachtheilen begegnen, welche entweder in der Schwierigkeit liegen ſollen, in der gleichen Anſtalt aus einer verfehlten Richtung herauszukommen, oder in dem Misgeſchick, vier Jahre hindurch minder anregende Lehrer zu haben, ſo dürfte die innere Geſchichte dieſer Anſtalten den Beweis liefern, daß es keineswegs unmöglich iſt in der gleichen Anſtalt einen neuen Weg zu betreten. Nehmen wir aber einmal ungenügende Leiſtungen von Seiten eines Collegiums an, ſo läßt ſich eben ſowohl denken, daß die Zöglinge bei einem Wechſel verlieren, als daß ſie gewinnen. Dagegen iſt unter der Vorausſetzung gleicher Tüchtigkeit ein Wechſel in dieſem Alter immerhin nachtheilig. Da die meiſten und die wichtigſten Fächer durch beide Anſtalten fortgeſetzt werden müßten, ſo würde die unvermeidliche Incongruenz nothwendig Nachtheil bringen. Einerſeits würde es ſchwer ſein, den Unterricht in den wiſſenſchaftlichen Fächern in organiſchem Zuſammenhang fortzuſetzen, andererſeits würde die Differenz der Lehrer in den ſprachlichen und Realfächern, während ſie für ein reiferes Alter anregend iſt, für ein jüngeres verwirrend wirken. Die harmoniſche Continuität des Unterrichts wie der Erziehung erſcheint durch den gegenwärtigen vierjährigen Curſus am beſten geſichert.

Andere, in der württembergiſchen Ständeverſammlung vorgelegte Anträge brachte das Jahr 1849. Zunächſt den gutgemeinten Vorſchlag einer Verminderung der Zahl der Seminariſten, um die Erſparniſſe zu beſſerer Stellung der proteſtantiſchen Geiſtlichen und Schullehrer zu verwenden, ſodann den auf Erſparniſſe für den Staat abzielenden Vorſchlag, die Seminarien mit Gymnaſien zu vereinigen. Dieſe Anträge erfuhren ihre Prüfung und Widerlegung in einer von dem unterzeichneten Verfaſſer im Namen der Seminarien ausgegebenen und an die Ständeverſammlung gerichteten Schrift, und wurden in letzterer nicht weiter verfolgt.

Eine Veränderung im Unterrichtsplan bezweckte der vor mehreren Jahren zuerſt von Prof. Walz (nach dem Vorgang von Sinner) geäußerte, dann inmitten der Oberkirchenbehörde eingebrachte Vorſchlag, einige Stunden der Lectüre griechiſcher Kirchenväter zu widmen. Die Collegien der vier Seminarien, zu einer gutächtlichen Aeußerung über den Vorſchlag aufgefordert, ſtimmten demſelben nicht bei. Während dem Studium der griechiſchen Claſſiker hiedurch Eintrag gethan würde, wäre für die theologiſchen Zwecke nichts gewonnen. Um die chriſtlichen Kirchenväter gehörig zu verſtehen und zu würdigen, muß eine genauere Kenntnis der erſten chriſtlichen Jahrhunderte, muß ein theologiſches Studium *vorausgehen*. — Mit Rückſicht auf die kirchliche Beſtimmung der Seminarien iſt es weit angemeſſener, ſo wie es geſchehen iſt, dem Neuen Teſtamente, um den größeren Theil desſelben innerhalb des niedern Seminars leſen zu können, eine größere Stundenzahl zuzuwenden. Denn Kenntnis der h. Schrift muß die Grundlage des theologiſchen Studiums bleiben. **Bäumlein.**

Knabenalter, ſ. Altersſtufen.

Knabenſchulen. Es iſt hier, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht von höheren Schulen die Rede, welche von Knaben beſucht werden, ſondern von denjenigen Claſſen der Volksſchule (ſ. d. Art.), in welchen bei Trennung der Geſchlechter allein Knaben unterrichtet und erzogen werden. In früherer Zeit fielen die Begriffe Schule und Knabenſchule zuſammen, weil lange bis ins achtzehnte Jahrhundert die Mädchen mit Ausnahme weniger Fälle die öffentliche Schule nicht beſuchten. Dies ſcheint in der

Literatur heute noch nachzuwirken, da in faſt allen Schriften über die „Schulen“ wo von Schulen überhaupt die Rede iſt, vorzugsweiſe die Knabenſchulen (oder die gemiſchten Schulen) gemeint ſind, den Mädchenſchulen aber beſondere Abſchnitte gewidmet werden. Mag man in der Theorie über die Trennung der Geſchlechter urtheilen, wie man will (ſ. d. Art. Geſchlechtertrennung), ſo ſind einmal thatſächlich abgeſonderte Knaben- und Mädchenſchulen vorhanden, ſowohl in Städten, wo ſolche Trennung zur Nothwendigkeit geworden iſt, als auch in größeren Landgemeinden, wo man gerne die Städte nachahmt, und ſie verdienen deswegen auch unſere beſondere Beachtung.

In Städten haben dieſe Knabenſchulen gewöhnlich ein eigenthümliches Gepräge, inſofern die fähigeren Söhne bemittelterer Familien gewöhnlich die höheren Schulanſtalten beſuchen und darum in die Knabenclaſſen der Volksſchule mit wenigen Ausnahmen ſolche Knaben kommen, welche entweder die natürliche Fähigkeit für einen höheren Unterricht oder die Mittel zum Beſuch einer höheren Schule nicht haben und außer der Schule entweder zur Handarbeit angehalten oder ſich ſelbſt völlig überlaſſen werden. Wenn dies auch in den unteren Abtheilungen nicht durchgängig der Fall iſt, indem einzelne Schüler aus ihnen auch in höhere Schulen übergehen, ſo tritt es um ſo charakteriſtiſcher in den oberen Abtheilungen hervor. Man hört in dieſer Beziehung vielfältig aus dem Munde von Knabenſchullehrern Klagen über ihre ſchwerere Aufgabe, und die Billigkeit erfordert allerdings eine Rückſicht auf dieſe Art der Schulbevölkerung bei der Prüfung der Leiſtungen und des disciplinariſchen Zuſtandes der Schule.

Daß für ſolche Schulen nur männliche Lehrer taugen, bedarf keines Nachweiſes. Auch in der Abtheilung der jüngſten Schüler, die großentheils auf der Gaſſe ſchon verwildert ſind, würde eine Lehrerin ſchwerlich die nöthige Zucht und Ordnung handhaben können. Die Unterrichtsaufgabe iſt dieſelbe wie in der Volksſchule überhaupt. Der Religionsunterricht iſt die Hauptſache, um den Söhnen von Eltern, die in der Erziehung nachläßig ſind, einen guten ſittlichen Halt für ihr künftiges Leben zu geben. Unter den andern Unterrichtsfächern tritt wohl das Rechnen und der ſchriftliche Aufſatz am meiſten hervor, weil dieſe den Schülern in den ſpäteren Berufsverhältniſſen beſonders dienlich ſind. Auch dem Zeichnen und der Formenlehre ſollte wie dem Nöthigſten aus der Weltkunde Zeit und Sorgfalt gewidmet werden; denn die Knaben in dieſen Schulen gehen wie andere nachher zu Handwerken und zur Landwirthſchaft über und ſollten, ſo weit die Volksſchule dies zu leiſten im Stande iſt, auf dieſe Berufsarten vorbereitet werden. Bei der Wahl des Stoffes in den einzelnen Fächern und bei der Behandlung desſelben ſollte man dieſes Ziel ſtets im Auge haben; ja es ſollte auch darauf Bedacht genommen werden, daß die Knaben nicht durch Mangelhaftigkeit des Schulunterrichts ſpäter genöthigt ſind, auf den niederſten Stufen der Landwirthſchaft und der Gewerbe ſtehen zu bleiben, ſondern jedenfalls in den Fortbildungsſchulen, welche wenigſtens in größeren Gemeinden immer häufiger werden, mit den aus anderen Lehranſtalten hervorgegangenen Schülern gleichen Schritt halten können. Was die Form und den Ton des Unterrichts betrifft, ſo erfordert die Eigenthümlichkeit der Knabennatur, daß neben der Anſchauungs- und Einbildungskraft mehr der Verſtand als das Gefühl der Schüler in Anſpruch genommen und der Unterricht ſtets in ſicherem Takte mit Entſchiedenheit des Wiſſens und des Willens ertheilt werde.

Dasſelbe gilt von der Schulzucht und Schulerziehung. Ein empfindlicher, reizbarer Mann, der jede Unart, jeden Muthwillen, jede Trägheit und Nachläßigkeit der Schüler als perſönliche Beleidigung aufnimmt, taugt nicht an ſolche Schulen und richtet in ihnen nicht viel aus. Ebenſo verfehlt aber wäre es, die wilden Burſche durch fortgeſetzte und geſteigerte körperliche Züchtigungen in Ordnung bringen und erhalten zu wollen. Wenn gleich der Stecken nicht ganz entbehrt werden kann, muß man ſich doch ſehr hüten, die ohnehin rauhe und vom Hauſe und von der Gaſſe her oft ſchon gewiſſermaßen hartſchlägig gewordene Knabennatur noch hartſchlägiger zu machen und völlig abzuſtumpfen. Ein Lehrer, der durch ſeinen Charakter Achtung einflößt, die

auch der wilde Knabe ihm nicht zu verweigern vermag, der ruhig und feſt auftritt, dabei der jugendlichen Munterkeit Rechnung trägt und Gewiſſen und Ehrgefühl der Schüler rege zu erhalten weiß, wird hier am beſten am Platze ſein und bald guten Erfolg und Freude erleben. Dabei thut in dieſen Schulen eine Art militäriſchen Weſens gute Wirkung; wenigſtens erinnert ſich Verf. immer noch mit Luſt einer Knabenſchule, die er vor nahezu 40 Jahren öfters beſuchte, in welcher Commando, Haltung, Tempo und Ordnung militäriſch waren und in Fortſchritten und Zucht wenig zu wünſchen übrig blieb.

Literatur: Fr. H. Chr. Schwarz, die Schulen, Leipzig 1832; Dr. G. A. Riecke, Erziehungslehre, Stuttg. 1851. **Stockmayer.**

Knabenſeminar.*)

*) Für die Knabenſeminarien der katholiſchen Kirche haben wir einen katholiſchen Referenten zu gewinnen geſucht, aber trotz aller Bemühungen, namentlich ungeachtet der Zuſicherung der Anonymität, keinen gefunden. Zu einigem Erſatze geben wir einen Brief, welchen der bekannte Philoſoph Karl Leonh. Reinhald (gebaren 1758) nach Aufhebung des Jeſuitenordens von dem Prabhaus zu St. Anna in Wien aus an ſeinen Vater ſchrieb (vrgl. K. L. Reinhalds Leben und literariſches Wirken, herausgegeben van E. Reinhold. Jena 1825, S. 5 ff.)

„Probhaus bei St. Anna, den 13. Sept. 1773."

„Gnade und Friede unſeres Herrn ſei mit Ihnen, beſter Herr Vater!

„Nun iſt denn alſa das Strafgericht, das dem Unglauben nnd der Sittenlaſigkeit unſerer heutigen Welt nnd leider auch der Lauigkeit unſerer Novizen ſo lange her angedroht wurde, endlich über uns ansgebrochen; nnſere heilige Mntter, die Geſellſchaft Jeſn, iſt nicht mehr, und wahrſcheinlich bin ich nicht der erſte, der ihnen dieſe ſchreckenvolle Nachricht bringt. Aber der Herr iſt gerecht, nnd wir werden nicht ungewarnt gezüchtigt. Die Weiſſagnng an die geſammte Chriſtenheit: „Ich werde den Hirten ſchlagen und die Schafe werden zerſtreut werden," und die Drohung an unſere Novizen: „Weil ihr weder kalt noch warm ſeid, will ich euch aus meinem Munde ausſpeien," waren bach ſo deutlich. Unſer Pater Rectar hat ſie uns wahl hundertmal wiederholt und wer hat ſich daran gekehrt? Ich kann und will meinen Nächſten nicht richten; aber von mir ſelbſt muß ichs zu meiner wahlverdienten Schande ſagen, daß mein ungeiſtiges Beſtreben allein ſträflich genug war, um der Langmnth Gottes ein Ende zu machen. Was haben nicht unſere frommen nnd weiſen Oberen alles gethan, um das Rachſchwert der göttlichen Gerechtigkeit anſzuhalten! Schan vor einigen Monaten ward eine Encyclica unſeres Pater Generals im Refectorium vorgeleſen, welche dnrch alle vier Welttheile herumgeſchickt wurde, und uns alle znm gemeinſchaftlichen Gebete und zu außerordentlichen Bußwerken aufforderte, nm ein großes Uebel, welches nnſerem Orden nnd der Chriſtenwelt bevorſtünde, abzuwenden. Unſer Pater Provincial befahl uns, den vollkammenen Ablaß, den er uns bei ſeiner Ankunſt zur gewöhnlichen Viſitation ankündigte, wie anch nicht minder das hahe Verdienſt der heimlichen Gewiſſensrechenſchaft, die wir ihm ablegen mußten, flir die Intention des Pater General aufzuapfern. Unſer Pater Rector ließ das wnnderthätige Gnadenbild der ſeligſten Jungfrau auf der Treppe des zweiten Stockwerkes aufs prächtigſte ausſchmücken und vor demſelben von uns durch drei Tage und Nächte Betſtunden halten. Die ganze Zeit dieſer Andacht hindurch nahmen wir Novizen unſere Speiſen auf dem Fußbaden ſitzend und die Patres knieend ein. Der ganze Barrath von Strohkränzen*) war ſchon eine Viertelſtunde vor der Mahlzeit unter Prieſter und Navizen vertheilt, und außer den öffentlichen, allgemeinen Darſaldisciplinen**) hatte jeder ſeine beſondere Erlaubnis für eine ſpaniſche auf alle Tage. Unſere Bet- und Bußtage waren endlich vorüber, und da wir, außer mit unſeren Vargeſetzten, mit keinem Menſchen, nicht einmal aus unſerem Orden ſelbſt, ſprechen dürfen, ſa kannten wir auch nichts erfahren, was uns in der Zuverſicht, bei Gatt erhört zu ſein ſtören konnte.

„Wir brachten den letzten Donnerstag, wie gewöhnlich, anßerhalb der Stadt in unſerem Garten zn und waren alle unter einander recht fröhlich im Herrn. Ich gewann anf dem Billarde zwölf Ave Maria's, die Strattmann, und auf dem Baſſelplatze wiedernm fünf andere, die Poller

*) Sie hießen auch Eſelskronen, und wurden von den Jeſuiten bei der Tafel auf dem Haupte, ſtatt des Barettes zur Bußübung getragen.

**) Dorſaldisciplin hießen Geißelſtreiche auf den Rücken zwiſchen den Schultern, ſpaniſche Disciplin dieſelben ein paar Spannen weiter unten.

Körperliche Erziehung. Als körperliche Erziehung betrachten wir hier das Ziel und die Mittel für die Gestaltung des in fortschreitender Entwicklung begriffenen Menschen vorzugsweise nach seiner leiblichen Seite und zwar für den Lebensabschnitt nach der früheren mit der ersten Ausbildung der Zähne, mit dem Erlernen des Gehens

für mich beten mußte. Wir giengen um sieben Uhr Abends nach Hause und wurden nicht wenig überrascht, als wir gleich beim Eintritt an der Pforte unseren Rector und alle Patres und Fratres mit ihren Flügelröcken angethan fanden, die sich in zwei Reihen gestellt hatten, um, wie wirs nennen, Spalier zu machen. Die Regel des Stillschweigens, die mit dem ersten Tritte, den wir in die Stadt thun, auch an Recreationstagen uns verbindet, erlaubte uns nicht, der Ursache dieser wenigstens in Rücksicht auf die Zeit sehr sonderbaren Erscheinung nachzufragen, von der wir sonst aus dem Ordensgebrauche wußten, daß sie einen Besuch vom allerhöchsten Hofe oder von einer hochfürstlichen Eminenz bedeutete. Vielleicht war uns die Beobachtung des Stillschweigens nie so sauer, als diesmal, da wir uns einander unsere Muthmaßungen so gern abgefragt und mitgetheilt hätten. Wir giengen stillschweigend in das Museum*) jeder an sein Pult, und der charissimus Manuductor**) sagte uns Lesung der Lebensgeschichten unserer Heiligen an. Ich meinerseits konnte vor Unruhe und Neugierde keine Zelle Sinnes auffassen. Ueber eine Weile kam ein Frater, der dem Schatzmeister (dieser ist immer ein Novize des zweiten Jahres) den Schlüssel zur Schatzkammer abforderte. Dies fiel uns allen noch mehr auf. Der Schatzmeister hat in seiner Instruction die Weisung, nie den Schlüssel aus der Hand zu geben, und schließt immer selbst auf, wenn ein Unsriger aus einem andern Collegium oder aus einer andern Provinz kommt und die Kostbarkeiten sehen will. Als ich vor dem Schlafengehen an der Schatzkammer vorbeigieng, fand ich sie mit einem großen kaiserlichen Petschaft versiegelt. Von diesem Augenblicke an ahnte mir nichts gutes mehr. Den darauf folgenden Tag hielten wir die alle Feiertage gewöhnliche Tagordnung und kamen eben um halb sechs Uhr Abends aus dem Dormitorium der spanischen Disciplin zurück, als wir Befehl erhielten, uns sogleich in das Zimmer des Pater Provincials zu verfügen. Alle Patres und Fratres waren hier schon versammelt. Oben am Fenster stand ein Tisch mit einem Crucifixe und zwei brennenden Lichtern. Wir wurden an der Thüre rechts und links gereihet und zitterten vor banger Erwartung dessen, was da kommen sollte, als ein Domherr von der Metropolitankirche hereintrat, sich mit feierlichem Ernste an den Tisch setzte und eine päpstliche Bulle abzulesen anfieng. Ich habe in meiner Bestürzung und bei dem Schluchzen meiner Mitbrüder fast den ganzen Inhalt überhört, bis auf die Worte: „die Novizen sollen sogleich entlassen werden." Hier brachen wir alle in lautes Wehklagen aus und mußten uns sogleich entfernen. Als wir wieder im Museum beisammen waren, trug uns der Manuductor im Namen des Pater Rector an: die Verbindlichkeit, ihm und der Regel zu gehorchen, wäre zwar mit dem Orden nunmehr aufgehoben, aber Se. Hochwürden hoffe, jeder von uns, der seine heilige Regel mehr nach dem Gesetze der Liebe, als nach dem des Zwanges beobachtet habe, werde nun das Andenken an seine Mutter, die Societät, so werth halten, daß er auch nach ihrem Tode ihrer Anweisung gemäß gerne leben werde, so lange es sich thun ließe, oder, was dasselbe sage, so lange wir uns noch im Probhause aufzuhalten hätten. Hierauf gab er das Zeichen zur geistlichen Lesung. Mir fiel nun wohl ein, daß ich wieder zu meinen lieben Eltern nach Hause müßte. Allein da mich das Gesetz der Liebe, an welches uns der Manuductor erinnerte, noch immer an meine heilige Regel hielt, so wagte ich es nicht, mit Wissen und Willen an Sie und an das elterliche Haus zu denken, eine Sache, die ohne Verletzung der Regel nie anders geschehen darf, als in der Absicht, für Eltern und Angehörige zu beten. Ein so eifriger Christ, wie Sie, mein bester Papa, weiß beinahe so gut als ein Geistlicher, daß es heiligere Bande giebt, als jene der sündhaften Natur, und daß ein Mensch, der dem Fleische abgestorben ist und nur noch dem Geiste lebt, eigentlich keinen andren Vater mehr haben könne, als den himmlischen, keine andere Mutter, als seinen heiligen Orden, keine anderen Verwandten, als seine Brüder in Christo, und kein anderes Vaterland, als den Himmel. Die Anhänglichkeit an Fleisch und Blut ist, wie alle Geistlehrer einstimmig behaupten,

*) So hieß der Saal, in welchem die Novitien den Tag über sich aufhielten.

**) Dieser war ein Novitius, dem die untergeordnete Aufsicht über alle seine Mitglieder anvertraut war. Er kündigte ihnen jede von dem Rector ihnen auferlegte Verrichtung an, und zwar auf folgende Weise: Er klingelte einmal, und da mußten alle Novitien von ihren Stühlen aufstehen, das zweitemal, und alle mußten auf die Kniee fallen und den Befehl erwarten, den er nach dem dritten Geläute gab, entweder zum Lesen oder zum Tafeldecken oder zum Auskehren der Gänge u. s. w.

und Sprechens abgeſchloſſenen Kindheit bis zum Anfang des Jugendalters. Die Darſtellung jenes erſten Stückes der körperlichen Erziehung wurde beſonders gegeben. Wir unterſcheiden die *private* und die *öffentliche* Aufgabe der Geſundheitspflege (Hygieine). Hiebei iſt aber weiter die Darlegung, wie der Einfluß des Schullebens auf

eine der ſtärkſten Ketten, mit denen uns Satan feſt an die Erde ſchmieden will. Ich halte auch wirklich mit dieſem Erbfeinde unſerer Vollkommenheit geſtern Abend, die Nacht und den heutigen Morgen über einen faſt eben ſo beſchwerlichen Kampf, als gleich im Anfange meines geiſtlichen Standes. Denn alle Augenblicke zauberte er mir Papa und Mama, Brüder und Schweſtern, Onkel und Tanten, ſelbſt unſer Stubenmädchen nicht ausgenommen, vor die Augen des Geiſtes. Sie können ſich die Gewiſſensangſt vorſtellen, die ich auszuſtehen hatte, bis endlich heute neun Uhr Morgens der Manuductor ankündigte: der Pater Rector erlaube uns allen, an unſere Angehörigen zu ſchreiben und ſie auf unſere Zurücklunft vorzubereiten. Zu größerer Beruhigung meines Gewiſſens begehrte ich für meine Perſon vom Manuductor insbeſondere Erlaubnis, nicht nur beim Schreiben, ſondern auch ſonſt den Tag über an meine nächſten Blutsfreunde denken zu dürfen. Ich erhielt ſie auch, die Zeiten der Meditation, der geiſtlichen Leſung und des Angelus Domini ausgenommen. Den leidigen Verſucher noch mehr zu quälen und mir noch obendrein das Verdienſt des Gehorſams zu machen, gieng ich vor dem Schreiben zu unſerem Pater Rector ſelbſt auf die Stube und erſuchte ihn, mir das Nachhauſeſchreiben in Kraft des heiligen Gehorſames zu befehlen.

„Mir iſt jetzt nichts anderes mehr übrig, als daß ich Sie, beſter Papa, fußfällig und durch die Liebe unſeres Herrn bitte, mich wiederum in Ihr Haus aufzunehmen, und weil der Pater Rector gerne ſähe, daß diejenigen, welche ihre Eltern hier haben, bald aus dem Noviziate kämen, mich unmaßgeblich etwa morgen Nachmittag abzuholen. Wahrſcheinlich werde ich nicht lange zu Hauſe bleiben. Denn nach einer klaren Weiſſagung unſeres heil. Vaters ſollte die Geſellſchaft zwar der Liſt und Gewalt ihrer Feinde unterliegen, aber nur um in kurzem mit deſto größerer Herrlichkeit wiederhergeſtellt zu werden. Dieſer Troſt, den uns Pater Rector heute früh in einer rührenden Anrede mittheilte, kam eben zur rechten Zeit, nicht nur um unſere beklommenen Herzen zu erleichtern, ſondern auch um manchen von uns von einem gefährlichen Schritte abzuhalten, den er ſonſt ſehr leicht hätte thun können. Es ſchickten nämlich mehrere Prälaten, Provincialen, Aebte und Pröbſte in unſer Noviziat, ließen uns ihres Beileides verſichern und jedem von uns, der ſich entſchließen würde, geiſtlich zu bleiben, ohne weiteres ihre reſpectiven Ordenskleider anbieten. Wieder eine Schlinge des argliſtigen, ſich in einen Engel des Lichts ſo oft verſtellenden Teufels, der gar wohl weiß, wie Pater Rector ſagt, daß die Geſellſchaft keinen, der einmal das Kleid eines andern Ordens getragen hat, vermöge ihrer Grundverfaſſung unter die Ihrigen aufnehmen könnte! Pater Rector meint alſo, wir ſollen jeder wenigſtens ein halbes Jahr ausharren und uns während dieſer Zeit zu keinem andern, weder geiſtlichen noch weltlichen Stande entſchließen. Ich werde, mit Ihrer Beiſtimmung, ſeinem Rathe folgen, beſonders da ich erſt fünfzehn Jahre alt bin und folglich durch ein halbes Jahr eben nicht viel in Rückſicht auf meine Vorbereitung zu einer künftigen Lebensart zu verlieren habe. Zu Hauſe werde ich nach aller Möglichkeit indeſſen die Lebensart fortſetzen, die ich nun Gottlob! hier ſo ziemlich erlernt habe. Ich bitte Sie daher, mir das Zimmer mit dem beſonderen Eingang in den Vorſaal, wo jetzt unſer altes Hausgeräth ſteht, einzuräumen, und zwar dasſelbe durch unſern Johann zurecht machen zu laſſen. Von nun an ſoll weder Hausmagd, noch Stubenmädchen, noch auch eine meiner Schweſtern ſelbſt hineinkommen. Meine liebe Mama aber laſſe ich erinnern, daß der heilige Aloyſius ſeiner fürſtlichen Mutter niemals ins Angeſicht ſah. Das Uebrige wollen wir mündlich mit einander abmachen. Derjenige, der die drei babyloniſchen Knaben mitten im Feuerofen unverletzt erhielt, wird ſeine Wunder an mir und den armen Gefährten meines Schickſales erneuern. Ich werde in der Welt leben, ohne der Welt zu leben. Indeſſen darf man Gott nicht verſuchen und Gefahren herbeirufen, denen man leicht ausweichen kann. Ich weiß, wie bereitwillig Sie mir zu meinen guten Abſichten Ihre Hände bieten werden. Sie werden auf dieſe Weiſe auch Vater von der Seele werden, wie Sie es bisher von dem Leibe waren Ihres gehorſamſten Sohnes und Dieners in Chriſto.

N.S. Pater Rector hat mich auch noch von einer andern Gewiſſensangſt befreit. Ich konnte mir die Frage, wie der Papſt unfehlbar ſein und doch die Geſellſchaft aufheben könnte, weder auflöſen, noch aus dem Sinne ſchlagen. Ich nahm meine Zuflucht zu Pater Rector und brachte folgenden beruhigenden Beſcheid von ihm zurück. Der Papſt iſt unfehlbar, wenn er ex

die menſchliche Organiſation mit den Anforderungen der Geſundheitslehre in Einklang zu bringen ſei, einem beſonderen Theile (Zweiter Art. Pflichten der Schule) vorbehalten.

A) Private Hygieine. Die Grundlage unſerer realiſtiſchen Auffaſſung bildet die von jeder Theorie unabhängige Thatſache, daß der Menſch der irdiſchen Erſcheinung nach eine organiſche Einheit darſtellt, bei welcher die allmähliche Entwicklung der leiblichen wie der geiſtig-ſittlichen Seite mit einander verknüpft ſind, und indem zwiſchen das rein Materielle im Menſchen und das Geiſtige die an ein materielles den organiſchen Geſetzen der Materie unterworfenes als Centrum des Nervenapparates geſetztes Organ gebundenen pſychiſchen Functionen eingeſchoben ſind, beſteht nach inneren Geſetzen ein wechſelſeitiger Einfluß der körperlichen, pſychiſchen und geiſtigen Functionen; zum normalen Verhalten aller gehört das Gleichgewicht unter denſelben, und dieſes ſelbſt iſt wieder bedingt durch das normale Verhalten der einzelnen rein körperlichen, pſychiſchen und rein geiſtigen Functionen. Da das Organ der pſychiſchen Functionen zugleich das Organ iſt, in welchem die äußeren wie die inneren Eindrücke zuſammengefaßt und durch welches andererſeits die von den geiſtigen Bewegungen im Gehirn geſetzten Veränderungen mittelſt des centrifugalen Nervenſyſtems auf den ganzen Körper wirken, und da weiter das Gehirn vermöge ſeiner äußerſt feinen, im lebhafteſten Stoffwechſel begriffenen Materie für die Schwankungen der Blutqualität äußerſt empfindlich iſt, ſo wird begreiflich, warum die Abhängigkeit der pſychiſchen und mittelbar der geiſtigen Erſcheinungen in ſo vielfacher Weiſe ſchon im geſunden Zuſtande, noch mehr aber bei einer durch ſog. functionelle oder palpable Veränderungen im pſychiſchen Gehirn geſetzten Störung des Gleichgewichts zwiſchen der unfreiwilligen pſychiſchen und der bewußten geiſtigen Thätigkeit, ſich darſtellt. Hierin liegt die Forderung, auf dem Wege der Erfahrung die körperlichen Bedingungen zu erforſchen, unter welchen die möglichſt vollkommene Ausbildung und Leiſtung des geiſtig-ſittlichen Thätigſeins geſichert iſt, andererſeits aber wird die Medicin ebenſo den weſentlichen Einfluß des geiſtig-ſittlichen Lebens je nach der Qualität und Quantität ſeiner Thätigkeit auf das Befinden des ganzen Organismus, ſpeciell der körperlichen Geſundheit zu erforſchen haben. Schon nach dem Bemerkten erhellt, daß eine widernatürliche Störung der Harmonie zwiſchen den beiden Sphären immer das Ganze beſchädigt und wird die Benachtheiligung des verkümmerten Theiles zuletzt auf den einſeitig begünſtigten ſchädlich zurückwirken, es begreift ſich, wie gerade im kranken Körper die normale Herrſchaft der vernünftigen Selbſtbeſtimmung aufgehoben, der Geiſt alſo zum Sklaven des Stoffes gemacht und wie dagegen im geſunden Menſchen die im normalen Stand erhaltene Sinnlichkeit vom ſittlichen Geiſte am leichteſten beherrſcht wird; ſodann wird auch Schleiermachers Satz, die Gränze zwiſchen körperlicher und geiſtiger Erziehung könne nicht angegeben werden, in ſeiner Wahrheit einleuchten; denn in der That, es kann bei der Verkettung aller Thätigkeiten des Menſchen keine ſcharfe Gränze zwiſchen beiden überhaupt geben. Es liegt aber auch in dieſer göttlichen Ordnung unſeres Weſens der Beweis für die ſittliche Bedeutung der phyſiſchen Erziehung und Pflege; ſchätzen wir die Rechte des Körpers, ſo arbeiten wir eben damit an der Ermöglichung einer möglichſt vollkommenen Entwicklung des innern Menſchen, und anſtatt mit einer falſchen religiöſen Auffaſſung, in der Mißachtung oder Mißhandlung des Körpers eine Hauptſtütze für die göttliche Erziehung des Menſchen zu finden, müſſen wir den Leib nach ſinnlich-vernünftigen Grundſätzen pflegen, ſo daß der ganze Menſch befähigt werde, ein Tempel des göttlichen Geiſtes zu werden.

Bekanntlich lag der antiken Erziehung, wo dieſelbe nicht politiſcher Zweck war, eine Würdigung dieſes Wechſelverhältniſſes zwiſchen Körperlichem und Geiſtigem zu Grund. Die beſtimmte Forderung einer die phyſiſche Natur des Menſchen als die eine

cathedra entſcheidet. Die Geſellſchaft iſt aber nicht ex cathedra, ſondern ex curia, die eigentlich nicht der heilige Geiſt, ſondern auch oft irdiſche Staatsklugheit zu regieren pflegt, aufgehoben worden. Vielleicht leiden Sie an eben dieſem Scrupel, und dann kommt Ihnen dieſe Auflöſung heilſam." D. Red.

Seite des zu Erziehenden berücksichtigenden und sie selbst in den Bereich der pädagogischen Maßregeln aufnehmenden Erziehung trat jedoch erst nach Montaigne's und Baco's Vorgang mit Locke hervor. Locke als medicinisch gebildet, als Erzieher eines kränklichen Jungen, mitten in den Verkehrtheiten der vornehmen Erziehung seiner Zeit, war berufen, aus dem Grundsatze mens sana in corpore sano und aus dem Studium der anthropologischen Eigenthümlichkeiten des Kindes praktische Regeln für die physische Erziehung zur Gesundheit und Kräftigkeit abzuleiten; seine Vorschläge *) sind übrigens fragmentarisch, und so zweckmäßig auch die meisten sind, manche beruhen doch auf physiologischen Irrthümern und legen den Grund für die naturwidrige Abhärtung.

Ebenso ist an J. J. Rousseau sein gerechter Widerspruch gegen die Vernachläßigung der Erziehung im ersten Alter und gegen die Verweichlichung, ferner die Würdigung der ganzen physischen Erziehung anzuerkennen, seinem Princip der Erziehung nach der Natur fehlt aber viel zu sehr ein positiver Inhalt und ist die Forderung der Abhärtung und der Entwickelung der rohen Muskelkraft zu einseitig. Von größerm praktischem Erfolge war die Abschaffung der den Körper einzwängenden und die Haare abgeschmackt und unsauber tractirenden Franzosentracht und die eifrige, zugleich auf reine Sitten und Lern- und Lebenslust bedachte Cultur der körperlichen Kraft, Gewandtheit und Gesundheit bei den Philanthropisten; es ist die Wirkung dieser Richtung noch jetzt aber auch an der einseitigen Ueberschätzung der Leibespflege durch gymnastische Uebungen zu erkennen, obschon man allerdings immer mehr von den Ausartungen der alten Gymnastik eines Gutsmuth und Jahn, von der gewaltsamen Abhärtung und von der Verwechselung einer rohen Kräftigkeit und äußeren Ungeschlachtheit mit der wirklichen harmonisch verbundenen Kräftigkeit, Gewandtheit und Schönheit des Körpers zurückkommt.

Als Gemeingut der Gegenwart, welches man vorzüglich den neueren populären Schriftstellern über die Diätetik im allgemeinen oder in ihren Beziehungen zur Pädagogik verdankt, an ihrer Spitze dem von den Medicinern jetzt tief unterschätzten Hufeland, dem Verfasser der namentlich bei den Gebildeten wirksamen Schrift über Makrobiotik oder die Kunst das menschliche Leben zu verlängern, darf wohl die Ueberzeugung angesehen werden, daß die körperliche Gesundheit ein wesentlicher Factor ist für die geistige Entwickelung und Bildung; ganz abgesehen von den herrschenden Schädlichkeiten der Schule fehlt es aber noch ebenso an der vollständigen Aufnahme der diätetischen Regeln in die Theorie der Pädagogik, als und noch mehr an der richtigen Hygieine in der Familie und in den öffentlichen oder privaten Erziehungsanstalten. Die Aufgabe des Tages ist daher, durch ein freundliches Zusammenwirken der Aerzte und der Erzieher vom Fache die Kenntnis der natürlichen Bedingungen für den Schutz der Gesundheit und für die Erhöhung der Kraft und Widerstandsfähigkeit des Organismus wie für die Ausbildung der körperlichen Gewandtheit und Schönheit zu fördern und die Regeln für ihre Erfüllung in negativer wie positiver Weise zum Gemeingut der allgemeinen Erziehung zu erheben. **)

Aus dem Verlaufe wird sich die große Mannigfaltigkeit der hygieinischen Mittel und die Schwierigkeit ihrer richtigen Anwendung ergeben; von einzelnen Mitteln, etwa vom Turnen oder vom Abhärten kann nur als einem Gliede in dem ganzen System der hygieinischen Erziehung die Rede sein; es ist namentlich gegen die falsche Auffassung der Abhärtung anzukämpfen; auch der Organismus von mittlerer Kräftigkeit läßt sich nur durch ein maßvolles und anhaltendes Regeln der Einwirkungen, welche den normalen Hergang der Functionen zu stören geeignet sind, zu größerer Widerstandskraft erziehen, und die bloße Muskelkraft allein leistet wenig oder keinen

*) Vrgl. von Raumer, Pädagogik. II. 116.

**) Als eine dem genannten Zwecke gewidmete Zeitschrift sind hier die „Neuen Jahrbücher für die Turnkunst, herausgegeben von M. Kloß" zu nennen.

Schutz vor Erkrankung; noch häufiger aber muß erſt mit einer höheren Altersſtufe eine ſtärkere Conſtitution abgewartet werden, oder muß man vor allem die Schwächlichkeit durch ſorgfältiges Beſeitigen ihrer äußeren Urſachen ſowie aller Anläſſe zum Erkranken und durch poſitive, das phyſiſche Gedeihen befördernde diätetiſche und mediciniſche Mittel aufheben, bis es Zeit wird, einen vorſichtigen Verſuch mit ſog. Abhärtungsmitteln anzuſtellen. Wollte man doch beim Mislingen der erſten Proben unter ſtrengſtem Individualiſiren methodiſch fortfahren, denn gerade bei den Schwächlichen, welche ſo gerne bei Seite gelaſſen werden, iſt die Kräftigung wie am ſchwierigſten auszuführen, ſo bei glücklichen Ergebniſſen am belohnendſten.

Die ſpecielle Darſtellung der körperlichen Erziehung als Geſundheitspflege im höchſten Sinne des Wortes gliedern wir nach den phyſiologiſchen Functionen des Organismus und beginnen mit der vegetativen Sphäre, um mit der animaliſchen, dem Nerven- und Gehirnleben an ihrer Spitze zu ſchließen.

1. Nahrung. Die Zufuhr des Bildungs- und Erſatzmaterials für die Gewebe und Flüſſigkeiten des Körpers iſt für den noch im Wachsthum begriffenen Körper von größerer Bedeutung als für das ſtehende, relativ weniger Stoffs bedürftige, an Reize gewöhnte Alter; für die verſchiedenen Stufen der Kindheit und Jugend zuſammen laſſen ſich folgende diätetiſche Regeln aufſtellen. Die Nahrung muß nach Menge und Beſchaffenheit hinreichen, um ein volles körperliches Gedeihen und die volle Function des Gehirns zu ermöglichen, ſoll aber weder bei der einzelnen Mahlzeit, noch im ganzen Tage ein gewiſſes, für die beſchwerdeloſe Verdauung und die normale Blutbeſchaffenheit erforderliches Maß überſchreiten. Da der Menſch von der Natur auf eine gemiſchte pflanzliche und thieriſche Koſt angewieſen iſt, muß die nöthige Miſchung der Stoffe eintreten. Stoffe, welche als zu arm an plaſtiſchem, namentlich animaliſchem Material, in großer Maſſe aufgenommen werden müßen, um den Bedarf zu decken, ſind um ſo mehr zu beſchränken, wenn die angeſtrengte Arbeit des Gehirnes reichere Koſt und kürzere Verdauung verlangt; Stoffe, welche im Uebermaß genoſſen oder an ſich entweder eine zu reiche Blutbildung und mit derſelben ein Ueberwuchern der Sinnlichkeit, eine vorſchnelle Entwicklung des Körpers, zumal hinſichtlich der Geſchlechtlichkeit bedingen, oder welche den Magen an ſtarke Reize gewöhnen (Gewürze), oder eine ſpecifiſch erregende Wirkung aufs Gefäß- und Nervenſyſtem ausüben (Genußmittel), ſind zumal in der Jugend möglichſt zu beſchränken, beziehungsweiſe ganz auszuſchließen; Stoffe, welche weniger als Nahrungsmittel denn als Näſchereien zu betrachten ſind, wären nur ausnahmsweiſe zu geſtatten, damit nicht durch Misbrauch Verdauungsleiden und eine Steigerung der ſinnlichen Begierden herbeigeführt werden. Dem natürlichen Bedürfniſſe, welches ſich durch Hunger oder Durſt ankündigt, iſt volle Rechnung zu tragen; ebenſo iſt aber auch die folgende Nährungszeit ſo lange hinauszuſchieben, bis das Bedürfnis wiederum eintritt und der Magen zur Verdauung wieder vollkommen befähigt iſt; das Quantum der Mahlzeiten iſt dabei ſo zu regeln, daß die größte Menge in die Mitte des Tages fällt, daß die erſte Nahrung dem über Nacht eingetretenen mäßigen Bedürfniſſe genügt und daß die letzte Mahlzeit eine ruhige, weder durch Hunger, noch durch Magenüberladung oder Gefäß- und Nervenreizung geſtörte Nachtruhe gewährt; der Magen iſt in der Jugend nach und nach an gröbere und ſchwerer verdauliche Koſt zu gewöhnen, um die Geſundheit im ſpäteren Leben auch bei minder günſtigen Nahrungsverhältniſſen zu ſichern und eben dadurch die Exiſtenz des Menſchen von der Stoffqualität weniger abhängig zu machen. Endlich ſind die Bedingungen für die vollkommene Aſſimilation der Nahrung und für einen Verdauungsact ohne Störung der übrigen Functionen theils durch die richtige Zubereitung der Speiſen, theils durch das richtige phyſiſche und pſychiſche Verhalten vor, über und nach Tiſch zu erfüllen.

Sodann in Bezug auf die einzelnen Altersſtufen beſteht die phyſiologiſche Forderung, daß von der milden, leicht verdaulichen, in häufigeren Zeiten gereichten Nahrung des Lebensalters nach dem Entwöhnen ein allmählicher, namentlich mit dem

Schulalter geforderter Uebergang zu der derberen, schwerer verdaulichen, in selteneren und reichlicheren Mahlzeiten gegebenen Kost der späteren Jahre und hiemit zugleich die Vorbereitung für die Diät des erwachsenen Menschen, bei welcher die Reizmittel und schärferen Gewürze hinzukommen, vermittelt wird.

Besondere pädagogische Bedeutung hat die Unmäßigkeit und die Leckerhaftigkeit hinsichtlich der Nahrung.

Der Erfüllung der obigen Regeln stehen hauptsächlich zwei Hindernisse im Wege, einmal die Armut des niedern Volkes, welche dem Kinde fast nur schweres Brod und Kartoffeln, zeitweise noch Obst, oder überdies schwere Hülsenfrüchte, dagegen selten leichtere Mehlspeisen, wenig Milch und noch weniger Fleisch zu bieten vermag; auf der andern Seite die schlechten Begriffe der Eltern. Mit der Redensart: so lange man wächst, kann man immer essen und alles ertragen, oder: Essen macht stark, wozu als gleichfalls „stark machend" in manchen Gegenden noch Wein oder Obstmost oder Bier kommt, wird die größte Unordnung in den Essenszeiten, und wirkliche Gefräßigkeit, und bei verkehrter Zärtlichkeit auch noch die Naschhaftigkeit geduldet, oder wird der Grund zum unmäßigen Gebrauche der gegorenen Getränke gelegt und überdies durch alle diese Fehler die Gesundheit schon unmittelbar gefährdet. Bei den Reicheren besteht eine große Gleichgültigkeit gegen die Stadtgewohnheit der Kinder, ihr Taschengeld in den Schulpausen in eine Kunstbäckerei oder Conditorei zu tragen; dann fehlt es am rechten Appetit beim Familientische, an dem Geschmacke an einfachen, dem individuellen Gaumen unlieben Speisen und oft genug auch an guter Verdauung, von dieser Erziehung zum Geldmisbrauche und zur Genußsucht weiter nicht zu reden.

Die Menge der im ganzen Tage zu genießenden Nahrung läßt sich ungefähr bestimmen, wenn man für jedes Alter eine bestimmte Zahl von täglichen Mahlzeiten festsetzt, und bei Ausschluß von künstlichen Reizen der Eßlust und bei an Mäßigkeit gewöhnten Kindern jedesmal soviel genießen läßt, als die unverdorbene Empfindung verlangt; die Erfahrung wird überdies ihrerseits bald ein ungefähres Maß des wirklichen Bedürfnisses ergeben, man beachte die Eßlust für Speisen, welche weder zu den Lieblingsgerichten, noch zu den mit geringer Lust genossenen gehören. Dabei handelt es sich viel weniger um das absolute Quantum der Nahrung, als dem ganzen Organismus gegenüber um die Nährkräftigkeit der einzelnen Alimente fester wie flüssiger Form, und den Organen der Verdauung gegenüber um die leichtere oder schwierigere Assimilation. Ein zehnjähriger Knabe kann an Nahrung z. B. nur die Hälfte von der Gewichtsmenge eines Altersgenossen verzehren und doch viel muskelkräftiger, blühender und geistig aufgeweckter sein, wenn ihm eine gut zubereitete, kräftige Pflanzen- und Thierkost gereicht wird, während sein vielessender Mitschüler bei seinem schwarzen Brode und seinen Kartoffeln immer an Unterleibsstörungen leidet und schwer und ungern mit dem Kopfe arbeitet. Man bedenke weiter, daß der Stoffbedarf des Organismus in demselben Alter verschieden ist, je nach Körpergröße, je nach Muskel- und Hirnkraftaufwand, nach der Summe der beim Athmen verbrauchten Bestandtheile des Blutes, nach dem rascheren oder langsameren Wachsen, nach der Temperatur und Witterung und je nach der individuellen Raschheit oder Langsamkeit des Stoffwechsels. Damit wird bewiesen sein, daß wir dem Kinde hinsichtlich der Nahrungsmenge einen gewissen Spielraum lassen müßen; es schadet auch gar nichts, wenn hinundwieder dem Magen ein stärkeres Pensum aufgegeben wird, sobald nur keine wirkliche Indigestion, Diarrhöe u. s. w. eintritt und in den nächsten 24—48 Stunden strengere Diät gehalten wird.

Hinsichtlich der Qualität ist keineswegs auf die Fleischkost ein so großes Gewicht zu legen, wie dies von vielen Materialisten geschieht; es ist hinsichtlich des Fleisches vielmehr zu bemerken, daß sehr fette und gewürzte Sorten im Schulalter nur ausnahmsweise zu dulden sind, daß sich regelmäßige Fleischkost bei schwächlichen, blassen Kindern schon vom vierten Jahre an recht wohl diätetisch verwenden läßt, während sie bis zum Schulalter bei sonst guter Nahrung überflüßig, in mäßiger Menge jedoch mindestens

unſchädlich iſt, von jetzt an aber einmal täglich und zwar Mittags als concentrirter und nicht gerade ſchwer verdaulicher Stoff Anwendung verdient; beim Uebermaße beobachtet man Hautausſchläge, eine regere Sinnlichkeit und namentlich beim Zuſammenwirken von reizender Fleiſchkoſt mit träger oder ſchlaffer Lebensweiſe vorſchnelle Geſchlechtsentwicklung. Von größtem Werthe iſt dagegen die richtige Miſchung der pflanzlichen und der thieriſchen Stoffe, namentlich iſt die faſt ausſchließliche Ernährung mit Kartoffeln und ſchwerem Brode der Anlaß zum habituellen Vieleſſen, zu Unterleibsbeſchwerden, zu ſchlechter Blutbildung und damit auch geringer Leiſtungsfähigkeit der Muskeln und Nerven; ebenſo iſt auch der für die ſpätere Kindheit ſoviel belobte Obſtgenuß nur dann zweckmäßig, wenn er zum Zwiſchenbrode, in mäßiger Menge, neben ſonſtiger gemiſchter Nahrung geſchieht und beſonders Kindern mit Vollblütigkeit oder trägem Stuhlgang, oder zur heißeren Jahreszeit empfohlen wird. Viel verdaulicher iſt das gekochte Obſt, welches daher eine ganz zweckmäßige Zuſpeiſe bei den Hauptmahlzeiten bildet und mit den verſchiedenen ſämmtlich nicht ſehr nahrhaften, die Darmausleerung bethätigenden Blätter- und Wurzelgemüſen abwechſeln kann. Die ſehr ſtickſtoffreichen Hülſenfrüchte eignen ſich nur für die kräftige Verdauung der Schuljahre, früher, etwa vom dritten oder vierten Jahre an ſollten ſie nur in ſpärlicher Menge und ſelten verſucht werden, aber auch ſpäter verdauen nicht alle Mägen Erbſen oder Linſen, wenn ſie nicht weich gekocht ſind, oder gar Bohnenkerne; dieſe ſchweren Gemüſe ſollten daher nicht zu häufig und nur dann auf den Tiſch kommen, wenn der Schüler während der Anſtrengung des Magens ſeinen Kopf und ſeine Muskeln nicht gleichfalls anſtrengen muß. Der Materialiſt preist dieſe Hülſenfrüchte beſonders; denn ſie enthalten viel Phosphor, Phosphor aber iſt ein Beſtandtheil des Gehirns; das Gehirn „ſecernirt“ die Gedanken, ergo! Glücklicher Weiſe kann der Geiſtesarbeiter ſeinen Phosphor auch aus dem Brode und Fleiſche bekommen und denkt beſſer, wenn er ſeinen Magen nicht mit ſolchen ſchwerverdaulichen Dingen füllt. Von den übrigen Vegetabilien iſt unſer tägliches Brod als ſolches oder als Suppe mit Salz, Fett und Waſſer oder mit Fleiſchbrühe zubereitet, iſt ebenſo die gekochte Gerſte und ſind die einfachen, nicht allzu fetten Mehlſpeiſen zur Mittags- und Abendkoſt, gut gebackenes, nicht mehr heißes oder feuchtes Brod überdies als Zwiſchenkoſt, bei den Armen für ſich, bei den Wohlhabenden mit Obſt oder Butter, mit Recht ein Hauptſtück der Ernährung im ganzen Kindesalter. Reis iſt ein armſeliger Nahrungsſtoff, der ebenſowenig wie die Kartoffeln allein die Hauptmahlzeit bilden ſollte, weil auch ein großes Quantum von beiden zu wenig Proteinſtoffe dem Körper einverleibt.

Von den animaliſchen Stoffen ſind Butter als Zuſatz zu Brod oder Kartoffeln ganz zweckmäßig für das Zwiſchen- oder Hauptеſſen, und iſt überhaupt ein mäßiger Zuſatz von Fetten zu den warmen Speiſen viel zweckmäßiger als ihr Erſatz durch größere Mengen ſtärkmehlhaltiger Subſtanz. Sodann behält die Kuhmilch durch die ganze Kindheit hindurch eine Hauptbedeutung als milde und leichte Nahrung und als das zweckdienlichſte Getränke, wenn ſolches zugleich nähren ſoll; ſie paßt daher vortrefflich für die Morgen- und Abendkoſt, je nach Jahreszeit oder beſſerm Bekommen kühl oder lau. Der Magen verlangt jedoch zur Sättigung einen derberen Zuſatz, alſo Brod oder Semmel; ebenſo iſt ſaure Milch mit Brod ein treffliches, zugleich nährendes und kühlendes Abendeſſen für die warme Jahreszeit. Die Milch wird überdies leichter bei aromatiſchen Zuſätzen verdaut, und daher iſt für empfindlichere Mägen ein wäſſeriger Aufguß von Cacaoſchalen und meinethalb ein Gemiſch mit dem ins Volk gedrungenen Kaffee, weniger dem Thee, nicht zu beanſtanden. Weit entfernt, die reizbare Schwäche des Nervenſyſtems und die Gefäßerregbarkeit, bei ſonſtiger armſeliger Koſt die ſchlechte Ernährung als Folgen eines ſtarken Kaffee- oder Theegebrauches ſelbſt bei den Erwachſenen in Abrede zu ziehen, finde ich doch keinen Grund jene Miſchung von Milch, Zucker und einigen Löffeln Kaffeeaufguß, welche neben Brod ein häufiges Frühſtück der Schulkinder bildet, zu verbannen.

Als Getränke dient zum Stillen des Durstes am besten reines Trinkwasser, bei heftigem Durste statt eines kalkhaltigen kalten Wassers ungleich besser ein Säuerling mit etwas Zucker und Wein; also nicht einmal den Wein möchte ich unter diesen Umständen verbieten, ja ich sehe weiter keinen Grund ein, warum nicht gegen das vierzehnte Jahr angestrengt arbeitenden und zugleich mittelmäßig genährten Knaben, ohne Neigung zu Congestionen, über Mittag oder zum Vesperbrod ein Glas Landwein als das beste Hülfsmittel, das ermattete Nervensystem zu erregen, gewährt werden soll. Als allgemeiner Grundsatz hat dagegen das Verbot von künstlichen Reizen, wie starker Kaffee, Thee, wie Chocolade, wie Wein und braunes d. h. gehopftes und alkoholreiches Bier, seine Geltung.

Von den Gewürzen ist nur das Kochsalz als die Verdauung befördernder Zusatz zu unseren schweren Speisen angemessen.

Der Organismus im ganzen und die Verdauung unmittelbar befindet sich ferner besser, wenn abgesehen vom Brode und der Milch ein Wechsel unter den Speisen stattfindet und die Hauptmahlzeit nicht aus einem Gerichte besteht; das Einerlei erregt bald Widerwillen, und eine einzige Schüssel führt entweder zur Magenüberladung oder sie bietet nicht alle erforderlichen Ersatzstoffe in genügender Menge.

Die Speiseordnung ist als Grundbedingung für den hinlänglichen Appetit, d. h. die Empfindung des Bedürfnisses und der wieder erwachten Fähigkeit Nahrung aufzunehmen, und ebenso aus pädagogischen Gründen für gewöhnlich strenge einzuhalten; einzelne Ausnahmen sind insofern wohl zulässig, als die Magenverdauung nicht allzu ängstlich an die Uhr zu binden ist. Bei dem rascheren Stoffwechsel und dem wirklich häufigeren Eintreten des Appetits darf die Nahrung nicht auf drei Mahlzeiten wie beim Erwachsenen beschränkt werden, sondern in den Vormittags- und Nachmittagsstunden ist eine Zwischenkost einzuschieben; jene kann man ausfallen lassen, sobald zum Frühstück mehr genossen werden kann und die Eßlust weniger rege wird. Ein Hauptpunct ist dabei, daß man die Kinder, wenn sie früh aufstehen, nicht hungern läßt; Hunger ist überhaupt ein Schmerz, welcher im Gesunden gegen den stärksten Willen in soweit Herr wird, als ein hungernder Mensch zu jeder ernstlichen Muskel- und Gehirnanstrengung die Fähigkeit verliert; was nach lebhaftem Hunger genossen wird, pflegt überdies schlecht verdaut zu werden; durch Hungern abhärten hat keinen Sinn. Sodann muß bei unseren deutschen Gewohnheiten die Hauptmahlzeit auf den Mittag fallen, nicht aber auf den späten Abend, um nicht beim rechtzeitigen Zubettegehen den Schlaf zu stören, oder durch langes Aufbleiben die Augen zu verderben, die Nerven zu überreizen und das frühe Aufstehen mit einem abgekürzten Schlafe zu erkaufen; daher sollte die letzte Mahlzeit ungefähr 1½ — 2 Stunden vor dem Schlafengehen genossen werden. Bei unreinlichen Kindern gebe man zu Abend keine Kartoffeln, keinen Brei, keine saure Milch, überhaupt wenig flüßiges oder die Harnmenge vermehrendes. Fügen wir noch bei, daß die einzelnen Mahlzeiten in den rechten Zeitentfernungen folgen müßen, so wird sich die Speiseordnung und der Küchenzettel im allgemeinen nach dem Vorgetragenen entwerfen lassen.

Wichtiger als ein Eingehen aufs Detail, welches doch nicht erschöpft werden könnte und sich im Leben je nach Stand und Volkssitte sehr mannigfaltig gestalten muß, sind die diätetischen Regeln über das beste Verhalten zur Essenszeit. Nie soll unter Umständen gegessen werden, wenn eine Störung der Verdauung zu erwarten ist, und selbst solche Einflüsse, welche nur das sog. gute Bekommen der Speisen stören, sollen vermieden werden. Vor allem esse man nie bei pathologischem Appetitmangel, man zwinge doch ja kein Kind, welches an Magenkatarrh mit oder ohne Kopfweh leidet, oder welches fiebert, mehr zu essen als es will; beim Fasten kehrt die Gesundheit am raschesten zurück. Nie erzwinge man den Genuß einer Speise, gegen welche eine Idiosynkrasie oder wirklicher Widerwille besteht; thatsächlich machen einzelne Speisen einzelnen Individuen Magen- oder Darmkolik, Diarrhöe, einen Ausschlag u. s. w.;

ferner besteht oft lange Zeit, nachdem eine Unmäßigkeit im Genusse einer Lieblingsspeise oder das Essen bei gestörter Verdauung üble Folgen gehabt hat, oft ohne Erinnerung an das einzelne Factum, ein Widerwillen gegen denselben Stoff; ebenso bekommen uns vollkommen fremde Speisen um so schlechter, wenn wir sie ohne rechte Lust genießen; angegangenes Fleisch oder faule Eier verschmäht der gesunde Instinct mit Recht. Unter allen diesen Umständen zwinge man die Kinder nicht zum Essen wider Willen; etwas anderes ist die Weigerung des verwöhnten Gaumens, welcher sich nur mit Lieblingsspeisen kitzeln will; eine solche ist allerdings nicht zu dulden und muß das Verzehren eines mäßigen Quantums sogleich oder bei der nächsten Zeit, alsdann ohne Ersatz des ausfallenden, durchgesetzt werden; wenn man über den Grund des Widerspruches zweifelt, so gebe man von den übrigen Speisen nur so viel, als zum Stillen des Hungers genügt, und recht wenig von der Lieblingsspeise. Sodann sollen während des Essens, das keine rohe Abfütterung, sondern auch für das ältere Kind ein gewisser Genuß sein soll, schon wegen der Verdauung, alle Speisen gut zerkaut und soll auch kein Getränke hastig verschlungen werden, überdies aber muß eine heitere und zufriedene Stimmung mit einer gewissen Ruhe durch das Beispiel der Eltern auch bei den Kindern gepflegt werden; diese und die Sammlung durch Gebet segnet die Mahlzeit. Im Aerger genieße man gar nichts und ebenso verhüte man jede stärkere Anstrengung unmittelbar vor Tisch und wenigstens nach den Hauptmahlzeiten in den nächsten Stunden; ebenso dulde man keine enge Kleidung, welche das Athmen und die Ausdehnung des Magens hindert. Eine zu heiße Nahrung, ebenso der Wechsel zwischen heißem Essen und kaltem Trinken stört die Verdauung und scheint nicht ohne Einfluß auf die Verderbnis der Zähne; besser trinkt man daher erst nach Tisch, aber auch jetzt ist ein Uebermaß des getrunkenen Wassers für den Magen nachtheilig.

Bei Kindern mit schwacher Verdauung, mit Neigung zu Diarrhöe oder gegentheils zur Hartleibigkeit sind in der Diät Aenderungen zu treffen, welche der Arzt zu bestimmen hat; besonders auch achte man bei schlechten Zähnen auf den Zustand des Magens; ebenso ist beim Eintreten eines Zöglings in ein Erziehungshaus der plötzliche Wechsel der Diät und ganzen Gewohnheit für die Digestion gefährlich.

In Bezug auf das Geschlecht sollte man vor der Entwicklung der Regeln, also im geschlechtlich indifferenten Alter keinen absoluten Unterschied zwischen Knaben und Mädchen aufstellen, und am wenigsten sollte man auf die Verzärtelung des „zarten" Geschlechtes durch eine allzugewählte Diät hinarbeiten; bei Zimmergefangenen wird freilich Eßlust und Verdauung schlechter sein als bei der natürlichen Erziehung, welche Lustgenuß und Bewegung gestattet; im Gegentheil sollte man eher beim Weibe, dessen Magen während der Schwangerschaft für zwei Organismen Stoff zu bereiten hat, auf eine recht kräftige Verdauung hinwirken.

An das Vorige schließt sich an die diätetische Pflege der Zähne; sie bedarf hier um so mehr einiger Worte, als die Zahnfäule mit ihren Schmerzen, ihren Mundentzündungen, ihrem üblen Geruch, ihrem wechselseitigen Zusammenhange mit Verdauungsstörungen und mit ihrem Gefolge von erforderlichen operativen Hülfen für einen großen Theil der Jugend zur Plage wird und dem erwachsenen Alter den theilweisen Verlust des Apparates zum Kauen oder auch zur vollständigen Articulation der Laute und meist eine Entstellung überliefert. Schon beim zweiten Zahnen ist für ein richtiges Aneinanderreihen und die Richtung der Zähne Sorge zu tragen und sind von jetzt an alle Mittel zu benützen, um die Dauerhaftigkeit der Zähne zu befördern; dazu gehört der Schutz des Schmelzes vor dem Zerspringen, indem man nie zu kalte und zu warme Speisen und Getränke einnimmt und noch weniger auf einander rasch folgen läßt, und indem man das Kauen und Knacken sehr harter Stoffe, wie der Nüsse, verbietet; ferner ist die Ablagerung von Mineraltheilen und Schleim zwischen Zahnhals und Zahnfleisch und weiter die chemische Einwirkung von die Zahnsubstanz auflösenden oder ihre Fäulnis durch Gärung einleitenden Stoffen abzuhalten: also keine allzu

ſauren Dinge zum Zerkauen oder Trinken und eine tägliche Reinigung der Mundhöhle und der Zähne mittelſt einer weichen, in laues Waſſer getauchten Bürſte; bei ſchlaffem Zahnfleiſch oder bei Neigung zu ſog. Weinſteinanſatz iſt überdies der zeitweiſe Gebrauch eines reinigenden und adſtringirenden Zahnpulvers geboten. Das gründliche Reinigen muß wie das Waſchen zur Tagesordnung gehören und ebenſo muß das Ausſpülen des Mundes nach jeder Fleiſchſpeiſe zur Regel werden.

Auf der andern Seite ſei über die Ausleerungen bemerkt, daß das natürliche Bedürfnis nicht zu unterdrücken und daß das Eintreten desſelben, namentlich bei Neigung zu Stuhlverſtopfung, an beſtimmte Tageszeiten zu gewöhnen iſt; nur bei einer abnormen Reizbarkeit der Blaſe (abgeſehen von Blaſenkatarrh und andern krankhaften Zuſtänden) darf gegentheils durch abſichtliches Verhalten die Häufigkeit der Ausleerungen überwunden werden.

2. Athmen. Auf die große Bedeutung der Aufnahme reiner Luft für die Bildung eines guten, die geſunde Ernährung und die friſche Nerven- und pſychiſche Thätigkeit vermittelnden Blutes wie auf die Gefahren eines trägen Athmens in ſchlechter Luft wurde wiederholt hingewieſen. Der Luftgenuß läßt ſich mit der Erholung und mit der Leibesübung im Bewegungsſpiel, in ſpätern Jahren mit dem Turnen, den längeren Gängen und Reiſen verbinden, er läßt ſich benützen, um die Lunge an ſtärkere Leiſtungen beim Laufen, Reden und Singen zu gewöhnen, endlich um ſowohl die Luftwege ſelbſt als die Hautnerven durch Gewöhnung an niedere oder feuchte oder ſehr trockene und bewegte Luft für die atmoſphäriſchen Einflüſſe, eine Haupturſache der Erkältungskrankheiten, unempfindlicher zu machen; dabei beachte man, mit der Zunahme der körperlichen Kräftigung im Verlaufe des Schulalters wird die Gefahr der Erkältung geringer und ſie wird überhaupt auch beim Aufenthalte in einer Atmoſphäre unter Null ſehr beſchränkt, wenn man nur geſunde Kinder und dieſe nur in genügender Kleidung der rauhen Witterung ausſetzt, bei lebhaftem, trockenem und kaltem Winde eine ſtärkere Anſtrengung der Lunge durch Laufen und Schreien unterſagt, und den Aufenthalt im Freien überhaupt nach dem Wetter kürzer oder länger bemißt, von einer Stunde ungefähr als dem niederſten Maße bis zu einer möglichſt langen Dauer an Sommertagen; ſodann aber iſt es verkehrt, die Abhärtung fortzuſetzen, wenn eine katarrhaliſche Reizung der Luftwege ſich einſtellt; durch eine gleichmäßige warme Temperatur befördert man am eheſten den raſchen Ablauf des Uebels und ſchützt dadurch vor einer mit der Dauer desſelben zunehmenden Neigung zu Rückfällen. So ſchwer es iſt, auf eine beſſere Luftbeſchaffenheit in den Wohn- und Schlafzimmern der Familien zu wirken, ſo leicht iſt es dem Pädagogen, für ſeine Schulzimmer und die ſämmtlichen Wohnräume der Erziehungsanſtalten zu ſorgen; hier ſei namentlich die Nothwendigkeit eines gründlichen Lüftens der Schlafzimmer zu jeder Jahreszeit und der Desinfection der Kloaken betont.

3. Körperwärme und Functionen der Haut. Zur menſchlichen Geſundheit gehört ferner weſentlich die Erhaltung der Eigenwärme und nur bei einer gewiſſen mittleren Temperatur iſt namentlich auch die ungeſtörte Nerventhätigkeit möglich; wer friert, arbeitet geiſtig ſo ſchlecht, als wer hungert, durſtet oder in einer abſcheulichen Luft ſchmachtet. Der Organismus erhält ſeine Eigenwärme hauptſächlich durch den von der Nahrungszufuhr und dem Athmen abhängigen Stoffwechſel, unſer Verhalten gegenüber der äußeren Temperatur iſt aber weiter weſentlich bedingt durch die Beſchaffenheit unſerer Hautdecken, und der geſunde Zuſtand der Haut iſt der Ausſcheidungen wegen wichtig für den Stoffwechſel, als Organ der Empfindungen und des Taſtſinns für unſer Nerven- und geiſtiges Leben; nach beiden Beziehungen iſt es daher eine Forderung, daß das normale Verhalten der Haut durch keine äußeren Schädlichkeiten geſtört werde, namentlich nicht durch ſolche, welche die Haut zu ſtark abkühlen und dadurch erkälten, oder welche ſie gegentheils in eine zu ſtarke Thätigkeit verſetzen. Die richtige Pflege der Haut beſitzt aber auch eine ſittliche Bedeutung, inſofern äußerer Schmutz ſo gerne mit allgemeiner, auch innerer Unſauberheit und Unordnung zuſammen geht.

Die Hautdecken allein ſchützen jedoch in unſerem Klima nur über die kürzeſte Zeit des Jahres die Erhaltung der Eigenwärme, es treten daher weitere Mittel dazu, nämlich die Kleidung, d. h. die Umhüllung mit ſchlechten Wärmeleitern, und die Bedeckung im Schlafe, ferner die künſtliche Erwärmung der äußeren Luft und die Steigerung der Eigenwärme, diätetiſch namentlich durch Leibesübung. Die Differenz zwiſchen beiden Temperaturen wird ferner um ſo weniger nachtheilig, wenn die Haut nach und nach den atmoſphäriſchen Einflüſſen gegenüber abgehärtet wurde; die Abhärtung iſt alſo ein weiterer Theil der Hautdiätetik. Auf der anderen Seite ſoll aber auch eine zu hohe Eigenwärme ermäßigt werden, namentlich durch Regulirung der äußeren Temperatur, der Kleidung und der Wärme erzeugenden Thätigkeiten, ſodann durch directe, Wärme entziehende Mittel.

Die unentbehrlichſten Mittel der Hautpflege ſind das tägliche Reinigen der unbedeckten Körpertheile mit Waſſer von nicht zu kühler Temperatur, der hinlängliche Wechſel der Wäſche und eine zeitweiſe Abreibung des ganzen Körpers, Winters mit lauem Seifenwaſſer, Sommers im kalten Bade; für die Hautpflege iſt aber mit dieſer Beobachtung der nöthigſten Reinlichkeit noch wenig geleiſtet; es wird vielmehr erfordert, die ganze Hautdecke durch eine tägliche Abreibung mit einem in kühles Waſſer getauchten und ausgedrückten Schwamme oder mit grobem Leintuche und durch nachheriges Abtrocknen zu reinigen und zugleich zu erfriſchen und zu kräftigen; am beſten geſchieht dieſe Waſchung mit der übrigen alltäglichen Säuberung vor dem Ankleiden; die Zimmertemperatur darf dabei nicht unter 14° R. ſtehen, keine Zugluft den entblößten Körper treffen und ehe die volle Reaction mit der Empfindung von Kraft und Behagen eingetreten iſt, ſoll man nicht in die Kälte gehen. Für den Sommer treten an die Stelle dieſer Waſchungen die Bäder im Freien; wer ſeine Kinder nicht an die täglichen allgemeinen Waſchungen gewöhnen mag, ſoll doch jede Gelegenheit zu den kalten Bädern und mit ihnen zur unmittelbaren Abkühlung und Erfriſchung und zur mittelbaren Kräftigung und Abhärtung des ganzen Menſchen benützen; vom fünften Jahre ſind die Fluß- und Seebäder bei einer Temperatur von 14 — 18° R. zuträglich; bei höherer Temperatur erfriſcht man beſſer durch Abwaſchen mit kühlem Brunnenwaſſer oder durch ein Regen- oder Gießbad. Für die Knaben und bei der leider ſeltenen Gelegenheit auch für Mädchen ſind die Bäder weiter zu der Muskel- und Lungenübung des Schwimmens zu benützen (ſ. Art. Baden.)

Dieſe Cultur der Geſundheitspflege iſt zugleich auch die einzige durchgreifende Schönheitspflege der Haut; doch ſind überdies die bei allzu reizender Koſt, bei häufiger Verunreinigung namentlich der ſchwitzenden Haut mit Staub und wenn unbedeckte Theile durch die Sonnenhitze getroffen werden, entſtehenden Ausſchläge, ebenſo iſt die individuelle Sprödigkeit und die abnorme Talgſecretion, welche die ſog. Mitesſer veranlaßt, zu berühren; die unthätige Haut reibt man mit Flanell, die unreine reinigt man vom getrockneten Talge durch Abreiben mit befeuchteter, mittelfein gepulverter Mandelkleie.

Die einfachſte Pflege der Haare, dieſes Anhangs des Hautorgans, beſteht in regelmäßigem Kämmen und Ordnen, beim Knaben im zeitweiſen Abſchneiden, beim Mädchen in einer künſtlichen Haartracht, welche die Haare nicht zerrt, bei beiden Geſchlechtern im Kühlhalten, alſo im Unbedecktlaſſen des Kopfes, wo nicht Sonnenhitze, Regen oder Kälte oder, müſſen wir hinzuſetzen, die Mode eine Hülle verlangen; bei trockenem Haarboden iſt das einfache Olivenöl das beſte Erhaltungsmittel.

Die Kleidung, welche im erſten Lebensjahre viele Wärme und eine weiche Hülle gewähren muß, darf von der Zeit an, wo das Kind ſich durch lebhaftes Gehen und Bewegen und kräftiges Verdauen ſelbſt mehr Wärme bildet, nach und nach kühler genommen werden; der Hauptgeſichtspunct iſt dabei, daß die Erziehung es weder im Abhärten zuweittreibt, noch durch Angewöhnen von dichter Kleidung oder durch Bedecken von Hals, Geſicht und Händen die Verweichlichung und mit ihr die geſteigerte Empfind-

lichkeit für atmosphärische Einflüsse und für den Wärmeverlust bei durchnäßten Kleidern zur Folge hat. Man wird daher gewiß Winters dichte, dunkle Stoffe in mehreren und enger anliegenden Hüllen gestatten und dagegen während der warmen Zeit den Körper kühl halten; man wird Winters wollene Strümpfe gestatten und zu keiner Zeit eine größere Körperoberfläche z. B. die nackten Schultern sammt Armen oder die Unterschenkel kühler Luft aussetzen, man wird auch die Gewöhnung an durch Schweiß oder Regen feucht gewordene Kleider höchstens auf das durchgeschwitzte Hemd ausdehnen, andererseits wird man aber den Kindern keine intensiv warmen Stoffe namentlich keinen Pelz für Hals und Hand oder gar zur Leibesbedeckung und ebenso wenig wollene Jacken für den bloßen Leib gestatten und wird bei geringen Temperaturschwankungen keinen Kleiderwechsel eintreten lassen. Weitere Puncte, die namentlich bei starkem Wachsen praktisch werden, sind der Druck enger oder zu eng gewordener Kleidungsstücke auf irgend einen Körpertheil; ebenso gehören hierher die von der Mode verlangten Zwangsstücke, welche den älteren Knaben und Mädchen aufgezwungen werden, wo nicht die eigene Modethorheit nach solchem Unverstand greift; im besondern sind bei beiden Geschlechtern leichte und lockere Binden für den Hals, so lange als möglich keine Bedeckung desselben außer dem Hemdkragen, ebenso weite Armlöcher und Aermel, ferner knappe, aber keinen Theil des Fußes durch Druck verunstaltende oder beschädigende Schuhe, für die Knaben besonders nicht zu knappe Beinkleider zu verlangen. Ueber die Schädlichkeit der Schnürbrüste für Entwicklung und Function der Lungen- und Unterleibsorgane ist man einig; ihr Anlegen vor der vollkommenen Ausbildung des Körpers und unter der Bedingung einer elastischen, die untere Rippengegend nicht einschnürenden Beschaffenheit ist aber gestattet, wenn die schwache Musculatur des Rückens neben der Kräftigung durch Uebung eine mechanische Stütze verlangt.

Die Bedeckung bei Nacht hat vom zweiten Jahre an kühler und die Unterlage härter zu werden; Congestionen und Schweiß, diese Folge der Federbetten, sind ebenso streng auszuschließen, als eine zu leichte Decke; am zweckmäßigsten ist anerkannter Maßen die bloße Bekleidung des Leibes mit einem weiten Hemde, überdies bei Mädchen mit einem Kamisol, zur Unterlage eine resistente, zugleich aber elastische, gepolsterte Matratze mit Roßhaar, bei ärmeren mit Seegras oder geschlitztem Maisstroh, zur Bedeckung Sommers eine wattirte Decke oder ein Wollteppich mit leinenem Ueberzug, Winters eine leichte Federdecke. Eine mäßige Erwärmung des Schlafzimmers ist Winters ganz angemessen; bei kühler Temperatur ist der Schlaf ebenso gestört als bei zu hoher, und die Kinder suchen Wärme durch Zusammenkauern und Verbergen des Kopfes unter der Decke; daraus folgt das Einathmen von schlechter Luft und eine Disposition zu Congestionen oder zu Schweiß, welche wahrlich bei einer Erwärmung auf 10 — 12° R. nicht zu befürchten ist.

Hinsichtlich der Zimmertemperatur bei Tage genügt die Bemerkung, daß eine Wärme von 16° R. als die für den Winter geeignetste gilt, während sonst recht wohl eine Temperatur bis zu 10 Graden und weniger, auch beim Sitzen, von Gesunden ertragen wird; ferner wird die schwüle Luft im Sommer viel weniger lästig, wenn nur für genügende Erneuerung und Bewegung derselben durch die einfachste Ventilation gesorgt ist. Unter den organischen Mitteln zur gesteigerten Wärmebildung ist die Leibesübung das angemessenste, gerade aber bei extremer Kälte wie bei solcher Wärme ist ein strenges Maß zu beobachten, um Congestionen gegen innere Theile oder eine rasche Erkältung der schwitzenden Haut zu verhüten. Für die Mädchen, welchen die verkehrte Erziehung die hinlängliche Bewegung im Freien versagt, ist gerade solche die einzige Hülfe gegen das Frösteln im geheizten Zimmer, die Nervenüberreizung durch die trockene Luft und die lästige Kälte der Füße.

4. Muskel- und Nerventhätigkeit; Arbeit und Ruhe, Wechsel der einzelnen Functionen. Die Pflege der bisher betrachteten Functionen bezieht sich auf den Apparat, dessen normaler Gang die höheren Thätigkeiten bedingt, deren richtige

Entwicklung, Kräftigung und Bewahrung ſelbſt von noch größerem Werthe iſt, indem es ſich hier einerſeits um den die Wirkung des Willens auf die Außenwelt vermittelnden Bewegungsapparat und andererſeits um die Organe der ſinnlichen Empfindung und des pſychiſchen Lebens ſelbſt handelt; der willkürliche Bewegungsapparat, die Muskeln ſammt allen motoriſchen Nerven, wie die receptive und productive Nerven- und Hirn- und Seelenthätigkeit erfordern vor allem eine angeſtrengte Uebung, um allmählig die Höhe ihrer Leiſtungsfähigkeit zu erreichen und die ganze Breite ihrer Energieen zu erfüllen; ebenſo erhält ſich nur bei der dauernden Arbeit derſelben ihre Energie vollkommen, aber jede willkürliche Muskel- und jede mit dem Bewußtſein verknüpfte Nerven- und Seelen-Function verlangt ebenſo weſentlich Ruhe oder Erholung unter der Form eines veränderten oder ſchwächeren Thätigſeins. Der oberſte Satz lautet daher: übe das animaliſche Leben in allen ſeinen Formen bis zur vollſten Entwickelung, aber halte ſtets das rechte Maß zwiſchen Arbeit und Ruhe. Erſt die zweite Forderung verlangt zur Erhaltung des Gleichgewichtes und mit demſelben zur Erhaltung der Geſundheit des Ganzen wie ſeiner einzelnen Sphären die gleichmäßige Ausbildung und ſtetige Uebung aller Energieen und namentlich den ſtetigen Wechſel zwiſchen der productiven und receptiven und motoriſchen Thätigkeit.

Die Herrſchaft über ſeinen Muskelapparat gewinnt der Menſch nur durch angeſtrengte Einübung der einzelnen, bei einer combinirten Bewegung zuſammenwirkenden Organe und durch Beförderung ihrer Leiſtungsfähigkeit an ſich, d. h. durch Vermehrung der Muskel- und motoriſchen Nervenkraft. Mangel an Arbeit der einzelnen Muskeln ſetzt ihre Ernährung herab und macht ſie mehr oder weniger für den Willen unbrauchbar, Mangel an Leibesbewegung im ganzen ſtört die geſammte Vegetation, ſtört ebenſo die normale Function des ganzen Nerven- und pſychiſchen Lebens und wirkt endlich mächtig durch Verweichlichung und Ueberreizung oder durch Trägheit auf Gemüth und Charakter; die Intelligenz mag eine Zeit lang gedeihen, ſchließlich aber wird auch der Geiſt von der geſteigerten Sinnlichkeit oder der Kränklichkeit des Leibes oder von dem Phlegma unterjocht. Das Gegentheil erreicht die Erziehung und die Hygieine durch die rechte Muskelentwicklung und Muskelarbeit; dieſe Förderung der leiblich-geiſtigen Geſundheit, iſt daher die Hauptaufgabe, erſt in zweiter Linie ſteht die Ausgleichung der Nachtheile einer ſitzenden Lebensweiſe und einer einſeitigen Anſtrengung des Geiſtes, erſt in dritter die methodiſche Bekämpfung der Schwäche einzelner Muskelpartien und die möglichſte Erhöhung von Gewandtheit, Muskelſtärke und Schönheit der Haltung und Körperform.

Die Forderung der Muskelübung erfüllen wir, wenn wir bis ins Schulalter dem eigenen Triebe des Kindes nach Muskelarbeit unter der Form des Gehens, Laufens, Springens, Kletterns, und der mannigfaltigen ſelbſt erfundenen oder gelehrten Bewegungsſpiele ihr volles Recht angedeihen laſſen, den Trägen errege man durch das Beiſpiel ſeiner Genoſſen und durch eigene Theilnahme an ſeinen Uebungen; dabei achte die Erziehung auf die gleichmäßige Uebung beider Körperhälften, beſonders des linken Armes und Fußes und auf die richtige Haltung in der Bewegung wie in der anſcheinenden Ruhe. Vom Schulalter an trennt ſich die Aufgabe, je nachdem der Stand der Familie das Kind mehr zur häuslichen Arbeit verlangt und durch ſolche, oft nur zu ſehr und zum Schaden des richtigen Wuchſes, der gleichmäßigen Muskelentwicklung oder der ganzen Geſundheit, täglich ermüdet, oder aber die von Schule und Lernen nicht beanſpruchte Zeit theils zur freiwilligen Leibesübung mittelſt der gemeinſamen Bewegungsſpiele, des Stelzengehens, Schlittſchuhlaufens, Schlittenfahrens, zeitweiſe eines ſtärkeren Ganges, theils zu der beſonders für die älteren Mädchen praktiſchen Uebung in ſämmtlichen, möglichſt viel der Bewegung dienlichen Arbeiten in Haus und Garten verwendet wird. Die bekannte Verkehrtheit unſerer Tage raubt dem Mädchen viel zu frühe das heitere und heilſame Spielen und Tummeln und mit ihm den naiven Kinderſinn und ſetzt an die Stelle der häuslichen Arbeitsbewegung das Stillſitzen in

dumpfer Stube am Nähtiſchchen, Stickrahmen, oder Clavier; letzteres hat wenigſtens den Vorzug, daß auf gute Haltung gedrungen wird und eine gleiche Bewegung beider Arme ſich von ſelbſt ergibt.*)

Wo zu Hauſe die rechte mechaniſche Arbeit mangelt, wo man dem Knaben und dem Mädchen die freiwilligen Uebungen unter Gottes Himmel verwehrt oder beſchränkt, wo anhaltendes Sitzen mit angeſtrengter Kopfarbeit die harmoniſche Entfaltung des jugendlichen Organismus zu ſtören droht, hier ſind für beide Geſchlechter die methodiſchen Leibesübungen und zwar vor allem das Turnen, nicht aber das für das geſchlechtlich indifferente Alter ungeeignete Tanzen an ihrem rechten Platze und werden für die Kräftigung der künftigen Männer und Frauen und des nächſten Geſchlechtes vieles leiſten, um unſerem in die Knechtſchaft des Egoismus und der Ausländerei verfallenen Volke phyſiſch wie ethiſch aufzuhelfen. Jedoch iſt ein guter Erfolg nur zu hoffen, wenn man vor allem das rechte Maß in der Gehirn- und Muskelarbeit und beiden gegenüber in der Erholung einhält (ſ. den folgenden Artikel), wenn man als den Hauptzweck die allmähliche Kräftigung des ganzen Körpers durch eine den individuellen Kräften angemeſſene Steigerung und eine ſachgemäße Abwechſelung der Uebungen verfolgt, und die volle Luſt und Liebe zu einer erfriſchenden, nicht aber die Erſchöpfung ſteigernden Thätigkeit erhält. Für Mädchen muß das Turnen ganz beſonders ſorgfältig geleitet werden, um friſche, gewandte und anmuthig ſich bewegende Jungfrauen, nicht aber muskelkraftſtolze, langarmige, breithändige Mannweiber zu bilden. Am häufigſten geben weiter die Fußmärſche den Anlaß zu einem gewaltſamen, eben daher ſchädlichen Verſuche der Kräftigung und Abhärtung (ſ. Art. Leibesübungen und Fußreiſen).

Die Entwicklung der Stärke und des Umfangs der Stimme und ihre Einübung, um dem Gedanken und Gefühle im Klang und Ausdruck zur vollen äußeren Geſtaltung zu dienen, wird zu wenig beachtet; ſie iſt an und für ſich ein werthvoller Schmuck des Lebens, und die Uebung ſelbſt durch lautes Vorleſen, ſpäter durch Declamiren, Singen oder freien Vortrag iſt eine treffliche Schule für die Lunge und ein Erſatz für die willkürliche Bewegung, von dem pädagogiſchen Werthe des Stoffes der Leſe- und Redeübungen und der nöthigen geiſtigen Verarbeitung desſelben nicht zu reden. Die Uebung darf aber nie bei vollem Magen, bei Beengung von Hals und Bruſt durch Kleider und nie bei Reizung des Kehlkopfes ſtattfinden. Auf das Erlernen der richtigen Ausſprache wirkt man weniger durch vieles Hofmeiſtern, als durch gutes Beiſpiel.

Das letzte Stück der körperlichen Erziehung, die Erfüllung einer abſoluten Bedingung des Gedeihens und Wohlbefindens, welche gerade bei der Jugend am allerunerläßlichſten iſt, betrifft die hinlängliche Erholung durch den Wechſel der angeſtrengten Kopf- oder Muskelarbeit mit einer leichtern, freiern, der individuellen Neigung angemeſſenen Beſchäftigung und durch die wirkliche Ruhe bei Nacht, den Schlaf (ſ. Art. Erholung).

Hier iſt nur der Ort das Wichtigſte über die Pflege des Schlafes zuſammenzufaſſen, um ſo mehr als ſich Verf. mit äußerſter Entſchiedenheit gegen die Barbarei und Unnatur des Einſchnallens (Schreber, Kallipädie, S. 82. 174) in der fixirten Rückenlage ausſprechen muß. An Arbeit und Ermüdung fehlt es den Tag über dem Kinde nicht, am wenigſten dem Schüler, der daher ſein volles Recht auf den Schlaf und zwar den geſunden, erquickenden, allein zu neuer und friſcher Geiſtes- und Gehirnthätigkeit am folgenden Tage befähigenden beſitzt. Der Schlaf muß daher ſo lange dauern, als es Alter, Individualität und der Grad der Anſtrengung, zumal des Gehirnes verlangt, d. h. bis ein nicht an Schlafſheit gewöhntes, aber eben ſo wenig in Angſt und Furcht wegen des Verſchlafens erhaltenes Kind von ſelbſt aufwacht, was erfahrungsgemäß je nach Umſtänden nach 8—10 Stunden zu geſchehen pflegt; es hat

*) Vrgl. Heidenreich, die Verkehrtheiten in der Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend; Ansbach 1844.

übrigens einen unläugbaren Vorzug, vorausgeſetzt daß die hinlängliche Stundenzahl gewährt wird, das Kind zu erwecken und zum alsbaldigen ſich Erheben anzuhalten, weil ein langſames Aufdämmern des Wachens ſchlaff macht und weil um dieſe Zeit häufig Unterleibscongeſtionen ſich einſtellen, welche die Geſchlechtlichkeit reizen. Wo frühe zur Arbeit oder Schule gegangen wird, iſt daher das Zubettegehen zur rechten Zeit anzuordnen; läßt man regelmäßig zu derſelben Stunde den Schlaf ſuchen und aufſtehen, ſo wird durch die Gewöhnung das willige Aufwachen erleichtert; für jüngere Kinder gebietet ſich das frühe Zubettelegen aus einer anderen Rückſicht; bei ihnen ſtellt ſich mit der Dunkelheit, aber auch ſonſt gegen die Abendzeit das Bedürfnis des Ruhens ein und muß befriedigt werden, will man nicht die Kinder durch das erzwungene Aufbleiben mismuthig und widerwärtig machen oder, und noch ſchlimmer, durch allerlei Mittel künſtlich aufregen und damit das Einſchlafen und die gute Nachtruhe ſtören; ſo lange ein Kind den Tag über ſchlafen will, laſſe man es gewähren und begünſtige ſogar dieſen Zwiſchenſchlaf bei erregbaren Naturen.

Zu den Bedingungen eines geſunden Schlafes gehört im Schulalter als weitaus wichtigſte, daß keine Gehirnüberreizung durch Kopfarbeit oder durch Sorge und Angſt über die Forderung der Schule das Nervenſyſtem dauernd krank macht und daß ebenſo wenig die einzelne Nachtruhe durch ein Studium nach dem Abendbrode geſtört wird; wichtig iſt ferner eine mäßige Abendmahlzeit, ſelbſtverſtändlich ohne aufregendes Getränk, die gute Luft und richtige Temperatur des Zimmers, die angemeſſene Beſchaffenheit des Bettes; das einzelne Schlafen im eigenen Bette, die richtige Bekleidung, eine etwas erhöhte Lage des Kopfes auf einem feſten Polſter und eine bequeme, nach dem Bedürfniſſe wechſelnde Haltung und Lage des Körpers; im natürlichen Schlafe wechſelt der Menſch ohne Erinnerung an dieſe dunkeln Sinneseindrücke und Willensimpulſe ſeine Lage, ſobald ihm die Dauer derſelben durch Druck auf einzelne Nerven, Gefäße und Eingeweide oder durch Ermüdung der in Spannung befindlichen Muskeln irgend welche Beſchwerden oder unangenehme Empfindungen erregt und ſchon beim Einſchlafen ſucht der körperlich Müde eine Stellung, welche die abgearbeiteten und ſchmerzenden Theile am beſten ruhen läßt; welche Unnatur, welcher orthopädiſche Fanatismus, den Schlafenden, wenn es ſich nicht um eine chirurgiſche oder orthopädiſche Cur handelt, an eine beſtimmte Lage ſelbſt mit mechaniſchen Mitteln zu feſſeln! Die ununterbrochene Rückenlage taugt vollends gar nichts, weil die anhaltende Streckung des Stammes über Tage bei Nacht zunächſt die Ruhe der Streckmuskeln, alſo das Schlafen in gebeugter Stellung verlangt, weil die Rückenlage zu Blutanhäufung im kleinen Gehirn, in den hinteren und unteren Partien der Lunge, im Maſtdarm und den Genitalien Anlaß giebt, und man bei geſpanntem Bauche am ſchlechteſten verdaut. Wer ſich auch gewöhnt, meiſtens auf derſelben Seite zu liegen, iſt dadurch noch nicht zu einer Knochenverkrümmung disponirt.

B) Oeffentliche Hygieine im allgemeinen. Die Eigenthümlichkeiten der Pubertätsperiode, welche die körperliche Erziehung zu berückſichtigen hat, ſind bei den Entwicklungsjahren beſprochen worden; wir haben nun weiter noch auf einen beſonderen Punct beim Austreten aus der gewöhnlichen Schul- und Familienerziehung aufmerkſam zu machen; derſelbe führt uns zugleich auf den allgemeineren Standpunct zurück, aus welchem wir den Anfang der Erziehung im erſten Kindesalter betrachtet haben. Der Burſche von vierzehn Jahren, ebenſo das Mädchen gleichen Alters kommt um dieſe Zeit, alſo lange vor ſeiner vollen körperlichen Entwicklung und gerade in einer zum Krankwerden geneigten Periode, in die Lehre, in einen Dienſt oder in eine Fabrik; hier ſehen wir nun tauſendfach das mühſam erbaute Werk der leiblichen wie der moraliſchen Erziehung raſch oder langſam zertrümmert werden; am häufigſten beobachtet man dieſes klägliche Ende bei Waiſen oder unehlichen Sprößlingen; ohne eine andere Rückſicht als auf die Wohlfeilheit oder anſcheinende Unentgeltlichkeit der Lehrzeit oder die Höhe des Lohnes, bei Familienkindern aus den gleichen Gründen oder aus Unverſtand läßt

man ein Handwerk erlernen, zu welchem die innere Luſt, die innere wie äußere Befähigung fehlt, oder welches bei der individuellen pathologiſchen Dispoſition zum phyſiſchen Verderben ausſchlagen muß; oder iſt das Maß der Leiſtungen, welches in dem Dienſtverhältniſſe gefordert wird, für die Kräfte zu groß. Ueber die Härte und die weiteren Gefahren ſolchen Geſchickes iſt überflüßig zu reden, wie aber helfen? Der Familie wird es immerhin überlaſſen bleiben, ob ſie um Wohl und Wehe ihrer halberwachſenen Angehörigen ſich kümmern will, nur der Rath des Seelſorgers und Arztes darf dazwiſchen treten; wo es ſich aber um die Verſorgung von Waiſen oder Vaterloſen handelt, ſollte die öffentliche Vorſorge auch darin ſich äußern, daß über die individuell angemeſſene Unterkunft und den Grad der Leiſtungs- ſowie Erwerbsfähigkeit unter Mittheilung der concreten Verhältniſſe der Rath des Arztes eingeholt würde; freilich wird alsdann vorausgeſetzt, daß die Alimentationspflicht mit dem 14. Jahre nicht erliſcht, oder wenn, daß für ein nicht vollkommen zur Selbſterhaltung geeignetes Individuum die Gemeinde- oder Staatsfürſorge materiell einzutreten hat. Dieſes Verfahren beobachten die Findelanſtalten in Frankreich und Oeſterreich, wenn ſie ihre Pfleglinge im Alter der Geſchlechtsreife ins Leben einführen.

Sodann aber wird es keines Beweiſes bedürfen, daß für die Geſundheit der Halberwachſenen und ebenſo der Schulkinder, zugleich möglichſt auch für ihr moraliſches Schickſal durch die Geſetzgebung geſorgt werden muß, wo ſolche bei einer Fabrik in Dienſte treten; leider iſt das Muſter von England, Frankreich und Preußen nicht überall befolgt worden.

Endlich als den Grundſtein für die Erziehung der ſog. Haltekinder, deren einer chriſtlichen Zeit Hohn ſprechendes Schickſal angedeutet wurde, haben wir die factiſche Aufſicht über die Pflegeeltern zu bezeichnen; Verordnungen leiſten wenig, vieles aber die rechte Pflichterfüllung der mit ſolchem Amte betrauten Diener der Kirche, des Staates oder der Gemeinde. Vergl. hierüber die Werke über Sanitätspolizei und Hygieine, z. B. Pappenheim, Sanitätspolizei; Art. Arbeit und Findelanſtalten. Dem letzten Stücke der öffentlichen Sorge für die Geſundheit der Kinder, der Krankenpflege, iſt der Abſchnitt „Kinder-Krankenpflege“ gewidmet.*) Dr. R. Köhler.

Körperliche Erziehung. Pflichten der Schule in Bezug auf körperliche Erziehung. Die Bedeutung der Medicin als der Erfahrungswiſſenſchaft vom geſunden und kranken Menſchen für die Erziehung überhaupt iſt anerkannt, wenn gleich den Forderungen der Aerzte in der Geſtaltung der Erziehung ſelbſt weder in Theorie noch in Praxis die volle Rückſicht geſchenkt wird. Ungleich ſchlimmer ſteht es aber mit dem harmoniſchen Zuſammenwirken der beiden gleichberechtigten Factoren für die Geſtaltung der Erziehung und des Unterrichtes in der Schule und unter ihrem mittelbaren Einfluſſe.

Schon lange vor Lorinſer hat z. B. der Schöpfer der Medicinalpolizei, Joh. P. Frank das Schulweſen vor das Forum der Medicin gezogen (Syſtem einer vollſtändigen mediciniſchen Polizei 1782—1825 Bd. VI. und Abhandlung über eine geſunde Kindererziehung; aus dem Lateiniſchen, 1794. 1803), und haben auch einzelne Pädagogen, zuerſt Köpke (Allg. Jahrb. der Univerſitäten u. ſ. w. I. 4. S. 1 ff.) in einem kurzen Aufſatze und M. C. C. T. Weckherlin, Präceptor am Gymnaſium in Stuttgart, in einer für ihre Zeit höchſt anerkennenswerthen ſyſtematiſchen Schrift (Ueber die Einrichtung der Schulen in Rückſicht auf die körperliche Geſundheit der Jugend; Stuttgart 1799) die Wichtigkeit einer der menſchlichen Natur gemäßen inneren und äußeren Einrichtung der Schule hervorgehoben; ſeither haben populäre Schriftſteller über Medicin, Diätetik

*) Ueber die verſchiedene Stellung, welche der Diätetik als der zur Erreichung der Aufgabe der Erziehung unentbehrlichen Pflege des leiblichen Lebens in den verſchiedenen pädagogiſchen Syſtemen angewieſen wird, ſ. die Auseinanderſetzungen und literariſchen Nachweiſungen bei Stoy (Encyklopädie der Pädagogik § 25); vergl. d. Art. Erziehung Bd. II. S. 247. D. Red.

und Hygieine, wie Huſeland, Ideler, Rußdorf, Bock, Oeſterlen, die Autoren über Sanitätspolizei, wie Wildberg, Behrend und Pappenheim, manche Specialſchriftſteller über Orthopädie und beſonders über Gymnaſtik den Gegenſtand bald einſeitig, bald umfaſſend erörtert; es erſchienen auch ganz ſpecielle Bearbeitungen der Schulhygieine nach Lorinſer (Zum Schutze der Geſundheit in den Schulen; Medicin. Zeitung, Berlin 1856) namentlich von A. Schreber, unter anderem in ſeiner Schrift: Aerztlicher Blick in die Schulen, Leipzig 1858; ebenſo die in den Grundſätzen klare Schrift von Dr. H. Toggenburg (Ueber die Sorge der öffentlichen Erziehung für die körperliche Entwicklung und Ausbildung der Jugend, Winterthur 1832); von Dr. R. Froriep (Ueber den Einfluß der Schulen auf die Geſundheit, Berlin 1836) und von Dr. Schraube in zwei das Bekannte ohne viel Kritik reproducirenden Arbeiten (Die ſanitätspolizeiliche Beaufſichtigung der Schulen und des Schulunterrichtes, Halle 1859; und der Artikel „Sorge für die Geſundheit in den Schulen" in Henke's Zeitſchrift für Staatsarzneikunde, 1859, B. 78. S. 343—374; 1860, B. 40. S. 244—286). Auch hat es von Seiten der Staatsaufſichtsbehörden über das Schulweſen nicht an allgemeinen Inſtructionen und ſpeciellen Verfügungen der einſchlagenden Art gefehlt (vgl. Kirſch, Volksſchulrecht, und die Hauptwerke über die Medicinalgeſetzgebung der einzelnen deutſchen Staaten); ebenſo iſt den Phyſikatsärzten eine ſanitätspolizeiliche Aufſicht über die Schulen einſtimmig zugewieſen, da und dort auch im ſpeciellen vorgeſchrieben, z. B. in Baden (Inſtruction v. 16. October 1844), und namentlich gab der Sturmlauf Lorinſers den Anlaß zu vielen palliativen Verbeſſerungen. Trotz allem dem klagen in der Gegenwart die Pädagogen, aus deren Zahl eine meines Erachtens gewichtige Stimme geradezu „die Krankheitsſymptome unſeres modernen Schulweſens" erörtert (Gelzers proteſtant. Monatsblätter 1855, V. S. 314). Es klagen die Aerzte über die verderbliche Wirkung zumal der höheren Schulen auf die phyſiſche wie pſychiſche Geſtaltung des Menſchen und es klagen die Eltern über die Ueberbürdung und Kränklichkeit ihrer Kinder.

Die Urſachen dieſes Sachverhaltes, welcher die Forderung einer Reform der Schulhygieine und einer beſſern Ordnung des Verhältniſſes von Pädagogik und Medicin enthält, liegen zum Theil ſehr tief; für die höheren Schulen, mit Recht der Hauptgegenſtand der Beſchwerden, liegt ein Hauptgrund in der die Schulbehörden und mit ihnen die Lehrer beherrſchenden modernen Richtung der ganzen Erziehung, welche die Ausbildung des Charakters und der Geſinnung und die Erbauung eines dauernden geiſtigen Inhaltes hintanſetzt und immer mehr auf die Entwicklung der Intelligenz, auf das Vielerlei des Wiſſens und auf eine ſpecielle Vorbereitung der Fachſtudien hinarbeitet. Dieſelbe öffentliche Meinung, welche der Schule die kränkelnden Kinder und verſchrobenen unjugendlichen Charaktere der Schüler, die vielen Nerven- und Unterleibsleiden des ſpäteren Lebens und ebenſo den hohlen Wiſſensdünkel und das fieberhafte Haſchen nach materiellem Genuß und Gewinn zur Laſt ſchreibt, dieſelbe drängt nach möglichſt frühem und möglichſt vielerlei Wiſſen, veranlaßt dadurch die Häufung der Unterrichtsfächer und die naturwidrige Steigerung des Lernziels, welches am Ende der einzelnen Schulclaſſen und bei der letzten Schulprüfung erreicht werden ſoll. Am klarſten erkennt man dieſen Einfluß an concurrirenden Privatſchulen, welche des Zulaufes wegen im Naturwidrigen ſich überbieten.

Die Grundforderung der Medicin lautet: die Schule hat die harmoniſche Entwicklung des ganzen Menſchen, zunächſt nach ſeiner leiblichen Seite, nicht nur nicht zu hemmen oder zu beſchädigen, ſondern zu fördern, ſie hat demgemäß das Gleichgewicht zwiſchen der leiblichen und geiſtigen Entwicklung einzuhalten, durch ihre äußeren Einrichtungen jeder Störung der körperlichen Geſundheit entgegenzuwirken, ja direct auf deren Kräftigung hinzuarbeiten und bei ihrer inneren Geſtaltung das zur gedeihlichen Entwicklung nöthige Maß der Kräfte des Zöglings zu erhalten. Dieſe Forderung tritt ſomit in Widerſpruch mit der ganzen Mode. So lange die Grundanſchauung nicht

wieder zum alten Humanismus zurückkehrt, nur mit dem Unterschiede, daß die Medicin als berechtigte und willkommene Rathgeberin für die Gestaltung des Schulwesens zu betrachten sein wird, bleiben die besten hygieinischen Maßregeln für die höheren Schulen Stümperei. Die weiteren Gründe der ungenügenden Schulhygieine sind auf Seite mancher Pädagogen die Unterschätzung der Tragweite schlechter Schuleinrichtungen*), die Abneigung gegen die Uebergriffe der „materialistischen" Aerzte, da und dort auch der Irrthum, die geistige Ausbildung auf Kosten der leiblichen wirke nicht wesentlich zurück auf den ganzen Menschen, also auch einschließlich seiner physischen Sphäre; auf der Seite der Aerzte mangelhaftes empirisches Studium der pathologischen Wirkungen der Schule, die Zaghaftigkeit, seine Pflicht auch da zu thun, wo man als Eindringling betrachtet wird, oder das Uebergreifen der Medicin auf rein pädagogische Fragen; auf Seite der Gemeinden unverständige Sparsamkeit; auf Seite des Staats dieselbe Engherzigkeit und die schlechte Regelung der Beziehungen zwischen den Organen der öffentlichen Gesundheitspflege und den Schulbehörden und einzelnen Schulanstalten. Dieselbe Pflicht, welche den Staat veranlaßt, das physische Wohl seiner Gefangenen unter ärztliche Aufsicht zu stellen, besteht doch wohl hinsichtlich des wirksamen Schutzes der Gesundheit in den öffentlichen wie privaten Schulen.

Von einigen Seiten werden große Erwartungen an das vorgeschlagene Studium der menschlichen Anatomie und Physiologie geknüpft; man meint, wenn die Pädagogen sich namentlich mit den physischen und psychisch-empirischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Kindesaltersstufen näher bekannt machen, so werde eine Umgestaltung des Unterrichts und der Erziehung in dem für die Gesundheit förderlichen Sinne nicht ausbleiben. So wenig nun auch die theoretische wie praktische Bedeutung solcher Studien verkannt werden soll, muß doch bemerkt werden, daß der genannte Hauptübelstand dadurch nicht beseitigt wird und daß ein Durcharbeiten der eigens zu dieser populären Belehrung geschriebenen Bücher, z. B. von Schreber (Anthropos) und von Hauschild (Die leibliche Pflege der Kinder zu Hause und in der Schule, Leipzig 1858) nicht ausreichen kann; gerade die Folgen einer verkehrten intellectuellen Ausbildung auf den Organismus lassen sich nur dann vollkommen begreifen, wenn man durch vieljähriges Studium und praktisches Thätigsein in der Medicin ein Verständnis für das pathologische Leben des Menschen errungen hat; ebenso können auch die Folgen mancher äußerer Schädlichkeiten des Aufenthalts in der Schule, z. B. der schlechten Luft, nur vom Fachmediciner recht gewürdigt werden.

Nicht das Hereinziehen des eigentlich medicinischen in das pädagogische Wissen möchte für die Zukunft eine Hauptaufgabe bilden, sondern daß die berufenen Aerzte die Erfahrungen über die Beschädigung der Gesundheit der Schüler mit wissenschaftlicher Strenge begründen; daher wäre der Gesundheitszustand vor und nach dem Eintreten in den Unterricht, in den verschiedenen Altersclassen derselben Schule und in den entsprechenden Abtheilungen verschiedener Anstalten hinsichtlich der Zahl der Todesfälle, der Erkrankungen und der schwächlich oder kränklich oder kurzsichtig gewordenen, endlich hinsichtlich des früheren Anfangs der Geschlechtsentwicklung zu vergleichen. Am leichtesten ließen sich solche Erhebungen an Schulen mit gemeinsamen hygieinischen Einflüssen, also an Pensionaten (im weitesten Sinne) einleiten. Genaue Forschungen über die Schulkrankheiten sind bis jetzt wenige vorhanden und im einzelnen Falle ist es oft schwierig, zu entscheiden, welche pathologische Veränderung dem Leben in der Schule und für dieselbe, oder inwieweit sie diesem und nicht anderen Einflüssen beizumessen sei. Leitpuncte für das Urtheil sind der Erweis früherer Gesundheit, der Mangel eines Causalzusammenhangs mit einer epidemischen oder einer sporadischen und aus anderen Ursachen entstandenen Krankheit, dagegen die innere Uebereinstimmung der Art der pathologischen

*) Eine richtige Grundansicht über die Gesundheitspflege in der Schule entwickelt in warmer Sprache Dr. Eberhard im Programm der Realschule zu Coburg; Ostern 1860.

Veränderung des Schülers mit den dem Schulleben notorisch anklebenden Schädlichkeiten; an solche zu denken ist man um so mehr berechtigt, als gesunde Naturen vom zweiten Zahnen bis zum Anfang der Pubertät bei natürlichen Lebensverhältnissen einer festen Gesundheit sich erfreuen.

So festen Grund nun auch die Medicin für ihre Kritik der Schule besitzt, muß sie andererseits aber auch die Wohlthaten der Zwangsschule für die öffentliche Gesundheit rühmen; denn die Volksschule ist der Wirkung nach Bewahranstalt für schlecht erzogene und behütete Kinder, Winters überdies eine warme Zufluchtsstätte und vor allem ist sie die kräftigste Schutzwehr gegen die Verderbnis des heranwachsenden Geschlechtes durch übertriebene ökonomische und besonders industrielle Arbeit, zumal in den Fabriken; aber auch der höheren Schule dankt es die Medicin, daß sie durch ihre Zucht die Jugend von manchen Ausschweifungen abhält.

Im Folgenden erörtern wir die einzelnen äußeren und inneren Verhältnisse des Schulwesens, sofern sie für die Gesundheit der Schüler von Belang sind; ein großer Theil der hygieinischen Forderungen kommt ebenso sehr dem Lehrer zu gute; nur aus dem Mangel an Sachkenntnis ist es zu begreifen, wenn in so vielen Schulen der Lehrer die wesentlichen Schutzmittel seiner eigenen frischen Kraft und Gesundheit vernachlässigt. Der Erörterung über den Unterricht mag beigefügt werden, was von der Schule für die Volksgesundheit durch Belehrung geleistet werden solle.

I. Gesundheitsgemäße Gestaltung der äußeren Verhältnisse des Schullebens. Die Forderungen gründen sich hier auf unzweifelhafte Thatsachen und ist die Medicin in der glücklichen Lage, die großen Mängel unserer Schulen und zwar fast ohne Ausnahmen der Dorf- wie der Stadtschulen durch den Vergleich mit den Schulen namentlich in den Vereinigten Staaten aufdecken und die praktische Ausführbarkeit des unumgänglichen Maßes der Verbesserungen mit demselben großartigen Beispiel belegen zu können. Es ist für Deutschland tief beschämend, daß gerade der materialistische Yankee den Schülern ihren Aufenthalt zu einem gesunden, bequemen, den Sinn für Ordnung und Reinlichkeit und die Liebe zum Lernen fördernden gestaltet, während wir selbst in vielen der neuesten und kostspieligsten Gebäude die Grundregeln der Schulhygieine, die Sorge für Licht, für reine Luft und angemessene Temperatur nicht beachtet finden. Eine Verbesserung in Deutschland muß zunächst die alten Schulgelasse, häufig in ursprünglich für andere Zwecke bestimmten Gebäuden, angreifen; auch bei beschränkten, für Neubauten unzulänglichen Mitteln läßt sich je nach den gegebenen Hauptfehlern für Sonne und Licht in den Schulzimmern durch Ausbrechen von Fenstern gegen Süden und Osten, durch Fällen der durch ihren Schatten und ihre Feuchtigkeit schädlichen Bäume in den Höfen, durch Niederlegen der Umfassungsmauern, welche dem Erdgeschoße Luft und Licht rauben, endlich für Erhellen und Lüften der Corridore durch weitere Fenster Sorge treffen; auch die sonstige Einrichtung der Schulzimmer läßt sich leicht verbessern. Ebenso kann die Ortspolizei für vollkommene Reinlichkeit der Umgebung und der Zugänge des Schulgebäudes sorgen durch Pflasterung, wenigstens des Fußsteigs, Befahren mit Kies, Wegsprechen von unbedeckten Düngerhaufen und anderen Quellen stinkender und inficirender Luft.

Sodann muß über die Bauplane neuer Gebäude ein sachverständiger Arzt gefragt werden und am besten würde überdies eine allgemeine Bauinstruction entworfen, welche die wesentlichsten hygieinischen Puncte berücksichtigt.

Schon bei der Wahl des Bauplatzes in geschlossenen Gemeinden handelt es sich um einen Punct, welcher von der ganzen Peripherie ohne zu langen oder durch Hitze, Staub, Schmutz, Glatteis und abschüssige Gassen oder Treppen beschwerlichen Weg zu erreichen ist; besonders aber bei zerstreuter Wohnart sind so viele Schulgebäude zu errichten, daß die Filialisten ohne Erschöpfung anlangen können; man berücksichtige den überaus beschwerlichen Marsch in Gebirgsgegenden mit bodenlosen oder von Schnee überdeckten Wegen.

Sodann muß dem Schulgebäude volles Licht, reine Luft und ein gewiſſer Grad von Stille gewährt ſein; der Boden darf keine ſpecifiſchen Schädlichkeiten — Malarialuft — erzeugen und ſoll ebenſo wenig den Wänden Feuchtigkeit mittheilen; zum weiteren Schutze vor der erſt in neueſter Zeit (Pettenkofer) recht begriffenen Schädlichkeit der feuchten Wände muß eine ſteinerne Grundmauer und ein das Erdgeſchoß mindeſtens 4′ über das Terrain erhebender Sockel aufgeführt und muß zum ganzen Bau trockenes, wenig hygroſkopiſches Material benutzt werden. Ebenſo darf keine Schule vor dem hinlänglichen Austrocknen der Wände bezogen werden. Selbſtverſtändlich ſollte kein Schulgebäude zu anderen, namentlich ſtörenden oder für die Kinder gefährlichen Zwecken z. B. zugleich als Kornmagazin benutzt werden.

Neben dem Gebäude beſtehe ein ausſchließlich zum Spielplatz beſtimmter, trockener Raum, welcher zugleich als Zugang zu den Abtritten dienen kann; bei genügenden Mitteln gebe man einem Theil des Spielplatzes ein Regendach, ſo daß ſich die Schüler auch bei ſchlechtem Wetter im Hofe bewegen können; ſonſt ſind Corridore von genügender Räumlichkeit zu verlangen. Bei der Orientirung berückſichtige man den wohlthätigen Einfluß der von der Sonne durchleuchteten, erwärmten und gereinigten Luft, welcher ſich beſonders für die geſunde Entwicklung der jüngeren Kinder geltend macht; die rein ſüdliche Orientirung der Vorderſeite hat Sommers ihre bekannten Nachtheile, der nördlichen fehlt Sonne und Licht, der weſtlichen die Morgenſonne; auf die Wirkung der ſchräg einfallenden Morgen- und Abendſonnenſtrahlen auf den Geſichtsſinn iſt bei der leichten Abhülfe durch Vorhänge wenig Gewicht zu legen; nach allem wird ſich alſo eine öſtliche oder ſüdöſtliche Orientirung am beſten empfehlen; bei der wohlfeileren zweibündigen Bauart wären die jüngeren Schulclaſſen öſtlich, die älteren weſtlich zu legen.

Die Rückſicht auf Licht und Wärme verbietet die weit vorſpringenden Dächer des ſog. Schweizerſtils.

Beim Bauplane iſt weiter die Zahl der Stockwerke zu berückſichtigen; wenigſtens die Kleinen ſollten nicht über 1 oder 2 Treppen zu ſteigen haben. Ungleich wichtiger iſt die Bemeſſung des für die einzelnen Schulzimmer, wo möglich zugleich der einzelnen Schulclaſſen zu gewährenden Flächenraumes. Die Forderung lautet: es iſt ſo viel Raum zu geben, daß die Größe des Luftcubus einiges zur Reinheit der Athemluft beiträgt, daß ein bequemes (für die gerade Haltung wie für die Aufmerkſamkeit wichtiges) Sitzen ermöglicht iſt und daß überdies noch ein freier Raum zur Bewegung des Lehrers und der Schüler, endlich ein angemeſſener Abſtand der Sitzbänke von dem Ofen und der Thüre geſtattet iſt. Die Berechnung iſt nun hiebei inſofern arbiträr, als man in der Annahme der Zimmerhöhe zwiſchen 10—12 Fuß ſchwanken, den zum Aufenthalt in der Bank nöthigen Raum nach der Zahl der Schüler überhaupt oder mit Unterſcheidung der Schreibeſchüler, ferner mehr oder weniger reichlich bemeſſen und endlich den freien Raum nach der Zahl der geforderten Gänge — vor dem Sitzplatz, hinter demſelben, zu beiden Seiten und als Mittelgang zwiſchen zwei ſeitlichen Sitzreihen — als groß oder klein beſtimmen kann; es kann daher bei einer und derſelben Annahme der Flächenzahlen das einemal das Zimmer wegen der ſchlechten Zugänglichkeit der Subſellien für den Lehrer unzweckmäßig, das anderemal kann auf Koſten des bequemen Sitzens der Kinder mehr als genügender freier Raum gewonnen ſein. Es iſt nun nicht Sache der Medicin zu unterſuchen, ob der bei unſern Architekten übliche und in einige amtliche Verordnungen übergegangene Anſatz von 6 oder gar nur 5 Quadratfuß für jeden Schüler als Durchſchnittszahl genüge, ſie hat nur zu überwachen, daß für den Aufenthalt in der Bank die Fläche groß genug iſt, um ungezwungenes Sitzen und Schreiben zu geſtatten; dazu kommt noch die Diſtanz vom Ofen und der Thüre.*)

*) L. Pappenheim (Handb. d. Sanitätspolizei II. 428) berechnet den fraglichen Flächenraum folgender Maßen. „Die eine Seite der Fläche, die für einen Schüler zu berechnen iſt,

Die Größe des Zimmerraumes nach dem Athembedürfnisse zu bestimmen, ist unmöglich; dagegen sollte man die disponible Luftmenge für die älteren Classen durch eine größere Höhe der Zimmer vermehren.

Beim Bauplan ist ferner die genügende Breite und mäßige Steigung der Treppen und ein genügender Flächenraum der Corridore, sowie die Ventilation derselben durch Gegenöffnungen zu beachten.

In Bezug auf die einzelnen Schulzimmer verlangt die Gesundheitspflege genügende Ventilation, gleichmäßige Temperatur, Schutzmittel für das Auge und eine solche Construction der Geräthe, daß der Ermüdung, der schiefen Haltung und der Kurzsichtigkeit entgegengearbeitet wird.

Die schlechte, übelriechende Luft in unseren Schulen ist ein Hauptgebrechen; ein übler, dumpfiger, das Athmen beengender und den Kopf einnehmender Geruch ist meistens permanent; die Verschlechterung der Luft steigt nun rasch, um so mehr, je größer die relative Zahl der athmenden Menschen ist und je länger ihr ununterbrochener Aufenthalt dauert; lassen wir nach der jetzt beliebten Annahme die Menge der Kohlensäure (dem Volumen nach) als den Maßstab für die Güte der Luft in den Wohnräumen Gesunder gelten, so bekommen wir ein anschauliches Bild für die Luftverschlechterung im Schulzimmer, wenn wir den verdienstvollen Analysen von Pettenkofer entnehmen, daß die Menge der Kohlensäure, welche in der normalen Atmosphäre auf tausend Theile 0,4 Vol. beträgt, in einem großen Wohnzimmer auf 6—8 Zehntausendel, in einem besseren Schulgelasse nach bloß zweistündigem Verweilen von 70 Schülern auf 7,2 pro mille stieg. Die Hauptquellen der physikalischen und chemischen Luftverderbnis in der Schule sind der athmende Mensch selbst, indem seine Lunge der Luft Sauerstoff entzieht, dagegen Kohlensäure, Wasserdampf, häufig auch Ammoniak und Riechstoffe mittheilt, und indem seine Haut gleichfalls Wasser und organische Riechstoffe verdunstet; der Mensch vergiftet seine Atmosphäre, die daher stetiger Zufuhr von normal beschaffe-

ergiebt sich aus der Breite des Tisches + der der Sitzbank + dem Zwischenraum zwischen Bank- und Tischrand; die andere Seite der Fläche ist gleich dem Abstande beider Ellenbogen eines Knaben beim Schreiben oder Zeichnen, oder vielmehr ein wenig größer. Dieser Abstand beträgt nach meinen Messungen bei Knaben von 5—7 Jahren 19—20 Zoll; für solche von 7—10 Jahren 23 Zoll, für solche von 10—14 Jahren 24—25 Zoll, für ältere Individuen 26—27 Zoll. Die Breite des Tisches muß bei kleinen Schülern 8, bei größeren 10—12 Zoll sein, wovon, wenn die Tafel im Winkel ansteigt, ein unwesentliches Weniger für unsere Linie in Wegfall kommt; die Sitzbankbreite muß immer der Länge des Fußes des entsprechenden Alters entsprechen. Diese muß durchschnittlich angenommen werden für Knaben von 5—7 Jahren 8 Zoll, für solche von 7—10 Jahren 9 Zoll, für Knaben von 10—14 Jahren 10—11 Zoll, für Schüler von 14—18 Jahren 12 Zoll. Der Zwischenraum zwischen Bank und Tischrand muß gleich sein dem Durchmesser des Oberschenkels an der Leiste von vorn nach hinten; diese Linie beträgt (nach Schätzung) bei Knaben von 5—7 Jahren 7 Zoll, bei solchen von 10—14 Jahren 8 Zoll, bei älteren Individuen 8—9 Zoll.

Berechnet man die fraglichen Linien für das Alter von 5 Jahren, so ergiebt sich Folgendes: Ellenbogenabstand = 20 Zoll; Tischbreite + Bank + Zwischenraum = 8 + 8 + 5 = 21 Zoll; Fläche = 429 □Zoll; 100 solche Kinder brauchen somit 291 □Fuß Fläche zum Aufenthalte in der Bank."

P. setzt weiter einen freien Raum um die Gesammtheit der Bänke (291 □Fuß) von 30 Zoll Breite und ferner für einen Mittelgang eine Fläche von 22 × 2½ Fuß und berechnet sofort aus beiden Flächen den quadratischen Zimmerraum für jeden Schüler, nämlich:

für eine Person von	5— 7 Jahren	5,39 □Fuß,
„ „ „ „	7—10 „	9,75 „
„ „ „ „	10—14 „	11,71 „

das Mittel aus diesen drei Flächenzahlen beträgt somit fast 9 □Fuß. Bei der erheblichen Differenz zwischen dieser und den gebräuchlichen Zahlen (5—6 □Fuß) ist die bedeutende Quote für die Fläche des freien Raumes in Anschlag zu bringen.

ner Luft bedarf, damit ein athembares Luftgemenge erhalten bleibt. In der Schule kommen noch weiter die Darmgase und die besonders in der Volksschule oder nach einer Durchnässung sehr lästigen Ausdünstungen der Kleider und der Schuhe dazu; überdies der Staub von der Decke, den Wänden und den Bekleidungsstücken, besonders wenn in den Pausen die Wand abgerieben wird oder wenn stark beschmutzte Schuhe und Kleider beim Austrocknen und Abreiben mineralische Partikeln auf die Dielen fallen lassen; weiter sind noch die Ausdünstungen der Beleuchtungsmaterialien zu nennen.

Die schlechte Luft verräth sich zunächst bei empfindlichen Nerven durch ihren Geruch, die Eingenommenheit des Kopfes und die lästige Empfindung in der Brust, sodann durch Abspannung und allgemeines Unbehagen; bei langer Einwirkung äußert sich die Störung der Respiration und damit der normalen Blutbeschaffenheit und Ernährung durch bleiches, kränkliches Aussehen, schlechte Ernährung überhaupt, sodann nach dem Alter und der Disposition durch Nervenverstimmung oder Brustleiden bis zur Schwindsucht oder durch Scrophulose; diese besonders bei jüngeren Kindern und bei gleichzeitigem Mangel des reinigenden Sonnenlichtes.

Es kann nun hier auf die jetzige, lange nicht abgeschlossene Lehre von der Ventilation nicht eingegangen werden; dagegen muß Verf. mit aller Entschiedenheit erklären, daß die bald aus der Theorie der Respiration abgeleiteten, bald empirisch gefundenen, bald der Berechnung der Kohlensäuremenge entnommenen und nicht immer ohne Willkühr festgesetzten Principien für die Leistung der Ventilation, z. B. eine Luftzufuhr von 11 Cubikmetern für Stunde und Kopf, oder als Maßstab für die zuläßige Luftverschlechterung 1 Tausendel Kohlensäure im Maximum, nicht wörtlich auf die Behandlung der Luft in den Schulen angewendet werden dürfen; man käme sonst zu der unpraktischen Forderung complicirter und kostspieliger Ventilationsapparate. Daß unsere Schulluft der Verbesserung bedarf, ist zweifellos; bis zu welcher Menge man aber die Kohlensäure am Schlusse der Morgen- und Nachmittagsstunden anwachsen lassen dürfe, steht nicht fest, das Pettenkofersche Maximum ist zu nieder gegriffen; es bedarf daher weiterer Studien über die Leistungen der für die gewöhnlichen Schulen brauchbaren Luftverbesserungsmittel.

Ueberblicken wir das Brauchbare; die natürliche Ventilation durch die Thürspalten und Fensterritzen genügt nicht einmal für eine zweistündige Schulzeit, um so weniger, je schlechter die Luft schon beim Beginne des Unterrichts ist. Um die Ventilation während der Schulzeit zu erleichtern, ist also unbedingt ein gründliches mehrstündiges Auslüften durch Oeffnen von Thüren und Fenstern am Abende oder frühen Morgen zu verlangen; ebenso ein Lüften über Mittag. Während der warmen Jahreszeit läßt sich alsdann eine erträgliche Luft durch dauerndes Offenerhalten mehrerer oberen Fensterflügel und durch Auslüften in den Pausen erhalten; bei schwüler Luft dürfte zu versuchen sein, mittelst des seiner Länge nach von Zugluft durchströmten Corridors die Atmosphäre frischer und reiner zu erhalten; es müßen also die einzelnen Abtheilungen ihre Thüre abwechselungsweise auf den Gang öffnen.

Für die kühlere Zeit, ebenso bei lebhaftem Winde ist das Oeffnen der Fenster oder auch nur einzelner Flügel und vertical oder horizontal beweglicher Scheiben nicht zu gebrauchen, weil die stark einströmende kühle Luft die in der Nähe Sitzenden erkältet; es bedarf daher schlechterdings weiterer Hülfsmittel. Die besten sind die für die kalte Zeit zu einem Theil der Ventilation genügenden sog. Windöfen, d. h. Oefen, welche entweder im Zimmer selbst geheizt werden, oder, und für die Schulzwecke besser, welche bei äußerer Feuerung, gemäß einer eigenen Einrichtung des Rostes und einer Communication mit der Zimmerluft, ihr Feuer durch Aspiration derselben unterhalten; die Wirksamkeit dieser Oefen als Ventilatoren ist um so besser, wenn das Feuer gleichmäßig unterhalten und wenn durch gute Construction der Rauchfänge und Schornsteine, ebenso durch Klappen an den Ofenröhren das Eindringen von Rauch in die Schulgelasse verhütet wird; daneben wären noch an einigen oberen Scheiben oder neben den Fenstern

ver einer frei nach außen führenden Mauerlücke ſein durchlöcherte Zinkplatten anzubringen. Die alten, geräuſchvollen Radventile und ebenſo einzelne bewegliche Scheiben leiſten viel zu wenig. Statt die Zimmerluft durch das Feuer anſaugen zu laſſen, bewirkt man einen genügenden Luftwechſel auch durch Gegenöffnungen; die kältere und reine äußere Luft, welche von der Zimmerluft im Verhältnis zur Temperaturdifferenz mehr oder weniger ſtark aſpirirt wird, läßt man in der Nähe des Bodens neben dem äußeren Gangraume durch verticale Oeffnungen in der Seitenmauer oder, mit einer koſtſpieligeren Einrichtung, durch horizontale Oeffnungen eintreten, welche mittelſt eines unter den Dielen erübrigten Canals mit der äußeren Luft communiciren. Zum Abzug der warmen, verunreinigten Luft hat man in der Nähe der Zimmerdecke eine Lücke im Rauchfange; eine bewegliche, ſog. Arnott'ſche Klappe geſtattet den Abfluß der vom Rauchfang aus aſpirirten Luft und verhindert das Zurücktreten des Rauches; oder man legt eine Gegenöffnung in der Decke und einen ins Freie führenden Luftſchlauch an. Durch Siebbleche an den Eingangsöffnungen hindert man ein zu ſtarkes, die Füße erkältendes Zuſtrömen, und durch Schieber an denſelben ebenſo an dem Eingang zum Luftſchlauch regulirt man noch weiter die Stärke der Ventilation. Der Lehrer hat die Leiſtung dieſer Apparate zu überwachen.

Ueber die künſtlichen Einrichtungen für gleichzeitige Ventilation und Erwärmung der Zimmerluft ſei nur bemerkt, daß das van Hecke'ſche Syſtem — mechaniſches Eintreiben der reinen und bei Bedarf mittelſt eines Manteloſens erwärmten Luft und Zufuhr derſelben in einem Syſtem von Canälen mit abnehmendem Durchmeſſer — nach Pettenkofers Verſuchen in einem Münchener Schulgebäude für große und gut ausgeſtattete Stadtſchulen brauchbar werden dürfte. Die Dimenſionen der Ventilationsöffnungen hat der Architekt nach dem Kubikraum des Zimmers zu beſtimmen.

Für die Luftverbeſſerung ſorgt man ferner durch häufiges Scheuern der Bodendielen und Reinigen der Schuhe. Durchnäßte Oberkleider, Ueberſchuhe und Regenſchirme dürften, um das amerikaniſche Vorzimmer zu erſparen, an Ständern im Corridor untergebracht werden. — Schlechthin verwerflich ſind arſenhaltige Anſtrichfarben, wie das Schweinfurtergrün u. dgl.

Die Art der Heizung iſt weiter ein Gegenſtand alltäglicher Beſchwerde. Noch immer ſind die eiſernen Oefen vorherrſchend und werden auf eine Weiſe betrieben, daß ihre Nachtheile läſtig hervortreten. Das Eiſen als guter Wärmeleiter erhitzt ſich viel raſcher als Thon und giebt die Wärme raſcher ab, dadurch wird allerdings der Feuerluft mehr Wärme entzogen und an Brennmaterial erſpart; wird nun, um ein Schulzimmer auf 3 — 4 Stunden zu heizen, ein einziges Mal vor Beginn der Schulſtunden ein ſtarkes Feuer angezündet, ſo wird das Metall ſtark erhitzt, dadurch verbrennen manche in der Luft ſuſpendirte Theile und geben einen läſtigen, betäubenden Geruch, ſodann entſteht durch die raſche Erwärmung eine ſtarke Strömung der kälteren und wärmeren Luft, dadurch ungleiche Temperatur; ferner wird die Luft übermäßig trocken und endlich wirkt die ſtrahlende Wärme nachtheilig auf die Schüler in der Nähe des Ofens, zumal wenn nicht einmal ein Ofenſchirm aufgeſtellt iſt; im ganzen bewirkt daher eine mit eiſernen Oefen überhitzte Luft eine Reizung der Hautnerven und Luftwege, verurſacht leicht Kopfcongeſtionen, dieſe beſonders bei kalter Luftſtrömung auf dem Boden und bei naſſen Füßen der Kinder, ferner Congeſtionen nach andern disponirten Organen; dauert die übermäßige Wärme an, ſo erfolgt Abſpannung des Nervenſyſtems, ſinkt hingegen die Temperatur raſch, wenn das Feuer nicht unterhalten wird, ſo wird die Abnahme der Wärme bald empfindlich und zugleich wird alsdann die Luft durch die Reſpiration ſtärker verdorben, indem die auf der Temperaturdifferenz beruhende Ventilation abnimmt. Eiſerne Oefen ſind daher nur zu dulden, wenn die Metallfläche zur Größe des zu heizenden Raumes im richtigen Verhältniſſe ſteht und durch fortwährendes, mäßiges Feuern in mäßiger und gleicher Erhitzung erhalten wird. An ein gleichmäßiges Feuer iſt aber in den Schulen kaum zu denken, daher ſind die ein-

ſachen Thonöfen (Kachelöfen), welche ſich weniger ſtark erhitzen und ihre Wärme langſamer abgeben, mit langen gewundenen Abzugsröhren vorzuziehen; weniger paſſen die aus Eiſenblech, beſonders wegen der wohlfeileren Feuerung mit Braun- oder Steinkohlen oder Coaks eingerichteten eiſernen Käſten oder Cylinder mit einem Mantel aus gebranntem Thon, Ziegeln oder Backſteinen (Mantelöfen). Die neuerdings beliebten Hentſchelſchen Füllöfen für Braunkohlen oder Coaks geben durch das Glühendwerden des inneren Cylinders aus Eiſenblech eine ſehr trockene und übelriechende Luft und beläſtigen überdies durch ihre ſtrahlende Wärme. Bei jedem Ofen iſt für guten Zug und vollkommene Verkittung zu ſorgen, damit nicht Rauch, d. h. eine durch unvollkommene Verbrennungsproducte irrefpirable Luft ins Zimmer dringt. Mittelſt eines Thermometers, welches ungefähr auf 15—16° R. zu zeigen hat, wird die Temperatur ſicherer bemeſſen als durch unſere Empfindung.

Für kühle Luft im Sommer iſt durch Ventilation über Nacht, rechtzeitiges Schließen der Sommerläden und Oeffnen der Zimmerthüre in den von Zugluft gefegten Corridor zu ſorgen.

Weiter iſt die Einrichtung der Schultiſche und Schulbänke in mehrfacher Hinſicht für die Geſundheit von Belang. Die Einrichtung von feſtſtehenden einzelnen Sitzen und von Schreibtiſchen oder Pulten für je 1 — 2 Schüler nach amerikaniſchem Muſter*) kann von ärztlicher Seite nicht verlangt werden, indem bei den gemeinſchaftlichen Bänken und Tiſchen der Geſundheit die gebührende Rückſicht geſchenkt werden kann. Es handelt ſich um eine ſolche Conſtruction, daß mehrſtündiges Sitzen nicht allzuſehr ermüdet, daß keine ſchiefe Haltung, welche zu hohen Schultern und Rückgratsverkrümmungen Anlaß giebt und überdies das richtige Sehen und die Schärfe des Geſichtes ſelbſt beleidigt, durch die Geräthe ſelbſt herbeigeführt wird, und daß ebenſo wenig bei der unausbleiblichen Ermüdung der Streckmuskeln des Rückgrats in Ermangelung einer mechaniſchen Stütze für den Rücken in der Höhe der Schultern der Stamm in ſich zuſammenſinkt, und durch den Druck auf die Unterleibsorgane Störungen im Blutlauf entſtehen, und durch das Andrücken der Bruſt oder der oberen Bauchgegend an die Kante des Schreibbrettes das Athmen und die Verdauung behindert wird, oder daß das Kind, um die Muskeln der einen Seite ruhen zu laſſen, den Rückgrat dreht und eine ſchiefe Haltung annimmt. Ebenſo müßen die Füße in bequemer Haltung auf dem Boden oder auf einer Fußbank ruhen können, denn liegt die Bank zu nieder, ſo werden die Beine ſtark gebogen oder über einander geſchlagen und dadurch entſteht Hemmung des Blutlaufs; das Uebereinanderſchlagen iſt überdies wegen der möglichen Reizung der Genitalien mislich; das Freihängenlaſſen bei zu hoher Sitzbank wird andererſeits in der Dauer unbequem und für die richtige Haltung des übrigen Körpers ſtörend. Endlich muß durch die richtige relative Höhe der Sitzbank und des Tiſchblattes für die Erhaltung der normalen Sehdiſtanz geſorgt ſein. Dieſen Anforderungen genügen nur Geräthe, welche nach wiſſenſchaftlichen Beſtimmungen für die verſchiedenen Altersclaſſen verſchieden gebaut ſind; nähere Beſtimmungen ſ. bei Boward, principles of schoolarchitecture (entlehnt von Schraube: Die ſanit. poliz. Beaufſichtigung u. ſ. w. S. 13), und bei Pappenheim, op. cit. II. 431 ff. Die einzigen ſpeciellen Puncte, die von ärztlicher Seite weiter zu beſprechen ſind, handeln von der Rückenlehne und von der Aufſicht des Lehrers auf eine gute Haltung. Alle Aerzte ſind einverſtanden, daß jedes längere Sitzen mit aufrechter Haltung des Stammes zur Ermüdung der Rückgratsſtrecker führe und daß das weitaus beſte Auskunftsmittel in den als Anlaß zu ſchlechter Haltung, Nachläßigkeit und Bequemlichkeit viel getadelten und gerade in den höheren Schulen weggeſprochenen Rückenlehnen beſteht; Schreber (ärztlicher Blick u. ſ. w.

*) Vrgl. hierüber, wie überhaupt über die hygieiniſchen Einrichtungen in den nordamerikaniſchen Schulen und über die dortige Literatur für Schularchitektur den Art. Amerikaniſches Erziehungs- und Unterrichtsweſen I. 88 ff.

S. 16) hat hierin vollkommen Recht; die Rückenlehne darf überdies nicht senkrecht aufsteigen, es müßte denn die Breite der Sitzbank Raum zum Rückwärtslehnen geben, sondern soll in schräg geneigter Richtung (ungefähr 2 Zoll auf 1 Fuß) aufsteigen.

Sodann ist es gewiß eine Aufgabe der Erziehung in Schule und Haus gegen die gerade bei den Lernbeschäftigungen sich einschleichenden, zuletzt habituellen schlechten Stellungen anzukämpfen; hieher gehört schiefes Sitzen mit gedrehtem Rumpfe, ungleichem Stande der Schultern und seitlich ausgebogener Wirbelsäule — Gelegenheitsursache zu seitlichen Rückgratsverkrümmungen; sodann das Sitzen mit angedrückter Brust (ebenso solches Stehen am Pulte) — Ursache von mangelhafter Entwicklung und Function, also pathologischer Disposition der Athemorgane; endlich das Sitzen oder Stehen am Pulte mit vorhängendem Kopfe und vorgebogenem Oberleib — wichtig überdies wegen Verkürzung der Sehweite. Aber keinerlei Aufsicht genügt, wenn die Geräthe naturwidrig beschaffen sind, oder wenn das ununterbrochene Sitzen eine schmerzhafte Ermüdung bedingt. Für diese beiden Schädlichkeiten hat man die Schule verantwortlich zu machen und schon darum noch weiter entsprechende Pausen und mäßige Hausaufgaben zu verlangen; zu weit gegangen wäre es aber, auch von der Schule besondere mechanische Apparate, welche vom Lehrer zu dirigiren wären, zu verlangen; z. B. der Schreber'sche Geradhalter (Kallipädie S. 203) scheint mir unpraktisch für die Schule, dagegen sehr empfehlenswerth für die Privaterziehung, zumal wenn die schlechte Haltung schon zur Angewöhnung geworden ist.

Eine weitere Aufgabe ist die Pflege des Gesichtssinnes; am dringendsten ist sie in den gelehrten Schulen, weil diese nachgewiesenermaßen die meisten Kurzsichtigen aufweisen und weil für den gelehrten Lebensberuf die Erhaltung eines gesunden Auges von größter Bedeutung ist; dem Gegenstand wurden auch mancherlei Verfügungen (vrgl. Kirsch, op. cit. I. 77. 400) und einzelne Schriften (ibid. I. 78) gewidmet. Die Gefährdung des Gesichtes besteht, wenn das Auge durch directes Sonnenlicht, durch grelles, reflectirtes Licht oder durch die Brechung der von entgegengesetzten Seiten einfallenden Lichtstrahlen geblendet wird; daher die erforderlichen Vorhänge, keine blendenden Wandtafeln u. dgl., statt einer weißen Tünche eine solche mit einem mattgrünen oder lichtgrauen Tone, keine Stellung der Sitzbänke im rechten Winkel mit entgegengesetzten Lichtstrahlen; weiter wenn die Beleuchtung des Geschriebenen oder Gedruckten nicht genügt; daher muß schon die Stellung des Gebäudes und der Zimmer zusammen mit der hinlänglichen Dimension der Fenster für vollkommene Erleuchtung auch der entferntesten Sitzplätze sorgen, daher soll kein grelles von hinten oder von rechts einfallendes Licht die Fläche vor dem Körper oder links von der schreibenden Hand beschatten; daher muß für gute Beleuchtung in den Dämmerungs- und Abendstunden zur rechten Zeit gesorgt werden; hiezu dienen schlecht die stinkenden, matten und flackernden Flammen der Talgkerzen, gut dagegen die Flamme von gereinigtem fettem Oele — Anlaß zur Unsauberkeit — oder von gutem, aus zweckmäßigen Brennern strömendem Leuchtgase; dabei ist aber zu fordern, daß die Gasflamme der Stetigkeit wegen mit ihrer Spitze innerhalb eines Glascylinders brennt und daß das directe Licht durch eine Glocke von Milch- oder matt geschliffenem Glase gedämpft wird. Ferner leidet das Auge, wenn die normale Sehweite — bei mittlerer Druckschrift 1 bis 1½ Fuß — durch schlechte Haltung verkürzt, oder wenn die Sehare in schräge Richtung gestellt wird, endlich wenn das Auge bei Ermüdung angestrengt wird; hieher gehört daher kleiner oder matter Druck der Schulbücher, schlechte Dinte und die Nöthigung, zu Hause, wo die künstliche Beleuchtung meistens nicht musterhaft ist, angestrengt lesen und schreiben zu müßen.

Die Rücksicht auf die Reinheit der Luft und die Pflicht der Schule, den Sinn für Anstand und Reinlichkeit zu fördern, gebietet der leidigen, auch in den höheren Schulen so häufig arg vernachläßigten Frage von den Schulabtritten mit einigen Andeutungen zu gedenken. Abtritte im Hause, womöglich außerhalb des Corridors und hinter Doppel-

thüren oder hinter einer Thüre mit Zug; beſſer außer dem Hauſe, dann aber durch einen bedeckten Gang verbunden; die Zahl der Abtrittscabinete und Piſſoirs nach der Schülerzahl und der Dauer der Pauſen bemeſſen; Trennung beider Einrichtungen und zwar ſelbſtverſtändlich für beide Geſchlechter; in beiderlei Gelaſſen ein waſſerdichter Boden mit Neigung gegen eine Rinne, durchaus keine Leiſten, welche von jüngeren Kindern als gefährlich gemieden werden und die größte Unſauberkeit veranlaſſen, ſondern Brillen, ihre Entfernung vom Boden hat der durchſchnittlichen Höhe der Schulſitzbänke zu entſprechen; tägliche Reinigung, Ventilation der Cabinete und der feſten Cloakgruben; ſtatt dieſer beſſer bewegliche Gruben (fosses mobiles) mit Vorrichtung zur Trennung des Feſten und Flüſſigen; bei den gewöhnlichen Gruben jedenfalls bei Abtritten im Hauſe und zur warmen Jahreszeit Zerſtörung der ſtinkenden Dünſte durch Eiſenvitriol; endlich um die obſcönen Zeichnungen und Inſchriften zu vertilgen, keine hellangeſtrichenen oder lichten Wände, ſondern ein dunkler Anſtrich, etwa mit Steinkohlentheer.

II. Die geſundheitsgemäße Geſtaltung der inneren Verhältniſſe der Schule hat ſich zu beziehen auf die Schutzmittel gegen eine vorzeitige und gegen eine den Kräften nicht angemeſſene und zugleich einſeitige Anſtrengung durch das Lernen in der Schule und für dieſelbe, wobei zugleich die Mittel zu erörtern ſind, um bei einer anhaltenden ſitzenden Beſchäftigung mit Kopfarbeit gleichwohl eine normale und harmoniſche leiblich-geiſtige Entwicklung zu gewähren.

Der erſte Punct betrifft keineswegs nur den naturgemäßen Anfang des Schulunterrichtes, ſondern weſentlich auch den rechtzeitigen Uebergang in die Abtheilungen mit geſteigerten Anforderungen und in die Stufe des Schullebens, welche eine veränderte Disciplin mit ſich bringt.

Die Frage nach der Feſtſetzung des ſchulpflichtigen Alters iſt nicht ſo einfach zu beantworten, als von Seiten der Pädagogen oder der Aerzte zu geſchehen pflegt; beide haben zu beachten, daß ſchon für den Anfang auf das dem Alter entſprechende Fortrücken in die Abtheilungen mit ſtrengeren Anforderungen, in das (höhere) Gymnaſium, deſſen Disciplin größere Freiheit für das Leben außer der Schule und hier häufig zugleich außer der Familie gewährt, endlich auf den Austritt aus der Schule und den Uebergang auf die Univerſität Rückſicht zu nehmen iſt. Keine unreifen Studenten, keine unreifen (Ober-)Gymnaſiaſten, ſo wenig als unreife Schüler der unterſten Elementarclaſſe. Der Eintritt in die Schule war vielleicht individuell ganz angemeſſen, indem eine ungewöhnlich raſche geiſtige oder Geſammtentwicklung den frühen Beginn des Schullebens geſtattete, im Verlaufe aber bleibt die körperliche oder die geiſtige Entwicklung ſehr häufig ſtehen und ein Arbeits- und ein Freiheitsmaß, welches für die Schüler aus dem normalen Alter angemeſſen iſt, wird für den im Verlaufe durch Stillſtand zurückgebliebenen zur Schädlichkeit. Hieraus folgt, der Eintritt in das Schulleben muß ſich bemeſſen einmal nach den für die einzelnen Altersſtufen gegebenen Schuleinrichtungen, ſodann nach dem Maß der Anſtrengung in der unterſten Claſſe. Hiebei iſt es wieder unphyſiologiſch, nur an die Kopfarbeit zu denken; die Anſtrengung des Sitzens und die Unterdrückung des natürlichen Bedürfniſſes der Kinder zur lebhaften Bewegung und zur Mittheilung durch Rede und Geberde, ebenſo für die Filialiſten die Strapazen des Ganges zwiſchen Haus und Schule fallen auch in die Wagſchale; der letzte Punct ſpricht entſchieden gegen einen vorzeitigen Anfang der Volksſchule, begreiflicherweiſe kann aber die Rückſicht auf eine allgemeine Fixirung des ſchulpflichtigen Alters nicht wegfallen und liegt daher die Auskunft darin, daß die richtige Zahl von Schulhäuſern aufgeſtellt und die durchſchnittliche Entfernung zwiſchen dieſen und den zerſtreuten Wohnungen in ein Verhältnis zur phyſiſchen Leiſtungsfähigkeit der jüngſten Schulkinder gebracht wird. Vom Arzte verlangt man vorzugsweiſe die Bezeichnung des für den Schulanfang geeigneten Alters; ſoll nun von allen weiteren Rückſichten Umgang genommen werden, ſo kann ſich der Arzt mit Fug auf ein phyſiologiſches Geſetz berufen. Daſſelbe lautet: das Organ der Seele, das Gehirn entwickelt ſich vor andern Organen

und Systemen und erreicht im Laufe des siebenten Lebensjahres einen gewissen Abschluß, eine Ausbildung der Art, daß von jetzt an ein längeres Fixiren der Vorstellungen, überhaupt eine gesteigerte psychische Thätigkeit ohne verderblichen Einfluß aufs Gehirn selbst und auf den ganzen Organismus möglich wird. Die Consequenz ergiebt sich von selbst; bei vorzeitiger Ueberreizung des Gehirns, aber auch bei jeder späteren, sofern sie die von der Natur gesetzten Schranken überschreitet, folgt in der Regel Unheil:

Dies feine Saitenspiel zerbrach in ihrer
Metallenen Hand. Sie konnten nichts als ihn ermorden.

Der zweite Gegenstand veranlaßt die Aerzte zu unstatthaften Uebergriffen ins pädagogische Gebiet, zumeist zu einer Kritik der Lehrgegenstände und der Lehrmethode; Verf. hat die Grundfrage principiell anders aufgefaßt und glaubt sich strenge in seinem Gebiete zu bewegen, wenn er aus der Erörterung des Eingangs die Forderung ableitet, jeder Schulunterricht, zumal jener der höheren Anstalten, darf für die ganze Leistung der Schule, folgerichtig auch für die des einzelnen Schuljahres und der Schulwoche kein Ziel stecken, welches sich nicht ohne Störung der harmonischen Ausbildung des ganzen Menschen erreichen läßt, und zwar überall Schüler mittlerer physischer Kraft und mittlerer intellectueller Anlage vorausgesetzt. Schlecht begabte Köpfe gehören nicht in die höhere Schule; es ist für solche das größte Glück, wenn sie rechtzeitig in eine andere, ihrer vielleicht bedeutenden praktischen Begabung angemessene Unterrichtsanstalt gewiesen werden; ebenso gehören Kranke hinweg, nur darf die Schule nicht krank und kränklich machen.

Um der gestellten Forderung zu genügen, scheint man jetzt einen verkehrten, verderblichen Weg einzuschlagen, eine Erziehungsmethode zu empfehlen, welche mit Recht mit dem Namen „Treibhauscultur" verurtheilt wird. Was urtheilt man über das Beginnen thörichter Eltern, welche ihrem durch Ueberfütterung oder schlechte Kost magenkrank und siech gewordenen Kinde immer mehr von kräftiger Nahrung und von Reizmitteln einschütten, um es kräftig zu machen? Was denkt man von den Schwelgern der Cäsarenzeit, welche den Magen überluden, sodann ein Brechmittel nahmen und sofort weiter schmausten? Das Brechmittel ist doch wahrlich ein unnatürlicher Behelf, um unnatürlich den Magen überladen zu können. Mit diesem harten Beispiele ist der einreißende Wahn zu bekämpfen, als ob man eine starke oder überstarke Geistesanstrengung dadurch unschädlich machen könnte, daß man zwischen concentrirten geistigen und möglichst concentrirten körperlichen Uebungen abwechselt; jetzt 2 Stunden ein Schulpensum für den Geist, dann ½ oder ¼ Stunde ein dergleichen Pensum für den Leib, oder den Tag über geistiges, Abends leibliches Exercitium.*) Bedenke man doch, daß die sana mens und das sanum corpus in wechselseitiger Abhängigkeit stehen, daß der menschliche Organismus im ganzen nothleidet, wenn eine wesentliche Sphäre desselben mishandelt wird und daß die gänzliche Erschöpfung desselben um so früher und sicherer eintritt, wenn sein Blut und seine Nervenkraft von zwei Seiten durch ungemessenen Stoffverbrauch erschöpft werden; aber keine Vorstellung ohne Stoffverbrauch, keine Muskelbewegung ohne materiellen Umsatz, daher ist das oberste Gesetz im organischen Haushalt, zumal der Nervenarbeit die Herstellung der zur gehörigen Function uner-

*) Schreber (Aerztlicher Blick, S. 15) macht einen da und dort mit Beifall aufgenommenen Vorschlag, welcher unstreitig sehr nachtheilig werden kann; er behauptet, die gewöhnliche Ausfüllung der zehnminutigen oder viertelstündigen Zwischenpausen können den Gesundheitsrücksichten nicht genügen; nur eine dazwischen fallende ausgleichende — hier hören wir das falsche Princip laut ausgesprochen — allseitige Körperthätigkeit könne dem Bedürfnisse entsprechen; man solle daher bei mehr als zweistündigem Unterricht jedesmal nach der zweiten Stunde die viertelstündige Zwischenpause zur Vornahme eines von ihm entworfenen Cyklus von Freiübungen, die „anatomisch-systematisch die Hauptpartieen des Körpers umfassen", bestimmen.

läßlichen materiellen Qualität durch Ruhe, d. h. ſtreng geſagt durch eine quantitative Verminderung oder eine qualitative Abänderung der Nerventhätigkeit. Haben wir die Sinnesnerven und einzelne Sphären der pſychiſchen Nerven ermüdet, ſo bedürfen dieſe der Ruhe und je größer die Ermüdung derſelben iſt, je größer alſo das Deficit im ganzen cerebro-ſpinalen Nervenſyſtem, um ſo weniger ermüdend darf die jetzt eintretende Uebung der motoriſchen und der im Contraſtverhältniſſe ſtehenden anderen pſychiſchen Nerven ſein. Erholung in dieſem Sinne während des Tages und den von der Natur geſetzten Zeitraum der Nachtruhe d. h. des Schlafes müßen wir daher um ſo voller gewahren, je mehr wir die am höchſten organiſirten, im raſcheſten Stoffwechſel begriffenen Sinnes- und Gehirnnerven ermüden, und erſt in zweiter Linie handelt es ſich darum, diejenigen Sphären des Organismus, welche während der Arbeit der höheren Nerven in ihrer Function unter das Normale zurückgeſetzt werden, gleichfalls, aber nicht gewaltſam, anzuregen und dadurch das Gleichgewicht im ganzen Organismus zu erhalten; hieher gehört das Athmen, der Kreislauf, namentlich in den Beinen und dem Unterleibe, die Function des vegetativen Nervenſyſtems und des locomotoriſchen Apparates. Will die Erziehung weiter gehen und durch methodiſche Uebung des motoriſchen Apparates den Körper zu einem vollkommeneren Organe des Geiſtes machen und dieſen ſelbſt wie jenen dadurch kräftigen, ſo wird die Medicin dieſes Beſtreben dankbarſt anerkennen, inſoweit es nach phyſiſch und anthropologiſch richtigen Grundſätzen geſchieht. Die einzelnen Regeln laſſen ſich jetzt leicht aufſtellen; im ganzen iſt ein Wechſel zwiſchen Kopfarbeit und Körperübung einzuleiten und das Maß beider muß die für jede Altersſtufe und die mittleren Individualitäten zur gedeihlichen Entwicklung nöthige Erholung und Ruhe übrig laſſen. Dieſe richtige Regelung des Lebens der Schüler wird nun theils empiriſch gefunden, theils iſt ſie phyſiologiſch zu conſtruiren. Einige Hauptſätze wären: das Verhalten gegenüber demſelben Schüler muß wechſelnd ſein, wenn ſich in ſeiner Organiſation ein Umſchwung einſtellt; bekanntlich kommt oft der kräftige, aber fürs Lernen apathiſche Knabe in einen Stillſtand ſeiner phyſiſchen, dagegen in eine raſche Entwicklung ſeiner intellectuellen Sphäre, und umgekehrt treten bei dem ſehr begabten, dabei körperlich bald unkräftigen, bald kräftigen Knaben Zeiten des vorherrſchenden phyſiſchen Wachsthums und einer pſychiſchen Apathie ein. Ferner je jünger das Kind, um ſo weniger ermüde man es durch die Anſtrengung des ſtillen und ruhigen Sitzens, gewähre daher häufig Pauſen, mindeſtens je nach zwei Stunden und gebe dem Bewegungstriebe und dem Athembedürfniſſe außer der Schule und in dieſer ſelbſt, alſo durch lautes Herſagen und Singen, ſein Recht. Je mehr die Kopfarbeit das Maß der Gehirnkraft jeden Tag erſchöpft, um ſo mehr ſorge man für angemeſſene Erholung und erſt wenn dieſe den ganzen Menſchen gekräftigt hat und Luſt und Liebe, d. h. Bedürfnis nach einer Leibesübung eingetreten iſt, laſſe man dieſe an die Reihe kommen, ſei es durch ein Bewegungsſpiel, oder durch Turnen, oder durch Baden und Schwimmen, ſei es an den freien Nachmittagen durch einen tüchtigen Marſch; nie aber darf der Ermüdungsgrad die Nachtruhe, die Kopfarbeit am gleichen Abend oder für den andern Tag ſtören; daher müßen auch beim angeſtrengteſten Lernen die Schul- und Turnſtunden ſammt den Hausaufgaben ſo viele Zeit übrig laſſen, daß der Schlaf zur rechten Zeit eintreten und die richtige Dauer, vom 8. bis zum 14. Jahre wenigſtens 8—10 Stunden, erreichen kann, daß die Verdauung der Hauptmahlzeiten mit keiner Kopfarbeit und ebenſo wenig mit einer ſtärkeren Leibesbewegung zuſammenfällt; daher ſind über Mittag mindeſtens 2, im Sommer 3 Stunden Ruhe und ebenſo iſt Ruhe nach dem Abendeſſen zu gewähren; ebenſo ſoll zwiſchen dem Schluß der Schulſtunden und dem Anfang der Hausarbeit wiederum eine Zeit *freier* Erholung von jedem Schüler *genoſſen*, nicht unter Angſt auf die Aufgaben und den kommenden Tag durchgelitten werden. Je angeſtrengter die Kopfarbeit wird, um ſo ſorgfältiger iſt für den Zweck der Erholung vollkommen erfüllende Ruhevierteilſtunden, Ruheſtunden, Ruhetage und Ruhewochen zu ſorgen; unſer Organismus verlangt bei Kopfarbeit ebenſo für jeden Arbeitstag eine größere, für jede

ununterbrochene Arbeitsſtundenreihe kleinere Panſen, wie es ihm Bedürfnis iſt, von Zeit zu Zeit die hergebrachte Arbeit ganz fallen zu laſſen und ſich durch den Wechſel der Thätigkeit für neue Tüchtigkeit geſchickt zu machen; die Medicin kann ſich daher weder mit dem Vorſchlage, das Geſammtmaß der Ferienzeit auf die einzelnen Wochen zu vertheilen, noch mit den hergebrachten ſeltenen und das für die Erholung durch Naturgenuß und Lieblingsbeſchäftigung nöthige Zeitmaß überſchreitenden Ferien befreunden.

III. Die Schule im Dienſte der Volkshygieine. Das Schulleben giebt weitere Gelegenheit, die Geſundheit zu beſchädigen oder zu befördern, jenes wenn ein anſteckendes moraliſches Uebel (Onanie, ſ. Art. Geſchlechtliche Verirrungen) oder ein ſolches phyſiſcher Art einem Schüler anhaftet, oder wenn der Lehrer durch eine Schulſtrafe (ſ. dieſen Artikel) eine Verletzung bewirkt, dieſes wenn die Aufſicht oder der Unterricht hygieiniſche Zwecke fördert.

Auf die Uebertragung von Krankheiten nehmen die meiſten deutſchen Staaten in beſondern Verfügungen, theils im allgemeinen, theils nur bezüglich einzelner Uebel, wie Krätze und Pocken, Rückſicht. Sehr allgemein wird ein Impfſchein, d. h. eine Urkunde über die mit Erfolg ſtattgehabte Vaccination, bei der Aufnahme in die öffentlichen Schulen und Erziehungsanſtalten gefordert; ebenſo werden die Lehrer angewieſen, krätzige Kinder wegzuweiſen, bei ihren Eltern auf Heilung zu dringen und bei Weigerung oder längerem Wegbleiben der Polizei Anzeige zu machen.*) Der Lehrer achte überdies auf die exanthematiſchen Fieber, auf die verſchiedenen Kopfausſchläge, welche theils übertragbar ſind, theils durch den üblen Geruch und ihre gewöhnliche Begleitung, das Ungeziefer (Pediculus capitis), zum Aergernis werden; bei Epidemieen von Keuchhuſten ſollten alle, welche huſten, während der Ruhr oder der Cholera alle mit Durchfall behafteten ausgeſchloſſen, und ſollten bei dieſen letzteren Seuchen die Abtritte wiederholt mit Eiſenvitriol desinficirt werden; auch über andere Uebel, welche durch Geſtank (z. B. Fußſchweiße, Ohrenausflüſſe) den Nachbar quälen, wäre mit Eltern und Arzt zu verhandeln.

Die Aufſicht des Lehrers kann ferner in der Volksſchule ſehr wohlthätig werden, wenn er auf geeignete Weiſe die Kinder d. h. ihre Eltern zur Reinlichkeit des Leibes und der Kleider veranlaßt und unſaubere Gewohnheiten unterdrückt. Eine directe hygieiniſche Belehrung iſt meiſtens vorgeſchrieben, ſonderbarer Weiſe bezieht ſich dieſelbe nicht wie bei der barbariſchen Unſauberkeit der niederen Claſſen in Stadt und Land zu wünſchen wäre, auf die allgemeinſten und darum auch gemeinnützigſten diätetiſch-hygieiniſchen Regeln, ſondern auf ein obſcures Stück der Medicinalpolizei, auf die Verhütung von Unglücksfällen durch den Genuß wildwachſender Giftpflanzen; will hierin einiges geleiſtet werden, ſo wäre vor dem Genuſſe aller unbekannten Früchte, Schwämme u. ſ. w. zu warnen und wären nur die gefährlichen, in der Umgegend wirklich einheimiſchen Giftpflanzen in friſchen Exemplaren, minder gut in treuen colorirten Abbildungen vorzuzeigen.

Zweckmäßiger würde die Sonntagsſchule benutzt, um eine gute, allgemein brauchbare Vorſchrift über die Rettungsmaßregeln bei Scheintodten, Verwundeten und Vergifteten unter das Volk zu bringen. Dr. R. Köhler.

Kopfrechnen, ſ. Rechenunterricht.

Koſthaus, ſ. Penſionate.

Krankheiten, anſteckende, ſ. Körperliche Erziehung, Pflichten der Schule.

Krankheiten, pſychiſche der Kinder. Nach Ausſchluß des endemiſchen Blödſinns in der Form des Cretinismus (ſ. d. Artikel) und der angeborenen oder frühzeitig erworbenen ſporadiſchen Schwachſinnigkeit verbleiben noch drei Reihen pſychiſcher Störungen, deren Verſtändnis dem Erzieher nothwendig iſt, ſoll anders eine verkehrte Behandlung ſolcher Kranken in der Schule und Familie vermieden und ſoll dem frühe-

*) Eine unvollſtändige Zuſammenſtellung ſ. bei Kirſch, op. cit. I. 79 ff.

ren oder ſpäteren Uebergang in eine alsdann häufig dauernde Form der pſychiſchen Krankheit vorgebeugt werden. Der Gegenſtand bedarf um ſo mehr einer genauen Darlegung, als ſelbſt die Aerzte mit dem Thatſächlichen noch ſehr wenig bekannt ſind.

Wir erörtern die pſychiſchen Anomalien, welche als Prädispoſition oder als Vorboten zum eigentlichen pſychiſchen Erkranken zu beachten ſind und eine beſondere Regelung der Erziehung verlangen; ſodann die in die Schuljahre fallenden eigentlichen Seelenkrankheiten, wobei im beſondern die Lehre von einem ſpecifiſchen Wahnſinn der Schulkinder zu prüfen iſt; weiter die pſychiſchen Anomalien im Gefolge von Gehirnkrankheiten. Auf die gewöhnlichen Seelenſtörungen, welche von der Zeit der Geſchlechtsentwicklung an häufig werden, iſt in den Artikeln über Entwicklungsjahre und geſchlechtliche Verirrungen Bezug genommen.

1. Schon im Alter von 7—14 Jahren, am häufigſten gegen die Zeit der geſchlechtlichen Entwicklung beobachtet man eine eigenthümliche pſychiſche Dispoſition, ihrem Weſen nach verwandt mit der auf der Gränze zwiſchen Nerven- und Seelenkrankheit ſtehenden Hyſterie und Hypochondrie. Bei Kindern, die gewöhnlich durch Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten in ihrem Charakter und Weſen auffallen, entwickelt ſich im Verlaufe eines wirklichen Unwohlſeins die Neigung, den Zuſtänden des eigenen Körpers große Aufmerkſamkeit zu ſchenken, die Beſchwerden nervöſer Art ſtark zu übertreiben und endlich theilweiſe ſelbſt zu erdichten; wirkliche Trägheit mag oft ein Hauptgrund ſein, im weiteren Verlaufe wird das Uebel aber durch verkehrte Behandlung groß gezogen; die Eltern machen großes Aufheben von den Klagen des Kindes und geben deutlich zu erkennen, wie ſie mit Beiſeitſetzen der gewöhnlichen Disciplin durch freies Gewährenlaſſen aller übeln Stimmungen und durch Erfüllung der Launen und Wünſche die Zufriedenheit und das Wohlbefinden des verzogenen Lieblings wiederherſtellen wollen. Gerade wie bei den Hyſteriſchen wird das Kind jetzt zu einer krankhaften Sehnſucht nach Mitgefühl geführt, oder es erwacht in ihm der Kitzel, durch Wichtigthun mit ſeinen Leiden ſich immer wieder zum Gegenſtand der Sorgen des ganzen Hauſes zu machen. In Gegenwart der unverſtändigen Mutter werden alle Klagen lauter, während in ihrer Abweſenheit das Kind in beſter Laune dem gewohnten Spiele ſich hingiebt; während ihm das Leſen der Schulbücher Kopfſchmerzen macht, ergeht es ſich mit Behagen in unterhaltenden Schriften, ſofern ſie ſeinem Geſchmacke belieben. Wird gegen Erwarten und Gewohntſein ein verkehrter Wunſch nicht durch ſofortiges Krankwerden ertrotzt, ſo erfolgt leicht ein Ausbruch von Ungebärdigkeit oder bei etwas älteren Mädchen ein eigentlicher hyſteriſcher Anfall. Der Arzt, welcher mit richtigem Blicke die Verkehrtheit der Erziehung als Hauptſache betrachtet und ſtatt der Arzneien als Ausgangspunct der Cur die richtige moraliſche Zucht empfiehlt, wird meiſtens nicht angehört, er heißt unverſtändig oder hart oder eingenommen gegen das arme Kind und wird — aufgegeben!

Daß Eltern, welche das Uebel ſoweit gedeihen laſſen, zur Heilung durch ein folgerichtiges, auf der einen Seite liebevolles, wirkliche körperliche Störungen beachtendes, auf der anderen für die übertriebenen Klagen unzugängliches und die Launen beherrſchendes Verhalten nicht geeignet ſind, iſt klar; aber auch die gewöhnliche Schule für ſich iſt unpaſſend, inſofern durch den unvermeidlichen Aerger über die Schulgenoſſen und die bis zu einer Art Wuth ſich ſteigernde Empörung bei Schulſtrafen die pſychiſche Verſtimmung und Ueberreizung nur gefördert wird; ebenſo wenig paßt das Kind für Anſtalten zur Erziehung Schwachſinniger; es bleibt nichts übrig, als die Erziehung an eine den obigen Anforderungen entſprechende Perſon in einer fremden, ruhigen Familie ſo lange zu übertragen, bis körperliche Kräftigung eingetreten iſt und das Kind mit der vernünftigen Selbſtbeherrſchung ſein beſſeres Ich wiedergefunden hat.

Eine andere Form, welche noch häufiger verkannt wird und bei Misbehandlung leicht in eine Entartung des Charakters oder vollſtändige Tobſucht übergeht, bieten Kinder mit unerklärlicher Launenhaftigkeit, unbezähmbarem Eigenſinn oder zügelloſer

Leidenſchaftlichkeit; das Kind iſt im allgemeinen wenig lenkſam und während der Steigerung ſeines krankhaften Zuſtandes iſt es für den Unterricht unzugänglich; häufig wird es als Beiſpiel von Verdorbenheit betrachtet und ſtrenge behandelt; dann folgt zunächſt die „Verſtocktheit“. Die ſchwierige Kunſt der Erziehung liegt hier neben dem Beſeitigen der körperlichen Störungen darin, daß man das volle Zutrauen des Kindes gewinnt und nach und nach ſeine krankhafte Sinnlichkeit der erſtarkten Vernunft unterordnen lehrt.

Noch iſt zu bemerken, daß ſelbſt bei Kindern von wenigen Jahren auf geringfügige Veranlaſſungen tobſuchtähnliche Anfälle vorkommen.

Eine dritte Form endlich hängt hauptſächlich mit einer Ueberreizung des Gehirns durch Ueberanſtrengung des Geiſtes zuſammen und iſt füglich zuſammenzufaſſen

2. mit den Vorboten der eigentlichen Seelenſtörung. Wenn nun Dr. E. W. Güntz in ſeiner werthvollen Arbeit einen ſpecifiſchen Wahnſinn der Schulkinder aufſtellt, weil ſolcher durch das genannte Moment veranlaßt werde und weil der Inhalt der Wahnbilder in directer Beziehung zu dem Schulleben ſtehe, ſo iſt zu bemerken, daß noch andere gewöhnliche Gründe der Seelenſtörung, namentlich erbliche Anlage, und noch andere mannigfaltige Urſachen der Kopfcongeſtion, wie geiſtige Getränke, Sonnenhitze, ſchwüle Schulluft, geräuſchvolle Arbeitsräume im Elternhauſe, enge Halsbekleidung u. ſ. w. mitwirken, daß der Inhalt der Wahnbilder der Seelengeſtörten überhaupt zunächſt der jedesmaligen Lebensſtellung und geiſtigen Ausbildung entſpricht, ſo wie daß die von Güntz geſchilderten Fälle den gewöhnlichen Verlauf des pſychiſchen Erkrankens verfolgen. Jedenfalls aber iſt es eine ſehr wichtige Thatſache, daß in Folge übermäßiger Anforderungen der Schule oder der ehrgeizigen Eltern oder auch infolge einer freiwilligen Entſagung von Erholung und Leibespflege, um alle Zeit und Kraft bis zur vollen Ermüdung des Gehirns dem Lernen zu widmen, nicht bloß eine Ueberreizung des ganzen Nervenſyſtems, beſonders des Gehirns, nicht bloß eine ſog. Hirnentzündung, ſondern auch ein ſomatiſch-pſychiſches Gehirnleiden in der Form des Wahnſinns ſich entwickeln kann. Beſonders gefährdet ſind Knaben mit erblicher Anlage zur Seelenſtörung und ebenſo körperlich weniger gut entwickelte, reizbare, geiſtig mäßig begabte Individuen. Die Krankheit äußert ſich manchmal in unerwarteten, faſt tobſüchtigen Zornausbrüchen neben anhaltender außerordentlicher Reizbarkeit, an welche ſich Muskelunruhe und ſelbſt der eigentliche Veitstanz anreihen kann, oder und häufiger ſie beginnt mit einem Stadium der körperlichen Erſchöpfung und pſychiſchen Depreſſion; das ganze Benehmen verändert ſich, wird ſchlaff und zerſtreut, die Leiſtungen in der Schule und für dieſelbe nehmen auffallend ab, die Stimmung iſt gedrückt, gewöhnlich ſehr apathiſch, für Lob und Tadel unempfindlich, gegen entſchiedene Gebote wird paſſiver Widerſtand geleiſtet, zeitweiſe jedoch tritt große Reizbarkeit ein, welche ſich in zänkiſchem und aufbrauſendem Weſen äußert. Wird nun der „verſtockte Trotzkopf“ zu Hauſe oder in der Schule ſtrenge behandelt, ſo erfolgt raſch der Uebergang in die volle Erkrankung einestheils mit den gewöhnlichen Zeichen der ſtärkeren Ueberreizung des mit Blut überfüllten Gehirns, anderntheils mit ſtillen oder lauten Delirien und bei kräftigen Naturen mit zeitweiſen tobſüchtigen Ausbrüchen. Die Krankheit kann in dieſem Stadium geheilt werden, kann als Gehirnentzündung tödten oder unter Beſſerung der ſomatiſchen Erſcheinungen in den vollkommenen Wahnſinn übergehen, wobei ſich der Inhalt der Wahnvorſtellungen begreiflicherweiſe nach den Erfahrungen des Kindes in ſeiner letzten Lebenszeit geſtaltet und demgemäß vorherrſchend auf Schule und Lernen ſich bezieht oder auch an das Erlernte anknüpft. Bei falſcher Behandlung beſteht die Gefahr eines Ausgangs in Verblödung und ebenſo einer Wiederkehr des Leidens nach der Geneſung; ein gewöhnliches Ueberbleibſel iſt die Onanie, welche ſehr häufig im Verlaufe der Krankheit ausgeübt wird.

Es iſt klar, daß auch hier die Verhütung nur in dem individuell richtigen Maße der Geiſtesanſtrengung und im Vermeiden der pſychiſchen Gehirnreizungen beſteht, ſowie daß zur Heilung vor allem das Unterbrechen des abſtracten Lernens, die ruhige Be-

ſchäftigung mit angenehmen ſinnlichen Warnehmungen — Leben in der Natur — und die Herſtellung des Gleichgewichtes zwiſchen den cerebralen und vegetativen Functionen gehört; man wird daher den Kranken frühzeitig einem Arzte übergeben, welcher zur methodiſchen Behandlung von Seelenſtörungen befähigt und äußerlich für dieſen Zweck eingerichtet iſt.

3. Unter den ſog. ſomatiſchen Gehirnkrankheiten mit tiefgreifendem Einfluß auf Intelligenz und moraliſchen Charakter ſteht oben an die Epilepſie (fallende Sucht); beſonders nach längerem Beſtehen entwickelt ſich häufig Unluſt oder wirkliche Unfähigkeit zum Lernen, Gedächtnisſchwäche und in Folge der Verrückung des Gleichgewichtes zwiſchen den ſinnlichen Antrieben und der normalen geiſtigen Beherrſchung derſelben eine Entartung des Charakters; häufig geht den Anfällen ein ganz pathologiſcher Zuſtand voran, welcher die Unterrichtsfähigkeit ausſchließt. Bei dieſem Grade iſt die Erziehung wie der Unterricht ſo individuell zu geſtalten, daß der gewöhnliche Schulbeſuch nicht angemeſſen iſt. Die ſchwierige Aufgabe der Erziehung liegt in dem Auffinden eines Mittelweges, welcher ebenſo die pathologiſchen Verhältniſſe berückſichtigt, als die Launen, Unarten und Geiſtesträgheit bekämpft; Züchtigungen veranlaſſen leicht einen Anfall der Krämpfe. Weiter erfahren Kinder durch ein acutes Gehirnleiden, eine ſog. Hirnentzündung, nicht ſelten eine traurige Umgeſtaltung ihres cerebralen und pſychiſchen Lebens; die Abnahme des Gedächtniſſes, die zeitweiſe Stumpfheit der Intelligenz und abwechslungsweiſe die abnorme Reizbarkeit oder Aufregung, ſowie die mit der abnormen Dispoſition des Gehirns gegebene Gefahr der Schläge an den Kopf müßen dem Erzieher und Lehrer ſolcher Kinder gegenwärtig ſein.

Literatur: Dr. Ch. Weſt, über Epilepſie, Blödſinn und Irrſinn der Kinder; Journ. für Kinderkrankh. XXIII. Juli u. Auguſt 1854, S. 1—39; Brierre de Boismont, Gazette hebdom. 1858, Nr. 26; Dr. E. W. Güntz, „der Wahnſinn der Schulkinder, eine neue Art der Seelenſtörungen"; Zeitſchr. für Pſychiatrie, 1859. XVI. S. 187—221.

Dr. R. Köhler.

Krankheiten, Verhalten bei Krankheiten. Die Krankheiten als normwidrige Zuſtände bedingen in den allgemeinen, auf normal beſchaffene Individuen berechneten Grundſätzen der Erziehung nnd des Unterrichtes Abänderungen, ſobald die phyſiſchen oder pſychiſchen Störungen eine der Vorausſetzungen für die gewöhnliche pädagogiſche Einwirkung und Führung abändern. Dabei iſt es dem Gegenſtande gemäß, die pſychiſchen Anomalien und Krankheiten von den ſomatiſchen geſondert zu betrachten und in Bezug auf die letzteren zu unterſcheiden, welche Regeln ſich für das Verhalten bei der Erziehung im allgemeinen und für das Verhalten des Lehrers in der Schule gegenüber kranken oder leidenden Kindern ergeben.

Die erſte Frage, welche vor allem zu beantworten iſt, betrifft das wirkliche Vorhandenſein einer Krankheit überhaupt; bekanntlich werden manchmal leichtere Krankheiten zu Hauſe oder in der Schule vorgegeben, um das Schulzimmer verlaſſen, eine Arbeit weglegen, oder einige Tage zu Hauſe dem ſüßen Nichtsthun ſich widmen zu dürfen, von böſen Buben werden aber auch ſchwere Krankheiten namentlich epileptiſche Anfälle nachgemacht; künſtliche hyſteriſche Convulſionen bei Mädchen fallen wohl nie in das Alter unter vierzehn Jahren, wohl aber beobachtet man ein Gemiſch von wirklichen und von gemachten Nervenzufällen ſchon während der Entwicklungsjahre.

Da viele leichtere Uebel durch keine den Laien ohne weitere Beobachtung zugängliche Merkmale ſich verrathen, ſo wird der Lehrer am beſten thun, vorläufig der Angabe Glauben zu ſchenken, für die nächſte Schulzeit jedoch, zumal bei den der Täuſchung verdächtigen Zöglingen, ein elterliches, bei mehrtägiger Dauer ein ärztliches Zeugnis zu verlangen. In der Familie ſelbſt wird man durch ſorgfältige Beobachtung meiſtens bald ein Urtheil gewinnen; bei Zweifeln wird der Arzt entſcheiden, welcher übrigens in Familien mit ſchlechter Erziehung, zumal bei thörichten Müttern, welche zum Spielball ihrer zuchtloſen Jungen geworden ſind, einen ſchweren Stand hat; aus eigener

Erfahrung nenne ich namentlich die Schwierigkeit, eine ſimulirte Epilepſie zu erkennen und von dem Betruge die Eltern zu überzeugen.

Auf der andern Seite kann der Lehrer eine große Zahl von Krankheiten, welche wirklich auf das pſychiſche Verhalten eine die Unterrichtungsfähigkeit beſchränkende oder das ordnungsgemäße Benehmen des Schülers ſtörende Wirkung üben, als vorhanden erkennen; er achte nur bei den hieher gehörigen fieberhaften und gaſtriſchen Krankheiten auf das veränderte Ausſehen des Geſichtes und auf die erhöhte Körperwärme; häufig entdeckt der Laie die Krankheit auch an dem raſchen Wechſel der Farbe des Geſichtes, der ſchlaffen Haltung und der veränderten Handſchrift. Fehlen dieſe Anzeichen, ſo wird der Lehrer den Schüler als geſund betrachten und behandeln; kommt zur Entſchuldigung eines Fehlers eine Krankheitserklärung, ſo wird er, ſo groß auch ſein Verdacht einer Unwahrheit oder Uebertreibung ſein mag, doch ſeine Entſcheidung ausſetzen, bis von Hauſe Erkundigung eingezogen iſt. Zu Gunſten dieſer humanen Behandlung iſt namentlich geltend zu machen, daß eine Strafe für eine wegen Krankheit entſtandene Uebertretung gerade ein krankhaft gereiztes Gemüth doppelt empfindlich verletzt. Vermuthet der Lehrer dagegen nach den angegebenen Kennzeichen eine Krankheit, ſo wird er das Kind befragen, und wenn eine bejahende Antwort oder ſtatt derſelben ein Strom von Thränen oder Schluchzen kommt, den Patienten am beſten nach Hauſe entlaſſen, da die Störung des Allgemeinbefindens bei Fiebern und die Eingenommenheit des Kopfes bei Magenkatarrhen die Anweſenheit des Kranken in der Schule für denſelben zwecklos, für den Unterricht aber häufig ſtörend macht. Bei plötzlichen Anfällen von Uebelſein, Schwindel, Ohnmacht u. dergl. laſſe der Lehrer ſogleich Hals und Bruſt von anliegenden Kleidern befreien, das Geſicht im Zimmer oder auf der Hausflur gegen die friſche Luft halten und bei längerer Ohnmacht mit kaltem Waſſer beſprengen.

Eine weitere Reihe von Krankheiten, welche den Unterricht an ſich nicht behindert, inſofern aber für die Schule von Belang wird, als das Uebel beim Verkehr auf andere Kinder übertragbar iſt, fällt unter den Geſichtspunct der Pflichten der Schule bei der körperlichen Erziehung (ſ. d. Art.). Wichtiger als dieſe äußerlichen Regeln ſind die Grundſätze für die Abänderung der allgemeinen Erziehung, wenn der Gegenſtand derſelben durch Krankheit und ihre Folgen in einen abnormen Zuſtand verſetzt iſt. Die erſte Bedingung, wenn mit Fug an der hergebrachten Disciplin geändert werden ſoll, iſt alſo ein ſolches Uebelbefinden, daß ſeine Conſequenzen mit den hergebrachten Anforderungen der Erziehung in Widerſpruch treten und man nur die Wahl hat, entweder ein dem Verhalten des Kranken nicht angemeſſenes, bloß unbilliges oder das Uebel und ſeine einzelnen Erſcheinungen ſteigerndes Gebot oder Verbot aufrecht zu halten, oder von demſelben abzugehen. Setzen wir den Fall — um ein tägliches Beiſpiel zu nehmen —, ein Knabe ißt ungerne gekochte Möhren (gelbe Rüben), weil ſie ihm nicht munden, und ſo oft dieſes Gericht auf dem Tiſch erſcheint, muß das kategoriſche Gebot: „du iſſeſt“ eintreten; derſelbe Knabe wird krank und zwar leidet er an einem ſtarken Gaſtricismus; jetzt ſind die Möhren wegzulaſſen, weil der Magen ſie nicht verdauen würde; geſetzt aber derſelbe Knabe würde von einem ſchmerzhaften Muskelrheumatismus befallen, ohne alle Behelligung des Magens, ſo läge wohl ein Grund vor, ihn nach ſeinem Wunſch aus einem kalten in ein geheiztes Schlafzimmer zu bringen, aber ganz verkehrt wäre, aus Mitleid mit ſeinen Schmerzen ihn mit den misliebigen Möhren zu verſchonen; ein Grund würde in der Krankheit vielleicht dann gefunden, wenn er einige Nächte ſchlaflos zugebracht hätte und dadurch in große Nervenreizung gefallen wäre; denn unter dieſen Umſtänden mag ihm das im geſteigerten Aerger genoſſene Gemüſe ſchlecht bekommen.

Es mag hieraus zugleich erhellen, wie die unendliche Mannigfaltigkeit der vorkommenden Fälle die Aufgabe ſtellt, allgemeine und daher allgemein anwendbare Geſichtspuncte zu ſuchen. Die abnormen Bedürfniſſe und das abnorme Betragen des Kindes

ſind einmal abhängig von der Art und dem Grade der Krankheit, worüber der Arzt Belehrung ertheilen kann; ſodann vom Alter des Kindes, indem im allgemeinen das Kind um ſo ungebärdiger wird, je jünger, alſo je weniger es zur Unterſcheidung und deutlichen Bezeichnung ſeiner Beſchwerden befähigt und je weniger es in der Beherrſchung ſeiner Sinnlichkeit geübt iſt; ſodann iſt vom allergrößten Einfluß die frühere Erziehung und bei längeren Leiden das Benehmen der Pflegenden während der Krankheit ſelbſt; die Aerzte kennen ganz genau ihre Familien, wo die an Befriedigung ihrer Launen und Regelloſigkeit gewöhnten Kinder ihre Krankheitszeit ſich ſelbſt und ihrer Umgebung zur Qual machen, und anderntheils ſolche, deren Kinder prompt die Arznei nehmen und ſich in jeder Hinſicht auch bei ſchweren Leiden verhältnismäßig fügſam und geduldig beweiſen; ſie machen aber auch die Erfahrung, wie das Kind im Verlaufe um ſo verwöhnter und bei Verſagung ſeiner Wünſche um ſo heftiger wird, je mehr die wirklich gebotene Rückſicht auf des Kranken Bedürfniſſe und das Mitleid der Mutter wie der ganzen Umgebung den Wünſchen desſelben nachgekommen iſt und ihm die Ueberzeugung von der Wichtigkeit ſeiner Perſon und der gebietenden Gewalt ſeiner Bedürfniſſe und Launen eingepflanzt hat. Vorher verzogene Kinder, ebenſo die erſt im Laufe der Krankheit verwöhnten laſſen ſich während der Krankheit ſelbſt nicht zur Ordnung bringen; ein ſolcher Eingriff in die uſurpirten ſubjectiven Rechte des Kindes ſetzt es in eine bei jedem ernſtlichen Fieber nachtheilige Aufregung; das aber iſt zu leiſten, daß ein relativ wohl erzogenes, an Unterordnung ſeines Willens und ſtrenge Ordnung gewöhntes Kind auch durch die kranken Tage nicht weit aus der Bahn des Gehorſams und der Zucht gebracht wird und daß es nach der Geneſung zur alten Ordnung zurückkehrt.

Hiezu iſt zwiſchen den wirklichen Bedürfniſſen des Kranken und ſeinen arbiträren Wünſchen, zwiſchen wirklichen Beſchwerden und ihrer Uebertreibung, zwiſchen pathologiſcher Verſtimmung und Heftigkeit und bloßer übler Laune zu unterſcheiden und demnach zu bemeſſen, was zu gewähren und zu verſagen iſt; im allgemeinen weiche man dabei von den hergebrachten Regeln nicht ohne Grund ab, was man aber fordert, ſuche man in ſchonender Weiſe zu erreichen, und wenn man etwas abſchlagen muß, ſo benütze man nach Umſtänden den Kunſtgriff, die Aufmerkſamkeit abzulenken. Man unterſtütze auch über das Krankſein den Sinn des Gehorſams, indem man ſtrenge die diätetiſchen Gebote des Arztes einhält, keine ärztlich verbotene Näſcherei zuläßt, und mit Nachdruck, aber ohne äußere Gewalt auf dem Einnehmen der Arzneien zur feſtgeſetzten Stunde beharrt; ſodann aber gebe man auch keinen äußeren Anlaß zu unerfüllbaren Wünſchen, vermeide ja im Zimmer des Kranken für ihn Verbotenes zu genießen und laſſe keine Beſuche zu, welche das Kind durch thörichtes Benehmen in Aufregung ſetzen; endlich ſuche die Mutter und was ſonſt dem Kind am nächſten ſteht, das Mitleid und den Eifer, dem Kinde alles Thunliche zu gewähren, verſtändig zu beherrſchen. Nur gegen das tödtliche Ende ſchweigen die Rückſichten der Erziehung, wohl aber hat jetzt der Arzt zu wünſchen, daß nicht durch ungeeignete Genüſſe und Reizmittel der Todeskampf verlängert, und der Menſchenfreund, daß nicht durch faſſungsloſen Jammer dem Kinde der letzte Kampf noch mehr erſchwert werde.

Bei der Wendung zur Geneſung kommt, um dieſen trefflichen Rath Schrebers verbotenus zu entlehnen, viel darauf an, daß man nach überſtandener Krankheit zur Wiedereinſetzung der alten Ordnung die erſten Tage des friſch erwachenden Geſundheits- und Kraftgefühles des Kindes benützt. In dieſer Periode, wo das Kind gleichſam ein neues Leben beginnt, deſſen Ordnung auch nun wieder für die Folge maßgebend wird, laſſen ſich die etwa entſtandenen Abweichungen und Lücken der Gewohnheit mit Leichtigkeit ausbeſſern; man iſt dann in wenigen Tagen wieder auf dem früheren Standpuncte.

Vgl. Schreber, Kallipädie S. 66 ff. und die Artikel Abneigung und Gehorſam.

Dr. R. Köhler.

Kreisſchulen, ſ. Schulbezirk.

Kreisſchulinſpector, ſ. Schulregiment.
Krüſi, ſ. Peſtalozzi.
Küſterſtelle, ſ. Beſoldung (S. 592 f.).

Kunſt. Von der Kunſt iſt hier nur als von einem Erziehungsmittel und zwar im allgemeinen zu handeln. Es bleiben alſo einerſeits ausgeſchloſſen rein theoretiſche Erörterungen über das Weſen der Kunſt, und können dieſe nur in ihren Reſultaten als Lehrſätze aus der Aeſthetik eine Stelle finden, andererſeits ins einzelne gehende methodiſche Regeln für die Behandlung der verſchiedenen Künſte im Unterricht, und kann in dieſer Beziehung auf die Artt. Deutſche Sprache, Claſſiſche Schullectüre, Clavierſpiel, Geſang, Bilderbücher, Zeichnen u. a. hingewieſen werden. Und auch in Bezug auf unſere in ſolcher Weiſe begränzte Aufgabe werden wir großentheils nur eine Nachleſe zu dem Art. „Aeſthetiſche Bildung" zu geben haben, indem im weſentlichen derſelbe Gegenſtand, welcher dort vorzugsweiſe vom Standpunete des zuerſtrebenden Erziehungsreſultates betrachtet wurde, hier eben vom Standpunete des Erziehungsmittels zu beleuchten iſt.

Hier iſt nun vor allem hervorzuheben, daß die Kunſt ein Erziehungsmittel in jenem engſten und zugleich niedrigſten Sinne nicht iſt, in welchem unter Mittel eine Sache verſtanden wird, die, an ſich werthlos, nur Werth hat in Bezug auf eine andere, den durch jenes Mittel zu erreichenden Zweck, und welche nach Erreichung dieſes Zweckes als völlig werthlos aufgegeben werden kann, wie etwa nach Vollendung des Guſſes der Glocke die Form zerſchlagen wird. Wie die Erziehung zwar immer hinarbeitet auf ein künftiges Ziel, dieſem aber doch die Gegenwart des Zöglings nicht aufopfern darf, ſondern darnach zu trachten hat, daß, was die Zukunft von dem Zöglinge fordert, erreicht werde durch Erfüllung der Forderungen, welche auf der jedesmaligen Lebensſtufe des Zöglings naturgemäß an deſſen Erziehung ergehen: ſo muß die Erziehung auch möglichſt ſparſam ſein im Gebrauche jener an ſich werthloſen Mittel; vielmehr müßen die Mittel, welche ſie anwendet, in ſich einen bleibenden Werth haben, ſie müßen, während ſie von einem Geſichtspuncte aus als Mittel erſcheinen, von einem andern aus ſelbſt als Zweck ſich darſtellen, wie z. B. die Kunſt einerſeits ein Mittel zur Bildung des Gefühls iſt, andererſeits aber auch die Bildung des Gefühls ein Mittel zu vollkommenerem Kunſtgenuß. Dann treten die Erziehungsmittel in ein Syſtem der Wechſelwirkung zuſammen, durch welches eine in allen ihren Momenten und Factoren bedeutſame und lebendige harmoniſche Geſammtbildung erreicht wird. Bei keinem anderen Gegenſtande iſt es ſo einleuchtend, wie bei der Kunſt, daß ſie nur in dieſem allgemeineren und höheren Sinne ein Erziehungsmittel genannt werden kann, indem ihr eigentlichſtes Weſen ſchon der Beziehung auf einen äußeren Zweck widerſpricht.

Wie bedeutend nun auch die Kunſt thatſächlich auf die Erziehung des Menſchen eingewirkt hat, ſo hat doch die pädagogiſche Theorie der Bedeutung der Kunſt als eines Erziehungsmittels volle Gerechtigkeit noch nicht widerfahren laſſen. Die Pädagogik faßte ihre Zwecke zu beſchränkt, vereinzelt und äußerlich, als daß ſie ſich hätte aufgefordert fühlen können, die Kunſt, welche in idealer Höhe über ſolchen Tendenzen ſchwebte, auf dieſelben zu beziehen, oder, wenn es gleichwohl geſchah, ſo geſchah es nicht ohne Beeinträchtigung des wahren Weſens der Kunſt; ſie mußte ihre eigenthümliche Größe und Herrlichkeit ablegen, um den kleinen Abſichten der Pädagogen zu dienen. Bei keinem Volk iſt die Kunſt ein ſo weſentlicher Factor der nationalen Bildung geweſen, wie bei dem griechiſchen, und doch erſtaunt man, wie dürftig und unbefriedigend das iſt, was ſeine pädagogiſchen Theoretiker, welche zugleich ſeine größten Philoſophen ſind, über den Einfluß der Kunſt auf die Erziehung vorzubringen haben. Plato, der ſelbſt ſo wenig verläugnen kann, daß er von der Poeſie her zur Philoſophie gekommen iſt, und der in ſeinen Dialogen die eingehendſten Entwicklungen giebt über das Weſen des Kunſtſchönen, macht doch in ſeinem pädagogiſchen Syſtem die Kunſt nur zum Aſchenbrödel der politiſchen Erziehung im Haushalt ſeines idealen Staates. Die Kunſt iſt

ihm Nachahmung der Natur und als ſolche doppelt verdächtig, einerſeits weil ſie auch das Schlechte und andererſeits weil ſie mit täuſchendem Scheine nachahmt und darum zur Gemeinheit und zur Lüge verleiten könne. Den pädagogiſchen Werth des Fabeldichters ſchlägt er höher an, als den des geübteſten und gewandteſten Dichters, und daß Homer der eigentliche Lehrer der Griechen ſei und bleiben müße, will er nicht gelten laſſen, ſondern zieht ſeinen Geſängen als Gegenſtand des Unterrichtes die Geſetze des platoniſchen Staates vor. Ueberhaupt aber ſollen die Vorſteher des Staatserziehungsweſens die Jugend vor poetiſcher Contrebande ſchützen und nur, von mindeſtens fünfzigjährigen wackeren Bürgern verfaßte, Hymnen auf die Götter und Loblieder auf gute Menſchen einlaſſen. Auch des Ariſtoteles freiere Theorie bleibt zu ſehr im Begriffe der Naturnachahmung befangen, und nur der Muſik im engeren Sinne, weil auf ſie dieſer Begriff am wenigſten Anwendung findet, ſchreibt er, wie ſein großer Vorgänger, wenn ſie richtig betrieben wird, einen unmittelbar heilſamen Einfluß auf die Herſtellung der rechten Seelenſtimmung zu. Wenn aber ſelbſt die Weiſeſten des griechiſchen Volkes, bei welchem die Kunſt die ausgezeichnetſte Pflege gefunden hat, bei der Schätzung des pädagogiſchen Werthes derſelben durch Beziehung auf äußerliche Zwecke verhindert wurden, zugleich die Selbſtändigkeit und eigenthümliche Würde der Kunſt unverletzt zu laſſen, ſo dürfen wir eine ſolche Wahrung des Rechtes der Kunſt von dem praktiſchen Römervolke um ſo weniger erwarten. Cicero und Quintilian kommen über den Einfluß, den die Dichtkunſt, bei gehöriger Scheidung des poetiſchen Gebietes von dem oratoriſchen, auf die ſtiliſtiſche Vervollkommnung des Redners ausüben kann, und über den Werth, welchen ſie für den Staatsmann als eine angenehme, nützliche und würdige Erholung hat, nicht hinaus. Die römiſche Auffaſſung in dieſer Beziehung iſt zuſammengefaßt in dem Horaziſchen Kernſpruche (Ad Pis. 333): „Aut prodesse volunt, aut delectare poëtae;“ und wenn Horaz ſelbſt in dem bald darauf folgenden Verſe: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci“ das delectare als das weſentliche und das prodesse nur als das ſecundäre Moment der ſchönen Kunſt zu betrachten ſcheint, auch in ſeinen eigenen beſten Gedichten zeigt, daß ſie überhaupt aus einem auf irgend einen äußeren Zweck gerichteten beſtimmten Wollen nicht hervorgegangen ſind, ſondern aus der unbefangenen Freude an der künſtleriſchen Auffaſſung und Production: ſo hat die ſpätere Commentirung und Anwendung ſeiner Regel vielmehr in dem utile den eigentlichen Zweck der Kunſt erkannt und in dem dulci nur das Mittel, deſſen die Kunſt zur Erreichung dieſes Zweckes ſich bedient. Von dieſer Auffaſſung iſt die Pädagogik der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften beherrſcht: die Poeſie diente ihr nur als angenehme Folie für nützliche, namentlich moraliſche Belehrung, und die Nachahmung der antiken Dichtungen als Mittel, neben dieſem Sapere auch das Fari zu fördern, die Gewandtheit und Correctheit im lateiniſchen Ausdruck. Durch dieſes letztere wurde denn auch der Einbildung Vorſchub geleiſtet, daß Dichten und Verſemachen dasſelbe ſei, eine Einbildung, von welcher bekanntlich auch in Beziehung auf die Dichtung in der Mutterſprache die letzte Hälfte des 17. und die erſte des 18. Jahrhunderts in Deutſchland größtentheils beherrſcht war. Sieht man auf die Reimerei dieſer Zeit, ſo kann man es kaum bedauern, daß die pädagogiſchen Neuerer, deren, ihren Urhebern als alleinſeligmachend geltende, Syſteme auch an die allgemeinſte geiſtige Thätigkeit, an den abstracten Verſtand, ſich wenden mußten, in ihren Theorieen für die Kunſt keine Stelle fanden. Als dann der Aufſchwung, welchen die vaterländiſche Poeſie gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts genommen, zu einer pädagogiſchen Verwerthung ihrer Producte aufforderte, fand dieſe Verwendung in der bald nachher aufblühenden philanthropiſchen Pädagogik ganz im Sinne des dieſe charakteriſirenden verſtändigen Utilitarismus ſtatt. Was Meiſter Baſedow ſelbſt zur Bildung ſeiner „aufgeklärten Weltbürger“ dichtete, iſt die abſcheulichſte Caricatur wahrer Poeſie, und von den Dichtungen anderer fand, abgeſehen von dem gründlich verwäſſerten geiſtlichen Liede, nur die Fabel und die verſificirte moraliſche Erzählung Gnade vor den Augen dieſer aufgeklärten Pädagogik, deren bis

zur plumpſten Roheit realiſtiſche Tendenz alſo in dieſer Beziehung auf eine merkwürdige Weiſe mit den Forderungen des idealen platoniſchen Staates zuſammentrifft. In demſelben Jahre aber, in welchem Baſedow ſtarb (1790), erſchien auch das Werk, von welchem die richtigere Würdigung des Weſens und Werthes der Kunſt eigentlich ausgieng. Kant, welcher in der „Kritik der reinen Vernunft“ (1. Aufl. Riga 1781) vom Wahren, in der „Kritik der praktiſchen Vernunft“ (1. Aufl. Riga 1788) vom Guten gehandelt hatte, ſuchte jetzt in der „Kritik der Urtheilskraft“ (1. Aufl. Berlin 1790) das Schöne in ſeinem eigenthümlichen Weſen darzuſtellen. Indem er das Vermögen des äſthetiſchen Urtheils als das Vermögen definirte (§ 5.), „einen Gegenſtand oder eine Vorſtellungsart durch ein Wohlgefallen oder Misfallen ohne alles Intereſſe“ zu beurtheilen, emancipirt er die Kunſt von dem Dienſte moraliſcher oder ſonſtiger Nützlichkeit und ſtellte ſie in ihrer ſelbſtändigen Würde her. Und wenn Kant ſelbſt an der reinen und umfaſſenden Durchführung des von ihm aufgeſtellten Begriffes des Schönen dadurch behindert wurde, daß er die Miſſion der Kunſt, durch Befreiung des Geiſtes aus der dumpfen Unmittelbarkeit der durch einzelne Eindrücke hervorgebrachten Empfindung auch der Erkenntnis des Wahren und Verwirklichung des Guten zu dienen, zu ſehr hervorhob, ſo müßen wir vor allem Schillern das Verdienſt zuſchreiben, dieſen Mangel im ſtätigen Fortſchritte ſeiner eigenen künſtleriſchen und philoſophiſchen Entwicklung, wie dieſe in ſeinen äſthetiſchen Schriften vorliegt, beſeitigt zu haben. Wir hoffen in dem Artikel über Schiller Gelegenheit zu finden, auch dieſes Verdienſt unſeres Dichters ausführlicher ins Licht zu ſetzen, und wenden uns auf dem im weſentlichen von ihm feſtgeſtellten Standpuncte nach dieſen geſchichtlichen Vorbemerkungen nun zur Darſtellung des pädagogiſchen Werthes der Kunſt.

„Schon das griechiſche Alterthum liebte es, die Ideen des Wahren, Guten und Schönen zuſammenzuſtellen, und in der That bezeichnen ſie die Ziele und den Zweck der drei Grundrichtungen des Geiſtes, des Erkennens, des Wollens und der Phantaſie“ (Carriere, Aeſthetik, I. S. 223). Der Kunſt gebührt alſo ſchon deswegen eine eingehende Berückſichtigung bei der Erziehung, weil ohnedies ein weſentliches und für das Verſtändnis der inneren Geſchichte der Menſchheit nicht minder als für die gegenwärtige Bildung bedeutendes Gebiet des geiſtigen Lebens den Zöglingen unerſchloſſen und eine weſentliche Seite ihres eigenen Geiſtes unentwickelt bleiben würde. Aber auch die intellectuelle und ſittliche Bildung leidet unter der Vernachläßigung der äſthetiſchen. Denn es ſtehen jene drei Richtungen des menſchlichen Geiſtes in der innigſten Wechſelbeziehung zu einander. Das rechte Wollen des Guten ſetzt die klare Erkenntnis der ſittlichen Begriffe und Geſetze, und wiederum ſetzt die richtige Erkenntnis des Wahren die aufrichtige Liebe und den ſelbſtverläugnenden Muth der Wahrheit, alſo eine ſittliche Richtung des Willens voraus. Durch den reinen, empfänglichen Sinn für Wahrheit und durch den ſittlichen Ernſt der Geſinnung des Künſtlers iſt ferner der Reichthum und die Tiefe des Gehaltes des Kunſtwerks bedingt; aber andererſeits wird auch durch die belebende Kraft der Phantaſie, welche die eigentliche Grundkraft des künſtleriſchen Schaffens bildet, der Fortſchritt in dem Gebiete des Erkennens und des ſittlichen Lebens gefördert; die Phantaſie befähigt den Forſcher, in unmittelbarer Anſchauung ſcheinbar weit auseinander liegendes Einzelne zu combiniren und das ihm zu Grunde liegende Geſetz zu ahnen, und ebenſo in glücklicher Induction die Folgerungen mit Einem Blicke zu überſchauen, welche aus dem Geſetze hervorgehen, und die Anwendungen, welche es geſtattet. Sie nimmt auf dieſe Weiſe das Reſultat gewißermaßen voraus, deſſen Richtigkeit dann die nachfolgende wiſſenſchaftliche Unterſuchung zu erweiſen hat. Nicht minder liegt in dem Bilde der vollendeten That, welches ſie der Seele vorhält, ein mächtiger Antrieb zum ſittlichen Wollen und Vollbringen des Guten, und wahre Virtuoſität auf dem Gebiete des Erkennens wie des ſittlichen Handelns iſt darum ohne dieſe Betheiligung der Phantaſie nicht möglich. Das Wahre, Gute und Schöne haben eben bei aller Eigenthümlichkeit ihrer Gebiete doch das mit einander gemein, daß alle

drei die Richtung des Geiſtes von dem Einzelnen auf das Allgemeine, von dem Endlichen auf das Unendliche und von dem Menſchlichen auf das Göttliche darſtellen. In der Erkenntnis des Wahren dringt der Geiſt durch die einzelne Erſcheinung zu dem ihr zu Grunde liegenden Gedanken und damit zu dem das Einzelne hervorbringenden Princip hindurch; im ſittlichen Wollen ſucht er ſein eigenes leibliches Organ und die umgebende Welt dem in ihm ſich ausſprechenden Geſetze dienſtbar zu machen, und in dem Schönen ſtellt die wechſelsweiſe Durchdringung des Realen und Idealen, in welcher „das Einzelne zur allgemeinen Weihe“ geführt wird, in einer unmittelbar durch ſich ſelbſt den Geiſt befriedigenden Weiſe ſich dar.

Die Beziehung des Menſchen in der alle dieſe Seiten des Geiſtes zuſammenfaſſenden Totalität ſeines ganzen Weſens auf das Allgemeine, Ueberſinnliche, mit Einem Worte, auf das Göttliche iſt nun aber die Religion. Die Religion äußert ſich im Gebiete des Erkennens, indem ſie anregt, über das Göttliche und über ſein Verhältnis zur Welt und zum Menſchen beſtimmte Begriffe zu bilden; ſie äußert ſich im Gebiete des Wollens, indem ſie den Willen antreibt, das göttliche Geſetz zu verwirklichen. Aber die Religion iſt ihrem inneren Weſen nach weder ein Wiſſen in dem engeren Sinne eines durch Gründe und Reflexion vermittelten Erkennens, noch ein auf ein beſtimmtes äußeres Thun gerichtetes Wollen; ſondern ſie iſt eben die im Selbſtbewußtſein unmittelbar ſich kund gebende Beſtimmtheit des Menſchen in der ganzen Totalität ſeines Seins durch Gott. Und um dieſer Unmittelbarkeit willen ſteht die Religion gerade zu der Kunſt in einer beſonders nahen Beziehung. Der Moment des künſtleriſchen Empfangens tritt ein, wenn im Geiſte des Künſtlers Reales und Ideales, die einzelne ſinnliche Erſcheinung und ein allgemeiner geiſtiger Gehalt unmittelbar ſich durchdringen, und dieſelbe unmittelbare Durchdringung ſtellt denn auch das künſtleriſche Schaffen im Kunſtwerke dar. Darum iſt bei allen nur einigermaßen ausgebildeten Religionen die Kunſt die ſtete Begleiterin der Religion. Am innigſten war dieſe Verbindung im Griechenthume vorhanden, und zwar in einem ſolchen Maße, daß man die griechſche Religion mit Recht als die Religion der Schönheit bezeichnet hat. Aber eben in dieſem Ueberwiegen des äſthetiſchen Momentes über das ethiſche liegt auch ihre Schwäche. Man begnügte ſich zu ſehr, die Wirklichkeit mit dem künſtleriſchen Scheine des Ideals zu verklären, ſtatt ſie nach dem göttlichen Geſetze zu geſtalten und zu heiligen und die tiefen ſittlichen Conflicte des Lebens auf ethiſchem Wege zu löſen, und dieſes mußte in Verbindung mit der natürlichen Neigung des ſündigen Willens, in den Dienſt des „vergänglichen Weſens“ ſich hinzugeben, zum Untergange der Religion führen. Dieſer einſeitig äſthetiſchen Richtung trat die altteſtamentliche Religion entgegen, indem ſie das Geſetz des heiligen Gottes hoch über die Gelüſte des natürlichen Willens und in der Forderung, heilig zu werden, wie Gott heilig iſt, den Menſchen eine weſentlich ethiſche Aufgabe ſtellte. Aber bei der Strenge des Gegenſatzes blieb auch das Geſetz dem natürlichen Willen ein äußerliches und zur Verſöhnung des Göttlichen und Menſchlichen konnte es auf dem geſetzlichen Standpuncte nicht kommen, und eben darum auch nicht zur vollkommenen künſtleriſchen Durchdringung zwiſchen Ideal und Wirklichkeit: die Kunſt tritt in der altteſtamentlichen Religion zurück, und nur in der lyriſchen Poeſie darf ſie ſich freier bewegen, um den reineren geiſtigen Verkehr der Seele mit Gott darzuſtellen. Erſt durch das Chriſtenthum iſt jene Verſöhnung zu Stande gekommen. Wie in der Perſon des Heilandes ſelbſt die vollkommenſte Durchdringung des Göttlichen und Menſchlichen ſich darſtellt und damit, was die antike Kunſt unvollkommen und im ſchönen Scheine ſuchte, zur vollkommenſten Wirklichkeit geworden iſt, ſo hat auch das Chriſtenthum, getreu dem Worte ſeines Stifters, er ſei nicht gekommen, daß er die Welt richte, ſondern daß die Welt durch ihn ſelig werde, das Recht des Menſchlichen wieder anerkannt, nur daß es nicht in unheiliger, natürlicher Willkür ſich geltend mache, ſondern beherrſcht werde von dem heiligen Geiſt; und die Erfüllung des Geſetzes wird im Chriſtenthum eben dadurch möglich, daß im neuen Bunde das Geſetz nicht mehr ein äußerliches bleiben, ſondern den Menſchen „in

ihr Herz gegeben und in ihren Sinn geſchrieben" und die innere Triebkraft des Willens ſelbſt werden ſoll. Und dadurch iſt auch dem Walten der wahren, das Einzelne und das Allgemeine verſöhnenden Kunſt in dem Chriſtenthum wieder freie Bahn gemacht. Das apoſtoliſche Wort: „Alles iſt euer!" darf der Chriſt auch auf die Schöpfungen der Kunſt anwenden, und wie es ein tief bedeutſames Wort von Herder iſt: „Die höchſte Liebe wie die höchſte Kunſt iſt Andacht," und von Göthe: „Die Menſchen ſind in Poeſie und Kunſt nur ſo lange productiv, als ſie religiös ſind;" wie die Kunſt das Höchſte, was ſie hervorgebracht hat, jederzeit im Dienſte der Religion oder doch, wenn auch in zeitweiligem Gegenſatze gegen deren kirchliche Erſcheinungsform, auf dem Grunde eines tiefen religiöſen Intereſſe leiſtete: ſo wird man, wie wenig man auch den Werth ſchlichter Frömmigkeit gering achtet, doch ſagen dürfen, eine geſchmackloſe Frömmigkeit, die nicht einmal „in geiſtlichen lieblichen Liedern" auch künſtleriſch productiv wird, wird ſchwerlich eine vollkommen geſunde und lebendige chriſtliche Frömmigkeit ſein.

Steht nun aber die Kunſt zu Religion und Chriſtenthum in einer ſo innigen Beziehung und muß man doch die Erziehung zu einer geſunden und kräftigen, reinen und lebendigen Religioſität als das höchſte pädagogiſche Ziel bezeichnen, ſo muß gerade von dieſem Geſichtspuncte aus auch die hohe Bedeutung der Kunſt als Erziehungsmittel einleuchten. Nicht religiöſe Lehren und ſittliche Grundſätze und Antriebe ſoll ſie unmittelbar mittheilen; dazu iſt die ſchlichte Proſa ernſter Lehre und Mahnung geeigneter. Aber indem ſie Sinn und Willen der dumpfen Befangenheit in dem einzelnen ſinnlichen Eindrucke entnimmt und der ſinnlichen Einzelheit die geiſtige Weihe ertheilt, ſtellt ſie in dem Geiſte jene Harmonie her, in welcher derſelbe gleich befähigt iſt, einerſeits die einzelne ſinnliche Erſcheinung, die einzelne Erregung des Gemüthes und Willens auf das Allgemeine und Ueberſinnliche und andererſeits das allgemeine Geſetz auf die concreten Verhältniſſe zu beziehen, in welchen es zu lebendiger Verwirklichung kommen ſoll. Dieſe Verſöhnung der natürlichen Neigung mit dem Geſetz, wodurch jene ihre Weihe, dieſes ſeine Lebendigkeit erhält und der Menſch aus der fatalen Nothwendigkeit befreit wird, welche der kategoriſche Imperativ ihm auferlegt, „ſeine Pflicht mit Abſcheu zu thun", — das iſt das Ziel, welches Schiller der „äſthetiſchen Erziehung" in ſeinen bekannten Briefen geſtellt hat, mit eben ſo viel Klarheit als Tiefe, und mit eben ſo ſauberem Auseinanderhalten des äſthetiſchen und ethiſchen Gebietes als mit eindringendſter Einſicht in ihre bedeutſame Wechſelbeziehung. Und die äſthetiſche Erziehung in dem hohen Sinne, in welchem er ſie fordert, fällt in ihrem innerſten Weſen mit einer lebendigen religiöſen Erziehung im Sinne des chriſtlichen Princips zuſammen. Seine Forderung: „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen" bezeichnet den evangeliſchen Standpunct gegenüber dem einſeitig geſetzlichen; der Adel, welchen die Schönheit der gereiften Wiſſenſchaft mittheilen ſoll, fällt vielfältig mit der religiöſen Weihe zuſammen, und ſelbſt ſeine Sehnſucht nach „den Göttern Griechenlands" war im Grunde eine Sehnſucht nach dem lebendigen Gott des Chriſtenthums, welchen er in dem ſeine Zeit beherrſchenden Gottesbegriff des abstracten Deismus nicht fand.

Soll nun aber die Kunſt einen ſolchen pädagogiſchen Einfluß ausüben, ſo muß man dieſen ihr nicht dadurch verkümmern, daß man ſie zu einem Erziehungsmittel im ſchlechten Sinne, etwa zu einer bloßen Dienerin der Moral, erniedrigt. Man muß jenen Einfluß nur bei wirklichen Kunſtwerken ſuchen und dieſe auch als ſolche wirken laſſen, nicht dadurch, daß man das Hauptgewicht auf die verſtändige Erläuterung von Nebendingen und auf die Anleitung der Schüler zu reflectirender Kritik richtet, das ſchöne Ganze zerpflücken und ſeinen Totaleindruck ſtören, ſondern indem der Lehrer das von ihm ſelbſt empfundene Kunſtwerk vor den Schülern reproducirt, muß er auch dieſe unmittelbar zum lebendigen Empfinden und Reproduciren desſelben anleiten. Und um die richtige Auswahl zu treffen und die richtige Behandlung zu finden, iſt freilich vor allem nöthig, daß der Lehrer ſelbſt einen reinen, kräftigen und gebildeten äſthetiſchen Sinn beſitze. Wie der wahre Künſtler ſelbſt zu jenen ſchönen Charakteren

gehören wird, welche in sich selbst die lebendige Durchdringung des Individuellen und Allgemeinen, der natürlichen Anlage und Neigung und des höheren Gesetzes darstellen, und darum, ohne ausdrücklich zu lehren und zu predigen, durch den unmittelbaren Eindruck ihres gesammten Wesens schon bildend wirken, so muß auch der Erzieher, welcher die Kunst zur Bildung seiner Zöglinge mit dem rechten Erfolg anwenden soll, ebenfalls von jenem Charakter etwas an sich haben, damit die Wirkung der in ihm wieder lebendig gewordenen Kunstschöpfung durch seine Vermittlung kräftig auf die Zöglinge übergehe.

Gehen wir nun von diesen allgemeineren Bemerkungen zur Frage nach der pädagogischen Verwendung der einzelnen Künste über, so muß der Erzieher vor allem darüber sich klar werden, daß, wenn es sich um die Kunst als ein allgemeines Erziehungsmittel oder, noch bestimmter gesprochen, als einen Gegenstand des gemeinsamen Schulunterrichtes handelt, nicht die Rede sein kann von Anleitung der Schüler zu künstlerischer Production — denn diese setzt eine ganz besondere individuelle Begabung voraus —, sondern daß nur das lebendige Verständnis und die frische Reproduction vorhandener Kunstwerke das Ziel sein kann. Zu einem allgemeinen Erziehungsmittel und Unterrichtsgegenstande eignen sich aber die einzelnen Künste um so mehr, je weniger sie an ein mit physischer Kraft zu bewältigendes und räumlich begränztes Material gebunden sind: am wenigsten also die Architektur und nächst ihr die Sculptur, mehr schon die Malerei und die Zeichenkunst, noch mehr die im freieren Gebiete der Töne waltende Musik und am meisten die Poesie, welcher die in dem allgemeinsten Mittel des Gedankenausdruckes und des Gedankenaustausches, in der Sprache, niedergelegten sinnlichen Vorstellungen als das durch die schöpferische Kraft des Gedankens zum Kunstwerke zu verbindende und zu belebende Material dienen. Wenn nun auch Architektur und Sculptur ein eigentlicher Gegenstand des Schulunterrichtes nicht werden können, so wird sich doch leicht in jeder Stadt mehr oder weniger Gelegenheit bieten, auch an den Schöpfungen dieser Künste den Sinn für das Schöne und die Fähigkeit, es von dem Unschönen zu unterscheiden, auszubilden. Ja auch der Dorfjugend wird sich an dieser oder jener alten Kirche, an dem mit Epheu umrankten Burgthurm, der die benachbarte Höhe schmückt, an dem stattlichen Bauernhause, welches sein solides Holzwerk in entsprechender Malerei ehrlich hervortreten läßt und mit sinnigem Schnitzwerk und guten Sprüchen geziert ist, das Verständnis dafür beibringen lassen, daß dies alles weit schöner ist, als die regelmäßige und mit dem reinen Weiß einer von jeder Berührung mit der Kunst unbefleckten Unschuld prangenden Bauwerke der „Neuzeit", das neue „Hotel" des Dorfes, das unter den Händen des Weißbinders den täuschenden Schein eines Steinbaues angenommen hat, und jene neuen Kirchen oder vielmehr Bethäuser, auf welchen am Ende gar ein „Deo" oder „Au Seigneur" stehen muß, zur Warnung des Fremden von Distinction, damit dieser sie nicht für eine bedeckte Reitbahn oder für einen Gasthof halte. Von den Werken der Malerei und Zeichenkunst kann das Kind in Haus und Schule eine unmittelbare Anschauung erhalten. Dort ist darauf zu sehen, daß was nicht bloß als ein Denkmal der Erinnerung an Personen und Oertlichkeiten dienen, sondern das Haus künstlerisch schmücken soll, auch wirklichen Kunstwerth habe, damit nicht das „vor das Auge gestellte" Unschöne und Absurde das „magische Recht", welches es in höherem Grade besitzt, als das nur durch das Gehör wirkende, auf eine der Geschmacksbildung verderbliche Weise auf die in solcher Umgebung heranwachsende Jugend ausübe. Namentlich durch die Vervollkommnung des Holzschnittes ist es jetzt auch wenig bemittelten Familien leicht gemacht, diese Forderung zu erfüllen. Auch mit Bilderbögen und Bilderbüchern sind durch die kinderfreundliche und kindersinnige Kunst von O. Specter, L. Richter, F. von Pocci, O. Pletzsch u. a. unsere Kinder weit besser daran, als wir selbst es noch vor dreißig und vierzig Jahren waren; und zwar sind die ungemalten den gemalten entschieden vorzuziehen, weil der fehlende Farbenreiz den Sinn für die reine Form schärft und

zugleich der Phantasie einen freieren Spielraum gewährt. Ganz besonders aber sollte man mit Benutzung des Carikirten vorsichtiger sein, indem dabei nur zu leicht der Hang zum Gemeinen eine gefährliche Nahrung erhält und der Reiz des Possenhaften die Entwicklung eines ernsten Sinnes für das Schöne beeinträchtigt. In der Schule wird durch den Gebrauch guter Bilder beim Unterricht in der Geschichte, namentlich der biblischen, und in der Geographie und Naturgeschichte mit der Lebendigkeit und Faßlichkeit des Unterrichtes zugleich die Bildung des Geschmacks befördert werden, wozu auch überall ein zweckmäßig ausgewählter Bilderschmuck der Wände des Schulzimmers mitwirken sollte. Diesem Zwecke direct zu dienen, ist die Aufgabe des Zeichenunterrichtes, der aber als allgemeiner Unterrichtsgegenstand auch nur das sich zum Ziele setzen darf, was von allen Schülern erreicht werden kann. Es muß also in stetigem, streng methodischem Fortschritte vom Leichteren zum Schwereren der Sinn für gefällige Formen und das ästhetische Urtheil allmählich gebildet und geübt und besonders darauf geachtet werden, daß die bescheidene Leistung, welche dem Schüler zugemuthet wird, mit möglichster Vollkommenheit und Sauberkeit zu Stande komme, damit das Kind an seiner Arbeit und an seinem allmählichen Fortschritt zum Schwereren selbst seine Freude haben kann. Dazu ist aber vor allem ein selbst methodisch tüchtig geschulter Zeichenlehrer erforderlich, und gerade die Erfüllung dieser Forderung ist es, was in so vielen Fällen noch fehlt. Es ist ein großer Irrthum, zu glauben, daß der, welcher selbst zeichnen kann, auch nothwendig im Zeichnen müße Unterricht geben können, und dieser Irrthum hat zur Folge, daß oft die tüchtigsten Künstler vergeblich sich abmühen, für eine ganze Schule etwas zu leisten, und daß sie vielmehr, während sie mit wenigen besonders talentvollen Schülern noch allein vorangehen, Geschmack und Interesse der übrigen in Sudeleien und der daraus nothwendig entstehenden Unlust verkommen lassen. Aehnliches tritt bei dem häuslichen Musikunterricht so häufig ein, wenn dieser von Lehrern ertheilt wird, die ihre Kunst vielleicht recht gut zu üben, aber nicht zu lehren verstehen. Dem Schulunterrichte in der Musik dagegen werden zwei andere Klippen gefährlich, einmal die Versuchung, das Gute gegen das Neue, wohl auch gegen eigene Compositionen des Lehrers zurückzustellen, und dann die, in übergroßem Eifer an zu Schweres sich zu wagen. Beide Klippen werden vermieden werden, wenn der Lehrer inmitten der Gränze sich hält, welche der Choral, dieses Kleinod unserer evangelischen Kirche, auf der einen und das Volkslied, dieser noch lange nicht vollständig gehobene und verwerthete Schatz unseres sangesreichen Volkes, bezeichnet. Viel zweckmäßiger, als das schulmeisterliche Bestreben, das Volkslied, ähnlich wie den Volksdialekt, als etwas absolut Gemeines aus der „aufgeklärten" Jugend zu verbannen, ist es, dasselbe auf sinnvolle Weise in Pflege zu nehmen und es zu veredeln, indem man seinen meist vortrefflichen Melodien passende — nur auch wirklich poetische — zur Erweckung eines reinen und frischen vaterländischen und frommen Sinnes geeignete Texte unterlegt, wozu ja auch bereits ein sehr dankenswerther Anfang gemacht ist. Innerhalb der angedeuteten Gränze bewegen sich denn auch zahlreiche, für Jugend und Schule vollkommen geeignete Compositionen unserer ausgezeichnetsten Meister, wie Haydn, Mozart, Beethoven, C. M. v. Weber, Kreutzer, Schubart, Mendelssohn, Silcher und anderer, so daß der einsichtsvolle und selbst mit dem richtigen Sinn in dieser Beziehung begabte Lehrer sich niemals in die Nothwendigkeit versetzt finden kann, auch nur zum Mittelguten seine Zuflucht zu nehmen.

Am bequemsten bieten natürlich die Producte der Poesie als Mittel für die ästhetische Erziehung sich dar, wie sie denn auch in einem einigermaßen ausgebildeten Unterricht jederzeit eine weniger oder mehr bedeutende Stelle gefunden haben, von dem Memoriren einer lateinischen Sequenz in dem dürftigen Unterricht der mittelalterlichen Schulen bis zur Lectüre der Meisterwerke der antiken Poesie in den Schulen der wiederhergestellten Wissenschaft. Freilich wurde dabei eine ästhetische Wirkung von Seiten

der Erzieher nicht gerade beabſichtigt, ſondern es wurden andere Zwecke verfolgt, neben welchen es der Kunſt überlaſſen blieb, ihren Einfluß als ſolche durch ſich ſelbſt auf empfängliche Gemüther unmittelbar geltend zu machen. Es iſt merkwürdig, daß die auf das Geſammtgebiet der Pädagogik ſich richtende Reflexion der an ſich höchſt unpoetiſchen pädagogiſchen Neuerer aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts doch auch der Erkenntnis ſich nicht verſchließen konnte, daß der Poeſie eine Stelle im Unterrichte gebühre, wenn ſie auch von der dürren Verſtändigkeit dieſer Pädagogen ſofort zu einer Dienerin der Moral erniedrigt wurde. Die aus dieſer Richtung hervorgegangenen „Lehren der Weisheit und Tugend" (1. Aufl., Leipzig 1792; 23. Aufl., Leipzig 1858) des Heſſen-Darmſtädtiſchen Kirchenraths Wagner können als die erſte für Schulzwecke verfaßte Gedichtſammlung eine epochemachende Stellung in der Geſchichte der pädagogiſchen Verwerthung der Poeſie beanſpruchen. Es tritt aber in dieſem Buche auch die ganze Einſeitigkeit der angegebenen Auffaſſung auf eine ſehr charakteriſtiſche Weiſe hervor. Das Ganze iſt nach den verſchiedenen Tugenden und den entgegenſtehenden Untugenden eingetheilt und unter dieſe Rubriken ſind dann die bezüglichen Gedichte zuſammengeſtellt, ganz wie die Lieder des exemplariſch ſchlechten Darmſtädter Geſangbuchs, bei deſſen Redaction der Verfaſſer der „Lehren der Weisheit und Tugend" ebenfalls nicht unbetheiligt war, und wo gelegentlich auch für einen Paragraphen der Moral, welchen die altkirchliche Liederdichtung zu bedenken unterlaſſen hatte, z. B. „das chriſtliche Verhalten gegen die Bäume" ein Lied eigens verfaßt worden iſt. Wiederum iſt es charakteriſtiſch für den ſeither erfolgten Umſchwung zum Beſſeren, daß jenes Buch neuerdings unter den Händen des um die deutſche Literatur vielfach verdienten Sohnes des Verfaſſers eine ganz andere Geſtalt hat annehmen müßen, um ſich noch im Curſe zu halten. Der Poeſie iſt jetzt geſtattet worden, als Kunſt zu wirken, was freilich auch in ſo vollem Maße erſt möglich geworden iſt nach dem Erſcheinen der Götheſchen, Schillerſchen, Uhlandſchen u. a. Balladen und nach dem Aufſchwunge, den das vaterländiſche Lied ſeit der Zeit der Befreiungskriege genommen hat. Auch für das zartere Kindesalter iſt unterdeſſen geſorgt worden durch ſinnige und anſprechende Fabeln, in welchen das Lehrhafte nicht in ſo plumper Abſichtlichkeit, wie in den früheren, hervortritt, durch geiſtliche und weltliche Liedchen und durch den, namentlich durch die Brüder Grimm zu Tage geförderten, reichen Schatz des Volksmärchens. Das Märchen iſt der dem freien Spieltriebe der kindlichen Phantaſie entſprechende Stoff, und wie es aus der unbefangenen und abſichtsloſen Freude an der Verbindung des Sinnlichen und Ueberſinnlichen hervorgegangen iſt, ſo nährt es auch in dem kindlichen Geiſte die Fähigkeit zur Unterhaltung dieſer Verbindung; man müßte ſelbſt unfähig ſein, die dichteriſche Wahrheit von der proſaiſchen Wirklichkeit zu unterſcheiden, wenn man von der Freude des Kindes am Märchen eine Beeinträchtigung ſeines Wahrheitsſinnes befürchten wollte, eine Gefahr, die hier in der That ebenſowenig vorhanden iſt, als dort, wo, wie Jean Paul in der Lewana erzählt, das kleine Mädchen den Stiefelknecht des Vaters als Kind adoptirte und putzte und dafür ausgab (vgl. d. Art. Märchen). Bedenklicher dürfte es ſein, daß unſere neuen Kinderlieder nicht ſelten aus dem wirklich Kindlichen in das Kindiſche hinübertändeln. Dadurch wird die Mahnung nahegelegt, ſo viel wie möglich an eigentlich Claſſiſches ſich zu halten, wovon ja die oben genannten und ihnen verwandten Dichter ſelbſt für das kindliche Alter reichen Stoff darbieten, welcher zugleich der nicht genug zu beherzigenden Forderung Dahlmanns gerecht wird, „ein gutes Kinderbuch müße, ſtatt den Kindern nachzukriechen, neben dem Verſtändlichen einen ſtachelnden Zuſatz von noch nicht verſtändlichen Dingen enthalten." In Bezug auf umfangreichere Dichtungen, wie ſie der reiferen Jugend darzubieten ſind, um namentlich die Summe poetiſcher Bekanntſchaften zu bilden, ohne welche kein Zögling das Gymnaſium verlaſſen ſollte, haben wir dem, was K. v. Raumer (K. von Raumer, Geſch. der Pädag. III. 2, S. 127) und Heiland (in dem Art. „Deutſche Sprache" in dieſer Encykl. I. S. 916 ff.) geſagt haben, nichts weſentliches zuzuſetzen. Nur für

Leſſings Nathan möchten wir ein gutes Wort einlegen, indem dieſes Werk in jeder anderen Beziehung zur Behandlung im Schulunterrichte ſich ganz beſonders eignet, in Beziehung auf den religiöſen Inhalt aber die Schule gerade wohl thun wird, einer ſpäteren Ausbeutung des Stückes im Sinne eines abſtracten Deismus und Kosmopolitismus dadurch vorzubeugen, daß die hierauf deutenden Einſeitigkeiten der Dichtung aus dem Charakter der Zeit ihrer Entſtehung in ihrer relativen Berechtigung dargeſtellt, zugleich aber auf ihr rechtes Maß zurückgeführt werden. Ueberall aber muß der Zweck des äſthetiſchen Schulunterrichtes das lebendige Verſtändnis der vorhandenen claſſiſchen Dichtwerke ſein. Verſuche der Schüler in eigenen Gedichten oder beſſer Verſen ſind nützlich für das Verſtändnis der poetiſchen Formen und für die Forderung der eigenen Sprachgewandtheit, ſollten aber nie beſonders begünſtigt werden, weil dadurch die eitle Einbildung des Verfaſſers, daß er ein Dichter ſei, zu leicht erregt und ſein liebevolles Eingehen in die Meiſterwerke der Dichtkunſt eher gehindert als gefördert wird.

Der bei den oben angeführten verwandten Artikeln angegebenen reichen Literatur ſei hier nur beigefügt als etwas neues: Kuno Fiſchers ſchöne Abhandlung „Schiller als Philoſoph“ und als etwas minder bekanntes: die Vorrede A. A. L. Follens zu ſeinem „Bilderſaal deutſcher Dichtung“ (Winterthur, 1828), wo die pädagogiſche Bedeutung der Kunſt des Näheren erörtert wird. **G. Baur.**

L.

Laboratorium, ſ. Chemie.

Lancaſter, ſ. Bell.

Lachen — iſt eine ſtoßweiſe Ausathmung der Luft, hervorgerufen durch den Reiz des Komiſchen, alſo durch die Urtheilskraft vermittelt; obwohl es auch ein hiedurch nicht vermitteltes Lachen giebt, nämlich in Folge von Affection gewiſſer Nerven bei Verwundungen, Krankheiten, oder auch im höchſten Affect des Zorns, der Verzweiflung, eines Schmerzes, welches letztere Lachen vielleicht ſeinen Urſprung aus derſelben Quelle wie das natürliche nimmt, nämlich aus dem Eindruck des Contraſtes. Mit dieſem pathologiſchen Lachen hat es die Pädagogik in der Regel nicht zu thun.

Lachen wie Weinen gehört zu den Vorrechten des Menſchen, von welchen gerade das Kindes- und angehende Jugendalter den ausgedehnteſten Gebrauch macht, ſo zwar, daß die Luſt zum erſtern mit den Jahren in demſelben Verhältnis zunimmt, in welchem der Drang zum andern ſchwindet, während in der Mitte dieſer Periode beide ſich in die Herrſchaft theilen, wie Sonne und Regen im April. Kant nennt ſie die Affecte, durch welche die Natur die Geſundheit mechaniſch befördere, und haben hierüber die Phyſiologen Auskunft zu geben, deren Unterſuchungen übrigens gerade hier der Unterſtützung des Experiments an ihren Kaninchen u. dgl. entbehren müßen, weil dieſe Opferthiere der Medicin nicht lachen. Kant giebt auch folgenden Rath: „Kinder, vornehmlich Mädchen müßen früh zum freimüthigen, ungezwungenen Lächeln gewöhnt werden; denn die Erheiterung der Geſichtszüge hiebei drückt ſich nach und nach auch im Inneren ab und begründet eine Dispoſition zur Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Geſelligkeit, welche dieſe Annäherung zur Tugend des Wohlwollens frühzeitig vorbereitet.“ Es dürfte jedoch eine hierauf beſonders gerichtete Einwirkung weder nöthig noch räthlich ſein. Moroſem Ausſehn muß man begegnen, freundliches kann man nicht künſtlich erzeugen. Laſſe man dem natürlichen Lachtrieb ſein Recht, ſo wird er ſeine Spuren in den Geſichtszügen von ſelbſt zurücklaſſen, wodurch ſodann unter dem Hinzutritt günſtiger Bedingungen, namentlich innerer, das Angeſicht den gewinnenden Zug der Freundlichkeit erhält.

Daß man der Kindheit und Jugend die Motive des Lachens nicht verwehren ſoll, bedarf ſo wenig eines Beweiſes, als daß man ihnen die Bewegung in freier Luft ge-

ſtatten muß. Iſt doch erſteres gleichſam eine Bewegung der friſchen Luft in Lunge und Blut, und der im Wachsthum begriffene Körper bedarf mehr Luft als der gealterte. Dagegen iſt darauf zu ſehen, daß jene natürliche Lebensäußerung nicht ausarte, noch ihr durch unrechte Mittel gedient werde. Es giebt eine Verwilderung im Lachen. Das Benehmen eines Erwachſenen, der in Geſellſchaft rohe Witze reißt und dazu ſelbſt das Signal unmäßigen lauten Gelächters giebt, iſt pöbelhaft. Findet ſich unter einer Schaar junger Leute der eine oder der andere, welcher hierin ſeine Vorſtudien zu machen anfangen will, ſo iſt dem ernſtlich zu begegnen. Luſtige Kinder ſind auch wohl zu unterſcheiden von Poſſenreißern, welche ſich ſelbſt herabwürdigen und in der Regel ſchnell die Grenzen des Anſtändigen überſchreiten; denn das Bedürfnis, Lacher um ſich zu haben, erfordert eine Steigerung des Lachreizes, und hier pflegt es dann bald immer plumper zu kommen. Lachen ſoll nie Zweck werden, ſondern darf nur Folge ſein. Daher auch Luſtſpiele am ſchwierigſten gelingen, von den ehemaligen Hofnarren aber, als welche dazu aufgeſtellt waren, Lachen um jeden Preis zu erregen, erzählt wird, daß ſie durch künſtliche Mishandlung, Hunger, Einſperren, Schrecken u. ſ. w. zu ihrem traurigen Dienſt ſeien vorbereitet worden. Die großen Herren vor Alters mochten allerdings zu ihren reichen Mahlzeiten auch reichlichen Lachens benöthigt ſein, um deſto mehr Sauerſtoff aus der Luft dem dicken Blut zuzuführen und den innern Organen die Ueberwindung der zu ſich genommenen Maſſen zu erleichtern. — Lachen kann anſteckend werden unter gewißen Umſtänden. In der Nähe von Ferien oder Kinderfeſten ſind die Schüler oft von einer kaum zu bändigenden Lachluſt eingenommen, und eine Kleinigkeit reicht hin zum allgemeinen Ausbruch. Aber auch bei länger dauernder Depreſſion des Gemüths tritt oft dieſe Reaction durch jenen Affect ein, durch welchen die Natur die Geſundheit mechaniſch und chemiſch befördern will; ſo während der Dauer langer und ſchwerer Krankheiten und ſogar in den Häuſern wirklicher Trauer. Junge Leute, welche unvernünftig ſtreng erzogen und daran gewöhnt werden, die heiteren Regungen der Lebenskraft für Sünde anzuſehen, kann man zuweilen über eine Kleinigkeit in nicht enden wollendes Gelächter ausbrechen ſehen — eine momentane Selbſthülfe gegen unnatürliche Hemmung.

Ariſtoteles läßt das Lächerliche aus einer „unſchädlichen Ungereimtheit“ entſtehen und hierin werden wir zugleich einen Fingerzeig für die ſittliche Beurtheilung erkennen. Das Ungereimte, ſobald es ſchädlich wirkt, hört auf ein Gegenſtand des Lachens zu ſein. Z. B. ein Knabe, mitten im Spiel zu Boden fallend, macht eine komiſche Figur, zumal wenn ſolches aus einer ernſthaft ſcheinenden Rolle, als Held, Redner ꝛc. geſchah; hier hat das Lachen freien Lauf, denn das Fallen junger Leute iſt in der Regel unſchädlich für den Körper und unverletzend für ihre Würde. Ganz anders ein Mann, ein Greis, der ernſthaft über die Straße ſchreitet und ſtrauchelt. Der Contraſt iſt hier ſtärker und inſofern der Reiz zum Lachen größer, aber die natürliche Lachluſt muß dabei ihre Gegenwirkung in dem Mitleid und im Reſpect finden. Ein Vater oder Lehrer geht auf ſchmalem Brett, wenn er ſich ſelbſt zum Gegenſtand des Lachens bei den Kindern macht; das Ungereimte, was er thut, wirkt ſchädlich ein auf dasjenige, was er iſt. Witzworte über Gegenſtände, die den Zöglingen ehrwürdig ſein müßen, ſind ſchädliche Ungereimtheiten, und es kann ſich fragen, ob der Poſſenreißer, welcher ſeine eigene Perſon zum Beſten giebt, nicht doch den Vorrang vor dem ſelbſtſüchtigen Spötter hat. Aeltere Perſonen, die auf Lachen als ſolches ausgehen, werden ſchaal, auf das Lächerliche aber in der Art Jagd zu machen, daß man dabei ſich ſelbſt zu leben ſucht, indem man andere und anderes erniedrigt, iſt unwürdig. Es iſt ein Unterſchied: belachen und auslachen; erſteres geſchieht unwillkürlich, letzteres geht aus Schadenfreude hervor. Belächeln kann man aus Gutmüthigkeit oder aus Hochmuth. Wer noch über vieles lacht, hat noch über weniges nachgedacht. (Der Verſtändige findet alles lächerlich, der Vernünftige nichts. Ottiliens Tagebuch.)

Je nachdem in einem Kinderkreis ein Lachen entſteht, und ſie wollen darüber keine

Rechenſchaft geben, hat man zu beſorgen, daß der Lachſtoff einem unzarten oder von der Scham unbeſchützten Gebiet entnommen iſt. Hierauf weist auch manchmal das unterdrückte Lachen (Kichern, Kittern) hin. Es kommt, wie bei ungebildeten älteren Perſonen, ſo auch bei an ſich gutgearteten jungen Leuten vor, daß ſie zuweilen hinter ſolchen Perſonen her lachen, welchen ſie ſo eben Ehrerbietung erzeigt haben. Dies ſcheint eine Abſpannung des Gemüths zu bezwecken, eine unwillkürliche Erleichterung von dem Druck der Auctorität. Man ſoll ſich davon nicht beleidigen laſſen, aber es iſt als Unbildung zu bekämpfen.

Sündhaft iſt das Verlachen misgeſtalteter oder blödſinniger Perſonen, auch Betrunkener; bösartig kann das Auslachen ſolcher Mitſchüler ſein, die aus Mangel an Gaben in ihren Leiſtungen Blößen geben. Der Spott des Lehrers wirkt doppelt verſchüchternd auf ſie ein; er mag den Faulen oder Zerſtreuten oder den Geckenhaften hie und da zum Sporn oder Zügel dienen, aber lächerlichmachen iſt immerhin ein mit Bedacht anzuwendendes Mittel; manche Natur erträgt es weniger als ſtrenge Züchtigung, und es kann auf die Liebe tödtlich einwirken. Für diejenigen aber, welche ſich nicht davor ſcheuen ſchlecht zu ſein, wenn ſie nur nicht thöricht erſcheinen, mag der Spott noch das einzige Mittel ſein, welches vor der Hand wenigſtens niederſchlagend wirkt.

A. Hauber.

Landexamen. Dieſen bezeichnenden Namen führt in Württemberg diejenige Concursprüfung, durch deren Erfolg die Aufnahme in eines der niederen Seminarien (ſ. den Art. Kloſterſchulen) bedingt iſt. Da die Aufnahme in die niederen katholiſchen Convicte ebenfalls von dem Erſtehen einer auf gleichem Fuß eingerichteten Prüfung abhängt, ſo hört man neuerer Zeit auch von einem „katholiſchen“ Landexamen zum Unterſchied von dem „proteſtantiſchen“ ſprechen. Wir haben es hier nur mit dem letzteren zu thun. Für die Aufnahme in dieſe Anſtalten beſtehen nämlich keine Patronate von Fürſten, Städten, Familien, wie bei den ſächſiſchen Fürſtenſchulen (ſ. den Art.), ſondern die Aufnahme iſt, wenn man abſieht von der häufig ſtattfindenden Aufnahme einzelner Zöglinge durch einen Gnadenact des Königs, lediglich an die Reſultate der Prüfung geknüpft; ſelbſt die letztgenannten Gnadenacte ſtützen ſich ſtets auf den Erfolg der Prüfung und erſtrecken ſich nur auf ſolche Subjecte, welche den durch die Prüfung unbedingt legitimirten nahe ſtehen. Es ſpringt in die Augen, daß dieſe Gnadenacte nicht ſelten dazu dienen, eine Ausgleichung da herzuſtellen, wo das ſtrenge Recht zum Unrecht wird, wenn nämlich ein einzelner ſonſt würdiger Bewerber durch die mit der einmaligen Prüfung nothwendig öfters verbundenen Zufälligkeiten in einem oder dem andern Prüfungsfach eine geringere Note erhält und dadurch zurückgeſtellt und ausgeſchloſſen wird.

Die Bewerbung iſt alſo von keiner beſonderen Protection oder Berechtigung abhängig, ſondern hat einen demokratiſchen Charakter, ſofern ſie allen Landeskindern freiſteht, bei welchen die äußerliche Bedingung des Alters und der Geſundheit zutrifft. Der Ausſchluß von Kindern aus niedrigen Ständen, welcher im vorigen Jahrhundert geſetzlich war, auch im Anfang dies Jahrhunderts im Drange der Conferiptionsverhältniſſe wieder eingeführt wurde, hat infolge der Beſtimmungen der Verfaſſungsurkunde § 22 und 29 aufgehört. Ebenſo iſt die nach älterer Ordnung beſtehende Ausſchließung ſolcher, die ſchon einen Bruder im Seminar haben, außer Wirkſamkeit geſetzt, die Concurrenz iſt alſo unbeſchränkt, und die Entſcheidung über den Eintritt giebt lediglich die Prüfung.

Nun ſind aber mit der Aufnahme in die genannten Anſtalten ſehr bedeutende Benefizien verbunden: nicht bloß freie Wohnung, Verköſtigung, Heizung, Bedienung, freier Unterricht, ſondern auch ein anſehnliches Taſchengeld, und, was beſonders hoch anzuſchlagen iſt, eine ſorgfältige pädagogiſche und wiſſenſchaftliche Leitung mit Ausſicht auf Reiſeſtipendien, ſo daß ein ſparſamer und genügſamer junger Menſch im niederen Seminar mit weit geringeren Koſten für die Eltern erzogen wird, als wenn er einen

anderen Beruf ergreift, Eltern aber einen Sohn, dem das Glück einer solchen Aufnahme zutheil wird, in der Regel als versorgt betrachten können. Durch diese Umstände gewinnt die Prüfung als die alleinige Pforte, durch welche man in den Genuß solcher Wohlthaten gelangt, eine hohe Bedeutung, und man wird sich nicht sowohl darüber wundern dürfen, wenn die Bewerbung große Dimensionen annimmt, als vielmehr darüber, wenn die Zahl der Concurrenten eine geringe ist, wie es z. B. vom Jahr 1789—1810 der Fall war. Ebensowenig kann es befremden, daß diese Prüfung einen großen Einfluß auf die Gestaltung des Gelehrtenschulwesens in Württemberg gewonnen hat und nicht nur zu einem Maßstab für die Tüchtigkeit der Lehrer und die Leistungen der Schüler geworden ist, sondern auch geradezu das Ziel bestimmt hat, welches in den Lateinschulen erreicht werden sollte.

Haben wir damit die Bedeutung dieser Prüfung von vorne herein bezeichnet, so erscheint es um so natürlicher, daß wir darlegen, wie diese Prüfung zu solcher Bedeutung und Stellung gelangt ist, mit andern Worten, daß wir dieselbe historisch beleuchten. (Vrgl. Hirzel, Sammlung der Gesetze für die württemberg. Fachschulen. Einleitung S. XXXI und CLIII.) Unmittelbar nach der ersten definitiven Einrichtung der Klosterschulen wurde die Prüfung gemäß den Bestimmungen der großen Kirchenordnung vom Jahr 1559 S. CXLIV., je nachdem Stellen in den Klosterschulen frei wurden, mit jedem einzelnen in Stuttgart besonders vorgenommen. Doch findet man, weil dieses Verfahren natürlich ein zeitraubendes und mühevolles war, schon im Jahr 1582 in der zweiten Ausgabe der Kirchenordnung „ein gemein Examen“ d. h. eine Concursprüfung und zwar in der Woche nach Pfingsten angeordnet, „also daß alle Knaben, so in unsere Klöster begehren aufgenommen zu werden, allhier gen Stuttgarten beschrieben und durch unsere Theologen, Kirchenrath ꝛc. mit Fleiß examinirt und folgends die loca vacantia in unsern Klöstern mit den besten wieder ersezet werden.“ Dieses Examen wird auch in späteren gesetzgeberischen Urkunden bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinein als ein Examen pentecostale erwähnt und fand ohne Zweifel zu dieser Zeit statt, weil die Zeit des Aus- und Eintritts in den Anstalten, obwohl noch keineswegs gleichmäßig geordnet, doch immer in die zweite Hälfte des Jahres fiel. Erstmals in einem Rescript vom 3. Mai 1749 wird der 18. Oktober, terminus Lucae, als die gewöhnliche Promotionszeit angeführt, wobei wohl auch die Zeit des Examens dieselbe gewesen sein wird, welche sie bis auf die neueste Zeit gewesen ist (Ende August oder Anfang September). Die ursprüngliche Absicht war, daß die zu Prüfenden nur einmal erscheinen sollten, wie denn in einem Rescript von 1709 davon die Rede ist, daß „aus dem einigen actus visitationis die Beschaffenheit der Knaben nicht gehörig könne erlernt werden,“ weshalb die Pädagogarchen bei ihren Visitationen die Mittheilung der Lehrer und Schulvorstände benützen und ein Gutachten über die Tauglichkeit der Einzelnen abgeben sollten. Da übrigens die Bestimmungen über das Alter der Aufzunehmenden einen Spielraum von wenigstens 5 Jahren (vom 11.—16. Jahre) gestatteten*), so ist es natürlich, daß die Bewerber so frühe als möglich um die Aufnahme concurrirten. Daher für die erstmals Nachsuchenden der Name Petenten. Mislang der erste Versuch, so wurde derselbe so oft es angieng wiederholt. Die zum zweiten, dritten, vierten, fünften, sechstenmal Erscheinenden hießen nun, weil sie die Aufnahme erwarteten, Exspectanten prima, secunda etc. vice. Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts (1792) wurde das dreimalige Erscheinen beim Examen angeordnet, so daß die erstmals Erscheinenden im zwölften oder in der ersten Hälfte des dreizehnten Lebensjahres stehen und von da an noch zweimal concurriren

*) Der berühmte Philosoph Schelling, geboren 1775, magistrirte in Tübingen 1792, 17 Jahre alt. Da er 2 Jahre in Tübingen sein mußte, um die Magisterwürde zu erlangen, 2 Jahre aber in den niederen Klosterschulen, so ergiebt sich, daß er mit 11 Jahren in eine der letztern eintrat.

ſollten. Das Alter des Aufzunehmenden, nach dem 18. Oktober (terminus Lucae) berechnet, konnte hiernach höchſtens 14½ Jahr betragen. Dieſe Gliederung erhielt ſich bis zum Jahr 1834. Von da an wurde das dreimalige Erſcheinen zuerſt auf ein zweimaliges, ſpäter auf ein einmaliges reducirt, wie es noch jetzt iſt. Das Alter wird jedoch ſeit dem Jahr 1846 nach dem Kalenderjahr berechnet. Die Reduction ſelbſt erſcheint uns zweckmäßig, da die Vortheile einer zwei- oder dreimaligen Prüfung, an ſich ſehr problematiſch, doch mit den Koſten, die den Bewerbern dadurch verurſacht werden, in gar keinem richtigen Verhältnis ſtehen.

Wie ernſt und wichtig aber die ganze Sache behandelt wurde, geht ſchon daraus hervor, daß die von der Behörde entſendeten Viſitatoren der Lateinſchulen, wie ſchon angeführt, ein beſonderes Augenmerk auf dieſe Candidaten des Landexamens haben und ſich über ſie von den Ortsbehörden und Lehrern beſondere Mittheilung machen laſſen ſollten, daß für ihre Bewerbung beſonders formulirte Tabellen vorgeſchrieben wurden, in welchen die Perſonalien der Bittſteller und ihrer Eltern und Pfleger, deren Vermögensſtand u. a. genau angegeben und beglaubigt, ſo wie eingehende Zeugniſſe der Lehrer über die Candidaten niedergelegt werden müßen. Dieſen Tabellen ſind ärztliche Zeugniſſe über die Geſundheitsverhältniſſe der Bittſteller, Schutzpockenimpfung, endlich Nachweiſe über den Beſitz eines Bürgerrechts beizuſchließen. Ueberhaupt hatte die Zeit des Landexamens in Stuttgart insbeſondere in früheren Zeiten, da noch zwei und drei Altersabtheilungen erſchienen, faſt den Charakter einer Feſtverſammlung. Aus allen Gegenden des Landes fanden ſich Lehrer, Väter, Mütter, Geſchwiſter der jungen Candidaten, welche ſelbſt im feſtlichen Gewande, Frack und kurzen Beinkleidern bis in den Anfang der zwanziger Jahre dieſes Jahrhunderts erſchienen, in der Reſidenz ein. Beſonders war der geiſtliche Stand, dem die Concurrenten meiſt angehörten, ſtark vertreten. Vor dem Anfang ſah man die Pforten des Gymnaſiums belagert von Schaaren theilnehmender Freunde. Die eintretenden Mitglieder der Prüfungscommiſſion wurden ehrerbietigſt begrüßt, ſchwer beladene Diener ſchleppten den gelehrten Apparat der Candidaten herbei, ein etwa ſpät noch athemlos herbeieilendes Söhnlein, von ferne vom Hohne der Gymnaſiſten verfolgt, wurde mit neugierigen und mitleidigen Blicken gemuſtert; wenn es dann aber ſtille ward, verlief ſich allmählich die Menge. Indeſſen trieb der Gedanke an die im Schweiße ihres Angeſichtes arbeitenden Söhne, deren Lebensſchickſal von ein paar Schnitzern abhieng, die Lehrer und Eltern ruhelos umher, bis die Zeit heran nahte, in welcher die erſten Nachrichten über das „Argument" verlauteten, nachdem die flinkſten Arbeiter den Schauplatz des Kampfes verlaſſen hatten. Jetzt füllte ſich allmählich wieder der Platz vor dem Gymnaſium. Wenn nun einer nach dem andern zum Vorſchein kam, wurden die Concepte gemuſtert, kritiſirt, es entſpannen ſich Debatten über die Ueberſetzung, und der ängſtliche Vater gieng, das corpus delicti in der Hand, von einer Auctorität zur andern, um zu erfahren, ob hier richtig überſetzt ſei, ob er einen Schnitzer, einen ganzen oder halben vor ſich habe, und hoffnungsvoll oder entmuthigt, nicht ſelten auch tüchtig ausgeſcholten, zogen die Betheiligten von dannen. Das große Thema der Tagesunterhaltung aber in geſellſchaftlichen Zirkeln bildete das Landexamen, deſſen Verlauf von Anfang bis zu Ende mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit verfolgt wurde. Vor dem Jahre 1822 hatte auch die mündliche Prüfung gewiſſermaßen den Charakter der Oeffentlichkeit, ſofern Nachmittags Zuhörer zugelaſſen wurden. Durch Erlaß vom 29. Juli 1822 wurde jedoch dieſe „Gewohnheit als vielfach ſtörend aufgehoben." Wir haben damit eine der charakteriſtiſchen Erſcheinungen des ſpecifiſch württembergiſchen Kirchen- und Schullebens gezeichnet. In einem dem württembergiſchen Publicum bekannten Gedicht ſind die einzelnen Züge derſelben im Tone des Volkshumors treu wiedergegeben.*) — In neueſter Zeit hat mit der Zahl der Bewerber, welche in früheren Jahren öfters die Zahl hundert überſtieg,

*) S. Gedichte von Friedr. Seeger. Stuttgart 1861, S. 291.

in den letzten aber auf etliche und sechszig zurückgegangen ist, auch die Theilnahme des Publicums an dieser Sache abgenommen. Andere Interessen sind an die Stelle der theologischen getreten oder machen sich doch neben denselben mit gleicher Stärke geltend, und das Landexamen ist von seiner hervorragenden Stellung in die Reihe mancher anderen am Himmel des Residenzlebens vorüberziehenden Erscheinungen zurückgetreten.

Je einflußreicher nun diese Prüfung geworden ist, desto wichtiger wird die Frage nach dem Gegenstand derselben. Sonderbarerweise aber finden sich keine älteren urkundlichen Nachweisungen über die beim Landexamen verlangten Kenntnisse, außer der in der großen Kirchenordnung (S. CXLIV) enthaltenen Bestimmung, wornach die in die untern Klöster Aufzunehmenden reif sein sollen für die vierte Classe der Particularschulen, in welcher die ganze lat. Syntax repetirt, die principia prosodiae vorgenommen, die rudimenta graecae grammaticae gelehrt, ferner Terentius, Cicero de amicitia et senectute nebst Ciceronis epistolae ad familiares gelesen und als exercitium stili alle Mittwoch ein Argument aus den gehörten Lectionibus dictirt werden sollte (S. CXXIX). In der vorhergehenden dritten Classe aber, für welche das Examen, von dem wir reden, die Stelle einer Abgangsprüfung vertrat, sollte, außer dem exercitium Etymologiae et Syntaxis, lectio Aesopica, ferner selectiores epistolae Ciceronis und Terentius vorgenommen, das Exercitium stili aber so angefangen werden, daß „alle Mittwoch ein kurtz leicht Argument aus den nächst gehörten lectionibus und, so viel möglich, ebendieselben Wort doch verdeutscht und geändert genommen und den Knaben dictirt werden" (S. CXXIX). Hiernach konnte sich anfangs die Prüfung nur auf das Latein und höchstens die Musik erstrecken, welche in diesen Classen vielfach geübt wurde. Zwei Jahrhunderte später umfaßte die Prüfung Latein, Griechisch, Hebräisch und zwar mündlich und schriftlich, lateinische Versification, eine Reihe logischer und rhetorischer Definitionen, später statt dieser die Beantwortung von Religionsfragen (zuerst mündlich, jetzt schriftlich), endlich die Lösung arithmetischer Aufgaben. Die lateinischen Verse, das Hebräische, die logischen und rhetorischen Definitionen sind außer Uebung gekommen. Aus dem „kurz leicht Argument aus den nächst gehörten lectionibus" sind aber Aufgaben erwachsen von großer Ausdehnung und gehäuften Schwierigkeiten. „Man trug Themen zusammen, in welchen die abstractesten Begriffe, die modernsten Phrasen bunt durch einander lagen." Man wußte auch fähige Knaben in den Lateinschulen auf eine Weise zu steigern, daß diese schwierigen deutschen Themen von einzelnen lateinisch oder griechisch oder gar in Distichen excipirt wurden. Die Lehrer aber richteten zum voraus ihr Augenmerk auf Gegenstände, deren Besprechung im Thema des Landexamens zu erwarten waren, z. B. wenn ein Erdbeben vorgekommen, ein Krieg zu befürchten, die Eröffnung einer Eisenbahn in Aussicht war u. drgl., um dahin einschlagende Ausdrücke und Wendungen einzuüben. Gegenwärtig wird von den Candidaten verlangt die Uebersetzung eines deutschen Thema von mäßigem Umfang ins Lateinische, ebenso die Uebersetzung eines kürzeren Thema ins Griechische, eine schriftliche Uebersetzung eines Abschnitts aus einem lateinischen Classiker ins Deutsche, ein deutscher Aufsatz über einen dem Gesichtskreis dieses Alters entnommenen Gegenstand, die Beantwortung einiger Religionsfragen und die Lösung einiger arithmetischen Aufgaben; zur mündlichen Uebersetzung und Erklärung aber werden den einzeln vorgerufenen Candidaten sorgfältig ausgewählte lateinische und griechische Stücke und zwar allen dieselben oder ganz ähnliche vorgelegt, ebenso werden dieselben oder ganz analoge Fragen darüber an alle gerichtet. Auch kommt die kalligraphische Beschaffenheit der Arbeiten in Betracht. Bei Stellung aller dieser Aufgaben wird von einer richtigen Würdigung dessen ausgegangen, was Knaben dieses Alters von mittlerer Befähigung bei gehöriger Vorbereitung leisten können und man kann nicht sagen, daß die Beschaffenheit der Aufgaben Anlaß giebt zu einer unnatürlichen und übermäßigen Anspannung der Kräfte. Nichtsdestoweniger bringt die Concurrenz so vieler Schulen, aus welchen in der Regel die besseren Köpfe zum Landexamen vorbereitet werden, unvermerkt bei Beurtheilung der Bewerber eine Steigerung

des Maßſtabes und ſomit auch der Leiſtungen mit ſich, welche darin ihren Grund hat, daß man eben den beſten die Palme zuerkennt. Wenn auch die meiſten der Bewerber Befriedigendes und für ihre Stufe vollkommen Zureichendes leiſten, ſo werden doch diejenigen vorgezogen werden, deren Leiſtungen über das Befriedigende und Zureichende hinausgehen, und es iſt nun begreiflich, daß die Lehrer, deren Credit vorzugsweiſe von den Ergebniſſen abhängt, die ſie beim Landexamen erzielen, alle ihre Kräfte einſetzen, um die Schüler auf einen möglichſt hohen Grad der Vollkommenheit zu treiben. Dies kann aber die Behörde nicht ändern. Es iſt eine mit der ganzen Einrichtung nothwendig zuſammenhängende Erſcheinung. Pflicht der Aufſichtsbehörde iſt es, zu verhindern, daß nicht durch zu hoch gehaltene Aufgaben der Wetteifer der Schulen über Gebühr geſpornt, daß nicht gegenüber von den Candidaten des Landexamens die übrigen Schüler vernachläßigt werden. Aber einem Wetteifer der Schulen muß Raum bleiben, ſo lange die Erlangung des Beneficiums das Ergebnis einer Prüfung iſt, welche gewiſſe Kenntniſſe der Schüler vorausſetzt.

Dies führt uns auf die Betrachtung der Frage, ob es nicht überhaupt räthlich erſchiene, bei Verleihung der Benefizien noch anderes als die bloße intellectuelle Befähigung der Bewerber in Erwägung zu ziehen und etwa auf moraliſche oder ökonomiſche Momente zu reflectiren. Dies geſchieht nun auch in gewiſſer Weiſe. So ſind die Lehrer angewieſen, in den Zeugniſſen, welche ſie auszuſtellen haben, ſich eingehend zu äußern nicht nur über die Kenntniſſe der Schüler, ſondern auch über deren Anlagen, Charakter und die ganze Richtung ihres Weſens. Allein abgeſehen davon, daß dieſes in Beziehung auf das vorliegende Alter und die noch zu erwartende künftige Entwicklung ſeine Schwierigkeit hat, daher die Lehrer meiſtens ſich auf allgemeinere Bemerkungen beſchränken, welche kein entſcheidendes Moment für eine Beurtheilung namentlich gegenüber von hervorragender intellectueller Befähigung geben, abgeſehen davon, daß es für den Lehrer etwas bedenkliches hat, durch Geltendmachen von Beobachtungen, die er anzuſtellen Gelegenheit hatte, und die möglicherweiſe doch ſehr einſeitig ſein können, einem Knaben und deſſen Eltern die Erreichung eines Zieles unmöglich zu machen, welches mit ſeinem ganzen künftigen Lebensglück in engſter Beziehung ſteht, — hat ſich die Behörde wohl nie in der Lage befunden, auf ſolche Bemerkungen hin allein einen Bewerber abzuweiſen. Höchſtens kann dann, wenn es ſich um eine Entſcheidung zwiſchen Gleichen handelt, dadurch etwa ein Gewicht in die Wagſchale gelegt werden zu Ungunſten eines ſolchen, der ein zweifelhaftes Prädicat hat. In der Regel gelingt es den Lehrern bei Subjecten von entſchieden zweideutiger Richtung, mit welcher dann in der Regel auch Defecte in Kenntniſſen verbunden ſind, die Eltern zu vermögen, daß ſie von einer Bewerbung abſtehen. Im allgemeinen aber fallen die Prädicate in moraliſcher Beziehung ſo farblos aus, daß darauf eine Entſcheidung nicht gegründet werden kann. Selbſt vier Jahre ſpäter, beim zweiten Concursexamen, nachdem die Zöglinge vier Jahre lang von denſelben Lehrern erzogen und unterrichtet worden ſind, kommt es äußerſt ſelten vor, daß ein einzelner, wenn auch Bedenken gegen ihn vorliegen, geradezu für unreif oder für untüchtig zum theologiſchen Studium erklärt wird. Hieraus ergiebt ſich, wie wenig bei der bisherigen Einrichtung ſittliche Momente der Beurtheilung ins Gewicht fallen und der Natur der Sache nach ins Gewicht fallen können. Wollte man nun aber eben mit Beziehung darauf eine radicale Umgeſtaltung dieſer Einrichtung nach der Seite hin vorſchlagen, daß auf die ſittliche und religiöſe Richtung der Bewerber und auf deren Befähigung zum geiſtlichen Beruf das Hauptgewicht gelegt würde, ſo kann doch ein ſolcher Vorſchlag kaum ernſtlich gemeint ſein. Wie vermöchte es irgend eine Kirchen- oder Schulbehörde, wie insbeſondere eine proteſtantiſche, zu verantworten, gegenüber von dem Standpuncte der heutigen Wiſſenſchaft und den ernſten Anforderungen, welche von hier aus an die Ausbildung künftiger Träger der Wiſſenſchaft, insbeſondere der theologiſchen gemacht werden müßen, wenn die intellectuelle Befähigung ſo entſchieden hinter die ſittlich-religöſe

zurück gestellt werden wollte? Es ist gewiß richtig, daß manchmal ein junger Theologe mit dessen wissenschaftlichen Kenntnissen es mangelhaft bestellt ist, einen guten Pfarrer noch abgeben kann. Aber man kann doch wohl nicht Religiosität und Sittlichkeit als oberstes Prüfungskriterium aufstellen. Wie würde da dem subjectiven Ermessen des Beurtheilenden Thür und Thor geöffnet, welche fruchtbare Saat für Scheinwesen und Heuchelei würde damit ausgestreut! Von welchen Thatsachen will man die Momente zu Feststellung eines Urtheils hernehmen? Ferner gesetzt es gienge dies alles bei solchen Prüfungen an, welche mit gereiften jungen Männern vor ihrem Abgang zum praktischen Beruf des Geistlichen angestellt werden, — obwohl es auch bei diesen Prüfungen nicht geschieht — wie sollte man diesen Maßstab bei vierzehnjährigen Knaben anlegen, welche noch eine ganze Reihe von Entwicklungsstufen durchzumachen haben, deren Ziel und Ergebnis jedem menschlichen Auge verborgen ist. Endlich scheint man bei solchen Vorschlägen ganz außer Acht zu lassen, in welch' engem Zusammenhang intellectuelle und sittlich-religiöse Reife mit einander stehen. In der Regel werden Knaben von vorgerückten Kenntnissen, deren intellectuelle Entwicklung bisher einen geregelten Fortgang gehabt hat, sich auch durch eine Reihe von sittlichen Vorzügen, durch Fleiß, Ordnungsliebe, Aufmerksamkeit, Anstand, durch Pietät gegen Lehrer und Eltern durch ein geweckes Gewissen auszeichnen. Ohnehin stehen in dogmatischer Beziehung Knaben dieses Alters, die eben den Confirmationsunterricht genossen, wenn nicht ausnahmsweise nachtheilige Einflüsse stattgefunden haben, auf dem Standpuncte kindlicher Gläubigkeit und haben von dem Berufe, für welchen sie bestimmt sind und zu welchem sie so ernst und feierlich und unter so gewichtigen Veranstaltungen vorbereitet werden, eine hohe Meinung. Es ist also gewiß richtig und doppelt richtig auf der Altersstufe, um welche es sich hier handelt, wenn bei solchen Prüfungen das Wissen den Ausschlag giebt; dieses kann nach positiven Thatsachen erhoben werden. Irrungen, welche auch hier vorkommen können, sind doch von ganz untergeordneter Bedeutung. Herz und Gesinnung von einer Reihe vierzehnjähriger Knaben erkunden und darnach eine Location in Beziehung auf Verleihung gewisser Benefizien anstellen zu wollen, wäre ein ebenso verkehrtes als vergebliches Beginnen.

Weit mehr auf positive Grundlagen zu stellen und daher weit gewichtiger ist der Vorschlag, bei Beurtheilung der Bewerber die ökonomischen Verhältnisse derselben vorzugsweise zu berücksichtigen. Dieser Vorschlag schließt sich an die Intention der Stifter jener Anstalten genau an. In der gr. Kirchenordnung S. CXLII ff. wird gesagt: „Dieweil viel onserer Vnderthonen Kinder, wölche gutte ingenia, umb deßwillen bisher verhindert worden, das die Eltern also unvermüglich gewesen, sie bei den Studijs zu erhalten". Ebendaselbst (S. CXLIV) wird verlangt, „daß ein jeder anhaltender Junge testimonia vorlege, von unsern Amptleuten auch Gericht selbigen Orts, seiner Eltern thun, lassens vnd zeittlichen Vermögens." In den älteren Urkunden ist daher auch im Falle eines Austritts von einem Kostenersatz nirgends die Rede, obwohl die Aufgenommenen in bestimmt formulirten Urkunden sich verbindlich machen mußten, sich nur der Theologie zu widmen und in keine andern Dienste zu treten (Gr. K. O. S. CXLV). Nirgends ist jedoch gesagt, daß Kinder vermöglicher Eltern ausgeschlossen sein sollten. Als das Maßgebende und Entscheidende wird immer das Examen, das „ingenium", die „Erudition" betrachtet. Spätere Bestimmungen setzen sich sogar mit der ursprünglich beabsichtigten Begünstigung Unvermöglicher in Widerspruch. In Rescripten vom Jahr 1749 und 1780*) wird eingeschärft „keine

*) Aus diesen in mancher Beziehung interessanten Rescripten mag Folgendes nach dem Wortlaut beigefügt werden: 1) Aus einer Verordnung v. 22. Sept. 1736: „In Zukunft soll keiner von Unsern Unterthanen, besonders aus der Bauerschaft sich unterstehen, Uns oder auch Unsere nachgesetzten Collegia und Räthe um Aufnehmung ihrer Kinder in die Klöster anzugehen, es seien dann dieselben mit besonders fähigen ingeniis und anderer erforderlichen Schicklichkeit versehen, wollen sie anders nicht mit Schimpff und Schaden ab und zurückgewiesen werden;

gemeiner Leute Kinder noch ſolcherlei Subjecte, welche von ihren Eltern nicht gehörig unterſtützt werden können, zu Petenten beim jährlichen Landexamen einzubringen." Als ſolche gemeine Leute werden in einem Reſcript von 1788 bezeichnet: Handwerker, Bauern, niedere herrſchaftliche und Communbediente, Förſter, Schulzen, Bürgermeiſter, Krämer ꝛc. Motivirt wird dieſer Ausſchluß damit (1749), daß es ſolchen an genugſamen Mitteln zu Führung ihrer Studien fehle; „es werde", heißt es, „dem gemeinen Weſen gar nicht übel gerathen ſein, wenn auch in anderen und etwa geringeren Lebensarten oder Profeſſionen gute Köpfe zu finden ſeien" ꝛc. Die einzige Ausnahme ſeie „alleine vor arme Pfarrerskinder zu machen" (ibid.). Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daß dieſe Beſchränkungen (1798 aufgehoben und 1811 aufs neue eingeführt) durch die Beſtimmungen der Verfaſſung außer Wirkſamkeit geſetzt ſind. — Auch dermalen indeſſen finden die ökonomiſchen Verhältniſſe der Bittſteller einige Berückſichtigung. In der Perſonaltabelle, welche die Bewerber einzureichen haben, iſt nämlich eine Rubrik, in welcher der Vermögensſtand, die Ausſicht auf Stipendien, die Zahl der Geſchwiſter des Bewerbers angegeben werden ſoll. Aber auch dies geſchieht, was den Vermögensſtand betrifft, gewöhnlich in ganz allgemeiner Weiſe durch das Prädicat „zureichend", womit nicht ſowohl die Bedürftigkeit des Bewerbers bezeichnet wird, als vielmehr deſſen Fähigkeit, den nöthigen Zuſchuß zu den Studien zu leiſten. Aus dieſer ganz allgemeinen Angabe, wie ſie gewöhnlich gemacht wird, ergiebt ſich, daß dieſe Rückſicht eine ganz untergeordnete iſt, weit eher kommt noch die Zahl der Geſchwiſter in Betracht. Es kann jedoch auch hievon nur die Rede ſein, wenn es ſich um eine Entſcheidung unter ſonſt gleichen Verhältniſſen handelt. — Es mag hier noch die Notiz ihre Stelle finden, daß die Candidaten des Landexamens meiſt aus der minder bemittelten Claſſe von Staats- oder Gemeindebeamten, Geiſtlichen, Lehrern, Kaufleuten und manchmal auch Handwerkern kommen. Söhne von Bezirksbeamten ſtehen bereits vereinzelt, Söhne von höheren Beamten, Fabrikanten, Großhändlern ſind geradezu eine Seltenheit. Vor etwa dreißig Jahren war das Verhältnis noch ein anderes, damals fand man Söhne von Miniſtern, hohen und niederen Offizieren, Künſtlern, höheren Beamten aller Art in den Seminarien. Die Mehrheit aber kam zu allen Zeiten aus dem Stande der Lehrer und Geiſtlichen.

Die Frage iſt nun aber die, ob nicht in der Beurtheilung der Bewerber der Rück-

dahingegen Uns zu gnädigſtem Gefallen gereichen wird, wenn ſolche im Baurenſtand ſich befindende Eltern vielmehr ihre Kinder zu Erlernung anderer, zu nöthigem Gebrauch nutzlichen und ſtreng laufenden Profeſſionen und Künſten, beſonders aber zu Maurer- und Zimmerhandwerken in Zeiten anhalten." 2) Aus einem Generalreſcript vom 3. Mai 1749: „Zu künftigen Examinibus ſind keine ſolche zu verſchreiben, denen es an genugſamen Mitteln zu Führung ihrer Studien fehlet, und die damit öfters genöthigt werden, zu Erhaltung desjenigen, was ſie außer der von uns bekommenden Koſt, Wohnung und andern Wohlthaten etwa noch bedörffen, ſolche Hülfsmittel zu ergreifen, die ſie an ihren eigenen Studiis hinderen. Und iſt hierunter keine Ausnahm als allein vor arme Pfarrerskinder zu machen. — Das Verbott, gemeiner Handwerks-Leuthe oder auch Bauern-Söhne nicht zu recipiren, ſolle (ungeachtet der ſehr zweideutigen, meiſtentheils auf alleinige Gedächtnis-Stücke gegründeten und hernach gemeiniglich fehlſchlagenden Ausrede von beſonderen und vorzüglichen Köpfen) ſo lange allgemein ſein, bis Mangel an andern tüchtigen jungen Leuten erſcheinet; und wird dem gemeinen Weſen damit gar nicht übel gerathen ſein, wenn auch in andern und etwa geringen Lebensarten oder Profeſſionen gute Köpfe zu finden ſind, und daſelbſt behalten werden." 3) Generalreſcript vom 15. April 1788 unterſagt „Handwerkern, Bauern, niederen herrſchaftlichen und Communbedienten, z. B. Förſtern, Schulzen, Bürgermeiſtern, Krämern ꝛc. ihre Söhne, wenn ſie nicht ganz vorzügliche Gaben beſitzen, dem geiſtlichen Stande zu widmen." Erlaß vom 27. Sept. 1811 lautet: „Da S. K. Majeſtät — allergnädigſt geruht haben, daß, ſowie die Söhne der Handwerker und Bauern überhaupt nicht ſtudiren ſollen, bei denſelben auch die Aufnahme in die für die Bildung evangeliſcher Geiſtlichen beſtimmten Seminarien nicht ſtattfinden könne, — ſo wird ſolches den Oberämtern unverhalten ꝛc."

ſicht auf das Vermögen ein überwiegenderer Einfluß geſtattet werden ſollte, als bisher, etwa ſo, daß das Beneficium in ſeiner ganzen Ausdehnung nur wirklich Bedürftigen, das beſchränkte Beneficium minder Bedürftigen, Bemittelten aber das Beneficium als ſolches entweder gar nicht verwilligt, oder doch nur gegen volle Entſchädigung Theilnahme am Unterricht und an der Erziehung, wie ihn die Anſtalt gewährt, eingeräumt würde. Mit ſolchen Gedanken zu Reform des Landexamens ſowohl als des beim Uebertritt auf die Univerſität ſtattfindenden wiederholten Concurscxamens hat ſich der verewigte Studienrathsdirector von Knapp getragen. Ich beſitze ein Manuſcript von ſeiner Hand, in welchem er dieſen Plan ausführlich entwickelt hat. Er geht dabei von der Wahrnehmung aus, 1) daß bei der jetzigen Einrichtung der richtige Standpunct für Beurtheilung von Kenntniſſen vierzehnjähriger Schüler verrückt und ſtatt einer abſoluten eine relative Schätzung derſelben eingeführt werde, welche eine unendliche Steigerung geſtatte und für die naturgemäße Entwicklung des Unterrichts in den Lateinſchulen von entſchieden nachtheiligem Einfluß ſei, 2) daß bei der üblichen Behandlung des Examens der Zufall immer noch eine große Rolle ſpiele. Er will daher den Schwerpunct der Entſcheidung in die Rückſicht auf das Vermögen der Bewerber gelegt, notoriſch Reiche ganz ausgeſchloſſen, unter den übrigen aber den Talentvolleren und Bedürftigeren in der Weiſe den Vorzug gegeben wiſſen, daß die Armen frei, die Bemittelteren gegen eine Entſchädigung von 100, beziehungsweiſe 200 fl. aufgenommen würden. Was den erſten Punct betrifft, ſo haben wir bereits bemerkt, daß durch die Concurrenz nothwendig ein Wetteifer unter den Schulen entſtehen muß; eben dieſer Wetteifer hat unſere Lateinſchulen auf den hohen Stand gehoben, welchen ſie bisher inne hatten und welchen der verewigte Thierſch in ſeinen Schriften über gelehrte Schulen wiederholt mit ſo hohem Lobe ausgezeichnet hat, freilich nicht ohne die Bemerkung, daß ſofort die Leiſtungen der höheren Claſſen in den Gymnaſien unverhältnismäßig zurückſtehen, eine Bemerkung, welche auch von inländiſchen Auctoritäten, Walz, Bäumlein, Rümelin gemacht worden iſt und kein ganz günſtiges Licht auf das Naturgemäße des Standes unſerer Lateinſchulen wirft. Dieſer Wetteifer nun läßt ſich, ſo lange die poſitiven Kenntniſſe den Ausſchlag geben, nicht vermeiden. Er läßt ſich nur dadurch auf das richtige Maß zurückführen, wenn die Behörde die Aufgaben nach einem richtigen naturgemäßen Maßſtab feſtſtellt. Es iſt auch zuzugeben, daß ſich der Standpunct von einem abſoluten, wie er ſein ſoll, der auf einer richtigen Bemeſſung deſſen beruht, was billigerweiſe naturgemäß die große Mehrheit von jungen Leuten dieſes Alters leiſten kann, umſchlägt in einen relativen, welcher nur das beachtet, was in dem gegebenen Fall einer mit dem andern verglichen leiſtet, und möglicherweiſe eine ungebührliche Steigerung zuläßt, welche dann ihre Rückwirkung auf die Schulen äußert. Allein dieſen Uebelſtänden wird durch die gemachten Vorſchläge doch nicht abgeholfen. Schließen wir auch die „notoriſch Reichen“ aus, legen wir auch den Bemittelteren eine Steuer nach einer gewiſſen Scala auf, ſo bleibt doch noch die anſehnliche (von Knapp auf 20 bemeſſene) Claſſe derjenigen übrig, welche unter den Bedürftigeren als die talentvolleren und kenntnisreicheren den Vorzug haben und ohne Entſchädigung aufgenommen werden ſollen. Dazu kommt nun die ſchwierige Beſtimmung der Frage, wer iſt notoriſch reich? wer iſt bedürftig? wer iſt weniger bedürftig? Die Frage wird um ſo ſchwieriger zu beantworten ſein, als Director von Knapp ſelbſt in dem genannten Manuſcript ſich dahin ausſpricht, daß es nicht gut ſei, wenn ganz Unbemittelte in die Laufbahn gelockt werden, als er endlich ſelbſt der Claſſe der ohne Entſchädigung Aufgenommenen das ſogenannte Weingeld (ein Taſchengeld von jährlich 60 fl.) entzogen wiſſen will, wodurch es allerdings ganz Unbemittelten unmöglich wird einzutreten. Nehmen wir nun noch dazu, daß erfahrungsmäßig die Concurrenten mit ſeltenen Ausnahmen aus der Claſſe der wenig Bemittelten oder der Bedürftigen ſind, das Ausſcheiden der „notoriſch Reichen“ und der Bemittelten alſo eine ganz geringe Wirkung haben müßte, ſo vermögen wir von dieſem Geſichtspuncte aus in dem vorliegenden Vorſchlag eine wirkliche Verbeſſerung der be-

ſtehenden Einrichtung nicht zu erkennen. Wir wüßten unter dieſer Vorausſetzung, daß das Vermögen ſtatt der Kenntniſſe überwiegend zu betonen ſei, durch kein anderes Mittel zu helfen, als durch den ganz radicalen Vorſchlag, dem doch niemand das Wort wird reden wollen, daß unter den für höhere Gymnaſialclaſſen reif Erfundenen eben gerade die feſtgeſetzte Zahl der Aermſten auserleſen werde. Etwas anders verhält es ſich mit dem zweiten der oben erwähnten Puncte, daß bei der üblichen Behandlung des Examens der Zufall eine große Rolle ſpiele. Es iſt dies freilich eine Klage, die bei allen Prüfungen wiederkehrt, die aber in dem Falle des Landexamens ganz beſonders bedenklich iſt, weil der Erfolg desſelben eine ſo große Bedeutung hat für die Concurrenten und deren ganze Lebensrichtung. Es kommt immer vor, daß das Fehlen einiger Numern oder auch einer einzigen Numer den Concurrenten ausſchließt. Erwägt man, wie nahe die Prädicate, welche durch die Zahlen dargeſtellt werden, gut (6), ziemlich gut bis gut (5), ziemlich gut (4) ꝛc. einander ſtehen, wie leicht ſie in einander überfließen und wie gar häufig die Prüfenden ſelbſt in Ertheilung des einen oder andern Prädicats ſchwanken oder verſchiedener Meinung ſind, ſo wird man wohl ſich aufgefordert finden, alles mögliche vorzukehren, um Zufälligkeiten, Ungleichheiten der Behandlung ferne zu halten. Die Klage über das Walten des Zufalls aber bezog ſich weniger auf die ſchriftlichen Arbeiten, welche durchaus unter dreifacher Controlle ſtanden, als auf die mündliche Prüfung. Es ſoll hier natürlich niemanden ein Vorwurf gemacht, ſondern nur gezeigt werden, wie es beim beſten Willen der Prüfenden geht. Es kam vor, daß der eine einen ſchweren, der andere einen leichten, der eine einen großen, der andere einen kleinen Satz zum überſetzen erhielt, daß an den Einen ganz einfache, an den andern verwickeltere Fragen geſtellt wurden, daß der Examinator mit dem einen ſich 3, mit dem andern 10 Minuten beſchäftigte, daß an den einen noch außer der Reihe Fragen gerichtet wurden, an den andern nicht. Nichts davon zu ſagen, daß manchmal auch Fragen geſtellt werden konnten, welche über den Horizont des Schülers hinauslagen, mit welchen ein anderer verſchont blieb. Es liegt auf der Hand, daß unter dieſen Umſtänden die Schüler nicht gleich behandelt wurden, daß Gunſt oder Ungunſt nicht der Prüfenden, wohl aber der Verhältniſſe hier mächtig einwirken konnten. Es iſt daher ſchon in einer Schrift vom Jahr 1843 „Das Landexamen, ein Beitrag zur Reform der Gelehrtenſchulen in Württemberg von Kapff“ die ganz berechtigte Forderung geſtellt worden, daß in der mündlichen Prüfung jeder Candidat ſoll denſelben Satz zu überſetzen und dieſelben Fragen zu beantworten haben. Der Satz müßte natürlich aus einem den Schülern unbekannten Gebiet genommen, konnte nöthigenfalls auch nach Bedürfnis modificirt oder gar neu gebildet werden.*) Dies geſchieht ſeit dem Jahr 1856 im Lateiniſchen, ſeit dem Jahr 1860 auch im Griechiſchen. Der erſte Verſuch, der im Jahr 1856 von dem Unterzeichneten ſelbſt als damaligem Mitglied des Studienraths gemacht wurde, ſtieß zwar auf bedeutenden Widerſtand der Examinatoren, welche ſich nicht gerne als Examensmaſchinen gebrauchen laſſen wollten, ergab aber bei aller Mangelhaftigkeit der erſtmaligen Einrichtung ſo überraſchende und gegenüber von der früheren Uebung ſichere Reſultate, daß man ſofort dieſes Verfahren beibehalten und neueſtens auch auf die mündliche Prüfung im Griechiſchen angewendet hat. Zu Vereinfachung und Abkürzung des Verfahrens bei einer großen Zahl von Concurrenten können wohl auch 2 oder 3 verſchiedene Sätze mit anderen Fragen vorgelegt werden, wenn nur die Sätze gleich geſtaltet und die Fragen analog aus dem Gebiet genommen ſind, welches den Schülern bekannt ſein ſoll, wie denn z. B. ganz gleichgültig iſt, ob ich den einen Schüler frage, welche Verba abweichend vom Deutſchen den Dativ,

*) Der Unterzeichnete hat ſchon im Jahr 1840 in der Süddeutſchen Schulzeitung für Gelehrten- und Realſchulen Jahrg. III. Heft 1, in den „Theſen über das Landexamen“ S. 42—48 auf eben dieſe Modification hingewieſen; der Knapp'ſche Vorſchlag iſt im zweiten Heft desſelben Jahrgangs S. 80—91 eingehend von mir gewürdigt worden. Schmid.

einen andern, welche den Ablativ regieren, ob ich den einen tempora von τίθημι, andern von δίδωμι abfrage ꝛc. — Durch dieſe Einrichtung, die ſo einfach iſt, daß man ſich nur verwundern muß, warum man nicht früher zu derſelben gegriffen hat, dürfte alles mögliche geſchehen ſein, um eintretenden Zufälligkeiten bei der Prüfung vorzubeugen. Der Gegenſtand der Prüfung iſt für alle ſowohl im Schriftlichen als Mündlichen durchaus derſelbe, und es liegt auch von dieſer Betrachtung aus kein Grund vor, einen andern Geſichtspunct bei der Aufnahme in die Seminarien in den Vordergrund zu ſtellen. Wir machen nur noch darauf aufmerkſam, wie wenig Sicherheit auch die Beſtimmung des Vermögens- und Einkommensſtandes der Eltern bietet. Capitaliſten, wenn ſie redlich ſind, und Beſoldeten kann alles nachgerechnet werden nach ihren Faſſionen. Ganz anders aber verhält es ſich mit den Gewerbetreibenden. Hier wäre den willkürlichſten Angaben Thür und Thor geöffnet, die noch eine viel ungerechtere Wirkung äußern könnten, als die angeregten Zufälligkeiten des Examens.

Wir ſind hiemit zu demſelben Ergebnis gelangt, auf welches auch Prälat Dr. von Roth in einem kleinen Aufſatz „Das württembergiſche Landexamen" (Kl. Schriften päd. und biogr. Inhalts Bd. II. S. 72—78) gekommen iſt, daß nämlich das Landexamen nach ſeiner Einrichtung, wie ſie im weſentlichen jetzt beſteht, der gerechteſte Maßſtab für die Verwilligung des Beneficiums ſei. Wenn er daran die Bemerkung knüpft, daß damit noch Einrichtungen verbunden werden könnten, wodurch die Zulaſſung wohlhabender Zöglinge an weitere Bedingungen geknüpft würde, ſo müßen wir bemerken, daß dieſe Einrichtungen bereits vorhanden ſind. In dem Sinne, daß wohlhabende Zöglinge, welche das Examen mit entſchiedenem Erfolg beſtehen, ausgeſchloſſen werden, kann es nicht gemeint ſein. Sonſt wäre der Ausdruck wohl ein anderer. Das Inſtitut der Hoſpites aber, welches je nach dem Erfolg der auch von dieſen zu erſtehenden Prüfung auch ſolchen Zöglingen den Eintritt eröffnet, welche gegen Entſchädigung an dem Unterricht und der Erziehung, welche die Anſtalt bietet, theilnehmen wollen, ſchließt alles das in ſich, was nach unſerem Dafürhalten noch geſchehen kann. Dieſes Inſtitut wird erfahrungsgemäß in denjenigen Seminarien, die nicht gar zu entlegen ſind, vielfach benützt und, ſo viel mir bekannt, müßen auch hier immer viele Bewerber abgewieſen werden, da die Einrichtungen in den Seminarien nur für eine beſtimmte Zahl von Zöglingen, durchſchnittlich 40, getroffen ſind. Die Zahl der eigentlichen Beneficiaten hat von jeher nach dem Bedürfnis gewechſelt und beläuft ſich gegenwärtig auf 25, ſo daß alſo immerhin noch jedes Jahr die anſehnliche Zahl von 15 Plätzen für ſolche übrig bleibt, welche im Stande ſind die verlangte Entſchädigung, welche übrigens ſehr billig angeſetzt iſt, zu leiſten.

Was endlich die Rückwirkung des Landexamens auf den Unterricht und die Methode in den Lateinſchulen betrifft, ſo beziehen wir uns im allgemeinen auf das, was wir in der Einleitung zur Sammlung in die Geſetze für die württ. Mittel- und Fachſchulen S. CIII geſagt haben. Daß eine ſolche Rückwirkung ſtattfindet, halten wir für ganz natürlich und berechtigt. Es wird dies bei allen Prüfungsordnungen nicht nur zum voraus in Rechnung genommen, ſondern auch ausdrücklich beabſichtigt. Wir können es aber durchaus nicht billigen, wenn eine Prüfung in der Weiſe ausſchließlich den Gang und die Methode der Studien beſtimmt, wie es bei dem Landexamen durch mehr als zwei Jahrhunderte der Fall war. Die Vorſchriften über das, was in den Lateinſchulen geleiſtet werden ſoll, ſind ſeit dem Jahr 1559 bis zum Jahre 1792 durch keine allgemeine oder ſpecielle Verordnung geregelt worden. Alles, was hier geſchah, geſchah durch das medium des Landexamens. Durch dieſes kam das Griechiſche, das Hebräiſche, die latein. Verſe, die Logik und Rhetorik auf den Lectionsplan der lateiniſchen Schulen, auf welchem alle dieſe Dinge in der gr. Kirchenordnung Cl. 1—3 der Particularſchulen nicht ſtehen. Auf die gleiche Weiſe iſt hebräiſche Sprache, lateiniſche Verſification, Logik und Rhetorik wieder von dem Lectionsplan der lateiniſchen Schulen verſchwunden. So iſt es

gekommen, daß die sogenannten Realien*) bis auf die genannte Zeit und noch geraume Zeit nachher in den lateinischen Schulen gar wenig Berücksichtigung fanden. Man bedurfte ihrer nicht zum Landexamen. Man sieht, die ganze Aufmerksamkeit, welche die leitende Schulbehörde dem latein. Schulwesen schenkte, sammelte sich um das Landexamen. Es war die bewegende Kraft der lateinischen Schulen. Je mehrere Räder hier in Gang gesetzt wurden, desto bewegter wurde es in den Lateinschulen. Standen einzelne Räder dort still, flugs stellten auch die entsprechenden Rädchen in den Schulen ihre Rotationen ein, ohne daß es noch besonderer Manipulationen dazu bedurft hätte. Es begreift sich dies in einer Zeit und in einem Lande, wo sich das Hauptinteresse der höheren Bildung der Theologie und den damit zusammenhängenden Unterrichtsanstalten zugewendet hatte. Dabei ist nur zu bemerken, daß es in Württemberg noch lange so blieb, nachdem bereits die Theologie längst aus jener Stellung verdrängt war, daß man anderwärts Lehrgegenstände und Methode längst zu reformiren begonnen hatte, ehe man in Württemberg noch daran dachte, daß, als endlich in Württemberg die Theorie im Jahr 1793 in der bekannten Verordnung wegen des latein. Schulwesens (Schulgesetze S. 274) sich einen energischen Ausdruck verschafft hatte, die Praxis noch lange zurückblieb, offenbar aus keinem andern Grunde, als weil das Landexamen, auf welches sich aller Unterricht concentrirte, im Wege stand. Diese Prüfung selbst aber mit ihrer ausgebreiteten Concurrenz, mit den großen Benefizien, die sie in Aussicht stellte, während nur eine beschränkte Zahl von Auserwählten sie erlangen konnte, hätte am wenigsten sollen für die ordentliche Gestaltung des Schulwesens maßgebend sein. Durch die massenhafte Concurrenz der besten Schulen und besten Köpfe wurde die Prüfungsbehörde unwillkürlich getrieben, den Maßstab zu erhöhen, die Forderungen zu steigern, außerordentliche, das gewöhnliche Maß übersteigende Leistungen bei der Beurtheilung zu Grunde zu legen. Daß man nun diesen Standpunct übertrug auf die allgemeine Ordnung der Schulen, daß man als regelmäßige Leistung einer guten Schule das verlangte, was das Landexamen forderte, das halten wir für verkehrt. Es mochte wohl beim Landexamen für sehr empfehlend erachtet werden, über das Argument noch 10 oder 12 Disticha zu machen, daß aber nun lateinische Versification zu einem ordentlichen Lehrgegenstande der lateinischen Schule wurde, war keineswegs eine natürliche Consequenz aus dem ersteren. Das Landexamen verlangte keine positiven Kenntnisse aus Geschichte, Geographie, Religion. Daß nun aber diese Fächer darum auch in der lateinischen Schule zurückgestellt wurden, das hätte man nicht erwarten sollen, sondern hier hätte das Schulregiment oder die Schulgesetzgebung nachhelfend, erläuternd, beschränkend, ergänzend eintreten und nicht dem Betieben der einzelnen Lehrer anheimgeben sollen, wie viel von den Fächern betrieben werden wolle, denen das Landexamen aus irgend welchen Gründen nicht gerade seine Aufmerksamkeit zuwendete. Wir vermögen also dem unsere Zustimmung nicht zu geben, was Prälat v. Roth (Kl. Schriften S. 382) über das Landexamen sagt, es seie nach allgemeiner Anerkennung, und zwar mit Fug und Recht, das Maßgebende für die Führung aller Schüler in den Lateinschulen. Maßgebend für die Führung aller Schüler kann nur das sein, was alle auch erreichen können, also ein mittlerer, gewöhnlicher Grad von Leistungen, nicht aber die Stufe, auf welche die besten Köpfe aus den besten Schulen nur sich erheben; nicht das, was zum Zwecke einer besonderen Prüfung für ein bestimmtes Fach auserlesen wird, sondern das, was allen Schülern, welchen Fächern sie sich auch zuwenden wollen, zu wissen nöthig ist. Deshalb hat die Studienbehörde auch seit dem Anfange des dritten Decenniums dieses Jahrhunderts angefangen, den lateinischen Schulen noch neben dem Landexamen eine besondere Sorgfalt zuzuwenden. Von dieser Zeit an, in welcher die Frage wegen Einrichtung von Realschulen in umfassenderem Maße in Württemberg ernstlich in Betracht gezogen zu werden anfieng, finden wir einige theils kurz gehaltene theils eingehendere

*) Ref. kann hier noch aus eigener Erfahrung sprechen.

Verfügungen, die sich auf einzelne Unterrichtszweige der latein. Schule, auch abgesehen vom Landexamen, beziehen; sie betreffen den Religions- und Gesangunterricht, Kalligraphie, deutsche und französische Sprache, die Gymnastik. Eingehend auf die einzelnen Schulen und Altersstufen wurde der Memorirstoff für Geschichte und Religion regulirt und vertheilt und eine Instruction für Behandlung des Geschichtsunterrichts in den Latein- und Realschulen ausgegeben. Endlich, was die Hauptsache ist, wurde der Entwurf eines allgemeinen Lehrplans für die lat. Schulen von einer Commission von Schulmännern 1847 ausgearbeitet und dem Druck übergeben, im Jahr 1852 vom K. Studienrath nochmals durchberathen und dem K. Ministerium vorgelegt, von demselben zwar genehmigt, sofern der Studienrath in vorkommenden Fällen nach den Normen desselben sich richten möge, jedoch die öffentliche Bekanntmachung und Einführung desselben nicht für zuträglich erachtet. Aus allem diesem ergiebt sich, wie das lateinische Schulwesen sich seit etwa 30 Jahren auch eine besondere Geltung neben dem Landexamen zu verschaffen gewußt, wie es sich allmählich von der Herrschaft des letzteren emancipirt hat. Das Landexamen ist zwar immer noch eine bemerkenswerthe und hervorragende Erscheinung im württembergischen Schulleben, es hat jedoch, wie es billig und recht ist, den Einfluß, mit welchem es fast ausschließlich in diesem herrschte, verloren. Ein rühmlicher Wetteifer, durch die Wachsamkeit der Behörden auf das richtige Maß zurückgeführt und in das rechte Geleise gebracht, hat sich unter den Lehrern und Schülern bei dem fortdauernden Bestand des Landexamens erhalten. Dieser Wetteifer wirkt wohlthätig auf Gedeihen und Blüte der Schulen. Aber diese sind darum nicht mehr genöthigt, ängstlich auf das Losungswort zu lauschen, welches vom Landexamen erschallt. Sie wissen sich Credit und Anerkennung zu verschaffen, wenn sie auch nichts für das Landexamen zu thun haben oder ihre Kräfte und Anstrengungen für das Landexamen nicht mit dem gewünschten Erfolg gekrönt werden. Dem handwerksmäßigen Abrichten, dem mechanischen Drillen und utilitarischen Dressiren aber, über welches Roth a. a. O. ebenso wie Kapff in dem angeführten Schriftchen klagen, obwohl beide ganz verschiedene Ansichten über das Landexamen kund geben, ist durch die neueste Einrichtung der Prüfung vollends jede Aussicht auf Erfolg benommen. Die Gegenstände der schriftlichen und mündlichen Prüfung sind allen gleich neu und unbekannt. Eine etwa früher erworbene Fertigkeit, bestehe sie in Bekanntschaft mit grammatischen Regeln oder im Uebersetzen aus einer Sprache in die andere, wird aber doch wohl nicht an sich, sondern nur dann getadelt werden wollen, wenn sie zur gedankenlosen, rein gedächtnismäßigen Uebung geworden ist. Dies kann sich aber nur dann zeigen, wenn der Schüler genöthigt ist, das Gelernte, die Fertigkeit auf einen *neuen* Stoff überzutragen und anzuwenden. Hiebei nur ist die Urtheilskraft thätig. Eine richtige Anwendung eingelernter Regeln, Sprachformen und Ausdrucksweisen auf eine neue Aufgabe giebt ein vollkommen genügendes Zeugnis einer wohl ausgebildeten Urtheilskraft. Eine bessere Erprobung aber des wissenschaftlichen und ästhetischen Urtheils für das vorliegende Alter kenne ich überhaupt nicht, als diejenige ist, welche die Uebersetzung von einer Sprache in die andere, besonders die Uebersetzung aus der Muttersprache in eine fremde darbietet (s. den Art. Composition). — Hiebei können wir auch die beliebte Unterscheidung zwischen bloß grammatischer Richtigkeit (Correctheit) und Stil nicht billigen, welcher Kapff in dem angeführten Schriftchen S. 15—29 das Wort redet, in welchem er die Candidaten mit Proben von Stilfertigkeit verschont wissen will. Eine Ausbildung zu einer bestimmten Stilgattung kann natürlich von vierzehnjährigen Knaben nicht verlangt werden. Aber jede Production, selbst schon die elementare, muß doch eine dem Sprachgenius adäquate Form haben. Soll die Wahl des richtigen Ausdrucks, die Stellung der Wörter (z. B. der Negation, im Griechischen des pronomen possessivum), die Verbindung der Sätze, der Gebrauch der Partikeln, die entsprechende Anwendung der tempora, modi, der participia in das Capitel des Stils oder der Correctheit eingereiht werden? Es liegt auf der Hand, daß hier beides in Frage kommt. Selbst eine leichte zusammenhängende Aufgabe zur

Ueberſetzung ins Lateiniſche oder Griechiſche, die es weſentlich nur auf die Anwendung gewiſſer grammatiſcher Regeln abgeſehen hat, muß doch auch gewiſſe ſtiliſtiſche Anforderungen befriedigen. Die abstracte Scheidung von Correctheit und Stil, von Inhalt und Form läßt ſich in der Praxis nicht durchführen. Es kann nur verlangt werden, daß die Gegenſtände, welche die Aufgabe behandelt, dem Verſtändnis der Schüler vollkommen zugänglich ſeien, alſo über deren Geſichtskreis nicht hinausliegen, ſodann daß die Form, in welcher ſie dargeſtellt werden ſollen, eine einfache, der natürlichen Entwicklungsſtufe des Schülers nahe liegende und geläufige iſt. Daß die den Schülern geſtellten Probleme ſo bemeſſen ſeien, dieſe Forderung kann an die Prüfungsbehörde geſtellt werden. Dieſe Prüfungen ſind daher auch ein Probirſtein für die Urtheilskraft der Prüfenden. Auch bei dieſen kann, wenn ſie nicht die Augen geöffnet halten für die Bedürfniſſe und Leiſtungen der Jugend, das Prüfungsgeſchäft in einen Schlendrian, in einen Jahr um Jahr ſich abwickelnden todbringenden Mechanismus ausarten. **Hirzel.**

Zuſatz der Redaction. Die Frage, ob es zweckmäßig geweſen ſei, die dreimalige Prüfung auf eine einmalige zu reduciren, wird unter uns immer noch verſchieden beantwortet, weshalb es uns geeignet erſcheint, auch einer verneinenden Stimme hier das Wort einzuräumen. Ein befreundeter Schulmann ſpricht ſich folgendermaßen darüber aus: „Nach meinem Dafürhalten liegen in der Sache ſelbſt Gründe gegen die Reduction, denen gegenüber die Rückſicht auf die durch die wiederholte Prüfung verurſachten Koſten ſehr untergeordnet iſt. Durch eine mehrmalige Prüfung wird der Spielraum des Zufalls beſchränkt, was um ſo wünſchenswerther iſt, als von dem Ergebnis der Prüfung ein ſo bedeutendes Beneficium, in vielen Fällen die ganze Lebensrichtung eines Bewerbers abhängt. Die Behörde kann die Concurrenten richtiger und ſicherer beurtheilen, wenn ſie ſie mehrere Jahre nach einander prüft. Die Schüler gewöhnen ſich an die Art der Prüfung, ſo daß ſie in der letztern mit größerer Ruhe und Unbefangenheit arbeiten und deshalb ein treueres Bild ihres Wiſſens und Könnens geben, als bei der einmaligen Prüfung, wo der unerfahrene Knabe unter dem verwirrenden Einfluß unbekannter Räume, neuer Perſönlichkeiten, ungewohnter Behandlungsart der Gegenſtände ſteht. Dazu kommt nun noch die eigenthümliche Stellung, welche das Landexamen beſonders zu unſern lateiniſchen Schulen auf dem Lande einnimmt. Die Studienbehörde hat zwar ſeit einigen Jahrzehenden dem Landexamen möglichſt viel von ſeiner rückwirkenden Kraft auf den Unterricht und die Methode in den Landſchulen entzogen und dieſem Beſtreben mag unter anderem auch die Reduction auf eine einmalige Prüfung zuzuſchreiben ſein. Es ſcheint mir aber, die Eigenthümlichkeit unſerer Landſchulen ſei dabei zu wenig beachtet worden. Wenn die Behörde übertriebene Forderungen, welche im Laufe der Zeit infolge des Landexamens an die Schüler gemacht wurden, ſtreng abſchnitt, wenn ſie entſchieden verlangte, daß Fächer, welche bloß deswegen, weil ſie im Landexamen nicht vorkamen, hin und wieder vernachläßigt oder gar nicht betrieben wurden, Aufnahme in den Lehrplan fänden, ſo war das ganz in der Ordnung. Aber bei der eigenthümlichen Einrichtung unſerer lateiniſchen Schulen, welche eine eingreifende Leitung von Seiten der Oberbehörde weſentlich erſchwert, erſcheint mir ein weiterer, unmittelbar wirkender und maßgebender Factor nicht bloß als von großem Werth, ſondern geradezu als nothwendig. Dieſe Lehrer in der Diaſpora ſind, — verglichen mit den Gymnaſiallehrern — ungemein ſelbſtändig, die Schulen ganz auf ihre Individualität geſtellt, Vorſtand und Lehrer häufig eine und dieſelbe Perſon; dabei ſind die Lehrer oft junge Männer, die nun suo Marte das Lehrgeſchäft beginnen mit 2—3 Abtheilungen zumal. Der Schulen ferner ſind es ſehr viele, ſie ſind ohne inneren Zuſammenhang unter ſich, von nicht geringer Verſchiedenheit bezüglich ihrer Einrichtung und Ausdehnung. Kurz es iſt ein Organismus, der ſo viel Unorganiſches in ſich hat, ſo ungleichartig in ſich ſelbſt iſt, daß eine organiſche Leitung durch die oberſte Behörde,

durch allgemeine Bestimmungen und Verfügungen, wie dies bei Gymnasien ganz gut geht, ungemeine Schwierigkeiten hat und keinen genügenden Erfolg verspricht. Da trat nun früher das Landexamen mit seiner eigenthümlichen Wirkung ergänzend als Regulator ein, sofern es nicht nur den einzelnen Schulen und Lehrern ein festes Ziel bestimmt und deutlich vorzeichnete, sondern auch Einheit der Methode und des Betriebs in den verschiedenartigen Anstalten erzeugte. Es bestimmte das, was in jedem einzelnen Jahre jede Schülerclasse erreichen mußte, nicht in vagen, allgemeinen Ausdrücken, sondern in concreter Unmittelbarkeit, und eben diese deutliche Erkenntnis des Zieles war es, was das stramme, feste, bestimmte Lehren und Lernen in unseren Schulen erzeugte, wodurch dieselben so bedeutende Resultate erzielt haben. Natürlich wirkt nun aber eine solche Einrichtung um so nachhaltiger und tiefer, je weiter ihr Einfluß sich rückwärts erstreckt, je mehr Schülerabtheilungen sie umfaßt, je mehr einzelne Schulen durch die Ausdehnung des Kreises der Theilnehmer in den Bereich ihrer Wirkung gezogen werden. Dies letztere insbesondere ist nicht unwichtig: fast von Jahr zu Jahr verringert sich die Zahl der Schulen, welche Candidaten zum Landexamen liefern. Früher gab es wohl keine Schule im Lande, welche in einer Zeit von wenigen Jahren nicht mindestens einen Petenten oder einen Exspectanten prima vice vorzubereiten hatte, wenn diese dann auch im letzten Jahre noch einer der namhafteren Schulen übergeben wurden. Mit der Einführung der einmaligen Prüfung hat insbesondere auch die bezüglich der Methode Einheit schaffende Wirkung derselben nachgelassen. Aus diesen Gründen glaube ich, daß die mehrmalige Prüfung nicht bloß wegen der größeren Sicherheit des Resultates im Interesse der Behörde und der Concurrenten gelegen war, sondern auch an sich einen vortrefflichen Einfluß auf unsere lateinische Schulen hatte, und ich fürchte, die Reduction möchte für diese und ihren seitherigen Ruhm von geradezu verhängnisvoller Wirkung gewesen sein. Die Beobachtungen wenigstens, die wir in den letzten Jahren über die lateinischen Schulen gemacht haben, sind nicht geeignet gewesen, diese Besorgnis zu heben."

Landkarten. Unter dem Worte Landkarten versteht man strenge genommen Abbildungen der Erdoberfläche in starker Maßverjüngung; wenn man aber den Begriff weiter ausdehnt, so lassen sich auch Abbildungen des ganzen Erdkörpers einbeziehen, nicht bloß Projectionen auf Flächen, sondern auch Nachahmungen in Kugelform (Globen), und endlich sogar jene Hülfsmittel, welche zur Versinnlichung der kosmischen Verhältnisse der Erde dienen, z. B. Ringkugeln, Tellurien, Himmelskugeln, Sternkarten. Ferner ist das Landkartenzeichnen eine vorgeschriebene Uebung in Schulen, daher auch jene Unterrichtsmittel hier in Betracht zu kommen haben, welche zur stufenweisen Ausbildung dieser Fähigkeit ersonnen worden sind. Die eigentlichen Schullandkarten theilen sich je nach dem Zwecke, dem Gegenstande der Darstellung, der Art der Ausführung und den Lehrstufen in verschiedene Classen, als da sind: Wandkarten zum allgemeinen und Schülerkarten (wenn sie eine zusammenhängende Sammlung bilden — Schulatlanten) zum individuellen Gebrauche; Flachkarten und Reliefkarten, zwischen beiden die hypsometrischen Karten; physikalische, geognostische, ethnographische, historische, statistische, industrielle ꝛc. Karten; Karten ohne Schrift, mit Abbreviaturen oder mit Vollschrift; Karten in Verbindung mit Abbildungen, und mit dem Texte der Lehrbücher; Karten zur Vorschule, zur Vaterlandskunde, für Elementarclassen, Mittelschulen und höheren Unterricht u. s. f. Die großartige Ausbildung, welche das Kartenwesen und infolge davon auch der geographische Unterrichtsapparat der Schule im Laufe eines halben Jahrhunderts erfahren hat, hält gleichen Schritt mit dem Emporkommen der Erdkunde als selbständiger Wissenschaft, und die Geschichte desselben steht sonach mit der Geschichte der Erdbeschreibung als eines Schulgegenstandes und der mannigfachen Ausbildung der Methodik in dem innigsten Zusammenhange. Der chronologische Verfolg ergiebt die successiven Fortschritte, und die Aufführung der vorzüglichsten Repräsentanten jeder Gattung der obengenannten Abtheilungen der geo-

graphischen Schulbehelfe wird die bestentsprechende Literatur dieser Zweige entnehmen lassen. Eine Beschränkung auf ein zweckgemäßes, nichts wesentliches vernachläßigendes Minimum ist bei einem lexikalischen Artikel, der nicht zum Buche anschwellen darf, ohnedem geboten.

Die Hülfsmittel zur Versinnlichung der kosmischen Beziehungen der Erde sind folgende:

a. Die Ringkugel (sphaera armillaris), ein Apparat, der im Mittelalter als ein unentbehrliches Meuble der Gelehrtenstube galt und zur Darstellung der Stellungen der Planeten diente, welche auf Ringen um die Sonne in der Ebene des Thierkreises liefen. Wenn auch die Plastik dieses Apparats zur Veranschaulichung des Systems und (eine gute Mechanik vorausgesetzt) der Bewegungsunterschiede und Stellungsänderungen augenfälliger wirkt, als eine bloße Zeichnung, so leidet doch andererseits die Darstellung an nicht wegzuschaffenden Gebrechen, die der Entstehung richtiger Vorstellungen von den verhältnismäßigen Größen und Entfernungen sehr hinderlich sind. So z. B. müßen die äußeren Planeten in viel nähere proportionale Abstände von der Sonne gesetzt werden, als sie in der Natur haben, dadurch treffen alle geometrischen Oerter nicht mehr zu, und Lösungen diesfälliger Aufgaben sind vereitelt; es müßen die Planetoiden völlig wegbleiben, weil einerseits der Raum für sie nicht vorhanden ist, andererseits ihre starken Neigungen zur Ekliptik ihre Einreihung unthunlich machen. Dieser Mängel und der Kostspieligkeit wegen ist dieser Apparat fast ganz außer Gebrauch gekommen und es dürften die von J. Jüttner in Prag 1828 verfertigten Ringkugeln die letzten in Oesterreich erschienenen gewesen sein.*)

b. Das Planetarium, ein ganz ähnliches Instrument, jedoch mit Beseitigung aller Kreise, und daher freier in seinen Dimensionen, ist in Deutschland wenig in Gebrauch gekommen. In England hat man viel Geld auf solche Weltmaschinen (Orreries) verwendet und sie durch künstliche Uhrwerke treiben lassen, so auch in Frankreich, aber in die Schulen sind nur sehr unvollkommene Apparate gekommen, die vor den Ringkugeln nichts voraus haben, als die Einfachheit der Aufstellung. Alle Nachtheile dieser kleben auch ihnen an, und seit Neptun entdeckt worden und die Zahl der Planetoiden über 60 gestiegen, ist wahrscheinlich kein neues derartiges Werk versucht worden. Eine so genaue Darstellung wie jene der Planetoiden, welche unter der Leitung C. v. Littrow's auf der Wiener Sternwarte angefertigt wurde, gehört nicht mehr der Sphäre des Unterrichts an, sondern dient nur zu wissenschaftlichen Forschungen höherer Potenz.

c. Das Tellurium und Lunarium (meistens vereinigt) zur Darstellung des Laufes der Erde um die Sonne und des Mondes um die Erde, und zur Erklärung der Entstehung der Jahreszeiten, der Phasen des Mondes, und der Sonnen- und Mondsfinsternisse. Ursprünglich waren diese Apparate höchst einfach erdacht, aber der Wunsch, die Erscheinungen der Natur näher zu bringen, hat sie mit künstlichem mechanischem Triebwerke ausgerüstet, so daß bei derlei vollkommeneren Maschinen selbst auf die Knotenbewegung der Mondbahn Rücksicht genommen ist. — Die gewöhnliche Einrichtung besteht darin, daß auf einem Fuße, der eine Lampe (die Sonne) trägt, ein Arm befestigt ist, an dessen einem Ende die Erde mit schiefer Stellung der Achse angebracht ist, an welcher ein zweiter Arm den Mond trägt. Bei den wohlfeileren Tellurien werden die Bewegungen durch Schnüre vermittelt, bei den besser construirten durch Rädertriebwerk mittelst einer Kurbel, oder eines Uhrwerks. Am bekanntesten sind in Deutschland geworden die Tellurien von Gust. Grimm (Gera bei Kanitz 1850); in Oesterreich insbesondere ziemlich verbreitet sind die Doppelmaschinen von Ant. Leibenfrost († in Wien 1861). Am weitesten hat die Sorge für möglichste

* Hier kann noch hinzugefügt werden: Armillarsphäre von Ed. Wetzel, Berlin bei Reimer 1857, Preis 36 Thlr., verpackt 39 Thlr., durch einen innerhalb der Ringkugel für alle Breiten stellbaren Horizont vor ähnlichen Apparaten zweckmäßig ausgezeichnet. D. Red.

Annäherung an die Wirklichkeit getrieben Fr. Schöninger in Wien (Landstraße, Augustinerhaus), welcher einfache Apparate zum Privatgebrauche (à 6 fl. ö. W.) und complicirte bis zur elliptischen Bewegung der Erde und der Knotenbewegung der Mondbahn in allen Größen verfertigt. Die vollkommensten derlei Maschinen mit Uhrwerk sind auf 100 Thaler zu stehen gekommen. In neuester Zeit hat Felkl in Prag (1859) Tellurien angekündigt und noch bessere sind durch Fried. und Carl Gräf (Geographisches Institut in Weimar) zu Stande gekommen, die aber 30 Thaler kosten.*) Ein solcher Apparat gehört beinahe zu dem unentbehrlichen geographischen Schulgeräthe, denn Zeichnungen, die sich nur auf einen Moment beziehen können, wirken zur Entwicklung klarer Vorstellungen weder so überzeugend und schnell, noch mit so nachhaltigen Eindrücken. Der größte Uebelstand des Apparats, auch des besten, besteht in der falschen Linie des Mondlaufs, welche wegen der stets zu weiten Entfernung des Monds eine Schlingenlinie wird, statt der Natur gemäß eine höchst wenig ausgebogene Schlangenlinie zu bilden. Zur Feststellung der richtigen Begriffe müßen separate Zeichnungen benützt werden, wie sie das kleine Werk von Gräfe: „Die Erde und der Mond" enthält. Auch ist zu beachten, daß zu kleine Apparate dem Lehrer desto mehr Mühe verursachen, je größer die Zahl der Schüler ist, die davon profitiren sollen. Sehr wenige Lehrer werden in der glücklichen Lage sein, wie Prof. Codemo in Vicenza, der am Plafond seines Hörsaales ein großartiges Tellurium bleibend anbringen konnte, weil dieser Hörsaal ausschließlich geographischen Vorträgen gewidmet war.

d. Mondkarten, Mondgloben, Mondreliefs. Eine Abbildung des Mondes, dessen Flecken schon das unbewaffnete Auge warnimmt, wird kein unbrauchbarer Ueberfluß in einer Schulsammlung sein, zumal wir eine sehr gute und wohlfeile Mondkarte in der Reduction der großen Mondkarte von Beer und Mädler (Berlin bei Schropp 1839) besitzen. Sie reicht vollkommen aus und macht den Besitz eines Mondglobus (von Riedl von Lenenstern in Wien, bei Fr. Schöninger) ganz entbehrlich. Dennoch würde ein Mondglobus dann ein höheres Interesse für die Schule gewinnen, wenn er im richtigen Verhältnisse zu einem Erdglobus stünde, und daher geeignet wäre, die deutlichste Auffassung des gegenseitigen körperlichen Verhältnisses zu vermitteln. Zum noch besseren Verständnisse könnte ein Relief irgend eines ausgezeichneten Ringgebirges (z. B. des Tycho oder Eratosthenes ꝛc.) dienen, wie sie als Abgüsse aus seinem 18′ im Durchmesser haltenden plastischen Mondglobus Conservator Dickert in Bonn liefert. Für den gewöhnlichen Schulunterricht hat die Mondoberfläche mit ihren Gebilden keine besondere Wichtigkeit, aber ein höheres Studium der Terrainverhältnisse wird einem Vergleiche zwischen Mond und Erde interessante Aufschlüsse ablocken können, nicht blos Contraste — die ihren Grund großentheils in dem Umstande haben, daß auf dem Monde keine Zerstörungen der Urbildungen durch Wasser stattgefunden haben (wie auf der Erde) — sondern auch Parallelen, wenn nicht im großen doch im kleinen.

e. Sternkarten. Wenn man den höheren Unterricht bei Seite läßt, welcher solcher Hülfsmittel nicht entbehren kann, und nur die Lehrstufe der Mittelschulen und Volksschulen berücksichtigt, so beschränkt sich der Gebrauch von Sternkarten auf einen so kleinen Kreis des Lehrstoffs, daß von den erstgenannten nur der nördliche Himmel und die Aequatorzone in Betracht kommen kann, ersterer wegen der Orientirung durch die dem Polarsterne nahe liegenden Sternbilder, letztere wegen der Planetenerscheinungen. Als Wandkarten brauchbar sind: Dr. F. Reuter: Der nördliche gestirnte Himmel, Gotha bei Perthes (4 Bl.), auf blauem Grunde, und Dr. Jos. Müller: Die Aequato-

*) Ed. Wetzels vollständiges Tellurium und Lunarium, Berlin bei Reimer, 50 resp. 53 Thlr. 1857, und desselben Sphäre-Tellurium ebendas. 120 resp. 125 Thlr. 1857. Das Tellurium zeichnet sich durch größere Dimensionen und besonders solide Construction vor ähnlichen aus und das letztere vereinigt die Leistungen der beiden ersteren in einer so vorzüglichen Weise, daß sich die competentesten Richter mit rühmlichster Anerkennung darüber aussprechen. D. Red.

rialzone des geſtirnten Himmels, Freiburg 1856 bei Wagner (4 Bl.), mit weißen Sternen auf ſchwarzem Grunde, durch Deutlichkeit beſonders ausgezeichnet. Ein Verzeichnis von Sternkarten, wie ſie der Aſtronom bedarf, wird hier niemand ſuchen wollen; für Schulen mittlerer Claſſen iſt in einigen vielverbreiteten Atlanten (z. B. in jenen von Stieler und v. Sydow) durch eigene Kärtchen mehr als hinreichend geſorgt. Zur Aufſuchung des Standes der Geſtirne für jeden gegebenen Moment dient am beſten die Einrichtung, welche Bode (in Berlin) und Eckhart (in Darmſtadt) ihren für beſtimmte Breiten paſſenden Sternkarten gegeben haben, nach der auch das bei Reimer in Berlin zu habende Aſtrognoſtikon eingerichtet iſt. Wohl zu beachten iſt, daß der bewegliche Ellipſenausſchnitt mit wachſender Breite ſich verändert, weshalb auch Reimer dreierlei Ausgaben veranſtaltet hat für Orte von 45—50, 50—55, 55—60°.

f. Der Himmelsglobus verdankt ſein häufiges Vorkommen zu nicht geringem Theile mehr ſeiner ſymmetriſchen Schauſtellung mit ſeinem ungleich häufiger benützten Doppelgänger, dem Erdglobus, als dem wirklichen Gebrauche in und außer der Schule. Der Umfang der Aufgaben, die mit ſeiner Beihülfe gelöst werden können, iſt zwar ein ausgedehnterer und univerſalerer, als ihn das Aſtrognoſtikon gewährt, auch geſtattet er eine genauere Beſtimmung, hingegen erprobt ſich dieſes beim localen Gebrauche als handſamer und iſt bedeutend billiger herzuſtellen. Obwohl die Ortsveränderungen in der Sternenwelt in Hinſicht auf die gegenſeitige Lage der Geſtirne auf den Globus ohne Einfluß bleiben, verändert ſich doch beiläufig mit jedem halben Jahrhundert nach und nach das Netz vermöge der Präceſſion der Nachtgleichen, was zur Folge hat, daß eine alte Himmelskugel zur halbweg genauen Löſung der Aufgaben untauglich wird, ähnlich wie ein Erdglobus durch die neuen Entdeckungen in den wenig bekannten oder gar unbekannten innern Regionen der Continente bis zur Unbrauchbarkeit veraltet. Im Nothfalle können mit geringer Unbequemlichkeit viele Aufgaben, z. B. über den Stand der Sonne, ihre Auf- und Untergangszeit u. ſ. w. am Erdglobus eben ſo gut gelöst werden, und in dieſer Hinſicht iſt das Bedürfnis einer Himmelskugel für die Schule nicht nur kein ſchreiendes, ſondern ſie kann ſogar als entbehrlich erachtet werden. Würden aber die Mittel einer Unterrichtsanſtalt auch die Anſchaffung minder nöthiger Dinge gewähren und man die Wahl zwiſchen mehreren Arten von Himmelskugeln frei haben, ſo gebietet die Rückſicht auf die Hauptſache jene ceteris paribus vorzuziehen, auf welcher nicht die Bilder, ſondern die Sterne hervorgehoben ſind, was auf älteren Globen gewöhnlich umgekehrt zutrifft. Faſt alle Kunſthandlungen, welche ausgezeichnete Erdgloben veröffentlicht haben, waren bemüht, ihnen ebenbürtige Himmelsgloben herzuſtellen, daher bezüglich dieſer, um Wiederholungen zu erſparen, die beſten Erzeugniſſe im Abſchnitte über die Erdkugel nachgeſehen werden mögen.

Die Kenntnis der Erde im ganzen und ihrer Theile helfen vermitteln:

1) Die Erdkugel (der Globus κατ' ἐξοχήν).

Unter die geographiſchen Hülfsmittel, die keine Schule vermiſſen ſollte, in welcher Erdbeſchreibung einen Theil des Unterrichts bildet, gehört der Erdglobus. Er dient zu zweierlei Zwecken in zwei Perioden; zuerſt ohne Montirung in der Elementarclaſſe zur Ueberſicht des Erdganzen, der Lage der Continente, des Zuſammenhanges der Oceane u. ſ. w., ſpäter mit voller Montirung zur Löſung der Aufgaben aus der mathematiſchen Geographie. Die volle Montirung beſteht aus dem Geſtelle mit dem Horizont, dem Meridian, einem biegſamen Höhenquadranten, der Stundenuhr und einem Compas. Um die Globen wohlfeiler zu machen, hat man auch ſolche mit halber Montirung hergeſtellt, die keinen Horizont und nur einen halben Meridian haben, und daher zur Löſung verſchiedener Aufgaben nicht verwendbar ſind. Der Preisunterſchied einiger Thaler ſollte von der Anſchaffung eines vollſtändig ausgerüſteten Globus nicht abhalten; denn nur für den Elementarunterricht iſt die halbe Montirung hinreichend, ſofern ſie wenigſtens geſtattet, der Erdachſe die entſprechende Richtung zu geben. Verzichtet man auch auf dies und betrachtet man den Globus bloß als Bild der Erde, ſo iſt es freilich gleich-

Digitized by Google

gültig, ob er auf einem Poſtamente ſteht, oder an einer Schnur hängt. Seit dem 15. Jahrhunderte hat die Erkenntnis des Werthes und der Wichtigkeit dieſes Unterrichtsmittels fortwährend ſo zugenommen, daß der Bedarf ſich ſehr geſteigert hat. Die Folge davon iſt eine fabrikmäßige Erzeugung von Globen aller Größen, von 1 Zoll bis 30 Zoll und mehr im Durchmeſſer, von der Spielerei im Schächtelchen bis zum Prachtſchauſtücke in den Bibliotheken der Reichen. Bei der großen Auswahl iſt es für die Schule nicht gleichgültig, womit ſie verſehen werde; es wird daher nicht überflüſſig ſein, anzudeuten, worauf das Hauptangenmerk zu richten ſei. Die genaue Löſung mathematiſcher Aufgaben bedingt natürlicherweiſe ſolide Arbeit des Geſtelles, damit der Horizont (gewöhnlich von Holz) ſich nicht werfe, genaue Theilung an den Kreiſen, ein Paſſen aller Theile, damit die Bewegung der Kugel durchaus ungehemmt bleibt. So weit das Verdienſt des Mechanikers. Wichtiger iſt die Ausführung der Oberfläche. Abgeſehen von dem genauen Aufziehen (ſo daß weder Lücken ſichtbar ſind noch Ueberklebung Platz gegriffen) muß auch die Zeichnung der Umriſſe, der Unebenheiten, die Beſchreibung u. ſ. f. dem Zwecke angemeſſen ſein. Die Schule bedarf Hervorhebung des Naturbildes zur deutlicheren Auffaſſung auch aus der Ferne, und eine gewiſſe Nüchternheit im topographiſch-politiſchen Theile, damit nicht eine Ueberfülle von Namen die natürliche Configuration und den Ausdruck der Erhabenheiten verſchwinden mache. Dieſe Anforderung erfüllen ältere Globen trotz ihrer einſtigen immer noch anerkennenswerthen Trefflichkeit nicht, da ſie, von Namen ſtrotzend, kaum die übrige Landesbeſchaffenheit erkennen laſſen, z. B. die Globen von Sotzmann (Nürnberg 1807. 1808). Selbſt die viel ſpäter von General J. Jüttner in Prag und Wien veröffentlichten ſonſt ſchätzbaren Globen von 1 und 2 Schuh Durchmeſſer leiden noch an dieſer, der Schule ſo unbequemen Schriftüberfülle; auch die vom geographiſchen Inſtitut in Weimar herausgegebenen älteren Globen zeigen ähnlichen Charakter. Nachdem durch Sydows Wandkarten, durch Berghaus phyſikaliſchen Atlas, durch die Technik des Farbendrucks und die Grundſätze der neueren Methodik der Same zu neuen, fruchtbringenden Ideen gelegt war, erlitten auch die Erdgloben eine durchgreifende Verbeſſerung für die Zwecke des Unterrichts. Die Meere im Blaudruck laſſen das Land viel deutlicher vortreten, die Gebirge in kräftiger Zeichnung und braunem Drucke fallen ſchon von ferne auf, und das Naturbild wird nicht von der Schrift erdrückt. Von der Phyſik der Erde iſt ſo viel aufgenommen, als ohne Gefährdung anderer Rückſichten genügenden Raum fand, z. B. Meeresſtrömungen. In dieſem Geiſte ſind die neueren (phyſikaliſchen) Globen des geographiſchen Inſtituts in Weimar gearbeitet, deren Zeichnung von Kiepert herrührt, ferner die von C. Adami in Berlin bearbeiteten Globen (bei Reimer), die zugleich zu den eleganteſten in der äußeren Erſcheinung gehören. Schöninger in Wien (nebſt andern Globenerzeugern bemüht, dieſen Vorbildern nahe zu kommen) hatte die Idee, den Delitſchſchen hypſometriſchen Elementaratlas auf den Globus zu übertragen, ſcheint aber damit nicht zu Stande gekommen zu ſein. Reimer in Berlin hat als Pendant zu einem 30zölligen Himmelsglobus auch einen eben ſo großen Erdglobus anfertigen laſſen, deſſen Zeichnung Dr. Kiepert redigirte, und welcher etwa 65 Thaler koſten wird. So große Globen ſind für die Schule unpraktiſch; alle Bedürfniſſe erfüllt ein 8 bis 13 Zoll großer Globus hinlänglich, wozu ein ſo theures Schauſtück? Noch kleinere Globen dienen nur zum Privatgebrauche; die kleinſten finden noch Verwendung bei den Tellurien. — Als Curioſität mag noch angeführt werden, daß Lohſe in Hamburg (1829) verſuchte, Erd- und Himmelsglobus ſo zu vereinigen, daß die Erdkugel den Kern, die Himmelskugel die Höhlung der Schaale bildete. Die Globen-Surrogate, die ihr Sein dem guten Willen verdanken, bei den höheren Preiſen der Globen globenähnliche Geſtalten (mit Bändern verbundene Streifen, Zuſammenſetzungen von Cylinder, Kegel und Kreis u. ſ. f.) an ihre Stelle zu ſetzen, um ſie der ärmſten Schule zugänglich zu machen, verdienen nur als hiſtoriſche Reminiscenzen einer flüchtigen Erwähnung.

Man hat zur weithin deutlichen Ueberſicht in der Schule große Globen von 4 Schuh

Durchmesser zu erzeugen gesucht, von luftdichtem Stoffe, welche erst durch Aufblasen die Kugelform erhielten und an der Decke aufgehängt wurden. Fast gleichzeitig hat Cella in München (1831) und Grimm in Berlin (1832) einen solchen pneumatischen Globus veröffentlicht, allein die Unhaltbarkeit des luftdichten Zustandes, die widrige konische Form des aufgehängten Nordpols un andere Uebelstände haben diesen Producten eine kurze Dauer bemessen. — Der Idee, die Auffassung der Erhabenheiten der Erdoberfläche durch die Plastik zu fördern, verdanken die Reliefgloben ihre Entstehung. Sie sind häufiger als man vermuthen sollte, da sie so leicht Beschädigungen unterliegen, und ihr eigentlicher Werth (abgesehen von dem wissenschaftlichen Verdienste) sich vorzugsweise auf Blindeninstitute beschränkt. Ein nicht zu entfernender, leicht aber in seinen Folgen unterschätzter Nachtheil derselben besteht in der nothwendig bedeutenden Ueberhöhung, welche den Kenner in seinen Studien nicht mehr irre macht, aber bei dem Anfänger sehr unrichtige Vorstellungen erzeugen kann, weil dieser das bloße Zeichen leicht für die Sache nimmt. Schon im Jahr 1810 hat Schwitzky in Berlin für Blinde einen Reliefglobus geliefert, später (1834) eben dort Kummer und in neuester Zeit C. Adami (bei Reimer, von 12 Zoll Durchmesser, je nach dem Colorit zu 5, 10, 15 Thaler). Baron v. Knobelsdorf in Berlin hat solche Globen von 16, 26 und 48″ Durchmesser (der größte für 200 Thaler) angekündigt, letztere mit einer angeblich bloß zehnfachen Ueberhöhung der Berge. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß ein Reliefglobus der Montirung entbehren muß, sonach zum Vortrage der mathematischen Geographie untauglich ist.

Zur Uebung der Selbstthätigkeit der Schüler und Anwendung beim Zeichnen, ferner zur Verdeutlichung des mathematischen Netzes der Erdkugel, indem man es vor den Augen der Schüler entstehen läßt, hat Brandegger in Ellwangen (1856) einen schwarz übertünchten Globus aus Gipsmasse unter dem Namen Inductionsglobus ausgegeben, welcher aber von den gleichen Erzeugnissen von Fr. Schöninger in Wien an Dauerhaftigkeit, passendem Farbengrund und Billigkeit übertroffen wird. Schöningers Producte können, ohne Schaden zu nehmen, einen ziemlich schweren Fall erleiden, sind mit einer lichtgelben Paste (aus Firnis und pulverisirtem Bimssteine) überzogen, auf welcher sich leicht zeichnen und die sich wieder gut reinigen läßt. Diesterwegs Urtheil über dieses Hülfsmittel (in den rheinischen Blättern) klingt sehr günstig. Es gründet sich auf die pädagogische Erfahrung, daß eine Sache, die man entstehen sieht, besser begriffen und fester eingeprägt wird, als wenn man sie fertig vor Augen stellt und nur erklärt.

2) Die Landkarten. Mehrfach sind die Gesichtspuncte, welche sich in Beziehung auf diese Hauptheb el des geographischen Unterrichts aufdrängen, je nachdem man die Anforderungen im allgemeinen oder besondern stellt. Allgemeine Eigenschaften wird man jene nennen, die allen Karten zukommen sollen, besondere, die nur bei Schulkarten vorausgesetzt werden. Unter die allgemeinen Eigenschaften gehören: Richtigkeit, Zweckmäßigkeit, Schönheit. Die Richtigkeit ist in der möglichsten Uebereinstimmung aller Umrisse (z. B. Küsten, Flüsse, Grenzen ꝛc.), aller Ortslagen und sonstigen Angaben mit der Wirklichkeit gelegen, wozu eine fehlerfreie Projection viel beiträgt, ferner in der wohlgetroffenen Charakteristik der Landesbeschaffenheit (als Ebene, Flachland, Hügelland, Bergland, Hochgebirgsland), endlich in der entsprechenden Rechtschreibung der vorkommenden Objectsnamen. Die Zweckmäßigkeit wird man in einem passenden Maßstab des Entwurfs, in einer gelungenen Auswahl der benannten Gegenstände, in der Beifügung nützlicher Nebenkärtchen und Bodenprofile, in kluger Verwendung der leeren Räume zu Titel, Erklärungen ꝛc., in deutlicher Colorirung, zusagendem Format, gutem Papier, mit wenigen Worten, in einer wohlverstandenen Anordnung des Ganzen suchen, die der gehofften allseitigen Leistung der Karte bestens entspricht. Die Schönheit kann nicht in unnützem, wenn auch kunstgerechtem Zierat gesucht werden, sondern vielmehr in einer dem Auge wohlgefälligen Harmonie der einzelnen Theile (Con-

touren, Terrain, Schrift ꝛc.) durch Vermeidung von Misverhältnis, von Ungleichheit, von Nachläßigkeit im Stiche und Drucke, kurz, durch Befriedigung des äſthetiſchen Gefühles, das auch im Schüler zugleich geweckt und gebildet werden ſoll.

Hat man nicht einzelne Karten, ſondern zuſammengehörige Sammlungen derſelben, Atlanten, im Auge, ſo kann den Anforderungen, in Bezug auf Zweckmäßigkeit und Schönheit noch beigefügt werden, daß alle Länder, nach Maßgabe des Bedürfniſſes, vertreten ſein ſollen, daß zur Förderung richtiger Memorirung und zum bequemen Vergleiche die Kartenmaßſtäbe ſuitenweiſe gleichförmig, oder, wo Abweichungen eintreten müßen, thunlichſt commenſurabel gewählt werden ſollten, und daß der Geiſt harmoniſcher Ausführung, der bei jeder einzelnen Karte erwartet wird, auch das Ganze durchdringen und auszeichnen möge. Bei Wandkarten treten noch einige Bedingungen hinzu, als da ſind: deutliches Erkennen der Objecte aus größerer Ferne, paſſende Vorrichtungen zum Aufhängen, größere Sorge für Dauerhaftigkeit (Aufziehen auf Leinwand, Pappe ꝛc.). Bei Karten zu ſpeciellen Zwecken (z. B. hiſtoriſchen) rückt der allgemeine Geſichtspunct dem beſonderen immer näher, ohne ſich ihm völlig unterzuordnen.

Vergleicht man obige Grundſätze, welche nach und nach Geltung erlangt haben, und auf dem bekannten und erprobten Ausſpruche beruhen: „Für die Schule iſt nur das Beſte gut genug," mit den Leiſtungen ſeit einem halben Jahrhundert, ſo ergiebt ſich die niederſchlagende Bemerkung, daß die guten zweckgemäßen Arbeiten für Schule und Schüler „rari nantes in gurgite vasto" ſind, daß ſich eine Maſſe Unberufener gefunden hat, die das Bedürfnis mit ſchlechten Reductionen größerer Karten zu befriedigen glaubten, und daß nur ausnahmsweiſe der Geiſt eines echten Geographen und des erfahrnen und umſichtigen Schulmanns in dieſen Erzeugniſſen weht. Insbeſondere wird eine Partie gar ſo häufig verfehlt oder vernachläßigt, nämlich die Darſtellung des Bodengepräges. Den Wechſel in den Principien der Zeichnung des Terrains, ſeit die Reihen von Maulwurfshaufen des vorigen Jahrhunderts, mit welchen man ſeit alter Zeit die Züge der Gebirge in ſeitlicher Anſicht auszudrücken pflegte, verſchwanden, theilen die Schulkarten mit den übrigen; es wurden zuerſt andere Zeichen an die Stelle der früheren geſetzt, faſt noch ausdrucksloſer als die alten; es wurde der Grundſatz einſeitiger ſchiefer Beleuchtung aufgeſtellt, eine Manier, die in Frankreich und Italien noch ſehr in Uebung iſt, bis endlich der Geiſt der Principien Lehmanns (die ſenkrechte Beleuchtung und die mit dem Neigungswinkel wachſende Stärke der Schraffen oder der Schummerung mit Kreide, in voller Schärfe auf topographiſche Karten großen Maßes beſchränkt) endlich auch auf die Schraffirung der Berge im kleinen Maße Einfluß nahm, und die Kenntnis der Grundzüge des darzuſtellenden Terrains die geſchickten Zeichner befähigte, eine (wenn auch ideale) der Geſammtwahrheit nahe kommende Charakteriſtik der Bodenbeſchaffenheit anzudeuten, während früher und überhaupt bei ſchlechter Auffaſſung der Aufgabe gar kein plaſtiſches Bild davon in der Vorſtellung entſtehen konnte, oder doch ein höchſt unvollkommenes. Den raupenähnlichen Zügen, die beim erſten Auftreten der Schraffen ziemlich gleichförmig auf den Waſſerſcheiden (ohne Rückſicht auf Wahrheit) zogen, und oft nicht einmal hoch und nieder gehörig unterſchieden, folgte nach und nach ein beſſerer Ausdruck, welcher Plateaus, Ketten, verſchiedengeneigten Abfall, Sättel u. ſ. w. erkennbar machte und ſo aus dem bloßen Zeichen ein annäherndes Bild geſtaltete. Allein auch dieſes genügte dem weiterſtrebenden Verſtande nicht. Die abſolute Höhe ließ ſich kaum ſchätzen, weil nur die relative beim Zuſammenſtoße ſich den Augen darbot. Um auch jene zur deutlichen Ueberſicht zu bringen, entſtanden die hypſometriſchen oder Schichtenkarten, welchen das Princip gleichhoher Höhencurven zu Grunde liegt, und bei welchen, um eine klare Ueberſicht und plaſtiſche Wirkung zu erzeugen, die verſchiedenen Höhenſchichten mit ſkalengerecht ſteigenden Tönen ein und derſelben Farbe oder verſchiedener Farben ausgedrückt erſcheinen. Die Rückſicht auf den Raum erlaubt nicht, auf eine nähere Würdigung der verſchiedenen Ausführungsmanieren einzugehn,

nur so viel sei erwähnt, daß eine Farbe (in der Regel an Stärke zunehmend von unten nach oben) mehr plastisch wirkt, mehrere Farben desto leichter gleichhohe Schichten im ganzen Bilde erkennen lassen, je weniger homogen oder verwaschen ihre Grenzen sich zeigen. Allein die Schichtenkarten in starrer Auffassung des Princips entbehren des Vortheils, innerhalb der Schichten die Undulation des Bodens sehen zu lassen, ein Umstand, der bei einer bedeutenden Höhe der Schicht von großem Belange werden kann. Man ist deshalb eben jetzt in einer Uebergangsperiode begriffen, in welcher das Streben, Alt und Neu zu vereinigen, (Schraffen und Schichten) in allerlei Versuchen sich kund giebt. Noch etwas früher, fast zu früh, wagte man den Sprung zum vollkommenen Relief, und begann sogleich mit Karten kleinsten Maßes, ohne zu beachten, daß man dabei kein Naturbild erreichen konnte, sondern nur ein unwahres (weil stark überhöhtes) plastisches Zeichen an die Stelle der Flachzeichnung setzte, das vom Laien sehr leicht misverstanden wurde. War diese Ausdehnung der Plastik kein guter Griff, so muß doch den Reliefkarten (die man mit besserem Verständnis nun auf das Maß der topographischen Aufnahme und Reduction zurückgeführt hat) ein großer Werth für den Unterricht in sofern zuerkannt werden, als sie in gewählten Beispielen die Hauptformen der Erhebungen am belehrendsten vor Augen zu bringen vermögen und dadurch viel klarere Vorstellungen zu bewirken im Stande sind, als die besten Beschreibungen in Worten, selbst Bildern, vorzugsweise bei Lehranstalten in großen Flachländern, deren Schüler in den seltensten Fällen Gelegenheit haben, Gebirgsgegenden durch Autopsie kennen zu lernen. Noch hat die Technik nicht die Wege gefunden, solche topographische Reliefkarten einzelner Gegenden mit geringen Kosten zu vervielfältigen, noch sind die Hindernisse nicht überwunden, die das Material verursacht, da Gips zu zerbrechlich, galvanoplastische Vervielfältigung in Kupfer zu zeitraubend und kostspielig, bei nassen Pasten beim Eintrocknen der Verlust der mathematischen Schärfe des Originals zu besorgen, endlich der Schriftdruck auf unebenen Flächen noch unerfunden ist und daher die Beigabe einer Begleitkarte (statt dem versuchten, mühsamen und leicht Fehlern bloßgestellten und doch die Wirkung sehr beeinträchtigenden Aufkleben zahlloser Zettel mit den Eigennamen) ein unabweisbares Bedürfnis ist. Als ein Surrogat der Reliefe können jene Versuche angesehen werden, wo photographische Bilder von schiefbeleuchteten Reliefkarten genommen wurden, bei welchen gegenüber der nach dem Princip der schiefen Beleuchtung ausgeführten Bergzeichnung der Vortheil eintritt, daß die Lichtseiten der Höhen naturgemäß stärker vortreten, als die ebenen Stellen, aber auch der Nachtheil, daß die Schatten der Berge bei schroffem Abfall viel verdecken, ungerechnet die unpraktische Seite dieser Manier für die Schule, da solche Photographien nur im kleinen und nicht wohlfeil genug hergestellt werden können.

Noch können die allgemeinen Bemerkungen nicht geschlossen werden, da noch vieles sich aufdrängt, was einer weiten Anwendung unterliegt. Es ist mit Rücksicht auf die allgemeinen drei Anforderungen nicht gleichgültig, auf welche Weise die Vervielfältigung geschieht, ob durch Stahlstich, Kupferstich, Steingravirung, Holzschnitt, Typen; ob durch Umdruck, mehrmaligen Druck, Farbendruck, Oelfarbendruck, auf Druckpapier, Schreibpapier ꝛc. Das beste Original kann in den Händen ungeschickter Künstler und Techniker verunglücken; die schönste Gravirung kann im Drucke verdorben werden. Bei der Unmöglichkeit, hier in ein weitläufiges Detail einzugehn, mag es genügen, anzuführen, daß der Stahlstich nur vortheilhaft ist bei Gegenständen, die spätern Correcturen nicht unterliegen und von denen nur einmal vom Original eine große Anzahl von Exemplaren gedruckt werden soll; daß beim Kupferstich durch die Galvanoplastik die Herstellung einer beliebigen Anzahl secundärer Platten mit gleicher Schärfe des Originals möglich ist, und die spätere Anbringung noch so vieler und bedeutender Correcturen keinem Anstande unterliegt; daß beim Steindruck mittelst Umdrucks auch der schnellen Vervielfältigung keine Schranke gesetzt ist, aber auf Kosten der Schärfe und Reinheit der Ab-

drücke, die nicht selten sehr bedeutend leidet, vorzüglich bei Terrainzeichnung mit der Kreide; daß der Druck mit Holzstöcken, Abklatschen, Typen und Matrizen auf der Buchdruckerpresse zwar keine zarten Arbeiten liefern kann, aber doch genügend scharfe, und am wohlfeilsten ist; daß der Farbendruck (mittelst Lithographie) hinsichtlich des Zusammenpassens Zeit und Sorgsamkeit erfordert, und daher trotz aller Ersparungen, die durch Uebereinandergreifen der Farben sich erreichen lassen, mit dem öfteren Passiren der Presse kostspieliger wird; daß die Ausdehnung des Papiers je nach der Beschaffenheit desselben und der Art der Pressung keine gleichförmige ist; daß es sonach, um einen Schluß aus allem zu ziehen, von vornherein wohl überlegt werden möge, welche Weise der Vervielfältigung beim Beginn eines größeren Unternehmens gewählt werden soll.

Durch die Vertheilung der kartographischen Objecte auf mehrere Platten, z. B. des Gradnetzes, der Straßen, Orte, Grenzen und Schrift auf eine oder zwei Platten (Schwarzdruck), der Gewässer auf eine andere (Blaudruck), der Gebirge auf eine dritte (Braundruck), ist man im Stande zum öffentlichen und Selbstunterrichte taugliche Combinationen herzustellen, z. B. rein hydrographische Karten, rein orographische Karten, aus beiden zusammen physische Karten, durch das Hinzutreten der andern kartographischen Objecte, stumme Karten (outline maps bei den Engländern, cartes muettes bei den Franzosen), welche durch die Beifügung der Schriftplatten zu vollständigen Karten werden. Bei den unvollständigen Karten hat der Schüler Gelegenheit zur Selbstthätigkeit durch Hinzufügung der fehlenden Elemente und memorirt dabei Gestalten, Größen, Entfernungen durch den oftmaligen Verkehr, die stummen Karten dienen sehr gut zum Selbstexamen, kurz der Lehrer ist in der Lage die fruchtbringendsten Uebungen einzuführen, soweit es Zeit und Umstände ihm gestatten.

Dieses Princip der Theilung läßt sich auch auf dazu hergerichtete Wandkarten übertragen, so daß auch Uebungen auf diesen ermöglicht werden, und auf solche Art eine Grundlage gegeben wird, von der sich zahlreiche Anwendungen machen lassen. Ueberhaupt ist der Grundsatz, viele Karten, z. B. historische, statt sie fertig den Schülern in die Hand zu geben, durch sie auf tauglichen Grundkarten entstehen zu lassen, noch zu wenig vom Lehrstande ausgebeutet, und es dürfte die Zahl der Lehrer, welche die Gabe haben, zeichnend zu lehren, noch sehr gering sein. Muß man doch in manchen Ländern zufrieden sein, wenn die Lehrer der Erdbeschreibung überhaupt verstehen, Länderumrisse, Flußläufe ꝛc. mit leidlichem Glücke auf die Tafel zu zeichnen.

Bisher wurden nur die Eigenschaften guter Karten und Atlanten besprochen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß im Laufe der Zeit manche derselben Einbuße erleiden, indem z. B. die Richtigkeit der Karten durch neue Entdeckungen, durch politische Veränderungen, durch Verbesserung der Materialien, nicht bloß in neu auftauchenden Gegenden, sondern auch in alten Culturländern durch neue Straßenzüge, Eisenbahnen, Industrieorte u. s. w. der Stand der Objecte geändert wird. Daher tragen gewissenhafte Herausgeber von Karten und Atlanten Sorge für die successive Erneuerung mangelhafter Blätter durch Supplementlieferungen, für die möglichst schnelle Eintragung alles neuen nach dem Bekanntwerden, um immer auf dem Laufenden zu sein, und für die nöthigen Nachträge und Verbesserungen in den Platten. Bei Schulatlanten ist wohl ein förmliches System von Auswechslung einzelner verbesserter Blätter gegen ältere Bearbeitungen nicht eingeführt, und im Falle des Einzelverkaufs der Blätter auch entbehrlich.

Nun ist es an der Zeit, speciell der Leistungen Deutschlands im Gebiete des höheren und niederen Schulkartenwesens zu gedenken, welches für diesen Zweig nahezu eben so viel geleistet hat, als die übrigen Staaten Europas zusammen. Es gereicht dem deutschen Fleiße und dem deutschen Unterrichtswesen gewiß zu großer Ehre, daß nachbarliche Staaten deutsche Kartenwerke in ihre Sprachen übertragen ließen. Zum Behufe einer Uebersicht ist nöthig, die mannigfaltigen Erzeugnisse in Classen zu bringen, und zwar in folgende: Wandkarten, Schülerkarten und Schulatlanten, Hülfs

mittel zum Landkarteuzeichnen, Karten und Atlanten für den höhern Schul- und Selbstunterricht, Karten und Atlanten für specielle Unterrichtszweige, Karten zur Heimatkunde und des engeren Vaterlandes, Reliefkarten. Man erwarte bei der Aufführung der einschlägigen Werke ja keine Vollständigkeit, sondern nur die Nennung des Bemerkenswertheſten, sei es durch Vorzüglichkeit der Arbeit, oder durch die Einführung einer neuen Idee, oder durch ungewöhnlich große Verbreitung bei minderem Verdienſte, oder mitunter durch entschieden verfehlte Richtung. Es wird überdies noch manches gute aus älterer und neuerer Zeit geben, was dem Schreiber dieſer Zeilen bis jetzt unbekannt geblieben ist, besonders im Gebiete der Heimatkunde, deren kartographische Hülfsmittel einen bestimmten, selten überschrittenen Verbreitungsbezirk haben. Es muß auch darauf verzichtet werden, nachzuweisen, wie irgend eine fruchtbare Idee im Laufe der Zeit auftaucht, als Ahnung, Meinung, Vorschlag, Versuch, bis sie zur Reife gelangt, während welcher Durchgangsperioden sie nicht selten wieder in Vergeſſenheit geräth; wie der Boden nach und nach empfänglicher wird, so daß ohne Mitwiſſenschaft beim Wiederkehren dieſelbe Idee an mehreren Orten zugleich Wurzel faßt, bis sie so mächtig wird, daß sie einen weitern Wirkungskreis gewinnt und aus der Gelehrtenstube in die Maſſe dringt. So interessant eine historische Darstellung des Entstehens und Wachsens jedes Zweiges der kartographischen Wiſſenschaft und der damit in Zusammenhang stehenden Schulmethodik in dieſer Art wäre, so kann doch in einem lexikalischen Artikel auf so weitläufige Darstellungen nicht eingegangen werden. Genug, wenn die besten und wahrhaft praktischen Leistungen in der folgenden Ueberſicht nicht fehlen.

A. Wandkarten (aller Art) zu Unterrichtszwecken. Noch lange in unſerm Jahrhundert begnügte man sich in der Schule größere Karten in Colombierformat oder aus Blättern zusammengesetzt zu gebrauchen, ohne in der Art der Darstellung ein größeres Verständnis für den Anfänger zu bezwecken, und ohne Rücksicht, ob die gewieſenen Objecte aus der Ferne erkennbar seien oder nicht. Meistens strotzten dieſe zu andern Zwecken hergestellten Karten von Ortsnamen, von Grenzen-, Straßen- und andern Angaben, und das Naturbild, das sich entnehmen ließ, war im günstigsten Falle sehr dürftig. Was Wunder, wenn Schüler, die nur ihre kleinen Karten gewohnt waren, beim Examen auf der großen und übervollen Wandkarte lange herumsuchten, bis sie den fraglichen Ort, Fluß, Berg ꝛc. herausfanden! Da trat im Jahr 1847 v. Sydow mit der ersten Karte (Asien) seines in Kürze mit den übrigen Erdtheilkarten und den Planigloben vervollständigten (seither in mehreren Auflagen erschienenen, ins Ruſſische, Schwedische, Engliſche überſetzten) Wandatlas auf, zeigte, wie man der Auffaſſungskraft des Anfängers entgegen kommen solle, wie viel man ihm zumuthen dürfe, wie seine Selbstthätigkeit zu wecken und zu üben sei. Das blaue Gewäſſer, die grünen Tiefländer, die braun gedruckten Berge, das entsprechende Maß hydrographischer und topographischer Details, die das physische Länderbild nicht mehr erdrückten, und deren Benennungen nur mit Abbreviaturen angedeutet wurden, gab Klarheit des Erkennens, und ein mäßig carikirter Ausdruck der Objecte vermittelte die Sichtbarkeit derſelben für den ganzen Raum des Schulzimmers. Die Erfahrungen der Schulwelt über die überraschend günstigen Wirkungen dieſes neuen Lehrmittels zum geographischen Elementarunterrichte hat das Prognostikon bestätigt, das Karl Ritter dieſer Arbeit bei ihrem Erscheinen stellte. Damit war eine neue Aera begonnen, und wir finden Sydows Wandkarten in Tausenden von Schulen, leider aber seine Methode, sie zweckentsprechend als Leſeſtoff und Repetitionsmittel zu gebrauchen, nicht eben so häufig. Die beigegebenen Begleitworte ermangelten nicht, im Lehrstande neue Anschauungen zu verbreiten. In neueſter Zeit hat die Verlagshandlung Juſtus Perthes versucht, die phyſiſchen Karten Sydows durch Farbendruck in Wandkarten zur politiſchen Geographie umzuwandeln, und es wurde mit Amerika der Anfang gemacht. Außer den Erdtheilkarten erschien noch Deutschland, und dem baldigen Erscheinen von physischen Wandkarten von Frankreich und der österreichischen Monarchie darf entgegen gesehen werden. Den

Gegenſatz zu Sydows phyſiſcher Karte von Europa und Mitteleuropa bilden politiſche Karten von Europa und von Deutſchland von Stülpnagel (Gotha). Der von Sydow in Einem Geiſte durchgeführte Wandkartencyklus iſt an Zweckmäßigkeit bisher noch unübertroffen geblieben; weder die elegant gedruckten Wandkarten von Ewald (Darmſtadt 1854, 5 Bl.) noch die von J. Scheda auf Koſten des öſterreichiſchen Unterrichtsminiſteriums gelieferten Wandkarten (Hemiſphären, Europa, Mitteleuropa. Wien 1853, viel reicher in topographiſcher Hinſicht) erproben ſich für den erſten Unterricht gleich erfolgreich mit jenen Sydows; noch weniger können ſich Holle's zahlreiche Wandkarten (Wolfenbüttel ſeit 1851) mit ihnen meſſen, die ſcheinbar die Wohlfeilheit voraus haben und jedem vermutheten Bedürfniſſe vorſchnell zu begegnen ſuchen. Krümmers Wandkarten (Leipzig 1852) ſind durch häßliche Uebertreibung des Ausdrucks faſt zu Warnungstafeln geworden. Rohlfs Wandkarte von Europa (Berlin 1856) iſt die unglückliche Ausführung einer in anderer Weiſe nicht verwerflichen Idee, nämlich die Berge in Kreidemanier auszuführen und zugleich das Land nach der abſoluten Höhe durch Kreidentöne zu bezeichnen und zwar nach dem Grundſatze: je tiefer, deſto dunkler. Letzterer war bei Europa, das zwei Drittel Tiefland hat, ein Misgriff, und die Wahl deſſelben Mittels zu verſchiedenem Zwecke war der zweite. Viel glücklicher hat O. Delitſch auf Anregung Dr. C. Vogels auf 4 Wandkarten in Oelfarbendruck auf Wachstuch (2 Hemiſphären, Europa, Mitteleuropa. Leipzig 1856 bis 1862) die Idee ſeines früher erſchienenen kleinen Elementaratlaſſes, Schichtenkarten der Erdräume zu liefern, ins Große übertragen. Die Karten (ein neuer Zweig der kartographiſchen Technik) ſind dauerhaft, vertragen Einzeichnungen mit Kreide, wenn benützt, um auf ihrer phyſiſchen Grundlage andere Karten entſtehen zu laſſen, fallen gefällig ins Auge, zeigen die (aus mehrfachen Gründen) wenigen Schichten in leicht erkennbarem Abhub und vermitteln ſo ein deutliches Bild der abſoluten Höhenverhältniſſe. Die Färbung der Schichten geht von gelbbraun bis zu ſchwarzbraun nach dem richtigen Grundſatze: je höher, deſto dunkler. Das Meer (der Leinwandgrund) iſt je nach Wunſch ſchwarz oder blau. Auf den Karten finden ſich Ortslagen, aber keine Schrift.*) Zum Vortrage der mathematiſchen Geographie haben C. Adami (Berlin 1836) und Wetzel (Berlin 1858, 61) Wandkarten geliefert. Zum Vortrage der phyſikaliſchen Geographie verſuchte Molt (Schwäbiſch Hall 1855) eine Folge von 6 Wandkarten, die aber durch rohe und minder paſſende Ausführung ſich wenig Ruf erwarben.

Unter den Wandkarten für den höhern Unterricht nehmen jene von Rooſt (München 1850) einen ehrenvollen Platz ein, nicht minder die Weltkarte in Mercators Projection von Dr. H. Kiepert (Berlin 1861. Reimer) und die von Mahlmann verbeſſerten Planigloben von Grimm (Berlin 1858). Eine gute Aufnahme fand Kieperts ſehr zweckmäßig bearbeitete und ausgeführte Karte von Paläſtina (Berlin, 1859), in wiſſenſchaftlicher Beziehung die beſte unter den bis jetzt veröffentlichten. Der Gebrauch einer ſolchen Wandkarte für den Vortrag der bibliſchen Geſchichte und des Lebens Jeſu hat das Bedürfnis ſo geſteigert, daß ſeit 1837 nicht weniger als 9 Wandkarten von Paläſtina in Deutſchland erſchienen ſind, worunter die von Winkelmann (Eßlingen 1843) eine der beſten iſt. Daß Kieperts Karte als die letzte und auf der neueſten Kenntnis des Landes beruhende auch in Beziehung auf das phyſiſche Bild eine ausgezeichnet gute Karte iſt, braucht kaum verſichert zu werden. Van der Velde's map of the holy land (Gotha 1858, 8 Bl.) eignet ſich der engliſchen Sprache wegen nicht für unſere Unterrichtsanſtalten. Wandkarten zur Vaterlandskunde werden in dem betreffenden Abſchnitte beſprochen werden.

*) Da dieſe Karten mehrmals durch die Preſſe gehen, ſo iſt die früher beſprochene Trennung der Elemente ermöglicht und bereits ſo benützt worden, daß das Gradnetz allein auf dem Wachstuch abgedruckt wird. Auf dieſe Weiſe iſt eine Vorrichtung im großen zum gelegenheitlichen Zeichnen in der Schule geſchaffen, wie es Vogels Netzkarten für Schüler im kleinen ſind.

Einen eigenen Zweig bilden die historischen Wandkarten. Es sind deren noch nicht viele, aber fast alle sind empfehlenswerth. Bei dem Bestande so vieler Atlanten des classischen Alterthums in den Händen der Schüler und mit der Nothhülfe neuerer Karten für die mittlere Geschichte scheint man sich einstweilen zufrieden gestellt, und das Bedürfnis nach großen Wandkarten, deren Objecte einen weiten Gesichtskreis boten, weniger lebhaft gefühlt zu haben. Erst im Jahr 1825 erscheint Fried's vergleichende Karte von Alt- und Neugriechenland (Wien bei Artaria), die aber noch den Wandkartencharakter nicht trägt, dann im Jahr 1847 (Weimar, Geog. Institt.) Dr. H. Kiepert's Wandkarte von Alt-Griechenland, im Jahr 1850 die von Alt-Italien, im Jahr 1852 die des römischen Reiches und im Jahr 1853 die der alten Welt (alle eben dort) von demselben Verfasser.*) Ueber das Mittelalter besteht Dr. Bretschneider's Wandkarte von Europa zur Reformationszeit (Gotha 1849) und eine größere Arbeit desselben Verfassers, 10 Karten zur Geschichte Europa's vom Mittelalter bis auf die neue Zeit, nach C. v. Spruner (Gotha 1859). Holle's historische Wandkarten (Wolfenbüttel 1852) sind keineswegs Originalarbeiten und wechseln in ihrem Werthe nach den benützten Materialien. Das Unternehmen ist auf einen ganzen Atlas berechnet. Einige Lehrer der Geschichte ziehen es vor, die Karten zu den verschiedenen Perioden durch die Schüler entstehen zu lassen, und versichern, die Erfahrung zu machen, daß nach dieser Weise Ort- und Zeitdaten bei den Schülern besser haften, als beim Gebrauche völlig fertiger Karten.**)

B. Schulatlanten und Schulkarten (mit Ausschluß der historischen und sonstigen von specieller Tendenz). Es bedurfte einer langen Periode, bis sich mit dem Gewichte, welches mehr und mehr die physische Partie der Erdbeschreibung gegen die früher fast alleinherrschende politische erhielt, die Physiognomie der Karten überhaupt und im weiteren Verlaufe auch der Schulkarten änderte, bis sich feste Grundsätze über eine methodische Behandlung der Geographie als Schulgegenstand bildeten, die folgerecht Einfluß auf die kartographische Darstellung nahmen. Wie es bei Revolutionen im wissenschaftlichen Gebiete immer der Fall ist, geschahen auch hier Uebergriffe und man beutete die physische Geographie dermaßen aus, daß die politische wenn nicht vergessen doch vernachläßigt wurde. Nun stellt sich das Gleichgewicht wieder her und jedem der beiden Zweige wird der gebührende Werth zuerkannt. Die gute Folge, welche zurückgeblieben, besteht darin, daß Hauptobjecten (z. B. dem Bodengepräge) eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet wird, daß die Karte als ebenbürtiges Hülfsmittel parallel zum Texte steht, daß der früher die Schulkarten überwuchernde Reichthum an Orten einer mäßigen und zweckgemäßen Auswahl der Objecte gewichen ist, und daß man nun den Schüler Karten lesen lehrt, während ihm früher das Erwerben dieser Kenntnis auf gut Glück überlassen war.

Von Berlin aus, wo A. v. Humboldt und K. Ritter wirkten, giengen die ersten Lichtblicke zur Reformation des Schulkartenwesens aus. Rühle v. Lilienstern's physische Karten (Weimar 1828?) zeigen schon das Erwachen einer neuen Anschauungsweise, obschon der Autor im Terrain die nichtssagende alte Manier der Bergzeichnung durch eine andre ersetzte, die nicht minder gleichförmig und ausdruckslos war. Der Atlas von Th. Fr. v. Liechtenstern (Berlin 1834—1838) enthält schon mehr physische als Staatenkarten, doch dürften für die untern Schulen die Foliokarten von Delius (Berlin 1841) die ersten gewesen sein, welche die Erkenntnis der natürlichen Landesbeschaffenheit für den Anfänger anzubahnen suchten. In höherem Stile und

*) Ein hübscher Plan vom alten Rom in großem Format ist neuestens erschienen von Herm. Rheinhard in Stuttgart.

**) Ueber Zweck und Einrichtung der Wandkarten, siehe Klödens Urtheil im Brandenburger Schulblatt. 1846.

netterer Arbeit verfolgte diese Richtung der Atlas von R. Groß (Stuttgart 1846), endlich trat im Jahr 1847 v. Sydow mit seinem Atlas hervor (Gotha bei Perthes), dessen praktische Wirksamkeit seither ohne Aenderung seines Grundcharakters durch die hypsometrische Ausführung und die abgesonderte Ausgabe der hydrographischen und orographischen Elemente (1855—1856) wesentlich erhöht worden ist. Im Einklange zu seinen Wandkarten stehend (gewiß ein schätzbarer Vortheil) gewährt er Stoff zu den nützlichsten Uebungen, die in klar geschriebenen Vorworten erläutert werden, und enthält gerade so viel Stoff, als des Verfassers praktische Erfahrung der Mittelstufe zum Verdauen zumuthet. Und nun, wo sich v. Sydow auch entschlossen hat, den Leitfaden dazu zu schreiben, dessen trefflicher erster Theil bereits erschienen ist (Gotha 1862), erhalten Wandkarten, Schulatlas und Text, als von einem Autor ausgehend, einen eigenthümlichen Werth durch ihr harmonisches Zusammenwirken. Möchten allen Lehrern die Worte kund werden, die v. Sydow in der Realschullehrerversammlung in Gotha am 1. Februar 1847 über den Werth und die Verwendung der Karte beim Unterrichte sprach, deren Hauptinhalt darin bestand, der Schüler müße die Karte verstehen lernen und fähig werden, das Verstandene unmittelbar wiederzugeben. Wie v. Sydow für eine höhere Unterrichtsstufe gesorgt, werden wir im nächsten Abschnitte erfahren. Besondere Erwähnung verdienen noch Völters Atlas (Eßlingen 1853) abgesehen von seiner Ueberladung; Roosts Schul-Atlas (Kempten 1854); C. Adamis Atlas (Berlin 1855); der Atlas von Liechtenstern und Lang; (Braunschweig 1855) mit Ausnahme seines hypercarikirten (nicht zu selten falschen) Terrains; Winkelmanns kleiner Atlas (Eßlingen 1855); Otto Delitschs Elementaratlas (Leipzig 1856) in Oelfarbendruck homogen zu dessen Wandkarten (s. d. Abschnitt A.); J. M. Zieglers allgemeiner Atlas (Winterthur 1857, ein Pendant zu dessen hypsometrischem Atlas und reducirt aus desselben Autors vortrefflichem K. Ritter gewidmeten Atlas). Wenn wir nun die Atlanten mit vorherrschendem politischem Charakter ins Auge fassen, der durch die Beigabe einiger physischen und physikalischen Karten nicht wesentlich geändert wird, so treten als die meist verbreiteten der von dem geogr. Institut zu Weimar herausgegebene (von Kiepert revidirte) Schulatlas und der in Just. Perthes geogr. Anstalt erschienene Stieler'sche Schulatlas entgegen, von welchen der letztere (besonders durch die neuen Bearbeitungen von Hermann Berghaus) sich den Bedürfnissen der Schule adäquater zeigt, die lieber weniger fordert, aber desto besseres. Auch ist die geographische Anstalt in Gotha in der Regel schneller als andere Verleger in der Erneuerung ihrer Karten nach der jüngsten Stufe des Wissens, und ist speciellen Bedürfnissen einzelner Staaten durch Separatausgaben und Uebersetzung in andere Sprachen entgegengekommen; ein Beispiel das mehrfach Nachahmung gefunden hat, ohne daß gleiches geboten wurde. Die allgemeine Plünderung des großen physikalischen Atlas von Dr. H. Berghaus hat die Firma J. Perthes veranlaßt, einen Auszug davon im Schulformat (1850) zu veröffentlichen und sechs physikalische Karten auch dem Stieler'schen Atlas beizugeben. Auch dem Kiepertschen Schulatlas ist eine solche Bereicherung zu Theil geworden. Ein neuestes Product, das zum dritten Theile neu und gut bearbeitete Blätter enthält, im übrigen auf Nachahmung oder Copirung guter Originalien beruht, ist der Schulatlas von Kozenn (Wien und Ollmütz 1862), der durch den zugezogenen Plagiatsconflict in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, als es wahrscheinlich sonst geschehen wäre. Aus älterer Zeit hat sich noch auf dem Repertoir erhalten: Frieds Atlas (Wien 1834), der aber in seiner Tendenz die Schule beinahe schon aus dem Auge verliert. Voigts Schulatlas (Berlin 1854) ist, ungeachtet seiner guten Eigenschaften, nur deshalb oben nicht genannt worden, weil er im Terrain eine Abstraction zeigt, die der jugendlichen Auffassung nicht zusagt. Eine besondere Erwähnung wird seiner Zeit der hypsometrische Atlas der österr. Kronländer von V. Streffleur (Wien) verdienen, dessen Vollendung in Aussicht

ſteht *). Die Zahl der Schulatlanten, die nur mehr oder weniger gute oder ſchlechte Reductionen anderer Karten enthalten und mehr Fabrikarbeiten als geiſtige Productionen ſind, iſt ſehr groß; zuweilen verdeckt ein Grad äußerer Eleganz den inhaltsmagern Kern, aber manchmal widert das Schlechte in ſchroffer Nacktheit an. Es würde jedoch ungerecht ſein, einiger von der Heerſtraße abweichender Atlanten nicht zu gedenken, deren Nennung bis hieher aufgeſpart wurde, weil ſie ſich durch die Verbindung mit nicht kartographiſchen Elementen zu einer eigenen Abart geſtalten. Man kann ihnen den Collectivnamen illuſtrirte Atlanten geben. In dieſer Claſſe gehören: C. Vogels Atlas mit Randzeichnungen (Leipzig 1837, 1855, 1862), deſſen ziemlich mittelmäßige Karten vergeblich durch Delitſch neuerlich in brauchbare Schichtenkarten zu verwandeln verſucht wurden; Schade's (mit Leeder und Leutemann) in der Herausgabe begriffener illuſtrirter Atlas (Leipzig 1859), bei dem die Karten den ausgezeichneten Randbildern an innerer Güte nachſtehen; endlich Reuſchle's illuſtrirte Geographie mit in den Text eingedruckten Holzſchnittkarten und Xylographien, ein Band in klein Folio, der Form nach dem Systeme of Geography for the use of schools by Sydney E. Morse (New-York 1844) nachgebildet, aber dem Originale an Harmonie des Ganzen nicht gleich kommend. Man hat Unrecht gethan, die Illuſtrationen ganz zu verdammen, ſie enthalten ſehr viel nützlichen Anſchauungs-Lehrſtoff, den Text und Karte nicht gewähren können, nur dürfen ſie nicht zur Hauptſache werden und Text und Karte ins Schlepptau nehmen.

Jene Ausartungen von geographiſchen Lehrmitteln, welche bis zur Spielerei herabſinken, mögen hier übergangen werden, wenn auch der Grundgedanke in einer Hinſicht zu billigen wäre. Unter dieſe Rubrik gehören z. B. die zerſchnittenen Karten, durch deren Zuſammenſetzung der kleine Knabe ſchon Lage und Form der Länder ſich einprägen ſoll. Eine Reihe ſolcher Karten hat James Wyld in London veröffentlicht, wo die auf Holz aufgezogenen Karten nach den Grenzen zerſchnitten ſind. Es giebt jedoch ſolche Spielwerke mit willkührlicher Zerſchneidung, die gar keine Beachtung verdienen.

C. Hülfsmittel zum Landkartenzeichnen. Das Landkartenzeichnen iſt ſchon lange als ein vorzügliches Beförderungsmittel der Kartenmemorirung geprieſen und empfohlen worden, ja es haben ſogar Männer von Geiſt und Erfahrung, z. B. Agren, Holl u. a. ihr Lehrſyſtem auf das Kartenzeichnen gegründet; faſt in allen Inſtructionen für Lehrer der Erdbeſchreibung fordert ein Paragraph dieſe Uebung; es beſtehen Hülfsmittel aller Art und doch liegt dieſe Angelegenheit oft noch im Argen in den Schulen. Indem bezüglich der Grundſätze auf den Artikel „Geographie" verwieſen wird, mag hier die Aufzählung jener Arten von Hülfsmitteln folgen, welche zu Schul- und Hausübungen im Laufe der Zeit in Gebrauch gekommen ſind. Hat man dabei den Stufengang im Auge, und ſchließt man das bloße Eintragen beſonderer Daten in fertige Karten aus, ſo laſſen ſich folgende Claſſen aufſtellen:

a) Karten mit theilweiſe ausgeführten Elementen, wo der Schüler nur das Fehlende zu ergänzen hat. Von dieſer Art ſind: J. M. Zieglers geogr. Kartennetze mit ausgeführtem Gebirge (Winterthur 1857) und mit ſtellenweiſen Andeutungen der Flußläufe; v. Sydows orographiſcher Atlas (Gotha 1856), deſſen hydrographiſcher Atlas (Gotha 1855); die Flußnetzkarten von Ravenſtein (Frankfurt 1836); Plotho (Berlin 1844) u. dgl. m. Es iſt nicht gleichgültig, welche Aufgabe zuerſt in Anwendung kommen ſoll, und im allgemeinen anzunehmen, daß die Einzeichnung der Unebenheiten, ſei es mit Schraffen, dem Wiſcher oder Tuſchpinſel, als die ſchwierigſte,

*) Es iſt leicht möglich, daß es noch mehrere brauchbare Atlanten geben mag, deren Erwähnung hier andern gegenüber am Platze geweſen wäre, jedoch glaubte der Verfaſſer des Artikels beim Mangel autoptiſcher Kenntnis der Anführungen von Namen oder Titeln ſich enthalten zu müßen.

zuletzt gegeben werde, und daß es bei Anfängern genüge, wenn sie Richtung oder Ausdehnung der Gebirge zuerst nur mit Linien angeben. Eine besondere Rücksicht verdient der Stoff, auf den diese Uebungskarten gedruckt werden, insofern es als ein Vortheil anzusehen ist, wenn das Exemplar zu wiederholter Einzeichnung tauglich ist, indem sich dieselben mit Gummielasticum oder dem Schwamm ohne Schaden wieder entfernen lassen. In dieser Beziehung sind die Netze und Flußkarten von Fr. Schöninger (Wien, Landstraße, Augustinerhaus) zu empfehlen, welche auf Oekonomiepapier (siehe Inductionsglobus) gedruckt, oftmals gebraucht werden können. Man denke nur an ungeschickte Hände, die sehr häufig Fehler machen! Zu Einzeichnungen in der Schule eignen sich Schauenburgs Flußkarten von Europa und Mitteleuropa (Berlin 1855) mit blauem Wasser auf schwarzem Wachspapier vortrefflich, ebenso die Schichtenkarten von O. Delitsch (siehe Wandkarten). — Beinahe alle diese genannten Behelfe enthalten in einem Vorworte oder einer Beigabe eine Anleitung zum Gebrauche, insbesondere haben die Andeutungen v. Sydows als Resultat vieljähriger eigener Erfahrung einen praktischen Werth. Was hier am Schlusse über die Ausführung angeführt wurde, gilt großentheils auch für die nächste Classe, die

b) Grad-Netzkarten, welche außer den Meridianen und Parallelen sehr wenige oder gar keine Anhaltspuncte für den Zeichner gewähren, von dem man bereits ein wohlgeübtes Augenmaß voraussetzt. Es ist dabei Acht zu haben, daß die Netze, um jede gar zu bequeme Nachbildung zu verhindern (transparentes Nachzeichnen u. s. s.), einen von den Originalien verschiedenen Maßstab haben sollen. Solche Netzsammlungen giebt es sehr viele; sie sind alle brauchbar, wenn in der Projection kein zu grober Fehler begangen wurde, und ihre Verwendung ist sogar bindend angezeigt, wenn der eigene Entwurf mit zu großem Zeitaufwande verbunden wäre und mechanische Beihülfe von Instrumenten erfordern würde, z. B. bei Horizontalprojectionen der Erdkugel. Ein systematischer Netzatlas besteht kaum noch. Er würde enthalten müßen: die verschiedenen Projectionen der Erdkugel, dann Netze für eine beschränkte Folge von Maßstäben, von der Aequatorgegend bis zum Pole. Man findet oft auf den Netzen nicht blos die Breiten, sondern auch die Meridiangrade ausgeschrieben, was doch stört wenn das Netz für ein anderes Land in gleicher Breitenlage gebraucht werden sollte. Unter diesen Netzatlanten und Karten finden wir wieder Arbeiten v. Sydows (Gotha), Vogels (Leipzig 1853. 2. Aufl.) auf schwarzem Wachspapier, und F. Schöningers (Wien) auf blaßgelb impastirtem Papiere und auf beiden Seiten bedruckt.

c) Anweisungen zum Entwerfen der Netze und zur Bergzeichnung. Gereifteren Schülern, die schon mit Zirkel und Lineal gut umzugehen wissen, kann der Netzentwurf unter Anleitung des Lehrers anstandlos zugemuthet und damit der letzte Act des Landkartenzeichnens vollendet werden, wenn anders die Tendenz des Unterrichtes einen so weiten Schritt bedingt. Vom Lehrer ist diese Kenntnis jedenfalls zu fordern, und es ist daher gewiß nicht unangemessen, wenn in der Schulbibliothek irgend eine passende Anleitung dazu vorhanden ist. Ausführliche Belehrung findet man im 4. Theile von T. Mayers praktischer Geometrie (Erlangen 1794. 1828); eine populär gehaltene Darstellung hat Frank (Laibach 1839) geliefert; auch der Schreiber dieses Artikels hat im Anhange zu seiner mathematischen Geographie (Wien 1857) versucht, über die gewöhnlichen Projectionen das Nöthigste beizubringen. Wenn in der Ueberschrift auch Anweisungen zur Bergzeichnung genannt sind, so ist damit nicht gemeint, sie so zur Uebung zu bringen, wie es das Zeichnen topographischer Karten erheischt; das ist die Aufgabe für Schüler von Specialschulen, technischen oder militärischen Anstalten, aber das Gesetz, oder mit einem Worte, die Bedeutung der Bergzeichnung ist daraus zu entnehmen, und es muß dem Schüler klar werden, wie bei voller Geltung der conventionellen Zeichnungsmethode die Schraffen im Verhältnisse zur Neigung der Abhänge stehen. v. Sydow (und schon mehr als ein Autor vor ihm) hat deshalb in seinem Atlas und in seinem Leitfaden das Gesetz der Schraffen

oder der Töne erläutert, und es muß des Lehrers Trachten dahin gehen, zu bewirken, daß der Schüler ein annäherndes Profil nach einer auf der Karte gezogenen Linie zu zeichnen versteht. Der Lehrer mag allerdings sein Wissen und Können höher treiben, und deshalb wird es nie schaden, wenn in der Bibliothek einer Mittelschule etwa Bachs Theorie der Bergzeichnung (Stuttgart 1853) zu finden ist, oder, um keinen Zweig der Verfertigung von Schulhülfsmitteln zu übergehen, Netto's Lehrbuch der Geostereoplastik (Berlin 1826).

D. Atlanten und Karten für eine höhere Unterrichtsstufe (mit Ausschluß jener mit besonderer Richtung). Wenn auch der Umfang dieses Werkes den Universitätsunterricht ausschließt, so ist doch die Bildung der Lehrer im Programme desselben begriffen, und in dieser Hinsicht scheint es am Platze zu sein, wenn hier einige kartographische Mittel zur Ausbildung im erdkundlichen Fache genannt werden, von welchen einige, je nach Bedürfnis mehrere, in den Bibliotheken der Präparandenanstalten und Seminare sich vorfinden sollten, da die Candidaten eines höheren Studiums selten die Mittel besitzen werden, sich dieselben selbst anzuschaffen. Die Beschränkung auf Atlanten scheint mit Rücksicht auf den Raum geboten, da die Anführung einzelner guter Karten viel zu weitläufig sein würde. Geht man vom historischen Gesichtspuncte aus, so beginnt mit der Errichtung des geographischen Instituts zu Weimar 1804 unter Bertuchs Leitung die erste großartige Regung in Deutschland seit dem großen Schrämbl'schen Atlas (Wien 1786—94) durch die Herstellung eines Atlasses von etwa 70 Blättern im Imperialformat, der im Jahr 1845 durch Dr. H. Kiepert einer sehr nöthigen Revision und fast völligen Erneuerung unterzogen wurde, die nun seit dem Eintritte der beiden Graef in noch energischeren Angriff genommen worden ist. Die Karten erfüllen (nun auch im Terrain) alle billigen Anforderungen und das große Format gestattet eine seltene Reichhaltigkeit. Auf den neuesten Blättern (darunter die österr. Kronländer, die Schweiz ꝛc.) wird das Terrain mit besonderen Platten eingedruckt, wodurch die Herstellung rein orographischer Karten ermöglicht ist, die der Schule in mehrfacher Beziehung nützlich werden können und für das Selbststudium von hoher Bedeutung sind.

Im Jahr 1817 trat bei Just. Perthes in Gotha bescheiden der Stielersche Handatlas auf, der seinen Namen beibehalten hat, ungeachtet fast keines der jetzigen Blätter noch von Stieler herrührt; allein die vom ursprünglichen Autor aufgestellten Grundsätze werden noch unverbrüchlich befolgt und sind Ursache eines gerechten und zweifellosen Vertrauens geworden. Diese Principien beziehen sich auf die Anlage sowohl als auf Instandhaltung und gewissenhafte Darstellung der Quellen und Bearbeitung in Begleitworten. Jährlich werden durch neue Bearbeitungen ältere ungenügende Blätter ersetzt, mindere Correcturen sogleich auf allen Platten nachgetragen ꝛc. Ausgezeichnete Kräfte, wie Dr. Ang. Petermann, Herm. Berghaus u. a. wirken thätigst mit, und eine der ausgezeichnetsten Karten- und Bücherſammlungen liefert das Material. Wer alle seit 1817 erschienenen Blätter des Stielerschen Atlasses besitzt, hat eine Geschichte des geographischen Wissens in Kartenbildern. — Der im Jahr 1833 in Berlin erschienene Atlas von Grimm zeichnete sich seiner Zeit durch eine ungewöhnlich bessere Charakteristik der Gebirge aus und verscholl nach dem Tode des Autors durch natürliches Veralten. — Im Jahr 1842 erschien zu Gotha v. Sydows methodischer Handatlas (2. Aufl. 1847 nebst Supplementen), ein Werk, das sich vollkommen dem Schulatlas desselben Verfassers anschließt, von seiner Fähigkeit, den Stoff instructiv zu machen, Zeugnis gibt und nun einer Erneuerung unterzogen wird (mit Beihülfe des Lt. Friedrichsen), deren Resultate so trefflich sind, daß der Wunsch einer Beschleunigung derselben sehr zu entschuldigen ist. — In jetziger Häutung und durch Betheiligung tüchtiger Männer (z. B. J. M. Ziegler u. a.) kann auch aus dem unter dem Titel Steins Atlas (Leipzig bei Hinrichs) bekannten Kartencyklus eine gute und

brauchbare Sammlung entstehen. — Im Jahr 1846 trat in Berlin (seit 1851 in Zürich) mit einem Karl Ritter gewidmeten Atlas J. M. Ziegler auf, ein Mann, der damit allein seine Befähigung zu solchen Arbeiten kund gegeben haben würde, wenn ihm nicht sein Vaterland (die Schweiz) noch viel mehr zu verdanken hätte. Zieglers größerer Atlas ist ein Werk voll Kenntnis, Umsicht und Harmonie, namentlich ist er Meister im Wiedergeben des Bodengepräges. Mit dem geringsten Aufwande an Strichen verstehen sehr wenige, so wie er, den Charakter der Erhabenheiten treu und verständlich hinzuzeichnen. Ein schönes Resultat seiner Studien ist der in farbigen Schichten ausgeführte hypsometrische Atlas (Winterthur 1856). — Bauerkellers ausgezeichnete Prägeanstalt in Darmstadt liefert seit 1846 den in Farbendruck ausgeführten, nun (durch Ewald) vollendeten Atlas, der zwar im innern Werthe nicht allseitig den besten analogen Erzeugnissen gleichkommt, aber durch die innere und äußere Harmonie des Grundplans und der Ausführung sich eben so vortheilhaft auszeichnet, wie der im Jahr 1848 (bis 52) erschienene Atlas von Sohr (Glogau) durch das Gegentheil. Dennoch ragt der letztere unter den wohlfeilsten Atlanten durch Güte einzelner gelungener Reduetionen hervor und ist in mancher Hinsicht vollständiger als andere seinesgleichen. Indem fabrikmäßige Atlanten von größerem Umfang besser übergangen werden, eben so Kartensammlungen zum höheren Studium (z. B. Ritters, O. Etzels, Zimmermanns ꝛc. Karten zur großen K. Ritterschen Erdkunde) erübrigt nur noch die Erwähnung des vom Jahr 1855—61 bei Reimer in Berlin erschienenen trefflichen Atlasses von H. Kiepert, welchen K. Ritter mit Recht den gelehrtesten der Kartographen nannte. Eine würdige Ausführung erhöht seinen innern Werth, namentlich verdienen die Karten der Erdtheile außer Europa besondere Beachtung.

E. Atlanten und Karten von bestimmter Tendenz. Unter diese Rubrik mögen alle Karten und Kartensammlungen verwiesen werden, welche speciell zum Vortrage der physikalischen Geographie, der geologischen Länderbeschaffenheit, der Ethnographie, der Geschichte, der Industrie u. s. w. dienen, und nicht schon in den vorhergehenden Abschnitten enthalten sind. Die Bedürfnisse der Schule und Schüler sind hier nur beim Fache der Geschichte größer, besonders jener des Alterthums, im übrigen ist für sie der Besitz von Karten zu bestimmten Nebenzwecken nur relativ wichtig, wenn auch sonst nützlich. Wo die Lehrer ihre Schüler dahin gebracht haben, Kartenskizzen zu entwerfen, oder fertige Skizzen zu bestimmten Aufgaben zu verwenden, lassen sich zu großem Frommen des Unterrichts einfache Darstellungen (als Hausaufgaben) erzielen, welche ein nachhaltiges Memoriren der durch Selbstthätigkeit angebrachten Daten und eine Uebersicht erzeugen, wie sie die Benützung einer fertigen Karte nie wird gewähren können.

Das Originalwerk für physikalische Daten auf zahlreichen Karten und für eingeschaltete besondere physikalische Karten war Hm. Berghaus physikalischer Atlas (Gotha 1837—45), der wie ein Freigut allseitig so benützt wurde, als gäbe es kein geistiges Eigenthum; er enthält auch geologische und ethnographische Karten. Für Schulen besteht ein Auszug (Gotha 1850). Eine theilweise Nachahmung desselben, beschränkt in der Zahl der Karten, aber reicher in der Darstellung der kosmischen Verhältnisse, ist Bromme's Atlas zum Kosmos (Stuttgart 1851). Sehr brauchbar sind auch die physikalischen Foliokarten von Graef (Weimar geogr. Inst.). Als Unicum und Warnungstafel werden Hellmuths Planigloben (Magdeburg 1846) angeführt, wo mit voraussichtlichem Fiasko der Versuch gemacht wurde, die Resultate des halben Berghaus'schen Atlas zusammenzudrängen. Das Erkennen der einzelnen Angaben ist durch die verworrene Masse von Linien und Zeichen aller Arten fast unmöglich. Zu den physikalischen und physischen Karten können unter andern noch gezählt werden: Bachs geognostische Uebersichtskarte von Deutschland (Gotha 1855) in 9 Bl. und in 1 Bl. (Stuttgart 1859). Fontterles geognostische Karten der deutschen Bundesländer Oesterreichs (Gotha, noch nicht vollständig). Rudolphs

Atlas der Pflanzengeographie (Berlin 1852). Fluß- und Gebirgskarten von Deutschland von Hm. Berghaus und von Sydow (Gotha, 1 Bl.), besser als die Wandkarte von Winkelmann (Eßlingen 1851). Schauenburgs Flußkarten von Europa und Deutschland auf Wachspapier (Berlin 1855 mit Erläuterungen), zwei Wandkarten, welche zum Einzeichnen mit Kreide, daher als Prüfungsmittel, sehr gut zu verwenden sind.

Unter den ethnographischen Karten sind für Schulen nützlich: Bernhardi, Sprachkarte von Deutschland (Kassel 1849); H. Kiepert, Nationalitätskarte von Deutschland (Weimar 1848); Czörnigs Sprachenkarte der österr. Monarchie und die Rednetion derselben (herausgegeben vom k. k. statistischen Bureau in Wien) und die betreffende Abtheilung aus Berghaus physikalischem Atlas. Einen Industrieatlas nach Handelsartikeln hat Stolle in Berlin (1853) begonnen. Dr. Aug. Petermann hat in London treffliche und als Muster dienende Karten über die Bevölkerung und Industrie Großbrittaniens veröffentlicht, J. M. Ziegler eine sehr klare Industriekarte der Schweiz. Das Reich des Nützlichen für die Schule und namentlich für die Schulbibliothek, wovon hier nur beispielsweise einige Attribute genannt wurden, ist so groß, daß noch gar viele derlei Erzeugnisse in seinen Bereich fallen, die man aber nur berücksichtigen wird, wenn man das Nothwendige schon hat.

An zahlreichen Atlanten und Karten für die Zeit der Griechen und Römer war schon früher kein Mangel, doch waren die guten und kritischen Arbeiten selten, und der Troß war Fabrikwaare. D'Anville's zwölf Karten zur alten Geschichte (Nürnberg 1785, auf Schulkarten reducirt 1798) ragen aus alter Zeit herüber; in neuester Zeit haben sich Menke's Orbis antiquus (Gotha 1851, 3. Ausg. 1860, auch ins Englische übertragen) in höherem Grade noch Kieperts Atlas der alten Welt (Weimar 1854, 10. Aufl. und in sehr eleganter Form Berlin 1859 bei Reimer) verdienten Ruf erworben. Des gelehrten Forschers Reichards Orbis terrarum antiquus (Nürnberg 1851—53, Ed. V.) ist nicht für Schulzwecke bearbeitet. Unter den für die mittlere und neuere Weltgeschichte berechneten Atlanten brach sich jener von Kruse (von 1817, letzte Aufl. Leipzig 1843) einer der ersten Bahn. Er besteht aus ein und derselben Karte von Europa nach jedem Jahrhunderte, mit Tabellen begleitet, eine Idee, welche vielleicht mehr Karten erforderlich macht, als eine Behandlung nach andern Hauptperioden, aber zur Memorirung des chronologischen Fadens eine innigere Relation in sich trägt. In der Bibliothek einer Mittelschule sollte dieser Atlas so wenig fehlen als der große historische Handatlas von C. von Spruner (Gotha 1846—53, 3 Abtheilungen), aus welchem die geographische Anstalt in Gotha Auszüge für Schulen bearbeiten ließ, als: einen in 22 Bl. für die allgemeine Geschichte, einen in 12 Bl. für die Geschichte Deutschlands, einen historisch-geographischen Atlas für Oesterreich. Außer diesen können hier noch genannt werden: Kärchers Atlas (Karlsruhe 1830); Th. König's Geschichtsatlas (Wolfenbüttel 1857, 5. Aufl.); Kutscheits Orbis terrarum (Berlin 1851), dann dessen historischer Atlas (Freiburg 1856), Pütz's historisch-geographischer Atlas (Regensburg 1856); R. von Wedell, historisch-geographischer Handatlas in 36 Karten mit Text (Berlin 1849); Freiholds Atlas (Berlin 1850), in dem der Stoff auf 3 Imp.-Folio-Karten zusammengedrängt erscheint (nebst Register); Schaarschmidts kleiner Atlas (Meißen 1846, 52) in Octav, und als Specialwerk Wiltsch's kirchenhistorischer Atlas bis zum 16. Jahrhundert (Gotha 1843).

F. Karten zur Heimatkunde und Vaterlandskunde.

Die synthetische Methode, welche vom Bekannten zum Unbekannten schreitet, insbesondere bei der Lehre über Bedeutung, Ausführung und Gebrauch der Karten, geht von der Heimatkunde aus und erhebt sich successive über stets ausgedehntere Erdräume. Von Sydow hat in seinem jüngst erschienenen I. Bande seines geographischen Leitfadens (Gotha 1862) diesen Weg zum richtigen Landkartenlesen so strenge befolgt, daß seine Art und Weise der Vermittlung der Begriffe zum Muster dienen kann. Am

Plane des Schulzimmers wird zuerſt der verjüngte Maßſtab und die verticale Anſicht gelehrt, an den Plänen der Umgebung des Schulgebäudes, des Schulortes, endlich eines Stück Landes in fortſchreitend kleinerem Maße, die Folgen der wachſenden Verkleinerung des Maßes, die ſich vermehrende Unausdrückbarkeit der Gegenſtände, und die nothwendige Setzung von Zeichen für die Sache. Iſt aber die Karte auf ſolche Art von der Jugend wohlbegriffen und ihre Zeichenſprache eingeprägt worden, ſo wird der Anfänger befähigt ſein (vielleicht ſchon ohne mühſame Leitung) von der Karte der Heimat und des engeren Vaterlandes einen erſprießlichen Gebrauch zu machen, indem er angehalten wird, von derſelben alles abzuleſen, worüber ſie auf irgend eine Frage die Antwort enthält. Iſt dieſes Ziel einmal bei einer Karte erreicht, ſo unterliegt es keinem Anſtande, daß die Schüler die geſammte topiſche Geographie in der Schule ſelbſt machen und ihr Lehrbuch nur zur häuslichen Repetition brauchen. Allgemeine Beiſpiele ſind hier von viel geringerer Wirkung als örtliche. Deshalb wird (oder ſollte) jeder Lehrer trachten, für dieſe Partie ſeines Unterrichtes ſich das Material ſelbſt zu ſchaffen, was (vielleicht mit Ausnahme des Schulhausplanes) in Culturländern, wo es Kataſtralpläne und Landesaufnahmen giebt, nicht mit übergroßen Schwierigkeiten verknüpft ſein wird. Der Kataſtralplan liefert den Schulort, die publicirte topographiſche Landeskarte die heimatliche Umgebung (den Heimatsbezirk), die je nach Umſtänden zu vergrößern ſein wird. Endlich vermittelt eine paſſende Wandkarte des Vaterlandes die letzte Stufe kartographiſcher Elementarkenntnis.

Wandkarten zur Vaterlandskunde ſollte es daher ſo viele geben, als es Staaten, Provinzen, Kronländer giebt, ſie ſind jedoch keineswegs reichlich vorhanden und oft, wenn ſie auch ſporadiſch beſtehen, nicht ſelten verfehlt in der Anlage und unzweckmäßig ausgeführt. So z. B. finden wir auch in dieſem Zweige Holle, deſſen Wandkarten bezüglich des Terrains deſto weniger zufriedenſtellen, je größer der Maßſtab wird, je weniger die Undulation des Bodens einen großartigen Charakter entwickelt (z. B. im Innern Böhmens) und je unvollkommener die Materialien ſind, nach denen der Zeichner arbeitete. Eine Aufzählung oder gar Kritik aller Wandkarten, die für kleinere Länder oder größere Provinzen beſtehen, würde viel zu weit führen; es möge genügen, wenn eine Karte erwähnt wird, welche in Anlage und Ausführung ein Muſter iſt, und allen zeichnenden Geographen für ähnliche Arbeiten als Ideal vorſchweben ſollte, das ſie zu erreichen oder zu übertreffen hätten. Es iſt die Wandkarte der Schweiz von J. M. Ziegler (Winterthur 1859?, 8 Blätter). Sie erfüllt alle Anforderungen, die man an eine Wandkarte überhaupt und an eine Wandkarte der Schweiz insbeſondere ſtellen kann, indem ſie in Beziehung auf Sichtbarkeit, Deutlichkeit, topographiſches Detail, Straßen- und Flußnetz, insbeſondere aber durch die treue, verſtändliche und plaſtiſch wirkende Gebirgszeichnung ſich auszeichnet. In Uebereinſtimmung mit ihr ſtehen Cantonskarten zum Schul- und Handgebrauch (einſtweilen Zürich), die ſich zu ihr wie Heimatskarten verhalten und ein ſehr klares Bild des Bodencharakters gewähren. — Noch viele Länder entbehren überhaupt einer paſſenden Schulwandkarte, ſo z. B. iſt unter den öſterreichiſchen Kronländern nur Siebenbürgen durch Obert mit einer dem Schulzweck zuſagenden Karte (Gotha 1861) bedacht worden, in allen übrigen haben ſelbſt Aufforderungen und Commiſſionen kein Reſultat erzielt. Zieglers Wandkarte der Schweiz iſt aber nicht bloß als Vaterlandskarte anzuſehen; bei der Wichtigkeit, die dieſes Gebirgsland als Culminationsregion der Alpen in ſich trägt, wird ſie in jeder Schule, wo Erdbeſchreibung auf einer höheren Stufe vorgetragen wird, die trefflichſten Dienſte leiſten können.

G. Reliefkarten.

Bereits im Eingange iſt bei Gelegenheit der Erwähnung des Wechſels der Grundſätze bei der Zeichnung der Unebenheiten der Erdoberfläche das Nöthige über den Nutzen der Reliefs vorgebracht worden, über ihre Verſtändlichkeit und über den Misbrauch und die Schädlichkeit derſelben durch Subſtituirung von Zeichen für die Sache, wenn bei

kleinem Maße ſtarke Ueberhöhung eintreten muß. Die Gefahr für den Schulgebrauch liegt in der falſchen Auffaſſung, inſofern der Anfänger das plaſtiſche Bild für ein Naturbild nimmt und ſich infolge davon über Steilheit, Höhe u. ſ. w. falſche Begriffe bildet, die lange haften bleiben. Faßt man die Reliefs von dem Standpuncte auf, daß ſie Naturformen darſtellen und die Charakterverſchiedenheit der Gebirge je nach dem Material des Aufbaues im Bilde erkennbar zeigen ſollen, ſo gelangt man zu dem Schluſſe, daß Reliefkarten kleinen Maßes dazu ganz untauglich ſind, und höchſtens das relative Verhältnis der Höhe andeuten können, daß aber ausgewählte Gebirgsſtücke im großen Maße (z. B. 1/50000) dieſen Zweck ganz gut erfüllen und auch als Erklärung der Bergzeichnung dienen können, wenn eine begleitende Flachkarte mit derſelben verſehen iſt. Nach dieſen Grundſätzen würden Bauerkellers Reliefkarten (Darmſtadt ſeit 1845?) für die Schule verworfen werden müßen, abgeſehen von ihrer Koſtſpieligkeit, mit alleiniger Ausnahme jener, wo ein kleineres Land, z. B. die Schweiz, eine Annäherung an die Natur und geringe Ueberhöhung erlaubt. Beſſer aber iſt jedenfalls das volle Naturbild, das nur im großen Maße möglichſt erreichbar wird. Eine Ausnahme dürfte für H. W. Altmüllers Sinai und Golgatha (Caſſel 1860, einem Relief der ſinaiſchen Halbinſel und von Paläſtina) geſtattet ſein, obſchon eine gut gezeichnete Wandkarte (z. B. die Kiepertſche) ziemlich dieſelbe Wirkung machen wird. Eine Separatausgabe enthält bloß das heilige Land und den Libanon. Zu den inſtructiven Reliefs gehören Dickerts plaſtiſche Darſtellungen des Veſuv, des Aetna, der Inſel Teneriffa mit dem Pic de Teyde, drei Beiſpiele vulkaniſcher Formen, welchen man nur mehr Präciſion wünſchen möchte. Ueber das öſterreichiſche Salzkammergut hat Pauliny in Wien ein Relief geliefert, dem jedoch die Autopſie fehlte, die bei Verfertigung des Originals unerläßlich iſt, weil auch die beſten Karten nicht hinreichen, ein richtiges Naturbild daraus abzunehmen. Das öſterreichiſche Unterrichtsminiſterium ließ für die Schulen 4 Reliefs in 1/72000 anfertigen, welche die Umgebung des Ortes, der Lomnitzerſpitze, der Schneekoppe, und von Adelsberg (Karſt) umfaſſen, und zu ſehr billigem Preiſe (Leipzig bei Fleiſcher) nebſt Begleitkarten und Erklärung zu haben ſind. Es giebt einzelne mehr oder weniger gute Reliefs, z. B. des Montblanc von Sellier, des Monte-Roſa und der Zugſpitze von A. Schlagintweit, aber keine ſo umfangreichen als jene von Frz. Keil in Salzburg, welche, wenn alle 21 Sectionen vollendet ſind, ein Gebiet der Alpen von der Gail bis zur Salzburger Ebene umſchließen werden. Vollendet ſind die Sectionen Kreuzkofel (Dolomit-Gruppe), Schober, Groß-Glockner, dann Berchtesgaden (2. S.) im Verhältnis von 1/48000 der Natur; Höhen- und Längen-Maßſtab ſind gleich, ein hoher Grad von Naturtreue, ein anſprechendes Colorit, eine gewiſſenhafte Genauigkeit zeichnen ſie aus. Schade wenn ihr Preis verhindern ſollte, daß ſich die Schulen daran zahlreich betheiligen; denn da jede Section, 8 □M. groß, aus freier Hand colorirt werden muß, können ſie nicht abſolut wohlfeil ſein, relativ ſind ſie es. Wie willkommen müßten ſie jenen Schulen ſein, die, in großen Flachländern gelegen, in weiteſter Umgebung auf kein Beiſpiel einer namhaften Erhebung hinweiſen können, um den Schülern einen Begriff vom Gebirgslande beizubringen! Wie deutlich müßen die Begriffe von einem Hochgebirgsſtock, von den Gipfelgeſtalten, den Thalformen, kurz der Undulation des Bodens werden, wenn ein ſolches plaſtiſches Nachbild vorliegt, das mit einem Blicke mehr lehrt, als ein Bogen Text es vermöchte!

Hiemit möge der Kreis der kartographiſchen Lehrmittel geſchloſſen und die Ueberzeugung gewonnen ſein, wie ſehr derſelbe zum Nutzen der Jugend ſeit einem halben Jahrhundert erweitert worden, wie vielſeitig das Erlernen erleichtert und unterſtützt und dadurch ein Lehrer in den Stand geſetzt iſt, bei zweckgemäßer Methode und ſolchen Mitteln die erfreulichſten Reſultate bei ſeinen Schülern zu erzielen.*) **A. Steinhauſer.**

*) Nach der Anſicht der Red. iſt beim Unterricht in der Geographie die rechte Benützung der Karte das A und das O; denn wenn der Schüler einmal ihre Sprache verſteht, ſo iſt ſie anſchaulicher und verſtändlicher, als die Lautſprache. Gute Karten, wie ſie den Fortſchritten unſerer

Landſchule. Während in Schriften über das Schulweſen aus früherer Zeit der Landſchule hin und wieder ein beſonderer Abſchnitt gewidmet iſt, iſt dies in neuerer Zeit ſeltener der Fall, indem zwiſchen der ländlichen und ſtädtiſchen Volksſchule kaum noch ein Unterſchied gemacht wird. Der Unterſchied beruht auch in der Hauptſache

Zeit entſprechen, ſind daher noch wichtiger, als gute geographiſche Lehrbücher, und die Hauptaufgabe des Lehrers iſt nur die, den Schüler anzuleiten, daß er die Karte ſelbſtändig verſtehen, die geographiſchen Lehren aus derſelben ableſen, und aus dem, was ſie giebt, die nothwendigen Folgerungen ziehen und ausſprechen lernt. Iſt dieſes erreicht, ſo hat der Schüler damit eine formale Bildung, welche mehr werth iſt, als gedächtnismäßig aufgefaßte poſitive Kenntniſſe, weil ſie ihm den Schlüſſel zur ſelbſtthätigen Erwerbung der letzteren in die Hand giebt. Wichtig iſt auch noch die Forderung der Schule, daß ſämmtliche Schüler einer Claſſe die gleichen Karten (von mäßiger Größe) beſitzen, weil die Ungleichheit hierin für den Unterricht weit ſtörender iſt, als wenn bei der Erklärung eines Schriftſtellers nicht alle Schüler die gleiche Ausgabe haben. — Bei der großen Bedeutung des Gegenſtandes wird es gerechtfertigt ſein, wenn wir aus dem oben (S. 142) angeführten und als Manuſcript gedruckten Vortrag von Sydows bei der Gothaer Reallehrerverſammlung von 1847 im Folgenden einen gedrängten Auszug geben. Seit einer Reihe von Jahren, ſagt dort v. S., habe er alljährlich über 300 junge Leute zu prüfen und dabei volle Gelegenheit, die Reſultate der verſchiedenſten Unterrichtsweiſen kennen zu lernen; aber ſo ſehr er geneigt ſei, ſich in den Forderungen auf ein nothwendiges Minimum herabſtimmen zu laſſen, ſo werde doch auch dieſem Minimum ſelten entſprochen, und zwar weil die Geographie meiſtentheils noch aus dem Buch gelernt werde, mit Hintanſetzung der Karte. Die Zeichenſprache des Kartenbildes bleibe manchem Schüler, nachdem er viele Jahre lang einen Atlas in der Hand, eine Wandkarte vor Augen gehabt, eine unentzifferte Hieroglyphenſchrift. Dem müße ſchon bei der Heimatskunde, welche jedenfalls die erſte geographiſche Lehrſtufe bilde, geſteuert werden. „Schauet die Heimat mit den Kindern an, lehrt das Kind ſich in der Heimat orientiren, verſinnlicht das Aufgefaßte, das Geſehene und Begriffene durch Modell und Kartenbild, und das Verſtändnis der Karte iſt mit Leichtigkeit ſchon im zarten Kindesalter zu bewerkſtelligen.“ Was dann weiter den Gebrauch der Wandkarte betrifft, ſo muß der Lehrer ſich von den Schülern die Karte vorleſen und erklären laſſen (denn das Ueberſetzen der Zeichen in Worte gieng ja voraus), er muß methodiſch fragen, damit richtig abgeleſen und definirt werde, er muß etwaige Misverſtändniſſe zu gründlichen Berichtigungen falſcher Auffaſſungen benutzen, und muß die Belehrungen einſtreuen, welche das Bild nicht unmittelbar ausdrücken kann — aber natürlich ſtets in enger Verknüpfung mit demſelben. Der Schüler ſoll von einer Wandkarte nicht Namen ableſen — ſie ſoll keine Namen haben, wenigſtens keine für ihn lesbaren —, vielmehr Begriffe entwickeln, die Eigenthümlichkeiten erkennen und den Kreis ſeiner Anſchauungen durch allmähliche Entfaltung der geiſtigen Kräfte erweitern lernen. Namen und Zahlen ſind auf ein Minimum zu beſchränken und auch zu ihrer Aneignung muß der Schüler ſelbſtthätig ſein durch den richtigen Gebrauch der Handkarte und nicht durch das Leſen im Buch. Bei der Selbſterzeugung der Handkarten werden oft große Fehler gemacht und die armen Schüler zu Copirmaſchinen herabgewürdigt (vrgl. d. Art. Geographie S. 714). Die zeichnende Methode verdient nur dann den Namen einer Methode, „wenn unter Augen und Anleitung des Lehrers der Schüler ein Landesbild allmählich zuſammenſetzt, wenn jeder Strich, den er zeichnet, ein verbildlichter Gedanke iſt, wenn das Bild, das er entwirft, das Reſultat ſeiner Anſchauung iſt.“ (Vrgl. die Bemerkungen über den Gebrauch der Gradnetze in v. Sydows Gradnetze-Atlas, ⅔ Thlr; ebenſo die Anweiſung in deſſen hydographiſchem Atlas). Auch die Nomenklatur der fertigen Handkarte ſoll der Lehrer nicht demonſtrirend aufnötbigen, der Schüler mag ſie ſich ſelbſt von der Karte entnehmen und dergeſtalt gezwungen ſein, ſie enge mit den Begriffen zu verſchmelzen, welche durch die Zeichnung ſich ihm aufdrängen. Im Buch brauchen die äußerſten Parallelen und Meridiane eines Landes, die Namen der Vorgebirge, Flüſſe, Gebirge u. ſ. w. gar nicht angeführt, noch weniger braucht die geometriſche Geſtaltung des Landes, der Verlauf der Grenzen und dergleichen beſprochen zu ſein. „Das alles lieſt man ja unmittelbar auf der Karte und gewiß in einer beſſeren geographiſchen Ordnung, als wie ſie je durch den Typenſatz eines Buches ausgedrückt werden kann.

An die Zahl einer Gradlinie knüpfen ſich die verſchiedenſten Phaſen der Erleuchtungs- und Erwärmungsverhältniſſe, an die Betrachtung der geometriſchen Geſtaltung und Gradabſtände die

nur auf der Kategorie des Ortes, wo die Schule ſich befindet, ſo fern man die Schulen in Weilern, Dörfern, Marktflecken und zum Theil in kleinen Städten Landſchulen heißt gegenüber den Volksſchulen in größeren Städten, welche Stadtſchulen oder ſtädtiſche Volksſchulen genannt werden. In der Volksſchule auf dem Lande wie in der Stadt gehören die Schüler der handarbeitenden Claſſe an, und der Beruf, für den ſie beſtimmt ſind, iſt die Handarbeit. Darum iſt auch die Aufgabe der Volksſchule in Stadt und Land im allgemeinen gleich. Zwar iſt es häufig der Fall, daß die Schüler in ſtädtiſchen Schulen in der Mehrzahl Handwerker, die in Landſchulen Landwirthe werden; aber es darf nicht überſehen werden, daß auch die Bewohner mancher Städte in großer Anzahl Taglöhner, Weingärtner, Ackerbauern, Fuhrleute u. dgl. ſind und dagegen zuweilen auch in Dörfern das Handwerk, die Manufactur und Fabrikarbeit oder der Handel vorherrſcht. Es iſt darum in unſerer Zeit ſchwer, und wird nach und nach immer weniger möglich werden, im allgemeinen die Aufgabe der Landſchule in Betreff des künftigen Lebensberufs der Schüler von derjenigen der Stadtſchule zu unterſcheiden; man wird vielmehr bei der Feſtſtellung dieſer Aufgabe immer die beſonderen örtlichen Verhältniſſe im Auge behalten müßen. Wenn übrigens Chr. H. Zeller in ſeinen „Lehren der Erfahrung" von den Landſchulen ſagt, man könne ſie meiſtens mit Recht auch Armenſchulen heißen, da gewöhnlich der größere Theil der ſie beſuchenden Schüler Kinder der Armut ſeien, ſo können wir ihm hierin nicht beipflichten, nicht nur, weil auch nicht ſelten der Wohlſtand auf dem Lande und die Armut in der Stadt ſich findet, ſondern auch weil die Armenſchulen (ſ. d. Art.) eine ganz beſondere Art von Volksſchulen ſind und einer eigenthümlichen Einrichtung und Pflege bedürfen.

Die Landſchulen ſind ihrer Entſtehung nach etwas ſpäter als die ſtädtiſchen Volksſchulen; dieſe haben ſich großentheils von den lateiniſchen Schulen abgezweigt, jene aber ſind erſt einige Zeit nach der Reformation nach dem Vorgange der ſtädtiſchen Volksſchulen errichtet worden. Im Anfang hatten ſie ein wahrhaft kümmerliches Daſein, da in Ermanglung beſſerer Lehrer nicht bloß Küſter, ſondern auch Handwerker und Tagelöhner, welche etwas leſen, ſchreiben und ſingen konnten, den Unterricht in ihnen

vielſeitigſten Beziehungen der abzuſchätzenden Räumlichkeiten, der Gliederungs- und Gangbarkeitsverhältniſſe, ein Blick auf die Fülle oder die Armut des Flußnetzes, auf die Richtungen, Entwicklungs- und Mündungsformen der Flüſſe, auf die Zahl, Ausdehnungs- und Lagenverhältniſſe von Seen und Moräſten gewährt eine unendliche Reihe von Schlüſſen auf die eigentliche Landesnatur und ihren gebieteriſchen Einfluß auf den Menſchen, und ein Blick auf die Wohnplätze und Canäle ſtellt den Menſchen ſelbſt auf den Naturſchauplatz und giebt Rechenſchaft von ſeiner naturgeſetzlichen Unterwürfigkeit auf der einen, von ſeiner geiſtigen Herrſchaft auf der andern Seite. Von gleichem Werthe iſt die Anſchauung des Bildes der Bodenplaſtik, die Vertheilung von Hoch und Tief, der Charakter der Erhebungen, ihre Formen und Höhen — alles trägt zur Vermittlung bei, die Natur in ihrem Leben und ihrer Beziehung zum Menſchen zu betrachten." Zur *Repetition* ſind wiederum die Wandkarten unentbehrlich, beſonders empfehlenswerth aber die Fluß- und Gradnetze. „Das Ausfüllen ſolcher Netze mit demjenigen, was bei ihnen zur Vervollſtändigung des Landesbildes noch fehlt, führt den Schüler von neuem darauf hin, ſeiner Phantaſie die gegenſeitigen Lagenverhältniſſe vorzuführen, und wiederum iſt es die hierbei anzuſprechende Selbſtthätigkeit, welche ein günſtiges Reſultat fördern hilft. Wenn der Lehrer ſie zur Anfertigung kartographiſcher Extemporalia anwendet, ſo findet er in ihnen das ſicherſte Mittel, in möglichſt kurzer Zeit gleichzeitig eine große Schülerzahl auf das ſorgfältigſte zu prüfen — und das iſt eine derjenigen Lehrerpflichten, die man nicht gewiſſenhaft genug ausüben kann, weil man ſich dadurch vor jeder Selbſttäuſchung über den Wiſſensſtand des Schülers bewahrt und die eigene Unterrichtsweiſe am beſten beurtheilen lernt." Nur wenn der Schüler die Karte im Kopfe hat, ſo daß das Kartenbild nicht bloß vor ſeinem mechaniſchen Auge ſteht, ſondern er es auch, je nach ſeiner Auffaſſungsfähigkeit, geiſtig durchdrungen hat, nur dann „kann man ihn mit gutem Gewiſſen die Schulſtube verlaſſen ſehen." Auch hier alſo derſelbe große didaktiſche Grundſatz, der auch auf andern Gebieten von entſcheidender Wichtigkeit iſt, der Grundſatz der Selbſtthätigkeit. D. Red

ertheilten. Nach dem dreißigjährigen Kriege vollends kostete es genug Opfer, Mühe und Zeit, bis sie nur wieder hergestellt und in den früheren Stand gebracht waren. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fieng man an, ihnen mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuzuwenden. Vorzugsweise sind es E. F. v. Rochow und H. Pestalozzi, welchen die ländlichen Schulen ihren gegenwärtigen besseren Zustand zu danken haben. Die von Rochow auf den Grund philanthropistischer Grundsätze eingerichtete Schule in dem Dorfe Rekahn ward bald zur Musterschule, der sich viele andere mehr oder minder getreu nachbildeten, und seine Ansichten und Vorschläge über den Schulunterricht ebenso wie sein „Kinderfreund" fanden bald weithin Verbreitung und Eingang. Was aber von ihm noch nicht geordnet und geregelt war, das brachte Pestalozzi unter bestimmte Principien, vornehmlich aber war die ganze Richtung seines Gemüths und humanen Strebens dem Wohle der Armen und der geistigen und sittlichen Hebung der untersten Schichten des Volks zugewendet. Der Geist, der von diesen Männern ausgieng, erwies sich nach und nach allerorten wirksam. Wo noch keine Landschulen waren, wurden sie nun errichtet, so daß jetzt in ganz Deutschland kein Ort mehr zu finden ist, der nicht seine Schule hat, und daß man sich jetzt wundern könnte, wie noch Niemeyer (Grundsätze d. E. u. d. Unt.) u. a. sich Mühe geben zu müßen meinten, um das Recht des Landvolks, geschult zu werden, nachzuweisen und zu vertheidigen. Aber auch in einem besseren Zustande befinden sich jetzt diese Schulen, so daß in manchen Gegenden in dieser Beziehung zwischen der ländlichen und der städtischen Volksschule wenig Unterschied ist. Doch sind es immerhin noch eigenthümliche Schwierigkeiten, mit welchen die Landschule zum Theil überall, zum Theil wenigstens unter gewissen örtlichen Verhältnissen zu kämpfen hat. Unter jenen nennen wir hauptsächlich die häufige Ungetheiltheit der Schulen infolge der geringen Zahl der Ortseinwohner, bei welcher Ein Lehrer alle Altersclassen entweder zusammen oder nach einander in zwei Abtheilungen zu unterrichten hat, und die Sommerschule, während der die einzelnen Schüler nur in ein paar Stunden des Tages, zum Theil wegen Viehhütens, Fabrikarbeit u. dgl. in den ungeeignetsten Stunden, zum Theil auch nur an ein paar Tagen der Woche Schulunterricht empfangen, oder sogar noch hie und da, wie in Graubündten, den ganzen Sommer über gar nicht in die Schule kommen. Zu den anderen Schwierigkeiten zählen wir die in manchen Gegenden sehr häufigen Schulversäumnisse, seis infolge weiter Entfernung der Wohnungen vom Schullocal, häufiger ungünstiger Witterung und übeln Weges, oder wegen vieler Feld- und Hausgeschäfte, zu welchen die Schüler von den Eltern verwendet werden, oder wegen großer Armut, die zum Herumziehen und Betteln Anlaß giebt oder die Kinder an der nöthigen Kleidung und Nahrung Mangel leiden läßt; ferner den schlechten Zustand der Schulhäuser und Schulzimmer, der zum Theil noch immer so ist, wie ihn schon Niemeyer (Grundsätze d. E. u. d. U. III. Thl. §. 66. Anm. 2) beklagt; den geringen Gehalt der Landschullehrer, um deswillen häufig nur schwächere Lehrer auf solche Stellen kommen; den Mangel an guten Lehrmitteln für die Hand des Lehrers, an Mitteln zu seiner beruflichen Fortbildung und an Lernmitteln für die Hände der Schüler, und endlich das zähe Halten mancher Landleute am Alten und das eigensinnige Widerstreben gegen neuere Methoden und Lehrmittel. Ein Lehrer, der mit diesen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, müßte in der That ungewöhnliches Geschick und eisernen Fleiß haben, wenn er seine Schule auf gleiche Höhe mit den städtischen Volksschulen bringen und darauf erhalten könnte.

In der Classeneintheilung unterscheidet sich die ländliche Volksschule von der städtischen nur in sofern, daß auf dem Lande gewöhnlich weniger Classen (und Classenlehrer) sind, somit auch die Trennung der Geschlechter, für welche sonst kein hinreichender Grund vorhanden wäre, nur selten vorkommt. Wenn aber, wie es häufig der Fall ist, die Schülerzahl so klein ist, daß nur Ein Lehrer angestellt ist, so sollte dieser niemals alle Altersclassen in der Schule beisammen haben, indem er doch nur Eine Ab-

theilung ſelbſt unterrichten kann. Wollte er aber die anderen durch Monitoren beſchäftigen oder in ſchriftlichen Ausarbeitungen ſich üben laſſen, ſo iſt im erſteren Falle, wenn in mehreren Abtheilungen laut geſprochen wird, die Störung zu groß, und im andern Falle dürfte es häufig an angemeſſenem Uebungsſtoff, beſonders bei den jüngeren Schülern, fehlen, auch die Zeit zur Durchſicht und Correctur des Geſchriebenen nicht ausreichen. Wenn aber die Schüler in zwei Hälften getheilt die Schule beſuchen und dabei täglich eine bis zwei Stunden weiter Schule gehalten wird, kommt auf den einzelnen Schüler mehr des unmittelbaren Unterrichts, der Störung iſt viel weniger, darum auch die Anſtrengung des Lehrers zum mindeſten nicht größer, und da doch auch die Hälfte der Schüler in manchen Unterrichtsfächern in zwei Abtheilungen getrennt werden muß, iſt noch Gelegenheit genug zur übenden Selbſtbeſchäftigung vorhanden. Dieſe aber gehört auch ausſchließlich in die Schule, weil die Kinder des Landvolks für Ausarbeitung von Hausaufgaben, das Auswendiglernen ausgenommen, meiſtens weder Zeit noch Gelegenheit haben.

Die Unterrichtsfächer der Landſchule ſind im weſentlichen dieſelben, wie in der ſtädtiſchen Volksſchule: Religion, Realien, Leſen, Schreiben (und zwar Schönſchreiben, Rechtſchreiben und Aufſatzſchreiben), Rechnen, Singen. Die Religion iſt in ihr das wichtigſte und umfangreichſte ſtoffliche Fach; doch auch der Unterricht in dem andern ſtofflichen Penſum, den Realien (Naturgeſchichte, Naturlehre, Geographie und Geſchichte) kann in der Landſchule nicht mehr entbehrt werden, ſowohl um der allgemein menſchlichen Bildung, als auch um der Vorbereitung willen auf den künftigen Lebensberuf. Auch Goltzſch, der in ſeinem „Einrichtungs- und Lehrplan für Dorfſchulen" in Uebereinſtimmung mit den preußiſchen Regulativen den Unterricht ſo viel als möglich zu vereinfachen ſich beſtrebt, ſtimmt darin doch mit allen anderen pädagogiſchen Schriftſtellern überein, daß er ſchon bei den jüngeren Schülern in dem „verbundenen Sach- und Sprachunterricht" den Anfang in dem Realunterricht machen läßt und ſodann für die Oberclaſſe die „Weltkunde" als beſonderes Unterrichtsfach aufſtellt. Hiezu dient jetzt gewöhnlich das Leſebuch als Hülfsmittel, das auch in der Landſchule nimmer fehlen, ſondern in den Händen aller vorgerückteren Schüler ſein ſollte. Ob auch im Zeichnen Unterricht ertheilt und ob die Handarbeit unter die Schulpenſen obligatoriſch aufgenommen werden ſoll, darüber mag man, wie ſchon geſchehen iſt, viel hin und wieder reden; am Ende geben doch immer die örtlichen Verhältniſſe die letzte Entſcheidung. Denn ſowohl bei der Wahl der Unterrichtsgegenſtände als bei der Behandlung derſelben iſt unabweislich immer auf die häuslichen Verhältniſſe und auf den vorausſichtlichen Lebensberuf der Schüler gebührende Rückſicht zu nehmen.

Wie in den Städten iſt es nicht minder auf dem Lande wünſchenswerth, daß neben der Volksſchule ſowohl eine Anſtalt zu Beaufſichtigung und Erziehung der noch nicht ſchulpflichtigen Kinder, als eine Fortbildungsſchule für die aus der Volksſchule Entlaſſenen beſtehe. Die erſtere iſt Bedürfnis, weil die Eltern beſonders des Sommers viel in Feld und Wald oder in Fabriken ꝛc. ſich beſchäftigen, wohin die Kleinen ſie nicht begleiten können; die letztere kann nicht entbehrt werden, wo die Landwirthſchaft und das ländliche Gewerbe entſprechend den Forderungen einer mächtig fortſchreitenden Zeit gehoben werden ſoll (Beneke, Erz. u. Unterr. B. II. S. 570. Denzel Einl. in die Erz. u. Unterr.-Lehre II. S. 24).

Die Schulzucht hat in der Landſchule keinen andern Zweck und Charakter als in der Stadtſchule und es läßt ſich kein allgemeines Urtheil fällen, ob ſie in jener mehr oder weniger Schwierigkeiten habe, als in dieſer. Wenn man manchmal auf dem Lande mehr mit der Uncultur und der damit zuſammenhängenden Unart und Unſitte zu kämpfen hat, ſo giebt es da auf der andern Seite auch Volksſchüler, welche unter der Zucht der Eltern und der ganzen Gemeinde gehalten viel lenkſamer und für gute Eindrücke empfänglicher ſind als die von der Cultur beleckten, aber auch in vielen böſen Streichen erfahrenen und geübten frechen Buben in der Stadt. Jedenfalls hat der

Landſchullehrer vor dem Stadtſchullehrer häufig das voraus, daß er, wenn er durch ſeine Amtsthätigkeit, ſeinen Charakter und Wandel ſich Achtung zu erwerben weiß, in der Landgemeinde viel mehr gilt und mehr Einfluß nicht nur auf die Schüler, ſondern auch auf die ganze Gemeinde ausüben kann, und mancher, der ſchon beiderlei Verhältniſſe näher kennen gelernt hat, zieht, wenn nicht beſondere perſönliche oder häusliche Verhältniſſe ihn beſtimmen, für lebenslang dem ſtädtiſchen Treiben den Aufenthalt auf dem Lande vor, und dies um ſo mehr, wenn er regeren Sinn für die Natur und für landwirthſchaftliche Beſchäftigung hat, die ihm nicht ſelten auch ökonomiſchen Vortheil gewährt.

Literatur: Niemeyer, Grundſ. der Erziehung und des Unterrichts, 3. Thl. Schwarz, die Schulen. Beneke, Erziehungs- und Unterrichtslehre 2. Thl. Denzel, Einleitung, 2. Thl. Curtmann, Lehrbuch der Erziehung, 2. Thl. Goltzſch, Einrichtungs- und Lehrplan für Dorfſchulen. Lüben, Lehrplan für die Landſchulen des bremiſchen Gebiets. **Stockmayer.**

Zuſatz. In verſchiedenen Gegenden Deutſchlands wird die Landſchule (oder überhaupt die Volksſchule) auf mannigfache Weiſe gegliedert und dieſe Gliederung mit beſonderen Namen bezeichnet.

Im Norden und Nordweſten Deutſchlands (Preußen, Hannover, Sachſen, Oldenburg, Mecklenburg, Braunſchweig u. ſ. w.) ſcheint dieſe Mannigfaltigkeit am größten zu ſein. Die Dorfſchule heißt da Pfarr-, Kirchſpiels-, Kirch-, Küſter- oder Hauptſchule, wenn ſie in einem Pfarr- oder Kirchdorfe, d. h. in einem Dorfe mit ſelbſtändiger Kircheneinrichtung beſteht. In den meiſten Fällen iſt ein niederes Kirchenamt, Organiſten-, Cantors-, Küſter- (Meßner-, Opfermanns-, Kirchners-, Sigriſten-) Dienſt damit verbunden, deſſen Einkünfte der Schullehrer bezieht. Die übrigen Schulen heißen Neben-, Außen-, Bauerſchafts-Schulen u. ſ. w. Hie und da unterſcheidet man auch ſo, daß Hauptſchulen die durch das Geſetz beſtimmten öffentlichen Schulen, meiſt in Pfarrorten gelegen, Nebenſchulen aber diejenigen Schulen heißen, welche von einzelnen Ortſchaften aus eigenem Antrieb, jedoch mit Genehmigung der Behörde errichtet worden ſind und unterhalten werden, übrigens unter gleicher Aufſicht ſtehen und gleiche Aufgabe haben wie jene. Sofern Schulen der Aufſicht eines beſtimmten Parochus unterſtellt ſind, heißen ſie Parochialſchulen; dies iſt beſonders in ſolchen Orten der Fall, welche in mehrere Parochien getheilt ſind, deren jede ihre beſondere Schule beſitzt. Gemeinde- oder (im Gegenſatz gegen Confeſſionsſchulen) Communalſchulen ſind ſolche, welche nach dem Bedürfnis der bürgerlichen Gemeinde für die ſchulpflichtigen Kinder derſelben (ohne Rückſicht auf die Parochial- und Confeſſions-Verhältniſſe) beſtimmt ſind. Schulen, welche ausdrücklich für Kinder verſchiedener Confeſſionen beſtimmt ſind, heißen Simultanſchulen. Nebenſchulen in Filialdörfern werden Filialſchulen genannt. Wo die Kinder aus dem einen Theil des Schulbezirks die Ortsſchule wegen ſchlechter Wege ꝛc. im Winter nicht beſuchen können, wird für die ungünſtigere Jahreszeit eine ſogenannte Winterſchule als Nebenſchule errichtet. Nebenſchulen, worin die Kinder um örtlicher Verhältniſſe willen nur den erſten Theil der Schulzeit zubringen, um nachher in die Orts-(Haupt-)ſchule überzugehen, werden auch wohl Fibelſchulen ꝛc. genannt. Wenn in Fabrikorten ſchulpflichtige Kinder den Tag über in den Fabriken arbeiten und in ihren Freiſtunden beſonderen Schulunterricht erhalten, heißen die für ſie errichteten Schulen Fabrikſchulen.

In dem ſüdweſtlichen und einem Theil des ſüdlichen Deutſchlands iſt die Gliederung der Schulen und ihre Benennung weniger mannigfaltig. Außer dem Unterſchied zwiſchen Stadt- und Landſchulen theilt man die letzteren hauptſächlich ein in Dorfſchulen (Orts-, Mutterorts-, Pfarrdorf-Schulen) und in Filialſchulen (gleichviel ob die Filialien eigene Kirchen haben oder nicht, wenn nur der Geiſtliche nicht im Orte wohnt). Außerdem finden ſich Privatſchulen, welche von einzelnen Familien, die ſich dazu vereinigt haben, auf eigene Koſten errichtet worden ſind und

unterhalten werden, jedoch mit Genehmigung und unter einiger Aufſicht der Behörden; hieher gehören auch die Schulen in Rettungsanſtalten u. dgl. Kloſterſchulen ſind Schulen, welche in katholiſchen Orten im Kloſter beſtehen und Ordensbrüder oder Ordensſchweſtern zu Lehrern oder Lehrerinnen haben. Communalſchulen (vgl. den Art.) im Gegenſatz zu Confeſſionsſchulen ſind in dieſen Gegenden ſelten; dagegen finden ſich hie und da in ärmeren und kleineren Gemeinden Simultanſchulen, und zwar für evangeliſche, katholiſche, iſraelitiſche und ſolche Kinder, deren Eltern einer Secte angehören. Die Fabrikſchulen kommen hier ebenfalls vor (ſ. oben). Auch Taubſtummen-, Blinden-, Cretinenſchulen, ſofern ſie nicht in Städten, ſondern auf dem Lande ſich befinden, können hieher gerechnet werden. Die Halbtagsſchulen werden auch Schulen mit Abtheilungsunterricht genannt.

Im ſüdöſtlichen Theile Deutſchlands (in der ganzen öſterreichiſchen Monarchie) werden die Volksſchulen dem Unterrichtsziele nach eingetheilt in Trivialſchulen oder niedere Elementarſchulen, welche nur das geringſte Maß von Unterricht, ſoweit jedes Landeskind ihn empfangen ſoll, ertheilen; in Hauptſchulen oder höhere Elementarſchulen, die einen erweiterten Unterricht ertheilen (in Städten zugleich die Knaben für das Gymnaſium oder die Realſchule, die Mädchen für die höhere Töchterſchule vorbereiten); und in die mit Hauptſchulen vereinigten Unterrealſchulen, welche eine ſelbſtändige Bildung für die Kreiſe ſowohl der ſtädtiſchen, als auch der ländlichen Gewerbe geben, auch die Schüler zugleich auf den Eintritt in die vollſtändige Realſchule vorbereiten. Nach der Zeit des Unterrichts werden die Volksſchulen in Wochen- oder Werktagsſchulen und in Wiederholungs- oder Sonn- und Feiertagsſchulen eingetheilt, erſtere im allgemeinen für Kinder vom ſechsten bis zum vollendeten zwölften, letztere für Schüler vom zwölften bis zum fünfzehnten Lebensjahre. Eine weitere Eintheilung ergiebt ſich in Hinſicht auf den in den Schulgeſetzen ausgeſprochenen Schulzwang (die Pflicht, Volksſchulen zu errichten und dieſelben zu beſuchen). Man unterſcheidet directivmäßige Schulen, welche nach den geſetzlichen Beſtimmungen nothwendig und ſonach an Orten, wo ſie noch nicht beſtehen, zu errichten ſind, und nicht directivmäßige, welche nur zur größeren Erleichterung des Schulbeſuchs mit behördlicher Bewilligung errichtet werden. Eine beſondere Art der directivmäßigen Schulen ſind die Nothſchulen, welchen um hindernder Umſtände willen noch einige weſentliche Erforderniſſe fehlen. Volksſchulen, deren Beſtand auf die geſetzlichen Beſtimmungen ſich gründet, und welche von den ihnen zugewieſenen Kindern beſucht werden müßen, ſind Pflichtſchulen im Gegenſatze gegen diejenigen, welche zum Zweck einer höheren Bildung beſucht werden können. — Eine für die Schulverwaltung weſentliche Unterabtheilung beſteht bei den Trivial- und Hauptſchulen. Die in den Pfarrorten befindlichen Trivialſchulen werden Pfarrſchulen (bezw. Localieſchulen), jene in den eingepfarrten Ortſchaften aber Filialſchulen (Mittelſchulen) genannt. Trivialſchulen, welche bloß von einem im Orte bleibend angeſtellten Unterlehrer verſehen werden, heißen Unterlehrerſtationen, diejenigen, welche von dem Lehrerperſonale der nächſtgelegenen Pfarr- oder Filialſchule verſehen werden, Excurrendoſchulen, oder wenn der Unterricht abwechſelnd in zwei oder mehr Theilen eines zerſtreut gelegenen Ortes ertheilt wird, Ambulandoſchulen. — Die Hauptſchulen ſind theils ſelbſtändige, theils Pfarrhauptſchulen. Selbſtſtändige Hauptſchulen ſind vollſtändig nach den beſtehenden Geſetzen eingerichtet und deshalb auch zur Bildung von Lehramtscandidaten geeignet; wenn Lehrerbildungsanſtalten mit ihnen verbunden ſind, heißen ſie Normal- oder Muſterhauptſchulen. Die Pfarrhauptſchulen ſind erweiterte Pfarrſchulen, welche zwar dieſelben Schulclaſſen und dasſelbe Lehrziel wie ſelbſtändige Hauptſchulen haben, jedoch in einigen äußeren Beziehungen die Eigenſchaft bloßer Pfarrtrivialſchulen beibehalten, auch nicht zur Bildung von Lehramtscandidaten beſtimmt ſind (vgl. Oeſterr. Schulbote 1860 Nro. 5). St.

Landwirthſchaftliche Schulen, ſ. Fellenberg, Wehrlianſtalten.

Langeweile — kann man ſowohl haben als machen. Letzteres geſchieht von dem Erzieher, der z. B. ſeinen Zögling zu einem Spaziergang mitnimmt, auf welchem derſelbe nichts ſieht und hört oder etwa nur eine Repetition aus der Schule hört und bloß ſich müde gehen ſoll; oder es geſchieht durch den Lehrer, welcher ſeinen Unterricht ſchläfrig oder wäſſerig oder breit oder in einer die Faſſungskraft überſteigenden Höhe giebt. Ihnen beiden antwortet das Gähnen, als durch welche unwillkürliche Bewegung der Athmungswerkzeuge der geplagte junge Menſch einen reicheren Vorrath von Sauerſtoff ſich zuführt zur Entſchädigung für den Mangel an geiſtigem Belebungsſtoff.

Langeweile hat, um bei dem Wort zu bleiben, wem die Zeit länger verweilt, als er wünſcht. Da aber die Zeit ſelbſt ihren immergleichen Pendelſchwung hat, ſo muß dieſer Schein des langſamern Gangs der Zeit aus dem Gemüth des mit der Langeweile Geplagten ſelbſt erklärt werden und in dieſer Beziehung ſei auf die bekannte Erfahrung verwieſen, wonach ein eintöniger Weg beim erſtmaligen Betreten länger erſcheint, als er wirklich iſt, deſto kürzer aber, je öfter man ihn wandelt. Die Urſache iſt, daß man entweder denſelben bei jedem ſpätern Gang mit Erinnerungen an früher Begegnetes durchläuft, oder daß man gegen ihn ſelbſt gleichſam abgeſtumpft wird und daher ſeine eigenen Gedanken deſto eher zu Begleitern hat. Langeweile iſt alſo eine geiſtig unausgefüllte Zeit. Daher ſind die trägen Menſchen langweilige Menſchen, und welcher Schüler während des Unterrichts oft auf ſeine Uhr ſieht, der zeigt damit an, daß ihm die Zeit des Lernens zu lang wird aus Mangel an zeitfüllendem Denken. Dem Fleißigen vergeht die Zeit ſchnell. Dem Glücklichen — als deſſen Zeit mit lauter Angenehmerregendem ausgefüllt wird — ſchlägt keine Stunde. Jedoch erſcheint eine Zeit auch dann lang, wenn ſie mit Monotonem gefüllt iſt. Eine ſchlafloſe Nacht, in Schmerzen hingebracht oder mit einer großen Sorge durchwacht, erſcheint „ewig lang“; eine Schreckensnacht — bei Feuersbrünſten, da Furcht und Hoffnung und Arbeit wechſeln — kurz, hingegen die Stunde, da man auf ein ausgebliebenes Familienglied mit Angſt oder auf den Arzt mit Sehnſucht wartet, weil hier nur Ein Gedanke die Seele einnimmt, will kein Ende nehmen. Daher ein Wechſel in der Bewegung des Inwendigen ſein muß, wenn nicht der Schein der Zeitlänge eintreten ſoll. Jüngere Schüler, beim Beginn einer Unterrichtsſtunde zerſtreut, ſind gegen das Ende langweilig; dort zu raſcher Wechſel der Gedanken, bis ſie ſich zum Gegenſtand geſammelt haben, hier Abſpannung durch die Gleichmäßigkeit der Gedanken. Das nämliche Thema, zwei Stunden hintereinander fortgeſponnen, wird ſelbſt bei ältereu und eifrigen Hörern zuletzt Gähnen erzeugen. Bei warmer Witterung tritt dieſes früher ein und muß daher im Sommercurs auf raſchen Wechſel der Penſen Bedacht genommen werden. Ein munteres Lied, dazwiſchen hinein geſungen, kann ſchnell die Lebensgeiſter wieder wecken, dagegen bloßes Zanken den ſchlafartigen Zuſtand nur vorübergehend unterbricht. — Ein Kind, das in der Schule und beim Spiel gleichviel Langeweile zeigt, iſt entweder von Natur ſtumpf oder ſchuldhaft träge, wiewohl auch in ſeltenen Ausnahmen unter der Decke der Theilnahmloſigkeit gegen Aeußeres ein nur noch unklares inneres Regen vorhanden ſein kann (ſ. den Art. Dummheit). Zuweilen tritt ein „lakeliges“ Weſen auch aus Abſpannung ein und findet man ſonſt fleißige Schüler z. B. an Ferientagen dann ganz ſich gehen laſſend. Die ſtrenge Kopfarbeit verlangt bei manchen Naturen ſolche Pauſen. Doch wirkt auch Wechſel der Thätigkeit wie eine Pauſe, namentlich wenn auf abſtractes Lernen Beſchäftigung mit der Natur folgt. Es mag das gänzliche Ruhen dem körperlichen Gedeihen behülflich ſein, aber die unausgefüllte Zeit kann auch ſchnell durch den horror vacui zu Erfüllung mit Gegenſtänden treiben, die verderblich ſind — ſei es in der Phantaſie allein oder dazu noch im Sinnlichen. Ruhendes Waſſer wird dann zum Sumpf, und dieſer zum Erzeugungsort giftiger Dünſte. Darum iſt räthlich, der Jugend Abſpannendes und dennoch Ausfüllendes zu geſtatten oder nahezulegen — Muſik, Zeichnen, Beſchäftigung im Garten, körperliche Uebungen. Letztere in Form von anmuthigen Spielen dienen

beſonders fördernd zur geſunden Abſpannung, ſofern die körperliche Anſtrengung mit einem gemüthlichen Intereſſe ſich verbindet und der Wechſel des Spiels auch die Seele in Athem erhält, ohne das geiſtige Nachdenken in Anſpruch zu nehmen. Kant bemerkt ſehr richtig, durch Nichtsthun erhole man ſich nur langſam, baut aber hierauf ein Lob des Spielens um Geld, das er die beſte Zerſtreuung und Erholung nach einer langen Anſtrengung der Gedanken nennt, übrigens „wenn es nicht gar zu eigennützig iſt.“ Wir möchten dem nicht im Wege ſein, daß wer als Kant den Tag über denkt, vor dem Abendeſſen mit Kant ſein Spiel mache. Sonſt aber iſt bei vielleicht den meiſten Spielern dieſe Art von Erholung nichts anderes als eine Fortſetzung der Selbſtflucht, der ſie auch ſonſt ſich befleißigen, und gehört unter diejenigen Mittel, der Langeweile zu entgehen, durch welche man die Zeit todtſchlägt anſtatt ſie auszufüllen. Man muß, um Kant nicht zu misverſtehen, ſich vergegenwärtigen, daß er am gleichen Ort die Arbeit die beſte Art ſein Leben zu genießen nennt. Das Romanleſen iſt ebenfalls ein bedenkliches Mittel und wird ebenſogerne Zweck, wie das Spielen. Man hat übrigens ein deutliches Erkennungszeichen für das Paſſende eines Zeitvertreibs: jeder Zeitvertreib iſt poſitiv ſchädlich, bei deſſen Ende der Menſch noch langweiliger geworden iſt als zuvor. — Blaſirtheit iſt habituelle Langeweile, herrührend aus Abſtumpfung durch Ueberreiz; in dieſem Fall iſt das Gemüth grau überzogen durch Miſchung aller Farben im Regenbogen des Genuſſes. (Vgl. den Art. Blaſirt.) Es giebt jedoch auch eine affectirte Blaſirtheit bei jungen Leuten, eine Species von altklugem und süffiſſantem Weſen. Ihren Reflex hat ſie an Jünglingen, die ihr Augenglas in kerngeſunde Augen zwängen.

Langweilig wird in Geſellſchaft, wer über nichtige Dinge wichtig oder auch über wichtige endlos ſpricht, und inſofern ſtreift die pädagogiſche Bekämpfung der Langeweile auch in das Gebiet der Anſtandsregeln. Weſentlich aber geht ſie auf tiefere Schäden los, denn die Zeit nicht ausfüllen heißt das Leben vergeuden, und nur derjenige lebt lange, in deſſen Empfindung die Lebenszeit kurz erſcheint, weil vor ſeiner Pflicht eine Fülle von Arbeit ſteht, die er dem Geber des Lebens ſchuldet.*)

A. Hauber.

Laſter. (Vgl. den Art. „Das Böſe.“) — Unſere Sprache iſt merkwürdig reich ausgeſtattet mit genauen Bezeichnungen für die Arten und Stufen des habituellen ſittlich Böſen, für die Unterſchiede, die zwiſchen den daſſelbe repräſentirenden Qualitäten intenſiv oder extenſiv, nach dem Grade der Schuld und der ſittlichen Entwerthung der menſchlichen Perſönlichkeit ſtattfinden. Wir reden von Mängeln, von Fehlern, von ſchwachen Seiten, von Untugenden, von Laſtern, von Laſterhaftigkeit, über welche hinaus nur noch die den ganzen Menſchen mit dem Princip des Böſen identificirende Verſtockung, die Verteufelung desſelben möglich iſt. In dieſer Scala von Uebelm, was der Menſch nicht blos thut, ſondern was er an ſich hat, was nicht als vereinzelte Anwandlung nur vorkommt, ſondern in häufiger, nur durch gegebenen Anlaß bedingter Wiederkehr ſich als ein habitus, als eine Beſtimmtheit ſeines ſittlichen Weſens kund thut, iſt dem Laſter ſeine beſtimmte Stelle anzuweiſen und dieſer gemäß das pädagogiſche Verfahren der Gegenwirkung und Heilung — ſoweit dies nicht einzelnen Artikeln zu ſpecieller Beleuchtung anheimfällt — darzulegen. Der Sprachgebrauch iſt freilich nicht immer genau und conſtant; gerade der Reichthum der Sprache an Namen für verwandte, aber zu unterſcheidende Dinge verleitet häufig zum Misbrauch, zu bequemer Willkür in der Anordnung derſelben; um ſo nöthiger iſt es aber für den Erzieher wie für den Moraliſten, auf ſchärfere Sonderung und Ordnung bedacht zu ſein, da in ſittlichen Dingen an dem Namen ſo oft auch ſchon das Urtheil hängt, alſo eine falſche, ungenaue Benennung auch ein unrichtiges, oberflächliches Urtheil zur Folge hat.

*) Ausführlich ſpricht über die vorbauenden Maßregeln zur Verhütung der Langeweile als der Quelle von allerlei Unfug Ziller: Die Regierung der Kinder 1857, S. 25 ff.

D. Red.

Einen Mangel im ethiſchen Sinne ſehen wir da, wo nach der Vorſchrift des Sittengeſetzes eine Tugend ſein ſollte, aber die Stelle derſelben leer iſt. Dieſes Negative giebt ſich auch nur als Negatives kund; es nimmt noch nicht den Charakter eines poſitiven Wollens und Ausübens an, ſondern es iſt ein Defect, der gerade darum mehr ins Auge fällt, weil daneben poſitiv Gutes vorhanden iſt, dem man nur noch Vervollſtändigung (jene πλήρωσις von Früchten des Geiſtes und der Gerechtigkeit, Phil. 1, 11.) wünſchen muß. Es hat z. B. ein ſonſt rechtſchaffener Mann in einer beſtimmten Beziehung, wie etwa für eine ſpecielle Seite menſchlicher Wohlfahrt, menſchlicher Bildung u. ſ. f. kein Intereſſe; es fehlt alſo an der Richtung des ſittlichen Triebes nach dieſer Seite hin — wir bedauern das als einen Mangel, aber wir geben gerne zu und tröſten uns deſſen, daß die übrige Beſchaffenheit des ganzen Charakters uns denſelben vergeſſen laſſe. Hieraus iſt aber zugleich klar, warum dieſer Gegenſtand eigentlich noch gar kein Object für die Erziehung bildet. Denn wo der Charakter ſich noch gar nicht ausgebildet und feſt geſtaltet hat, da giebt es auch noch keine bloße Lücken; wo eigentlich alles noch leer, noch erſt im Werden iſt, da giebts noch keine leeren Stellen. Der Erzieher wird zwar ſchon wahrnehmen können, daß an dem oder jenem Punct ein Mangel ſittlichen Intereſſes dereinſt eintreten könnte; er wird alſo gerade nach dieſer Seite hin, weil der Trieb fehlt, deſto mehr das Gewiſſen zu wecken ſuchen (ſ. über dieſen Unterſchied, deſſen Richtigkeit und Wichtigkeit auch an dieſem Orte zu Tage tritt, den Art. Gewiſſen, Bd. II. S. 891); aber dem Hervortreten von Mängeln kann er damit dennoch nicht vorbeugen, weil ſich ſpäter oft der Sinn nach ganz andern Seiten hin verſchließt und öffnet, als er es im Jugendalter war. Selbſt durch Erzeugung eines ſtrengen, imperatoriſchen Pflichtbewußtſeins, d. h. derjenigen Geſinnung, kraft welcher man zum voraus entſchloſſen iſt, alles, was man für recht erkennt, auch ſofort unweigerlich zu thun, wird praktiſch das Entſtehen von Mängeln nicht unmöglich gemacht, weil, wo es am ſittlichen Trieb in einer beſtimmten Beziehung fehlt, alsbald auch der Verſtand, ſobald er zu Hülfe gerufen wird, den Beweis zu liefern bereit iſt, daß in jener Beziehung gar keine Schuldigkeit vorliege. Dann aber iſt allerdings die Stufe des bloßen Mangels ſchon überſchritten; ſobald das Bewußtſein einmal geweckt iſt, es ſoll etwas geſchehen, was ſittlich iſt, und dieſem Bewußtſein nun theoretiſch die Leugnung, praktiſch das Nichtwollen gegenübertritt, dann wird aus dem Mangel etwas ſchlimmeres, ein Fehler.

Zwar unterwerfen wir auch den Fehler noch einer ſchonenden Beurtheilung; wie das Wort ſchon an einen Naturfehler erinnert, ſo denken wir uns den ſittlichen Fehler auch — zwar als weſentlich imputabel und in Vergleich mit der Negativität des bloßen Mangels als etwas poſitives, aber doch ſo, daß ſich der Wille mehr paſſiv als activ verhält. Es hat jemand den Fehler, daß er gerne ſchwatzt, gerne aufſchneidet, daß er nirgends zu rechter Zeit eintrifft oder fertig wird. Derlei Dinge ſind ein poſitives Thun, das dadurch in Gang gekommen iſt, daß ſich infolge einer fehlerhaften Naturneigung, die nicht durch gegenwirkende Zucht entkräftet worden iſt, eine Gewohnheit gebildet hat, deren Macht zu brechen der Wille, ſelbſt wenn er zwiſchenein ſich ihrer entledigen möchte, nicht die Kraft beſitzt. Auf dieſe Gattung kann allein der Name „ſchwache Seite“ mit Fug angewendet werden, wiewohl er eigentlich nur der Sprache der Converſation, nicht der Sprache der Wiſſenſchaft, dem Idiom der Welt, nicht dem chriſtlichen Ernſt angehört. Der Fehler beruht auf ſittlicher Schwäche, die ſich in einzelnen Beziehungen vorfindet, während in andern der Wille ein guter und kräftiger ſein kann. Ein Fehler aber iſt ſchon viel weniger, als ein Mangel, durch anderweitige Tugenden zu decken, zu überſtrahlen, weil, wenn der Wille in andern Stücken doch kräftig genug iſt, um das Böſe zu meiden und das Gute zu thun, ihm alsdann auch zugemuthet werden kann, daß er in jenen Beziehungen ſeine Schuldigkeit thue. Pädagogiſch iſt der Bildung von Fehlern nur entgegenzuwirken durch die Zucht, die einer fehlerhaften Neigung die Befriedigung verſagt oder dieſer durch Strafe ein

Gegengewicht giebt, ſo daß eine Gewohnheit gar nicht entſtehen kann; aber durch eine Zucht, die ebenſoſehr auf poſitivem Wege den Willen ſtärkt und das Gewiſſen ſchärft, damit, auch wenn die fehlerhafte Neigung trotz aller vorherigen Niederhaltung ſelbſt im reifen Alter ſich gemäß dem Spruche naturam expellas furca etc. wieder regt, das eigene Auge helle genug iſt, um ſie augenblicklich zu erkennen, und der ſittliche Wille mächtig genug, um ſich ihrer zu erwehren. — Man kann fragen, ob das ſittliche Gebrechen eine eigene, etwa zwiſchen Fehler und Untugend in der Mitte ſtehende Gattung, oder ob es mit einem von dieſen Begriffen oder vielleicht blos mit dem Mangel identiſch ſei? Letzteres wohl nicht, dafür iſt der Ausdruck zu ſtark; ein Gebrechen iſt zwar im urſprünglichen, phyſiſchen Sinn etwas vereinzeltes, aber es entſtellt doch den ganzen Mann und gilt in der Regel für unheilbar. Andererſeits iſt es doch mehr Gegenſtand des Mitleids, es wird als Unglück angeſehen. Eine beſondere Gattung aber bilden die ſittlichen Gebrechen doch auch wieder nicht; ſchon der Name iſt zu ſehr nur ein bildlicher, der mehr den Eindruck, den wir von der Sache empfangen, als die Sache ſelbſt bezeichnet. Es wird alſo wohl am richtigſten geſagt werden, das Gebrechen ſei ſeinem Weſen nach identiſch mit dem Fehler; der Name jedoch werde je nach dem ſubjectiven Eindruck, den die fragliche Qualität auf uns macht, auch vom Mangel, wie von der Untugend und ſogar dem Laſter gebraucht, in jenem Fall um ein ſtarkes, in dieſem Fall um ein milderes Urtheil damit auszuſprechen.

Die nächſte Stufe, die zwiſchen Fehler und Laſter noch in der Mitte ſteht, iſt die Untugend, deren negativer Name doch etwas ſehr poſitives — ein Wollen oder Thun deſſen, was nichts taugt — ausdrückt, wie in ähnlichen Benennungen (Unzucht, Untreue, Nichtswürdigkeit ꝛc.) immer ein ſehr poſitiver Sinn liegt. Die Untugend inficirt ſtärker und tiefer, als der Fehler, das ſittliche Geſammtweſen des Menſchen, denn ſie iſt nicht das Product einer Nachgiebigkeit, aus der ſich blos durch Gewohnheit ein habitus erzeugt hat, ſondern die Untugend wird mit Willen gehegt und feſtgehalten. Daher ſie in dieſer Beziehung dem Laſter an ſittlicher Verwerflichkeit gleich kommt. Dagegen unterſcheiden ſich beide deutlich dadurch, daß ſich 1) das Laſter in Handlungen von ganz beſtimmter Art, die Untugend dagegen mehr im allgemeinen Benehmen offenbart; daher z. B. der Fürwitz, der Neid, die Roheit, die Heftigkeit nicht als Laſter, ſondern als Untugend, dagegen die Trunkenheit, die Wolluſt, der Geiz als Laſter zu charakteriſiren ſind; und daß 2) das Laſter ſeine Befriedigung im Genuß, alſo auf den Wegen der groben oder feinen Sinnlichkeit ſucht, was bei der Untugend nicht der Fall iſt. Deshalb würden wir z. B. die Ehrſucht nicht ein Laſter, ſondern eine Untugend nennen, dagegen die Grauſamkeit entſchieden als Laſter ſignaliſiren, weil ſie weſentlich in einer teufliſchen Art von Wolluſt beſteht, auch bekanntlich die grauſamſten Wütheriche meiſt auch die unerſättlichſten Wollüſtlinge ſind. Das Laſter fällt aus den genannten Urſachen gröber und greller ins Auge, es präſentirt ſich häßlicher, abſchreckender als die Untugend, die für andere viel mehr eine Laſt, nicht aber wie das Laſter ein Abſcheu iſt. Daher gebraucht man das Wort Untugend auch (ſ. Wiegand, Wörterbuch der deutſchen Synonymen III. S. 904) von üblen Eigenſchaften, durch die ein Pferd, ein Hund, eine Katze uns beſchwerlich fällt und ſich als ein ſchlecht gezogenes oder ſchon bösgeartetes Exemplar ausweist, wogegen niemals ein Thier laſterhaft genannt wird. Man kann das Laſter als das den Menſchen Schändende bezeichnen, was alſo nicht blos ſein Gewiſſen befleckt, ſondern ſelbſt die auch noch vom ſündigen Menſchen werth geachtete, ja von der Selbſtſucht hoch gehaltene Ehre ihm nimmt, die Achtung, die wir ſchon als Menſch vor ihm haben würden, unmöglich macht. Das Laſter wäre hiernach eine Sünde, mit der der Menſch ſich ſelber läſtert, d. h. ſeine eigene Ehre freventlich antaſtet (was wohl noch genauer zuträfe, als wenn Nitzſch, Syſtem der chr. Lehre, § 112, das Laſter als das „Läſtern Gottes im Handeln“ definirt). Aber damit wäre noch nicht der Grund angedeutet, warum dann gewiſſe Sünden vorzugsweiſe ſolche ſchändende Wirkung haben, andere nicht, da

doch eigentlich jede Sünde den Menſchen vor Gott entehrt; auch ſind bekanntlich die Begriffe verſchiedener Völker über das turpe, wie über das honestum ungleich. Jenen Grund finden wir eben darin, daß der Menſch, in dem der Geiſt über das Fleiſch herrſchen ſollte, ſich mit Willen an den Genuß, an die ἐπιθυμία hingiebt, in ihr ſein höchſtes Gut findet, und damit den Adel ſeiner Natur verleugnet und zerſtört. Zunächſt iſt es der ſinnliche Genuß, der, ſobald er nicht unter der Regel des Sittengeſetzes ſteht, ſobald er Selbſtzweck, Lebenszweck wird, den Menſchen ſchändet, wie er auch den Leib verwüſtet; daher wir, wenn uns jemand ſchlechtweg als laſterhaft prädicirt wird, zuverläſſig entweder an Wolluſt oder an Trunkenheit denken. Allerdings aber beſchränkt ſich der Laſterbegriff nicht auf dieſe zwei Gattungen; der Geiz, die Verleumdung, die Lüge — alles wird zum Laſter, aber in welchem Fall? Abermals erſt dann, wenn das Subject ſich nicht mehr durch ein augenblickliches anderweitiges Intereſſe zu einem Unrecht verleiten läßt, ſondern in ſolchem Sündigen ſeinen Genuß findet, wenn es die ἐπιθυμία iſt, die ſich in demſelben befriedigt und die eben als herrſchende Luſt jedes edlere Motiv oder Intereſſe, alſo ſelbſt das Ehrgefühl abſtumpft. Erſt von da an kann deshalb auch irgend eine Sünde, wenn man genau ſich ausdrücken will, ein Laſter genannt werden, wenn ſie nicht nur — was ja überhaupt alle oben erörterten Begriffe zur gemeinſamen Vorausſetzung haben — habituell iſt, ſondern wenn das Sündigen, ſtatt blos ein Mittel zum Genuß, vielmehr ſelbſt ſchon Genuß iſt und als ſolcher geſucht wird. Darin liegt die tiefe Verdorbenheit, deren Zeichen das Laſter iſt; es corrumpirt den Menſchen ſelbſt wieder dergeſtalt, daß zwar noch einzelne gute Eigenſchaften ſich daneben finden können, aber entweder nur, weil alle Willensenergie ſchon von dem Hauptlaſter abſorbirt iſt und deshalb nach andern Seiten hin kein poſitiv böſer Wille mehr übrig iſt, oder aber, weil als Folge der natürlichen geiſtig-leiblichen Organiſation gewiſſe Eigenſchaften des Temperaments noch immer vorhanden ſein können, die aber als ſolche nicht wahrhaft ſittliche Producte, d. h. Wirkungen des rechtſchaffenen, pflichtbewußten Willens, Früchte des Geiſtes, ſondern Naturproducte ſind.

Mit dem Laſter ſollte es der Erzieher unmittelbar nie zu thun haben, weil es ſchon eine Macht und Conſolidirung des Böſen vorausſetzt, die dem Kindesalter ſeiner Natur nach fremd iſt. Er hat zunächſt nur dafür zu ſorgen, daß aus dem Fehler nicht Untugend und Laſter wird, wozu theils die Zucht als Gegenwirkung gegen die einzelne fehlerhafte Neigung, theils die poſitive Einpflanzung des Guten in den Willen und die Pflege der Gewiſſensthätigkeit die erzieheriſchen Mittel ſind. Davon zwar nicht auszuſchließen, aber doch weſentlich untergeordnet iſt das vom Philantropismus belobte Mittel, vor dem Laſter durch Vorhaltung der traurigen Folgen deſſelben abzuſchrecken, alſo neben dem ſittlichen Trieb und Sinn und neben der Kraft des Gewiſſens die Sinnlichkeit ſelbſt durch den Hebel der Furcht gegen das Laſter in Bewegung zu ſetzen. Wird dieſes letztere allein oder vorherrſchend angewendet, ſo verfehlt man ſeinen Zweck ſehr leicht darum gänzlich, weil der Zögling bald dahinter kommt, daß jene Folgen (wie namentlich die der geſchlechtlichen Sünden) keineswegs immer wirklich eintreten; eine Warnehmung, auf die er augenblicklich die Hoffnung gründet, daß gerade bei ihm, wenn er es klug angreife, wenn er mit ſeinen Exceſſen ein gewiſſes Maß einhalte, jene Folgen nicht eintreten werden. — Aber freilich müßten wir uns die Augen gewaltſam verſchließen, wenn wir behaupten wollten, weil im Jugendalter das Laſter nach dem Gange der Natur undenkbar ſei, ſo komme es auch in Wirklichkeit bei Kindern noch nicht vor. Unſere Rettungshäuſer, unſere Anſtalten für jugendliche Verbrecher belehren uns leider eines andern. Da handelt es ſich nicht mehr um Vorkehrungen gegen ein erſt mögliches oder drohendes Uebel, ſondern um Heilung des ſchon vorhandenen, um Exſtirpirung des ſchon eingewurzelten Böſen. Die Mittel, die zur Beſiegung der einzelnen Laſter dienen, werden in den einzelnen, dieſe betreffenden Artikeln dargelegt; in letzter Inſtanz aber kann auch das einzelne Laſter nicht ausge-

rottet werden ohne jene neue Grundlegung des ganzen geiſtigen und ſittlichen Lebens, die das Chriſtenthum Bekehrung und Wiedergeburt nennt, und die nicht in bloßer Anregung zu guten Vorſätzen und Beibringung guter Grundſätze oder im ſelbſtändigen Beginn einer neuen Lebensweiſe, ſondern in einer weſentlich religiöſen Umſtimmung des ganzen Seelenlebens beſteht, — einem Acte, der allerdings vom Individuum ſelber alles Ernſtes gewollt und durch freigewollten Anſchluß deſſelben an die in Chriſtus, in ſeinem Wort und Geiſt ſich jedem darbietende Gnade ermöglicht werden muß, deſſen Vollbringung aber immer ein Werk, ja ein Wunder dieſer Gottesgnade iſt und als ſolches erbeten werden muß. Palmer.

Lateiniſche Schule. (Vgl. d. Art. Gelehrtenſchulweſen, Mittelalterliches Schulweſen, Gymnaſium, Aufgaben, Bayern, Frankreich, Holland.) Der Begriff der lateiniſchen Schule liegt in ihrem Namen. Dieſer geht in das Mittelalter zurück und ſcheint vornehmlich für die Stadtſchulen, welche ſeit dem 12. Jahrhundert und zwar theils neben den Kloſter-, Dom- und Stiftsſchulen, theils im Streit mit denſelben aufkamen, üblich geworden zu ſein. Der Name konnte ſich natürlicherweiſe nur Geltung verſchaffen im Gegenſatz zu andern nicht lateiniſchen Schulen, oder zu einer andern Nationalität überhaupt; letzteres war im Mittelalter der Fall, in welchem die Bildung eine importirte, mit dem Latein faſt identiſche war. Die Griechen hatten ebenſowenig griechiſche Schulen, als die Römer lateiniſche und als wir deutſche Schulen hätten, wenn nicht lateiniſche wären. Der noch in die Zeiten des römiſchen Reichs zurückweiſende Namen für dieſe Schulen iſt daher auch nicht nach der Nationalität, ſondern nach der Methode geſchöpft. Es iſt der Name Trivialſchulen, der ſeinen Grund hat in dem von Marcianus Capella im 5. Jahrhundert entwickelten Begriff des trivium und quadrivium, der ſogenannten ſieben freien Künſte, Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Muſik und Aſtronomie. Die fünf letzteren Wiſſenſchaften ſind ſchon von Plato in der Republik (VII. 521 C. — 534 E.) als weſentliche Bildungselemente der Wächter (φύλακες) genannt, die Rhetorik und Grammatik iſt in der alexandriniſchen und römiſchen Zeit dazu gekommen. Insbeſondere hat die Grammatik bei den Römern, ſeit ſie anfiengen griechiſch zu lernen, die erſte und unterſte Stelle eingenommen. Zu dem trivium ſelbſt nun werden urſprünglich Grammatik, Rhetorik, Dialektik gerechnet. Uebrigens findet man dieſen Gang in den Schulen des Mittelalters nicht überall eingehalten (vgl. Ruhkopf, Geſch. des Schul- und Erziehungsweſens in Deutſchland 1794. S. 22). An manchen Orten iſt der Grammatik ſtatt Rhetorik und Dialektik, Muſik und Arithmetik beigeſellt, ſo daß die Lehrgegenſtände ſich in Latein, Rechnen und Singen theilen. Die ganze Siebenzahl dieſer Künſte (ἑπτάς) wird von dem berühmten Hrabanus Maurus dem primus praeceptor Germaniae in ſeiner Schrift de institutione clericorum (opp. T. VI. 1. 3. 18) hochgerühmt und jeder ihre Stelle angewieſen, die Dialektik aber nach Plato's Vorgang (a. a. O. 534 E. ὥσπερ θριγκὸς τοῖς μαθήμασιν ἡ διαλεκτικὴ ἐπάνω κεῖται) als die Königin aller Künſte und Wiſſenſchaften bezeichnet. Das Charakteriſtiſche ſeiner Anſchauung aber liegt darin, daß er alle dieſe Disciplinen auffaßt in ihren Beziehungen zum Chriſtenthum und zur Kirche, z. B. die Geometrie hochhält wegen ihrer Bedeutung für den Bau der Arche Noä und des ſalomoniſchen Tempels, die Muſik und die Aſtronomie aber wegen der Feſte und des Gottesdienſtes, die Arithmetik wegen der in den Zahlen liegenden religiöſen Myſtik ꝛc. Ein anderer in den Schulordnungen des 16. Jahrhunderts geläufiger Name für dieſe Schulen iſt: Particularſchulen. Der Grund dieſer Benennung iſt unklar (vgl. d. Art. Gelehrtenſchulweſen, II. 640 u. 682). Man kann denſelben in Verbindung bringen mit dem Ausdruck studium generale, dem älteſten Namen für die Univerſitäten, wobei freilich nicht nachgewieſen werden kann, daß der Ausdruck Particularſchulen ſchon ſo früh vorhanden war. Ein anderer Gegenſatz iſt der von Kloſter- und Fürſtenſchulen, wie ſie an die Stelle der aufgehobenen

Klöſter zum Theil traten. Hiernach wären Particularſchulen die zerſtreuten Landſchulen niederer Stufe, von verſchiedener Ausdehnung und Größe, welchen die größeren, umfangreicheren, die Schüler bis an die Grenze der Univerſität fördernden Anſtalten, wie Pädagogien, Kloſter-, Fürſtenſchulen gegenübergeſtellt wurden. In der württembergiſchen Kirchenordnung wenigſtens werden in dem Theil, welcher die Schulen betrifft, neben den „Teutſchen Schulen“ abgehandelt die „Particular vnſerer Stett und Flecken geordneten Schulen“ „vnſeres Fürſtenthumbs Particular lateiniſche Schulen“, ſodann „die Ordinatio des Pädagogii zu Stutgarten“, ferner die „Ordnung der Kirchenübung und Schulen bei den Prelaturen Mans Klöſtern“, endlich iſt die Rede „von dem Stipendio zu Tübingen.“ Ebenſo wird das Pädagogium in Tübingen, welches der Univerſität untergeben wurde, beſonders beſprochen. Auch in der kurſächſiſchen Schulordnung vom 1. Jan. 1580 werden die Particularſchulen den Kloſter- oder Fürſtenſchulen zu Meißen, Pforta und Grimma gegenüber geſtellt. Wie es ſich nun mit dieſem Namen verhalten mag, ſei es, daß er dem studium generale der Univerſitäten oder den höheren die Schüler bis an die Grenze der Univerſität fortführenden Lehranſtalten, Pädagogien, Kloſterſchulen ꝛc. entgegengeſetzt wird, er bezeichnet jedenfalls eine niederere Stufe des Unterrichts, deſſen Geſammtbegriff hier in einzelne Elemente (particulas) aufgelöst erſcheint (Sonderſchulen, kleine Schulen).

Weder der Name Trivialſchulen, noch der Name Particularſchulen iſt aber ſo bezeichnend wie der Name „Lateiniſche Schulen.“ Während die erſteren an der Form hängen, geht dieſer auf die Sache ein, indem er den einzigen oder doch vorwiegenden Unterrichtsgegenſtand uns concret vor Augen ſtellt und jedenfalls die urſprüngliche Bedeutung dieſer Schulen richtig ausdrückt. Denn von den älteſten Zeiten des Mittelalters an, in welchen überhaupt von ſolchen Schulen die Rede ſein kann, bis auf unſere Tage giebt es keine lateiniſche Schule, in welcher nicht die lateiniſche Sprache entweder das einzige oder das Hauptfach des Unterrichts bildete; letzteres wenigſtens in der Weiſe, daß dem Latein mehr Unterrichtsſtunden als irgend einem anderen Fach zugewieſen ſind. In dieſer Beziehung werden dieſe Schulen immer noch, wenn auch neben dem Latein zahlreiche andere Unterrichtsgegenſtände in den Lehrplan aufgenommen worden ſind, a parte potiori lateiniſche Schulen genannt. Seitdem nun im 16. Jahrhunderte der Name Gymnaſium oder auch paedagogium für ſolche lateiniſche Schulen aufgekommen iſt, welche vollſtändig organiſirt ſind, weil ſie die Schüler bis an die Grenze der Univerſität fortführen, iſt es allmählich Sitte geworden, das Wort nur für die Anſtalten zu gebrauchen, welche die untere Hälfte der Gymnaſien darſtellen, d. h. wenn ein zehnjähriger Curs angenommen wird, die fünf oder ſechs unteren Altersclaſſen. So iſt der Sprachgebrauch in Württemberg offiecell, ebenſo in Holland, in Bayern, wo der geſammte Gymnaſialcurs in zwei Hälften getheilt iſt, von welchen die untere — 4 Claſſen — die lateiniſche Schule, die obere, wiederum 4 Claſſen, das Gymnaſium heißt.*) Daß eine vollſtändig organiſirte Anſtalt jetzt noch bis an die Grenzen der Univerſität den Namen lateiniſche Schule führt, dafür iſt uns nur Ein Beiſpiel bekannt, das der lateiniſchen Schule in Halle, welche eigentlich ein vollſtändiges Gymnaſium iſt, jenen alten Namen aber, unter dem ſie geſtiftet wurde, noch beibehalten hat. Dagegen haben die lateiniſchen Schulen nicht ſelten ihre Namen gewechſelt und entweder ſich Pädagogien genannt oder Progymnaſien, wie insbeſondere in Preußen. Auch iſt es meiſt Regel, daß ſie da, wo ſie mit höheren Claſſen in organiſchem Zuſammenhang ſtehen, unter dem Namen dieſer höherer Claſſen begriffen werden und Lyceen oder Gymnaſien heißen. Hie und da ſind auch in neuerer Zeit

*) In den leges et statuta ducalis Gymnasii zu Stuttgart v. J. 1686 erſcheint das Gymnaſium in 2 Abtheilungen getrennt, in 2 Classes gymnasticae und 5 Classes scholasticae, paedagogicae (inferiores). Dieſe Abtheilungen werden in Beziehung auf Unterricht, Disciplin, Rechte der Lehrer ſorgfältig geſchieden.

misbräuchlicherweise gewöhnliche Lateinschulen, um ihnen einen höheren Glanz zu verleihen, Gymnasien genannt worden, wie man ja auch in manchen Gegenden für die über dem Volksschullehrerstand stehenden Lehrer aller Art den Titel Professoren bereit hält. Ueber alles dasjenige nun, was die lateinischen Schulen als integrirende Bestandtheile größerer Gelehrtenschulen, Gymnasien, Lyceen, Pädagogien ꝛc. mit diesen gemein haben, verweisen wir auf die genannten Artikel. Hier ist es uns darum zu thun, die Lateinschulen als für sich bestehende, isolirte, von höheren Anstalten losgetrennte Anstalten zu betrachten, wie sie besonders in Württemberg (in geringerer Zahl auch in Bayern) fast in allen, auch den kleineren Landstädten bestehen, mit mehr oder weniger Classen, manchmal bloß mit einer einzigen.*)

Lehranstalten von dieser rein municipalen Bedeutung, gegründet für das Bedürfnis kleinerer Gemeinden kennt das Mittelalter nicht. Die mittelalterlichen Schulen sind entweder bischöfliche oder Dom- und Stifts- oder Kloster-, später etwa seit dem 12. Jahrhundert auch Stadtschulen. In diesem Sinne ist die Errichtung von Schulen in der Konstitution Karls des Großen „de scholis per singula episcopia monasteria instituendis", wie schon der Titel dieser Verordnung andeutet, aufgefaßt. Der oben citirten Schrift von Hrabanus Maurus de institutione clericorum liegt dieselbe Anschauung zu Grunde. Es handelte sich auch wesentlich bis in das 12. Jahrhundert hinein um die Erziehung und den Unterricht des geistlichen Standes, auf welchen sich fast ohne Ausnahme alle höhere Bildung beschränkte. Daher sind es auch vorzugsweise geistliche Orden, die Benedictiner, später die Franciscaner und Dominicaner, welche sich mit Schule und Unterricht befaßten, von denen auch die gebräuchlichen Schulbücher herrühren. Einen Zweck oder ein Bedürfnis der Volksbildung, auch selbst nur in der Beschränkung auf die gehobeneren Schichten des Volks, kannte man in den ersten sechs Jahrhunderten des Mittelalters nicht; und auch vom zwölften Jahrhundert an waren es nur die größeren Städte, in denen ein reges bürgerliches Leben sich zu entfalten begann, die in ihren Stadtschulen einem solchen allmählich sich kundgebenden Bedürfnis abzuhelfen trachteten und zwar, was bezeichnend genug ist, nicht selten im Widerspruch und Kampf mit der Geistlichkeit (vgl. z. B. die Art. Freie Städte S. 11., Hansestädte S. 661 f.). Solche Stadtschulen finden wir schon vor der Reformation, zum Theil lange vorher in größeren Städten, insbesondere in Reichsstädten, wie Lübeck, Hamburg, Bremen, Nürnberg, Mühlhausen, Straßburg, Ulm, auch in Residenzen wie z. B. Stuttgart eingerichtet (vgl. in Beziehung auf Stuttgart: Hirzel, Gesetze für die Mittelschulen, eine „Ordnung der Schulhalben zu Stuttgarten" von 1501. S. 1 ff. und Einleitung S. I. Anm. 1. wird eine Ulmer Schulordnung aus der gleichen Zeit genannt). Auch diese Schulen bestehen also nur an namhaften Orten. Sie sind auch insofern den modernen Gymnasien, Lyceen, Fürsten- und Klosterschulen gleichzusetzen, als in ihnen der Unterricht nicht etwa nur auf den untern und mittleren Stufen besorgt, sondern entweder ganz abgeschlossen, oder bis zum Uebergang der Scholaren in höhere Bildungskreise, Universitäten u. s. w. fortgesetzt wurde. In dieser Beziehung ihnen ganz gleich zu stellen sind die Schulen der Hieronymianer (s. d. Art.) in Holland, Westfalen und im übrigen Deutschland. Es sind keineswegs isolirte, für die untere oder mittlere Stufe und für die Bedürfnisse einer Gemeinde berechnete Anstalten, sondern weiter angelegte Institute, angelegt und wirksam für einen größeren Umkreis und besucht von zahlreichen Schülern aus allen Gegenden. Auch unter dem Einfluß der wiedererwachten classischen Studien, welcher die Schulen der Hieronymianer, in dem zweiten Stadium ihrer Entwicklung wenigstens, ebenfalls berührt hat, sehen wir nir-

*) Es sollen „in allen und jeden Stetten, die seien groß oder klein, deßgleichen etlichen der fürnembsten Dörffern oder Flecken unsers Fürstenthumbs latinische Schulen und dazu taugenliche praeceptores gehalten werden." Württemb. Kirchenordnung von 1559, S. CXIX. (Hirzel, Sammlung der württ. Gesetze für die Mittelschulen S. 25.)

gends Anstalten in dem Sinne unserer Lateinschulen entstehen, welche sich auf die untere oder mittlere Stufe des Unterrichts beschränkt und nur das Bedürfnis einzelner Gemeinden im Auge gehabt hätten. Der Einfluß der Humanisten erstreckte sich mehr „auf die Höhe des Lebens, die Höfe der Fürsten", den Adel, das Patriciat in den Städten und auf analoge Schichten der Gesellschaft. Es unterscheiden sich aber die letztgenannten Classen von Schulen, die Stadtschulen, die Schulen der Hieronymianer und der Humanisten von den bischöflichen, Kloster-, Stifts- und Domschulen wesentlich dadurch, daß sie keineswegs mehr bloß die Bildung der Geistlichkeit ins Auge faßten, sondern auch die Bildung der Laien fördern wollten, wie denn die Zeit auch so weit vorgeschritten war, daß die Geistlichen nicht mehr als die einzigen Träger der Bildung betrachtet werden konnten. Die Auffassung des Bildungszweckes von Seiten der Humanisten aber war wesentlich, wenn auch mehr oder weniger unbewußt, die, daß in den alten Classikern Bildungselemente gegeben seien, die nicht auf dem Boden der Kirche gewachsen, zum mindesten neben der Bildung, welche die Kirche gewähre, eine Berechtigung haben.

Die Organisation von Lateinschulen also in dem Sinne, wie wir den Begriff hier aufzufassen haben, als von Schulen, bestimmt für die Zwecke einer kleineren Gemeinde und beschränkt auf die unteren Stufen des Unterrichts, ist ein Product der Reformation. In diesem Sinne hat Luther sich nicht nur 1520 an den christlichen Adel deutscher Nation, sondern auch im Jahr 1524 an die Bürgermeister und Rathsherren aller Städte deutschen Landes (s. Raumer, Gesch. d. Pädagogik I, 150 ff.), und Melanchthon 1543 an „eine erbare Stadt zu Anrichtung einer lateinischen Schuel" gewendet. In diesem Sinne sind von beiden Reformatoren in Sachsen die Lehrplane von 1525, 1528, 1530, 1538 festgestellt, ist in Württemberg 1559 die große Kirchenordnung mit ihren umfangreichen Abschnitten über Particularschulen und die kursächsische von 1580 erlassen worden (vgl. Schmidt, Gesch. der Pädagogik III. S. 101 ff.), Schulordnungen, welche die Grundlagen für das höhere Unterrichtswesen in Deutschland bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts geblieben sind.

Es fragt sich nun, welche *Bedeutung* so eingerichtete Schulen für den *Unterricht* haben. Ist es der Mühe werth, für die Bedürfnisse auch kleinerer Gemeinden Unterrichtsanstalten zu unterhalten mit dem bestimmten Inhalt und der bestimmten Abgrenzung, wie sie diese isolirten Lateinschulen haben? Es ist hier zuvörderst zu unterscheiden zwischen den Verhältnissen der früheren und denen der neuesten Zeit. Bis in die letzten Jahrzehende des vorigen Jahrhunderts war die Ansicht von dem *praktischen* Werth der lateinischen Sprache und von dem *praktischen* Werth der lateinischen Schulen die vorherrschende und maßgebende. Das Latein sollte geschrieben und gesprochen werden. Es wurde immer noch als eine lebende, nicht als eine todte Sprache betrachtet. „Das Lateinsprechen war im 16. Jahrhundert so allgemein, daß auch die Bürger und Handwerker der Städte es darin zu einer gewissen Fertigkeit brachten," und man darf sich daher nicht als über etwas besonderes darüber wundern, daß in der Familie des berühmten Buchdruckers und Philologen Heinrich Stephanus in Paris nicht nur die Hausfrau, sondern auch die Dienstboten Latein redeten. Das Lateinreden ist neben dem Lesen, Schreiben, Verstehen der autores in allen diesen Schulordnungen nachdrücklich vorgeschrieben, und diese Vorschrift stets bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts wiederholt worden, wie es denn in Sachsen und Preußen noch betrieben wird. Auf diesen Zweck waren die Lehrbücher, die adagia, colloquia, dialogi und die Uebungen in und außer der Schule berechnet, insbesondere gehören hieher die mimischen Uebungen, die dramatischen Aufführungen der so vielfach in sittlicher Beziehung anstößigen Komödien des Plautus und Terentius, ferner lateinische Dramen von Celtes, Reuchlin, Frischlin u. a., Aufführungen, welche von Luther, Melanchthon und in vielen Schulordnungen empfohlen sind (vgl. Hirzel a. a. O. S. X. Anm. 6. Schmidt, Geschichte der Pädag. 3. S. 123, und d. Art. Dramatische Aufführungen).

Dieser Primat des Latein stellt sich besonders im Verhältnis zum Deutschen und Griechischen heraus. In einer württembergischen Instruction für die Visitationsräthe v. J. 1546 wird angeordnet, daß die deutschen Schulen in „klainen Stetlin" abgeschafft werden sollen, weil dadurch die lateinischen Schulen verderbt und viele Knaben „versombt" (versäumt) werden und ein jeder lateinische Schüler im Latein das Deutschschreiben und Lesen ergreife (Hirzel a. a. O. S. 21). In dem von Melanchthon verfaßten „Vnterricht der Visitatoren ym Kurfürstenthum zu Sachsen" v. J. 1528 werden die Schulmeister ernstlich ermahnt, die Kinder allein Lateinisch zu lehren, nicht Deutsch oder Griechisch oder Ebräisch, wie etliche gethan und die armen Kinder mit solcher Mannigfaltigkeit beschweren, die unfruchtbar und schädlich sei (Schmidt a. a. O. S. 101). In den späteren Ordnungen erscheinen nun zwar „teutsche Schulen", auch kommt das Griechische in der 4. Classe der Particularschulen in der württemberg. Ordnung von 1559 und in der kursächsischen von 1580 mit 6 Wochenstunden vor, wie denn schon Bugenhagen in der braunschweigischen Kirchenordnung v. J. 1528 dem Griechischen ein Räumlein gegönnt hatte „griechisch lesen, das pater noster oder ein Kapitel aus dem neuen Testament griechisch, doch desselben nicht zu viel", aber im Laufe des 17. Jahrhunderts, welches man überhaupt auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung eine Zeit des Rückschritts wird nennen dürfen, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein tritt das Griechische wieder bedeutend zurück. In den württembergischen Klosterschulen werden keine griechischen Classiker, sondern nur das neue Testament und Chrysostomus gelesen und in den leges et statuta Gymnasii Stuttgard. vom J. 1686 (Hirzel a. a. O. S. 145) wird ausdrücklich gesagt, es seien „nit alle Lectiones allen und jeden gleich nöthig und die Professores sollen niemand wider seinen Willen dasjenige zu lernen zwingen, welches zu desselben vorhabenden scopo wenig oder nichts dienet." Dagegen stand das Sprechen, Schreiben und Dichten in lateinischer Sprache in voller Blüte, das Memoriren und Erklären lateinischer Sätze aus der Logik und Rhetorik,*) die schon das Mittelalter in Verbindung mit dem lateinischen Sprachunterricht gesetzt hatte, war ein wesentliches Element des Unterrichts, während Arithmetik und Geometrie, Geschichte kaum berührt, neuere Sprachen, die Muttersprache und Naturwissenschaft aber gar keinen Platz in der Schule gefunden hatten. Auch die Uebungen in Musik, welche durchaus einen kirchlichen Charakter hatten, sowie die religiösen Gesänge, Litaneien, Gebete fanden in lateinischer Sprache statt. Der Katechismus wurde in lateinischer und deutscher Sprache, der Calender in lateinischer Sprache gelernt. Die lateinische Sprache herrschte und mit ihr herrschten die lateinischen Schulen, so lange das Latein allein den Anspruch auf Bildung gewährte; diese Herrschaft gründete sich auf das praktische Bedürfnis, die lateinische Sprache mündlich und schriftlich handhaben zu können, ein Bedürfnis, das für jeden Gebildeten vorlag; diese Herrschaft dauerte noch geraume Zeit, als bereits andere Mächte, moderne Sprachen und Literaturen, Naturwissenschaften, Geschichte und Mathematik an die Thüren der Schulen pochten, als pädagogische Theorien sich Geltung zu verschaffen begonnen hatten, deren Grundsätze mit dem bisherigen Lehren und Treiben der lateinischen Schulen nicht mehr verträglich waren.

Eine andere Zeit für die lateinischen Schulen begann, als etwa mit dem Beginne des letzten Jahrzehends des vorigen Jahrhunderts das Monopol der lateinischen Bildung gefallen, jenes praktische Bedürfnis sich der lateinischen Sprache zu bedienen aufgehört, die Errungenschaften der modernen Bildung aber nach Inhalt und Form sich in den Schulen geltend zu machen angefangen hatten. Das Latein wurde zwar nicht sofort verlassen, die Lateinschulen wurden nicht geschlossen, im Gegentheil, diese ver-

*) Eine bemerkenswerthe Verordnung der württemberg. Regierung v. J. 1788 gegen das einseitige und mechanische Memoriren logischer und rhetorischer Definitionen gerichtet findet sich in Hirzel a. a. O. S. 266.

änderte Zeitrichtung auf dem Gebiete des Unterrichts traf merkwürdigerweise zusammen mit einem viel gründlicheren, tieferen und vielseitigeren Studium des römischen und griechischen Lebens, der alten Sprachen und der alten Geschichte. Aber durch unbequeme Nachbarn sah sich das Latein in seinem Besitze beengt und die Lateinschulen mußten gleichgestellten Schulen ganz anderer Richtung eine Stätte neben sich gönnen. Man wußte dem Latein, dessen praktische Entbehrlichkeit nachgerade auch dem blödesten Auge klar wurde, eine andere Seite abzugewinnen. Unter dem Gesichtspuncte des formalen Gewinns für Weckung und allseitige Ausbildung der Geisteskräfte setzte das Latein sich aufs neue fest. Von diesem Standtpuncte aus kam auch das Griechische wieder mehr zu seinem Rechte, ja zu einer Art von Gleichberechtigung neben dem Latein und die lateinischen Schulen im Besitze des Zugangs zu den Quellen des antiken Lebens, zu den Quellen der christlichen Religion und Kirche, endlich zu den Quellen des römischen Rechts nahmen bald neben den neu erstandenen Realschulen eine bevorzugte Stellung ein, als Schulen für die Jugend der höheren Stände, selbst dann, wenn diese nicht gerade akademischen Studien sich zuwandte.

Allein wir halten dafür, daß auch dieser Standpunct, von welchem aus die lateinischen Schulen wegen ihrer Bedeutung für die formale Bildung geschätzt werden, nicht in die Länge zu halten, ja daß er ein zum Theil schon überwundener ist. Wenn man auch zugiebt, daß diejenige Ausbildung der geistigen Kräfte, welche durch das Mittel der Sprache gewonnen wird, bei weitem die vielseitigste und eingreifendste sei, so erhebt sich dagegen doch sofort die Einwendung, ob denn die modernen Sprachen, deren Erlernung überdies in unseren Tagen einen ebenso großen praktischen Gewinn gewährt, als vor Zeiten die Erlernung des Latein, zu diesem Zwecke der formalen Geistesbildung so ganz untauglich seien, daß sie unbedingt den classischen Sprachen das Feld räumen müßen. Es wird doch niemand behaupten wollen, daß diese Sprachen für die intellectuelle, ästhetische und sittliche Seite des Menschen nicht auch einen erheblichen Gewinn abwerfen, daß sie nicht auch eine werthvolle Literatur hinter sich haben, daß sie nicht nach Form und Inhalt unserer politischen, religiösen, socialen Anschauung viel näher liegen als die alten Sprachen. Man wird also von dieser Seite aus den alten Sprachen nur einen graduellen Vorzug vor den modernen zugestehen, der aber wieder vollständig aufgewogen wird durch den praktischen Gewinn, welchen die Kenntnis der modernen Sprachen für das Leben gewährt. Wenn nun vollends diese Schulen, welche die modernen Sprachen an die Stelle der alten setzen, im Stande sind, neben jenen praktisch nutzbaren Sprachkenntnissen noch eine reiche Ausstattung an Kenntnissen in Mathematik, Naturwissenschaften und Geschichte ihren Schülern mitzugeben, eine Ausstattung, bei der es dann auch wieder nicht ohne eigenthümlichen formalen Gewinn abgeht, so ist von diesem Standpuncte aus kaum zu erwarten, daß das Latein, noch viel weniger das Latein ohne Griechisch, daß ferner die Lateinschulen das Feld gegen die Realien und Realschulen werden behaupten können. Wir glauben, es ist verlorene Mühe, für die Erhaltung der alten Sprachen in den Schulen und für die Erhaltung der Schulen zu diesem Zwecke den formalen Nutzen in den Vordergrund zu stellen, welcher aus denselben der geistigen Bildung erwächst.

Wir legen vielmehr das Hauptgewicht auf den Inhalt, auf das, was uns in dem Gewand der griechischen und und lateinischen Sprache von dem Lebensgehalt der alten classischen Völker überliefert ist. Wir meinen das nicht im Sinne jener überspannten Idealität, welche von manchen Philologen älterer und neuerer Zeit gepriesen wird und von Ast (Geist des Alterthums p. 24) in den prägnanten Ausdruck gefaßt worden ist: Bilde dich griechisch. Gegen eine solche Auffassung muß vom christlichen, ebenso wie vom nationalen Standpunct aus, Verwahrung eingelegt werden. Das Alterthum hat weder Individuen, noch Staaten, noch Systeme von absoluter Idealität, aber es liegt in dem Alterthum eine in sich abgeschlossene und auf sich selbst ruhende Culturwelt vor uns, welche einerseits gänzlich verschieden ist von der Cultur der modernen

Welt, andererseits in tausend Beziehungen zu derselben steht und eine Hauptgrundlage, nächst dem Christenthum und der Nationalität, die einzige Grundlage der modernen Cultur ist. Man muß nun an jeden wissenschaftlich Gebildeten die Anforderung stellen, daß er eine Kenntnis dieser Culturwelt sich zu eigen mache, wenn es auch nur ist auf dem Weg der Geschichte, oder der Kunstanschauungen, oder durch Uebersetzungen. Aber dies sind doch nur secundäre Quellen, durch welche man nicht die Sache selbst, sondern, um mit Plato zu reden, ein Abbild, ein εἴδωλον des Wesens erhält, wie es sich eben dem Gemüthe in der Darstellung des vermittelnden Elements darbietet. Wie schwach, wie getrübt, ja wie undeutlich und unverständlich diese Abbilder sind, das weiß jeder Kundige und es ist geradezu unmöglich, eine richtige Vorstellung von einem der bedeutenderen platonischen Dialogen durch eine bloße Uebersetzung zu erhalten. Ueberdies ist jeder, der sich darauf beschränken muß, auf diesem Wege eine Kenntnis der alten Welt sich zu verschaffen, genöthigt, das Berichtete auf Treu und Glauben hinzunehmen; er kann sich von der Wahrheit nicht aus eigener Anschauung überzeugen. Es erwächst in ihm kein Wissen (γνῶμη), sondern eine Vorstellung (δόξα). Was es aber für Folgen hat, wenn die große Masse der Gebildeten sich mit secundären Quellen begnügt, das zeigt die Geschichte der christlichen Kirche im Mittelalter, da selbst die Träger der Bildung und die Männer des Fachs nur eine sehr unvollkommene oder gar keine Kenntnis von der Beschaffenheit und dem Inhalt der urkundlichen religiösen Quellen hatten. Die Reformation war eben nichts anderes, als das Zurückgehen auf diese Quellen. Die Kirchengewalt des Mittelalters hat statt des Urtextes eine Uebersetzung geboten, sie hat es den Klerikern erlassen, die Sprachen des Urtextes zu lernen, sie hat den Laien den Kelch entzogen, weil ja in dem Fleisch auch das Blut enthalten sei. Wer bürgt uns, daß nicht auch eine Staatsgewalt officielle Uebersetzungen der Classiker ausgeben könnte, daß sie das Alterthum, statt unter beiderlei Gestalt nur unter der einen Gestalt des Römerthums den Untergebenen zukommen lassen wollte, weil ja das römische Wesen das griechische in sich aufgenommen habe. Exempla sunt odiosa. Es muß also, wenn es überhaupt der Mühe lohnt, daß die classische Culturwelt uns zugänglich erhalten bleibe, auch ein Geschlecht von Gebildeten erhalten bleiben, welchem jederzeit der Zutritt zu den Quellen offen steht, ohne daß es genöthigt ist, fremde Berichte im guten Glauben hinzunehmen und statt der Urbilder die Abbilder sich zu vergegenwärtigen. Zu diesem Zweck halten wir die lateinischen Schulen für nothwendig und von diesem Gesichtspunct aus versprechen wir ihnen eine Dauer und Geltung, die sie wegen ihrer formal bildenden Kraft nimmermehr behaupten werden. Aber freilich handelt es sich dabei nicht mehr von dem Latein allein, sondern wesentlich zugleich von dem Griechischen. Denn wenn die römische Welt unmittelbarer auf unsere Cultur gewirkt hat und historisch uns näher liegt, so ist doch die griechische unendlich reicher, mannigfaltiger, vollendeter, originaler. Dies bedarf denn doch wohl keines weiteren Beweises. In den lateinischen Schulen erblicken wir die conservative Macht, durch welche die Continuität der Bildung erhalten wird, durch welche verhindert wird, daß sich das Menschengeschlecht nicht von den Grundlagen seiner Bildung losreiße, daß die Errungenschaften der alten Welt ihm nicht verloren gehen. Mögen die Zöglinge der modernen Bildung reicher ausgestattet sein mit mannigfaltigen Kenntnissen, mögen sie sich in den Verhältnissen des modernen Völkerlebens sicher, energisch und schlau bewegen, möge ihnen selbst ein reicher Schmuck, eine siegreiche Logik, eine überzeugende Kraft der Rede zu Gebot stehen — es liegt kein Grund vor, warum die Zöglinge der antiken Bildung nicht auch alle diese Vorzüge sich sollten aneignen können. Aber in Einem Stücke werden diese letzteren immer überlegen sein, ich meine den Sinn für das Historische, welcher sich zeigt in dem gründlichen, gediegenen und soliden Wissen von dem, was da gewesen ist, in dem treuen Festhalten an dem Gewordenen, in dem ernsten Prüfen und richtigen Beurtheilen des Werdenden. Es wird wohl nicht in Abrede gezogen werden können, daß dies eine Eigenschaft ist, welche wir in erster Linie

an denen ſuchen müßen, welche berufen ſind, dereinſt in größeren oder kleineren Kreiſen an die Spitze der Geſellſchaft zu treten, die Geiſter zu lenken und den Ereigniſſen eine Richtung zu geben*).

Nach dieſer Abſchweifung, welche übrigens zur Begründung unſerer Anſicht über die lateiniſchen Schulen unvermeidlich war, kehren wir zu der Frage zurück, welche Bedeutung wir dieſen Unterrichtsanſtalten in dem oben bezeichneten beſchränkten Sinne beizumeſſen haben. Daß dieſelben als

*) Ueber den Antheil, den das Lateinlernen an der deutſchen Bildung hat, ſpricht ſich ein Mann, welchem einige Kenntnis des Lebens und der Welt nicht abzuſprechen ſein wird, G. Freitag, in den „Neuen Bildern aus dem Leben des deutſchen Volkes“ (Leipzig 1862 S. 425 ff.) mit beſonderer Beziehung auf die Zuſtände auf der Schwelle unſeres Jahrhunderts aus, wie folgt: „Es iſt eine Eigenheit der modernen Bildung, daß die treibende geiſtige Kraft ſich in der Mitte der Nation, zwiſchen der Maſſe und den erblich Privilegirten ausbreitet, nach beiden Seiten belebend und umformend; je mehr ſich ein Kreis irdiſcher Intereſſen von dem gebildeten Bürgerthum iſolirt, deſto weiter entfernt er ſich von allem, was dem Leben Licht, Wärme und ſicheren Halt verleiht. Und ſucht man das Beſondere, was die Männer dieſes Kreiſes verbindet und von andern unterſcheidet, ſo iſt es nicht zumeiſt ihre praktiſche Thätigkeit in glücklicher Mitte, ſondern ihre Bildung durch die lateiniſche Schule. Darin liegt der unübertreffliche Vorzug, das letzte Geheimnis ihres Einfluſſes. Niemand durfte das bereitwilliger anerkennen, als der Kaufmann und Induſtrielle, der ſich von unten heraufgearbeitet hatte und in ihren Kreis getreten war. Mit Verwunderung erkannte er, wie ſeine Söhne unter Beſchäftigung mit lateiniſcher und griechiſcher Grammatik eine Schärfe und Präciſion im Denken und Sprechen erhielten, die ſelten andere Thätigkeit dem heranwachſenden Manne gewährt. Die naturwüchſige Logik, welche in dem kunſtvollen Bau der alten Sprachen ſo ausgezeichnet zu Tage kommt, weckte ſchon früh den Scharfſinn und förderte das Verſtändnis aller geiſtigen Bildungen, die Maſſe des fremdartigen Sprachſtoffs kräftigte unübertrefflich das Gedächtnis. Noch mehr aber belebte der Inhalt, jene entferntere Welt, welche dem Lernenden aufgeſchloſſen war. Noch immer ſtammte ein ſehr großer Theil unſerer geiſtigen Habe aus dem Alterthum. Wer recht verſtehen wollte, was um und in ihm lebendig wirkte, vielleicht längſt Gemeingut aller Claſſen des Volkes geworden war, der mußte bis zu dem Quell hinabſteigen. Und die Bekanntſchaft mit einem großen abgeſchloſſenen nationalen Leben, das Verſtändnis ſeiner Lebensgeſetze, ſeiner Schönheiten und Beſchränktheit verlieh eine Freiheit im Urtheil über Zuſtände der Gegenwart, die durch nichts anderes erſetzt werden konnte. Wem die Seele durch die Dialoge des Plato erwärmt worden war, der mußte mit Verachtung auf den Zelotismus der Mönche herabſehen, und wer mit Entzücken die Antigone in der Urſprache geleſen hatte, der durfte mit berechtigter Nichtachtung die Sonnenjungfrau bei Seite legen. Das Wichtigſte von allem aber war die beſondere Methode des Lernens auf lateiniſchen Schulen und Univerſitäten. Nicht das gedankenloſe Aufnehmen eines überlieferten Stoffes, ſondern das Selbſtſuchen und Selbſtfinden iſt das Leben weckende in jedem Lernen. In den höheren Claſſen des Gymnaſiums und auf der Univerſität wurde der Studirende der Vertraute des ſuchenden Gelehrten. Gerade die Streitfragen, welche ſeine Zeit am meiſten bewegten, die Forſchungen, welche noch unbeendet am kräftigſten anſpannten, wurden ihm am liebſten mitgetheilt. So drang der Jüngling als ein frei Suchender in den Mittelpunct des grünenden Lebens ein, und wie ſehr ihn ſein ſpäterer Beruf vom eigenen Forſchen entfernt hielt, er hatte das beſte und letzte Wiſſen, die höchſten Reſultate ſeiner Zeit in ſich aufgenommen und war ſein ganzes Leben lang in den großen Fragen der Wiſſenſchaft und des Glaubens zum Urtheil befähigt, indem er allen neuen Bildungsſtoff nach den Geſichtspuncten, die er gewonnen, annahm oder abwies. Auch daß die gelehrte Schule für das praktiſche Leben ſo wenig vorbereite, war keine ſtichhaltige Klage. Der Kaufmann, der ſeine Söhne von der Univerſität auf den Stuhl des Comtoirs nahm, bemerkte ſehr bald, daß ſie vieles nicht gelernt hatten, was jüngeren Lehrlingen ſehr geläufig war, daß ſie aber in der Regel mit ſpielender Leichtigkeit das Fehlende nachholten.

Dieſer unendliche Segen der gelehrten Bildung war am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ſeit die Philoſophie und die Alterthumswiſſenſchaften hohe Bedeutung gewonnen halten, der entſcheidende Vorzug des deutſchen Mittelſtands. In ihm liegt das Geheimnis der unſichtbaren Herrſchaft, welche das gebildete Bürgerthum ſeit dieſer Zeit über das ideale Leben ausgeübt hat, Fürſten und Volk umbildend, ſich nachziehend.“ D. Red.

Unterlage der humaniſtiſchen Bildung nicht nur berechtigt, ſondern nothwendig ſind, ergiebt ſich aus dem Obigen von ſelbſt. Aber eine Ausſicht auf dauernden Beſtand iſt auch nur unter jener Vorausſetzung vorhanden. Wie wir das Gymnaſium (ſ. d. Art.) nach ſeinem Princip anſehen müßen als die auf akademiſche Studien vorbereitende Anſtalt, ſo ſind uns die Lateinſchulen der Unterbau für die Gymnaſialſtudien. Hiezu gehört zwar nicht abſolut nothwendig, daß die Lateinſchulen immer mit Gymnaſien in eine Anſtalt vereinigt ſeien. So wie man ſich den Oberbau iſolirt denken kann — man vergleiche die Fürſtenſchulen, die württembergiſchen niederen Seminarien — ſo kann auch der Unterbau für ſich beſtehen. Aber im Lehrplan des höheren Unterrichts müßen beiderlei Anſtalten in ſtrenger organiſcher Beziehung zu einander ſtehen und als Princip muß gelten, daß die Lateinſchule nicht eine abſchließende, ſondern nur eine grundlegende Bildung gewährt. Wenn es da und dort Schüler giebt, welche ſich mit dieſer Bildung begnügen, ſo ändert dies an dem Weſen und der Beſtimmung der Lateinſchulen eben ſo wenig, als wenn es Schüler der Gymnaſien giebt, welche nicht auf die Univerſität übergehen. Indeſſen ſtehen der Iſolirung dieſer Anſtalten doch auch gewichtige Bedenken entgegen. Die Anſtalten ſelbſt können, verbunden mit Gymnaſien, mit Lehrmitteln und Lehrkräften reicher ausgeſtattet werden. Die Möglichkeit, dieſelben Lehrer an untern und obern Claſſen verwenden zu können, muß ferner für einen großen Gewinn erachtet werden. Das wiſſenſchaftliche Leben aber, dies beſtätigt die Erfahrung, iſt an größeren Anſtalten ein friſcheres, fruchtbareres, die gegenſeitige Anregung iſt eine vielſeitigere, die Erfahrung eine reichere, die Einhaltung des gemeinſamen Ziels eine geſichertere da, wo höhere und niedere Claſſen in einer Anſtalt vereinigt ſind und wir müßen aus dieſen Gründen dem in Preußen, Hannover ꝛc. beſtehenden Syſtem den Vorzug geben vor dem in Württemberg beſtehenden, wo die bunteſte Mannigfaltigkeit kleiner und kleinſter lateiniſcher Schulen in den Landſtädten zu finden iſt. Es beſtehen in Württemberg etliche und zwanzig lateiniſche Schulen mit einem einzigen Lehrer, welcher die Altersclaſſen vom 9. oder 10. bis zum 14. Jahr in ſeiner Schule vereinigt, alle Fächer docirt und hie und da manchmal noch außerdem geiſtliche Functionen hat. Solche Anſtalten beſtehen zum Theil an Orten, in welchen ſich Realſchulen daneben befinden, an Orten, deren Bevölkerung faſt ganz der Landwirthſchaft oder niederen Gewerben zugewendet iſt, in welchen ſich immer nur wenige Schüler finden, die ihre Studien ſpäter auf einem Gymnaſium fortſetzen, die Griechiſch lernen. Sollte man zu viel ſagen, wenn man behauptet, dieſe Anſtalten friſten ihr Daſein nur geſtützt auf die Tradition, ſie ſeien für die Gemeinden ein Luxusartikel, ſollte man die Regierung tadeln wollen, wenn ſie es den Bedürfniſſen ſolcher Gemeinden für entſprechender hält, daß dieſe Anſtalten in Realſchulen verwandelt werden? Eine andere viel zahlreichere Claſſe ſolcher iſolirter Lateinſchulen in Württemberg ſind diejenigen, an welchen ſich 2 Lehrer befinden, welche ſich in das Geſchäft ſo theilen, daß der eine die Knaben vom 8. bis 10. Jahr in die Elementen unterrichtet, der andere ſie bis zum 14. weiter führt. Dieſe Anſtalten finden ſich meiſt neben Realſchulen an denſelben Orten in gewerbe- und landwirthſchaftstreibenden Städtchen mit etwa zwei bis dreitauſend Einwohnern. Wir wiſſen aus dieſen Anſtalten kein günſtiges Prognoſtikon zu ſtellen. Sie werden gezogen und erhalten durch den Einfluß der Beamten, beſonders der Geiſtlichen und der Gemeinderäthe, in welchen ſich manche Mitglieder finden, die in ihrer Jugend auch die lateiniſche Schule beſucht und eine gewiſſe Vorliebe und Anhänglichkeit an dieſe Anſtalten bewahrt haben. Dies wird ſich anders geſtalten und hat ſich ſchon anders geſtaltet da, wo Generationen an das Regiment kommen, die ihre Bildung in Realſchulen erhalten haben. Weitaus die meiſten Schüler dieſer Anſtalten treten nach der Confirmation zu bürgerlichen Berufsarten über. Sie brechen das Latein ab, nachdem ſie eben angefangen haben etwas zu leiſten. Mit dem Griechiſchen beſaßt ſich niemand, oder doch nur ein ganz kleiner Bruchtheil. Es wird zwar in dieſen Schulen nicht ſelten Tüchtiges geleiſtet, obſchon auch hier ein Lehrer die Laſt des ganzen

Unterrichts bei 3 bis 4 Altersclaſſen auf ſich hat, wie auch ſogar in einclaſſigen Lateinſchulen manchmal recht ſchöne Erfolge erzielt werden. Allein es erfordert dies doch eine außerordentliche Begabung und eine faſt übermenſchliche Anſtrengung des Lehrers, und wir können ſolche Verhältniſſe nicht für die normalen halten, wir können insbeſondere nicht annehmen, daß die humaniſtiſchen Studien in dem oben bezeichneten Sinne dadurch gefördert werden; es iſt faſt nicht möglich, daß der Lehrer ſelbſt im Stande iſt, an ſeiner wiſſenſchaftlichen Fortbildung weiter zu arbeiten. Wir glauben, daß auch dieſe Lateinſchulen die Concurrenz mit den Realſchulen nicht in die Länge werden aushalten können, namentlich in Gemeinden von beſchränkten Mitteln. Man wird ſich überzeugen, daß die Söhne von Bauern und Gewerbetreibenden, welche dem Berufe ihrer Eltern folgen, die Zeit, welche ſie auf das Latein verwenden, in welchem ſie doch meiſt nur ſehr Unvollkommenes leiſten, nutzbringender in einer Realſchule zubringen würden. Aus dem Eingehen dieſer kleinen Lateinſchulen *) wird freilich für manche Eltern, insbeſondere für die Beamten, die Nothwendigkeit entſpringen, ihre Söhne, ſofern ſie zu akademiſchen Studien beſtimmt ſind, in fremde Schulen zu bringen. Allein dieſe Nothwendigkeit liegt nicht nur in andern Staaten, in welchen ſich dieſe kleinen Lateinſchulen nicht finden, ſondern auch in Württemberg für die Geiſtlichen und andere Beamte auf dem Lande längſt vor. Sie iſt ſelbſt bisher an ſolchen Orten, wo ſich lateiniſche Schulen befanden, wenn die Lehrer nicht genügten, den Eltern nicht erſpart geblieben.

Wir wiſſen daher nur ſolchen vereinzelten Lateinſchulen unſeren Beifall zu ſchenken, an welchen die Arbeit des Unterrichts von einer größeren Zahl von Lehrern getragen wird, welche die vom 8. bis 14. Jahr beſtehenden 6 Altersclaſſen gleich unter ſich in entſprechende Curſe vertheilen und in Beziehung auf gewiſſe Fächer, für welche der eine oder andere mehr Geſchick hat, auch gegenſeitig eintreten können. Solche Lateinſchulen, meiſt an volkreicheren, belebteren, mit reichlicheren Mitteln ausgeſtatteten Orten, wie deren Württemberg auch eine Anzahl beſitzt, ſind dann eigentliche Progymnaſien, Vorbereitungsanſtalten für die Gymnaſien, mit welchen ſie in einer inneren organiſchen Verbindung ſtehen. Sie müßen, je mehr die Zahl der kleineren Lateinſchulen ſich mindert, um ſo mehr an Frequenz wachſen und ihren localen und particulariſtiſchen Charakter verlieren, welcher den neben ihnen beſtehenden Realſchulen ganz zufallen wird. Solche Anſtalten können und müßen dann auch das Griechiſche als obligates Fach aufnehmen, nicht mit der eiſernen Strenge, daß in beſonderen Fällen nicht auch eine Diſpenſation ſtattfinden könnte, aber ſie dürfen nie Stätten werden, in welchen das Umgehen des Griechiſchen erleichtert und gefördert wird. In ſolchen Anſtalten, die vermöge ihres Princips mehr der Staatsfürſorge als [illegible] Gemeinde anheimfallen, wird dann auch in naturgemäßer und folgerichtiger Weiſe [illegible] von dem Lehrſtande ſo vielfach vermißte und angeſtrebte Emancipation von der [illegible]lichen Schulbehörde durchgeführt werden können. Die Lehrer würden unter einen [illegible]erſtand geſtellt werden, welcher der Staatsbehörde, am beſten einem benachbarten [illegible]nſialrector untergeordnet wäre, ohne daß deshalb eine Cognition und Theilnahme der [illegible]emeindebehörden an der in ihrer Mitte befindlichen und zum Theil aus ihren Mitteln unterhaltenen Anſtalt ausgeſchloſſen würde. Wir meinen, durch ſolche, ſorgfältig gepfl[illegible]gte, wohl ausgeſtattete und würdig geſtellte größere Lateinſchulen würde dem Gemeinweſen beſſer gedient, als durch die kleinen, ärmlichen, obſcuren Anſtalten, an welchen die Lehrer unter anſtrengender Arbeit ihre beſten Jahre und Kräfte opfern, die für ihren Beruf ſo nöthige Friſche und Freudigkeit verlieren und in einer unwürdigen und vergeſſenen Stellung verkümmern. Hirzel.

*) Ganz dieſelbe Bemerkung wird hinſichtlich der kleinen lateiniſchen Schulen in Holland gemacht; ſ. d. Art. Holland S. 575 und 578: „Man muß durchaus verlangen, daß die kleinen, ungleich über das Land vertheilten lateiniſchen Schulen verſchwinden, um Progymnaſien — hauptſächlich aber um Anſtalten Platz zu machen, die den Mittelſchulen Belgiens oder den Real- und Bürgerſchulen Deutſchlands entſprechen."

In Sachſen ſind die kleinen lateiniſchen Schulen auf dem Lande faſt alle eingegangen.

Lateinische Schule. Zweiter Artikel. Die lateinischen Schulen in Württemberg sind, wie der vorhergehende Artikel zeigt, ein Vermächtnis der Reformation, und zwar ein Vermächtnis, das in unserer Heimat, wie es scheint, treuer bewahrt worden ist, als in irgend einem anderen Lande. Thiersch hat in seinem Werk „Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts" ꝛc. Th. I. 1838 den württembergischen lateinischen Schulen bekanntlich ein glänzendes Zeugnis ausgestellt und die Ueberzeugung ausgesprochen, daß sie „als das Kleinod unter allen Schätzen auf dem Gebiet der gelehrten Schulen in Deutschland zu bewundern seien" (S. 218); auch haben württembergische Anschauungen auf die analogen Gestaltungen im bayrischen Schulwesen allem Anschein nach ziemlichen Einfluß gehabt. Wenn nun auch jenes Lob nach der Ansicht derer, welche unser Schulwesen aus längerer Erfahrung kennen, etwas zu überschwenglich lauten mag, so hoffen wir dennoch, es sollte dem Zwecke dieses Werkes nicht zuwiderlaufend gefunden werden, wenn wir dieser für das Schulwesen hauptsächlich Württembergs charakteristischen Institution eine eingehendere Schilderung widmen und den Versuch machen, in Bezug auf die Zukunft der kleineren lateinischen Schulen eine von der im vorhergehenden Artikel dargelegten abweichende Ansicht zu begründen. Suchen wir uns zuerst das Bild einer zweiclassigen lateinischen Schule vor das Auge zu stellen. Sie hat durchschnittlich etwa 40 — 50 Schüler in 6 Jahrgängen unter zwei Hauptlehrern, zu denen an manchen Orten noch ein Hülfslehrer aus der Zahl der Volksschullehrer für Singen und Schönschreiben kommt. Sind nun die Hauptlehrer tüchtige, ihrem Amte gewachsene Männer, welche zusammen passen und auch die Realien gut zu vertreten geeignet sind, so stehen die Jahrgänge der Schüler denen in den entsprechenden Gymnasialclassen in den Hauptfächern wesentlich gleich. Der Lehrplan wird in der unteren Classe etwa folgendermaßen gestaltet sein: Latein 16, Deutsch 3, Religion 3, Rechnen 4, Geographie 2, Schönschreiben 2, in der oberen: Latein 16, Griechisch 6, Französisch 2, Deutsch 1, Religion 2, Rechnen 2, Geschichte und Geographie 2, Schönschreiben 1, Singen 1 Stunde. Vor 1841 kam noch das Hebräische dazu, doch nur in Privatstunden. Wenn neben der lateinischen Schule eine Realschule besteht, so giebt vielleicht der Reallehrer Rechnen und Französisch in der Latein-, und dafür der Präceptor, welcher meistens Theologie studirt hat, Religion, Geschichte und Geographie in der Realschule. Zuweilen haben die Lateiner auch ein paar Stunden Unterricht in der Geometrie, und in den meisten Orten, jedoch nur facultativ, im Zeichnen. Es unterscheidet sich also der Lehrplan von dem der Gymnasien insgemein dadurch, daß dem Latein etliche wöchentliche Stunden mehr, dem Französischen und den sogenannten Realien etliche weniger gewidmet sind. Das Plus beim lateinischen Unterricht wird aber in Wahrheit zu einem bedeutenden Minus, wenn man bedenkt, daß in jedem Fall mehrere Altersclassen beisammen, also mehrere Abtheilungen zugleich zu unterrichten sind. Hierin liegt nun eine Hauptkunst tüchtiger Präceptoren und fast möchte ich sagen, zugleich der Schlüssel zu dem Räthsel, wie es kommt, daß scheinbar mangelhaft organisirte Schulen doch wirklich Bedeutendes leisten und mit scheinbar vollkommener organisirten erfolgreich concurriren können. Die Unterrichtsfächer nämlich, welche die geistige Bildung der Jugend tiefer gründen und auch in die sittliche Erziehung tiefer eingreifen, das sind die, welche ihrer Natur nach das Wissen und das Können gleichmäßig fördern und ohne ernste, selbstthätige Arbeit von Seiten des Schülers gar nicht ordentlich betrieben werden können, d. h. Sprachen und Mathematik. Hat ein Lehrer in diesen Fächern nur Eine Altersclasse zu unterrichten, so ist er mindestens in Versuchung, umständlich zu werden, zu dociren und einen Theil des Unterrichts, nämlich die eigene Uebung der Schüler, außerhalb der Schulzeit fallen zu lassen, während derjenige, welcher mehrere Altersclassen zugleich vor sich hat, eben dadurch genöthigt ist, seinen Unterricht zu concentriren und mit der intensivsten Geistesthätigkeit zu ertheilen, gespannte Aufmerksamkeit zu fordern und auf zweckmäßige Selbstbeschäftigung für diejenigen zu denken, welche er im Augenblick nicht selbst unterrichtet.

Dieser wird von selbst auf den richtigen didaktischen Grundsatz geführt, der sich in folgender Regel ausdrücken läßt: Lehre so wenig als möglich, aber sorge, daß deine Schüler soviel als möglich lernen.

Durchschnittlich wird also zu erwarten sein, daß die Schüler solcher kleinen lateinischen Schulen mehr daran gewöhnt sind, jedes Wort des Lehrers scharf aufzufassen, den Unterricht selbstthätig zu verarbeiten und das Gelernte mit eigenem Urtheil anzuwenden, als Knaben in Gymnasialclassen mit einjährigen Cursen. Das Beisammensein von drei Jahrgängen bildet nur für den Anfang eine größere Schwierigkeit, nach einiger Zeit pflegt sich die Möglichkeit zu ergeben, die besseren Schüler der mittleren Abtheilung zu der ersten zu nehmen, die schwächeren zur dritten und so die Zahl der Abtheilungen auf zwei zurückzuführen. Im Rechnen kann ein gewandter Lehrer drei Altersclassen von Schülern zugleich unterrichten; in Religion, Deutsch, Geschichte, Geographie sind die Lernstufen nicht so scharf unterschieden, daß es nicht zulässig wäre, alle Jahrgänge zusammenzunehmen; wenn infolge davon eine Abtheilung die Geographie von Amerika vor der von Europa bekommt u. s. f., so ist das und Aehnliches immerhin nicht ganz naturgemäß, aber doch kein großer Nachtheil. Aber der jüngere Knabe hat den älteren im beständigen Zusammenleben vor sich, sieht und hört täglich, wie weit er ihm voraus ist, lernt wohl gelegentlich manches von ihm und streckt sich überhaupt zu ihm empor, wie umgekehrt die jüngeren als Zeugen und Nacheiferer die älteren Schüler anspornen oder auch beschämen. Ist somit das, was die Schüler solcher kleinen lateinischen Schulen erreichen, denn doch befriedigend, so fragt es sich weiter: sind denn aber die Lehrer derselben, die Präceptoren, nicht gleichwohl übel daran? Arbeit haben sie allerdings nicht wenig, vom Morgen bis znm Abend. Führen wir uns einmal den Arbeitstag eines württembergischen Präceptors und seiner Schüler vor. Morgens um 7 Uhr versammeln sich die beiden Classen im größeren Lehrzimmer und singen zuerst ein paar Verse aus einem geistlichen Lied. Wenn eine Schulorgel oder ein Harmonium vorhanden ist, so wird von einem der Lehrer oder der Schüler dazu gespielt. Dann liest ein Lehrer ein ausgewähltes Stück aus der Bibel, langsam, so daß es sich selbst erklärt, oder wo es nöthig ist, mit kurzen Erläuterungen. Ein Schüler spricht sofort das Gebet und diejenige Classe, welche ihr Zimmer nicht hier hat, geht nun in das ihrige, welches vielleicht durch eine offene Thüre mit dem ersten verbunden ist. Die Classe des Präceptors sei in zwei Abtheilungen getheilt. Der Lehrer dictirt, wenn es der Prolocotag ist, ein deutsches Thema, welches die älteren Schüler alsbald lateinisch schreiben (excipiren), die jüngeren nachher in der Classe (ohne Wörterbuch und Grammatik) ins Lateinische übersetzen. Die erste Abtheilung giebt ihre Prolocoarbeiten ab und nimmt den Cäsar oder eine Chrestomathie aus Livius oder Cicero vor; zuerst wird das Pensum der vorigen Stunde wiederholt, dann weiter übersetzt. Um 9 Uhr giebt die zweite Abtheilung ihre einstweilen gefertigten Arbeiten ab; dann viertelstündige Pause, in welcher die Schüler sich auf dem Hofe herumtreiben und ihr Brod essen, der Lehrer ebenfalls etwas genießt. Nachher deutscher Unterricht: der Lehrer liest ein Stück aus dem Lesebuch vor und läßt es dann auch von einzelnen Schülern lesen, erläutert den Inhalt, vielleicht auch, wenn es Verse sind, die poetische Form, das Metrum, und lernt zum Schlusse in Gemeinschaft, ja im Wetteifer mit den Schülern Vers um Vers auswendig; prosaische Stücke läßt er, nachdem die Bücher der Schüler geschlossen worden sind, mündlich möglichst wortgetreu oder nur dem Hauptinhalt nach wiedergeben; alle 4—6 Wochen einmal wird statt dessen ein corrigirter Aufsatz den Schülern zurückgegeben, wobei der Lehrer die bemerkenswertheren Arbeiten vorliest, Lob und Tadel vertheilt, Fehlerhaftes zur Besprechung bringt; zuletzt giebt er etwa eine neue Aufgabe mit mehr oder weniger Andeutungen über die Behandlung derselben. In der vierten Vormittagsstunde kommt das Griechische an die Reihe; die Nichtgriechen haben indessen lateinische oder französische Aufgaben zu lernen oder zu schreiben. Die jüngeren Schüler sagen die aufgegebenen griechischen

Formen her und hören dann beim Ueberſetzen der älteren aus der griechiſchen Chreſtomathie zu oder ſchreiben ein Stück aus einem Uebungsbuch griechiſch. Zum Schluſſe der Stunde werden noch ein paar deutſche Sätze zur Einübung ſyntaktiſcher Regeln dictirt, welche die erſte Abtheilung griechiſch niederſchreibt und ſogleich vorlieſt, damit die Fehler berichtigt werden können. Um 11 Uhr fängt der Präceptor an, die Proloco zu corrigiren, die meiſten Schüler haben frei, die Landexamenscandidaten (ſ. d. Art. Landexamen) arbeiten noch etwas für ſich im Schulzimmer unter der Aufſicht des Lehrers. Die Mittagsſtunde verſammelt einen Theil der Schüler, die, welche dem Präceptor von auswärts übergeben ſind, die „Koſtgänger", an ſeinem Tiſche, welchen die Frau Präceptorin mit einfachen, aber, wenn ſie, wie ſie's doch zu ſein pflegt, eine liebreiche Hausmutter iſt, reichlichen Speiſen beſetzt. Nachher tummelt ſich die fröhliche Schaar bis zwei Uhr auf dem freien Platz vor der Schule oder ſonſt wo im Städtchen. Von 2—4 Uhr Nachmittagsſchule; zuerſt arbeitet der Lehrer mit der jüngeren Abtheilung, etwa in Cornelius Nepos, während die älteren Knaben ein Stück aus Roths lateiniſchen Stilübungen ſchriftlich überſetzen oder auch eine Numer aus dem darauf berechneten Anhang in lateiniſche Verſe verwandeln; nachher haben beide zuſammen Unterricht in der Geſchichte; der Lehrer lieſt z. B. ein Stück aus Roths griechiſcher oder aus Kohlrauſchs deutſcher Geſchichte vor und läßt es dann von einzelnen nacherzählen, hört wohl auch ein Penſum aus Hirzels chronologiſchen Tabellen ab. Beide Claſſen verſammeln ſich wieder, um mit gemeinſchaftlichem Geſang und Gebet die Schule zu ſchließen. Die öffentlichen Lectionen ſind zu Ende, das Vesperbrod wird verzehrt; in der heißen Jahreszeit erſt, nachdem die Lehrer ihre Zöglinge ins Bad im nahen Fluß geführt haben, der nachher ſie ſelbſt aufnimmt und erfriſcht. Um 5 Uhr kommen Lehrer und Koſtgänger, vielleicht auch Aufſichtszöglinge aus dem Städtchen, wieder ins Schulzimmer, jener um die Correcturen zu beſorgen, die Penſa des folgenden Tages vorzubereiten, für ſich zu ſtudiren, dieſe um ihre Hausaufgaben zu fertigen, die in Memorirübungen, Präparationen, Niederſchreiben des Exponirten u. dgl. beſtehen. An ein paar Abenden in der Woche werden wohl auch noch ein vierzig Verſe aus dem Metamorphoſen (ohne Vorbereitung) geleſen und überſetzt, am Samſtag Abend die bemerkenswertheſten Sachen, die im Lauf der Woche vorgekommen, wiederholt und nöthigenfalls noch einmal durchgeſprochen. Von 7—8 Uhr läßt an vielen Orten der Lehrer die Schüler turnen. Zwiſchen dem Abendbrod und dem Abendgebet und Schlafengehen ſitzen die Koſtgänger auf den Bänken vor dem Hauſe, ſingen Turn- und Vaterlandslieder, erzählen von ihrer Heimat, von der letzten Turnfahrt, oder ſie theilen ſich in zwei Partieen und führen die Kämpfe zwiſchen Hannibal und Scipio, die Schlachten Alexanders oder Cäſars auf. Daß die Zöglinge dabei geiſtig und körperlich gedeihen, ſieht man ihrem munteren Treiben an. Aber auch der Lehrer verkümmert nicht; er erwirbt ſich Gewandtheit im Unterrichten, Sicherheit im Stoff, insbeſondere in der Grammatik, und benützt die Zeit zu ſeiner eigenen Fortbildung um ſo eifriger, je ſparſamer ſie ihm zugemeſſen iſt; durch den nahen Verkehr mit ſeinen Zöglingen gewinnt er an pädagogiſcher Einſicht und Erfahrung, ſie werden ihm gleichſam ein erweiterter Familienkreis, und die erzieheriſchen und didaktiſchen Erfolge, die er mit den einzelnen erreicht, wenn einer z. B. im Landexamen gut beſteht, erregen das Intereſſe des ganzen Hauſes und werden von allen mit gemeinſamer Spannung erwartet, mit gemeinſamer Freude gefeiert. Er erzieht ſich freilich, wie einmal die Menſchen ſind, nicht lauter dankbare Schüler, aber in der dauernden Anhänglichkeit der beſſeren Naturen, dem Danke vieler Eltern, der ermunternden Anerkennung der Behörden liegt ein Lohn, der ihm ſelten entgehen wird. Und die Männer, die ſich in dieſem engen Kreiſe bewähren, finden ſich in ihrem Berufe oftmals ſo befriedigt, daß ſie bis ins höhere Alter ihm treu bleiben, als Träger und Fortbildner der guten alten, traditionellen Methode, auf deren Beiſpiel das nachwachſende Geſchlecht achtet, und die höher ſtrebenden unter ihnen können durch die Pforte der Profeſſoratsprüfung an die höheren

Claſſen der größeren Anſtalten übergehen, wo ihre Gründlichkeit dem ſonſt nicht ſeltenen Streben, die akademiſche Lehrart zu anticipiren, zum heilſamen Gegengewicht wird. Bewahrt auch das Zuſammenleben mit mehreren Collegen ſicherer vor Einſeitigkeit, ſo bilden ſich erfahrungsgemäß an kleinen Schulen leichter charaktervolle Lehrerindividualitäten; erhält in einem glücklich zuſammengeſetzten Lehrercollegium der einzelne durch das wiſſenſchaftliche Streben und die pädagogiſche Erfahrung der andern vielfache Anregung, ſo hat dagegen der Lehrer auf dem Lande zwar nur Einen Collegen, aber vielleicht einen Mann, der mit ihm ganz harmonirt, der ſein Freund iſt, oder er ſteht auch nicht unter dem ermattenden Einfluß eines ungünſtig zuſammengeſetzten Collegiums, wie ſie eben auch vorkommen können, deſſen Mitglieder vielleicht theilweiſe ohne pädagogiſches Intereſſe, überſatt, verdroſſen ſind, die ihnen anvertrauten Seelen nicht auf dem Herzen tragen, den Schwerpunct ihrer Intereſſen und Beſtrebungen außerhalb der Anſtalt finden oder gar in Zwietracht und Händeln leben und bei jeder Gelegenheit an einander auffahren; erhöht dort das Zuſammenwirken mehrerer die Wirkſamkeit der einzelnen Kraft, ſo iſt hier die Einheitlichkeit der Wirkung von vornherein nicht erſt in Frage geſtellt; hat dort der einzelne an Schuld und Verdienſt des Erfolgs nur geringeren Antheil, ſo macht hier das Bewußtſein der ungetheilten Verantwortlichkeit das Gefühl der Mängel empfindlicher, die Warnehmung des Gedeihens lohnender und die Freude über ein wirklich erreichtes Ziel höher. Auch die Lage der Präceptoren hat ſomit ihre Lichtſeiten und um ihretwillen ſoll man die kleinen lateiniſchen Schulen nicht aufheben. Aber ſollte man ſie um der Bedürfniſſe der Schüler willen aufheben und in Realſchulen verwandeln? Es iſt dies eine um ſo ſchwierigere Frage, je verſchiedener die Intereſſen ſind, welche ſie berührt. Beſtimmen wir vor allem die Natur der Realſchulen, von denen die Rede ſein kann. An eine Realſchule in norddeutſchem Sinn iſt ja natürlich nicht zu denken, dort benennt man mit dieſem Namen ganz andere Anſtalten; es ſind kleine ein- oder zweielaſſige Schulen für Knaben vom 8. bis 14. Jahre, was man in Preußen Stadtſchulen, vielleicht höhere Stadtſchulen nennen würde. Der Lehrplan unterſcheidet ſich von dem der lateiniſchen Schulen dadurch, daß etwa die eine Hälfte der dort den claſſiſchen Sprachen zugewendeten Zeit dem Franzöſiſchen, die andre den Realien zugelegt wird; Geometrie, welche nur einzelne lateiniſche Schulen haben, iſt auf allen Realſchulplänen, auf manchen auch Phyſik; in Geſchichte und deutſcher Sprache müßen die Realſchüler nothwendig mehr Stunden haben, wenn ſie mit den Lateinern auch nur einigermaßen gleichen Schritt halten wollen, abgeſehen von andern Gründen ſchon darum, weil dieſe den für dieſes Alter verſtändlichſten Theil der Geſchichte, die alte, in Hauptpartien aus den Quellen, alſo in viel concreterer und fruchtbarerer Weiſe, kennen lernen, aus Nepos, Cäſar, Livius und der griechiſchen Chreſtomathie, und weil ſie die Schätze der Mutterſprache zu heben durch das viel reichlichere, vielſeitig bildende Ueberſetzen aus den alten und in die alten Sprachen weit mehr geübt werden; in neuerer Zeit werden an nicht wenigen Schulen dem Zeichnen ſo viele Stunden gewidmet, daß der Reallehrer ſelbſt den Kopf ſchüttelt. Die Schülerbevölkerung ſteht durchſchnittlich um eine Schichte tiefer als in der lateiniſchen Schule, da die Beamten und diejenigen, welche ſich zu den „Honoratioren“ zählen, für ihre Kinder insgemein die lateiniſche Schule ſuchen, Handwerker dagegen, denen dieſe zu vornehm geweſen wäre, der gewöhnlichen Volksſchule den Rücken kehren und ſich zur Realſchule wenden. Die Lehrer, größtentheils urſprünglich dem Volksſchullehrerſtande angehörig, haben ihre weiteren Studien in der Regel auf der polytechniſchen Schule gemacht; Reallehrer von akademiſcher Bildung werden faſt ausnahmslos nur an größeren Anſtalten zu finden ſein. Das Reſultat im ganzen iſt nach meinen Beobachtungen ungefähr folgendes: wenn wir, wie billig, die oberen Schüler einer guten lateiniſchen mit den oberen Schülern einer guten Realſchule vergleichen, ſo ſind die erſteren an geiſtiger Bildung, an Gewandtheit im Denken und Sprechen den letzteren entſchieden überlegen, die Realſchüler haben gewöhnlich als Erſatz für die alten Sprachen die Geometrie voraus, vielleicht

auch in den andern Realien und im Franzöſiſchen ein kleines Mehr an poſitiven Kenntniſſen, das aber freilich ſpäter ſich bald vollends ausgleicht, denn in der Fortbildungsſchule holen unter obiger Vorausſetzung die geweſenen Lateiner die geweſenen Realſchüler gewöhnlich bald ein. Von den im Vorhergehenden liegenden Gründen dieſer Erſcheinung will ich nur einen hervorheben: der lateiniſche Elementarunterricht iſt nach meiner Meinung ungleich bildender, ungleich geeigneter, das Sprachbewußtſein zu entwickeln, die Sprachkraft und damit die Denkkraft zu ſtärken, als der franzöſiſche. Natürlich, denn für den Schüler ſind die Beugungsformen weit ſchärfer ausgeprägt, die ſyntaktiſchen Formen ein klareres Abbild der Denkformen, als hier, und die Schwierigkeiten nehmen in ſteigendem Maße das Auffaſſungs- und Urtheilsvermögen in Anſpruch, während im Franzöſiſchen die erſten Schwierigkeiten in der Ausſprache liegen und hauptſächlich das Gehör und die Sprachwerkzeuge beſchäftigen. Was nun aber den materiellen Nutzen betrifft, ſo täuſcht man ſich gar oft, indem man folgendermaßen calculirt: Das Latein iſt für meinen Sohn unnütz, denn wo ſpricht man denn Latein? Das Franzöſiſche dagegen iſt die allgemeine Verkehrsſprache. Ja, nur lernt kein Realſchüler bis zum 14. Jahr ſo viel Franzöſiſch, um ohne weiteres im Verkehr des Lebens davon Gebrauch machen zu können, abgeſehen davon, daß denn doch die allerwenigſten von unſern Handwerkern wirklich die franzöſiſche Sprache praktiſch nöthig haben; kommt aber ein guter Lateiner und ein guter Realſchüler nachher auf eine höhere Anſtalt oder in ein Land, wo man franzöſiſch ſpricht, ſo wird die Solidität der ſprachlichen Grundlage bei beiden eine Probe zu beſtehen haben, um deren Ausfall mir nicht bange iſt. Von den naturwiſſenſchaftlichen und mathematiſchen Kenntniſſen aber wird das oben zugegebene Mehr dem Realſchüler in der Praxis keinen nennenswerthen Voraus vor dem Lateiner verſchaffen; denn das Beſte und eigentlich Fruchtbare, was in dieſen Disciplinen erreicht werden kann, fällt doch jenſeits der betreffenden Altersgrenze.

Unſere niederen Realſchulen ſind mit in der Abſicht gegründet worden, daß ſie ihre Schüler beſſer als die lateiniſchen Schulen für „das Geſchäft" vorbereiten ſollten; ſchon dieſe Abſicht möchten wir nicht gutheißen, denn bei der in Frage ſtehenden Altersſtufe liegt die wichtigſte Aufgabe noch in der allgemein menſchlichen Bildung; aber die Abſicht ſelbſt wird verfehlt, eben infolge davon, daß der unterſcheidende Stoff der lateiniſchen Schule in näherer Verwandtſchaft mit dem Geiſt und Gemüth des Knaben ſteht und zur Weckung ſeines Geiſtes, zur Bildung ſeines Gemüths mehr beiträgt, als der ſpezifiſche Stoff der Realſchule.

Nach dem Bisherigen ſehen wir die lateiniſchen Schulen nicht bloß als Unterbau für die Gymnaſialſtudien an, ſondern ſie führen zugleich diejenigen, deren Schullaufbahn im 14. Jahr weſentlich zu Ende geht, zu einem gewiſſen Abſchluß ihrer Bildung. Es wäre auch nach unſerer Anſicht ſchlimm, wenn es anders wäre; denn auf die 4125 Schüler aller Arten von lateiniſchen Schulen in Württemberg kamen im J. 1854 nur 132 Abiturienten; wenn alſo nur die Univerſität das richtige Ziel der lateiniſchen Schule iſt, ſo erreicht die weit überwiegende Mehrzahl ihr Ziel nicht. Es iſt aber für dieſe Mehrzahl, wie oben gezeigt, in der lateiniſchen Schule nicht ſchlechter geſorgt, als in der Realſchule, wenn auch die gewonnene Bildung der Qualität nach nicht ganz die gleiche iſt. Eine höhere Bildungsſtufe kann auf dem einen wie auf dem andern Wege nur dann erſtiegen werden, wenn die Schullaufbahn weiter fortgeſetzt wird. Eben in dieſer Hinſicht tritt nun aber ein wichtiger Unterſchied ein. Für einen guten Realſchüler iſt der Weg zu claſſiſcher Bildung und zum Studiren, wenn der Fall nicht ein ganz außergewöhnlicher iſt, im 14. Jahr ſo gut wie verſchloſſen; er kann die Lateinſchüler im Lateiniſchen und Griechiſchen nur mit Opfern an Zeit, Kraft und Geld, welche faſt alle zurückſchrecken, noch einholen; der Lateinſchüler dagegen kann vom genannten Zeitpunct an die realiſtiſche Laufbahn ohne bedeutende Schwierigkeiten immer noch einſchlagen; ein Fehlgriff in der Berufswahl kann von dieſem mit leichter Mühe, von jenem faſt nicht mehr gut gemacht werden.

Weiter folgt aus dem Geſagten, daß für die Intereſſen der Mehrzahl, welche mit der Confirmation die Schule verläßt, nicht nur durch eine kleine Real-, ſondern auch durch eine kleine Lateinſchule, ſoweit es überhaupt möglich iſt, geſorgt wird, daß dagegen diejenigen, welche ſich den Weg zu wiſſenſchaftlichen Studien offen halten möchten, durch die erſtere benachtheiligt werden. Die Rückſicht auf die evangeliſchen Geiſtlichen und die Beamten der Stadt und des Rayons, welche ihre Söhne ſtudiren laſſen möchten, ſowie auf die Eltern aus dem Bürgerſtande, welche einem talentvollen Sohne dieſelbe Bildung zu geben wünſchen, fallen unter dieſen Umſtänden doch ſchwer ins Gewicht; die Beamtenlaufbahn ſoll auch den Söhnen der niederen Stände in möglichſter Allgemeinheit möglich bleiben; mancher treffliche Mann, der dem Staat und der Kirche erſprießliche Dienſte geleiſtet, ja dem ſchwäbiſchen Stamme Ehre gemacht hat und zu ſeinen Zierden gehört, hätte die wiſſenſchaftliche Laufbahn nicht eingeſchlagen und nicht einſchlagen können, wenn nicht die kleine lateiniſche Schule ſeines Geburtsorts ihn die erſten Stufen derſelben hinangeführt hätte.*) Auch für diejenigen Eltern, welche ihre Söhne in die Koſt geben müßen, iſt die Benützung ſolcher Schulen durch die größere Wohlfeilheit der Lebensmittel in kleineren Städten und infolge deſſen die niedrigeren Koſtgeldsanſätze erleichtert. Würden nun dieſe in Realſchulen verwandelt, ſo würde damit die Univerſitätsbildung für viele nur mit größeren Koſten erreichbar, alſo erſchwert, und ein Zug in der Charakteriſtik von Württemberg, die große Zahl ſolcher geiſtigen Brennpuncte von kleinem Umfang, aber zuweilen unverhältnismäßig intenſiver Wirkung, würde mehr und mehr zurücktreten.

Wir ſprachen im Bisherigen vorzugsweiſe von zweiclaſſigen Schulen. Beſchränkter ſind freilich die Verhältniſſe der einclaſſigen, und die Männer, welche auch an ſolchen noch erfreuliche Ergebniſſe erzielen, verdienen unſere beſondere Hochachtung; eine Art Vorſchule, die ein Volksſchullehrer neben ſeinem Hauptamte leitet, nimmt ihnen ja doch in der Regel einen Theil der umfangreichen Arbeit ab. Aber durch Verwandlung in eine einclaſſige Realſchule wäre mit nichten geholfen; der überbürdete Lehrer wäre dann nur ſtatt eines Präceptors ein Reallehrer und die Leiſtungen der Schüler wären nicht minder ungenügend, wenn ſie im Franzöſiſchen, als wenn ſie im Lateiniſchen hervorträten.

Sind zwei einclaſſige Schulen, eine Real- und eine Lateinſchule, die wegen Unzulänglichkeit der Mittel nicht erweitert werden können, in einem Städtchen, ſo würden wir rathen, lieber eine zweiclaſſige Lateinſchule daraus zu machen, in deren Lehrplan die Bedürfniſſe künftiger Gewerbtreibenden thunlichſte Berückſichtigung fänden. An den meiſten Orten würde freilich, wie die Strömung der neueren Zeit iſt, wenn nicht in dem ſtiftungsmäßigen Charakter der Lateinſchule ernſtliche Schwierigkeiten liegen, ein ſolcher Rath bei der Mehrzahl der Betheiligten wenig Eingang finden; es kommt bei einer Waare nicht immer nur auf die Qualität, ſondern auch auf die von dem Geſchmack der Abnehmer bedingte Nachfrage an, und die Mehrheit behält zuweilen Recht, auch wenn ſie Unrecht hat.

*) Man wird ſagen können, daß von den Männern, die ſich in Württemberg in Staats-, Kirchen-, Schul- und Gemeindeämtern hervorgethan haben und hervorthun, mindeſtens die Hälfte in den kleinen lateiniſchen Schulen des Landes ihre erſte Bildung empfangen habe. Viele derſelben würden zwar, wenn die lateiniſche Schule ihres Städtchens nicht beſtanden hätte, größeren Anſtalten übergeben worden ſein, aber viele, ſehr viele auch nicht. Ich habe mir theils aus den vortrefflichen, vom ſtatiſtiſch-topographiſchen Bureau herausgegebenen Beſchreibungen der württembergiſchen Oberämter, theils durch gefällige Mittheilungen der Lehrer an ſolchen Schulen ein Verzeichnis der namhafteren ehemaligen Zöglinge unſerer lateiniſchen Schulen angelegt, welches eine überraſchend große Anzahl von Namen bedeutender Männer enthält. Um des Raumes willen muß ich mich auf die Namen der Hervorragenden beſchränken. Ich nenne aus vorigen Jahrhunderten: von Theologen Jac. Andreä († 1590), den Orientaliſten W. Schickard († 1635), Joh. Val. Andreä († 1654), Kanzler Joh. Ad. Oſiander († 1697), Hofprediger und

Wir sind bei unserer Vergleichung auf beiden Seiten von der Voraussetzung wackerer Lehrer und wackerer Schüler ausgegangen; ein entgegengesetztes Verfahren läßt zu keinem reinen Resultate kommen. Das Publicum zieht freilich oft, wo ein Präceptor und ein Reallehrer von ungleicher Qualität neben einander sind, hieraus einen Fehlschluß auf die ganzen Schulgattungen. Gering begabte oder unfleißige Schüler aber zeugen, wo die Lehrer ihre Schuldigkeit thun, nicht gegen die Schule, sondern gegen sich selbst. Präceptoren und Reallehrer mögen fortfahren mit einander zu wetteifern, wer zur Förderung der wirklichen Wohlfahrt und Ehre unseres theuren Heimatlandes den werthvolleren Beitrag giebt. **Schmid.**

Lateinische Sprache, s. am Ende des Buchstaben L.

Launenhaftigkeit. Wenn ein Gefühl, sei es ein freudiges oder trauriges, erhebendes oder niederdrückendes, das Gemüth so afficirt, daß es zur Stimmung wird, welche das ganze Thun und Lassen zeitweilig bestimmt und ihm eine besondere Färbung giebt, so entsteht der Gemüthszustand, den wir „Laune" nennen. Wir sprechen von einer frohen und heiteren, wie von einer trüben und mürrischen, von einer guten und einer bösen Laune. Da das Kind noch ganz den augenblicklichen Eindrücken hingegeben

Hofprediger Lieberdichter Tafinger († 1757), Urlsperger († 1772), den Theosophen Oetinger († 1775); von Rechtslehrern Kanzler Brastberger († 1581), Prof. Harpprecht († 1639), Canz († 1773), Balth. Haug († 1792), dann Kanzler Löffler († 1638), Geheimrath Bilfinger († 1750), von Naturforschern, Mathematikern und Aerzten Schegk. Prof. der Medicin und Philosophie († 1587), den Astronomen Möstlin, Keplers Lehrer († 1631), Joh. Kepler († 1630), Weitbrecht, Prof. der Physiologie und Anatomie in Petersburg († 1747), den Augenarzt Mauchardt († 1753), den Botaniker Jos. Gärtner († 1791), endlich den Kriegshelden Seb. Schärtlin von Bartenbach (1577), den niederländischen Admiral Bürkle († 1697); im gegenwärtigen Jahrhundert gestorbene Theologen und Philosophen: Prälat Magnus Frieb. Roos († 1803), den bayrischen Consistorialrath Niethammer († 1848), den Orientalisten Kanzler Schnurrer († 1821), Prälat C. G. Bengel († 1826), Prälat Abel († 1829), den Kirchenhistoriker Plank in Göttingen († 1833), den Philologen und Mathematiker Wurm († 1833), Kirchenrath Paulus in Heidelberg († 1851), den Theologen Chr. Fr. Schmid († 1852), den Philosophen Eschenmayer († 1852), Schnekenburger, gest. als Prof. d. Theol. in Bern, Ephorus Wunderlich († 1843), den Philosophen Schelling († 1854), die Mathematiker Pfleiderer († 1821) und Hauber († 1854), den Redacteur der Allg. Zeitung Mebold († 1854), die Historiker A. E. Schlözer († 1809), K. Jul. Weber, Verf. der Geschichte der Möncherei († 1832), O. Abel in Bonn († 1854), Gfrörer († 1861), von Dichtern und Malern: Schlotterbeck († 1820), Hölderlin (1843), Ludw. Bauer († 1845), von Juristen: Prof. Malblanc († 1828), Präsident Bolley († 1847), Obertribunalrath Tenffel (1854), von sonstigen höheren Staatsdienern und Staatsmännern: Finanzminister Weckherlin († 1828), Geh.-Rath Wächter († 1829), Vicepräsident Zahn († 1830). Finanzminister Herzog († 1832), Graf Reinhard, Pair von Frankreich († 1837), Director Werner († 1848), Geh.-R. Kapff († 1850), Geh.-R. Pistorius (1856), Geh.-Rath Gros († 1840), Finanzminister Gärttner († 1861), Finanzminister Herdegen († 1861), Finanzminister Knapp († 1861); Aerzte und Naturforscher: die Botaniker Köhlreuter († 1806), K. W. Hochstetter († 1811), den Botaniker J. S. Kerner († 1830), Leibarzt Teuffel in Karlsruhe († 1847); von jetzt lebenden: die Prälaten Mehring und Kapff, Oberconf.-Rath Stirm, Ephorus Bäumlein, Generalsuperintendent W. Hoffmann in Berlin, Inspector Josenhans in Basel, Prof. Dorner in Berlin, die Proff. Oehler, Beck, Palmer in Tübingen, den Historiker Stälin; Juristen und höhere Staatsdiener: Staatsrath Präsident Römer, Staatsrath Director Reinhard, Geh.-Rath Wächter in Leipzig, Staatsrath Friz, Geh.-Rath Mohl, Staatsrath Siegel, Präsident Ergenzinger, die Directoren Honold, Renner, Santter; Aerzte und Naturforscher: Staatsrath Ludwig, Prof. Rapp, Oberstudienrath Kurr, den Chemiker und Jugendschriftsteller Zeller. Von ehemaligen Zöglingen katholischer Schulen führe ich nur einige der bekanntesten Namen aus neuerer Zeit an, von Theologen: † Möhler, † Hitzfelder, Kuhn, Mack, von Männern des Kirchenregiments: Generalvicar Oehler, Domcapitular Ritz, Domcapitular Faulhauer, Director Schmidt, von Schulmännern † Rector Bucher von Künstlern Hofmaler Gegenbaur.

iſt, weder feſtbeſtimmte Vorſtellungs- noch Gefühlskreiſe beſitzt, auf welche ſich die Gefühlserregung vertheilen könnte, ſo füllt jede angenehme oder unangenehme Empfindung momentan ſein Gemüth aus, und daß es in dieſem Augenblicke weint, im folgenden wieder lacht, iſt ganz natürlich. Aber ebenſo natürlich iſt es, daß es keinem Unluſtgefühle nachhängt, daß es noch keine „Launen", ſondern nur Eine Laune, den Frohſinn (vgl. d. Art.) habe, der recht eigentlich ſein Lebenselement iſt. Wenn es aber Grillen fängt und übler Laune ſich hingiebt, ſo iſt dies ein krankhafter und fehlerhafter Zuſtand, der durchaus bekämpft und fern gehalten werden muß. Der Launenhafte iſt in ſeinen Stimmungen ungleich und unzuverläßig, der Wechſel derſelben hängt von Zufällen, von Kleinigkeiten ab, die ein Dritter gar nicht ahnen oder vorausſehen kann, und ein ſolcher Menſch kann ohne irgend genügenden Grund heute mürriſch, widerhaarig, ſogar grob, und morgen höchſt liebenswürdig ſein. Nicht ſowohl das Wunderliche, als vielmehr der unmotivirte Wechſel ſtempelt die Launenhaftigkeit zum Fehler. Zur Verhütung der Launenhaftigkeit beim Kinde iſt ſchon die Art wichtig, wie man ſeine erſten Bedürfniſſe befriedigt. Einerſeits kann, wenn das Kind mit ſeinem Begehren zu lange hingehalten oder gar nicht beachtet wird, leicht ein Gefühl der Schwäche und Unluſt ſich im Gemüthe feſtſetzen; andererſeits kann aber auch, wenn man allzuängſtlich jeden Laut und jede Bewegung des Kindes beachtet, der ſelbſtſüchtige Trieb entſtehen, durch Schreien zu commandiren und den Einfluß auf die Erwachſenen geltend zu machen. Da ſich aber bald die Unmöglichkeit herausſtellt, jedem Verlangen zu willfahren, ſo wird dann durch die getäuſchte Erwartung das in jeder Begierde vorvorhandene Unluſtgefühl um ſo mehr verſtärkt, als der kleine Menſch nicht gelernt hat, an ſich zu halten und wider das Unangenehme zu reagiren. Kinder reicher Eltern, die ſchon in der Wiege von einer Menge dienſtbarer Geiſter ſich umgeben finden, zeigen ſich auch am meiſten zur Launenhaftigkeit geneigt. Indem man ſie dermaßen mit Spielſachen überſchüttet, daß der Beſitz ſeinen Reiz verliert und ſie am Ende ſelbſt nicht mehr wiſſen, was damit anfangen, da ſie bei dem ſchnellen Uebergange von einem Gegenſtand zum andern keinen recht lieb gewinnen können, reizt man ſie zur Uebellaunigkeit, während die Aermeren, welche das Wenige hegen und pflegen und durch Selbſtthätigkeit zu Vielem machen, ſtets zu guter Laune disponirt ſind. Je ſelbſtthätiger, deſto froher iſt der Menſch, darum beuge man der Uebellaunigkeit dadurch vor, daß man das Kind ſtets in friſcher Anregung und Thätigkeit erhält. Die meiſten Unarten entſtehen aus Langeweile. Bleiben die leiblichen und geiſtigen Bewegungstriebe unbefriedigt, ſo entſteht Unmuth und Verdroſſenheit, das Gemüth wird auf ſich ſelber zurückgeworfen und muß, wie der hungernde Magen, an ſich ſelber zehren. Darum werden auch kränkliche Kinder ſo leicht launenhaft. Da mit der Kränklichkeit ſtets auch eine größere Empfindlichkeit verbunden iſt, ſo behandle man ſie mit zarter liebreicher Schonung, doch keineswegs mit weichlicher Nachgiebigkeit, vielmehr iſt auch bei ihnen das Gefühl der eigenen Kraft zu erregen durch lobende Anerkennung ihrer Standhaftigkeit im Schmerz, ſowie durch unabläſſige Lenkung ihrer Aufmerkſamkeit auf die Außenwelt und ſolche Dinge, die ihr Intereſſe anzuregen im Stande ſind. Das kranke Kind ſoll nicht minder als das geſunde zur Erkenntnis kommen, daß es ein Unrecht an ſich und anderen begeht, wenn es der üblen Laune nachgiebt, und dem geſunden Kinde ſoll man zu Gemüthe führen, daß ſolche Schwäche vielmehr Verachtung als Beachtung verdient. Iſt Eitelkeit und Aerger über vermeintliche Zurückſetzung im Spiel, ſo werde die üble Laune gar nicht beachtet; ſie dauert gewöhnlich nicht lange. Bei leicht erregbaren Gemüthern bedarf es von Seiten des Erziehers, wenn er rechtzeitig den Beginn der Uebellaunigkeit gewahrt, nur eines warnenden Winkes oder Wortes, um dem kindlichen Humor wieder aufzuhelfen. Auf keinen Fall dulde man öftere Wiederholung. Längere Nachgiebigkeit läßt die Launenhaftigkeit in einen ſchwer zu beſeitigenden Hang ausarten, der nur zu gerne mit dem ſelbſtſüchtigen Trotz und Eigenſinn ſich verbindet. Wie in allem verbotenen liegt ein keineswegs geringer Reiz darin, die trübe Stimmung der Umgebung zum Trotz

geltend zu machen, das unluſtige mürriſche Ich als den Mittelpunct zu ſetzen, um den ſich die Außenwelt drehen ſoll. Tel est notre plaisir, „weil ich verdrießlich bin, bin ich verdrießlich;“ je unmotivirter, deſto abſoluter.*) Solcher Willkür muß mit Entſchiedenheit und Feſtigkeit entgegengetreten, es muß ihr alle praktiſche Bedeutung genommen werden. Dazu gehört nun freilich vor allem die Feſtigkeit der Erziehenden ſelbſt, die mit ihrer Haltung, ihrer ruhigen Heiterkeit und ihrem heiteren Ernſt der Haltung und dem Gleichmuth des Zöglings eine Stütze bieten müßen; ſie dürfen nicht ſelber ihre Launen haben, ſo daß ſie in erhöhter Stimmung nachgiebig und freigebig, in gedrückter und misnuthiger Stimmung gereizt, ſtreng und karg ſind. Sie dürfen auch (wie dies bei reizbarem ſanguiniſchem Temperament leicht geſchieht) von dem Unmuth und der Verdroſſenheit des Zöglings ſich nicht ſelber anſtecken, ihre Zu- oder Abneigung nicht durch die Gemüthsſtimmung desſelben beſtimmen laſſen. Beſonders gilt es, nicht bloß Strenge und Feſtigkeit, ſondern auch herzliche Theilnahme und liebevolles Eingehen in die Individualität walten zu laſſen bei jenen trübſinnigen und mürriſchen, verſchloſſenen und zähen Gemüthern, denen es äußerſt ſchwer wird, ſich mitzutheilen und aus ſich herauszukommen. Dieſe müßen durch milde und gütige Anſprache unter vier Augen dahin gebracht werden, daß ſie ſich ausſprechen über das, was ſie drückt, damit ſie lernen, ihren Zuſtand ſich gegenſtändlich zu machen und mit dem Gefühl eine beſtimmte Vorſtellung zu verbinden. Denn das Eigenthümliche der Laune beſteht eben darin, daß das Gefühl ſich vom beſtimmten Vorſtellungsinhalt ablöst, um auf jedes beliebige Object überzugehen. So können Misſtimmungen auch eine perſönliche Richtung nehmen, auf Perſonen ſich übertragen und eine Abneigung gegen den Erzieher ſelbſt erzeugen, wenn es dieſem nicht gelingt, ein gemüthliches Verhältnis zu ſeinem Zögling zu gewinnen. **A. W. Grube.**

Lautirmethode, ſ. Leſeunterricht.

Lebensluſt. Lebensluſtig, oder temperirter: lebensfroh nennt man denjenigen, der nicht nur im Leben ſich gern der Freude hingiebt, ſondern der am Leben ſelbſt ſeine Freude hat, dem das Daſein an ſich ſchon Freude macht. Die Lebensluſt entſpringt aus der freien ungehinderten Entfaltung der Lebenstriebe und ihrer vollen Befriedigung. Je empfänglicher die Seele iſt, je leichter und ſchneller ſie die Eindrücke der Außenwelt empfängt und verarbeitet, je kräftiger ſie wieder auf dieſe zurückwirkt, in eigenem Thun und Schaffen, deſto gehobener fühlt ſie ſich auch, deſto mehr hat ſie

*) Fenelon hat dieſe Launenhaftigkeit vortrefflich geſchildert, indem er eigens für ſeinen prinzlichen Zögling die „Fabel vom Phantaſten“ componirte: „Was iſt denn dem Melanthus Leids begegnet? Von außen nichts, alles von innen heraus. Als er ſich geſtern niederlegte, war er die Wonne aller Menſchen, dieſen Morgen ſchämt man ſich ſeiner und darf ihn vor niemand ſehen laſſen. Schon beim Aufſtehen ärgerte er ſich über die Falte eines Strumpfs. Nun wird der ganze Tag ſtürmiſch ſein und jedermann darunter leiden müßen. Man fürchtet, man bemitleidet ihn; er weint wie ein Kind, brüllt wie ein Löwe. Bösartige wilde Dünſte ſteigen ihm in den Kopf und ſchwärzen ſeine Einbildungskraft wie die Tinte an der Feder ſeine Finger beſudelt. Rede man ihm ja nicht von den Dingen, die er einen Augenblick zuvor noch ſo ſehr liebte. Eben deswegen, weil er ſie liebte, verabſcheut er ſie nun. Alle Zeitvertreibe, nach denen er ſich früher ſehnte, machen ihm nun Langeweile; man muß ſie ausſetzen. Er ſucht nun zu widerſprechen, zu klagen und andere zu reizen, ärgert ſich aber, wenn dieſe ruhig bleiben. Da er mit andern nicht anbinden kann, wendet er ſich gegen ſich ſelbſt und beginnt zu klagen; findet auch an ſich nichts mehr gut und giebt allen Muth auf. Will man ihn tröſten, verdrießt es ihn. Er will allein ſein und kann doch die Einſamkeit nicht ertragen. Er kommt zur Geſellſchaft zurück und erbittert ſich über dieſelbe ꝛc. — Was iſt zu thun, man muß ebenſo feſt und geduldig ſein, als er unerträglich iſt, und es ruhig abwarten, daß er morgen wieder ebenſo vernünftig werde, wie er geſtern war.“ Die böſe Laune ſoll aber keineswegs abgewartet, ſondern als etwas böſes bekämpft, niedergehalten und die Neigung zur Wiederholung ſoll ausgerottet werden. (Bei den ſchlimmeren Stadien des Uebels empfehlen wir mit Fenelon ruhiges Abwarten. D. Red.)

Luſt am Leben. Unluſt iſt Schwäche, gehemmter Trieb, entleertes Vermögen. Da in der Jugend die Reizempfänglichkeit am größten iſt, in der Kindesſeele alle Proceſſe am ſchnellſten und lebendigſten vor ſich gehen und — weil für ſie noch alles neu iſt — ſie nur aus dem Vollen zu nehmen braucht, die Triebe und Kräfte am friſcheſten ſich regen, am reichſten ſich entwickeln: ſo muß auch in der Jugend die Lebensluſt am größten ſein und am kräftigſten ſich offenbaren. Das jugendliche Blut, weil es friſcher ſich erneuet und lebendiger kreist, giebt auch dem Seelenleben jene Friſche, die als Luſtgefühl empfunden wird und wieder fördernd auf alle pſychiſche Functionen zurückwirkt. Die lebhafte Erregung der ſenſibeln Nerven geht um ſo ſchneller auch auf die motoriſchen Nerven über, das Gefühl wird zum Bewegungsdrang, muß ſich nach außen hin gleichſam entladen — daher das oft unbändige Schreien und Toben, die unruhige und unermüdliche Beweglichkeit der Jugend. Die Erzieher ſollen ſich dieſer Lebensluſt freuen, denn ſie iſt ein Zeichen der Lebenskraft und Geſundheit; ſie ſollen nicht zu ängſtlich und pedantiſch ſechsjährige Buben und Mädchen in die zwängende Regel äußerer Wohlanſtändigkeit und „feinen“ Benehmens einſchnüren, nicht mit tantenhafter Aengſtlichkeit jede lebhafte Bewegung hemmen und über das laute ungeſtüme Weſen erſchrecken. Mit übereilter und unvorſichtiger Unterdrückung der Aeußerungen der Lebensluſt drückt man auch das Leben ſelber nieder und macht die Jugend auch zum Guten verdroſſen. Daß die Erzieher in die Jugendluſt und Luſtigkeit eingehen ſollen, daß der Frohſinn auch wieder dem Gehorſam zu Statten kommt und der Strenge der Zucht keinen Abbruch thut: dies iſt von uns bereits im Art. „Frohſinn“ hervorgehoben worden. Es heißt die Lebensluſt gewaltſam unterdrücken und ſich an der Jugend verſündigen, wenn man ſie im Arbeiten und Lernen überfordert, übermäßig ſtreng behandelt, ihr fortwährend unfreundlich begegnet, anſtatt ihr zu erlaubten Aeußerungen der Lebensluſt Raum zu ſchaffen und Gelegenheit zu bieten. Andererſeits iſt wiederum die Strenge und der Ernſt, womit das Kind im Gehorſam erhalten, zum Fleiß, zur Ordnung und Pünctlichkeit in allem, was ihm zu thun obliegt, angehalten wird, das beſte Mittel, ihm auch ſeine Spiele, Beſchäftigungen und Unterhaltungen, in denen es ſich mehr ſelbſt überlaſſen bleibt, werthvoll und ſeine Lebensluſt um ſo nachhaltiger zu machen, je weniger ſie in gewaltſamen und regelloſen Ausbrüchen verpufft. Iſt nur die Zucht rechter Art, ſo wird auch die lärmende und tobende Jugend nicht vergeſſen, daß ſie unter erziehlicher Leitung ſteht und nicht jene Haltung verleugnen, die man von jedem wohlerzogenen Kinde fordern muß. Eine gewiſſe Hemmung und Friction ſtärkt die Kraft und damit das Luſtgefühl. Würden die Ferientage ſo angenehm ſein, wenn an den Schultagen nicht tüchtig wäre gearbeitet worden? Je ſelbſtthätiger das Leben, deſto genußreicher iſt es auch. Mit der geiſtigen Regſamkeit ſteht es aber bedenklich, wenn die leibliche Geſundheit ihr keine Grundlage bietet. Darum ſorge man auch aus dieſem Grunde für regelmäßige Bewegung in freier Luft und ſtete Uebung der leiblichen Kraft. Man mache es der Jugend zum Bedürfnis, ſtets und allſeitig ihre Kräfte zu regen, damit ſie dieſen Bewegungsdrang in das ſpätere Leben hinübernehme, an paſſiver Ruhe nimmer Gefallen finde, jede neu erreichte Stufe zum rüſtigen Vorwärts- und Aufwärtsſtreben benutze und im Wirken mit dem ganzen vollen Menſchen die Jugendfriſche ſich bewahre. Wenn im Organismus Ein Syſtem auf Unkoſten der übrigen angeſtrengt oder ausgebildet wird, oder wenn eins krankhaft erregt und leidend iſt, ſo leidet eben der ganze Organismus, mag nun die Störung von leiblicher oder geiſtiger Seite erfolgen. Mit dem Gefühl der Geſundheit Leibes und der Seele ſteht und fällt auch die Lebensluſt. **A. W. Grube.**

Lectionsplan. Zur Ordnung des Unterrichts gehört die Eintheilung des Unterrichtsſtoffes nach der Unterrichtszeit. Der Umfang jenes und ſeine Theilung in Fächer und Claſſenpenſa, wie die Curſusdauer der Schule und ihrer einzelnen Claſſen wird durch den Lehrplan der Schule vorgeſchrieben (ſ. d. Art.). Durch Anwendung desſelben auf eine beſtimmt begränzte Zeit, etwa ein Jahr, und die in demſelben in der

Schule obwaltenden beſonderen Verhältniſſe entſteht ein Lectionsplan. Er enthält in ſich den Stundenplan, der in der Regel nach wöchentlichen Abſchnitten die für jede Claſſe und jeden Lehrer auf die einzelnen Tage und Stunden fallenden Lectionen bezeichnet, giebt aber auch ſpecieller, als es in dem Lehrplan meiſt geſchehen kann, die in dem gegebenen Zeitraum (Schuljahr oder Schulſemeſter) in jedem Fache und in jeder Claſſe zu abſolvirenden Penſa, die zu gebrauchenden Lehrbücher, das Maß der ſchriftlichen Arbeiten und Correcturen an. So verſteht z. B. die Inſtruction für die Gymnaſial-Directoren in Pommern vom 1. Mai 1828 (§ 26) unter Lectionsplan „eine vollſtändige Ueberſicht der Lehrverfaſſung für das nächſte Schuljahr oder Semeſter", und rechnet dazu die Angabe 1) der für jedes Lehrfach und ſeine Zweige beſtimmten Stundenzeit, der Lehrbücher und nach deren Paragraphen des Umfanges des in jeder Claſſe zu Leiſtenden, wie auch der Zahl der aufzugebenden ſchriftlichen Arbeiten (Lectionstabelle), 2) der Folge der Lehrer und der Stundenzahl ihrer Lectionen (Lehrtabelle), 3) der Vertheilung der Lectionen und der Lehrer jeder Claſſe auf die einzelnen Tage jeder Woche und die Tagesſtunden (Zeittabelle). Die dritte Angabe iſt der Stundenplan, wie er in den Schulen gewöhnlich ausgehängt und im engeren Sinne Lectionsplan genannt wird. Wo es einen allgemeinen oder Normallehrplan für eine ganze Kategorie von Schulen giebt, hat man bei der Aufſtellung des beſondern Lehrplans der einzelnen Schule die durch beſondere dauernde Verhältniſſe derſelben bedingten Abweichungen feſtzuſetzen, im Lectionsplan außerdem die durch vorübergehende Umſtände etwa geforderten zu beſtimmen. So iſt z. B. die Zahl der jedem Lehrgegenſtand in jeder Claſſe zu widmenden wöchentlichen Stunden allen Gymnaſien und Realſchulen Preußens vorgeſchrieben. Aber einige Modificationen dieſer allgemeinen Vorſchrift werden theils auf die Dauer theils vorübergehend geſtattet.

Wegen der engen Beziehung des Lectionsplans zu den individuellen und zufälligen Verhältniſſen der Lehranſtalt muß ſeine Aufſtellung zum Amte des Vorſtehers derſelben gehören, die Aufſichtsbehörde aber ſich die Prüfung und Genehmigung vorbehalten. Daß der Vorſteher bei der Aufſtellung den Rath der Lehrer der Anſtalt hört, iſt zu ſeiner genaueren Information über die vorhandenen Umſtände und Bedürfniſſe und zur Förderung der richtigen Einſicht der Lehrer in den Zuſammenhang des Unterrichts nothwendig. Nicht bloß auf die Fähigkeiten, Kräfte und begründeten Anſprüche, ſondern auch auf die billigen Wünſche der einzelnen Collegen iſt nach Möglichkeit Rückſicht zu nehmen, um den Erfolg des Unterrichts zu ſichern und Einmüthigkeit und Willigkeit bei der Ausführung des Lectionsplans zu erhalten und zu beleben. Aber die Rückſicht auf das Wohl der ganzen Schule, auf ihren in der rechten Unterweiſung und tüchtigen Ausbildung der Schüler liegenden Zweck muß vorwiegen; denn die Schule iſt nicht um der Lehrer und ihrer beſonderen Neigungen willen da, ſondern die Lehrer um der durch die Schule zu bildenden Schüler willen. Der Vorſteher allein vermag die nach verſchiedenen Seiten hin zu nehmenden Rückſichten, die häufig, um nicht perſönlich zu verletzen, bei der Berathung im Lehrercollegium nicht einmal ausgeſprochen werden können, gehörig gegen einander abzuwägen; daher darf die Feſtſetzung des Lectionsplans nicht der Beſchlußfaſſung des Lehrercollegiums, etwa nach Stimmenmehrheit, unterliegen.

An manchen Orten, z. B. in Württemberg (ſ. oben Bd. II. S. 2), erlangen die Lehrer durch ihre Anſtellung einen Anſpruch auf beſtimmte Claſſen oder Unterrichtsfächer. An den preußiſchen und öſterreichiſchen Gymnaſien ſteht, wie die Abfaſſung des Lectionsplans überhaupt, ſo vornehmlich die Vertheilung der Fächer und Stunden unter die einzelnen Lehrer, für welche, wie es beſonders die weſtfäliſche Directoren-Inſtruction vom 26. Juli 1856 hervorhebt, lediglich das Bedürfniß der Anſtalt maßgebend und entſcheidend ſein ſoll, mit Vorbehalt der Genehmigung der Behörde dem Director allein zu (vgl. öſterr. Organiſationsentwurf von 1849 S. 206), und es werden von den Lehrern durch Anciennität und Aſcenſion in eine höhere Stelle unbe-

dingt geltende Rechte auf Beschäftigung in einer höheren Classe oder auf ein höheres Classen-Ordinariat nicht erworben. Nicht selten wird, wie es die westfälische Instruction empfiehlt, jüngeren Lehrern zu ihrer Anregung und Weiterbildung Gelegenheit gegeben, sich auch in höheren Classen zu versuchen. Das Maximum der einem Lehrer zu übertragenden wöchentlichen Lehrstundenzahl ist meistens durch die Vocation oder das Herkommen bestimmt. Eine preußische Min.-Verfügung vom 13. Mai 1859 (Centralblatt f. d. Unterr. Verw. Juni 1859) hat allgemein festgesetzt, daß 24 wöchentliche Stunden das Maximum seien, wozu ein Gymnasiallehrer verpflichtet werden dürfe, weil die Erfahrung gelehrt habe, daß eine größere Stundenzahl eine Ueberbürdung der Lehrer sei, bei welcher der Zweck des Unterrichts auf höheren Lehranstalten nicht erreicht werden könne. Für die preußischen Realschulen erster Ordnung ist verfügt worden, daß die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden, zu welcher durch die Vocation zu verpflichten sei, bei dem Director in der Regel 12, bei den Oberlehrern 20, bei den ordentlichen Lehrern 22, bei den wissenschaftlichen Hülfslehrern 24, bei den technischen Hülfslehrern 26 nicht übersteigen dürfe.

Von der richtigen Ordnung und Vertheilung der Lectionen hängt die gedeihliche Wirksamkeit einer Anstalt zum großen Theile ab. Jeder Lehrer soll an den Platz gestellt werden, von dem sich nach seiner Kraft und seinem Willen erwarten läßt, daß er dort dem Wohl des Ganzen am besten und freudigsten dient. Jeder Schüler soll durch den Lectionsplan den Weg vorgezeichnet erhalten, auf dem er mit Nutzen für die Erweiterung und Befestigung seiner Kenntnisse, für die Bildung seines Charakters, für die Kräftigung seines Körpers vorwärts schreiten kann. Ist das alles wohl geordnet, so kann man wohl, wie Joh. Sturm es that, die Schule mit einer großen Fabrik vergleichen, in der das Zusammenwirken vieler Maschinen aus dem übernommenen Rohstoff am Ende ein brauchbares Erzeugnis herstellt, wird aber dabei nicht vergessen dürfen, daß, um kein bloßes Fabricat, sondern lebensvolle Bildung zu erzielen, in allen äußern Ordnungen der lebendigmachende Geist das eigentlich Wirksame ist. Formen geben nicht den Geist, aber der Geist bedarf zu seinem Wirken angemessener Formen. Fehlt es an zweckmäßiger sorgfältig geregelter Ordnung, so verirrt sich auch die tüchtigste geistige Kraft sowohl auf Seiten der Lehrer als auf der der Schüler. Echte pädagogische Weisheit wird freilich darauf verzichten, für einen Bildungsgang alles im voraus ordnen und vorschreiben zu wollen.

Die allgemeinere Ordnung bestimmt der Lehrplan. Für die Aufstellung der besonderen, welche das Eigenthümliche des Lectionsplans ausmacht, möchten außer den schon erwähnten und im Artikel Lehrplan zu erwähnenden noch folgende Grundsätze zu beachten sein.*)

Bei der Vertheilung der Lectionen auf die Stunden Eines Tages ist allzu bunter Wechsel, welcher das Interesse und die Thätigkeit des Schülers zersplittert, zu vermeiden (s. d. Art. Concentration S. 841 und Herm. Kern in den „Pädag. Blättern" Coburg 1853 S. 347 ff.). Man muß innerlich verwandte Lectionen auf einander folgen lassen und in den oberen Classen der Nothwendigkeit größerer Vertiefung in einzelne Gegenstände, namentlich in die Lectüre mancher Schriftsteller, dadurch, daß man zwei Stunden hinter einander für sie bestimmt, Raum geben. Andererseits und zwar vornehmlich für die unteren Classen verdient die Ansicht Quintilians (Inst. I. 12) Beachtung, daß die Abwechslung den Geist erfrischt und belebt, und daß es schwerer sei, längere Zeit bei Einer Arbeit auszudauern (vgl. d. Art. Abwechslung S. 30 f., Arbeit S. 229). An Ausdauer soll freilich die Schule auch schon den beweglichen Knaben gewöhnen, aber nicht bis zu schädlicher, abstumpfend wirkender Ermüdung. Das rechte

*) Vgl. die Abhandlung von Eisenlohr „Ueber die verschiedenen Rücksichten, welche bei Entwerfung eines Lectionsplans in Betracht kommen" in den Blättern aus Süddeutschland, Jahrg. VIII. 1844. S. 1—21. D. Red.

Maß kann hier nicht allgemein bestimmt werden, da es weniger von der Natur des Gegenstandes, als von der Art der Behandlung abhängig ist. Ein langweiliger Lehrer hält nicht einmal Eine Stunde lang die Aufmerksamkeit der Classe bei dem interessantesten Schriftsteller z. B. bei Horaz fest, während bei einem andern der Glockenschlag, der ihn am Schluß der Stunde abruft, ihm und den Schülern viel zu früh ertönt. — Für die mehr Anstrengung oder, wie die Religionslehre, mehr Sammlung des Gemüths fordernden Lectionen sind die ersten Tagesstunden am meisten geeignet. Es ist auch gut, solche Lectionen mit leichteren wechseln zu lassen, damit die geforderte Spannung, wie Arsis und Thesis, abwechselnd steigen und fallen könne (vgl. Waitz, Allg. Pädag. S. 354). Zwischen wissenschaftliche Lectionen Unterricht in technischen Fertigkeiten, im Schreiben, Zeichnen, Singen, auch wo möglich im Turnen einzufügen, ist zweckmäßig, so bald bei diesem Unterricht die Disciplin gut gehandhabt wird. Andernfalls wirkt die dort herrschende Unordnung nachtheilig auf die Haltung der Classe in der folgenden Stunde. Aus derselben Rücksicht sind auch in der Erholungspause, die nach der zweiten Stunde des Vormittags und nach der ersten des Nachmittags mit viertelstündiger Dauer einzutreten pflegt, keine sehr zerstreuende Spiele zu gestatten.

Die Wahl der Tageszeit muß mit Rücksicht auf die Lebensgewohnheiten des Publicums geschehen. Die Lehrstunden der lateinischen Schulen Württembergs begannen nach der Schulordnung von 1559 Sommer und Winter des Morgens um 6 und, weil man damals um 11 Uhr zu Mittag aß, des Nachmittags um 12 (s. ob. Bd. II. S. 640). Ebenso an vielen andern Orten. An dem 1560 eröffneten Gymnasium zu Stralsund mußten anfangs die älteren Schüler sich im Sommer schon um 5 Uhr in ihren Classen einstellen (Zober, Gesch. des Stralf. Gymn. I. S. 7). Allmählich hat man sich gewöhnt später aufzustehen und zu Mittag zu essen. Jetzt beginnt der Unterricht wohl an den meisten deutschen Gymnasien des Morgens im Sommer um 7, im Winter um 8 (an nicht wenigen immer um 8), des Nachmittags um 2. Der Anfang früh um 7 empfiehlt sich vor dem um 8 für den Sommer dadurch, daß er die Schüler zu früherem Aufstehen nöthigt, den Schulunterricht vor einem Theil der Mittagshitze bewahrt und zwischen dem Vor- und Nachmittagsunterricht eine größere, in vieler Hinsicht willkommene Pause giebt. Der Einwand, daß den Schülern dadurch die häusliche Arbeitszeit des Morgens zu sehr verkürzt werde, wird durch die gemachte Erfahrung entkräftet, daß die meisten Schüler sich des Morgens an einer zweistündigen Arbeits-, Ankleide- und Frühstückszeit vor dem Schulunterricht genügen lassen und deshalb, wenn dieser um 8 beginnt, gern mindestens bis 6 schlafen, beginnt er aber um 7, früher aufstehen.*) — Zu Berlin und an einigen andern Orten des nördlichen Deutschlands ist es seit mehreren Jahren üblich, in den dunkleren Wintermonaten, um die früh eintretende Dämmerung zu vermeiden, des Nachmittags statt wie sonst, 10 Minuten nach 2, pünktlich um 2 zu beginnen, die viertelstündige Pause um 3 wegfallen zu lassen und dann statt um 4 schon 3½ Uhr zu schließen.

Hinsichtlich der Vertheilung der Lectionen auf die Woche ist die Einrichtung zu erwähnen, nach welcher der Mittwoch und Sonnabend (oder auch der Dienstag und Donnerstag) am Nachmittag von ordentlichen Unterrichtsstunden frei bleiben, dafür aber nicht selten mit außerordentlichen Schulstunden, Privatstunden und einem größeren Maß häuslicher Arbeiten belegt werden. S. hierüber oben I. S. 288 u. II. S. 368. — Sonst herrschte die Sitte, im Lectionsplan die Schulwoche in zwei einander entsprechende Hälften zu theilen und jeden Lehrgegenstand in den beiden Hälften der Woche gleichmäßig wiederkehren zu lassen, so daß der Montag dieselben Lectionen hatte wie der Donnerstag, der Dienstag wie der Freitag, der Mittwoch wie der Sonnabend. Diese Ordnung, welche Lattmann (Ueber d. Frage der Concentration. Göttingen,

*) In Württemberg, wo die Schüler der beiden jüngsten Gymnasialclassen durchschnittlich unter 10 Jahren sind, läßt man diese an vielen Orten — doch wohl zweckmäßig — auch im Sommer erst um 8, theilweise im Winter um 9 Uhr zur Schule kommen. D. Red.

1860 S. 106. 112) ganz wieder hergestellt sehen möchte, wenigstens für die jüngeren Schüler, besteht zum Theil noch an vielen Orten. Man legt namentlich die wöchentlich zweistündigen Lectionen auf Montag und Donnerstag oder Dienstag und Freitag u. s. w. Rathsamer ist es, was auch Lattmann als möglich zugiebt, solche Lectionen wenigstens in den oberen Classen zwei auf einander folgenden Tagen zuzuweisen, weil dadurch hier, wo Schüler und Lehrer sich gründlicher vorbereiten müßen, die Continuität und damit die Gründlichkeit des Arbeitens gefördert und, da doch dann zwei Stunden nahe zusammen liegen, die Wirkung der zweiten erleichtert und gestärkt wird.*) Am Halberstädter Gymnasium ist diese Einrichtung bewährt gefunden. Außerdem bezeugt der Director desselben Th. Schmid in Jahns N. Jahrbb. 1857 Bd. 76 S. 251, es habe sich dort „vortrefflich bewährt, den lateinischen Sprachunterricht in die eine, den griechischen in die andere Hälfte der Woche zu vertheilen, und zwar so, daß stets zwei Lectüreſtunden unmittelbar nach einander folgen und, vor allen in Secunda und Prima, zu gleicher Zeit immer nur Ein griechischer und Ein lateinischer Schriftsteller gelesen werde, in dem einen Vierteljahre ein griechischer Dichter und römischer Prosaiker, in dem andern ein römischer Dichter und griechischer Prosaiker." Es werde „auf diese Weise viel Zeit erspart, ein tieferes Eindringen in den Geist und Sprachgebrauch des Schriftstellers gefördert und ein leichteres und schnelleres Erfassen eines Ganzen als solchen und der künstlerischen Composition der Schrift herbeigeführt, vor allen Dingen aber dem Schüler die Vorbereitung ungemein erleichtert und fruchtbarer gemacht, indem er nicht nöthig habe von einem Schriftsteller, wenn er kaum sich ein wenig hineingelesen habe, zum andern abzuspringen; er gewöhne sich vielmehr, mit Einem Gegenstande anhaltender und deshalb eindringender sich zu beschäftigen." Freilich wird dann, damit der Schüler während der vierteljährigen Lesung des Dichters nicht zu sehr der Prosa entfremdet werde, zum Gegenstand der „überwachten und mit schriftlichen Arbeiten verbundenen Privatlectüre" ein Prosaiker gemacht. Daraus folgt, daß, wo eine so geleitete Privatlectüre nicht durchgeführt wird, es doch rathsam erscheinen muß, in der Classenlectüre neben dem Dichter einen Prosaiker derselben Sprache hergehen zu lassen. Die preußische Ministerial-Instruction vom 24. October 1837 sagte: Während es bei der Vorschrift, in Einem Semester und in Einer Classe nur Einen lateinischen und griechischen Prosaiker und Dichter zu erklären, auch ferner verbleibe, könne die erste Hälfte des Semesters ausschließlich dem Prosaiker und die übrige Zeit nur dem Dichter zugewandt werden. Für diesen Vorschlag haben sich nachdrücklich C. L. Roth und Nägelsbach (s. ob. Bd. I. S. 806 und des letzteren Gymnasialpäd. S. 146), gegen denselben mit gleicher Entschiedenheit ein P. M. unterzeichneter Aufsatz in Jahns neuen Jahrbb. 1857, Bd. 76, S. 53 ff. und Bäumlein erklärt (ob. Bd. III. S. 76 f.).**)

Bei der Entwerfung des Lectionsplans tritt oft auch die Frage auf, ob es zweckmäßig sei, den Unterricht in derselben Sprache in einer Classe an mehrere Lehrer zu vertheilen. Im allgemeinen gewiß nicht. Verschiedenheit in der Methode, auch in der grammatischen Theorie, Ungleichmäßigkeit in den Anforderungen an den häuslichen Fleiß der Schüler können dann leicht schaden (s. Th. Schmid a. a. O. S. 252), und jedenfalls verliert man dabei die nützliche Möglichkeit, in jeder Stunde auf das denselben Schülern in jeder anderen Lehrstunde derselben Sprache kürzlich Vorgekommene Bezug zu nehmen. Unter Umständen aber dient die Theilung zur Anregung der Schüler und ist aus Rücksicht auf die Beschaffenheit der vorhandenen Lehrkräfte unvermeidlich.

*) Vgl. die Ansicht Herbarts in dem betr. Art. S. 429. D. Red.

**) Vgl. auch Märklin in der von Schnitzer redigirten „Mittelschule" Jahrg. 1846. S. 212 ff. Roth, Kl. Schr. I. 14 u. 405—422. Nägelsbach in den Verhandl. der Philologenversammlung in Stuttgart S. 153, Bäumlein ebendas. und N. Jahrbb. 1858 Mai S. 269. D. Red.

Nicht unwichtig ist endlich die Form, in welcher der Lectionsplan aufgeschrieben wird. Er muß dem Director und den Lehrern, die ja täglich dafür zu sorgen haben, daß er der Aufstellung gemäß ausgeführt werde, der Aufsichtsbehörde und zu einem Theile auch den Schülern eine bequeme Uebersicht gewähren. Zu diesem Behuf wird er am besten in drei Tabellen aufgestellt. Die Form der auch den Schülern mitzutheilenden Zeittabelle oder des Stundenplans ist allgemein bekannt. Für die Lehrertabelle ist das Schema vorzugsweise zu empfehlen, nach welchem jetzt alle preußischen Gymnasial- und Realschulprogramme die geschehene Verwendung der Lehrkräfte sehr übersichtlich nachweisen. In der Lections- oder Pensentabelle ist es rathsam, die Lehrgegenstände nach einander folgen zu lassen und für jeden folgende Rubriken neben einander zu stellen: 1) Classen und Lehrer, 2) Zahl der wöchentlichen Lehrstunden, 3) Lehrbücher, 4) Pensa, 5) ob und wie oft häusliche Arbeiten und sonstige Correcturen? — **Wehrmann.**

Lectorheft, s. Schultagebuch.

Lehramtsprüfung, s. Prüfung, Lehrerprüfung.

Lehrcurse für Volksschullehrer. Daß der Lehrer, um den Anforderungen seines Berufs vollkommen Genüge zu leisten, sich theoretisch und praktisch fortbilden muß, ist ein anerkanntes Axiom. Diese Fortbildung wird aber nicht bloß dem Privatfleiße der Lehrer in zweckmäßiger Lectüre, sorgfältiger Vorbereitung auf die Lehrstunden, Besprechung mit Berufsgenossen u. dgl. zu überlassen sein, sondern die Schulbehörden haben auch für besondere Einrichtungen zu diesem Behufe, für zweckdienliche Mittel der Fortbildung zu sorgen (vgl. d. Art. Fortbildung). Zu diesen Mitteln gehört auch die Anordnung von Lehrcursen, welche in manchen deutschen Ländern, obwohl in mannigfacher Gestalt, bestehen. Das württembergische Volksschulgesetz vom 29. Sept. 1836 führt unter den Mitteln, wodurch der Oberschulbehörde obliege, die Fortbildung der angestellten Lehrer für ihren Beruf zu veranlassen, in erster Linie an — die Anordnung von außerordentlichen Lehrcursen oder eines vollständigen Unterrichts über allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre für Schullehrer, nach dem Bedürfnis einzelner Schulaufsichtsbezirke. Diesen reihen sich an: die ständige Einrichtung und Unterhaltung von Schullehrer-Conferenzen in jedem Schulaufsichtsbezirke; die ständige Einrichtung von Lesegesellschaften für Schullehrer und Geistliche; die Zulassung einer Anzahl von Lehrgehülfen und Unterlehrern in den Schullehrerbildungsanstalten des Staats zum Behuf einer wenigstens einjährigen Wiederholung des Unterrichts *); die Preisaufgaben an Schullehrer, sowie die Verleihung von Prämien an diejenigen Lehrer, die sich in ihrer Amtsführung vor andern auszeichnen. Der Aufwand für Schullehrercurse (d. h. die Belohnung der mit deren Haltung beauftragten Geistlichen oder Lehrer) wird aus der Staatskasse bezahlt, wogegen die Reisekosten-Entschädigung von jeder Gemeinde für ihre betreffenden Schullehrer zu bestreiten ist.

Von den Schullehrer-Conferenzen unterscheiden sich die Lehrcurse einmal dadurch, daß sie keine ständige und allgemeine Einrichtung sind, sondern nur zu gewissen Zeiten und für einzelne Districte oder auch nur für gewisse Classen von Lehrern gehalten werden; sodann dadurch, daß sie, wie in Württemberg, nicht bloß Gegenstände der allgemeinen Pädagogik und Didaktik, sondern häufig ganz specielle und technische Fächer, wie deutsche Sprache, christliche Glaubens- und Sittenlehre, Einleitung in die Bibel, Naturlehre, populäre Logik und Psychologie, Orgelspiel, Zeichnen u. dgl. behandeln; endlich dadurch, daß sie nicht bloß auf 3—4 Zusammenkünfte des Jahrs sich beschränken, sondern einen größeren Zeitraum hindurch, sei es mehrere Wochen im Zusammenhang, oder den ganzen Sommer hindurch wöchentlich ein- bis zweimal den Lehrer in Anspruch nehmen. Auch werden keine über zuvor aufgegebene Themen ausgearbeitete Aufsätze besprochen, wie in den Conferenzen. Uebrigens ist, was den Stoff

*) Von dieser Erlaubnis wird dermalen kein Gebrauch mehr gemacht.

betrifft, der Unterſchied manchmal ein fließender, ſofern auch in Conferenzen Gegenſtände, welche ſich für Lehrcurſe eignen, beſprochen und Uebungen im Geſang und Orgelſpiel damit verbunden werden.

Den erſten Anlaß zu außerordentlichen Lehrcurſen gab in Württemberg und wohl auch in andern Ländern die Peſtalozzi'ſche Methode, mit welcher die Lehrer bekannt zu machen die Oberſchulbehörde ſich angelegen ſein ließ. Es wurden daher im Jahr 1809 in verſchiedenen Bezirken Geiſtliche, welche ſich mit jener Methode vertraut gemacht hatten, beauftragt, tüchtige Schullehrer in wöchentlichen Zuſammenkünften um ſich zu ſammeln, ihnen die Grundſätze jener Methode darzulegen und dieſelben zu veranlaſſen, durch ſchriftliche Beantwortung der aufgegebenen Fragen, namentlich in Betreff des Rechenunterrichts, das richtige Verſtändnis derſelben darzulegen. Einen ſolchen Lehrcurs hielt namentlich in Heilbronn der nachmalige preußiſche Ober-Schulrath Zeller.

Nachdem in Württemberg katholiſcherſeits der Kirchenrath durch Verordnung vom 10. Sept. 1808 § 11 die Geiſtlichen aufgefordert hatte, ſich mit der Bildung tüchtiger Proviſoren und Schullehrer zu beſchäftigen, oder auch bereits angeſtellte Schullehrer in den Sommermonaten auf einige Zeit mit der beſſeren Methode des Schulunterrichts und mit andern ins Schulweſen einſchlagenden Kenntniſſen bekannt zu machen: verfügte die evangel. G. Sch. Verordnung vom 31. Dec. 1810 § 20, daß in allen Diöceſen, wo ſich vorzügliche Geiſtliche befinden, von denſelben unter Genehmigung des ev. Conſiſt. und nach einem von demſelben vorgeſchriebenen oder genehmigten Plan Lehrcurſe für die Schulmeiſter und Proviſoren gehalten werden. Dieſe Lehrcurſe ſollen in der beſſeren Jahreszeit wöchentlich zweimal in den Vacanznachmittagsſtunden gehalten und von allen Proviſoren und Schulmeiſtern der Diöceſe, welche nicht zu weit entfernt ſind, und noch keinen der bisher von Geiſtlichen gehaltenen Lehrcurſe beſucht, oder bei der nach denſelben angeſtellten Prüfung ſich noch nicht genug unterrichtet gezeigt haben, wenigſtens zwei Sommer hindurch beſucht werden. Dieſelben erhalten für ihre Auslagen einige Vergütung von den piis corporibus (Stiftungskaſſen) oder der Communkaſſe. Nach einer Miniſt.-Verf. vom 28. Jan. 1823 ſoll die Eröffnung beſonderer Lehrcurſe über die Methode des Taubſtummen- und Blindenunterrichts beſonders in Bezirken, wo ſich eine größere Zahl von Unterrichtsbedürftigen vorfindet, auf alle Weiſe befördert werden.

Auf den Grund des Schulgeſetzes von 1836 ſind in Württemberg beſonders in den Jahren 1845—48 in verſchiedenen Bezirken Lehrcurſe 15—20 Wochen lang wöchentlich einmal an Nachmittagen über die obengenannten Gegenſtände in zuſammenhängenden Lehrvorträgen gehalten worden und haben ſich den Dank vieler Lehrer erworben. In neuerer Zeit jedoch haben die Lehrcurſe vorzugsweiſe das Zeichnen zum Vorwurf gehabt, und zwar in der Weiſe, daß theils eine Anzahl von 20 Lehrern in der Herbſtvacanz den Unterricht eines im Zeichnen erprobten Schulmeiſters 14 Tage lang genoß, theils eine kleinere Zahl 5—6 Monate lang durch Zeichnenlehrer in Stuttgart einen zuſammenhängenden Unterricht auf Staatskoſten erhielt, theils endlich ein Duzend Seminariſten nach Abſolvirung ihres ordentlichen Curſes noch ein Halbjahr im Seminar mit Staatsunterſtützung zurückblieb, um vorzugsweiſe im Zeichnen weiter geführt zu werden.

Neben den Zeichnencurſen wurden mit katholiſchen Lehrern Unterrichtscurſe im Orgelſpiel und in der Tonſatzlehre gehalten (ſ. die nähere Einrichtung bei Kirſch, das deutſche Volksſchulrecht II. Bd. S. 151 flg.) und ſollen nach der Abſicht der evangel. Oberſchulbehörde nun auch mit evangel. Lehrern gehalten werden. Selbſt ein dreiwöchiger Unterrichtscurs in der Landwirthſchaft wurde im vorigen Jahr in der Akademie zu Hohenheim etlich und zwanzig Schullehrern auf Staatskoſten ertheilt und ſoll in den nächſten Jahren wiederholt werden. In ſolcher Weiſe waren die Oberſchulbehörden in Württemberg bis jetzt bemüht, den verſchiedenen Bedürfniſſen nach Fortbildung der

Lehrer, wie sie die Zeit brachte, durch Anordnung von Lehrcursen entgegenzukommen — und zwar neben den Schullehrerconferenzen, auf welche sich z. B. in Bayern und Baden (s. die betreffenden Artikel Bd. I. S. 439. 397) die Fortbildung der Lehrer hauptsächlich beschränkt.

Eine andere Gestalt nehmen die Lehrcurse in andern Ländern an. Während in Württemberg ein pädagogisch gebildeter Geistlicher die Lehrer eines kleineren Bezirks um sich sammelt, um mit ihnen den Sommer über an Nachmittagen irgend ein zur Gesammtbildung der Lehrer gehöriges Fach wissenschaftlich durchzusprechen und seine praktische Verwerthung in der Schule zu zeigen, oder in technischen Fächern ein damit vertrauter Lehrer die betreffenden Uebungen leitet: hat in Preußen das Minister. d. G. und U. A. durch Circularrescript vom 1. Juni 1826 und 24. März 1827 (s. Tönne I. 513) verfügt: Es sollen, damit auch auf die bereits angestellten Schullehrer, welche entweder überall der Nachhülfe bedürfen, oder in ihrer Bildung und Amtsgeschicklichkeit nicht fortschritten, vielleicht gar zurückgiengen, der wohlthätige Einfluß des Seminars sich verbreiten möge, solche Schullehrer auf längere oder kürzere Zeit, je nachdem es für sie nothwendig, in das Hauptseminar einberufen werden. Dabei soll ein kleinerer Cursus von Lehrern auf den Zeitraum von 3—4 Wochen im Seminar versammelt, und mit diesem einer der Unterrichtsgegenstände z. B. das Rechnen oder der Gesang oder die deutsche Sprachlehre oder auch der Religionsunterricht methodisch durchgegangen werden. Mehrere solcher Curse können in dem nämlichen Sommer auf einander folgen, in deren jedem ein anderer Gegenstand vorgenommen werden solle. Wenn dann nach mehreren Jahren alle Unterrichtsgegenstände durchgenommen und die nämlichen Subjecte zu verschiedenen Malen einberufen gewesen, dann ist es an der Zeit, einen größeren und allgemeineren Lehrcursus zu veranstalten — entweder 4 Wochen vor dem Schlusse des Seminarlehrgangs als Repetition desselben oder sollen alle 3—4 Jahre die Ferien dazu verwendet werden. Dabei ist zum Unterhalt der bedürftigsten unter den einberufenen Lehrern einige Beihülfe aus Provincialfonds oder Staatsmitteln in Aussicht gestellt.

Als Hauptnutzen dieser Einrichtung wird erwartet, daß sich unter den Lehrern selbst Trieb, Eifer und Fortschritt vermehren, daß sich überhaupt Regsamkeit im Schulwesen verbreiten, und immer mehr Uebereinstimmung in der Behandlung des Unterrichts durch alle Schulen bewirkt werden, daß das Seminar der lebendige Mittelpunct des Ganzen werden werde, und auch die Seminarlehrer mit den wahren Bedürfnissen der Schulen sich werden vertraut machen.

Es ist keine Frage, daß Seminarlehrer, deren Beruf eben darin besteht, die zweckmäßigste Methode für die Behandlung der einzelnen Schulfächer ihren Schülern beizubringen, auch am geeignetsten sind, bereits angestellte Lehrer in methodischer Hinsicht weiter zu fördern und erprobte Grundsätze der Didaktik zu einem Gemeingut der Schulen zu machen. Nur scheint die Ausführung — die Einberufung angestellter Lehrer ins Seminar — theils wegen der damit verbundenen Kosten für die kärglich besoldeten Lehrer, wenn diese Kosten nicht ganz von der Staatskasse übernommen werden, theils wegen der zu besorgenden Stellvertretung bedeutenden Schwierigkeiten zu unterliegen. Denn der in letzter Beziehung ausgesprochene Grundsatz (Rönne I. 514): „Wo eine Stellvertretung in einzelnen Fällen nicht beschafft werden könnte, wird der augenblickliche Nachtheil, daß die Schulkinder 4 Wochen ohne Unterricht bleiben, hinlänglich durch den Vortheil überwogen werden, daß der Lehrer an Geschick und Einsicht fortgeschritten ist" — ist doch ein sehr bedenkliches Expediens. Uebrigens wird in dem Maße, in welchem die Mehrzahl der Lehrer ihre Bildung im Seminar erhält, nachgerade auch das Bedürfnis, sie zu einem Lehrcurs im Seminar einzuberufen, sich vermindern*).

*) Nach zuverlässigen Mittheilungen sind auch in Preußen die Anordnungen in Betreff der Nachhülfecurse zwar nicht amtlich aufgehoben, aber thatsächlich seit mehr als 20 Jahren einge-

Anderwärts wird für die praktiſche Fortbildung der Lehrer durch Beſuch von Muſterſchulen geſorgt. Im Canton Zürich ſind (Kirſch II. 153) Normal- oder Muſterſchulen errichtet, welche für die Schulen jedes Bezirks das Bild einer guten Schuleinrichtung in der Wirklichkeit darſtellen ſollen. Alle Schulamtscandidaten und diejenigen Lehrer, welche nur „bedingtfähig" erklärt wurden, ſind gehalten, jährlich zwei ganze oder vier halbe Tage die Muſterſchule zu beſuchen. Das neueſte Geſetz über das geſammte Unterrichtsweſen des Cantons Zürich vom 23. Dec. 1859 nennt übrigens § 315—317 nur die Schulcapitel des Bezirks als diejenigen, welche unter Leitung des Erziehungsraths theoretiſche und praktiſche Uebungen für Fortbildung ihrer Mitglieder vornehmen.

In Oeſterreich (Pol. Verf. § 270) wird bei Mängeln, die nicht ſo leicht und auf der Stelle zu verbeſſern ſind, der Schullehrer nach Erfordernis auf 8—14 Tage oder drei Wochen an einen benachbarten guten Schullehrer angewieſen, um ſich dort in den nöthigen Stücken unterrichten zu laſſen und das hierüber erhaltene Zeugnis den Diſtrictsaufſehern einzuſenden. Zu dieſer Abſicht wählt ſich der Diſtrictsaufſeher die beſten Schulen ſeines Bezirks aus. Ueber das „Nachbildungsinſtitut" in Hannover ſ. d. Art. über das dortige Volksſchulweſen.

Man ſieht, dem Begriff und der Aufgabe der Lehrcurſe, neben den ſtändigen Conferenzen einzelne Lehrer oder die Lehrer einzelner Diſtricte theils theoretiſch, theils praktiſch, ſeis in der Schulkunde überhaupt oder in ſpeciell techniſchen Fächern, in ihrer Fortbildung zu fördern, wird in verſchiedenen Ländern auf verſchiedene Weiſe entſprochen. Bleiben ſie auch für ſchwächere Lehrer und für techniſche Fächer allezeit ein Bedürfnis, ſo wird ihre periodiſche Anordnung im großen doch hauptſächlich dann indicirt ſein, wenn die Pädagogik zu einer neuen Stufe ſich erhoben hat, wie einſt durch Peſtalozzi, wenn es gilt, gewiſſe Errungenſchaften und erprobte Grundſätze der Methodik zu einem Gemeingut der Lehrer zu machen. Und dann ſollte die Haltung ſolcher Lehrcurſe nur Männern anvertraut werden, welche im ſicheren Beſitze jener Errungenſchaften nach Theorie und Praxis ſtehen. **Stirm.**

Lehren und Lernen. Was das Lehren ſei, und wie gelehrt werden ſoll, wird zunächſt aus dem Weſen und der Art des Lernens zu erkennen ſein. Denn das Lehren iſt doch nur diejenige geiſtige Thätigkeit, durch welche das Lernen erzielt wird. Wir pflegen aber das Aneignen ſowohl geiſtiger als körperlicher Fertigkeiten und das Aufnehmen des Wiſſens im Verſtande wie im Gedächtniſſe, ja auch das Annehmen gewiſſer Richtungen des Gemüthes Lernen zu nennen. Es mag wohl eine Mutter ſagen, ihr Kind habe im Verkehre mit andern, vielleicht in der Schule ſelbſt, dieſe oder jene Unart gelernt; der Knabe wird einem Schuſter übergeben, um deſſen Handwerk zu lernen; der junge Mann beſucht den Fechtboden, um die Handhabung der Waffen zu lernen. Die Aneignung ſowohl der Unart als des Thuns im Handwerk und beim Fechten geſchieht durch Nachahmung und wird vollzogen durch die Gewöhnung, ſo daß wir, wenn alles Lernen von derſelben Art wäre, das Lernen als ein Aneignen durch Gewöhnung definiren müßten. Dasſelbe wird ausgeſagt werden, wo man vom Lernen des Leſens und Schreibens ſpricht: das Kind eignet ſich die Fertigkeit im Leſen und

ſchlafen. Die Erfolge entſprachen den Erwartungen nicht, weil der Unterricht den Bedürfniſſen der einzelnen ſehr ungleichartig vorbereiteten Lehrer nicht ſo angepaßt werden konnte, daß in der verhältnismäßig kurzen Zeit eine ausreichende Bildung hätte erzielt werden können; den Seminarlehrern erwuchs daraus eine für die Dauer allzuſchwere Laſt, da Unterricht und Aufſicht bei den Seminariſten fortgieng; der Verkehr der einberufenen Lehrer mit den Seminariſten erwies ſich nicht als vortheilhaft; der Koſtenpunct bildete eine große Schwierigkeit; alle, welche einberufen werden ſollten, ſträubten ſich gegen das ſchlimme Zeugnis, das ihnen damit ausgeſtellt wurde. Die beſſere Seminarbildung, die Bemühungen der Aufſichtsbehörden auf den verſchiedenen Stufen für die Fortbildung der Lehrer und das ihnen entgegenkommende Streben der Lehrer ſelbſt haben jene Einrichtung überflüſſig gemacht. D. Red.

Schreiben an durch Nachahmung; und wenn es sich daran gewöhnt hat, sagen wir, es habe Lesen und Schreiben gelernt. Das Lernen einer Sprache oder einer Wissenschaft und Kunst aber ist nicht eine Gewöhnung, wenn es gleich der Gewöhnung allerdings bedürftig ist; denn hier führt die Nachahmung nicht zur Aneignung, da demjenigen, welcher durch Nachahmung zur Fertigkeit gelangt, die Sprache so wenig zu eigen wird, als dem künstlich abgerichteten Vogel. Und so wird denn auch das Auswendiglernen der Wörter oder Phrasen, der Formen und Regeln einer Sprache, wird das Einprägen der für eine Kunst oder Wissenschaft aufgestellten Grundsätze im Gedächtnisse nicht ein Lernen der Sprache, Wissenschaft oder Kunst genannt werden dürfen, sondern nur ein Beischaffen des Materials für ein mögliches Lernen der Sprache, Wissenschaft oder Kunst. Denn die Thätigkeit des Geistes, welcher in solcher Weise sich anschickt, geistige Stoffe sich anzueignen, beschränkt sich auf die Nachahmung der Töne, welche im Gedächtnisse, je nach dessen Beschaffenheit schwächer oder fester, und nur so haften, wie eine Sangweise, die wir gehört haben, in der Erinnerung uns gegenwärtig bleibt. Da aber einmal unsere Sprache so verschiedenartige Aneignungen mit demselben Worte Lernen bezeichnet, so werden wir vorderhand zwei Arten des Lernens zu unterscheiden haben, ein Lernen im weitern Sinne, welches vorzugsweise im Nachahmen besteht und die Gewöhnung zum Ziele hat; und ein Lernen im engern Sinne, dessen Charakter die Spontaneität ausmacht, dessen Ziel das Wissen und Können ist. Eine dritte Art des Lernens, welche zwischen dem Lernen im weitern und dem im engern Sinne in der Mitte stehend, obwohl dem ersten mehr verwandt als dem zweiten, doch als Mischung beider Arten erscheint, wird das Lernen durch Nachbildung sein. Wer die Natur und die Art des Lehrens aus der Natur und Art des Lernens zu erkennen sucht, wird vorzugsweise das Lernen im engeren Sinne zu betrachten haben.

Der Anfang des Lernens im engeren Sinne ist ein Empfangen, entweder von außen, oder durch eine in unserem Geiste selbst entstehende Regung, und das Empfangen selbst, welches zum Anfang eines Lernens wird oder werden kann, ist schon eine Thätigkeit des Geistes. Denn daß man vernehmen und sogar auch ins Gedächtnis aufnehmen könne, ohne wirklich zu empfangen, läßt sich an solchen Misbildungen des Geistes erkennen, dergleichen H. Schubert (Geschichte der Seele II. S. 101, 4. Auflage) eine beschrieben hat: Ein Blödsinniger, August Weck, konnte die in der Sprache ihm mitgetheilten Worte vollständig und oft nach langer Zeit ganz treu wiedergeben, ohne sich den Inhalt dieser Reihen von Worten jemals angeeignet zu haben. Ganze Briefe, die man ihm vorgesagt hatte, merkte er wörtlich, und wußte sie nach einiger Zeit der Person, an welche der Brief gerichtet war, unverkürzt herzusagen. Eine Menge von Aufträgen, welche ihm für seine weiten Fußreisen aufgegeben waren, so verschieden auch die Aufträge waren, und so sehr sie sich durchkreuzten, behielt er Monate und Jahre lang im Gedächtnis, und ebenso die Wege, die er gemacht hatte. Aber wenn ihm auf der Hinreise eine Stadt rechts gelegen hatte, sagte er auch bei der Herreise, dieselbe liege rechts; und was er als den ihm gegebenen Auftrag mit wörtlicher Treue ausrichtete, das wußte er selbst niemals. Er sprach seinen Abschied vom Militär, welcher ihm vorgesagt und schriftlich mitgetheilt worden war, auf eine Weise aus dem Gedächtnisse her, daß man merken konnte, die Worte, „er sei seines Blödsinns halber entlassen worden," seien ihm eben so unverständlich, als manche andere Worte des Abschieds. Wie dieser Blödsinnige die ihm mitgetheilten Worte vernahm, ohne dieselben wirklich zu empfangen, so kommen nicht bloß in der Schule, sondern sogar auch in der gelehrten Welt Erscheinungen vor, welche beweisen, daß, und zwar gerade oft bei überwiegender Stärke des Gedächtnisses, eine geringere Geistesthätigkeit beim Empfangen vorhanden sein könne. Ueberall aber, wo empfangen werden kann, ist die Thätigkeit, durch welche empfangen wird, entweder ein Meinen oder ein Ahnen und Fühlen, wenn wir durch uns selbst, oder ein Glauben, wenn wir von außen empfangen, und das, was wir empfangen, ist eine Anschauung, ein inneres Bild, das uns in der Gestalt eines Ur-

theils zukommt. Das Empfangen der Anſchauungen aber iſt nur der Anfang des Lernens, nicht das Lernen ſelbſt; wie denn z. B. niemand die Geſchichte der Offenbarung dadurch lernt, daß er die Bibel lieſt, auch nicht, wenn ihm das Thatſächliche im Gedächtniſſe haftet. Es iſt das ὅτι, was ihm in dieſen Anſchauungen zukommt; und erſt, wenn er das διότι gefaßt hat, wird er, was er empfangen, auch gelernt haben: aus dem Anſchauen wird das Einſehen geworden ſein. Zwiſchen dem Empfangen der Anſchauung und dem Gewinnen der Einſicht, zwiſchen dem ὅτι und dem διότι ſteht oder waltet und vermittelt vielmehr die Behandlung oder die Verarbeitung durch den Verſtand. Wer gerade ſo meint und glaubt, wie er empfangen hat, von dem kann man nicht ſagen, er habe gelernt, ſondern man ſchreibt ihm vorgefaßte oder eigenſinnige Meinungen oder einen Autoritätsglauben zu. Der Gang des Lernens iſt aber nicht der gleiche, wenn wir meinend und glaubend, oder wenn wir ahnend und fühlend empfangen, obwohl es dort, wie hier, Anſchauungen in der Geſtalt von Urtheilen ſind, welche wir empfangen. Wo wir meinend empfangen, da folgt auf dieſen erſten Act des Lernens die Behandlung, und nach Umſtänden die Verarbeitung des Empfangenen als der zweite; und die Verarbeitung geſchieht durch Vergleichung der eben jetzt empfangenen Anſchauung mit einem im Geiſte ſchon vorhandenen πρῶτον, welches als durch ſich ſelbſt feſtſtehend anerkannt iſt, wie ein Axiom oder ein ſchon verſtandener Lehrſatz für mathematiſche, wie die Mutterſprache und ſchon verſtandene Sprachregeln für ſprachliche Anſchauungen. Es iſt der Verſtand, welcher die empfangene Anſchauung durch Vergleichung mit dem im Wiſſen ſchon vorhandenen πρῶτον verarbeitet. Es wird auf dieſem Wege das, was Ariſtoteles (Anal. Post. I, 1.) die μάθησις διανοητικὴ nennt: πᾶσα διδασκαλία καὶ πᾶσα μάθησις διανοητικὴ ἐκ προϋπαρχούσης γίνεται γνώσεως. Die neue Anſchauung wird vom Verſtande geprüft durch Vergleichung mit dem ſchon vorhandenen Wiſſen oder Glauben. Dieſe Vergleichung geſchieht aber, nur unbewußter und augenblicklicher, auch da, wo die empfangene Anſchauung ſogleich als richtig erkannt, wo ſcheinbar unmittelbar gelernt, aus dem Anſchauen ſofort ein Einſehen wird, wo wir z. B. eine über ein Beſonderes (καθ' ἕκαστον) empfangene Anſchauung noch während des Empfangens unter ein uns ſchon bekanntes Allgemeines (καθόλου) ſubſumiren. Dieſes ſcheinbar unmittelbare Lernen kommt uns aber nur ſelten zu, und der Act des Vergleichens, welcher zu einem bejahenden oder verneinenden Schluſſe — wo nicht zu einem non liquet — führen muß, dauert deſto länger, je weniger πρῶτα ſchon in unſerem geiſtigen Beſitze ſind. Das Ziel der μάθησις διανοητικὴ iſt ein Wiſſen, die ἐπιστήμη.

Dagegen, wo wir ahnend und fühlend empfangen, iſt das πρῶτον, an welchem wir die neue Anſchauung meſſen, nicht ein ſchon Gewußtes oder Geglaubtes, ſondern diejenige unſerer geiſtigen Kräfte, welche dem körperlichen Taſtſinne analog iſt, die αἴσθησις. Kommt mir etwa die Anſchauung von außen zu, daß Andromache und Penelope zwar verſchiedene, aber je in ihrer Art gleich ſchöne weibliche Charaktere ſeien, ſo kann ich dieſe Anſchauung nur nach der Empfindung annehmen, verwerfen oder limitiren, welche ich beim Leſen Homers gehabt habe. Oder ich ſoll mir die Anſchauung aneignen, „daß das Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens böſe ſei von Jugend auf" 1. Moſ. 8, 21. Hier ſoll ich nicht das lernen, daß Gott zu Noah ſo geſprochen habe, denn ein ſolches Lernen iſt nur ein Nachahmen im Erinnerungsvermögen; ſondern ich ſoll lernen, daß das Dichten und Trachten des Menſchen, wie er überall und immer iſt, alſo auch mein Dichten und Trachten, böſe ſei. Ich kann das nicht durch Vergleichung der neuen Anſchauung mit dem lernen, was ich an hiſtoriſchen Perſonen oder auch an Menſchen aus meiner Umgebung wargenommen habe. Denn dieſe wie jene lerne ich nicht ſo ganz kennen, daß ich Grund hätte zu ſagen, ihr Dichten und Trachten ſei böſe von Jugend auf; und wenn ein ſolches Kennenlernen auch möglich wäre, ſo gäbe das noch keinen Grund ab, von dem zahlloſen Menſchengeſchlechte, von allen Dageweſenen und allen Mitlebenden dasſelbe auszuſagen. Wenn ich die neue

Anſchauung mir aneignen ſoll, ſo kann mir dieſelbe nur durch Vergleichung mit der Geſchichte und dem Zuſtande meines eigenen Gemüthes zur Einſicht werden, und die Einſicht erwächst ſelbſt nur durch ein Fühlen, welches als πρῶτον da ſein muß, wenn ich die Vergleichung anſtellen ſoll. Denn wenn ich nicht fühle, daß ich böſe ſei, ſo ſehe ich das auch nicht ein; und wenn ich das nicht an mir und in mir fühle, ſo verſtehe ich auch das über das ganze Geſchlecht Ausgeſagte nicht. Es kann weiterhin auch dadurch eine μάθησις διανοητική werden, aber erſt auf der Baſis der vorangegangenen μάθησις αἰσθητική. Die μάθησις αἰσθητική fängt auch mit dem Empfangen einer Anſchauung in Geſtalt eines Urtheils an; und es iſt auch der Verſtand, der die empfangene Anſchauung mit einem ſchon vorher vorhandenen πρῶτον vergleicht; aber dieſes πρῶτον iſt ein αἰσθητόν oder eine αἴσθησις, ſo daß die Möglichkeit des Lernens und Lehrens hier ganz davon abhängt, ob eine αἴσθησις gerade für die Art der Anſchauungen vorhanden iſt, deren eine empfangen werden ſoll; wie die Möglichkeit, Muſik zu lernen, davon abhängt, ob der Schüler muſikaliſches Gehör hat. Die Vergleichung führt auch nicht zu einem eigentlichen Schluſſe, ſondern unmittelbar zu einem bejahenden oder verneinenden oder limitirenden Urtheile; und der dritte Act dieſes Lernens iſt nicht ein Einſehen, ſondern wieder ein Fühlen. Wir finden das διότι zum ὅτι; aber das διότι wohnt nicht in dem Erkannten, ſondern in uns ſelbſt und wenn aus den Anſchauungen der erſten Art durch Verarbeitung Einſichten werden, ſo kann man den Act der Vergleichung der Anſchauungen zweiter Art nur eine Behandlung derſelben nennen, durch welche ein gewiſſer Takt, z. B. in Erkenntnis und Schätzung des Schönen und des Häßlichen, entſteht. Aus vielen zu Einſichten gewordenen zuſammengehörigen Anſchauungen erſter Art wird ein Wiſſen, aus vielen zuſammengehörigen Anſchauungen zweiter Art, welche meinen Takt ausbilden und verfeinern, wird ein Können. Ariſtoteles faßt den Begriff hievon zu eng, wenn er dasjenige τέχνη nennt, was wir ein Können genannt haben, indem er übrigens das Entſtehen des Könnens richtig beſchreibt Metaph. I. 1: Γίνεται τέχνη, ὅταν ἐκ πολλῶν τῆς ἐμπειρίας ἐννοημάτων μία καθόλου γένηται περὶ τῶν ὁμοίων ὑπόληψις. Aber ὑπολήψει καὶ δόξῃ ἐνδέχεται διαψεύδεσθαι, Eth. Nicom. VI. 3; wogegen (ib.) πάντες ὑπολαμβάνομεν, ὃ ἐπιστάμεθα, μὴ ἐνδέχεσθαι ἄλλως ἔχειν ..... ἐξ ἀνάγκης ἄρα τὸ ἐπίστασθαι. Die τέχνη (das Können) hat zum Gegenſtande τὰ ἐνδεχόμενα καὶ εἶναι καὶ μὴ εἶναι, καὶ ὧν ἡ ἀρχὴ — was wir hier das πρῶτον genannt haben — ἐν τῷ ποιοῦντι, ἀλλὰ μὴ ἐν τῷ ποιουμένῳ wohnt; weshalb auch τρόπον τινὰ περὶ τὰ αὐτά ἐστιν ἡ τύχη καὶ ἡ τέχνη. ib. VI. 4.

In der Schule zielt der mathematiſche Unterricht auf das Wiſſen, der Sprach- und Religionsunterricht auf das Können und Wiſſen.

Wenn nun der erſte Act des Lernens das Empfangen iſt, ſo wird das Lehren eben darum zuerſt ein Mittheilen ſein; und wenn es irrig iſt, das Empfangen ſchon als ein Lernen anzuſehen, ſo wird es nicht minder falſch ſein, zu meinen, daß das Lehren mit der Mittheilung eines geiſtigen Stoffs geſchehen ſei. Dieſes iſt meines Wiſſens von niemand behauptet worden; aber viele unterrichten ſo, wie wenn ihre Aufgabe damit abgethan wäre, daß ſie in der einen Lehrſtunde oder einem Theile derſelben mittheilen und in der folgenden wiederholen oder durch Fragen Gewißheit darüber zu erlangen ſuchen, ob der Schüler das Mitgetheilte ſich gemerkt habe. Ja es giebt Schuleinrichtungen, die von ſolchen gemacht zu ſein ſcheinen, welche das Mittheilen als ein und dasſelbe mit dem Lehren betrachten. Wenn nach den Jahn'ſchen Jahrbüchern Nr. 81. 82. I. S. 81 die Schüler oberer Claſſen in ſchweizeriſchen Cantonſchulen wöchentlich nur vier Stunden lateiniſchen und vier Stunden griechiſchen Unterricht erhalten, ſo bleibt dem Lehrer, welcher ſeine Schüler nicht mit ärmlichen Portionen der claſſiſchen Autoren abſpeiſen will, keine andere, als die ſogenannte curſoriſche Behandlung, d. h. die bloße Mittheilung übrig: er übt die Meinung, daß Mittheilen Lehren ſei. Ueberhaupt aber iſt jenes Zerſplittern der Unterrichtszeiten in vielerlei Lehr-

ſtunden für allerlei Fächer, woran alle unſere gelehrten und ungelehrten Schulen leiden, am Ende nur eine factiſche Verkündigung derſelben Anſicht, die doch keine einzige Schulbehörde öffentlich auszuſprechen wagt. Denn die Vielheit der Fächer nöthigt zur Beſchränkung der jedem einzelnen zukommenden Zeit in dem Grade, daß der Lehrer ſein Penſum nur durch bloße Mittheilung abzuwickeln vermag. Das iſt ein von außen kommender, gewiß von manchen redlichen Lehrern beklagter Zwang, deſſen üble, ja verderbliche Wirkung in der wachſenden Gleichgültigkeit der Jugend gegen das Lernen mehr und mehr zu Tage kommt. Viele Lehrer üben aber jene Meinung unbewußt aus, ohne von außen genöthigt zu ſein, z. B. diejenigen, welche ihren Geſchichtsunterricht mit dem Dictiren von Paragraphen über den Begriff und den Werth der Univerſalgeſchichte beginnen und ihren Schülern aufgeben, zu Hauſe ſich das zu merken, was gar nicht gemerkt werden kann, weil es nicht verſtanden wird. Ich habe einen zu ſeiner Zeit als Prediger geſchätzten Geiſtlichen gekannt, welcher den ihm bei 18—19jährigen Schülern übertragenen Religionsunterricht in der Weiſe gab, daß er zweimal in der Woche auf dem Katheder ſitzend Aufſätze religiöſen Inhalts ablas, die er zum Behuf jenes Unterrichts gemacht hatte. Als ich einen beſcheidenen Zweifel darüber äußerte, ob in ſolcher Weiſe Religion gelernt werde, verſicherte der Mann, es herrſche bei den Schülern während ſeiner Lectionen die geſpannteſte Aufmerkſamkeit. Die Schüler aber waren, wie ich mich unverweilt überzeugen mußte, gerade am unwiſſendſten in der Religion. Und in gleicher Weiſe habe ich auch bei Lehrern nicht bloß neuer, ſondern auch alter Sprachen, und, was man am wenigſten erwarten ſollte, bei Lehrern der Mathematik viele Unklarheit über das gefunden, was noch außer der Mittheilung im Unterrichte geſchehen ſoll. Ja ich bin einmal gezwungen worden, einen durchaus unwiſſenden und ungebildeten Mann als Lehrer der engliſchen Sprache einzuführen, welcher gar nichts, als die Pronunciation dieſer Sprache mitzutheilen vermochte, ſo daß in dieſem Falle ſogar die Mittheilung der eigentlichen Sprachkenntniſſe als Nebenſache erſchien. Wenn aber einer vor etlichen Jahren eine neue Erziehungsanſtalt für die männliche Jugend, die erſt gegründet werden ſollte, dadurch empfahl, daß es ſeine Abſicht ſei, den Zöglingen lauter Reſultate mitzutheilen, oder wenn der Verfaſſer eines viel gerühmten Lehrbuchs der Geſchichte darum die der neueſten Zeiten am ausführlichſten behandeln zu müßen glaubte, weil eben durch die Geſchichte die Jugend politiſch und für die Politik zu bilden ſei, ſo haben beide mittelbar die grundfalſche Meinung ausgeſprochen, daß ſo, wie mitgetheilt, auch gelernt werde, daß alſo Mittheilen Lehren ſei.

Aber wie das Empfangen der Anſchauung der erſte Act des Lernens, ſo bleibt allerdings das Mittheilen der erſte Act des Lehrens, ſo daß man von der Kindswärterin, welche das bedauernswerthe deutſche Kind durch ihr Schwatzen nöthigt, ſeinen Brei in franzöſiſchen Worten zu verlangen, ebenſowenig ſagen kann, ſie lehre das Kind franzöſiſch, als man von Peſtalozzi ſagen konnte, er lehre zeichnen, wenn er in ſeiner Schulſtube ſechzig Kinder, die weder Anleitung noch Vorlagen bekamen, ſondern nur Nöthel und Tafeln, zeichnen hieß, „was ſie wollten“, während er ſelbſt den Kindern Sätze aus der Naturgeſchichte zur Sprachübung vorſagte. Es folgt der zweite Act des Lernens, welcher je nach dem Inhalt der Anſchauung entweder in der Behandlung oder in der Verarbeitung derſelben beſteht. Denn was immer bloß geſchichtliche Anſchauung iſt, das kann im Unterricht nur behandelt, nicht verarbeitet, und ſo nicht im engern Sinne gelernt werden. Nicht als ob Geſchichte überhaupt nicht verarbeitet werden könnte, vielmehr lernen ja diejenigen allein wirklich Geſchichte, welche das Material ſelbſtändig verarbeiten; weshalb Campe in ſeinem ſchönen Buche „Ueber Geſchichte“ den Vorſchlag macht, die älteſten Gymnaſialſchüler zur hiſtoriſchen Kritik und Hermeneutik anzuleiten, was am Ende doch wohl darauf hinausläuft, daß die Schüler durch Vergleichung Geſchichte wirklich lernen ſollen. Es wird aber der Vorſchlag Campe's ſo wenig ausführbar ſein, als der von Peter, die Schüler ihre Kenntnis der Ge-

ſchichte ſelbſt aus deren Quellen holen zu laſſen. Geſchichte wird auf Schulen nach wie vor nur durch Mittheilung von Seiten des Lehrers gelernt werden, und der Schüler wird außer derjenigen Thätigkeit, welche ſchon das Empfangen mit ſich bringt, keine andere dabei üben können, als die, daß er Verſtand und Einbildungskraft in Bewegung ſetzt, um die empfangenen Anſchauungen in ſeinem Geiſte nachzubilden, die Charaktere der Perſonen, der Sachen und der Verhältniſſe, die Zuſammenhänge der Urſachen und Wirkungen, das Wechſelnde und das Bleibende im Leben der Völker u. ſ. w. ſich zu merken und wo immer möglich zu begreifen.

Der zweite wichtigere Act des Lehrens wird bei und nach der Mittheilung rein geſchichtlicher Anſchauungen allerdings nur darin beſtehen, daß der Lehrer ſeine Schüler anhält, dieſelben innerlich zu behandeln, einfach darum, weil dieſe weder das Vermögen noch die äußeren Mittel haben, die Anſchauungen zu verarbeiten. Ohne Verarbeitung wird aber nicht wirklich gelernt. Ich glaube nicht, daß A. Böckh recht hat, wenn er in der Rede am 15. Oktober 1860 ſagt: „Alles geiſtige Lernen und das Finden und Erzeugen des Wahren ſelbſt, iſt eine im Geiſt mit Bewußtſein vollzogene möglichſte Wiederholung und Nachahmung des Weſens der Dinge, nicht eben mehr als durch das Wort verſchieden von dem, was Platon Erinnerung aus einem Jenſeitigen genannt hat.“ Denn das Wiederholen und Nachahmen auch des Tiefſten und des Höchſten kommt doch nur bis zum ὅτι, und erſt im Durchdringen zum διότι erzeugen wir das Wahre durch Schlüſſe, die wir nicht nachahmen oder wiederholen, ſondern ſelbſt machen. Dieſes iſt bei dem ausgebildeten und bei dem unreifen Geiſte dasſelbe, weil die Functionen des Denkens dieſelben ſind. Wenn es aber ein niedererer Grad geiſtiger Thätigkeit iſt, welcher das Empfangen und Behandeln des ὅτι erfordert, und wenn wir um ſo mehr geiſtig lernen, als wir geiſtige Thätigkeit ausüben, ſo wird an den Anſchauungen, die wir nur als ὅτι empfangen und behandeln können, nicht ſo viel gelernt werden, als an denen, mit welchen wir zum διότι durchdringen können, und eben darum wird die Lehrthätigkeit und Lehrwirkſamkeit eine geringere ſein.

Es ſind drei Lehrſtoffe in der Schule, an welchen wirklich oder im engern Sinne gelernt, und die alſo wirklich oder im engern Sinne gelehrt werden können: Mathematik, Sprache, Religion; und das einzig darum, weil die in dieſen drei Fächern empfangenen oder mitgetheilten Anſchauungen verarbeitet werden können. Die Verarbeitung beſteht darin, daß der Lernende die ihm jetzt zugehende Anſchauung mit dem πρῶτον, das als ein Wiſſen oder als ein Fühlen in ſeinem Geiſte ſchon vorhanden iſt, ſelbſtthätig vergleicht und je nach Maßgabe des Inhalts der Anſchauung Syllogismen oder Inductions- und Analogieſchlüſſe bildet. Hiedurch wird das Lernen vollzogen, und, was zuerſt nur Anſchauung war, zur Einſicht werden. Wenn dieſes richtig iſt, ſo wird der zweite Act des Lehrens der ſein, wodurch der Lernende angewieſen und vermocht wird, die mitgetheilte Anſchauung ſelbſtthätig zu verarbeiten, durch die Thätigkeit des Verſtandes Schlüſſe zu bilden. Da aber die Schule auch ſolche Anſchauungen darbietet, bei welchen nur ein Lernen im weitern Sinn erzielt werden, und nicht eine Verarbeitung, ſondern nur eine Behandlung ſtattfinden kann, ſo wird die Aufgabe des Lehrers die ſein, die Lernenden zur Behandlung und zur Verarbeitung der mitgetheilten Anſchauungen anzuweiſen und zu vermögen. Behandeln und Verarbeiten aber iſt ein Ueben. Der zweite Act des Lehrens wird demnach das Anweiſen und Anhalten der Lernenden zur Uebung ſein.

Wenn wir im Lehren die beiden Acte des Mittheilens und des Uebens erkennen, ſo iſt dadurch nur im allgemeinen diejenige Thätigkeit bezeichnet, welche wir das Lehren nennen. Das Weſen dieſer Thätigkeit wird erſt aus dem Wie erkennbar ſein. Es muß zunächſt gefragt werden, wie gelehrt, d. i. wie mitgetheilt und geübt werden ſoll? Denn das Was, welches freilich zuerſt in Frage käme, iſt für allen Schulunterricht gegeben und feſtgeſtellt: nur wenn einer mit dem Beſtehenden ganz oder zum größern

Theile brechen wollte, wie Rouſſeau und Peſtalozzi oder Baſedow und wenn es die Aufgabe wäre, ein neues Syſtem des Unterrichts aufzubauen, könnte da, wo das Lehren unterſucht oder beſchrieben wird, vom Was die Rede ſein. Für uns lautet die nächſte Frage nur ſo: wie ſind Sprachen, Mathematik, Religion u. ſ. w. zu lehren? Das Wie aber wird beſtimmt durch das Ziel alles Lernens und Lehrens. Als das nächſte Ziel der beiden Arten des Lernens haben wir das Wiſſen und das Können bezeichnet, was aber nicht Zweck für ſich ſein kann, einfach darum, weil, wenn beides Zweck für ſich wäre, die Bemühung um das Wiſſen und Können ohne Ende fortgehen müßte, da wir mit dem Wiſſen und dem Können niemals fertig werden, ſondern bei aller Bemühung und bei raſtloſem geiſtigem Streben immer noch vieles übrig bleibt, was wir weder können noch wiſſen. Man könnte noch hinzufügen, daß, wenn einer ſo lebt, wie wenn er das Wiſſen und Können als Zweck an ſich betrachtete, ein ſolcher in der Ganzheit ſeines geiſtigen Weſens unfertiger und mangelhafter erſcheine als der andere, für welchen das Wiſſen und Können nur ein Mittel zur Erreichung eines höher geſteckten Zieles iſt. Wie nöthig es aber ſei, das gemeinſame eine Ziel alles Unterrichts zu erkennen, läßt ſich leicht erſehen, wenn wir uns eine größere Lehranſtalt etwa von ſechs Claſſen und der doppelten Zahl der Lehrer vorſtellen. Wenn nun jeder dieſer zwölf Lehrer darauf ausgeht, daß in ſeiner Claſſe und in ſeinem Fache viel und recht gelernt werde, ſo iſt das gewiß ganz löblich; aber wenn alle nur eben das Lernen ſelbſt und als Frucht des Lernens das Wiſſen und Können im Auge haben, ſo werden die ſechs Claſſen und die zwölf Unterrichtsfächer niemals zu einer Lehranſtalt zuſammenwachſen, ſie werden nur räumlich und äußerlich beiſammen, die Unterrichtsfächer werden nur verknüpft, und die Bemühungen der Lehrer werden alle vereinzelt ſein, ſo daß die Anſtalt, obwohl von einem Einzigen beaufſichtigt, nur ein Nebeneinander von allerlei Unterricht vorſtellt. Das βούλεσθαι ἑαυτῷ wird, meine ich, in einer ſolchen Lehranſtalt nicht nur bei den Lehrern, ſondern auch bei den Schülern das Einheimiſche und Durchgängige ſein und ihren Charakter vorſtellen, oder vielleicht richtiger, der Anſtalt nicht möglich machen, einen Charakter zu haben. Und in manchen Lehranſtalten ſcheint dieſes βούλεσθαι ἑαυτοῖς auch angeſtrengte Bemühungen begabter und fleißiger Lehrer ſelbſt für das Wiſſen und Können ihrer Schüler fruchtlos zu machen. Die Einheit aller gemeinſamen Beſtrebungen wird lediglich durch das Hinarbeiten auf ein und dasſelbe Ziel zu Stande gebracht. Welches wird nun das Ziel ſein, zu welchem ſich die nächſten Ziele des Lernens und Lehrens, das Wiſſen und das Können, wie Mittel zum Zwecke verhalten? Es iſt ganz richtig, wenn man ſagt, die Bildung ſei dieſes Ziel. Und dennoch werden wir das gemeinſame Wie für das Lehren nicht herausfinden, wenn wir die Regel aufſtellen wollen, es ſoll in der Weiſe gelehrt werden, daß aus dem Gelernten die Bildung erwachſen könne. Denn ſo wie die Meiſten auch unter denen, welche Gebildete heißen, das Wort gebrauchen, ſind es ſehr verſchiedene geiſtige Zuſtände, die man damit bezeichnet; und die verbreitetſte Meinung darüber iſt doch wohl die, daß die Bildung Eines ſei mit dem Wiſſen und Können, wonach derjenige ein Gebildeter iſt, bei dem man ein gewiſſes Maß des Wiſſens und Könnens warnimmt oder vermuthet. Wenn aber die Meinung von der Identität des Wiſſens und Könnens mit der Bildung die richtige wäre, ſo hätten wir als eigentliches Ziel des Lernens und Lehrens wieder das Wiſſen und Können, was nicht das wirkliche Ziel ſein kann. Setzen wir lieber ein ſolches Ziel, welches für alle gleich erkennbar iſt, bei welchem keine oder nur eine mäßige Verwirrung der Begriffe ſtattfindet, und welches ebenſo ſehr der kleinſten Dorfſchule wie der Univerſität zum Ziele und zum Maßſtabe des Wie dienen kann. Ein ſolches Ziel iſt die Erziehung: wenn der Dorfſchulmeiſter, der Lehrer an der gelehrten Schule und der Univerſitätslehrer ſo lehrt, daß die Schüler durch das Lernen erzogen werden können, ſo trifft er das richtige und allgemeine Wie des Lehrens, und wird nicht bloß erziehen, ſondern auch im Wiſſen und Können etwas erkleckliches zu Stande bringen. Und wenn aus einem in dieſem Geiſte ertheilten Un-

terricht die Schüler ins Leben übertreten, wird niemand die Bildung an ihnen vermiſſen. Derjenige Lehrer wird in der rechten Weiſe mittheilen und üben, welcher durch ſein Mittheilen und Ueben die Schüler erziehen kann und will. Unſere Verpflichtung, durch den Unterricht jeder Art und Stufe zu erziehen, bildet ſozuſagen den äußerſten methodologiſchen Kreis, der alles Lehren umfaßt. Ein engerer Kreis wird durch das zeitliche Ziel gebildet, welches den verſchiedenen Lehranſtalten vorgeſteckt iſt, ſo daß das Wie des Mittheilens und des Uebens in den verſchiedenen Lehrfächern, das der Religion ausgenommen, durch die Beſtimmung der Schüler zur wiſſenſchaftlichen oder zur gewerblichen Thätigkeit modificirt wird. Was man hierin als nächſtes Moment bei einer ſolchen Modification betrachten könnte, nämlich daß die Vorbereitung für das gewerbliche Leben in der Schule drei oder vier Jahre kürzer iſt, als die Vorbereitung auf den Univerſitätslauf, das iſt zwar nicht ohne Einfluß auf das Wie in der Beſtellung des Unterrichts, aber die Hauptſache iſt es nicht. Vielmehr hat die Berückſichtigung dieſes Moments, da man nach der materialiſtiſchen Meinung unſerer Zeit von dem Werthe verſchiedenartigen Wiſſens überall ſich beeilt hat, auch noch das und das und ein Sechstes und Zwölftes in die Schulen hereinzuzwängen, das Erziehen im Unterricht ſchon dadurch erſchwert, ich glaube faſt, unmöglich gemacht, daß ein Nebeneinander vieler und verſchiedenartiger Anſchauungen niemals zum wirklichen Lernen wird, weshalb das multum non multa vielleicht zu keiner Zeit ſo laut und ſo vergeblich, wie in der unſrigen, gepredigt worden iſt. Vielmehr iſt es die verſchiedene Art des Gebrauches, den die Schüler von dem Gelernten machen werden, was das Wie des Lehrens je nach der Beſtimmung der Schüler modificirt. Es würde einer gelehrten Schule übel anſtehen, wenn ſie ihre Schüler anhielte, die kaufmänniſche Art des Rechnens zu lernen; und die gewerbliche Schule würde in ihrer pflichtmäßigen Thätigkeit zurückbleiben, wenn ſie dieſelbe Art des Rechnens nicht mittheilte und übte. So wird die gewerbliche Schule ihren franzöſiſchen Unterricht in der Weiſe zu ertheilen haben, daß der Schüler darauf vorbereitet wird, nach dem Austritt aus der Schule einen franzöſiſchen Brief ſchreiben und die franzöſiſche Converſationsſprache der Gegenwart ſich aneignen zu können — weil ja doch das Sprechen einer fremden Sprache in der Schule nicht gelernt wird. Die gelehrte Schule dagegen wird den Unterricht im Franzöſiſchen durchweg als einen Theil des geſammten Sprachunterrichts in derſelben Weiſe behandeln müßen, wie Latein und Griechiſch gelehrt wird: die Lectüre ſelbſt wird eine andere ſein. Die Mittheilung der geographiſchen und geſchichtlichen Notizen in der einen Schule wird nicht durchaus in gleicher Richtung wie in der andern geſchehen müßen. In der einen wird mehr unterrichtet als gelehrt, in der andern mehr gelehrt als unterrichtet werden.

Wenn derjenige Lehrer in der rechten Weiſe mittheilt und übt, welcher durch ſein Mittheilen und Ueben die Schüler erziehen kann und will, ſo muß die Art ſeines Mittheilens und Uebens ſo beſchaffen ſein, daß durch dieſelbe auf den Willen der Schüler eingewirkt wird. Die Schulzucht im weiteren und edleren Sinne des Wortes wird Eines mit dem Lehren und Lernen. Wie iſt aber der Wille des Schülers beſchaffen, auf welchen der Lehrer einwirken ſoll? Und wie muß des Lehrers Wille beſchaffen ſein, um auf des Schülers Willen einzuwirken? Denn einen Willen zum Empfangen bringt der Schüler freilich in ſeine Schule mit, vielleicht auch den Trieb, durch das Lernen Ehre zu erlangen. Aber es giebt keinen Gegenſtand des Unterrichts, welcher durch den ihm eigenthümlichen Reiz die Jugend bewöge, immer wieder Anſchauungen, die zu demſelben gehören, empfangen zu wollen; und wenn auch eine gewiſſe Luſt zur Erkenntnis der Sache, z. B. zu naturgeſchichtlicher oder geſchichtlicher Erkenntnis ſich kundgeben mag, ſo darf der Lehrer nicht darauf rechnen, daß der Schüler auch den Willen zur Verarbeitung der Anſchauungen, zur Geiſtesarbeit, mitbringe, und in dieſem Wollen, wenn es einmal in Bewegung geſetzt iſt, beharre. Vielmehr kann man ja auch an Erwachſenen und Gereiften täglich warnehmen, daß ſie ſich leichter zu fort-

geſetzter mechaniſcher Thätigkeit hergeben, als ſich wenn auch kurze Zeit nachzudenken entſchließen. Und doch wird weder durch das Empfangen an ſich, noch auch durch das bloße Behandeln der empfangenen Anſchauungen, ſondern nur durch das Nachdenken in deren Verarbeitung wirklich gelernt; weshalb auch ſchon der Lehrer, welchem das Wiſſen und Können ſeiner Schüler als Ziel ſeiner Lehrthätigkeit vor Augen ſteht, den Willen der Schüler in Bewegung ſetzen wird: die Schulzucht im engern Sinne wird den Unterricht begleiten und ſtützen. Das Wollen, welches wir beim Schüler ſchon belebt und thätig vorfinden, iſt ein Wollen des Angenehmen, des Unterhaltenden, einer wechſelnden Beſchäftigung der Einbildungskraft; das andere Wollen, das Verlangen nach dem Wahren, finden wir in der Seele des Schülers noch ſchlummernd, und auch, wenn es erweckt iſt, durch jenes erſte natürlichere Wollen niedergehalten und am vollen Erwachen gehindert. Wenn ich durch mein Lehren erziehen ſoll, ſo wird es meine Aufgabe ſein, das tief liegende und noch ſchlummernde Wollen des Wahren zu erwecken und wach zu erhalten, und jenes andere erſte nicht ſowohl zu unterdrücken, was ja nicht einmal möglich iſt, als durch die Pflege der Wahrheit zu veredeln und dem Wahrheitsſinne dienſtbar zu machen. Das Hinwenden des von Natur auf das Angenehme gerichteten Willens auf das Wahre, iſt eine ſittliche Thätigkeit, wozu wir der Leitung und der Beihülfe bedürfen. *Οὐδεμία τῶν ἠθικῶν ἀρετῶν φύσει ἡμῖν ἐγγίγνεται — — τὰς δ' ἀρετὰς λαμβάνομεν ἐνεργήσαντες πρότερον, ὥσπερ καὶ ἐπί τῶν ἄλλων τεχνῶν· ἃ γὰρ δεῖ μαθόντας ποιεῖν, ταῦτα ποιοῦντες μανθάνομεν, οἷον οἰκοδομοῦντες οἰκοδόμοι γίνονται καὶ κιθαρίζοντες κιθαρισταί.* Aristot. Eth. Nic. II. 1. Die Erziehung durch das Lehren beſteht in der Veränderung und Neugeſtaltung des Willens der Schüler, welche der Lehrer durch die Art ſeines Lehrens hervorbringt. Es wird aber nur derjenige ein ſolcher Lehrer ſein, der die Neugeſtaltung des Willens durch ſein Lehren bei den Schülern bewirkt, in deſſen Wollen jene Neugeſtaltung ſchon vor ſich gegangen, oder vielmehr im Vorſichgehen immer begriffen iſt, weil wir ja ſelbſt mit dieſem Arbeiten an uns ſelbſt niemals fertig werden. Was ſonſt von Seiten des Lehrers das Lernen ermöglicht und fördert, Einſichten, Kenntniſſe, Kunſt des Vortrags, gewinnende Perſönlichkeit, das hilft auch und zwar ſehr viel zur Erziehung, *wofern* das Wollen des Lehrers ein wahres und ſein Wille der Wahrheit zugewendet iſt; aber ohne dieſe Beſchaffenheit im Wollen des Lehrers bringen jene geiſtigen Beſitzthümer und wünſchenswerthen Eigenſchaften keine Veränderung im Wollen des Schülers hervor. Wer ſich ſelbſt und die Schüler während des Unterrichts beobachtet hat, der muß wiſſen, daß, wenn irgend eine Verſtimmung des Gemüthes die Aufmerkſamkeit und Spannung des Lehrers in ſeiner Lehrſtunde alterirt hat, ſeine Unaufmerkſamkeit und Zerſtreuung unmittelbar auf die Schüler, auch die ſonſt aufmerkſamen, übergeht; wie hinwiederum zu guter Stunde auch ſeine Aufmerkſamkeit wirkt, wiewohl die poſitive Wirkung niemals ſo deutlich hervortritt, wie jene negative. Solch einer zeitweiligen Wirkung der Unaufmerkſamkeit des Lehrers analog iſt das, was dem Unterrichte durchweg abgeht, welcher ohne Wahrheit des Wollens ertheilt wird. Es giebt keine Erziehung durch Unterricht und ebendamit kein wirkliches Lernen ohne die Wahrheit des Wollens auf Seiten des Lehrers. Je wahrer unſer Wollen iſt, deſto entſchiedener iſt unſer innerer Beruf zum Lehramte.

C. L. Roth.

Lehrer. Mit dieſem Ausdrucke, der mit ſeiner Wurzel in das Dunkel unſerer Sprache zurück geht, der den Sprachforſchern ſchwer zu erklären und im Gebrauche der Gegenwart ſo geläufig iſt, wird die Vorſtellung von einer Perſönlichkeit in uns erregt, welche die Thätigkeit des Lehrens als Sache ihres Geſchäftes oder Berufes ausübt. Wird nämlich aus bloß natürlichem Triebe und bei weiterer menſchlicher Entwicklung auch aus ſittlichem Drange die Thätigkeit des Lehrens in der Abſicht, erlangte Einſichten und Warnehmungen an ſolche mitzutheilen, von denen angenommen wird, daß dieſelben ihnen nöthig ſeien, vielfältig verſucht und geübt: ſo iſt von der ſie ausübenden Perſon ſelbſt immer noch nicht der Anſpruch erlangt, für einen Lehrer zu gelten,

weil eben das Lehren bei derſelben noch nicht zur Angelegenheit geſchäftlichen Betriebes oder beruflicher Lebensaufgabe geworden iſt. Ueberall, wo im Hauſe Liebe oder im geſelligen Kreiſe Gefälligkeit befliſſen iſt, von dem Beſitze ihrer Kenntniſſe oder Kunſtfertigkeit an Mindergeförderte, in der Abſicht ſie dadurch zu fördern, abzugeben, wird zwar die Thätigkeit vollbracht, welche Lehren heißt; aber weder Vater noch Mutter, weder Freund noch Genoſſe, welche ſich dem Triebe zu ſolcher lehrſamen Mittheilung überlaſſen, ſind ſchon um deswillen Lehrer zu nennen. Sind ſie es thatſächlich auf inſtinct-, verſuchs- und vorbereitungsmäßig unvollkommene Weiſe, ſo ſind ſie es nicht in einer ſo ausſchließlichen Richtung und gefliſſentlichen Verwendung ihrer Kraft, daß ihr ganzes Leben und Wirken von den Aufgaben des Lehrens ſo beherrſcht und erfüllt erachtet werden könnte, daß ſie Lehrer genannt zu werden verdienen ſollten.

Wir an dieſer Stelle haben es mit dieſen eine gelegentliche Anleitung oder Unterweiſung Ertheilenden nicht zu thun, ſondern nur mit denjenigen, welche ihre lehrende Kraft und Kunſt in vollſtändiger Geſchäfts- oder Berufsmäßigkeit an andern in Anwendung bringen.

Das weite Feld von Beziehungen, das ſich hiemit für die Betrachtung um eine alſo beſchäftigte Perſönlichkeit im Culturleben, ſonderlich der Gegenwart, eröffnet, kann an dieſer Stelle nun nicht bis ins einzelne ausgeſchritten werden. Viele Artikel dieſes Werkes haben ſolche Einzelheiten bereits eingehend behandelt*). Wer die Encyklopädie bei dieſem Artikel befragt, beabſichtigt nach unſerem Dafürhalten nicht erſt noch über die Einzelgeſchäfte im Lehrerſtande Auskunft zu erhalten — das wäre in jeder „Schulkunde“ zu ſuchen am Orte — ſondern er ſucht ein Geſammtbild (speciem, figuram) und einen Geſammteindruck vom Lehrer zu gewinnen. Es gilt darum auch nicht eine Vorſtellung zu machen vom Proceß, welchen der Lehrer veranlaßt, ſondern von der Perſon, die in dem ihr eigenthümlichen Proceſſe thätig iſt. Es gilt nicht den actus, ſondern den actor zu zeigen. Der Lehrer würde hienach für die beabſichtigte Darſtellung etwa das werden müßen, was der Orator für Cicero. Den Orator darzuſtellen war aber etwas anderes, als die Beredtſamkeit, oder wohl gar die Rhetorik; den Lehrer hier vorführen iſt darum etwas anderes, als eine Didaktik ſchreiben. Bei ſolcher dem Anſchein nach für einen Lehrer leichten Aufgabe wird indes, wenn man ans Werk geht, des Wortes Wahrheit wohlerkennbar: Difficile est, communia proprie dicere. Darum möge der, welcher ein Lehrer iſt und dieſes lieſt, mehr die Abſicht anſehen, als den erſtrebten Erfolg, den Lehrer zu zeigen.

Sobald im menſchlichen Gemeinleben irgend eine Seite der Bildung, welcher die Menſchen übend und genießend ſich erfreuen, ſo werth erachtet wird, daß man ſie nicht bloß deutlich von vorausgegangenen Zuſtänden der Bildungsloſigkeit unterſcheidet, ſondern auch einzelne ſie zum Gegenſtande der Erwerbung, und die ganze Gemeinſchaft ſie zum Gegenſtande der Sicherſtellung machen: ſo iſt Anlaß für diejenigen, welche die Inhaber der bezüglichen Bildung ſind, vorhanden, ſich in beſtimmter und berechtigter Weiſe als Lehrende auf- und darzuthun. Wir finden deshalb geſchichtsmäßig wie in anderen Nationen, ſo auch in der unſeren, von jenem Entwicklungspuncte ab immer Perſonen, welche die Lehrtüchtigkeit theils als ein von ihnen ſelbſt geſchäftsmäßig unternommenes Gewerbe betreiben, theils als einen ihnen anvertrauten Beruf amtsmäßig warnehmen. Dies ſind die Lehrer, welche dieſen Namen ausdrücklich zu führen berechtigt ſind.

Der Lehrer der erſten Kategorie erſcheint im Leben der Gemeinſchaft als die Perſon, welche im Beſitz beſtimmter Kenntniſſe oder Fertigkeiten dieſelben zum Gegenſtande der Mittheilung an andere macht, die nach ihnen begehren, um dadurch einen Erwerb zu finden. Es kommt nicht darauf an, ob der Staat von ihrer Beſchäftigung Kenntnis nimmt; ſie ſind die Privatlehrer und ſie treten in der mannigfaltigſten Art

*) Man vergleiche z. B. die Artikel Gymnaſium, Directer, Anſtellung, Auctorität, Anſtand, Aufmerkſamkeit, Bildung, Fleiß, Aergernis, Aufgaben, Arnold, Erasmus u. a. m. Die Red.

auf. Wie ihre Praktica eine unberechenbar vielfache, ſo iſt auch ihre Zahl Legion und ihres Wirkens Erfolg nicht zu beſtimmen. Theils gehen ſie ausgeſprochener Weiſe aus der Abſicht hervor, den Beſitz der ihnen einwohnenden Einſicht oder Kunſt zu verſilbern, theils aus dem Bedürfnis, welches ihnen das Verlangen der Einzelnen als Luſt ſich zu unterrichten entgegenträgt. Wie ſich die Capitalien des Geldes durch den Verkehr in Umſatz bringen, ſo die Capitalien des Geiſtes, welche in einer Zeit liegen, durch das freigeübte Geſchäft des Lehrens, an das ſich die Gedankenmittheilung auf dem Wege der Literatur und der Preſſe auf die natürlichſte Weiſe anſchließt. Wie viel unreifes und ungenügendes in dieſer auf eigene Hand geſchäftsmäßig betriebenen Praxis enthalten ſein und geleiſtet werden mag: ſo iſt doch einerſeits das Angebot von Lehre und andererſeits die Nachfrage nach Unterricht auch in den möglichſt freien Formen, die ſolcher Austauſch bedingt, ein unverachtbares Zeichen von einem Vorhandenſein vieler eigenkräftigen geiſtigen Lebendigkeit, und ohne Zweifel iſt urſprünglich dieſer Privattrieb zu lernen oder zu lehren der Keim von aller weiteren Lehrthätigkeit geweſen, wie ſie im gemeinſamen öffentlichen Leben Eingang, Anwuchs und Beſtand gewonnen hat. Aber weder ein einzelner Stand im öffentlichen Leben der Gemeinſchaft, noch ein ganzer Staat, wenn ſich beide in ihren Intereſſen verſtehen, kann ſeine Bildung der Privatbelehrung allein überlaſſen. In dem Grade als das Gemeinweſen erſtarkt und ſich verſteht in den Bedingungen ſeiner Exiſtenz und Wirkſamkeit, muß eben von Seiten beſtimmter Stände oder vom Staate der Betrieb der Bildung in die Hand genommen werden; es müßen öffentliche Lehrer berufen und angeſtellt werden. Das ſind die Lehrer der anderen Kategorie. Sie ſind diejenigen Perſönlichkeiten, welche an den Inſtituten, die auf öffentliche Veranſtaltung und unter öffentlicher Bürgſchaft für die Bildung eingerichtet ſind, die Arbeit des Unterrichts wie in geiſtlichen ſo in weltlichen Dingen zu verrichten haben.

Es kann hier nämlich erfahrungsmäßig nicht ausbleiben, daß die Erhaltung oder Fortentwicklung gewiſſer Bildungsbeſtandtheile in dem Maße zum Gegenſtande öffentlichen oder gemeinſamen Intereſſes wird, als der Werth eben dieſer beſtimmten Bildungsformen erkannt iſt. Wenn die Forterhaltung ſolcher Bildung nun nicht zum Spiele des Zufalls oder zum Zielpuncte privater Concurrenz oder gar zum Triebwerke oder Zankapfel von Parteiungen, wie in der Gegenwart, werden ſoll: ſo reicht eine jeweilige Repreſſion gegen bedenkliche Lehre, welche eindringt, nicht aus; es wird eine ſorgſame Bedachtnahme auf geordnete Sicherſtellung der gefährdeten Intereſſen unumgänglich. Die zu Wiſſenſchaften zuſammengeführten Erkenntniſſe irgend eines Gebietes oder die zu Künſten erhobenen techniſchen Fertigkeiten einzelner bilden die Gegenſtände für ſolche Sorge ihrer Erhaltung auf dem Wege der Schule, entweder wie im Alterthume in Geſtalt eſoteriſcher Geheimunterweiſung oder in Form ſolcher Publicität, wie ſie die moderne Welt beliebt und zuwegegebracht hat. Mit dem Vorhandenſein eines Gegenſtandes und eines Kreiſes ſolcher, welche den Unterricht begehren, iſt der öffentliche Lehrer ein nothwendiges Erfordernis, wenn dem allgemeinen Bedürfniſſe Genüge geſchafft werden ſoll. Mag immerhin mancher Staat, vielleicht in der Meinung, daß wie der Dichter ſo auch der Lehrer geboren und weder dazu commandirt ſein müße, wie in manchen Ständen und Reichen der Fall, noch dazu deſtinirt, wie durch mancherlei Lagen und Schickungen es möglich iſt, es auf Auferziehung, Bildung, Verſorgung und Achtung der Lehrenden in den Anfängen des Lehrweſens nicht anlegen: ſo kann er, wenn er ſich den Vortheil, den ein vollkommen entwickelter Lehrerſtand ſchaffen kann, ſichern will, auf die Länge nicht darüber hinweg, die Thätigkeit der öffentlichen Lehrer nicht bloß zum Gegenſtande ſeiner Kenntnisnahme, ſondern auch ſeiner Pflege zu machen. Auf ſolchem Wege werden Lehrer von äußerem und öffentlichem Berufe. Das Bedürfnis ſtehender Kriegsheere mag in den modernen Staaten von Belang immerhin erſt ſeit 200 Jahren empfunden worden ſein; das Bedürfnis eines förmlichen Lehrerſtandes iſt in jedem Staate, ſobald man in ihm begriffen hat, daß Bildung der Bevölkerung nicht bloß

Macht für ihn ist, sondern Mittel, die Nation wie in Identität zu erhalten, so sie in steigende Entwicklung ihrer Bildung in Hinsicht auf Gedanken, Sprache, Sitte, Kunst u. s. w. zu versetzen, ebenso unabweisbar und in vielen Staaten und unter manchen Bevölkerungen und Racen, besonders auf manchen Bildungsgebieten z. B. des geistlichen Lebens, weit älter. Ein civilisirter Staat der Gegenwart kann sich dem Zustandekommen eines förmlichen öffentlichen Lehrerstandes nicht mehr widersetzen. Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn derselbe solches Zustandekommen erschwert; denn er müßte entweder die Vereinigung von Lehrkräften fürchten, oder ihre Wirkungen nicht zu würdigen und zu nützen wissen; aber ein noch schlimmeres Zeichen ist es, wenn im Lehrerstande selbst so wenig Sinn für Gemeinschaft angetroffen werden sollte, daß er in der Gemeinsamkeit seiner Anliegen sich nicht verstehen und zu entsprechenden Organisationen nicht zusammenschließen mag.

Wie lange es in der Menschenwelt Lehrer von dieser oder von jener Kategorie gegeben habe, mögen die Historiker der Didaktik an anderer Stelle zu ermitteln suchen. Zuverläßig mußten zuvor gewisse Arten von Erkenntnissen und Fertigkeiten, zu welchen man gelangt war, für so werthvoll erachtet sein, daß man ihrem Verluste und den damit verbundenen Nachtheilen zuvorzukommen trachtete. Dies hat nur durch lehrende Personen geschehen können. Die heilige Schrift, wie sie selbst getragen ist von der Idee des Offenbarens d. i. von der Voraussetzung, daß Gott selbst in eine lehrende, d. h. auf die Erkenntnis wirkende Thätigkeit bei der Menschheit tritt, weiset von den Urvätern an bis in die apostolischen Zeiten herab auf einen Chor von hohen Männern hin, welche zu Lehrern ihrer nächsten Kreise, ihrer Stämme, Völker, ja der Menschheit werden; sie führt sie in ihrer Wirksamkeit handelnd und redend auf; ja sie urtheilt über ihre Wirksamkeit nach Form, Ziel, Geist, Werth und Erfolg. Unter ihren Priestern und Königen wandeln die Propheten, unter ihren Helden stehen die Männer des Wortes, unter den Thaten vernehmen wir die Gedanken höchster Weisheit. Der Lehrer ist in heiliger Schrift allerwärts vorhanden und zu merken. Das ganze Lebensgesetz tritt als Lehre und das Evangelium als getragen von einer Persönlichkeit auf, an welcher der Lehrer wie vom Jünger, vom Freunde, so vom Gegner wargenommen und anerkannt wurde. Wie auf dem Grund und Boden der Heilsgeschichte, so in der Heidenwelt. Von Weisheit der Aegypter ergeht frühe Kunde; wo sie ist, muß Lehre stattgefunden haben, wo diese, da müßen Lehrer gewesen sein. Die Griechen werden ihren Gaben und Werken gemäß die Lehrer in ihren Städten, Stämmen, endlich in Rom, nachmals in der Welt. — Das Christenthum kann in seiner Verbreitung durch die Welt nicht ohne Lehrer und nicht ohne Lehre gedacht werden. Ist im griechischen Alterthum der Lehrer bereits zum Künstler geworden, so erscheint er durch das Christenthum zum Träger und Pfleger vom Worte Gottes geweiht. (Röm. 12, 7. 1 Petr. 4, 11. Jac. 3, 1.) Das Moment geistlichen Wesens stammt dem Priester aus dem Umstande, daß er Lehrer ist und in diesem Berufe am Dienste Gottes sei; nicht dem Lehrer daraus, daß er durch einzelne Verrichtungen am Heiligthum auch zum Priesterthum irgend welche Beziehungen erlangt. — Im weiteren Geschichtsverlaufe bildet sich mit steigender Deutlichkeit eine Verschiedenheit unter den Lehrern theils nach den Gegenständen, deren Behandlung sie zur Aufgabe ihres Berufes haben, theils nach den eigenthümlich gestalteten Kreisen der Lernenden, welchen sie Bildung zuzuführen haben. Es ist zunächst weniger der bestimmte religiöse oder nicht religiöse Charakter des Gegenstandes, welcher unter den Lehrern grundwesentliche Unterschiede bildet, als die Gestalt, welche die durch sie zu bereitende Erkenntnis, der Stufe der Lernenden entsprechend, anzunehmen hat. Es ist als hätten die Lehrer der elementaren und vermittelnden Zwischenstufen, die auch bei den allerersten Lehranfängen nicht haben fehlen können, in den Augen der Beobachter und Berichterstatter noch nicht so viel Bedeutung gehabt, um sie als Lehrer zu unterscheiden und hervorzuheben. Wo die Erkenntnis sich zu einer zusammenhängenden, zu einer systematisch geordneten oder zu einer dialektisch

vorführbaren erhebt, macht das Lehrerthum ſich in den geſchichtlichen Aufzeichnungen bemerklich. Solch Lehrerthum bei den Erwachſenen weiſet die Welt des Alterthums in großartiger Ausprägung auf und in Rückſicht der geſchichtlichen Anfaßbarkeit iſt dasſelbe das erſte und älteſte. Es dient der Ariſtokratie und ſchafft eine Ariſtokratie des Geiſtes. Die großen Lehrer unter den Griechen und Römern theilen ihre Gedanken nur einer Auswahl von ausgezeichneten Schülern mit. — Im Mittelalter traten, nachdem die Sprachen des Alterthums für den Nachwuchs in den Culturnationen immer mehr abgelebt waren, allmählich ſie als ſolche Gegenſtände auf, welche es auf dem Wege des Unterrichtes zu erwerben galt, da man ſie nicht mehr auf dem des Lebens unmittelbar gewinnen konnte, und ſie den Einſichtigen doch als die Anfänge und Träger aller gediegenen Bildung erſcheinen mußten. Es erſcheinen Lehrer der griechiſchen Sprache unter den Italienern; der römiſchen unter den andern romaniſchen Nationen, um auf ſolchem Wege die Jugend für das wiſſenſchaftliche Studium auszurüſten: Ad humaniora hieß es. Wenn die Wege, welche die Lehrer in den Stifts- und andern Schulen einſchlugen, auch keine ſo deutlich erkannten und feſtgeordneten waren, wie in unſeren Gymnaſien, ſo war doch das Bedürfnis ſolcher höheren Bildung erkannt und die Lehrer erhielten die Aufgabe, dasſelbe zu befriedigen. Dieſe Vorbereitung erſtreckt ſich mit immer größerer Deutlichkeit und Ausbreitung, zumal mit dem Eintritt der Reformation auf dem deutſchen Gebiete, in die Schichten des wohlhabenden Bürgerthumes, das in den Städten ſeinen Wohnſitz hat. — Die mit der Reformation angeregte Beeiferung um Erlangung und Verbreitung von höherer Bildung wirkte weiter. Für die gymnaſialen Schulen mußten Lehrer *humaniſtiſchee* Art gebildet werden. Erasmus und Reuchlin, Melanchthon und Camerarius ſind ihre Väter und Pfleger. — Der *Elementarlehrer* theils als der Vorbildner für die höher führenden Schulen der letzten Art, theils als Ausbildner eines großen Theiles der männlichen und weiblichen Jugend, welche höhere Schulen zu beſuchen nicht weiter beabſichtigt, ſondern ſich nur in den Veranſtaltungen, welche in der Wirklichkeit des Lebens liegen, auszubilden gedenkt, iſt in ſeiner Beſonderheit das Erzeugnis der neueren Zeit. Was ehedem in gewiſſem Sinn Kirchſchullehrer war oder hieß, iſt jetzt *Volksſchullehrer*. Je mehr die unteren Schichten der Bevölkerungen nach Unterricht verlangen, deſto mehr bedürfen ſie der Lehrer. Der ſogenannte Elementar- oder Volksſchullehrer iſt recht eigentlich der Lehrer des gemeinen Mannes, um nicht zu ſagen des Proletariats. Er iſt durch ſeine Beziehungen, man darf gegen dieſe Thatſache ſich nicht verſchließen, zu demokratiſchen Sympathien vielfach eingeladen. So ergeben ſich als Leheer von gewiſſen Bildungsſtufen, welche, wenn ſchon zu einander gehörig, doch deutlich auseinandertreten, die akademiſchen, die humaniſtiſchen, die elementaren Lehrer. Was gegenwärtig in ſcharfer Sonderung uns vor Augen ſteht, war nicht immer ſo getrennt. Auch der Wiſſenſchaftslehrer der alten Zeit mußte oft in gymnaſialer Weiſe vorbereiten, ja elementariſch vorbilden (Sokrates). Aus dem Mittelalter und der Reformationszeit ſind genug gelehrte Lehrer bekannt, welche, indem ſie die einen für die Univerſitäten zubereiteten, die andern in den Elementen unterwieſen. Erſt die neueren Zeiten haben eine Lehrerſchaft erzeugt, deren einzelne Stufen ſich auf gewiſſe Bereiche des Bildens mit Excluſivität beſchränken. Der akademiſche Wiſſenſchaftslehrer hat die Aufgabe, den ihm einwohnenden Erkenntnisgehalt einer beſtimmten Sphäre wiſſenſchaftlich organiſirt ſeinen Schülern vorzuführen, um ſie dadurch in Stand zu ſetzen, die Erkenntnisſubſtanz in ihrer Objectivität zu ſehen, ſich anzueignen und von ihr angeregt an der Weitergeſtaltung oder Verwerthung der Wiſſenſchaft mitzuwirken. Er iſt es, der vornehmlich durch den wiſſenſchaftlichen *Stoff* zu wirken hat, d. h. durch Mittheilung der ihm inwohnenden Gelehrſamkeit, aber der, dem reiferen Auditorium entſprechend, das er vor ſich hat, auch die redneriſche Form nicht vernachläßigen darf; es ſind Vorträge, alſo eine Art von Reden, die er zu halten hat. Daß das Rhetoriſche weder fehlen noch dominiren darf, das macht ſeine Aufgabe eigenthümlich ſchwierig. Der humaniſtiſche Lehrer, der in dem Bereiche

des allerconcreteſten und lebensvollſten Wiſſens von der Welt, nämlich in den Sprachen, d. i. in den Gedanken und Ausdrucksweiſen ſonderlich der alten Völker und ihrer hervorragenden Geiſter, ſeine Wurzeln und ſein Weſen haben muß, hat hauptſächlich mittelſt ſeiner Perſönlichkeit, d. h. mittelſt der Art und Weiſe, wie er ſelbſt jene Güter des Alterthums in ſich zu Geiſt und Leben hat werden laſſen, zu wirken, um an ſeinen Schülern die allſeitige Befähigung zur Hingabe an wiſſenſchaftliche Bildung zu bereiten, ſonderlich ſie ſelbſt zu ſtrebenden Perſönlichkeiten heranzubilden. Der Elementarlehrer hat für ſeinen Betrieb eine Erkenntnisſubſtanz, welche ſo verdünnter, abſtracter, faſt ſubtiler Art iſt, daß in ihr die bildende Kraft nur in formaler Richtung ſcheint zur Geltung gebracht werden zu können. — Ein Elementarlehrer, wenn er nicht durch eine religiöſe Gediegenheit erſetzt, was ihm ſeiner Lehrgegenſtände Betrieb verſagt, iſt übel daran; denn ſeine didaktiſche Bedeutung könnte nur in der Art und Weiſe geſucht werden, wie er die elementaren Dinge ſeines Bereiches behandelt, d. i. in der Methode. Auf dem Gebiete des Elementarunterrichtes war deshalb auch nur die Verirrung möglich, welche als Bell-Lancaſterismus u. dgl. auftrat, daß Schüler zu Lehrern verwendet wurden. Für dieſe Art der Unterweiſung muß die Behandlung ſo mechaniſirt und abgeſtuft ſein, daß eben in der Beobachtung der vorgeſchriebenen Form die bildende Kraft des Unterrichts angenommen erſcheint; derartiges iſt auf dem Gymnaſialgebiete gar nicht denkbar. Es iſt darum auch ganz erklärlich, daß Gymnaſiallehrer ſich für die Lehrförmlichkeit meiſt nicht ſo intereſſirt bezeigen, wie Elementarlehrer, und doch ſehr gute Lehrer in ihrer Sphäre ſein können. Der Pedantismus des Lehrers, über welchen Döderlein und andere als ein gewiſſes Erfordernis jedes Lehrers gehandelt, iſt an einem Gymnaſiallehrer auf etwas anderes gerichtet, als bei einem Elementarlehrer. — Alle drei Arten von Lehrern werden nur ebendadurch zu Künſtlern im Lehren, daß jede ihr ſpecifiſches Merkmal mit originaler Kraft in jedem beſtimmten Falle, welchen ihr Handeln herbeiführt, zur Geltung zu bringen vermag. Der akademiſche Lehrer dadurch, daß er Perſon und Methode in dem Gegenſtande ſeiner Darbietung ſo birgt, daß nur dieſem letztern die Lehrwirkung zufällt, Perſon und Methode aber dabei gleichgültig erſcheinen. Wenn einzelne das Heft durch den Famulus ins Collegium ſandten, ſo mochte das infolge von ſolcher Auffaſſung geſchehen ſein; bis auf den heutigen Tag wird der akademiſche Unterricht deshalb auch leſen genannt und die Lection eben Vorleſung, offenbar weil es nur auf die vorgeleſene Sache, aber ganz und gar nicht auf die Art wie, und auf die Perſon, durch welche es geſchah, im Grunde ankam.*) Der zweite dadurch, daß er die Sache und deren methodegerechte Anfaſſung vor der Kraft und Eigenthümlichkeit, in welcher jene beiden Stücke zu einer lebensvollen Perſönlichkeit verleiblicht worden ſind, in den Hintergrund gerathen läßt, dagegen die Schüler auf den Höhepunct ſeiner Bildung hin zu ſammeln und zu heben weiß. Der letzte dadurch, daß er die Correctheit der Form, in welcher der Unterricht von ihm gehandhabt wird, zur Hauptbedeutung an der Bildung der Lernenden werden, dagegen die Sache in der Fülle aller ihrer Momente, ſowie die Perſon in ihres Weſens Eigenthümlichkeit zurückbehält.

Ein Lehrer der Wiſſenſchaft zu ſein wird nur derjenige ſich getrauen dürfen, der ſeinen Gegenſtand in ſeinem Inhalte ſowie in ſeinen Zuſammenhängen mit allem Verwandten vollkommen beherrſcht. Der humaniſtiſche Lehrer wird ſeinen Lehrgegenſtand als einen Beſtandtheil ſeines perſönlichen Weſens vorzuführen haben. Wer wüßte nicht,

*) Das wäre doch noch inſofern zu mildern, als bekanntlich viele akademiſche Lehrer nicht blos „vorleſen", ſondern entweder ganz oder theilweiſe (d. h. die Erläuterung zu gegebenen §§) frei vortragen und ſich ſo in einen viel lebendigeren, perſönlichen Rapport mit ihren Zuhörern ſetzen. Der Ausdruck: „Leſen", praelectio, rührt ja daher, daß vor der Erfindung und dem allgemeinen Gebrauche des Buchdrucks der Profeſſor den Text des Schriftſtellers, den er tractirte, immer erſt den Zuhörern vorleſen mußte, die dann, in Ermanglung gedruckter Exemplare, auch den Text nachſchrieben. Palmer.

der ſich auf Lehrer verſteht, den Mathematicus auf den erſten Blick von dem Grammaticus zu unterſcheiden? So ganz iſt jeder von ihnen in ſeinem Fache, dergeſtalt, daß dieſes in ihm und aus ihm lebt. Ordentliche Gymnaſiaſten ſchwärmen nicht für die Gegenſtände ihres Unterrichts, ſondern wie Mädchen für den Lehrer,*) und ſie lernen an und von ihm und wie er die Sache hat. Darum iſt auch ſchwerlich auf einem andern Lehrerbereich die Perſon ſo ſehr Gegenſtand der Beobachtung, des jugendlichen Witzes und ceteris paribus der treuen Anhänglichkeit. Je mehr der humaniſtiſche Lehrer ſich in und mit ſeinem Gegenſtande an ſeine Schüler mit ſeiner gebildeten Perſon hingiebt, um ſo gewiſſer wird er der bedeutende Bildungsfactor für ſie ad humaniora, der er ſein ſoll. Die Sprache an ſich und ihr Geſetz und alles weitere thut es nicht, ſondern die Art und Weiſe, wie das alles als eine Bildungskraft aus der Perſönlichkeit eines ſolchen Lehrers herauswirkt. Am Elementarlehrer dagegen iſt das Charakteriſtiſchwirkende die Methode. Die Sache, welche er zu verwalten hat, iſt an ſich ein verſchwindendes Quentlein von Erkenntnis. Die Perſönlichkeit, die er zu ſtellen hat, hilft kaum etwas zur Löſung ſeiner eigentlichen Aufgabe. Was kann das Pathos, das eine Perſönlichkeit in ſich trägt, dem Rechen- und Leſelehrer nützen? Was die verſtändige Munterkeit einem Religonslehrer? Was die ernſte Verſchloſſenheit einem Sprachlehrer? Es iſt in der jüngſten Zeit Mode geworden, dasjenige Moment am Lehrer bei der Elementarpraxis am meiſten zu betonen, welches bei ihr am wenigſten helfen kann und das ſich mit wenig Sicherheit definiren und mit noch weniger Zuverläßigkeit bereiten und herſtellen läßt — die Perſönlichkeit. Es war lediglich die Feindſeligkeit einer Reaction gegen den Stolz auf die Methode, wenn man die Forderung ſtellte, die Perſönlichkeit ſei am Lehrer das Haupterfordernis. — Aber kann die biederſte, die bekenntnistreueſte Perſönlichkeit beim Rechenunterricht, oder beim Schreib- und Zeichenunterricht nützen, wenn die Geſchicklichkeit in der Handhabung des Gegenſtandes fehlt? Die Perſönlichkeit iſt im Elementarunterricht ein ſoweit untergeordnetes Moment, als es bei einem Lehrer nur überhaupt ſein kann. Es bleibt hier bei dem alten Peſtalozziſchen Spruche: Die Methode iſt alles. — So iſt der Lehrer der Wiſſenſchaft Künſtler durch die Zubereitung des Stoffes für ſeine Schüler, der Humaniſt durch die Verleiblichung und Darſtellung der bildenden Kräfte ſeiner Lehrgegenſtände in ſeiner Perſönlichkeit; der Elementarlehrer durch die vollendete Handhabung der Methode an ſeinen Gegenſtänden.

Wie deutlich in der Hauptſache ſich die Lehrerſchichten hienach von einander zu ſondern und zu löſen ſcheinen, ſo bleiben in der Wirklichkeit des Lebens die Grenzen in eben dem Grade dennoch in Berührung und Zuſammenhang, als der Lehrer der einzelnen Stufe eben ein Künſtler iſt. Dem Elementarlehrer wird es in ſeiner Sphäre bisweilen nicht fehlen können an Bildungsaufgaben, bei deren Löſung er bis in die humaniſtiſchen Kreiſe zu treten hat; dem humaniſtiſchen nicht an Aufgaben, durch welche er in die Sphäre der elementariſchen Lehrer geführt wird. Was anders als Elementaria fordert ein Sextaner und Quintaner in ſprachlichen und ſachlichen Dingen und Uebungen, und wie hat hingegen mancher Elementarlehrer an nichtgelehrten Schulen in religiöſe Erkenntniſſe und in ein Realwiſſen zu leiten, welche über die eigentliche Sphäre der Elemente hinaus liegen! Dagegen haben manche humaniſtiſche Lehrer für manche Schülerſtufen die Lehrſtoffe einzelner Gegenſtände in ſolcher ſachlichen Objectivität vorzuführen, daß ſie als veritable Profeſſoren erſcheinen, ſowie der akademiſche Lehrer ſich oft genug wieder auf Stufen der humaniſtiſchen Vorbildung einzulaſſen hat. Dies erſcheint uns weder als ein Mangel in der Unterſcheidung des Lehrerſtandes, noch als ein Unglück in Erweiſung des Künſtlercharakters am Lehrer, ſondern als ein

*) Das kommt auch bei Studenten vor, nur daß die Verehrung für einen Lehrer dann häufig zugleich eine wiſſenſchaftliche, z. B. theologiſche, kirchliche ꝛc. Parteinahme und als ſolche oft mit ſchwerem Unrecht gegen andere Lehrer verbunden iſt. Anm. d. Red.

erwünschter Beweis, daß alles, was nach den einzelnen Aufgaben das Lehren in beruflicher Kunst zu treiben hat, wesentlich nicht verschieden ist, sondern daß diese Besonderheiten nur einzelne Stufen sind, die einander voraussetzen, Seiten, die einander ergänzen, Glieder, die in einander zu greifen haben. Mancherlei Aemter — Ein Herr.

Zur rechten Durchbildung der Eigenthümlichkeit, die jede Lehrerstufe an ihrer Kunst zu wahren hat, ist es von Wichtigkeit, das Besondere recht scharf festzuhalten bei Behandlung der beruflichen Aufgabe; aber diese Besonderheit in der Lösung der Bildungsaufgaben an einem Volk darf nicht die einzelnen verleiten, die anderen zu verachten. Ist es thörlich, wenn der akademische Lehrer, dem durch die eingehende Pflege seines Specialobjectes die genaueste Kenntnis desselben eigen wird, den humanistischen Lehrer misachtet, welcher ihm den Schüler bis auf einen gewissen Grad für wissenschaftliche Dinge befähigt zufördert; wenn der Gymnasiallehrer den Elementarlehrer als einen, der mit Hellas und Hesperiens Constructionen und Productionen nichts zu thun hat, über die Achsel ansieht: so ist es eben so thörlich, wenn dieser wähnt, im Ueberschwang einwohnender Methodenvirtuosität im Kleinhandel der Elementarbildung jenen Humanisten und wohl gar den akademischen Professor um der Einseitigkeit willen verachten zu dürfen, welche ihnen von dem Kunstbetriebe ihrer Lehreraufgabe auferlegt wird. Lerne, treibe jeder seine Lection in einer sich mehr und mehr vollendenden Meisterschaft und jede Lehrerschicht wird Ursache haben, die andere als ihre Voraussetzung und Ergänzung zu achten, und auf das Ganze denjenigen Theil des fördernden Einflusses üben, auf welchen bei ihrer Berufung eben gerechnet war. Bei aller Unterschiedenheit der Hauptlehrerstufen wird auf solche Weise dennoch eine lebensvolle Einheit gewahrt bleiben, wie es schon an dem Wurzelstocke, der Stammgestaltung und der Kronenentfaltung eines jeglichen wohlgedeihenden Baumes vor Augen ist.

Die in solche Hauptgruppen sich entfaltende Lehrerschaft eines Staatslebens, das eine etwas ausgebreitete Basis hat, zeigt nun in jeder derselben wieder neue Unterschiede, so daß keine derselben jemals zu fürchten hat, in eine starre Uniformität oder in die Monotonie einer stagnirenden Kastentradition verfallen zu müßen. In der Elementarlehrerschicht vertheilt sich vielfach die Berufsarbeit des Unterrichtes an *Mann* und *Weib*. Wir sehen schon seit geraumer Zeit neben Lehrern auch *Lehrerinnen*. Und wenn wir immerhin einen alten Lehrerinnenbildner haben behaupten hören, daß im Lehrcharakter des Mannes und des Weibes nichts wesentlich verschiedenes zu finden sei, so haben wir, wie zwischen den Charakteren der Schüler und Schülerinnen, auch immer viel eigenartiges in dem Lehrbetriebe der Frau mit eigenen Augen angetroffen, wodurch sie sich vom Manne unterscheidet. Wer wollte dem Weibe die Fähigkeit, lehrhaft zu sein, auch in einer größeren Gemeinschaft als in der häuslichen absprechen? Mag die Frau auch in der christlichen Gemeinde zu schweigen haben; die Elementarschule ist nicht Gemeinde. Die Bildung der weiblichen Jugend nicht allein, sondern sogar gewisse Gegenstände außer den Handarbeiten scheinen überhaupt eine weibliche Behandlung auf gewissen Stufen recht wohl zuzulassen. Wenn nämlich vieler großen Männer durch das Leben hindurch dauernde Frömmigkeit von ihren Müttern abgeleitet wurde, wer könnte es wissen, ob nicht unsere Knäbchen länger zarte Regungen für das Heilige bewahrten, wenn sie nicht von männlichen Lehrmeistern, sondern von Frauenherzen gepflegt würden? Dem Verfasser dieses Artikels ist ein Mann bekannt, der seinen Sinn für das Schöne, den er in gebildetster Weise besitzt, davon ableitet, daß er die Elemente eines gründlichen Zeichenunterrichts von einer Dame als kleiner Knabe erhalten hat. Wir erkennen die Weiblichkeit als vollkommen berechtigt für den Lehrberuf innerhalb der durch das Geschlecht angewiesenen Sphären, Seiten und Gegenstände der Elementenwelt an. Und schon oft haben wir auf dem Lande die Frau Schulmeisterin als freundliche Gehülfin ihres Mannes angetroffen. (Vergl. d. Art. Lehrerin.)

Die Bevölkerungsschicht nämlich, in welcher der elementare Volkslehrer zu wirken die Aufgabe hat, ist theils eine *städtische*, theils eine *ländliche*. Wie sehr nun

auch eine bekannte Bestrebung der Gegenwart Miene macht, darauf auszugehen, diese durch die Natur- und Lebensverhältnisse herbeigeführten Volks- und Bildungsunterschiede auszuwurzeln oder doch zu verwischen, so besteht doch bis auf weiteres annoch diese Unterscheidung bei den am meisten cultivirten Nationen und bei den cultivirtesten unserer deutschen Stämme, und es ist Aussicht, daß sie sich in vielen noch lange und in andern immer behaupten wird. Auf Grund dieser Umstände bildet sich mit einer verschiedenen Lehreraufgabe und Lebenslage auch ein Lehrerhabitus, nach welchem man den Landlehrer von dem der Stadt unterscheiden kann. Es wird mancher Stadtlehrer nicht auf das Land, mancher Landlehrer nicht in städtische Verhältnisse passen. Einem Städter wird es kaum möglich sein, sich der Einflüsse der Ländlichkeit, die wir um ihrer Einfachheit und Schlichtheit willen noch gar nicht als rohe bezeichnen wollen, zu erwehren, und der Landlehrer, welcher in städtischen Verhältnissen zu wirken beabsichtigt, wird sich in die Formen und Erwartungen, welche ihm das Stadtleben entgegenbringt, zu übersetzen haben.

Das Bildungswesen sowohl in der Stadt als auf dem Lande gestaltet sich in eine große Mannigfaltigkeit und macht ebendadurch an den Lehrer den Anspruch, daß er sich nach den anerkannten Bedürfnissen an seiner Schülergemeinschaft mit seiner Thätigkeit als ein Künstler bewähre. Es wird für ihn einen Unterschied machen, ob er an einer einclassigen Gemeindeschule, in welcher Kinder beider Geschlechter und aller Altersstufen gleichzeitig zu besorgen sind, oder ob er in einer mehrclassigen, an einer getheilten als Knaben- oder Mädchenlehrer steht, oder ob er in einer wohlabgestuften als Hauptlehrer oder Ordinarius oder als untergeordneter Lehrer an einer Unter-, Mittel-, Oberclasse sowohl die Interessen dieser besonderen Stufe als auch die Mitarbeit seiner Collegen zu berücksichtigen hat. So kommt bei aller Uebereinstimmung eine große Mannigfaltigkeit zu Stande, in welcher die Elementarlehrerschaft den Bedürfnissen des Lebens gemäß, in den Grund und Boden der Volksverhältnisse von einsichtsvollen Landesbehörden, denen die Bildung ihrer Nation aufrichtig am Herzen liegt, hineingeleitet wird, um für alle weitere Cultur die sicheren Grundlagen zu beschaffen.

Aus diesem Wurzelstocke des Lehrerbaumes erhebt sich eine Lehrerschaft, die wir bis auf weiteres die humanistische genannt haben, als ein Stamm, welcher die Kräfte und Säfte, die ihm von der Wurzelregion aus zugeführt werden, in sich aufnimmt und für höhere Bildungsformen vorbereitet. Es hat die Zeit ziemlich lang gedauert, in welcher dieser gelehrte Theil der Lehrerwelt in der Lösung seiner Aufgabe ohne sonderliche Unterschiede in seinem Innern verblieb. Die in Verarbeitung tretenden Stoffe führten lange Zeit zu keinerlei Scheidung. Ob man sehr wohl schon zu Zeiten des Triviums und des Quadriviums den Unterschied im Charakter der einzelnen Unterrichtsgegenstände begriffen hatte, welche gegenwärtig zu einem gymnasialen und realen Humanismus geführt haben, so suchte man damals lieber zusammenzuhalten, was die Gegenwart bis zur Trennung gebracht hat. Die Mathematik ist die Unterlage und Grundform, welche sowohl dem gymnasialen als dem realen Humanismus von gleichwichtigem Interesse ist. Ohne sie ist weder Gymnasial- noch Realbildung zu denken. Von ihr aus erhebt sich ein zwiefacher Stamm, von denen jeder in seiner Sonderung und Eigenthümlichkeit von der des andern nur so viel aufnimmt, als nöthig ist, um die gemeinsamen nationalen und auf die Vorbildung zur Wissenschaft abzielenden Grundlagen nicht zu verleugnen oder zu verlieren. Der eine nimmt die Sprachen des Alterthums und die darin mitgegebene anschauliche Geschichtskenntnis als das ihm zustehende besondere Theil in Arbeit: der andere die Sprachen der modernen ausländischen Culturwelt in Verbindung mit den die Pflege der Naturwissenschaften vorbereitenden Disciplinen in Behandlung; die Gymnasiallehrer folgen der ersteren Richtung, die Realschullehrer der anderen. Im Gymnasiallehrer wird die gelehrte und sichere Kenntnis der antiken Sprachen, im Reallehrer die der neueren, namentlich in soweit dieselben zu wissenschaftlicher Erkenntnis erhoben sind, nothwendig zu suchen sein. Und

wie dem Gymnaſiallehrer eine vollkommene Kenntnis der Geſchichte beiwohnen muß, ſo dem Reallehrer die der auf die Naturwiſſenſchaften leitenden propädeutiſchen Disciplinen.*)

Ueber dieſem Doppelſtamme gelehrter Lehrer treiben die eigentlichen Lehrer der Wiſſenſchaft, als die Krone der Lehrerwelt, in einer Nation das Werk ihrer Cultur, inſoweit dieſelbe in Intelligenz beſteht. Die Facultäten unſerer Univerſitäten, inſofern dieſelben Pflegeanſtalten der Wiſſenſchaft ſind, weiſen eben ſo viele Arten von Lehrern auf, als ſich die Intelligenz wiſſenſchaftliche Seiten ſchafft, die unterrichtlich ſicher geſtellt zu werden erheiſchen.

Wenn nun durch dieſe Lehrerabtheilungen die Erhaltung und Entwicklung der Bildung bewahrt werden wird, inſoweit dieſelbe Intelligenz iſt, ſo würde doch eine andere nicht minder wichtige Seite, zu welcher hin ſich die Bildung eines Volkes erhebt, noch ganz dem Zufalle überlaſſen erſcheinen, wenn nicht auch die Kunſt beſonderen Lehrern anvertraut würde, welche wie mit wiſſenſchaftlicher Einſicht, ſo auch mit der Fähigkeit techniſcher Vorbildlichkeit ihre Pflege ausdrücklich warzunehmen hätten. Es mögen die ſchönen Künſte immerhin die erſten Künſte geweſen ſein, welche ihre berufsmäßigen Lehrer erhalten haben, aber es ſind auch nach und nach die andern zum Gegenſtande geordneten Unterrichts geworden. Je gebildeter eine Volksgemeinſchaft wird, d. h. je mehr ſie ſich von wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Einſichten und Antrieben beſtimmt weiß, um ſo weniger kann auch all die unermeßliche Thätigkeit, welche die Stoffe dem Dienſt des Menſchen anzupaſſen befliſſen iſt, unergriffen bleiben von dem Geiſte der Kunſt. Gewerbe und Handwerk, Manufactur und Fabrication, Waffengebrauch und Handelsverkehr müßen aber in dem Grade ſich veredeln, in welchem ſie ihre Erzeugniſſe oder Werkzeuge nach den Vorbildern, welche die Kunſt entwirft, und nach den Geſetzen, welche ſie vorſchreibt, einrichten. Mag dies zunächſt eine Zeit lang auf dem Wege ſchüchterner Nachahmung und unſicherer Anfaſſung geſchehen, allmählich weiß ſich die im Dienſte der menſchlichen Bedürfniſſe thätige Induſtrie die Reſultate der wiſſenſchaftlichen Einſicht in Natur und Technik beſſer durch Unterricht zuzuleiten, als auf dem Wege des Experimentirens und Probirens. Mit den erforderlich werdenden Zeichen-, Bauhandwerks-, Gewerbe-, Maſchinen-, Kriegs- und Handelsſchulen und Inſtituten werden Lehrer erforderlich, welche die dahin gehörigen Einſichten zuführen, die vorbildenden Thätigkeiten leiſten und die Uebungen und Verſuche der Lernenden leiten und beurtheilen. Je gebildeter das Leben, um ſo mehr wird alles menſchliche Thun ein verſtändig geordnetes und durchſchauliches, und um ſo mehr tritt auch das Bedürfnis von Specialſchulen für jeden Zweig der Technik an den Tag und eben hienach wird die Schaar der ins Leben tretenden Lehrer bei einem alſo ſtrebenden Volke ſich nicht bloß mehren, ſondern auch gliedern.**)

*) Andere Conſtructionen der Gymnaſien und Realſchulen ſ. z. B. in dem Art. Schularten, Realſchulen. D. Red.

**) Nach dem Charakter ihrer Verwendung von Seiten der Schulverwaltung ſind die öffentlichen Lehrer theils ſtändige, theils unſtändige. Die ſtändigen Lehrer ſind die ordentlichen, feſt- (definitiv) angeſtellten, welche beim Volksſchullehrſtande Schulmeiſter, als erſte Lehrer von mehrclaſſigen Schulen auch — wie in Sachſen und Preußen — Hauptlehrer oder Oberlehrer, heißen (an Lehrerſeminarien Seminarlehrer, Oberlehrer, an den mit den Seminarien verbundenen Uebungsſchulen zuweilen Muſterlehrer, an unteren Claſſen wohl auch Elementarlehrer, Katecheten u. ſ. w., die erſten Lehrer an mehrclaſſigen Schulen im Hohelohe'ſchen Präceptoren oder, wie auch in ſächſiſchen Landen hie und da, Rectoren), bei höheren Anſtalten theils Reallehrer, Oberreallehrer, theils Präceptoren, Gymnaſiallehrer, Studienlehrer, oder an beiderlei Anſtalten Oberlehrer, Profeſſoren, ferner: Cantoren, Subconrectoren, Subrectoren, Prorectoren, Conrectoren, Tertius, Quartus, Quintus (sc. collega), endlich — die Vorſtände — Rectoren, Directoren. Man vergleiche hierüber, da die Benennungen in den verſchiedenen Ländern verſchieden ſind und verſchiedene Bedeutung haben, den Artikel „Ehrenrechte" und die ſtatiſtiſchen Darſtellungen der Schulzuſtände in den einzelnen

Wer nun einen ſo mannigfaltigen Gliedbau von Lehrern den Bildungsbedürfniſſen entgegenkommen und entſprechen ſähe, der würde zwar ohne Zweifel das gebildete Leben wie in theoretiſcher ſo in praktiſcher Hinſicht von dem Lehrerorganismus durchwachſen, bewegt und getragen ſehen: aber er würde ſich zu fragen genöthigt fühlen, woher denn für alle dieſe Bildungsbedürfniſſe die Lehrer erwachſen, da man nicht füglich ohne weiteres zum Lehramte commandirt oder zugelaſſen werden könne. Gewiß hat alles rechte Lehren von dem ſittlichen Triebe auszugehen, der dasjenige, was man, weil man es in ſeinem Werthe kennt oder in Meiſterlichkeit kann, liebt, anderen zuzuführen befliſſen iſt, um ſie dadurch zu fördern. Alles Lehren wahrhaft gedeihlicher Art iſt eine Erweiſung von Liebe wie zur Sache, ſo zum Lernenden. Es iſt kein Menſch ein ordentlicher Lehrer ohne dieſe Liebe zum Gegenſtande, den er vertritt, ohne dieſe Liebe zu den Schülern, welchen er dient*); kein Menſch kann ein Lehrer ſein wider ſeinen Willen. Unterrichtsſtunden kann einer geben und ein Schulgeſchäft betreiben des Erwerbes halber, aber ein Lehrer iſt man bloß in der Kraft der Liebe, und in dieſer Liebe wird man auch mehr als ein gewöhnlicher Arbeiter, man wird ein Künſtler ſein. Es mag immerhin Menſchengemeinſchaften geben, welche nach Unterricht begehren, ohne an Gewinnung und Zubereitung von Lehrern zu denken. Es iſt wenig über ein Jahrhundert her, wo man in Preußen Schulen fürs Volk zu gründen begann, ohne eigentlich mit Beſtimmtheit angeben zu können, woher man für ſie die Lehrer würde ſchaffen können. In einem hohen Erlaſſe heißt es ausdrücklich: „Sollte jemand gute Lehrer wiſſen, der ſolle ſie dem Probſte anzeigen", als ob ſie da

Ländern. Unter den ſtändigen Lehrern ſind ferner zu unterſcheiden die Hauptlehrer d. h. die Lehrer der Hauptfächer, und die Nebenlehrer d. h. die der Nebenfächer. Die Hauptlehrer in Erziehungsanſtalten haben zuweilen beſondere Titel: Ephorus, Inſpector, Hausvater. Ein unſtändiger Lehrer iſt als ſolcher nur widerruflich angeſtellt; er kann daher, je nach der Praxis der betreffenden Schulverwaltung, im Intereſſe des Dienſtes auch ohne ſeinen Willen anderswohin verſetzt, ohne eigentliches Unterſuchungsverfahren auf die Ueberzeugung von ſeiner Unbrauchbarkeit hin entlaſſen werden. Solche unſtändige Lehrer haben entweder an mehrclaſſigen Schulen ihre eigene Claſſe neben einem oder mehreren ſtändigen Lehrern und können ſich dann unter einander wieder abſtufen, je nachdem ſie mehr oder weniger von dem ſtändigen Lehrer oder Oberlehrer abhängig oder in vollem Maße ſelbſt verantwortlich ſind, wodurch dann auch die Höhe des Gehalts bedingt zu ſein pflegt, wie z. B. in Württemberg die unabhängiger geſtellten an Volksſchulen Unterlehrer heißen, die abhängigeren und geringer bezahlten Lehrgehülfen, Proviſoren; oder ſie haben keine eigene Claſſe, ſondern unterrichten an der Claſſe eines andern entweder mit ihm oder anſtatt ſeiner. Wenn ein ſolcher zur Unterſtützung eines Lehrers aufgeſtellt iſt, der wegen leidender Geſundheit oder aus andern Gründen ſein Amt nicht mehr ganz verſehen kann, ſo pflegt man ihn Hülfslehrer (Adjunct, Aſſiſtent, Adjuvant — ſ. d. Art. Hülfslehrer) zu nennen, wiewohl dieſer Name auch denjenigen bezeichnen kann, der eine (z. B. wegen vielleicht nur vorübergehender Ueberfüllung) nur vorläufig, nicht definitiv errichtete Claſſe zu verſehen hat. Stellvertreter heißt gewöhnlich derjenige unſtändige Lehrer, welcher ſtatt des eigentlichen Lehrers, der die Stelle zwar noch bekleidet, aber ſie nicht verſehen kann, in deſſen Verrichtungen vollſtändig eintritt. Lehramtscandidaten, welche, beſonders an höheren Anſtalten, an eine größere Schule berufen ſind, um in Fällen vorübergehender Verhinderung (z. B. in Folge von Erkrankung, legaler Abweſenheit ꝛc. eines Lehrers) zur Stellvertretung bereit zu ſein, heißen Vicarien. Amtsverweſer endlich heißt derjenige, welcher eine erledigte Stelle bis zum Dienſtantritt des Nachfolgers verſieht. Unterlehrer an Erziehungsanſtalten heißen da und dort auch Repetenten, Inſpectoren. Auch die Verhältniſſe der unſtändigen Lehrer ſind übrigens in verſchiedenen Ländern in verſchiedenem Grade entwickelt. D. Red.

*) Ohne dieſe Liebe zu den Schülern kann ein Lehrer gerade die ſchwerſte Tugend, die der Geduld, nicht üben; er denkt nicht daran, die Schwachen zu tragen, die Schwächſten beſonders zu pflegen; ein Lehrer, der nur die begabteſten Schüler vorwärts führt und gleichgültig oder gar mit Geringſchätzung ſieht, wie immer mehrere dem Gang des Unterrichts nicht mehr folgen können, ſucht nur ſich und das Seine und verdient bei allem ſonſtigen Geſchick und Talent nicht, Lehrer zu ſein. D. Red.

und dort ſich vorfinden würden, wie flügge werdende Vögel. Und doch ſcheint es, als ob es in dieſer erleuchteten Gegenwart auf gewiſſen Bereichen des Unterrichtsgebietes noch nicht anders beſtellt ſei; es wird entweder gehofft, daß Lehrer vom Himmel fallen, oder daß Lehren eine jedermann leicht geläufig werdende Sache ſei. Jener Miniſter, welcher darüber interpellirt wurde, daß er philoſophiſche Lehrſtühle auf den Landesuniverſitäten unbeſetzt gelaſſen, und entgegnete, daß die Beſetzung geſchehen würde, ſobald man ihm Philoſophen nachweiſen würde, hatte freilich den Interpellanten gegenüber Recht: aber darin hatte er Unrecht, daß er nichts anzugeben vermochte, was zur Entwicklung und Heranbildung philoſophiſcher Lehrkräfte erforderlich iſt. Wird man das Lehren als eine Kunſt anzuſehen nicht umhin können, da es nicht jedermanns Ding iſt, ſo wird es auch als ein Gegenſtand angeſehen werden müſſen, welcher der Unterweiſung bedarf und in dem Grade als die Lehrenden ihr Werk künſtleriſch treiben, wird man der Lehrer bedürftig ſein, welche die Kunſt zu lehren verſtehen. Je höher und ſchwieriger die Lehreraufgabe, von um ſo größerer Bedeutung wird die Kunſt erſcheinen müſſen, ſie lehrend zu löſen. Eines Wiſſenſchaftslehrers Lehrkunſt wird die eines höheren Grades ſein als die eines gymnaſialen und realen Propädeuten, und die des letzteren iſt, ſofern ſie entwickelt iſt und erwieſen wird, von höherem Belange als die des Elementarlehrers. Ganz analog wird ſich das Verhältnis auf der Seite des Unterrichtes in den Künſten geſtalten. *)

Wie auf dem Gebiete der Intelligenz ein Akademiker, ſo iſt auf dem Gebiete künſtleriſcher Ausübung der Meiſter noch lange nicht immer zugleich ein Lehrmeiſter zu erfolgſichernder Geſchicklichkeit. Die didaktiſche Kunſt iſt damit noch nicht vorhanden und entwickelt, daß einer im Vollbeſitz der Wiſſenſchaft oder der künſtleriſchen Productivität iſt. Die Lehrkunſt iſt Frucht eines Nachdenkens, das abſichtlich auf die Art und Weiſe gerichtet bleibt, in welcher der fragliche Gegenſtand im unterrichtlichen Wege an die Erkenntnis des Schülers zu bringen iſt. Sie iſt nicht Sache des Blicks, des Griffs und natürlichen Inſtincts, ſondern Frucht des beobachtenden und experimentirenden Fleißes und ſie will alles Ernſtes gelernt ſein wie jede andere Kunſt. Es iſt nun merkwürdig, wie in manchem geförderten Culturſtaate der Gegenwart die

*) Als weſentliche Merkmale der Lehrhaftigkeit bezeichnet Piderit (N. Jahrb. 1862 Sept. S. 384 ff.) 1) die Fähigkeit, ſich in die Seele eines andern zu verſetzen, in deſſen Sinn und Gedanken einzugehen, weil auf dieſer lebendigen Sympathie des Lehrers mit dem Schüler die Möglichkeit eines wirklichen geiſtigen Verkehrs zwiſchen beiden, des Gebens und Nehmens, des Lehrens und Lernens beruhe: „ich habe," ſagt er, „ſehr treue, gewiſſenhafte, fleißige und kenntnisreiche Lehrer gekannt, die ſich ernſtlich bemühten, in der ihnen übertragenen Disciplin etwas zu leiſten, aber in die Seelen der Schüler einzugehen, ſich ihrer Faſſungskraft und Vorſtellungsweiſe anzuſchließen, mit ihnen zu leben, ohne ſich doch an ſie zu verlieren, das verſtanden ſie nicht. Die nothwendige Folge davon war die ſtete Klage über Unfleiß und Theilnahmloſigkeit der Schüler; es wurde nicht nur nichts gelernt, ſondern, was noch ſchlimmer war, der Lehrgegenſtand ſelbſt den Schülern auf lange Zeit verleidet;" 2) eine ſolche Beherrſchung des Lehrſtoffs, daß der Lehrer die Hauptſachen von den Nebenpartien, das Detail von dem Kerne beſtimmt zu unterſcheiden und demgemäß ſein Unterricht eben dieſe entſcheidenden Thatſachen, von denen aus alles andere erſt das rechte Licht empfängt, ſicher hervorzuheben vermag; daß er den inneren Bau, die Architektonik des Lehrobjects klar durchſchaue und dieſe lebensvolle Gliederung ordnungsmäßig verfolge und darlege und daß er den ſo gegliederten Stoff auch in ſeiner Geſammtheit den Schülern vorzuführen und einzuprägen wiſſe. Seine unterſcheidenden Vorzüge auf der Seite der Erziehung laſſen ſich vielleicht am kürzeſten mit dem Worte zuſammenfaſſen, er ſoll ein Mann ſein im beſten Sinne des Worts, willensſtark, feſt und entſchieden, furchtlos und frei, aber beſonnen und ruhig, beſcheiden, das innere Auge dem Höheren zugewandt, den Zielen, die nicht in der flüchtigen Erſcheinungswelt, ſondern im Reiche des Ewigen liegen. Im beſonderen jedoch ſoll er als Lehrer ſeine Schüler zu derjenigen Tugend anhalten, welche die ſpecifiſche Schülertugend iſt, zu gewiſſenhaftem Fleiß. S. d. Art. Fleiß (vgl. N. Jahrbücher der Pädag. 1862. III. S. 119 ff). D. Red.

Ausbildung von Lehrern, welche die elementare Cultur ihren Schülergenerationen zuzuleiten haben, ein Gegenstand von vorzüglicher und verdienstlicher Obsorge gewesen ist. Die Seminarien, wenn auch da und dort vordem in sporadischer Zahl und dürftiger Organisation, sind doch erst ein Product des letzten Jahrhunderts, sonderlich seiner letzten Hälfte. Preußen hat deren 49 und hat daran noch nicht genug und fährt noch fort mit Gründung neuer Anstalten. Es haben fürwitzige Schulberather, weil sie etwa in dem Doppelbaume des Lehrer- und Schulenorganismus, wie wir ihn oben skizzirt haben, das Seminar nicht einzubringen gewußt haben, dasselbe im Lehr- und Schulstatus für ein unstatthaftes, unberechtigtes Schmarotzergewächs erachtet. Sie hätten das Lehren nur als eine Kunst fassen, verstehen oder erweisen dürfen, und sie würden ein Seminar als eine Schule anzusehen genöthigt gewesen sein, in welcher es wesentlich darauf ankommt, den Unterrichtsproceß mit der Sicherheit und Correctheit eines Künstlers ausführen zu lernen. Ein Seminar ist eine Schule der Lehrkunst. Mag immerhin die in Seminarien für Elementarlehrer zu lernende Kunst eine solche von einfacheren Formen, von näher liegenden Stoffen und von beschränkteren Maßen sein, als die auf den höheren Stufen des Unterrichts oder der Leistung; es gehört gleichwohl zur correcten, bewußten, im Dienste von Geistesbildung stehenden Lehrthätigkeit auch des Elementarlehrers eine Auffassung und Ausführung, welche ihre gerechte Würdigung nur darin findet, daß sie als eine Kunst verstanden und behandelt wird. Mögen immerhin die preußischen Schulregulative von solcher Auffassung der Elementarlehrerthätigkeit wenig merken lassen, so ändert ihr außerwissenschaftliches Verhalten zur Sache das erkenntnismäßige Wesen der Sache nicht im geringsten. Wir müßen gegenwärtig sagen: vita brevis, ars longa. — Damit, daß man in die elementare Lehrerwelt eine gemüthhaftige Erregung zu bringen getrachtet hat, damit hat man manche ihrer Glieder vielleicht in eine milde Erhitzung versetzt, aber noch lange nicht das erreicht, was den Lehrerfolg mit Bestimmtheit sichert. Der Lehrerfolg wird so lange ein zufälliger verbleiben, als das Lehren nicht ein Act bewußten und gesetzmäßigen Handelns ist. Wer aber in solch bildendem Handeln seines Erfolges gewiß ist, der ist nichts geringeres als ein Künstler. Bei einem solchen muß das gelernt werden, worauf es beim Unterrichten ankommt.

Je augenscheinlicher die Nothwendigkeit ist, alle Lehrthätigkeit als eine künstlerische zu verstehen und zu üben, um so mehr muß es befremden, daß für Erlangung von Lehrkunst auf den weiteren Unterrichtsstufen, von denen wir gehandelt, keine Anstalten so bestimmter Art für die Vorbildung gymnasialer, realistischer und akademischer Lehrkräfte vorhanden sind, wie für die elementaren. In Preußen wenigstens sind uns weder Seminarien noch Lehrer bekannt, welche die Ausbildung von Lehrern für die gelehrten Schulanstalten zur besondern und ausdrücklichen Aufgabe hätten; wir wissen nur, daß junge Leute, welche sich auf Universitäten der Philologie oder der Theologie gewidmet haben, in einem sogenannt praktischen Collegium, welches Seminar heißt, einigen Anreiz und Anhalt erhalten für ihr Fortarbeiten in ihren Wissenschaftsfächern, um dieselben mit selbständiger wissenschaftlicher Forschung und Bearbeitung anfassen zu lernen. Von einer Einweisung in die didaktische und pädagogische Praxis ist uns nichts bekannt geworden. Wie ehedem der Theologe ex professo Lehrer zu sein wähnte, so glaubt es heute auch der junge Philolog zu sein. Eine Prüfung in Kenntnissen pro facultate docendi, welche folgt, scheint den Mangel einer anweisenden Leitung in die Lehrpraxis hinein als ein ὕστερον πρότερον, so wenig als ein sogenanntes Probejahr an einem Gymnasium decken zu können. Es ist für einen Gymnasiallehrer zur Zeit lediglich theils von dem eigenkräftigen Triebe sich zum Lehrer auszubilden, über den freilich nichts geht, theils von dem glücklichen Umstande abhängig, der ihn zu so wohlbefähigten und geneigten Leitern bringt, wie der sel. Spilcke, Nägelsbach u. a. waren. Die hochwichtige gymnasiale Lehrkunst sollte an dem jüngeren Nachwuchse nach unserem Bedünken nicht wie bisher so unberechenbaren Momenten anheim-

gegeben verbleiben. In Sachsen, wo es wenig anders zu sein scheint, hat man, nachdem bei der Behörde kein Gehör erlangt worden war, die Sache selbstkräftig in die Hand genommen und in Leipzig eine Uebungsschule für Studirende ins Leben zu rufen begonnen (Berliner Blätter 1862). Weil man am Gymnasiallehrer die Persönlichkeit als das vorwiegende Moment in seiner Lehrthätigkeit sehen und diese als sich von selbst ergebend annehmen mochte, scheint man sich der Mühe überhoben zu haben, es auf Ausbildung von Gymnasiallehrern anzulegen. Aber es ist ein Unterschied unter den Persönlichkeiten. Die in ihrer Entwicklung allein gelassene Persönlichkeit verfällt oft in so arge Einseitigkeiten und Wunderlichkeiten, daß sie und deren Schüler lebenslang daran zu leiden haben. Derartigen Aus- und Miswüchsen hätte sehr füglich können begegnet werden, wenn sie bildend wären wargenommen worden. — Woher die Realschulen der einzelnen Ordnungen Persönlichkeiten von der für diese Anstalten erforderlichen eigenthümlichen Lehrkunst nehmen, wüßten wir mit Sicherheit zur Zeit nicht anzugeben; wahrscheinlich müßen sich diese Schulen mit Gymnasial- und Elementarlehrkräften behelfen, welche in dem Grade, als sie in die Idee der Realbildung einzugehen vermögen, ihre gymnasiale und elementare Lehrkunst ins Realistische nach und nach zu modificiren haben. Von Bildungsanstalten für Realschullehrer ist uns noch nichts bekannt. Wir sehen daher auch in den Zeitungen diesseitiger Lande, so oft eine Lehrervacanz an einer solchen Bildungsanstalt eintritt, Aufrufe ergehen, um nur Meldungen zu veranlassen. Wenn Aspiranten in genügender Anzahl vorhanden wären, würde es überflüssig sein, diesen oft fruchtlos beschrittenen Weg einzuschlagen. Daß ein Lehrernachwuchs von ausdrücklicher praktischer Vorbildung nicht vorhanden ist, ist um so mehr zu beklagen, als die Lehrkunst, welche zur Herbeiführung gymnasialer und realer Bildung erforderlich ist, gleich der elementaren nicht eine bloße Verwirklichung des Begriffes Lehren bleiben kann, sondern zugleich eine schulmännische zu sein hat. Der Elementarlehrer, wie der Gymnasial- und Reallehrer sollen als Lehrer auch Schulmänner sein. Der Begriff Schulmann ist nicht völlig congruent dem Begriffe Lehrer. Man kann dieses sein, ohne jenes zu sein, und umgekehrt. Der Hauslehrer ist nicht Schulmann; der Schulrath ist Schulmann, ohne nothwendig noch Lehrer zu sein. Die oben genannten Lehrer aber sind berufen, zugleich Schulmänner zu sein, d. h. solche Lehrer, welche in classenmäßig geordneten Anstalten den Unterricht, oft in Gemeinschaft mit anderen Lehrern, nach bestimmten Weisungen, unter Vorgesetzten, immer an eine Mehrzahl von Schülern zu ertheilen haben. Ist Lehren eine Kunst, so ist ein schulmännisches Lehren es noch viel gewisser und im höheren Grade. Wenn nun allerdings die Seminarien für Elementarlehrer Bedacht zu nehmen wissen auf das Lehren des Schulmannes, so muß man billig bei der erheblich schwierigeren Aufgabe der Lehrkunst in höheren Schulen sich verwundern, wie man die mit der Lehrkunst so innig zu verbindende Kunst, ein Schulmann zu sein, noch ohne ausdrückliche Pflege gelassen hat.

Wie groß und bedeutend nun auch manche Lehrende auf dem Boden der gelehrten Mittelschulen geworden und gewesen sein mögen, läugnen läßt es sich nicht, größer ist immer noch die Zahl derjenigen Lehrer auf demselben, welche ihr Werk als Lehrer und Schulmänner ohne die Merkmale treiben, die es zur Kunst machen müßten. Unseres Erachtens sollte es auf solchem Gebiete, das mit so vorgebildeten Schülern, so trefflichen Lehrstoffen zu verkehren und eine so reiche Vorgeschichte aufzuweisen hat, nicht also sein. Auch der gelehrte Lehrerstand hat ein Recht, schon bei den Jüngeren seine Lehrthätigkeit zum Gegenstande besonderer Unterweisung gemacht zu sehen. Indem wir dies niedersetzen, sind wir weit entfernt von der Meinung, als müße diese Vorbildung für die höhere Lehr- und Schulkunst in ähnlicher Weise wie in den Elementarseminarien erstrebt werden. Wie es zu geschehen habe, auseinanderzusetzen, ist hier der Ort nicht; daß es aber in der Natur, wie in der Würde der Sache liegt, schien uns allerdings nö-

thig, hier zu verzeichnen, da wir auch förmliche Lehrbücher der Gymnaſialpädagogik und ſelbſt ſo treffliche Winke, wie ſie die neuerdings von Dr. Autenrieth herausgegebene Gymnaſialpädagogik C. Fr. von Nägelsbachs (Erlangen 1862) enthält, noch nicht für ausreichend erkennen können, um dem empfindlichen Mangel abzuhelfen.

Und die Lehrkunſt des akademiſchen Lehrers — wo wird ſie gelehrt? Wie wird ſie geſichert? Gewiß weckt eines großen Lehrers leuchtendes Vorbild einen unauslöſchlichen Trieb zur wirkungsvollen Nacheiferung; das findet aber auch auf den unteren Gebieten der Lehrkunſt ſtatt und reicht nicht aus. Sollte es auf dem höchſten Gebiete der Lehrkunſt ausreichend ſein, das Lebensbild eines Meiſters anſchauend genoſſen zu haben, um die Forterhaltung akademiſcher Lehrkunſt dem Triebe begeiſterter Imitation zu überlaſſen? — Viele haben Schleiermacher, Neander, Ritter in ihrer vollendeten Lehrermeiſterſchaft angeſchaut und angeſtaunt. Damit iſt aber noch nicht eigentlich eine Schule von ſolcher Lehrereigenthümlichkeit gegeben geweſen. Und vielleicht iſt es gut geweſen, daß es alſo der Fall war, wenn ſie lediglich auf dem Wege derartiger Nachahmung hätte zu Stande kommen ſollen. Die Geſchichte der Scholaſtik thut ſolches Epigonenthum abſchreckend genug dar. Etwas anderes aber iſt es, wenn die akademiſche Lehrkunſt in ihrer Anwendung auf die einzelnen Hauptwiſſenſchaften in ihren Principien erkannt und nach denſelben geübt wird. Schreiber dieſes erinnert ſich mit Vergnügen, wie es David Schulz in Breslau in ſeinen Vorleſungen niemals an Winken hat fehlen laſſen, die auf nachmalige akademiſche Lehrer berechnet waren.

In der Gegenwart ſcheint es lediglich, nachdem die akademiſchen praestanda präſtirt ſind, günſtigen Zufällen anheimgegeben zu ſein, in die Würde und Kunſt des akademiſchen Lehrens hineinzureifen. Nicht wir Geringeren, ſondern Männer wie Fichte, und in älterer Zeit Ludov. Vives, Bacon u. a., welche von dem, was Wiſſenſchaft und Wiſſenſchaftslehre erfordern, einen vollen Begriff aus philoſophiſcher Erkenntnis und aus Lebenserfahrung hatten, haben es lange vor uns für nöthig erachtet, daß die Pflege der Wiſſenſchaftslehre nicht dem guten Glück überlaſſen, ſondern zum Gegenſtand beſtimmter bildender Einwirkung gemacht werde. Ob dieſer Gedanke in den Staaten, welche akademiſche Lehrer nöthig haben, zur Ausführung gekommen, iſt uns bis jetzt nicht bekannt geworden; aber wir ſehen, daß die Staaten, wenn ſie akademiſcher Lehrer für ihre Univerſitäten bedürftig ſind, dieſelben wie auf einer Auction einander wegzukaufen befliſſen ſind. Wäre in gehöriger Weiſe auf geordneten Zuwachs von Lehrkräften akademiſcher Potenz irgendwie Bedacht genommen, ſo könnte eine derartige Profeſſorenjagd, wie wir ſie bisweilen im lieben Deutſchland abhalten ſehen, nicht nöthig werden. Es würde für eine jede ſich öffnende Stelle auch in gehöriger Ordnung auf einen Erſatz zu rechnen ſein. — Wie es alſo gilt, Lehrer zu bilden für das Lehramt und die Lehrkunſt, um die Intelligenz ſicher zu ſtellen, ſo gilt es nicht weniger für Lehrer zu ſorgen, welche die Unterweiſung in allen ſchönen und nützlichen Künſten zu verwalten haben. Gewiß würden Wiſſenſchaften und Künſte aus den Gefördertſten ihrer Pfleger immer ſolche ergeben, welche ſich auch für die Ausbildung zu Lehrern in den einzelnen Seiten, für welche ſie ſich intereſſiren, ganz beſonders befähigt zeigen würden.

Diejenigen Lehrer aber, welchen es obliegt, durch ihre Unterweiſung von Lehrern die wiſſenſchaftliche und actuelle Cultur einer Nation auf deren einzelnen Lebensſtufen zu ſichern, würden als die Seele der geſammten Bildung, inſofern dieſelbe von abſichtlichen öffentlichen Veranſtaltungen getragen wird, zu gelten berechtigt ſein.

Wie groß der Apparat von Lehrkräften in einem Staatsweſen ſein müße, das ſeinen Beſtand und ſeine Blüte auf die Bildung ſeiner Angehörigen gründet, das werden die Regenten und ihre Berather zu beſtimmen haben. Wir ſind der Meinung, daß weder nach der Zahl der Soldaten die Macht eines Volkes, noch nach dem Conſum von Seife die Cultur eines Volkes, ſondern daß beides nach der Zahl und dem Werthe der Lehrkräfte zu berechnen ſei, welche in eines Staates Bevölkerung in Wirkſamkeit ſind. Je mehr Lehrer in einem Volke und je gewiſſer jeder einzelne ſeiner Sphäre

gemäß in künſtleriſcher Erweiſung ſeiner Lehrkraft iſt, um ſo mehr Einſicht beim Volke in alles, was heilig iſt und recht und wahr und ſchön; je mehr aber ſolche Einſicht, um ſo mehr Kraft und wahrhaftige Menſchlichkeit in dem Sinne deſſen, welcher des Menſchen Sohn geheißen iſt.

Wenn nun im Vorauſſtehenden die ethiſchen und techniſchen Vorbedingungen bereits bezeichnet ſind, welche an einem Lehrer eintreten müßen, der zum Gliede eines ſolchen Organismus und zum Factor ſolcher Wirkung werden ſoll, ſo ſind auch noch Forderungen zu ſtellen, die ſich auf ſeine Perſon richten. Nicht ein jeglicher, der Luſt oder Geſchick hat zu lehrender Thätigkeit, darf ſich für berufen erachten, im öffentlichen Leben mit vollem Rechte als ein Lehrer aufzutreten. Es gilt, gewiſſen Erforderniſſen ſchon durch ſeine Perſon Genüge leiſten. Weil man Salzmann, dem Neuerer und Philanthropen (Ameiſenbüchlein S. 73), die Forderung an den Lehrer „Sei immer geſund" zuſchrieb und nicht erwog, daß ſie auch Fr. Aug. Wolf (Ueber Erziehung, Schule u. ſ. w. Körte 1835. S. 86) und gleichfalls Nägelsbach (a. a. O.) aufnehmen würden, ſo hat man ſie beſpöttelt.*) Wir wiſſen wohl, daß im Laufe des Lebens und unter der Arbeit des Lehrens Schwachheit, Gebrechlichkeit und Krankheit ſich einfinden. Das iſt ſchlimm genug, aber wer in den Lehrſtand ſich begeben will, der braucht nicht, wie Hergenröther (Erziehungslehre, Sulzbach 1830) vom Volksſchullehrer verlangt, ein durch körperliche Schönheit ausgezeichneter Mann zu ſein,**) aber gefordert muß werden, daß er einen geſunden Körper mitbringe ins Lehramt und ſich bemühe, denſelben in Kraft, Friſche und Rührigkeit zu erhalten, ſo lange es möglich iſt. Die Arbeiten des Lehrers fordern, wie jeder Lehrer weiß, wenn ſie leicht, mit Fröhlichkeit und mit um ſo ſichrerem Erfolge von ſtatten gehen ſollen, eine geſunde Perſönlichkeit; nicht weniger fordert ihn eine in ſteigender Vervollkommnung ſich entwickelnde Lehrkunſt. Wer ſchwächlich iſt und auf eine längere Lebensdauer nicht Ausſicht hat, wird es zu voller Lehrervollendung nicht bringen. Gut Ding will Weile haben, ganz beſonders Lehrerreife. Das Höchſte, wozu es der angehende Lehrer im Stadium der Jugendlichkeit bringt, wird ein unverachtbarer Grad von Lehrgeſchicklichkeit ſein; das Höchſte, wozu das Mannesalter gelangen läßt, wird eine als Selbſtändigkeit in Wiſſen und Wollen ſich erweiſende Lehrtüchtigkeit ſein; wir können uns auch ein Greiſenalter denken, das nicht bloß lehrhaft, ſondern auch noch lehrfähig iſt, es wird die Würde und Weihe der Lehrweisheit dem bringen, der im Beſitz von Thatkraft zu ſeinen Höhen dringt. Der von Anfang an ungeſunde Lehrerjüngling wird aber nicht berechtigt ſein, auf ſolche Höhen hinaus zu blicken und zu hoffen. In Schwächlichkeit ans Lehramt treten heißt daher auf ſeine höchſte Würde, die im Beſitze reifer Lehrweisheit liegt, von vornherein verzichten müßen. Das iſt aber nichts anderes als ein Streben eröffnen

*) Vgl. über dieſen Punct, ſowie überhaupt über die Eigenſchaften des Lehrers den Abſchnitt in Palmers evang. Pädagogik, der von der „Tüchtigkeit zum Amte" handelt (3. Aufl. S. 454—474). Einen trefflichen Abſchnitt „Der Lehrer" enthält auch Nägelsbachs Gymnaſialpädagogik (S. 17—25). D. Red.

**) „An meinem verewigten Freund B., der als Lehrer ſo geliebt, wie als Gelehrter geachtet war, hat ſich mir eine ſchon früher gemachte Beobachtung beſtätigt. Er war verwachſen und hatte überhaupt manches in ſeinem Aeußern, was ihn caeteris paribus zu einer lächerlichen Perſon hätte machen müßen, aber es waren caetera disparia; denn er beſaß dabei eine Würde und Freundlichkeit, über welcher man ſeinen Körperbau vergaß; oder mehr noch als das: die äußere Misgeſtalt diente ſeiner inneren Wohlgeſtalt zur Folie und machte das Uebergewicht des Geiſtes und Gemüthes über den Leib eben durch dieſen Contraſt recht handgreiflich. So wird in ähnlichen Fällen aus dem Quoique bald ein Parcoque; das, was unter andern Verhältniſſen als Caricatur gelten müßte, erſcheint im Lichte der Originalität und ſteigert die Ehrfurcht und Liebe, ſtatt ſie zu ſtören. Summa: Misgeſtaltete Perſonen ſind zu Lehrern nichts weniger als verdorben, aber nur unter der Bedingung, daß ſie ſich geiſtig und ſittlich über die Mediocrität erheben." (Döderlein, Reden und Aufſätze 1843. S. 237 f.) D. Red.

ohne Aussicht auf ein Ziel. Wir fordern die Gesundheit am Lehrer sonach nicht allein um des Schülers willen, sondern auch um des Lehrers selbst willen, daß er guten Grund zur Hoffnung habe, von einer Klarheit zur andern, welche ihre Jahre bedarf, hinanzudringen. Wir können die Forderung: Sei gesund! aus diesen Gründen nicht für so thörlich halten, daß wir nicht verlangen sollten, es möge ein jeglicher, der sich dem Lehrerberuf unterziehen will, sich ernstlich darauf hin ansehen, ob sein Gesundheitszustand ihm so viel Kräfte in Aussicht gebe, als die gehörige Führung eines Lehramtes bedarf. Aber auch noch aus einer anderen Erwägung. Soll allein der Lehrer ausgeschlossen sein von dem Glücke, Früchte zu sehen von seinem Wirken und Streben? Wenn irgend eines Arbeiters Werk spät zur vollen Reife gelangt, so das seinige. Ein treuer Lehrer, der 25 Jahre hatte wirken können, wird wohl schon Gelegenheit gehabt haben, etwas von seiner Saat oder Pflanzung in Kraft und Leben zu sehen; wem es aber vergönnt war, 40—50 Jahre in Frische zu wirken, der wird wohl auf noch deutlicher hervortretende Erfolge hinzuweisen in der Lage sein. Wer nun in Schwachheit und Krankhaftigkeit an den Lehrberuf tritt, der soll nicht hoffen, ein Menschenalter in der Mühe und Arbeit des Lehrstandes wirksam zu sein. Er wird somit von vornherein auch auf die Aussicht verzichten müßen, welche nur dem gegönnt ist, der seine Treue bei Kraft und Gesundheit lange zu erweisen so glücklich ist. Darum werde, wer nicht gesund ist durch und durch am Leibe, vom Lehrsache abgelenkt. — Aber auch Gesundheit der Seele ist unumgänglich. Ist die Gesundheit des Leibes nicht bloß die Harmonie der im Leibe zur Einheit des Lebens verbundenen Kräfte, sondern auch eine Harmonie mit den äußerlichen Bedingungen, unter welchen das Leben geführt werden muß, so ist die Gesundheit der Seele gleichfalls nicht bloß ein harmonisches Verhältnis der in ihr wirkenden Kräfte und eintretenden Vorgänge, sondern auch zu allen den Bedingungen, unter denen sie ihre Lebensthätigkeit zu erweisen haben. Kein Lehrer ist als ein isolirter zu denken. Wer den Beruf hat, ein Lehrer in öffentlichen Verhältnissen zu sein, stehet eingeordnet in den Organismus einer Lehrerschaft und hineingehörig in ein mehr oder weniger bewegtes Volksleben. Es wird nun keiner ein Lehrer von gesunder Seele sein, der sich nicht im Einklange wüßte mit den edeln Bestrebungen seines Standes und seines Volkes. Ich muß daher von einem rechten Lehrer fordern, daß er ein Herz habe wie für die Genossen seines Standes, so für die Zustände seines Volks, um mit ihm zu leiden, mit ihm sich zu freuen und mit ihm zu genießen. Es mag Zeiten gegeben haben in der Geschichte des Lehrerthums, in welchen dasselbe seine eigenen Interessen einsichtsvoll warzunehmen vernachläßigte und von der Kenntnisnahme der Zustände des Volkes, unter welchen es unmittelbar zu wirken hatte, sich so fern hielt, als giengen es dieselben nichts an; Zeiten, in denen man sich über Hellas oder Roms Zustände in Entzücken oder Erbeben versetzen zu dürfen glaubte, aber die Augen und Herzen über das aufzuthun sich nicht verstattete, was vor Augen lag und ans Herz griff. Diese Zeiten mögen vorüber sein. Die Lehrer aller Stufen, selbst seit es einen Fichte und Schleiermacher gegeben, die Wissenschaftslehrer auf ihren Warten sublimer Speculation stehen den concreten Interessen des öffentlicher gewordenen Lebens im Vaterlande nicht mehr so fern wie früher, und wir müßen die Seele eines Lehrers in eben dem Grade für gesund halten, als sie nach allen berechtigten Seiten hin im Einklange ist mit dem Volke, vornehmlich nach denen hin, in welchen sich seine Bildung darstellt. Das ist die religiöse, politische, nationale und naturfreundliche. In Rücksicht der ersten fordern wir, der Lehrer soll sich in Harmonie befinden mit der in seinem Volke gepflegten und geübten Religion. Indifferent sein in diesem Puncte wäre eben ein Zeichen von bedenklichem Gesundheitszustande der Seele. Wer unter Christen ein Lehrer sein will, wird als ein Christ sich zu erweisen haben; kommt es ihm darauf an, für den Katholicismus förderlich zu sein, so wird ihm nicht erlassen werden können, ein rechtschaffener Katholik zu sein; wer Evangelische Evangelisches lehren will, darf sich weder indifferent noch feindlich zum Evangelium verhalten. Ein Lehrer muß glauben,

was er lehrt.*) So darf ferner der Lehrer nicht politisch indifferent sein, wenn er nicht den Geschöpfen beigezählt werden soll, von denen in der Fabel eines sagte: Quid refert mea, cui serviam, clitellas dum portem meas? Wenn ein Lehrer auch zu keiner Zeit die Aufgabe hat, den Agitator bei politischem Parteitreiben zu machen, weder in der Volksversammlung noch im Kreise älterer oder jüngerer Schüler, so wird man billig bei ihm ein Herz erwarten, welches an dem Geschick des größeren oder kleineren Gemeinwesens den lebhaftesten Antheil nimmt. Wie er berufen ist, seine Freude zu haben an allem, das bei gutem Rechte zum Vortheil des Ganzen besteht, und seine Mitwirkung zu beweisen, solches zu erhalten: so wird er, der allezeit im Kreise seiner Schüler den Fortschritt anzuregen hat, sich auch für den wirklichen, von der Zeit geforderten Fortschritt in der Entwicklung des Gemeinwesens unverschlossen zu halten wissen, wenn er auch weit entfernt ist, sich zum Vortänzer bei irgend welcher Fortschrittsparteiung aufzuwerfen. Jeder Lehrer, der an der Bildung von Geist und Herz mit Energie arbeitet, ist an und für sich ein Fortschrittsmann; jeder Geist, der von ihm Bildung erlangt hat, ist eine zum Weiterstreben befähigte Kraft. Er müßte daher wider sich selbst sein, wenn er das Fortschreiten in den Bahnen des Rechts und der allgemeinen Wohlfahrt nicht unterstützen oder fördern wollte. Die gesunde Natur einer redlichen Seele erweiset sich aber darin, daß ihr alles Schein- und alles Namenwesen zuwider ist und daß sie nur auf Reelles sieht, nur solches anerkennt, unterstützt und erstrebt. Es ist, wenn in einem Staate in Absicht politischer Fragen jede männliche Kraft in Spannung und Aufregung ist, viel von einem Lehrer verlangt, der mit tausend zarten Fäden mit dem öffentlichen Leben zusammenhängt, daß er, gleich Trägen und Selbstsüchtigen, in Theilnahmlosigkeit verharre. Wenn immerhin derselbe, wie wir bereits 1849 in einem Schriftchen „Pädagogischer Sinn und politisches Treiben" gezeigt, sich um seines Berufes willen nicht wird zum Agitator hergeben dürfen, so haben wir ihm die Freiheit nicht verschränken wollen, nach seinem besten Wissen und Gewissen in politischen Dingen frei zu urtheilen und zu handeln.**)

Der Einklang des Lehrerherzens mit der Eigenthümlichkeit und Art seines Stammes und mit seines gesammten Volkes Nationalität ist eine bei gesunden Naturen fast bewußtlos und ohne Zuthun sich ergebende Erscheinung. Es hat noch niemand sein eigen Fleisch gehaßt, und nur ein Narr hat andere Blätter und Weisen begehrt als der Lebensbaum trägt, von dem er erwachsen. Selbst unter den kosmopolitisch werdenden Wissenschaftslehrern bleibt der nationale Zug oft noch an ihrer Seele bemerkbar, und mancher Süddeutsche unter ihnen fühlte sich im Norden nicht behaglich, und mancher Norddeutsche, wenn er etwa seinen Platz unter den Südländern findet, sieht sich in fremdartigen Beziehungen, die ihn anfangs mehr befremden als befriedigen. Aber für ungeeignet erachten wir den zum Lehrer, welcher sich unter den Leuten seines

*) Doch möchten wir ein schonendes Urtheil in Anspruch nehmen für solche Lehrer, welche in ihrer wichtigsten Bildungsperiode in die Strömung einer vom Glauben der Kirche weit abweichenden Theologie hineingerissen mit nicht unwichtigen Puncten der kirchlichen Lehre zerfallen sind, sofern es sich nämlich nicht von Religionslehrern handelt. Es kann solche geben, in welchen trotzdem das christliche Ethos in Wahrheit lebendig ist, so daß sie durchdrungen von dem, was schön und edel ist am Menschen, und von warmer Liebe zur Jugend erfüllt die Jugend in hohem Maße anziehen und segensreich auf sie einwirken. Es kann solche geben und es giebt solche. Männer von dieser Art werden sich aber wohl hüten, die Schüler ihr Verhältnis zum Lehrbegriff der Kirche merken zu lassen, geschweige denn die Unbefangenheit derselben direct zu stören. Ueberhaupt ist es zwar ganz in der Ordnung, wenn wir dem Lehrer ein ideales Ziel vorhalten, nach dem er sich strecken soll; aber in der Beurtheilung des einzelnen, der uns im wirklichen Leben begegnet, ist es billig, der allgemeinen menschlichen Unvollkommenheit nicht zu vergessen (vgl. gegen überschwengliche Forderungen an die Lehrer, Rümelin: Die Aufgabe der Volks-, Real- und Gelehrtenschulen. 1845. S. 138 f.). D. Red.

**) Wir erinnern an den großen Rector von Rugby, Th. Arnold. D. Red.

Stammes und Volkes nicht wohl fühlte. Gewiß kann ein Lehrer echtdeutſcher Art unter Deutſchen, die vom Bildungstriebe geleitet ſind, einer gedeihlichen Aufnahme ſicher ſein; zweifelhaft iſt es, ob ein noch ſo geſchickter Lehrer, der ein wirklicher Franzoſe iſt oder Engländer oder Holländer, unter der deutſchen Jugend zum Lehrer berufen und befähigt wäre, es ſei denn, wenn es darauf ankäme, Sprache und Sitte ſeines Volkes zu lehren; noch zweifelhafter muß es deshalb ſein, ob ein Jude innerhalb einer beſtimmten Lerngemeinſchaft, die weder von ſeiner Religion noch Nationalität iſt, um dieſer Mängel in der Harmonie mit den Lernenden willen Lehrer ſein könne, wo es weſentlich auf das Vorhandenſein einer vollen Harmonie ankommt. Ich kann es mir vorſtellen, daß auf der Stufe des Wiſſenſchaftsunterrichts bei gewiſſen Seiten der Erkenntnis ſo ſehr von der Nationalität abzuſehen möglich iſt, daß keine Gefahr entſteht, den Juden an der Arbeit des Lehrens theilnehmen zu laſſen. Es iſt mir aber nicht gewiß, daß auf ſolchen Stufen des Lebens und der Lerngemeinſchaft, wo erfahrungsmäßig der Puls der Religioſität und Nationalität ſich mehr in ſeiner Unmittelbarkeit zeigt als in gewiſſen Schichten des Wiſſenſchaftsſtudiums, der Jude als Lehrer mit Ausſicht auf Erfolg im Lehren würde auftreten können. Seine Lehrkunſt ſoll nicht bezweifelt werden, aber der Erfolg derſelben, weil zu fürchten iſt, daß er von den Lernenden in keiner vollen und wahren nationalen Gemeinſchaft wird erkannt werden können. Wie es dem Chriſten als Lehrer unter Juden ergehen müßte, ſo zweifle ich nicht, daß es auch dem Juden unter Chriſten ergehen müßte. Barbarus hic ego sum. — Warum alſo Divergirendes in einer Angelegenheit zuſammen leiten wollen, welche die wahrſte und vielſeitigſte Zuſammenſtimmung der Theilnehmenden zur Vorausſetzung hat. Mögen die Juden ſich den Chriſten zu Lehrern nicht aufdrängen, ſondern abwarten, bis ſie von ihnen dazu werden aufgefordert werden! — Die edelſte Erweiſung des Nationalſinns am Lehrer zeigt ſich aber in ſeiner Liebe zur Mutterſprache, in der Treue gegen heimiſche Sitte, in der Wahrung vaterländiſcher Ehre und in der Freude an allem, was Großes und Schönes entſtanden und erwachſen iſt auf den verſchiedenen Gebieten unſeres geſchichtlichen Lebens. Ein Lehrer, der ſeines Volkes Sprache in ihrer Reinheit nicht pflegt und liebt, ſeiner Heimat Brauch und Sitte nicht werth hält, ſeines Landes Geſchichte und Denkmale nicht hochſchätzt, iſt nicht würdig, eine Stellung als Lehrer in ſeinem Lande einzunehmen. — Und die Natur? Der Lehrer hat ſie nicht bloß zum Gegenſtande ſeines Unterrichts zu machen, er ſoll als ein mit ihr Befreundeter ſich beweiſen. Er ſelbſt ſoll ein Mann von Naturwahrheit ſein, ein Freund ihrer Einfalt in Weſen, Wort und Gehaben. Die feinſte Umſtändlichkeit in den Formen der ſogenannten vornehmen oder gebildeten Welt mag dieſem und jenem wohl anſtehen, der ſich in Salons und Parkets ſein Brod ertanzen muß; aber an einem Lehrer in der Nation iſt es ein Fehler, wenn ſeine Art zu ſein ihn nicht als einen Mann von ſolcher Einfachheit, Offenheit, Lauterkeit, ja Kindlichkeit erkennen läßt, wie wir ſie an dem ſuchen, welchem wir das Ehrenprädicat der Natürlichkeit beilegen. Der Lehrer ſoll ein Freund der Natur ſein, wie ſie ihm im Leben ſeines Volkes, in den Formen der Pflanzen-, Thier- und Bodengeſtalt ſeiner Umgebungen entgegentritt. Wir wiſſen wohl von manchen Stubenhockern, welche noch leidliche Lehrer ſind, aber diejenige Stufe der Lehrerkraft, Lehrerreife und des Lehrerreizes haben ſie nicht, auf welcher ſich die befinden, die zu andern Vorzügen auch dieſes Zeichen tiefer Befreundung mit der Natur an ſich tragen. Wir haben auch leider von manchem ganz entnaturten Manne vernommen, der ſich zum Lehrerſtande zählte, aber wer der Natur entfremdet iſt oder wer gar in Naturwidrigkeit verfällt, verliert auch die Fähigkeit ein Lehrer zu ſein. Ich habe daher einen ehelos verbliebenen Lehrer, dem es die Jahre und die Lage geſtattet hätten, ſich zu verheirathen, im Lehramte immer ungern geſehen und ein klericaler Cölibatär der kathol. Kirche ſchien mir niemals berufen zu ſein für den Lehrſtand. Wer Vater zu ſein nicht in der Lage iſt, kann ein Kind nicht verſtehen, nicht gehörig anfaſſen und behandeln. Mögen Cölibatäre gute Prieſter ſein, für den

Lehrſtand iſt ihre Stellung eine zu naturwidrige, als daß ſie durch ſie ſich empfehlen könnten. Jeſuiten mögen gute Inſtructoren und Aufpaſſer ſein, aber als Männer von geſunder Lehrkunſt können wir ſie uns nicht vorſtellen. Wir halten ſie hiezu für verſchnitten. Der eheliche Stand ſchützt den Lehrer nicht bloß vor Verirrungen, ſondern giebt ihm in den meiſten Fällen auch das beſſere Verſtändnis der Natur derer, auf welche er zu wirken hat. Der Lehrer iſt eine Lebensgeſtalt, welche in ihrem rechten Lichte iſt, wenn ſie mit den natürlichen Verhältniſſen, mit denen ſie in nothwendiger Berührung ſteht, in angemeſſener Harmonie iſt. Ein Herabſinken in Bauermäßigkeit würde an einem Lehrer z. B. auf dem Lande nicht eine Aſſimilirung mit der Natur ſein, ſondern ein Herausfallen aus ſeinem Stande, ein Herabſinken von der Höhe, auf welche ihn ſein Beruf ſtellt. Wir können uns einen einfachen Landlehrer in der ihm gemäßen Bildung dagegen ſehr wohl in Harmonie mit der ihm von der Natur gewordenen Umgebung vorſtellen, ohne daß er die Spuren der Verkommenheit, Roheit und Verwilderung an ſich zu tragen braucht. Der gebildetſte unter den Landleuten iſt darum noch lange nicht der erſte Bauer. — Dieſterweg hat einmal vom Volks- oder Elementarſchullehrer, namentlich von dem auf dem Lande, gefordert, er möge der Naturforſcher ſeines Ortes und ſeiner Umgegend ſein und der verſt. Staatsmann Stahl hat im preußiſchen Herrenhauſe ſich darin gefallen, ihn dadurch zu verhöhnen, daß er den Herrn vorſtellte, D. habe aus jedem Dorfſchulmeiſter einen Humboldt machen wollen. Aber was Dieſterweg wirklich wollte, iſt etwas ganz wichtiges und ein Mittel, jeden Lehrer in Kenntnis und in Conformität mit den Umgebungen zu erhalten, in welche er ſich geſtellt ſieht. Ob man nöthig habe, unſeren gelehrten und akademiſchen Lehrern gleichfalls dies Erforderniß bei ihren Arbeiten vorzuhalten, welche ſie ſo viel an die Stube, an Correcturen, an Katheder und Auditorien bannen, wollen wir hier nicht ausmachen, wünſchen aber, daß, wenn der Elementarlehrer ſich ſchon daran wird können genügen laſſen, daß er mit ſeiner heimatlichen Natur bekannt iſt, dem Lehrer der humaniora und der Facultätswiſſenſchaften gegönnt ſein möge, die Natur auch in denjenigen Plätzen und Strichen genau kennen und verſtehen zu lernen, auf welcher ſich das begeben hat, was den Gegenſtand ſeines Unterrichts bildet. Dem Gymnaſiallehrer möge es gegönnt ſein, Italien, ja Griechenland zu ſehen, dem Reallehrer aber Frankreich und England. Es iſt der Beweis von einem ſicheren Inſtincte bei einzelnen akademiſchen Lehrern, ſonderlich der theologiſchen Facultäten, daß ſie Rom, ja Jeruſalem wollen geſehen haben. Andere Facultäten werden anderswohin weiſen. Es geht dies alles aus dem Verſtändnis des Gedankens hervor, man ſei erſt im Stande von der Wahrheit einer Sache lehrmäßig zu zeugen, wenn man mit den beſten Wurzeln ſeiner Kraft ſich in die Bedingungen vertieft, die einem Lehrgegenſtande von Seiten der Natur her geworden ſind.

So geſtaltet ſich Stufe für Stufe, Zug um Zug das Bild von einem Lehrer. Laſſen wir ihn in Action treten! Den Elementarlehrer erwartet die Lieblichkeit der geſammten Kinderwelt entweder aus der Stadt oder vom Land, den Lehrer der gelehrten Mittelſchule die edelſte Kraft aus den regſamen Knabenſchaaren, den Wiſſenſchaftslehrer die Jugend in der ſchönſten Blüte des Geiſtes und in Friſche der Geſundheit; den Seminarlehrer alle Stufen, vom Kinde bis zum Jüngling, auf einmal. Jede dieſer Lebensſtufen erwartet vom Lehrer die Befriedigung eines ihm entgegengebrachten Verlangens durch die Zuleitung beſtimmter Kenntniſſe und Aneignung beſtimmter Fertigkeiten. Wo giebt es ein Wirken, das ſchönere Aufgaben ſtellte und edlere Erfahrungen machen ließe? Wie viel wir unſeres Theiles uns zu eigen zu machen geſucht haben von dem, welchen wir als den Praeceptor Germaniae ſeit länger als 300 Jahren feiern, ſeinem Vortrage de miseriis paedagogorum, wenn er ja ernſtlich gemeint ſein ſollte, haben wir niemals zuſtimmen können. Ein Schulmann aus anderer Zeit, Gedike, hat uns in ſeinem Vortrage, in welchem er die Freuden des Lehrerſtandes ſchildert,

(Kl. Schriften 1789) mehr zugesagt. Solch Bild wird Lehrern wohl gemalt von andern; die Wirklichkeit aber sollen sie sich selbst bereiten.

Das leitet auf die Mittel und Formen, welche dem Lehrer, der in seinem Berufe ein Künstler sein soll an einem Stoffe, der Leben ist, in Bereitschaft sein müßen. Zuvörderst von den Mitteln. Wer Lehrer sein will, muß haben irgend ein Fach, eine Wissenschaft, eine Kunst, deren Kenntnis er andern anzubieten ein Recht hat. Scientis est posse docere. Wer nichts weiß, kann nichts lehren. Wie ein jedes Handwerk den Besitz gewisser Stoffe voraussetzt, an welchen es getrieben wird, so kann auch Lehren nicht ausgeübt werden bei Unwissenheit. Aus nichts wird auch beim Lehren nichts. Was Palmer (Evang. Pädagogik, 3. Aufl. S. 329) vom Besitz der Wahrheit sagt, gehört hieher. Der Lehrer muß ein Grundcapital von Einsicht und Kunst haben, mit dem er operirt. Der Großhändler bedarf eines größeren als der Kaufmann des Mittelstandes, dieser mehr als der Krämer für das Kleinleben der niederen Schichten. Aber in Bereitschaft muß jeder das haben, was er anbietet und worauf das Verlangen der Lernenden sich richtet*).

Hiezu kommt als ein weiteres das Wort; ich meine den Besitz der Sprache, die Gabe der Rede. Mag immerhin der wissenschaftlich gebundene und geordnete Vortrag des Akademikers lesen heißen und aus dem Hefte genommen werden dürfen, an Vollendung fehlt es ihm, wenn dem wissenschaftlichen Unterricht der Reiz und die Kraft des freien Vortrages gebricht. Mag auch der gelehrte Lehrer der Mittelschule durch seine Berufsaufgabe vielfach ans Buch gewiesen sein, wir meinen hiemit weniger Leitfäden oder Grammatiken als die Classiker des Alterthums und der Neuzeit — wir können ihn nur dann für einen Lehrer von richtiger Ausrüstung halten, wenn er die Gabe der Rede in aller Freiheit und Freudigkeit für die Behandlung der Bücher zu üben vermag. Wir fordern hier nur die Gabe der freien Rede in der Muttersprache mit schrift- und buchmäßiger Richtigkeit, wenn immerhin mit der Beithat des Stammesdialekts insoweit er der Correctheit keinen Eintrag thut, est enim in dicendo quidam cantus obscurior — müßen aber auch wünschen, daß er die fremde Sprache, in welcher er Professor ist, zu freiem Vortrage in Bereitschaft habe, um dieselbe seinen Schülern in voller Lebenskraft zu Ohr und Herz führen zu können. Wie will er seine Persönlichkeit, die immer im Wort culminirt, an seinen für alles edle offenen Knaben und Jünglingen zur Erscheinung und Geltung bringen, wenn nicht in dem sicher und mannhaft geführten Wort? Der Elementarlehrer, von dessen Berufe die Unterweisung in schriftmäßigem Sprechen ein Hauptbestandtheil ist, muß gleichfalls die Gabe der freien Rede in schriftmäßiger Richtigkeit haben und sie auch in solchen Umgebungen zu behaupten beflissen sein, welche ihn mit oder ohne Absicht davon abbringen wollen. So weit er solche Rede bewahrt, wird man ihn für gebildet erachten können. „Hast du doch nichts, womit du schöpfest!" müßen wir jedem Elementarlehrer vorhalten, der Unterricht ertheilen wollte, ohne im erforderlichen Besitze deutscher Sprache zu sein. In der Sprache vollzieht sich der Act des Lehrens. Im Worte geht der Gedanke des Lehrenden in den Lernenden ein; im Worte nimmt der Lernende den Lehrenden auf. In dem Austausch der Rede geht der Proceß geistigen Gebens und Nehmens vor sich. Und man könnte glauben, der Herr habe bei Matth. 25, 27, wo er von Wechslern

*) Das ist gewiß wohlvereinbar mit jener Bescheidenheit, die sich nicht vermißt, alles zu wissen; vielmehr kann es zuweilen gar wohl am Platze sein, daß der Lehrer auch sein Nichtwissen anerkennt. „Der Lehrer muß sich überall sehr in Acht nehmen, daß die Jugend sich nicht einbilde, sie wisse mehr, als sie wirklich weiß; dadurch würden statt solider Männer nur leichtsinnige Plauderer und eingebildete Witzlinge gezogen werden, ein Uebel, vor dem man sich bei jedem Unterricht wie vor einer Pest in Acht nehmen muß, darum thut der Lehrer wohl, wenn er über viele Dinge seine und der größten Meister Unwissenheit gesteht, ebenso die Mängel und Unvollkommenheiten seiner Wissenschaft" (Minister Zedlitz nach dem Programm der K. Ritteracademie zu Liegnitz von 1840).

redet, an Lehrer gedacht. Ein Lehrer ohne die Gabe des Wortes in seinem Beruf ist eine unberechtigte Vorstellung, nämlich ein Messer, das nicht schneidet, ein Degen, welcher nicht sticht, eine Büchse, welche nicht knallt. In der Richtigkeit, Klarheit, Frische, Wahrheit und Bemessenheit liegt alles, liegt die Gewalt, der Reiz, die ganze Seele und Persönlichkeit des Lehrers. Mit dem Worte ist er alles, so daß er den Mangel von Kenntnissen oft schon durch das Wort zu decken vermocht hat; ohne das Wort ist er nichts. Was kann alle Weisheit von Aegypten und über Hellas helfen, wenn sie nicht in angemessener Weise auf den Markt vor die Käufer gebracht wird; was kann selbst ein noch so wohlgewählter Lehrapparat schaffen, wenn er nicht durch das lebendige Wort seine Erklärung und Anwendung findet? Den Apparat wird in Ausübung seiner Thätigkeit der Lehrer allerdings nöthig haben. Der Elementarlehrer in der ärmsten Volksschule kann gewisse Sachen zur Ausübung seines Geschäftes nicht entbehren; noch weniger der Mittelschullehrer, am allerwenigsten der Wissenschaftslehrer, dem wir auf Universitäten die ausgesuchtesten Bibliotheken und Museen aller Art zur Verfügung gestellt sehen. Solches alles ist nütze, ja nöthig zum Lehren. Indes ist hier ein Unterschied unter den Lehrenden warzunehmen. Mancher Lehrer meint des äußeren Heergeräthes viel zum Lehren nöthig zu haben; mancher dagegen läßt sich an wenigem genügen, selbst wenn vieles zur Verfügung steht. Wir halten dafür, daß auf allen Stufen der Lehrerthätigkeit derjenige der größere Künstler ist, der von äußerlicher Zuthat so wenig als möglich für die Wirkung seines Lehrens erforderlich erachtet. Es hat alles sein Maß. Was darüber hinaus ist, ist vom Uebel. Es sind uns im Leben oftmals welche vorgekommen, die immer andern und neuern Apparat für ihren Unterricht nöthig zu haben wähnten, unter dem Vorgeben, denselben wirksamer zu machen, und die, wenn ihnen das neue Stück beschafft war, es nicht gebrauchten. Das ist auch nicht das Rechte. Ein Apparat von gehöriger Einrichtung ist für den Lehrer immerhin ein wichtiges Mittel, das Lehren zu erleichtern, abzukürzen und in seiner Wirksamkeit zu unterstützen.

Und nun von den *Formen*, in welche er diese Mittel in lehrhafte Anwendung versetzt. Gilt es *Erkenntnisse* in andern zu vermitteln, so nimmt die Thätigkeit des Lehrens die Form des *Unterrichts* im eigentlichsten Sinne an. Solches wird auf den bekannten Wegen des zusammenhängenden Vortrages oder im unterredungsmäßigen Gange stattfinden können. Wenn schon hauptsächlich auf den Stufen des höheren Unterrichts der akroamatische Vortrag in Anwendung gebracht wird, so können doch auch die unteren Lehrstufen dieser Form nicht ganz entrathen. Auch ein Elementarlehrer muß in Gestalt von Erzählung oder Beschreibung durch zusammenhängenden Vortrag unterrichten. Gilt es ein erlangtes *Wissen* ins Können erheben zu lassen, so wird seitens des Lehrers ein *Vorbilden*, seitens des Schülers ein Nachbilden und Ueben nöthig, das vom Lehrer angeregt, geleitet und überwacht werden muß. Erscheint in der unterrichtenden Thätigkeit der Lehrer vorwiegend in Action, so tritt er beim Ueben zur Seite, um dem Schüler Raum zu lassen für die Erweisung der erlangten Erkenntnis oder Geschicklichkeit. Aus diesem Grunde mag es sich erklären daß belebte Lehrer oft wenig an Ueben denken, dagegen unproduktive vom Ueben nicht ablommen. Aber es ist auch für dies beides ein Maß, wie für beides eine Fülle mannigfaltiger Formen vorhanden, welche Kunst und Ueberlegung erdacht haben und unter denen einem bestimmten Zwecke gemäß gewählt werden muß. Die Formen des Unterrichts sind vielleicht zu erschöpfender Ausbildung auf allen Lehrstufen gelangt; es fehlt aber noch viel, daß das reiche Feld des Uebens zu einer so sichern Erkenntnis und Anwendung gediehen wäre wie das Unterrichten. Aufgeben und Wiederholen, vielleicht auch manche Art des Prüfens, sind einzelne Arten des Uebens, bei weitem nicht alle. Es verdient diese Seite künstlerischer Lehrerthätigkeit in mehr Ueberlegung und Erforschung genommen zu werden, als die andere Seite, auf deren Verständnis die Lehrer unverhältnismäßig mehr Fleiß gerichtet haben.

Könnte es nach dieser Betrachtung des Lehrers in seiner Action erscheinen, als wollten wir diese lediglich auf die Kunst, Kenntnisse und Fertigkeiten an andere zu übermitteln, beschränken, so müßen wir bemerken, wie wir allerdings auf gewissen Stellen des Lebens das Lehren darauf werden zu begrenzen haben, wie dagegen auf anderen der Lehrer sich in eine allgemeinere und höhere Thätigkeit wird aufgenommen betrachten müßen, als welche in jener ersten von uns besprochenen Aufgabe enthalten ist. Den Lehrer von Beruf im öffentlichen Dienste erachten wir mit aufgenommen unter die ausdrücklichen Factoren, denen das Werk der Erziehung an dem nachwachsenden, noch unmündigen Theile einer Volksgemeinschaft obliegt. Es ist müßig, zu fragen, ob der Unterricht erziehlich zu sein habe: Unterricht, diese absichtliche, ernste Einwirkung auf die Erkenntniskräfte der anderen, müßte darauf verzichten, ein Handelu von sittlicher Bedeutung zu sein, d. h. sich selbst aufheben wollen, wenn er nicht erziehlich zu werden beabsichtigte; denn jedes auf den andern gerichtete sittliche Handeln, welches die Absicht hat, ihn an irgend einer Seite des geistigen Lebens durch ernste Bethätigung zu fördern, ist ohne weiteres erziehend. Wer nun in so ernstem Absehen auf Mindergeförderte wirkt, wie ein Lehrer, ist durch die Kräfte seines Geistes, welche er auf sie in Anwendung bringt, wie durch den Gedankeninhalt, den er anbietet, und durch die Formen, innerhalb deren er alles Handeln der Schüler veranlaßt und erhält, in unmittelbarster Weise Erzieher. Ist der gelegentliche Umgang jedes Menschen von überlegener Bildung von solcher Wirksamkeit, wie sollte der geflissentlich unterhaltene Geistes- und Seelenverkehr des Lehrers von wahrem Beruf mit Lernenden, die ihm nicht bloß äußerlich überwiesen sind, sondern die ihm mit allen Fasern aufrichtigen Interesses angehören, ohne die Hervorbringung solcher Wirkungen verbleiben, welche wir erzieherische, nennen müßen. Es ist wahr, das Erziehen muß eine Thätigkeit sein, welche in einer gewissen Dauer und Ununterbrochenheit statt hat; das Lehren aber erscheint als eine solche, die sich nur auf bestimmte Zeiten beschränken zu müßen scheint. Der Wirkung des Erziehers, der Zucht, wird sich der Zögling zu keiner Zeit zu entziehen oder zu weigern haben; dürfen wir uns aber einen Lehrer in steter Action auf den Schüler denken, sei es in directer, sei es in indirecter Weise, d. h. etwa infolge von Aufgaben, welche ihn nöthigen auch über die Lehrstunden hinaus eingedenk zu sein des Lehrers? — Und doch besteht echter Lehrkunst schönstes Kennzeichen darin, daß sie sich mit ihrem Einfluß nicht bloß auf die Stunden, Semester oder Triennien beschränkt, in welchen der Unterricht statt hat. Wie die befreiende und erhebende Wahrheit, welche der Unterricht gepflanzt und gepflegt hat, zu einer bleibenden Steigerung der sittlichen Kraft auf jeder Lernstufe und in jedem Lehrgebiete werden soll, die uns dauernd begleitet, so kann des Lehrers persönliches Wirken uns begleiten nicht wie ein Schatten, welcher schreckt, sondern wie ein Stern, der uns voraufgeht, emporleitet und ebendadurch in Wahrheit erzieht. Manche Lehrer, die auf uns gewirkt haben, mögen als Schatten ohne Wirkung in das Nichts der Vergessenheit verblichen sein, und dort ihre angemessene Stelle behalten; wer aber in den einzelnen Stadien des Lebens, welche dem Lernen im Verkehr mit Lehrern gewidmet waren, auch nur Einen gehabt hat, der in Wahrheit ein Lehrer war, der hat an diesem nicht bloß einen Gegenstand unaustilgbarer Erinnerung, sondern auch von unerschöpflicher Nachwirkung. Des vollendeten Sprechers correcte oder trefflichlautende Rede, irgend eines Schreibenden saubere, allgemein gefallende Handschrift, eine in die Augen tretende Pünctlichkeit und Ordnungsliebe u. dgl., wie sie weiset auf irgend einen Elementarlehrer, dessen sich der Besitzer eines solchen Vorzuges erfreut, sie wird von erkenntlichen Männern dankbar oft auf denselben zurückgeführt; eines andern Geradheit unter allen Umständen oder seine Schärfe und Unerschrockenheit im Urtheil oder seine Güte und Menschenfreundlichkeit oder seine Freude, sich nur zu messen und zu bilden nach den höchsten Mustern des Alterthums — wo sie ist, wird sie nicht gern und oft zurückgeführt auf die Beziehungen, die der Träger solcher Seelenvorzüge zu irgend einem seiner würdigen Gymnasiallehrer

gehabt hat? Und die reinigenden und klärenden Einflüsse, welche andere in ihren ganzen Sinn und in ihr Streben so gern und fast unbewußt einlassen, sie sind erziehende Kräfte, durch welche irgend ein Lehrer der Wissenschaft still nachwirkt, auch nachdem bereits für diese Zeitlichkeit seine leitenden Blicke erloschen sind. Wie oft habe ich selbst in alten Tagen mir bei manchem Worte, Schritte oder Satze gesagt, was würde Gaß oder David Schulz dazu sagen — und habe mein Thun und Lassen nach diesen längst heimgegangenen Lehrern bemessen. Das ist erzieherischer Einfluß des Lehrers. Er ist nicht ein solch naher, wie der von Vater oder Mutter, nicht ein solch peinlicher oder kleinlicher, wie der eines ausdrücklich bestellten Hofmeisters: aber wer kann sich ihm ganz entziehen? Welcher Redliche will sich ihm je entziehen? Und welcher gewissenhafte Lehrer will an seinem Theile sich seinen Schülern entziehen oder versagen? Das ist gewiß unter den Lehrern ein Schalk und fauler Knecht, welcher den Centner, der ihm anvertraut gewesen war mit seinem Beruf für die Erziehung der ihm übergebenen Jugend, in die Erde vergräbt und wähnt, sich genügen lassen zu können am Stundengeben oder Collegienlesen. Wer aber in wahrer Liebe, Treue und Weisheit als Lehrer wirkt, der darf auch überzeugt sein, daß er in eben dem Grade erzieherisch wirke und daß seine Arbeit auch in diesem Sinne nicht vergeblich sein werde, wenn sie im Herrn geschieht d. i. in den Intentionen, welche seines göttlichen Geistes sind.

Wer könnte nach allen diesen Erwägungen nun wohl noch einen Zweifel an der Bedeutung haben, welche die Lehrer in einer staatlichen oder kirchlichen Gemeinschaft haben? Der Staatsmann wird Grund und Anfang für das Leben, welches das Ganze kräftig bewegt, nicht in den Formalitäten, die der Bureaukratismus mit sich bringt, noch in der Disciplinirung, die der Militarismus erfordert, sehen wollen; der Mann der Kirche wird das Leben des Geistes, welches das kirchliche sein soll, nicht in leeren Gewöhnungen und Uebungen sehen dürfen; beide müßen die bessern Grundlagen für bürgerliches und kirchliches Leben in dem Schulwesen ihres Landes suchen. Das Schulwesen aber bedingt der Lehrer. Beste Einrichtungen und mittelmäßige Lehrer bleiben ohne Bedeutung. Treffliche Lehrer und wie fast überall noch äußerst mangelhaft eingerichtetes öffentliches Schulwesen bleiben nicht ohne wohlerkennbare gute Folgen. Wie viel werden diese Persönlichkeiten durch ihren Beruf zu bedeuten haben in der Entwicklung und Sicherstellung der Bildung, wenn das öffentliche Leben, dem sie angehören und für das sie wirken, ihnen mit gemäßem Ernste, Vertrauen, Verständnis, Aushülfe und Anerkennung entgegenkommen wird! Die Lehrer sind die Träger und Wardeine der Geistesschätze, welche ein Volk besitzt, die Bürgen für die Fortdauer der Bildung, welcher es sich erfreut, die entschiedensten Gegenmittel der Umkehr. Ohne Lehrer — Barbarei, Verwilderung, Entsittlichung. Das Christenthum hat das Lehrerthum in der Absicht aus dem Schoße seiner Völker hervorgebildet, um seine Segnungen auf diese sicherste aller Weisen an die Geschlechter zu bringen. Nach der Schätzung, welche die Lehrer in einem Staate erfahren, kann auch der Bildungsgrad eines Staates im allgemeinen ermessen werden. Wo Cultur gering geschätzt wird, kann auch der nicht geschätzt werden, der sie zu bringen berufen ist.*) Wo Lehrer mit Misachtung angesehen oder in ihren Bemühungen deprimirt werden, kann es weder mit der Bildung selbst weit her sein, noch rechter Ernst um sie, sondern, was sich als Eifer um dieselbe bemerklich machen möchte, ist eitel Schein, Dunst und Heuchelei. Wo die Lehrer beargwöhnt

*) Die alten Staaten Asiens zeigen hier mehr Consequenz als die modernen, welche das Ansehen eines der einflußreichsten Aemter tief herabgedrückt haben. Wie in China in dem Vater der Kaiser geehrt wird, so der Vater in dem Lehrer. Die Forderung, man müße den, welchen man einmal für seinen Lehrer erkannt habe, sein ganzes Leben wie seinen Vater ehren (Journal asiat. tom. II. p. 259. Cramer Geschichte, S. 28), ist geradezu sprichwörtlich. Ja in Indien tritt der Lehrer in die unmittelbarste Nähe der Familie und als eine Hauptpflicht wird in Nonu's Verordnungen eingeschärft, seinen natürlichen und geistlichen Vater hochachtungsvoll zu behandeln." (Stoy, Enc. der Pädagogik S. 181.) D. Red.

werden in politiſcher Hinſicht, wird anderntheils unwillkürlich ihnen eine Bedeutung beigemeſſen, und bleibt man doch dabei ungeſchickt, ſich ihrer Dienſte in redlicher Offenheit zu verſichern.

Die Anerkennung der Lehrer in ihrer Bedeutung iſt aber nicht deshalb von Belang, daß den Anſprüchen dieſer oder jener eiteln Perſönlichkeit Genüge geſchehe, ſondern deshalb, weil eine Gewähr für ein ſicheres Wirken in ihr liegt. Mag mancher Staat ſich in Sicherheit wiegen, weil er auf ſcharfen Bajonnetſpitzen ruht: wenn die Träger dieſer Bajonnete nicht von Muth, Geiſt und Treue erfüllt ſind, ſo ſind alle Spitzen der Bajonnete nicht mehr werth als faul Holz; Muth, Geiſt und Treue ſind aber nur Früchte einer ſittlichen Cultur und die Lehrer im Lebensapparate eines modernen Staates unverachtbare Erwecker und Pfleger ſolcher Cultur. Ein Peter von Amiens mit ſeinen Helfershelfern konnte vielleicht in andern Zeiten zu tollen Unternehmungen ſeine Zeitgenoſſen aufſtacheln — ein Staatsmann von geſunden Grundſätzen kann Leute ſolcher Art heut zu Tage nicht mehr brauchen. Für ihn iſt ein Lehrer, welcher Stufe er auch angehöre, das Organ, das er benutzen zu müſſen überzeugt iſt. Sah Rochow im unſcheinbaren Volksſchullehrer ſeiner Zeit das Mäuschen, welches die Löwen-Volkskraft aus ihren Stricken zu nagen im Stande ſei, ſo haben wir ſchon in unſerer Zeit triumphirend ſagen hören: Wer die Schule habe, d. h. die Lehrer, der habe die Zukunft. Edleres Vertrauen iſt kaum je in Worten über die Schule kundgethan worden. Man möge in Werken nun nur auch dazuthun, daß man die Schule, d. i. die Lehrer habe.*) Der Staat aber kann ſein anerkennendes Vertrauen durch die Stellung, Beſoldung und Belohnung, welche er für ſeine Lehrer hat, durch die Aufgaben, welche er ihnen ſtellt, beweiſen; die Geſellſchaft durch die Achtung und Dankbarkeit, mit welcher ſie den Lehrern begegnet. Nun läßt ſich nicht leugnen, ſowohl der Stand der wiſſenſchaftlichen, als der der andern gelehrten Lehrer an den höheren Schulen und Anſtalten, ſie ſind bei den öffentlichen Gemeinſchaften in Staat und Kirche in dem ihnen gebührenden Anſehen und im allgemeinen in befriedigender Ausſtattung für das Leben. Kümmerlich aber iſt es überall noch im ganzen und allgemeinen in dieſen Hinſichten mit der Elementarlehrerwelt. Sie erfährt weder durch entſprechende Stellung im öffentlichen Leben, noch durch verhältnismäßige Beſoldung ein Zeichen davon, daß man die Bedeutung ihrer Arbeit in der Nation nach Gebühr würdige. Der Elementarlehrer, wie trefflich er ſich auch im Leben fortgebildet haben mag, wie verdienſtlich im allgemeinen, wie unübertrefflich er ſich in ſeines Berufes Handhabung erwieſen haben mag, bleibt der Paria unter den Lehrern. Der wohlhabende Bauer verachtet in ihm den armen Mann, der behäbige und anſpruchsreiche Städter den Mann der kleinen und gedrückten Lage, der gelehrte Lehrer den Illiteraten. So iſt ein Theil der Lehrer, der ein großes Verdienſt hat um das Wohlergehen des Ganzen, nach ſeiner Bedeutung unter uns noch nicht gewürdigt. Es gilt nicht bloß noch eine Ungerechtigkeit zu ſühnen und auszujäten, welche die Geſellſchaft verſchuldet, es gilt eben dadurch noch tauſend Kräfte in Fluß und Gang zu bringen, welche gegenwärtig verkommen, verderben oder verſtocken. Ein Volk, das ſeinen Lehrſtand nicht in allen Stufen hoch und werth hält, beweiſt es, daß es ihm noch nicht Ernſt iſt mit ſeiner Zukunft und daß es davon noch kein Verſtändnis hat, daß es die Nachkommen in dem Grade wohl oder übel haben werden, als für deren beſte Erziehung und Unterweiſung recht geſorgt wird.**)

*) Es iſt recht ſchön, wenn die Lehrer ſich unter einander Genügſamkeit, Reſignation predigen, wie z. B. Held in ſeinen Schulreden (S. 155—175); ſie brauchen jedenfalls in mancher Beziehung dieſe Tugenden, welche ihnen wohl anſtehen; aber darauf im allgemeinen zu rechnen und auf ſolche Vorausſetzungen die ganze Rechnung zu ſtellen, iſt eine Staatsweisheit von zweifelhaftem Werthe. Die Red.

*) Was die Stellung des Lehrers betrifft, ſo möchten wir noch weniges hervorheben. Die Schulverwaltungen ſind ſchon hin und wieder geneigt geweſen, in die Rechte einzugreifen, welche

Wie dem nun auch sei, ob die Anerkennung dem Lehrer von außen her komme oder nicht, er selber arbeite daran, daß seines Standes Bedeutung jedermann immer zweifelloser werde, der Mann der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, wie der Lehrer der Elemente. Das wird allein geschehen durch die Treue in der Arbeit, welche den andern und ihm selbst gewidmet ist. Den andern, sofern sie dem Unterrichte des Lehrers untergeben sind. Es kann an ihnen nicht verborgen bleiben, wie viel an sie gewendet worden. Solch Licht muß bemerkbar werden und die Bedeutung darthun, welche ein Wirken in Geschicklichkeit, Einsicht und vornehmlich in Treue zur Folge hat. Der Hochschullehrer hat zunächst seinen Ruhm in seinen Studenten, der Gymnasiallehrer in seinen Abiturienten, der Elementarlehrer in wohlerzogenen Katechumenen oder wohlzubereiteten Zöglingen für andere Lehrstufen des Lebens. Wie man Weine zu allen Zeiten durch die Angabe des Ortes ausgezeichnet hat, wo sie gewachsen sind, so wird man auch die Schüler nach den Meistern zu unterscheiden wissen, unter welchen sie gelernt haben. Und das wird ein Zeugnis von der Geltung und Bedeutung sein, zu welcher solche Lehrer bei den Einsichtsvollen gelangt sind. Nicht weniger wird es aber dadurch geschehen, daß kein Lehrer an seiner Fortbildung für Amt, Wissenschaft und Leben weiter zu arbeiten verabsäumt. Wie oft sehen wir nicht Lehrer von ihren Schülern überholt, auch wenn letztere nicht gerade Talente von eminenter Qualität waren. Ein Lehrer soll aber immer unter seinen Schülern und natürlichen Umgebungen in einer Ueberlegenheit erscheinen, um welcher willen er eben als Lehrer Achtung genießt. Diese Ueberlegenheit kann nur Frucht von fortgesetzter ernster Arbeit an der Weiterbildung sein. Wie will, soll und kann man den Lehrenden achten, der aufhört an seiner Vervollkommnung zu arbeiten. Er verdient als ein Stillstehender auf sich beruhen gelassen zu werden, der sich den Anschein giebt, andern zu rathen, ohne eine Anwendung auf sich selbst zu machen. Anders ein Fortstrebender, der ist ein Baum, der immer grünt und erfrischende Frucht bringt zu seiner Zeit. Er wird geachtet. Nicht bloß der Mann der hohen Gelehrsamkeit und Wissenschaft, auch der tief unten stehende Elementarlehrer, der seine Fortbildung unter viel schwierigeren Umständen zu bewirken hat als jener, wird um seines regen Eifers willen, sich in seinem Berufe zu vervollkommnen, zu verdienter Achtung gelangen bei denen, welche Zeugen seiner redlichen Anstrengung sind. „Ein kleiner Mann ist auch ein Mann.“ Wenn nun solche Beflissenheit, sich fortzubilden, auch bis in die Tage des Alters fortgesetzt wird, so muß sich an ihnen bewähren, daß, „die so gepflanzet sind in dem Hause des Herrn, werden — als Lehrer — in den Vorhöfen unsers Gottes grünen“ und wenn sie gleich alt werden, werden sie unter der Achtung ihrer Zeitgenossen dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein. Und falls diese Anerkennung ausbliebe, es wird dem rechtschaffenen Lehrer nicht an Befriedigung der echtesten Art fehlen. Wird ihn auch bei überraschenden Erfolgen und Effecten das Wort warnen: Freuet Euch nicht über das, was ihr ausrichtet — so wird ihm doch, im Hinblick auf eine in ihren Folgen unverkennbare Wirksamkeit, sich zu gestehen verstattet sein: „Ich habe keine größere Freude denn die, daß ich höre meine Kinder in der Wahrheit wandeln.“ In solchem Blicke aber wird er selig sein. **W. Thilo.**

der Individualität des Lehrers zugestanden werden müßen; bei einem Beruf, dessen Segen so ganz davon abhängt, daß der Mensch mit seinem innersten Wesen dabei sei, muß der besondern Art des einzelnen, seiner Individualität so viel Spielraum gelassen werden, als mit dem Zweck des Ganzen irgend vereinbar ist; es ist gar nicht nothwendig, daß auch nur an Einer Schulanstalt z. B. die Methode bei allen Lehrern ganz die gleiche sei, viel weniger die Manier, im Gegentheil! Also hüte man sich vor Anwendung der Schablone und gebe Freiheit der Bewegung! Wir erinnern an den Kampf, den z. B. C. L. Roth um dieses Gut gekämpft hat, vgl. seine Schrift über das Gymnasialschulwesen in Bayern S. 119 f., seinen Aufsatz In necessariis unitas in den Kleinen Schriften II. S. 175 ff. Hiemit hängt zusammen, daß dem einzelnen Lehrer nicht allzu viele Lehrstunden auferlegt werden sollten, sondern nur eine mäßige und zwar bestimmte Zahl, damit er für sich, zu seiner Fortbildung, zu Lieblingsstudien, noch Raum hat; ungemessene Frohnen (Lattmann: Ueber die Frage der Concentration) sind vom Uebel. D. Red.

Lehrerbildung. Es iſt hier im allgemeinen die Frage zu beſprechen, in wie fern öffentliche Veranſtaltungen zur Bildung von Lehrern überhaupt zu treffen ſeien. Im beſondern muß daher auf die einzelnen Artikel verwieſen werden wie: Präparandenanſtalt, Incipienz, Privatſeminar, Schullehrerſeminar, Reallehrer, Gymnaſiallehrer, Reallehrerſeminar, Philologiſch-pädagogiſches Seminar, Reiſeunterſtützung, Probejahr.

Die Frage zerfällt von ſelbſt in drei Theile: 1) ſind überhaupt zur Bildung von Lehrern beſondere Einrichtungen nöthig? 2) von welcher Art müßen dieſe Einrichtungen ſein? 3) wer hat dieſe Einrichtungen ins Leben zu rufen?

Die Beantwortung der erſten Frage ergiebt ſich aus der Bedeutung, welche man dem Lehrerberuf in ſeiner Eigenthümlichkeit und Stellung beilegt. Iſt der Unterricht und die Erziehung der Jugend eine Aufgabe von ſolchem Belang, daß dieſelbe nicht nur beiläufig von irgend einer andern beruflichen Stellung aus gelöst werden kann, ſondern die ungetheilte Kraft eines ganzen Lebens in Anſpruch nimmt, ſo muß die Frage unbedingt bejaht werden (vgl. d. Art. Lehrer). Haben die Lehrer überhaupt in dem öffentlichen Leben eine ſolche Stellung erlangt (vgl. d. Art. Lehrſtand), daß ſie nicht mehr als Anhängſel anderer Berufsſtellungen betrachtet werden können, ſondern eine gleich berechtigte Bedeutung neben anderen Berufsarten einnehmen, daß die Geſetzgebung und Verwaltung mit der Ordnung ihrer äußeren und inneren Angelegenheiten ſich beſonders beſchäftigt, ſo wird, wie bei anderen parallelen Berufsarten, ſo auch bei dieſer eine beſondere Vorbildung zu fordern ſein. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts konnte es geſchehen, — und es geſchah noch da und dort bis in die erſten Jahrzehende dieſes Jahrhunderts — daß der Unterricht in der Volksſchule als Nebenamt beſorgt wurde von ſolchen, die des Leſens, Schreibens und Rechnens kundiger waren, daß ſolche Lehrer mit einem handwerksmäßigen Lohn ſich begnügen und an Reihetiſchen ſich umätzen laſſen mußten, daß Sommers die Schule ganz eingeſtellt wurde. Von einer beſonderen Vorbereitung von Lehrern an Real- und Bürgerſchulen konnte ſelbſtverſtändlich gar nicht die Rede ſein, ſo lange das Bedürfnis ſolcher Schulen, als ſelbſtändiger Anſtalten, ſich noch gar nicht geltend gemacht hatte. In den erſten Zeiten, da man ſolche Schulen errichtete, noch ohne klares Bewußtſein über Zweck und Ziel derſelben, wurden die Lehrer noch ohne beſondere Vorbereitung dem Stande der Volksſchullehrer, Theologen oder Gymnaſiallehrer entnommen. Ebenſo wenig beſtand bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ein Zweifel darüber, daß ein Candidat der Theologie als ſolcher auch zum Gymnaſiallehramt befähigt ſei, und man hielt es meiſt gar nicht der Mühe werth mit einem examinirten Theologen, der eine Stelle an einem Gymnaſium oder einer Lateinſchule ſuchte, nur noch eine beſondere Prüfung anzuſtellen. Wo dieſes geſchah, erſtreckte ſich dieſe auf die elementarſten Gegenſtände und etwa auf eine Probelection. In gleicher Weiſe konnte, bevor man angefangen hatte die Didaktik und Pädagogik, die Fragen über Unterricht, Erziehung, Methode, Lehrſtoffe, Disciplin wiſſenſchaftlich zu behandeln und ſyſtematiſch zu bearbeiten, ſo lange man dieſe Momente nur gelegentlich in Schulbüchern oder in allgemeinen Anweiſungen, leges et statuta etc. berührte, ein genügender wiſſenſchaftlicher Stoff für beſondere Vorbereitungsanſtalten auch noch nicht vorhanden ſein. Und ſo ſteht das Bewußtſein von der Nothwendigkeit der Lehrerbildung auch im nächſten Zuſammenhang mit der wiſſenſchaftlichen Entwicklung der Erziehungs- und Unterrichtslehre. Das Bedürfnis des Unterrichts und der Bildung ſchuf Schulorganiſationen und verlangte Lehrer, es rief aber auch zugleich eine wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Didaktik und Pädagogik hervor.

In unſeren Tagen nun nimmt das Unterrichts- und Erziehungsweſen eine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben der chriſtlichen Staaten ein. An Schulen aller Art, von den Volksſchulen der kleinſten Gemeinden bis zu den Stufen der Univerſität, den Lateinſchulen, Realſchulen, Gymnaſien, Lyceen, Realgymnaſien ſind Lehrer in großer Zahl beſchäftigt, welche den Unterricht und die Erziehung zu ihrem Lebensberuf

gemacht haben, welche diese Arbeit das ganze Jahr hindurch fortsetzen, die besten Stunden des Tages und sogar auch Stunden der Nacht darauf verwenden, und für ein anderes Lebensgeschäft keine Zeit übrig behalten. Für die Administration des Schulwesens bestehen eigene Behörden an Gemeinden, in Bezirken und Kreisen und am Mittelpuncte der Regierungen, Behörden, welche in einem Ministerium gipfeln, dem als ein wesentlicher Theil seines Geschäftskreises das Erziehungs- und Unterrichtswesen zugetheilt ist. Fragen der Erziehung und des Unterrichts werden in parlamentarischen Versammlungen und in der Presse mit größter Lebhaftigkeit und unter warmer Theilnahme des Publicums besprochen, das ganze Schulwesen aber ist in einer Reihe den bedeutendsten Staaten organisch geordnet. Es bestehen Schulgesetze und Ordnungen, durch welche die Schulen nach ihren inneren und äußeren Angelegenheiten geregelt werden. Unter dem Volke aber ist der Sinn für Unterricht und Erziehung so verbreitet, daß auch der schlichte Bürger und Bauer einen Werth auf die Schule legt, während in den Städten die höheren Bildungsanstalten sich von Jahr zu Jahr mehr füllen, neue Classen und Schulen sich bilden, welche wiederum neue Lehrkräfte und neuen Aufwand in Anspruch nehmen. Hiernach ist es schließlich nicht zu verwundern, wenn auch für Bildung und Vorbereitung von Lehrern ähnliche Anstalten getroffen werden, wie sie für die Fachbildung und Vorbereitung anderer Stände längst getroffen sind.

Die Nothwendigkeit dieser Vorbildung ergiebt sich einmal aus der Vermehrung des Unterrichtsstoffs, welcher besonders auf dem Gebiet der Realien einen reichen Zuwachs erhalten hat. Schon in der Volksschule ist der aus Geschichte, Geographie und Naturgeschichte hinzugekommene Stoff von der Art, daß ein gut geschulter Bürger oder ein ausgedienter Unteroffizier nicht mehr im Stande ist, den Unterricht zu ertheilen. Dasselbe zeigt sich in den Lateinschulen und Gymnasien. Hier sind überall die sogenannten Realien Mathematik, Geschichte, Geographie, Naturlehre und Naturgeschichte, französische Sprache in einem Umfang eingebürgert worden, von dem man in Zeiten, in welchen diese Studien meist nur der Privatliebhaberei überlassen blieben, nichts wußte. Eine bloße gewöhnliche theologische Ausbildung reicht auch in dieser rein stofflichen Beziehung nicht mehr aus. Am evidentesten aber ist dies in den neu eingerichteten Realschulen. Der hier zu ertheilende gründliche Unterricht in modernen Sprachen, in Arithmetik, Geometrie, Stereometrie, in Naturlehre und Naturgeschichte, in Geographie und Geschichte, im Zeichnen kann nur auf dem Grunde tüchtiger Vorbildung und besonderer Studien, wie er soll, gegeben werden, und weder ein Volksschullehrer, noch ein Theologe kann mit der ihm als solchem eigenen Vorbildung in einer Realschule oder höheren Bürgerschule als Lehrer auftreten. Für den Gymnasiallehrer aber ist noch besonders zu beachten der auf diesem Gebiete in den letzten 60 Jahren mächtig angewachsene philologische Stoff. Die ausgebreiteten und gründlichen Forschungen genialer Männer auf dem Gebiete der Grammatik und Metrik, der Exegese und Kritik, der Mythologie, der Staats- und Privatalterthümer, der Literatur und Kunst, die Bestrebungen auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung dürfen dem Gymnasiallehrer nicht unbekannt bleiben. Die erforderlichen Kenntnisse davon aber kann er nicht neben einem andern Fachstudium noch sich gelegentlich aneignen, sondern er muß sich entweder ausschließlich diesen philologischen Studien ergeben oder er muß, wenn er etwa Theologie studirt, nach Absolvirung dieses Studiums jenen noch eine besondere Zeit widmen.

In nicht minderem Grade aber wird eine Vorbildung des Lehrers nothwendig gemacht durch die Fortschritte der Methodik und die veränderten Anschauungen der Zeit in Beziehung auf Disciplin. Beides hängt aufs engste zusammen. Die Entfernung der drastischen Mittel früherer Jahrhunderte, durch welche man vielfach die Erfolge in den Schulen erzielte und die Ordnung aufrecht erhielt, die Einbürgerung eines humaneren Geistes in Behandlung der Jugend hält gleichen Schritt mit der Vervollkommnung der Methode. Die Erleichterung des Lernens macht den Zwang ent-

behrlicher. Die Entfernung des Zwangs fordert, wenn die Erfolge gleich genügend ſein ſollen, andere Mittel zu Erreichung des Ziels. Die Fortſchritte der Methodik wurzeln weſentlich im Anknüpfen an die urſprüngliche Naturanlage des Kindes; auf demſelben Grunde ruht auch die veränderte Handhabung der Disciplin. Der Schüler erſcheint nicht mehr als Object, auf welches von außen her eingewirkt wird, ſondern als Subject, deſſen allſeitige Entwicklung durch vernünftige chriſtliche Leitung gefördert werden ſoll. Von dieſem veränderten Standpunct aus iſt aus dem Unterrichten und Erziehen eine Kunſt erwachſen, welche durch ſorgfältige Uebung gelernt werden muß. Der künftige Lehrer muß methodiſch für ſeinen Beruf vorgebildet werden.

Aus Vorſtehendem ergiebt ſich die Art dieſer Vorbereitung, und die Antwort auf die zweite Frage, wie die Anſtalten beſchaffen ſein ſollen, welche zur Bildung von Lehrern getroffen werden, fällt uns von ſelbſt in den Schoß. Die Lehrerbildung muß einmal den Zweck im Auge haben, in dem künftigen Lehrer die für ſeinen Beruf nöthigen Kenntniſſe und Fertigkeiten zu pflanzen, ſodann ihn die Kunſt lehren, dieſe Kenntniſſe und Fertigkeiten mitzutheilen. Sie muß eine wiſſenſchaftliche und eine praktiſche ſein oder, wenn man will, auf den Stoff und die Form ſich beziehen. Die wiſſenſchaftliche Vorbereitung aber kann ſich nicht darauf beſchränken, den Zögling gerade nur mit dem bekannt zu machen, was er dereinſt lehren ſoll. Sie muß denſelben höher führen, ſie muß ihn auf einen Standpunct verſetzen, auf welchem er dem Schüler ſtets im Wiſſen überlegen bleibt, ſo daß er nicht nur weiter ſieht, als der gefördertſte Schüler je ſehen wird, ſondern auch die Grundlagen und Principien erkennt, auf welchen das Wiſſen in den einzelnen Zweigen ruht, daß er die Berührungspuncte verſteht, welche zwiſchen den einzelnen Fächern ſtatt finden, und die verſchiedenen Gebiete, auf denen er verweilt, in einem höchſten und letzten Zwecke zuſammenzufaſſen weiß. Dies iſt auch von dem künftigen Volksſchullehrer zu verlangen, wenn bei ihm ein warmes Intereſſe für ſeinen Beruf und für weitere Fortbildung in demſelben ſich erhalten, wenn ſein Unterrichten nicht in einem mechaniſchen Weitergeben des Angelernten erſtarren oder in eine zerſtoßene und haltloſe Vielwiſſerei ſich verflüchtigen ſoll. Hierin liegt die Bedeutung der chriſtlichen Pädagogik und Didaktik überhaupt, welche ſich neueſtens noch in eine Gymnaſialpädagogik ſpecialiſirt hat, hierin die Bedeutung der encyklopädiſchen und hiſtoriſchen Vorträge, welche auf Univerſitäten über Philologie und Naturwiſſenſchaften gehalten werden. Daher kommt es endlich, daß auch an den Schullehrerſeminarien Fächer gelehrt werden müßen, welche keinen Unterrichtsgegenſtand der Volksſchule bilden, welche aber dem Lehrer diejenige überlegene Bildung ſowohl gegenüber von dem Schüler, als von den ſocialen Kreiſen, in denen er ſich bewegt, gewähren ſollen, deren er nothwendig bedarf, um ein tüchtiger und geachteter Lehrer zu ſein. Hierin nun gerade die rechte Grenze zu treffen, iſt eine der ſchwierigſten Aufgaben bei Organiſation ſolcher Vorbereitungsanſtalten. Die Erörterung dieſer Fragen gehört jedoch nicht hieher. Ebenſo darf die praktiſche und methodiſche Vorbereitung zum Lehrerberuf ſich nicht damit begnügen, gewiße Kunſtgriffe des Verfahrens an die Hand zu geben, deren der Lehrer bei einem erfolgreichen Unterricht bedarf. So wichtig und fördernd dieſe Mittel ſind, ſo müßen ſie doch immer in ihrem Zuſammenhang mit dem idealen Zwecke des Unterrichts betrachtet, in ihrer Entſtehung und Berechtigung gegenüber von der Naturanlage des Kindes nachgewieſen werden. Es kann dem künftigen Lehrer nicht genug eingeſchärft werden, daß er in ſeiner Methodik ſich nicht in ein geiſtloſes Drillen, Dreſſiren und Abrichten verirre, daß er ſich vor einer unterſchiedsloſen Anwendung abſtracter Sätze und Regeln hüte, daß er nicht, wenn dieſer Ausdruck erlaubt iſt, alles über einen Kamm ſcheere, ſondern der perſönlichen Eigenthümlichkeit des Kindes gerecht werde. Endlich erſcheint es wünſchenswerth, daß wenigſtens die hervorragenden unter den Aſpiranten zum Schuldienſt Gelegenheit finden, ihre Bildung im Ausland zu ergänzen, die Einrichtungen in fremden Ländern ſich anzuſehen, ihre Kenntniſſe auf fremden Univerſitäten zu vervoll-

kommunen, moderne Sprachen inmitten der Nationalität, welcher sie angehören, kennen zu lernen und zu üben.

In diesen beiden Richtungen, in den wissenschaftlichen und praktischen sind denn auch überall die Anstalten für Heranbildung von Lehrern getroffen worden. Mit den Schullehrerseminarien sind überall Musterschulen in Verbindung gesetzt, an welchen die künftigen Volksschullehrer die Anwendung des Gelernten praktisch üben. Neben den philologischen Seminarien an den Universitäten findet man da und dort auch pädagogische Seminarien, oder es ist doch an Gymnasien den Zöglingen Gelegenheit zu praktischen Uebungen gegeben. Wo aber die wissenschaftliche Bildung und die praktische nicht neben einander hergehen, da wird der letzteren dadurch Rechnung getragen, daß sie auf die erstere folgt. Dies ist der Sinn des z. B. in Preußen für alle höheren Lehrer und in Württemberg für die Reallehrer eingeführten Probejahrs. Die praktische Vorbereitung folgt der wissenschaftlichen nach, kommt also damit ebenfalls zu ihrem Rechte. Ebenso findet man Reiseunterstützungen für würdige und bedürftige Zöglinge des Lehrstandes in Aussicht gestellt, durch welche ihnen nicht nur eine umfassendere Vorbildung, sondern auch in späteren Jahren deren Nachholung oder Auffrischung ermöglicht wird.

Die Beantwortung der dritten Frage, wer diese Einrichtungen zu Bildung von Lehrern treffen soll, hängt von der Ansicht über die Frage ab, wer überhaupt die Fürsorge für das Schul- und Unterrichtswesen zu übernehmen hat. Wo dieses unter der Staatsfürsorge steht, wo das Schulwesen einen integrirenden Theil der öffentlichen Verwaltung ausmacht, da kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Staat auch für Heranbildung von Lehrern zu sorgen hat. Die Staatsbehörde kann es nicht dem Zufalle überlassen, ob sich geeignete Personen finden, eine Berufsthätigkeit zu übernehmen, deren Organisation sie selbst in die Hand genommen hat. Insbesondere gilt dies da, wo Schulzwang stattfindet. Wo es eine Bürgerpflicht giebt zu lernen, da steht ihr die Pflicht der Staatsbehörde gegenüber, die rechte Gelegenheit zum Lernen zu verschaffen. Wo der Staat das Recht zu haben glaubt, die Bürger zu nöthigen, daß sie ihre Kinder zur Schule schicken, da darf er sich selbstverständlich der Pflicht nicht entschlagen, für Einrichtung und Erhaltung der Schulen, für Heranbildung tüchtiger Lehrkräfte zu sorgen. Privathülfe ist dabei keineswegs ausgeschlossen, aber auch diese muß nach den Grundsätzen sich richten, welche der Staat in seinen Anstalten befolgt. Der Staat kann keine Lehrer anstellen, welche sich auf anderem Wege als in öffentlichen Anstalten herangebildet haben, wenn sie nicht den Forderungen genügen, welche er an dieselben zu stellen sich für befugt hält und welche diejenigen erfüllen müßen, die in Staatsanstalten vorbereitet worden sind. Nach unserer Ansicht schließt der Begriff des modernen Staats die Verpflichtung in sich, nicht nur den Staat und die Staatsangehörigen gegen irgendwelche Vergewaltigung, komme sie woher sie wolle, zu schützen, sondern auch die sittlich religiösen, intellectuellen und leiblichen Interessen nach Kräften zu fördern. Daß diese Förderung nicht in eine Bevormundung oder gar Beschränkung ausarte, dafür hat die Form der Staatsverfassung zu sorgen, welche dem Staatsbürger eine Betheiligung an der Regierung und Verwaltung des Staats, eine richtig bemessene Vertretung seiner heiligsten und wichtigsten Interessen gestattet und auferlegt. Es ergiebt sich hieraus, daß wir den Begriff unseres Staats weder in dem System des Absolutismus, noch in dem System der schrankenlosen Freiheit der Individuen und Corporationen vollzogen erkennen, mag im übrigen die Form der Regierung eine monarchische oder republikanische sein. Denn auf beiden Gebieten begegnen uns Abweichungen von der aufgestellten Norm. Jedenfalls erscheint es inconsequent und es liegt ein unklarer und unfertiger Begriff des Staats da zu Grunde, wo die Regierungen allerlei Veranstaltungen treffen zur Emporbringung der Gewerbe, zur Entlastung des Ackerbaus, zur Förderung der Viehzucht, dagegen gleicher Förderung der intellectuellen und sittlichen

Intereſſen des Volks ſich überheben zu dürfen glauben, wo man Einrichtungen findet zu Heranbildung von Seeleuten, Offizieren, Aerzten, Verwaltungsbeamten, Geiſtlichen ꝛc., während für die Vorbereitung von Lehrern nichts geſchieht. Hirzel.

Lehrercollegium. Collegialität. Wie allenthalben, wo Theilung der Arbeit unter mehrere nöthig iſt, gemeinſchaftliche Intereſſen entſtehen und die Mitwirkenden zu gegenſeitiger Unterſtützung einander näher treten, ſo beſonders bei der Erziehung und dem Unterrichte. Selbſt bei einem Knaben, der im Elternhauſe von Privatlehrern unterrichtet wird, machen ſich die nachtheiligen Folgen fühlbar, wenn von dieſen jeder ſeine eigenen Wege geht; vollends aber ein Inſtitut oder eine Schule kann gar nicht beſtehen, ohne daß die daran wirkenden Erzieher und Lehrer, deren Berufsthätigkeit ſich auf die mannigfaltigſte Weiſe gegenſeitig berühren muß, zur Erreichung ihres Zweckes zuſammenwirken. Dazu wäre allerdings eine weſentliche Uebereinſtimmung aller in den wichtigſten religiöſen, ſittlichen und pädagogiſchen Fragen, eine gleichmäßige Auffaſſung ihrer Pflichten als Erzieher und gleichmäßige, nur durch die in der Sache liegenden Unterſchiede modificirte Behandlung aller Unterrichtsſtoffe wünſchenswerth, und man möchte deshalb die Forderung aufſtellen, daß alle Lehrer einer Anſtalt, wenn auch nicht durch perſönliche Freundſchaft verbunden ſein, ſo doch ſich ſo ganz als gleichberechtigte Arbeiter im Dienſte der Humanität, der Bildung oder — des Reiches Gottes erkennen und fühlen ſollten, daß Ein Geiſt die ganze Anſtalt durchdränge, Ein Ziel, wenn gleich mit verſchiedenen Mitteln und ungleicher Begabung, erſtrebt würde.*) Aber eine ſolche Geſtaltung einer Schule bleibt ſtets nur Ideal; annähernd könnte ſie höchſtens durch freigebildete Lehrervereine realiſirt werden, wiewohl auch in dieſen ein ſo inniges Zuſammenwirken in der Regel meiſtens nur in ihrer erſten Blüte zu finden iſt. In den gewöhnlichen Verhältniſſen, wo ein fremder Wille die Lehrer an einer Anſtalt zuſammenführt, muß auf eine ſolche ideale Einheit Verzicht geleiſtet werden, und an ihrer Stelle die Collegialität genügen, mit welchem Worte wir jenes gegenſeitige Wohlwollen und Zuſammenwirken ſolcher bezeichnen, die ſich als Theile eines Ganzen, als Glieder eines Collegiums anſehen. Denn wenn die Lehrer einer Anſtalt den Namen eines Collegiums für ſich in Anſpruch nehmen, ſo eignen ſie ſich damit nicht nur Rechte an, ſondern zeichnen ſich damit auch Pflichten vor. Sie erklären ſich damit als Glieder Eines Leibes, als berechtigt und verpflichtet, Einen Zweck mit ganzer Seele zu verfolgen und darum auch verbunden, in den außerordentlichen Beziehungen einander näher zu treten. Das daraus ſich ergebende Verhältnis wird ſich alſo auch im Privatleben der Lehrer zu einander, nicht bloß in ihrer amtlichen Wirkſamkeit zeigen.

In den Privatverhältniſſen der Lehrer verlangt die Stellung, die ſie als berufen an derſelben Bildungs- oder Erziehungsanſtalt zu wirken einnehmen, vor allem jene gegenſeitige Hochſchätzung und Hülfeleiſtung, die man mit dem Ausdrucke der Collegialität bezeichnet. Daß Männer, die verpflichtet ſind, in einem ſo heiligen Geſchäfte, als das der Erziehung iſt, mit einander zu arbeiten, gegenſeitig die gewöhnlichen Pflichten ſocialer Höflichkeit zu beobachten, daß ſie ſich nicht als Fremde anzuſehen haben, deren Freud und Leid für die andern gleichgültig iſt, daß zum wenigſten alles entfernt wer-

*) Ueber die Wichtigkeit dieſer Einheit vgl. d. Art. Gymnaſium S. 199 und die daſelbſt angeführten Worte von Wieſe, der ſich a. a. O. eindringlich gegen eine ſolche Theilung der Arbeit ausſpricht, „die dem Begriff eines Organismus und eines Collegiums widerſpricht, indem der eine denſelben oder einen nahe verwandten Gegenſtand nicht nur anders, ſondern oft in entgegengeſetzter Weiſe behandelt, als der Lehrer vor ihm oder neben ihm oder nach ihm thut“, und von den einzelnen Gliedern des Collegiums jene Selbſtverleugnung fordert, die aus der einfachen Erwägung ſich als nothwendig ergiebt, „daß es unter allen Gütern auf Erden kein größeres giebt, als die menſchliche Seele, und daß, um mit ihrer Bildung an andern ſich beſchäftigen zu können, das erſte Erfordernis die Reinigung der eigenen Seele von Selbſtſucht und das Opfer der Eigenliebe iſt, und daß nur ſo von wahrer Treue im Beruf die Rede ſein kann.“ Vgl. auch Palmer ev. Päd. Ausg. 3, S. 497 (Ausg. 2, S. 516 f.). D. Red.

den müße, was zu Streitigkeiten, Zänkereien und Gehäſſigkeiten unter ihnen Veranlaſſung geben könnte, verſteht ſich von ſelbſt, und nichts iſt mehr zu bedauern, als daß nicht ſelten Verhältniſſe eintreten, die dazu verleiten können, ſelbſt dieſe geringſten Anforderungen der Collegialität unerfüllt zu laſſen. Die Lehrer derſelben Anſtalt ſtehen in ſo vielfacher Beziehung zu einander, daß leicht Conflicte unter ihnen entſtehen. Das kommt allerdings auch bei den Angehörigen anderer Stände vor, aber dieſe können bei entſtandenen Mishelligkeiten einander aus dem Wege gehen; bei den Lehrern iſt dies oft nicht möglich, und ſo erklärt es ſich, warum gerade unter dieſen nicht ſelten Zerwürfniſſe gehäſſiger Art vorkommen. Beſonders trägt dazu das gemeinſame Bewohnen deſſelben Gebäudes bei, was vielfach da der Fall iſt, wo die Lehrer Freiwohnungen genießen. Hier entſtehen häufig zwiſchen den Dienenden oder auch den Kindern kleine, unbedeutende Zwiſtigkeiten, die ſich leicht auf die Frauen fortpflanzen und dann ſelbſt auf die collegiale Stellung der Männer ſtörend einwirken. Je nachtheiliger aber ſolche Gehäſſigkeiten für das Lehreranſehen ſind, und je größer die Schadenfreude iſt, mit der ein Theil des Publicums ſie willkommen heißt, deſto mehr ſollten alle Lehrer es ſich zur Pflicht machen, die Quelle ſolcher Zerwürfniſſe zu verſtopfen, und, wo ſie gleichwohl entſtehen, ſie möglichſt einzudämmen und jedenfalls nichts zur Kenntnis der Außenwelt kommen zu laſſen. Von Lehrern erwartet das Publicum mit Recht, daß ſie ihren Schülern das Beiſpiel eines durch das Studium der Humanitätswiſſenſchaften veredelten Betragens, der Erhebung über das Gemeine geben, und es glaubt ſich zur Nichtachtung jener Wiſſenſchaften berechtigt, wenn es die Pfleger derſelben niedriger Leidenſchaft verfallen ſieht. Nichts iſt daher nachtheiliger, als wenn Streitigkeiten zwiſchen Collegen wohl gar zu gerichtlichen Klagen führen, und möglichſte Nachgiebigkeit iſt hier nicht nur Chriſtenpflicht, ſondern auch eine Forderung der Klugheit. Am meiſten aber vermeide man, Schüler bei ſolchen Mishelligkeiten zu Zeugen oder wohl gar zu Kampfgenoſſen zu machen. (Vgl. d. Artikel Auctorität, S. 281.) Auch wenn einem Lehrer das Recht vollkommen zur Seite ſteht, wird er ſich ſelbſt bei ihnen ſchaden, wenn er in verblümten Anſpielungen oder mit deutlicher Bezeichnung Klagen über Collegen in der Schule oder auch nur im Privatverkehr mit Schülern führt, und dieſen ſo gewiſſermaßen das Richteramt aufnöthigt. Der Schüler will ſelbſt in beſſeren Dingen von dem Lehrer nicht zum Vertrauten gemacht werden, am wenigſten aber bei Beſchwerden über einen Collegen, und er entzieht demjenigen, der dies thut, leicht ſeine Achtung, weil er ſieht, daß er der Leidenſchaft mehr als den Forderungen ſeiner Würde Gehör giebt.

Mit dem ſo eben Geſagten ſind jedoch nur die äußerſten Forderungen der Collegialität bezeichnet. Dieſe umfaßt noch weit mehr. Sie verlangt zwiſchen den Lehrern einer Anſtalt, wenn auch nicht eigentliche Freundſchaft, doch herzliches Wohlwollen und ein freundliches Zuſammenwirken zu dem gemeinſchaftlichen Zwecke. Darum ſollte das, was einen oder einige unter ihnen in ihrer öffentlichen Stellung berührt, auch von den übrigen als eine allgemeine Sache angeſehen werden; alle ſollten nach außen ſtets als ein Ganzes auftreten, auch wo das perſönliche Intereſſe einzelner nicht im Spiele iſt, Collegen, welche beſonders in ihrer amtlichen Wirkſamkeit angegriffen werden, ſoweit es möglich iſt, rechtfertigen und überhaupt zu jeder freundlichen Dienſtleiſtung bereit ſein. (Vgl. d. Art. Gemeinſinn, S. 690.) Beſonders liegt es im Weſen der Collegialität, daß ältere Lehrer, die ſchon länger an einer Anſtalt wirken, ebenſo geneigt ſein müßen, jüngeren oder neu eintretenden über die Verhältniſſe der Schule, die dort herrſchende Methode u. ſ. w. Aufſchluß zu geben, als dieſe, Belehrung darüber anzunehmen, und nichts iſt ſtörender für ein collegialiſches Verhältnis, als wenn entweder ältere Lehrer ſich vornehm von den jüngeren zurückziehen, oder dieſe ſich den Anſchein geben, als werde die Blüte der Schule erſt von ihnen ausgehen und als ſei es nöthig, in ihrem Lehrfache alles umzugeſtalten. Verwandt mit dieſem uncollegialiſchen Verfahren iſt eine andere Unart mancher Lehrer, ſo zu ſprechen und zu handeln, als hätten

die Schüler bei dem früheren Lehrer gar nichts rechtes gelernt, und als müßten sie nun erst in ihrem Unterrichte recht zu lernen anfangen. So sind Eigennutz und Dünkel, wie sie im allgemeinen einem freundlichen Verkehr am meisten entgegentreten, auch das größte Hindernis der Collegialität.

Damit sich zwischen den Lehrern ein collegialisches Verhältnis bilde, hat man häufig auch gesellige Zusammenkünfte empfohlen, besonders wo ihnen, wie in Süddeutschland, auch die Sitte fördernd zur Seite steht. Es läßt sich nicht läugnen, daß sie sehr ersprießlich wirken können, vornehmlich wenn der Director eine solche Stellung einnimmt, um das Bindungsmittel zwischen den Collegen zu sein. Vieles kann bei solchen Zusammenkünften freier und deshalb eingehender besprochen werden, als in eigentlichen Conferenzen, und das Verhältnis zwischen ältern und jüngern Lehrern gleicht sich nirgends naturgemäßer aus. Nur wird vorausgesetzt, daß sich in dem Kreise der Lehrer kein absolut störendes Element finde; wo dies der Fall ist, möchten solche Zusammenkünfte eher das Gegentheil von dem herbeiführen, was sie bezwecken.*)

Da in den wenigsten Fällen ein Lehrercollegium sich selbst ergänzt, sondern ihm seine Mitglieder von außen bestimmt werden, ja es ihm sogar meistens nicht einmal erlaubt ist, auf diese Bestimmung einzuwirken, so ist es möglich, daß ihm ein fremder Wille nicht nur störende, sondern auch unwürdige Mitglieder zuführt.**) Sehr selten möchte in diesem Falle geschehen, was Wiese in seinen Briefen über englische Erziehung, Brief 8, berichtet, daß dort Lehrer, die sich dem Geiste der übrigen fremd fühlen, sich freiwillig zurückziehen würden; gerade Lehrer dieser Art halten zuweilen mit einer gewißen Zähigkeit an ihren Posten fest. Was ist solchen gegenüber zu thun? Die Pflicht der Collegialität schreibt auch hier Schonung und milde Beurtheilung vor, besonders in Aeußerungen gegen Personen, welche der Schule fremd sind; namentlich findet auch hier seine Anwendung, was oben über Mittheilungen an die Schüler gesagt wurde. Diese müßen selbst dann aus dem Spiel gelassen werden, wenn die eigene Ehre ein Lehrercollegium dazu nöthigt, einen unwürdigen Amtsgenossen fallen und ihm keine Schonung mehr angedeihen zu lassen. Directoren haben unter solchen Umständen die Pflicht, durch Bewirkung der Entfernung eines solchen Lehrers ihre Anstalt von einer großen Last zu befreien; wo aber diese zu schlaff oder zu friedliebend sind, Schritte dieser Art zu thun, erwächst wohl für das Lehrercollegium selbst die Nothwendigkeit, die Wohlfahrt der Anstalt über die Rücksicht auf eine unwürdige Persönlichkeit zu setzen.

Weiter entsteht die Frage: Wer gehört zu dem Lehrercollegium?***) Die Antwort kann kaum eine andere sein als die: Alle, die an einer Anstalt thätig sind, auch die sogenannten Fach- und technischen Lehrer (vgl. Lauff, Programm v. Münster 1851). Denn für die Zwecke der Anstalt sollen alle mitwirken und wie für den Organismus der Schule kein Gegenstand gleichgültig ist, so haben auch alle Lehrer das Recht und die Verpflichtung, sich als Collegen und als Mitglieder desselben Lehrercollegiums zu fühlen, und dürfen fordern, als solche behandelt zu werden. Nur so werden auch sogenannte Nebenfächer Eltern und Schülern als ergänzende Theile des gesammten Unterrichtes erscheinen und in ihrer Bedeutung anerkannt werden. Wo aber

*) In Schweden besteht die hübsche Sitte, daß der Rector des Gymnasiums nach der Conferenz sich das Vergnügen macht, die Collegen alle an seinen wohlbesetzten Tisch zu führen. Sein Einkommen erlaubt ihm dieses Vergnügen. D. Red.

**) Die Verhältnisse in Bezug auf die bei der Anstellung von Lehrern zur Einwirkung berechtigten Factoren sind sehr verschieden — vgl. den Art. Anstellung. Es werden aber wohl bei den verschiedensten Systemen Misgriffe in der Wahl der Lehrer vorkommen können. D. Red.

***) Die positiven Bestimmungen über die Mitgliedschaft der einzelnen Arten von Lehrern am Lehrercollegium und die Befugnisse des letzteren sind in den verschiedenen Ländern verschieden, vgl. z. B. das in Preußen geltende Recht bei Rönne S. 74—88, über Oesterreich den Organisationsentwurf von 1849, § 109 — 113, über Württemberg die Hirzelsche Sammlung der Schulgesetze S. 874 ff. D. Red.

Zeichen-, Gesang- und Schreiblehrer von den übrigen Lehrern einer Anstalt nur als halbberechtigt angesehen werden, gewöhnt sich bald auch der Schüler daran, sie als solche zu behandeln und ihre Lehrfächer leicht zu nehmen.

Doch wird der Unterschied zwischen den Hauptlehrern, welche mit ihrer gesammten Thätigkeit der Anstalt angehören, und den Nebenlehrern, die nur für einzelne Lehrstunden honorirt werden und vielleicht auch keine eigentliche wissenschaftliche Bildung besitzen oder wenigstens keine Universitätsstudien gemacht haben, sich praktisch immerhin geltend machen. So sehr zu wünschen ist, daß sich die ersteren von den letzteren nicht vornehm zurückziehen und sie besonders in Gegenwart der Schüler nicht als bloße Nebenlehrer erscheinen lassen, so bringt es doch die Natur der Sache mit sich, daß jene durch gleiche Studien oder wenigstens gleiche Interessen verknüpft, sich zunächst als Collegen und als Mitglieder des Lehrercollegiums ansehen und die Rechte des letzteren hauptsächlich von ihnen ausgeübt werden.

Welche Stellung hat das Lehrercollegium in der Schule selbst einzunehmen oder welche Rechte und Pflichten kommen ihm in Hinsicht des ganzen Organismus desselben zu? Es ist klar, daß hier vor allem das Verhältnis des Lehrercollegiums zu dem Director in Betracht zu ziehen ist, ein Verhältnis, das auf dreifache Weise aufgefaßt werden kann: entweder so, daß der Director nur das vollziehende Organ des Lehrercollegiums ist, oder so, daß er die oberste Leitung und Regierung in sich vereinigt, und die Lehrer nur die Vollstrecker seiner Aufträge sind, oder endlich so, daß gewiße Befugnisse dem Lehrercollegium vorbehalten bleiben, der Director also in bestimmten Fällen an seine Mitwirkung und Zustimmung gebunden ist. Das Letzte scheint das Richtige und das zum Gedeihen einer Schule Förderlichste zu sein; denn es scheint ebenso unzweckmäßig, die ganze Leitung der Schule in die Hände des Lehrercollegiums zu legen, als es völlig davon auszuschließen. Wo jenes geschieht, wird in kurzer Zeit Unordnung und Schlaffheit herrschend werden, und niemand für den Zustand der Schule die Verantwortung übernehmen wollen; wo aber dies der Fall ist, da werden sich die Lehrer von der Gesammtanstalt zurückziehen und sich nur für ihre Classe und für ihr Lehrfach interessiren, alles aber, wovon die Wohlfahrt der Schule im ganzen abhängt, dem Director überlassen und gleichgültig oder gar schadenfroh zusehen, wenn diesem die Lösung seiner Aufgabe nicht gelingt. Am meisten wird das Gedeihen einer Anstalt gefördert, wenn der Director eine solche Stellung zu seinen Mitlehrern einnimmt, daß zwar vieles durch das Lehrercollegium, aber nichts bloß durch dasselbe wider den Willen des Directors geschieht, wenn dieser von Selbstsucht und Rechthaberei frei genug ist, um auf fremden Rath einzugehen und das Gute, das ihm auf diesem Wege geboten wird, gerne und rückhaltslos anzunehmen, wenn er aber auch für seine Collegen so sehr eine sittliche und wissenschaftliche Auctorität ist, daß nichts von diesen beschlossen wird, was seiner festbegründeten Ueberzeugung entgegensteht. Ein solcher Director wird die Seele einer Anstalt sein, und doch werden auch seine Collegen den Zustand derselben als ihr Werk ansehen und mit Freudigkeit an ihr arbeiten. (Vortreffliche Bemerkungen über dieses Verhältnis bei *Dietsch*, Jahrb. f. Phil. u. Pädag. 1862, 1. S. 44.)

Welches sind nun die Befugnisse, die demgemäß dem Lehrercollegium zustehen sollen?

1) *Festsetzung des Lehrplans*, wo diese der Anstalt selbst überlassen ist; *Vertheilung der Lehrgegenstände* zwischen den verschiedenen Classen, die sich in sie zu theilen haben; *Bestimmung der zu befolgenden Methode*, soweit darüber allgemeine Anordnungen getroffen werden können; *Festsetzung der Zahl und Beschaffenheit der Aufgaben, der Art ihrer Correctur, der Locationsweise* u. dgl. Es versteht sich aber dabei von selbst, daß das einmal Angeordnete nicht mit jeder Aenderung der Majorität des Lehrercollegiums wieder in Frage gestellt werden darf. Glücklich die Anstalt, welche durch Jahrhunderte hindurch ein fest ausgebildetes Gepräge bewahrt, wie man dies den sächsischen Fürstenschulen nachrühmte,

und in der jeder neu eintretende Lehrer, ja jeder neu aufgenommene Schüler weiß, in welchem Geiſte er arbeiten muß. In ſolchen Schulen muß der Director das conſervative Princip darſtellen und ſeine ganze Auctorität in die Wagſchale werfen, um das Beſtehende gegen Neuerungen, zuweilen ſelbſt wo ſie Verbeſſerungen ſcheinen könnten, zu ſchützen. Denn beim Unterrichte verdient ſelbſt das minder Gute den Vorzug vor dem an ſich Beſſeren, vorausgeſetzt, daß jenes ſich eingelebt und nicht bloß die Berechtigung des Herkommens für ſich hat, während die Luſt, das Beſtehende immer wieder zu ändern und mit Neuem zu vertauſchen, ſogar auf dem Gebiet des Staatslebens nicht ſo verderblich wirkt, als bei der Erziehung. Allein auch ſo bleibt dem Lehrercollegium in Beziehung auf Methode und Lehrplan immer noch ein weites Feld ſeiner Thätigkeit. Jener auf dem Gebiete des Unterrichtes ſo wohlthätige Conſervatismus hat nicht nur die Freude an Neuerungen zu ſeinem Gegner, ſondern auch das geiſtloſe, handwerksmäßige Feſthalten am Hergebrachten, den Schlendrian, gegen den nichts mehr ſchützt, als häufige Berathungen und Beſprechungen von Fachgenoſſen. Ein auch noch ſo tüchtiger Director hat dieſem in vielen Schulen eingewurzelten Uebel gegenüber einen harten Stand; er verletzt und erbittert, wenn er ſelbſt Dinge tadelt, die mit der Perſönlichkeit der Lehrer aufs genaueſte zuſammenhängen; aber Beſprechungen der Lehrer unter einander können ein wohlthätiges Ferment in das Beſtehende bringen und den einzelnen anregen, die überlieferte Form ſtets wieder mit einem neuen Geiſte zu beleben.

Hieher gehört auch die Wahl der *Lehr- und Uebungsbücher*, inſoweit ſie dem Lehrercollegium ſelbſt überlaſſen iſt; im andern Fall die Berathung über diesfallſige Anträge an die Schulbehörde. Bei der großen Anzahl trefflicher Schulbücher iſt es im allgemeinen ziemlich einerlei, welche derſelben an einer Anſtalt gebraucht werden; dagegen iſt es von großer Wichtigkeit, daß die eingeführten *wirklich* und *zweckmäßig* benützt und nicht entweder nur im Verzeichniſſe der Lehrbücher aufgeführt oder von dem Lehrer nur dazu angewendet werden, um gegen ſie zu polemiſiren und auf ihre Koſten ſich den Schein der Gelehrſamkeit zu erwerben. Deswegen muß auch hier dem Director daran gelegen ſein, den zu wählenden Lehrbüchern die Zuſtimmung des geſammten Lehrercollegiums zu verſchaffen und gerne wird er auf dasſelbe einen Theil ſeiner Befugniſſe übertragen und beſonders beim Wechſel der Lehrbücher jeden Schein von Eigenmächtigkeit vermeiden. Man kann älteren Lehrern kaum zumuthen, ſich in neue Schulbücher, z. B. in neue Grammatiken ſo einzuarbeiten, daß ſie ſich mit Leichtigkeit darin orientiren. Muß dies aber gleichwohl geſchehen, ſo haben die Lehrer ohne Zweifel darauf Anſpruch, daß ihnen ihre Mühe wenigſtens dadurch verſüßt werde, daß ſie freiwillig und nicht von außen aufgebürdet iſt. Uebungsbücher z. B. zum Ueberſetzen ins Lateiniſche oder Griechiſche müßen öfters gewechſelt werden; aber auch bei ihrer Wahl gebührt dem Lehrercollegium, vor allem den Lehrern, die ſie zu gebrauchen haben, eine bedeutende Stimme.

2) *Schulgeſetze und Disciplin.* An der Handhabung der Disciplin im allgemeinen gebührt dem Lehrercollegium ein weſentlicher Antheil. Zunächſt fällt allerdings dem betreffenden Lehrer, hauptſächlich dem Claſſenordinarius die Pflicht zu, die Disciplin in ſeiner Claſſe aufrecht zu erhalten; allein es gilt, gerade in ſittlicher Hinſicht einen beſtimmten Geiſt in der Anſtalt zu pflegen, was nur durch Zuſammenwirken aller oder wenigſtens der meiſten Lehrer mit dem Vorſteher geſchehen kann. Es wird freilich nur ſelten eine Anſtalt geben, an der ſich nicht einzelne Lehrer dieſer Verpflichtung entziehen und ſich ausſchließlich auf das Lehrgeſchäft beſchränken, und ſelbſt der Gymnaſien werden hin und wieder noch etliche ſein, die zur Sittlichkeit nur durch die Zucht des Lernens und Arbeitens erziehen wollen; aber der Idee einer Bildungsanſtalt entſprechen ſolche Schulen jedenfalls nicht; und deswegen ſollte überall auch durch äußere Veranſtaltungen dafür geſorgt werden, daß alle Lehrer ſich aufgefordert fühlen, an der Einwirkung auf den ſittlichen Zuſtand der Schüler ſich zu betheiligen. Die Frage, wie dieſer zu fördern ſei, muß deshalb Gegenſtand der Berathung aller Lehrer ſein, und

alle wichtigeren (eigentlichen) Disciplinarsatzungen haben von dem Lehrercollegium auszugehen, wenn gleich ein einsichtsvoller, energischer Director dafür Sorge tragen wird, daß nichts beschlossen und festgesetzt werde, was seiner Ueberzeugung widerspräche.

Auch bei größeren Schulstrafen, nicht nur bei Relegation, möchte es zweckmäßig sein, die Entscheidung nicht bloß in die Hand des Directors zu legen, sondern von dem Urtheilsspruch des Lehrercollegiums abhängig zu machen.*)

3) Die Entscheidung über Aufnahme**), Promotion (Versetzung), Zeugnisse (Censuren), Rangordnung (Location) und Preise, wo solche bestehen, Bewilligung von Freistellen, Zuerkennung von Stipendien (wo nicht die Stiftungsurkunden es anders bestimmt haben), Entlassung zur Universität; endlich über Anschaffung von Lehrmitteln (Bücher, Zeitschriften, Karten ꝛc.). Auf das Urtheil über die Promotionsfähigkeit der Schüler haben naturgemäß alle diejenigen Lehrer einzuwirken, deren Unterricht sie unmittelbar vorher genossen haben, und diejenigen, in deren Unterricht sie übertreten sollen, ebenso werden sich an den Maturitätsprüfungen wohl überall mehrere Lehrer betheiligen; es sprechen aber viele Gründe dafür, in beiden Fällen die letzte Entscheidung dem Lehrercollegium zu überlassen. Zwar wird sich dieses stets an die Berichte der Lehrer, welche den zu beurtheilenden Schüler theils aus dem Unterricht, theils aus den Prüfungsarbeiten genauer kennen, halten müßen, und seine Mitwirkung wird alle mehr nominell sein, gleichwohl wird die Zuziehung desselben den Ernst der Handlung erhöhen, die Unparteilichkeit des Verfahrens gewährleisten, die zunächst betheiligten Lehrer vor Uebereilungen schützen und den Widerstand gegen etwaige Reclamationen erleichtern. Ebenso wird für die Zeugnisse regelmäßig das Urtheil des betreffenden Lehrers maßgebend sein.

Damit aber in allen diesen Fällen nicht auch solche Lehrer mitzuwirken haben, die mit den Schülern ganz unbekannt sind, ist es gut, da, wo die Gesammtanstalt in ein Ober- und Untergymnasium zerfällt, immer nur das zunächst betheiligte Lehrercollegium beizuziehen.

Lattmann (Concentration des Unterrichts, S. 161) verlangt, daß auch die Vertretung der Anstalt nach außen und Schreiben an die Eltern und Behörden von dem Lehrercollegium ausgehen sollen. Würde daraus gefolgert werden, daß alle diese Schriftstücke dem gesammten Collegium vorgelegt werden sollen, so würde dies zu einer völligen Republicanisirung der Anstalt führen; geschähe dies nicht, so würde mancher Lehrer verwundert sein, Beschlüsse als in seinem Namen gefaßt zu lesen, von deren Dasein er nicht einmal etwas weiß. Nach außen muß der Director immer das Gesicht der An-

*) In Württemberg z. B. gebt die Befugnis des Rectors nur bis auf 2 mal 12, die des Lehrerconvents bis auf 2 mal 24 Stunden Carcer; weiter gehende Anträge sind der Oberstudienbehörde vorzulegen. In Preußen und Oesterreich kann das Lehrercollegium bis auf Ausschließung eines Schülers von der Anstalt gehen, dagegen die Ausschließung von allen Gymnasien nur bei den Provincialschulcollegien (österr. Landesschulrath) beantragen. Der Vorstand wird aber sehr oft wohl daran thun, auch solche Strafen, die er selbst verhängen könnte, beim Lehrerconvent zu beantragen, wenn der Fall für die Beurtheilung eines einzelnen Schülers oder einer Classe oder für die Ausgleichung des Urtheils über das betreffende Vergehen von Wichtigkeit ist. Nirgends freilich ist bei Meinungsverschiedenheit im Collegium die unbedingte Bewahrung des Amtsgeheimnisses für die Mitglieder der Mehrheit wie der Minderheit dringendere Pflicht, als in Disciplinarfällen. Auf dem angedeuteten Wege Popularität zu suchen, ist sehr wohlfeil, aber auch sehr pflichtvergessen. D. Red.

**) Die Aufnahme wird doch wohl in der Regel von dem Vorstand und dem betreffenden Classenlehrer, welcher die Vorprüfung zu halten hat, in oberen Classen von den zunächst betheiligten Lehrern abhängen müßen (vgl. den Art. Aufnahme S. 312). Die Entlassung zur Universität hängt z. B. in Württemberg nicht von dem Lehrercollegium eines Gymnasiums, sondern von dem Erfolg einer Centralprüfung ab. Die Gründe, welche Lattmann (a. a. O. S. 145—162) für die Theilnahme des ganzen Collegiums an dem Act der Aufnahme und besonders an der Maturitätsprüfung geltend macht, sind allerdings gewichtig. D. Red.

ſtalt bleiben, wie dieſe auch hauptſächlich durch ihn mit der Außenwelt in Verbindung ſteht. **Elſperger.**

Lehrercollegium. Einheit des Geiſtes. In jeder Schule iſt eine ſo große Summe von Kräften, lehrenden und lernenden, erziehenden und der Erziehung bedürftigen, eine ſolche Vielheit von Willensrichtungen, die beſtimmen und beſtimmt werden ſollen, vorhanden, daß eine einheitliche Organiſation zu den allererſten und dringendſten Bedürfniſſen gehört. Eine ſolche findet ſich denn auch mehr oder weniger vollkommen in allen Schulen. Aber ſie wird natürlich ohne entſprechenden Erfolg bleiben, wenn ſie von den Lehrern gar nicht, oder nur theilweiſe, willkürlich und ungeordnet, eingehalten wird, oder auch wenn ſie ſelbſt die Lehrer nicht genug beachtet, ſie nicht gehörig in Mitleidenſchaft oder vielmehr in Mitthätigkeit zieht. Das Letztere iſt offenbar der Fall, wenn die Schulorganiſation, wie z. B. in Frankreich, in der Form eines ſtarren Mechanismus auftritt, in welchem alle Verrichtungen bis ins einzelnſte zum voraus beſtimmt ſind und wobei dem Lehrer nur eine Oberaufſicht über den vorgeſchriebenen Gang der Maſchine zuſteht, zu deren Conſtruction er nichts beigetragen hat, auf deren Verbeſſerung ſein Nachdenken und ſeine Erfahrungen keinen Einfluß äußern dürfen, deren ganzen Bau er vielleicht in ſeinen Grundprincipien gar nicht verſteht, oder mit ſeinen pädagogiſchen Anſchauungen nicht in Einklang ſetzen kann. Es iſt unmöglich, daß der Lehrer für eine ſolche Einrichtung ein tieferes Intereſſe faſſe und ihr mit eigener Verantwortlichkeit ſeine volle Kraft widme. Das Gedeihen einer Schule hängt daher nicht bloß von ihrer irgendwie feſtgeſetzten, wenn auch noch ſo vortrefflichen Organiſation ab. Ebenſowenig beruht es allein auf der Tüchtigkeit der einzelnen Lehrer; denn an ſich ausgezeichnete Kräfte ſchwächen ſich doch gegenſeitig durch den Mangel an Uebereinſtimmung, wenn ſie ſich nicht geradezu aufheben; jedenfalls bringen ſie nicht die Geſammtwirkung hervor, die ſich von ihnen erwarten ließe, während geringere Kräfte durch wohlgeordnetes harmoniſches Ineinanderwirken ſich gegenſeitig unterſtützen und ein immerhin anerkennenswerthes Reſultat liefern können. Es hängt das Wohl einer Schule vielmehr weſentlich davon ab, daß ihr Organismus in das lebendige Bewußtſein, in die feſte Ueberzeugung und das energiſche Wollen der Lehrer aufgenommen iſt. Daß dieſe alſo namentlich eine klare Erkenntnis von dem Bildungsziel der Anſtalt haben, daß ſie eine gründliche Einſicht in das ganze Syſtem und das organiſche Ineinandergreifen ihrer Glieder beſitzen, daß ſie einig ſind über die Hauptgrundſätze ihrer ganzen Lehr- und Erziehungsthätigkeit, und insgeſammt die volle, den Willen nachhaltig antreibende Wucht ihrer eigenen Verantwortlichkeit tief empfinden; mit Einem Wort: das Gedeihen der Schule beruht weſentlich auf dem einheitlichen Geiſt des Lehrercollegiums.

Dieſe Einigkeit wirkt ſchon ganz im allgemeinen, quantitativ und qualitativ, wohlthätig. Der Glaube aller ſtärkt den Glauben des einzelnen; die Anſicht, welche der einzelne mit einem ganzen Collegium theilt, ſteht feſter, wiegt in der Anwendung ſchwerer und erſcheint auch nach außen achtunggebietender, als wenn ſie iſolirt auftritt; ebenſo muß man grundſätzlich annehmen, daß ſie nach Inhalt und Form gereinigter und beſtimmter iſt, nachdem ſie die läuternde Prüfung vieler durchgemacht hat, als ſo lange ſie die ſubjective Meinung des einzelnen bildet. Es mag wohl geſchehen, daß ein Lehrer von rauherem Charakter oder ungeſtümem jugendlichem Pflichteifer es für ganz recht und nothwendig hält, den Stock in der Schule ſo zu handhaben, daß er es mit einem Verein gegen Thierquälerei zu thun bekäme, wenn die Kinder nur unvernünftige Geſchöpfe wären; aber es läßt ſich doch kaum denken, daß ein ganzes Collegium nach reiflicher Berathung und Erwägung, auch bei ſtrengen Anſichten über Schuldisciplin, den Drakonismus ſo weit treibe, für gewöhnliche Schulvergehen ein Strafmaß von 6, 8, 10 Tatzen feſtzuſetzen, oder den lebendigen menſchlichen Körper gerben und walken zu laſſen, wie das Fell eines todten Thieres. Es iſt nicht unmöglich, daß in einem Lehrercollegium die derbe, vielleicht harte Anfaſſung der Schüler für eine gute, geſunde

und kräftige Menschen bildende Erziehungsform gehalten wird; aber es ist doch kaum denkbar, daß es, aus Abneigung gegen das Gezierte und Süßliche, von der Rauheit zur Roheit übergehen und grundsätzlich statt der ordentlichen Tauf- und Familiennamen in dem Schulverkehr sich der Thiernamen, als da sind: Kuh, Kalb, Ochs, Esel, Roß, Rhinoceros, Kröte u. s. w. und, vielleicht zu einiger Milderung, nur des Namens eines hervorragenden Theiles, wie: Kalbskopf, Ochsenkopf, Eselskopf, Hundeseele u. dgl. bedienen wolle, oder, gleichsam aus Ironie auf die Bestimmung der Schule, die Benennungen von verdorbenen und schlechten Menschen einführe, wie: Gauner, Galgendiebe, Galgenstricke, S..kerl u. a. m. Aus unerfahrenem blindem Eifer und schädlicher Mißachtung der menschlichen Entwicklungs- und Bildungsgesetze mag es wohl einem Lehrer begegnen, der jugendlichen Kraft Lasten aufzulegen, unter welchen sie zusammenbricht; aber sicherlich wird ein ganzes Collegium, bei allem Berufseifer, der es beseelen mag, sich grundsätzlich nur zu der natürlichen Ansicht bekennen, daß die Anforderungen an die Schüler ihrer Leistungsfähigkeit entsprechen müßen. Man darf daher wohl behaupten, daß die pädagogische Anschauungsweise, in welcher die Gesammtheit der Lehrer einer Anstalt übereinstimmt, von jenen falschen und verderblichen Extremen, die sich leicht bei dem einzelnen isolirt stehenden festsetzen können, fern bleiben wird. Die guten Wirkungen eines einheitlichen Geistes im Lehrercollegium werden sodann in allen Geschäften sichtbar werden, die es nach dem vorhergehenden Artikel und nach dem Art. Director gemeinsam abzumachen hat, wie Lehr- und Lectionsplan, Bestimmungen über Methode, Lehrbücher, Disciplin ꝛc.; überall wird man den Guß aus Einem Princip erkennen, und nicht jene verderbliche Mischung, jenes unorganische Conglomerat unvermittelter Ansichten, die den verschiedenartigsten Standpuncten angehören können, warnehmen. Am meisten aber wird sich die Einigkeit des Geistes natürlich in der praktischen Durchführung der ganzen Lehr- und Erziehungsaufgabe der Schule offenbaren. Für den Unterricht auf den verschiedensten Stufen giebt es nur Ein gemeinschaftliches Ziel, das alle im Auge haben und auf das alle hinstreben, das Bildungsziel der Anstalt selbst. Dadurch bekommt er von Anfang an eine feste Richtung, die den Schüler innerlich faßt und unbewußt bestimmt. Die Hauptgesichtspuncte bei allem Lehren und Lernen: Aufmerksamkeit und Fleiß, Ordnung und Pünctlichkeit, Klarheit und Sicherheit im Wissen und Können werden in allen Classen unabläßig festgehalten, so daß sich die Schüler überall in derselben gesunden geistigen Atmosphäre bewegen und sich jene guten Gewohnheiten ansetzen können, die allein schon eine unschätzbare Mitgift der Schule für alle künftigen Lebensverhältnisse sind. Aber nicht nur über die allgemeinen Grundsätze des Unterrichts wird sich ein im Geist einiges Lehrercollegium verständigen, sondern es ist ihm auch möglich auf das einzelne wohlthätig einzuwirken. Wir erinnern hier nur an die Gleichheit der Terminologie im sprachlichen und mathematischen Unterricht, an die Gleichförmigkeit in den Definitionen allgemeiner Begriffe aus den Schulwissenschaften, an die Uebereinstimmung in der ganzen Behandlung und Methode der verschiedenen Unterrichtsfächer. Wie viel Zeit und Kraft wird gewonnen, wenn der Schüler sich nicht in jeder Classe an eine neue Lehrweise, an eine neue Sprache gewöhnen und nicht immer wieder umlernen muß, was er früher mühsam erworben hat, sondern auf seinem bereits erlangten Besitz sicher und ungestört weiterbauen kann! Dann ist auch nicht zu übersehen, daß bei einem einheitlichen Lehrercollegium grobe Verstöße gegen eine gesunde Methode überhaupt nicht lange werden bestehen können, sei es nun daß der einzelne hingerissen von dem in der ganzen Anstalt herrschenden Geist seine Fehler von selbst ablegt, oder daß er durch den freundlichen Rath der Collegen dazu veranlaßt wird. Da jeder Lehrer nicht nur das Lernziel seiner eigenen, sondern auch der angrenzenden Classe in ihrem organischen Zusammenhang erkennt, so wird sein ganzes Streben dahin gehen, es in tüchtigster Weise zu erreichen, nicht aber zur Störung des ganzen Organismus darüber hinaus zu schreiten. Jede Stufe wird nun die feste Grundlage und der sichere Ausgangspunct für die nächsthöhere; es bildet sich ein stetiger, gesunder Fortschritt, in wel-

chem nichts von jenem haſtigen athemloſen Ueberſtürzen zu bemerken ſein wird, das die Kräfte der Lehrer und Schüler aufreibt und doch nur ein krankhaftes, aufgedunſenes Bildungsproduct erzielt. Vielmehr wird in die ganze Schulthätigkeit jene Ruhe der Bewegung kommen, die ſich auf die bewußte Tüchtigkeit der ganzen Anlage gründet, jene Harmonie der Stimmungen, in welcher ſich Lehrer und Schüler wohl fühlen, jene Freudigkeit und Luſt des Lehrens und Lernens, die ſtärkend auf alle Kräfte wirkt und ſelbſt wieder eine neue Bürgſchaft für ein glückliches Gelingen darbietet. Denn in „dem freudigen Bewegen werden alle Kräfte kund; Meiſter rührt ſich und Geſelle.“ Das höchſte Ziel alles Lehrens, daß der Schüler aus eigenem Antrieb ſeine Schwingen rege, wird nun auch häufiger erreicht werden; vor allem aber werden die Lehrer in ein reges wiſſenſchaftliches Streben hineingeführt, unterſtützt und gefördert durch warme gegenſeitige Theilnahme; jeder wird mit Freude in ſeinem Unterrichtsgebiet fortſtudiren, um der Anſtalt, der er in ſolcher Lage durch die tiefſte Verpflichtung mit voller Innigkeit zugethan ſein kann, ſein Beſtes zu geben. Aber die Liebe zur Schule ſchließt die Liebe zu den Schülern in ſich, für welche ſie ja allein beſteht; ein Lehrercollegium, das wirklich ein einheitliches Bewußtſein von ſeiner Aufgabe hat, kann über dem Intereſſe am Lehrobject unmöglich vergeſſen, daß es auch lernende Subjecte gibt, die keine todten Gefäſſe ſind, in die man nach Belieben geiſtigen Stoff, wenn er nur an ſich gut ſei, hineinſchütten darf, ſondern lebendige Organismen bilden mit beſtimmten Geſetzen und Lebensordnungen, welche man kennen muß, um auf jeder Entwicklungsſtufe die nöthige Nahrung von der rechten Beſchaffenheit, Form und Menge geben zu können. Wie viel Krankheit, Siechthum, tödtliche Stockung und gänzliche Verkommenheit an Leib und Seele mag ſchon dadurch herbeigeführt worden ſein, daß man dem Schüler zu viel oder zu wenig Lernſtoff, oder nicht von angemeſſener Art dargereicht hat, wie z. B. wenn man ihn zur Zeit, wo der Geiſt Anſchauungen, lebendige Bilder verlangt, auf dem dürren Felde leerer Abstractionen und Formeln umherführt; wenn man auf der Stufe der Gedächtnisentwicklung die Verſtandeskräfte vorherrſchend in Anſpruch nimmt, und umgekehrt; oder in einer Periode, wo der menſchliche Geiſt beſonders glaubensbedürftig und fähig iſt, alle Anſätze eines höhern religiöſen Lebens durch eine kalte Kritik radical vernichtet. Dieſe und andere Verkehrtheiten haben einzig ihren Grund in der Verkennung der natürlichen Geſetze der geiſtigen und körperlichen Entwicklung des Menſchen; deshalb wird in einem tüchtigen geiſtig verbundenen Lehrercolleginm das Studium der Pädagogik, der Anthropologie und Pſychologie nicht vernachläßigt werden, und es müßen ſich mittelſt der vereinigten aufmerkſamen und gewiſſenhaften Beobachtung vieler Reſultate ergeben, die nicht nur für die beſondere Lehranſtalt und ihre Fortentwicklung von Werth ſind, ſondern auch allgemeines pädagogiſches Intereſſe haben. Jedenfalls werden ſolche Studien eine Schule vor Erſtarrung und Verknöcherung ſchützen helfen, ohne ein unſtetes und ſchädliches Verſuchemachen zu begünſtigen, da weitergreifende Veränderungen erſt durch die Berathungen der Geſammtheit der Lehrer hindurchgehen müßen.

Aber nicht nur auf die eigentliche Lehrthätigkeit, ſondern auch auf die ganze Schuldisciplin wird der einheitliche Geiſt eines Lehrercollegiums den wohlthätigſten Einfluß haben, und zwar vor allem dadurch, daß eine Menge Veranlaſſungen zu Vergehungen und Strafen wegfallen. Man bedenkt häufig zu wenig, daß viele ſtrafbare Vorkommniſſe in dem falſchen Organismus einer Schule oder in der verkehrten Behandlung von Seiten der Lehrer ihren Grund haben. Bei einer geſunden Einrichtung, wie man ſie unter einem tüchtigen und einigen Lehrercollegium vorausſetzen darf, werden an die Schüler keine übertriebene, unausführbare Forderungen geſtellt, bei denen man gar nicht an die Schwierigkeiten denkt, welche ſie ihnen darbieten können; Zeit und Kraft werden nicht vergeudet durch unnütze oder unzweckmäßige Verwendung. Es wird ſich daher bei ihnen viel ſeltener jene Verdrießlichkeit und Unluſt zur Arbeit einſtellen, die ſo häufig Veranlaſſung zu Strafen giebt, indem ſie nicht nur zur Ausführung der geforderten Leiſtungen unfähig macht, ſondern auch zu manchen ſtrafbaren Unarten und Vergehen reizt.

Ferner wird die ganze Behandlnng der Schüler nach übereinſtimmenden Grundſätzen, welche der Würde der menſchlichen und insbeſondere der kindlichen Natur entſprechen, der Art ſein, daß ſie nicht die ſchlimmen, ſondern die guten Eigenſchaften anregt. Selbſt bei den Hausthieren hat man ja die Thatſache wargenommen, daß ſie durch eine gute Behandlung gutartig, durch eine ſchlechte bösartig werden. Kinder, welchen die Lehrer freundlich und mit der achtungsvollen Scheu begegnen, die Geſchöpfen gebührt, von welchen die Schrift ſo ſchön ſagt: „Ihre Engel ſehen allezeit das Angeſicht ihres Vaters im Himmel," müßten grundverdorben ſein, wenn ihr beſſeres Selbſt nicht dadurch gehoben und gekräftigt würde, während Schüler, die von ihren Lehrern ſelten ein freundliches Wort erhalten, bei jeder Gelegenheit gemeine, erniedrigende und alles höhere Gefühl abſtumpfende Schimpfnamen hören müßen, geſchlagen, geſtoßen, gepufft, zerzaust werden, wahre Engel ſein müßten, wenn ſie nicht am Ende mürriſch, ſtätiſch, zu allem Lernen unwillig, heimtückiſch, verſteckt würden, und ſich nicht aus Haß gegen Schule und Lehrer zu allerlei Ungeſetzlichkeiten hinreißen ließen; dies wird namentlich zu fürchten ſein, wenn ſie fühlen, daß ſie nur das Opfer einer von ihrer Seite unverſchuldeten, launenhaften Antipathie ſind. Dergleichen Fehler von Seiten der Lehrer ſind unter befreundeten Collegen, die gewohnt ſind, über ihren Beruf in allen ſeinen Beziehungen mit einander zu ſprechen und in wohlwollendem Intereſſe ſich gegenſeitig zu rathen und zu warnen, wenigſtens in die Länge faſt unmöglich; denn ſie werden hauptſächlich da zum Vorſchein kommen, wo der einzelne, unbemerkt und ungeſtört durch fremde Anſichten, ſich ganz ruhig in ſeine Eigenheiten verſenken kann. Rechnen wir zu den Umſtänden, durch welche Fehler bei den Schülern vermieden werden, noch die ſittliche Wirkung, welche der ganze Geiſt der Schule auf ihre Zöglinge äußern muß, namentlich die guten Angewöhnungen, die ſie ſich dauernd aneignen, die Liebe zur Anſtalt und die Freude am Lernen, die ihnen eingeflößt wird, die verehrungsvolle, achtunggebietende Würde, in welcher ihnen das Lehrercollegium erſcheint, ſo wird man wohl behaupten dürfen, daß die Straffälle bedeutend vermindert werden müßen. Ganz fehlen werden ſie freilich nicht. Der einheitliche Geiſt unter den Lehrern wird ſich in dieſer Beziehung zunächſt darin äußern, daß ſie ſich über das verſtändigen, was wirkliche Fehler ſind. Dieſe werden gemeinſam in allen Claſſen mit Nachdruck und Strenge und deshalb wohl auch in der Regel mit beſſerem Erfolg bekämpft, wie z. B. Lüge und Falſchheit, Unordnung und Unpünctlichkeit, Trägheit und Faulheit u. ſ. f., während bloße Unarten, die mehr vorübergehende Ausbrüche überſtrömender Lebensluſt oder jugendlicher Unbeſonnenheit und Uebereilung ſind, allgemein milder behandelt werden *). Dadurch erhält auch das ſittliche Gefühl und Bewußtſein des Schülers feſte Anhaltspuncte, indem er an der übereinſtimmenden Beurtheilung und Beſtrafung ſeiner Fehler das wirklich Schlechte von leichteren Unordnungen ſcharf unterſcheiden lernt. Die Einigkeit des Lehrercollegiums wird ſich aber beſonders in der Art der Strafen und ihrer Anwendung kund geben. Die gründliche, allſeitige Berathung dieſes wichtigen Gegenſtandes der Schuldisciplin wird zunächſt die Folge haben, daß die einzelnen Lehrer nicht zu freigebig damit ſind, ſie nicht leichtſinnig oder gar mit einer geheimen Freude

*) Ob und in welchen Fällen es Tadel oder Strafe verdient, wenn ſich ein Schüler bei einer häuslichen Aufgabe fremder Hülfe bedient hat, wie weit die Benützung gedruckter Ueberſetzungen der in der Schule geleſenen Claſſiker, das Eintragen der Ueberſetzung des Lehrers zwiſchen die Zeilen im Handexemplar des Schülers zum Behuf der Wiederholung in der folgenden Lection zuläßig ſei oder nicht, wie man das Einflüſtern von Seiten der Nachbarn zu behandeln habe, dieſe und eine Menge ähnlicher Fragen kommen in einem rechten Lehrercollegium zur Beſprechung und Entſcheidung; ſolange ſie in praxi verſchieden beantwortet werden, wird auch das Gewiſſen der Schüler irre geleitet. Wenn ein Quantitätsfehler in der Ausſprache in der einen Claſſe einfach verbeſſert oder auch gerügt wird, in der andern, vielleicht parallelen, den Lehrer zu Ausbrüchen der Verzweiflung hinreißt, ſo leidet zugleich nichts größeren Schaden, als die ſo nothwendige Achtung vor dem Lehrer. D. Red.

und mit einer gewiſſen Rachſucht anwenden; die Strafen werden als ein nothwendiges Uebel erſcheinen, aber keineswegs als die eigentliche Stütze der Schulzucht. Man wird ſich über allgemeine Grundſätze verſtändigen, wie z. B., daß ſie mit Gerechtigkeit und Unparteilichkeit nach der Größe des Vergehens, nach dem Weſen der kindlichen Natur und dem individuellen Charakter des Schülers bemeſſen werden müßen, und nicht als maßloſer Ausbruch augenblicklicher und vielleicht unbegründeter Entrüſtung oder mitleidsloſer Härte von Seiten des Lehrers erſcheinen dürfen, daß ſie den Schüler beſſern, nicht erbittern oder verhärten ſollen. Man wird ſich daher entſchieden gegen alle Strafen ausſprechen, mit denen körperliche, ſittliche oder intellectuelle Gefahren verbunden ſind, wie gegen unmenſchlich raffinirte Züchtigungen, gegen Schläge an den Kopf, gegen ſtundenlange Einzelnhaft oder Maſſeneinſperrungen Jüngerer ohne Aufſicht von Erwachſenen; gegen zahlloſe Abſchriften desſelben Penſums, die den Schüler gedankenlos und ſtumpfſinnig machen müßen, wenn ſie ihm nicht einen gründlichen Widerwillen gegen alles Lernen einflößen. Bei der ſcrupulöſen Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher die Strafen verfügt werden, bei der Uebereinſtimmung der Grundſätze, welche hierüber unter ſämmtlichen Lehrern herrſcht, werden ſie dem Zögling ſelbſt als nothwendiges Beſſerungsmittel erſcheinen und deshalb ihren Zweck auch öfter erreichen.

Eine Schule, in welcher ein ſolch einheitliches Wirken im Lehren und Erziehen herrſcht, wird ſicherlich einen blühenden Zuſtand erreichen; ſie wird ſich nicht nur die dauernde Liebe und Dankbarkeit der Schüler, ſondern auch die allgemeine Achtung und Anerkennung des Publicums erwerben und darin wieder eine reiche Quelle von Förderungsmitteln für ihre Zwecke finden. Das Lehrercollegium ſelbſt wird nach innen und außen eine würdige Stellung einnehmen, die auch jedem einzelnen Mitglied zu gut kommt. Aber die Einigkeit eines Collegiums macht ſich nicht von ſelbſt. Vor allem iſt es die Aufgabe und Pflicht des Directors darauf hinzuwirken, denn er vertritt die ganze Anſtalt perſönlich, ihm kommt die Oberleitung zu; auf ihm laſtet die erſte Verantwortlichkeit, ſo daß ihm das Hauptverdienſt beigelegt wird, wenn die Schule in einem guten, und auf ihn die ſchwerſte Schuld fällt, wenn ſie in einem ſchlechten Zuſtand iſt. Soll aber der Director Einigkeit ſtiften, ſo muß er zuerſt mit ſich ſelbſt einig ſein; er muß vor allem ein Geſammtbild von dem Schulorganismus in ſeiner vollſtändigſten Entwicklung und tiefſten Begründung in ſich tragen. Iſt er dann, wie ihn der Artikel Director ſchildert, ein Mann von durchgebildetem, edlem Charakter, ohne Falſch, in allen Stücken zuverläßig, ein Mann', welcher mit der für ſeine Stellung nothwendigen Feſtigkeit und Thatkraft die erforderliche perſönliche Rückſicht und Schonung für ſeine Lehrer verbindet, ein Mann, der in der Wiſſenſchaft und noch mehr als Lehrer Tüchtiges leiſtet, der durch Liebe und Eifer für ſeinen Beruf, durch aufopfernde Thätigkeit und Uneigennützigkeit, durch Bereitwilligkeit allen zu dienen, allen voranleuchtet; ſo wird er gewiß bald den natürlichen Mittelpunct des Lehrerperſonals bilden und ohne weitere Veranſtaltungen einen beſtimmenden Einfluß auf dasſelbe ausüben. Man wird ſich beeilen, über wichtige Gegenſtände ſeine Anſicht zu erfahren und ſich darnach zu richten, ohne daß er von ſeiner amtlichen Auctorität Gebrauch machte. Er iſt dann wirklich die Seele des Collegiums. Indem ſich die Lehrer um ihn ſchaaren, kommen ſie einander ſelbſt näher, und es iſt ſchon ein bedeutender Schritt zu ihrer Einigung gemacht. Aber damit iſt die Sache noch nicht abgethan. Es kann ſich auch auf dieſe Weiſe leicht etwas Unwahres und Unrechtes einſchleichen, indem mancher nur aus Augendienerei oder ſerviler Geſinnung ſich den Anſichten des Directors anzubequemen ſucht; dies gäbe nur eine ſcheinbare Einheit, mit welcher der Schule nicht gedient wäre. Die Hauptſache iſt, daß auf die Ueberzeugung und den Willen der Lehrer gewirkt wird, denn daraus entſpringen die zündenden Funken, die auch in andern Ueberzeugungen und Willensbeſtimmungen hervorbringen. Ein Hauptmittel für dieſen Zweck ſind die Conferenzen, die in dem Artikel Lehrerconferenzen des Nähern beſprochen ſind. Wir erlauben uns, noch einige Bemerkungen beizufügen. Im Fall, daß ein Collegium

ganz oder großentheils neu zusammengesetzt ist, oder ein neuer Director an die Spitze der Anstalt tritt, in welcher er wesentliche Veränderungen bewerkstelligen will, ist es durchaus nöthig, daß die Hauptgegenstände der Didaktik und Disciplin, oder wenigstens diejenigen, über welche eine Einigkeit der Ansichten nicht vorhanden ist, collegialisch durchgesprochen werden; dies kann entweder nach einem bedeutenden pädagogischen Werk geschehen, für welches man voraussichtlich die meiste Uebereinstimmung erwarten kann, oder nach einer vom Director festgesetzten Ordnung auf Grund eigener oder von Collegen ausgearbeiteter Vorträge. Unerläßlich dabei ist jedenfalls, daß die Lehrer zeitig genug von dem Gegenstand der Berathung unterrichtet werden, um sich gründlich darauf vorzubereiten und sich vorläufig ihr eigenes Urtheil zu bilden. Eben so nothwendig ist es aber dann, um festen Boden für die Ueberzeugung zu gewinnen, daß jeder der Betheiligten sich frei und offen, ohne allen Rückhalt ausspreche, selbst wenn es gegen die Ansichten des Directors geschieht; denn in diesem Fall ist er wie ein anderer Mann, und die Wahrheit steht über seiner Amtsauctorität. Ist es in solchen Wortkämpfen jedem nur darum zu thun, das Rechte zu finden und zu verwirklichen, nicht aber die Schwächen des einen oder des andern ans Licht zu ziehen und sich an einander zu reiben, so werden sie gewiß selten bitter werden, wenn sie auch manchmal hitzig sind. Wie in so vielen Debatten wird man zwar häufig zu keinem Abschluß kommen; aber durch diese Berathungen wird sich doch allmählich ein Grundstock gemeinsamer Grundbegriffe, Grundsätze und Regeln bilden, es werden Ansichten des Gesammtcollegiums entstehen, die, wenn sie auch noch nicht eine vollständige Einigkeit bilden, doch Bausteine zu derselben liefern.

Sind die Hauptgegenstände der Pädagogik gemeinschaftlich durchgearbeitet, so wird der Director noch lange nicht in Verlegenheit sein, Stoff für collegialische Besprechungen zu finden, um einheitliche Anschauungen in dem Collegium zu erzeugen und zu erhalten. Eine unversiegbare Quelle liefern die täglichen Erfahrungen, welche jeder Lehrer mit einzelnen Schülern und mit ganzen Classen in ihrer leiblichen, intellectuellen und sittlichen Entwicklung macht. Da ist ein Zögling, der innerlich krank oder fast verkommen ist, ohne alles Interesse am Lernen, ohne Freude und Lust zu irgend einer Thätigkeit; seine Verstimmung oder Abgestumpftheit zeigt sich in jedem Gesichtszug. Wo liegen die Ursachen? wie ist zu helfen? welche Mittel sind anzuwenden, welche sind angewendet worden, und wie haben sie gewirkt? Ein anderer leidet an Leichtsinn, Zerstreutheit, oder ist meralisch sonst auf schlimmen Wegen; wie ist er in diesen Zustand gekommen? durch häusliche Einwirkung, oder verführt durch Mitschüler? welche Schuld hat die Schule daran? was ist mit ihm anzufangen? In wie weit sind Eltern, Verwandte, Kostgeber ꝛc. mit in den Heilungsproceß hereinzuziehen? Ganze Classen leiden an gewissen Fehlern: an Unordnung, Unpünctlichkeit, Unaufmerksamkeit; welche Gegenmittel sind anzuwenden? Bei andern zeigt sich ein erfreulicher Fortschritt, ein frisches, munteres, inneres und äußeres Leben; unter welchen günstigen Umständen hat es sich gestaltet? Fragen ähnlicher Art und noch viel speciellere werden von Statistikern, von Naturforschern, von Aerzten in Spitälern und Irrenhäusern, ja von Hirten und Jägern gestellt, um die Bedingungen auszumitteln, unter welchen sich das Leben organischer Wesen gestaltet, um die wohlthätigen oder schädlichen Einflüsse, welche die verschiedenartigsten Umstände darauf äußern, um die Förderungs- und Heilmittel, die anzuwenden sind, kennen zu lernen. Sind die Individuen, mit welchen es die Schule zu thun hat, zu gering, um einer solchen bis ins einzelnste gehenden Aufmerksamkeit würdig zu sein? Untersuchungen in der angegebenen Richtung haben jedenfalls den großen Werth, das ganze Unterrichts- und Erziehungsgeschäft auch praktisch tiefer zu begründen, ein lebendigeres Interesse dafür zu erregen, und gemeinschaftliche Zielpuncte für die Lehrer einer Anstalt zu bilden, durch welche sie fortwährend in lebendigem Verkehr erhalten werden.

Weitere Gelegenheiten zum Ideenaustausch in einem Collegium geben die Verordnungen der Schulbehörde, soweit sie irgendwelches pädagogisches Interesse darbieten. Denn es genügt in diesem Fall nicht, sie einfach zur Nachachtung mitzutheilen; auch

ſie müßen gründlich beſprochen und erörtert werden, damit ſie nicht nur mechaniſch vollzogen, ſondern, wenn es nur immer möglich iſt, aus Ueberzeugung und darum mit um ſo gewiſſerem Erfolg ausgeführt werden. Unerſchöpfliches Material für gemeinſchaftliche Berathungen bildet ferner die Literatur, namentlich wenn man ſich nicht auf den engern Kreis der Pädagogik und der Fachwiſſenſchaften beſchränken will, ſondern auch, um der Einheit eine breitere, ſicherere und feſtere Grundlage zu geben, Werke von allgemeinerem Inhalt, aus der Theologie, Philoſophie, Naturkunde ꝛc. hereinzieht, falls nicht zu fürchten iſt, daß nach der Beſchaffenheit der Charaktere im Collegium eher Spaltung als Einigung die Frucht davon ſein werde. Die ausgewählten Werke könnten, je nach Umſtänden, ganz oder theilweiſe vorgeleſen oder durch Berichte einzelner Mitglieder zur Kenntnis und Beſprechung den übrigen mitgetheilt werden. Schließlich müßen wir noch die Lehrthätigkeit ſelbſt unter die Gegenſtände zählen, welche zu collegialiſchen Berathungen benützt werden könnten und ſollten, um nicht nur theoretiſche ſondern auch, ſoweit es möglich und wünſchenswerth iſt, praktiſche Uebereinſtimmung unter den Lehrern zu erzielen. Zunächſt können aus geeigneten Fächern von den betreffenden Lehrern einige Lectionen vollſtändig ſchriftlich ausgearbeitet und dem Collegium vorgetragen werden, um zu beurtheilen, ob ſie in allen Beziehungen den Anforderungen der Didaktik entſprechen; ob der Stoff in der rechten Ordnung und gehörigen Ueberſichtlichkeit dargeſtellt iſt; ob nicht Hauptſachen durch Nebenſachen verdrängt ſind, ob die nöthigen Erläuterungen die für das betreffende Alter gehörige Faßlichkeit und Klarheit haben; ob die ganze Behandlung nicht zu hoch oder zu nieder gehalten ſei. Dann kann man den einzelnen Lehrern in die Schule folgen, der Reihe nach an ihren Lectionen Theil nehmen und dieſe nachher beſprechen *). Von beſonderer Wichtigkeit aber für ein lebendiges Verſtändnis des ganzen Schulorganismus ſcheint es uns zu ſein, daß bei den Prüfungen alle Lehrer von unten bis oben anweſend ſind; ſie ſehen dann mit eigenen Augen den organiſchen Zuſammenhang aller Unterrichtsſtufen und können ſich ſelbſt überzeugen, ob überall das rechte Maß und Ziel eingehalten ſei. Es lernt ſich jeder in dem Ganzen, dem er angehört, orientiren und beurtheilen, ob er ſeine Stelle in der rechten Weiſe ausfülle und ob ſie wirklich das bindende Mittelglied zwiſchen der nächſt niedern und der nächſt höhern ſei; er hat einen objectiven Maßſtab für ſeine Thätigkeit an dem vor ſeinen Augen entfalteten Zuſtand der Schule, an den Mängeln und Vorzügen, die er bei den andern Lehrern warnimmt. Anfangs mögen ſolche Collegialviſitationen für viele etwas beengendes haben; aber dies wird ſich allmählich verlieren, je näher ſich die Lehrer unter einander kennen lernen, je mehr ſie ihre Aufgabe als eine gemeinſame anſehen und ſie gemeinſam zu löſen ſuchen. Dann wird in der allgemeinen Theilnahme an dem Wirkungskreis jedes einzelnen, in der Wichtigkeit, die man ihr zuerkennt, eher etwas erhebendes und ermuthigendes, als etwas drückendes und beengendes liegen.

Durch alle dieſe Veranſtaltungen, die hauptſächlich vom Director ausgehen, werden die Lehrer einander genau kennen lernen; ſie erhalten einen gemeinſchaftlichen Mittelpunct für ihre Studien und ihre praktiſche Wirkſamkeit; dieſelben Grundanſchauungen in Theorie und Praxis; ſie leben ſich in einander hinein, fühlen, daß ſie zuſammengehören, daß ſie einander nothwendig ſind, und bilden ſo in Wahrheit Einen Körper von Einem Geiſt beſeelt. Dieſer normale Zuſtand eines Collegiums kann aber natürlich nicht durch den Director allein herbeigeführt werden; auch die Lehrer müßen das Ihrige dazu beitragen. Das erſte, was in dieſer Beziehung von ihnen gefordert werden muß, iſt der gute Wille, der im Hinblick auf die Wichtigkeit der Sache nicht ſollte fehlen können. Iſt er nicht vorhanden, ſo läßt ſich darüber nur ſagen, was von jeder

*) Nach den Erfahrungen, welche ich früher in einer Reihe von Jahren gemacht habe, halte ich meinerſeits dieſes für das wirkſamſte Mittel, die wünſchenswerthe Einheit in einer Schule herzuſtellen. Schmid.

pflichtwidrigen Gesinnung gesagt werden muß: es ist eine Schuld, die um so schwerer wiegt, je schlimmer und verderblicher die daraus entstehenden Folgen sind. Bei gutem Willen aber wird den Lehrern das, was gegenüber von dem Director nöthig ist, nicht schwer fallen. Vor allem haben sie seine Auctorität, auf welcher ja die ganze Einheit der Schule zunächst beruht, anzuerkennen und grundsätzlich nach Kräften zu unterstützen, also nicht nur alles zu unterlassen, was sie schwächen könnte, sondern auch positiv darauf hinzuwirken, daß sie am gehörigen Orte Geltung erlange. Da dies namentlich auch von der Qualität der Anordnungen und Bestimmungen des Directors abhängt, so liegt darin eine neue Aufforderung für die Lehrer, gewissenhaft das Ihrige dazu beizutragen, daß dieselben immer das Rechte treffen. Dem aber, was einmal mit amtlicher Auctorität festgesetzt ist, haben sie sich nicht nur für ihre eigene Person zu unterwerfen, selbst wenn sie nicht vollständig damit einverstanden wären, sondern auch bei den Schülern den gebührenden Gehorsam zu erwirken, jedenfalls aber müßen sie sich in deren Gegenwart aller tadelnden Kritik enthalten. Gelegenheit, ihre abweichende Meinung offen auszusprechen, und wenn sie die richtige ist, allmählich auch zur Anerkennung zu bringen, haben sie reichlich in den Conferenzen. Außer der Anerkennung seiner Auctorität dürfen aber die Lehrer auch die Zeit und Kraft, welche für die Herstellung einer lebendigen Einheit in dem Collegium nöthig ist, dem Director nicht versagen. Nun sind sie in der Regel schon mit öffentlichen Lectionen schwer belastet; dazu kommen dann die häuslichen Correcturen und Vorbereitungen, wie die zur eigenen Weiterbildung unerläßlichen Privatstudien und andere Arbeiten, durch welche das in der Regel unzureichende Einkommen vermehrt werden muß. Es wird daher in der That oft schwer halten, die nöthige Zeit für eine nutzbringende Abhaltung der Conferenzen und die Besorgung aller darauf bezüglichen Geschäfte zu finden. Da es aber streng genommen ebenso nothwendig ist, daß nach einheitlichem Plan und Geist gelehrt und erzogen werde, als daß man überhaupt lehre und erziehe, so muß auch zur Herstellung jener Einheit eben so gut die Zeit aufgebracht werden, wie zum Lehren und Erziehen selbst. Wir würden es daher für keinen Raub an der Jugend halten, daß im Nothfall von Zeit zu Zeit Schulstunden zur Abhaltung von Conferenzen verwendet werden, namentlich so lange, als Verständigung unter den Lehrern erst zu begründen ist. In den Volksschulen ist es an verschiedenen Orten bereits der Fall; und doch ist hier das Bedürfnis weniger dringend, weil die Lehrer an denselben in der Regel mehr freie Zeit und eine bessere pädagogische Vorbereitung haben, als in höheren Lehranstalten. Sind einmal die Grundpfeiler des einheitlichen Baues gelegt, so wird seine weitere Entwicklung und Erhaltung wohl bewerkstelligt werden können, ohne daß zu große Forderungen an die Zeit und Kraft der Lehrer gemacht werden müßten.

Was das Verhältnis der Collegen untereinander betrifft, so ist es für ein einheitliches, erfolgreiches Zusammenwirken ebenso wichtig, als das zum Director; es wird, wenn nur ein fester guter Wille dazu vorhanden ist, meistens ohne große Schwierigkeit jene freundliche, dem Gemüth so wohlthuende Form annehmen, welche wir mit dem Wort Collegialität bezeichnen und welche die nothwendige Voraussetzung einer noch engeren und innigeren Vereinigung des Collegiums ist; sie muß daher als eine entschiedene Forderung an die Lehrer aufgestellt werden. Begründet und erhalten wird sie zunächst durch ein gemeinsames Interesse, durch häufige Berührungen im gleichen Geschäftskreis, durch den Gebrauch der vielen Gelegenheiten sich gegenseitige Dienste zu leisten, wenn der ganze Verkehr sich zugleich unter jene Formen stellt, in welchen sich das gesellige Leben gebildeter Menschen überhaupt bewegt, wenn er mit jener Urbanität verbunden ist, welche die Frucht, nicht des humanistischen oder sonstigen Wissens, sondern echt humaner Bildung, edler Menschlichkeit ist, die man ja vor allem bei Männern suchen darf, welche in ganz besonderem Sinn für Erziehung zur Humanität zu wirken haben. Diese Urbanität bildet eine schützende Schranke gegen jenes unbekümmerte, rücksichtslose sich Gehenlassen, das oft der rohe Hochmuth erzeugt, das

aber zuweilen auch im vertraulicheren Verkehr unter dem Schein eines offenen, biedern Wesens hervorbricht, während es in Wahrheit häufig nichts anderes ist, als eine grobe Ungeschliffenheit; sie wird ferner den collegialischen Besprechungen meistens jene scharfen Spitzen abbrechen, die im Feuer der Debatte so leicht die verwundbaren Stellen der Persönlichkeit treffen. Soll aber die Collegialität eine feste Grundlage bekommen und über bloße Aeußerlichkeiten hinausgehen, so muß sich damit die gegenseitige Achtung vor dem Wirkungskreis und der Person der einzelnen Lehrer verbinden, so daß keiner mit hochmüthiger Geringschätzung auf den andern herunterſieht und das Auge zur Hand spricht: „Ich bedarf dein nicht," oder wiederum das Haupt zu den Füßen: „Ich bedarf euer nicht." Dann wird sie auch leicht einen activen Charakter annehmen; man wird einander nicht nur nicht beleidigen, sondern unterstützen und fördern wollen; und weil durch sie der Verkehr angenehm und fruchtbar gemacht wird, so werden die Lehrer nicht nur in Amtsgeschäften sich aufſuchen, sondern auch gerne geselligen Umgang zur Erholung und Unterhaltung mit einander pflegen, und dieses ist im höchsten Grad wünschenswerth.

Der bloß amtliche Verkehr behält leicht etwas steifes und gezwungenes, er giebt bei aller Vorsicht mancherlei Veranlassungen zu Reibungen, zu Streitigkeiten und Zerwürfnissen. In der Gesellschaft hat man das Amtskleid abgelegt; es steht der Mensch dem Menschen gegenüber. Man vergißt den oft gerade eben so bittern als kleinlichen Berufshader und lernt sich dessen schämen, oder sich über ihn erheben, indem man ihn unter einer freundlicheren Beleuchtung und von einer reineren Atmosphäre aus betrachtet, die nicht mehr schwül ist von Amtssorgen, -Eifer und -Mühen u. s. w. Man lernt sich von neuen Seiten kennen, in mancher Beziehung besser verstehen und kommt sich überhaupt schneller innerlich näher, als auf dem trockenen und heikeln Geschäftsboden; reine gesellige Freude hat etwas vereinigendes und versöhnendes, namentlich wenn ihr ein tieferer geistiger Gehalt gegeben wird. „Ueber allem freilich," sagt R. Dietsch, „steht jenes allein Dauer habende Band, das von dem Herrn geschlungen wird, die heilige Liebe, welche jeden Zorn und Hader fern hält, Sanftmuth, Geduld und gegenseitiges Tragen, aber auch unermüdliche Opferfreudigkeit, erbauende und gesegnete Gemeinschaft erzeugt; um sie müßen alle beten und ringen." Um sie zu erlangen, fügen wir noch hinzu, dürfen die Lehrer auch die Mittel nicht verschmähen, welche in dem Artikel „Director" zur Kräftigung des sittlichen Geistes auf einer Schule mit vollstem Rechte empfohlen worden sind, nämlich: gemeinschaftliche Andachten, gemeinschaftlicher Besuch des Gottesdienstes und besonders gemeinschaftliches Abendmahl, überall, wo ein inneres lebendiges Verlangen darnach vorhanden ist. Durch sie werden die Gemüther in ihrem tiefsten Grunde verbunden.

Aber so wesentlich und nothwendig ein einheitlicher Geist der Lehrercollegien für die Schulen ist, so selten wird er vielleicht angetroffen. Wenn es gut geht, bilden sich unter den Collegen nach dem Gesetz der Wahlverwandtschaften Gruppen, die entweder bloß geselliger Art sind, oder auch verschiedene pädagogische und allgemein wissenschaftliche Standpuncte repräsentiren; für die Schule ist damit nicht viel gewonnen, indem die Gegensätze durch Concentration auf wenige Gruppen sich verstärken und deshalb auch schwieriger auszusöhnen sind. Aber sehr oft kommt es nicht einmal zu solchen Sonderbündnissen; es gehen vielmehr alle ihre besondern Wege, es weiß und will keiner etwas von dem andern. Man kennt sich kaum äußerlich, von einem innerlichen sich Naheſtehen oder Verstehen ist keine Rede, von einem Austausch der Ansichten über die vielen gemeinschaftlichen Interessen des Berufs keine Spur. Wie in einer Fabrik findet sich jeder zur bestimmten Zeit an seiner Stelle ein, die er vielleicht mit aller Gewissenhaftigkeit ausfüllt, soweit es da möglich ist, wo sich keiner um den andern im geringsten kümmert. Sogar zwischen Lehrern von Einer Classe können solche Verhältnisse bestehen; man bespricht sich nicht über den Stand der Schüler weder im allgemeinen, noch im einzelnen, weder über Methode noch über Disciplin, nicht einmal findet eine

gemeinsame Regelung der Aufgaben statt, ein Uebelstand, in welchem die so oft angeklagte und beklagte Ueberbürdung der Schüler theilweise ihren Grund hat. Dieses gleichgiltige Nebeneinanderhergehen ist schlimm, doch noch nicht das Schlimmste; denn es giebt Anstalten, wo sich die Collegialität zu einem dauernden Kriegszustand verzerrt hat, indem bald einer gegen alle und alle gegen einen sind, bald wenigstens mit wechselnden Rollen immerfort kriegführende Parteien sich vorfinden. Da werden bei zufälligen Begegnungen sogar in der Anstalt unter den Augen der Schüler nicht einmal die allgemeinsten geselligen Rücksichten beobachtet. Der eine benimmt sich, als ob der andere gar nicht anwesend wäre, oder grüßt höchstens in einem Ton und mit einer Haltung, die nur das deutlich ausdrücken, daß man mit Widerwillen durch herkömmliche Begrüßungsformen Notiz von des andern Gegenwart nimmt. Diese Geringschätzung, dieser verbissene und schwer unterdrückte Hader lodert aber auch oft in helle Flammen auf, oder macht sich wenigstens in geringschätzenden Aeußerungen über die Gegner vor der ganzen Classe, an öffentlichen Orten ohne Bedenken Luft. Solche Zustände können bestehen, ohne daß ihnen der Director durch ein unmittelbares Einschreiten beikommen kann; man sieht sie als Privatverhältnisse an, die ihn nichts angehen, namentlich so lang die äußere Ordnung der Schule nicht auffallend darunter leidet. Und doch wie nachtheilig und verderblich muß ihre Wirkung auf das Ganze sein! Was zunächst die Lehrer selbst betrifft, so entgeht ihnen nicht nur der Segen gegenseitiger Aufmunterung und Unterstützung, sondern es werden auch in so widerwärtigen und unleidlichen Verhältnissen eine Menge besserer Kräfte aufgezehrt, Verstimmungen genährt und Leidenschaften entflammt, die so schlecht passen zu dem schönen und großen Werk der Menschenbildung; man verliert die Freude an Privatstudien und geht mit Unlust in die Schule. Und welchen Gewinn mögen unter so bewandten Verhältnissen die unter günstigen Umständen so wichtigen und einflußreichen Convente bringen! Das Beste daran wird sein, daß sie so selten und so kurz als möglich gehalten werden. Man geht nur mit innerem Widerstreben dazu, und fühlt sich höchst unbehaglich in einem so verstimmten, unharmonischen Kreise. Es wird sich jeder scheuen, seine Ansichten in einer Versammlung frei zu äußern, wo keiner des andern Denkweise recht kennt, wo keiner auch nur die geringste Lust hat, vom andern etwas zu lernen; vielmehr jeder nur darum auf die fremde Meinungsäußerung lauert, um ihr irgend etwas anhaben und sie womöglich vernichten zu können. Daß hier von wirklichen Besprechungen, von tiefgehenden und erschöpfenden Erörterungen, von einer Einigung in wichtigen Puncten gar nicht oder nur selten die Rede sein kann, liegt auf der Hand. Wollte der eine oder der andere auch einmal einen Versuch machen, etwas der Art herbeizuführen, so muß er gewärtig sein, von verschiedenen Seiten her unverkennbare Zeichen der Ungeduld warzunehmen, die ihn zur Verfolgung seiner Absicht nichts weniger als ermuthigen, und so trennt man sich auch in der That möglichst bald, mit dem allgemeinen stillen Wunsch: Auf nicht baldiges Wiedersehen.

Welchen Einfluß wird aber ein so uneiniges oder wenigstens nicht einiges Lehrercollegium auf die Schüler selbst äußern? Sicherlich keinen guten; empfinden müßen sie ihn, sei es auch unbewußt. Wenn der Schüler bei Personen, die ihm für alle seine Lebensaufgaben zum Muster dienen sollen, statt Eintracht und Harmonie, Spaltung und Zerwürfnis warnimmt; wenn er statt edler geselliger Sitte die rohe Aeußerung ungezügelter und unedler Triebe und Stimmungen vor Augen hat; wenn er statt des Ein- und Unterordnens des Einzelnen in und unter ein Ganzes Widerstreit und Auflehnung sieht, so ist dies an sich ein schlimmes Beispiel der ärgsten Art, das ähnlichen verkehrten Neigungen und unsittlichen Gesinnungen in ihm Nahrung und Stärkung, vielleicht sogar die Entstehung giebt. Die Verschuldung ist aber in solchen Fällen eine doppelte, indem nicht nur die guten Einwirkungen eines edlen Beispiels durch Erregung und Stärkung der bessern Kräfte im Menschen wegfallen, sondern das Schlechte geradezu an die Stelle gesetzt und gefördert wird (vgl. d. Art. Aergernis).

Die schlimmen Folgen eines so abnormen Zustandes werden aber natürlich im Unterrichts- und Erziehungsgeschäft selbst am handgreiflichsten hervortreten. Von übereinstimmenden, gemeinsam durchdachten und durchsprochenen Gesichtspuncten in Beziehung auf das Bildungsziel der ganzen Anstalt und der einzelnen Classen, auf Methode und Disciplin ꝛc. wird kaum die Rede sein können. Man wird deshalb meistens auch hier jeden seinen eigenen Weg gehen sehen. So mag es kommen, daß ein Lehrer den Hauptwerth auf etwas legt, was der andere nicht nur in der That, sondern auch mit lauten Worten, selbst vor den Schülern, geringschätzt; in der einen Classe läßt man massenhaft auswendig lernen, um in der andern das meiste wieder zu vergessen und weniges verständig zu durchdringen und sich fest anzueignen; hier wird an die Schüler hindocirt, wie auf der Universität, während man dort wieder auf ihre eigene Theilnahme am Unterricht, auf Selbstthätigkeit dringt. Indem der eine Lehrer auf Ordnung und Reinlichkeit, auf Anstand und gute Sitte im Sprechen und Benehmen hält, wird dies alles von einem andern nicht hoch angeschlagen, weil er im Stillen und vielleicht auch laut der Ansicht ist, solches sei Ziererei und nicht urkräftig genug; eine Classe wird zu viel, eine andere zu wenig angestrengt, und es ist eigentlich noch als ein besonderes Glück anzusehen, wenn der Wechsel vom Schlechten zum Guten geht; es giebt ja auch eine Mannichfaltigkeit im Verkehrten. Nicht weniger buntscheckig muß es dann auch mit der Handhabung der Disciplin aussehen. Der eine wird sie zu schlaff führen, in der Meinung, man dürfe die Freiheit des Schülers in seinem ganzen Bewegen und Treiben möglichst wenig beschränken; der andere wird despotisch und unmäßig streng sein, weil sein Temperament so ist oder weil er meint, soldatische Zucht bilde allein rechte Menschen. Während ein Lehrer der Ansicht ist, die Liebe sei auch in der Erziehung eine Macht und man müße vor allem das Herz der Jugend zu gewinnen suchen, hält dies ein anderer für weichliches und weibisches Wesen und behandelt sie mit gefühlloser Härte. In dieser Classe strebt man das religiöse Leben der Kinder zu bilden, in der andern wird es vernachläßigt, wenn nicht grundsätzlich vernichtet. So kann es geschehen, daß die Schüler Jahre lang in den verschiedensten Richtungen hin und her gestoßen werden, sie müßen lernen und verlernen, sich etwas angewöhnen und dann wieder abgewöhnen, sie kommen in kein sicheres Geleise, das Gute kann keine tiefen Wurzeln schlagen, ihr Charakter keine feste Gestaltung erlangen. Wie gering wird die Freudigkeit bei einem solchen Lehren und Lernen sein; wie lähmend und hemmend muß eine solche Erziehung auf die edelsten Kräfte des Menschen wirken! Man wird sich zufrieden zeigen müßen, wenn die Schüler am Ende eine gewiße Summe von positiven Kenntnissen erlangt haben, die in irgend einem Examen gefordert wird und nach der man ja auch gewöhnlich den Zustand einer Schule bemißt. Aber wie viele edle Blüten auf solche Weise im Keime erstickt oder in ihrer Entwicklung zerstört worden sind, wie viele Kinder durch eine solche Erziehung geistig und körperlich verkommen oder verkrüppelt worden sind, das weiß nur Gott, dessen Gnade und Barmherzigkeit man es allein zu danken hat, wenn der mögliche Schaden nicht noch größer ist, als er wenigstens offen zu Tage tritt.

Einen großen Theil der Schuld an so unerfreulichen Verhältnissen hat wohl in vielen Fällen der Director. Vielleicht beachtet er die wichtige Seite seines Berufes, eine geistige Einheit in seiner Schule herzustellen, gar nicht, oder thut er nichts dafür aus Bequemlichkeit; es kann auch sein, daß seine Bemühungen erfolglos bleiben, weil er nicht das nöthige Ansehen besitzt und kein Vertrauen einflößt. Manchmal werden wohl auch falsche Mittel angewendet, wie wenn sich der Director in herrischer Weise auf den bloßen Standpunct des Befehlens und der amtlichen Auctorität stellt; seine Ansicht soll durchschlagen, wenn sie auch nur eine Marotte wäre; Widerspruch ist Rebellion. Wirkt der bloße Befehl nicht, so kann er unterstützt werden durch Tadel, Verweise, Spott und sogar durch offen ausgesprochene Geringschätzung des Lehrers und seiner Fächer, durch scharfe Berichte an die Oberschulbehörde, welche nicht immer so

bald von dem wahren Sachverhalt unterrichtet werden kann; die willig sich Fügenden werden durch Gunstbezeugungen ausgezeichnet. Es geschieht wohl auch zuweilen, daß der Director politischer oder kirchlicher Parteimann ist; daß er die Lehrer in Ansichten vereinigen will, die der Schule fern liegen, und dadurch die Spaltungen des äußeren Lebens auch in die Schule verpflanzt, anstatt sich über die Parteien zu erheben und nur das zu suchen, was eben der Schule noth thut. Oft mag der Director eine enge geistige Verbindung der Lehrer gar nicht für nöthig halten in der Meinung, er allein binde die Schule als Ganzes zusammen und es genüge, daß seine Vorschriften, wenn auch nur dem Buchstaben nach, ausgeführt werden. In andern Fällen wird eine lebendige Einheit der Lehrer vielleicht gar nicht gewünscht, aus Furcht, sie könnte gegen den Director gerichtet werden. Es wird deshalb das alte politische divide et impera angewendet; man flößt den Lehrern Mistrauen gegen einander ein und sagt zu M.: Trauen Sie dem N. nicht, das und das hat er gegen Sie gesagt. Die aufrichtigsten Bemühungen des Directors werden dagegen oft durch die Schuld der Lehrer zu nichte gemacht werden. Nicht selten mag er gleich bei seinem Amtsantritt auf Vorurtheile gegen sich stoßen, die durch vorausgegangene, wenn auch falsche Gerüchte, veranlaßt worden sind; vielleicht hat das Collegium einen andern Vorstand gewünscht und ist nun verstimmt über seinen nicht erfüllten Wunsch, so daß es an aller Bereitwilligkeit fehlt, dem neuen Director entgegenzukommen; es können auch in dem Collegium selbst frühere Mitbewerber um seine Stelle sein, welche nun, unfähig, sich in edler Selbstvergessenheit über die getäuschte Hoffnung zu erheben, ihrem Unmuth dadurch Luft machen, daß sie ihm überall Hindernisse zu bereiten, seine ganze Stellung möglichst zu erschweren und seine Wirksamkeit zu verkümmern suchen; es wird ihnen selten schwer werden, noch eine ganze Partie Unzufriedener gegen den Director um sich zu versammeln. Andere opponiren ihm systematisch, nicht im Interesse der Wahrheit, sondern bloß um zu opponiren, weil sie in Folge eines vielfach zu Tage tretenden Zugs der menschlichen Natur glauben, sich dadurch zu erheben. Oft stößt er mit den besten Neuerungen, die er einführen will, auf Widerstand bei einem Theil des Collegiums, bloß weil sie im Anfang unbequem sind, indem sie den hergebrachten Gang der Dinge stören und das Gesetz der Trägheit verletzen. Auf der andern Seite wird es nicht an Beispielen fehlen, daß man sich aus egoistischen Ansichten wetteifernd um den Director drängt; wer seinen Zweck dann nicht erreicht, wird sehr oft geneigt sein, nicht nur dem zu schmollen, welcher die Vereitelung entschieden hat, sondern auch dem, welcher Sieger gewesen ist, und so eine doppelte Spaltung bereiten. Alle diese und ähnliche Schwierigkeiten wird indessen der Director gewiß in den meisten Fällen überwinden, wenn er sonst der rechte Mann ist, sich fest an Recht und Gesetz hält und überall mit der gehörigen Ruhe und Besonnenheit zu Werke geht. Oft sind aber die Verhältnisse der Lehrer untereinander der Art, daß sie der Herstellung des Friedens und der Eintracht die größten Hindernisse in den Weg legen. Denn hier wirken störend zunächst alle jene finstern Mächte des menschlichen Herzens, die auch in andern Kreisen Streit und Zwietracht erregen; wer wollte sie alle aufzählen? Da ist der Hochmuth des Wissens und der Rangesdünkel, der sich über andere erhebt und verächtlich auf sie herabsieht; der Ehrgeiz, der sich vor allen übrigen auszuzeichnen strebt; der Eigennutz, der nur seinen Vortheil sucht; der Neid und die Misgunst, deren Galle sich bei jedem fremden Glück regt; die natürliche Bösartigkeit, welche am Unheilstiften ihre Lust hat; die Ränkesucht, die durch ihre krummen Wege Verwirrung anrichtet; die gemeine Gesinnung überhaupt, die nur von unedlen Beweggründen geleitet wird und keinem Menschen traut, weil sie sich selbst keines Vertrauens würdig fühlt u. s. f.: lauter moralische Ungestalten, welche schon Spaltung genug in einem Collegium anrichten können, wenn sie einzeln, wie vielmehr, wenn sie vereint auftreten! Gegen diese Feinde der Eintracht ist der vortrefflichste Director zu schwach. Die Erlösung von solchen Uebeln ist nur bei dem zu finden, der neue Herzen schaffen kann.

Die Verschiedenheit in den Bildungsstufen der Lehrer einer Schule ist an sich kein

Hinderuis für ein harmonisches Zusammenwirken, sie kann im Gegentheil dasselbe bedingen, wie verschiedene Töne die Tonharmonie; trennend und störend wird sie nur wirken, wenn sich die Bildung mit Elementen vermischt, die nicht dazu gehören, wie Stolz und Hochmuth, oder wenn sie eine so niedere Nuuer hat, daß sie den Namen gar nicht mehr verdient. Wahre Bildung, selbst auf den verschiedensten Stufen, hat einen gemeinschaftlichen Zug, der auch Leute von sonst ganz ungleicher Begabung und Lebensstellung einander nahe bringt und zu einträchtigem Wirken befähigt. Ein anderes Verhältnis verursacht nicht selten Spaltung und zieht oft eine tiefe Kluft zwischen den Lehrern: es ist der Unterschied zwischen Studirten und Nichtstudirten. Von diesen zwei Etiketten kann jede sehr verschiedene Werthe darstellen. Es ist ja leider nur zu sehr bekannt, wie manche Studirende viele Semester auf der Universität zubringen, ohne sich viel um die Wissenschaft zu bekümmern, oder mit solcher Uebersättigung sie verlassen, daß ihnen auf immer die Lust zum Studiren vergangen ist, indessen die Nichtstudirten auf ihrer praktischen Laufbahn mit unermüdlichem Eifer fortarbeiten, um die ihnen nur zu fühlbaren Lücken auszufüllen; so verkehren sich jene Namen geradezu in ihr Gegentheil und der Unterschied wird eine lächerliche Eitelkeit. Aber auf der andern Seite wird gewiß kein Sachverständiger in Abrede ziehen, daß ein geordneter Studiengang, der sich eine Reihe von Jahren hindurch zieht und endlich in das ganze große Gebiet einer Wissenschaft auf breiter und liberaler Grundlage einführt, bei Fleiß und Talent doch ein anderes Resultat liefern muß, als ein paar Lehrjahre, welche nur die Elemente einiger Wissenszweige beibringen, selbst wenn diese nachher fleißig weiter cultivirt werden, was zudem auch im ersten Fall stattfinden kann. Aber wenn die Studirten durch ihre Universitätslaufbahn, die Nichtstudirten durch das praktische Leben das erlangt haben, was für jeden einzelnen das Hauptziel alles Anleitens und Studirens ist, wahre Bildung, so wird die Verschiedenheit der Wege, welche dazu geführt haben, gewiß keine Störung in ihren collegialischen Beziehungen herbeiführen. Im Leben gilt ja ohnehin der Mann das, was er leistet. Zuweilen üben aber die Nichtstudirten das Wiedervergeltungsrecht, indem sie mit Geringschätzung auf die Studirten herabsehen, weil sie durch sich selbst geworden sind, was sie sind, und dies um so höher anschlagen, je mehr Anstrengung es sie gekostet hat, vielleicht auch weil sie im einzelnen Tüchtigeres leisten, oder weil die Menschen überhaupt geneigt sind, eine Verachtung gegen etwas zu affectiren, was sie gerne hätten und doch nicht bekommen können. Diese kindischen Eifersüchteleien, die nichts destoweniger häufig schroffe Spaltungen verursachen, werden am leichtesten über Bord geworfen, wenn sich jeder frischweg auf den Standpunct stellt, nur das ganz und recht sein zu wollen, was er ist und sein kann. So werden sich alle, die im gleichen Kreise arbeiten, zu vereintem Wirken von Herzen die Hände reichen, denn „es sind mancherlei Aemter, aber es ist Ein Herr!“

Auch die Verschiedenheit der religiösen, philosophischen und leider auch der politischen Standpuncte ist der Natur der Sache nach nur zu sehr geeignet, tiefgehende Scheidungen in einem Collegium zu erzeugen. Die Folgen für die Schule können wenigstens vermindert werden, wenn, wie ja entschieden gefordert werden muß, mit den verschiedenen Ansichten gewissenhafte Berufstreue verbunden ist. Dann wird man nicht ruhen, bis man sich jedenfalls über die Puncte vereinigt hat, welche unter allen Umständen festgestellt werden müßen, wenn eine Schule gedeihen soll. Principienfragen, welche dieselbe nicht unmittelbar berühren, kann auch das Lehrercollegium bei Seite liegen lassen, um so mehr, als sie meistens durch positive Verordnungen der Behörde praktisch entschieden sind. Wenn indessen die Persönlichkeiten der Art wären, daß die Erörterung solcher Fragen zu Resultaten führen oder wenigstens ohne Erbitterung stattfinden könnte; wenn sich also namentlich mit aufrichtiger Wahrhaftigkeit, die nur das Wahre sucht und anerkennt, jene Toleranz verbindet, die aus der allgemeinen Liebe und dem Bewußtsein entspringt, daß alles, was durch das Medium des Menschen hindurchgeht, mangelhaft und unrein ist; so würde die Verschiedenheit der Ansichten sogar wohlthä-

tige Folgen haben; sie würde ein geistiges Ferment in dem Collegium bilden, erregend beleben, aber nicht feindlich trennen.

Außer den genannten Schwierigkeiten, welche in allen Lebenskreisen störend wirken, muß es aber noch andere geben, welche die Einigkeit unter den Lehrern besonders gefährden, da ihnen vorzugsweise der Vorwurf geringer Geselligkeit und Collegialität gemacht wird. Ob und in wie weit er gegründet, davon kann sich jeder selbst überzeugen, wenn er in einem weitern Kreise unter bekannten Anstalten Umschau hält; uns scheint er in keinem Fall ganz ungerecht zu sein. Die Erklärung liegt vielleicht in folgenden Umständen. Die gesellige oder Weltbildung der Lehrer ist von jeher fast sprüchwörtlich gering gewesen und wird es im allgemeinen auch bleiben; denn es fehlt ihnen an Zeit, an Mitteln und sehr häufig auch an Gelegenheit für dieselbe. Sie haben großentheils immer eine Art Zwischenstellung unter den bürgerlichen Kreisen behauptet und als ganzer Stand, trotz aller Wichtigkeit, die man der Erziehung der Jugend beilegt, doch nie eine besondere Geltung erlangt. „Die Lehrer sind die Stiefkinder der Welt," sagt Auerbach. Der Mangel an allgemeiner geselliger Bildung macht sich natürlich auch in ihrem Verkehr unter einander auf eine nachtheilige Weise fühlbar; es fehlt an der Leichtigkeit der äußeren Formen, an der Feinheit und Gewandtheit der Umgangssprache, die auch spröde Elemente zusammenhalten und selbst die Gesellschaft von Leuten, die sich innerlich nicht näher stehen, angenehm machen können. Dazu kommen aber noch andere störende Elemente. Zunächst ist hier zu erwähnen die eigenthümliche Stellung, die der Lehrer in der Schule einnimmt. Da ist er mit oft sehr beschränkten Mitteln eine Auctorität, seine Entscheidungen sind maßgebend, er ist den Schülern gegenüber fast infallibel. Diese Bedeutung kann er natürlich nirgends sonst haben, er wird sich daher sowohl unter seinen Collegen, als in andern Kreisen aus seinem natürlichen Element herausgerissen fühlen und deshalb leicht eine gewisse Blödigkeit und Unbeholfenheit zeigen neben einem nicht geringen Selbstgefühl, das zu dem übrigen Sein gewöhnlich nicht im richtigen Verhältnis steht; es wird sich eben deswegen auch häufig eine große Empfindlichkeit bei ihm offenbaren, die auf tausendfache Weise sich verletzt finden kann, wo andere Menschen gar nichts arges sehen. Dazu kommt dann noch die dem Lehrstand eigenthümliche Pedanterie (il pedante der Schulfuchs), denn der Lehrer muß da nothwendig auf viele kleine und kleinliche Dinge mit Ernst achten. Alle diese Charakterzüge mit denen sich oft eine gewisse Beschränktheit des geistigen Gesichtskreises, ein Mangel an wahrer Durchbildung verbindet, sind lauter ungesellige Eigenschaften, mehr geeignet, die Lehrer auseinander- als zusammenzuführen, wenn nicht schon das allgemeine Naturgesetz, daß sich Gleichartiges abstößt, seine Wirkung thäte. Sie suchen deshalb ihr geselliges Bedürfnis häufig in andern und namentlich in solchen Kreisen zu befriedigen, wo sich jeder nach Belieben gehen lassen kann. Daß sie nun auch Gesellschaften von Nichtlehrern besuchen, ist sogar sehr zu wünschen; aber im höchsten Grade bedauernswerth muß es erscheinen, wenn sie mit einander gar keinen Umgang pflegen, wenn der Mittelpunct ihres Verkehrs ganz außerhalb ihres Berufskreises liegt. Die angegebenen Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich, jedenfalls könnten sie gerade durch collegialische Geselligkeit sehr vermindert werden, wie sie sich ja auch nicht überall in gleichem Grade vorfinden. Wie viele tüchtige, gebildete und auch lebenserfahrene Männer giebt es nicht unter dem Lehrstand, die vollkommen befähigt sind, den Verkehr unter den Collegen ebenso angenehm als fruchtbringend zu machen. Um dies wirklich zu erreichen ist ja nicht weiter erforderlich, als daß man die dringende Nothwendigkeit eines einheitlichen Geistes und Wirkens, sowie das unbedingt Verwerfliche und Schädliche der Zerfahrenheit und Zerrissenheit in den Lehrercollegien und in den Schulen einsieht, und, was dann sicherlich bei den meisten nicht fehlen wird, den guten Willen hat, unverdrossen und beharrlich Hand ans Werk zu legen *). VIII.

*) Das im obigen Artikel geschilderte Uebel scheint ein altes zu sein. Wenigstens klagt schon Garve darüber in seinem „Versuch über verschiedene Gegenstände aus der Moral", wo er

Lehrerconferenzen, Lehrereonvent. Theils um die dem Lehrereollegium in seiner Gesammtheit zustehenden Rechte auszuüben, theils um allgemeine, die Schulanstalt überhaupt betreffende Gegenstände zu berathen und die Einheit des Unterrichts und der Erziehung zu wahren, auch wohl zur eigenen pädagogischen Fortbildung versammeln sich die Lehrer von Zeit zu Zeit in Conferenzen (Conventen, Synoden). Sie sind für das Gedeihen der Anstalt von höchster Bedeutung. In den Conferenzen bethätigen sich die Lehrer als Collegium, das von gleicher Gesinnung beseelt wird und für dieselben Zwecke wirkt; sie stellen dem durch den Director vertretenen monarchischen Princip ein republikanisches gegenüber und bringen so in den Organismus der Anstalt jene wohlthätige Mischung, durch welche die Forderungen pflichtmäßiger Thätigkeit nicht mehr als Gebote eines außer dem Einzelnen stehenden Willen, sondern als Product des eigenen Entschlusses erscheinen und zum Ernste treuer Pflichterfüllung auch die Freudigkeit des eigenen Hervorbringens und Mitwirkens kommt; sie sind endlich der naturgemäße Ort, wo der jüngere Lehrer die Erfahrungen der älteren benützen, der ältere gegen die schmerzliche Warnehmung des Alleinstehens gesichert werden soll. Auch die rechte Stellung des Directors wird vielfach durch die Lehrereonferenzen bedingt.

Die Conferenzen sind entweder regelmäßige, oder werden von dem Director bei vorkommenden Fällen berufen. Versammlungen der ersteren Art sind wenigstens am Anfange, in der Mitte und am Schlusse des Schuljahrs, oder wo es die Einrichtung der Schule verlangt, am Anfange und Schlusse jedes Semesters zu halten. Diese Conferenzen sollten nicht ausfallen, selbst wenn kein wichtigerer Berathungsgegenstand vorzuliegen scheint. Es werden sich durch die Besprechung selbst viele Momente ergeben, welche auffrischend auf die Berathenden wirken; wo auch diese Conferenzen ausfallen oder als bloße Formalität abgethan werden, da geräth besonders der älter werdende Lehrer leicht in den Fehler, die Forderungen seines Berufs wie ein vorgeschriebenes Pensum ohne Freudigkeit Tag für Tag abzuthun und selbst der bessere sieht sich des frohen Gefühls beraubt, für ein größeres Ganzes zu arbeiten.

Die außerordentlichen Lehrereonferenzen sind von dem Director zu berufen, der es in seinem Interesse finden wird, es nicht zu selten zu thun. Allerdings kann es Fälle geben, wo die Abhaltung einer Conferenz für einen den Frieden liebenden Vorstand zur Last wird, z. B. wenn sich unter den Lehrern Männer finden, die entweder unverträglich sind oder es sich zur Aufgabe machen, dem Director zu opponiren; gleichwohl dürfen die Conferenzen, besonders wenn Berathungsgegenstände vorliegen, auch dann nicht eingestellt werden, am wenigsten darf sich der Director der Gefahr aussetzen, daß man die Berufung einer Lehrerversammlung von ihm verlange *). Ob er, wenn dies geschieht, der Aufforderung Folge zu leisten habe, muß nach der nicht überall gleichen Stellung desselben zum Lehrercollegium beurtheilt werden.

Zu den regelmäßigen Conferenzen sollen alle Lehrer, auch die Fach- und Nebenlehrer beigezogen werden. Durchaus nöthig ist dies bei der im Anfange und am Schluß des Schuljahrs; ob bei den übrigen nicht von der Berufung der Nebenlehrer Umgang zu nehmen sei, ist nach ihrer Individualität, ihrer engeren oder weiteren Ver-

Bd. IV. S. 201 sagt: „Das aber ist sehr ungewöhnlich, daß die Lehrer einer größeren Schulanstalt sich mit einander über die eigentlichen Angelegenheiten ihres Amtes besprechen, sich einander ihre Lehrmethode mittheilen, die Hindernisse, welche sie vorfinden, einander darlegen und sich über die Mittel berathschlagen, wie sie die Sitten ihrer Schüler verbessern und ihre Kenntnisse vermehren wollen." D. Red.

*) Bei sonst gesunden Verhältnissen scheint dies uns nicht immer mit Gefahr verbunden zu sein. Es können wohlwollende Collegen eine Warnehmung gemacht, oder sonst einen Gegenstand auf dem Herzen haben, wodurch sie zu dem Verlangen einer collegialen Besprechung bestimmt werden. In den Schulordnungen der meisten Länder ist deshalb letzteres ausdrücklich vorgesehen. D. Red.

bindung mit der Anstalt, auch wohl nach ihren übrigen Geschäften zu beurtheilen *). Den außerordentlichen Conferenzen wohnen nur die Hauptlehrer bei, unter denen jedenfalls auch dem Religionslehrer eine Stelle gebührt, Nebenlehrer nur dann, wenn ihr Lehrgegenstand in Berücksichtigung kommt. Wo die Lehrerconferenz das Richteramt ausübt oder über specielle Lehrgegenstände berath, ist es gut, wenn die Einrichtung der Anstalt erlaubt, nur die Lehrer beizuziehen, die mit dem zu beurtheilenden Schüler bekannt sind und an dem in Frage kommenden Gegenstand besonderes Interesse nehmen.

Die Gegenstände, die der Lehrerconferenz jedenfalls vorgelegt und ihrer Beschlußfassung unterstellt werden sollten, sind in dem vorhergehenden Art. S. 229 ff. aufgeführt. Außerdem wird es in manchen Fällen passend sein, wenn über die Anordnung der Prüfungen und Schulfeierlichkeiten in der Conferenz berathen wird. Endlich werden derselben die das Ganze betreffenden Verordnungen und Erlasse der vorgesetzten Behörden mitzutheilen und je nach Umständen über den Gegenstand derselben, sowie auch über gemeinschaftliche Eingaben oder Bitten an die Behörden Berathungen zu pflegen sein **).

Der Stichentscheid bei Stimmengleichheit (votum decisivum) steht wohl überall dem Vorstand zu. Aber wie soll es gehalten werden, wenn die Mehrheit einen seiner Ansicht zuwiderlaufenden Beschluß faßt? Ist er an einen solchen Beschluß gebunden, oder steht ihm ein Veto oder der Recurs an die vorgesetzte Behörde zu? Auch in dieser Hinsicht ist die Einrichtung in den einzelnen deutschen Ländern verschieden: wo dem Director die gesammte Leitung der Anstalt anvertraut ist, da ist er auch gegen das Lehrercollegium freier gestellt. Und allerdings muß, da nicht dieses, sondern der Director die äußere und moralische Verantwortung für den Zustand der Lehranstalt trägt, demselben ein Mittel zu Gebote stehen, die Abänderung eines Beschlusses der Lehrerconferenz zu bewirken, den er für die Wohlfahrt des Ganzen für nachtheilig ansieht. Deshalb ist ihm insgemein das Recht zugesprochen, in solchen Fällen unter Vorlegung des Sitzungsprotokolls die Entscheidung der höheren Behörde einzuholen, bis zu deren Eintreffen die Anordnung der Behörde in Geltung bleibt ***). Daß aber jeder besonnene Vorstand seine Zustimmung zu einem Beschlusse des

*) Oesterreich. Organisationsentwurf § 113: Der Conferenz, in welcher der Schlußbericht berathen wird, sowie jener, in welcher die Semestralzeugnisse, die Rangordnung und die Versetzungen verhandelt werden, sind auch sämmtliche Nebenlehrer beizuziehen. Hülfs- [nicht fest angestellte] und Nebenlehrer [Fachlehrer] haben eine beschließende Stimme nur in den Fällen, wo es sich speciell um ihren Lehrgegenstand oder um ihre Schüler handelt; im übrigen haben sie, wenn sie zugegen sind, eine berathende Stimme. Mit Recht ist aber oben auch auf die übrigen Geschäfte der Lehrer hingewiesen. Die Sitzungen kosten Zeit, die Lehrer aber brauchen ihre Zeit ebenfalls und können auch dadurch verstimmt werden, daß der Vorstand dieselbe zu oft in Anspruch nimmt. D. Red.

**) Nach dem österr. Organisationsentwurf § 111 fragt der Director in jeder Conferenz „nach dem Stand des Unterrichts und der Zucht jeder Classe sowohl im allgemeinen als im einzelnen, zu welchem letzteren Zwecke er nach Beendigung des allgemeinen Urtheils über jede Classe die Namen der Schüler dieser Classe verliest. Jeder Lehrer, vorzugsweise jedesmal die in der fraglichen Classe durch Unterricht unmittelbar beschäftigten, hat seine Bemerkungen über die sittliche Haltung und den wissenschaftlichen Fortgang sowohl der ganzen Classe wie der Einzelnen rückhaltlos auszusprechen. Rügen und Strafen über ganze Classen oder über einzelne Schüler, welche sich bei dieser Discussion als die allgemeine oder überwiegende Ansicht der Lehrer einer Classe ergeben, werden in das Conferenzprotokoll aufgenommen und an einem der folgenden Lectionstage vom Director demgemäß in der betreffenden Classe ausgesprochen." Wird dieses wirklich in praxi allgemein durchgeführt? D. Red.

***) „Das Recht des Directors zu einer vorläufigen Entscheidung gegen die Stimme der Majorität leidet eine Ausnahme nur in dem Falle, wo die Entlassung eines Schülers wegen schwerer Disciplinarvergehen in Frage steht" — aus der vortrefflichen Instruction für den Director im österr. Organisationsentwurf S. 207. D. Red.

Lehrercollegiums nur selten verweigern wird, folgt von selbst aus der Nothwendigkeit eines einträchtigen Zusammenwirkens, und aus der Bedeutung, die für den Director die Harmonie mit seinen Lehrern hat. (Vgl. Dietsch, Jahrb. für Phil. und Pädag. 1862, I. S. 46.)

Nicht immer werden die Lehrerconferenzen einen bestimmten Beschluß fassen; oft dienen sie nur zu freiem Austausch der Gedanken, bald über Lehrgegenstände und die Art ihrer Behandlung, bald über die Würdigkeit einzelner Schüler in Hinsicht auf ihre Befähigung, ihren Fleiß, ihre Richtung oder ihr Betragen. Das letztere gebietet sich, wo es die Lehrer mit der Wohlfahrt der ihnen anvertrauten Jugend ernst nehmen, von selbst, Besprechungen über die Methode dagegen, welche bei Volksschullehrern den vornehmsten Gegenstand ihrer Berathung auszumachen pflegen, werden bei Gymnasiallehrern selten in den Bereich der Conferenzen gezogen. Mit Unrecht, wie es scheint. Der künftige Gymnasiallehrer pflegt auf der Universität selten methodologische Kenntnisse sich anzueignen, am wenigsten in solchen Gegenständen, wie Geographie, Geschichte, dem Deutschen, dem Rechnen, die er vielleicht doch zu lehren hat; er tritt meistens als völliger Neuling in diesen Gegenständen seinen Beruf an, und es verstreichen vielleicht Jahre, bis er über die Zeit des Versuchens hinauskommt. Desto erwünschter muß es ihm sein, in Conferenzen die Ansichten älterer Lehrer über Behandlung dieser Gegenstände zu vernehmen und sich nach ihnen zu bilden. Zwar möchte es scheinen, daß mündliche Berathungen durch die eingehende Besprechung, welche Gegenstände dieser Art in pädagogischen Schriften finden, überflüßig werden, aber jederman weiß, wie das Wort weit tiefern Eindruck macht und weit mehr anregt, als die oft flüchtige Lectüre solcher Abhandlungen.

Dagegen möchte es ebenso ungeeignet als unklug zu nennen sein, wenn Directoren Conferenzen benützen, um tadelnde Bemerkungen über die Methode einzelner Lehrer anzubringen, oder überhaupt auf Misbräuche bei einzelnen hinzuweisen. Solche Aeußerungen gehören in ein Gespräch unter vier Augen, öffentlich ausgesprochen erscheinen sie als Verweise, gegen die sich selbst der Friedliebende sträubt, und gegen die er meistens auch vor seinen Collegen gerne geschützt wird. Ueberhaupt gehört nichts in die Lehrerconferenzen, was nur für einzelne Mitglieder des Collegiums Interesse hat, oder von dem nur einige im Stande sind, sich genaue Kenntnis zu verschaffen. Denn nichts ist nachtheiliger, als wenn Lehrer, die über einen Gegenstand nur ungenügend unterrichtet sind, doch darüber Beschluß fassen sollen und sich deshalb von der Auctorität einzelner Collegen abhängig machen müßen.

Wesentlich bedingt wird der Nutzen der Lehrerconferenzen durch die Einwirkung des Vorstandes derselben, des Directors. Hier ist der Ort, wo sich sein persönlicher Werth vorzugsweise bewähren muß, indem er das Interesse für das Gedeihen des Ganzen wie für die richtige didaktische und disciplinare Führung der einzelnen Schulen auch unter Collegen zu entzünden und zu nähren weiß, indem er einerseits die Idee der Anstalt mit Kraft vertritt und in dem Bewußtsein des Collegiums zur Geltung bringt, andererseits der Mannigfaltigkeit individueller Anschauungen weise Rechnung trägt und sie zum allgemeinen Besten nutzbar macht, indem er die Gelegenheit benützt, den Geist, von dem die Wirksamkeit aller getragen sein soll, soviel an ihm liegt, zum herrschenden zu machen, und indem er das Vertrauen und die Zustimmung der Collegen für seine Ansichten und Anordnungen und damit die beste Unterstützung für ihre Durchführung gewinnt. Er muß also die Kunst verstehen, der freien Discussion kein Hindernis in den Weg zu legen, ja zum offenen Ausdruck der verschiedenen Ansichten zu veranlassen und doch die Unterredung zu leiten, damit sie nicht von ihrem Ziele abirre und zum bloßen Gespräch werde; er muß Vielseitigkeit und Gewandtheit des Geistes genug haben, um weder die Zügel sich entreißen zu lassen, noch auch durch ein Machtgebot die Berathung abschneiden und darniederhalten zu müßen.

Nachgiebigkeit, wo der Director nur als einzelner Lehrer in Betracht kommt, und

Entschiedenheit, wo es das Wohl des Ganzen und die Einheit der Anstalt gilt, werden auch hier Haupterfordernisse eines tüchtigen Directors sein *). Daß derselbe auch die Auctorität besitzen müße, Dissonanzen im Lehrercollegium zurückzuhalten und nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, versteht sich von selbst.

Wo Abstimmungen nothwendig sind, ist die Stimme des ersten Votanten nicht selten maßgebend. Es ist dies in der Regel der älteste Lehrer, manchmal freilich ein Mann, den vorgerücktes Alter hindert, an seinem Berufe noch das rechte Interesse zu nehmen, oder auch ein solcher, der mit dem Director in grundsätzlichem Widerspruche steht. In diesem Falle kann nur gehofft werden, daß eine allseitige Besprechung des Gegenstandes der Abstimmung den Einfluß des ersten Votanten unschädlich machen könne.

Ueber das Resultat der Lehrerconferenz und die darin gefaßten Beschlüsse ist ein Protokoll aufzunehmen, welches Geschäft meistens dem jüngsten Lehrer anheimfällt. Jedoch dürfen diese Protokolle nicht bloße Inhaltsanzeigen sein, sondern müßen den Gang der Verhandlung nebst den Gründen des gefaßten Beschlusses darstellen.

Elsperger.

Lehrerin. Den Bonnen und Gouvernanten sind besondere Artikel gewidmet. Auch sie, namentlich die Gouvernanten, unterrichten und sind insofern Lehrerinnen, wenigstens Hauslehrerinnen; aber sie führen diesen Namen nicht; an sie denkt man nicht, wenn man von Lehrerinnen spricht. Die „Lehrerin" gehört der Schule an, der öffentlichen oder der Privatschule. An Mädchenschulen, ja selbst an gemischten Schulen unterrichten bereits Tausende von Lehrerinnen; aber noch immer wird darüber gestritten, ob Lehrerinnen an den Schulen angestellt werden sollen oder nicht. Namentlich bei uns in Deutschland lassen sich, besonders aus pädagogischen Kreisen, noch immer Stimmen genug dagegen vernehmen.**) Im „Süddeutschen Schulboten" (24. Jahrg. No. 12) rufen zwei Lehrer am Schlusse einer Erwiderung auf einen den Lehrerinnen günstigen Aufsatz aus: „Sind die Lehrerinnen im Stande mehr zu leisten als die Lehrer? Wird diese Frage bejahend beantwortet, — o so laßt sie herein ꝛc. und schickt die Lehrer fort. Wird sie aber verneint, und wir thun es entschieden, — warum sollen dann Lehrerinnen eingeführt werden, da an Lehrern kein Mangel ist?" Ein nicht recht verständlicher Schluß. Leben und leben lassen, sagt ein altes Sprichwort; warum sollen die Lehrerinnen, wenn und wo sie dasselbe leisten wie Lehrer, nicht ebenso gut wie diese einen Platz in der Schule finden? In einer andern pädagogischen Zeitschrift wurde die Anstellung der Lehrerinnen mit der von verabschiedeten Corporalen verglichen. In derselben Zeitung, in welcher dieser Vergleich zu lesen war, fand sich auch einmal folgende Stelle: „Wenn nun gegenwärtig auch in den protestantischen Ländern das Institut der Lehrerinnen beliebt wird, so mag wohl ein guter Grund hiervon mit in der jetzt herrschenden Ansicht über den Religionsunterricht zu suchen sein; man will alles Nachdenken über religiöse Wahrheiten verbannen und wählt deshalb Leute, die ausschließlich dem Gefühle huldigen." In einem andern Artikel werden die Damen als die „unklaren, ohne volles Bewußtsein handelnden" den klaren und mit Bewußtsein handelnden Männern entgegengesetzt. — Sehen wir jedoch lieber von solchen „unklaren" Ansichten ab und wenden wir uns zu den Wortführern im Gebiete der Pädagogik. Wir entnehmen die folgende und mehrere spätere Stellen einer vom Vers. dieses Artikels im J. 1855 geschriebenen und in seinen „Pädagogischen Blättern" (3. Jahrg. S. 437. ff.) befindlichen Abhandlung „über die Bildung von Lehrerinnen."

Um nur von Neuern zu reden, erwähnen wir G. Baur (Grundzüge der Er-

*) Ein Muster in dieser Hinsicht war Friedr. Jacob. S. s. Leben und Wirken von Dr. Classen, S. 45. 46.

**) Sie beziehen sich aus nahe liegenden Gründen nicht auf die Lehrerinnen in weiblichen Handarbeiten. Auch in unserem Artikel wird von diesen abgesehen.

ziehungslehre, 2. Aufl. S. 99 ff). Nach ihm tritt in dem weiblichen Geſchlechte die Empfänglichkeit, in dem männlichen die Selbſtthätigkeit mehr hervor. Hierin liege der Grund, daß das Weib mehr in ſich gekehrt ſei, ſich weniger von ihrer Subjectivität losmachen könne und in engerem Kreiſe dem unmittelbaren Gefühle folge, während der Mann ſich mehr nach außen wirkſam erweiſe, fähiger ſei auf fremde Individualitäten einzugehen, und mit ausgebreiteter Ueberſicht über die Aufgabe der geſammten Menſchheit und den weiten Umfang menſchlichen Lebens im Getriebe ſämmtlicher Kräfte dem Einzelnen ſeine Stelle anzuweiſen vermöge. Daraus folgert nun Baur, daß die oberſte Leitung und Vollendung des Erziehungsgeſchäftes Sache des Mannes ſei, während es die Aufgabe des Weibes bleibe, durch den unmittelbaren Einfluß ihrer Perſönlichkeit in das Kind in den erſten Jahren die allgemeinen göttlichen Geſetze, welche es ſpäter mit Selbſtbewußtſein befolgen ſoll, als Empfindung zu bringen. Auch ſpäter, meint er, dürfe, wenn Einſeitigkeit und Mangel an Gemüthsbildung vermieden werden ſolle, der weibliche Einfluß auf die Erziehung, namentlich der Mädchen, nicht fehlen; aber die Erziehung im ſtrengen und vollen Sinne des Wortes und alſo auch die oberſte Leitung der Erziehung von Mädchen werde immer nur von einem Manne ausgehen können. Er findet zwiſchen weiblicher und männlicher Erziehung ungefähr dasſelbe Verhältnis wie zwiſchen mütterlicher und väterlicher; die häusliche und mütterliche müße den Grund legen, die öffentliche und väterliche müße vollenden. Beſondere Hervorhebung verdient der Satz: „Ein weibliches Individuum, welches die Erziehung zum ſteten, eigentlichen Berufsgeſchäfte macht, tritt, wie die weibliche Schriftſtellerin, aus ſeiner Sphäre heraus, und darum geſchieht es, wie die Erfahrung lehrt, ſelten ohne Aufopferung der unbefangenen, wahrhaft ſchönen Weiblichkeit.“ Vor ſolcher Gefahr können ſeiner Meinung nach öffentlich angeſtellte Lehrerinnen nur gewahrt werden, wenn man ſie bloß in einzelnen beſchränkten Fächern unterrichten läßt, vor allem aber die Leitung der Schulen Männern überträgt. — Läßt Baur hiernach Lehrerinnen für einzelne Stunden, als Fachlehrerinnen zu, ſo will ſie dagegen Palmer (Ev. Pädagogik 3. Aufl. S. 468) nur in Anſtalten, die noch nicht Schulen ſind, in Warteanſtalten, Kleinkinderſchulen, Kindergärten, Spielſchulen u. ſ. w. ſehen. „Wo es ſich aber ums Lernen handelt,“ ſagt er, „da iſt das ſtraffere, conſequentere Auftreten des Mannes, da iſt ſein objectiveres Verhalten zum Lehrgegenſtande ſchlechthin nothwendig.“ „Sobald das Weib in öffentlicher Schule als Lehrerin auftritt, tritt ſie hiermit ins öffentliche Leben heraus, was ſie in activer Weiſe nicht ſoll, was ſie nicht kann, ohne ihren weiblichen Charakter irgendwie zu alteriren.“ Dieſer Anſicht iſt Bormann, der bekannte Lehrer der Lehrerinnen, in der Recenſion der Palmer'ſchen Pädagogik (Schulblatt der Provinz Brandenburg, 1854. S. 91) mit folgenden Worten entgegengetreten: „In Sachen wie dieſe entſcheidet die Erfahrung, und wer, wie Referent, in ſeinem Leben Hunderte von Lehrerinnen gebildet, ihre Wirkſamkeit beobachtet und den Segen wargenommen hat, den ſie in der Verwaltung ihres Lehramtes ſtiften und den ſie wiederum aus demſelben empfangen, der kann in den angeführten Behauptungen nur den Ausdruck eines mehr auf weite Verbreitung als auf innere Gründe ſich ſtützenden Vorurtheils erblicken.“ — Ein ähnliches Erfahrungsurtheil iſt aus älterer Zeit in Erinnerung zu bringen, ein Bericht des Conſiſtoriums zu Münſter, wo man in der Normalſchule ſeit 1801 Lehrerinnen bildete (Beckedorff, Jahrbücher des Preußiſchen Volksſchulweſens. 2. Bd. S. 277). Darin heißt es: „In Hinſicht der Wirkſamkeit und Amtsführung der Lehrerinnen hat die Erfahrung gelehrt, daß im Durchſchnitt die Schulen der Mädchen, denen eine Lehrerin vorſteht, in einem beſſern Zuſtande ſich befinden, als die Schulen der Lehrer. Man nimmt darin mehr Lebendigkeit, ein friſcheres Weſen, beſſere Fortſchritte und mehr Anhänglichkeit und Zutraulichkeit war. Wenn hiervon auch manches in der leichtern Empfänglichkeit, in der frühern

Entwicklung und in dem zarten Sinn der weiblichen Jugend seinen Grund haben mag, so ist es doch auf der andern Seite auch nicht zu verkennen, daß in der Regel die Lehrerinnen durch mehr Fleiß, Amtstreue und Folgsamkeit, sowie durch mehr Gewandtheit in der Behandlung der Jugend vor den männlichen Lehrern sich auszeichnen."

Wir könnten den Gegnern des Instituts der Lehrerinnen namentlich noch Beneke (Erziehungslehre, 1. Bd., S. 557. 2. Bd., S. 286 ff.), den Vertheidigern Niemeyer (Grundsätze der Erziehung. 2. Th., S. 688 ff. 7. Ausg.) und Curtman (Reform der Volksschule. S. 68 ff.) anreihen (vgl. auch Hergang, pädag. Realencyklop. 2. Th., S. 244 und Kirsch, das deutsche Volksschulrecht, 2. Bd., S. 73 ff). Doch ist es Zeit, daß wir uns unser eignes Urtheil bilden.

Der Einfluß, welchen in der Familienerziehung die Mutter neben dem Vater auf die Kinder ausübt, das Ueberwiegen ihres Einflusses bei der Erziehung der Mädchen, die Hingebung des Weibes, ihr gesunder, im Augenblicke das Richtige treffender Verstand, ihr reges und inniges Gefühl für alles Gute und Schöne, ihre unermüdliche, keine Beschwerde scheuende Ausdauer, ihr unbefangener religiöser Sinn, dies alles sind Gründe für die Befähigung des Weibes zum Berufe einer Lehrerin, die schwer genug ins Gewicht fallen, wenn man an die erziehende, gemüthsbildende Aufgabe des Unterrichts denkt. Wenigstens muß diese Befähigung im Hinblick auf solche Züge in dem Thun und Wesen des Weibes für diejenige Sphäre der Lehrthätigkeit anerkannt werden, in welcher das erziehliche Moment überwiegt, für den ersten Elementarunterricht. Wir haben jedoch nur den Elementarunterricht der Mädchen im Sinne und zwar nicht bloß darum, weil beim Knaben in dem Alter, in welchem er in die Schule tritt, so weit er auch noch vom Mannesalter entfernt ist, doch schon die Erziehung zum Manne beginnen muß, sondern auch mit Rücksicht darauf, daß die Lehrerin im Interesse ihrer Weiblichkeit nicht zu denjenigen Kraftmitteln greifen darf, welche das unbändige Wesen des Knaben bedingt, also nicht bloß um des Kindes, sondern auch um der Lehrerin willen. Diese letztere Rücksicht ist es auch, welche uns leitet, wenn wir Lehrerinnen von frequenten Classen ausschließen. Läßt sich auch eine kleinere Mädchenschaar mit weiblicher Milde regieren, so verlangt doch die Regierung einer zahlreichen Mädchenclasse männliche Kraft und Straffheit. Daß wir die Verwendung der Lehrerinnen in gemischten Classen nicht billigen, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. — Während wir kein Bedenken tragen würden, einer Lehrerin eine nicht zahlreiche Elementarclasse einer Mädchenschule ausschließlich zu übertragen, während wir sogar bei solchen Classen an Schulen für Mädchen aus den gebildeten Ständen in der Regel einer Lehrerin, die den Sitten und Anschauungen dieser Stände meist näher stehen wird, als eine große Zahl junger Elementarlehrer, den Vorzug geben würden, will es uns nicht zweckmäßig erscheinen, eine Dame zur Hauptlehrerin einer höheren Classe zu machen. Hier würde sie sowohl in der Disciplin, als auch im Unterrichte eine mehr für Männer geeignete Aufgabe zu lösen haben. Eine ihr viel entsprechendere Stellung wird sie in einer solchen Classe finden, wenn sie nur als Lehrerin eines den Schülerinnen lieben Faches erscheint und wenn sie neben den mitwirkenden Männern als Vertreterin zarter Weiblichkeit auftritt und, wie die Mutter im Hause, so in der Schule das unbefangene, weniger aus Respect, als aus liebevoller Hingabe hervorgehende Vertrauen der Mädchen für sich in Anspruch nimmt. Welches die Fächer sein würden, die eine Lehrerin in diesem Sinne auch in höhern Classen übernehmen könnte, hängt viel zu sehr von dem Standpuncte der Schule und von der Eigenthümlichkeit der Lehrerin ab, als daß sich darüber etwas allgemeingültiges sagen ließe.

Aber auch gegen diese eingeschränkte Beschäftigung von Lehrerinnen an Mädchenschulen sollen eine Menge von Erfahrungen sprechen. Man tadelt die Reizbarkeit, den Eigensinn und die Launenhaftigkeit an der einen Lehrerin, den Mangel der Consequenz an einer andern, die Unfähigkeit, sich in eine neue Methode zu finden, bei einer dritten, die dem Lernen so schädliche Oberflächlichkeit bei einer vierten, die übermäßige Anstren-

gung der jugendlichen Kräfte bei einer fünften; man spricht von der Kenntnisbeibringung, die eine sechste an die Stelle des Unterrichts setzt, und von den unzureichenden Kenntnissen einer siebenten. Die Reihe ließe sich noch weiter fortsetzen; aber man sieht schon, welcher Art ihre Glieder sind. Alle diese Vorwürfe sollen auf Erfahrungen beruhen; aber diese Erfahrungen sind so vereinzelt und zufällig gemacht, daß durch sie die planmäßigen Erfahrungen des einen Vormann nicht aufgehoben werden können. Könnten nicht an manchen männlichen Lehrern ganz dieselben Erfahrungen gemacht werden? Was die einzelnen eben zusammengestellten Vorwürfe anlangt, so wollen wir auf den ersten mit Curtmans Worten (Reform der Volksschule, S. 69 f.) antworten: „Es ist zwar nicht zu verkennen, daß Jungfrauen, welche die Ehe und damit ihr eigentliches Lebensziel verfehlt haben, gern unmuthig und launisch zu sein pflegen. Allein diese Verstimmung stammt doch hauptsächlich aus der bisherigen schiefen Lage aller älteren Jungfrauen und der daraus entspringenden falschen Lebensansicht. In dem Maße, wie das Publicum aufhört, geringschätzig auf den ehelosen Stand herabzublicken, wird auch die Freudigkeit der Lehrerinnen wachsen." — Was den zweiten Vorwurf, den des Mangels an Consequenz, anlangt, so sollte zwar die Consequenz ein Hauptvorzug des männlichen Denkens und Handelns sein; aber so wenig wie sie es immer ist, ebenso wenig läßt sich von allen Frauen behaupten, daß ihnen diese Consequenz abgienge. Dazu kommt, daß der feine Takt, mit dem gebildete Frauen das Richtige im einzelnen zu treffen wissen, bei der Thätigkeit des Lehrens, in der es meist gerade auf augenblickliches, rasch entschlossenes Handeln ankommt, gewiß oft von größerem Werthe ist, als ein ängstliches Halten auf Consequenz, auf die häufig die pedantischen Lehrer am meisten geben. — Noch viel einfacher ist aber die Antwort auf die übrigen der oben erwähnten Vorwürfe, die man den Lehrerinnen macht. Sie reduciren sich auf den Vorwurf mangelhafter Vorbildung fürs Lehramt. Man sorge nur dafür, daß nur solche Lehrerinnen angestellt werden, die sich ein für ihren Beruf ausreichendes, gründliches Wissen angeeignet und ein klares Verständnis ihrer Aufgabe erworben haben, die praktisch in der Thätigkeit des Lehrens und Erziehens vorgeübt sind, und man wird sich überzeugen, daß ein dem gebildeten Mittelstande angehöriges Mädchen wenigstens ebenso bildungsfähig ist, wie die meisten ins Seminar einlretenden Präparanden.

Es bedarf, ehe wir zur Besprechung thatsächlicher Verhältnisse übergehen, noch der ausdrücklichen Erörterung einer Frage, deren Beantwortung in dem Vorigen fast schon enthalten ist. Wir meinen die Frage, ob die Leitung einer Schule weiblichen Händen anvertraut werden dürfe. Das Weib soll im Kleinen treu sein; so richtig es das Einzelne zu beurtheilen vermag, so wenig ist es geeignet, die allgemeinen Grundsätze aufzustellen, nach denen sich das Ganze einer Schule gestalten soll. Die übergeordnete Stellung zu den Lehrern der Anstalt ist bei den Vorsteherinnen entweder gar nicht vorhanden (theils weil ein Mann, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach, die Leitung in der Hand hat, theils weil jeder einzelne Lehrer seinen eignen Weg geht), oder sie erinnert sehr widerwärtig an das, was man Emancipation der Frauen nennt. Der Vorsteher einer Schule hat ferner die Schule dem Publicum gegenüber zu vertreten, und gerade dadurch wird seine Stellung zu einer öffentlichen in weit höherem Maße als die eines bloßen Lehrers. Schon das allein sollte Frauen von der Leitung einer Schule um ihres weiblichen, dem öffentlichen Auftreten fremden Sinnes willen zurückhalten, selbst wenn sie die dem Manne eigenthümliche Objectivität, die Fähigkeit, sich in mannigfaltige fremde Verhältnisse zu finden, — Eigenschaften, die ein Director doch sicher haben muß, — besäßen.

Sollen wir nun noch die in verschiedenen Ländern bestehenden Verhältnisse besprechen, so müßen wir von vornherein gestehen, daß es uns nicht möglich ist, das hieher gehörige Material mit auch nur einiger Vollständigkeit zusammenzustellen. Wir verweisen zunächst auf die Artikel: Amerikanisches Unterrichtswesen, Baden (I. S. 415), Bayern (I. S. 440 ff.), Belgien (I. S. 498 f. Das Organisations-

reglement der belgiſchen Normalſchulen für Lehrerinnen findet ſich in Vogel's und Körner's höherer Bürgerſchule, 4. Jahrgang, S. 60 ff.), Frankreich (II. S. 499), freie Städte (II. S. 516 f., wo die Zahl der an den einzelnen öffentlichen Schulen wirkenden Lehrerinnen angegeben iſt), Griechenland (III. S. 54 und S. 62), Großbritannien und Irland (III. S. 111 und S. 131), Hannover (III. S. 335), Heſſen (III. S. 480 und 517). Daran reihen wir noch Mittheilungen über den Stand der Sache namentlich in Preußen und Sachſen. Neben 31467 Lehrern zählte an den öffentlichen Elementarſchulen im J. 1857 der preußiſche Staat 1523 Lehrerinnen und an den conceſſionirten Privatſchulen neben 2132 Lehrern 1503 Lehrerinnen. Am günſtigſten ſtellte ſich für die Lehrerinnen das Verhältnis an den öffentlichen Elementarſchulen in Weſtfalen, wo auf 2101 Lehrer 349 Lehrerinnen kamen, am ungünſtigſten in der Provinz Poſen, wo auf 2489 Lehrer 6 Lehrerinnen kamen; an conceſſionirten Privatſchulen am günſtigſten in der Provinz Pommern (bei 121 Lehrern 207 Lehrerinnen), am ungünſtigſten in der Provinz Poſen (bei 168 Lehrern 36 Lehrerinnen). Vergl. hierüber Stiehl, Centralblatt, 1859, S. 59. Genauer ſpecialiſirt namentlich in der Unterſcheidung von Stadt- und Landſchulen, ſowie von evangeliſchen, katholiſchen und Simultan-Schulen ſind die Zahlenverhältniſſe ebendaſelbſt S. 60, S. 122, S. 250, S. 314. Vgl. übrigens auch Stiehls Centralblatt, 1859, S. 413. — Was die höheren Mädchenſchulen anlangt, ſo unterrichten nach Mushacke (Preuß. Schul-Almanach für die Zeit von Oſtern 1862 bis Oſtern 1863) an 44 Anſtalten (für die übrigen fehlen die betreffenden Angaben) neben 308 Lehrern 157 Lehrerinnen. — Für die Bildung von Lehrerinnen beſtehen in Preußen Seminare zu Graudenz (ev.), Poſen (simult.), Berlin (ev.), Droyßig (ev.), Münſter (kath.), Paderborn (kath.), Cöln (kath.) und Kaiſerswerth (ev.), ferner, mit höhern Töchterſchulen als Oberclaſſe verbunden, zu Bromberg (simult.), Berlin (ſtädtiſche höh. Töchterſchule), zu Elberfeld 2 (ſtädt. h. Töchterſch. und Privat-Töchterſch.) und Aachen (kath.). Einer beſonderen Hervorhebung bedürfen hierunter die weiblichen Bildungs- und Erziehungs-Anſtalten zu Droyßig im Regierungsbezirke Merſeburg. Sie ſind durch den verewigten Fürſten Otto Victor von Schönburg-Waldenburg gegründet und ſtehen unter der unmittelbaren Leitung und Aufſicht des Unterrichts-Miniſters. Sie beſtehen 1) in einem Seminar für Elementarlehrerinnen, 2) in einem Inſtitute zur Vorbildung von Gouvernanten und Lehrerinnen an höheren Töchterſchulen, 3) in einem Penſionat für evangeliſche Töchter höherer Stände. Das Seminar hat einen zweijährigen Curſus. Der Unterricht in denſelben und die Uebungen in der mit ihm verbundenen Töchterſchule erſtrecken ſich auf alle für den Beruf erforderlichen Kenntniſſe und Fertigkeiten, den Unterricht in der franzöſiſchen Sprache, in Handarbeiten und Betheiligung an der Führung des Hausweſens mit eingeſchloſſen. Die Zöglinge wohnen in dem Anſtaltsgebäude. Die jährliche Penſion beträgt 65 Thlr. Zur Unterſtützung für würdige und bedürftige Zöglinge ſind Fonds vorhanden. Zur Aufnahme in das Seminar ſind, mit Ausnahme der Ausbildung in der Muſik, diejenigen Kenntniſſe und Fertigkeiten erforderlich, wie ſie in dem Regulativ vom 2. October 1854 für die Vorbildung der Seminar-Präparanden bezeichnet ſind, außerdem Fertigkeit in weiblichen Handarbeiten. Ein Anfang im Verſtändnis der franzöſiſchen Sprache, ſowie im Clavierſpiel; Geſang und Zeichnen iſt erwünſcht. — Der Curſus der Bildungsanſtalt für Gouvernanten und Lehrerinnen an höheren Töchterſchulen dauert drei Jahre. Um die Zöglinge praktiſch mit einer guten und einfachen Unterrichts- und Erziehungsmethode bekannt zu machen, werden ſie in dem mit dem Gouvernanten Inſtitute verbundenen Töchter-Inſtitute lehrend und erziehend beſchäftigt. Ein beſonderes Gewicht wird auf die Ausbildung in der franzöſiſchen und engliſchen Sprache, ſowie in der Muſik gelegt. Die jährliche Penſion beträgt 105 Thlr. Vor der Meldung hat ſich die Bewerberin bei einem von ihr zu wählenden Director oder Lehrer einer höheren öffentlichen Unterrichts-Anſtalt oder bei einem Königl. Schulrath einer Prüfung zu unterwerfen und denſelben um Ausſtellung eines Zeugniſſes über ihre

Kenntniſſe in der deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Sprache und Literatur, ſowie in den Realgegenſtänden zu erſuchen und dieſes Zeugnis nebſt den Prüfungsarbeiten einzureichen. Ueber ihre muſikaliſche Ausbildung hat ſie entweder das Zeugnis eines Muſikverſtändigen beizubringen, oder doch ſelbſt Angaben über ihre desfallſigen Studien zu machen. Fertigkeit in den gewöhnlichen weiblichen Handarbeiten wird vorausgeſetzt. Vgl. über das Nähere den Artikel in Stiehls Centralblatt, 1859, S. 405 ff., welchem wir die vorſtehenden Notizen entnommen haben, ferner ebenda S. 77 ff.; Rönne, das Unterrichtsweſen des preußiſchen Staats, 1. Band, S. 406 f., und Schulblatt der Provinz Brandenburg, 18. Jahrgang, S. 470 ff. Ueber das Lehrerinnen-Seminar zu Kaiſerswerth vgl. Stiehls Centralblatt, 1859, S. 744 f. und die oben angeführte Stelle auf S. 413 f.*)

Was die zur Erlangung der Anſtellungsfähigkeit zu beſtehenden Prüfungen der Lehrerinnen anlangt, ſo begnügen wir uns auf die Zuſammenſtellung Rönne's (a. a. O. S. 428 ff.) und auf Kirſch, das deutſche Volksſchulrecht, 2. Band, S. 75 ff., zu verweiſen. An letzterem Orte (S. 78 ff.) finden ſich auch die auf die Lehrerinnen bezüglichen, in Oeſterreich, im ſchweizeriſchen Canton Waadt und in Frankreich gültigen Beſtimmungen. — Ueber die Fortbildung der Lehrerinnen hat die k. Regierung zu Trier eine Verfügung erlaſſen, die ſich in Stiehl's Centralblatt, 1851, S. 604 ff. abgedruckt findet. — Erwähnenswerth iſt hier ferner eine Bekanntmachung des k. Schulcollegiums der Provinz Brandenburg vom 23. Jan. 1857, betreffend die Prüfung von Turnlehrerinnen, abgedruckt im Schulbl. der Provinz Brandenburg, 22. Jahrg., S. 208 f.

Einige nähere Mittheilungen wollen wir über die hierher gehörige Verordnung des königl. ſächſiſchen Cultus-Miniſteriums vom 17. Juni 1859 machen, da dieſelbe weniger zugänglich ſein dürfte. Hervorgerufen war dieſe Verordnung durch die immer ausgedehntere Verwendung von Lehrerinnen zur Ertheilung eines allgemeine Bildung bezweckenden Unterrichts, durch die Rückſicht darauf, daß dies mit wahrem Nutzen namentlich zur Erziehung der weiblichen Jugend geſchehen könne, und durch das Vorhandenſein des im Jahr 1856 von dem Fürſten Otto Victor von Schönburg-Waldenburg zu Callenberg bei Lichtenſtein gegründeten Lehrerinnen-Seminars (deſſen Curſus dreijährig und mit dem eine Seminarſchule verbunden iſt). — Alle diejenigen, welche als Lehrerinnen für ſchulpflichtige Kinder, ſei es an öffentlichen Schulanſtalten oder an Privatinſtituten und in Familien, thätig ſein wollen, haben ihre Befähigung dazu durch das Beſtehen einer Prüfung zu beweiſen. Ausgenommen ſind nur ſolche Lehrerinnen, welche lediglich Unterricht in weiblichen Arbeiten, in neuern Sprachen, in der Muſik und im Zeichnen ertheilen. Es beſtehen zwei Prüfungs-Commiſſionen, die eine, für die Zöglinge des genannten Seminars, zu Callenberg, die andere zu Dresden. Den Vorſitz in einer jeden führt ein königl. Commiſſarius; zu der erſteren gehören außerdem der Director und die ordentlichen Lehrer und Lehrerinnen des Seminars. — Die Prüfung zerfällt in eine ſchriftliche und mündliche und in eine Lehrprobe und erſtreckt ſich auf alle Gegenſtände des Unterrichts für höhere Mädchenſchulen, d. h. auf 1) chriſt-

*) Wir fügen noch eine Notiz aus Stiehl's Centralblatt 1862 bei, wo (S. 279 f.) geſagt wird: Seit 1856 werden infolge des wachſenden Lehrermangels von der ſtädtiſchen Schuldeputation in Berlin auch Lehrerinnen angeſtellt; im J. 1857 berichtet dieſe Deputation, daß die Lehrerinnen in der Regel mit der treuſten Hingebung, mit Selbſtverleugnung, hier und dort ſogar mit einem Eifer ihrem Berufe dienen, der wegen ihrer Geſundheit beſorgt machen kann; ſie bereiten ſich meiſt auf das gewiſſenhafteſte auf die Lehrſtunden vor, welche ſie zu ertheilen haben, und üben bei dem weiblichen Anſtande, mit welchem ſie ſich unter ihren Schülerinnen bewegen, auf die äußere ſittliche Bildung derſelben einen recht heilſamen Einfluß aus. Ebenſo lautet der Bericht nach Ablauf des dritten Jahrs. Gegenwärtig (1862) unterrichten in den Schulen der Stadt Berlin mehr als 300 geprüfte Lehrerinnen und alle uns zugehenden Berichte ſtimmen mit unſeren eigenen Warnehmungen dahin überein, daß die Thätigkeit derſelben allen Anforderungen genügt. Schmid.

liche Religion und zwar bibliſche Geſchichte und Katechismuslehre; 2) chriſtliche Religionsgeſchichte, 3) Weltgeſchichte, 4) Geographie, 5) Rechnen, 6) Naturkunde, 7) deutſche Literatur, 8) deutſche Sprache, 9) franzöſiſche Sprache, 10) engliſche Sprache, 11) Schönſchreiben, 12) Zeichnen, 13) Geſang und 14) Clavierſpiel. — Für diejenigen Examinandinnen, welche ihre Vorbildung nicht auf dem Callenberger Seminar erlangt haben, iſt die Prüfung in den sub 10, 12, 13 und 14 genannten Fächern facultativ. Die ſchriftliche Prüfung beſteht in einem deutſchen Aufſatz, deſſen Thema vorzugsweiſe dem Gebiete des Religiöſen, oder der Erziehungslehre und Schulkunde, oder der deutſchen Literatur zu entlehnen und den Examinandinnen mindeſtens 8 Tage vor der Prüfung zu geben iſt, ferner in einem franzöſiſchen Aufſatze, der, wie noch eine Ueberſetzung aus dem Deutſchen in das Engliſche, unter Clauſur zu fertigen iſt. — Das durch das Reifezeugnis erlangte Recht erliſcht mit der Verheirathung der Inhaberin. Einer Lehrerin ſoll nie eine Schule ausſchließlich übergeben werden; ſie kann vielmehr nur an Schulen, wo mehrere Lehrer ſind, und neben männlichen Lehrern zur Verwendung kommen. Den Unterricht in Claſſen von gemiſchten Geſchlechtern ſollen Lehrerinnen nur in den Unterclaſſen, dagegen in den Mädchenſchulen durch alle Claſſen, den Religionsunterricht aber nur in den Unter- und Mittelclaſſen ertheilen dürfen. Zwei Jahre lang werden ſie nur proviſoriſch angeſtellt; nach Ablauf dieſer Friſt kann ihre Anſtellung eine definitive werden, und dann unterliegen ſie der ganzen Disciplinar-Geſetzgebung für Lehrer. Es iſt ihnen ein fixer Gehalt auszuwerfen; es leidet aber in Betreff der Dienſtalterszulagen das bezügliche Geſetz, welches beſonders mit Rückſicht auf die wachſenden Familienbedürfniſſe des Lehrerſtandes gegeben iſt, auf dieſelben keine Anwendung; dagegen können ſie, falls ſie durch körperliche oder geiſtige Hinfälligkeit nach treuer Amtsführung dienſtunfähig werden, einen Ruhegehalt bekommen.

Die württembergiſche Regierung hat nach Eiſenlohr (Allg. D. Lehrerzeitung, 1856, S. 23) am Ende des Jahres 1855 den Entwurf eines Volksſchulgeſetzes zum Zwecke einer öffentlichen Prüfung bekannt gemacht, in welchem, um das enorme Misverhältnis zwiſchen unſtändigen und ſtändigen Lehrern zu heben, der Vorſchlag gemacht wird, die Kräfte von Lehrerinnen in ausgedehnteſter Weiſe herbeizuziehen. Hierauf hat der Art. 27 des K. Schulgeſetzes von 1836 in der Schulgeſetz-Novelle v. 6. Nov. 1858 Art. 4 folgenden Zuſatz erhalten: „An Mädchenſchulen und an den unterſten Knabenclaſſen, ſowie an den unterſten gemiſchten Schulclaſſen können mit Zuſtimmung der Gemeindebehörden und mit Genehmigung der Oberſchulbehörde an der Stelle von Unterlehrern und Lehrgehilfen auch Lehrerinnen verwendet werden, welche der Oberſchulbehörde ihre Befähigung dazu nachgewieſen haben.“ Um die Anſtellung derſelben gegenüber der noch in vielen Gemeinden dagegen herrſchenden Abneigung zu ermöglichen und zu erleichtern, hat das Miniſterium des K.- und Schulweſens die Oberſchulbehörde ermächtigt, in dem Falle, wo drei Lehrſtellen vorhanden ſind, und nach der Schulgeſetz-Novelle v. 6. Nov. 1858 Art. 5, 3. in der Regel noch zwei Schulmeiſter angeſtellt ſein ſollen, die Gemeinden von der Verpflichtung zur Anſtellung eines zweiten Schulmeiſters unter der Bedingung zu entbinden, daß ſie ſich dafür die Anſtellung einer Lehrerin gefallen laſſen. Hievon iſt ſchon in einigen Gemeinden zur Zufriedenheit derſelben Gebrauch gemacht worden. Ein Privatſeminar zur Bildung von Lehrerinnen beſteht mit Unterſtützung des Staats in Ludwigsburg; es ſoll eben jetzt in die Räume der ehemaligen Erziehungsanſtalt in Stetten verpflanzt werden. Die näheren Beſtimmungen über die Verwendung von Lehrerinnen an Volksſchulen ſind in der Min.-Verfüg. v. 24. Aug. 1861 und die Bezeichnung der an die Schulamtscandidatinnen bei ihrer Dienſtprüfung zu ſtellenden Anforderungen in den Verfügungen des ev. Conſiſtoriums und des kath. Kirchenraths v. 10. und 11. Jan. 1862 enthalten.*) H. Kern.

*) Obige Vorſchläge ſtützten ſich theilweiſe auf den Reiſebericht eines Lehrers, welcher mit Unterſtützung der württembergiſchen Regierung eine größere Reiſe zum Zweck des Studiums die-

Lehrerprüfung, ſ. unter Prüfung.

Lehrervereine. Wir verſtehen darunter organiſirte freie Vereinigungen von Lehrern mehrerer, möglicherweiſe auch verſchiedener Schulen, im Gegenſatz von amtlich organiſirten Vereinigungen von Lehrern, wie Lehrercollegien, welche überdies nur die Lehrer einer und derſelben Lehranſtalt umfaſſen, oder Schulcommiſſionen, welche nur zu einem beſtimmten Zwecke berufen, auch nicht ausſchließlich aus Lehrern zuſammengeſetzt ſind, auch im Gegenſatz zu Lehrerverſammlungen, welcher Begriff nur die örtliche Zuſammenkunft von Lehrern bezeichnet, ohne eine organiſirte Vereinigung vorauszuſetzen, endlich im Gegenſatz von Schulvereinen, Vereinigungen in Schulangelegenheiten, welche ſich nicht etwa bloß auf Mitglieder des Lehrſtandes beſchränken.

Es iſt natürlich, daß Berufsgenoſſen ſich aufſuchen und zuſammenthun. Es verſteht ſich dies von ſelbſt da, wo gewiße Leiſtungen nur durch Vereinigung von Kräften möglich ſind, wie bei muſikaliſchen Productionen, oder da, wo die Rivalität der Genoſſen gewiße Verabredungen und die Aufſtellung gemeinſamer Normen für den Geſchäftsbetrieb verlangt, wie bei den Gewerben. Aber auch abgeſehen davon führt gleichartige Thätigkeit ſchon an und für ſich die Menſchen zuſammen. Es liegt ein natürliches Bedürfnis, ſich mitzutheilen und auszuſprechen, unter denen vor, welche bei gleicher Arbeit gleiche Zwecke verfolgen und ſich in gleichen äußeren Verhältniſſen bewegen. Von Vereinigungen, die aus ſolchen nöthigenden Gründen hervorgehen, oder dieſen bloß inſtinctiven Charakter haben, reden wir hier nicht. Lehrervereine ſind weder nothwendig, um dem Lehrerberufe Genüge zu thun, noch ſind ſie bloß aus einem dunkeln Drang nach Mittheilung hervorgegangen. Sie ſind erwünſchte Förderungsmittel der Lehrthätigkeit und verfolgen ihren Zweck mit Uebertegung, klarem Bewußtſein und in beſtimmter Form. In dieſer Beziehung ſtehen die Lehrervereine auf gleicher Linie mit den landwirthſchaftlichen Vereinen, Gewerbevereinen ꝛc., ohne welche die Landwirthſchaft und die Gewerbe wohl auch beſtehen und blühen könnten, welche aber noch durch beſondere wohlberechnete Mittel die Intereſſen, deren Namen ſie an der Spitze tragen, zu fördern bemüht ſind. Das Gemeinſame aller dieſer Vereine iſt, daß ſie organiſirt d. h. unter gewißen Formen aufgerichtet ſind. Sie haben gewiße Satzungen oder Statuten, der Eintritt iſt an gewiße Bedingungen geknüpft, ſie halten beſtimmte Zuſammenkünfte, genießen auch da und dort gemeinſame Vortheile.

Bei der Ausbreitung, welche das Vereinsweſen auf allen Gebieten des öffentlichen und ſocialen Lebens gewonnen hat, kann es nicht auffallend erſcheinen, wenn auch auf dem Gebiete der Schule Vereine ſich bilden. Es fragt ſich nur, ob von denſelben für die Sache des Unterrichts und der Erziehung eine weſentliche Förderung zu erwarten

ſer Frage gemacht und ſich ſehr günſtig über ſeine Beobachtungen ſowohl an den Seminarien zur Bildung von Lehrerinnen als an den von Lehrerinnen geleiteten Schulclaſſen ausgeſprochen hatte, theilweiſe auf die Anſichten, welche im Schoße der Oberſchulbehörde geltend gemacht wurden. Wir führen aus einem dort erſtatteten umfaſſenden Vortrag folgende Stelle an: Die Zartheit und Milde, das warme Gefühl, der religiöſe Sinn, die lebhafte Phantaſie des Weibes zieht das Kind unwillkürlich an. Es weiß die Talente, die Bedürfniſſe, die Regungen des Herzens und der Einbildungskraft bei Mädchen leichter zu erkennen und zu verſtehen, als der Mann, und das Mädchen, von einem dunkeln Gefühl innigerer Verwandtſchaft geleitet, öffnet ſich leichter der weiblichen Lehrerin als dem Mann. Das Herbe und Harte des Lehrers ſtreift leicht den weiblichen Duft ab, verletzt das kindliche Gemüth. Die Gabe der Erzählung und der anſchaulich plaſtiſchen Darſtellung befähigt das Weib beſonders zu einem anſprechenden Vortrag der bibliſchen Geſchichte. Weibliche Sitte, Zartgefühl, Reinlichkeit und Ordnungsſinn werden durch Lehrerinnen mehr gepflegt, als durch Lehrer. Einſeitige Verſtandesbildung wird durch ſie verhindert. Wird der Unterricht durch Lehrerinnen auf die jüngeren Altersclaſſen von 6—10 Jahren beſchränkt, ſo reichen auch ihre Kenntniſſe für dieſes Alter aus, und arbeiten ſie mehr als Gehülfinnen, unter der Aufſicht und Leitung eines Oberlehrers, ſo wird mancher Mangel dadurch ausgeglichen, ja es kann der Oberlehrer in einzelnen Fächern, für welche die Lehrerin ſich weniger eignet, den Unterricht übernehmen. Schmid.

ist. Diese Frage nun müssen wir entschieden bejahen. Wenn auch das Schulwesen als Gegenstand der Staatsfürsorge von eigens dazu aufgestellten Behörden organisirt, beaufsichtigt, nach allen Seiten gefördert, wenn auch das Publicum bei dieser Angelegenheit lebhaft betheiligt ist, so bleibt doch noch den Lehrervereinen ein reiches Feld der Wirksamkeit übrig. Einmal erscheinen diese Vereine als ein vortreffliches Mittel, die Fortbildung der Lehrer zu fördern. Hiezu dienen die mündlichen Verhandlungen über die Angelegenheiten der Schule, welche bei den regelmäßigen Zusammenkünften stattfinden. Der lebendige Austausch über Gegenstände der Schulwissenschaft, der Methode und Disciplin, über pädagogische Erfahrungen muß nothwendig die Anschauung des Einzelnen bereichern und berichtigen. Dazu kommen die Vorträge, welche bei solchen Gelegenheiten gehalten zu werden pflegen sammt den Debatten, welche daran sich anknüpfen. Wenn auch häufig durch diese Besprechungen kein greifbares Ergebnis herbeigeführt wird, so wird doch eine reiche Saat ausgestreut; es fehlt nicht an Bemerkungen, Winken und Andeutungen, welche auf einem guten Grunde reichliche Früchte tragen können.

Nicht minder wichtig für diesen Zweck ist das gemeinsame Halten von wissenschaftlichen und pädagogischen Zeitschriften, das in der Regel von solchen Vereinen ausgeht und die Theilnehmer im Zusammenhang erhält mit den Bewegungen der literarischen Welt. Diese Momente fallen um so mehr in's Gewicht, je größer die διασπορά der Lehrer ist an kleineren Anstalten, wie z. B. in Württemberg, an welchen es dem einzelnen Lehrer viel schwerer wird, mit Collegen sich auszutauschen und eine ununterbrochene Verbindung mit den Erzeugnissen der Literatur zu pflegen. Eine natürliche Folge solcher Vereine ist auch da und dort die Herausgabe eigener Zeitschriften, Correspondenzblätter gewesen, in welchen die Theilnehmer ihre Erfahrungen, Urtheile und Ansichten niederlegen und aus welchen sie wiederum Zuflüsse für ihre eigene Weiterbildung erhalten. So erscheinen in Württemberg für das Volksschulwesen verschiedene zum Theil aus solchen Vereinen hervorgegangene Blätter. Auch auf dem Gebiete des Gymnasial- und Realschulwesens sind solche Unternehmungen in Württemberg seit dem Ende der dreißiger Jahre hervorgetreten und haben sich mit geringen Unterbrechungen, wenn auch unter verschiedenen Formen bis heute, unterstützt von der Staatsbehörde, erhalten. Der Gedanke dieser Unternehmungen ist rein von solchen Lehrervereinen ausgegangen. Diese Blätter sind von dem Studienrath zu wichtigen und werthvollen Mittheilungen und Bekanntmachungen benützt worden; sie enthalten neben vielen Abhandlungen, Anzeigen und Beurtheilungen literarischer Erscheinungen, ähnlich der in Frankreich erscheinenden Revue de l'instruction publique, die Aufgaben, welche bei den auf diesem Gebiet stattfindenden Prüfungen gestellt werden. Die wohlthätige Wirkung der Lehrervereine in dieser Richtung steht somit außer Zweifel.

Diese Lehrervereine fördern aber nicht nur die Fortbildung der Lehrer, sondern sie geben auch Gelegenheit, die äußeren Verhältnisse der Schule zu besprechen. Wir rechnen dahin die Fragen über Schulaufsicht und Schulregiment, über Besetzung der Lehrstellen, über die Gehalts-, Pensionsverhältnisse, Alterszulagen, über Schulgelder, Nebenämter, Schullocale. Eine freie Besprechung dieser Gegenstände im Kreise von Schulmännern kann nur zur Förderung der gemeinsamen Sache der Erziehung und des Unterrichts dienen. Es mögen da freilich, wie bei allen freien Discussionen dieser Art, mancherlei unberechtigte Ansprüche hervortreten, manche unüberlegte Ansichten auftauchen, aber es werden auch Verhältnisse geklärt, Differenzen ausgeglichen, Vorurtheile berichtigt. Entschiedene Nothstände machen sich mit ihrem ganzen Gewicht geltend. Wiederholte Petitionen, welche von solchen Vereinen ausgehen, müßen bei den Entschließungen der Regierung bedeutend in die Wagschale fallen.

Ein Element der Bewegung wird allerdings durch solche Vereine im Gebiet des Schulwesens erzeugt. Allein Bewegung muß überall sein, wo nicht Stagnation ein-

treten soll. Eine wohlgesinnte und aufgeklärte Regierung hat solche Bewegung nicht zu scheuen und wird dieselbe auch innerhalb der richtigen Grenzen zu halten wissen. Eine solche Regierung ist sich bewußt, daß sie nicht im Alleinbesitze der Weisheit ist, daß amtliche Visitationen und Berichte nicht immer ausreichen, um den wahren Bestand der Dinge zu constatiren. Es muß ihr Gewissenssache sein, den Dingen überall auf den Grund zu sehen und jede Belehrung, welche sie auf dem Wege ehrlicher und offener Mittheilung erhält, muß ihren Wünschen entgegenkommen.

Daher halten wir es auch für das einzig richtige Verfahren, wenn die Regierung sich zu solchen Vereinen aufmunternd, fördernd, berathend verhält, von jedem Zwange aber und jeder Bevormundung absteht und sich in die Verhandlungen nicht einmischt, wobei es natürlich den Mitgliedern der Aufsichtsbehörden unbenommen bleibt, ohne amtlichen Charakter sich dabei zu betheiligen. Diese Vereine verlieren ihren wahren Charakter, sobald sie befohlen werden. Wir können daher die sogenannten Schulconferenzen, wie sie in Württemberg schon seit Anfang dieses Jahrhunderts für die Volksschullehrer angeordnet sind, als Mittel zur Fortbildung der Lehrer, unter gezwungener Theilnahme derselben nicht in die Classe dieser Vereine rechnen. Wohl aber gehören hieher die Lehrervereine aller Art, wie sie durch ganz Deutschland bestehen, theils im großen Maßstabe und allgemeiner Ausdehnung, theils beschränkt auf kleinere Bezirke oder bestimmte Kategorien von Lehrern, Volksschullehrer, Reallehrer, Gymnasiallehrer, Directoren ꝛc. Es erscheint angemessen, daß die verschiedenen Kreise ihre Sondergelegenheiten für sich besprechen und behandeln, daß sie sich aber auch wieder erweitern und ihren Zusammenhang mit andern nahe liegenden Gebieten pflegen.

In Württemberg besteht ein allgemeiner über das ganze Land verbreiteter Volksschullehrerverein, ebenso ein allgemeiner Reallehrerverein. Einen allgemeinen Verein für Präceptoren und Gymnasiallehrer giebt es nicht, dagegen bestehen locale Vereine dieser Art, an welchen auch Reallehrer sich betheiligen. Solche Vereine hat die Regierung selbst zunächst für Präceptoren schon durch einen Erlaß vom 7. Mai 1827 (Hirzel Schulgesetze S. 582 und Einleitung S. XCIX.) in Anregung gebracht. Der Studienrath spricht sich in dem genannten Erlaß dahin aus, daß vorerst die lateinischen Schullehrer auf den vortheilhaften Einfluß solcher „Conferenzen oder regelmäßigen Zusammenkünfte“ aufmerksam zu machen seien, daß aber „von der Behörde nur ermunternde und berathende Winke, zum Theil auch beschränkende Verfügungen ausgehen können, alles übrige aber der freien Uebereinkunft der Lehrer überlassen bleiben müße.“ — Infolge dieser Aufmunterung bildeten sich Vereine in allen Theilen des Landes zunächst unter den Lehrern der Lateinschulen und Gymnasien, welchen später auch die Lehrer an Realschulen, als solche in ausgedehnterer Weise gegründet wurden, beitraten. In den Jahren 1848 und 49 litten diese Vereine bedeutend noth. Die Zusammenkünfte unterblieben und die Theilnehmer giengen auseinander. Es ergiengen später wieder erneuerte Aufmunterungen von Seiten der Behörde, und es haben sich, wenn auch nicht mehr in der früheren Zahl und Stärke, wieder neue Vereine gebildet. Aehnliches besteht wohl auch an andern Orten. Hirzel.

Lehrerversammlungen. Versammlungen von Lehrern können nach Ursprung, Aufgabe, Zweck und Ziel, nach innerer und äußerer Organisation verschieden sein. Es fragt sich dabei, ob sie als Bestandtheil eines Gesammtschulorganismus geboten oder empfohlen oder ob sie aus völlig freiem Entschluß der Theilnehmer hervorgegangen sind; ob die Theilnahme beschränkt ist auf Lehrer einer Provinz, eines Landes, einer Nation, oder sich erstreckt auf Lehrer verschiedener Länder und Nationen, auf Lehrer einer, verschiedener oder aller Kategorien u. s. w. Wir behandeln hier nicht die periodisch wiederkehrenden Land- oder Provincialschulconferenzen von Lehrern resp. von Directoren (wie sie z. B. in Westfalen und neuerdings in Pommern bestehen), sondern nur periodisch wiederkehrende deutsche Lehrerversammlungen, deren Besuch von dem freien Ermessen der Theilnehmer abhängt und nicht auf ein Land, viel weniger auf eine Provinz be-

ſchränkt iſt. Sie vereinigen Lehrer verſchiedener deutſchen Staaten, ſeis größerer ſeis kleinerer Umkreiſe zu gemeinſamen Verhandlungen über Gegenſtände der Wiſſenſchaft.

Der erſte derartige Verſuch einer Lehrerverſammlung liegt in dem Vereine Norddeutſcher Schulmänner vor, der durch das Lübecker Lehrercollegium veranlaßt, nach ſeinem ſorgfältig gearbeiteten Statute auf die Theilnahme der Lehrer an Univerſitäten, Gymnaſien, Progymnaſien und Realſchulen Mecklenburgs, Schleswig-Holſteins, Lauenburgs, des Fürſtenthums Lübeck und der freien Städte Hamburg und Lübeck rechnete, ſich aber bald weiter auch auf Hannover, Oldenburg und Braunſchweig ausdehnte und von 1834 bis 1846 jährliche, zwei- bis dreitägige Zuſammenkünfte gehalten hat, bei welchen nach Maßgabe der jedesmal vorliegenden Abhandlungen oder Fragen die Bildung von Sectionen geſtattet war. Die höchſt beachtenswerthen Verhandlungen dieſer Congreſſe liegen in den von Lübker u. a. edirten Protocollen vor (Schleswig 1841 u. ſ. w.). Sie laſſen auch die verſchiedenen Phaſen des Vereins erkennen. Schon in der dritten Zuſammenkunft zu Braunſchweig 1836 wurde der Antrag geſtellt, ſich in drei kleinere Diſtricte aufzulöſen mit allgemeinen Zuſammenkünften von 5 zu 5 Jahren, da zur Begründung eines wahrhaft fruchtbaren Geiſtes und Charakters der Verſammlungen eine möglichſt ſtetige Theilnahme derſelben Mitglieder nothwendig, aber nur bei eingeſchränkteren localen Grenzen erreichbar ſei. Hatte dieſer Antrag auch zunächſt nur den Beſchluß zur Folge, daß der Verſammlungsort nicht ſüdlich der Elbe gelegt werden ſollte, ſo wurde doch zwei Jahre darauf die Theilung des Vereins in einen cis- und transalbiniſchen Coetus beſchloſſen. Nur der erſtere hat fortbeſtanden und 1851 den vierzehnten Congreß in Hamburg gehalten. Die Verſammlungen waren anfangs theils allgemeine, in denen Themata von allgemein-pädagogiſchem Intereſſe beſprochen wurden, theils Sectionsverſammlungen, je nach Bedürfnis eine mathematiſch-phyſikaliſche, eine geſchichtliche und eine philologiſche. Die Aufgabe, das eigene, ſelbſtändige, freie und tiefe Leben und Streben der Schule fördern und wahren zu helfen (vgl. Wex in den Protocollen S. 55), iſt der lebendigſten Theilnahme ſo würdig wie theilhaftig geweſen.

Lehrerverſammlungen kleinerer Umkreiſe beſtehen noch jetzt in den bald jährlichen bald halbjährlichen Congreſſen von Gymnaſiallehrern aus Preußen, Braunſchweig, Hannover, Anhalt zu Aſchersleben und in dem Vereine der Gymnaſiallehrer am Mittelrhein, gegründet 1857 von Claſſen in Frankfurt, dem langjährigen thätigen Theilnehmer des norddeutſchen Vereins, berechnet auf die Theilnahme der Lehrer aus beiden Heſſen, Baden, Naſſau, Pfalzbaiern, Frankfurt, Württemberg, Preußen. Die Zuſammenkünfte des letzteren Vereins waren bisher in Auerbach an der Bergſtraße, in Biberich, Frankfurt, Mainz, Darmſtadt.

Dieſe kleinern Vereine können in ihrer feſteren Geſtaltung und berechneteren Thätigkeit unmittelbarer und ſegensreicher wirken als die größeren. Indem ſie ſich in ihren engeren localen Grenzen halten und ſich um einen feſten Mittelpunct und Kern bilden, erhalten ſie dadurch die Fähigkeit und Leichtigkeit, auf einem bekannten und öfters erprobten Terrain ſolche Beſprechungen anzuſtellen, von denen, weil ſie in einem inneren Zuſammenhang ſtehen, ein wahrhafter Fortſchritt und Gewinn zu erwarten iſt.*) Sie können zu eng befreundeten Kreiſen von Fachgenoſſen werden, die ſich mit gegenſeitigem Vertrauen und der unbefangenſten Offenheit über die Intereſſen des Gymnaſialunterrichts im allgemeinen und über ihr perſönliches Wirken an den Anſtalten insbeſondere ausſprechen. Der Austauſch von praktiſchen Erfahrungen, die bei der Durchführung verſchiedener Schulorganismen gewonnen ſind, ſchützt die Theilnehmer vor mancherlei Experimenten, deren Siſyphus-Arbeit ſonſt ſelten erſpart wird, am wenigſten dem Lehrer, der es mit ſeiner praktiſchen Fortbildung ernſtlich meint.

Allgemeine deutſche Lehrerverſammlungen ſind außer dem Philologencongreß, der

*) Lübker a. a. O. S. 24. vergl. Mützell's Zeitſchr. für d. G. W. 1852 S. 99.

unten ausführlicher behandelt wird, hervorgerufen 1) von dem Verein für deutſches Real- und höheres Bürgerſchulweſen, welcher 1845 in Meißen geboren und in Mainz, Gotha, ſpäter noch 1851 in Köſen ſehr zahlreich zuſammenkam. Nach ſeinen Statuten ſollen die Angelegenheiten und Intereſſen der Real- und höheren Bürgerſchulen ſowie Gegenſtände aus allen Gebieten der Pädagogik, inſofern ſie auf das Realſchulweſen eine beſondere Beziehung haben, in den jährlich vom 30. Sept. bis 3. October abzuhaltenden Sitzungen zur Berathung reſp. Beſchlußnahme kommen. Der Verein war wohl organiſirt und hat in ſeinem kurzen Leben viel anerkennenswerthes geleiſtet, namentlich viel dazu beigetragen, die unklaren Vorſtellungen von dem Weſen der Realſchule zu beſeitigen und der letzteren eine feſte Grundlage zu geben. Die officiellen Berichte, welche gedruckt erſchienen ſind, flößen alle Achtung vor dem regen Eifer der Gründer und Theilnehmer dieſes Vereins ein; 2) von dem allgemeinen deutſchen Lehrerverein, zu deſſen Bildung von Dresden aus die Einladung ergangen war an alle deutſchen Lehrer und Jugenderzieher „ob Ihr dem Kindlein in der Bewahranſtalt die erſten Laute ſeiner Mutterſprache lehrt oder ob Ihr mit Eurem gereiften Zöglinge den Homer und Cicero leſet; ob Ihr dem Knaben das ABC aufſchließt oder den Jüngling in die heiligen Hallen der Wiſſenſchaft einführt; ob Ihr Gelehrte oder Berufsmänner bildet; ob Ihr an den erſchienenen oder an einen zukünftigen Meſſias glaubt; ob Ihr römiſch- oder deutſchkatholiſch Euch nennt; ob Ihr einer ſtrenggläubigen oder freien Gemeinde angehört;“ er wurde im Herbſt 1848 zu Eiſenach conſtituirt. Dort wurde ſein Zweck dahin formulirt: a) Förderung der Nationalbildung ſämmtlicher Jugend deutſcher Nation durch Gründung und Fortbildung einer wahrhaft deutſchen Volksſchule, und zu dem Behufe b) Verbrüderung aller Lehrer der verſchiedenen Schulen Deutſchlands. Sein wohlgegliederter Organismus mit einem leitenden Ausſchuſſe des in den jährlichen Geſammtverſammlungen gewählten Vororts an der Spitze, der mit den Ausſchüſſen von Landesvereinen in ſtetem Verkehre ſtand, mit einer allgemeinen deutſchen Schulzeitung als dem ſtehenden Mittelpuncte aller Vereinsangelegenheiten, mit einer Beſchlußfaſſung der Deputirten aller Landesausſchüſſe in Vereinsangelegenheiten erregte bald das Mistrauen der Regierungen, welche mit einem Verbote des Vereins in einzelnen deutſchen Staaten vorſchritten. In Preußen erfolgte das Verbot durch Circularverfügung vom 1. Februar 1854, alſo zu einer Zeit, wo der Verein als ſolcher längſt thatſächlich aufgehört hatte und nur die jährlich wiederkehrenden allgemeinen deutſchen Lehrerverſammlungen davon übrig geblieben waren. Die Theilnahme an denſelben iſt in Preußen durch Miniſterialverfügung vom 5. Juli 1860 den Lehrern wieder geſtattet, auch in anderen Ländern jetzt nicht mehr behindert, da der Zweck derſelben ſich jetzt als ein höchſt anerkennenswerther, meiſtens auf die Pädagogik und Didaktik der Volksſchule gerichteter erweiſt, und die befürchteten Ausſchreitungen vermieden werden. Die diesjährige dreizehnte Verſammlung iſt im Juni zu Gera abgehalten worden unter verdienter lebhafter Theilnahme, die ſich bei dem dieſelbe beherrſchenden Geiſte vorausſichtlich immer mehr ſteigern wird. Manche Regierungen haben, wie die öſterreichiſche, neuerdings dieſen Verſammlungen durch Abordnung von Deputirten ihre beſondere Theilnahme zu erkennen gegeben.

3) Der Verein deutſcher Philologen, Schulmänner und Orientaliſten, wie derſelbe ſeit 1844 heißt, iſt unter den zahlreichen wiſſenſchaftlichen Wanderverſammlungen nächſt der Verſammlung der Naturforſcher der älteſte in Deutſchland. Er iſt 1837 in den Tagen der Secularfeier der Univerſität zu Göttingen unter den Auſpicien Alexanders von Humboldt gegründet worden, auf Anregung von Roſt aus Gotha und von Thierſch aus München, welche den Plan vorher mit Göttling aus Jena und Ritſchl aus Bonn beſprochen hatten:*) „ein Gedanke, geboren von der Begeiſterung eines

*) Vergl. Storch, der Philologenverein in Gotha. Blätter der Erinnerung. Gotha 1840 S. 7—9.

Feſtjubels, zündend mit der Wirkung des Moments, aber ſeine elektriſche Kraft ungeſchwacht fortpflanzend durch alle Gaue Deutſchlands und über dieſelben hinaus.“*) Noch in Göttingen wurden die Statuten der neuen „philologiſchen Geſellſchaft“ entworfen und von 27 Theilnehmern (außer den Obigen: Kohlrauſch, Lachmann, K. O. Müller, J. und W. Grimm, Dahlmann, Welcker, Pott, Meier (a. Halle), Groteſend (Vater und Sohn), Bergk, Schneidewin, von Leutſch, Ewald, Cäſar, Emperius, Ahrens, Kriſche, Benſey, Geffers) im Hauſe des Director F. Ranke unterzeichnet. Sie tragen in mancherlei Zügen das Gepräge ihrer Zeit, in welcher der Streit der Leipziger und der Berliner Schule in den bitterſten Anfeindungen und den ärgerlichſten Befehdungen hell auſloderte. Als Zweck des Vereins geben ſie an: § 1 a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den ſchriftlichen und artiſtiſchen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt; b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, ſowie den doctrinellen Widerſtreit der Syſteme und Richtungen auf den verſchiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen; c) die Wiſſenſchaften aus dem Streite der Schulen zu ziehen und bei aller Verſchiedenheit der Anſichten und Richtungen im weſentlichen Uebereinſtimmung ſowie gegenſeitige Achtung der an demſelben Werke mit Ernſt und Talent Arbeitenden zu wahren; d) größere philologiſche Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anſpruch nehmen, zu befördern. Zur Erreichung dieſes Zweckes wollten die Theilnehmer nach § 2 des Statuts a) ſich gegenſeitig durch Rath und Mittheilung möglichſt unterſtützen; b) in einem ſchon beſtehenden oder neu zu gründenden philologiſchen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erſchienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederlegen; c) in ihren umfaſſenderen Arbeiten nach denſelben Grundſätzen verfahren und dieſelben unter ihren Freunden möglichſt verbreiten; d) ſich an beſtimmten Orten und in noch zu beſtimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenſeitigen Beſprechungen und Mittheilungen vereinigen. Als Aufgabe dieſer Verſammlungen wurde § 3 bezeichnet: a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Unterſuchungen auf dem Gebiete der Philologie; b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Geſellſchaft förderlich ſei, und über die Mittel ihrer Ausführung; c) converſatoriſche Behandlung ſchwieriger Puncte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts; d) zuſammenhangende Vorträge, jedoch nur über Gegenſtände, über welche die Geſellſchaft die Anſicht eines ihrer Mitglieder zu hören im voraus beſchloſſen, oder welche der jeweilige Vorſtand genehmigt hat; e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorſtand der nächſten Vereinigung**) und über die Puncte, welche in ihr etwa zur beſondern Berathung gebracht werden ſollen. Das Recht zur Mitgliedſchaft an dem Vereine wurde in § 4 der Statuten folgendermaßen fixirt: Ein jeder Philolog kann der Geſellſchaft als Mitglied beitreten, der dem Staate, welchem er angehört, die nöthige Gewähr ſeiner Kenntniſſe und Geſinnungen dadurch giebt, daß er an Gymnaſien oder Univerſitäten lehrt oder gelehrt hat oder in einem andern öffentlichen Amte ſteht. Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Phyſik, Geſchichte und Geographie, beſorgen, ſind eingeladen, an den Verſammlungen theilzunehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenſtände. Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutſchlands ſind eingeladen, ſich auch dieſer Vereinigung anzuſchließen. Dieſe Einladung wurde perſönlich durch Thierſch dem damals in Kiel tagenden Vereine überbracht (vergl. Verhandlungen des Vereins Norddeutſcher Schulmänner. Schleswig 1841 S. 53). Sie hatte aber nicht die gewünſchte Folge.

*) Worte von Ritſchl bei der Eröffnung der Bonner Verſammlung S. 8.

**) In Ulm wurde eine Vorberathung durch ein aus den anweſenden praesides und weiter Zugezogenen beſchloſſen, deren Reſultat zur Beſchlußnahme vorzulegen ſei. Vergl. Verhandl. S.

Unter der Herrſchaft dieſes Statuts ſind die erſten zehn jährlichen Verſammlungen gehalten worden von 1838 bis 1847 in Nürnberg, Mannheim, Gotha, Bonn, Ulm, Caſſel, Dresden, Darmſtadt, Jena und Baſel, unter ſtets ſteigender Theilnahme, wenn auch anfänglich beargwöhnt, ſo daß Thierſch in der Eröffnungsrede zu Nürnberg ausdrücklich glaubte erklären zu müßen, daß hier nichts als Friedſames und Wiſſenſchaftliches behandelt und erſtrebt werde, was jedem Staate, welches auch die Formen ſeiner Verwaltung ſeien, und jedem Alter ſich heilſam erweiſe. Eine wirkliche Verweigerung der Erlaubnis zur Abhaltung der Verſammlungen trat weder damals noch ſpäter ein, mochte auch eine deutſche Regierung ſich minder zuvorkommend als die andere zeigen. Daß die „philologiſche Geſellſchaft" als eine Wanderverſammlung, die bald im Süden bald im Norden Deutſchlands unter vielfältigem Wechſel der Theilnehmer tagte, kein organiſch gegliedertes Ganzes bilden könne, ergab ſich bald; die der dritten Verſammlung geſtellte Aufgabe, einen allgemeinen Lehrplan für die gelehrten Schulen Deutſchlands zu entwerfen und zu beſchließen, war ſchon deshalb unausführbar. Auch von der Gründung eines eignen Journals mußte abgeſehen werden; aber ſonſt wurde in der Erweiterung und Vervollkommnung der Wiſſenſchaft, in der Förderung ihres wohlthätigen Einfluſſes auf das Leben, mithin in einer ernſten Aufgabe der Hauptzweck des Vereins erkannt, und man war beſtrebt, nicht nur die Wiſſenſchaft, deren Namen der Verein trägt, ſondern „durch ſie alles, was in dem Leben der Menſchen groß und edel iſt, zu fördern und zu beleben im Geiſte der Wahrheit und Eintracht" (Jacobs). Gemeinſame größere philologiſche Unternehmungen wurden angebahnt, wie 1839 Hauber von Maulbronn zur Herausgabe der wichtigeren Mathematiker aufforderte, Haaſe von Breslau 1840 die Bildung eines Vereins veranlaßte*) zu zweckgemäßer Ausbeutung ausländiſcher Bibliotheken durch junge von dem Vereine beſoldete Philologen u. a., freilich mit zweifelhaftem Erfolge; nicht minder fanden die Ehrenmedaillen auf Creuzer, Reiz, Jacobs, Niebuhr, O. Müller, auch die Fr. A. Wolf und Lachmann zu errichtenden Monumente hier ihre erſte Anregung und Unterſtützung.

Erſt in Darmſtadt 1845 ſchienen Parteibeſtrebungen dem Vereine gefährlich werden und das naturgemäße Band zwiſchen der wiſſenſchaftlichen Philologie und der Gelehrtenſchule löſen zu ſollen. Thierſch war leider nicht zugegen. Er hätte vielleicht den Verein leichter über die ihm drohende Gefahr hinübergeführt, da er ſchon in Nürnberg rein-philologiſche, philologiſch-methodologiſche und pädagogiſche Fragen als gleichberechtigt im Congreß proclamirt hatte. Es war öffentlich gerügt worden, daß ein ſchon zu Mannheim geſtellter Antrag, auch die höhern Bürgerſchulen in den Kreis der Berathungen zu ziehen, verworfen worden war; daß didaktiſch-ſcholaſtiſche Beſprechungen in den Verſammlungen weniger gern geſehen, auch wohl gar nicht zugelaſſen wurden; daß unbeachtet blieb, wie die Schulmänner neben der Pflege philologiſcher Wiſſenſchaft als ihre Hauptaufgabe anerkennen müßten, als Lehrer und Erzieher, als Bildner der ihnen anvertrauten Jugend thätig zu ſein.**) Hatte damals die Zeit der Köchly'ſchen Gymnaſialreform entſchieden zur Klarheit gebracht, daß das öffentliche Unterrichtsweſen in Bezug auf Lehrmittel, Lehrumfang und Lehrziel ins Schwanken gerathen war, daß ſelbſt die einfachſten Grundfragen über die formelle oder materielle Aufgabe der Jugendbildung und über die verſchiedenen Bildungswege beider Richtungen ſich immer mehr zu verdunkeln anfiengen, daß die große Mehrzahl der Lehrer ſich über Werth und Methodik der Unterrichtsmittel in Unklarheit befand, ſo konnte die Forderung der Schulmänner, welche ſtets den bei weitem größten Beſtandtheil der Verſammlungen ausmachen werden, nicht unberechtigt erſcheinen, daß der Verein ſeine Verhandlungen mehr als bisher auf Gegenſtände des Schulweſens

*) Verhandl. von Gotha S. 77.

**) Mager hat in der Pädag. Revue 1846 S. 82 am ſchroffſten dieſe und andere Anklagen ausgeſprochen.

ausdehnen und dadurch der eben mit der Stiftung eines besonderen jährlichen Congresses für deutsches Real- und höheres Bürgerschulwesen (s. oben) beginnenden Lostrennung des Lehrerstandes der Mittelschulen vorbeugen möge. Trotz scharfen Widerspruchs kam es in Darmstadt zu dem Beschlusse, daß neben den gelehrten Sitzungen der Gesammtversammlungen besondere Sitzungen einer pädagogischen Section*) eingerichtet und daß zu dem nächsten Congresse auch die wissenschaftlich gebildeten Realschulmänner eingeladen werden möchten. Das Letztere wurde durch das Präsidium der nächstjährigen Versammlung zu Jena unter nachträglicher Billigung derselben (Verh. S. 21) nicht ausgeführt, „weil das Statut des Philologenvereins ja neben den Philologen auch alle wissenschaftlich gebildeten Reallehrer als ebenbürtige Theilnehmer der Versammlungen bezeichne, demnach eine namentliche Einladung der letzteren mehr wie eine beabsichtigte Kränkung derselben ausgesehen haben würde;" „wir erscheinen alle unter der Losung der Wissenschaft und sind alle ebenbürtig in dem Streben für wissenschaftliche Bildung." Es würde auch, nach Röders Eröffnungsrede der Realistenversammlung zu Mainz 1826 zu schließen, der Einladung keine Folge gegeben worden sein,**) weil „die Philologenversammlung in der Mischung von akademischen Philologen und Gymnasiallehrern, in den Sectionen für orientalische und abendländische Alterthumswissenschaft so wesentlich vom Realschulwesen verschiedene, zum Theil divergirende Elemente, Tendenzen und Sympathien umfasse, daß, so lange nicht Geschichte und bessere Einsicht die Gleichstellung und Zusammengehörigkeit vermittelten, die Angelegenheit der Realschulmänner wahrscheinlich auf die Seite gedrängt, mitunter nur wie ein Stiefkind geduldet werden, nicht aber in ihrer vollen Berechtigung und ungestört daselbst Aufnahme und Entwicklung finden würde"***). Die Hoffnungen, welche Rost 1847 in Basel erregte (vergl. Verhandlungen S. 74), die Realschulmänner wollten ihre abgesonderten Versammlungen einstellen, sich wieder den Philologen anschließen und so die Gründung eines allgemeinen deutschen Lehrervereins von Humanisten und Realisten anbahnen, giengen nicht in Erfüllung. Erst nachdem der Realschulmännerverein wieder eingegangen ist, haben sich frühere Theilnehmer desselben auch wieder bei den Philologencongressen eingefunden, so daß in Altenburg 1854 und in Breslau 1858 selbst Thesen in Bezug auf das Realschulwesen aufgestellt werden konnten, die aber nicht zur Verhandlung kamen.

Die pädagogische Section ist seitdem ein berechtigter Bestandtheil der Philologencongresse, wenn auch in Basel dieselbe wieder in Frage gestellt und nur durch Selbsthülfe der Betheiligten eröffnet und erhalten wurde. Auch später hat noch mancher der Gründer des Vereins es nicht über sich vermocht, derselben ein wohlwollendes Auge zuzuwerfen, wenn sie versuchte, Wissenschaft und Bestrebungen des Schulmannes mit dem Leben und dessen verschiedenen Richtungen in immer genauere Verbindung zu setzen. Bei der neuen Redaction der Statuten des Philologenvereins in Berlin 1850 ist in § 5 bestimmt: der Verein hat dreierlei Versammlungen, 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen, a) für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände; b) Section der Orientalisten, welche sich bereits seit 1844 dem Vereine angeschlossen hatten. Es muß ausgesprochen werden, daß die Verhandlungen der pädagogischen Section zu den lebendigsten und interessantesten, auch fruchtbringendsten gehören†), daß manche derselben nicht ohne dauernden Einfluß auf maßgebende

*) Auf eine solche hatten Bäumlein und Schmid schon in Ulm hinausgewollt: damals verzeichneten sich in die aufgelegte Liste nicht genug Mitglieder. Verhandl. S. 7.

**) Mager hatte vorgeschlagen, die Reallehrer sollten ihren Congreß nach Jena neben den Philologenverein legen und diesen dadurch sprengen. Ueber andere materielle Ueberschwenglichkeiten vergl. Jahn in s. Jahrb. 1846. 48, 1 S. 89.

***) Vergl. den officiellen Bericht über die Mainzer Reallehrerversammlung. Leipzig, Teubner 1847 S. 4.

†) Vergl. auch Foß im Schlußworte der Verhandlungen der pädag. Section zu Altenburg.

Kreiſe geblieben ſind, daß ſie ein beredtes Zeugnis für den unter den deutſchen Schulmännern wirkenden Geiſt abgelegt haben. Ihre Beſchlüſſe und Verhandlungen über den obligatoriſchen Gymnaſialunterricht im Griechiſchen, über die Beibehaltung des lateiniſchen Aufſatzes, über die Maturitätsprüfungen, über den Turnunterricht und die Privatſtudien, über die Programme, über den chriſtlichen Charakter der Gymnaſien ſind rühmliche Zeugniſſe ihrer Thätigkeit, für welche freilich überall nur eine kleine Spanne Zeit übrig gelaſſen wurde. Die in Berlin für die pädagogiſche Section beſchloſſene Geſchäftsordnung (Verhandl. S. 111) iſt dort auch begraben.

Das Berliner Statut hat den § 2 der Göttinger Statuten dahin geändert: „der Verein verſammelt ſich jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu beſtimmenden Orte", hat § 3, d, unter Wegfall von c ſo formulirt „zuſammenhängende Vorträge und Beſprechungen theils über den Inhalt dieſer Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Verſammlung durch das erwählte Präſidium derſelben bekannt gemacht werden"; hat den § 4 ſo gefaßt: „ein jeder Philolog und Schulmann, welcher durch beſtandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch literariſche Leiſtungen dem Vereine die nöthige Gewähr giebt, iſt zur Mitgliedſchaft berechtigt". In Hamburg 1855 iſt ein neuer § hinzugekommen, wonach zur Beſtreitung der Bureaukoſten von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Verſammlung ein entſprechender Beitrag erhoben werden ſoll. In Braunſchweig iſt 1860 zur Ausführung des Statuts, welches rechtzeitige Veröffentlichung der Gegenſtände der Verhandlung wünſcht, nach der bittern langjährigen Erfahrung, daß die Mitglieder des Vereins immer weniger zu Vorträgen bereit ſeien, wie denn in Braunſchweig nur ein ſolcher vorher angemeldet war, die Ernennung eines Comités von Gelehrten aus den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands beſchloſſen worden, die in ihren Kreiſen für Beſchaffung von Vorträgen zur Förderung der Vereinsintereſſen thätig ſein und ſich desfalls mit dem Präſidium in Verbindung ſetzen ſollen. In Frankfurt endlich (1861) hat man eine Commiſſion ernannt, welche für die diesjährige Verſammlung zu Augsburg Vorſchläge zu einer Reorganiſation der Statuten vorbereiten ſoll und zwar im Anſchluß an den weiter gefaßten Beſchluß, die Vertreter der deutſchen Philologie als Mitglieder des Congreſſes aufzunehmen*). Es war in Frankfurt die zwanzigſte Verſammlung, da wegen der ungünſtigen Zeitläufte 1848, 1849, 1853 und 1859 die Congreſſe ausgefallen waren. Seit Baſel wurde getagt in Berlin (1850), Erlangen, Göttingen, Altenburg (1854), Hamburg, Stuttgart, Breslau, Wien, Braunſchweig, Frankfurt a. M. Eine archäologiſche Section, deren Bildung in Berlin verſucht und organiſirt wurde, iſt in Hamburg und Stuttgart in Thätigkeit geweſen; der Verſuch, in Jena eine Section für neuere Sprachen zu errichten, ſcheiterte an dem Mangel an Theilnehmern.

Der Verein der Philologen, Schulmänner und Orientaliſten iſt ſeiner ſtatutariſchen Aufgabe treu geblieben und hat nicht zu unterſchätzende Erfolge aufzuweiſen. Er hat die Stellung und Würde der Philologie als der Trägerin gründlicher Wiſſenſchaft, er hat die Bedeutung der claſſiſchen Studien als eines vorzüglichen Mittels geiſtiger Stärkung und höherer Bildung gewahrt gegenüber den zahlloſen Angriffen der letzten Decennien. Die würdige Haltung ſeiner Congreſſe, der Freimuth und der ſittliche Ernſt, der Anſtand**), mit welchem auch die lebendigſten Debatten geführt worden ſind, die pietätsvolle Verehrung der großen Meiſter, vorliegend in den Adreſſen an G. Hermann, Fr. Jacobs, A. Böckh, A. W. v. Schlegel, Thierſch, Lobeck,

*) Thierſch in der Allg. Zeit. 1844 Nro. 295 Beil. S. 2355 wies ſchon darauf hin, daß die beiden Grimm unter den Stiftern des Vereins ſtehen, die Verbindung der deutſchen Philologie alſo bereits im Geiſte und Sinne des Vereins liege.

**) Beweiſe des Gegentheils ſind regiſtrirt von Jahn in ſeinen Jahrb. 1846, Bd. 48 S. 95; auch in den Verhandl. von Dresden.

Mitscherlich und in der pia memoria auf die abgeschiedenen Bannerträger und Freunde des Vereines; dies und vieles andere hat die Achtung vor der Pflege echter Humanität gefördert und den Wahn widerlegt, daß die Philologie, obwohl mit dem Namen der Humanität geschmückt, doch nur ein Arsenal der Zwietracht sei*), zumal jetzt auch der Ton in den Streitschriften ein anderer geworden und Grobheit und Gemeinheit selbst im Gewande der feinsten Latinität für unanständig gelten. In den gedruckten Vorträgen und Verhandlungen der Congresse liegt ein beredtes Zeugnis des wissenschaftlichen Geistes vor, der in seinen Mitgliedern lebt, und der Mannigfaltigkeit ihrer Studien und Bestrebungen, wenn auch nicht alle Redner sie so praktisch zu machen verstanden, wie Thiersch, dessen Vortrag in Dresden über wissenschaftliche Militärerziehung**) ein Muster bleibt. Die Eröffnungsreden der Congresse werden als reichliche Quellen der Culturgeschichte zur Geltung kommen, da sie die Strömungen der jedesmaligen Zeit an der Stirne tragen, mögen sie als Schutzreden für die classische Philologie gegen die Halbwisser und Halbgelehrten, „die zwitterhaften Wesen zwischen Gelehrten und Politikern", gegen die kirchlichen Zeloten und ihre Nachbeter auftreten, oder wie in Göttingen 1852 ein treffliches Exposé über die Fortschritte geben, welche in den Hauptgebieten der philologischen Wissenschaft innerhalb eines eben verflossenen Zeitraums gemacht sind, oder mögen sie den Schulmännern das Gewissen schärfen, die zahlreichen Anklagen wohl zu bedenken, daß die naturgemäße und gesunde Entwicklung des jugendlichen Geistes gestört sei, also die Humanitätsstudien für Geist und Herz des heranwachsenden Geschlechts fruchtbringender und zinstragender zu machen, oder mögen sie dazu auffordern, das naturgemäße Band zwischen der wissenschaftlichen Philologie und der Gelehrtenschule wieder enger zu knüpfen. Die Congresse haben durch die öffentlichen Verhandlungen, noch mehr vielleicht durch den Gedankenaustausch in kleineren Kreisen belehrend, sie haben durch die erquickenden und erfrischenden Genüsse des traulichen Zusammenseins mit Menschen gleicher Bestrebungen, gleichen Berufs wohlthätig gewirkt, manchen vor Einseitigkeit und Ueberschätzung des eigenen Wissens bewahrt, ihm den finstern Ernst und die kalte Grämlichkeit aus der Schulstube verscheucht, zu lebendiger Thätigkeit in Wissenschaft und Amt angeregt, und manche Begeisterung dafür entzündet, nicht bloß die in der Zeit der Barbarei zerstörten Burgen der alten Bildung wieder herzustellen und ihre Tempel zu schmücken, sondern sie auch fort und fort im ehrlichen Streite gegen ihre Feinde zu vertheidigen.***) Der heitere, einträchtige, in Form und Gehalt erquickliche persönliche Verkehr in den Festtagen, „den Olympien und Pythien der deutschen Philologen" †) ruft alte Freunde herbei zur Auffrischung der Erlebnisse der Vergangenheit, stiftet neue Bündnisse, einigt die strebenden Jünger mit dem alten Meister in wärmerem Gefühle als auf dem literarischen Markte und in schriftlichem Verkehr. Aber auch ein unerschütterliches Zeugnis von der Einheit des deutschen Vaterlandes auf dem Gebiete des Geistes haben die Congresse abgelegt, bis jetzt gottlob! nicht gestört von irgend welchem politischen Hader des Nordens und Südens, noch weniger von dem unglückseligen Glaubenshader, der die Menschen verwirrt und von einander abwendet; sie haben dazu beigetragen, „das Band der Gemeinsamkeit als Philologen und als Deutsche durch Besprechung der allgemeinen Verhältnisse der Wissenschaft und des Unterrichts und durch Verhandlung besonderer Gegenstände enger zu knüpfen;" ††) sie haben, wo es nöthig war, in und außer den Versammlungen offenes Zeugnis abgelegt von diesem Gefühle der Zusammengehörigkeit, von dem

*) So Jacobs in Gotha (vergl. Verhandl. S. 117).

**) Vgl. seine eigene treffliche Relation in der Beilage der Augsb. Allg. Zeitung 1844. Nro. 295. Das damals als Schulmeister-Phantom Verschrieene hat sich inzwischen überall mehr oder weniger Bahn gebrochen.

***) Thiersch in den Erlanger Verhandl. S. 68.

†) Haase in der Breslauer Eröffnungsrede.

††) Böckh in der Eröffnungsrede des Berliner Congresses S. 16.

Gefühle für Größe und Ehre des Vaterlandes, ein Zeugnis, das um ſo ſchwerer wiegt, als es von den Lehrern der deutſchen Jugend und ihren Erziehern ausgeht. Steht auch der erhebende Beſchluß der Berliner Verſammlung in Sachen Schleswig-Holſteins (S. 30 der Verhandl.) auf Antrag von Jac. Grimm vereinzelt da, ſind auch nicht viele Ausbrüche des patriotiſchen Feſtjubels wie in Göttingen 1852 erfolgt, es giebt der Beweiſe genug eines in der Gemeinſchaft ſich entzündenden Selbſtgefühls einer durch den Austauſch der Ideen ſich erfreulich entwickelnden Rüſtigkeit und thatkräftiger Geſinnung, eines lebendigen Bewußtſeins, Bildner des einen und desſelben ethiſchen Lebens, Organe des einen Geiſtes der Humanität bei der heranwachſenden Jugend, eng zu einem großen gemeinſamen Zwecke verbundene Mitarbeiter an der einen Schule des großen deutſchen Volks zu ſein. Möge dieſer Geiſt dem Vereine fort und fort innewohnen, und mit ihm der Geiſt des Friedens, welchen Fr. Jacobs in Mannheim dem Vereine als ſein Vermächtnis hinterlaſſen ſehen wollte.

In der geſchilderten Weiſe wird der Philologenverein auch für die Zukunft ſegensreich wirken, wenn der Geiſt der Stifter auf die Epigonen übergeht. Es kann derſelbe aber ohne Frage noch fruchtbringender für die öffentlichen Intereſſen werden und muß es, wofern er nicht von anderen Congreſſen, deren Stiftung in eine politiſch freiere Zeit gefallen iſt, überflügelt werden ſoll. Die Reorganiſation des Statuts, welche in Ausſicht genommen iſt, wird dazu den Weg bahnen können, weshalb es geſtattet ſein mag, hier laut gewordene Wünſche und Hoffnungen in Bezug darauf niederzulegen.

Unter den Reorganiſationsentwürfen nimmt der vom Dir. Jacob in Lübeck ſchon 1838 in Nürnberg durch Roth kundgegebene, 1840 in einem Briefe an Fr. Jacobs niedergelegte, der das erſtemal nur kurz erwähnt, das letztemal bis auf weiteres zu den Acten genommen wurde, die oberſte Stelle ein.*) Derſelbe wollte eine zuſammenhängende Thätigkeit der Verſammlungen erzielen und damit größere Erfolge. Zu dieſem Ende ſollte ſich der Verein in einigen ſeiner Mitglieder, die durch Geſinnung und pädagogiſche wie wiſſenſchaftliche Leiſtung hervorragten, für permanent erklären. Der ſo aus Univerſitäts- und Gymnaſiallehrern gebildete Ausſchuß ſollte auf Bildung kleinerer Vereine, „klein genug für regelmäßige Theilnahme ſeiner Mitglieder, groß genug zu mannigfaltiger geiſtiger Belebung,“ hinwirken, den letzteren auf Grund der von jedem an ihn einzuſendenden Protokolle Gegenſtände zur Berathung vorſchlagen, welche beſonders zeitgemäß erſcheinen müßten, und alle drei Jahre eine Generalverſammlung aller Vereine berufen zu gemeinſamer Berathung beſtimmter zeitgemäßer, ein Vierteljahr vorausbezeichneter Gegenſtände. Durch bedeutende Stimmenmehrheit erzielte Beſchlüſſe dieſer Generalverſammlungen ſollten für jedes Mitglied des Vereins bindende Kraft haben.

Es dürfte ſich empfehlen, dieſen wohldurchdachten Vorſchlag, nur mit Uebergehung des letzten Puncts, zunächſt wieder in Erwägung zu ziehen, nachdem ähnliche Organiſationen anderer Vereine ſich als lebensfähig gezeigt haben. Die Zeit iſt eine andere geworden: es wird den Verein nicht anrüchig machen, wenn er die Keime ſeiner urſprünglichen Verfaſſung jetzt zur Entwicklung bringt. Die Mitgliedſchaft eines wohl gegliederten *Vereins* muß von der zufälligen Anweſenheit auf einer *Verſammlung* unterſchieden werden. So kann der Verein eine Bedeutung für das geſammte deutſche Schulweſen erhalten, die um ſo erſprießlicher ſich geſtalten mag, je ernſter an die Löſung der Aufgabe gegangen wird, je bereitwilliger ſich zu der letzteren die tüchtigſten Glieder des Lehrſtandes der Univerſitäten und Gymnaſien finden laſſen. Fehlt auch Thierſch, mit deſſen verminderter Theilnahme an dem Vereine dieſer eine einſeitigere Richtung unzweifelhaft genommen: beſtehenden Vorbildern werden auch andere nachzueifern verſtehen. Auch der Juriſtenverein läßt eben auf die Bildung kleinerer Vereine in den einzelnen deutſchen Staaten und Landſchaften hinwirken, um

*) S. Verhandl. von Gotha S. 122. 43. von Nürnberg S. 3.

das Intereſſe an ſeiner Aufgabe zu ſteigern und eine immer beſſere und umſichtigere Löſung derſelben zu erzielen. Hätte ein ſolcher Verein bereits 1848 ſein gewichtiges Votum in die Wagſchale legen können, wie manche beſchämende Debatte, wie manche Majoritätsbeſchlüſſe kleinerer Kreiſe würden der philologiſchen Welt erſpart worden ſein. Aber auch manche Regierungsverordnung würde hervorzutreten gezögert haben, in größeren und kleineren Staaten Deutſchlands, z. B. die directe oder indirecte Ausmerzung des Griechiſchen aus den obligatoriſchen Lehrgegenſtänden des Gymnaſiums, die Ueberhäufung der Lehrpläne mit allen möglichen ſchönen und nützlichen Lectionen, die erſchwerenden und erleichternden Modificationen der Maturitätsprüfungen, ſo wie der Prüfungen für die Lehramtscandidaten, mit denen eine deutſche Regierung der andern nachhinkt. Einem ſolchen Vereine wäre ein kräftiges Entgegentreten gegen verderbliche Zeitrichtungen möglich, ſei es in der Wiſſenſchaft oder in der Geſittung der Jugend und ihrer Lehrer; das Votum eines ſolchen Vereins würde von nachhaltiger Wirkung auch bei Anträgen ſein, wie ein ſolcher eben jetzt im Wiener Reichsrath von Kupr geſtellt iſt (vgl. die treffliche Widerlegung durch Dietſch in ſeinen Jahrbüchern 1862). Hier wäre die Stätte für commiſſariſch vorbereitete Verhandlungen über die Vermittlung der Gymnaſial- und Univerſitätsſtudien, über die Ziele des Gymnaſiums und die daran anzuknüpfenden Anfänge der Univerſität, über die Organiſationen der höhern Schulen und deren gemeinſamen Unterbau, über den Werth der einzelnen Turnſyſteme, welche in Deutſchland zur Geltung kommen wollen, zu deren gerechter Würdigung politiſcher Parteieifer nicht kommen läßt, über die Bedingungen, unter welchen die Maturitätszeugniſſe in allen Staaten gleiche Berechtigung verdienen, über die Einführung einer allgemeinen deutſchen Orthographie u. ſ. w. Auch die Berathung eines allgemeinen Lehrplans für deutſche Gymnaſien in ſeinen Grundzügen, welche früher dem Philologencongreß als Aufgabe geſtellt war und von der Thierſch in Gotha 1840 meinte, daß ſie nur in der damaligen Kriſis des ganzen Schulweſens und in der Beſchaffenheit nicht weniger Lehrſtoffe, bei denen man noch nicht über die Verſuche hinausgekommen ſei, zurückgeſtellt werden müße, würde dann vorgenommen werden können. Vor einem den Regierungen auszuſprechenden Wunſche, ſämmtlichen Lehrern die Theilnahme an den Congreſſen durch die Beſtimmung der Zeit für die Herbſtferien zu ermöglichen, würde man ſich dann auch nicht mehr ſo ſcheuen, wie in Jena (S. 18 der Verhandl.). Mit der erhöhten Bedeutung des Vereins und der von dem Ausſchuß desſelben zur Behandlung auf den Congreſſen geſtellten Fragen würde auch die Theilnahme an den letzteren Seitens der Bannerträger der Philologie und Pädagogik ſich wieder ſteigern, würden auch die Vertreter der Schule in den Regierungskreiſen den Verſammlungen und den infolge tiefer gehender, umfaſſender Discuſſion gefaßten wohlerwogenen Beſchlüſſen eine größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken ſo bereit wie verpflichtet ſein, würde ein neuer Bauſtein zur Einheit des deutſchen Vaterlandes gelegt werden, der wahrlich! nicht zu den unweſentlichen gehören würde. Denn die Einheit Deutſchlands liegt zunächſt in der Uebereinſtimmung alles Materials, das auf das deutſche Leben einwirken kann. Die große Zahl der Fragen über die Organiſation des höhern Schulweſens, welche in den Jahren der politiſchen Wirrniſſe aufgeworfen wurden, iſt von der Partei bloß zurückgelegt bis auf gelegenere Zeiten.

Aus einer ſolchen Organiſation des Vereins würden ſich die Bedingniſſe der Mitgliedſchaft leichter ergeben. Alle Vertreter des höheren Unterrichts auf Univerſtäten, Gymnaſien und den dieſen gleichſtehenden Anſtalten, alſo auch die Lehrer der exacten Fächer, der neuclaſſiſchen Sprachen, der Geſchichte und Geographie müßen wieder als zur Mitgliedſchaft berechtigt gelten und gegen den immer noch beſtehenden, wie oft auch bekämpften Verdacht der Misachtung Seitens der Philologen geſchützt werden. Die Göttinger Faſſung des Statuts war ohnehin darin beſſer als die Berliner. Die Einrichtung der Verſammlungen würde gleichfalls wohl danach zu ändern ſein; zunächſt rückſichtlich der Periodicität derſelben — die jährliche Wiederkehr iſt zu bean-

ſtanden, ſchon wegen der großen Zahl von Wanderverſammlungen —; ſodann betreffend die ſtatutariſche Zulaſſung von Sectionen*), welche ausſchließlich von Zahl und Neigung der Fachgenoſſen abhängig ſein ſollten, und die Gewährung von ausreichender Zeit und geeigneten Räumlichkeiten für dieſelben**); weiter betreffend die Feſtlichkeiten u. dergl., welche zu einer angemeſſenen Einfachheit zurückzuführen ſind, damit die Verſammlungen bereitwilligere Aufnahme finden, auch durch Hinwegräumung der für Würde und Anſtand gefährlichen Klippen vor nachträglichen Nackenſchlägen und gegründeten oder ungegründeten Beſchuldigungen geſicherter ſind als bisher. Döderlein und Hand haben in den Eröffnungsreden zu Erlangen und Jena bereits (S. 10 reſp. S. 14 der Verhandlungen) dieſem Gefühle Ausdruck gegeben; eine δόσις ὀλίγη τε φίλη τε muß wieder mehr zu Ehren kommen gegenüber von Zuſammenkünften, wo ἄνω καὶ κάτω ἅπαντα; endlich die Zeitausnutzung der Congreſſe muß eine berechnetere werden d. h. nicht etwa, es ſoll die Zahl der Verhandlungen und Genüſſe geſteigert und damit die Hetze ſtatutariſch werden, welche ein Feind der deutſchen Gemüthlichkeit iſt und die ruhigen Beſprechungen, den perſönlichen Verkehr, namentlich inſofern er wiſſenſchaftliche Beſtrebungen fördern ſoll, durch die Zeitbedrängnis unmöglich macht; es ſollen vielmehr nur kürzere Vorträge, die mehr anregen als belehren wollen, als willkommen bezeichnet werden, nur wenige aber intereſſante Fragen zur Debatte kommen, deren Auswahl wohl überlegt und einem Ausſchuſſe überantwortet werden, nicht aber von einer nichtsſagenden Entſcheidung der Verſammlung, noch weniger von der etwa disponibeln Zeit oder von der Reihenfolge der Anmeldungen abhängen ſoll. Auch hierüber iſt ſchon ſo viel geredet und beſchloſſen von dem erſten bis zu dem letzten Congreſſe***), aber es bleibt eben beim Alten, weil kein leitender Ausſchuß die Sache in die Hand nimmt und die Verſammlungen in keiner organiſchen Verbindung und Uebereinſtimmung ſtehen, die letztere bisher höchſtens von langjährigen thätigen Theilnehmern, wie Eckſtein, unterhalten wurde. Dieſer Ausſchuß würde auch für frühzeitige Veröffentlichung der zur Verhandlung beſtimmten Themata ſorgen, wie das bei andern neueren Vereinen geſchieht. Auch die allgemeine deutſche Lehrerverſammlung iſt darin dem Philologenverein längſt vorausgeeilt, wie auch darin, daß ſie bei ihren Verſammlungen eine Ausſtellung von empfehlenswerthen Lehrmitteln und Schulutenſilien veranſtaltet. Es wäre wohl auch an der Zeit, eine Geſchäftsordnung zu vereinbaren, welche vor allem die meiſtens viel zu wenig gewürdigte und gelohnte Mühwaltung des Präſidiums erleichterte und auf mehrere Schultern lüde und deſſen Befugniſſe — bisher ἄγραφοι νόμοι — genauer formulirte und mehr ausdehnte, namentlich auch bezüglich der Leitung der Debatten und der Aufrechthaltung der Ordnung. Auch die Aufgabe der Secretäre würde dann eine andere werden, die vielleicht nicht mehr ſo ſchmerzlich die Berichterſtattung vermiſſen ließe, welche in den erſten Jahren Thierſch für die A. A. Zeitung zu übernehmen pflegte. Sie hielt das

*) Thierſch ſchrieb Beil. der Allg. Zeit. 1844 Nro. 295: „Allerdings iſt zu wünſchen, daß das Beiſpiel der orientaliſchen Philologen Nachahmung finde, und auch andere Zweige der Wiſſenſchaft ſich zu beſonderen Abtheilungen vereinigen". Er wies auf die deutſche und auf die romaniſche Philologie, auf die Vertreter der exegetiſch-hiſtoriſchen Theologie und der Archäologie hin. Die Einheit des Ganzen werde dabei nicht gefährdet.

**) Der Germaniſtencongreß könnte mit ſeinem Statut in der Lübecker Faſſung zum Muſter dienen. Vergl. Verhandl. I S. 145. II S. 53. Vergl. auch Döderlein in den Verhandl. des Berliner Congreſſes S. 97, Hand in denen von Jena S. 16.

***) Vergl. beſonders die Verhandl. von Nürnberg, Gotha, Ulm, Dresden, Berlin, Hamburg, Erlangen. In Ulm war beſchloſſen, die erſte Hälfte jeder öffentlichen Sitzung zu Vorträgen, die zweite zur freien Discuſſion über dieſe Vorträge und über ausgewählte Fragen und Aufgaben zu beſtimmen (S. 48 der Verhandl.). In Jena riß man das wieder um, „da keiner Verſammlung die Befugnis zuſtehe, einer folgenden Vorſchriften für die innere Oekonomie derſelben zu machen, vielmehr einer jeden vollkommne Autonomie hierin zuſtehe." (!) (S. 2 der Verhandl.)

Intereſſe nicht bloß der Fachgenoſſen wach. Manches, was nicht wohl in die Geſchäftsordnung kommen kann, aber dennoch zum Gelingen des Ganzen beiträgt, würde weiter als unmaßgebliche Inſtruction für das Feſtcomité aller Congreſſe zum Ausdruck gelangen müßen; denn wenn eine Verſammlung als verfehlt bezeichnet wird, ſo iſt eben Misbehagen auf allen Seiten, auch bei denen, die das Beſte beabſichtigt. Es ſollte jedenfalls der Präſes der letzten Verſammlung der dritte Präſes der folgenden ſein und ſeine Erfahrungen zur Geltung bringen können. Schließlich ſei noch darauf hingewieſen, daß durch irgend welche Erhöhung des in Hamburg beſchloſſenen Geldbeitrags der Theilnehmer an den Verſammlungen, ſowie durch Fixirung eines jährlichen Beitrags der Vereinsmitglieder unter gleichzeitiger Beſchränkung der Bureaukoſten und der mancherlei „freiwillig-gezwungenen" Beiträge auf das Nothwendigſte (auch die jährliche Publication der Verhandlungen ſtatt eines Auszugs aus den Protocollen dürfte unnöthig erſcheinen), eine Geldſumme zur Dispoſition des Vereins geſtellt werden würde, zur Verwirklichung gemeinſamer Intereſſen und zur Förderung von Unternehmungen, deren Ausführung bisher gerade an dem Geldpuncte trotz aller ſtatutariſchen Beſtimmungen zu ſcheitern pflegte.

Möge die in Frankfurt gewählte Commiſſion nach Mitteln ſuchen weniger oder mehr durchgreifender Art, wie der Philologenverein eine der Zeit und ihren Bedürfniſſen mehr entſprechende Organiſation erhalten könne. Eine glückliche Löſung dieſer Aufgabe wird von allen aufrichtigen Freunden des Vereins dankbar begrüßt werden.*)

C. G. Firnhaber.

Lehrerwahl. Vrgl. die Artikel Anſtellung und Beſetzungsrecht. Die Beſtimmung der deutſchen Grundrechte § 26, daß der Staat unter geſetzlich geordneter Betheiligung der Gemeinden aus der Zahl der Geprüften die Lehrer der Volksſchule anſtellen ſolle, hatte zum Ziele, einestheils den Gemeinden, welchen ihr naturwüchſiges Recht einer Mitwirkung bei der Anſtellung ihrer Lehrer durch die Regierungen entzogen iſt, dies Recht wieder zuzuwenden, anderntheils dieſe in den meiſten deutſchen Staaten noch beſtehende Mitwirkung geſetzlich zu ordnen und ſo zu regeln, daß alle Intereſſenten der Schule ihre gebührende Berückſichtigung finden. In Bayern und Naſſau ſind die Ständeverſammlungen, je bereitwilliger ſie geweſen, die Verbeſſerung der äußeren Lage

*) Herbart ſetzte keine große Hoffnungen auf größere Lehrerverſammlungen; er ſagt in einer intereſſanten kleinen Abhandlung über pädogogiſche Discuſſionen (Werke XI. S. 415—418), es ſei dem Wachsthum der pädagogiſchen Wiſſenſchaft gefährlich, wenn viel über Pädagogik geplaudert werde. „In der Demokratie und bei Revolutionen fragt man viele nach ihrer politiſchen Meinung; darum erhebt ſich die Willkür und die Einbildung ſtatt der geſunden Ueberlegung. In den Wiſſenſchaften und ſo auch in der Pädagogik iſt kein Raum für die Willkür". Die pädagogiſche Discuſſion könne nur dann Nutzen gewähren, wenn erſtlich Principien allgemein zugeſtanden ſeien, von welchen aus die Gründe entwickelt und geprüft werden können, Principien theils über die Endabſicht der Erziehung und des Unterrichts und über den Zweck der Stiftung der Schulen, die von tieferen Principien über den Werth des Menſchen, den Beruf des Bürgers abhängen, theils über die Bildſamkeit des Menſchen (wer z. B. meint, was den Helden und den Weiſen Griechenlands an pädogogiſchen Hülfsmitteln gefehlt habe, das ſei unnütz: der wird einen andern nicht belehren, der die Bildſamkeit des Menſchen in der menſchlichen Natur ſelbſt nach ihren allgemeinen Hauptgrundzügen gegründet findet und das Aeußere für etwas mitwirkendes hält, wobei der Mangel des einen oft Erſatz im andern findet ꝛc); wenn nur diejenigen eine Stimme verlangen, welche pädagogiſche Erfahrung haben und zwar gemacht an verſchiedenen Altersſtufen, an lange beobachteten Subjecten und mit Rückſicht auf die verwandten Möglichkeiten neben dem Wirklichen; wenn nicht mehrere disputiren, als ſich einander gegenſeitig hinreichend erklären können („Wenn die Zahl ſo groß iſt, daß entweder einer vorlaut werden muß, oder jeder nur wenige Worte reden darf, damit andere auch zum Worte kommen: ſo entſtehen Misverſtändniſſe aus den ungenügenden Aeußerungen und Verdruß über falſche Auslegungen, welche zu berichtigen man nicht Zeit hat"); endlich wenn die Beſprechung gründlich genug geführt werde, damit die Materie erſchöpft werden könne. D. Red.

der Lehrer auf den Geldbeutel der Communen zu werfen, desto entschiedener für die grundrechtliche Mitwirkung der Gemeinden bei Anstellung ihrer Lehrer neuerdings eingetreten. Die preußische Verfassung hat den Artikel der Grundrechte fast unverändert aufgenommen und dessen Ausführung durch ein Unterrichtsgesetz verheißen. Die Commission des preußischen Abgeordnetenhauses für das Unterrichtswesen hat (vrgl. Diesterweg's Rhein. Blätter für Erziehung und Unterricht 1862 X. 3, S. 302—311) eben (1862) sich durch Stimmenmehr in Veranlassung von Lehrerpetitionen aus Breslau, Berlin, Westfalen u. s. w. dahin entschieden: „bei der Anstellung der Lehrer soll der Localschulgemeinde das Recht der unbeschränkten Wahl aus allen Anstellungsberechtigten und der Regierung das Recht der Bestätigung zustehen. Die Localschulgemeinde übt ihr Wahlrecht durch den Schulvorstand aus. Die aus bestehenden Patronatsrechten dem Gemeindewahlrecht erwachsenden Hindernisse sind möglichst bald auf dem Wege des Gesetzes zu beseitigen." Wegen Vertagung der Kammern ist der Bericht bisher nicht zur Verhandlung gekommen: in der Commission saßen 6 Lehrer, (unter ihnen Diesterweg), 4 Geistliche, 1 Jurist, 1 Mediciner, 2 Fabrikanten. Da ist also die grundrechtliche Mitwirkung der Gemeinden bereits zu einem Rechte der unbeschränkten Wahl geworden, freilich mit dem erheblichen Zusatze „aus allen Anstellungsberechtigten," der das unbeschränkte Wahlrecht der Gemeinden sehr beschränkt.

Die berufensten Auctoritäten vertheidigen das Princip, daß die Staatsschulbehörde allein über die Besetzung aller Lehrerstellen zu entscheiden habe, als allein den Interessen der Schule vollständig entsprechend. Mit diesem Principe streitet ein anderes auf den Schild gehobenes, eben so wohl berechtigtes, das der Selbstverwaltung der Gemeinden. Es ist also eine Verständigung zu suchen, wobei vor allem das tief eingewurzelte Mistrauen der Schulinteressenten gegen einander aufzugeben ist.

Die grundrechtliche Mitwirkung der Gemeinden wird entweder als ein Recht derselben aufgefaßt, aus mehreren von der Staatsschulbehörde ihr präsentirten Candidaten zu wählen, oder als das Recht, ihrerseits der Staatsschulbehörde einen oder mehrere Candidaten zur Auswahl zu präsentiren, oder endlich als das Recht der unbeschränkten Wahl aus Anstellungsberechtigten, wobei der Staatsschulbehörde die Bestätigung verbehalten bleibt. Für den ersten Modus sind in der Regel die Lehrer, wenn einmal eine Mitwirkung zugestanden werden muß; denn in der Regel wollen sie das unbeschränkte Anstellungsrecht der Schulbehörde beibehalten, da sie sich in deren Schutz sicherer, ihren Stand gehobener, die Schule geförderter sehen, vorausgesetzt, daß eine Anstellungs- und Beförderungsordnung ihnen ein sicheres Auskommen, geregeltes Vorrücken und einen ausreichenden Rechtsschutz in Aussicht stellt. Für den zweiten Modus erklären sich auch wohl Lehrer, wie die in Berlin, wo wie in andern großen Städten derselbe seit langer Zeit üblich ist. Diesen Modus, wofern nicht ein Candidat, sondern mehrere präsentirt werden müßen, geben auch noch die Behörden zu, indem sie die ihnen verbleibende Befugnis der Wahl und Bestätigung nicht auf die Prüfung über die gesetzlich vorgeschriebene Qualification der Präsentirten und über die formell richtige und gesetzliche Vollziehung der Präsentation beschränken, sondern darin ein ausgedehntes Verwerfungsrecht eingeschlossen sehen. Eine Verbindung des ersten und zweiten Modus ist in der Art vorgeschlagen, daß die Staatsbehörde 6 Candidaten präsentirt, die Gemeinde ohne Angabe von Gründen 3 derselben streicht, und aus den verbleibenden dreien die Staatsbehörde einen wählt. Diesem Vorschlage sieht man sogleich an, daß er von Lehrern ausgegangen ist. Derartige Verklausulirungen ihres Wahlrechts nehmen die Gemeinden mit Mistrauen auf, wenn sie überhaupt ein Wahlrecht beanspruchen. Denn in diesem Falle werden sie ein möglichst unbeschränktes Wahlrecht wollen, auf das Recht der Selbstverwaltung pochend, indem sie nicht begreifen, daß bei allen den Einrichtungen, welche ein wesentlich allgemeines staatliches Interesse tragen und deshalb einer in den Grundzügen einheitlichen Regelung bedürfen, die Selbstverwaltung der Gemeinden eine Begrenzung durch die Möglichkeit der Einwirkung der oberen Staats-

behörden erleiden muß. Die Schule aber gehört zu den Gemeindeeinrichtungen zweifellos, welche ein ſtaatliches Intereſſe tragen. Der Staat kann die Forderung eines geregelten, gleichmäßig organiſirten, ununterbrochenen Schulunterrichts für alle ſeine Angehörige nicht aufgeben. Beſchränkt man das Wahlrecht der Gemeinden auf die Wahl aus Anſtellungsberechtigten, ſo bleibt allerdings dem Staate eine bedeutende Mitwirkung geſichert, denn die Anſtellungsberechtigung wird von ihm ertheilt. Aber das genügt nicht. Der Staat muß die Möglichkeit eines geregelten Vorrückens der Lehrer (der beſten Bürgſchaft für Gewinnung eines tüchtigen Lehrſtandes neben der tüchtigen Ausbildung des letztern), eines angemeſſenen Vorbereitungsdienſtes der Lehrer, er muß die Unmöglichkeit ſichergeſtellt ſehen, daß eine Schulſtelle ohne Bewerber, alſo ohne Lehrer verbleibe, daß der Unterricht zu lange ausfalle. Erſt wenn ihm dieſe Sicherung gegeben, kann er ſich auf den zweiten und dritten der oben erwähnten modi einlaſſen, welche ohnehin nicht ſo weit von einander abſtehen, als es auf den erſten Blick erſcheint. Der erſte Modus muß aber dann ganz aufgegeben werden, weil er die Mitwirkung der Gemeinden thatſächlich illuſoriſch macht und durch unnöthige Förmlichkeiten den Dienſt erſchwert. Illuſoriſch wird auch jede Mitwirkung der Gemeinde, wenn die Staatsbehörde ein Recht der unbedingten Verwerfung der ihr Präſentirten behält.

Hat die Gemeinde der Staatsbehörde einzelne Individuen aus der Zahl der Anſtellungsberechtigten vorzuſchlagen, ſo übt ſie bereits eine unbeſchränkte Wahl aus den letzteren aus, nur daß ſie dieſelbe auf mehrere erſtrecken muß, was eine gewiße Garantie für eine gewiſſenhafte Wahl und gegen unlautere Motive derſelben enthält. Geht man aber von der Vorausſetzung aus, daß zunächſt eine jede Gemeinde nur das wahre Wohl ihrer Schule vor Augen hat, daß ferner einer Gemeinde die Aufſtellung von mehreren ihr gleich empfehlenswerth und geeignet ſcheinenden Individuen immer viele Schwierigkeiten machen wird, daß ſie durch Aufſtellung mehrerer minder tüchtigen und für die Stelle minder paſſenden Candidaten neben einem beſonders tüchtigen und von ihr gewünſchten freilich ein unbeſchränktes Wahlrecht aus Anſtellungsberechtigten ausübt, ſo dürfte auch dieſes letztere zu geſtatten ſein, zumal wenn die active Wahlfähigkeit in die geeigneten Hände gelegt wird und die Staatsſchulbehörde ihrer Pflicht eingedenk bleibt, geeigneten Falles durch Vorſtellungen und Rathſchläge dasſelbe zu thun, was ſie früher durch Befehle gethan hat. Man darf nie vergeſſen, daß das Anſtellungsrecht der Schulbehörde eine ſchwere Pflicht in ſich ſchließt, deren zufriedenſtellende Ausübung um ſo zweifelhafter wird, je mehr ſich die Behörde auf die keineswegs untrüglichen Berichte der Unterbehörden zu ſtützen hat und nicht nach eigener Kenntnis der Individuen vorgehen kann.

Die Wahl der Lehrer durch die Gemeinden kann alſo unter gewißen Bedingungen und Vorausſetzungen zugegeben werden, aber nimmermehr eine in allen Beziehungen unbeſchränkte mit ihren vielgeſchilderten Miſerabilitäten. Obenan ſteht die Vorausſetzung, daß Anſtellung, Penſionirung, Suspendirung, Entlaſſung und Abſetzung der Lehrer vor wie nach ausſchließlich von der Staatsbehörde ausgehen und die Bedingungen derſelben im Wege der Verordnung geregelt ſind; daß die Penſionsverhältniſſe der Lehrer vorher in liberalſter Weiſe geſetzlich geordnet ſind; daß eine principielle Regelung aller Schulcompetenzen durch ein Geſetz vorausgegangen und ein Verzeichnis derſelben nach Höhe und Emolumenten publicirt ſei, daß endlich eine Abänderung der Competenzen nicht ohne ausdrückliche Genehmigung der Staatsbehörde eintreten könne.

Unter den Bedingungen ſteht obenan, daß ein Wahlrecht nur von denjenigen Gemeinden ausgeübt werden könne, welche die Pflicht zu erfüllen vermögen, ihre Lehrerſtelle aus eigenen Mitteln ohne Beihülfe des Staats angemeſſen d. h. ſo zu dotiren, daß ein Lehrer von einem gewißen Dienſtalter mit ſeiner Familie auf derſelben ſein ſtandesgemäßes Auskommen hat; weiter, daß die paſſive Wahl auf diejenigen Individuen eingeſchränkt bleibe, welche nach dem von ihnen erworbenen, bei der (ſtets nur ſchriftlichen) Bewerbung vorzulegenden Qualificationszeugniſſe, das allein die Staats-

behörde auf Grund erstandener Prüfungen und bewiesener Dienstführung auszustellen hat, für eine gewisse Kategorie von Stellen die Anstellungsfähigkeit besitzen; drittens, daß das active Wahlrecht nicht etwa der Gesammtheit der stimmberechtigten Mitglieder der Localgemeinde verliehen, sondern in die Hände eines Körpers gelegt werde, in welchem nicht bloß die Ortsgemeinde als solche, sondern ebensowohl die Schul- und die Kirchengemeinde, auch das Patronat als nicht abzuweisende Interessenten der Schule, ihre gebührende Vertretung finden; viertens, daß ein möglichst ununterbrochener Fortgang der Schule in jedem einzelnen Falle durch geeignete Verfügung über die schnelle Ausführung des Wahlgeschäfts gesichert werde; endlich, daß der Staatsbehörde die Möglichkeit verbleibe, die jungen Lehrer durch einen von ihr allein abhängigen Vorbereitungsdienst gehen zu lassen (der dieselben erst eigentlich tüchtig macht zur Erfüllung ihres Berufs), allen Lehrern aber nach einer gewißen Dienstzeit bei Tüchtigkeit und Treue im Dienst ein verhältnismäßig gleiches Vorrücken zu sichern, weshalb ein Staatszuschuß zu den Lehrerbesoldungen bereit zu stellen ist.

Ausführlicher ist über diese Bedingungen und Voraussetzungen, sowie über die ganze Wahlfrage von dem Unterzeichneten gehandelt in Lauckhard's Reform, Pädagog. Vierteljahrsschrift VI. 1, 1862, in dem Aufsatze: Die Mitwirkung der Gemeinden bei der Anstellung der Lehrer der Volksschule.

Ist hier nur von der Volksschule gehandelt, so ergeben sich für die Mittelschulen, d. h. Realschulen, Gymnasien u. s. w., wenn dieselben keine Staats- sondern Communalschulen sind, Analogieen. Die Anstellung der Lehrer an diesen Schulen ausschließlich in die Hand der Staatsbehörde zu legen, diese Forderung kann in dem ganzen Umfange eben so wenig befürwortet werden, da dieselbe viel weniger im Interesse der Schulen als der Lehrer liegen dürfte, auch die Erfahrung sattsam gezeigt hat, daß durch eine solche Einrichtung weder dieses Schulwesen an sich, noch das Interesse an demselben gefördert ist. Die Gefahr, daß dabei der Anciennität der Lehrer mehr Einfluß, als sich gebührt, eingeräumt werde und daß man Stellen für Lehrer, nicht Lehrer für Stellen suche, ist nicht abzuläugnen. Hier möchte die altherkömmliche, noch vielfach bestehende Weise die der Schule ersprießlichste sein, wornach die zur Wahl berechtigten Communen sich durch ihren angemessen zu componirenden Schulvorstand, in welchem auch dem Director der Anstalt Sitz und Stimme einzuräumen ist, mit der Staatsbehörde über die für die erledigte Stelle nach allen Beziehungen geeignetste Persönlichkeit zu verständigen sucht. Guter Wille und Vertrauen auf beiden Seiten wird auch hier das Meiste thun. Im übrigen beanspruchen wir auch für diese Schulen die Garantieen, welche wir als Bedingung des Gedeihens des Volksschulwesens oben aufgestellt haben.

C. G. Firnhaber.

Lehrfreiheit. Wir haben den Begriff hier nach seiner wörtlichen Bedeutung zu fassen, wornach er die Aufhebung der Schranken auf dem Gebiete des Lehrens in sich schließt und in Parallele gesetzt wird mit den Begriffen Denkfreiheit, Gewissens-, Glaubensfreiheit, Preßfreiheit. Hiebei sehen wir ab von derjenigen Auffassung, nach welcher in dem Worte die Freiheit des *Lernens* mit inbegriffen wird. In diesem Sinne wäre die Beziehung des Begriffs zu der persönlichen Freiheit der Staatsbürger und zu dem Begriffe des Staats in Betracht zu ziehen und es müßte dabei auf das Verhältnis der Kirche zum Staat, welches aufs engste damit zusammenhängt, eingegangen werden *). In diesem Sinne ist der Ausdruck „Unterrichtsfreiheit" gebräuchlich und wir verweisen daher auf diesen Artikel.

Nun hat die Lehrfreiheit als Aufhebung aller beengenden Schranken des Lehrens ihre Bedeutung zunächst in den höchsten Kreisen der Lehrthätigkeit auf dem Gebiete der Hochschule und der Wissenschaft. Hier, wo es sich um die Erforschung der Wahrheit

*) Vgl. d. Art. Belgien Bd. I. S. 495. „Das Problem der Freiheit des Unterrichts ist unzertrennlich von dem Probleme über das Verhältnis von Kirche und Staat."

und nur um diese handelt, wo die Fragen nur von den Kreisen der wissenschaftlich Gebildeten und Reifen*) besprochen werden, kann der fortschreitenden Entwicklung des Wissens keine andere Grenze gezogen werden, als die, welche die Wissenschaft selbst zieht. Die forschende, untersuchende, lehrende Wissenschaft bleibt Wissenschaft, sie verfolgt keinen andern Zweck, als die Ermittlung der Wahrheit in wissenschaftlicher Form. Dieses Recht muß ihr ohne alle Beschränkung zugestanden werden. Verläßt sie diese Grenzen, verirrt sie sich auf andere Gebiete, tritt sie den Rechten Dritter, des Staats, der Kirche oder einer Person zu nahe, so verfällt sie damit den Strafgesetzen wie jede andere Ausschreitung dieser Art, auf welchem Gebiete sie vorkomme. Präventivmaßregeln gegen die Lehrfreiheit in diesem Sinne aber sind nichts anderes als eine Hemmung der Wahrheit von einer Seite aus, bei welcher ein vollkommenes und unbefangenes Verständnis dessen, um was es sich handelt, nicht einmal vorausgesetzt werden kann.

Anders verhält es sich mit der Lehrfreiheit auf den Stufen, mit welchen wir es zu thun haben, wobei es sich um die Erziehung und den Unterricht eines noch unreifen Geschlechts handelt; nicht die Erforschung der Wahrheit ist hier das Ziel, sondern pädagogische Zwecke sind hier vorgesteckt. Eine unbeschränkte Lehrfreiheit kann schon um der Grenzen willen nicht eingeräumt werden, welche den verschiedenen Lehranstalten vorgezeichnet sind. Ein Uebergreifen der Volksschule in das Gebiet höherer Lehranstalten ist ebenso unzulässig, als ein Uebergreifen der Lateinschule in den Kreis höherer Gymnasialclassen. Es ist als eine Anomalie zu betrachten, wenn eine Lateinschule oder ein Lyceum, wie sie in Württemberg als unvollständige Gymnasien bestehen, die Reife für die Universität zu erzielen trachten. Nur durch außerordentliche Umstände, wie z. B. eine sehr kleine Schülerzahl oder das zufällige Vorhandensein reicherer Lehrkräfte kann dieses Verfahren ausnahmsweise entschuldigt werden, wenn es aber zur Regel würde, daß Lyceen der genannten Art für den Besuch der Universität oder niedere (bis zum 14. Jahre reichende) Realschulen zum Eintritt in die polytechnische Schule vorbereiten, so müßten wir dies entschieden misbilligen. Es liegt hier eine Anwendung des Begriffs der Lehrfreiheit vor, welcher wir auf diesem Gebiete nimmermehr statt geben können. Ist es doch für die Regel nicht denkbar, daß da, wo einzelnen Aufmerksamkeit, Zeit und Mühe gewidmet wird, welche sie bei richtiger Einhaltung der Grenzen nicht ansprechen könnten, dies nur auf Kosten der übrigen Mehrzahl geschieht, die in eben dem Grade zurückstehen muß, als jene vorwärts kommen. Was dem einen zugelegt wird, wird dem andern entzogen. Wo sich aber nach vieljähriger Erfahrung das Bedürfnis herausstellt, den Lehrkreis in der angegebenen Weise stets auszudehnen, da ist ebendamit auch die Nothwendigkeit angezeigt, die Organisation einer Lehranstalt zu erweitern, weitere Classen aufzusetzen, nach Umständen aus einem Lyceum ein Gymnasium, aus einer Realschule eine Oberrealschule zu machen. Strebsame Lehrer freilich, denen überdies das öffentliche Vertrauen entgegenkommt, finden äußere und innere Veranlassung genug, die ihnen gesteckten Grenzen zu überschreiten, allein es muß hier eben so, wie auf dem Gebiete der Volksschule, eine gewisse Selbstbeschränkung verlangt werden. Ungetheilt und unerschlafft entwickle jeder „im kleinsten Puncte die höchste Kraft". Ein Misverständnis werden wir hier wohl nicht zu befürchten haben. Wir wissen wohl, daß sich die Grenzlinien der einzelnen Anstalten nicht haarscharf ziehen lassen, daß auch Meinungsverschiedenheiten über das, was diesseits oder jenseits der Grenze zu legen sei, stattfinden können, ebenso daß die auf der Grenze angekommenen Schüler mit einem gewissen Vorgeschmack dessen ausgestattet sein müßen, was sie neu auf höherer Stufe erwartet. Wir glauben aber nichts desto weniger, daß es an der Zeit ist, das Einhalten der Grenzen einzuschärfen, weil die Versuchung zur

*) Das Wort „Reif" wird natürlich hier in dem amtlichen Sinne der relativen Reife „Maturität" genommen.

Ueberschreitung dem Lehrer sehr nahe liegt und viele Misgriffe in dieser Richtung gemacht werden.

Abgesehen jedoch von diesen Beschränkungen der Lehrfreiheit, welche derselben in Folge der äußerlichen Grenzen der Lehranstalten auferlegt werden müßen, kann dieselbe auch innerhalb dieser Grenzen keineswegs als eine unbedingte anerkannt werden. Der Religionsunterricht insbesondere hat nicht nur die für die verschiedenen Stufen bestehenden Normen zu beachten, sondern er hat sich auch nach dem kirchlichen Charakter zu richten, welchen jede Anstalt hat. Wo die Schule einen confessionellen Charakter hat, da kann es dem Lehrer nicht zustehen, hievon keine Notiz zu nehmen und sich auf einen freieren Standpunct über die Confessionen zu stellen. Dies scheint sich da, wo der Geistliche den Religionsunterricht zu geben hat, von selbst zu verstehen. Es wird aber wohl daran erinnert werden dürfen, daß es auch von Geistlichen getragene Bestrebungen gegeben hat und noch giebt, welche den confessionellen Unterschied zu verwischen trachten, und daß ganze Zeitabschnitte auf dem Gebiete der Theologie durch solche Richtungen charakterisirt sind. Mag der Staat einen Universitätslehrer, welcher die Lehrsätze seiner Kirche auf wissenschaftlichem Wege bekämpft, in Würden und Ehren halten; auf dem Gebiete des mittleren und Elementarunterrichts, auf welchem es sich um Erziehung und Heranbildung zur Reife handelt, kann eine solche Lehrfreiheit nicht gestattet werden, welche die größte Verwirrung in den unreifen Köpfen anrichten und den Eltern höchst anstößig sein würde. Wo aber die Schule und wo überhaupt der Unterricht einen bestimmt confessionellen Charakter nicht hat, da hat sich der Lehrer doch jedes Angriffs gegen die in der Schule vertretenen religiösen Gesellschaften zu enthalten und den Glauben des Einzelnen zu respectiren. Es kann also von einer ungebundenen Freiheit des Lehrens gegenüber von confessionellen Verhältnissen nicht die Rede sein; Ausfälle gegen das Glaubensbekenntnis, welchem der eine oder andere der Schüler sammt den Seinigen angehört, können pädagogisch nur nachtheilig wirken; sie erschüttern entweder den kindlichen Glauben des Schülers und lösen die damit zusammenhängenden Bande der Pietät, oder sie untergraben die Auctorität des Lehrers, nicht selten geschieht beides, indem jene Angriffe wohl den Schüler wankend machen, jedoch nicht gerade überzeugen. Damit soll nicht einem mechanischen Buchstabendienst oder blinden Auctoritätsglauben das Wort geredet werden, vielmehr wissen wir, daß durch starre, unmotivirte Orthodoxie, durch ungeschicktes Apologisiren, durch aufdringliches Geltendmachen religiöser Momente mehr verderbt als gut gemacht wird; aber gewiß ist die Schule nicht der Ort, wo Zweifel erregt, fromme Gefühle vergiftet, traditionelle Pietät untergraben werden soll. Eine rationelle Behandlung der Glaubenswahrheiten, eine historische Behandlung der Glaubensthatsachen halten wir in den höheren Schulen für unumgänglich nothwendig; es geht durchaus nicht mehr an, dieselben als nackten Imperativ hinzustellen und auch auf dieser Stufe darf die wissenschaftliche Entwicklung nicht ignorirt werden. Aber die seichte Aufklärung muß ferne davon bleiben, ebenso wie die Hyperkritik mit ihren Combinationen und die Speculation mit ihren Deutungen. Das Licht, welches über die religiösen Wahrheiten verbreitet wird, muß ausgehen von dem positiven Inhalt der Kirche, und wo von diesem aus kein Licht gegeben werden kann, da muß einfach wie auf andern Gebieten zugestanden werden, daß hier ein dunkler Punct vorliegt, dessen Beleuchtung noch zu erwarten steht. Dies ist zunächst für den Religionslehrer gesagt. Es muß aber von allen Lehrern in allen Fächern verlangt werden, daß sie in derselben Weise den positiven Gehalt der bestehenden Confessionen achten und sich weder offen noch verdeckt einen Angriff oder eine Anspielung dagegen erlauben.

Eine besondere Erwähnung verdient aber hier noch der Unterricht in der Geschichte und in den Naturwissenschaften. So sehr der Unterricht in der alten Geschichte eine reichliche, freilich vielfach wenig benützte Veranlassung giebt, das Christenthum in das hellste Licht zu stellen gegenüber von den intellectuellen und sittlichen

Errungenschaften des Alterthums, ebenso sehr nöthigt die Darstellung der mittleren und neueren Geschichte den Lehrer dieses Fachs gegenüber von den in der christlichen Gesellschaft eingetretenen kirchlichen Spaltungen einen festen Standpunct einzunehmen und sein Urtheil darüber auszusprechen. Wir glauben aber, daß eine objective Geschichtsbetrachtung dies zu leisten vermag, ohne den Schein parteiischer Befangenheit auf sich zu laden. Oder sollte es nicht möglich sein, von der Allgewalt der Kirche im Mittelalter, ja von den Uebergriffen derselben gegenüber von dem Rechte des Einzelnen und der Völker zu reden, wenn man nur auch das wohlthätige Wirken dieser Macht anerkennt und gegen die Lichtseiten jener Periode die Augen nicht verschlossen hält, wenn man nur auch die Allgewalt und die Uebergriffe des Staats und der Subjectivität in der neueren Geschichte gehörigen Orts hervorhebt? Man wird doch wohl auch von der Reformation im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts und den Männern mit Anerkennung sprechen können, welche dieselbe hervorgerufen und durchgeführt haben, wenn man auf der andern Seite die Reformbestrebungen vor der Reformation gebührend ins Licht stellt und der Reformation der katholischen Kirche gerecht wird, welche in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts vor sich gieng. Man wird wohl schließlich ein verdammendes Urtheil über den Jesuitenorden fällen dürfen, aber man wird auch unterscheiden zwischen der Zeit seiner Blüte und seines Zerfalls, man wird seine großartige, weltumfassende Thätigkeit in den ersten Zeiten, den Unternehmungsgeist, die Hingebung und Opferwilligkeit seiner großen Mitglieder anerkennen. Wir müßen auch hier im Interesse der pädagogischen Zwecke, die unsere Schulen verfolgen, jene schon oben erwähnte Selbstbeschränkung verlangen, welche im Andenken an das Wort des Apostels „es ist euch alles erlaubt, aber es frommt nicht alles“ in Verfolgung des hohen Zieles der Schule auch persönliche Aufwallungen zurückhält, wo sie den Schein der Parteinahme und tendenziöser Darstellung erregen könnten. Der Schüler erhalte den Eindruck von dem geschichtlichen Unterrichte des Lehrers, daß er billig und gerecht zu sein, jedem das Seine nach bestem Wissen und Gewissen zuzutheilen bestrebt ist. Wir vermögen uns nicht davon zu überzeugen, daß es nöthig sei, den Unterricht in der Geschichte nach Confessionen zu trennen und für die Katholiken von einem katholischen, für die Protestanten von einem protestantischen Lehrer geben zu lassen. Was ist damit gewonnen, wenn nun jeder dieser Lehrer im Kreise seiner Schüler seinen kirchlichen Standpunct unbeschränkt und in schroffster Weise geltend macht? Kehrt nicht eben damit jene oben bezeichnete Gefahr, welche in der Verletzung andersgläubiger Mitschüler und Mitbürger liegt und einem gedeihlichen pädagogischen Wirken im Wege steht, in verstärktem Maße wieder?

Eine ähnliche Selbstbeschränkung müßen wir von dem Lehrer der Naturwissenschaften in den Kreisen unserer Schulen verlangen. Es kann ihm nicht zustehen, gegenüber von den Anschauungen, welche in den Urkunden des christlichen Glaubens niedergelegt sind, einen negirenden oder polemischen Standpunct einzunehmen. Sollen von dieser Seite her materialistische oder pantheistische Ansichten in der Schule gefördert werden, während der Religionslehrer bemüht ist, gemäß der heiligen Schrift, den Schülern die Grundsätze des christlichen Theismus einzupflanzen? Wenn auch einzuräumen sein wird, daß die Verfasser der heiligen Schriften im einzelnen nicht auf der Höhe der Naturwissenschaft unserer Zeit gestanden haben, so muß man doch schon mit dieser Einräumung sehr vorsichtig sein und es darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch die Wissenschaft unserer Tage noch nicht die höchste Höhe erklommen hat, daß auch ihr noch vieles dunkel und unerklärlich ist und bleiben wird. Aber die Grundanschauung, von welcher die heil. Schrift durchzogen ist, über das Verhältnis Gottes zur Welt und Natur, muß als unantastbar stehen bleiben. Eine Naturbetrachtung, welche das Verhältnis der Natur zur Gottheit anders auffaßte, würde eben damit auch zu einer andern Auffassung der Gottheit selbst gelangen, und damit die Theologie der Bibel in Frage stellen. Es handelt sich nun hier hauptsächlich um den Begriff des Wun-

ders. Man wird über die Schwierigkeit nicht hinwegkommen dadurch, daß man auf die Wunder hinweist, die täglich vor uns stehen und vor unseren Augen geschehen. Es ist eben das Merkmal des biblischen Wunders, daß es nicht täglich geschieht, daß es dem Kreise der gewöhnlichen Erscheinung nicht angehört. Nach den klaren Angaben der heil. Schrift beruht nun die christliche Offenbarung auf einer Reihe solcher wunderbaren Thatsachen, deren Ableugnung nur unter der Voraussetzung historischer Unglaubwürdigkeit der neutestamentlichen Schriften möglich ist. So lange also die Religionslehre auf biblischem Standpunete steht, muß sie auch Wunder, d. h. Unterbrechungen des gewöhnlichen Naturlaufs durch Erscheinungen annehmen, die immerhin auch gesetzmäßig sind, aber nicht in der Reihe der uns geläufigen Gesetzmäßigkeit liegen. Diese Anschauung darf, wie wir glauben, durch den Unterricht in den Naturwissenschaften in dem Kreis der Lehranstalten, mit welchem wir es zu thun haben, nicht alterirt werden. Wenn also ein Lehrer der Naturwissenschaften Ansichten hegt, welche sich mit jener Anschauung nicht vertragen, so kann ihm die Freiheit nicht zuerkannt werden, diese Lehren in einer Latein- oder Realschule oder in einem Gymnasium, dessen Schüler dem christlichen Glauben angehören, mittelbar oder unmittelbar vorzutragen. Er würde damit in Conflict gerathen nicht etwa mit einer christlichen Confession, sondern mit allen auf biblischem Grunde ruhenden christlichen Religionsparteien, ja schließlich mit dem tiefsten sittlichen Bewußtsein, das wenigstens durch materialistische Vorstellungen vom Grund aus zerstört wird. Vielmehr ist es seine Pflicht, seine Ueberzeugung in dieser Rücksicht zurückzuhalten, wo er aber einen Zusammenstoß nicht vermeiden kann, mit derjenigen Selbstverleugnung und Vorsicht zu Werke zu gehen, welche die Schule von einem gewissenhaften Lehrer zu fordern berechtigt ist*).

Eine unbeschränkte Lehrfreiheit, wie auf der Hochschule, kann aber in dem Kreise unserer Schulen auch in Beziehung auf die Form des Unterrichts nicht zugestanden werden. Wir meinen hier besonders die Methode und die Lehrbücher. Zwar ist auch auf der Hochschule die Methode der Mittheilung herkömmlich festgestellt, es ist die akroamatische, doch steht es dort jedem Lehrer frei, nach Gutbefinden sich auch einer examinatorischen oder disputatorischen Methode zu bedienen, praktische Uebungen anzustellen, Demonstrationen zu machen ꝛc. Anders in unsern Schulen. Unmöglich kann dem einzelnen Lehrer völlige Freiheit der Bewegung in Beziehung auf die Methode des Unterrichts gestattet werden. Die Behörde, welche die einzelne Schulanstalt leitet, muß sich die Cognition über die in derselben anzuwendende Methode vorbehalten. Es sind hier zwei Klippen zu vermeiden. Einmal daß die Schule nicht zu einem Schauplatz des Experimentirens gemacht werde, indem in der Art der Uebungen allzuhäufig gewechselt oder noch nicht bewährte Wege leichthin eingeschlagen oder Lehrweise in Anwendung gebracht werden, welchen der einzelne Lehrer nicht gewachsen ist. Hier ist besonders bei jüngeren Lehrern von lebhaftem Temperament eine verständige erfahrene Leitung am Platze. Ein gewisser reformatorischer Eifer stellt sich gerne beim Anfange der Lehrthätigkeit ein, welcher in die rechten Bahnen gelenkt die besten Früchte tragen kann. Die andere Gefahr ist die des Erstarrens in hergebrachten Formen, des Versinkens in einen trägen Schlendrian. Dies ist besonders bei Lehrern von phlegmatischer Anlage, schwachen Kräften und in vorgerückteren Jahren zu befürchten. So wenig nun hier der Aufsicht führenden Behörde das Einschreiten erspart werden kann, so ist doch in solchen Fällen schwer ein Erfolg zu erzielen, weil der Fehler in natürlichen Mängeln liegt, welche zu ersetzen viel schwerer ist, als einen etwa vorhandenen

*) Solche Selbstverleugnung und Zurückhaltung ist um so weniger eine unwürdige Fessel, als gerade diejenigen Sätze, die mit der christlichen Weltanschauung in directem Widerspruch stehen, auch wissenschaftlich noch keineswegs als Ergebnisse zweifelloser Forschung angesehen werden können, wie z. B. über das Alter der Erde, über die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts u. s. f. die Acten noch lange nicht geschlossen sind und vieles, was freilich mit desto größerer Wichtigkeit verkündet wird, nur den Werth einer Hypothese hat. D. Red.

Ueberschuß zu beschränken. Dennoch kann auch hier bei wachsamer Sorge durch rechtzeitiges Eingreifen, so lange das Uebel noch nicht überhand genommen hat, noch manches geschehen.

Noch weniger als ein völliges Freigeben der Methode wüßten wir auf diesem Gebiete der Schule ein völliges Freigeben der Lehrbücher zu rechtfertigen. Der akademische Lehrer wählt seine Lehrbücher ganz nach seinem Ermessen. Er liest häufig nach selbst verfaßten Lehrbüchern. Aber wohin sollte auf dem Gebiete unserer Schulen das eigenmächtige Einführen vollends selbstverfaßter Lehrbücher führen? Freilich eine unbeschränkte Freiheit in diesem Puncte verbietet sich an größeren Lehranstalten schon durch die Rücksicht auf den Gebrauch derselben Lehrbücher in mehreren Classen, womit von selbst die Bestimmung hierüber dem Belieben des einzelnen Lehrers entrückt ist. An kleineren Schulen dagegen treten auch pecuniäre Schwierigkeiten in den Weg. Die Eltern der Kinder an kleinen Real- und Lateinschulen, meist den weniger bemittelten Classen angehörig, scheuen die Kosten, wenn öfters neue Lehrbücher angeschafft werden sollen, und man findet daher an solchen Schulen oft Lehrbücher in Gebrauch, welche durch Decennien von Hand zu Hand gegeben einer vergangenen Zeit angehören und so abgegriffen, zerfetzt und unsauber sind, daß die Rücksicht auf Ordnung und Anstand den ferneren Gebrauch verbieten sollte. Dies sind äußerliche Momente, welche die freie Verfügung über die Einführung von Lehrbüchern hemmen. Allein auch ganz abgesehen hievon kann die Wahl von Lehrbüchern nicht ohne Genehmigung und Cognition derjenigen vorgesetzten Behörde erfolgen, welche nicht etwa nur eine einzelne Anstalt, sondern einen größeren Kreis von Anstalten zu überwachen hat. Soll eine gewisse Gleichmäßigkeit der Leistungen in den verschiedenen Anstalten gleicher Kategorieen erzielt und erhalten werden, so müßen auch die Lehr-, Lese- und Uebungsbücher, wenn auch nicht dieselben, so doch gleichartig sein. Den Ueberblick darüber kann nur die Behörde sich erhalten, welche einen größeren Kreis beherrscht; auch wird das Endurtheil über die Brauchbarkeit eines Lehrbuchs doch am ehesten der Stelle anheimgegeben, welche die Forderungen an die Schulen und Classen bestimmt, controllirt und die Leistungen prüft, während der Vorschlag am besten von dem Orte ausgeht, wo das Bedürfnis sich geltend macht und praktische Erfahrungen vorliegen. Die genannten Behörden haben auch gegenüber von den Verfassern solcher Lehrbücher eine so unabhängige und freie Stellung, wie sie den Vorständen der einzelnen Anstalten da nicht zukommt, wo die Verfasser Lehrer der gleichen Anstalt sind. Offenbar befindet sich der Rector und Lehrerconvent der Anstalt, an welcher der Verfasser wirkt, weniger in der Lage, frei und unbefangen von persönlichen Rücksichten über die Brauchbarkeit eines Lehrbuchs zu urtheilen, als die vorgesetzte höhere Behörde, welche mit dem Verfasser in gar keiner persönlichen Berührung steht. Hiermit soll keineswegs einem bureaukratischen Eingreifen und befehlenden Vorgehen von oben herab das Wort geredet werden. Wir wünschen auch in dieser Beziehung eine freie Bewegung durch eine überlegene aber verständige und eingehende Leitung in das rechte Geleise gebracht. Nachgewiesene Bedürfnisse sollen befriedigt, billige Wünsche erfüllt, wohlmotivirte Gutachten berücksichtigt werden. Aber eine schrankenlose Freiheit in der Wahl der Lehrbücher läßt sich mit einer vernünftigen Organisation des Schulwesens, mit welchem wir es hier zu thun haben, nicht vereinigen (vergl. den Art. Lehrmittel). Wir bescheiden uns, einen Versuch gemacht zu haben, die Schranken festzustellen, innerhalb welcher eine freie Bewegung mit den pädagogischen Zwecken unserer Schulen vereinbar ist und in einigen Gebieten, die eine besondere Schwierigkeit bieten, die Grenzen zu verzeichnen. **Hirzel.**

Lehrmittel. Unter Lehrmitteln faßt man alle diejenigen Gegenstände zusammen, welche dem Zwecke des Unterrichts dienen. Sie sind entweder Mobilien, welche für die Zwecke der Schule erforderlich sind, z. B. Katheder, Subsellien, Kästen zu Aufbewahrung anderer Arten von Lehrmitteln, Wandtafeln u. dgl., und werden zusam-

mengefaßt in der Bezeichnung: *Geräthſchaften*. Zu ihnen gehören natürlich auch die Turngeräthe, die wir jedoch im Folgenden gänzlich unberührt laſſen, da das Turnen einen von dem übrigen Unterrichte abgeſonderten Theil bildet, und die Turngeräthe noch für ſich zu beſprechen ſein werden. Oder es ſind ſolche Lehrmittel, welche durch die verſchiedenen Mittel der Vervielfältigung durch die Preſſe dargeſtellt ſind, deren Grundlage alſo Papier und ähnliche Stoffe z. B. Leinwand bilden. Hieher gehören Bücher, Tabellen, Landkarten, Abbildungen u. dgl. Wir können hieher auch die Schreibmaterialien der Schüler rechnen. Man nennt ſie häufig *Lehrmittel im engern Sinne*. Oder endlich ſind es Natur- oder Kunſtproducte, welche zur Erläuterung oder Förderung des Unterrichts durch Anſchauung dienen, und Inſtrumente, welche zu Experimenten gebraucht werden und den Unterricht ebenfalls durch Anſchauung unterſtützen. Man nennt die erſteren gewöhnlich *Sammlungen*, die letzteren *Apparate* (naturhiſtoriſche Sammlung, Sammlung von Gypſen, phyſikaliſcher, chemiſcher Apparat ꝛc.).

Die ſämmtlichen Lehrmittel ſind je nach dem durch ſie zu erreichenden Zwecke entweder *nothwendige* oder *zweckmäßige*, nach ihrer Verwendung aber dienen ſie entweder *unmittelbar* oder nur *mittelbar* dem Unterrichte. Endlich nach den Perſonen, für deren Gebrauch ſie vorhanden ſind, ſind es entweder Lehrmittel *für den Lehrer* oder Lehrmittel *für den Schüler*.

Zu den *nothwendigen* **Geräthſchaften** der Schulen müßen natürlich gerechnet werden Sitz und Tiſch für den Lehrer, am beſten in der Form eines Katheders, unter allen Umſtänden aber mit verſchließbarem, leicht zugänglichem Behälter zur Aufbewahrung des Schreibapparats und derjenigen Lehrmittel, welche der Lehrer immer in ſeiner unmittelbaren Nähe haben will. Ferner für den Lehrer ein Kaſten zur Verſchließung der weiteren in der Schule gebrauchten Lehrmittel, ſowie etwa ſeines Schulrockes. Zweckmäßig iſt es, wenn es irgend der Raum geſtattet, daß jeder einzelne Lehrer ſeinen beſondern Kaſten habe, theils um Colliſionen und leicht daraus entſtehende Reibungen zu verhüten, theils um beſſer Ordnung halten zu können.

Für die Schüler ſind natürlich ebenfalls Tiſche und Sitze nothwendig, und zwar ſo eingerichtet, daß jeder Schüler nicht bloß ſeine Bücher und Landkarten (letztere ſelbſtverſtändlich in kleinerem Maßſtabe) auflegen und ſeine Schreibhefte benützen kann, ohne Nebenmann oder Vordermann zu hindern. Am zweckmäßigſten ſind Subſellien ſo aufgeſtellt, daß jeder Schüler ſtets dem Lehrer, wenn er ſich auf dem Katheder befindet, das Geſicht zuwendet, am allerunzweckmäßigſten aber ſolche Tiſche, an denen die Schüler einander gegenüberſitzen, und ſomit volle Veranlaſſung bekommen, durch Zeichen und Worte ſtörend auf die gegenſeitige Aufmerkſamkeit einzuwirken. In den meiſten Schullocalen iſt man genöthigt, den Raum möglichſt zu ſparen und die Subſellien nicht breiter zu machen, als es für den Gebrauch der Schreibhefte durchaus erforderlich iſt, wobei der Unterricht im Schönſchreiben mit der Anwendung von Muſtervorlagen maßgebend ſein muß. Solche Subſellien ſind für den Zeichnungsunterricht, namentlich wo dieſer in größerer Ausdehnung getrieben wird wie in den Realſchulen, nicht genügend, und es bedürfen daher dieſe Anſtalten durchaus beſondere Zeichnungslocale mit eigens für den Zweck des Zeichnens conſtruirten und für das richtige Einfallen des Lichtes günſtig geſtellten Tiſchen oder Subſellien, breiter als die gewöhnlichen, und mit beſonderer Vorrichtung zur Aufſtellung der Zeichnungsvorlagen verſehen.

Wenn auch die Meinungen der Aerzte nicht ſämmtlich übereinſtimmen, ſo ſind doch die meiſten und gerade die einſichtsvollſten der Anſicht, der Rückgrat des Menſchen, deſſen Aufgabe es iſt, den Oberkörper zu tragen, bedürfe beſonders in der Periode des Wachsthums zeitweilig der Ruhe, und die Entbehrung dieſer Ruhe ſei vorzugsweiſe die Urſache ſo vieler Rückgratsverkrümmungen. Die Schule muß es daher als dringende Pflicht erkennen, dafür zu ſorgen, daß es dem Schüler möglich gemacht iſt, in ſolchen Unterrichtsſtunden, in welchen er nicht zu ſchreiben hat, aufrecht ſitzend ſich anlehnen zu können. Rücklehnen bedürfen alſo ſämmtliche Sitze der Schüler, und es

muß dies als nothwendige Einrichtung erkannt werden, (ſ. den Art. Körperliche Erziehung S. 97 f.). Ob die Subſellien eben oder amphitheatraliſch anſteigend geſtellt werden ſollen, wird von ihrer Beſtimmung abhängen. Die zum Zeichnen beſtimmten ſind am zweckmäßigſten eben, überhaupt gewähren letztere den Vortheil, daß der im Zimmer auf- und abgehende Lehrer mit der geringſten Beſchwerde zu jedem Schüler kommen kann; anſteigend aber ſollten die Subſellien ſtets in ſolchen Localen ſein, in welchen Phyſik oder Chemie mit Experimenten einer größeren Schülerzahl vorgetragen wird.

Es iſt vorzugsweiſe der mathematiſche Unterricht, der Unterricht im Schönſchreiben und Singen, ſo wie bei einer gewiſſen Methode der Zeichnungsunterricht, welcher der Wandtafeln bedarf. Sie ſind wohl überall ſchwarz, und für den Gebrauch der weißen Kreide beſtimmt, ſie ſollen möglichſt ohne Glanz und ſo aufgehängt ſein, daß ſie ſich im Geſichte, nicht auf der Seite des Schülers befinden, und daß ſich das vom Fenſter einfallende Licht auf ihnen möglichſt wenig ſpiegelt, da letzteres für das Auge des Schülers höchſt nachtheilig iſt. Der Stoff iſt gewöhnlich Holz, dauerhafter iſt Schiefer, wo derſelbe in hinlänglich großen Platten leicht erworben werden kann, oder ſchwarz angeſtrichenes Eiſenblech; für geometriſche Zeichnungen aber ſind beide letztere Stoffe angeeignet, da nicht aller Orten auf ihnen Zirkelſpitzen eingeſteckt werden können. Zweckmäßig endlich iſt es, wenn dem Singunterricht eine beſondere mit, am beſten vorgezeichneten, Notenlinien verſehene Wandtafel beſtimmt iſt. Es iſt dadurch eine wesentliche Zeitersparnis für dieſen ohnehin in der Regel ſehr ſpärlich bedachten Unterricht gewonnen.

Faſſen wir nun die Lehrmittel im engern Sinne ins Auge, wie wir dieſen eben bezeichnet haben. Es ſind dies, ſoweit ſie in der Hand des Schülers ſich befinden, Bücher, Landkarten, Schreib- und Zeichnungsmaterialien. Ueber die Forderungen, welche in beiden letzteren Beziehungen zu machen ſind, haben zunächſt die betreffenden Lehrer zu entſcheiden, und welcher Art ſie ſein ſollen, hängt von der Methode ab, welche der Lehrer in ſeinem Unterrichte befolgt, dann aber auch von der Schülerclaſſe, welche ſich in der Anſtalt befindet. Es iſt natürlich, daß die Volksſchule ſich auf das Einfachſte beſchränken muß, aber eben deswegen auch manches unerreichbar findet, was höhere Anſtalten, welche größere Anſprüche an den Geldbeutel der Eltern machen dürfen, leicht zu verwirklichen im Stande ſind. Ueberall aber iſt Luxus zu vermeiden. Fürs Linearzeichnen z. B. iſt der Zeichnungslehrer vollkommen berechtigt, ſchlechtgearbeitete Zirkel und Reißzeuge zu verwerfen, nicht aber die Anſchaffung vollſtändiger größerer Reißzeuge im Werthe von 10 und mehr Thalern zu verlangen; gute Einſatzzirkel von 2 Thaler Werth genügen für alle Anſprüche, welche der Zeichnungsunterricht an die Schülerclaſſe macht, die unſere Encyklopädie vorzugsweiſe im Auge hat.

Bei Landkarten iſt es zur Förderung des Unterrichts eine gerechte, wenn gleich an manchen Orten ſchwer durchzuſetzende Forderung, daß ſämmtliche Schulen den nämlichen kleinen Handatlas haben ſollen, vermehrt etwa durch eine, aber ebenfalls wieder die gleiche Spezialkarte des Landes oder der Provinz, welcher der Schüler angehört. (vgl. den Art. Landkarten S. 150. Anm.) Hiſtoriſche Atlanten für den Geſchichtsunterricht den Schülern zu octroiren, möchte höchſtens in den höheren Anſtalten ſehr reicher Städte durchführbar ſein.

Was endlich die Bücher betrifft, welche ſich in den Händen der Schüler befinden müßen, ſo iſt vor allem herauszuheben, daß die Schule ſowohl das Recht als vom pädagogiſchen Geſichtspuncte aus die Pflicht hat, zu verlangen, daß alle Schüler im vollſtändigen Beſitze ſämmtlicher in der Schule eingeführten Lehrbücher ſeien, ja ſogar, daß ſie im Beſitze der gleichen Ausgaben derſelben ſeien, ſobald die Verſchiedenheit derſelben weſentliche Störungen im Unterrichte mit ſich führen würde. Letzterer Punct iſt beſonders herauszuheben bei der Lectüre der alten Claſſiker, wo die verſchiedenen Ausgaben verſchiedenen, oft weſentlich abweichenden Leſearten folgen, oder mit Noten

verſehen ſind, die dem Lehrer mehr oder weniger geeignet oder ungeeignet erſcheinen. Aehnliches gilt bei dem Gebrauche deutſcher Leſebücher, bei welchen nicht ſelten eine neue Ausgabe Numern der früheren Ausgaben wegläßt und neue Numern beifügt. Daß der Lehrer nicht wegen jeder kleinen Aenderung den Geldbeutel der Eltern ſeiner Schüler in Anſpruch nehmen darf, kann als ein Act der Billigkeit verlangt werden. Kommt aber ſo etwas in einem Leſebuche gar häufig vor, ſo ſind neue und ältere Ausgaben äußerſt ſchwierig neben einander zu gebrauchen. Es iſt aber ebendeswegen auch eine große Rückſichtsloſigkeit gegen die Schulen, welche gewiſſe Lehrbücher eingeführt haben, wenn die Verfaſſer derſelben ohne ganz beſonders zwingende Gründe und nur etwa, um nach ihrer Meinung das Buch zu vervollſtändigen, bei neuen Auflagen ſo bedeutende Veränderungen vornehmen, daß die alte Auflage neben der neuen kaum mehr gebraucht werden kann. Die Kritik darf ſich gegen ein ſolches, nicht gerade ſeltenes Verfahren wohl ernſtlich tadelnd ausſprechen, am meiſten aber da, wo eine ſolche Operation gerade aus dem Motive hervorgeht, die ältere Ausgabe unbrauchbar zu machen, den raſchen Abſatz der neuen zu befördern und dadurch die Honorareinnahme für den Verfaſſer zu vermehren. Es dürfen ſolche Manipulationen wohl als eine wahre Verſündigung an der Jugend bezeichnet werden.

Nur ſchwer entſchließen ſich die Eltern, wenn ſie zwei Söhne in der nämlichen Claſſe einer Anſtalt haben, die erforderlichen Lehrbücher für dieſelben in zwei Exemplaren zu kaufen. Und doch kann ihnen dies nicht erlaſſen werden, ſobald die Schule Handhabung der Ordnung als ihr oberſtes Prinzip voranſtellt. Denn gemeinſchaftliche Benützung des nämlichen Buches in der Schule führt beinahe unvermeidlich zu gegenſeitigen Störungen durch Geſpräche, Einbläſereien u. dgl.

Eine andere Klage mancher Eltern in Betreff der Lehrbücher wird dadurch hervorgerufen, daß in dem nämlichen Lande in gleichartigen Anſtalten verſchiedene Lehrbücher eingeführt ſind. Hiedurch haben manchmal kinderreiche Beamte, Militärs ꝛc., wenn ſie verſetzt werden, ſchwer zu leiden. Der Gebrauch gleicher Lehrbücher iſt aber nur da möglich, wo die Einführung der Lehrbücher nicht von der Anſtalt ſelbſt, ſondern von der Centralſchulbehörde abhängt und wo es alſo Landesſchulbücher giebt. Es führt uns dies auf die Frage, wer Lehrbücher einzuführen habe, ob der einzelne Lehrer, der ſie gebraucht, oder der Lehrerconvent, oder die Centralſchulbehörde. Für das letztere läßt ſich manches ſagen. Der oben erwähnte Punct iſt nicht gering anzuſchlagen, beſonders in Ländern wie z. B. Oeſterreich, wo Militärperſonen aus Gründen, die in der ganzen Organiſation des Staates liegen, gar oft ihre Garniſonen zu wechſeln haben, und zu den Koſten der Verſetzung überhaupt oft noch nicht unbedeutende Koſten dadurch hinzukommen, daß die Schulbibliothek der Söhne beinahe ganz erneuert werden muß. Außerdem dürfte noch ein anderer Grund Beachtung finden. In Ländern, welche den einzelnen Anſtalten nicht das Recht der Abiturientenprüfungen anheimgeben, ſondern für das ganze Land oder für die einzelnen Provinzen Centralprüfungen veranſtalten, oder wo von den Reſultaten einer Prüfung bedeutende Landesſtipendien abhängig ſind, wie z. B. in Württemberg die Aufnahme in die Landesſeminarien für die künftigen Theologen, wo daher jedenfalls für ſolche Fälle um des gleichförmigen Maßſtabes willen bei der oft ſehr zahlreichen Concurrenz von Bewerbern Centralprüfungen ſtattfinden müßen, in ſolchen Ländern wird es dem Examinator viel leichter gemacht, gerecht zu prüfen, wenn er bei allen Candidaten, die ſich eingefunden haben, die frühere Benützung des nämlichen Lehrbuches, alſo die Durcharbeitung eines und desſelben Stoffes vorausſetzen darf. Und doch möchten die Gründe für eine andere Einrichtung überwiegen. Denn einmal iſt die Zahl derjenigen Eltern, die durch Verſetzungen in Unkoſten kommen, immerhin im Verhältnis zur ganzen Schülerzahl eine überaus kleine. Ferner läßt ſich geltend machen, daß der Zweck der Schule doch nicht iſt, auf das Examen hinzuarbeiten, wenn gleich leider! manche Schüler und manchmal ſelbſt ihre

Eltern keinen höhern Zweck ihres Schulunterrichtes kennen, und daß in den erwähnten Fällen der Examinator, um gerecht zu sein, als Pflicht erkennen muß, wenn verschiedene Lehrbücher in verschiedenen Anstalten gebraucht werden, sich mit ihrem — jedenfalls in den Hauptpuncten zusammenstimmenden — Inhalte bekannt zu machen. Auch würden obige beide Hauptgründe für die Einführung der Lehrbücher durch eine Centralbehörde, consequent bis zu ihrer Spitze verfolgt, dahin führen, daß, wie theilweise in Frankreich, nicht bloß das Lehrbuch, sondern von Stunde zu Stunde das Unterrichtsmaterial vorgeschrieben werden müßte, damit der anderswohin versetzte Knabe genau da im Unterrichte anknüpfen könnte, wo er denselben am vorigen Orte abgebrochen hat, und damit der Examinator von den vor ihm sitzenden Candidaten zu seiner Beruhigung überzeugt wäre, sie seien sämmtlich extensiv an dem nämlichen Puncte ihrer Wissenschaft angekommen. Ich glaube, gegen solche Centralisation möchten wir doch die freie Bewegung, wie sie meistens in Deutschland auch in Beziehung auf Lehrbücher gestattet ist, nicht hergeben. Diese freiere Bewegung aber ist wohl begründet in der ganzen Anschauungsweise des Deutschen von der Schule, deren Zweck ihm ein viel idealerer ist, als auf Prüfungen vorzubereiten, den er vielmehr darin findet, den inneren Menschen zu harmonischer Entwicklung zu bringen, und so den Schüler nicht bloß mit Kenntnissen auszustatten, vielmehr in ihm die Kraft heranzubilden und die Selbstthätigkeit und Selbständigkeit zu entfalten, durch welche er befähigt wird ein voller Mensch, ein tüchtiger Bürger und ein seinem Berufe, welcher Art dieser auch sein möge, gewachsener Geschäftsmann zu werden. Darum sollen unsere Schulen neben ihrer praktischen Richtung auf den zukünftigen Lebensberuf zugleich einen idealen Gehalt in sich tragen, durch den die freie geistige Entfaltung des Knaben und Jünglings ermöglicht wird. Dies ist aber nur dann erreichbar, wenn nicht der Zwang eines todten Schematismus in der Schule herrscht, sondern dem Schüler der freie Geist des Lehrers gegenübertritt, d. h. wenn der Lehrer seine volle geistige Individualität dem Schüler gegenüber soweit als möglich geltend machen darf. Wie die Forderung an den Staat in der modernen Staatswissenschaft dahin geht, daß er jedem seiner Glieder die freie Entfaltung seiner Kräfte ohne weiteres Hemmnis gestatte, als so weit letzteres nothwendig ist zum Zusammenhalte des Staates als eines Ganzen, so soll auch in der Schule diese freie Bewegung nur durch die nothwendigen Schranken gehemmt werden, welche darin liegen, daß jede Schulanstalt ein Ganzes ist, das einen bestimmten Zweck hat, und daß sämmtliche Schüler eines Landes wieder Glieder dieses größeren Organismus sind. Gerade der bessere Lehrer, dem es am ernstesten darum zu thun ist, geistig seine Schüler anzuregen, wird es daher am schwersten empfinden, wenn ihn die Fesseln eines Lehrbuches drücken, das seiner geistigen Individualität widerstrebt, und nur dem Frohndiener, der seine Lehrstunden abmacht wie der Copist seine Kanzleistunden, wird es einerlei sein, nach was er lehren soll. Es ist keine zufällige Erscheinung, daß gerade in den bedeutenderen Schulfächern jeder Meßkatalog die Zahl der Lehrbücher namhaft vermehrt; es ist nicht bloß das Jagen nach Buchhändlerhonoraren, welches sie zu Tage fördert, auch nicht die Autoreneitelkeit, als der Vater eines literarischen Kindes auftreten zu können; es ist vielmehr eben der innere Drang, die eigene geistige Individualität zum Ausdruck zu bringen, welcher jene Fluth von Lehrbüchern hervorruft. Wenn gleich dabei manche Verirrungen mitunterlaufen, weil es eben auch unter den Lehrern wie allerwärts Individualitäten giebt, die den rechten Weg noch nicht gefunden haben oder auf Abwege gerathen sind, so liegt doch in der ganzen Erscheinung ein Zeichen regen Lebens und gesunden Vorwärtsstrebens in der Pädagogik, und der Staat würde gegen sein eigenes Interesse handeln, wenn er diese Richtung unterdrücken wollte. Sie wurzelt in dem Boden, auf welchem das Gebäude der Schule zu immer größerer Höhe emporwachsen wird. Es bleibe daher zunächst dem einzelnen Lehrer die Wahl des Lehrbuches für seinen Unterricht; jedoch zur Erhaltung der nöthigen Einheit des ganzen Schulwesens sowohl als auch zur Abwehr gröberer Misgriffe behalte sich die Centralbehörde in jedem einzelnen Falle

vor, nach eingegangenem Berichte des Vorstandes der Anstalt, und, wenn das Lehrfach mit andern in innigerem Zusammenhange steht, nach eingeholter Ansicht des Lehrerconventes ihre Zustimmung zu ertheilen oder zu versagen, was sie thun soll nicht mit rigoroser Strenge und kleinlichem Streben nach Uniformität, sondern mit der Achtung vor der Individualität jedes Mannes, dem ein Amt anvertraut ist, soweit dies nur irgend mit der Rücksicht aufs Ganze verträglich ist. Pflicht aber des einzelnen Lehrers sowohl als der Lehrerconvente ist es, nicht wegen jedes kleinen Fortschrittes, den sie etwa in einem neuerscheinenden Lehrbuche zu finden meinen, sogleich nach dem neuen zu greifen und das alte zu verwerfen, vielmehr wohl zu bedenken, daß ein wenn auch mangelhafteres Buch, in welches sich der Schüler bereits hineingelebt hat, für ihn ein viel werthvollerer geistiger Schatz ist, als ein neues, das er erst kennen lernen soll. Ich kenne eine Anstalt, wo innerhalb 10 Jahren drei lateinische Grammatiken einander nach und nach verdrängten. Sie wird wohl nicht die einzige dieser Art sein. Wo etwas derartiges vorkommen kann, da ist es ein Beweis, daß man mit der Einführung oder Abschaffung gar zu leichtsinnig und rücksichtslos verfährt, und keineswegs mit der Würde, welche die Schule sich unter allen Umständen wahren soll.

In Betreff der Lehrbücher ist endlich auch die Frage zu beantworten, wie weit es dem Lehrer gestattet sein darf, selbst die Anschaffung derselben für den Schüler zu besorgen. Dazu kann sich der Lehrer aus mehrfachen Gründen veranlaßt fühlen, entweder weil sich seine Anstalt an einem Orte befindet, der keine oder nur mangelhafte Buchhändlergelegenheiten darbietet, oder weil der Verleger, wie dies bei Schulbüchern um der Concurrenz willen nicht selten geschieht, bei Bestellungen in größerer Anzahl billigere Partiepreise oder Freiexemplare gestattet, die der Lehrer seinen Schülern zu gute kommen lassen möchte, oder endlich, weil er von den obenerwähnten Vortheilen selbst profitiren will. Der Lehrer wagt sich jedoch mit solchen Manipulationen in ein sehr gefährliches und klippenreiches Fahrwasser, worin seine Auctorität leicht einen Leck bekommen könnte, wenn er nicht ein ganz besonders geschickter Steuermann ist. Unter den angeführten Gründen scheint mir nur der erste einige Bedeutung zu haben. An solchen Orten aber, wo sich bessere Buchhändlergelegenheiten finden, was wohl so ziemlich von allen größeren Anstalten gelten möchte, wird der Lehrer, der vom Verleger Schulbücher in größeren Partien kommen läßt, um sie an Schüler im Detail zu verkaufen, nicht bloß sämmtliche Sortimentsbuchhandlungen sich zu Gegnern machen, sondern bei unsern nun einmal in dieser Art bestehenden bürgerlichen Einrichtungen die Unzufriedenheit nicht weniger Eltern damit hervorrufen; denn diese, auf irgend eine Weise mit der einen oder andern Buchhandlung in Verbindung stehend, würden gerne dieser Buchhandlung durch zeitweiligen Ankauf eines Buches nach ihrem Ausdrucke auch etwas zu lösen geben, glauben aber doch das Buch vom Lehrer kaufen zu müßen, aus der allerdings hie und da nicht ganz unbegründeten Furcht, der Lehrer möchte es sonst den Schüler entgelten lassen. Wenn daher der Lehrer die durch den Partieankauf gewonnenen Vortheile zu seinem Nutzen ausbeutet, wird dies von den Ortsbuchhandlungen, wenn nicht offen, doch im stillen bald dem Publicum gegenüber aufgedeckt werden. Aber selbst da, wo er sämmtliche Vortheile den Schülern zuwendet, vielleicht sogar mit eigenen Opfern z. B. von Porto, wird dies von solchen Eltern, deren Geschäftsgrundsatz es ist, nichts umsonst zu thun, nicht geglaubt werden, sondern die Ansicht wird wohl stets sich verbreiten, daß sich der Lehrer dabei ein Profitchen mache. Als Regel wird daher ausgesprochen werden müßen, daß der Lehrer sich zur Wahrung seiner sittlichen Würde dem Publicum gegenüber hüten müße, den Zwischenhändler zwischen Buchhandlungen und Schülern zu machen, und diese Regel wird nur da eine Ausnahme dulden, wo dem Schüler selbst Buchhandlungen nur schwer zugänglich sind.

Den Uebergang von den bisher besprochenen für die Schüler bestimmten Lehrmitteln im engeren Sinne zu den für die Lehrer bestimmten bildet die Schülerbibliothek, welche zwar, wie dies ihr Name andeutet, ebenfalls für den Gebrauch des

Schülers bestimmt, aber nicht sein Eigenthum, sondern Eigenthum der Schule ist und daher auch nicht durch ihn, sondern durch die Lehrer angeschafft wird, wenngleich ganz oder theilweise aus vom Schüler geleisteten Beiträgen. Wie wichtig die Frage über Schülerbibliotheken ist, erhellt vor allem aus dem Artikel: Jugendlectüre und Jugendliteratur Bd. III. S. 802—840. Es ist daher die Frage über Schülerbibliotheken in umfassenderer Weise an ihrem Orte in einem besonderen Artikel zu erwägen. Hier möge um der Vollständigkeit willen so kurz als möglich die Ansicht des Verfassers darüber ausgesprochen werden. Die Schülerbibliothek hat in der Regel einen gedoppelten Zweck, einerseits wie sich der Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Oesterreich ausdrückt, „die classischen Schriften der Mutter„sprache und Schriften, welche auf eine den Schülern angemessene Weise zur Erwei„terung und Belebung des Inhalts der einzelnen Lehrgegenstände, namentlich der Ge„schichte, Geographie, Naturgeschichte, Physik, dienen, den Schülern zugänglich zu „machen". In dieser Hinsicht ist die Schülerbibliothek wirklich zu den Lehrmitteln zu rechnen, indem der Hauptzweck der in ihr vorhandenen Bücher Belehrung ist. Andererseits aber ist diese Bibliothek auch an vielen Orten Unterhaltungsbibliothek und stellt sich die Aufgabe, den Drang des Knaben und Jünglings nach Unterhaltungslectüre zu regeln, und durch eine Auswahl zweckmäßiger Jugendschriften der schädlichen Romanenlectüre und dem Misbrauche von Leihbibliotheken entgegenzuwirken. Der obengenannte Artikel über Jugendleetüre zeigt, wie umsichtig bei der Auswahl von Jugendschriften für die Schule verfahren werden muß, und es möchte daher eine Bibliothek für die Jugend in dieser Richtung nur an solchen Anstalten errichtet werden können, wo sich unter dem Lehrerpersonal ein dazu ganz geeignetes Individuum findet, das mit der vollen Einsicht in die Schwierigkeit und Bedeutung seiner Aufgabe zugleich diejenige Liebe für die Sache mitbringt, welche auch große Zeitopfer nicht scheut, um sich mit der ins maßlose angeschwellten Literatur in diesem Fache aufs genauste bekannt zu machen. Aber selbst da möchte eine solche Bibliothek ihre Bedenken haben. Wir dürfen nicht übersehen, daß unsere Schüler im allgemeinen schon von Haus aus mit Lectüre mehr als zur Genüge versehen sind, wie Weihnachten und Geburtstage den Eltern in der Regel eine erwünschte Gelegenheit geben, die Unterhaltungsbibliothek der Söhne zu vermehren, und daß fast außerdem in alle Wohnungen, bis in die niedersten hinunter, selbst in die Kasernen, Zeitschriften gedrungen sind, welche sich zur Aufgabe machen, die Langweile abzutödten und zugleich durch Illustrationen anzulocken, als da sind Gartenlaube, illustrirte Welt, illustrirte Zeitung, Modezeitungen und die ganze Flut dieser Kategorie, ja daß selbst politische Zeitungen der Meinung sind, sie können nicht umhin in ihren Feuilletons Novellen und derartiges zu geben. Wenn wir dabei bedenken, wie in der Regel alles dies dem Knaben zu Hause zugänglich gemacht ist und nicht verfehlt, seinen lockenden Köder ihm entgegenzuhalten, und wie wenig Macht die Schule hat, derartiger häuslicher Einwirkung mit Erfolg entgegenzutreten, so werden wir kaum der Beförderung der Unterhaltungslectüre für unsere Schulen das Wort reden können, vielmehr werden wir hier mehr negativ, mehr hemmend als fördernd von Seiten der Schule einschreiten müßen. Man täusche sich dabei ja nicht durch die süße Hoffnung, die bessere Speise, welche die Schule darbiete, werde im Stande sein, die für ihn oft sehr unpassende Literatur, welche der Knabe zu Hause genießen darf, zu verdrängen; letztere ist in der Regel viel zu pikant, als daß sie nicht jener vorgezogen werden sollte. Aber selbst in Betreff jenes Theils der Schulbibliothek, welcher der Belehrung gewidmet ist, möchte große Vorsicht erforderlich sein, wenn nicht am Ende der Nachtheil größer werden soll als der Vortheil. Beim größeren Theile der hieher gehörigen Schriften wollen ihre Verfasser durch Unterhaltung belehren, und wenn es daher wohl besser ist, der Schüler nehme solche Schriften in die Hand, statt der Romane und Novellen, welche ihm in der Familie geboten werden, wenn er gleich solche gutgewählte Schriften nicht ohne Förderung seines Wissens durchlesen wird, so

liegt dabei doch die Gefahr nicht gar ferne, daß er sich gewöhne, spielend zu lernen und an dem Ernste des Unterrichts den Geschmack zu verlieren. Auch hier wird daher die Schule das Sichhineinleben in andere Bücher als die zum engern und ernstern Kreise der Schule gehörigen nicht befördern, sondern höchstens Eltern und Schülern gegenüber berathend ihre Thätigkeit äußern. Eine richtige und maßvolle Regelung des Privatfleißes der Schüler für die Unterrichtsfächer der Schule wird das beste Präservativ gegen die Gefahr übermächtiger Neigung für eigentliche Unterhaltungslectüre bilden; dann wird nur dem besseren und leichter arbeitenden Schüler neben der erforderlichen Zeit für körperliche Erholung noch so viel Zeit übrig bleiben, um sich zu Hause weiterer Lectüre widmen zu können. Daß dieser dann sich bei letzterer den classischen Schriften der Muttersprache, sowie den eigentlich in Geschichte, Geographie ꝛc. belehrenden Schriften zuwenden, das wird der Lehrer durch alle ihm zu Gebote stehenden pädagogischen Mittel zu befördern suchen, während die eigentliche Schulbibliothek auf den schwächern Kopf schon deswegen nachtheilig wirken würde, weil ihr Gebrauch ihm, der doch auch wie jeder andere seinen Beitrag zahlen würde, nicht versagt werden könnte.

Auch der eigentlichen Schulbibliothek oder der Bibliothek für die Lehrer wird die Encyklopädie einen eigenen Artikel widmen; wir werden daher diesen Punct hier nicht eingehend, sondern nur andeutend zu berühren haben. Auch hier sagt das österreichische Organisationsstatut: „In die Bibliothek für die Lehrer sind vornehmlich „solche Schriften anzuschaffen, welche die Lehrer zum Fortschreiten in ihrer Wissen„schaft und zum gründlichen Betreiben des Unterrichts gebrauchen, und welche doch die „finanziellen Kräfte des einzelnen Lehrers übersteigen". Bei näherem Eingehen auf diesen im allgemeinen richtigen Standpunct wird das Hauptgewicht auf das gründliche Betreiben des Unterrichts gelegt werden müßen, und die Schulbibliothek wird den Lehrern daher vor allem die Mittel zu bieten haben, welche erforderlich sind, um in Betreff der Schulwissenschaften auf der Höhe der Zeit zu bleiben. Da die Mittel des einzelnen Lehrers gewöhnlich kaum ausreichen, um die Hauptschriften seiner Fachwissenschaft sich eigen zu erwerben, so wird es vor allem Aufgabe der Schulbibliothek sein, die wichtigsten Erscheinungen der allgemeinen Pädagogik zu erwerben, sowie diejenigen Journale zu halten, welche entweder in eben dieser Richtung oder in den wichtigsten Specialfächern des Schulunterrichts als bahnmachend zu betrachten sind. Ist darin das Nöthige geschehen, so sind wohl in nächster Linie diejenigen Schriften ins Auge zu fassen, welche in den einzelnen Schulfächern mehr oder weniger als classisch gelten, oder Epoche machen, oder sonst durch ihre Originalität eine wichtige Bedeutung erlangt haben. Es versteht sich von selbst, daß zwar kein Schulfach ganz unberücksichtigt bleiben soll, daß aber doch die verschiedenen Fächer nach ihrer Wichtigkeit für den Zweck der Schule in Berücksichtigung zu ziehen sind. Die Schulbibliothek eines Gymnasiums wird daher anders aussehen müßen, als die einer Realschule; wenn auch vieles beiden gemeinschaftlich sein dürfte, so wird doch bei jenem das Alterthum und seine Literatur, bei diesem die moderne Literatur nebst Mathematik und Naturwissenschaften den Stamm der Bibliothek zu bilden haben. Da wohl selten eine Anstalt zu finden sein wird, deren Mittel auch nur annähernd zur vollständigen Bewältigung des Nothwendigen in den bisher bezeichneten Richtungen ausreichen, so wird der etwas allgemein gehaltene Ausdruck des österreichischen Organisationsstatuts, daß angeschafft werden solle, was die Lehrer zum Fortschreiten in ihrer Wissenschaft gebrauchen, ganz auf die Schulwissenschaft zu beschränken sein, und es wird dem einzelnen Lehrer überlassen bleiben müßen, für solche wissenschaftliche Studien, die nicht unmittelbar mit seiner Thätigkeit an der Schule selbst zusammenhängen, oder für literarische Arbeiten, die sich in Gebieten bewegen, welche der Schule fremd sind, oder die zwar dem Terrain der Schulfächer angehören, aber den Kreis der Schule überschreiten, sich den erforderlichen literarischen Apparat auf andern Wegen herbeizuschaffen. Ein Philologe z. B., der sich

einen nicht in der Schule gelesenen altclassischen Schriftsteller zum Studium gewählt hat, würde seinen Collegen und der Schule überhaupt gegenüber eine Ungerechtigkeit begehen, wenn er alles wichtige, was über seinen Lieblingsschriftsteller erscheint, der Schulbibliothek zur Anschaffung octroiren wollte. Die Bibliothek unserer Mittelschulen hat hierin einen ganz andern Zweck als eine Universitäts- oder Landescentralbibliothek. Ebenso ist wohl, um mit den vorhandenen beschränkten Mitteln möglichst viel zu erreichen, jeder Schulbibliothek sehr anzurathen, daß sie sich mit andern am Orte befindlichen Bibliotheken (Stadtbibliothek, Museumsbibliothek, Bibliothek anderer Lehranstalten) ins Benehmen setze, um sich gegenseitig zu ergänzen und nicht das nämliche Werk mehrfach anzuschaffen.

Welches ist nun wohl der passendste Weg für solche Anschaffungen zur Schulbibliothek? Die Praxis hat darüber wohl allgemein auf gleiche Weise entschieden, indem wohl überall der einzelne Lehrer in Vorschlag bringt, was er für seinen Unterrichtskreis als Bedürfnis erkennt und über diese Vorschläge die Gesammtheit der Lehrer entscheidet. Doch ist dieser Gang nicht ganz ohne Gefahr. Wo ein wirklich collegialisches Verhältnis unter den Lehrern obwaltet, werden sich wohl die verschiedenen Interessen leicht ausgleichen, soweit sie wegen des Misverhältnisses zwischen Ansprüchen und Mitteln eine Ausgleichung erfordern. Aber wo einzelne Lehrer durch Gewaltthätigkeit ein Uebergewicht sich errungen haben, oder andere in bescheidener Aengstlichkeit sich unterordnen, steht die Bibliothek in Gefahr, eine einseitige Richtung zu erhalten. Steht hier nicht der Director ausgleichend über den Parteien, oder fehlt ihm die nöthige Energie einzuschreiten, so bleibt nichts übrig, als daß die Centralschulbehörde das Heft in die Hand nehme und sich die Anträge über Anschaffungen zur Genehmigung vorlegen lasse, wobei natürlich eine Abschrift des Bibliothekkatalogs in den Händen der Centralbehörde sich befinden müßte. Ob aber ein solches Verfahren in Betreff einer besonderen Anstalt indicirt sei, wird die Centralbehörde bald aus den ihr jedes Jahr über die Verwendung der Geldmittel vorzulegenden Rechnungen abnehmen können.

Die Wichtigkeit der Schulbibliothek für den Zweck der Schüler erhellt leicht aus dem Bisherigen. Sie giebt dem strebsamen Lehrer die Mittel an die Hand, sein Wissen zum Besten der Schule zu vervollständigen und stets fortzubilden, sie macht also, daß die Schule im Geiste der Zeit fortschreitet, sie giebt aber auch dem trägeren Lehrer einen Sporn, indem er doch wohl, wenn er nur einiges Ehrgefühl hat, die zu seinem Fortschreiten ihm in die Hände gegebenen Bücher kaum unbenützt liegen lassen kann, ohne sich vor seinen Collegen und allmählich auch vor dem Publicum zu blamiren.

Einen andern Charakter als die Schulbibliothek trägt die letzte Classe oben angeführter Lehrmittel, nämlich die der Apparate und Sammlungen. Wenn erstere zur Förderung des Lehrers bestimmt ist, so sind letztere zwar zum Gebrauche für den Lehrer, aber unmittelbar im Unterrichte und für den Unterricht vorhanden. Sie dienen zur Erläuterung und Förderung einzelner Unterrichtsfächer, für Physik und Chemie der physikalische und chemische Apparat, für Naturgeschichte Sammlungen von Naturkörpern und Abbildungen solcher, welche nicht in natura erworben werden können, ebenfalls Bildersammlungen für die Geographie, Sammlungen von Gypsabgüssen für den Zeichnungsunterricht u. dgl. Im allgemeinen läßt sich aussprechen, daß eine Anstalt um so besser mit Lehrmitteln ausgerüstet ist, je vollständiger ihre Sammlungen sind. Dabei ist jedoch nicht zu vergessen, daß nicht alle von gleicher Wichtigkeit sind. Eine Sammlung von Gypsmodellen ist z. B. da nicht nöthig, wo dem Zeichnungsunterrichte nur wenige Zeit gewidmet werden kann, und daher die Schüler nicht über die erste Stufe dieses Unterrichts, Uebung des Auges und der Hand durch Copien von Vorlageblättern hinauskommen. Ebenso können Bildersammlungen für den geschichtlichen und geographischen Unterricht leicht entbehrt werden, ja ihr Gebrauch kann da, wo die Anstalt nicht über große Mittel zu gebieten hat und daher nach der Wohlfeilheit einkaufen

muß, ſogar nachtheilig ſein. Die billigeren Bilderſammlungen dieſer Kategorie ſind häufig mehr Producte der Phantaſie und leichte Buchhändlerſpeculationen, nicht aber auf ernſte wiſſenſchaftliche Studien gegründet, ſie verletzen nicht ſelten den Schönheitsſinn, ſtatt ihn zu fördern; vor allem aber iſt ihr Format in der Regel zu klein, um als Wandtafeln figuriren und ſelbſt bei nur mäßig großen Claſſen von allen Schülern deutlich geſehen werden zu können; ſie aber von Hand zu Hand circuliren zu laſſen, führt einerſeits disciplinariſche Misſtände herbei, andererſeits verbraucht es viel Unterrichtszeit, die gerade für die genannten Fächer in der Regel nur ſpärlich zugemeſſen iſt*). Höchſtens alſo können ſolche Bilder als Decoration des Schulzimmers dienen, um für den Schüler beim Vorübergehen Gegenſtand der Betrachtung zu ſein. Anders iſt es aber mit den Sammlungen für den phyſikaliſchen, chemiſchen und naturgeſchichtlichen Unterricht. Dieſe Sammlungen ſind wohl als unentbehrlich anzuſehen, wo die genannten drei Unterrichtsgegenſtände in den Lehrplan aufgenommen ſind. Zwar wird hie und da Phyſik oder Naturgeſchichte ohne Apparat gelehrt: ein wirklich tüchtiger Lehrer aber, der das bloße Anlernen von dem echten Lernen zu unterſcheiden weiß, wird ſich wohl nur gezwungen zu einem derartigen Experimente hergeben. Phyſikaliſcher, chemiſcher, naturgeſchichtlicher Unterricht (ſ. dieſe Artikel) vermag wohl nie, ſelbſt beim tüchtigſten Lehrer, das Gelernte ohne Veranſchaulichungsmittel zum klaren Verſtändnis zu bringen, vielmehr wird der Schüler höchſtens das im Lehrbuche Stehende oder vom Lehrer Dictirte in das Gedächtnis aufnehmen, dann aber leider! glauben, er verſtehe die Sache. Die Apparate haben daher, abgeſehen von ihrer Nothwendigkeit für das Verſtändnis der Wiſſenſchaft, eine höchſt wichtige pädagogiſche Bedeutung. Denn wenn ſie von einem tüchtigen Lehrer im Unterrichte gebraucht werden, lernt der Schüler, daß es noch etwas anderes gebe, als die Bücher, woraus man lernen könne; er lernt erkennen, daß die Sinneseindrücke der Außenwelt, wenn ſie mit klaren, offenen Sinnen aufgenommen werden, einen unerſchöpflichen Stoff des Wiſſens darbieten; er lernt ſomit ſeine Sinne dazu gebrauchen, wozu ſie uns von Gott gegeben ſind, und wozu ſie ſelbſt nach einem ſchönen Ausſpruche des Apoſtels Paulus angewendet werden ſollen (Röm. 1, 20.); er erhält dadurch das beſte Präſervativ gegen die Gefahr, der ſonſt oft gerade der tüchtigſte Schüler entgegengeht, die ſämmtliche Weisheit in den Büchern zu ſuchen und ſomit ein Bücherwurm zu werden, der anſtatt das Leben mit offenen Augen anzuſehen, ſich in ſeine Studirſtube vergräbt und dadurch auch ſein Scherflein dazu beiträgt, um den Gelehrtenſtand in den Augen des praktiſchen Geſchäftsmannes in Miscredit zu bringen. Wo daher die Mittel fehlen, ſolche Apparate anzuſchaffen, laſſe man lieber dieſe Unterrichtsfächer ganz fallen, als daß man die Zeit vergeudet mit Dingen, die doch nur größtentheils Gedächtniskram bleiben können und außerdem noch zum Unglücke die Meinung im Schüler befördern, man könne alles aus Büchern lernen.

Auf Vollſtändigkeit übrigens brauchen natürlich die genannten Sammlungen keinen Anſpruch zu machen, wie ſie dies auch ſchon um der großen Ausdehnung des Stoffs willen nicht können. Für den zoologiſchen Zweig der Naturgeſchichte werden mit Ausnahme der leichter zu erhaltenden einheimiſchen Säugethiere, Vögel, Amphibien und der den Sammelgeiſt der Knaben ohnehin häufig in Anſpruch nehmenden Inſecten vor allem Zeichnungen aushelfen müßen, natürlich groß genug, um als Wandtafeln dienen zu können. Goldfuß zoologiſcher Atlas (allerdings etwas theuer) möge hier als Muſter dienen; Wandtafeln wie ſie neuerer Zeit in Nürnberg erſchienen ſind, verdienen kaum dieſen Namen, da zwar die Tafeln an ſich dazu groß genug ſind, aber eine ſo große Menge von Abbildungen enthalten, daß das einzelne Thier (oder die einzelne Pflanze) doch nur in unmittelbarer Nähe deutlich erkannt werden kann. Für Botanik kann das

*) Obiges wird ſich vorzugsweiſe auf Gegenſtände beziehen, bei denen die Phantaſie der Künſtler einen großen Spielraum hat, nicht aber auf Darſtellungen von Gebäuden, Waffen, Kleidungsſtücken u. dgl., welche der Lehrer in kleinerem Format den Schülern gruppenweiſe zeigt.
Die Red.

Zusammenwirken von Lehrern und Schülern, besonders bei dem Herbeiziehen von Garten- und Gewächshauspflanzen vieles leisten, ja dieses Mittel gewährt ohne wirklich ausgedehntere Sammlungen den Vortheil, die einzelnen Pflanzen dem Schüler zur Untersuchung stets frisch in die Hand geben zu können. Mineralogische und geognostische Sammlungen können in manchen Gegenden ebenfalls durch eigenes Sammeln wenigstens zum Theile angelegt werden und erfordern um so weniger bedeutende Ausdehnung, da dieser Theil der Naturgeschichte selbst doch erst für das reifere Jünglingsalter so ganz recht sich eignet. In Städten, welche ein Naturaliencabinet oder ähnliche Sammlungen besitzen, wird der Lehrer der Naturgeschichte diese seinen Schülern zugänglich und nützlich zu machen suchen, wie die andern betreffenden Lehrer die Sammlungen von Werken der antiken und modernen Kunst in ihren verschiedenen Zweigen. Größere Ansprüche machen der physikalische und chemische Apparat. Zwar kann auch letzterer ohne große Opfer so gewonnen werden, daß er für die hier zu berücksichtigenden Anstalten genügt, wie ich dies in dem Artikel: Chemie nachgewiesen habe. Aber der Chemie muß nothwendig die Physik vorausgehen, und für das letztere Fach erfordert der Apparat von Seiten der Anstalt unumgänglich größeren Aufwand von Mitteln als für alle übrigen Sammlungen zusammen. Denn fast jeder physikalische Versuch, wenigstens jede zusammengehörige Versuchsweise erfordert ihr besonderes Instrument, und an diesen Instrumenten darf nicht gespart werden, sie müßen, wenn auch nicht elegant, doch genau und solid gearbeitet sein, damit nicht der Versuch mislinge und der Lehrer, dem von dem unerfahrenen Schüler die Schuld zugeschoben wird, sich in seinen Augen lächerlich mache. Der Lehrer hat bei der Einrichtung und Vervollständigung eines solchen Apparats vor allem zwei Klippen zu vermeiden. Die erste ist die Geneigtheit, Schaustücke zu erwerben, welche den Apparat als einen brillanten erscheinen lassen, besonders fremden Besuchern gegenüber, die nicht selten meinen, eine Anstalt kennen gelernt zu haben, wenn sie ihre Sammlungen gesehen haben. Die zweite ist das Streben, den Schüler für den Unterricht dadurch zu gewinnen, daß man ihm unterhaltende Experimente vormacht, die mitunter den Lehrer zum Taschenspieler herabwürdigen. Der einzig richtige Gesichtspunct für die Anschaffungen ist der Zweck der Belehrung. Jedes Instrument, das bloß als Schaustück dient und dessen Gebrauch die Schüler bloß anstaunen können, ohne daß das Verständnis davon in ihnen geweckt werden könnte, jedes Instrument, das bloße Unterhaltung gewährt, ohne eine physikalische Wahrheit wesentlich zu erläutern, ist verwerflich, unentbehrlich dagegen alles das, was im Kreise desjenigen physikalischen Wissens, welches für die Mittelschule sich eignet, die Demonstration der physikalischen Wahrheiten bewerkstelligt. Je weniger Zeit daher auf Physik verwendet werden kann, und je jünger die Altersstufe ist, der sie vorgetragen werden soll, um so einfacher darf der Apparat sein, während an vollständigen Anstalten, in welchen dieser Unterricht bis in die obersten Classen, also bis an die Schwelle der Universität fortgeführt wird, auch der Apparat größere Ausdehnung verlangt, immer aber den Universitätssammlungen überlassen wird, was nur vom Zöglinge der Universitäten bei tieferem Eingehen in die schwierigeren Theile der Wissenschaft begriffen werden kann.

Bei Anschaffung der Apparate wird wohl ein anderer Weg einzuschlagen sein als der oben für die Schulbibliothek bezeichnete. An einer großen Zahl von Anstalten wird der größere Theil der Mitglieder des Lehrerconvents Laie sein in der Wissenschaft, über deren Bedürfnisse er entscheiden soll. Dann könnten gar leicht Resultate erscheinen, wie z. B. bei Stoy (Encyklopädie der Pädagogik, S. 256), der einen Telegraphenapparat für keinen Prunkapparat erklärt, wohl aber die didaktisch wenig bedeutende, kostspielige Luftpumpe; er wußte, wie es scheint, nicht, daß gerade die Luftpumpe (welche, nebenbei gesagt, in einfacherer Form, wie dies für kleinere Anstalten genügt, nicht gerade namhaft theurer ist als ein guter Telegraphenapparat) eines der didaktisch wichtigsten Instrumente ist, indem es in der Hand eines guten Lehrers eine große Anzahl in den Kreis der Schule fallender physikalischen Wahrheiten — nicht bloß über die

Eigenschaften der Luft — auf eine Weise erläutert, wie dies keine anderen Experimente so überzeugend zu thun vermögen; er beachtete nicht, daß zwar der Telegraphenapparat ein Gegenstand ist, der die Neugierde des großen Publicums aufs lebhafteste in Anspruch nimmt, dessen gründliche Erklarung aber, so wünschenswerth sie jedem erscheinen mag, doch erst nach einer langen Reihenfolge von Prämissen über Elektricität, ihre Aeußerung als Galvanismus, über Magnetismus und seinen Zusammenhang mit jener erfolgen kann, also wohl an vielen Anstalten kaum noch in den Umfang der Physik hineinfällt, wie er an ihnen getrieben werden kann. Lehrercollegien erscheinen daher kaum als geeignet, über Anschaffungen von Apparaten endgültig zu entscheiden, und es erscheint als der bessere Weg, der ebendeswegen wohl auch an der größeren Zahl von Anstalten eingeschlagen wird, daß im Etat für jede der anzulegenden Sammlungen eine feste Summe ausgesetzt wird, deren Verwendung dem speciell mit dem Fache betrauten Lehrer selbständig überlassen bleibt. Allerdings können hier auch Misgriffe geschehen und der Verfasser dieses Artikels kennt selbst einen Lehrer an einer kleineren neugegründeten Realschule, der, als ihm Mittel zur Bildung der Anfänge eines physikalischen Apparates in die Hand gegeben wurden, vor allem eben jenen Telegraphenapparat anschaffen wollte, wahrscheinlich um seinem Publicum zu zeigen, daß er auf der Höhe der Zeit stehe, oder auch, daß er seinen Unterricht möglichst praktisch machen wolle. Solche Misgriffe beweisen aber nur, daß entweder schon in der Anstellung des Mannes gefehlt wurde, oder daß der junge Mann noch nicht den rechten Weg gefunden; sie werden übrigens nicht lange andauern, denn der Visitator der Schule wird seiner Zeit schon die gehörigen Riegel gegen sie vorschieben. Ist das Lehrfach dem rechten Manne übergeben, so ist er als der sachverständigste gewiß auch am meisten geeignet, in den Anschaffungen das Richtige zu treffen.

Zum Schlusse haben wir noch die Frage nach den Mitteln, aus welchen die Bibliotheken und Sammlungen bestritten werden sollen, so wie nach der Verwaltung derselben zu besprechen. Betrachten wir zunächst den letzten Punct, so kann wohl kein Zweifel sein, daß die Oberaufsicht über sämmtliche der Schule gehörige Lehrmittel, heißen sie nun Schüler- oder Schulbibliothek, Apparate oder Sammlungen, dem Director anheimfällt; es folgt dies aus seiner Stellung zur ganzen Anstalt und aus seiner Verantwortlichkeit für die Ordnung in derselben nach allen Richtungen hin. Die unmittelbare Aufsicht und Verwaltung der Apparate und Sammlungen wird jedoch stets demjenigen Lehrer nicht bloß als Recht, sondern auch als Pflicht zufallen, der den Unterricht zu geben hat, für den die Sammlung bestimmt ist, denn ihm steht unmittelbar die Benützung der Sammlung zu und er verwendet auch zu ihrer Ergänzung nach dem Obigen die dazu ausgeworfene Geldsumme; ihn trifft daher auch zunächst die Verantwortung für den Zustand, in dem sie sich befindet, und es könnte nur zu Reibungen und gegenseitigen Vorwürfen führen, wenn nicht alles so wäre, wie es sein sollte, und wenn mehrere sich in die Verantwortung dafür theilen würden. Es folgt daraus aber auch mit Nothwendigkeit, daß ein Unterrichtsfach, welches Sammlungen erfordert, auch wenn es sich über mehrere Classen erstrecken sollte, doch stets in der Hand eines einzigen Lehrers sich befinden sollte.

Dem Director bleibt somit nur die unmittelbare und directe Beaufsichtigung der Bibliothek oder der Bibliotheken, wo auch eine Schülerbibliothek sich findet: je nach der Ausdehnung der Anstalt und nach der Größe der Benützung der Bibliothek kann es jedoch auch hier als geboten erscheinen, daß der Director sich nur die Oberaufsicht vorbehalte und die unmittelbare Verwaltung einem Lehrer (je nach Umständen ohne oder mit einer entsprechenden Remuneration dafür) übergeben werde.

Die Mittel zur Erwerbung der erwähnten Lehrmittel müßen natürlich überall da geschaffen werden, wo ein Lehrmittel als nothwendig erscheint, sollten aber auch da nicht fehlen, wo es als höchst zweckmäßig erkannt ist. In erster Linie hat natürlich dafür diejenige Kasse einzustehen, welcher überhaupt die Erhaltung der Anstalt, die

Besoldung der Lehrer ꝛc. zugewiesen ist, seien dies nun die Ortskassen oder örtliche Stiftungen oder die Staatskasse. Bei den Ansprüchen, die an solche Kassen gemacht werden, ist nicht zu erwarten, daß die Mittel überall vollkommen genügend sein werden, besonders in den ersten Fällen, da nicht immer vorausgesetzt werden darf, daß bei den Ortsbehörden die volle Einsicht in die Wichtigkeit der Sache vorhanden sei. Es sind daher alle Gelegenheiten willkommen, durch welche entweder die Mittel zu Anschaffungen vermehrt, oder die Anschaffungen sonst erleichtert werden. Als solche dienen in ersterer Beziehung Eintritts- und Abgangsbeiträge von Schülern, die sich für die Schülerbibliothek ohnehin von selbst verstehen, aber auch für die andern Sammlungen ebenso gerechtfertigt werden können, wie die Bezahlung von Schulgeld, und zugleich den Vortheil haben, daß die Eltern überhaupt auf diese Sammlungen aufmerksam gemacht werden. Vielleicht findet sich dann mancher Vater veranlaßt, seine Freude über das Gedeihen seines Sohnes und seine Dankbarkeit gegen die Anstalt, die Wesentliches dazu beigetragen, entweder durch Geldbeiträge oder durch Geschenke von Lehrmitteln zu bethätigen. Die Programme Norddeutschlands weisen viele Beispiele dieser schönen Sitte nach, die in Süddeutschland bei weitem noch nicht in gleicher Ausdehnung Fuß gefaßt hat. Auch der Staat kann hier Gutes wirken, indem er allgemein wichtige Lehrmittel in größerer Anzahl anfertigen läßt und den Landesanstalten entweder zum Geschenke macht oder wenigstens zum Selbstkostenpreise abtritt. Hier möge am Ende noch auf eine Einrichtung hingewiesen werden, welche, so viel mir bekannt ist, in Deutschland nur Württemberg eigenthümlich ist, sich vorherrschend und beinahe ausschließlich nur auf die technischen Anstalten des Landes, also Real-, Gewerbe- und Fortbildungsschulen bezieht, für diese aber auch höchst fördernd und anregend wirkt. Es ist das württembergische Musterlager, eine nach englischem Vorbilde angelegte Sammlung von neuen, dem württembergischen Industriellen als Muster dienenden Producten der Kunst und Industrie, mit welchem der Gründer desselben, Director v. Steinbeis, eine reiche Sammlung von Lehrmitteln verbunden hat. Es finden sich hier die vortrefflichsten, zum Theil höchst kostbaren Kupferwerke aus dem Gebiete der Architektur, der verschiedenen Kunststile, der Gold-, Silber- und Juwelirarbeiten u. dgl., es finden sich aber ebenso die interessantesten Lehrmittel für den geographischen, physikalischen und naturgeschichtlichen Unterricht und besondere Commissäre in England und Frankreich sind beauftragt, von neuen Erscheinungen in diesen Gebieten Nachricht zu geben, wie denn auch bei den bedeutenden der Anstalt durch die Liberalität der Regierung zu Gebote stehenden Mitteln die Behörde nicht zaudert, alles interessante zu erwerben. Auch ausgesprochenen Wünschen der Lehrer wird gerne Rechnung getragen, sobald sich dieselben als begründet erweisen. Nicht bloß finden Lehrer, wenn sie nach Stuttgart kommen, auf die entgegenkommendste Weise Gelegenheit, sich mit den angesammelten Schätzen bekannt zu machen, um sich dann anschaffen zu können, was für die eigenen Zwecke wünschenswerth erscheint, sondern es wird ihnen auch gestattet, auf mehrere Wochen das, was sie wünschen, nach ihrer Heimat mitzunehmen oder dahin nachkommen zu lassen. Ja, die Anstalt vermittelt sogar bereitwilligst die Bestellung dessen, was gewünscht wird, in London, Paris u. s. w. Der Verfasser dieses Artikels hat davon schon mehrfach Gebrauch gemacht und kann die Nachahmung einer solchen Einrichtung nicht genug empfehlen.*)

Nagel.

*) Unmittelbar vor dem Abdruck des obigen Artikels kommt uns noch der interessante „Bericht über die Ausstellung von Schul- und Unterrichtsgegenständen in Wien . . . von Jos. Alex. Freiherrn von Helfert, Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1862" zu, in Bezug auf welchen nur bedauert werden muß, daß man ihn auf gewöhnlichem buchhändlerischem Wege nicht bekommen kann. Diese Ausstellung (vom 15. Februar bis 2. Merz 1862), zunächst durch die Londoner Weltausstellung veranlaßt, sollte in ihrer ersten Hauptabtheilung das System des österreichischen Unterrichtswesens unter Mittheilung der wichtigsten statistischen Daten, in der

Lehrmittelinventar, ſ. Schulinventar.

Lehrplan, Unterrichtsplan, Schulplan. Soweit das Lehren nicht ein Ertheilen vereinzelter, gelegentlicher Belehrungen, ſondern ein Unterrichten, das Mittheilen eines Ganzen von Kenntniſſen und Fertigkeiten ſein ſoll, muß es nach einer gewißen Ordnung geſchehen. Auch die Belehrung, welche nach den individuellen Bedürfniſſen des zu belehrenden Subjects ſich richtend, an ſeine Wünſche, Fragen, Erfahrungen anknüpfend mehr den Charakter der Zufälligkeit hat und ein Kind der Gelegenheit iſt, ſoll man, wie d. Art. Belehrung darlegt, nicht regellos ertheilen, nicht vorzeitig, nicht gewaltſam ſich aufdringend, nicht maßlos überſchüttend. Aber mehr noch bedarf der eigentliche Unterricht, wenn er auch gelegentliche und zufällige Belehrungen keineswegs ausſchließt, einer beſtimmten, mit Bewußtſein erfaßten und beabſichtigten Ordnung, d. h. eines Planes. Dazu gehört die Kenntnis des Zieles und des Ganges, der zu demſelben führt. Das Ziel wird beſtimmt durch den Zweck, den man bei der Bildung eines Zöglings verfolgt; denn der Inhalt und Umfang des Wiſſens und Könnens, das angeeignet werden ſoll, iſt abhängig von der Lebensſtellung, für die der Zögling durch den Unterricht vorbereitet werden ſoll. Da aber das Ganze von Kenntniſſen und Fertigkeiten, welches man erzielen will, nur allmählich erreicht werden kann, ſo bedarf es der Ueberlegung und Beſtimmung, in welcher Folge nach einander, in welcher Ordnung neben einander die einzelnen Stücke des Ganzen mitgetheilt werden ſollen. Bei dieſer Beſtimmung muß einerſeits die Lernfähigkeit je-

zweiten die Lehrmittel, in der dritten die Erfolge zur Anſchauung bringen. Die zweite Abtheilung, welche uns hier zunächſt angeht, enthielt Lehrmittel der verſchiedenſten Art und für alle möglichen Schulgattungen und Unterrichtsſtufen, von der Kleinkinderbewahranſtalt bis zur Hochſchule, Zeichnungen von Schulgebäuden, Modelle von Schulbänken, Leſetabellen, Setzkäſten, Stellvorrichtungen für bewegliche Buchſtaben, (ſehr empfahlene) Schreibhefte mit Muſterzeilen und Vorlegblättern für den Schreibunterricht, Zeichnungsvorlagen, perſpectiviſche Zeichnungsapparate, verſchiedene Rechenvorrichtungen, Bilder zum Anſchauungsunterricht, Abbildungen der Giftpflanzen, Bienenſtockmodelle, Tellurien, Herbarien, geometriſche Körper, Karten, Atlanten, ſtenographiſche Lehrmittel, alle möglichen Lehrbücher, Sammlungen und Apparate. Die Beilagen des Berichts geben eine Ueberſicht über die Gliederung der öſterreichiſchen Unterrichtsanſtalten, den Katalog der Ausſtellung und — theilweiſe ſehr inſtructive — Beſprechungen der Ausſtellungsgegenſtände theils in Gutachten berufener Fachmänner theils in Berichten öffentlicher Blätter. Die Ausſtellung, obgleich in ſehr kurzer Zeit zuſammengebracht und nur als erſter Verſuch zu betrachten, ſcheint doch die Abſichten, die Thätigkeit und die Erfolge der öſterreichiſchen Unterrichtsverwaltung weithin in ein günſtigeres Licht geſtellt, das Intereſſe für die Sache des öffentlichen Unterrichts im Publicum geweckt und erhöht, den Lehranſtalten heilſamen Anſtoß zum Fortſchreiten in allen Richtungen gegeben und ein intereſſantes, wenn auch nicht vollſtändiges Bild von dem gegenwärtigen Stand des Unterrichtsweſens dargeboten zu haben. Zu einem Muſeum von Schulgegenſtänden, d. h. einer ähnlichen Einrichtung, wie die oben gerühmte Stuttgarter Sammlung, ſcheint nach einer Bemerkung S. 145 dadurch der Anlaß bereits gegeben zu ſein und bei den reichen Mitteln des Kaiſerſtaates ſollte an einer großartigen Verwirklichung des Gedankens in Wien nicht zu zweifeln ſein. Wäre aber hiemit nicht ein Stein ins Waſſer geworfen, der ſeine Kreiſe nach weiterhin verbreitete? Sollte nicht jede Schulverwaltung eines größeren Ländercomplexes einen fruchtbaren, der Ausführung werthen Gedanken darin erkennen? Die Anſchauung iſt belehrender als jede Beſchreibung, das haben in unſerer Zeit beſonders die Induſtrieausſtellungen gezeigt. Der Wettſtreit ſpannt die tüchtigen Kräfte, er belehrt und beſchämt die innerhalb ihrer vier Pfähle ſich ſpreizende Beſchränktheit. Die einzelnen Lehrer, wie die Leiter der Schulen finden Gelegenheit genug zu belehrenden Vergleichungen, Aufforderung genug zum Vorwärtsſchreiten. Aus den periodiſchen Ausſtellungen ſollten dauernde Lehrmittelſammlungen erwachſen, welche vorzugsweiſe das Bewährte aufnähmen, während die Ausſtellungen vorzugsweiſe für das Neue beſtimmt wären. In Betreff der Anordnung und Einrichtung giebt der Helfert'ſche Bericht ſchon vielfache Anhaltspuncte; weitere würde überall die Erfahrung an die Hand geben. Welche Schätze könnten die deutſchen Staaten, könnten namentlich auch Berlin aufweiſen, und welchen Nutzen könnte hieraus unſer Schulweſen ziehen! D. Red.

wohl des menſchlichen Geiſtes überhaupt, als der im beſondern vorhandenen Zöglinge, andererſeits die Beſchaffenheit der gegebenen Lehrkräfte und Lehrmittel in Betracht gezogen werden. Die Mannigfaltigkeit der hierbei in Betracht kommenden Factoren und die ihnen anhaftende Unvollkommenheit und Zufälligkeit macht die Vorausbeſtimmung des Ganges, der zu dem Ziele des Unterrichts zu nehmen iſt, ſchwierig und umſomehr, wenn das Ziel nicht recht klar erkannt und genau beſtimmt iſt. So ſchon bei einem einzelnen Zögling, der von Einem Lehrer unterrichtet wird. Weit bedeutender iſt aber die Schwierigkeit bei der Vereinigung mehrerer Zöglinge zu einer Schule und hier um ſo größer, je zahlreicher und verſchiedenartiger an ihr die Schüler, die Lehrer und die Lehrgegenſtände ſind.

Darüber, daß jede Schule ihr beſtimmtes Ziel und ihren geregelten Gang haben müße, iſt man allgemein einig, wenn auch die Ausführung manchmal hinter der Erfüllung dieſer Aufgabe zurückbleibt. Es ſoll noch Gymnaſien geben, „wo in gemüthlicher Anarchie jeder Lehrer treibt, was, wie und wie weit es ihm beliebt, jede Claſſe, jedes Lehrfach eine kleine Welt für ſich iſt“ (Köchly: Ueber d. Reform des Züricher Gymn. 1859. S. 5). Dort kann kein in ſich zuſammenhängendes Wiſſen, keine gründliche Bildung, höchſtens ein ungeordnetes und lückenhaftes Aggregat einzelner Kenntniſſe erzielt werden. Darum bezeichnet die pommerſche Inſtruction für die Gymnaſialdirectoren vom 1. Mai 1828 als eine der wichtigſten Aufgaben die Entwerfung eines vollſtändigen Lehrplans für die ganze Schulanſtalt und ſagt: „Es werden darin Zweck, Bedeutung und Grenzen jedes Lehrobjects für den Schulunterricht feſtgeſtellt, ſein Verhältnis zu den übrigen, auch der Stundenzahl nach, beſtimmt, der Umfang desſelben in wohlgegliederte Curſe nach der Stufenfolge der Claſſen eingetheilt, die Lehrbücher ſowohl als die Hülfswerke für jeden Curſus angegeben, das Lehrziel für jede Claſſe und die Summe des zu Lehrenden genau nach den Paragraphen des Lehrbuchs beſtimmt und für die methodiſche Behandlungsweiſe feſte Vorſchriften gegeben, damit kein Lehrer, auch wenn er erſt neu hinzutritt, ſo wenig über den Inhalt des Mitzutheilenden, als über den Geiſt und die Art der Behandlung in Ungewißheit und Irrthum verfallen könne.“

Auch iſt das Bedürfnis unverkennbar, daß für alle Schulen derſelben Art, namentlich wenn ſich an die Abſolvirung ihres Curſus gewiße ſtaatliche Berechtigungen knüpfen, das Ziel durch allgemeine Feſtſetzungen beſtimmt werde. So iſt es für die Gymnaſien, für die Real- und höheren Bürgerſchulen durch die Reglements über die Entlaſſungsprüfungen geſchehen, während es z. B. für die höheren Töchterſchulen an genaueren allgemeinen Anordnungen über das von ihnen zu erreichende Ziel, wenigſtens in Preußen, noch fehlt. Unterrichtsbereich und Unterrichtsziel der einclaſſigen Elementarſchule iſt in Preußen durch das Regulativ vom 3. Oct. 1854, das ſich im weſentlichen an das von Friedrich dem Großen 1763 erlaſſene General-Landſchulreglement anſchließt, feſtgeſtellt worden.

Ob aber außer der Feſtſtellung des Zieles zugleich für jede Art von Schulen der Gang zu demſelben allgemein vorzuſchreiben ſei, darüber ſind die Anſichten verſchieden. Palmer (Evang. Pädag. 3. Aufl. S. 493 f.) will, daß das Allgemeine der Beſtimmungen, durch welche die Schulzeit, die Lehrpenſen und Lehrziele für die einzelnen Claſſen geregelt werden, den Inhalt eines Theiles der Landesſchulgeſetze bilde, daß aber bei der großen Mannigfaltigkeit der localen Verhältniſſe, z. B. der Zahl der Lehrer und der Schullocale, unter Leitung der Bezirksbehörden die Localſchulbehörden in Gemeinſchaft mit den Lehrern das Einzelne anordnen. Es ſei insbeſondere eine Unmöglichkeit, für die Volksſchulen eines Landes Einen Lectionsplan zu fertigen. Es könnten nur die weſentlichen Penſa aufgegeben werden. — Wie weit aber die Penſa im einzelnen von den höheren Schulbehörden zu beſtimmen ſind, hängt von den ſorgfältig zu beobachtenden vorhandenen Zuſtänden ab. Treffen die Lehrer auch ohne ſpecielle Vorſchriften in der Regel das Richtige, ſo wird es ſolcher nicht bedürfen und die

Schulbehörde ſich vor dem Zuvielregieren zu hüten haben; zeigt aber die Erfahrung, daß die Lehrer auf dem Wege zu dem geſteckten Ziel oft in die Irre gehen, daß infolge des Mangels an Einheit im Lehrplan und unklaren Experimentirens ein großer Theil der Schüler Gefahr läuft, das Ziel gar nicht zu erreichen und ſo die berechtigten Erwartungen der Eltern, der Schulpatrone und der für die allgemeine Wohlfahrt zu ſorgen berufenen Staatsregierung getäuſcht werden, ſo hat die obere Schulbehörde gewiß die Pflicht, nach ſorgfältiger Prüfung das ſpecieller feſtzuſetzen, was nicht bloß den Lehrern, ſondern auch den Localbehörden bei Aufſtellung des Lehrplans der einzelnen Schule zur Norm dienen ſoll.

Für die Elementarſchulen giebt es in Preußen keinen allgemeinen Normallehrplan. Aber die Bezirksregierungen ſind angewieſen (ſ. die Min.-Verf. vom 16. Febr. 1861 im Centralblatt f. d. geſammt. Unterr.-Verw. 1861. S. 136), gemäß den vorgeſchriebenen „Grundzügen“ überall auf Anfertigung und genaue Befolgung von Normallehrplänen zu halten, in welchen jeder Unterrichtsgegenſtand zu ſeinem vollen Recht gelange. Ein von der Regierung zu Cöln für die evangeliſchen Elementarſchulen des Bezirks erlaſſener Normallehrplan iſt im Centralbl. 1861 S. 611 ff. abgedruckt.

Auf dem Gebiete des höheren Schulweſens ſind die Regierungen Deutſchlands in neuerer Zeit auf Feſtſetzung allgemeiner Lehrpläne ſehr bedacht geweſen. Die Lehrpläne der Reformationszeit, wie ſie von Luther und Melanchthon, beſonders ausführlich und ſpeciell regelnd von Joh. Sturm (ſ. ob. Bd. II. S. 642 ff.), ſodann in den evangeliſchen Schulordnungen des 16. Jahrhunderts, namentlich der württembergiſchen von 1559 und der ſächſiſchen von 1580 aufgeſtellt waren, verloren im 18. Jahrhundert ihre allgemeine Geltung. Neue pädagogiſche Richtungen (Francke, Hecker, Baſedow) regten zu mannigfachen Verſuchen an, von dem herkömmlichen Unterrichtsgang weſentlich abweichende Lehrpläne aufzuſtellen und durchzuführen. Das dadurch hervorgerufene Schwanken veranlaßte die Staatsregierungen, ſich der gelehrten Schulen durch organiſirende und prohibitive Anordnungen mehr anzunehmen, während die factiſche Entwickelung der Staatsidee, wie ſie ſich namentlich in der Regierung Friedrich Wilhelms I., Friedrichs II. und im preußiſchen allgemeinen Landrecht darſtellt, dazu nöthigte, daß die Regierung die freie provinciellе und ſtädtiſche Verwaltung der Schulen, ebenſo wie die Betheiligung der Kirche, mehr und mehr beſchränkte, und die bisherige Mannigfaltigkeit der Einrichtungen zu einer geregelten Uebereinſtimmung zuſammenzufaſſen ſuchte (Wieſe, „das höhere Schulweſen in Preußen“ im Preuß. Jahrb. von 1861, S. 114). Die claſſiſchen Studien wurden als die Grundlage der höheren Schulbildung erhalten, aber unter mannigfachen Conceſſionen an die auf praktiſche und encyklopädiſche Bildung gerichteten Zeitforderungen. Gegen dieſe reagirte die ſich mit neuer Kraft erhebende Philologie. F. A. Wolf rief (v. Raumer, Geſch. der Pädag. II. S. 359): „der auf Schulen immer mehr überhand nehmenden Oberflächlichkeit und Vielwiſſerei muß mit aller Kraft entgegengearbeitet werden.“ Allmählich kehrte man zu einfacher geſtalteten Gymnaſial-Lehrplänen zurück. Die Zahl der Lehrſtunden wurde beſchränkt und an Stelle des Fachſyſtems zu Gunſten einer harmoniſcheren Verbindung der Lehrgegenſtände (in Preußen ziemlich allgemein ſeit 1820) das Claſſenſyſtem eingeführt. Die weitere Entwicklung der Realſchulen, hauptſächlich gefördert durch den Erlaß der ihr Ziel beſtimmenden und dadurch ihrem Lehrplan Normen gebenden preußiſchen „vorläufigen“ Inſtruction für die Entlaſſungsprüfungen vom 8. März 1832, erleichterte bei den Gymnaſien die Beſchränkung der Realien. Dennoch wurde über die Ueberladung ihrer Lehrpläne geklagt. Die durch Lorinſer's Anklage entſtandene Bewegung führte zum Erlaß der preußiſchen Miniſterialverordnung vom 24. Oct. 1837, welche auf die Einrichtung der Gymnaſien auch der meiſten andern deutſchen Staaten großen Einfluß übte. Sie ſchrieb, während bis dahin die Lehrpläne der preußiſchen Gymnaſien nur durch die Beſtimmung des Zieles im Abiturientenprüfungs-Reglement (erſt von 1812, dann von 1834), miniſterielle In-

ſtructionen für einzelne Disciplinen und provincielle Anordnungen geregelt waren, zuerſt, aber in engem Anſchluß an die bisherige Praxis, einen allgemeinen Normallehrplan für die Gymnaſien vor.

Das Bedürfnis nach Feſtſetzung von Normallehrplänen regte ſich an vielen Orten. In Bayern wurde dasſelbe durch oft veränderte Schulordnungen allzureichlich befriedigt (ſ. ob. Bd. I. S. 446). In Württemberg, deſſen gelehrte Schulen ſich von Alters her viel Gleichförmigkeit in Weg und Ziel bewahrt hatten, wo aber für dieſelben ein allgemeiner und ins einzelne gehender Lehrplan nicht beſtand, ließen die veränderten Verhältniſſe der neuen Zeit, welchen die herkömmliche Ordnung nicht mehr zu entſprechen ſchien, das Verlangen nach einem alle gelehrten Anſtalten des Landes umfaſſenden Schulplan immer lauter werden. Dies rief vom Jahre 1841 ab eine Reihe eingehender Erörterungen und Verhandlungen hervor, als deren Reſultat der von einer Commiſſion von Schulmännern verfaßte „Entwurf einer neuen Schulordnung für die gelehrten Anſtalten Württembergs“ zu Ende 1847 gedruckt und der öffentlichen Beurtheilung übergeben wurde. Beſonders dringend war jenes Verlangen ausgeſprochen von Bäumlein in den „Anſichten über gelehrtes Schulweſen“ (Heilbronn 1841), dem u. a. Chr. Walz in der innigen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines allgemeinen Studienplans beitrat (Pädag. Revue 1841, B. II. S. 469), wogegen C. L. Roth (ebendaſ. Bd. III. S. 468) äußerte: „Es ſei, glaube er, eine kluge und heilſame Scheu geweſen, welche die Preußen abgehalten habe, einen allgemeinen Lehrplan zu machen, ſo viele Verordnungen es dort auch fürs Schulweſen gebe, und ſo wenig man ſagen könne, daß es dieſen Verordnungen, wie man ſie in dem Buche von Neigebaur großentheils beiſammen finde, an einer leitenden Idee mangle. Solche einzeln gegebene Verordnungen könnten eher nach Umſtänden verändert oder gar zurückgenommen werden. Ein neuer allgemeiner Schul oder Lehrplan könne die erregten Erwartungen doch nicht völlig befriedigen. Bei wiederholten Verſuchen ſeien üble Erfahrungen gemacht und die Wiederholung der Verſuche ſelbſt mit größerem innerem Berufe, ſehr mißlich wegen der allgemeinen Bewegung, in welcher das Unterrichtsweſen ſich gegenwärtig befinde und welche über wichtige Puncte noch keine feſten Beſtimmungen zulaſſe. Es genügten die an ſich nothwendigen Beſtimmungen über die bei der Maturitätsprüfung zu fordernden Kenntniſſe, und es wäre ganz heilſam, wenn man ſolchen Lehrcollegien, welche ſich des Vertrauens werth gezeigt hätten, völlig freie Hand ließe, über den Weg und die Mittel für Erzielung dieſer Reſultate einen eigenen Plan zu machen und zu befolgen.“ Noch beſtimmter hat ſich C. L. Roth in den Aufſätzen „Woher und wohin?“ und „In necessariis unitas“ 1856 und 1857 (Kleine Schriften Bd. II.) für die Freiheit der Lehrer in der Beſtimmung der Lehrpläne ausgeſprochen: „Die Zielpuncte für die Anſtalten gleicher Art mag die Behörde feſtſetzen; Methode und Unterrichtsgang mit allem, was dazu gehört, wie die Wahl der Bücher, welche zum Unterrichte dienen, ſind von Gottes und Rechtswegen Sache der Lehrercollegien“ (S. 189). Jeder Unterrichtsplan, welcher die Lehrer einer und derſelben Anſtalt zu wirklich gemeinſamer Thätigkeit vereinigen ſolle, müße in der Anſtalt ſelbſt entſtehen (S. 184). Die Einheit zwiſchen der Schule und der übergeordneten Behörde ſei nur möglich in den Principien. Dieſe zu erkennen, aufzuſtellen und zu wahren, ſei die ſchöne, edle und ſchwierige Aufgabe der Oberbehörde (S. 190). Ausführliche, ja ganz ſpecielle Commentare dazu ſeien wohl zu geben, nur nicht als Gebote, ſondern als Rathſchläge gefaßt (S. 192).

Wo aber ſtatt der berechtigten Anſprüche auf freies Gewährenlaſſen der Individualität ungebundene Subjectivität ſich überwiegend geltend zu machen verſucht, da entſteht das Bedürfnis objectiver Normen und feſter Regeln, nach denen ſich die einzelnen Individuen richten müßen, damit die nöthige Einheit erhalten bleibe. Und wurden — ſo namentlich in Preußen — an den Abgang aus jeder der drei oberen Claſſen der Gymnaſien und Realſchulen beſtimmte Berechtigungen für den Civil- und Mi-

litardienſt geknüpft, ſo mußten ſchon darum für alle einander entſprechenden Claſſen im weſentlichen dieſelben Penſa vorgeſchrieben werden, damit alle dasſelbe Maß der geforderten Bildung erzielten. Wie ſehr man in der Schulwelt nicht bloß guter Rathſchläge, ſondern beſtimmter Ordnungen und von der Obrigkeit gegebener Gebote bedurfte, damit in dem Widerſtreit der verſchiedenſten Meinungen und entgegengeſetzter Richtungen die rechten Principien feſtgehalten würden und nicht die nothwendige Einheit der einzelnen Anſtalten und ihr gemeinſames Verhältnis zu den Forderungen, welche Staat, Kirche und bürgerliche Geſellſchaft an ſie ſtellen, großen Schaden litte, haben die ſich an die politiſche Aufregung des Jahres 1848 anſchließenden Beſtrebungen, die Schulen zu reformiren, dargelegt. Die vielen freien Lehrerverſammlungen und die von den Schulbehörden berufenen Conferenzen zeigten, wie gering die Uebereinſtimmung in den Principien und in der Weiſe ihrer Durchführung war, wie wenig Achtung man großentheils vor dem Herkommen hatte. Dieſe Wahrnehmung legte den zur Leitung der Schulen berufenen Staatsgewalten die Pflicht nahe, durch neue allgemeine Feſtſetzungen die Lehrpläne von verderblichem Schwanken zu befreien, darin das überkommene Gute, ſo lange es noch Zeit war, zu bewahren, offenbar gewordene Mängel möglichſt zu beſeitigen und den Schulen nach heilſamen, in näherer Ausführung dargelegten Principien eine den Bedürfniſſen des Staats- und Volkslebens entſprechende Entwicklung zu ſichern. Wie weit das mit den preußiſchen Miniſterial-Verordnungen über den Unterricht in den evangeliſchen Volksſchulen und Schullehrer-Seminarien vom October 1854, über die Modificationen des Normallehrplans und des Abiturientenprüfungs-Reglements der Gymnaſien vom Januar 1856*), über den Unterricht und die Prüfungen der Real- und höheren Bürgerſchulen vom 6. October 1859, wie weit es bei der 1849 begonnenen neuen Organiſation der öſterreichiſchen Gymnaſien gelungen ſei, das zu prüfen iſt hier nicht der Ort. Es ſei aber noch erwähnt, daß vor dem Erlaß der Verordnungen die Gutachten von praktiſchen Schulmännern und Provincialbehörden zahlreich eingeholt und die Discuſſionen der von der Cenſur befreiten, ſich an der Löſung der hieher gehörigen Fragen rege betheiligenden Preſſe gewiß nicht unbeachtet geblieben ſind. In Oeſterreich hat das Unterrichts-Miniſterium von 1850 an durch Gründung und Unterſtützung einer Zeitſchrift die freieſte öffentliche Discuſſion ſeiner die Einrichtung der Gymnaſien, beſonders auch den Normallehrplan, betreffenden Entwürfe und Anordnungen angeregt (ſ. Zeitſchr. f. d. öſterreich. Gymn. 1858. S. 97).**)

Innerhalb der durch dieſe Reglements und ähnliche anderer deutſcher Staaten (ſ. oben Bd. II. S. 679) gegebenen Normen, die beſtimmen, welche Gegenſtände und in wie viel wöchentlichen Stunden an jeder Claſſe der betreffenden Schulen ſie in der Regel gelehrt werden ſollen, iſt im ganzen den Lehrern noch ein weiter Raum zur Geſtaltung der Lehrpläne im einzelnen gelaſſen, ein Raum, auf welchem die Conferenzberathungen der einzelnen Collegien, die in Weſtfalen ſeit 1823 beſtehenden, in Pommern 1861 angefangenen Conferenzen der Gymnaſial- und Realſchuldirectoren, freie Lehrerverſammlungen, wie die zu Oſchersleben und die mit den großen deutſchen Philologenverſammlungen verbundenen, und zahlloſe Abhandlungen in Büchern, pädagogiſchen Zeitſchriften und Schulprogrammen ein noch nicht erſchöpftes Gebiet der Beſprechung haben. Die Verordnungen haben zum Theil, vornehmlich die einen reichen Schatz fruchtbarer Winke enthaltenden „erläuternden Bemerkungen“ zu der preuß. Realſchulordnung vom 6. Oct. 1859, wie es Roth wünſchte, mehr die Form von Rathſchlägen, als von Geboten. „Es wird nicht verkannt,“ ſagt Wieſe a. a. O. S. 146,

*) Nach Wieſe's Erklärung a. a. O. S. 136 ſind dieſe hauptſächlich mit der Abſicht erlaſſen, Lehrplan und Prüfungsreglement noch mehr zu vereinfachen und eine weiter gehende Berückſichtigung des individuellen Talents zu ermöglichen.

**) Ueber die Schulzuſtände in dieſer Beziehung vergleiche man die ſtatiſtiſchen Beſchreibungen des Schulweſens der einzelnen Länder in dieſer Encyklopädie. D. Red.

„daß die höheren Schulen lebendige Organismen sind und darum der freien Entfaltung der einer jeden eigenthümlichen Lebenskraft und Tendenz bedürfen," und weist ebendaselbst auch in Betreff des Lehrplans nach, daß den höheren Schulen in Preußen bei übereinstimmenden Principien und gemeinsamen Zielen freie Bewegung und Einrichtung gestattet ist. Von der oben Bd. II. S. 465 beschriebenen Uniformität der französischen Gymnasien im Lehrgang, wie sie Döring in der Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen 1857 S. 722 fast auch für die unsrigen als nothwendig ansieht, indem er fordert, „daß zu derselben Zeit in der gleichen Classe derselbe Theil des vorgeschriebenen Pensums des betreffenden Lehrgegenstandes bei allen Gymnasien abgehandelt werde," sind die preußischen Gymnasien und wohl die deutschen überhaupt weit entfernt. Die Lehrpläne sind nicht so detaillirt vorgeschrieben, sondern sollen sowohl für die einzelnen Fächer als für den ganzen Unterricht einer Anstalt unter Beachtung nicht bloß der vorhandenen allgemeinen Verordnungen, sondern auch der localen Bedürfnisse, Mittel und Umstände von den Lehrercollegien unter der Leitung der Directoren berathen, wiederholt erörtert und überarbeitet und vor der Ausführung der Provincialbehörde zur Genehmigung vorgelegt werden.*)

Von dem Inhalt der Lehrpläne für die verschiedenen Schulen und Unterrichtszweige handeln die diese betreffenden Artikel der Encyklopädie. Hier kann nur noch von einigen allgemeinen bei der Entwerfung von Lehrplänen zu beachtenden Grundsätzen die Rede sein.

Vor allem ist bei der Aufstellung eines Unterrichtsplanes das Ziel des Unterrichts fest ins Auge zu fassen. Wird dies in einem gewißen Umfang und Grad des *Wissens* gesehen, so wird der Plan vorzugsweise auf Mittheilung von Kenntnissen eingerichtet werden. Will man dagegen einen *erziehenden* Unterricht und vergißt dabei nicht, daß es bei der Erziehung vornehmlich auf Bildung des Charakters, auf Läuterung und Befestigung des Willens, auf Uebung und Stärkung der Kraft ankommt, so wird die Erwerbung von Wissen als Mittel zu einem höheren Zweck, nicht als der Zweck selbst erstrebt werden. Dann wird man sich beim Entwerfen des Plans immer die Persönlichkeit des zu bildenden Individuums gegenwärtig erhalten und daran denken, wie auf diese die verschiedenen neben einander und nach einander zu treibenden Lehrgegenstände wirken werden.

Es kommt zunächst auf das richtige *Nebeneinander* an. Das Maß desselben wird bedingt durch die Kraft des jugendlichen Geistes, dem ihre Ueberspannung schadet. Je größer aber der Umfang und die Mannigfaltigkeit des zu gleicher Zeit zu Lernenden ist, desto sorgfältiger muß man auf die Einheit in der Mannigfaltigkeit Bedacht nehmen und für innere Verknüpfung der Lehrgegenstände und ihre Beziehung auf einander sorgen. Auch wenn das Maß der Kraft nicht überschritten wird, erzeugt ein ungeordnetes, buntes Vielerlei oberflächliches Wissen, nicht wahre Bildung. Ebensowenig wird diese

*) Ein etwas weiterer Spielraum für persönliche und locale Verhältnisse und Bedürfnisse, als bei Feststellung sämmtlicher Unterrichtsgegenstände und der für sie bestimmten Lehrstunden für jede Classe durch die oberste Behörde noch offen bleibt, scheint doch auch uns wünschenswerth zu sein. *Günther* in seinem Buch über „das Schulwesen im protestantischen Staat 1852" mag sich hyperbolisch ausgedrückt haben, wenn er sagt, ein nivellirender Lectionsplan mit einem ähnlich wirkenden Reglement habe alle unsere Gymnasien zu einer mittelmäßigen Einerleiheit herabgedrückt, weshalb er jedenfalls für die Realschule verlangt, die Festsetzung des Lehrplans sollte unter der Oberaufsicht des Staats zu den Befugnissen der Gemeinden und der Directoren gehören (S. 190 ff.); allein etwas wahres möchte doch daran sein. Die Folge der freieren Bewegung wären allerdings Unterschiede zwischen den einzelnen Anstalten, die nicht allen Eltern angenehm wären; aber die frischere, freudigere Regung im Innern derselben böte wohl hinreichenden Ersatz. Wäre der Schulplan auf diesem Wege mehr aus der individuellen Natur der einzelnen Schule selbst herausgewachsen, so ließe es sich eher erwarten, daß sämmtliche Lehrer von der Idee desselben durchdrungen wären und ihre Kräfte und Bestrebungen dem gemeinsamen Ziele harmonisch unterordneten. D. Red.

durch einseitige Beschränkung erreicht. Dem Grundsatz Ratichs gegenüber: „Nicht mehr denn einerlei auf einmal!“ nach welchem z. B. 8 Monate lang nur Terenz gelesen werden sollte, bemerkte mit Recht ein Bericht von vier Jenenser Professoren 1614 über die Didactica Ratichii: „Die varietas der lectionum sei zweierlei, eine confusa, die andere aber ordinata; diese sei nicht schädlich, weil sie ad unam scientiam gerichtet sei“ (v. Raumer Gesch. d. Päd. II. S. 33). Die in neueren Zeiten stärker geforderte und durch Erfahrung vielfach als schädlich erkannte Vermehrung der Lehrgegenstände veranlaßte zahlreiche Erörterungen darüber, wie bei der unabweislichen Vielheit der Gegenstände die Richtung auf die Einheit, nicht bloß des Wissens, sondern der ganzen Bildung, zu bewahren sei. Man suchte für den Lehrplan nach einem Mittelpunct, um den sich die ganze Masse des gleichzeitig zu Erlernenden concentriren solle (s. die Art. über Concentration Bd. I.). In den Lehrplänen der Volksschulen und der Gymnasien ist es mehr gelungen dem Grundsatz der Concentration: in uno habitandum, in ceteris versandum Geltung zu verschaffen, als in denen der Realschulen. Manches, was die Gymnasien sonst systematisch in besondern Lectionen lehrten, ist in Preußen auf mehr gelegentliche Belehrung beschränkt, z. B. Logik und Psychologie, Rhetorik und Poetik, Mythologie, Antiquitäten, Literaturgeschichte, deutsche Grammatik. — Wie weit neben der nothwendigen Theilnahme an dem Unterricht in gewißen Gegenständen die Erlernung anderer dem Belieben zu überlassen sei, ist eine noch nicht durchweg gelöste Frage. Landfermann („Zur Revision des Lehrplans höherer Schulen“ in der Zeitschrift f. d. Gymn. 1855 S. 771) erklärte „die Theilnahme nach der Willkür eines unreifen Knaben oder Jünglings oder nach dem Belieben der selten sachverständigen Eltern, ein facultatives Speisen à la carte des Unterrichts, für schlechthin unvereinbar mit guter Ordnung und Handhabung didaktischer Principien,“ empfahl aber manches in den oberen Classen, z. B. Zweige des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts in der Art facultativ zu lassen, daß der Rector mit Berücksichtigung der Neigung des Schülers und des Wunsches der Eltern über die Theilnahme entscheide. C. L. Roth will in einem Aufsatz von 1856 (Kleine Schriften Bd. II, S. 174) den obligaten Fächern des Gymnasialunterrichts nur zuweisen: „1) die ethischen Stoffe, Religion und Geschichte; 2) die beiden alten Sprachen; 3) die Mathematik, jedoch nur für solche Schüler, welche befähigt dazu erkannt werden; 4) die Fertigkeiten im Rechnen, in geographischen und Geschichtsdaten.“ Facultative Fächer sollen sein: „1) die Sprachen: Hebräisch, Französisch, Englisch; 2) das Lesen älterer deutscher Dichterwerke; 3) Naturgeschichte, physische Geographie, Logik als philosophische Propädeutik; 4) die Fertigkeiten im Turnen, Singen, Zeichnen.“ Der preußische Normalplan stellt hievon nur das Hebräische und Englische in das Belieben der Schüler oder ihrer Eltern, fordert aber nicht von allen Gymnasien, daß sie im Englischen, Altdeutschen und in der Naturgeschichte Unterricht ertheilen. Unter Umständen wird vom Singen und Turnen, in Städten, wo neben dem Gymnasium keine Realschule besteht, auch vom Griechischen dispensirt. (Vgl. d. Art. Dispensation.) „Die Lehrobjecte“, sagt Wiese im Hinblick auf das höhere Schulwesen in Preußen (a. a. O. S. 156), „bilden kein zufälliges und willkürliches Nebeneinander, sondern ergeben sich aus der Idee der Schule, welche sich im Lehrplan realisirt, und zwar mit einer Nothwendigkeit, die es denen, welche über die Vielheit klagen, unmöglich macht, etwas zu bezeichnen, was, z. B. aus dem Gymnasiallehrplan, mit einer beachtenswerthen Zustimmung der Urtheilsfähigen beseitigt werden könnte.“ Ist es wirklich gelungen, im Lehrplan das auf jeder Stufe zur Bildung Nothwendige zu vereinigen, so darf man nicht gestatten, daß diese Einheit durch irgend welches Belieben zerrissen werde, und kann fordern, daß die zufällige Beschaffenheit der einzelnen Lehranstalt und der einzelnen Schüler nach der gegebenen Norm sich gestalte, nicht diese nach jener modificirt werde. — Zu dem Nebeneinander, das durch den Lehrplan bestimmt wird, gehört außer den Lehrgegenständen und der Stundenzahl des Classenunterrichts im

ganzen auch das Maß der häuslichen Schularbeiten. Daß sie die Kraft des Schülers in seiner häuslichen Thätigkeit stark anspanne und der Neigung zur Trägheit und Genußsucht wehre, ist von der Schule zu verlangen, aber auch, daß sie den Schüler nicht überbürde, seine Thätigkeit nicht zu sehr zersplittere und der freien Selbstbeschäftigung einen gewißen Raum lasse (s. d. Art. Aufgaben).*) — Wie die Bestimmungen des Lehrplans im einzelnen ausgeführt werden, hängt von den Lehrern ab, denen zur Bewahrung des innern Zusammenhanges und rechten Maßes in dem, was der einzelne Schüler zu gleicher Zeit zu treiben hat, gegenseitige Verständigung, einmüthiges Zusammenwirken, Unterordnung der Forderungen des einzelnen Faches unter den Zweck des ganzen Unterrichts nicht genug empfohlen werden kann. Befördert wird diese Einheit durch das Classensystem, welches dem so vielfach gesegneten Wirken eines einsichtigen, väterlich sorgenden Ordinarius Raum giebt und in der Regel mehrere innerlich nahe verwandte Hauptlehrgegenstände in seiner Hand vereinigt. Am ehesten würden jedenfalls gewiße oft beklagte Uebelstände vermieden, wenn es möglich wäre, überall nicht mehr als zwei oder drei Lehrer neben einander zu beschäftigen, oder gar, wie ehemals Einem Lehrer den ganzen Unterricht einer Classe zu übertragen.

Aber der Lehrplan hat auch auf ein richtiges Nacheinander zu achten. Die nothwendige Rücksichtnahme auf die Befähigung der Lehrer, von denen nicht jeder in jedem Fache unterrichten kann, und auf die Continuität des Lehrganges in den einzelnen Fächern fordert oft, daß derselbe Lehrgegenstand in mehreren aufeinanderfolgenden Classen in dieselbe Hand gelegt werde. Je weniger das aber durch alle Classen geschehen kann, will man nicht den großen Nutzen, den das Classensystem für die Erziehung hat, verlieren, desto genauer hat der Lehrplan die Classenpensa für die einzelnen Fächer zu bestimmen, damit in jedem ein stetes, stufenmäßiges, nicht übereiltes und nicht zu langsames Fortschreiten stattfinde. Nach der preußischen Unterrichtsordnung der Realschulen soll an diesen das Fachsystem in den oberen Classen soweit vorherrschen, daß wo möglich in Tertia, Secunda und Prima Ein Lehrer sämmtliche Religionsstunden, Einer den ganzen mathematischen, Einer den ganzen französischen und Einer den ganzen englischen Unterricht ertheile, was bei den neueren Sprachen schon wegen der sicheren Gewöhnung in der Aussprache von Wichtigkeit sei. Daß alle Lehrer einer Classe am Schluß des Cursus mit den versetzten Schülern in die höhere Classe aufsteigen, ist innerhalb eines engen Turnus als eine nützliche Art der Verbindung des Classensystems mit dem Fachsystem zu empfehlen, namentlich für die subordinirten Cöten Einer Classe, aus welchen nach halbjährigen Cursen immer die Mehrzahl der Schüler versetzt wird. (Vgl. d. Art. Elementarschule Bd. II. S. 106 f. und d. Art. Classenlehrsystem und Fachlehrsystem). Sofern der Lehrplan die Stufen des Unterrichts zu bestimmen hat, muß er mit der Zahl der Classen auch die regelmäßige Dauer der Classencurse festsetzen (s. d. Art. Classenabtheilung). Zu rasches Vorwärtstreiben der Schüler erzeugt bei ihnen oft Unsicherheit in den Elementen und verhindert, daß das schnell angeeignete Wissen seine rechte erziehliche Wirkung übe. Mit Rücksicht darauf sind den Gymnasien und Realschulen in Preußen jährige Curse für die 3 untern, zweijährige für die 3 oberen Classen vorgeschrieben (s. d. Art. Gymnasium S. 189). Da aber dabei an vielen Anstalten die Versetzung halbjährlich stattfindet, so vereinigen die oberen Classen in der Regel je 4, die unteren je 2 nach dem Classenalter verschiedene Schülerabtheilungen. Ob das zweckmäßig, darüber sind die Ansichten getheilt, und, wenn auch zugegeben wird, für jede Classe sei möglichst große Gleichartigkeit der Schüler zu erstreben, so sieht man sich doch oft durch praktische Schwierigkeiten an dem Festhalten nur alljährlicher Versetzungen gehindert (s. P. M. in Jahn, N. Jahrb. 1857

*) Das Gymnasium kann die Concentration bei den Schülern namentlich dadurch fördern, daß es die häuslichen Arbeiten, welche es von ihnen fordert, vorzugsweise aus dem Gebiet der alten Sprachen wählt (vgl. Heiland in Mützells Ztschr. 1856 Jan. S. 74). D. Red.

Bd. 76 S. 57 ff. und Dietſch ebendaſ. S. 493 ff.). — Bei der Vertheilung der verſchiedenen Lehrgegenſtände auf die Unterrichtsſtufen wird der Grundſatz beobachtet, daß nicht mehrere gleichartige Gegenſtände, etwa zwei fremde Sprachen, z. B. Franzöſiſch und Griechiſch, in derſelben Claſſe angefangen werden. Auf welcher Stufe aber mit dem Unterricht in einem Lehrgegenſtande zu beginnen ſei, darüber iſt man bei einigen ſehr zweifelhaft geweſen. Der preußiſche Gymnaſiallehrplan vom 24. Octbr. 1837 ſetzte den Beginn des franzöſiſchen Unterrichts nach Tertia, die modificirende Verfügung vom 7. Jan. 1856 nach Quinta. Die Anſicht, daß das Griechiſche vor dem Lateiniſchen gelehrt werden müße, welche in älterer und neuerer Zeit von trefflichen Philologen und Pädagogen gehegt und vertheidigt iſt, iſt aus gewichtigen Gründen von der überwiegenden Zahl der Schulmänner verworfen (ſ. oben I. S. 675 f. u. III S. 68). — Man hat auch verſucht, den Lehrplan ſo zu machen, daß einzelne Lehrgegenſtände eine Zeitlang ganz ruhen und dann wieder aufgenommen werden. Das empfiehlt u. a. v. Raumer (Geſch. d. Päd. III. a. S. 148) für die ſogenannten Nebenfacher. Statt ſie bei wöchentlich ein oder zwei Lehrſtunden mehrere Claſſen hindurchzuſchleppen, ſie lau zu lehren und zu lernen, ſolle man vielmehr etwa vier Stunden in der Woche ein Jahr hindurch auf ein ſolches Fach wenden und damit abſchließen. „So treibe man in einer beſtimmten Claſſe ein Jahr lang vierſtündig Naturkunde, in einer folgenden, in welcher die Naturkunde wegfiele, ein Jahr lang Geographie u. ſ. w. Bei einer ſolchen Einrichtung gewinnen die Schüler den Lehrgegenſtand lieb, ſie leben ſich mit ihm ein, während er ſich bei der anderen Weiſe wie ein zäher Faden in die Länge dehnt und dem Schüler keine Freude gewährt, am wenigſten die Freude eines ſicheren Lernens und Ernerbens". Aber gerade bei der Botanik und Geographie, welche man, wie auch oben Bd. I. S. 860 empfohlen wird, an der Realſchule zu Stettin mehrere Jahre lang halbjährlich wechſeln ließ, hat ſich hier dieſe Einrichtung nicht bewährt. Die Fachlehrer klagten, daß ſie nach ſolcher Unterbrechung des geographiſchen Unterrichts immer wieder ziemlich von vorne anfangen müßten. Die Botanik wird natürlich im Winter nicht gelehrt, aber, daß der naturgeſchichtliche Unterricht an den preußiſchen Gymnaſien jetzt in Quarta ganz ruhen muß, beſtimmt die Fachlehrer in der Regel dazu, ſich gegen ſeine Wiederaufnahme in der Tertia zu erklären. Bei den Schülern der unteren und mittleren Claſſen iſt wegen ihrer größeren Beweglichkeit ein ſolches zeitweiliges Ruhenlaſſen einzelner Unterrichtsgegenſtände, wenigſtens über ein Vierteljahr hinaus, nicht rathſam. Was hier behalten werden ſoll, muß oft wiederholt werden. Dagegen iſt in den oberen Claſſen eine gründlichere Beſchäftigung mit wenigeren Gegenſtänden und darum Abwechslung mit ihnen ſehr zu empfehlen. Die einzige Lection, für welche der preußiſche Gymnaſiallehrplan Eine wöchentliche Stunde anſetzt, die Phyſik in Secunda, wird deshalb oft nur in einigen Wochen oder Monaten jedes Halbjahres, und zwar dann mit Verkürzung des mathematiſchen Unterrichts, in mehreren wöchentlichen Stunden gelehrt. — Die frühere Einrichtung der höheren Schulen, nach welcher faſt alle Lehrgegenſtände bis zur oberſten Stufe im Unterricht fortgeführt werden mußten oder wenigſtens eine Bekanntſchaft damit noch bei der Entlaſſungsprüfung gefordert wurde, iſt neuerdings etwas beſchränkt. Die preußiſche Realſchulordnung läßt einen Theil der auf der Realſchule zu löſenden Geſammtaufgabe ſchon beim Uebergang nach Prima als erledigt nachweiſen. Ein ähnlicher partieller Abſchluß im Lehrplan wird auch für die Gymnaſien bei der Verſetzung aus der Secunda gewünſcht, damit die Abiturientenprüfung noch mehr vereinfacht und der gründlicheren Behandlung der in der oberſten Claſſe als vorzugsweiſe bildend erkannten Gegenſtände ein weiterer Raum geſchaffen werde.

Zum Lehrplan gehört endlich auch die Beſtimmung über die beim Unterricht zu gebrauchenden Lehrbücher. In den Händen der Schüler ſind Lehrbücher oft unentbehrlich als Hülfsmittel der Vorbereitung und Wiederholung, zur Vermeidung zeitraubenden Dictirens oder mangelhaften Heftſchreibens, zur Regelung des Unterrichtsganges

und zur Erhaltung der methodiſchen Uebereinſtimmung zwiſchen den Fachlehrern verſchiedener Claſſen. Andrerſeits iſt die Gefahr vorhanden, daß das Lehrbuch den Lehrer zu ſehr einengt, in der Auswahl und Anordnung des Stoffes oder in der Faſſung des Ausdruckes ſeinen Anſichten und Wünſchen nicht entſpricht, und die Aufmerkſamkeit des Schülers, weil er meint, die Hauptſache ſtehe im Buche, von dem Vortrage des Lehrers ablenkt. Aber die nothwendige Einheit und Feſtigkeit im Lehrplan fordert, ſolchen Beſorgniſſen und Uebelſtänden nicht viel nachzugeben, ſondern ſie durch möglichſt zweckmäßige Wahl des Lehrbuchs zu beſeitigen. Das eifrige Bemühen darum hat zu einem verwirrenden Reichthum und oft zu raſchen Wechſel geführt, dem gegenüber manche Regierungen für nöthig gehalten haben, den Gebrauch beſtimmter Lehrbücher für jeden Gegenſtand vorzuſchreiben (vgl. d. Art. Lehrmittel). Die preußiſche beſchränkt ſich darauf, Ungehöriges abzuwehren und ſo viel wie möglich auf Vereinfachung und Uebereinſtimmung der Lehrmittel mindeſtens innerhalb derſelben Provinz hinzuwirken (Wieſe a. a. O. S. 165). Noch iſt die Mannigfaltigkeit in Preußen ſehr groß, obwohl die Einführung eines Lehrbuches der Genehmigung der Provincialbehörde und, falls es noch an keiner gleichartigen Anſtalt der Provinz eingeführt iſt, der Genehmigung des Miniſteriums bedarf. — Wo ein Lehrbuch in den Händen der Schüler entbehrlich erſcheint, empfiehlt es ſich zuweilen, daß im Lehrplan nach Verabredung der betreffenden Lehrer für ihren Gebrauch beim Unterricht in einem Fache ein beſtimmtes Hülfsbuch bezeichnet werde. So z. B. für den Unterricht in der Religion und den in der deutſchen Grammatik und Orthographie. Der letztere wird an Gymnaſien oft nur in Form gelegentlicher Belehrungen ertheilt. Damit aber dabei doch im ganzen ein Plan und eine Uebereinſtimmung zwiſchen den verſchiedenen Lehrern ſtattfinde, iſt es ſehr zu wünſchen, daß dieſelben ſich alle nach demſelben Buche richten.*) **Wehrmann.**

Lehrſtand. Der Ausdruck „Lehrſtand" liegt uns ſchon in der ſprichwörtlichen Redeweiſe: Lehrſtand, Wehrſtand, Nährſtand (Plato: ἄρχοντες, φύλακες, γεωργοί) vor; freilich iſt das Lehren, wie auch das Nähren in dieſer Zuſammenſtellung in einem Umfange gebraucht, in welchem wir es hier nicht auffaſſen dürfen, da unter den Lehrern die Geiſtlichen nicht nur mitinbegriffen, ſondern auch vorzugsweiſe gemeint ſind, ſowie unter dem Nährſtand auch ſämmtliche Gewerbe verſtanden werden müßen.

Wenn nun noch von einem Stande der Lehrer, mit Ausſchluß der Geiſtlichen geſprochen wird, ſo wird das Wort auch hier in allgemeiner zuſammenfaſſender Weiſe, nicht im ſtrengen Sinne gebraucht, in welchem ihm eigentlich eine concrete Erſcheinung nicht entſpricht. Denn alle, welche den Lehrerberuf üben, als einen eigentlichen Stand zu faſſen, geht einmal darum nicht an, weil jedenfalls ein Theil der Lehrenden, ich meine die Lehrer an der Hochſchule, den übrigen kaum in anderer Weiſe wird beigeſellt werden können, als ſoferne ihre Thätigkeit unter den Begriff des Lehrens fällt, ein Lehren, welches aber ſchon inſofern ein weſentlich verſchiedenes iſt von dem Lehren der anderen, als es die Pflege der Wiſſenſchaft im höchſten Sinne in ſich begreift. Es wird kaum zu rechtfertigen ſein, die Lehrer der Hochſchule mit den Lehrern der Volksſchule als einem Stande angehörig zuſammenzufaſſen. Aber auch unter den übrigen Lehrern fehlt noch das äußere vereinigende Band, welches in einem „Stande" vorausgeſetzt werden muß. Selbſt ein Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit der Gymnaſial-, Real- und Volksſchullehrer iſt noch nicht vorhanden, wenn ſich dasſelbe auch allmählich Bahn brechen wird, wie denn durch allgemeine Lehrerverſammlungen ein Anfang dazu gemacht iſt. Auch durch die äußere Organiſation werden die verſchiedenen Stufen noch auseinandergehalten. Denn wenn auch Lehrer an Gymnaſien, Lateinſchulen mit den Lehrern an Realanſtalten und höheren Bürgerſchulen in den Acten der Geſetzgebung zuſammengefaßt werden, ſo werden ſie doch wiederum von den Lehrern der Volksſchule aufs beſtimmteſte getrennt. Ihre Stellung gegenüber von den

*) Ueber Lehrplan und Lectionsplan vgl. auch Kirſch, Volksſchulrecht S. 86 ff. 295. D. Red.

Staats-, Kirchen- und Gemeindebehörden, ihre Besoldungs-, Pensions-, Anstellungsverhältnisse sind ganz gesondert. Man hat überall für nöthig gehalten, das Volksschulwesen (Primärunterricht), die Angelegenheiten der Mittelschulen (Secondärunterricht) und der Hochschulen besonders zu regeln. Man hat in den Rangreglements den Lehrern der Mittelschulen allmählich eine Stelle gegeben und sie den Staatsdienern gleich oder nahe gebracht, die Volksschullehrer aber bisher davon ausgeschlossen und die wiederholt gestellten Anträge*), das gesammte Schulwesen, mit Einschluß der Volksschule, für eine Angelegenheit des Staates, die Lehrer alle aber für Staatsdiener zu erklären, haben bisher nicht zur Geltung gelangen können. In Württemberg, wie auch in andern Staaten, hat man für die höheren Lehrer auch besondere äußere Abzeichen geschaffen, Uniformen, wie für die Staatsdiener (Talare, die aber meist schon wieder abgekommen sind); die Volksschullehrer sind davon nicht berührt worden. Man hält meistens noch die Unterordnung der Volksschule unter die Kirchengewalt fest, wenigstens ist die Frage noch streitig; in Beziehung auf die höheren Schulen ist sie entschieden, dieselben sind in dieser Beziehung emancipirt und unter besondere Staatsbehörden gestellt.

Man kann daher von einem Lehrerstand in keinem Falle in dem Sinne reden, wie man das Wort von geschlossenen Organisationen gebraucht, wie vom Adel, dem Patriciat im Gegensatz zum Bürgerstand, oder von den Zünften, welchen in früheren Zeiten der Lehrer als gewerbetreibend noch beigesellt wurde, da er als der (Schul-) Meister mit seinen Gesellen (locati) auftrat und auf Kündigung angestellt wurde. Ebenso erscheint der Stand der Geistlichen in sich viel fester geschlossen, auch sind sich die einzelnen Glieder durch das Princip der Gleichheit näher verbunden. Man kann aber bei der Gemeinsamkeit des Berufs, der nun einmal in dem Lehren liegt, mit mehr Recht von einem Lehrerstand sprechen, als von einem Honoratiorenstand, einem ganz vagen, freilich bereits hinter unserer Zeit liegenden Begriff, der sich nur auf die geachtetere, allerdings sehr relativ zu bemessende Stellung in der Gesellschaft bezieht. Passende Analogieen für den Ausdruck „Lehrerstand" finden sich in den Begriffen Beamtenstand, Gewerbestand, Bauernstand, in welchen überall neben einer gewißen Gemeinsamkeit der Berufsübung und Gleichartigkeit der Interessen, die auch von der Gesetzgebung in Dienstpragmatiken, Gewerbegesetzen, Culturgesetzen anerkannt werden, eine zum Theil weit auseinandergehende Gliederung und sehr verschiedenartige Spaltung zu Tage tritt.

Aus Vorstehendem ergiebt sich bei der Verschiedenheit des Sprachgebrauchs doch wohl die Berechtigung, von einem Lehrerstande zu sprechen im Sinne eines zusammenfassenden Begriffs, welcher ruht auf einer gewißen Gleichartigkeit des Berufs und der Interessen, wenn auch auf das mittelalterliche Merkmal der Geschlossenheit und einer zusammenhaltenden Einheit verzichtet werden muß; der gemeinsame Beruf und das gemeinsame Interesse aller Lehrer, auf welcher Stufe sie stehen, ist das der Bildung des nachwachsenden Geschlechtes**). Die Lehrer haben zwar keineswegs, weder überhaupt noch auch ein Theil derselben einen Anspruch darauf, ausschließlich Bildner des nachwachsenden Geschlechts oder gar des Volkes zu sein. Wenn dies behauptet wird, so verkennt man die Bedeutung der übrigen Factoren, welche zur Bildung des Volks und des nachwachsenden Geschlechts mitwirken, den Einfluß der Familienerziehung, der Kirche, der Presse, des öffentlichen Lebens, der Gesellschaft überhaupt, man verkennt, daß die durch den Lehrer vermittelte Bildung doch nur eine einseitige, eine Bildung und Zucht durch die Schule ist. Diese Gemeinsamkeit nun der Interessen und der Arbeit hat für alle Lehrer eine gewiße Gemeinsamkeit der Beschwerden und Genüße

*) In Frankreich während der Revolution in der assemblée legislative (vgl. d. Art. Errichtung von Schulen), in Deutschland im J. 1848.

**) Wenn hie und da auch Erwachsene durch Lehrer gebildet d. h. unterrichtet werden, so ändert dies nichts am Wesen der Sache. Auch Erwachsene sind zu den Füßen des Lehrers nachwachsendes Geschlecht.

in ihrem Gefolge, sie kann ferner den Lehrern den Stempel einer gewißen Eigenthümlichkeit aufdrücken. Ueber die Leiden und Freuden, die Licht- und Schattenseiten des Schulamts ist seit Luther und Melanchthon bis auf Bizius und Palmer vieles und Schönes gesagt worden. Wir beschränken uns darauf, das Wesentliche hervorzuheben. Alle gemeinsame Lust und Unlust erwächst den Lehrern aus der Eigenthümlichkeit ihres Amtes, welche darin besteht, daß sie die Jugend durch Unterricht zu bilden haben. Sie haben es mit der Jugend zu thun nicht wie die Eltern, welchen ein natürlicher Trieb der Liebe für die Kinder zu Hülfe kommt und welche in der beständigen nächsten Berührung mit den Kindern neben deren Unarten auch die liebenswürdigen Seiten derselben am besten kennen lernen, welche jedenfalls nur ihre eigenen Kinder zu erziehen und zu bilden haben. Der Lehrer aber verkehrt mit den Kindern zahlreicher Eltern, möglicherweise einer ganzen Gemeinde, er hat weit weniger Gelegenheit den Kindern Angenehmes zu erweisen als die Eltern, sein Wirken ist vielmehr oft ein unwillkommenes, dem die Natur der Jugend Widerstand entgegensetzt, daher ihm schon deshalb die schlimmen Seiten der Kinder ebenso gegenübertreten, als den Eltern es nahe liegt, überall nur Gutes zu sehen. Dazu kommt, daß es der Lehrer nicht bloß einfach mit der Natur des Kindes zu thun hat, so fern sie zum Bösen geneigt ist, sondern noch dazu mit den vielerlei schlimmen Angewöhnungen, die den Kindern anerzogen sind und in welchen die Eltern nicht eben selten noch Liebenswürdigkeiten erblicken. Das ändert sich nun freilich später mit der Gewöhnung der Kinder an die Schule, mit der Achtung, welche ihnen allmählich die Ordnung und Zucht der Lehreinrichtung einflößt. Aber mit der Entwicklung der geistigen Kräfte der Kinder vervollkommnen sich auch die Fähigkeiten zum Bösen; Unterschleif, List, Unlauterkeit und Unwahrheit aller Art kommen zum Vorschein und mit dem längeren und täglichen Zusammensein vieler Individuen in demselben Coetus treten auch die schlimmen Neigungen in nähere Berührung und es bilden sich Complotte und Conspirationen. Tausende von Lehr- und Erziehungsanstalten, denen nicht ein Lehrer, sondern ganze Lehrercollegien vorstehen, bezeugen dies durch ihre Geschichte. Rechnen wir hiezu die zahlreichen Conflicte mit dem Unverstande, der Affenliebe und dem Eigensinn der Eltern, die wie in jedem öffentlichen Dienstverhältnisse so auch hier eintretenden Schwierigkeiten mit Collegen und Untergebenen, weiter von oben her das Drängen der Aufseher und Visitatoren, die Ungeduld, da Erfolge zu sehen, wo es fast unmöglich ist, solche zu erzielen, endlich die bedrängte häusliche Lage der meisten Lehrer, welche so vielfach hemmt, lähmt und zu Boden drückt, so erhalten wir wohl ein Bild von den Leiden des Lehrstandes, welches keineswegs mit zu starken Farben aufgetragen ist. Wer mag sich wundern, wenn Unzufriedenheit, Ungeduld, Bitterkeit, Mistrauen, Aengstlichkeit und Pedanterie so oft fast als Attribute eines Standes bezeichnet werden, der sich von allen Seiten so gehetzt und in seiner Stellung so benachtheiligt sieht, während er an geistiger Bildung doch meist den Kreisen überlegen ist, mit welchen ihn seine soeiale Stellung in nächste Berührung bringt.

Aber aus derselben Quelle, aus welcher die Leiden des Lehrstandes entstammen, fließen auch seine Freuden; oder ist es nicht das nachwachsende Geschlecht, an welches sich alle Hoffnung für die Zukunft knüpft? Ja wenn die Menschheit dazu bestimmt wäre, in jeder Generation nur die trostlosen Worte des alten Dichters zu wiederholen:

> Aetas parentum pejor avis tulit nos nequiores, mox daturos progeniem vitiosiorem! (Horat. Od. III, 6.)

Aber unsere Schulen sind auf Hoffnung gegründet. Es ist der Ruf ergangen, daß allen Menschen solle geholfen werden. Dieser Ruf ist seitdem den besten und edelsten Menschen ins Herz gedrungen. Er ist vor allen von unseren Reformatoren mit lauter Stimme wieder erhoben worden; unsere Schulen, hohe und niedere, sind auf diesen Ruf erstanden. Dieser Ruf ergeht freilich an alle, an Könige und Fürsten, Weltliche und Geistliche, Stände und Regierungen. Er ergeht aber vornehmlich an die Lehrer, deren Fürsorge neben den Eltern das nachwachsende Geschlecht anvertraut ist. So wird

denn in den chriſtlichen Schulen ein anderer Geiſt wehen, als derjenige war, der ſich in den oben citirten Worten des römiſchen Dichters ſpiegelt. Aus einem Schauplatz des Verderbens, der Hoffnungsloſigkeit oder Reſignation iſt die Welt zu einem Arbeitsfeld des göttlichen Geiſtes, der hingebenden Liebe geworden, auf welchem Glaube und Hoffnung ihr Panier aufgepflanzt haben. In dieſem Sinne betrachtet das Evangelium die Natur des Kindes, das von vorne herein aufgenommen in den Kreis des chriſtlichen Lebens unter den Wirkungen der göttlichen Gnade die angeborene Luſt zum Böſen überwinden lernen und zu einer neuen Creatur umgeſchaffen werden ſoll, in welcher das Ebenbild Gottes erneuert iſt. So hat der Erlöſer die Kinder zu ſich kommen laſſen und ihnen das Reich Gottes zugeſprochen. In ſeine Fußtapfen tritt der Lehrer. Er trägt zwar dem Kinde nicht jene Liebe des Inſtinctes entgegen, die der Vater zu ſeinem Kinde hegt, aber ſeine Liebe iſt reiner, heiliger, verſtändiger, über den Stand der Natur emporgehoben in das Weſen des Geiſtes. Dieſe Liebe giebt ihm die Kraft, den Widerſtand zu brechen, den Stumpfſinn, Trägheit, Gleichgültigkeit ihm entgegenſetzen, ſie läßt ihn nicht ermüden im Kampfe mit der üblen Gewöhnung der Kinder, mit den Vorurtheilen der Eltern, mit dem Geiſte der Lüge und Bosheit; ſie hält ihn aufrecht, auch wo er ſich überfordert, verkannt, zurückgeſetzt und mit Undank belohnt ſieht, ſie giebt ihm endlich Friſche und Freudigkeit unter den Sorgen und Bekümmerniſſen eines bedrängten äußeren Lebens.

Doch ſehen wir auch ab von dieſem idealen Standpunct chriſtlicher Auffaſſung des Lehrerberufs, welche wir uns freilich als den Grundton in der Stimmung des Lehrers denken müßen, ſo gewährt der Lehrerberuf auch manche Befriedigung und Entſchädigung mitten unter den Mühen und Entſagungen, welche er auferlegt. Ein erhöhtes Gefühl von der Würde ſeines Amtes wird dem Lehrer einwohnen, wenn er diejenigen ſeiner Fürſorge übergeben ſieht, auf welchen die Hoffnungen der Eltern, der Gemeinde, des Vaterlandes ruhen. Die Gelegenheit, immer wieder bei anderen Individuen das Erwachen und Fortſchreiten der Geiſtesthätigkeit zu beobachten und zu leiten, der ſtete Verkehr mit dem friſchen, von dem Treiben der Welt noch weniger berührten jugendlichen Alter, die warme Theilnahme an der ganzen Lebensentwicklung der Jugend, die nahe Berührung mit einer großen Zahl von Familien, denen die Kinder angehören, ſind doch ſehr geeignet, das Gemüth des Lehrers in einer geſunden und friſchen Lebenserregung zu erhalten, und mit beſonderem Intereſſe wird ein Lehrer, der eine Reihe von Geſchlechtern ſchon an ſich hat vorüber gehen laſſen, auch die ſpäteren Geſchicke derjenigen verfolgen, die in der Jugend ſeiner Leitung anvertraut waren. Er wird in dem Verlaufe dieſer Geſchicke manche Aufklärung finden für die Erfahrungen ſeines Lehrerberufs, bald beſtätigend, bald widerlegend, bald berichtigend, immer aber für ihn wichtig, ſpannend, intereſſant. Er wird, wenn er ſein Amt mit Gewiſſenhaftigkeit und Ernſt verſah, durch manche dankbare Erinnerung überraſcht werden und ſein Andenken in den Schülern oft und viel befeſtigt finden, wo er es gar nicht ahnte. So kommt es denn auch, daß man eine gewiße Beweglichkeit, Lebendigkeit und Friſche des Geiſtes, eine Wärme der Theilnahme für die höheren Intereſſen der Menſchheit, endlich ein nicht unberechtigtes Bewußtſein von der Bedeutung ihres Berufs in dem Lehrſtande allgemeiner verbreitet findet, als in anderen Kreiſen öffentlicher Thätigkeit. **Hirzel.**

Lehrton (Riemeyer, Grundſätze I. § 141 ff., Schwarz-Curtman, II. §. 30 ff., Baur, Grundzüge, beſonders in den Abſchnitten „der Erzieher“ und „das Wort des Erziehers“).

Wie die Muſik nicht feſte, anſchaubare Geſtalten hervorbringt, gleich der bildenden Kunſt, oder mit beſtimmten Vorſtellungen und Begriffen arbeitet, gleich der Poeſie, ſondern durch die Mittel des nicht einmal zum Worte geſtalteten flüchtigen Tones „der dunklen Gefühle Gewalt“ weckt, die im Innerſten des Herzens ſchlieſen, ſo leiden auch die aus der muſikaliſchen Terminologie entlehnten wiſſenſchaftlichen Beziehungen an einer Unbeſtimmtheit, welche es ſchwer macht ihren Inhalt in beſtimmte Begriffe

zu faſſen, wie ſehr wir uns auch ſagen müßen, daß ſie einen wirklichen Inhalt haben, und zwar einen Inhalt, der um ſo bedeutſamer iſt, je mehr er eben dem tiefen inneren Weſen der Sache angehört und nicht bloß der oberflächlichen leicht zu erkennenden und zu beſchreibenden, oder auch nach beſtimmten Vorſchriften zu geſtaltenden äußeren Erſcheinung. Die hiermit angedeutete Verlegenheit, welche ſchon bei der Bearbeitung des Art. „Erziehungstakt" uns entgegentrat, begegnet uns jetzt wieder bei dem „Lehrton". Sehen wir, um einen feſten Ausgangspunct zu gewinnen, in Krugs allgemeinem Handwörterbuch den Art. Ton nach, ſo finden wir die wenig tröſtliche Bemerkung: „Was ein Ton überhaupt ſei, läßt ſich nicht mit Worten ſagen; man muß den Ton hören, alſo durch eine eigenthümliche Sinneserregung, durch eine Empfindung des Gehörs lernen, was ein Ton ſei". Etwas mehr ſchon ſagt uns Weigand (Synonymiſches Wörterbuch) mit der Bemerkung, daß der Ton der unterſcheidbare Laut ſei, der im Verhältnis zu andern Lauten gedachte Laut, und noch fruchtbarer iſt die Beſtimmung Zamminers (Die Muſik und die muſikaliſchen Inſtrumente. Gießen 1855 S. 14): „Die Wiederkehr gleichartiger durch die Luft vermittelter Eindrücke auf unſer Gehörorgan, in gleichen Abſchnitten einander folgend, wird zur Tonbildung erfordert". - Daran reiht ſich endlich Schleiden (Studien. Leipzig 1855, S. 103) mit der durch Beziehung auf verwandte Begriffe weiter beſtimmten Erklärung: „Jede aus Verdichtung und Verdünnung beſtehende Schallwelle iſt hörbar, wenn ſie ſtark genug iſt, und bildet ſo einen Schall. Mehrere dergleichen in unregelmäßiger Folge bilden ein Geräuſch, in regelmäßiger Folge dagegen einen Ton, deſſen Höhe und Tiefe von der größeren und geringeren Zahl der in einer Secunde ſich folgenden Schallwellen abhängt".

Wir wagen nach ſolchen Belehrungen den Begriff des Lehrtons dahin zu beſtimmen, daß dieſer ſei die Art und Weiſe, wie in dem belehrenden Worte des Lehrers deſſen, einerſeits durch ſeine Perſönlichkeit, andererſeits durch das Lehrziel, den Unterrichtsgegenſtand, die Natur der Schüler und der jedesmaligen äußern Verhältniſſe bedingte, gleichmäßige Grundſtimmung vernehmbar wird. Unter den Begriff des Lehrtons alſo fällt nicht das Wort, inſofern dieſes beſtimmte Begriffe und Urtheile ausſpricht und beſtimmte Forderungen an den Schüler richtet. Dieſes alles bildet vielmehr nur den Inhalt, welcher durch den aus der perſönlichen Stimmung des Lehrers unmittelbar hervorgehenden Lehrton verſchieden modificirt wird: der Lehrton iſt das Element, worin der Lehrinhalt ſich bewegt, wodurch dieſer ſeine verſchiedene Färbung enthält und mehr oder weniger beigänglich gemacht wird. Was aber von dem muſikaliſchen Ton geſagt worden iſt, daß er erſt durch die regelmäßige Wiederkehr gleichmäßiger Eindrücke entſtehe, das gilt auch von dem Lehrton; und inſofern iſt vor allem die Forderung aufzuſtellen, daß der Lehrer überhaupt einen Lehrton habe, als den Ausdruck einer geordneten und in allem Wechſel gleichmäßig ſich behauptenden Grundſtimmung und daß ſein perſönliches Verhältnis zu ſeiner Berufsarbeit nicht bloß ſtoßweiſe und regellos hervortrete, gleichſam als ein widerwärtiges, unregelmäßiges Geräuſch, welches verräth, daß die Seele des Lehrers bald zu ſchlaff beſaitet iſt, um einen beſtimmten Lehrton überhaupt hervorzubringen, bald, von perſönlicher Gereiztheit überſpannt, die Saite völlig zerriſſen iſt. Die rechte Stimmung nun, aus welcher der rechte Lehrton hervorgeht, wird der Lehrer dann beſitzen, wenn er durchdrungen iſt von einem deutlichen und lebendigen Bewußtſein der Aufgabe ſeines Berufes und von der Begeiſterung, für die Löſung dieſer Aufgabe zu wirken, wenn er jeden einzelnen Schüler auf dieſe Aufgabe bezieht, indem er als liebevoller Lehrer ihn dem vorgeſteckten Ziele näher zu bringen ſucht, und wenn er in ſeinem jedesmaligen Lehrgegenſtande auch ein Mittel erkennt, um zu dieſem Ziel zu gelangen, und ihn demgemäß behandelt. Dann wird der Lehrer bewahrt bleiben vor jener tonloſen und ertödtenden Gleichgültigkeit bei ſeinem Unterricht, und der volle Bruſtton heiliger Liebe wird in ſeinen Worten den eigentlichen Grundton bilden und ſowohl

das rauh tönende Erz unheiligen Zornes, als das Schellengeklingel erbitternden Spottes niederhalten. Als einzelne Eigenschaften eines guten Lehrtons heben wir noch hervor, daß er rein sein muß, nicht zu stark und nicht zu schwach, nicht zu hart und nicht zu weich, nicht zu hoch und nicht zu tief, und daß er das richtige Tempo einhalten muß.

Auf die Quelle eines reinen Lehrtones weist der Apostel Paulus in dem bereits berührten und bekannten Worte hin (1. Cor. 13, 1): „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle"; und auch das Wesen der Liebe, aus welcher der rechte Lehrton hervorgeht, bezeichnet er auf das bündigste mit der Bemerkung, daß die Liebe nicht das Ihre suche. Die Liebe sieht vielmehr auf das, das des andern ist (Phil. 2, 1), die erziehende und lehrende Liebe darauf, daß an dem Zöglinge zu dessen wahrem Heile der heilige Wille Gottes verwirklicht werde. Je höher dieses Ziel ist, je mehr der aufrichtige Lehrer sich sagen muß, wie weit er noch hinter demselben zurückbleibt, desto weniger bläht solche Liebe sich, indem sie nur die eigene Ehre sucht; und darum hält sie den Lehrton rein von dem Tone der unwahren Affectation selbstgefälliger Eitelkeit, und von dem hohlen Pathos sich spreizender Aufgeblasenheit, welche vergeblich den Mangel einer wahren, kernhaften, unmittelbar durch sich selbst wirkenden Auctorität zu ersetzen sucht. Weil aber die Liebe nicht das Ihre sucht, nicht die eigne Bequemlichkeit und das eigne Vergnügen, so ist sie auch langmüthig und freundlich und bricht nicht in den unreinen Ton ungeberdigen Eifers aus, wenn die natürliche Schwäche, die noch unüberwundene Trägheit und Gleichgültigkeit des Zöglings nicht sogleich leisten will, was der Lehrer fordert und wünscht. Selbst durch den noch ungebrochenen Eigensinn und bösen Willen des Schülers läßt die Liebe sich nicht erbittern, sondern nur um so mehr auffordern, das Böse mit Gutem zu überwinden, und so bewahrt sie den Lehrer vor den unreinen Ausbrüchen des unheiligen Zornes persönlicher Gereiztheit, und lehrt ihn dagegen den rechten und eindringlichen Ton heiligen Zornes über die durch das Vergehen des Zöglings dem Gesetze widerfahrene Verletzung finden. Noch weniger geht aus der Stimmung rechter Liebe der unreine Ton verletzenden Hohnes und Spottes hervor, durch dessen Anwendung der Lehrer ganz besonders gegen die apostolische Mahnung verstoßen würde, die Kinder nicht zu erbittern und zum Zorn zu reizen, auf daß sie nicht scheu werden (Eph. 4, 6. Kol. 3, 21). Der Spott, indem er den Verspotteten als lächerlich, mithin als nichtig darstellt, wirkt unmittelbar immer niederdrückend; aufregend erst in zweiter Linie und nur da, wo die durch den Spott veranlaßte Erbitterung sich Luft machen darf, wäre es auch zunächst nur in spottender Gegenrede. Diese Möglichkeit ist aber nicht vorhanden, wo der Höhnende zu dem Verhöhnten in einem Auctoritätsverhältnisse steht. In diesem Falle erzeugt die verhaltene Erbitterung Haß gegen den Spötter, welchem nicht erwidert werden darf, oder diese hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn die misbrauchte Auctorität die wünschenswerthe Pietät nicht mehr findet, sondern auch wohl einmal durch einen gewaltsamen Ausbruch des gereizten Zöglings verletzt wird. Der Erzieher, welcher durch sein eignes väterlich liebevolles Verfahren auch der Liebe seiner Zöglinge sich versichert halten kann, darf es im einzelnen Falle, zumal bei reifern Zöglingen, wohl wagen, dem Eitlen, Vorlauten, Anmaßenden durch einen treffenden Spott seine Schwäche fühlbar zu machen und ihn in die Schranken der Bescheidenheit zurückzuweisen, oder er mag eine Lächerlichkeit mit leichtem Scherz züchtigen, um zugleich den Schüler von eiteler Uebelnehmerei zu entwöhnen. Wann aber ein solcher Ausnahmsfall wirklich vorhanden ist, das zu beurtheilen muß dem eignen Takte des Erziehers überlassen bleiben, und als Regel bleibt stehen, daß der wahre Lehrton am wenigsten durch Anwendung des gefährlichen Mittels des Spottes verunreinigt werden darf. Auch jene unglückseligen, das Gefühl des Zöglings tief verletzenden und seine Thatkraft niederdrückenden Prophezeiungen, daß aus ihm doch nie etwas rechtes werden, daß er am

Ende gar im Zuchthaus enden werde u. dgl., ſtören die Reinheit des Lehrtons auf das gröblichſte. Auch die erziehende Liebe glaubet und hoffet alles; vor allem dieſes, daß auch in dem Unfähigſten und Verdorbenſten doch noch eine Faſer ſei, an welcher ſie ihn faſſen könne, um ihn mit Gottes Hülfe noch zu einem geſunden und brauchbaren Gliede der Geſellſchaft heranzubilden.

Daß der Lehrton rein ſei, iſt die Hauptſache; von den übrigen Anforderungen an ihn iſt die erſte, daß er *nicht zu ſtark ſei und nicht zu ſchwach*. Der Zögling ſoll aus dem rechten Lehrton den Ruf vernehmen, einem beſtimmten Ziele ſich zuzuwenden, das er aber ſelbſtthätig und unter Beihülfe des Lehrers zu verfolgen hat. Der Lehrton iſt zu ſtark, wenn er immer nur, wie der laut mahnende und warnende, ſtrafende und drohende Weckruf klingt, und nicht auch wie die ſanftere Ermunterung des begleitenden Freundes und wie die ruhige Belehrung, an ſolche gerichtet, bei welchen der gute Willen, den rechten Weg zu gehen, vorausgeſetzt werden darf. Je mehr der Lehrer den Schülern eine wirkliche Auctorität iſt, deſto weniger bedarf er jenes zu ſtarken Lehrtons, durch welchen gerade energieloſe Lehrer nicht ſelten die ihnen mangelnde innere Kraft zu erſetzen ſuchen, ſtatt deſſen aber die Schüler nur betäuben, langweilen und die eigene Schwäche ihnen verrathen. *Zu ſchwach* dagegen iſt der Lehrton, wenn der Schüler daraus überhaupt nicht die Auctorität des über ihm ſtehenden Mannes vernimmt, welcher ihn durch mahnenden, aufmunternden und anregenden Zuruf zu ſich emporziehen will, wenn er über den Ton freundlichen Zuſpruchs und ruhiger Belehrung, wie er wohl unter vollkommen Gleichſtehenden berechtigt iſt, nie hinausgeht. Spricht ſich in der Stärke des Lehrtons das Auctoritätsverhältnis des Lehrers zu dem Schüler aus, ſo bezieht ſich die Forderung, daß der Lehrton *nicht zu hart ſei und nicht zu weich*, auf die Art, wie der Lehrer das höhere Geſetz in dem Zöglinge zur Geltung zu bringen ſucht. Der Lehrer muß nicht immer in dur ſprechen, indem er nur den Ton des ſtrengen Geſetzgebers und des drohenden und ſtrafenden Richters vernehmen läßt. Noch weniger aber taugt die Vorliebe zu Molltonarten, in welchen er nur die Töne zarter Liebe erklingen läßt, auch wohl eine Elegie darüber, daß ſeine Liebe von dem Leichtſinn und der Liebloſigkeit der Schüler ſo arg verkannt wird, und Bitte und Klage, wo Befehl und Strafe an der Stelle wäre. Der rechte Lehrton weiß Strenges und Mildes zu paaren. Er geht aus einem Gemüthe hervor, welches durch die Kraft heiliger Liebe das göttliche Geſetz in den eigenen Willen aufgenommen hat und darum auch fähig iſt, in anderen den Gehorſam der Liebe zu erwecken. Die *Höhe und Tiefe* des Lehrtons beziehen wir auf die Behandlung des Unterrichtsgegenſtandes. Der Erzieher verſteigt ſich in ſeinem Lehrton, wenn er die Schüler wie Studenten und wie Erwachſene behandelt, indem er ihnen nur den objectiven Thatbeſtand vorlegt und verſäumt, die nöthigen Brücken zu ſchlagen, um das Intereſſe der Schüler mit dem jedesmaligen Lehrgegenſtande zu verbinden und ihrem noch unreifen Verſtande den Weg zu demſelben aufzuſchließen. Sein Streben aber muß doch ſtets darauf gerichtet ſein, mehr und mehr durch die Sache ſelbſt zu wirken, und er ſinkt in ſeinem Tone zu tief herab, wenn er vor allerlei methodiſchen Künſten, welche den Schülern die Sache leicht machen ſollen, zur Sache ſelbſt eigentlich gar nicht kommt und die Kraft ſelbſtthätiger Bewältigung und Aneignung des Gegenſtandes ungeübt läßt. Seine *Tempi* endlich muß der Lehrer nicht zu langſam nehmen und nicht zu raſch, denn in dem einen wie in dem andern Falle tritt Gleichgültigkeit auf Seiten der Schüler ein; dort, weil ſie von der ſchleppenden Schläfrigkeit des Lehrtons unmittelbar ſelbſt angeſteckt werden, hier, weil die übergroße Eile ihnen unmöglich macht, dem Unterricht auf die Dauer mit Intereſſe und Verſtändnis zu folgen, und ſie darum in Indolenz verſinken läßt. Uebrigens iſt, wie das Tempo, ſo auch Höhe und Tiefe des Lehrtons durch die verſchiedenen Altersſtufen bedingt: bei Kindern iſt anregende Lebendigkeit und Munterkeit, bei Jünglingen größere Ruhe, bei jenen vertrauliche Herab-

lassung, bei diesen der aus dem Interesse für die Bedeutung des Gegenstandes hervorgegangene und dieses Interesse wiederum erzeugende Ernst vorzugsweise an der Stelle.

Bei dem Schlusse dieses Artikels angekommen, können wir doch nicht umhin, uns selbst zu gestehen, daß der oben angeführte Ausspruch: „Was ein Ton überhaupt sei, läßt sich mit Worten nicht sagen", auch auf den Lehrton insbesondere gar sehr seine Anwendung findet. Mögen die obigen Sätze nun im Stande sein, dazu etwas beizutragen, daß der richtige Lehrton in der Praxis erkannt und gefunden werde! **G. Baur.**

Lehrziel. Für die Einrichtung einer Schule ist das erste und nothwendigste Erfordernis, das Ziel, was in ihr und durch sie erreicht werden soll, festzustellen. Es darf dies nicht bloß den Endpunct des Unterrichtes in den verschiedenen Fächern bezeichnen, sondern hat als dessen Voraussetzung den für Auswahl, Vertheilung, Umfang und Gestaltung maßgebenden Zweck bestimmt und klar auszusprechen und festzustellen. Hierbei hat man zweierlei ins Auge zu fassen, nämlich 1) die äußeren Verhältnisse der Schule und der Schüler und deren künftige Lebensstellung, 2) den Zweck, dem der Unterricht und die Erziehung überhaupt nach den pädagogischen Grundanschauungen dienen soll. Ein ganz anderes Lehrziel ergiebt sich nach philanthropischen, als nach Pestalozzischen Grundsätzen, und wiederum nach diesen ein anderes, als nach der Palmerschen Pädagogik. Man muß also zuerst wissen, was man will. Das versteht sich von selbst, aber macht sich nicht von selbst, am allerwenigsten in einer Zeit, wo die Richtungen in dem Bildungsgange der Lehrer sich vielfach durchkreuzen und in einem Gährungsprozesse begriffen sind. Es handelt sich also zunächst darum, die Aufgabe der Schule, für welche man das Lehrziel festzustellen hat, sich so klar zum Bewußtsein zu bringen, daß die maßgebenden Anschauungen von heterogenen Elementen gereinigt werden. Zum Glück sind dafür in den verschiedenen deutschen Ländern für höhere und niedere Schulen Seitens der Behörden so bestimmte Anhaltspuncte gegeben, daß kein Lehrer in Zweifel sein kann, was er als das Ziel auch seiner Schule anzusehen habe. Seine Aufgabe ist nur, das Allgemeine den besonderen Verhältnissen derselben anzupassen. An den Gesichtspuncten, durch die das Lehrziel normirt wird, kann freilich nichts geändert werden, wohl aber hat er nach der ihm zu Gebot stehenden Zeit, dem Standpuncte der Schule und der Schüler und nach den künftigen Lebensverhältnissen jene Gesichtspuncte so durchzuführen, daß sie zu ihrer vollen Verwirklichung kommen. Wenn z. B. für Volksschulen im allgemeinen eine bestimmte Anzahl Kirchenlieder als Memorirstoff vorgeschrieben sind, so wäre es verkehrt, daß ein Lehrer, in dessen Schule eine verkürzte Schulzeit, Vernachlässigung der Schüler und unregelmäßiger Schulbesuch den Fortschritt hemmen, um jeden Preis sämmtliche Lieder lernen lassen wollte; er wird das Lehrziel besser dadurch erreichen, daß er im Stoffe zwar hinter demselben zurückbleibt, dagegen um so mehr Fleiß auf richtiges Verständnis und guten Vortrag verwendet. Daraus ergiebt sich, daß Lehrziele vor allem den sittlichen und formellen Bildungszweck zu fixiren haben, und daß stoffliche Angaben, welche sie enthalten, nur an jenen sich anschließen können, um durch ihn richtig verstanden zu werden. Andererseits ist aber auch darauf zu sehen, daß die allgemeinen Gesichtspuncte, selbst wenn sie den Zweck und das Ziel des Unterrichtes treffend und tief bezeichnen, nicht so in der Schwebe hängen, daß sie eine sichere Richtschnur für Stoff und Behandlungsweise nicht an die Hand geben. Wenn z. B. als Ziel für den biblischen Geschichtsunterricht ausgesprochen wird, daß „das Kind zu einem sichern Verständnis und zu einer glaubigen Aneignung der Thatsachen der göttlichen Erziehung geführt werden und aus ihnen die ewig gültigen Anschauungen von den höchsten göttlichen und menschlichen Dingen kennen lernen soll," so ist damit der Zweck so schön ausgesprochen, daß es kaum besser gesagt werden kann; und doch würde ein so fixirtes Lehrziel den Lehrer rathlos lassen, wenn er nicht zugleich weiß oder erfährt, wie er dies zu erreichen hat. Daher hat die Feststellung des Lehrzieles ihren Werth nur für Meditationen und Vorbereitungen zu der Einrichtung des Unterrichtes. Man kann an die Auswahl und Anordnung des Stoffes

und an die Normirung der Behandlungsweise nach festen und klaren Principien gar nicht gehen, sich auch über die Zweckmäßigkeit der Lehrmittel und deren Gebrauch nicht klar werden, ohne mit den Gesichtspuncten ins Reine gekommen zu sein, welche den Zweck und Schlußpunct des Unterrichtes bedingen. Von diesem aus hat man das Ziel für jedes einzelne Fach und zwar so zu bestimmen, daß eins das andere unterstützt und ergänzt und so jedes einzelne dem Gesammtzwecke dient. Aber eben auch nur als Vorstudien für die Entwerfung von Einrichtungs-, Lehr- oder Organisationsplänen hat die Fixirung des Lehrzieles ihren unbedingten Werth, während dieser höchst zweifelhaft wird, wenn das Lehrziel für sich allein hingestellt und als ausreichend angesehen wird, nach Maßgabe desselben einen zweckmäßigen Unterricht zu ertheilen. Dies kann nur auf der Grundlage eines geordneten Lehrplanes geschehen, der neben dem Lehrziele auch Stoff und Methode in den Hauptzügen angiebt.

Es macht sich diese Forderung um so mehr bei den Lehrzielen, wie sie für die einzelnen Classen und Abtheilungen festzustellen sind, geltend. Das Lehrziel der Schule haben alle Lehrer in allen Classen festzuhalten, aber jeder hat in einer andern Weise darauf hinzuarbeiten. Es kommt also bei der Aufstellung der Lehrziele darauf an, das Gemeinsame zu fixiren, wodurch das Gesammtziel erreicht werden soll, und das Besondere anzugeben, wodurch jede Classe die ihr speziell zufallende Aufgabe zu lösen hat. Um sich zu vergewissern, daß ein Lehrer den andern richtig verstehe, bedarf es bei den Angaben großer Genauigkeit und eingehender Auseinandersetzungen, die, wenn sie zunächst auch nur mündlich geschehen, doch in der Hauptsache auch schriftlich festgestellt werden müßen. So weit meine Erfahrung reicht, sind solche gemeinsam vereinbarte Lehrziele nicht gerade das Werk großer Sorgfalt; oft findet man sich damit so oberflächlich ab, als mache man sie schon in der Absicht, sich darnach nicht zu richten oder in ihnen doch möglichst viel Spielraum für das eigene Belieben zu haben. Ich habe Lehrziele gesehen, in denen mit ein paar Worten jedes Fach und in einer mäßigen Anzahl Zeilen eine ganze Classe abfolvirt war. Sollten aber solche Bestimmungen ihren Zweck erfüllen, nämlich Lehrgebiete für Classen und Abtheilungen so fest zu begrenzen, daß ein stetiger Fortschritt erzielt, von unten nach oben auf gutem Grunde sicher fortgebaut werden kann und jede Stufe in der vorhergehenden ihre gute Vorbereitung hat, so ist in vielen Fällen nicht ausreichend, anzugeben, was in jeder Classe gelehrt werden soll, sondern es müßen auch die Grundzüge der Behandlung so vereinbart werden, daß sie jeder Lehrer nach Maßgabe seines Lehrgebietes und der Bildungsstufe seiner Schüler durchzuführen im Stande ist. In dieser Beziehung ist namentlich die Pflege des Anschauens, Denkens und Sprechens, der verständigen Verarbeitung und der sichern Einübung des Unterrichtsstoffes wichtig, weil ohne solche Vereinbarung eine Einheit in den Bildungsgang nicht zu bringen ist, auch viel Zeit mit müßigen Uebungen verbracht wird. Daher hat das Lehrziel die Lehrpensen sorgfältig nach dem Maße der zugemessenen Zeit zu bestimmen, damit jeder Lehrer gehalten ist, in jedem Fache das Ziel fortgehend im Auge zu behalten. Nur die Erfahrung kann zu richtigen Feststellungen führen. Es müßen daher dergleichen Lehrziele für Classen und Abtheilungen beim Beginn der neuen Schuljahre so oft revidirt werden, bis sie ganz zutreffen; und auch dann wird man nicht unter allen Umständen fordern können, daß das Ziel stets erreicht wird, da z. B. epidemische Krankheiten der Schüler (besonders in Elementarschulen), geringe Befähigung des Lehrers die vollständige Erreichung des Zieles in stofflicher und formeller Hinsicht verhindern können. In solchen Fällen wird wenigstens zu verhüten sein, daß nicht fühlbare Lücken entstehen; unter Beschränkung des Stoffes oder der Uebung ist ein Anschluß an die obere Stufe so zu bewirken, daß die erforderlichen Vorkenntnisse oder die nöthige Fertigkeit nicht fehlen*).

*) Es ist die besondere Aufgabe dessen, der eine Schule zu leiten hat, bei der Bestimmung der Classenziele der Individualität der einzelnen Lehrer in vorsichtiger und humaner Weise

Sicher wird aber in einer Schule mit mehreren Classen von den verschiedenen Lehrern nach einem Ziele hin nur dann gearbeitet werden, wenn nicht bloß jede Classe ihr Lehrziel hat, sondern auch Stoff, Methode und Lehrmittel nach einem wohl durchdachten Plane übersichtlich fixirt sind, d. h. wenn die Schule einen Lehrplan hat, der die Einrichtung bis ins Einzelne als eine wohl geordnete darstellt. Auch ist es für Elementarschulen nothwendig, daß jeder Lehrer auf seinem Gebiete den Stoff richtig vertheilt d. h. daß er nach einem Verzeichnisse arbeitet, welches die Stoffangaben für die einzelnen Disciplinen nach den Monaten enthält. Es ist dies auch ein sehr wesentliches Hülfsmittel, daß jeder Lehrer sein Classenziel sicher erreicht. Nur wenn die Lehr- und Classenziele in Lehrplänen und Stoffverzeichnissen ihre Durchbildung und Ausführung erhalten, dienen sie dazu, dem Unterrichte ein gewisses Ziel, stetigen und raschen Fortschritt und gute Erfolge zu sichern. **Beck.**

Lehrzimmer, s. Schulgebäude.

Leibesübungen. Um ein Gebiet, das bei der äußersten Weitschichtigkeit des Materials zugleich Fragen in sich schließt, die ein tieferes Eingehen unumgänglich fordern, hier einigermaßen genügend behandeln zu können, haben wir nach kurzer begrifflicher Erörterung den Gang der geschichtlichen Entwicklung betreten und erst gegen Ende der Arbeit einige für die Gegenwart wichtige Fragen besonders besprochen. Allein auch bei der geschichtlichen Darstellung mußte manches einzelne übergangen werden, um für eine kritische Würdigung des Wesentlichen Raum zu gewinnen und mit der Geschichte zugleich die leitenden Grundsätze für die Beurtheilung der bestehenden Systeme darzulegen.

Unter Leibesübungen verstehen wir diejenigen Thätigkeiten, welche bezwecken, den Leib durch die wiederholte Kraftäußerung selbst zu bilden und zu seinen allgemeinen Verrichtungen geschickter zu machen. So ist das Schwimmen des Badenden eine Leibesübung; nicht aber das Waschen und Reiben, welches erst durch seinen Erfolg vortheilhaft auf den Leib einwirken soll. Zwar schließt es den Begriff der Leibesübungen nicht aus, wenn sie sich mit einer Arbeit verbinden, wie bei dem Holzspalten, Drechseln und Graben; doch darf die verrichtete Arbeit, insofern man von Leibesübung redet, nicht als der Zweck der Thätigkeit gedacht werden. Vorübungen zu besonderen Fertigkeiten, wie z. B. die Fingerübungen des Clavierspielers, gehören nicht in den Kreis der Leibesübungen. Im pädagogischen Sinne müssen nun aber diese Uebungen nicht nur bestimmt sein zu bilden, sondern es muß auch, wie bei allem pädagogischen,

Rechnung zu tragen und möglichst dafür zu sorgen, daß die Mängel des einen durch die Vorzüge des andern ausgeglichen werden. Gelingt dies nicht und erwartet man von der schwächeren Kraft ebenso befriedigende Leistungen wie von der tüchtigeren, sind die Schwierigkeiten, welche ein geringeres Ergebnis zur Folge haben müßen, nicht im voraus in Berechnung genommen, so werden sich nach jeder Versetzungsprüfung die Klagen des Nachmanns über den Vordermann mit all den Störungen und Widerwärtigkeiten, welche sie hervorrufen, wiederholen. — Bemerkenswerth ist die Notiz der „Berliner Blätter für Schule und Erziehung" von 1861 N. 8, welche bei Besprechung des Programms der Dorotheenstädtischen Realschule in Berlin von 1860 sagen: „Die Schulnachrichten bieten einen bis ins kleinste Detail in Lehrerconferenzen berathenen, von dem Director überaus sorgfältig ausgearbeiteten Lehrplan. Die einzelnen Fächer sind gesondert und die Classenziele wörtlich aus der Unterrichtsordnung („Unterrichts- und Prüfungsordnung der Realschulen" Berlin 1859) mit schiefer Schrift angeführt, die Classenpensa in absteigender Linie vor Augen gestellt und pädagogisch wichtige erläuternde Anwendungen hinzugefügt. Da man selten so klar wie hier übersieht, wie sich der Unterricht entwickelt, ineinandergreift und das gesteckte Ziel erreicht, so ist dieser Plan höchst dankenswerth und sein Studium sowie die Vergleichung mit andern für Schulmänner der verschiedensten Gattungen auf das angelegentlichste zu empfehlen."

Was übrigens die Anwendung der allgemeinen Grundsätze auf die verschiedenen Schularten betrifft, so verweisen wir auf die einzelnen Artikel, in welchen die Schularten und die Unterrichtsfächer besprochen werden. **D. Red.**

ein Bildungsideal gegeben sein, welches in der Uebung verfolgt wird. Dies Bildungsideal kann ein mehr oder minder vollkommnes sein, je nachdem etwa Abhärtung und robuste Gesundheit, oder Kraft und Kriegstüchtigkeit, oder Gewandtheit und schöne Haltung, oder sonst ein vereinzeltes Moment bald stärker bald schwächer in den Vordergrund tritt. Es giebt aber ein Ziel, in welchem alle jene Wirkungen nur als Momente enthalten sind, und dem gegenüber auch alle andern Bildungsideale nur als Stufen der Entwicklung eine relative Berechtigung haben. Es ist das Ziel der Vergeistigung des Leibes. Wir finden es in der Natur, in der Geschichte und in der Offenbarung gleich deutlich angezeigt.

Jede Leibesübung ist Geistesübung, und zwar, weil sie eben auf das Allgemeine geht, nicht etwa weniger als andere Uebungsarten, sondern sogar in einem hervorragenden Sinne; denn der Leib als Todtes, das Fleisch vielmehr, ist keiner Uebung fähig; wir sind unserem Wesen nach in all unserm Thun und Treiben nur Geist. Unser Geist übt sich; einerlei, ob wir, mit den Augen den Zügen einer Schrift folgend, eine Reihe von Vorstellungen in uns entwickeln, oder ob wir lernen, die Willensimpulse, durch welche unsere Muskelthätigkeit regiert wird, so zu combiniren, daß ein kunstvoller Sprung entsteht. Man darf also nicht dabei stehen bleiben, die Leibesübungen nur deshalb zugleich für Geistesübungen zu halten, weil bei ihnen gelegentlich zugleich Selbstüberwindung, oder Unterordnung des Einzelnen unter ein Ganzes, oder denkende Auffassung räumlicher Verhältnisse geübt wird, sondern man muß sich gewöhnen, die ganze zweckmäßige Leibesthätigkeit selbst im Lichte der zu Grunde liegenden geistigen Functionen zu betrachten. Es erscheint dann der Körper nach seinen materiellen Bestandtheilen lediglich als der Stoff, der von der Form, als die Masse, die vom Geist zu durchdringen und in allen Puncten zu beherrschen ist. Gegenstand der Leibesübungen aber ist, den Nerv dem Willensimpuls und diesen letzteren wieder dem maßgebenden Gedanken ebenso gehorsam zu machen, wie der Muskel dem Nerv, das Glied dem Muskel gehorcht. Je reiner und vollkommener aber dies erreicht wird, desto reiner und vollkommener wird auch das ganze geistige Wesen des Menschen im Aeußeren sich darstellen; das Fleisch wird überwunden sein und der Geist selbst, der an den Bewegungen des Leibes einen reinen Spiegel findet, wird die Idee des Maßes, der Zucht, der Harmonie so tief in sich begründen können, daß sie mit Nothwendigkeit auch auf andern Lebensgebieten sich geltend macht.

Die Geschichte zeigt uns dies Ideal, wo nicht verwirklicht, so doch klar erkannt und mit vielem Glück angestrebt von den Hellenen. Das Princip der hellenischen Gymnastik, wie es (vom Standpunct der Geschichte betrachtet wohl zu stark idealisirt) Jäger in seinem begeisterten Werke (Die Gymnastik der Hellenen, Eßlingen 1857) allenthalben hervorhebt, ist in der That das höchste Princip aller Gymnastik, und es fragt sich daher, wie wir es zu fassen haben, daß das Christenthum bisher eine solche Blüte nicht getrieben, ja daß man geglaubt hat, die hellenische Gymnastik vom Standpuncte des Christenthums aus schlechthin verwerfen zu müßen. Hier reicht es denn in der That nicht weit, wenn man die Mittel der hellenischen Gymnastik von ihrem Princip unterscheidet; denn eine solche Untersuchung kann doch, indem sie theils ergänzt, theils wegläßt oder modificirt, niemals leugnen, daß die Mittel auch durch das Princip bedingt werden, und daß auch in Hinsicht der Mittel den Hellenen eine gewiße Mustergültigkeit zukommt. Suchen wir über die Stellung des Christenthums zu jener Aufgabe der Vergeistigung des Leibes Aufschluß in der heiligen Schrift, so dürfen wir nicht bei dem viel citirten Worte des Apostels, 1. Kor. 6, 19 u. 20, welches auch Jäger zum Motto gewählt hat, stehn bleiben. Dort heißt es in einem zunächst negativen Zusammenhange: „Oder wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des in euch wohnenden heiligen Geistes ist, welchen ihr habt von Gott und seid nicht euer selbst? Denn ihr seid theuer erkauft. Darum so preiset Gott an eurem Leibe und an eurem Geiste, welche sind Gottes." Vielmehr werden wir hinzuziehen müßen, was 1. Kor. 15.

von dem Leibe der Auferſtehung geſagt wird; denn was in der Auferſtehung vollendet erſcheint, das beginnt mit der Erlöſung. Nun heißt es aber a. a. O. V. 43 u. f.: „Es wird geſäet in Unehre und wird auferſtehen in Herrlichkeit. Es wird geſäet in Schwachheit und wird auferſtehen in Kraft. Es wird geſäet ein ſeeliſcher Leib (σῶμα ψυχικόν) und wird auferſtehen ein geiſtiger Leib (σῶμα πνευματικόν)." Und V. 46: „Aber der geiſtige Leib iſt nicht der erſte, ſondern der ſeeliſche, darnach der geiſtige." Hiernach iſt deutlich, daß der Geiſt Gottes im Menſchen ſich nicht etwa nur in Mienen, Blicken und Gebärden äußern ſoll, während der Leib im ganzen todt und dem Geiſte lediglich entgegengeſtellt bleibt (iſt doch σάρξ nicht σῶμα!), vielmehr erſtreckt ſich die Erlöſung, nach ihrer irdiſchen wie nach ihrer ewigen Wirkung, auf den ganzen Menſchen. Dies iſt auch Röm. 8, 10 u. 11 ausgeſprochen in den Worten: „So aber Chriſtus in euch iſt, ſo iſt der Leib zwar todt um der Sünde willen, der Geiſt aber iſt das Leben um der Gerechtigkeit willen. So nun der Geiſt des, der Jeſum von den Todten auferwecket hat, in euch wohnet, ſo wird auch derſelbige, der Chriſtum von den Todten auferwecket hat, eure ſterblichen Leiber lebendig machen um deswillen, daß ſein Geiſt in euch wohnet."*)

Hieraus ergiebt ſich, daß das Chriſtenthum zwar nicht ein anderes Princip der Gymnaſtik verlangt, als das der helleniſchen, wohl aber dieſem Princip eine andere Stelle und einen andern Zuſammenhang mit der Geſammtaufgabe des Lebens anweiſt: denn die Frage der Erlöſung iſt im Chriſtenthum die Grundlage, welche nicht umgangen werden kann. Nur ſo weit dieſe erſte, wichtigſte Aufgabe erfüllt iſt, tritt, gleich als eine natürliche Folge, die Ausprägung der Vollendung ins Leben. Wie aber allenthalben Kunſt und Wiſſenſchaft in den Dienſt des Chriſtenthums treten und dazu helfen, die veredelnden Ausflüſſe des göttlichen Geiſtes im menſchlichen Leben zur Erſcheinung zu bringen, ſo iſt ohne Zweifel auch hier die beſondere Kunſt der Gymnaſtik auf dem Boden der chriſtlichen Menſchheit nur eine Folge des in voller Allgemeinheit gegebenen Princips der Vergeiſtigung des Leibes. Nicht durch dieſe Kunſt allein, wohl aber unter ihrer Mitwirkung, ſoll das Ebenbild Gottes im Menſchen auch in ſichtbarer Herrlichkeit wieder hergeſtellt werden. Daß nun aber dieſe Kunſt, einmal in der Chriſtenheit erweckt, auch allgemeiner Natur wird, kann dem kein Bedenken erregen, der der allgemeinen Taufe gedenkt. Gewiß gehört die Frage nach der Entfaltung des Erlöſungswerkes in der Geſchichte der Menſchheit zu den ſchwierigſten, die es giebt; allein wir dürfen doch daran erinnern, daß der Dualismus des Mittelalters, deſſen höhere geiſtige Erziehung den Leib todt ließ, dem Standpunct von Röm. 8, 10 zu entſprechen ſcheint, während ſeit der Reformation (vgl. z. B. unten Luthers Worte) gerade das Streben aufkommt, die Leibesübungen in den Dienſt der geiſtigen Erziehung hineinzuziehen**). So dürfen wir hoffen, daß mit der Gymnaſtik auch die Muſik im

*) Wir folgen in der Auffaſſung dieſer Stelle der Auslegung Calvins: „non de ultima resurrectione, quae momento fiet, habetur sermo, sed de continua spiritus operatione, quae reliquias carnis paulatim mortificans, coelestem vitam in nobis instaurat."

**) Zu der obigen Ausführung können wir nicht unterlaſſen zu bemerken, daß nach unſerer Ueberzeugung eine theologiſche oder bibliſche Rechtfertigung der Gymnaſtik in dieſer Weiſe nicht gelingen kann. Einen poſitiven Anhaltspunct für die Gymnaſtik giebt es im N. T., überhaupt in der Schrift nicht. Die Stelle vom Tempel des h. Geiſtes (1. Kor. 6.) hat das Keuſchhalten des Leibes, nicht aber die äſthetiſche oder athletiſche Cultur deſſelben im Auge; und auf den Auferſtehungsleib kann zu Gunſten der Gymnaſtik nicht hingewieſen werden, weil, was dieſe Kunſt zu Stande bringt, mit Fleiſch und Blut ebenſo der Verweſung anheimfällt, wie die Glieder des Gebrechlichſten; auch des Turners Leib wird geſäet „in Schwachheit" (1. Kor. 15, 43.) und auch „als ein Krüppel einzugehen ins ewige Leben" (Matth. 18, 8.) iſt dort kein Schaden. Das Einzige, was etwa citirt werden könnte, ſind die die Geſundheit betreffenden Stellen, wie Röm. 13, 14. Kol. 2, 23; aber keine derſelben, (vollends nicht der Rath des Paulus an den Timotheus 1. Tim. 5, 23.) deutet auf Leibesübung als Mittel zu jenem Zwecke hin. Allein eine

helleniſchen Sinne in unſerer Erziehung eine immer größere Rolle ſpielen werde, wenn nämlich die Grundlagen des Chriſtenthums ſo weit befeſtigt ſind, daß vom inneren Geiſte desſelben heraus jene Grundpfeiler vollendeter Menſchenbildung neu emporgetrieben werden können.

Die griechiſche Cultur hat in ihrer herrlichen Vollendung bekanntlich nur eine äußerſt kurze Blütezeit gehabt. In einen Zeitraum von weniger als hundert Jahren fällt die herrlichſte Entfaltung der Poeſie, der Philoſophie, der Künſte und der politiſchen, kriegeriſchen und ökonomiſchen Tüchtigkeit. Die Blüte der Leibesübungen iſt etwas älter; doch fällt auch für ſie wenigſtens der Punct reifſter Entfaltung, bei welchem die Ausartung in Künſtelei und eitle Agoniſtik ſchon nahe lag, mit jener allgemeinen Blütezeit, von den Perſerkriegen bis gegen Ende des peloponneſiſchen Krieges, ziemlich zuſammen. Es iſt anerkannt, daß ohne das Inſtitut der Sklaverei auch die begabten Hellenen niemals für die Ausfüllung aller jener Lebensgebiete hätten Zeit und Kraft gewinnen können. Hiezu kam die ſtrenge Abſchließung gegen die Barbaren, welche die Kräfte der Nation zuſammenhielt und eine, freilich dem Verfall nur zu ſehr ausgeſetzte Durchbildung im engeren Kreiſe möglich machte. Endlich aber, und das iſt hier der wichtigſte Punct, umgieng der heitere Polytheismus der Griechen die tiefen religiöſen Aufgaben; Schuldbewußtſein und Erlöſungsbedürfnis treten gerade in der claſſiſchen Zeit mehr denn früher oder ſpäter je in das Dunkel der Myſterien, oder wurden von einer freien Poeſie überflogen. Sammeln wir alle dieſe Züge, ſo ergiebt ſich ein Zuſtand formeller Vollendung ohne materiell richtige Baſis, eine flüchtige Herausnahme des Entwicklungszieles der Menſchheit unter Aufopferung jener Beſtrebungen und Grundſätze, durch die allein dieſes Entwicklungsziel rein, voll und dauernd erreicht werden kann. Offenbar hat das Chriſtenthum bis heute ſchon nicht nur die Sklaverei faſt völlig verdrängt und die ſtarre Schranke der Nationalitäten gebrochen, ſondern auch zu einer ſtrengen, harten Arbeit in Wiſſenſchaft und Induſtrie erzogen, welche mehr und mehr beginnt, für die rein menſchliche Durchbildung kommender Generationen eine breite und ſolide Baſis zu bilden. Man hat oft ſchon die Maſchinen als die Sklaven der Zukunft bezeichnet. Unbedenklich wird man einräumen können, daß die inneren Wirkungen des Chriſtenthums mit den äußeren Errungenſchaften der modernen Welt im Zuſammenhange ſtehen, und daß die Läuterung des ſittlichen Lebens, welche bereits gewonnen iſt, uns dazu berechtigt und verpflichtet, ohne den Kampf aufzugeben, doch jenen Bau ſchon jetzt zu beginnen, der allein das Reich Gottes auf Erden vollenden kann. Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Gedanken dahin weiter auszuführen, daß gezeigt würde, wie das Chriſtenthum nothwendig den Bau der helleniſch römiſchen Welt zertrümmern und ſich ſeiner Form anfangs ſogar feindlich erweiſen mußte, um ſodann im Verlaufe ſeiner Entwicklung aus dem eigenſten Lebensprincip heraus und auf der eigenen Baſis doch gleichſam nach dem Muſter neu zu bauen, welches die Trümmer der alten Cultur darboten. Machen wir vielmehr gleich die Anwendung auf die Leibesübungen, ſo dürfen wir ſagen, daß wir das helleniſche Princip der Vergeiſtigung des Leibes zur Darſtellung vollendeter Kraft und Schönheit mit allen ſeinen Conſequenzen wohl auch als das Endziel moderner Turnkunſt hinſtellen

vernünftige Thätigkeit, die irgend einem menſchlichen Lebenszwecke, alſo insbeſondere der Entwicklung und Vervollkommnung irgend einer von Gott in des Menſchen Weſen gelegten Kraft und Fähigkeit dient, bedarf nicht erſt einer poſitiven Legitimation durch ein ausdrückliches Schriftwort; es hat ſich im Lauf der Zeit, im Gang der Geſchichte, infolge der Verbindung des Chriſtenthums mit den verſchiedenſten Nationalitäten gar vieles entwickelt, an was die neuteſtamentlichen Schriftſteller nicht denken, was bei ihren Schriften, zumal den Briefen, ſchon in Ausſicht zu nehmen ſie gar keinen Anlaß hatten. Dergleichen Dinge faſſen wie einfach unſere das ſchöne Wort: εἴ τις ἀρετή, εἴ τις ἔπαινος, ταῦτα λογίζεσθε. Phil. 4, 8. Was als ſittlich untadelhaftes Mittel zur Erlangung eines ſittlichen Gutes dient, das iſt ebendamit auch chriſtlich legitimirt.

Palmer.

müßen; daß dagegen das Chriſtenthum eine vorzeitige völlige Realiſirung dieſes Zieles niemals zugeben wird, ſo lange ſie von Aufgaben abziehen würde, die im Hinblick auf die Zukunft des ganzen Menſchengeſchlechtes ſich als wichtiger herausſtellen, oder ſo lange ſie gar zur Lüge würde, weil der Erlöſungskampf der chriſtlichen Menſchheit jene Unbefangenheit nicht zuläßt, welche dem Hellenen doch auch nur gleichſam in wenigen glücklichen Augenblicken rein geſchenkt war.

Bei der Darſtellung der helleniſchen Gymnaſtik verſetzen wir uns ſofort in die eigentliche Blütezeit Athens und der peloponneſiſchen Staaten.

Wenn der Elementarunterricht, welcher übrigens bei den doriſchen Staaten ſehr zurücktrat, abſolvirt war, begann für den griechiſchen Knaben der Unterricht in der Muſik und theils gleichzeitig mit dieſem, theils auf ihn folgend, der in der Gymnaſtik. Diente der Elementarunterricht weſentlich der Nützlichkeit, ſo überwog im muſikaliſchen wie im gymnaſtiſchen Unterricht das pädagogiſche Element; der letztere ſtand, als Vorſchule männlicher und kriegeriſcher Tüchtigkeit, in beſonders engem Verhältnis zum Staate und war meiſt geſetzlich angeordnet, beſonders bei den Doriern, wo er von vorn herein einen militäriſchen Schnitt hatte. Dagegen lehnte ſich der muſikaliſche Curſus, welcher außer Geſang und Zitherſpiel auch die Aufführung und den Vortrag feſtlicher Chöre lehrte, mehr an die religiöſen Inſtitutionen an.

Der Uebungsplatz, auf welchem Knaben und Jünglinge gewiß den größten Theil des Tages zubrachten, hieß im allgemeinen Gymnaſion (γυμνάσιον, von γυμνάζεσθαι ſich üben, und dies von γυμνός nackt, oder leicht bekleidet. Die in den Begriffskreis der Leibesübungen gehörigen Worte ſcheinen verhältnismäßig jungen Urſprungs, können jedoch an ſich wohl noch älter ſein, als die Sitte völliger Nacktheit bei den Uebungen Vgl. Krauſe, Gymn. u. Agoniſt. I. S. 359 ff.). Für die Knaben diente die Paläſtra, die Ringſchule, ein kleinerer und in der Regel bedeckter Uebungsplatz, welcher ſowohl allein, als auch mit dem Dromos, einer Laufbahn im Freien, verbunden vorkommt. In ſpäterer Zeit wurden alle drei Ausdrücke ohne ſtrengen Unterſchied gebraucht. Das vollſtändige Gymnaſion, wie es Vitruv beſchreibt, und wie es gewiß in ſeinen weſentlichen Grundzügen ſchon im fünften Jahrhundert ſich in den bedeutendern Städten entwickelte, iſt eine großartige Anlage. Denn die Laufbahn, von der Länge eines Stadion, d. h. 600 Fuß, bildete nur die eine Dimenſion eines vielleicht am häufigſten quadratförmigen Platzes, welcher außer dem Dromos, der Laufbahn im Freien, noch eine bedeckte Laufbahn (ξυστός) und eine zu wiederholten Umläufen beſtimmte, vorzüglich bei Feſtſpielen gebrauchte breite Laufbahn enthielt, welche insbeſondere Stadion genannt wurde. Den übrigen weiten Raum bedeckte theils die Paläſtra mit ihren zahlreichen Hallen, Sälen und Nebenräumen, theils war er mit Bäumen bepflanzt und mit Spaziergängen umzogen, zwiſchen welchen noch weite Räume für das Ballſpiel, für Diſkos- und Speerwurf übrig blieben.

Die Leibesübungen wurden, obwohl auch dem freien Spiel der Knaben und Jünglinge ein weiter Raum vergönnt war, doch in allen bedeutenderen Städten, bei den Joniern nicht weniger als bei den Doriern, ſchulmäßig betrieben, und es ergiebt ſich daraus ſchon von ſelbſt, daß eine beſtimmte Trennung der Altersclaſſen ſtattfand. Namentlich waren die Knaben geſondert von den Epheben, den Jünglingen im Alter der beginnenden Männlichkeit. Bei beiden Claſſen beſtanden wieder mehrfache Unterabtheilungen, die von Ort zu Ort ſehr verſchieden geweſen ſein mögen, und über die uns außer Namen nicht viel überliefert iſt.

Der Lehrer der Knaben war der Pädotribe (παιδοτρίβης); die Jünglinge ſcheinen ſowohl bei dem Pädotriben, als auch bei dem Gymnaſten (γυμναστής) Unterricht genoſſen zu haben. Der letztere bereitete insbeſondere auch diejenigen vor, welche ſich als Athleten und Wettkämpfer ausbildeten. Von ihm wurde eine theoretiſche Einſicht in die phyſiologiſche Wirkung der Bewegungen verlangt, und er ſollte den Leib planmäßig zur Kraft und Schönheit bilden, während der Pädotribe zunächſt nur die Fertig-

keit in der Ausführung der einzelnen Bewegungsformen zu erzielen hatte. Daher wird dieser mit einem Koch oder Bäcker, jener mit dem Arzt verglichen (Krause I. S. 222).

Der Stoff der griechischen Leibesübungen erscheint uns so außerordentlich einfach, daß wir auch bei sorgfältiger Vergleichung aller specielleren Angaben der Alten, die sich übrigens nur sehr spärlich finden, uns kaum denken können, wie ein Unterricht in diesen Gegenständen Jahr aus Jahr ein vom frühen Knabenalter bis über die Jünglingszeit hinaus habe fortgesetzt werden können. Und doch muß dieser Unterricht ein systematischer, mit geordneter Stufenfolge vom Leichteren zum Schweren gewesen sein. Während wir heutzutage eine Menge verschiedener Geräthe herstellen, an welchen der Leib in den verschiedensten Formen und Lagen zur Stützung gebracht werden kann, so daß die Bewegungen und Uebergänge aus einer Stellung in die andere sichtlich bis ins unendliche variirt werden können, finden wir bei den Alten nur wenige, an sich schon zusammengesetzte Uebungsarten, bei denen nur der Boden als Stützfläche diente. Die beiden Grundübungen der griechischen Gymnastik sind das Ringen und der Lauf, jenes ursprünglich in der Palästra, dieser im Dromos oder Stadion geübt. Nun ist aber gerade das Ringen eine Uebung, bei welcher nicht nur durch den Antagonismus der Paare, die immer neu combinirt werden konnten, eine harmonische Körperbildung sich fast von selbst und ohne weitere Berechnung herausstellen mußte, sondern es läßt auch eine sehr weit gehende Analyse zu. Eben deshalb wurde es wohl auch Hauptgegenstand gerade des Unterrichtes der Knaben, da hier etwas zu lernen, nicht bloß zu üben war. Dabei blieb die Gefahr dadurch ausgeschlossen, daß im ganzen nur gleiche Kräfte einander gegenübergestellt wurden, und daß der Pädotribe schon um so eher die Aufgabe hatte, übermäßige Anstrengung zu verhüten, als es eben bei seinem Unterricht, im Gegensatz zu dem des Gymnasten, auf Erwerbung von Geschicklichkeit und Erlernung bestimmter Griffe, Stellungen, Druck-, Zug- und Hebewirkungen u. s. w. ankam. Jeder Turnlehrer muß aber aus Erfahrung wissen, daß alle Uebungen, bei denen es zunächst auf das Begreifen der Bewegungsform ankommt, zuerst mehrfach mit halber Kraft müßen vorgenommen werden, bis dann, wenn die richtige Combination der Muskelthätigkeit gefunden ist, die energische Ausführung der Sache ihre Vollendung giebt. Hiernach läßt sich mit wenig Phantasie ein annäherndes Bild von dem Knabenunterricht auf einer griechischen Palästra (ἐν παιδοτρίβου) gewinnen. Ist nur ein Pädotribe da (in späterer Zeit scheint er meist einen Gehülfen gehabt zu haben), so wird er Classe um Classe vornehmen, während die übrigen Abtheilungen in anderen Theilen des Gymnasiums sich freien Spielen hingeben, unter denen das Ballspiel eine große Rolle spielt, oder vielleicht auch zusehen, oder in Gesprächen unter sich oder mit Erwachsenen begriffen sind. Für die Ordnung in allen diesen Dingen sorgen theils bestimmte Aufseher, theils aber die Oeffentlichkeit und die allgemeine Theilnahme der Erwachsenen. Die zu unterrichtenden Knaben sitzen in geordneter Reihe auf dem Boden und treten einzeln oder paarweise zur Uebung an; auf den Wink des Pädotriben nehmen sie in bescheidener Ordnung ihren Platz wieder ein und andere folgen. Es liegt in der Natur der Sache, daß zuerst Stellungen, Auslagen, Armhaltungen u. s. w. einzeln vorgenommen werden, dann ebenso elementare Uebungen mit gegenseitigem Anfassen folgen mögen, und das eigentliche Ringen, wobei noch der Versuch bald dieses, bald jenes Kunstgriffes angeordnet sein mag, den Beschluß bildet.

Weniger wahrscheinlich, als beim Ringen, ist ein so systematisch geordneter Lehrgang hinsichtlich des Laufens; dagegen war der Lauf durch seine Wichtigkeit bei den Wettkämpfen, bei denen er meist die erste Stelle einnahm, durch die freie, anregende Bewegung, welche die Jugend besonders reizt, endlich durch seine nahen Beziehungen zum Kriege, in welchem bei der hellenischen Kampfweise schneller, stürmender Angriff und rastlose Verfolgung mit leichtem, sicherem Rückzug stets höchst wesentliche Elemente waren, jedenfalls ein Gegenstand unabläßiger Bemühung. Es gab daher verschiedene, durch den Gebrauch von Jahrhunderten festgesetzte Weisen, ihn zu üben, je nachdem

eine kürzere oder längere Strecke, nackt oder in Waffen zurückgelegt wird. Die einfachste, normale Art des Laufes erſtreckte ſich auf eine einmalige Durchmeſſung der Bahnfläche von 600 Fuß, eine Strecke, welche gerade abgemeſſen ſcheint, um einen kräftigen Körper ſeine volle Schnelligkeit gewinnen zu laſſen, ohne daß der Dauer wegen eine ſchonende Berechnung der Kräfte eintreten mußte. Bei dem Doppellauf (δίαυλος) waltet inſofern ſchon Kunſt vor, als der Läufer bei der Umbiegung um das Ziel ſich mäßigen und die höchſte Vorſicht anwenden muß, um nicht zu ſtürzen oder ins Stocken zu gerathen. Der Langlauf (δόλιχος) endlich, welcher ſich vermuthlich auf 24 Stadien, oder 12 Doppelläufe in der Bahn erſtreckte, erforderte offenbar ſchon eine nicht geringe Ausdauer; die Leiſtung ſteigerte ſich jedoch bei Wettkämpfen ins Rieſige dadurch, daß ſie dann immer noch als fortgeſetzter Schnelllauf, wenn auch mit gemäßigtem Tempo, keineswegs aber lediglich nach unſerer Art als Dauerlauf betrieben wurde. Alle drei Arten wurden nun wieder ſowohl nackt, als auch in Waffenrüſtung geübt, doch war erſteres die Regel, und auch der Waffenlauf, der beſonders als Doppellauf vorkam, ſcheint ſich wenigſtens oft darauf beſchränkt zu haben, daß der übrigens unbekleidete Läufer einen Hoplitenſchild trug. In der pädagogiſchen Verwendung ſcheint der Lauf, ſofern es ſich nicht um die Ausbildung jugendlicher Wettkämpfer handelte, mit weiſer Mäßigung geübt worden zu ſein. Plato will in ſeinen Geſetzen (VIII. Steph. 833) ſechſerlei Entfernungen, bis zu 100 Stadien, meiſt in Waffen, geübt wiſſen, ſetzt aber für die Claſſe der „Bartloſen" zwei Drittel der Bahn und hievon wieder nur die Hälfte für die Knaben an. Gilt aber dieſe Beſchränkung zunächſt für die Wettkämpfe, ſo iſt anzunehmen, daß bei den gewöhnlichen Uebungen noch mehr Maß gehalten wurde. Vermuthlich gieng der größere Theil der Turnſtunde meiſt mit dem einfachen Stadiumlauf hin, bei welchem doch die Knaben zur Verbeſſerung der Fehler in Haltung und Bewegung zunächſt einzeln mußten vorgenommen werden.

Beide Fundamentalübungen der helleniſchen Gymnaſtik nehmen den ganzen Körper in Anſpruch und ſtehen doch wieder hinſichtlich der Art und Vertheilung der Anſtrengung in einem Verhältnis harmoniſcher Ergänzung. Plato empfiehlt das Ringen in aufrechter Stellung (neben welchem auch noch ein wälzendes Ringen am Boden geübt wurde), weil die mit Wetteifer und Anſtand verbundenen Anſtrengungen im Wenden des Nackens, der Hände, der Weichen zur Kraftentwicklung und Geſundheit beitrügen. Während nun das Ringen vorwiegend die Muſkeln der Arme und des Rumpfes in eine allſeitige Thätigkeit verſetzt, ohne die Beine unbeſchäftigt zu laſſen, übt das Laufen dieſe vorzüglich und ſtellt zugleich eine möglichſt freie, geſtreckte Haltung her, im Gegenſatz zu den vielfach gebückten und gedrückten Stellungen des Ringens.

Dieſen beiden Uebungen ſchließt ſich nun zunächſt eine dritte an, der Sprung, welcher in der eigenthümlichen helleniſchen Betriebsweiſe den ganzen Körper gleichzeitig und ebenmäßig in Anſpruch nimmt, und die höchſte Schnellkraft einer plötzlichen Geſammtwirkung faſt aller Muſkeln herausfordert. Recht bezeichnend für das Weſen der helleniſchen Gymnaſtik iſt es, daß von allen möglichen Arten des Sprunges nur eine einzige ganz beſtimmte mit Vorliebe ausgebildet wurde. Dieſe einzige Art iſt aber leider ſo vollſtändig verloren gegangen, daß wir uns nur mit Mühe von ihr ein genaues Bild entwerfen können. Es iſt der Weitſprung mit Hanteln (ἅλτηρες, Sprungbleie, nach deren Abbildungen auf antiken Vaſen unſere Hanteln zuerſt in England nachgemacht, und ſodann verbreitet und mehrfach modificirt worden ſind). Die Hanteln, bei den Alten meiſt kolbenförmige Bleigewichte, dem Anſcheine nach etwa von 10—15 Pfund, und meiſt ſo eingerichtet, daß bei vorgeſtrecktem Arm das Hauptgewicht noch vor der Hand lag, dienten offenbar dazu, einen weiteren Sprung möglich zu machen. Das wirkende Princip hierbei iſt die Möglichkeit, den Schwerpunct der geſammten fortzuſchnellenden Maſſe durch Armbewegungen während des Sprunges, insbeſondere unmittelbar nach dem Abſprunge und kurz vor dem Niederſprunge beträchtlich zu verlegen.

Waßmannsdorf, welcher über dieſen Gebrauch der Hanteln verdienſtliche Verſuche angeſtellt hat (N. Jahrb.*) VI, 1. S. 5. u. ff.), giebt für den Weitſprung mit Anlauf folgende Regel, welche ich durch eigene Erfahrung beſtätigt gefunden habe. „Man trägt die Hanteln bei wagerecht nach vorn gehobenen Unterarmen, läßt bei dem vorletzten Anlaufſchritte die Arme ſinken, um mit dem letzten Schritte des Anlaufs, der zugleich der Aufſprung iſt, ſie kräftig nach vorn zu ſchwingen." Statt des Tragens mit gehobenem Unterarm kann man übrigens auch den ganzen Arm in mäßig geſenkter, faſt horizontaler Haltung nach vorn ſtrecken. Dieſe Stellung iſt es, welche die antiken Abbildungen in der Regel zeigen. Indem nun beim vorletzten Anlaufſchritt die Arme ſinken, wird der Körper gleichzeitig ſtark nach vorn geneigt, was nöthig iſt, damit die durch den Schwerpunct der Maſſe gehende Stoßlinie einer Neigung von 45° möglichſt nahe komme. Man kann nun dieſe Neigung (wie es z. B. auch beim Längenſprung über den Schwingel mit einmaligem Aufſetzen auf dem vorderen Ende der Fall iſt) ſo ſtark nehmen, daß man ohne Hanteln (beim Längenſprung ohne das Aufſetzen) ſtürzen würde. Die Correctur der Stellung, welche den Oberkörper wieder gerader richtet, erfolgt durch das kräftige Vorſchnellen der Hanteln, welches übrigens erſt einen Augenblick nach erfolgtem Abſtoß vollendet wird. Hierbei geräth übrigens der Körper beim Niederſprung in eine, zwar für richtiges Ankommen nicht unbequeme, wohl aber ſtark gebückte Stellung, die wir denn auch auf den Abbildungen wiederfinden (Krauſe, Fig. 25 d. Bei andern Abbildungen kann es zweifelhaft erſcheinen, ob nicht der letzte Schritt des Anlaufs gemeint iſt, wie z. B. Kr. F. 25 c.). Waßmannsdorf bemerkt, was offenbar auf demſelben Grunde beruht, daß ſich für manche Turner ein Rückwärtsniederwerfen der Hanteln unmittelbar vor dem Niederſprunge als förderlich erweiſe, ein Verfahren, das für die Alten wohl durch Krauſe Fig. 25 f belegt werden dürfte, denn hier hat der Springer die Hantel noch gefaßt, jedoch in einer Stellung, in welcher er ſie wegſchleudern muß, um das Gleichgewicht wieder zu gewinnen.**)

In ſpäterer Zeit wurden die Hanteln auch vielfach, wie bei uns, zu allerlei Kraftübungen und Schwüngen, insbeſondere von Geſundheitsturnern verwandt. Ob eine ſolche Verwendung ſchon in der Blütezeit der helleniſchen Gymnaſtik üblich war, iſt zu bezweifeln, doch kann man gerade für den Unterricht des Pädotriben aus der Sache ſelbſt wenigſtens ſo viel vermuthen, daß zur Erzielung eines freien, geſchickten Ge-

*) So citiren wir kurz die für den Lehrer beſonders wichtige Zeitſchrift, welche unter dem Titel: „Neue Jahrbücher für die Turnkunſt, hg. von M. Kloß," ſeit 1855 in Dresden erſcheint und jetzt (1862) als „Organ der deutſchen Turnlehrerſchaft" bezeichnet iſt.

**) Hier wäre denn nun auch des berüchtigten Phayllosſprunges von 55′ zu gedenken, deſſen gläubige Hinnahme ſeitens der Philologen Waßmannsdorf a. a. O. zu begründetem Spott veranlaßt. Da nun die Ueberlieferung an ſich auf etwas poſitivem zu beruhen ſcheint, ſtarke Uebertreibung bei den genauen Meſſungen der Sprünge durch die Kampfrichter nicht wohl möglich war, endlich eine Emendation des überlieferten Epigramms (*πέντ' ἐπὶ πεντήκοντα πόδας πήδησε Φάϋλλος*, vgl. Krauſe S. 387. A.) durchaus unzuläſſig erſcheint, ſo gewinnt eine Erklärung an Wahrſcheinlichkeit, welche Waßmannsdorf, a. a. O. in Anm. als Vermuthung einiger Neugriechen anführt, daß der Phayllosſprung ein „Dreiſprung" geweſen ſei. Ich kann nicht umhin, hiemit eine Abbildung zuſammen zu ſtellen, welche Krauſe einer Schaale der Berliner Vaſenſammlung, Gr. Saal XII. 883., entnommen und in Fig. 25 b reproducirt hat. Der Agoniſt, um den es ſich handelt, iſt in einer heftigen Schrittbewegung begriffen. Das linke Bein ſpreizt vor, während der linke Arm mit dem Sprungblei gebogen iſt, ſo daß die Hand vor dem ſtark nach rechts gedrehten Leibe ſchwebt. Das rechte Bein ſtößt zum Sprunge ab, während der rechte Arm heftig rückwärts geſchwungen iſt. Der Kopf iſt nach der rechten Schulter gewandt. Corrigirt man dieſe Stellung dahin, was bei der nicht ſehr genauen Zeichnung der Vaſe geſtattet iſt, daß bei der betreffenden Armhaltung der rechte Fuß ſchon frei, dagegen der linke dem Niederſprung nahe iſt, ſo entſteht eine Stellung, welche der eines Dreiſprungs mit Handelſchwung ſehr gut entſpricht, während mit ihr ſonſt ganz und gar nichts anzufangen iſt.

brauchs der Hanteln beim Sprunge vorher Vorübungen (im Jahnſchen Sinne) angeſtellt worden ſeien.

Man kann annehmen, daß zur harmoniſchen Durchbildung des Körpers im helleniſchen Sinne die behandelten drei Uebungsarten, Laufen, Ringen und Springen ſchon völlig genügt hätten, wenn nicht noch das Streben nach beſonderer Ausbildung des rechten Armes zwei weitere Uebungsarten, das Diskosſchleudern und Speerwerfen hinzugefügt hätte. Plato klagt im 7. Buch der Geſetze (S. 794 u. f.) über die Vernachläſſigung der linken Hand, ein auch von Neuern vielfach behandeltes Thema. Man darf dabei zweierlei nicht überſehen; einmal daß eine abſolute Symmetrie im lebenden Weſen nicht einmal ſchön iſt, obwohl in der ruhenden Naturform freilich eher als in Stellungen und Haltungen; ſodann, daß dem Dualismus des Körpers nur ein einziger Geiſt und Wille entſpricht, deſſen Geheiß am ſchnellſten und ſicherſten vollzogen wird, wenn nicht erſt eine Wahl der Ausführungsorgane erfolgen muß, ſondern wenn Schick und Uebung ſchon einen beſtimmten Vollzieher für jede Bewegung bezeichnen, der unwillkürlich eintritt. Dagegen pflegen auch gerade die tapferſten Völker, die tüchtigſten Handwerker, die geſchickteſten Künſtler am meiſten von ihrer rechten Hand zu halten. Die linke ſecundirt oder wird im Nothfalle zur Stellvertreterin. Dieſe Ordnung iſt auch natürlich, wenn ſie gleich mehr auf der Natur unſeres Geiſtes, als auf der des Körpers beruht. Ihr gegenüber ſind die ausgleichenden Beſtrebungen der heutigen Turnkunſt wohl berechtigt, aber nur bis zu einem gewiſſen Puncte. Der Grieche verfuhr auch hier nicht berechnend, ſondern natürlich unbefangen und erreichte ſein Ziel. So ſcheint es z. B. nach den Abbildungen, daß der Diſkos ſo lange in der linken Hand getragen wurde, bis der Augenblick des Schleuderns gekommen war. Dies geſchah, wie es auch beim Steinſtoßen beobachtet wird, um den rechten Arm nicht zu ermüden, indem ein Theil der Arbeit auf den linken übertragen wurde. Beim Wurf ſelbſt wirkte übrigens der ganze Körper mit. Der Diſkos, eine linſenförmige Metallſcheibe von etwa 10″ Durchmeſſer, wurde in geſtreckter Armhaltung aus der linken in die rechte Hand gelegt, feſt und ſorgfältig gefaßt und ſodann zum Ausholen nach unten und hinten geſchwungen. Der ausholende rechte Arm beſchrieb unter begleitender Drehung des ganzen Körpers und Zurückwendung des Kopfes mehr als einen Halbkreis, kehrte dann auf demſelben Wege unten her zurück und ließ im heftigſten Vorſchwung den Diſkos fahren. Es kam lediglich in der Regel darauf an, möglichſt weit gradaus zu ſchleudern. Wo der Diſkos niederſchlug, wurde ein Zeichen gemacht und das ſeruſte Zeichen gewann den Sieg. Da der Diſkos leicht der Hand entglitt oder einen unregelmäßigen Flug nahm, ſo erforderte dieſe Uebung ebenſoviel Geſchicklichkeit als Kraft. Der Speerwurf endlich entſpricht faſt völlig unſerem Gerwerfen; der Wurfſpieß (ἀκόντιον) war leicht, und es wurde auch hier, wie beim Diſkosſchleudern, auf möglichſt große Weite des Wurfes geſehen, jedoch ſollte der Wurfſpieß zugleich auch treffen. Welcher Art das Ziel gewöhnlich war, iſt uns nicht mit Sicherheit überliefert.

Wir haben nun fünf Uebungsarten beſprochen, welche im höchſten Anſehen ſtanden und bei den Wettkämpfen der großen Feſtſpiele zu einem Ganzen, dem Pentathlon, Fünfkampf, vereinigt wurden. Zwar gab es bei dieſen Spielen auch Preiſe für bloßen Sieg im Laufen, oder im Ringen, oder endlich im Fauſtkampf und im Pankration, die beide im Pentathlon nicht enthalten ſind; allein es war anerkannt, daß der Leib der Sieger im Pentathlon der ſchönſte zu ſein pflege*), und ſo galt denn auch der Cyklus dieſer fünf Uebungsgattungen als eine Art Kanon für die pädagogiſche Gymnaſtik. Der Fauſtkampf, welcher trotz ſeiner abſchreckenden Rohheit bei den heiligen Spielen eine hervorragende Stelle einnahm, hat ſeine Bedeutung weit mehr für die Athletik, als

*) Arist. Rhet. 1, 5. διὸ οἱ πένταθλοι καλλίστοι, ὅτι πρὸς βίαν καὶ πρὸς τάχος ἅμα πεφύκασιν.

für die Erziehung; ebenso das Pankration, eine Verbindung des Ringens und des Faustkampfes. Merkwürdigerweise ist es gerade das abhärtende Sparta, das sich von diesen Kampfweisen am meisten fern hielt, und also wohl auch in der Erziehung den Kanon der fünf verbundenen Uebungsarten am reinsten bewahrte. Die Faustkämpfer von Profession erhielten übermäßig starke Arme und Schultern, wogegen der Unterkörper auffallend zurückblieb. Freilich haben wir Spuren genug, daß auch Knaben im Faustkampf unterrichtet wurden, allein wahrscheinlich handelt es sich dabei meist um die Ausbildung jugendlicher Athleten, welche in den Preiswettkämpfen der Knaben auftreten wollten, oder der Kampf wurde wenigstens mit hinlänglicher Mäßigung geübt, um das Einschlagen der Zähne, das Zerschmettern der Ohren zu verhüten. Wurde doch in älterer Zeit auch von Männern der Faustkampf mit unbewehrter Hand, später mit einem weichen, mehr schützenden Riemen, und erst in den Zeiten der ausartenden Agonistik, als mehr und mehr nur handwerksmäßig eingeübte Kämpfer auftraten, mit jenem fürchterlichen Cestus geübt, indem zuerst dem weicheren Riemen, mit dem die Hand umwickelt war, noch ein harter und scharfer hinzugefügt und später dieser noch mit metallenen Knoten, Nägeln und Buckeln verstärkt wurde.

Ein Hauptzweig der hellenischen Leibesübungen war endlich der Tanz, der jedoch zwischen Musik und Gymnastik gewißermaßen in der Mitte stand, indem einzelne Tänze nur in langsamen und feierlichen Chorbewegungen bestanden, andere dagegen lebhafte, nicht nur das rhythmische Gefühl übende, sondern auch Kraft und Ausdauer in Anspruch nehmende Bewegung hatten. Hieher gehörte besonders die Pyrrhiche, ein alter Waffentanz, in welchem nach Plato's Beschreibung durch rasche Wendungen des Körpers das Vermeiden der feindlichen Waffenstöße und Geschosse ausgedrückt und zugleich die Bewegungen des Angriffs nachgeahmt wurden. Uebrigens wurde die Pyrrhiche in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten mannigfach umgestaltet und scheint namentlich in späterer Zeit zu den von fachmäßigen Tänzern betriebenen Kunstleistungen gehört zu haben. In Sparta war sie jedoch ein regelmäßiger Act in dem großen musisch-gymnastischen Feste der Gymnopädien und wurde vermuthlich von allen Bürgersöhnen erlernt. In Athen wurde sie an den großen und kleinen Panathenäen aufgeführt, und die Einübung der dazu bestimmten Epheben gehörte zu den Leistungen der Choregie. Von den übrigen Tänzen kennen wir meist wenig, außer den Namen; eigenthümlich war aber allen die rhythmische Mitbewegung der Arme, wie denn überhaupt der Tanz der Alten stets den ganzen Körper in eine harmonische und ausdrucksvolle Bewegung brachte.

Fast noch mehr als der Tanz tritt das Spielen der Jugend in eine enge Beziehung zur Gymnastik. Von den zahlreichen hieher gehörigen Spielen heben wir nur das Ballspiel hervor, das nicht nur von Knaben und Jünglingen mit Eifer betrieben wurde, sondern auch in den Kreis der Gymnastik gleichsam eingereiht war, so daß es mit seiner Beförderung geschmeidiger Behendigkeit und lebendigster Präcision eine nothwendige Ergänzung jener Uebungen bildete, welche zunächst nur Kraft und Schnelligkeit pflegten.

Die Römer haben keine nationale Gymnastik zur Entwicklung gebracht, und was sie in diesem Gebiete von den Griechen entlehnten, ist eben so wenig zu einem wirksamen Elemente der Volksbildung geworden, als die vereinzelten einheimischen Anfänge. Wie das ganze altrömische Wesen und Leben von dem Gesichtspuncte der Nützlichkeit ausgieng, so dachte man auch hinsichtlich der Körperpflege durchaus nur an zwei Dinge, an Gesundheit und Kriegstüchtigkeit. Die alten Römer stählten ihre Gesundheit an rauher Feldarbeit, der sich, ganz im Gegensatze zu den Griechen, der Patricieradel mit derselben bäuerlichen Derbheit hingab, wie die geringeren Stände. Wurden dabei gewisse Leibesübungen mit Vorliebe getrieben, so waren es durchaus praktische, wie Reiten, Fahren, Schwimmen. Die letztere Uebung scheint namentlich in Rom urwüchsig gewesen zu sein und bis zu einem gewissen Grade den Mangel anderer Lei-

besübungen erſetzt zu haben. Mit dem Eintritte in das Heer hatte freilich der junge Römer noch manches zu lernen, was zur Uebung des Leibes diente, nicht nur die Elemente der militäriſchen Bewegungen in Reih und Glied, ſondern auch den Dauerlauf und das Schwimmen in voller Ausrüſtung; vor allem aber mußte er jene zähe Unverwüſtlichkeit in Märſchen, Kämpfen und Beſchwerden aller Art gewinnen, auf welche die Ueberlegenheit der römiſchen Kriegstüchtigkeit weit mehr begründet war, als auf Schnelligkeit und Muſkelkraft in der einzelnen Action.*) Wie verſchieden aber dieſe im Grunde mehr paſſive Kraft von voller, harmoniſcher Körperentwicklung iſt, kann man noch heutzutage auf jeder anſtrengenden Turnfahrt ſehen. Nicht als ob beide Gebiete einander ganz fremd wären; gewiß iſt im allgemeinen beiderlei Eigenſchaften ein fördernder Einfluß auf einander nicht abzuſprechen, aber doch trifft das Verhältnis der Leiſtungen in ihnen nicht zuſammen. Die neuere Turnkunſt hat daher mit Recht die Uebung beſchwerlicher Fahrten als weſentliche Ergänzung mit in den Kreis ihrer Beſtrebungen aufgenommen. Die Römer blieben hierin ſo einſeitig, daß ſie ſogar die Uebungen der griechiſchen Paläſtra als Verweichlichung betrachteten, in ähnlichem Sinne, wie ſie das Verlangen der Soldaten nach Kampf oft als Weichlichkeit oder gar Feigheit anſahen, wo ſich durch längeres ermattendes Stillſitzen im Lager und ruhige Duldung des Hohnes der Feinde ein größerer Vortheil erzielen ließ.

Deſſenungeachtet brach ſich mit allen Künſten und Wiſſenſchaften der Griechen auch die Gymnaſtik ihre Bahn nach Rom, freilich nicht mehr die alte edle und einfache Gymnaſtik der Blütezeit. Schon ſeit dem Ausgange des peloponneſiſchen Krieges hatte in Griechenland wenigſtens bei dem überwundenen Theile der allgemeine Eifer der Bürger für die Leibesübungen beträchtlich abgenommen, während die Vorbereitung für die Feſtſpiele mit ihren Wettkämpfen von den Athleten, die hier Preiſe zu erringen gedachten, immer ſorgfältiger und kunſtmäßiger betrieben wurde. Waren die glänzenden Leiſtungen der olympiſchen Sieger früher nur die höchſte Blüte der allgemeinen Gymnaſtik des Volkes, ſo entſtand jetzt zwiſchen der normalen Jugendbildung und der fachmäßigen Uebung von Leibeskünſten ein Riß, welcher jener den Gipfel und dieſer die Baſis raubte. Mit dem Untergange der Freiheit Griechenlands durch Macedonien ſchwand die regelmäßige gymnaſtiſche Jugenderziehung aus den meiſten Staaten völlig, und es bildeten ſich Turnvereine unter den Jünglingen, welche auf eigene Fauſt, und meiſt ohne als Knaben vorgebildet zu ſein, die gute Sache, nicht ohne Anflug von Renommiſterei, aufrecht erhielten.

Für das Turnen der Männer entwickelte ſich mehr und mehr der Geſichtspunct der Geſundheitspflege, der denn auch von Aerzten, Gymnaſten und Aleipten (dieſe ἀλείπται beſorgten das Einreiben der Uebenden mit Oel, was durch eine complicirte phyſiologiſche Theorie zur Kunſt war erhoben worden, an die ſich andere Functionen, z. B. Beſtimmung der Koſt und Lebensweiſe für die Athleten anſchloßen) bis zur Entwicklung einer vollſtändigen medieiniſchen Gymnaſtik fortgebildet wurde. Was in dieſer für Goldkörner neben dem Phantaſtiſchen enthalten ſein mögen, iſt bis jetzt nicht ermittelt; intereſſant iſt jedoch, daß die Hantelübungen, ganz wie bei unſern heutigen Geſundheitsturnern, zum Lieblingsgegenſtand wurden und ſich nun zu einem ſelbſtändigen, vom Sprunge ganz getrennten Uebungszweig entwickelten.

In dieſem Zuſtande fanden denn nun auch die römiſchen Eroberer die Gymnaſtik vor, und ſo bürgerte ſie ſich unter heftigen Kämpfen mit vererbten Vorurtheilen in Rom und dem römiſchen Reiche ein. Wo daher griechiſche Gymnaſtik bei römiſchen Schriftſtellern vorkommt, hat man es entweder mit fachmäßigen Athleten zu thun, oder mit Geſundheitsjägerei, oder endlich mit den in die Mitte von beiden fallenden Beſtrebungen einer von der Sitte der Väter emancipirten Jugend. Es leuchtet ein, daß eine genauere

*) Specielleres über die Uebungen der römiſchen Soldaten nach Vegetius I, 9 f. bei Mendelsſohn, Beitr. zur Geſch. des Turnens S. 17 f. und bei Vieth III. S. 180 f.

Unterſuchung über Stoff und Betriebsweiſe dieſer entſtellten Fragmente des großen helleniſchen Gebäudes außer dem Zweck dieſer Darſtellung liegt.

Das Chriſtenthum vertilgte zunächſt die letzten Spuren der alten Gymnaſtik, indem theils die völlige Veränderung der Geiſtesrichtung, theils das Emporkommen bisher unterdrückter Bevölkerungsſchichten, welche der Gymnaſtik, als einer Kunſt der vornehmen Müßiggänger, niemals hold waren, jene förmliche Feindſchaft erzeugte, welche z. B. bei Tertullian ihren Ausdruck findet. Bedenkt man, daß die Ausartung der Leibesübungen bei den Alten eben darin beſtand, daß der Leib nicht mehr als Ausdruck der perſönlichen Würde des Mannes gebildet und dem Geiſte ganz zu eigen gemacht, ſondern als Erſcheinung für ſich gepflegt und zu mannigfachen Künſten geübt wurde, ſo ſieht man, daß das Chriſtenthum den Dualismus nur umzukehren hatte, den ſchon das ſpätere Alterthum hervorbrachte. Mit dieſer Umkehrung aber wurde nicht nur das Recht des Geiſtes gewahrt, ſondern auch eine neue Baſis gebildet, auf der allein in jener Zukunft die Leibesübungen wieder geſunder und dauerhafter emporblühen konnten. Es ſind daher von nun an die germaniſchen Völker, dieſelben, bei denen das Chriſtenthum die kräftigſte Wurzel ſchlug, welche für die gymnaſtiſchen Beſtrebungen in den Vordergrund treten.

Vieth, Enc. der Leibesüb. I. S. 199, theilt die Geſchichte der Leibesübungen in Deutſchland in drei Epochen, in die Zeit vor den Turnieren, die Zeit der Turniere und die Zeit nach dieſen. Bei dieſer Eintheilung ſind jedoch faſt nur die höheren Stände berückſichtigt. Auf dem Lande erhielten ſich hie und da uralt germaniſche Volksübungen faſt unverändert in Kraft. Wenn auch Tacitus nur den Schwerttanz als gymnaſtiſches Schauſpiel der Germanen anführt, ſo läßt ſich doch jedenfalls annehmen, daß Steinſtoßen, Springen und das Ringen oder Schwingen der Schweizer uralte Volksübungen ſind, welche ſich in den entlegenen Gebirgsthälern erhielten, während ſie bei den Rittern ſpäter durch das einſeitige Vorwalten der Reitkünſte und der Waffenführung zu Pferde verdrängt wurden.

In den Nibelungen kommt Sprung und Steinwurf neben dem Lanzenwurf als Beſtandtheil des Wettkampfes zwiſchen Gunther und Brunhild vor. Ein Wettlauf zwiſchen Hagen und Siegfried giebt zur Ermordung des letzteren Veranlaſſung. Auch das Ringen erſcheint als eine durch Uebung ausgebildete Kunſt. Setzen wir nun das germaniſche Steinſtoßen an die Stelle des Diſkos der Hellenen, ſo hätten wir damit ein vollſtändiges Pentathlon, dem nur die, freilich entſcheidend wichtige Regelmäßigkeit der Zuſammenſtellung in der Jugendbildung fehlt. Das Steinſtoßen kann übrigens den Vergleich mit dem Diſkosſchleudern als Leibesübung wohl aushalten. Beide Uebungen nehmen hauptſächlich den rechten Arm, demnächſt aber den ganzen Körper in Anſpruch; erfordert das Schleudern des Diſkos mehr Schwungkraft und Geſchick, ſo wahrt dafür das Steinſtoßen eine natürlichere Lage und nimmt in dieſer eine plötzliche, gewaltige Muſkelanſtrengung in Anſpruch, welche gleichſam zum Sprung einen ergänzenden Gegenſatz bildet. Bei dem Steinſtoßen, wie es in der Schweiz, z. B. im Canton Appenzell, noch heutzutage üblich iſt, wird ein großer ſchwerer Stein, von rundlicher, unregelmäßiger Geſtalt, ſo auf die rechte Hand genommen, daß dieſelbe zurückgebeugt einige Zoll über der rechten Schulter ſchwebt. Manche verſtehen es, dabei den Stein ſachte an den Hinterkopf anzulehnen, ohne dadurch dem Stoß, der durch plötzliche Streckung des Armes den Stein im Bogen nach vorn ſchleudert, ſeine Sicherheit zu nehmen. Mit dem Strecken des Armes wird ein gleichzeitiges Strecken und Vorſchnellen des ganzen Körpers verbunden, das jedoch keineswegs nothwendig, wie es Heſſe, N. Jahrb. V. 2. S. 91 beſchreibt, auf ein plötzliches Uebergehen aus der Parade in die Ausfallſtellung beſchränkt iſt. Nur der rechte Fuß muß zur Einhaltung des Males bis zur Vollendung des Stoßes feſt ſtehen bleiben. Das linke Bein wird oft zu einem kräftigen Mitſchwung benutzt, der um ſo mehr zu empfehlen iſt, als er nicht nur ſeine eigene Kunſt hat, ſondern auch die gymnaſtiſche Geſammt-

wirkung der Uebung wesentlich erhöht; es schwingt nämlich in einem Bogen vor dem stehenden rechten Beine kreuzend zum Ausholen nach rechts und hinten, während gleichzeitig die rechte Schulter zurückgedreht und das rechte Knie ein wenig gebogen ist. Nun schnellt der Körper plötzlich, gleichzeitig mit dem Stoße des Armes, vor, das linke Bein fliegt in die Ausfallstellung und der Stein fährt in einem flachen Bogen vorwärts. Daß für den Stoß der sonst günstigste Winkel von 45° nicht benutzt werden kann, liegt in der Gesammtwirkung des Muskelapparates. Denn bei dem mehr horizontalen Stoße der beschriebenen Art wirkt offenbar außer den Streckern des Armes auch noch unter andern der große Brustmuskel mit, dessen mächtige Hülfe beim Aufwärtsstrecken größtentheils verloren geht.

Minder sicher sind wir über das Alter jener Ringübungen, welche in der Schweiz unter dem Namen des Schwingens oder des „Hosenlupfs" ebenfalls bis auf die Gegenwart sich erhalten haben. Wohl werden auch hier Traditionen bis in graue Vorzeit zurückreichen; allein der eigenthümliche Gebrauch der Schwinghosen deutet, wo nicht auf gallischen Ursprung, doch jedenfalls auf eine Aenderung des altgermanischen Ringens. Diese Hosen müßen kurz, weit und von starkem Zeuge sein und um die Hüften durch einen Gurt zusammengehalten werden. Diejenigen, welche besonders zum Zweck des Schwingens gemacht werden, reichen nicht ganz bis ans Knie, werden, wie auch der Gurt, aus starkem, grobem Leinen verfertigt und können über die sonstige Bekleidung angezogen werden. Es ist nunmehr Regel, daß die Gegner, in Ausfallstellung stehend, sich so fassen, daß die rechte Hand den Gurt des andern, die linke dagegen den untern Rand seiner Schwinghose, der dabei ein wenig zusammengerollt wird, anfaßt. Durch diesen Griff, der freilich bei künstlicherem Ringen mannigfach gewechselt werden kann, wird das Heben „Lupfen" des Gegners an Gurt und Hose zum wesentlichsten Element der Uebung, daher der volksthümliche Name „Hosenlupf." Ein regelrechter Sieg fordert, daß der Gegner, wo möglich mit einem freien, kräftigen Schwung, auf den Rücken gelegt wird.*) Beachtenswerth ist, daß die Aelpler bei ihren Schwingfesten oft auch das Springen treiben, und zwar, wie die Hellenen, mit Vorliebe den Weitsprung, der ja auch im Nibelungenliede vorkommt.

Ohne Zweifel war schon für die alten Deutschen das Pferd ein Gegenstand mannigfacher Uebung. Denn nicht nur zeichneten sie sich zu Cäsars Zeiten als kühne Reiter aus, sondern sie verstanden es auch, im Kampfe vom Pferde herab und wieder hinauf zu springen, was eine Art von Voltigirübungen voraussetzt; und wenn Teutobocb, der König der Teutonen (nach Florus III, 3) über 4—6 Pferde hinwegzuspringen pflegte, so wird solche Sprungübung schwerlich ganz vereinzelt gewesen sein. In der Blütezeit des Ritterthums waren Uebungen dieser Art keineswegs ausgestorben, doch traten vor allen Dingen die Uebungen im Reiten und Lanzenstechen, wie das Turnier und der ritterliche Zweikampf sie forderten, hervor. Wir könnten diese Uebungen als lediglich dem Nutzen im Kriege dienende Waffenübungen außer Betracht lassen, wenn nicht das gymnastische Element im ganzen Betriebe derselben sich unverkennbar aussprächе. War doch in dem eigenthümlich poetischen Wesen des Ritterlebens niemals genau zu scheiden, wie weit die Uebung auf den Kampf und hinwieder der Kampf selbst nur auf die Uebung und Ausbildung des echt Ritterlichen abzielte. Daß aber edle, vergeistigte Menschenbildung, von jenem ästhetischen Princip getragen, das der echten Gymnastik niemals fehlen darf, ein Hauptzweck der ritterlichen Uebungen war, zeigt am schönsten die Bildung des jungen Parcival durch Gurnemans in der sinnigen Darstellung Wolframs von Eschenbach. Als Parcival bei Gurnemans ankam, fehlte es ihm nicht an Kraft und Tapferkeit, wohl an Kunst und ritterlichen Sitten. „Wie kamt ihr zu mir hergeritten! Glaubt mir, ich sah schon manche Wand, wo der Schild an seinem Band

*) Eine eingehende technische Beschreibung nach einem Aufsatz von C. Lion in der deutschen Turn-Zeitung giebt Kluge, N. Jahrb. III. 3. S. 263 u. ff.

Beſſer hieng als euch am Hals. Es iſt wohl Zeit noch allenfalls: Laßt uns gleich hinaus zu Felde, Daß ich euch manche Kunſt vermelde.“ Mit dieſen Worten wird der junge Held in Unterricht genommen, wie „Schildesamt“ zu verwalten ſei. „So trieb er Ungeſchick ihm aus, Wie ein ſchwankes Reis im Saus Unartgen Kindern gerbt das Fell.“ Dieſe ſtrenge Zucht des jungen Helden in Bezug auf geziemenden Anſtand im Reiten und Kämpfen folgt unmittelbar auf die moraliſche Unterweiſung und bildet den letzten, vollendenden Abſchluß der pädagogiſchen Thätigkeit des alten Gurnemans.

Immerhin blieb die eigentlich ritterliche Gymnaſtik von Kampf und Ritt ſo weſentlich unzertrennlich, daß es ſich nicht für uns lohnt, auf ihre Einzelnheiten einzugehen. Noch weniger bedarf es einer Betrachtung der von Vieth I. 218 ff. ausführlich behandelten Turniere oder gar des Carouſſelreitens, das mit dem Verfall des Ritterweſens ſich eine Zeit lang immer pomphafter entwickelte. Je mehr in dieſen Dingen Prunk, Etikette und Allegorie ſich geltend machten, deſto mehr mußte das gymnaſtiſche Element in den Hintergrund treten, und leider wurde es bei unſerm Adel durch nichts genügend erſetzt. Die Feuerwaffe verdrängte den Ritter vom Felde, während die Ausbildung der abſoluten Monarchieen ihm die Grundlage der früheren Würde raubte; bald fochten die Sprößlinge der alten Geſchlechter nach franzöſiſcher Art mit leichten Stoßdegen und lernten den Tanz als den Gipfel vornehmer Bildung betrachten. Heißt doch in der Stiftungsurkunde einer Académie royale de danse vom Jahre 1662 der Tanz: „l'art le plus avantageux et le plus utile à Notre noblesse et autres qui ont l'honneur de nous approcher.“ (Vieth I. S. 320). Trotz dieſes Sinkens der adeligen Leibesübungen blieb es jedoch immer noch ein entſchiedener Vorzug des Adels, daß er die phyſiſche Erziehung niemals ganz aus dem Auge verlor. Jagen, Reiten, Fechten und Tanzen kräftigten und entwickelten den Leib ſo ſehr, daß er, wo nicht maßloſe Ausſchweifungen jede geſunde Grundlage vernichteten, eine Ueberlegenheit der Erſcheinung, und in mancher Beziehung auch der Leiſtungen behauptet hat, welche nur eine geſundere Richtung haben müßte, um noch immer den übrigen Ständen als Vorbild dienen zu können. Der engliſche Adel, der in der phyſiſchen Erziehung eine größere Kraft und Würde bewahrt hat, und deſſen hervorragendſte Mitglieder oft eine erſtaunliche Leiſtungsfähigkeit in Ertragung körperlicher Anſtrengung zeigen, verdankt ſeine unangefochtene Stellung gewiß nicht minder dem Charakter ſeiner Leibesübungen, als ſeiner gründlichen claſſiſchen Bildung.

Haben wir ſo die ländliche und die ritterliche Gymnaſtik in Betracht gezogen, ſo ließe ſich derſelben wohl eine bürgerliche ergänzend anreihen, die ebenfalls mit ihren Spuren ſich bis in die Gegenwart erſtreckt. Fanden wir auf dem Lande die älteſten nationalen Uebungen wenigſtens im Hochgebirge der Schweiz noch hie und da erhalten, ſo ſind in den Städten mehr die Erfindungen ſpäterer Zeiten zur Geltung gekommen. Eine Ausnahme hievon macht jedoch das Ballſpiel italieniſcher und franzöſiſcher Städte, das bis auf die Zeiten der Römer und Griechen zurückreicht und im ſpäteren Mittelalter auch in Deutſchland vielfach verbreitet war (vgl. Hüllmann, Städteweſen, IV. S. 176). Zwar ſind die Ballhäuſer, welche für Spieler und Zuſchauer eine Anziehungskraft beſaßen, gleich unſern Billardſälen, eine Erfindung des Mittelalters; ebenſo gewiß die höchſt verwickelten Spielregeln und die Raketen zum Ballſchlagen. Die Grundidee des Spieles aber, das Hinundherſchlagen eines Balles zwiſchen zwei Perſonen oder zwei Parteien iſt jedenfalls uralt. Auch beſteht, während die Ballhäuſer des Mittelalters wieder verſchwunden ſind, ein anderes Ballſpiel in Italien bis auf den heutigen Tag, bei welchem der Ball mit Armſchienen geſchlagen wird, und das einer Spielweiſe der Alten, dem ſogenannten expulsim ludere (vgl. Guhl u. Koner, das Leben der Griechen u. Römer II. S. 274) faſt völlig zu entſprechen ſcheint. Göthe ſah dieſem Spiele in Verona zu und ſpendet ihm in der italieniſchen Reiſe vorzügliche Lobſprüche. „Die ſchönſten Stellungen, werth in Marmor

nachgebildet zu werden, kommen dabei zum Vorschein.“ Sehr ausführliche und sorgfältige Nachrichten über die verschiedensten Ballspiele stellt Vieth zusammen. Enc. III, S. 296—366; mit Recht giebt derselbe jedoch unter allen dem deutschen Ballspiel (vgl. Art. Bewegungsspiele) den Vorzug.

Die Erfindung des Schießpulvers brachte den Städten die Schützenfeste, die, abgesehen davon, daß im Schießen nach einem Ziele an sich schon eine gewiße Leibesübung enthalten ist, mit gymnastischen Volksbelustigungen mannigfacher Art verbunden waren. In den Niederlanden erhielt sich daneben das in höherem Grade gymnastische Armbrustschießen. Diese vortreffliche Uebung, welche die Fähigkeit richtigen Zielens und Treffens bildet und dabei gleichzeitig eine sehr heilsame Anstrengung der Muskeln des Oberkörpers, namentlich des Rückens und beider Arme bewirkt, ist in neuerer Zeit auch mehrfach in die pädagogische Gymnastik mit Erfolg aufgenommen worden. Was übrigens die ebenfalls in den Niederlanden und im Nordwesten Deutschlands verbreitete alte Sitte betrifft, nach einem auf einer hohen Stange aufgesteckten Vogel zu schießen, so ist jedenfalls das Scheibenschießen, wie es in der Schweiz besonders blüht, schon deshalb vorzuziehen, weil es als mindestens gleich gute Uebung für Arm und Auge gleichzeitig dem praktischen Gebrauch der Feuerwaffe im Kriege als Grundlage dient. Im ganzen haben Volksfeste, welche mit gymnastischen Uebungen irgend welcher Art verbunden waren, bei dem Mangel bürgerlicher Freiheit in den neueren Jahrhunderten mehr und mehr abgenommen. Zeigt auch ein Blick in die frühere Art solcher Feste erstaunlich viel Roheit und namentlich hinsichtlich der mit ihnen verbundenen Uebungen, als Mastklettern, Sacklaufen, kunstloses Ringen (richtiger Balgen) um geringe Geldpreise, weit mehr den Trieb nach toller Belustigung, als nach edler Leibesübung, so ist doch ihr Eingehen zu bedauern. Vielleicht hätte oft eine allmähliche Veredlung der Ueberlieferungen gelingen können, wo sich ein neuer Boden für Besseres nur äußerst schwer finden läßt.

Weit überlegen sind uns in der Erhaltung und Fortbildung einer echt bürgerlichen Gymnastik, so weit wir die eigentliche Turnkunst noch außer Betracht lassen, die Engländer

Bleibt es auch zweifelhaft, ob wir diese Nation um ihre Uebung im Boxen,*) dem angelsächsischen Faustkampf, beneiden dürfen, so sind dagegen die Ruderwettkämpfe und die vielfachen, auch von Erwachsenen noch mit Leidenschaft betriebenen Bewegungsspiele ein Lebenselement, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Gehen wir nunmehr auf die Entwicklung unsres Turnwesens ein, das jedenfalls in der Geschichte der Leibesübungen für alle Zeiten Epoche machen wird, so haben wir uns vor allem klar zu machen, welches die eigenthümlichen Züge dieser neuen Erscheinung sind. Da treten uns denn folgende Puncte als entscheidend entgegen.

1) Das Turnen schließt sich eng an die Erziehung an. 2) Es strebt mehr und mehr Gemeingut aller zu werden. 3) Es trachtet nach systematischer Begründung und kunstmäßiger Vollendung. — Wenn sich auch die beiden letzten Puncte etwas später als der erste zum klaren Bewußtsein durchgekämpft haben, so liegen sie doch von Anfang an im nothwendigen Zuge der modernen Gymnastik, die sich damit unmittelbar zur Seite der hellenischen stellt und ein noch höheres Ziel als diese, wenn auch für ferne Zukunft, ins Auge faßt. Namentlich ist es GutsMuths, den man wohl mit demselben Recht den Begründer der modernen europäischen Gymnastik, wie Jahn den der specifisch deutschen, Ling der specifisch schwedischen Richtung nennen kann; GutsMuths ist es, der den großen Gedanken einer allgemeinen physischen Nationalerziehung mit zündender Glut erfaßt hatte, während er gleichzeitig mit männlichster Klarheit einsah, daß man nicht „mit drei Fingern und drei Federzügen der Menschenwelt im Umsehen ein neues Gepräge geben“ könne.

Wie das neue Princip der Leibesübungen allmählich aufgekommen, ist noch keines-

*) Vgl. hierüber Rothstein im Athenäum für rationelle Gymnastik. Bd. III. Heft 2 u. 3.

wegs völlig klar. So viel läßt sich aber aus der Geschichte der Pädagogik leicht entnehmen, daß wir eine vollständige Kette haben, welche aus dem Alterthume und seinen gymnastischen Traditionen bis in die Gegenwart herüberreicht, und in welcher, was wenigstens die Theorie betrifft, die Humanisten und die Philanthropine die wesentlichsten Glieder bilden.

Es ist also keineswegs Zufall, daß das Princip der modernen Gymnastik mit dem der antiken übereinstimmt, da es in der That ein und dasselbe ist. Nicht nur zogen die Humanisten mit dem ganzen Alterthum nothwendig auch die Gymnastik indirect wieder in den Kreis der allgemeinen Aufmerksamkeit, sondern dieselbe harmonirte auch nicht übel mit ihren sonstigen Wünschen und Idealen; nur daß sie als gar zu fremdartig in der Praxis noch in den Hintergrund trat. Vorab sind hier die italienischen Humanisten zu nennen, die es nicht lassen konnten, die Zustände des Alterthums als eine eben zerstörte Herrlichkeit zu betrachten, deren Neubau Aufgabe der Zukunft sei. Wählen wir unter den zahlreichen Belegen die Aeußerungen Sadolets in seinem Buche von der rechten Kindererziehung.*) Nachdem er die Griechen als Vorbilder aller Bildung gelobt hat, sagt er Folgendes: „Aber da das Knabenalter, sogar noch etwas mehr als das Jünglingsalter, äußerst feurig und lebhaft, durchaus nicht rasten kann, und immer in Unruh und Bewegung ist und des Schwatzens, Einherlaufens und Rufens kein Ende findet, so haben sie (die Griechen) diejenigen Künste zuerst angewandt, welche sie für besonders geeignet hielten, jenes Lebensalter zu lenken und durch Mäßigung zu bilden, nämlich die Gymnastik und die Musik, von denen die erstere beim Knaben die an sich ausschweifenden und ungezügelten Bewegungen des Körpers, die letztere die der Seele gewissen Gesetzen unterwerfen sollte, so daß sie zwar der Natur freien Lauf lassen, aber ihr dennoch einen Anstrich von Kunst und Zucht geben sollte, welcher allen jenen Bewegungen Anmuth, dazu aber dem Körper Gesundheit, dem Geiste Sittsamkeit verleihen möchte." Nachdem Sadolet in diesen Worten wirklich das Wesen der hellenischen Gymnastik trefflich bezeichnet hat, bemerkt er mit einigem Bedauern, daß seine Zeit nur noch diejenigen Uebungen beibehalten habe, welche den alten Römern eigenthümlich gewesen seien, Reiten, Laufen, Ballspielen, Speerwerfen und Seilziehen, in denen sich mehr Eifer als Kunst darstelle. — Während schon der fromme, aber vom Humanismus berührte Mapheus Begius die Gymnastik eifrig empfiehlt, und Vittorino von Feltre sie von seinen zahlreichen Schülern auch praktisch eifrig üben ließ, war es ein italienischer Arzt, der schon durch sein Latein und seine Belesenheit sich als Humanist erweist, Hieronymus Mercurialis, der es versuchte, ohne specielle Rücksicht auf Jugendbildung, das Ganze der antiken Gymnastik wieder in einem einzigen Gemälde zur Anschauung zu bringen. Daß er dabei keineswegs ein bloß historisches Interesse hatte, geht aus verschiedenen Stellen seines Werkes, namentlich auch aus der Dedicationsschrift (an Maximil. II.) klar hervor.

Unter den deutschen Humanisten nennen wir statt aller andern Joachim Camerarius als den, der ein klares Bild vom pädagogischen und ethischen Werth der alten Gymnastik gewonnen hatte und zu verbreiten suchte. Nicht nur hat er in seinen Lebensregeln für Knaben statt des schändlichen Würfelspiels das Ballspiel, und Laufen und Springen, Kämpfen und Ringen (im Hause das edle Schach) kräftig empfohlen, sondern er hat auch in seinem Dialog de gymnasiis in einer Sadolet mindestens ebenbürtigen Weise das Wesen der antiken Gymnastik treffend bezeichnet und dasselbe nicht nur überhaupt in lebhaftere Beziehung zur Gegenwart gesetzt, sondern es auch speciell gegen die germanischen Leibesübungen und gegen die Athletik der Alten abgewogen. Die Uebungen, welche in diesem Dialog ein Knabe dem Fremden beschreibt, sind offenbar, ebenso wie die darauf folgenden Bewegungsspiele, nicht blos der Lectüre der Alten entnommen, sondern mit einer Selbständigkeit, wie sie nur der praktische

*) De pueris recte ac liberaliter instituendis, Basil. 1538.

Verſuch geben konnte, ausgeführt. Wir werden in der That kaum irre gehen, wenn wir annehmen, daß ſeit der Anregung der Humaniſten ſolche Verſuche niemals völlig ausgiengen; doch floſſen dieſelben, namentlich an höheren Lehranſtalten, von ſelbſt mit den traditionellen Uebungen des Adels in einander. Hierzu mußte auch Luthers mächtiges Wort beitragen, der in ſeiner Empfehlung der „Ritterſpiele“ offenbar nicht nur den Adel im Auge hat: „Es iſt von den Alten ſehr wohl bedacht und geordnet, daß ſich die Leute üben, und etwas ehrlichs und nützlichs vorhaben, damit ſie nicht in Schwelgen, Unzucht, Freſſen, Saufen und Spielen gerathen. Darum gefallen mir dieſe zwo Uebungen und Kurzweile am allerbeſten, nämlich die Muſika und Ritterſpiel, mit Fechten, Ringen ꝛc., unter welchen das erſte die Sorge des Herzens und melancholiſche Gedanken vertreibet, das andre machet ſeine geſchickte Gliedmaß am Leibe, und erhält ihn bei Geſundheit mit Springen ꝛc.“ (Vgl. v. Raumer, Geſch. d. Päd. III. S. 404, 3. Aufl.) Hatte das Mittelalter zwiſchen der ritterlichen und der ſcholaſtiſchen Erziehung ſtreng geſchieden, und zwar ſo, daß der letzteren keinerlei Leibesübung irgendwie zukam, ſo brachte die Reformation eine ganz neue mittlere Erziehungsart auf, welche ſchon ihrem Princip und ihrer Anlage nach auf Harmonie der Bildung abzielen mußte. Dabei hielt man ſich aber anfangs von der alten ritterlichen Gymnaſtik fern. Reiten und Jagen wird oft bekämpft, merkwürdiger Weiſe auch mit größter Conſequenz das Schwimmen. Man ſuchte nach mäßigen, gefahrloſen und ſyſtematiſch bildenden Uebungen, deren Veranſtaltung außerdem nicht viel koſten durfte. Natürlicherweiſe aber mußten dieſe Uebungen im 17. Jahrhundert, wo in Deutſchland der humaniſtiſche Schwung erlahmt war, der franzöſiſche Einfluß zunahm und die alten Ueberlieferungen ſich noch fortſchleppten, mit den fremdartigſten Elementen zuſammenfließen. In dieſem ſinnloſen Gemenge erſcheint die Gymnaſtik z. B. bei Gumpelzhaimer in ſeinem Gymnasma, de exercitiis Academicorum, Argentinae 1621.

In dieſem mehrfach intereſſanten Schriftchen wird Schwimmen und Laufen nach dem Miniren, der Artillerie und dem Feuerwerk unter den Künſten des Krieges, das Ballſpiel, worüber ſich bemerkenswerthe Mittheilungen finden, neben Schach, Würfel und Karten abgehandelt. Wenn um dieſelbe Zeit auch der Compilator Alſted, in der Pädagogik bekannt als Lehrer des Comenius, ſeiner Encyklopädie eine „Gymnaſtik“ einverleibt hat, ſo handelt es ſich dabei größtentheils um Excerpte aus H. Mercurialis, ohne daß ſich, wie bei Gumpelzhaimer, ein lebendiger Einblick in die Sache verriethe; ſie iſt jedoch mit ſichtbarer Neigung behandelt. Auch Comenius hielt Leibesübungen für nothwendig.

Im ganzen darf man annehmen, daß auf dieſem Gebiet, wie auf ſo manchem andern, das 17. Jahrhundert rückgängig war; allein gleichzeitig rannen doch die mächtigen Ströme weiter, aus denen der Gymnaſtik neue Belebung kommen ſollte: die Philologie, die Philoſophie, die Pädagogik und die Medicin.*) Die Philologie konnte die Gymnaſtik ſchon als eins der wichtigſten Lebenselemente des Alterthums nicht mehr aus dem Auge verlieren. Männer, wie Ger. Jo. Voſſius, Budäus, J. C. Scaliger, Meurſius, hatten ſich gelegentlich mit ihr befaßt. Dazu kam der langſam aber mächtig wirkende Einfluß der Schulſchriftſteller. Entſcheidend wurde endlich die Neubelebung des Studiums der alten Kunſt durch Winckelmann. Wer die mächtige Wirkung dieſes Mannes auf die Heroen unſerer Literatur in den verſchiedenſten Gebieten

*) Der Einfluß dieſer iſt noch nicht genug beachtet und kann hier unmöglich auch nur genügend angedeutet werden. Es handelt ſich nämlich keineswegs bloß um die mediciniſche Gymnaſtik (vgl. hiezu Friedrich, über Fullers medicina gymnastica in d. N. Jahrb. III, 1 u. 2.) ſondern namentlich um die, vorzüglich durch Boerhaave, Sydenham und Alb. v. Haller herbeigeführte Reform in den mediciniſchen Anſichten und die endliche Verdrängung eines bedeutenden Theiles der abergläubiſchen Vorurtheile des Mittelalters. Erſt ſeit die Maſſe der Aerzte vernünftige Anſichten über phyſiſches Leben erhielt, wurde die praktiſche Ausführung des längſt erfaßten Ideals möglich.

ermißt, wer den nahen Zusammenhang zwischen der Kunst und der Gymnastik bei den Griechen bedenkt, wird sich nicht wundern, seinen Namen in die Geschichte unserer Leibesübungen verflochten zu sehen. Hochheimer, der mit seinem „System der griechischen Pädagogik" (Göttingen 1788) einen neuen Anstoß zur Beachtung der Leibesübungen gab,*) ist, wie mehrere Stellen seiner Vorrede zeigen, von Winckelmanns Ideen angeregt (S. IV, V, XIX). Die Einwirkung der Philosophen können wir wohl unter Verweisung auf von Raumers Gesch. der Päd. III. (3. Aufl.) S. 404 u. f. um so kürzer behandeln, da sie bekannt genug und vielleicht überschätzt ist, es sei denn, daß man die indirecte Wirkung durch Anregung der gesammten Pädagogik betont. Montaigne, Locke und Rousseau (vgl. übrigens die betr. Artikel), die hier in Betracht kommen, und von denen der erste rückwärts mit den Humanisten zusammenhängt, während der letztere zur Entstehung der Philanthropine den Anstoß giebt, empfehlen allerdings die Leibesübungen, aber fast nur mit Rücksicht auf Einzelerziehung unter bevorzugten Verhältnissen und ohne jene durchgreifende Rücksicht auf das hellenische Vorbild, ohne jene weittragenden nationalen Gesichtspuncte, welche GutsMuths direct aus dem Studium der Alten gewann, und die dem Werke dieses Mannes seinen höchsten Werth verleihen. Unmöglich kann man im Hinblick auf diese Thatsachen mit von Raumer (a. a. O. S. 405) sagen, daß die Gymnastik GutsMuths aus dem Emil Rousseaus hervorgegangen sei. Ist es doch auch auf dem allgemeineren Felde der Pädagogik, wo Rousseaus Anregung so bedeutend wirkte, keineswegs zufällig, daß die Neuerungen in Deutschland am tiefsten und kräftigsten Wurzel schlugen. Das Entstehen des Emil dürfte aus den französischen Culturverhältnissen schwerer zu erklären sein, als das Auftreten Basedows und Salzmanns aus den deutschen. Eine Herstellung gesunden Jugendlebens durch Spiel und Anstrengung, Genuß der freien Natur und Aufhebung des jämmerlichen Kleiderzwanges jener Zeit lag der deutschen Reform-Pädagogik fast mehr als irgend etwas anderes am Herzen. Während Basedow und Salzmann die Leibesübungen, so gut sie es verstanden, schon praktisch ins Werk setzten, schrieb Villaume seine Abhandlung von der Bildung des Körpers (Revis. Werk VIII, S. 213 f.), in welcher er versucht, S. 422 f., die Uebungen, „die wir noch jetzt mit der Jugend vornehmen können," zusammenzustellen. Diese sind, wenn wir von Reiten, Tanzen u. dgl. absehen, Laufen, Springen, Klettern, Balanciren, Ringen und Tragen. Fünf von diesen Uebungen (wahrscheinlich fehlte das Ringen, welches anfangs viel Bedenken erregte und das GutsMuths (II. S. 357) erst 2 Jahre vor Herausgabe seiner Gymnastik in Regeln zu bringen begann) bildeten das Dessauer Pentathlon, welches der unscheinbare, aber fruchtbare Keim war, der sich unter GutsMuths Pflege zu dem weitverzweigten Baume moderner Leibesübungen entwickeln sollte. „Im J. 1785" sagt GutsMuths (in seinem Turnbuche für Söhne des Vaterlandes, Vorbericht, S. VII.) „betrat ich als Jüngling Schnepfenthal, da führte mich Salzmann auf einen hübschen Platz mit den Worten: Hier ist unsere Gymnastik. Auf diesem Plätzchen, am Rande eines Buchenwäldchens, entwickelte sich nach und nach die deutsche Gymnastik; ein erzdeutscher Mann — das war Salzmann — gewährte ihr da Schutz, und nur wenige Schritte davon ruht der irdische Theil des Vortrefflichen. Hier belustigten wir uns täglich mit fünf Uebungen in ihren ersten, ungeregelten Anfängen. Diese stammten von Dessau, wo Salzmann zuvor gewesen. Ob dort Basedow oder sonst jemand den Gedanken gefaßt hatte, die Körpererziehung der Griechen ein wenig in Anwendung zu bringen, ist mir unbekannt. Salzmann übertrug mir bald die Leitung dieses ersten Anfanges der Uebungen. Ihre Bedeutung kannte ich. Was ich aus dem uralten Schutte, aus den geschichtlichen Resten des früheren und späteren Alterthums herausgrub, was das Nachsinnen und bisweilen der Zufall an die Hand

*) Vieth citirt ihn z. B. I, S. 39, 60, 73; III, S. 344. GutsMuths, Gymn. f. d. Jugend II, S. 352. Anm.

gaben, wurde hier nach und nach zu Tage gefördert zum heitern Verſuche. So mehrten ſich die Hauptübungen, ſpalteten ſich bald ſo bald ſo in neue Geſtaltungen und Aufgaben, und traten unter die oft nicht leicht auszumittelnden Regeln. So entſtand nach ſieben Jahren in der erſten Ausgabe meiner Gymnaſtik die erſte neue Bearbeitung eines ſehr vergeſſenen und nur noch in geſchichtlichen Andeutungen vorhandenen Gegenſtandes" (vgl. d. Art. GutsMuths).

Betrachten wir nun die Gymnaſtik, wie ſie ſich unter den Händen von GutsMuths geſtaltet hat, näher, ſo ſieht man leicht, daß die von ihm ſelbſt gegebene Erklärung, die Gymnaſtik ſei „Arbeit im Gewande jugendlicher Freude", nichts weniger als eine erſchöpfende Definition ſein ſoll. In dem ausführlichen Theile ſeines Werkes, welcher von der Nothwendigkeit der Gymnaſtik, von ihrem Zweck, Nutzen und ihrer Einrichtung handelt, tritt das Princip vollendeter Menſchenbildung in ſo mancher ſchönen Aeußerung deutlich hervor, daß wir es als den leitenden Gedanken des Ganzen anerkennen müßen. Wie deutlich namentlich unſerem Begründer der Gymnaſtik der äſthetiſche Geſichtspunct vorſchwebte, mag nachfolgende Stelle aus dem Capitel von dem Nutzen der Gymnaſtik beweiſen. „Sollte die Uebung des Körpers nicht auch auf ſeine Form und Bildung wirken? — Es iſt anerkannt, daß die Griechen ſich durch Schönheit und Ebenmaß des Körpers auszeichneten. Die Urſachen davon waren, wie es mir ſcheint, ihr glückliches Klima, ihre vortrefflichen Kunſtwerke, ihre Kleidung und Lebensart; aber ganz beſonders ſtarken Einfluß darauf hatten die gymnaſtiſchen Uebungen. Laſtende Arbeit verdarb die Glieder und verzerrte die Phyſiognomieen eben ſo wenig, als unmännliche, weiche Ruhe ſie erſchlaffte, oder in einer ausdrucksloſen Unbeſtimmtheit erhielt. Alle Glieder genoſſen Freiheit und Bewegung, die nach der körperlichen Conſtitution weiſe eingerichtet waren. Man übte alle Glieder nicht nur, ſondern beſonders auch die, welche der Uebung am meiſten bedurften, um ſie, in Rückſicht ihrer Maſſe und Kraft, mit den übrigen in gehöriges Verhältnis zu ſetzen. So wuchſen ſie zu ihrer naturgemäßen Größe heran, ſo hoben ſich die Muſkeln zu einer ſchönen, männlichen Beſtimmtheit hervor, ſo bildeten ſich die Züge des Knaben und Jünglings unter beſtändigen Geiſtesarbeiten und Muth erfordernden Beſchäftigungen des Körpers zu der einzigen Schönheit des männlichen Geſichts, zum Ausdrucke des Geiſtvollen und Muthigen. Nicht ſo bei uns. Gegen Einen gut geformten Menſchen ſtellen wir immer einen ziemlichen Haufen ſolcher, die bald ſo bald ſo, bald weniger bald mehr misgeſtaltet ſind. Ich möchte nicht behaupten, daß unſer Klima einigen Einfluß darauf hätte. Unſere Kunſtwerke kommen hierbei vielleicht mehr in Betracht. Spottet nicht der Ideale; ſie ſind die höhere Nahrung des geiſtigen Menſchen, von dem die Form des phyſiſchen nicht ſo ganz unabhängig iſt."

Hand in Hand mit dieſer Würdigung der äſthetiſchen Seite der Leibesübungen geht bei GutsMuths die Erkenntnis ihrer geiſtigen Seite. Und hier theilt er zwar die oft bis zur unwahren Einſeitigkeit getriebenen Anſichten jener Zeit, die, von Rouſſeau und theilweiſe auch von den Materialiſten ausgehend, ſich beſonders bei den Medicinern feſtgeſetzt hatten: daß Geſundheit und Heiterkeit des Geiſtes von der guten Beſchaffenheit des Körpers bedingt ſei, daß Energie und Thatkraft zu ihrer vollen Entfaltung auch eines kräftig entwickelten Muſkellebens bedürfen, daß Verweichlichung des Körpers dagegen auch den Geiſt nothwendig erſchlaffe. Sein Ideal jedoch, wie er es in dem Abſchnitt von der harmoniſchen Bildung als Zweck der Leibesübungen entwickelt, trägt ein Motto aus Plato: *„Μία δὲ σωτηρία πρὸς ἄμφω, μήτε τὴν ψυχὴν ἄνευ σώματος κινεῖν, μήτε τὸ σῶμα ἄνευ ψυχῆς, ἵνα ἀμύνομένω γίγνωνται ἰσορρόπω καὶ ὑγιᾶ.* Eine längere Stelle aus dem 3. Buch des Staates, welche GutsMuths mittheilt, enthält die Worte: „Nicht zur Bildung des Geiſtes und Leibes (nur gelegentlich zieht dieſer Vortheil) ſondern zur Bildung des Geiſtes allein, zur Ausbildung ſeines Muthes und ſeiner philoſophiſchen Kraft ſchenkte ein Gott den Menſchen Muſik und Gymnaſtik, um jene Eigenſchaften gehörig zuſammen zu ſtimmen, ſie im rechten Grade zu verſtärken

oder zu vermindern. Der Künstler folglich, welcher Musik und Gymnastik im schönsten Maße mischt, sie auf den Geist anwendet, ist mir der vollkommenste, der harmonievollste Musikus." Man sieht, wie weit Plato von der rohen Theorie des Gleichgewichtes zwischen Leib und Seele entfernt ist.

GutsMuths billigte und bewunderte Platos Standpunct und kam dennoch in diesem Puncte nicht zur Klarheit, eben weil er in den Fesseln Rousseaus gieng. Daher denn auch der durchaus falsche, aber gewiß noch heute populäre Satz: „Die Gymnastik wirkt unmittelbar auf den Körper, nur mittelbar auf den Geist." Als ob die Willensimpulse, Combinationen und Maßbestimmungen in den Bewegungen, ganz abgesehen von kühnem Wagen und männlichem Ueberwinden schreckender Sinnestäuschung nicht eben durch und durch reine Geistesthätigkeiten wären, wenn auch solche, die, in das Muskelsystem eingreifend, sich nach außen leibhaftig darstellen!

Mit vollkommener Klarheit aber erfaßte GutsMuths die Idee der nationalen Bedeutung der Leibesübungen; nur hält er dieselbe einstweilen für jenseits der Grenze des Erreichbaren liegend. „Freund, ruft man mir zu, du idealisirst deinen Liebling! — — Vollkommen wahr, erwidere ich; denn ich rede von einem Ideale, das bis heute noch nicht realisirt ist, von einer zur Nationalsitte gewordenen gymnastischen Erziehung der Jugend, und daß ich bei der Darstellung dieses Ideals kein Wort zu viel, aber wohl manches zu wenig gesagt habe, davon bin ich innig überzeugt." Auch hier lehnt GutsMuths sich an die Betrachtung Griechenlands an. „Vortreffliches Hellas! Du bist so ganz ins Elysium hinübergeschlummert, aber das Verhältnis zwischen Körper und Geist lebt noch, es ist ewig. Du bildetest unsern Geist, warum achteten wir der Lehren nicht, die du uns für die Erhaltung und Verschönerung des Körpers gabst? Gymnastische Uebungen machten bei dir den Haupttheil der Jugenderziehung; körperliche Abhärtung, Stärkung, Geschicklichkeit, schönere Bildung, Muth, Gegenwart des Geistes in Gefahren und darauf gegründete Vaterlandsliebe waren ihr Zweck; die Anstellung öffentlicher, vom Staate besoldeter Lehrer dieser Kunst, die in allen Städten Griechenlands dazu errichteten öffentlichen Gebäude, theils von unermeßlicher Größe und auffallender Pracht, verkündigten schon den hohen Werth, welchen man auf die Gymnastik setzte. Hier erschienen Redner, Philosophen, um Gedanken zu wechseln; Jünglinge und Männer, um zu lernen und um sich körperlich zu üben; Athleten, um sich zu zeigen; Kränkliche und Schwache, um sich durch Uebungen zu stärken; Jung und Alt, Reich und Arm durch alle Stände, um zu sehen, sich zu belustigen, theilzunehmen." Und weiter hinsichtlich der Festspiele. „Man braucht wahrlich nicht Schwärmer zu sein, um etwas herzerhebendes darin zu finden, wenn ein Kranz von Oel- und Fichtenzweigen die Jugend eines ganzen Volkes der trägen, weichlichen Ruhe, die seinem Klima sonst so angemessen war, entriß und sie aufforderte, anstatt einer weibischen Entnervung zu unterliegen, Körperkraft und Mannsinn zu erringen. Wenn auch in keiner andern Rücksicht die Frage, ob sich die Landesregierung in die Angelegenheiten der Erziehung zu mischen habe, Bejahung verdiente: so müßte man sie doch, insofern die Regierung öffentliche Spiele begünstigte, zugestehen. Diese ganz vorzüglich waren es, die den Nationalgeist unterhielten, den Jüngling von Weichlichkeit zurückzogen, ihm Mannsinn einflößten, ihn zum Heroen bildeten."

Der Kreis der Uebungen, welche GutsMuths beschreibt und empfiehlt, ist ein sehr weiter, da außer den allgemeinen Uebungen, als Laufen, Gehen, Springen, Heben und Tragen, Klimmen, Balaneiren, auch solche Gebiete aufgenommen sind, in denen eine bestimmtere Reihe zusammengehöriger Bewegungen in den Dienst eines, der reinen Leibesübung fremden Zweckes tritt, als Fechten, Exerciren, Baden und Schwimmen. Unter „Tanz" dagegen sind unter völliger Uebergehung der Gesellschafts- und Schautänze nur turnerische Uebungen, Sprünge mit dem Reife, dem Seilchen („kleinen Schwungseil" nach Spieß) u. s. w. behandelt, wo denn die Forderung des Taktmäßigen oft sehr

locker angebracht ist. Unter Springen ist neben dem Freisprung auch der gemischte Sprung, welcher das Voltigiren, den „Gesellschaftssprung“ („Bocksspringen“) und das Stabspringen umfaßt. Das Voltigiren, welches seit Jahn unter dem Namen „Schwingen“ (minder treffend gewählt, als sonst Jahns Bezeichnungen; Waßmannsdorf schlägt „Pferdspringen“ vor) ein Hauptbestandtheil der Turnkunst geworden ist, hatte damals für seinen noch geringen Uebungskreis in der Regel französische Namen, als Echappés, Pommades, Voltes, Ecartés, Révers, Croisés, Esquillettes. Diese Bezeichnungen hatten, trotz des von GutsMuths getadelten unlogischen Eintheilungsgrundes, den Vortheil, daß sie generische waren, neben denen sich für einzelne besonders charakteristische Sprungweisen deutsche Namen ausgebildet hatten, wie Hexensprung, Todtensprung, Riesensprung, Jungfernsprung, Affensprung, Bärensprung u. s. w. An solche Namen knüpfte bekanntlich Jahn später wieder an, während Vieth sie nur in Klammer neben den französischen gebraucht. Verschieden von beiden strebt GutsMuths deutsche generische, und zwar nach einem bestimmten Princip gebildete Bezeichnungen zu gewinnen. Nach dem Gebrauch der Hände theilt er ein in 1) handfeste Sprünge, und zwar a) unverwandte (die Brust nach den Händen gekehrt), b) verwandte (der Rücken nach den Händen), 2) Lüftungen, 3) Gleichgewichtshaltungen. Offenbar fehlte GutsMuths jenes urkräftige Erfindungsvermögen, mit dem Jahn so manches Wort für immer dem Sprachgebrauch einverleibte, doch wäre es für die Uebersichtlichkeit und Gemeinverständlichkeit vielleicht vortheilhafter gewesen, seinen Versuch zu verbessern, als direct die einzelnen Uebungen, deren Zahl doch kein Ende sein kann, namhaft machen zu wollen. — Reck und Barren, jene beiden herrschenden Rüstzeuge unserer jetzigen Turnplätze, neben denen der Schwingel nur die dritte Stelle behauptet, kannte GutsMuths noch nicht, doch findet sich der erste Anfang des Reckturnens in dem Abschnitt vom Klimmen. Der „Querbalken,“ 6—8″ hoch, unten 3—4″ dick, eben abgerundet, ruht auf 2 Pfeilern von 6′ und 8′ Höhe, welche 12— 15′ auseinanderstehen. Er steigt also in schräger Richtung mäßig an, und die Uebungen können in Folge dessen meist nur im Querhang gemacht werden. Dauerndes Anhängen, das damals in die Wette, bis auf eine Viertelstunde getrieben wurde, Aufschwingen der Füße, Aufziehen (Ziehklimmen), „Gehen mit den Händen“ (Hangeln) sind unverkennbare Grundelemente des Reckturnens. Man durfte nur den Querbalken horizontal stellen und in den Dimensionen etwas verfeinern, so war schon ein Reck gegeben, wie es sich in der schwedischen Gymnastik erhalten hat und wie die Berliner Central-Turnanstalt es auch in Deutschland wieder einzuführen versucht.

So hat denn GutsMuths nicht nur mit begeisternder Beredtsamkeit der Sache der Leibesübungen einen gewaltigen Anstoß gegeben, sondern auch durch consequente Fortbildung des Dessauer Pentathlons (Laufen, Springen, Balanciren, Klettern, Tragen) zu der nachmaligen Entfaltung des Geräthturnens den ersten Grund gelegt.

Die von ihm gegebene Anregung verbreitete sich durch ganz Europa, vorzüglich aber nach dem Norden hin, zunächst nach Dänemark, wo sich die Regierung der Sache kräftig annahm, sodann auch nach Schweden. In der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Gymnastik konnte der Verfasser bereits zahlreiche Beweise glänzender Fortschritte seiner Sache anführen. In Deutschland gieng es, wie sich bei den öffentlichen Zuständen unseres Vaterlandes vor dem Aufschwung, mit dem die Freiheitskriege sich vorbereiteten, nicht anders sein konnte, nur zäh und langsam vorwärts, und die Pflege der Leibesübungen beschränkte sich fast völlig auf Privatanstalten der neuen pädagogischen Richtung.

Bezeichnend ist es für die tiefe Begründung der Sache in unserem Vaterlande, daß gleichzeitig mit GutsMuths auch ein anderer Mann dasselbe Ziel, und zwar mit noch größerer Gründlichkeit, wenn auch geringerem Schwung, verfolgte.

Wollten wir die Geschichte der Gymnastik philosophisch construiren, so müßten wir Bieths Encyklopädie der Leibesübungen nothwendig vor GutsMuths setzen, obwohl

das Werk ein Jahr später erschien, als die Gymnastik für die Jugend. Vieth sagt zwar in der Dedication seines Werkes, daß er ursprünglich beabsichtigt habe, eine pädagogische Gymnastik zu geben, woran ihn nur das Zuvorkommen eines andern (GutsMuths) gehindert habe; allein es läßt sich kaum denken, daß bei der ungestörten Ausführung jenes Planes ein dem GutsMuths'schen ähnliches Werk herausgekommen wäre.*) Es fehlt nämlich bei Vieth, was sich doch auch in der Encyklopädie hätte aussprechen können, das Princip des neuen Schaffens eines nach allen Seiten unsern gegenwärtigen Verhältnissen angemessenen, jedoch gewißermaßen im hellenischen Geiste erfundenen Uebungskreises.

Dies Princip des Schaffens hat GutsMuths gehabt und hat es auf Jahn vererbt; es konnte aber erst in einem Geiste entstehen, der schon mit den alten Ueberlieferungen der Gymnastik vertraut war und nun im praktischen Streben den Sporn zum Fortschritt empfand, ganz wie GutsMuths nach seiner eignen Schilderung zur Sache gekommen ist. Bei Vieth waltet das theoretische Interesse des Begreifens noch vor, doch freilich eines solchen Begreifens, wie es seitdem nicht wieder da gewesen ist, und wie es ohne praktische Anschauung sich nicht hätte bilden können. Namentlich ist es neben dem anatomischen Verständnis das mechanische, welches Vieth als Mathematiker, leider nur stellenweise, in eminenter Weise bethätigt. Rechnet man hiezu die ausgedehnteste und vielseitigste Belesenheit, kritischen Blick und eine besonnene, wenn auch eben nicht strenge Methode in philologisch-historischen Dingen, so sieht man, daß Vieths Werk (von dem freilich die trefflichen Ergänzungen im 3. Bande erst 1818, also nach Jahns Turnkunst, erschienen) eine Grundlage von ungewöhnlicher Gediegenheit darbot.

Vieth hatte gleichsam den Bauplatz abgesteckt und geebnet, GutsMuths durch den provisorischen Plan die allgemeine Theilnahme für den Aufbau der Leibesübungen gewonnen; die Ausführung des Baues aber warfen übergewaltige Zeitverhältnisse zwar nicht einem sachverständigeren Meister, wohl aber einem ungleich stärkeren Geiste zu.

Ein Mann und Eine Epoche gaben den Leibesübungen in Deutschland eine ganz bestimmte Richtung; eine Richtung, mit der nach mancherlei Wandlungen noch heute die wesentlichsten Vorzüge und Fehler der mächtig herangewachsenen Sache zusammenhängen. Es war Jahn und die Epoche der Befreiung. — GutsMuths betrachtete noch die allgemeine körperliche Nationalerziehung zunächst als ein Ideal menschenfreundlicher Wünsche, während Scharnhorst bereits im J. 1807 damit umgieng, ein Institut, welches bald gewaltig und urkräftig in die Wirklichkeit treten sollte, die Landwehr und die allgemeine Dienstpflichtigkeit, auf die Einführung körperlicher Uebungen an allen Stadtschulen zu begründen (Waßmannsdorf in N. J. I. 3, S. 248 Anm.). So schnell kann ein richtig gegriffnes Ideal auf die Schwelle der Praxis treten! Drei Jahre später (Lübeck 1810) erschien Jahns Volksthum, und hier empfahl derselbe Mann zum erstenmale die Leibesübungen als Theil der Volkserziehung, der bald mit dem neuen Namen der Turnkunst auch eine neue Sache ins Leben rief. Im Frühjahr 1811 wurde der Turnplatz auf der Hasenheide bei Berlin eröffnet. Hier, in Berlin, war der Boden vorzüglich vorbereitet, denn nirgend mochte man die Schmach der Unterdrückung des Vaterlandes so tief empfinden, nirgend den Tag der Erhebung so heiß herbeisehnen. War es doch auch hier, wo drei Jahre vorher Fichte in seinen begeisternden „Reden an die deutsche Nation" auf die Erziehung als den alleinigen Ausgangspunct der Rettung hingewiesen hatte. Was war natürlicher, als daß unter solchen Umständen die Leibesübungen, wie einst in Theben unter der Gewaltherrschaft Spartas, eine enge Beziehung

*) Andererseits trug sich auch GutsMuths mit dem Gedanken, seinem Werke eine Geschichte der Gymnastik beizugeben; schade, daß nicht diese nebst Vieths pädagogischer Gymnastik gleichzeitig zu Tage gekommen ist; sind doch beide Männer wohl bis auf den heutigen Tag noch die bedeutendsten Schriftsteller auf unserem Gebiete. Jahns Hauptverdienst im schriftstellerischen Fach liegt anderswo.

zu dem großen Gedanken der Befreiung gewannen? Dieser Gedanke der Befreiung aber war, wohin tausend Strömungen der politischen, literarischen, religiösen Lebensquellen drängten, kein anderer als der einer völligen Wiedergeburt des großen gesammten deutschen Volkes. Diese Tiefe und Gründlichkeit in der Erfassung der wahren Aufgabe erfüllt uns mit Staunen über die Kraft der ahnungsschweren Bewegungen jener zukunftschwangern Jahre. Ja, fast möchte man es beklagen, daß der baldige Sturz Napoleons dem riesigen Bauen und Schaffen unter der Oberfläche der Tyrannenherrschaft nicht mehr Zeit zur Vollendung vergönnte. Der Augenblick rief die große Sache aus ihren ersten Keimen schon hervor auf den Schauplatz der Handlung, und bald traten nach Erringung des Nothwendigsten ihrer Vollendung Feinde entgegen aus Kreisen, welche bei längerer Fortdauer des Drucks hätten Bundesgenossen werden und bleiben müßen. In der That, hätte Jahn im Sommer 1811 vermuthen können, daß schon nach zwei Jahren der große Kampf begonnen, nach abermals zwei Jahren der Sieg errungen und nach wiederum derselbigen Zeit eine Reaction gegen die Turnkunst in vollem Zuge sein würde, der das kaum angefangene Werk schon bald zum Opfer fallen sollte, wer weiß, ob jemals dieser tiefe Zug nach voller und gründlicher Rückeroberung deutscher Kraft und Männlichkeit sich hätte bilden können? Wer weiß, ob nicht directer zum Ziel führende Waffenübungen der heranreifenden Jugend, wie sie jeder, auch der flachsten nationalen Bewegung voranzugehen pflegen, den beschränkten Kreis der Vorbereitungen zum Sturme gebildet hätten, während jene Dessauer und Schnepfenthaler Leibesübungen sich langsam und ohne Beziehung zur Politik fortgepflanzt und vielleicht ausgebreitet hätten. Denn wie sehr auch GutsMuths die nationale Bedeutung der Leibesübungen empfand, so setzte er sie doch nicht als gewaltigen Hebel für alle andern nationalen Zwecke hin, nicht als Vorbedingung einer dringend nöthigen Wiedergeburt des Volkes überhaupt. Dies that Jahn. Für den nächsten Zweck war das Mittel zu groß in der Anlage, zu klein in seinem wirklichen Bestand, als wie ein Dieb in der Nacht die Entscheidungsstunde herankam. So gewaltig aber war der angefachte Geist, daß er sich aus der Turnkunst nicht mehr wollte bannen lassen, daß er mit wilder Elasticität über das Ziel hinausstrebte, welches unter den veränderten Umständen allein erreichbar war, und daß übel berechnete Hemmungen ihn nur in falsche Bahnen treiben, nicht aber beseitigen konnten. Der Patriotismus selbst wurde zur Partei. Dies unselige Verhältnis erhielt Dauer durch die Dauer der ungenügenden Verfassung des deutschen Gesammtvaterlandes, das nun einmal in den Zeiten der Noth Ziel und Leitstern aller wahrhaft vaterländischen Bewegung gewesen war. Einmal in die falsche Bahn gedrängt, verband sich das Streben der Turnerei vielfach mit andern Strömungen der Zeit. Unmöglich können wir der geschichtlichen Entwicklung dieser politischen Seite der Sache hier auch noch folgen, wo sich von den großen Gestaltungen des Stoffes ohnehin kaum die wesentlichsten Grundzüge zusammenstellen lassen. Beachten wir hier als unmittelbar in das Wesen der Leibesübungen eingreifend nur dies: Mit Jahn schwand die historisch so vollberechtigte Anknüpfung an die hellenische Gymnastik aus dem Bewußtsein der Träger der Sache in Deutschland; dieser Zug verlor sich nach dem Norden, wo er in Schweden durch Ling aufs neue belebt werden sollte, während er doch ursprünglich gerade dem deutschen Wesen entsprungen ist. Jahn erinnert sich zwar dankbar seiner nächsten Vorarbeiter, GutsMuths und Bieth; allein er kümmert sich wenig um die Griechen und gar nicht um Rousseau, der ihm schon als Franzose zuwider sein mußte. Seinem Zweck entsprechend kehrt Jahn die Anknüpfungspuncte an die Leibesübungen unserer deutschen Vorfahren so viel hervor, als irgend möglich; daher denn auch das mit Turnier und tourner zusammenhängende Wort „Turnen," dessen ursprünglich deutsche Stammhaftigkeit Jahn nicht nur mit Recht behauptete, sondern auch durch die fruchtbarsten Verbindungen und Ableitungen, welche die Sprache mit einem ganzen Schatz echter Ausdrücke bereicherten, lebendig bethätigte. Sprachbildung und Erfindung von Uebungen und Einrichtungen giengen überhaupt

bei Jahn Hand in Hand. Auf diesem Gebiete war Jahn vollendeter Meister. Vor allem aber gab er zu den wichtigsten Bezeichnungen in einer staunenswerthen Fülle die fruchtbarsten Stammwörter, die wirksamsten Weisen der Fügung und Ableitung her. Daß er dabei mit bewußter Kunst verfuhr, geht aus seinem „Vorbericht" zur „deutschen Turnkunst" (Berlin 1816) hervor, wo er die Turnsprache von S. XIX. an ziemlich ausführlich behandelt. Dieser „Vorbericht" kann füglich zu den classischen Schriften der Deutschen gezählt werden, und wie man fordern könnte, daß jeder Pädagog — Turnlehrer oder nicht — Spieß kennen lerne, so müßte jeder gebildete Deutsche — Turner oder nicht — Jahn in seinen Schriften kennen lernen. Raumer sagt, nachdem er übrigens eine treffliche Auswahl von Stellen aus der „Turnkunst" gegeben, es sei schwer dies zu thun, „weil eben alles charakteristisch, das Buch wie sein Verfasser aus einem Guß ist."

Betrachten wir nun die Schöpfungen Jahns und seiner Jünger auf dem Gebiete praktischen Turnens, so treten uns zunächst zwei neue Geräthe entgegen, die für das deutsche Turnen von entscheidender Bedeutung geworden sind: Reck und Barren.

Reck und Barren sind mit dem gegenwärtigen deutschen Turnen so innig verwachsen, daß mancher Turner den Zusammenhang seiner Kunst mit der hellenischen Gymnastik schon deshalb leugnen möchte, weil die Alten kein Reck, keinen Barren gehabt. In der That hängen auch beide Geräthe mit dem Turnen der Alten, von dem doch, wie wir sehen, auch für die Gegenwart der Impuls gegeben wurde, nicht einmal indirect zusammen. Das Reck war in seinem Vorstadium als Querbalken eine Vorrichtung zur elementaren Einübung des Klimmens. Der Barren scheint erfunden, um Verübungen zum Voltigiren, insbesondere zu den Geschwüngen am Pferde zu gestatten. Nun stammt aber das Pferd mit seinem Uebungskreise aus dem Ritterthum des Mittelalters; das Klimmen und Klettern ist den modernen Nationen durch die Entwicklung des Seewesens nahe gelegt. Reck und Barren aber sind wieder wichtiger geworden, als jene Geräthe, zu denen sie Vorübungen verstatten sollten; sie wurden die bevorzugten Geräthe, bei kleiner Einrichtung oft die Geräthe schlechthin. Das Turnen aber wurde, namentlich in der Praxis der Turnvereine, seit Jahn mehr und mehr Geräthturnen, so daß heutzutage die Fertigkeit, an Reck und Barren eine Reihe schwieriger Stücke auszuführen, mehr als irgend etwas anderes den Turner auszumachen scheint.

Betrachten wir zunächst die innere Berechtigung dieser gewaltigen Veränderung im Wesen der Leibesübungen, sodann die Ausartungen, welche sich an sie anknüpften und die Heilung derselben. In dem ganzen Leben der modernen Welt spielt das Geräth oder Gerüst eine Rolle, welche das Alterthum nicht kannte. Wir denken dabei nicht nur an die industrielle Entwicklung der Neuzeit, obwohl mit dieser alles weitere zusammenhängt. Wir finden im Kriegswesen ein Uebergewicht der Artillerie und daneben eigene Bautruppen in mannigfachen Abtheilungen. Das künstliche Befestigungssystem großer Städte und die weitgetriebene Terrainbenutzung, bei welcher Bäume, Gräben, Hecken, Steine zu wichtigen Gegenständen werden, entsprechen unsern hohen, vielstöckigen Häusern, die mit Hülfe schwindelnder Gerüste erbaut werden, unsern künstlichen Verkehrsstraßen und der raffinirten, durch mancherlei Erfindungen und Maschinen unterstützten Bodenbenutzung. Man bedenke nun ferner unsere hohen Kirchthürme und die oft weit höheren Kamine der Fabrikanlagen; man bedenke die Schachte, Stollen und Fahrten der Bergleute; den Schaffner, der um die brausenden Eisenbahnzüge klettert, und den Steiger einer Löschabtheilung, der beladen durch Rauch und Qualm hindurch die Außenwand eines mehrstöckigen Hauses erklimmt; allenthalben wird man finden, daß bald im Gebrauch, bald in der Herrichtung jener Bauten und Geräthe der Mensch in die mannigfachsten Körperlagen entweder schon durch seine Arbeit versetzt wird, oder durch die geringste Störung versetzt werden kann. Vermöchte man die verschiedenen Stützungsarten des menschlichen Körpers vom einfachen Stand auf ebener Erde bis zu den abweichendsten Figuren nach der Wirklichkeit zu beobachten,

zu zählen und nach Claſſen in Vergleich zu bringen, ſo würde man zweifellos den Körper des modernen Menſchen ſchon im Leben ſelbſt verhältnismäßig weit öfter in den ungewöhnlichen Stützungsarten und Gleichgewichtslagen erblicken, als den des alten Griechen. Dies Verhältnis iſt nicht nur durch die Zunahme der induſtriellen Entwicklung noch in der Steigerung begriffen, ſondern auch durch die Uebung ſelbſt, wie ſie neben der Praxis namentlich auch das Turnen bietet. Denn in unzähligen Fällen läßt ſich eine Bewegung weit raſcher und leichter ausführen, wenn man den Durchgang durch eine abweichende Körperlage, etwa eine Stützung bloß durch die Arme, einen Kniehang u. dgl. nicht ſcheut, als wenn man zu demſelben Ziele in der gewöhnlichen Körperlage zu gelangen ſucht. Räumt man nun dieſen veränderten Verhältniſſen einen Einfluß auf unſere Leibesübungen ein, ſo iſt man keineswegs dabei gezwungen, zum bloßen Nützlichkeitsprincip ſeine Zuflucht zu nehmen. Wie alle andere Künſte, ſo darf auch die Gymnaſtik in der modernen Welt Anſpruch darauf machen, mannigfaltigere Motive zu entwickeln, als die des Alterthums, und in einem reicheren Stoff dieſelbe gewählte Harmonie zur Anſchauung zu bringen. Das Princip der Einfachheit wird dadurch nicht aufgegeben, daß eine vollere Entwicklung der möglichen Grundformen, wie in den zahlreichen Tonarten und der reichen Inſtrumentirung unſerer Muſik, eingeführt wird, ſo lange nur alles einzelne ſtets vom Ganzen, der Stoff vom Zweck und Gedanken beherrſcht bleibt. Wenn daher die neuere Turnkunſt eine Reihe neuer Stützungsarten als Ausgangsformen für ganze Geſchlechter von Uebungen aufſtellt, ſo iſt dies nur die dem ganzen Leben der modernen Welt entſprechende Fortentwicklung der Gymnaſtik, bei der das eigentliche Princip der vergeiſtigenden und damit veredelnden Durchbildung des Leibes durchaus unverändert bleibt. Hier ſind nun aber Reck und Barren zwei Geräthe, welche mit jener inſtinctmäßigen Sicherheit, die ſtets das Einfache trifft und dadurch grundlegend wird, gewählt ſcheinen. Man vergleiche die von Waßmannsdorf angeführten neugriechiſchen Namen μονόξυγον (Reck) und δίξυγον (Barren), wörtlich „Einjoch" und „Zweijoch." Den ſpäter erfundenen Doppelbarren könnte man in dieſer Analogie als „Dreijoch" bezeichnen; allein man fühlt, daß damit ſchon die Einfachheit des Grundgedankens, an die Stelle der Flächenſtützung, welche der Boden gewährt, eine Balkenſtützung zu ſetzen, verletzt wird.

Daß nun gerade die einfachſten Grundgeräthe die complicirteſten und zum Theil zweckwidrigſten Uebungen haben entſtehen laſſen, iſt natürlich, weil ſie die beliebteſten und die allgemeinſten blieben. Eine Kritik der Reck- und Barrenübungen wollen wir unten an die Beſprechung der Fortentwicklung des Jahnſchen Turnens in den Turnvereinen anknüpfen. Hier ſei zunächſt nur bemerkt, daß Jahn ſelbſt jene Einſeitigkeit des Gerätheturnens jedenfalls würde getadelt haben, welche gegenwärtig in ſo manchem Turnverein Platz gegriffen hat. Ringen und Springen, Schieben und Heben, Geben und Laufen bilden für Jahn gar wichtige Dinge, indem ihn ſchon ſeine beſtändige Rückſicht auf die Wehrhaftmachung der Nation die Richtung nicht verlieren ließ. Dagegen hängt freilich die Künſtelei und das Haſchen nach immer neuen, ſchwierigeren Schauſtücken mit einer Schwäche der Principien Jahns zuſammen. Es iſt dies die kritikloſe Hinnahme aller möglichen aus der Stützung des Körpers an den einmal erfundenen Geräthen zu entwickelnden Uebungsformen. Der leitende Grundſatz alles zu machen, was gemacht werden kann, läßt uns ganz deutlich die Schule des ſyſtematiſirenden Peſtalozzi erkennen, welche auf die Entwicklung des deutſchen Turnens entſcheidenden Einfluß gewonnen hat und bei Spieß wohl noch durchgreifender hervortritt, als bei Jahn. Peſtalozzis Ideal war eine möglichſt vollſtändige Aufzählung aller möglichen Elementarbewegungen in allen möglichen Gelenken, aus welchen ſich demnächſt wieder die Combinationen möglichſt vollſtändig entwickeln ſollten.*) Man hat es vielfach

*) Vgl. v. Raumer III. S. 410 ff. Es gilt übrigens auch für Peſtalozzi, was ganz beſonders bei Spieß in Anſchlag zu bringen iſt, daß die Praxis nie ſo einſeitig iſt, als die Theorie.

ſtreng getadelt, daß im deutſchen Turnen das Geräth gewißermaßen zum Zweck werde, indem die Frage: „Was läßt ſich an dem Geräth machen?“ an die Stelle der richtigen trete: „Für welche Muſkelthätigkeit bietet das Geräth die geeignete Stützung?“ Der Fehler liegt jedoch weit mehr in dem Princip der ſyſtematiſchen Entwicklung ſelbſt, wenn demſelben nicht ein kritiſcher Blick und große Beherrſchung des Stoffs in der Ausführung zur Seite ſtehen. In der That würde eine Gymnaſtik, welche ein Glied des Körpers nach dem andern, vom Halswirbel bis zu den Zehengelenken, ſeine Bewegungen durchmachen ließe, nicht nur entſetzlich langweilig, ſondern auch grundfalſch ſein. Denn welcher Phyſiologe möchte uns wohl zu beſtimmen im Stande ſein, in welchem Maße der Dauer und der Intenſität ein jeder Muſkel contrahirt, ein jedes Gelenk bewegt werden müßte, damit aus der Geſammtthätigkeit ſchließlich eine harmoniſche Körperbildung hervorgienge? Um uns aber aus dem Syſtem in die geſunde Praxis hinüber zu retten, bedarf es nur der Hülfe der Natur, welche, *ſobald man einen ſcheinbar außerhalb des Körpers liegenden Zweck ins Auge faßt, gleich fertige Gruppencombinationen der Muſkelthätigkeit durch den auf den Zweck gerichteten Willensimpuls, übrigens unbewußt, entſtehen läßt.**) Gerade in ſolchen Combinationen aber ſtellt ſich das natürliche Verhältnis der Zuſammenwirkung ſtarker und ſchwacher, rechts- und linksdrehender, beugender und ſtreckender Muſkeln theilweiſe von ſelbſt her, und wenn ſtatt der einſeitigen Wiederholung weniger Bewegungen, wie ſie die körperliche Arbeit oft bringt, mannigfaltige und einander ergänzende Thätigkeiten der Art vorgenommen werden, ſo wird ſich eine Harmonie erzielen laſſen, wie ſie durch phyſiologiſche Berechnung oder gar unphyſiologiſche Gliederpuppen-Durchbildung nie zu erreichen iſt. Wenn der äußere Zweck beim Fechten, Reiten, Schwimmen u. ſ. w. grundſätzlich maßgebend bleibt, ſo wird er ja wohl auch beim Reck und Barren *als natürlicher Führer der Bewegungsverbindungen* nicht ganz zu verachten ſein.

Um dies zu veranſchaulichen, wollen wir an einige nicht gar zu leichte, aber durchaus innerhalb der Schulgrenzen liegende Uebungen erinnern. Jeden Turner muß es reizen, ein ſchulterhohes Reck mit Unterſtützung der Arme zu überſpringen. Hier bildet ſich in den einfachſten Formen dies auszuführen eine treffliche Reihe von Uebungen, die alle in anatomiſch-phyſiologiſcher Hinſicht ſchon ſehr zuſammengeſetzter Natur ſind. Noch mehr iſt dies der Fall, wenn man das Reck ſprunghoch ſtellt und nun verſucht, in ſchönen genau beſtimmten Bewegungen den Körper zum Sitz oder Stütz auf der Stange zu bringen. Das ſchöne Schwungſtemmen, das praktiſch vielfach verwendbare Ziehklimmen mit gleicharmigem Aufſtemmen, die leichteren Aufſchwünge mit Kniehang eines Beins (die ebenſo nützlich ſind, als die *Kniewellen*, namentlich mehrmals fortgeſetzt, verwerflich), dies alles ſind Bewegungsformen, deren heilſamen Einfluß man unmittelbar ſpürt und durch die Erfahrung beſtätigt findet. Wer aber hätte ihn wohl bisher phyſiologiſch berechnet? Wer hätte auch nur ſich bemüht, von den die Hauptlaſt hebenden Muſkelcontractionen abgeſehen, alle die für die körperbildende Wirkung ſo wichtigen Nebenthätigkeiten aufzuſuchen, wenn bis in das letzte Zehengelenk hinein jetzt Beugung, jetzt Streckung, jetzt leichte Erſchlaffung, jetzt jene gleichzeitige Spannung der Antagoniſten ſich verbreitet, die dem Anfänger das Ausſehen ſteifer Unbeholfenheit, dem Geübten die edle, mannhaft feſte Haltung verleiht?

Mendelsſohn, Beitr. zue Geſch. d. T., nimmt in dieſer Hinſicht Peſtalozzi in Schutz und zeigt, daß in deſſen Anſtalt namentlich unter Ramſauers Leitung der gymnaſtiſche Unterricht zweckmäßig betrieben wurde. Dies mag im allgemeinen ebenſo wahr ſein, als es gewiß iſt, daß Peſtalozzi in die Geſchichte der Leibesübungen fruchtbar und folgenreich eingegriffen hat. Deswegen bleiben doch die Einſeitigkeiten der Theorie nicht nur als ſolche beſtehen, ſondern ſie werden auch immer mehr oder weniger in der Praxis hervortreten.

*) Der Beweis dieſes Satzes gehört in die naturwiſſenſchaftliche Pſychologie; mit Bedauern habe ich alle dahin führende Fäden kurz abſchneiden müſſen.

So ist also das so viel geschmähte Ausgehen vom Geräthe ein treffliches heuristisches Mittel zur Auffindung guter in mannigfacher Zusammensetzung doch wieder einfacher, harmonischer Bewegungen, die auf den Turnplätzen wohl gegen das Streben, nur mit physiologisch berechneten Thätigkeiten einer Muskelgruppe nach der andern zu wirken, sich eben so lange behaupten werden, als man natürlich zusammengesetzte Speisen bei Tisch der Ernährung durch chemisch dargestellte Elemente vorzieht. Der große Fehler jedoch, in welchen Jahns Schule verfiel, war der, daß man nun glaubte, durch systematisches Aufsuchen aller möglichen am Geräth auszuführenden Bewegungen die Turnkunst zur Vollkommenheit bringen zu können. Das heuristische Princip wurde zum Entwicklungsprincip erhoben und dadurch die natürliche Leitung des gesunden Instinctes, des Schönheitssinnes und der Beachtung augenfälliger Wirkungen sehr beeinträchtigt. Schön und belebend war freilich der Eifer der Erfinder in brüderlichem Zusammenwirken, wie Jahn im Vorbericht zur Turnkunst ihn schildert; aber wem sollte es nicht schon als der Keim eines großen Uebels erscheinen, wenn (S. VI.) auf die Erfindung von 132 verschiedenen Wellenaufschwüngen am Reck ein großes Gewicht gelegt wird, während vom Werth derselben gar keine Rede ist? Der Hauptvertreter dieser systematisirenden Richtung war übrigens Eiselen, dessen große Verdienste um die Turnkunst durch unsere Nachweisung einer Schattenseite nicht geschmälert werden sollen.

Die Periode der Eroberung des Stoffes, des Erfindens, Benennens, Ordnens nahm die Kräfte der begeisterten Träger der Kunst so vollständig in Anspruch, daß an kritische Richtung zunächst nicht gedacht werden konnte. Sicherlich aber wäre die Rücksicht auf harmonische Menschenbildung im deutschen Turnen nicht zurückgegangen, sondern vorwärts, wenn nicht die politischen Verhältnisse die höher gebildeten Stände den Turnplätzen meist entfremdet hätten.

Im Jahnschen Turnen liegen die Keime des heutigen Schulturnens und des Vereinsturnens noch ungesondert neben einander. Jahn war Lehrer und Erzieher; sein Wirken galt vor allem der Jugend; diese hat er auch in der deutschen Turnkunst vor Augen, und zwar ganz besonders die Schuljugend der höheren Classen von Gymnasien und andern Lehranstalten.

Die Vereinigung der Turner ist eine freie Gemeinschaft; der Lehrer — seine Person erscheint von der des Turnwarts noch nicht geschieden — ist auf dem Turnplatze der „ältere Freund" der Turner, er soll „auch den Schein von Schulsteifheit vermeiden" und „mit seinen Schülern, Zöglingen und Anvertrauten zu leben verstehen und umzugehen wissen, daß sie ihn als Menschen lieben und als Mann achten." So unterrichtet denn, auch während derjenigen Uebungszeit, welche der eigentlichen Turnschule gewidmet ist, der Lehrer nicht direct, sondern er wählt aus den Verständigsten und Turnfertigsten Vorturner aus. Diese „müßen die Neuen in den Vorübungen unterweisen, und bei den Uebungen, wo es Noth thut, selbst vormachen (vorturnen). Sie müßen Hülfen zu geben wissen, und wo ein Ausgleiten oder Fallen leicht möglich ist, besonders Acht geben und bei der Hand sein, um allen Schaden zu verhüten .... Bei der Aufsicht über Jüngere und Schwächere müßen sie besonders berücksichtigen, daß es hier nicht sowohl auf Erlangung von Fertigkeiten, als auf allgemeine Vorbereitung zur Turnfähigkeit ankommt." Auch der Vorturner muß die Uebungen nicht immer selbst vormachen, sondern er kann dies von dem Ersten oder dem Anmann jeder Riege thun lassen. Bei der Turnkür aber, da jeder sich seine Beschäftigung selbst wählt, haben Lehrer und Vorturner theils die Ordnung zu erhalten, gelegentlich einen einzelnen oder eine Riege zu unterweisen, theils aber auch sich selbst zu üben, und vom Lehrer heißt es, er solle „es bei Leibe nicht allen Turnern zuvor- oder gleichthun wollen, sondern sich still und bescheiden ohne Lärm und Geschrei einturnen." Diese eigenthümliche Einrichtung hat sich ebenso zäh an den Schulen gehalten, als sie in den Turnvereinen Deutschlands, unter Studenten und Bürgern, maßgebend geblieben ist. Die Vorturner blieben in beiden Fällen dasselbe; die Stellung des Turn-

lehrers jedoch, der unter Schülern mehr die gewöhnliche Auctorität des Schulverhältnisses in Anſpruch nahm — oft freilich beim Mangel eigener gründlicher Befähigung zum bloßen Aufſeher herabſank —, ſonderte ſich von der des Turnwarts, der bei feſterer Begründung der Vereine meiſt die Spitze des Vorſtandes wurde, auf dem Platze die Uebungen leitete und in den Verhandlungen den Vorſitz führte. Ja nach Umſtänden ſetzten dann oft die Vereine dem Turnwart noch für die letztere Function den „Sprecher" zur Seite. Sehr häufig iſt aber noch heute derſelbe Mann Turnlehrer an einer Schulanſtalt und gleichzeitig Turnwart oder Sprecher eines Vereins. Dieſe Zuſammenhänge, der gemeinſame Urſprung, endlich das Beiſpiel, insbeſondere bei Schauturnen und Turnfeſten, bewirken, daß trotz aller theoretiſchen und theilweiſe auch praktiſchen Umgeſtaltungen des pädagogiſchen Turnens doch im ganzen der Jahnſche Geiſt, wenigſtens was die Uebungen und die ganze Betriebsweiſe betrifft, in den Schulen herrſchend geblieben iſt, in deren Gebiet er von den Vereinen aus durch tauſend Pforten immer neu wieder eindringt.

Seit die Breslauer Kämpfe (vergl. über ſie v. Raumer III. S. 422—426 und IV. S. 121—134. 3. Aufl.) das Augenmerk der Regierungen auf die politiſche Seite der Sache gerichtet hatten, verfolgte man bald die Turner wie die Demagogen, und in Preußen, wo gerade ein Plan zur allgemeinen Anlegung von Turnplätzen durch die ganze Monarchie war ausgearbeitet worden, wo tüchtige Offiziere ſchon die Wichtigkeit des Turnens als Vorſchule zur Landwehr erkannt hatten, eben hier wurde bald die Beförderung in Unterdrückung verwandelt, während ſich in Süddeutſchland und noch mehr in der Schweiz die Turnvereine ausbreiteten und entwickelten*). Die durch Cabinetsordre vom 12. Nov. 1819 geſchloſſenen Turnplätze wurden erſt ſeit 1834 in einzelnen Fällen, ſeit 1837 aber allgemein den Schulen wieder freigegeben, worauf die durch Lorinſer angeregte Frage der Geſundheit in den Schulen (vergl. d. Art. Lorinſer) nicht ohne Einfluß geblieben war.

Als im J. 1842 durch Cabinetsordre vom 6. Juni 1842 endlich allgemeine Anſetzung von Turnſtunden bei den höheren Schulen angeordnet wurde, waltete bereits das Beſtreben vor, welches ſich auch in der betreffenden Cabinetsordre deutlich ausſpricht, die Sache auf einen neuen Boden zu ſtellen und von den Traditionen der Jahnſchen Zeit möglichſt frei zu erhalten. Damit ſtand freilich die gleichzeitig erfolgte Berufung Maßmanns zur Oberleitung des Turnweſens im Widerſpruch, denn Maßmann hielt die Idee des Jahnſchen Turnens unbedingt feſt und konnte deshalb, auch ehe Rothſtein an ſeine Stelle trat, nie zu einer durchgreifenden Wirkſamkeit gelangen. So trat hier zunächſt auf negativem Wege die Trennung des Schulturnens von dem Vereinsturnen ein, welche im Süden auf dem Wege poſitiven Fortſchrittes durch Einführung des Spießſchen Turnens ſich Bahn brach. Dennoch beherrſchte das Turnen der Vereine im Norden wie im Süden auch die weit überwiegende Mehrzahl der Turnplätze höherer Schulen.

Es wäre nunmehr diejenige Fortbildung der deutſchen Turnkunſt zu beſprechen, welche in den Turnvereinen ihren hauptſächlichen Sitz hat, wobei wir von dem gegenwärtigen Betrieb derſelben ausgehen und die Vorwürfe, welche insbeſondere von den Vertretern der „rationellen Gymnaſtik" ausgegangen ſind, in Betracht ziehen müßen. Wie

*) Es iſt eigenthümlich, daß gerade in der Schweiz ſich das Turnen im ganzen am reinſten nach Jahns Grundſätzen fortbildete. Hier, wo es nicht geſchehen konnte, daß die Vaterlandsliebe des Bürgers an ſich ſchon Parteiſache ſchien, und daß die ſittliche und phyſiſche Kräftigung des Volkes Bedenken einflößte, dachte man niemals ernſthaft daran, aus den Turnvereinen Mittel politiſcher Agitation zu machen. Die Verbindung zwiſchen den einzelnen Vereinen diente dazu, den großen Turnfeſten Glanz und Halt zu verleihen, und die Sache ſelbſt trat je länger je reiner hervor. In Süd- und Mitteldeutſchland haben die Vereine nicht ſelten politiſchen Bewegungen zur Stütze gedient, während ſie im Norden hauptſächlich um ihre Exiſtenz zu kämpfen hatten: ein Kampf, der freilich an ſich ſchon oft eine oppoſitionelle Stellung mitbringen mußte.

ſchon bemerkt hat ſich die Vorliebe der Turner mehr und mehr auf Reck und Barren geworfen; ja es giebt tüchtige Vereine, in denen die ausgezeichnetſten Turner faſt ausſchließlich das Reck behandeln. Sehen wir nun zu, was an dieſen beiden aus Jahns Schule hervorgegangenen Geräthen gegenwärtig gemacht wird.

Beginnen wir mit dem Barren. Ein hervorragender Turner unſerer Zeit würde lächeln, wenn man ihm den ganzen Uebungsvorrath aus Jahns Turnkunſt darlegen wollte. Das Wippen bis beinahe zum Ueberſchlagen, nach Jahn „mit großer Vorſicht“ zu treiben, iſt ihm aus ſeinen Anfängerzeiten erinnerlich. Seit lange iſt das Handſtehen mit ſenkrecht in die Höhe geſtreckten Beinen für ihn die wichtigſte Operationsbaſis, wenn es ſich um das Erlernen neuer Stücke handelt. Er wandelt ſicher auf den Händen über die Holme hin, rückwärts und vorwärts; vielleicht hat er einen Anfang im gleichhandigen Hüpfen gemacht. Er übt ſich gern darin, im ſogenannten „Hochſtand“ mit einer Hand auf den Holm der andern überzutreten und dann nach der Seite hinaus den Ueberſchlag oder die Wende zu machen. Am Ende das Barrens macht er aus der Stellung des Ueberſchlagens, wenn die Beine ſenkrecht emporgeworfen ſind, plötzlich rücklehrend die Grätſche über die Enden der Holmen weg. Im Hochwippen die Hände zuſammenſchlagen und ähnliche halsbrechende Dinge ſieht man bei Schauturnen häufig. Für den Turner zweiten Ranges ſind es namentlich die Knieſtützübungen, die in den mannigfachſten Variationen und Combinationen immer wieder kehren. Die Folge dieſer Uebertreibung iſt eine zu ſtarke Ausbildung der Bruſt- und Rückenmuſkeln und eine Entwicklung der Schultern, welche oft den Kopf etwas nach vorn drängt.

Iſt dieſe Ausbildung gewonnen und ſind dabei die Beine in der Uebung und ſomit auch in ihrem Gewichte zurückgeblieben, ſo werden dann jene „Wagen“ leichter, bei welchen der Körper im Hang horizontal gehalten wird. Die Wage nach vorn, wobei der Rücken in der horizontalen Lage der Erde zugekehrt iſt, iſt auch auf unſern hervorragenden Turnplätzen ein ſeltenes Stück, welches jedenfalls eine kräftige Geſammtentwicklung des Rumpfes vorausſetzt; allein ich habe es faſt nie geſehen, ohne bei den Turnern, welche es machten, ein Misverhältnis in der Entwicklung der Beine im Vergleich mit dem Oberkörper zu bemerken. So bringt denn allerdings der Barren gegenwärtig gerade für die beſten Turner die Gefahr einer einſeitigen Körperbildung und die Gewöhnung an unnatürliche Stellungen mit ſich.

Wenn dagegen die Feinde des deutſchen Turnens den Barren verbannen wollten, weil die Uebungen an demſelben „zum Theil der körperlichen Entwicklung und der Geſundheit nachtheilig, zum Theil entbehrlich“ ſeien, ſo iſt dies Uebertreibung. Selbſt das Gutachten des Dr. Abel, (Centralbl. f. d. Unterr. Verw. 1861 S. 543) muß eingeſtehen, daß Unglücksfälle — Beinbrüche, Verrenkungen — nach des Verfaſſers Erfahrungen am Barren ſeltener vorkommen, als am Balancirbaum, am Schwingel, am Reck. Von den als Folgen des Barrenturnens angegebenen Erſcheinungen der „übermäßigen Ermüdung, Muſkelſchmerzen, Bruſtſtechen, Kopfcongeſtionen, partiellen Muſkelzerreißungen“ ꝛc. iſt weder der Grad des Uebels noch die relative Häufigkeit beſtimmt beobachteter Fälle angegeben. Was ſoll man vollends zu der Möglichkeit von Lungenblutungen oder ſchlimmen Knochenhautentzündungen (infolge Anſchlagens der Schienbeine bei der Scheere) ſagen, wovon doch der Verfaſſer jenes Gutachtens bei den Millionen von Barrenübungen, welche alljährlich in Deutſchland gemacht werden, kein einziges Beiſpiel in Erfahrung gebracht hat? Entbehrlich iſt der Barren nicht mehr und nicht weniger als das Reck oder der Querbalken; namentlich bilden die Stemmübungen an ihm einen für den ungekünſtelten Betrieb wohl nothwendigen Gegenſatz zu den Hangübungen am Reck. Die oben von uns berührten Fehler aber kann auch der geſunde Menſchenverſtand durch Maßhalten und entſprechendes Betreiben des Laufens und Springens zur Stärkung der untern Extremitäten beſeitigen.

Noch allgemeiner ſteht das Reck in üblem Rufe bei den Gegnern, wie gleichzeitig

im Ansehen bei den Turnern. Die Neigung zum Reck kann bei seinen Freunden, wie es vielleicht mit keinem andern Turngeräthe so der Fall ist, zur schwärmerischen Liebe werden. Doch betrachten wir die Schattenseiten! Hier treten sie schon bei Jahn selbst zu deutlich hervor. Es sind zunächst die Wellen, die Mühlen, die Felgen aller Art, kurz die Umschwünge, bei denen der Kopf sich in der Peripherie eines Kreises bewegt, gegen welche die Angriffe sich richten. Jahns Kniewelle, Sitzwelle, Burzelwelle, Mühle u. s. w. möchten schwerlich eine vom physiologischen und ästhetischen Gesichtspuncte ausgehende Kritik bestehen können und dürften namentlich von den Schulturnplätzen gänzlich zu verbannen sein.

Schädlich muß man sie jedenfalls nennen, wenn, wie Gedankenlosigkeit und Stoffmangel es oft herbeiführen, dergleichen Uebungen am Reck Hauptgegenstand werden, indirect vielleicht der überwiegende Stoff des ganzen Turnunterrichtes. Besser als vom Geschmacklosen und Unzweckmäßigen hat sich Jahn vom Uebertriebenen, Halsbrechenden und Seiltänzerhaften fern gehalten; hier war denn für die Entwicklung des Vereinsturnens ein ergiebiges Feld von Erfindungen. Namentlich wurden viele Uebungen in modificirter Gestalt vom Barren und vom Schwingel auf das Reck übertragen; letztere zum Theil, sofern es sich um ein Sprungreck von mäßiger Höhe handelt, mit Recht. Schulterstehen, Handstehen, Ueberschlag, Grätsche mit Griffwechsel und Kreuzwelle combinirt sind keine seltenen Dinge mehr. Sitzwelle und Kniewelle rückwärts werden mit frei erhobenen Armen gemacht; Freiübungen, die schon auf ebener Erde nicht gerade leicht sind, im Stand auf der Reckstange ausgeführt. Dabei findet man häufig in den Vereinen gänzlichen Mangel des Schulturnens mit seinen Vorübungen und geordnetem Uebergang vom Leichteren zum Schwereren; die Vorturner entbehren oft des Geschicks und der Lust die Anfänger heranzuziehen, so daß eine tüchtige Durchbildung der Mehrzahl fehlt. Der Anfänger macht am Barren seine Scheere, wenns hoch kommt den Ueberschlag mit einknickenden Armen, am Reck die Kniewelle oder gar die häßliche Armwelle, und verliert darüber die Lust den Platz zu besuchen. Das Reck insbesondere, an dem sich doch so manche schöne, einfache Uebung machen läßt, ist wegen des Vorwaltens der schwierigen und glänzenden Stücke und als Lieblingsgeräth der Heroen für den Anfänger oft ein Gegenstand ängstlicher Scheu. Fast immer, auch bei Uebungen, die dies keineswegs fordern, sprunghoch gestellt, schreckt es schon durch seine Höhe und den Schein der Gefährlichkeit ab oder lockt umgekehrt den eitlen Waghals zu Versuchen, die seiner Kraft und Geschicklichkeit weit voraneilen. Das Publicum sieht natürlich bei Festen und andern Gelegenheiten gerade auf das Reck theils mit unverständiger Bewunderung, theils mit Abneigung und mit um so größeren Vorurtheilen, als manche beliebte Uebungen mit den Productionen der Seiltänzer eine unverkennbare Aehnlichkeit haben. Nun ist aber dagegen wohl zu beachten, daß alles dies nur Schattenseiten einer an sich guten Sache sind. Nicht nur machen manche blühende Vereine schon jetzt in den meisten Beziehungen eine rühmliche Ausnahme, sondern es ist auch leicht zu sehen, daß auch jenes mangelhafte Turnen immer noch der gänzlichen Vernachlässigung gegenüber ein hoher Gewinn ist. Für den fördernden Reiz der elastischen Reckstange kann in freien Vereinen junger Männer der starre Querbaum keinen Ersatz bieten. Wir sind übrigens auch weit entfernt, jede glänzende und schwierige Reckübung zu tadeln. Selbst ganz außergewöhnlichen Leistungen, welche im Wetteifer zur vollen Entwicklung männlicher Kraft auffordern, muß ein gewißer Spielraum bleiben, und nicht einmal vom Schulturnen wird man sie, wenn man z. B. mit oberen Gymnasialclassen zu thun hat, grundsätzlich fern halten dürfen. Zunächst sind natürlich Kraftübungen, wie Aufziehen im Hang an einem Arm, gleicharmiges Aufstemmen aus dem Ziehklimmen, verschiedene Wagen, Felgaufzug u. s. w. unbedingt zuzulassen; nicht minder aber großartige, voll ausholende Schwungübungen, wenn sie den Körper in schöner und gesunder Haltung und Streckung wirken und große, wichtige Muskelgruppen in

ausgiebiger Verkürzung arbeiten laſſen. Hieher dürfte wohl die Rieſenwelle, Schwungſtemmen mit Wende, die Kippe (eine ſchöne Abart des Schwungſtemmens) u. a. zu rechnen ſein. Ein Stück wird um ſo verwerflicher, je größer die Mühe des Einſtudirens im Verhältnis zu der Wirkung der Ausübung iſt. In ſehr vielen Fällen trifft dieſes Kriterium mit andern, ebenfalls berechtigten Rückſichten zuſammen: die mühſam einſtudirten Stücke ſind meiſt unſchön, oft gefährlich und gehen faſt immer von ungewöhnlichen Gleichgewichtslagen aus, die zwar, wie wir geſehen haben, in der modernen Welt mehr Geltung haben dürfen, als in der antiken, jedoch immer in der Anwendung beſchränkt bleiben müßen.

Wäre es nun richtig, das Turnen der Turn-Vereine für Erwachſene und die von hier aus ſich verbreitenden Strömungen ſchlechthin als das „deutſche Turnen" zu bezeichnen, ſo möchte es noch vielleicht ſcheinen, als ob diejenigen Recht hätten, welche ihm die Gymnaſtik oder die „rationelle Gymnaſtik" gegenüberſtellen, in dem ſie behaupten, daß dieſe allein wahre und geſunde Leibesübung lehre, jenes aber in Athletik ausgeartet ſei.

Dennoch aber iſt dieſer Gegenſatz nach allen Seiten falſch. Denn nicht nur hat das deutſche Turnen in folgerechter Entwicklung urſprünglich vorhandener Momente auf dem pädagogiſchen Gebiete noch ganz andere Sproſſen getrieben, die wir gleich werden kennen lernen, ſondern es iſt auch das Vereinsturnen, ſo ſehr es ſich leider vielfach der Athletik genähert hat, doch noch durch eine große Kluft von dieſer geſchieden, weil es nicht fachmäßig, ſondern zu freien Bildungszwecken betrieben wird. Nun aber iſt der Grund jener Ausartung zum großen Theil die aus politiſchen Gründen hervorgegangene Hemmung und Unterdrückung, welche den Vereinen die praktiſche Theilnahme der Gebildeten nur zu oft entzogen hat. Daß unter einigermaßen günſtigen Verhältniſſen neben dem Uebel ſofort auch das Heilmittel entwickelt wird, zeigt z. B. der Umſtand, daß auf einem Turntage zu Cöln im Juni 1861 von mehreren Vereinen ganz unabhängig der Antrag geſtellt wurde, daß in Zukunft mehr Gewicht auf ein genaues und ſchönes Schulturnen gelegt werde, als auf vereinzelte ſeltene Kunſtſtücke*). Wenn dies allgemein durchgeführt wird, ſo werden die Folgen davon unberechenbar ſein; denn das Preisturnen übt einen durchgreifenden Einfluß auf die Praxis der Vereine aus, während dieſe wieder dem pädagogiſchen Turnen einen mächtigen Strom der Anregung zuſenden müßen. Eine völlige, principielle Spaltung zwiſchen dem Turnen der Schule und dem der Erwachſenen wäre dagegen ein unerſetzlicher Verluſt nationaler Kraft und echten volksthümlichen Lebens.

Es iſt nur zu natürlich, daß eifrige Jugendlehrer in der Zeit der politiſchen Verfolgung und Unterdrückung des Turnweſens verſuchten, die Leibesübungen aus der durch Jahn geſchaffenen Verbindung mit Volksthümlichkeit und Vaterlandsliebe herauszureißen und dadurch den auf ihnen ruhenden Bann zu löſen. Dies ließ ſich um ſo ſicherer erreichen, je mehr die Leibesübungen auch ihrem Stoff und ihrer Betriebsweiſe nach ſich vom Jahnſchen Turnen unterſchieden, je enger ſie zu den Künſten der vornehmen Welt, als Fechten, Tanzen, Anſtandslehre u. ſ. w. in Beziehung traten. Einen ſolchen Weg ſchlug Werner ein, welcher als tüchtiger Fechtmeiſter bereits bekannt, im Jahre 1820 als Lehrer der Gymnaſtik, insbeſondere der Fecht- und Voltigirkunſt, an die Univerſität Leipzig berufen wurde. Hier fand er das Fechten verwildert, das Voltigiren vergeſſen, das Turnen geſcheut und verdächtigt. Mit Geſchick und Energie wußte Werner auf dem Fechtboden Ordnung zu ſchaffen, den Sinn für Waffenübungen unter der akademiſchen Jugend zu beleben, das Voltigiren ans Licht zu ziehen, und bald zog er auch andere Leibesübungen unter dem Namen der Gymnaſtik in den Kreis

*) Seitdem iſt von W. Angerſtein eine dieſem Zweck durchaus entſprechende Preisturn-Ordnung vorgelegt worden, welche für Rheinland und Weſtfalen ohne Zweifel in der Hauptſache zur Anwendung kommen wird.

seiner Thätigkeit. Während die jugendlichen Freunde der Turnkunst sich hierüber ärgerten und in dem neuen Namen und veränderten Wesen der Sache einen Versuch sahen, die echte Turnkunst zu verfälschen oder zu verdrängen, stattete der preußische Minister von Altenstein Werner einen Besuch ab und erklärte, daß er der Wahl jenes Namens für die geregelten Leibesübungen völlig beistimme. Vorurtheilsfreie Männer unter den Begründern der Turnkunst, wie namentlich Eiselen, erkannten das Zeitgemäße und Lobenswerthe in Werners Streben und traten in regen Verkehr mit ihm, als er sich, nachdem er einige Jahre in einer anderweitigen Laufbahn verlebt hatte, in den dreißiger Jahren in Dresden fast ausschießlich der pädagogischen Gymnastik widmete. Werner hatte sich bereits in Leipzig eifrigst bemüht, durch anatomische und physiologische Studien eine Grundlage für den Uebungsbetrieb zu gewinnen, die ihm um so nothwendiger schien, als er eine dreifache Richtung der Gymnastik in ihrer Anwendung auf die Schule, das Heer und die Heilkunde annahm. Sein System ist hierin dem des Schweden Ling ähnlich, welcher übrigens noch einen vierten Theil, die ästhetische Gymnastik, aufstellt. Mit Recht ließ Werner diese in ihrer Einheit mit der pädagogischen Gymnastik bestehen, gieng aber freilich in einseitiger und äußerlicher Hervorkehrung der ästhetischen Seite der Leibesübungen weit ab von der einfachen Bahn gesunder Erziehungsgrundsätze. Eben seine Spielereien mit Fahnen, Kränzen und Shawls und die öffentlichen Aufführungen im Gewandhaussaale zu Dresden erweckten den Pflegern der ernsteren Turnkunst Mistrauen und den Pädagogen die wohlbegründete Befürchtung einer Beförderung der Eitelkeit. Mit Ling und Spieß theilt Werner das Verdienst, die Gymnastik der weiblichen Jugend mächtig angeregt zu haben; wie Ling aber concentrirte auch er sein Interesse mehr und mehr auf die Heilgymnastik, der er sich später als Vorsteher einer orthopädisch-gymnastischen Anstalt zu Dresden ausschließlich widmete.

Weitaus die bedeutendste Fortbildung erfuhr indes das deutsche Schulturnen durch Adolf Spieß.

Die von ihm ausgehenden Bestrebungen tragen in pädagogischer, stofflicher und theoretischer Hinsicht je einen ganz bestimmten Grundsatz an der Spitze: unbedingte Einordnung des Turnens in den Organismus der Schule nicht als Erholungsmittel, sondern als Bildungsmittel für Geist und Leib; Ableitung des Uebungsstoffes aus den natürlichen Bewegungsverhältnissen des Einzelnen und der Massen, mit strenger Unterordnung des Geräthes unter den Zweck, dem es jedesmal dient; systematische Vollständigkeit in der Darstellung aller Bewegungsverhältnisse, unter Einordnung derselben in gewiße große Hauptclassen. Man sieht, daß in jeder dieser Beziehungen das Streben nach Ordnung das eigentliche Lebensprincip der Spießschen Schöpfungen ist; kein Wunder, daß man oft einseitiger Weise die „Ordnungsübungen" als alleiniges Kennzeichen Spießscher Turnweise nahm; kein Wunder, daß Spieß, bei aller Begeisterung, die seine edle Persönlichkeit, sein eben so sinniges wie energisches Walten auch in andern Kreisen weckte, doch ganz besonders die Aufmerksamkeit der Schulmänner des Verwaltungsfaches auf sich zog. Mußte doch dies letztere schon deshalb wohl der Fall sein, weil Spieß in natürlichster Weise und ohne gerade diese Absicht zu hegen, dem Turnen der Schüler jede politische Seite entzog. Was sich auf negativem Wege so schwer erreichen ließ, eben dasselbe bot sich hier als beiläufig sich ergebende Consequenz eines in sich berechtigten positiven Schaffens ganz von selbst dar. Auf diese Unbefangenheit, die bei Spieß durchaus wahr und lauter ist, hat ohne Zweifel der Umstand mächtig eingewirkt, daß ihm vergönnt war, eine langjährige Lehrthätigkeit in der Schweiz zu üben, auf jenem Boden, wo, wie wir gesehen haben, das Turnen seine naturgemäßeste Entwicklung genommen hatte. Ein anderer Vortheil, der zur Ausbildung seines Systems mächtig beitrug, war der, daß Spieß in Burgdorf auch den Turnunterricht für Mädchen zu leiten hatte und sich dadurch von selbst auf die Verallgemeinerung des Uebungsbegriffs

geführt und zur Vollendung der längſt in ihm keimenden Neuſchöpfungen faſt genöthigt ſah, während ein Turnplatz von 300′ Länge und 156′ Breite den genügenden Raum zur Entfaltung und Geſtaltung ſeiner Gedanken darbot.

Aus dem Grundſatze völliger Einordnung des Turnens in das Ganze des Schulunterrichtes leitet Spieß eine Reihe durchgreifender Forderungen ab. Die bisher übliche Weiſe, die ſämmtlichen Schüler einer oder mehrerer Anſtalten gleichzeitig auf dem Turnplatze zu beſchäftigen und den einzelnen Abtheilungen aus den gereifteren Schülern Vorturner zu beſtellen, verwarf Spieß, indem er vielmehr will, daß nur die gewöhnliche Claſſe, in welcher die Schüler auch ſonſt vereinigt ſind, je eine Turnabtheilung bildet, in welcher der Lehrer ſo viel als möglich den ganzen Unterricht direct und perſönlich ertheilt. Dabei ſoll ſich jedoch die Thätigkeit des Lehrers nicht nur auf die ernſte Zucht und Gewöhnung an beſtimmte Bewegungsformen, an Unterordnung des Einzelnen unter ein Ganzes, des Ganzen unter Befehl und Gedanken ausdehnen, ſondern es ſoll auch zu freier Turnkür Raum verſtattet, die Luſt der Kinder an mancherlei Spiel und fröhlichem Bewegen angeregt und geleitet werden. Wo möglich ſoll jede zuſammengehörige Claſſe täglich auch neben dem übrigen Unterricht mindeſtens eine Stunde Turnunterricht haben, von der etwa die Hälfte auf die ſtrengere, durch unmittelbaren Befehl des Lehrers geregelte Thätigkeit, die Hälfte dagegen auf freieres Ueben und Bewegen zu rechnen iſt. Die Schule ſoll auf dieſe Weiſe auch im Spiele ſelbſt einen ernſteren Sinn erzielen, ohne der jugendlichen Heiterkeit zu nahe zu treten; ſie ſoll durch ſolchen Turnunterricht ergänzt, recht eigentlich zum Mittelpunct der Erziehung und des Jugendlebens werden. Es ergiebt ſich aus dieſer Auffaſſung von ſelbſt, daß der Turnplatz auch räumlich womöglich mit der Schule vereinigt ſei, daß die Stunden dem Lectionsplan eingeordnet und der Lehrer völlig gleichberechtigtes Mitglied des Collegiums ſei. In der geſammten pädagogiſchen Haltung der Turnſtunde aber wird, abgeſehen von dem Einfluſſe der Ordnungsübungen, im weſentlichen derſelbe Geiſt ſtrenger Unterordnung des Schülers unter Wort und Wink des Lehrers Platz greifen müßen, welcher auch ſonſt im geregelten Schulleben unentbehrlich iſt.

In der Abgrenzung und Ausdehnung des Uebungsſtoffes gieng Spieß darauf aus, allenthalben die natürlichſten Stützungsarten und Bewegungsformen aufzuſuchen, nicht um bei ihnen ſtehen zu bleiben, ſondern um ſo gleichſam den zu entwickelnden Uebungsbegriff in möglichſter Allgemeinheit zu erfaſſen. So kam er dazu, Gehen und Stehen, Hüpfen und Drehen in einfachen und zuſammengeſetzten Bewegungsformen als beſonderes Uebungsfeld anzubauen. Sprung und Lauf, die beiden Grundſäulen volksthümlicher Gymnaſtik, treten daher in ſeiner Theorie verhältnismäßig ſehr zurück. Wollte man nach ſeiner Lehre der Turnkunſt urtheilen, ſo könnte man vermuthen, daß ihm auch Springen und Laufen, wie Stehen und Gehen hauptſächlich als Ausgangspunct für geregelte Gelenkthätigkeiten und Gliederbewegungen aller Art, für willkürliche Umgeſtaltung des natürlich einfachen Verfahrens gedient hätte. In ſeinem Syſtem kannte er das Springen nur bei den Freiübungen anbringen und doch fühlte er wohl, daß es auch hier keinen angemeſſenen Platz fand. Daher heißt es I. S. 135: „Das Springen in ſeiner ganzen turneriſchen Ausbildung iſt für den Zweck der Freiübungen zu ſehr ausgedehnt, als daß hier alle reinen und gemiſchten Springarten, wie ſie in der Turnkunſt geübt werden, mit aufgenommen werden könnten; wir verweiſen darum für dieſen weiteren Kreis von Springarten auf die Werke von GutsMuths, Jahn und Eiſelen, wo das Springen nach Regeln beſchrieben iſt.“ Man ſollte glauben, es wäre noch nicht genug an den von Spieß angegebenen Arten von einbeinigem, beidbeinigem, wechſelbeinigem Springen in Ballenſtellung und in Zehenſtellung, an dem Springen in den verſchiedenſten Winkel-Schritt- und Hockſtellungen, ſo daß Jahn und GutsMuths dies Verzeichnis noch vermehren müßten. Sprung und Lauf ſind aber in ihren einfachen Grundformen würdige Gegenſtände immer neuer täglicher Uebung, und das Sinnen und Streben des Lehrers

wie des Uebenden soll sich im Grunde mehr darauf erstrecken, die eine Art des für Schnelligkeit oder Dauer, Weite oder Höhe in Sprung und Lauf vortheilhaftesten Verfahrens immer reiner und bestimmter zu erfassen, als statt dessen zu fragen, wie man auch sonst noch laufen oder springen, und was man mit diesen Thätigkeiten für andere verbinden kann. Oder sollen wir etwa hier ein modernes, christliches Princip der Leibesübung im Gegensatz zum hellenischen erkennen? Es könnte nur liegen in dem Gegensatz des Strebens nach vollendeter Beherrschung des Leibes zu demjenigen nach Steigerung seiner natürlichen Leistungsfähigkeit. Allein die Erfahrung spricht nicht für die Stichhaltigkeit dieses Gegensatzes; vielmehr ist unser Leib von Gott so geschaffen, daß er gerade durch das Streben nach äußeren Zwecken, wie dem der Schnelligkeit, der Dauer, der Ueberspringung von Hindernissen zugleich seine vollkommenste Durchbildung und eben jenen Zustand erhält, in dem er dem Geist am vollkommensten gehorcht. Hiezu kommt, daß auch gerade das volle Ausproben und Ausholen der Kraft in einfachen Leistungen Momente der Geistesbildung enthält, die in anderer Weise nicht wohl zu gewinnen sind.

Dies ist eben die Seite, welche der Spießschen Turnlehre fast völlig fehlt. Anders ist es freilich in dem Turnbuch für Schulen, wo z. B. bei den Freiübungen der vierten Stufe (II. S. 407) nach Verweisung auf Repetition der Springübungen dritter Stufe ganz zweckmäßig geäußert wird: „Wir meinen, es solle insbesondere, etwa am Hochspringel, der gewöhnliche Hochsprung mit größerem oder kleinerem Anlauf, wobei mit einem Fuße abgesprungen, auf beide Füße niedergesprungen wird, und zwar öfter in die Wette geübt werden.“ Im ganzen waltet jedoch auch in diesem, zur Anleitung des Lehrers bestimmten Werke der Grundsatz der mannigfaltigen Entwicklung des Uebungsstoffes vor, und nur hie und da finden sich, wie Goldkörner, Bemerkungen eingestreut, die von einer tiefern technischen Einsicht zeugen. Der gediegene Schulpädagoge zeigt sich fast auf jeder Seite, allein das Jünglingsalter kommt auch in dieser Hinsicht im ganzen zu kurz. Dieser Mangel findet in dem Umstande seine volle Erklärung, daß Spieß das bisher nur zu einseitig auf das Jünglingsalter berechnete Turnen erst für Knaben zarteren Alters, und besonders auch für Mädchen umgestalten mußte und dabei ganz natürlich in der Richtung seiner Neuschöpfungen zu weit gieng.

Insofern nun aber Spieß seine Erfindungen auf dem Gebiete kunstvollen Gehens und Stehens, Hüpfens und Drehens mit rhythmischem Gepräge verfaß und sie mit musikalischer Begleitung darstellen ließ, gehören sie in das Gebiet des Tanzes im Sinn der Alten. Hier aber sind sie vollkommen berechtigt, wenn nur die Schönheit der Darstellung als beständige Richtschnur festgehalten und auch hier die Mannigfaltigkeit wenigstens so weit beschränkt wird, daß sie gewiße einfache Grundzüge nicht überwuchert. Es ist nicht das kleinste Verdienst unseres Spieß, daß er durch seine Bestrebungen auf diesem Felde den hellenischen Begriff des Tanzes uns wieder näher gebracht und einer — leider müßen wir noch sagen zukünftigen — Hineinziehung auch dieses Gebietes in den Bereich besonnener und pädagogisch durchdachter Erziehung durch Wort und Beispiel mächtig vorgearbeitet hat. Ganz besonders tritt nun diese Hineinziehung des rhythmischen Elementes in das Gebiet der Leibesübungen bei denjenigen Uebungsformen hervor, welche zum Zweck haben, das Verhalten in geordneten Massen zu lehren, welche in Aufstellungs- und Bewegungsweise die mannigfachsten Veränderungen vornehmen: bei den Ordnungsübungen. Mit Recht betrachtet man diese als mit den Freiübungen eng verbunden und zusammengehörig, obwohl sie bei Spieß in der Turnlehre erst den vierten Theil umfassen, während die Freiübungen den ersten bilden. Daß sich das Princip der Ordnungsübung, die Bewegung in geordneten Massen, auch auf Uebungen anwenden läßt, bei denen nicht der natürliche Boden die Stützfläche bildet, mochte für die Theorie Grund zu dieser Stellung am Schlusse des ganzen Systems abgeben; im Gebrauch sind die Ordnungsübungen von den Freiübungen unzertrennlich. Hier entwickelt nun Spieß die ganze Fülle seiner Erfindungskraft; hier findet sein musi-

kaliſches Talent, ſeine claſſiſche Bildung, ſein echt deutſches Gemüth den reinſten und fruchtbarſten Vereinigungspunct mit der Turnfertigkeit und der ſinnenden Ergründung aller Leibeskünſte. Bei dem Grundgedanken der Ordnungsübungen entſteht freilich die Frage, ob ſie ſtreng genommen in das Gebiet der eigentlichen Leibesübungen gehören oder nicht. Allein abgeſehen davon, daß ſie auch in letzterem Falle ein wichtiges Gebiet der Erziehung bleiben, ſtehen ſie doch jedenfalls mit der Gymnaſtik im engern Sinne in unzertrennlicher Verbindung. Ihr Zweck iſt nämlich, den Einzelnen in der Einordnung zu einem Ganzen zu üben, ihn zu geregelter Theilnahme an einem aus einer beliebigen Zahl von Individuen beſtehenden Körper zu erziehen, der in ſich gegliedert, ſich nach beſtimmten Geſetzen bewegt und umgeſtaltet. Hiebei werden denn allerdings zunächſt und in den Anfangsgründen hauptſächlich die Sinne geübt: das Auge, das Ohr, das Muſkelgefühl und vor allem der wache Zuſtand des Bewußtſeins, welcher die Thätigkeiten dieſer Organe und Kräfte beſtändig zuſammenfaßt. Die Anſtrengung, die Arbeit der großen Muſkelgruppen, tritt dagegen ſo ſehr zurück, daß z. B. für kräftige Knaben und Jünglinge eine Stunde Ordnungsübungen, ſelbſt wenn die Elemente überwunden ſind, ein anderweitiges Turnen nicht erſetzen kann. Mit Recht findet ein mir handſchriftlich vorliegender Bericht ſachkundiger Männer*) in den Spießſchen Ordnungsübungen ein beachtenswerthes Gegengewicht gegen die Gewöhnungen des Bücherlebens. „Der Büchermenſch“ heißt es dort „wird durch die beſtändige Beſchäftigung mit der Gedankenwelt, mit den ſprachlichen Formen der Dinge ſtatt mit den Dingen ſelbſt, mit Vorſtellungen und Begriffen ſtatt mit Anſchauungen, von der ihn umgebenden realen Welt abgezogen, das Senſorium für dieſe wird allmählich abgeſtumpft, das Bewußtſein und die Beherrſchung der eigenen körperlichen Fähigkeiten wird mit den Jahren gemindert, ſtatt gemehrt. Es würde noch weit mehr Exemplare ſolcher vertrockneten Menſchen geben, wenn nicht die geſunde Natur beſonders in der Jugend gegen den Zwang reagirte und die Feſſeln ſprengte. Dieſer geſunden Natur kommt das Turnen zu Hülfe, und die Spießſchen Ordnungsübungen eignen ſich vorzüglich dazu, die Aufmerkſamkeit des Turners aus dem Reich des Denkens zu den realen Dingen zurückzurufen, an die er ſonſt nicht gedacht, zu den Bewegungen des Körpers und deſſen ſchlummernden Kräften.“ Wenn der junge Gelehrte linksum ſtatt rechtsum macht, ſo wird er ausgelacht und merkt das nächſtemal beſſer auf, und wenn unter ſeiner Mitwirkung eine Umſetzung der Glieder ſchön zu Stande kommt, ſo erregt dies auch in ihm ein ſinnliches Wohlgefallen. Da nun dieſe Schärfung der Aufmerkſamkeit auf äußere Verhältniſſe nicht nur durch keine andere Turnart vollſtändig erſetzt wird, ſondern auch in mancher Lebensbeziehung die beſte Grundlage giebt, um den Leib zu ſeinen Verrichtungen geſchickter zu machen, ſo iſt man wohl berechtigt, auch dieſer Uebungsgattung eine allgemein bildende Bedeutung zuzuſchreiben, die denn auch Spieß in vollem Maße erfaßt hat. Sehr ſchön ſpricht er ſich hierüber in ſeinem Bericht über das Turnen, Baſel 1844, aus: „Das Weſen des Menſchen befaßt weder einen leibloſen Geiſt, noch einen geiſtloſen Leib allein, ſondern vielmehr einen lebendigen Leib und leibhaften Geiſt zugleich, die beide gemeinſchaftlich verbunden einig und eins ſind im Leben auf Erden. Darum wollen auch Ordnung und Zucht, wie überhaupt alles ſittliche eine leibliche Unterlage haben;“ und weiterhin: „Es iſt nicht zu verkennen, wie bei ſolchen leiblichen Gemeinübungen ein Ordnungsgeiſt aller einzelnen für die Geſammtheit erzogen werden kann, der zunächſt für das beſondere Verhältnis des Schülers in ſeiner Claſſe und Schule, dann aber überhaupt für alle Lebensverhältniſſe des Menſchen von höchſter Bedeutung ſein muß. Wir erinnern nur an das geſellſchaftliche Zuſammenleben in Familie und Haus, in der Gemeinde und im

*) Dieſer Bericht, dem ich um ſo mehr verdanke, da es mir nicht vergönnt war, Spieß perſönlich kennen zu lernen, wurde im Jahre 1854 an die württembergiſche Oberſtudienbehörde erſtattet.

Staatsverbande und besonders noch an den Eintritt eines jeden Bürgers in den Wehrdienst, wobei diese Kunst der freien Ordnung und Unterordnung in Verbindung mit kunstgeübter Kraft und Gewandtheit wohl ihre sichtbarste, unmittelbarste und gewichtigste Anwendung findet."

Spieß hat offenbar bei den Ordnungsübungen den Begriff des elementaren Exercirens (ohne Waffe) verallgemeinert und nach pädagogischen Rücksichten, die wir später betrachten werden, umgestaltet. Soll durch dies Verfahren aus einer bloß technischen Uebung, die als solche einem einzelnen gegebenen Zwecke dient, ein echter Zweig der Leibesübungen werden, so muß außer den von Spieß nachgewiesenen Beziehungen zum sittlichen Leben auch gezeigt werden, wie die Ordnungsübung für unser äußeres Leben und die in ihm erforderlichen menschlichen Kraftleistungen eine allgemeinere Bedeutung habe. Hier wollen wir denn neben dem Exerciren zunächst nur an das Löschwesen erinnern, wie an das gesammte Rettungswesen überhaupt, das mit steigendem Erfolg nach dem Princip der Ordnungsübung, man sagt gewöhnlich „militärisch", eingerichtet wird und namentlich für erwachsene Turner einen passenden Anhalt für Ordnungsübungen abgiebt. Dann dürfen wir wohl einen Blick auf unsere Handelsmarine, auf die großen Bauten und Erdarbeiten und endlich auf eine große Reihe von Industriezweigen werfen, in denen allen das Princip der Ordnung sich durch die Nothwendigkeit Bahn gebrochen hat und die theilweise (z. B. die Fabrication von Gußstahl) im großen gar nicht ohne militärische Ordnung betrieben werden können. Zu denjenigen leiblichen Verrichtungen aber, die sich aus der Entwicklung der Zeit mit Nothwendigkeit ergeben und die eine breite Entfaltung eines zum Wesen des Menschen gehörenden Oberbegriffes darstellen, muß die echte Erziehung das Allgemeine darreichen.

In der Verallgemeinerung des Ordnungsbegriffes befand sich Spieß so recht in seinem Elemente; doch erkannte er, daß sich die Ordnung, soweit sie von einem Befehl abhängt und unmittelbar dargestellt wird, nicht auf beliebig große Zahlen von Uebenden übertragen läßt. Während das übende Ganze im Heerwesen, dem sich unsere Ordnungsübungen vergleichen lassen (etwa das Bataillon oder die Compagnie), seine für jede Uebung feststehenden Gliederungen in Züge und Sectionen hat; während hier nur zwei bis drei Glieder die Tiefe der Grundstellung ausmachen und die Frontlänge sich demnach lediglich nach der Zahl der Uebenden bestimmt; während hier für Wendungen, Schwenkungen, Herstellung der Front oder der Marschordnung stets möglichst wenige Grundformen aufgestellt sind, denen sich andere aushelfend anschließen: hat Spieß jede mögliche Aufstellung und Gliederung als gleichberechtigt hingestellt; sein Uebungskörper hat mindestens schon so viele regelmäßige Grundstellungen, als die Schülerzahl Faktorenpaare, und rechts und links, vorwärts und rückwärts sind in allen Beziehungen gleich gestellt. Denkt man sich also 36 Uebende, so können diese nicht nur in einer Reihe stehen, sondern auch zu 2×18, zu 3×12, zu 4×9, zu 6×6 und wieder zu 9×4 u. s. w. Allein die Ordnungslehre umfaßt auch ungleiche Reihen, wie ungleiche Abstände, ungleiche Gliederungen. Das Ganze kann in beliebige kleinere Körper mit wiederum beliebiger Aufstellung und Zusammenstellung getheilt werden. Wo der Lehrer will, hat der Körper Glieder; wie er anordnet, so bewegen sich diese: Gangart, Richtung, Tempo, gleichzeitige Thätigkeit der Glieder und des Rumpfes, alles wird variirt, jedoch stets nach Befehl und Anordnung; der Uebende ist unbedingt gebunden, der Leitende hat zur Schranke scheinbar nur die physische Möglichkeit. Scheinbar freilich; denn als mächtiger Regulator tritt in diese Unendlichkeit das Princip der pädagogischen Zweckmäßigkeit. Für diese hat Spieß nun leider keine Theorie; man muß sich theils mit den Winken begnügen, die namentlich das Turnbuch in großer Zahl enthält, theils mit der Betrachtung der Beispiele, auf die Spieß mit besonderer Vorliebe immer wieder zurückkommt. Wir können in dieser Beziehung auch auf die zweckmäßige Auswahl verweisen, die Kloß in seinem Katechismus der Turnkunst getroffen hat, die jedoch bei ihrer großen Kürze das Studium des Turnbuchs nicht ersetzen kann.

Noch mehr als durch das allgemein pädagogiſche Princip ließ ſich Spieß, namentlich bei den vollkommneren Leiſtungen geförderter Schüler, durch das äſthetiſche leiten, welches ſich zu gleicher Zeit, wie es die Natur jeder Kunſt mit ſich bringt, entwickelnd und beſchränkend erwies. „Da mit dem Begriffe Kunſt," ſagt Spieß in ſeinem Bericht (Baſel 1844), „das Schöne unzertrennlich gedacht wird und da ja überhaupt das freie Spiel des Geiſtes im Leibe die Grundbedingung ſeiner Schönheit iſt, ſo iſt nach allem vorausgeſchickten kaum mehr nöthig zu bemerken, wie der vom Geiſt aus und für denſelben herangebildete Leib in dieſer Turnart vor allem (eben in den Frei- und Ordnungsübungen), nicht nur zu Kraft und Gewandtheit überhaupt, ſondern insbeſondere zu maßvoll wirkender, freier und darum ſchöner Kraft erzogen werden ſoll. Auch die Turnkunſt ſoll das Leben nicht nur kräftigen, ſondern ſie ſoll es auch veredeln und verſchönern helfen." Die Art nun, wie Spieß das Schöne erfaßte, iſt eine ganz beſtimmte. Spieß war muſikaliſch; das Ohr und das Taktgefühl leiteten ihn mehr als das Auge. An Sinn für plaſtiſche Schönheit ſcheint Ling ihn weit übertroffen zu haben, und wir finden nicht nur in den Abstractionen der Turnlehre, ſondern auch im Turnbuch manche unſchöne Stellung, Haltung und Lage, die Spieß theils duldet, theils gar erfindet. Wo es aber auf ſchöne Zeitfolge der Bewegungen, heitern oder charaktervollen Ausdruck der Schrittweiſen ankommt, ja auch bei den mit dem rhythmiſchen Element am nächſten verwandten Zahlenverhältniſſen der Aufſtellungen, aus denen die Bewegung erfolgt: da iſt Spieß überall Meiſter. Für die Erziehung aber iſt dieſe Seite der Schönheit die wichtigere; ſie hat zu den Elementen des ſittlich Schönen die nächſte Verwandtſchaft. Rhythmiſche Verhältniſſe ſind einfacher als plaſtiſche, und das Ohr bilden wir früher als das Auge. So entſtand dann bei Spieß als letzte und höchſte Anwendung der Ordnungsübungen der Reigen, der ſich zum Tanz verhält wie Ordnungsübung zur Freiübung. Den Tanz kann ſchon ein einzelner üben, wie denn auch im Reigen die Einzelnen tanzen; „Reigen" aber bezeichnet dabei eben die Geſtaltung und Ordnung des Ganzen. Mit dem Reigen, ja auch ſchon mit den einfachen Marſchübungen ſetzte Spieß nun auch die Muſik in unmittelbare Verbindung. „Spieß läßt ſehr oft," ſagt der erwähnte württembergiſche Bericht, „die Schüler während ihrer Marſchübungen, Schwenkungen, Evolutionen ein Lied ſingen und zwar ſo, daß die rhythmiſchen und melodiſchen Abſätze des Liedes mit den Zeiten, in welchen die wechſelnden Bewegungen vor ſich gehen, in Uebereinſtimmung ſtehen. Auch dieſes hat Spieß ſehr kunſtreich ausgebildet, ſo daß einzelne Lieder wirklich mimiſch dargeſtellt werden." Auch die Gefahr, daß hierbei das Experimentiren dem einfachen Zweck des Unterrichtes zu nahe treten möchte, hat ſich unſern Berichterſtattern gewiß mit Recht dabei aufgedrängt; im ganzen aber iſt hier ein ebenſo wichtiges als neues Feld pädagogiſcher Thätigkeit aufgeſchloſſen worden.

Bei der nahe liegenden Verwandtſchaft der Ordnungsübungen mit dem Exerciren muß hervorgehoben werden, daß Spieß ſich nicht nur in keiner Weiſe an daſſelbe anlehnt, ſondern vielmehr in freier Weiſe den allgemeinen erzieheriſchen Grund legen will, aus welchem ſich jedes Ordnungsverhältnis zuſammenwirkender Menſchen, alſo auch das eines exercirenden Heeres, mit Leichtigkeit ergeben muß. Mit dieſem großen Gedanken hängt die durchgehende Erſetzung der militäriſchen Commandos durch deutſche Befehlworte zuſammen. Der Schluß des 4. Bandes der Turnlehre, namentlich S. 228 u. ff. zeigt deutlich, daß Spieß daran dachte, ſeine Bezeichnungsweiſe auch in die Kriegerbildung eingeführt zu ſehen. Deshalb kann ihn der Vorwurf nicht treffen, daß durch ſeine Neuerungen ein Doppeltlernen und alſo unnützer Kraftverluſt für Staaten entſtehe, bei welchen der turneriſchen Bildung die allgemeine Wehrpflicht folgt. Spieß will auch Einheit in dieſen Gebieten, jedoch eine vernünftige und deutſche; ein Streben, dem man einen beſſern Erfolg wünſchen möchte. Auf einen bedeutenden methodiſchen Unterſchied zwiſchen den Ordnungsübungen und dem Exerciren werden wir zurückkommen.

Obwohl die Geräthübungen bei Spieß zurücktreten, ſo zeigt er ſich doch auch

auf diesem Gebiete erfinderisch. Reck und Barren schob er instinctmäßig möglichst bei Seite.

Eine vollständige Darstellung der Gründe hiefür war ebensowenig seine Sache, als eine kritische Prüfung und Sichtung der Uebungen; er fühlte, daß er für die Jugend zweckmäßigeres schaffen konnte, als was ihm vom Reck und Barren bekannt war, und er setzte es ohne weiteres an die Stelle, um so mehr, da auch sein Grundsatz des Classenunterrichtes auf diesem Gebiete weitere Reformen verlangte. So entstand die Hangleiter, so das Stangengerüst und die Stemmbalken, lauter Geräthe, an denen sich eine größere Zahl von Schülern gleichzeitig durch das Wort des Lehrers beschäftigen läßt. Durch Spieß, dessen Geist leicht ins weite gieng und selbst auf dem Gebiete der Ordnungsübungen kaum durch seinen ästhetischen Sinn in Schranken gehalten wurde, ist eine Mannigfaltigkeit von Geräthen aufgekommen, welche das Turnen in ungeschickterer Hand gründlich verderben könnte. Als einziges Beispiel erwähnen wir, daß er Turnl. 3, S. 38. ff. allein 8 Arten von Barren, ohne die Combinationen der unterscheidenden Eigenschaften, aufzählt und dazu noch bewegliche Handstäbe erwähnt, welche zur Ausführung mancher Barrenübungen angewandt wurden.

Es scheint übrigens, als ob Spieß die Vermannigfachung der Geräthe in Basel am weitesten getrieben habe und in Darmstadt, wo er seine Hauptschöpfung, die Ordnungsübungen, mehr und mehr ausbildete, in anderer Beziehung zur Einfachheit zurückgekehrt sei.

Ganz natürlich tritt jenes Streben nach systematischer Vollständigkeit und damit, bei dem Mangel eigentlicher Kritik, auch die Schattenseite seines Einflusses bei Spieß in seinen Schriften mehr hervor, als in seinem unmittelbaren Wirken. „Eine schriftstellerische Thätigkeit," heißt es in obigem Bericht, „ist nicht sein eigentlicher Beruf; sein Talent ist ein praktisches; er folgt bei dem, was er schafft, einem fast instinctmäßigen Drang und construirt es erst, wenn es dasteht, aus Begriffen."

Das wissenschaftliche Princip der Turnlehre geht nicht viel über das des Schematismus hinaus; nur die Ordnungslehre, die schon deshalb einen höheren Werth hat, als die übrigen Theile, weil dieser Stoff eine bloß formale Behandlung erträgt und theilweise fordert, zeichnet sich auch dadurch noch aus, daß sie auf die speciellere Technik in manchen Fragen, z. B. über die Mittel, Fühlung und Richtung in einer Reihe zu erhalten, über die Zeitverhältnisse des Drehens, Schreitens u. s. w., über den Gebrauch mit dem linken Fuße anzutreten, sich ausführlicher einläßt, als man es bei Spieß gewohnt ist. Seinen anthropologischen Studien, in welchen das classische Werk der Gebrüder Weber über die Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge (Göttingen 1836) die Hauptrolle gespielt zu haben scheint, entnahm er für seine Turnlehre fast nichts als die durchgreifende Unterscheidung von Hang- und Stemmübungen. Vergeblich sucht man in seinen „Freiübungen" über Stehen und Gehen irgend einen gründlichen Aufschluß. Auf eine nothdürftige Definition folgt (Turnl. I. 32) sofort die Aufsuchung aller möglichen Gangarten. Den größten Theil dieses Werkes füllt wohl die Aufzählung der vor Spieß freilich fast gar nicht beachteten und für das Schulturnen bei mäßiger Anwendung höchst fruchtbaren Combinationen verschiedener Thätigkeiten, z. B. Fuß-, Arm-, Beinbewegungen im Gehen und zwar die verschiedensten in den verschiedensten Gangarten. Diese Hereinziehung der Combinationen wird aber nicht minder auf die Hang- und Stemmübungen angewandt, und da hier zugleich die größte Fülle von Ausgangsstellungen hereingezogen wird, so darf man sich nicht wundern, u. a. (II. S. 157) einen Gebißhang mit Hangknien, Hanggrätschen und Hanghocken der Beine aufgeführt zu sehen.

So ergiebt sich denn natürlich eine so staunenswerthe Fülle des Uebungsstoffes, daß der Anfänger beim Studium der Turnlehre auf einem Ocean zu treiben glaubt und sich sehnsüchtig nach einem Führer umsieht.

Eine solche Führung bietet nun Spieß in seinem Turnbuch für Schulen. Hier wird der Uebungsstoff nach Altersstufen gesondert und dem Lehrer gezeigt, wie er

vom Leichten zum Schweren fortschreiten, mit Anstrengung und Erholung wechseln, Hang- und Stemmübungen, Stand und Gang in mannigfachem Wechsel verbinden soll, um den pädagogischen Zweck der Turnstunde zu erreichen. Das Turnbuch ist reich an Aussprüchen erzieherischer Weisheit und zeigt uns Spieß als den Mann, der nicht nur ein neues System zu schaffen, sondern es auch mit Geist und Gemüth zu beleben wußte. Einmüthig sagen freilich die Augenzeugen, daß keine Lectüre einen Begriff geben könne von der Meisterschaft, mit welcher Spieß selbst den Unterricht handhabte; weshalb es zu begreifen ist, wie die übrigens unwahre Ansicht entstehen konnte, nur Spieß selbst könne nach seinem System unterrichten. Schon von Burgdorf und Basel aus hatte Spieß manchen Schüler und Anhänger seiner Turnweise gewonnen; in Darmstadt vollends erstreckte sich seine Wirksamkeit nicht nur über das Großherzogthum Hessen, sondern über ganz Deutschland, indem strebsame Turnlehrer, Schulmänner und Verwaltungsbeamte von nah und fern herbeiströmten, um eine Turnweise kennen zu lernen, welche für Zucht, Ordnung und unbefangene Heiterkeit unter der Jugend so große Beiträge zu geben versprach, während man von dem bisherigen Betrieb des Turnens, mit Recht oder Unrecht, oft das Gegentheil befürchten zu müßen geglaubt hatte.

Während nun so in Deutschland einerseits das Jahnsche Turnen tiefer und tiefer im Volke Wurzel schlug, andererseits durch Spieß ein ganz neues Schulturnen begründet wurde, das mit der alten Richtung an manchen Orten in erfreuliche Wechselwirkung trat, hatte sich der von Vieth und GutsMuths gegebene Anstoß auch über andere Länder Europa's direct oder indirect verbreitet; wie bereits angedeutet ist, vorzüglich nach dem Norden Europa's.

Die Verbreitung des Turnens nach Frankreich und England bedarf nur einer kurzen Erwähnung, da sie auf Deutschland, das Stammland und die kräftigste Pflegestätte der Leibesübungen, nur wenig oder gar nicht zurückgewirkt hat. Außer der directen Wirkung der in mehrere Sprachen übersetzten Gymnastik für die Jugend kommt hier vorzüglich das unermüdliche Wirken des Schweizers Clias in Betracht, über welches Vögeli im Vorwort zu seiner Schrift „die Leibesübungen, nach Clias, Zürich 1843" einen gedrängten, aber glänzenden Bericht abstattet, während andererseits freilich nachgewiesen ist, daß Clias in seinen Werken nicht nur ziemlich oberflächlich, sondern mit geringer Achtung des geistigen Eigenthumsrechtes verfuhr (vgl. Waßmannsdorf in d. N. J. VII. H. 2.).

Mehr Aufmerksamkeit hat in neuerer Zeit das von dem spanischen Oberst Amoros ausgegangene französische Turnwesen erregt. Der Zusammenhang zwischen den Bestrebungen dieses Spaniers und dem von GutsMuths gegebenen Anstoß, bei welchem Pestalozzi als Mittelglied erscheint, ist von Waßmannsdorf, N. Jahrb. IV. 1, S. 31 ff., überzeugend nachgewiesen. Jedenfalls hat das Turnwesen in Frankreich in Schule und Heer tiefe Wurzeln geschlagen, wenn auch der Betrieb desselben noch zu roh empirisch ist und mehr auf Athletik als auf eine maßvolle, allseitige Körperbildung abzielt. (Eine günstigere Stimme N. J. II. H. 4; am eingehendsten Waßmannsdorf, N. J. IV. Bd.)

Was von Amoros und dem französischen Turnwesen gilt, ist mit nicht minderer Gewißheit von dem Wirken des „nordischen Jahn," des Schweden Ling zu behaupten; auch er hat unzweifelhaft die Anregung zu seinen Schöpfungen indirect GutsMuths zu verdanken, während er in der Ausbildung derselben originell und selbständig zu Werke gieng. Wie dort Pestalozzi's Schule, so bildete hier die Thätigkeit des Dänen Nachtigall die Vermittlung. Das Lingsche Turnen ist für die ganze Entwicklung der Sache der Leibesübungen von großer Wichtigkeit geworden, nicht etwa wegen des Lärms, den die mit ihm verbundene Heilgymnastik in Europa gemacht hat, noch weniger wegen des Anspruchs ausschließlicher Wissenschaftlichkeit, welchen einseitige Anhänger Lings in Deutschland erhoben haben, wohl aber wegen der sorgfältigen Erhaltung und energischen, wenn auch nicht eben glücklichen Fortbildung solcher Keime der deutschen

Ueberlieferung, welche durch Jahns Persönlichkeit und die Ungunst der Zeiten diesseits der Ostsee fast in Vergessenheit gerathen waren.

Das verfehlte Bestreben, Lingsches Turnen zur ausschließlichen Geltung zu bringen, hat in Deutschland andererseits auch zu einer Berührung der verschiedenen Richtungen geführt, welche sich nach Abklärung des erbitterten Streites und Beseitigung der Bedrohung eines nationalen Gutes höchst fruchtbar erweisen muß, ja die vielleicht nothwendig war, um das Turnen wieder in jene reine Bahn zu lenken, in welcher es bestimmt scheint, gerade auf deutschem Boden zuerst ein bleibender Bestandtheil der Nationalerziehung zu werden.

Pehr Henrik Ling, 1776 als Sohn eines Pfarrers in Smaland geboren, verlor früh beide Eltern, nahm unter der strengen Zucht eines Stiefvaters früh eine selbständige Richtung und begann, nachdem er mit Auszeichnung das Gymnasium besucht hatte, eine abenteuerliche Laufbahn, die ihn gegen Ende des Jahrhunderts auch nach Deutschland und Dänemark führte. In Kopenhagen, wo GutsMuths Gymnastik am kräftigsten gezündet hatte, war das Turnen in der am 5. Nov. 1799 eröffneten Anstalt Nachtigalls eine noch ganz neue und gewiß allgemein besprochene Sache, als Ling im J. 1800 sich zum erstenmale dort aufhielt. Bei Lings zweitem Aufenthalt in Kopenhagen bestand in Dänemark schon eine Menge gymnastischer Anstalten, in denen mehrere Tausende junger Leute turnten. Daß Ling diese kennen lernte, hat Rothstein, auf dessen Darstellung (Lings System I. Einleit. insbes. S. XLIV.) wir hier angewiesen sind, mehr angedeutet als ausgesprochen; es ist aber auch ohne positive Nachricht evident. Gleichzeitig lernte Ling damals mit größtem Eifer von zwei französischen Emigranten die Fechtkunst, in der er bald große Meisterschaft erlangte. In dieser Zeit gieng der Gedanke in ihm auf, der von nun an sein Leben bestimmte. Glühende Liebe zu seinem nordischen Vaterlande, kühner Schwung dichterischer Phantasie und ein Hang zu autodidaktischem Philosophiren waren genug Elemente der Begeisterung, um ihn den kühnen Plan fassen zu lassen, durch ein großartiges System der Leibesübungen im Geist der Hellenen die Heldenkraft des alten Nordens wieder zu erwecken und auf Schwedens Boden ein neues, echtes „Mannheim" entstehen zu lassen. Hat Ling von GutsMuths *) den Geist der Einfachheit, das Streben nach harmonischer, vollendeter Menschenbildung und die Forderung einer rationellen Basis für die Uebungen entnommen, so ist er dagegen im kühnen Flug seiner Phantasie und dem schroff gefaßten Patriotismus unserem Jahn vergleichbar, der auch die Wiedergeburt Deutschlands in Angriff nahm, während GutsMuths dergleichen Folgen höchstens von einer fernen Zukunft erwartete.

Mit solchen Plänen kehrte Ling in sein Vaterland zurück, wo er im J. 1805 zu Lund akademischer Fechtmeister wurde.

Bei dem kühnen Unternehmen, die Leibesübungen sofort zur Volkssache und zum Quell der Neubelebung nordischer Heldenkraft im Bunde mit Bildung und Anmuth zu machen, konnte er sich nicht verhehlen, daß dazu eine Grundlage gehörte, wie sie durch bloß praktische Beschäftigung mit der Sache nicht gewonnen werden konnte. Er warf sich daher mit der größten Ausdauer auf anatomische und physiologische Studien und verfiel dann darauf, diesen eigene Beobachtungen über die Wirkung der gymnastischen Bewegungen auf den Körper hinzuzufügen. Hiebei gerieth er, wie es bei dem begeisterten Autodidakten natürlich war, in ein Gewebe unbegründeter Hypothesen, die er durch eine höchst schwerfällige und scholastische Metaphysik **) zusammen hielt. Da sich der Schatz

*) Die Aehnlichkeit der Lingschen Grundidee, wenn man diese ihrer medicinischen und metaphysischen Hüllen entkleidet, mit dem Gesichtspunct, aus welchem GutsMuths ursprünglich die Sache angriff, ist schlagend, vgl. Kloß N. Jahrb. IV. 4. S. 260.

**) Die dynamistische und vitalistische Tendenz derselben stellt die Anhänger Lings von vornherein mit der strengeren Wissenschaft in Opposition, daher man sich nicht wundern darf, einen Hauptvertreter der schwedischen Gymnastik zugleich auf das „Od" schwören zu sehen. Da übri-

vermeintlicher Wahrheiten bei einem solchen Verfahren bekanntlich mit unglaublicher Leichtigkeit häuft, so konnte Ling bald mit einem vollständigen System medicinischer Gymnastik auftreten, das mehr und mehr — man möchte im Hinblick auf den Ausgangspunct sagen unwillkürlich — zum Mittelpunct seiner Thätigkeit wurde. Nun stellte er, selbst für die pädagogische Gymnastik, als Regel auf, keine gymnastische Bewegungsform vornehmen zu lassen, deren Wirkung dem Lehrer nicht ganz genau bekannt sei. Da aber als die zu erkennende Wirkung nicht nur die physiologische, sondern selbst die psychologische Folge einer Bewegungsform nach Ling mit in Betracht zu ziehen ist, so sieht jeder, der mit dem Wesen wissenschaftlicher Forschung sich auch nur einigermaßen vertraut gemacht, daß von diesem Standpuncte aus kein Rückweg zur Praxis mehr möglich ist. (Einen gelinden Anfang der Consequenzen desselben findet man dargestellt N. J. II. H. 4, S. 332.) Die pädagogische Gymnastik muß aufs äußerste verkrüppeln und ist streng genommen gar nicht denkbar, wenn sie warten soll, bis eine zu ihrer Grundlage erforderlich erachtete exacte Wissenschaft fertig ist. Hinsichtlich der medicinischen Gymnastik ist es freilich anders. Denn wenn auch nur von einer einzigen Bewegung irgend eine specifische, das Normalverhalten störende Wirkung erkannt ist, so kann dieselbe unter Umständen therapeutisch verwendet werden. Es steht gegenwärtig für dieses letztere Gebiet hinlänglich fest, daß die Anregung Lings viel gutes gebracht hat und daß namentlich seine Einführung der halbactiven und der passiven Bewegungen in die Heilgymnastik eine fruchtbare Neuerung war, daß aber der ganze Apparat von Recepten mit Hackungen, Klatschungen, Rollungen, Punctirungen u. s. w. im einzelnen nicht mehr wissenschaftlichen Grund hat, als irgend eine jener zahlreich und immer neu auftauchenden Modecuren.*)

Immerhin gab der medicinische Standpunct der Sache Lings schon deshalb einen bedeutenden Halt, weil die vornehme Welt und die große Masse den Arzt nun einmal unter allen Umständen über den Schulmeister stellt und das Gebiet der Heilung weit höher schätzt, als das der Erziehung. Nachdem Ling von 1805—1812 als akademischer Fechtmeister in Lund sein System entwickelt und zur Anerkennung gebracht hatte, siedelte er 1813 nach Stockholm über und erlangte durch wiederholte Eingaben die Errichtung eines Centralinstitutes für Gymnastik, das anfangs höchst dürftig vom Staate unterstützt wurde. Von Schritt zu Schritt stieg nun Ling, dessen bedeutende Persönlichkeit ihm den Umgang mit den gebildetsten Kreisen der Hauptstadt sicherte, in der allgemeinen Achtung, und mit ihm die Sache der Leibesübungen. Sein Ruf verbreitete sich bald auch über die Grenzen Schwedens hinaus. In Deutschland machte Prof. Maßmann schon 1830 auf ihn aufmerksam; doch dauerte es noch etwa 15 Jahre, bis infolge mehrerer Reiseberichte, worunter einer des Hauptmanns Hugo Rothstein, das Interesse für die eigenthümliche Erscheinung sich allgemein verbreitete; also etwa gleichzeitig mit der größeren Ausdehnung des Beifalls, welchen Spieß und seine Turnweise fanden. Rothstein wurde demnächst von der preußischen Regierung nach Stockholm geschickt, um im dortigen Centralinstitut einen Cursus durchzumachen. Hier lebte derselbe sich in das System Lings, der schon 1839 gestorben war, dermaßen ein, daß er sich bald nicht nur für Deutschland, sondern selbst für Schweden mit als Hauptträger des Systems betrachten konnte. So schrieb er denn auch ein fünfbändiges Werk über „die Gymnastik, nach dem System des Schwedischen Gymnasiarchen P. H. Ling", während Lings eigene Schriften in Maßmanns Uebersetzung nur ein dünnes Octav-

gens Lings Philosophie gleich unwichtig ist für die Geschichte der Philosophie wie für die der Leibesübungen, so können wir uns einer Darstellung derselben füglich enthalten.

*) Die schwedische Gymnastik geradezu als Charlatanerie zu bezeichnen (vgl. Beck, Buch vom gesunden und kranken Menschen, 2. Aufl. S. 412), ist schon deshalb unbillig, weil auch sonst die wissenschaftliche Begründung therapeutischer Methoden nur auf wenigen Gebieten ganz stichhaltig ist.

bändchen ausmachen.*) In Rothsteins Werk ist nur selten zu unterscheiden, was, mit Ausnahme der leitenden Grundgedanken, von Ling selbst herrührt; im übrigen enthält es Fragmente aus allen möglichen mit der Anthropologie in irgend einem Zusammenhange stehenden Wissenschaften und nur zu viel bittere Polemik gegen die deutsche Turnkunst.

Bildet das Werk Rothsteins schon durch diesen Charakter einen eigenthümlichen Gegensatz gegen die Spießsche Turnlehre, so tritt derselbe doch dem Princip nach ganz vorzüglich auf dem Boden der pädagogischen Gymnastik hervor, welche neben der Wehrgymnastik, Heilgymnastik und der ästhetischen Gymnastik nur einen einzelnen Zweig des Ling-Rothsteinschen Systemes bildet. Stellt Spieß die Einordnung der Leibesübungen in den Organismus der Schule an die Spitze seines ganzen Strebens, so steht Rothsteins Gymnast in voller Selbständigkeit da und bildet Geist und Leib seines Zöglings nach eigenem Ermessen; die „pädagogische Gymnastik" ist für Erwachsene ebenso gültig, wie für Kinder; denn der Gymnast steht als Menschenbildner über jedem Gesunden, wie der Arzt über dem Kranken. Geht Spieß, z. B. im ersten Bande seines Turnbuchs, fast mit ängstlicher Sorgfalt auf die Kindesnatur ein, so ist bei Rothstein von solcher Rücksicht keine Rede. Verlangt dagegen Rothstein eine stricte Beachtung der Individualität in psychologischer und physiologischer Hinsicht, so tritt bei Spieß diese Seite sehr in den Hintergrund. Bei diesem sind die Ordnungsübungen der wichtigste Stoff, die bei Rothstein unter dem Namen der taktogymnastischen Uebungen nur als ein kümmerliches, unorganisches Anhängsel an das System erscheinen.

Ein Vorzug der Lingschen Theorie ist die Hervorhebung des Grundsatzes der Einfachheit und Natürlichkeit der Uebungen, den Spieß in der Turnlehre mehrfach verletzt; Rothstein betont ihn mit Recht bei jeder Gelegenheit. In der Praxis sieht es hier freilich anders aus. Spieß traf mit dem Instinct des Genies das Gute und Belebende; die schwedische Schule hat bisher in keinem Vertreter etwas ähnliches aufzuweisen. Das schärfste Licht übrigens fällt auf den Gegensatz zwischen dem Spießschen Turnen und der schwedischen Gymnastik, wenn man die geistige Seite des Turnunterrichtes ins Auge faßt. Beide Systeme betonen diese, beide wollen sie vorzüglich pflegen, aber von wie verschiedenen Gesichtspuncten gehen sie dabei aus! Folgende Stelle aus Rothsteins „System" (II. S. 18) möge hiefür Zeugnis ablegen. „Es wurde oben bemerkt, daß beziehungsweise auch psychische Einwirkungen zu den specifisch gymnastischen Mitteln gehören können; insofern nämlich, als sie unter directer Vermittelung der Leibesbewegungen verwendet werden, so daß in nächster Instanz doch wieder auch in dieser Hinsicht die Leibesbewegungen sich als die eigentlichen Mittel geltend machen. Daß dies nun in einem sehr ausgedehnten Maße der Fall sein kann, in einem viel ausgedehnteren, als es vielleicht manchem möglich scheinen möchte, ist in der innigen Wechselbeziehung des Physischen und Psychischen unseres Organismus begründet. Der rationelle Gymnast, diese Wechselbeziehung nicht nur so obenhin und im allgemeinen kennend, sondern sie auch bis in die Wirksamkeiten der unterschiedenen Leibes- und Seelenorgane verfolgend, ist daher auch im Stande, auf die mannigfachste Weise und dem Ziel und Bedürfnis entsprechend durch die Bewegungen, die er anordnet und ausüben läßt, psychisch bildend auf den Uebenden einzuwirken." — Rothstein giebt zu, daß der pädagogische Gymnast zugleich in ähnlicher Weise, „wie der Mathematiker und der Sprachmeister in der Schule", auch Erzieher im allgemeinen Sinne des Wortes sein solle, befürchtet aber, daß die durch Leibesbewegung

*) Nach Rothsteins Andeutungen (I, XLVIII) ruht Lings Hauptarbeit in einer handschriftlichen Sammlung von Beobachtungen und Erfahrungen, mit deren Herausgabe die Erben aus etwas mysteriösen Gründen zögern. Kann man auch von Lings Methode nicht eben viel Gewinn für die Wissenschaft erwarten, so könnten doch so eingehende langjährige Beobachtungen auf Puncte führen, die eine genauere wissenschaftliche Bearbeitung lohnen möchten.

vermittelte pſychiſche Wirkung der Gymnaſtik ſelbſt durch das Uebermaß anderweitiger erzieheriſcher Einwirkung in den Hintergrund gedrängt werden möchte: ein ahnungsloſes Vorübergehen an dem Punct, in welchem Spieß ſeine Stärke hat; wobei man denn freilich bedenken muß, daß Rothſtein von Fach nicht Erzieher iſt.

Was nun die praktiſchen Folgen auf dem Gebiet der Schule betrifft, ſo herrſcht im ganzen an den Gymnaſien noch das Jahnſche Turnen, an der Volksſchule gewinnt das ſchwediſche Syſtem hie und da Boden. Gleichzeitig aber ſind nicht nur manche Lehrer, ſondern namentlich auch die Behörden von der allgemeinen Vorliebe für das Turnen nach Spieß ergriffen, und dieſe wünſchen daher nichts ſehnlicher, als daß die entgegenſtehenden Grundſätze zu einer Vermittlung kommen möchten. Bis dieſe aber durch eine originelle Neuſchöpfung gefunden wird, mag es immerhin geſchehen, daß die deutſche Turnkunſt, als der lebenskräftige Stamm, ſich durch Berückſichtigung deſſen, was Ling gewollt hat, in einigen weſentlichen Puncten läutere und ſtärke. Dieſe ſind vor allen Dingen das Princip der Auswahl der Uebungen nach phyſiologiſchen, ethiſchen und äſthetiſchen Grundſätzen, mit möglichſter Beſchränkung auf das Einfache im Sinne der helleniſchen Gymnaſtik; ferner die Forderung anatomiſcher und phyſiologiſcher Kenntniſſe auf Seiten der Turnlehrer, mit der beſtimmten Schranke jedoch, daß der Lehrer dieſe Kenntniſſe nur als ein beſcheidenes Hülfsmittel zum beſſeren Verſtändnis der Uebungen und als einen von ſeinem Bildungsſtandpunct geforderten Einblick in die Natur deſſen, was er treibt, betrachte.

Für die kräftige Anregung dieſer Elemente mögen wir immerhin den Schweden Dank wiſſen, wenn auch das deutſche Turnen, wie wir oben gezeigt haben, zu ihnen ſo gut wie zu allen übrigen Elementen der Gymnaſtik, die erſten Keime geſpendet hat*).

Der aus der geſchichtlichen Betrachtung ſich ergebende Standpunct für das Turnen der Gegenwart wird unter den bekannteren Lehrern wohl am vollſtändigſten von M. Kloß vertreten, der als Director der Central-Turnanſtalt in Dresden, als Herausgeber der neuen Jahrbücher für die Turnkunſt und durch ſeine zahlreichen Schriften einen wohlbegründeten Einfluß auf die Entwicklung der Leibesübungen gewonnen hat. Kloß iſt nur noch zu ſehr Eklektiker, um für die Fortführung des Turnens nach Spieß eine Epoche zu bezeichnen, die uns hier ein näheres Eingehen auf ſeine Auffaſſung der Leibesübungen nöthig machte.

Wir kommen nun zu denjenigen Fragen, welche für die Gegenwart eine erhöhte Bedeutung gewonnen haben, ohne ſchon zu einem geregelten Abſchluß gekommen zu ſein, und die daher einer beſonderen Behandlung bedürfen. Hieher zählen wir das Mädchenturnen, das Turnen in der Volksſchule und endlich das Verhältnis des Turnens zum Wehrſyſtem.

Wenn man ſich an den Begriff der Leibesübungen hält, welchen wir unſerer Abhandlung vorangeſtellt haben, daß ſie nämlich zur Darſtellung vollendeter Menſchlichkeit in Vergeiſtigung des Leibes dienen ſollen, ſo verſteht ſich ihre unbedingte Allgemeinheit im Prinzip von ſelbſt. Die materiellen Schwierigkeiten, welche ſich der Verwirklichung der Idee für die Maſſe des Volkes noch entgegenſtellen, fallen für das weibliche Geſchlecht der höheren Stände, um die es ſich beim Mädchenturnen zunächſt handelt, größtentheils hinweg. Das Chriſtenthum erſt hat die Schranke gebrochen, welche ſich in der alten Welt der Heranbildung des weiblichen Geſchlechtes zur vollen freien Menſchlichkeit entgegenſtellte. In der erlöſten Welt ſoll das Weib an ſeine eigene Sphäre nur durch ſein eigenes Weſen gebunden erſcheinen, nicht durch ſklaviſche Unterordnung, noch durch eine erkünſtelte Schwäche. Die geſunde Entwicklung ſeines ganzen Weſens iſt aber an dieſelben organiſchen Geſetze gebunden, wie beim Manne;

*) Es genügte uns, die Grundſätze darzulegen, nach welchen der Syſtemſtreit zu beurtheilen iſt. Im übrigen vergleiche man die beiden Denkſchriften des Berliner Turnraths (1860 u. 61) und die Cölner Petition (1861) mit den Entgegnungen Kaiſers (1861) u. Rothſteins (1862).

auch beim Weibe gelangt der persönliche Geist zur reinen, freien Darstellung seines Wesens im Aeußeren nur durch bewältigende Unterwerfung des Leibes.

Bezeichnend ist, daß bei den Hellenen die gymnastische Ausbildung der Mädchen gerade bei dem Stamme ziemlich allgemein ist, der zugleich dem weiblichen Geschlechte in der Familie eine freiere, würdigere Stellung gab, bei dem dorischen, und vorzüglich bei den Spartanern. Daß in der christlichen Welt die Leibesübungen für das weibliche Geschlecht erst so spät auftreten, ist nur eine natürliche Folge jener großen Aufgabe des Christenthums, die wir in der Einleitung berührt haben: zunächst zu scheiden zwischen Geist und Fleisch, damit es sich zeige, wo die Herrschaft sei. Bald schon, kaum ein halbes Jahrhundert, nachdem die Leibesübungen überhaupt wieder auftreten, begann man in weitern Kreisen damit, sie auf das weibliche Geschlecht auszudehnen. Daß man hiebei fast lediglich von diätetischen Gesichtspuncten ausgieng, darf uns nicht irre machen. Denn immer hat man zu unterscheiden zwischen den wahren innern Gründen großer menschheitlicher Entwicklungen, die oft lediglich im verborgenen wirken und erst der Zukunft klar werden, und jenen Motiven menschlicher Neuerungen, welche beim Einzelnen wie bei einer ganzen Zeit auf der Oberfläche des Bewußtseins liegen. Hiermit soll die Wichtigkeit der diätetischen Seite nicht geläugnet werden; eben ihre Wichtigkeit berechtigt sie, im Bewußtsein der Zeitgenossen, die noch ungleich wichtigere ethische Seite zu vertreten.

GutsMuths schon zieht die Ausdehnung der Leibesübungen auf das weibliche Geschlecht in Betracht, und indem er erklärt, die Gegengründe für überwiegend zu halten, redet er ihnen doch im Grunde das Wort, nicht etwa aus Mangel an Aufrichtigkeit, sondern weil er seine Gymnastik für Mädchen unzweckmäßig fand und eine geeignetere höchstens ahnte. „So sehr ich überzeugt bin", sagt er, „daß ein förmlicher gymnastischer Cursus, wie ich ihn bisher angegeben habe, für die weibliche Jugend nicht sein könne, ebenso klar ist es mir und gewiß Tausenden, daß die physische Erziehung des Weibes in den gebildeten und höheren Ständen ebensowohl ein Extrem ist, als es selbst die spartanische Weibererziehung für uns immer sein könnte." Jahn erklärt schon bestimmter, daß die Leibesübungen auch von Mädchenschulen nicht ausgeschlossen bleiben und nur mäßig und weiblich getrieben werden müßen. Jedenfalls dachte er also schon an einen förmlichen gymnastischen Cursus. Einen solchen zu schaffen, dazu gebrach Jahn freilich Zeit und Veranlassung, vielleicht auch Neigung. War doch die Erweckung ernster, thatkräftiger Männlichkeit so recht der Mittelpunct seines Wirkens und Strebens. Die ersten praktischen Versuche im Turnunterricht für Mädchen verlieren sich in die Kreise der Privaterziehung oder tauchen in Verbindung mit Tanzunterricht und orthopädischen Versuchen auf. Clias gab in London mehreren Damen Unterricht in den Leibesübungen (Vögeli, Leibesüb. XV.) und legte die dabei gemachten Erfahrungen seiner Kallisthenie, einer Schrift dürftigen Inhalts, zu Grunde. Mehr leistete Werner, dessen oben bezeichnete eigenthümliche Richtung sich für die Anwendung des Unterrichtes auf Mädchen besonders zu eignen schien. In weit höherem Grade gilt dies jedoch von Spieß, den man für das Mädchenturnen als Grundleger und Erfinder einer mustergültigen Betriebsweise zu betrachten hat. Schon von vorn herein war die Spießsche Turnweise in fast allen ihren Eigenthümlichkeiten der Anwendung auf Mädchen günstig. Das Vorwalten der Frei- und Ordnungsübungen mit natürlicher Stützung auf dem ebenen Boden, die beständige directe Leitung der Schaar durch den Lehrer, die Ausschließung übermäßiger Anstrengung und halsbrechender Wagestücke, die leichte, geregelte Leitung, das Anziehende der Mannigfaltigkeit in geistreichem Wechsel der Bewegungsformen: alles das sind ganz nothwendige Stücke für das Mädchenturnen, während für Knaben die unterscheidenden Elemente der Jahnschen Turnweise ihre Berechtigung nicht völlig verloren haben. Rechnet man hiezu die echt pädagogische Behandlung, die würdevolle Freundlichkeit und ernste Sorgfalt, welche Spieß im Unterricht auszeichneten, so kann man in ihm wohl das Ideal

eines Turnlehrers für Mädchen erblicken. Hier hat denn auch das rhythmisch-muſikaliſche Talent dieſes Mannes den wahren Schauplatz ſeiner Triumphe gehabt, indem Spieß das Band zwiſchen Tanz und Turnen wieder herſtellte und ſo auch dem erſteren wieder eine ethiſche Grundlage gab, auf der die Pädagogik der Gegenwart ſicher weiter bauen kann.

Faſt ganz im Anſchluß an Spieß hat dann auch Kloß das Mädchenturnen in ſeinem ausführlichen Werke „Die weibliche Turnkunſt", Leipzig 1855, behandelt; da es jedoch in ſeinem Plane lag, auch für die phyſiſche Erziehung in Familien und für individuelle Behandlung ſchwächlicher Kinder durch Lehrer und Erzieherinnen ausreichenden Rath zu geben, ſo nahm er in dieſes Werk ein ziemlich ausgedehntes Material aus der Anatomie, Phyſiologie und Pathologie auf, welches ſich vielfach an die Heilgymnaſtik anlehnt. Seinen eklektiſchen Standpunct, der hier deutlich hervortritt, haben wir oben bezeichnet. Ein beſonderes Verdienſt erwirbt ſich Kloß um die Sache des Mädchenturnens durch die Ausbildung von Turnlehrerinnen, welche, ſo weit man nach den mehrfachen Mittheilungen der N. Z. ſchließen kann, von ihm nach den richtigſten Grundſätzen unterwieſen werden.

Ob der Turnunterricht für Mädchen beſſer von Lehrern oder Lehrerinnen ertheilt werde, läßt ſich nicht ohne nähere Beſtimmungen einigermaßen entſcheiden. Denkt man an eine Perſönlichkeit wie Spieß, ſo wird man leicht zugeben, daß eine auch nur annähernd ähnliche Erſcheinung unter Lehrerinnen nicht leicht zu erwarten ſei. Auf ſolche Fülle der Anregung, Genialität in Beherrſchung des Stoffes, Genauigkeit und Sicherheit in der Entfaltung auch ſchwieriger Ordnungsübungen müßte alſo bei der Anſtellung von Lehrerinnen verzichtet werden. Vergegenwärtigt man ſich aber, daß an den meiſten Orten der Turnunterricht ohnehin höchſtens nach Spießſchem Syſtem, kaum aber im echten Geiſt dieſes Mannes, geſchweige denn in einer ihm nahe kommenden Vollendung ertheilt werden könnte, ſo wird der Nachtheil ſchon geringer erſcheinen, wenn man der gewöhnlichen Leiſtung eines Lehrers die etwas minder feſte und ſichere, aber vielleicht feinere der Lehrerin vorzieht. Auch die Kenntnis des Körperbaues, des Muſkelapparates und des Verhältniſſes der Bewegungen zu den innern Theilen, mit einem Worte, die geſammte, anatomiſch-phyſiologiſche Vorbildung wird bei der Turnlehrerin, wenn auch die Ausbildungscurſe hierauf Rückſicht nehmen, doch nicht ſo gründlich ſein können, wie bei einem Lehrer; dafür aber dürfte das natürliche Gefühl der Lehrerin manchen Wink über Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit einer Bewegungsform geben, wo der Lehrer auch bei guten Kenntniſſen fehl geht oder zu zaghaft iſt. Nun iſt es aber auch für Mädchen viel wichtiger als für Knaben, daß der Unterricht im Turnen in den ganzen Organismus der Schule oder Erziehungsanſtalt eingefügt und von ſolchen Perſonen gegeben werde, die auch ſonſt in einer möglichſt engen gemüthlichen Beziehung zu den Kindern ſtehen; eine Forderung, welcher meiſt leicht wird genügt werden können, da ein Saal von mäßiger Größe für die wichtigſten Theile des Mädchenturnens völlig ausreicht. Die Kinder in größere, der Familie wie der Schule gleich fremde Turnanſtalten zu ſchicken, bleibt ein Nothbehelf, ſelbſt wenn der Unterricht in ſolchen Anſtalten vortrefflich ertheilt wird.

Bei alledem wird an größeren Schulen der Unterricht ſehr häufig mit Vortheil einem tüchtigen Lehrer übergeben werden können, wo möglich einem ſolchen, der auch ſonſt an der Anſtalt unterrichtet. Sehr zu wünſchen bleibt in dieſem Falle, daß demſelben eine Lehrerin als Gehülfin zur Seite ſtehe. Jedenfalls wird die Ausbildung von Lehrerinnen, ſei es eine leichtere zum Unterſtützungsgeſchäft, ſei es eine gründlichere zum ſelbſtändigen Betriebe, für die Sache des Mädchenturnens von entſcheidender Wichtigkeit ſein. Werden erſt überall weibliche Lehrkräfte gewonnen ſein, ſo wird in ernſte Erwägung gezogen werden können, ob nicht ein großer Theil der jetzt wohl aus Schicklichkeitsrückſichten als unſtatthaft bezeichneten Uebungen in Verbindung mit einer geeignet modificirten Kleidung und paſſend reducirter Ausführung doch zur Anwen-

dung kommen dürfe. Besonders haben wir hiebei die aus anatomisch-physiologischen Gründen für Mädchen sogar vorzüglich wichtigen Beinübungen im Auge, die nach Vorgang von Spieß meist von den Lehrern als unstatthaft bezeichnet werden *). Daß die Bekleidung der Mädchen beim Turnen in keinem Falle eng und drückend sein darf, versteht sich von selbst; im übrigen hat sich der Gebrauch in diesem Puncte erst noch zu regeln. Von Leibesübungen, welche nicht in den engern Kreis des Turnens fallen, wird das Fechten nach Jahns Vorgang begreiflicherweise einstimmig verworfen; Schwimmen und Schlittschuhlaufen dagegen meist warm empfohlen. Eine erhöhte Bedeutung für Mädchen haben jedenfalls gute Bewegungsspiele; denn während der Knabe auf freiem Boden in Wald und Feld durch volle Ausübung seiner Kräfte in Kampf und Wetteifer leicht sich unterhält, muß beim Mädchen im allgemeinen das Spiel selbst nach Regel und Sitte gewählter sein (vgl. Kloß, weibl. Turnkunst §§ 48—50).

Wenn das Turnen in der Volksschule, lange Zeit von begeisterten Turnlehrern als unerreichbares Ideal betrachtet, neuerdings ins Leben zu treten beginnt, so ist dies Umständen zu danken, welche nicht lediglich auf pädagogischem Gebiete liegen. Schon die Thatsache, daß es, wie ein Blick in die hieher gehörige Literatur zeigen kann, vornehmlich in der Schweiz und in Preußen gepflegt wird, zeigt den Zusammenhang mit dem Wehrsystem an. Im J. 1860 wurde die Einführung des Turnens in die Volksschulen des Kantons Zürich, woselbst seit längerer Zeit am Seminar Turnunterricht ertheilt wurde, energisch in Angriff genommen, indem besondere Unterrichtscurse für Volksschullehrer eröffnet wurden. In demselben Jahre erließ der Minister der geistlichen Angelegenheiten in Preußen unterm 26. Mai eine Verfügung an sämmtliche Regierungen, in welcher dieselben aufgefordert werden, die allgemeine Einführung des Turnens auch an den Elementarschulen nach Kräften zu fördern. In dieser Verfügung heißt es unter anderem: „Der gymnastische Unterricht, wie dessen Ertheilung in der Central-Turnanstalt gelehrt wird, steht in engem Zusammenhang mit dem gegenwärtig in der Königlichen Armee zur Anwendung gebrachten System der militärischen Ausbildung des Soldaten. Es muß also Werth darauf gelegt werden, daß, abgesehen von der Bedeutung des Turnens in pädagogischer und körperlicher Beziehung, die Möglichkeit geboten ist, durch den richtigen Betrieb der gymnastischen Uebungen in der Schule unmittelbar die Wehrhaftmachung des Volkes fördern zu können." — Auch ein Commissionsbericht der württembergischen Kammer der Abgeordneten vom 16. Mai 1861 stellt die Frage nach der Beziehung der gymnastischen Uebungen zu den kriegerischen in engen Zusammenhang mit der Sache des Volksschulturnens, verwahrt sich jedoch, indem er die Beförderung des letzteren der Regierung empfiehlt, gegen die Einführung von Exercirübungen. Wie man auch über diese denke, so steht jedenfalls so viel fest, daß nur durch das Ziel der Erhöhung der Wehrtüchtigkeit schon in unserer Zeit dem Volksschulturnen Bahn gebrochen werden kann.

Wie wollen nun zunächst die Frage der Wehrtüchtigkeit nur als den Hebel zur Durchführung des Volksschulturnens betrachten und die Aufgabe des letztern in freier Weise erörtern, und sodann auf jene besonders wichtige Zeitfrage, das Verhältnis des Turnens zur Wehrhaftigkeit des Volkes, auch mit Berücksichtigung der höhern Schulen, eingehen. Für die meisten Gegenden Deutschlands wird für die Einführung des Turnunterrichtes zwischen Elementar- und Mittelschulen der Städte und zwischen

*) Man vergleiche z. B. die Turnbuch I. S. 125 ff. behandelten, durchweg mit Sternchen bezeichneten Uebungen mit den Bemerkungen in Schrebers ärztl. Zimmer-Gymnastik S. 62 ff. Daß übrigens auch Spieß eine freiere Auffassung hatte, zeigen Bemerkungen wie Turnl. II. 153, wonach er selbst die sonst am allgemeinsten verworfenen Spreizübungen in kleineren Winkeln für zulässig hält. Sehr zu bedauern bleibt es, daß Spieß seine Absicht, das Mädchenturnen besonders zu behandeln, nicht mehr hat ausführen können. (Sehr beachtenswerthe Winke für die Behandlung des Mädchenturnens im ganzen enthält Klumpp, GutsMuths Gymn. S. 396 ff.)

Dorfschulen wohl zu unterscheiden sein. Bei letzteren wird es genügen, den Unterricht auf die Knaben zu beschränken und die Mädchen zunächst etwa nur gelegentlich bei Schulfesten und der Vorbereitung dazu, oder bei sonstigen passenden Gelegenheiten zu einigen leichten Ordnungsübungen heranzuziehen. Die Knaben müßen im Gehen und Stehen, Laufen und Springen, Klettern und Balanciren, vor allem aber auch in den einfachsten Ordnungsübungen unterwiesen werden. Die Freiübungen, insoweit dieselben in abstracten Arm- und Beinthätigkeiten, Rumpfbeugen und Drehen und dergleichen bestehen, werden meist schon mit Rücksicht auf den praktischen Sinn des Landvolks, der auf das Nächste bedacht ist, zurücktreten müßen; ebenso die meisten Gerüstübungen, obwohl es bei der großen Einfachheit und Volksthümlichkeit von Reck und Barren möglich wäre, daß diese Geräthe sich früher oder später auch auf dem Lande einbürgerten. Der Schwebebaum zu Balancirübungen wäre das kostspieligste Gerüst, denn eine einfache Kletterstange läßt sich allenthalben leicht anbringen. Man fürchte nicht, daß Uebungen auf dem Schwebebaum oder einem beweglichen Balken dem Landvolk ähnlichen Anstoß gäben, wie ein seiltänzerhaftes Umschwingen am Reck oder ein scheinbar zweckloses Springen und Rumpfdrehen; denn gerade bei dieser Uebung wird alten gedienten Männern der Nutzen in Beziehung auf möglichen Gebrauch im Kriege schon klar werden. Wie leicht kommt man nicht schon bei einer gewöhnlichen Felddienstübung dazu, gelegentlich einen Bach auf der Kante einer einfachen Schleuse, auf wenigen hervorragenden Steinen oder einem ungenügend befestigten Baumstamm zu passiren! Ganz dieselbe natürliche Einsicht spricht für Laufen und Springen. Eine Vorrichtung zum Hochsprung läßt sich im Nothfalle mit einigen Bohnenstangen leicht herstellen; doch ist der Sprung in die Weite und über feste Gegenstände, wozu sich oft Eigenthümlichkeiten der Bodenverhältnisse werden benutzen lassen, von größerer Wichtigkeit. Wo irgend möglich, wäre auch der unterstützte Sprung zu üben, und zwar nicht das unpraktische Bockspringen, sondern ein tüchtiger Flankensprung über einen Zaun, ein schulterhohes Sprungreck oder auch über eine niedrige Mauer. Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit aber ist der Lauf, und zwar sowohl der Schnellauf, als auch besonders der Dauerlauf; ersterer einzeln oder paarweise, zuweilen von mehreren in die Wette, letzterer von ganzen Abtheilungen gleichzeitig zu üben. Für die Ordnungsübungen muß zum mindesten ein möglichstes Anlehnen an das Exereirreglement des betreffenden Staates dringend empfohlen werden, wenn auch das Spießsche System im Princip als Grundlage festgehalten würde.

Wenn in diesem System von Uebungen Einfachheit mit Gründlichkeit und Lebendigkeit, Mäßigung mit dem gerechtfertigten Streben nach bedeutenden Leistungen bei den älteren Schülern verbunden wird, so kann aus solchem Turnen vielleicht mit der Zeit ein Volksturnen im wahren Sinne des Wortes hervorgehen, und es wird sich schwerlich ein Kreis von Uebungen finden lassen, der gerade für den Landbewohner so geeignet wäre, ihn edlerer Menschenbildung entgegenzuführen, die Vortheile seiner gesunden Lebensweise zu erhöhen, die Nachtheile seiner meist einseitigen Beschäftigung auszugleichen: denn die rohe Kraft, die zähe Ausdauer übt er hinlänglich; Gewandtheit, Schnelligkeit, Feinheit, Elasticität des ganzen Wesens können jene Uebungen ihm verleihen. Man darf nur den Gebirgsbewohner betrachten, den die Natur seines Landes an Sprung und Schwung, an Klimmen und Schweben gewöhnt, um sich zu überzeugen, daß eine Veredlung des Lebens und seiner Bewegungen auch mit bäuerlicher Beschäftigung vereinbar ist.

Auf dem Lande können die Uebungen bei der Abhärtung der Jugend gegen Wind und Wetter und der Leichtigkeit brauchbares Terrain zu finden im Freien gehalten werden; in der Stadt dagegen tritt gleich die Forderung eines bedeckten Locales als die erste Bedingung eines gedeihlichen Uebungsbetriebes hervor. Haben jedoch Schulen gute, abgeschlossene Spielplätze mit festem Boden, von nicht zu viel Bäumen unterbrochen, so ist ein Nothbehelf möglich. Freiübungen auf der Stelle, bestehend in takt-

mäßigen Arm-, Bein-, Rumpfbewegungen können allenfalls in den Schulzimmern selbst oder in geräumigen Gängen vorgenommen werden. Man kann dann bei gutem Wetter draußen Ordnungsübungen, Laufen und Springen, mit den älteren Schülern auch einige Geräthübungen vornehmen, bei schlechtem Wetter in Zimmern und Gängen jene Freiübungen. Wo irgend möglich, ist jedoch ein bedecktes Local zu gewinnen. Ehe man auf ein solches verzichtet, verzichte man lieber auf die Spießsche Forderung, daß das Local unmittelbar bei der Schule liegen müße. In mittleren und größeren Städten ist es ohnehin schon gewöhnlich, daß mehrere Schulen ein und dasselbe Local benutzen, welches vielleicht gleichzeitig auch noch einem Turnvereine dient oder für Privatunterricht benützt wird. Es ist jedoch kein Local für den Unterricht in der Volksschule brauchbar, welches nicht einen hinlänglichen, von Gerüsten freien Raum für Ordnungsübungen enthält. Denn diese müßen in der städtischen Volksschule, namentlich auf den unteren Stufen, das tägliche Brod sein, und es kann für sie, wie für den ganzen Uebungsbetrieb auf dieser Stufe kein besserer Grund gelegt werden, als der, welchen Spieß im ersten Theile seines Turnbuches für Schulen gelegt hat. Gerade für die in ihrer großen Masse so leicht der Ausartung in Zuchtlosigkeit und regelloses Wesen ausgesetzte Stadtjugend müßen die Spießschen Frei- und Ordnungsübungen, in ihrer Verbindung mit dem rhythmisch musikalischen Elemente, ein Erziehungsmittel von unschätzbarer Wichtigkeit abgeben. Ganz unbedenklich können dann auch in Städten die kleineren Mädchen zu einem geregelten Turnunterricht in Spießscher Weise mit herangezogen werden, wobei als Regel angenommen wird, daß für sie, wie für die Schülerinnen höherer Töchterschulen, die gewöhnlichen Lehrer oder Lehrerinnen den Turnunterricht leiten. Hat freilich eine Stadt als Turnlehrer für die verschiedenen Schulen einen tüchtigen Fachmann angestellt, so ist derselbe unbedenklich auch für die Elementarschulen, soweit seine Kräfte reichen, mit zu benützen.

Die Frage, ob der Turnunterricht besser durch Classen oder durch Fachlehrer ertheilt werde, ist wohl überhaupt in dieser Allgemeinheit nicht zu entscheiden, sondern die Wahl bald diesen bald jenen Systemes wird sich nach localen Gründen richten müßen.

Die größeren Mädchen in den Elementarschulen müßte man wohl in den meisten Fällen von den Turnübungen entbinden, die größeren Knaben dagegen wo irgend möglich in einer strengeren und dem heimischen Heerwesen sich annähernden Weise unterrichten, und sie zugleich mit verständiger Mäßigung in die Gerüstübungen einführen. Wie wir uns jene strengere, militärische Weise der Ordnungsübungen denken, das wird sich ergeben, indem wir nun auf das Verhältnis des Turnens zum Wehrsystem näher eingehen.

Der Gesichtspunct, aus welchem wir die Frage betrachten, ist zunächst der, daß in der Erziehung immer die Erziehung die Hauptsache bleiben muß, daß aber auch bis zu einem gewißen Grade von dem ohnehin niemals rein darzustellenden abstracten Ideale zu Gunsten der concreten Aufgaben des staatlichen Lebens abgewichen werden darf. Unsere Aufgabe wird um so glücklicher gelöst sein, je mehr es gelingt, gerade in der Vorbereitung auf den Kriegsdienst ein allgemein pädagogisches Element, und innerhalb der rein erzieherischen Thätigkeit ein dem Wehrsystem dienendes herauszufinden und diese beiden Elemente zu einem neuen, einheitlichen Lebenskeim für den Turnunterricht der männlichen Jugend zu verschmelzen. Wir verwerfen demnach jenen einseitigen Ausgang vom Bedürfnis der Vaterlandsvertheidigung, der sich in einem allgemeinen, vollständig organisirten und vom Turnunterrichte getrennten Cadettenwesen ausspricht. Bekanntlich hat ein solches in der Schweiz tiefe Wurzeln geschlagen und sich dort namentlich in neuerer Zeit auch über das Land und die kleinern Städte vielfach verbreitet. Die in Deutschland herrschenden Vorurtheile, als ob durch die Uniformen und Degen der kleinen Officiere, durch Trommelschall und Pulverknall, flatternde Fahnen und blinkende Gewehre eine übermäßige Eitelkeit geweckt werde, pflegen zum größten Theil bei näherer Kenntnis der Sache zu verschwinden, und was davon übrig bleibt, stellt

ſich nicht als ein ſo großer Schaden heraus, daß er allein alle Vortheile überwiegen müßte. Nach der vieljährigen Erfahrung des Vf. pflegt ein ſolcher ſchweizeriſcher Cadett bei weitem nicht mit dem Hochmuthe auf ſeine nicht mitexercirenden Genoſſen herabzuſehen, mit welchem etwa ein angehender Gymnaſiaſt auf die bisherigen Geſpielen von der Elementarſchule blickt. Eben die Volksthümlichkeit und Allgemeinheit der Sache hebt dieſe Wirkung größtentheils auf. Die Anſicht vollends, daß ſolches Exerciren nichts nütze, weil den Unterofficieren Rekruten, die früher exercirt hätten, gerade die meiſte Noth machten, kann nur oberflächlicher Betrachtung plauſibel erſcheinen. Bei einem *guten* Cadettenweſen handelt es ſich nicht um Soldatenſpielen, ſondern um Exercirenlernen und zwar in einem Alter, in welchem der Schüler den Ernſt des Waffenwerks mindeſtens ſchon ahnen und ſich alſo auch nach der geiſtigen Seite, wie es in der Schweiz unzweifelhaft der Fall iſt, auf die Vaterlandsvertheidigung vorbereiten kann. Verwerflich iſt aber, daß ein ſolches Cadettenweſen ſich *von den eigentlichen Erziehungszwecken völlig abſondert*, und, wenn es dieſelben beherrſcht, den kriegeriſchen Sinn in einer, vom Standpuncte des Chriſtenthums und der heutigen Civiliſation betrachtet, unverantwortlichen Weiſe ſteigert*), wenn aber nicht, ein ſtörendes, unorganiſches Nebenwerk bleibt, das die Gedanken der Schüler von ihrer nächſten Aufgabe abzieht und der Schule Kräfte nimmt, ohne ihr Kräfte wiederzugeben. Ein fernerer Grund gegen allgemeines Cadettenweſen iſt, für einſtweilen, der Koſtenpunct.

Nicht minder unrichtig iſt aber, ſtarr daran feſtzuhalten, daß das Turnen die rein menſchliche Ausbildung der Jugend, ganz abgeſehen von jedem Nebenzwecke, zu verfolgen habe. Dies geſchieht auch in der That in der geiſtigen Erziehung gar nicht, weshalb ſollte es in der phyſiſchen ſo ſein? Wir erziehen *mit Rückſicht* auf das rein menſchliche Ideal *für unſere Culturſtufe* und *für unſere Verhältniſſe*; es kommt nur darauf an, daß die formale Bildung mit ſolchen Rückſichten, wie es z. B. in dem Lehrplan unſerer Gymnaſien der Fall iſt, organiſch verſchmolzen ſei, damit ſie ihr nicht als eine todte Laſt anhängen. — Berechtigt iſt dagegen die Anſicht, daß die Leibesübungen an ſich ſchon, in ihrem in Deutſchland herkömmlichen Betrieb, eine wichtige Vorſchule für den Kriegsdienſt abgeben; nur wird zu unterſuchen ſein, ob nicht dieſe Wirkung einer Steigerung fähig, und ob nicht auf der andern Seite auch in den ſcheinbar rein militäriſchen Uebungen ein erzieheriſches Element zu finden ſei, das ſich mit jenem wehrhaften Weſen der allgemeinen Turnübungen zu einem Ganzen verſchmelzen ließe.

In der That trifft es ſich, daß das deutſche Turnen ebendieſelben Uebungen um ſeiner eigenen Vollendung und ſeiner rein menſchlichen Aufgabe willen mehr hervorziehen und pflegen muß, welche auch für die Ausbildung des künftigen Kriegers den höchſten Zweck haben. Reck, Barren und Schwingel werden den einzelnen Mann, der von Jugend auf mit ihnen verkehrt hat, gewandt, kräftig und zu mannigfachem Gebrauch ſeiner Glieder geſchickt machen; allein noch höher ſteht im Kriege die Fähigkeit, in Sprung und Lauf Bedeutendes zu leiſten und gerade dieſe Gebiete ſind es, die unſer heutiges Turnen — Jahn war minder einſeitig — ſchon deshalb dringend nöthig hat, um das bedrohte Gleichgewicht zwiſchen der Ausbildung der oberen und der unteren Gliedmaßen wieder herzuſtellen. Hiezu kann man den Dauermarſch rechnen, der zwar in den Turnfahrten fort und fort geübt wird, aber nur gar zu oft ohne den rechten Ernſt. Für Schulen hat dieſe Erweiterung nun aber ihren rechten Sitz erſt an höheren Claſſen wegen der ſtärkeren Anſtrengung, die mit ſolchen Uebungen verbunden iſt; die

*) Für die Schweiz wird dieſer Vorwurf dadurch gemildert, daß der Gedanke der Defenſive im Volksbewußtſein völlig angewurzelt iſt; aber was ſoll man zu den ähnlichen Beſtrebungen in Frankreich ſagen?

Ordnungsübungen aber, welche einen so trefflichen Uebungsstoff für Kinder abgeben, sind schon im Princip dem Exerciren verwandt; Rothstein und die amtlichen Erlasse in Preußen nennen sie „taktogymnastische Uebungen." Worin liegt denn nun der Unterschied, der „Ordnungsübungen" zu einem so fruchtbaren Unterrichtsmittel macht, während für die taktischen Elemente des Exercirens der zwanzigjährige Recrut eben alt genug sein soll? Vielleicht ist gerade dieser Unterschied das Gebiet, aus welchem eine neue, zweckdienliche Schöpfung hervorwachsen könnte. Betrachten wir einmal die Art, in welcher Spieß das Taktgehen lehrt! Die Kinder lernen zunächst sich in allerlei Verhältnissen aufstellen, auf Befehl mit dem Fuße stampfen und in verschiedenen Bahnen der Führung des Lehrers im gewöhnlichen Gang folgen. Dann wird während des Gehens mit einem Fuße gestampft und darauf hingearbeitet, daß dieses Stampfen gleichmäßig wird und auf Befehl bald mit diesem, bald mit jenem Fuße erfolgt. Hiedurch wird das Gehör geübt und aus dem Taktgefühl so das Taktgehen in kürzester Weise abgeleitet. Bei der militärischen Ausbildung wird, wenigstens in Preußen, das Taktgehen aus dem langsamen Schritt abgeleitet, der seinerseits wieder zuerst genau in seine Elemente zerlegt und mittelst Zählen eingeübt wird. Das Princip des Taktes tritt anfangs hinter dem des genauen, kunstgerechten Ganges zurück; jeder Soldat lernt zuerst allein, dann in kleineren Gruppen, endlich erst in größeren Massen genau nach der vorgeschriebenen Weise gehen. Dabei ist jener langsame Schritt eine gute Schwebeübung und eine, bei straffer Haltung, entschieden anstrengende Bewegung. Diese straffe Haltung aber und das unermüdliche Streben nach schärfster Genauigkeit in der Ausführung des Befohlenen wird erzielt durch eigene Straffheit der Lehrenden; durch die aufs höchste gesteigerte Energie des Befehlwortes, welche unwillkürlich die Nerven ergreift; durch die überwältigende Klarheit, Festigkeit und Einfachheit des Systems; endlich, in geringerem Grade, als Nichtkenner glauben, durch die Furcht vor der Strafe. Diese Furcht aber selbst erscheint wesentlich als Empfindung der Wucht eines unerbittlichen Gesetzes, dessen Nothwendigkeit eingesehen und zugegeben wird. Dadurch kommt es, daß die militärische Strenge, neben der aus Misbrauch der Mittel der Disciplin häufig entstehenden Einschüchterung, an und für sich eine kräftigende Wirkung auf den Charakter übt, die ihr wesentlich zukommt und in der Erfahrung immer hervortritt. Was wir an dem Beispiele des Taktgehens nachgewiesen haben, zeigt sich nicht minder in allen übrigen Puncten und namentlich auch, wenn man die Evolutionen der elementaren Taktik als Ordnungsübungen mit denen des Spießschen Systems, sowohl hinsichtlich des Stoffes, als auch namentlich hinsichtlich der Art der Einübung und Ausführung vergleicht. Spieß läßt den Stoff selbst wirken und führt die Kinder mit psychologischer Ueberlegung, wie unwillkürlich, zum Ziele; während die militärische Ausbildung den Stoff absichtlich dem Subject so schroff als möglich gegenüberstellt und sich lediglich an den Willen wendet, welcher im bewußten Kampfe diesen Stoff zu überwinden hat. Daher hat das Spießsche System leichte, gefällige, unterhaltende Anfänge, aus denen sich allmählich die immer bestimmtere und zuletzt fesselnde Ordnung entwickelt; die militärische Ausbildung beginnt schroff und rauh mit abschreckender Genauigkeit in den ersten Elementen, mit deren Ueberwindung jedoch auch die Schwierigkeit der ganzen Aufgabe im Princip gelöst ist, so daß mit jedem weiteren Fortschritt eine freiere, leichtere Bewegung des Uebenden eintritt. Der Gegensatz beider Systeme hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem der älteren und der neueren Pädagogik; die Principien verhalten sich wie das der Philanthropine zu dem der älteren Gymnasien. Wie dort vorwiegend die unwillkürliche, hier die willkürliche Aufmerksamkeit in Anspruch genommen wird; wie dort der Reiz des vollen Stoffes möglichst bald entwickelt, hier in strenger, fast peinlicher Analyse des Einzelnen lange verweilt wird, so entwickelt auch Spieß den Ernst aus dem Spiel, die Fertigkeit aus der unterhaltenden Beschäftigung und schließt sich der natürlichen Neigung der Kinder an, während das Exerciren dieser Neigung, fast

wie die lateinische Grammatik, entgegentritt und gerade die beständige Spannung der willkürlichen Aufmerksamkeit zum Ausgangspunct nimmt.*)

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß hiermit dem Spießschen Turnen nicht das willenbildende Element soll abgesprochen werden, das in ihm ja so sehr hervortritt; überhaupt hat unsere Unterscheidung nur den Sinn, einen specifischen Unterschied nachzuweisen, der auch specifisch verschiedene Wirkungen hervorbringt, nicht aber das eine oder das andere System als verwerflich zu bekämpfen. Die höchste Aufgabe wird sein — wie denn in unserem Schulunterricht längst die Vermittlung des philanthropinischen und des grammatischen Princips angestrebt wird — von den eigenthümlichen Vorzügen jeder Weise gerade da und gerade so weit Vortheil zu ziehen, als es zweckmäßig ist. Wie weit dies der Fall sei, läßt sich immer annähernd bemessen nach dem Grundsatz, die verschiednen auf dieselbe Classe von Kindern angewandten Mittel in möglichste Harmonie zu setzen.

Bevor wir nun eine bestimmte Idee hiezu angeben, müssen wir nunmehr auch die nationalökonomische Seite der Sache in Betracht ziehen. Daß die Ermäßigung der Militärlast unter Beibehaltung der Wehrtüchtigkeit eines der wichtigsten Probleme sei, setzen wir dabei voraus; es handelt sich nur um die Lösung desselben, so weit dabei der Gedanke zu Grunde liegt, einen Theil der Last auf die (im nationalökonomischen Sinne) „unproductive" Jugendzeit überzuwälzen und dabei diese nicht nur nicht jenem Zwecke zu opfern, sondern sogar noch ein gutes pädagogisches Element zu gewinnen. Den Weg vollständigen Cadettenwesens haben wir bereits abgelehnt. Da nun mit diesem auch das Ziel wegfällt, die Schüler bis zur soldatischen Fertigkeit zu bringen und wohl auch darauf verzichtet werden muß, sie in reglementsmäßiger Bewaffnung in ganzen Bataillonen mit allen Unterabtheilungen und mit allen Officieren und Unterofficieren feldmäßig üben und manövriren zu lassen, so fragt es sich sehr, was denn geleistet und was später damit gespart werden könne. Da in der Armee die Zöglinge höherer Schulen nur einen geringen Bestandtheil bilden, so müssen wir uns hüten, diese zu einseitig ins Auge zu fassen.

Bekanntlich trugen sich schon die Männer, welche Preußens treffliches Landwehrsystem schufen, mit dem Gedanken, eine gymnastische Volksbildung zur Erhöhung der Wehrkraft einzuführen. Jeder giebt zu, daß jede vernünftige Art von Turnen auch diesem Zwecke schon zu dienen vermöge. Jahns Weise wird ganz besonders den einzelnen Mann tüchtiger machen, und zwar nicht nur durch Stärkung seiner physischen Beschaffenheit, sondern auch durch Weckung des Sinnes für mannigfachste leibliche Thätigkeit und Stählung des männlichen Muthes in Gefahr und Anstrengung. Diese Wirkung ist vielleicht von allen die wichtigste; denn gerade in unsern Tagen ruht wieder auf solcher Beschaffenheit des einzelnen Mannes, hinter welcher dann freilich auch die Officiere nicht zurückstehen dürfen, die Entscheidung der Schlachten.

Spieß giebt ein ferneres höchst wichtiges Moment durch Entwicklung des Sinnes für alle Ordnungsverhältnisse. Mit diesen beiden Elementen ließen sich schon allenfalls „Soldaten aus dem Stegreif machen," denn alles übrige lernt sich im Nothfalle binnen wenigen Wochen, wenn ein Turnen mit Einschluß der Ordnungsübungen in Fleisch und Blut übergegangen und nicht bloß angeflogen ist. Es tritt dann ein ganz

*) Es ist natürlich, daß, theils in Folge der analytischen Tendenz Lings, theils in Folge von Rothsteins militärischer Vorbildung auch die Freiübungen der Berliner Schule einen ähnlichen Gegensatz zu den Spießschen Freiübungen bilden, wie das Exerciren zu den Spießschen Ordnungsübungen; hier aber ist gerade ein besonders schwacher Punct des sog. schwedischen Systems. Theils nämlich sind diejenigen Freiübungen, welche nicht zur Fortbewegung des Körpers dienen, jener reichen Entwicklung nicht fähig, welche beim Exerciren für die Dürre der Elemente entschädigt, theils ist auch an sich schon das analytische Princip in der Anwendung auf Armbewegungen, Rumpfdrehen u. dgl. ganz besonders der Ausartung in bedauerliche Langweiligkeit ausgesetzt.

ähnliches Verhältnis ein, wie wenn etwa ein schon ausgebildeter Soldat ein neues Reglement kennen lernt oder auf eine neue Waffe eingeübt wird*). Es ist daher eine irrige Ansicht, wenn man glaubt, daß eine solche turnerische Durchbildung höchstens die wenigen Monate der Rekrutenzeit sparen könne. Auch die schroffsten Vertheidiger mehrjähriger Dienstzeit behaupten nicht leicht, daß diese zum bloßen Einlernen der Functionen des Soldaten erforderlich sei; es handelt sich weit mehr um das Einwurzeln, um das Uebergehen in Fleisch und Blut, um den so oft betonten „soldatischen Geist" und um die in ihrem Werth noch nicht genug erkannte Freiheit der Bewegung im Stoff. In unserer (preußischen) Armee pflegt der Mann im dritten Dienstjahr auf den jüngsten Jahrgang spöttisch herabzublicken, weil die „Rekruten" (eine Bezeichnung, welche nach Beendigung der Ausbildungszeit noch lange fortdauert) ihre Griffe so lächerlich stramm und übermäßig genau ausführen; der eben in Bataillon gestellte Soldat hält den „alten Mann" seinerseits für „schlapp," wenn dieser sich bei gewöhnlichen Gelegenheiten die Sache etwas bequemer macht; allein diese scheinbare Schlaffheit zeigt, daß der Mann sich in seinem Elemente zu Hause fühlt, sich über den Standpunct des Mechanismus einigermaßen erhoben hat, und eben dadurch ist er auch fähig, seinen Sinn den wahren Aufgaben des Soldaten beim Manövriren und in wirklicher Action mit größerer Freiheit zuzuwenden. Wir sind nun der Ansicht, daß eine in Fleisch und Blut übergegangene turnerische Durchbildung diesen Proceß so bedeutend abkürzen würde, daß die gewonnenen positiven Fertigkeiten, so willkommen sie auch wären, jedenfalls bei weitem den geringeren Theil der Ersparnis bilden würden.

Wie groß nun die Ersparnis an Dienstzeit sein würde, welche aus einer genügenden turnerischen Durchbildung hervorgienge, läßt sich von vorn herein nicht leicht berechnen. Wollte man auch mit Rüstow annehmen, daß ein auf solcher Vorbildung ruhendes Milizheer nach einer Ausbildungszeit von wenigen Monaten schon jedem stehenden Heere mit längerer Dienstzeit überlegen sei, so würden doch schon um anderweitiger Gründe willen in unseren Staaten muthmaßlich noch auf lange Zeit hinaus stehenden Heere erhalten werden. Es genügt aber auch in der That eine Ersparnis von einem einzigen Jahre Dienstzeit vollkommen, um die Kosten einer allgemeinen turnerischen Volksbildung reichlich zu decken und dabei zunächst mindestens die gesparte Arbeitskraft nationalökonomisch zu erübrigen. In Preußen z. B. würden, wie eine leichte Berechnung zeigt, dadurch für jede Elementarschule des ganzen Landes durchschnittlich über 100 Thlr. jährlich an Unterrichtsmitteln gewonnen werden können; ein Betrag der nicht nur im allgemeinen mehr als zureichend wäre, sondern der auch zur Ueberwindung localer Schwierigkeiten, zur Errichtung von Fortbildungscursen für die heranwachsende Jugend und dgl. genug Spielraum ließe.

Ist nun auch mit dieser Berechnung noch keineswegs dargethan, daß irgend eine Aussicht zur directen Durchführung einer solchen Idee vorhanden sei, so darf man doch auf jenes Zusammenwirken der verschiedenartigsten fördernden oder nöthigenden Umstände rechnen, welches in der Geschichte fast niemals auf sich warten läßt, wenn eine mächtige Entwicklung genügend vorbereitet ist. Unbewußt werden alsdann die Sterblichen von einer höhern Hand zu dem Ziele gelenkt, welches sie bewußt nicht erstreben mochten. Und in der That kann man eine solche höhere Hand in der Geschichte der Leibesübungen kaum verkennen. Wie zart schien der Keim des GutsMuths'schen Turnens! Als ob es Plan gewesen wäre, entwickelten die Befreiungskriege zunächst jenen Zweig, der dem Turnen immer die herzliche Theilnahme des Volkes und damit die Lebenswurzel sicherte. Die Ausartungen führten zur Unterdrückung, die Unterdrückung zur

*) Wie schnell dies geht, hat der Verfasser noch vor wenigen Jahren bei der Einführung des Zündnadelgewehres in der preußischen Landwehr an sich selbst und seinen Untergebenen in überraschender Weise wargenommen.

mächtigen Entfaltung neuer Zweige. Das reine Schulturnen entwickelte ſich; das Mädchenturnen gewann Boden; eine wiſſenſchaftliche Vertiefung tröſtete manchen Freund der Sache. Als das volksthümliche Turnen, nicht ohne drohende Symptome, in bewegter Zeit wieder auftrat, ſtellte man ihm in einzelnen deutſchen Staaten ein ausländiſches, an ſich weit ſchwächeres Syſtem entgegen. Aber der Gegenſatz erweiterte den Geſichtskreis, der Wetteifer erhob zu höheren Leiſtungen. Die wiſſenſchaftliche Baſis wurde von den „Schweden“ geprieſen, von den Deutſchen geſucht. Nun ſchreckt der italieniſche Krieg die Militärbehörden aus ihrer Sicherheit empor, während die Volkswirthſchaft beginnt, die Militärlaſten einer ernſten Prüfung zu unterwerfen. Gleichzeitig erſchallt der Ruf nach Erhöhung der Leiſtungen mit dem nach Verringerung der Laſten, während die ſtarrſten Fachmänner einzuſehen beginnen, daß die Zeit vorüber iſt, wo man den einzelnen Mann als Theil einer Maſchine betrachten durfte, die der Befehl in Bewegung ſetzt. So iſt alles ſcheinbar vorbereitet, um das Turnen in den Kreis des Wehrſyſtems und dadurch dieſes ſelbſt wieder in das große Ganze einer geordneten Volkserziehung einzufügen. Allein wie manches Hindernis iſt noch zu überwinden! Leicht könnten wir der ſcheinbaren Nothwendigkeit dieſes nächſten großen Schrittes ein eben ſo helles Bild anſcheinender Unmöglichkeit entgegenſtellen. Aber auch wo unſer Auge in den realen Verhältniſſen den Ausgang nicht findet, iſt es immer das allein richtige Streben, ohne Eigenſinn und ohne phantaſtiſche Hoffnungen das ideale Ziel im Auge zu behalten, die Zeichen der Zeit zu beachten und jeden Vortheil zu benutzen.

So wollen wir denn auch im Folgenden noch mit wenigen Zügen die oben angeregte Frage zu löſen verſuchen, wie das Turnen zum Exerciren, ſchon bevor das letztere auf die Baſis der Ordnungsübungen gebracht werden kann, in eine innere Beziehung zu ſetzen iſt. Wir werden dabei vier verſchiedene Stufen unterſcheiden, die ſich für das Land im weſentlichen auf 2—3 reduciren. Stoff und Betriebsweiſe jeder Stufe regelt ſich alsdann nach allgemeinen pädagogiſchen Principien.

Die unterſte Stufe umfaſſe in Städten die Kinder von 6—10 oder 12 Jahren. Hier ſcheint das reine Schulturnen nach Spieß ganz allein zweckmäßig. Die Rückſicht auf das Wehrſyſtem äußere ſich höchſtens in der Wahl, nicht aber in der principiellen Behandlung der Ordnungsübungen. Der Geiſt Peſtalozziſcher Pädagogik, ſo weit er in unſern Volksſchulen noch herrſcht, walte auch auf dem Turnplatze. Der Lehrer ſelbſt leite auch dieſen Unterrichtszweig. Auf dem Lande mag die erſte Stufe, unter Benutzung der für die älteren Schüler oben angedeuteten Erweiterungen, auch noch die Altersſtufen von 12—15 Jahre mitumfaſſen.

Die zweite Stufe, welche die Knaben vom 10. oder 12. bis etwa zum 15. Jahre umfaßt, iſt nach unſerer theoretiſch und erfahrungsmäßig begründeten Anſicht diejenige, in welcher ſich der militäriſche Geiſt auch pädagogiſch am fruchtbarſten zeigt. Während das Kind ſanft geführt ſein will, während der Jüngling ſchon in den Jahren des Heranreifens überall Freiheit der perſönlichen Entwicklung bedarf und in Anſpruch nimmt, iſt das mittlere Knabenalter ſo recht die Zeit ſtrenger Regelung. Bekanntlich ſind untere und mittlere Gymnaſialclaſſen das dankbarſte Feld für die Anwendung gemeſſener Formen, beſtimmten und beherrſchenden Auftretens, ſtricter, ſyſtematiſcher Folge und Entwicklung des Lehrſtoffs. Auf dem Turnplatze kommen die Schüler einer feſten, militäriſchen Behandlungsweiſe ſehr bald von ſelbſt entgegen; ſie gewinnen ſichtbar an Haltung und laſſen ſich, ſo weit ihnen Spielraum vergönnt wird, in ihrer jugendlichen Fröhlichkeit nicht im mindeſten ſtören. Je feſter aber die Ordnung, deſto ausgedehnter kann auch der Spielraum für völlig freie Bewegung ſein.

Die Uebungen mögen daher in Beziehung auf Geiſt und Ziel ſchon als eine Vorſchule der Wehrtüchtigkeit behandelt werden, keineswegs aber in Beziehung auf die Aeußerlichkeiten. Säbel, Flinten, Patrontaſchen und Fahnen ſind überflüſſig, ſogar ſchädlich; aber das „Stillgeſtanden“! muß als Grundlage der Ordnungsübungen in

allem soldatischen Ernste ausgeführt werden. Jene straffe Haltung aller Glieder, bei welcher schon das bloße Stillstehen — welches freilich in der Anwendung sehr zu beschränken ist — eine wirksame körperliche Uebung bildet, muß durchaus erzwungen werden und läßt sich auch bei Knaben dieses Alters mit nicht zu großer Strenge leicht herstellen. Sie bildet für alles übrige eine ganz neue Basis. Die Richtung muß fleißig und ernsthaft, aber nicht mit der Genauigkeit des Exercirplatzes geübt werden, da hiebei leicht Ueberdruß und Ermüdung, wo nicht gar gelegentlich Erkältung, durch zu langes Stillstehen herbeigeführt werden kann. Hauptaugenmerk sei vielmehr, möglichst rasch die annähernde Richtung finden zu lassen, einen bestimmten und kräftigen Uebergang aus der ungeordneten in eine beliebige geordnete Linie einzuprägen und dabei das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und den Instinct der Fühlung auszubilden. Auf die absolut gerade Linie einer breiteren Front verzichte man.

Die Wendungen dagegen lasse man genau nach dem Exercirreglement einüben und ruhe nicht eher, bis sie genau so gut klappen, wie bei der Armee; denn die Schüler bringen hiefür Sinn mit und können diese Genauigkeit leicht erreichen, wenn der Lehrer gut und scharf commandirt. Ob man auch die vom Exercirreglement ausgeschlossenen Arten von Wendungen üben wolle, bleibt ziemlich gleichgültig. Wir würden die Einfachheit vorziehen und den Vorwurf der Einseitigkeit in diesem Puncte nicht scheuen. Beim Marsche begnüge man sich nicht mit einfachem Taktgehen, plage aber auch die Schüler nicht mit dem pedantisch gerichteten Parademarsch, mit dem ermüdenden Reihenmarsch und mit dem genauen Einhalten des Armeetempos, das vielmehr etwas beschleunigt werden muß. Der Marsch nach Zählen, eine vortreffliche gymnastische Uebung, werde zu Grunde gelegt und öfter, mit der ganzen Abtheilung wie gruppenweise, eingeübt. Unbedingte Gleichmäßigkeit des Trittes, ein sicheres Antreten, ein starres Halt! und andauerndes Festhalten des Trittes im Sectionsmarsch lassen sich mit Sicherheit erzielen; nicht minder sind die schönen, belebenden Wendungen im Marsche zur häufigen Anwendung zu bringen. Die Evolutionen des Compagnie-Exercirens, als Schwenkungen, Aufmärsche, in Reihen setzen u. s. w., sind im weitesten Umfange einzuüben und bilden für den, der sie zu handhaben versteht, ein unerschöpfliches Material.

An diese einfachen und doch schon reichhaltigen Uebungen schließt sich nun der weitere Stoff mit Leichtigkeit an; doch ist dabei immer von der militärischen Aufstellung auszugehen und auf diese zurückzukehren, damit die Gewöhnung an sie völlig einwurzele. Zunächst kann man noch, wie es an Hauschild's Gesammtgymnasium geschehen*) und wie auch wir es betrieben haben, nach Commando die Glieder auflösen, Fechterstellungen einnehmen und dieselben mannigfaltig verändern lassen. Nicht minder zweckmäßig aber läßt sich hier das ganze Gebiet der Freiübungen anschließen, so weit man es eben ausdehnen will und mag. Natürlich sind sie dann in Takt, Haltung, Genauigkeit ganz dem militärischen Geist der Ordnungsübungen anzupassen; auch der Befehl muß sich danach richten. Hier dürfte denn freilich aus praktischen Gründen Rothsteins Terminologie der weit rationelleren Waßmannsdorffschen in manchen Puncten vorzuziehen sein. Die Bedeutung dieses Umstandes reducirt sich aber sehr, wenn man bei diesen Uebungen das analytische Princip gebührend einschränkt und so bald als möglich zu den tempomäßig fortgesetzten Uebungen übergeht. Bei diesen muß der Lehrer nothwendig vorher die Combination von Bewegungen und die Taktart, welche er haben will, beschreibend angeben und nur Anfang und Ende der Uebung bedarf des markirten Commandos. Das Verhalten des Lehrers und der Uebenden gleicht inzwischen dem einer ruhig marschirenden Abtheilung. Wir haben es jedoch bei diesen Uebungen zweckmäßig gefun-

*) Man vgl. unsere Behandlung und Begründung der Sache mit den Einwendungen, welche Kloß „Turnen oder Exerciren" N. J. II. 1. S. 21, gegen Hauschild vorbringt, und man wird finden, daß dieselben vorgesehen sind. Zu einer kritischen Auseinandersetzung fehlt hier der Raum.

den, die Festigkeit des Tattes häufig bald durch kräftiges Zählen, bald durch sichtbares Taktschlagen zu unterstützen, zuweilen auch die Schüler selbst den Takt laut zählen zu lassen. Wir bedienten uns ferner eines schulterhohen, handfüllenden Stabes aus Buchenholz, um nicht nur einige wenige militärische Griffe mit der Waffe nachzuahmen, sondern namentlich auch, um bei den Freiübungen ein Geräth zur turnerischen Beschäftigung der Armkraft zu haben, das die mannigfaltigste Verwendung zuließ. So wurden die Freiübungen in nicht zu spärlicher Auswahl gleichsam in einen militärischen Rahmen gefaßt; nicht minder geschah dies aber mit zahlreichen Laufübungen, in dem bald ein Glied formirt, rechtsum gemacht und ein Schneckenlauf unternommen, bald Dauerlauf in Zugfront geübt, bald gliedweise ein Wettlauf nach einem angegebenen Ziele veranstaltet wurde. In letzterem Falle löste sich natürlich die Ordnung auf und wurde nach lauter Verkündigung der Sieger gleich neu gebildet. Läßt sich schon in dieser Weise eine bedeutende Abwechslung in strenger Einheit des Ganzen leicht erzielen, so vermehrt sich diese Freiheit nun noch, wenn man die so geordnete Schülerzahl hinausführt in Wald und Feld — freilich nicht, um dort die ganze schöne Zeit mit einförmigem Drillen hinzubringen. Unterwegs übe man das Taktgehen, veranstalte auf den trefflich dazu geeigneten breiten und festen Landstraßen Evolutionen aller Art; an Ort und Stelle aber nehme man die herrlichen Turnspiele vor, die gerade auf dieser Stufe wieder so gern gespielt werden. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß ein einzelner Lehrer leichter und sicherer mit Hunderten militärisch disciplinirter Schüler dergleichen unternehmen kann, als mit vierzigen, die nur die Spießschen Ordnungsübungen gelernt haben. Für jede Organisation findet der Lehrer im Heerwesen vorgebildete und leicht anwendbare Formen, wo er sonst aufs Erfinden angewiesen wäre. Bei den ergänzungsweise eintretenden Geräthübungen dürfte dann neben Hangelreck, Langbarren und dgl. namentlich auch Sprungreck, Schwebebaum, Kante, sowie Graben zum Weit- und Tiefsprung nicht zu vergessen sein; auch der Vor-Jahnsche Querbalken ist für diese Stufe ganz zweckmäßig.

Für die Volksschule auf dem Lande könnte man ein ähnliches System von Uebungen füglich *um einige Altersjahre später* ansetzen und etwa die Burschen von 14—17 Jahren aus mehreren Gemeinden — wenn auch einige Meilen weit — je alle Monate an einem Samstage zusammenkommen lassen. Ein Lehrer, der sich dazu eignete, die Uebungen zu leiten, wäre im Nothfalle aus einer Stadt zu committiren, und gediente Leute vom Lande wären hie und da zur Hülfsleistung heranzuziehen.

Die *dritte Stufe* des gymnastischen Unterrichtes, etwa für das Alter von 15—18 Jahren, hat eine Aufgabe, welche für die meisten deutschen Staaten sehr schwer auszuführen ist, so lange nicht die Last der Abiturientenprüfungen und die Ueberbürdung der oberen Classen mit Präparationen und schriftlichen Arbeiten bedeutend erleichtert wird. Es ist unvernünftig, England mit seinen von Jünglingen so eifrig betriebenen Turnspielen als Muster hinzustellen, ohne zugleich die Verhältnisse zu bekämpfen, welche bei uns einen ähnlichen Sinn der Jugend unterdrückt haben oder nicht aufkommen lassen. Abgesehen von andern großen Bewegungsspielen könnten sonst die oberen Classen allwöchentlich mit meilenweiten Dauergängen förmliche Felddienstübungen verbinden, die mit leichten Modificationen sich zu den unterhaltendsten Spielen gestalten ließen und dabei doch dazu dienten, Terrainkenntnis zu verbreiten, die Glieder und die Sinne zu üben und turnerische Besiegung aller Hindernisse des Bodens zu fördern. Die elementare Taktik wäre nur bei passenden Gelegenheiten, z. B. Märschen auf Landstraßen u. s. w. zu repetiren, im übrigen Geräth- und Gerüstübungen in den Vordergrund zu stellen. Es schadet dabei durchaus nichts, wenn die auf untern Classen erworbene Fertigkeit in der elementaren Taktik sich theilweise wieder verliert. Es sollen ja doch keine fertige Cadetten geliefert, sondern Geist, Sinn und Kräfte der Schüler für das Heerwesen vorbereitet werden. Jedem Alter das Seinige! Der Jüngling will volle, freie Entfaltung seiner persönlichen Kräfte, daher Reck, Barren und ein wenig Freiheit! Die

auf der mittleren Stufe anzuwendenden Stäbe fallen natürlich weg; wo aber die Mittel es erlauben, wäre ein tüchtiger Cursus im Bajonnetfechten für die älteſten und ſtärkſten Schüler ganz an der Stelle.

Auch dem Degenfechten möchten wir das Wort reden, während das Rappier von der Schule beſſer verbannt bleibt. Ließe ſich freilich, was kaum zu erwarten iſt, auch für die vierte Stufe eine ſo durchgreifende Organiſation erzielen, wie wir ſie wünſchen, ſo könnte man die Fechtübungen für ſie verſparen. Oertliche Verhältniſſe, Art der Lehrkräfte, Geldmittel und andere Umſtände, werden hierüber entſcheiden müßen.

Die vierte Stufe endlich greift über die Schulzeit hinaus. Möchte es nämlich gelingen, die erwachſene Jugend an Univerſitäten, in Handelsſtädten, auf dem Lande, je nach den Verhältniſſen unter ſtaatlicher Aufſicht in Vereine zu ſammeln, welche den Gebrauch unſerer Hauptwaffe, namentlich das Scheibenſchießen und das Bajonnetfechten in freier, aber geordneter Weiſe übten, ſo wäre damit dem ganzen Syſtem die Krone aufgeſetzt. Die beſtehenden Turnvereine dürften dadurch natürlich nicht verdrängt, ſie müßten im Gegentheil eifrig gefördert werden.

Die Ausbildung der noch nicht ins Heer eingetretenen Jugend mit der Waffe darf jedoch nicht ganz unabhängigen Wehrvereinen überlaſſen werden. Dieſe ſollten auf das männliche Alter beſchränkt bleiben. Der Staat biete für die Jugend ſeine Mittel und nehme dafür — nöthigenfalls durch ein Geſetz — das Recht der Aufſicht und Leitung in Anſpruch.

Wir haben hier verſucht zu zeigen, welche Modificationen und Erweiterungen der gymnaſtiſche Unterricht erhalten könnte, um in einer durchgreifenderen Weiſe, ohne eigentliches Cadettenweſen, auf die Wehrtüchtigkeit vorzubereiten. Dem idealen Zweck der Leibesübungen aber wird eine ſolche Annäherung an den Zweck des Heerweſens um ſo weniger ſchädlich ſein, je mehr erkannt wird, daß ein Kampf des Menſchen mit ſeinesgleichen immer zur Aufbietung aller perſönlichen Kräfte führt und um ſo erfolgreicher iſt, je harmoniſcher dieſe ausgebildet ſind. Daher die Ueberlegenheit der Hellenen über die Barbaren! Hat doch ſelbſt die Erfindung immer neuer Mordwaffen, die ferner und ferner tragen, nur dazu dienen müßen, die alte Wahrheit in ein um ſo helleres Licht zu ſetzen, daß unter annähernd gleichen Verhältniſſen der Geübtere ſiegt und um ſo ſicherer, je freier und menſchlicher ſeine Uebung iſt, d. h. je mehr ſie das allgemeine Ideal aller Leibesübungen in ſich aufnimmt.

Die Literatur unſeres Gegenſtandes iſt noch ebenſo arm an grundlegenden und bedeutenden Werken, als ſie an Streitſchriften, Leitfäden, Gelegenheitsſchriften und vereinzelten Abhandlungen reich iſt. Ein äußerſt reichhaltiges Verzeichnis, in welchem übrigens das Beſte und das Schlechteſte in unterſchiedloſer Folge aufgeführt iſt, enthält die von G. F. Lenz, Berlin 1861 herausgegebene Zuſammenſtellung von Schriften über Leibesübungen (26 Seiten 3 Sgr.). Zur Orientirung leiſtet die weſentlichſten Dienſte Dr. Kloß, Katechismus der Turnkunſt, eine kundig und umſichtig angelegte kleine Encyklopädie (214 Seiten, 15 Sgr.), welche jeder zur Hand haben ſollte, der ſich mit dem Turnweſen eingehender beſchäftigen will. Dem erſten Abſchnitt derſelben verdanken wir es, daß wir in unſerer obigen Darſtellung eine Menge von Daten der äußeren Geſchichte übergehen und dafür eine vollſtändige Entwicklung der Hauptſachen geben konnten; dort iſt denn auch die Literatur ſo weit berückſichtigt, daß wir uns hier auf Hervorhebung des Wichtigſten, Beibringung einiger Ergänzungen über Werth und Charakter einiger Werke beſchränken dürfen.

Zur Geſchichte der Leibesübungen ſind außer Krauſe, Gymnaſtik und Agoniſtik der Hellenen, Leipzig 1841 und Jäger, Gymnaſtik der Hellenen Eßlingen 1857 (erſteres archäologiſch und philologiſch, letzteres mehr culturhiſtoriſch und philoſophiſch) noch die betr. Abſchnitte mehrerer philologiſcher Werke, wie Bernhardy, Grundriß der griech. Literatur I. Thl., Beckers Charikles, Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer u. a. zu beachten; ferner die vorzüglichen

Aufsätze von W. L. Mayer in den N. Jahrb. III. § 1. 3. u. 4. — Für die neuere Geschichte die Biographien Jahns (Biographie und Denkmal für GutsMuths fehlen noch!), Pröhle, Fr. L. Jahns Leben, Berlin 1855, und W. Angerstein, Jahn, ein Lebensbild für das deutsche Volk, Berlin 1861; ferner eine Reihe von Aufsätzen in den N. Jahrb., worunter besonders die in den 4 ersten Bänden erschienenen von Kloß, E. Dürre und Waßmannsdorf (einem der gründlichsten Kenner der Literatur der Leibesübungen) Beachtung verdienen; sodann Klumpp in seiner Bearbeitung von GutsMuths Gymnastik, Stuttg. 1846; von Raumer, Gesch. der Päd., 3. Bd.; Königk, Gesch. des Turnens in Breslau, Programm 1859. — Von systematischen Werken nennen wir: GutsMuths, Gymnastik für die Jugend, Schnepfenthal 1793 (2. Aufl. 1804, stark erweitert und verändert). — Vieth, Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen, 3 Bde., Berlin 1794, 1795 und Leipzig 1818. Jahn und Eiselen, die deutsche Turnkunst, zur Einrichtung der Turnplätze dargestellt. Berlin, 1816. GutsMuths, Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes. Frankf. a. M. 1817 (ein vortreffliches, bis in die neueste Zeit meist verkanntes Werk, das die große Frage des Verhältnisses der Turnkunst zur Wehrhaftigkeit des Landes in gedankenreicher Weise zu lösen versucht, vergl. Kloß, N. Jahrb. IV., S. 381 ff.). Spieß, die Lehre der Turnkunst, 4 Theile, Basel 1840—1846. Spieß, Turnbuch für Schulen, als Anleitung für den Turnunterricht durch die Lehrer der Schulen, 2 Thle, Basel 1847 u. 1851. Rothstein, die Gymnastik nach dem Systeme des schwedischen Gymnasiarchen P. H. Ling dargestellt, 5 Bde, Berlin 1848—1859. Hiezu kommt speciell für das Mädchenturnen: Kloß, die weibliche Turnkunst, für Eltern, Lehrer und Erzieherinnen bearbeitet, Leipzig 1855. Von Leitfäden und sonstigen Hülfsmitteln für den praktischen Unterricht erwähnen wir hier außer Rothsteins zahlreichen Arbeiten, die nur für Zöglinge der Berliner Centralanstalt zu gebrauchen, übrigens aber besser sind, als das „System", namentlich: Niggeler, Turnschule für Knaben und Mädchen, 1. Thl., Zürich 1860 (Spießsche Schule); N. Schultze und E. Angerstein, Leitfaden für Knaben- und Mädchenturnen, Berlin 1858, nebst einem Nachtrag: die Frei- und Ordnungsübungen in der Volksschule, Berl. 1861 (deutsche Schule mit Berücksichtigung von Rothstein und besonders von Spieß); W. Angerstein, Uebungstafeln zum Gebrauch beim Knaben- und Männerturnen; endlich Abbildungen, wie die von Robolsky und Töppe, Berlin 1845. — Bei der Einrichtung von Turnplätzen berücksichtige man W. Angerstein, Anleitung zur Einrichtung von Turnanstalten, Berlin 1862. Die Klugesche Turnanstalt in Berlin, Dresden 1861 (aus den N. Jahrb.); und Rothstein, die königl. Central-Turnanstalt zu Berlin (zugleich Streitschrift). Von den Hülfswissenschaften werden wir die Pädagogik hier nicht besonders zu besprechen brauchen, doch wollen wir noch einmal auf den Schatz aufmerksam machen, der in Spieß kleineren Schriften (die wohl verdienten einmal gesammelt zu werden) enthalten ist; für die anthropologischen Studien empfehlen wir Meyer's Lehrbuch der Anatomie 2. Aufl., Leipz. 1861; Lewes, Physiologie des täglichen Lebens, übers. v. Carus, Leipzig 1860; Ludwig, Lehrbuch der Physiol. des Menschen, 2. Aufl., Leipzig 1858—1860. Oesterlen, Handbuch der Hygieine, 2. Aufl. Tübingen 1857 *). **A. Lange.**

Leibnitz, Gottfried Wilhelm, Freiherr v., ist am 21. Juni (a. St., 1. Juli n. St.) 1646 zu Leipzig geboren. Seine Eltern waren Friedrich Leibnitz, Professor der Moral, Actuarius der Universität und Notar zu Leipzig und Katharina, die Tochter des damals sehr berühmten Rechtsgelehrten Schmuck. Beide standen in dem Rufe aufrichtiger Frömmigkeit und legten die Keime der Ehrfurcht vor Gott, welche sich in dem

*) Einzelne Puncte der obigen Darstellung lassen nach unserer Ansicht eine andere Auffassung zu, weshalb wir auf den Art. Turnplatz verweisen. Die Red.

Leben des großen Gelehrten so segenbringend entwickelten, in das Herz des Knaben. Dem früh (am 5/15. Sept. 1653) verstorbenen Vater war es doch noch vergönnt, der ungewöhnlichen Lernbegierde und den vorzüglichen Anlagen des Sohnes die erste Richtung zu geben. Seine weitere wissenschaftliche Ausbildung geschah in einer so interessanten Weise, daß die Pädagogik nicht ohne reichen Gewinn seiner Jugendgeschichte einige Aufmerksamkeit zuwenden würde. Er besuchte die Thomasschule zu Leipzig, aber all' sein Lernen gieng neben dem Schulunterrichte, nicht bloß von diesem unabhängig, sondern unter theilweiser Gegenwirkung desselben vor sich. Trotz des regelmäßigsten Besuchs der Schule, später der Universität, war und blieb Leibnitz Autodidakt. Von seinem achten Jahre an las er alle möglichen, d. h. alle ihm zugänglichen deutschen Bücher und versuchte zugleich ohne Hülfe eines Wörterbuchs die Lectüre des Livius. Er verdeutschte sich nämlich zuerst die Unterschriften der zwischengedruckten Holzschnitte, und gewann von da aus allmählich durch immer wiederholtes Lesen das Verständnis des Ganzen. Nächst der lateinischen Sprache wandte er sich der griechischen und dem Studium der Logik mit besonderem Eifer zu; noch in seinen höchsten Lebensjahren legte er auf diesen Studiengang großes Gewicht. Er verdankte ihm die Fähigkeit, alle Wissensgebiete selbständig zu betreten, das klare und scharfe Urtheil, welches ihn von der Beschäftigung mit allem mittelmäßigen, schwulstigen u. s. f. ferne hielt, und endlich die leitenden Grundsätze seines Denkens, „überall bei den Worten und Sachen der Seele nach Klarheit, bei den Dingen nach dem Nutzen zu fragen." Er war also von Anfang an weit mehr ein Denker, ein Selbstdenker, als ein Vielwisser, und wenn von ihm gesagt ist, „er wollte alles lesen und alles lernen," so muß ergänzt werden, um allen Dingen auf den innersten Grund zu kommen. Bereits mit 15 Jahren lustwandelt er in einem Wäldchen bei Leipzig, dem Rosenthal, um mit sich über die Lösung eines philosophischen Problems zu Rathe zu gehen.

Sein äußerer Lebensgang kann hier nur angedeutet werden. Er bezog 1661 die Universität Leipzig, wurde 1663 Baccalaureus, 1664 Magister der Philosophie, konnte wegen seiner Jugend die Zulassung zur Promotion als Doctor der Rechte in seiner Vaterstadt nicht erlangen, gewann diese Würde am 5. Nov. 1666 zu Altdorf durch so glänzende Leistungen, daß ihm der Rath von Nürnberg eine Professur antrug. Diese lehnte er ab, nahm aber die Stelle des Secretärs einer alchymistischen Gesellschaft „der Rosenkreuzer" an. In dieser fand ihn der berühmte Staatsmann Baron J. C. von Boineburg, welcher ihn nach Frankfurt a. M. in seinen persönlichen Dienst zog, ihm aber schon 1670 eine freie Stellung bei dem Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, verschaffte. Die eigenthümlichen Verhältnisse des Mainzischen Hofes gaben ihm den willkommenen Anlaß zu einer Reise nach Paris 1672, London 1673 und wieder nach Paris, von wo aus er 1676 als Bibliothekar nach Hannover gieng. Nun entwickelte sich jene Thätigkeit, welche an Umfang und Tiefe ihresgleichen kaum anderswo gefunden hat. Die durch wiederholte Reisen, namentlich nach Berlin, Wien, Rom unterstützte Verbindung mit den bedeutendsten Gelehrten jener Zeit, mit den Akademien zu Paris, London und Berlin, deren letzte er mit gegründet hat, und die bedeutsame schriftstellerische Thätigkeit treten fast hinter der öffentlichen Wirksamkeit zurück. Der Freund des Herzogs Johann Friedrich, des Kurfürsten Ernst August von Hannover, der Vertraute der Kurfürstin Sophie, der Lehrer der Königin Sophie Charlotte, nahm an der Erhebung Hannovers zum Kurfürstenthum, Preußens zum Königreich, der Besteigung des englischen Königthrones durch seinen Herrn, den Kurfürsten Georg Ludwig von Hannover, an den europäischen Umwälzungen, welche Louis XIV. von Frankreich bewirkte, den lebhaftesten Antheil. Er war die Seele der natürlich eiteln Bemühungen, die evangelische und die katholische Religion wieder zu vereinigen, wie derjenigen, welche auf eine Verbindung der Reformirten und der Lutherischen ausgiengen. Seine äußere Stellung entsprach dieser weiten Wirksamkeit; er wurde nach und nach Hofrath, Geh. Hofrath, Reichsfreiherr, Präsident der Berlinischen Akademie, und nur

ſein treues Beharren am Väterglauben war die Urſache, daß ihm in früheren Jahren ehrenvolle Stellungen in Paris, in ſpäteren das Amt eines Bibliothekars am Vatican entgieng. Leibnitz überlebte ſeine fürſtlichen Freunde und ſtarb — mitten in großartigen, wiſſenſchaftlichen Entwürfen, aber vereinſamt — zu Hannover an einem Gichtanfall den 14. November 1716.

Unter ſeinen zahlloſen Schriften iſt die berühmteſte der essai de Théodicée sur la bonté do Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal, hervorgegangen aus Geſprächen mit der Königin Sophie Charlotte; ſonſt ſind zu nennen: monadologie, gewöhnlich: principia philosophiae (ad principem Eugenium); die 50 Jahre nach ſeinem Tode herausgegebenen nouveaux essais sur l'entendement humain gegen Locke (ſ. d. A.); das nur bei genauer Kenntnis der Unionsverhandlungen verſtändliche systema theologicum und die jüngſt von Pertz edirten annales imperii occidentis brunsvicens. (1843—1845). Aber Leibnitz durfte ſagen: „der kennt mich ſchlecht, der mich nur aus meinen Schriften kennt.“ Er war größer als ſeine Bücher; in keines derſelben iſt die ganze Fülle ſeines Geiſtes ausgeſtrömt. Das war freilich auch einem Manne unmöglich, der gleichzeitig in der Rechtswiſſenſchaft, in der Politik, in der Philoſophie, Theologie und Mathematik den erſten Rang einnahm, reſp. mit einem Newton oder Spinoza theilte, von dem Gotſched ſagte: „Es iſt zu verwundern, daß dieſer große Mann in allen Arten der Dinge, daran er ſich gewagt, ſolche Meiſterſtücke verfertigt, als ob er ſich ſein Leben lang auf nichts anderes gelegt hätte.“ Deswegen liegt auch ſeine Bedeutung nicht in ſeiner literariſchen Wirkſamkeit, ſondern in dem lebendigen und gewaltigen Einfluß, welchen dieſer reiche Geiſt überall auf die Entwicklung der Cultur übte. Es darf darum ſein Name, wo immer es ſich um die Geſchichte eines Lebensgebietes der chriſtlichen Cultur handelt, nicht übergangen werden. Und dies iſt auch der Geſichtspunct, von dem aus die Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtsweſens ſein gedenken muß, wenn er dieſem auch mit keinem ſeiner Werke unmittelbar gedient hat.

Mittelbar hat er ihr viel geleiſtet: zunächſt durch ſeine Bemühungen um die Unterrichtsgegenſtände und ihre Methode. Es iſt ja bekannt, daß er durch die Erfindung der Differenzialrechnung, zu welcher er früher und auf einem ganz anderen Wege als Newton gelangte, die mathematiſchen Wiſſenſchaften zu einer vor ihm nicht geahnten Höhe erhoben hat. Anderer Art war die Förderung, welche die Geſchichtsſchreibung durch ihn empfing; unter ſeiner Anregung, Unterſtützung und Mitwirkung trat deutſche Reichs- und Provincialgeſchichte an die Stelle der vordem gepflegten Fürſten-Genealogie; namentlich aber gieng Leibnitz ſelbſt darauf aus, die tiefſten und innerſten Fäden zu finden, mit denen die Geſchicke der Völker in einander geſchlungen und mit denen die ewigen Ideen in ſie verwebt ſind. Und welchen Eifer wandte er darauf, die Wiſſenſchaft auszubreiten, ihre Früchte allgemein zugänglich zu machen, den Sinn für ſie zu erwecken. Der Gründer und erſte Präſident der Berliner Akademie — oder wie ſie erſt hieß, Societät der Wiſſenſchaften — tritt als Erzieher und Lehrer des ganzen Volkes auf. Der von ihm geſchriebene Stiftungsbrief der Societät und die Denkſchriften, welche Leibnitz dem Kurfürſten Friedrich III. überreichte, ſtellen den Arbeitern eine dreifache Aufgabe: „Es ſoll eine deutſch geſinnte Societät der Scienzien ſein,“ inſonderheit ſoll deutſche Sprache und deutſche Geſchichte gepflegt werden; die Wiſſenſchaft ſoll in gemeinnützigem Sinne getrieben werden, daß die Kenntniſſe ſich im Volke ausbreiten, läutern, ordnen und in Erfindungen ſich anwendbar erweiſen und endlich — die Hauptſache, hier ſehr ernſt gemeint, — der evangeliſch-chriſtliche Geſichtspunct ſollte in der Akademie der maßgebende ſein.

Unſern beſondern Dank verdient ferner die Sorge, welche er von Anfang an und unter allen Verhältniſſen für die Ausbildung, wie für die Geltendmachung ſeiner Mutterſprache getragen hat. Die Zeugniſſe dafür liegen zu Tage. Der 23jährige Jüngling begleitet die Herausgabe eines italieniſchen Philoſophen mit einer Abhandlung über das Verhältnis von Form und Inhalt der Philoſophie unter beſonderer Rückſicht auf

die Deutschen und empfiehlt die Behandlung der Philosophie in der Muttersprache. In dieser Abhandlung findet sich der Satz, daß die Deutschen in ihrer Muttersprache einen ganz besondern Maßstab und Probirstein für die Wahrheit besäßen, ein Wort, aus dem ein gewissenhafter Unterricht viel Gewinn ziehen kann. Achtundzwanzig Jahre später bestimmt ihn der Friede von Ryswick seine Mitbürger von neuem an ihre Heiligthümer und Reichthümer zu erinnern. Er schreibt die „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache." Mit der beredtesten Wärme spricht er von dem Berufe der deutschen Nation in der christl. Welt, von ihrer Pflicht, es den andern an Verstand und Tapferkeit zuvorzuthun; letzteres sei geschehen; zum ersteren sei, nachdem die Wissenschaft zur Stärke gekommen, hohe Zeit. Er charakterisirt die Sprache nach ihren Lichtseiten und Vorzügen, wie nach ihren Mängeln, um über ihren damaligen Zustand, besonders die Sprachmengerei ein schonungsloses Gericht zu üben. Dann giebt er die Entwürfe zu drei Hauptwerken, in denen sich die Bemühungen um die Sprachverbesserung concentriren sollten: Sprachbrauch, Lexikon; Sprachschatz, cornu copiae; Sprachquell, glossarium; 1792 hat Minister von Herzberg einen Ausschuß der Berliner Akademie mit dem Auftrage ernannt, den von Leibnitz vorgezeichneten Plan auszuführen. — Als das dritte Werk in dieser Richtung haben wir den Stiftungsbrief der Berliner Akademie (s. oben) zu nennen.

Aber nicht nur die Geschichte des Unterrichtes, sondern auch diejenige der eigentlichen Pädagogik nennt Leibnitz mit Auszeichnung. War er doch selbst, wenn auch nur kurze Zeit, Erzieher; mit welchem Ernst und mit welch richtigem Urtheile, mag man bei seinem Biographen nachlesen (Guhrauer I. S. 152); mit welchem Erfolge, lehrt die Geschichte. Sein Zögling, Ph. Wilhelm Graf von Boineburg, „der große Boineburg," wurde nicht nur ein ausgezeichneter Staatsmann, sondern blieb auch bis zuletzt in der freundlichsten und lebhaftesten Verbindung mit seinem Erzieher.

Sofort werden wir der Bereicherung zu denken haben, welche die Ethik, diejenige Wissenschaft, von welcher die Pädagogik nur ein Zweig ist, durch ihn erfuhr; da sich diese aber nur im Zusammenhange seines Systems darstellen ließe, so muß hier darauf verzichtet werden. Nur ein Goldkorn sei aufbewahrt: „Lieben heißt: durch die Glückseligkeit eines andern erfreut werden oder, was auf dasselbe hinaus kommt, die Glückseligkeit eines andern zu der seinigen machen. Die Liebe übertragen auf Gott, als Gegenstand derselben, macht die Frömmigkeit in ihrer Vollkommenheit aus." In nähere Beziehung zu unserer Aufgabe tritt Leibnitz durch seinen Widerspruch wider den Engländer Locke, dessen Meinungen bald genug auch unter den deutschen Erziehern die herrschenden wurden, und in dieser Beziehung ist ihm die Geschichte der Pädagogik noch nicht gerecht geworden. (Raumer berührt viele Puncte, an denen Leibnitz fördernd gewirkt hat, ohne ihn jedoch zu nennen; so würdigt er A. H. Francke's Missionsthätigkeit, erwähnt aber nicht, daß sie durch die Bemühungen von Leibnitz um die chines. Mission angeregt war.) — Endlich hat sich aber Leibnitz auch ganz direct über pädagogische Fragen ausgesprochen, in einem Briefe, welchen er 21. Februar 1696 an Placcius schrieb, worin er diesem eine Unterstützung der Pläne von Erhard Weigel zusagt. Er versichert dort, daß er über die Reformation der Schulen unendlich viel nachgedacht und geschrieben habe, fügt eine — bis jetzt noch nicht aufgefundene — französische Schrift bei, die er „einmal für einen wohlgesinnten Engländer aufgesetzt", und gedenkt der Bemühungen, welche er bei Johann Friedrich von Hannover und bei Johann Philipp von Mainz gemacht, um sie für die Verbesserung des Jugendunterrichts zu gewinnen; nur der Tod habe die Unternehmungen beider Fürsten vereitelt. Interessant ist an diesem Briefe das scharfe Urtheil wider die Jesuitenschulen: „sie sind unter der Mittelmäßigkeit geblieben." Sodann haben wir noch eine Schrift von ihm: projet de l'éducation d'un Prince. Sie war auf Bitten eines Fürstenerziehers geschrieben und wurde dann vom Verfasser bei den Höfen von Brandenburg und Sachsen einge-

reicht. Er ſtellt dem franzöſiſchen Erziehungsplan, welcher faſt nur auf die altclaſſiſchen Studien gegründet war, einen mehr realiſtiſchen entgegen. Der nationale und evang. chriſtliche Standpunct tritt auch hier entſchieden in den Vordergrund; das Vorurtheil, welches vornehme Deutſche ihre Ausbildung in Paris ſuchen ließ, wird verurtheilt. Obgleich die größere Hälfte des Buches das Ideal eines Fürſten zeichnet, ſo iſt es dennoch reich an pädagogiſchen Excurſen und praktiſchen Winken. (Ein Beiſpiel ſ. unter „Mitgefühl".)

Dieſe wenigen Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, daß der Geiſt eines Leibnitz auch auf Erziehung und Unterricht mächtig gewirkt hat. Allerdings kann man ſeine Erfolge nicht aufweiſen, aber bereits durch A. H. Francke treten viele ſeiner Ideen ins Leben.

Wir haben eine nach Form und Inhalt vorzügliche, ſtreng wiſſenſchaftlich gehaltene Monographie über Leibnitz: „Gottfried Wilhelm von Leibnitz. Eine Biographie von Dr. G. E. Guhrauer. Breslau 1842."

Ein kurzes Lebensbild gab Herder im 2. Theil der Adraſtea; eine ſehr intereſſante Skizze J. G. Müller: Bekenntniſſe merkwürdiger Männer von ſich ſelbſt. Winterthur 1743, II. S. 344—362. — In Wildermuths „Muſterſtücken" findet ſich ein ſehr anregend geſchriebenes Lebensbild von Leibnitz. Eine Erweiterung desſelben in demſelben Tone und Geiſte zu einem Leſebuche für Schüler der oberen Gymnaſialclaſſen wäre ohne Zweifel eine verdienſtliche Arbeit. **Dr. Schneider.**

Leichtſinn. (Flatterhaftigkeit, Willensſchwäche.)

a. Derjenige Menſch, welcher ſich nur durch die Gegenwart beſtimmen läßt, für die Eindrücke der Vergangenheit keine Erinnerung hat und für die Zukunft keine Sorge trägt, iſt leichtſinnig. Der Leichtſinn offenbart ſich zunächſt in einzelnen Handlungen, führt aber natürlicherweiſe auch eine Reihe von Fehlern in ſeinem Gefolge. Dabei iſt bemerkenswerth, daß kaum einem zweiten Seelengebrechen eine ſolche Proteusnatur inne wohnt, wie ihm. Nicht nur bei verſchiedenen Menſchen, unter entgegengeſetzten Verhältniſſen, ſondern bei ein und demſelben Individuum zeigt er zu anderen Zeiten ein anderes Antlitz; ſüß und bitter quillt hier wirklich aus einem Borne. Das launenhaft verweigerte Almoſen und das ohne jede Rückſicht auf die eigene Bedürftigkeit im verhältnismäßig reich dargebotene; die brutale Mishandlung im Augenblick des Affectes und die weichſte Nachgiebigkeit an anderer Stelle ſind bisweilen aus demſelben Grunde zu erklären. Damit hängt es zuſammen, daß die leichtſinnigen Menſchen durch eine bei anderen ſeltene Dienſtfertigkeit, Wohlthätigkeit und Verſöhnlichkeit oft ein milderes, ja ein günſtiges Urtheil für ſich zu gewinnen wiſſen, und ebendaher kommt auch der Schein von Gutmüthigkeit, mit welchem dieſer Fehler vor den Augen der Leute umgeben iſt („er iſt ja nicht bös, nur leichtſinnig"). Nähere Betrachtung freilich läßt gar bald das Richtige erkennen und Unbeſonnenheit, Flatterhaftigkeit, Unachtſamkeit, Vergeßlichkeit, Unordnung, Nachläſſigkeit und vor allem Untreue bemerken. Das leichtſinnige Kind befleckt und zerreißt ſeine Kleider, zerbricht ſeine Sachen, verletzt ſich ſelbſt, wechſelt alle Spiele, misachtet alle Warnungen, vergißt die Strafen, „ſchlägt alle Lehren in den Wind" und verderbt durch ſeine Haſt nach Vergnügen ſich und andern tauſend Freuden. Der leichtſinnige Knabe und Jüngling untergräbt ſeine Geſundheit durch allerlei Zerſtreuungen, ſchwächt ſeinen Geiſt, verſäumt die Zeit ſeiner Ausbildung, kurz, „er verpraßt die Kraft ſeiner Knospe". Der leichtſinnige Mann ſpielt, trinkt, verſäumt ſeine Arbeit, ſein Amt, und macht zuletzt ſich ſelbſt, ſein Weib und ſeine Kinder namenlos elend. Nichts iſt mehr geeignet, die innigſte Theilnahme in uns zu erregen, als das Bild eines ſolchen Menſchen, der ſein Leben unter fortwährenden Qualen der Reue, der Selbſtanklage, des Kampfes mit ſich ſelber traurig dahinbringt, nicht ſtark genug iſt, um einen ſeiner vielen Anſätze zu beſſerem Leben durchzuführen (Röm. 7.), äußerlich und innerlich immer tiefer ſinkt und zuletzt auf eine Stufe herabfällt, auf welcher er ſchon nicht mehr leichtſinnig genannt werden kann. Entweder

nämlich wird der Leichtſinn der Leidenſchaft Raum geben, d. h. es wird eine beſtimmte Luſt in das ſchwache Herz einkehren und dasſelbe mit übermächtiger Gewalt beherrſchen oder es wird ſich die ſittliche Schwäche und Armut in völlige Ohnmacht und Leere verwandeln. Gleich in ſeinen erſten Anfängen nämlich iſt der Leichtſinn von einer bedenklichen Gleichgültigkeit gegen den Tadel, wie gegen jede Strafe verbunden. Dieſe wird abgeſehen von ihrem natürlichen Wachsthum noch dadurch geſteigert, daß die wiederholten Verirrungen des Leichtſinnigen eine ſolche Menge von Beſtrafungen nöthig machen, wie ſie ſelbſt einen ehrliebenden Knaben oder Jüngling mit der Zeit abſtumpfen oder verhärten würden. Es iſt demnach kein Wunder, wenn das von vorn herein ſchwache Ehrgefühl dadurch allmählich ganz verſchwindet. In der That finden wir da, wo der Leichtſinn ſich bereits völlig ausgebildet hat, einen erſchreckenden Mangel an Scham, eine Stumpfheit, welche nur noch eine Linie zu überſchreiten braucht, um in Ehrloſigkeit überzugehen und den Menſchen rettungslos fallen zu laſſen. Leider iſt die deutſche Literaturgeſchichte reich an traurigen Belegen dafür: Chriſtian Günther, Daniel Schubart, Dieterich Grabbe, Ortlepp u. ſ. w. Wird zur Milderung dieſes düſtern Bildes eingewendet, daß dem Leichtſinn das Dämoniſche der eigentlichen Selbſtſucht oder der Bosheit fehle, ſo haben andererſeits alle Pädagogen Erfahrungen dafür, daß ihre leichtſinnigen Zöglinge unter Umſtänden auch zum ſpecifiſch Böſen leicht fertig ſind und bisweilen durch Züge von Bosheit überraſchen. Sie ſind eben ihrer ſelbſt nicht mächtig. — Unter ſorgfältiger Erziehung und glücklichen Verhältniſſen bleibt der Leichtſinn bisweilen in ſeinen Anfängen ſtehen. Wir ſehen dann Männer und Frauen, welche ihn nicht überwinden konnten, das Leben als eine „lange Kindheit“ betrachten; es giebt derer viele, immer der Führung bedürftig, überall von den Umgebungen abhängig, eine unaufhörliche Quelle von Sorgen und Befürchtungen für diejenigen, deren Ruhe und Lebensglück von jener Thun und Laſſen abhängt.

b) Indem wir nach dem eigentlichen Weſen und der Urſache des Leichtſinns fragen, laſſen wir uns zunächſt von der Beſchreibung desſelben, wie ſie oben gegeben iſt, leiten. „Er beſteht darin“, ſo faßt ſie Palmer in ſeiner ev. Pädagogik p. 284—287 präcis zuſammen, „daß das Kind keinen Augenblick bei ihm ſelber iſt, ſondern ſtatt „in ſeinem Bewußtſein ſtets einen klaren, feſten Mittelpunct und einen Moderator zu „behalten, mit Sinnen und Gedanken gänzlich im Genuß des Augenblickes aufgeht“. Dadurch iſt der Irrthum derjenigen abgewieſen, welche den Quell des Leichtſinns einſeitig in einem der drei Grundvermögen der Seele ſuchen. Am häufigſten wird in dieſer Beziehung der Verſtand in Anſpruch genommen; ſo von Baumgarten Cruſius, welcher von „einer weniger beſtimmten oder mehr allgemeinen Denkart“ als der Urſache des in Rede ſtehenden Fehlers ſpricht, ſein Weſen aber darin findet, daß er die „Angelegenheiten des Lebens nur flüchtig beachten und behandeln mag“ (Die chriſtliche Sittenlehre. Leipzig, 1826 S. 301); oder wie die franzöſiſche Encyklopädie von Tudett, welche ſagt: „er iſt der Mangel jedes ſtarken und andauernden Eindrucks, „wenn du lieber willſt, ein ſolches Gedächtnis, das den Geiſt im Stiche läßt und daran „hindert, die Vortheile der Erfahrungen zu ſammeln“. Indeſſen wird auch das Gefühl als die Wurzel des Leichtſinns bezeichnet. Baur z. B. definirt in ſeinen Grundzügen der Erziehungslehre 1849 § 40: „Der Leichtſinn beſteht darin, daß nichts auf „das Gefühl bleibenden Eindruck macht;“ freilich fährt er fort — „daß es dem Individuum überhaupt an einem eigentlichen Kerne fehlt, an welchem ſich etwas anſetzen könnte, ſo daß es gleichſam nur den ſelbſt unberührten Durchgang für verſchiedene Empfindungen bildet.“ Endlich giebt es aber auch Erzieher, welche ihre hierher bezüglichen Anklagen wider das Begehrungsvermögen richten. Der erfahrene katholiſche Ethiker Seiler identificirt ihn ohne weiteres mit der Willensſchwäche, welche „in der Uebermacht der Begierlichkeit von innen und des Reizes von außen“ begründet iſt (Handbuch der chriſtlichen Moral, I. 278), und ſeine Auslaſſungen kommen dem,

was wir in Nitzſch' Syſtem chriſtlicher Lehre § 105 leſen, recht nahe. Darin nun, daß bald das eine, bald das andere Seelenvermögen in Betracht genommen wird, ſo wie darin, daß die meiſten derartigen Erklärungen an einer gewißen Unbeſtimmtheit leiden, liegt ein ſtarkes Zeugnis dafür, daß wir ein Recht haben, dieſelben als einſeitig oder unvollkommen zu bezeichnen. Und gewiß wird man zugeben müßen, daß eine ſtärkere Bewegung des Gefühls auch kräftiger auf den Willen wirken, ein energiſcher Wille wiederum auch auf eine ſchwächere Anregung hin thätig ſein, und endlich eine klare und ſichere Einſicht Gefühl und Willen unüberwindlich beſtimmen würden. Wenn ſomit geſagt werden muß, daß die Wurzel des Leichtſinns in dem geſammten Geiſtesleben liege, ſo ſoll damit weder behauptet werden, daß wir ſie in gleicher Weiſe und in gleichem Maße bei jedem Seelenvermögen auffinden müßten, noch geläugnet, daß ſich in den einzelnen Fällen in der Regel eines derſelben als das vorzugsweiſe kranke erweiſen werde. Vielmehr ergeht es hier dem geiſtigen Organismus ſo, wie dem leiblichen, wenn ihn ein Fieber zerrüttet. Der ganze Körper iſt krank, aber dennoch treten die Krankheitserſcheinungen bald an den Functionen der Lunge, bald an denen des Gehirnes u. ſ. w. hervor.

Wenn in der oben beſchriebenen Weiſe die Anſichten über den Sitz der Krankheit, um im Bilde zu bleiben, weit auseinandergehen, ſo finden wir doch ihr Weſen überall gleichmäßig als *Schwäche* bezeichnet. Daß dieſe in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Naturanlagen, im Temperamente eine theilweiſe Erklärung finden könne, wird ebenſo allgemein zugegeben, wie daß man ſie nicht einſeitig als „Naturfehler" anſehen dürfe. In den meiſten Fällen hat die Seele in ihren allerfrüheſten Zeiten durch Fehler der Erziehung oder andere Verhältniſſe die Keime zum Leichtſinn in ſich aufgenommen, in den andern die ſchon vorhandenen gepflegt, d. h. die an ſich geringere Kraft des geiſtigen Lebens iſt gelähmt, die größere gebrochen worden, ehe das Kind zum Bewußtſein derſelben kam. Wie dies in ſo früher Zeit geſchehen könne und häufig geſchieht, ſoll weiter unten ausgeführt werden; hier genügt es an das claſſiſche Wort von Beneke zu erinnern, daß der Leichtſinn „*in einer Ueberfüllung der „Seele mit Luſtſpuren und in der Abweſenheit aller Unluſtſpuren*" begründet ſei (Erziehungslehre I. 277—279), um ein Zeugniß dafür anzuführen, daß es eben „die Luſt" oder wie man immer ſagen mag, der Genuß der Welt, die Freude an ihr, die Hinweiſung auf ſie, die Hingabe an ſie iſt, welche den jungen Geiſt lähmt, ihre Bande um ihn ſchlingt.

Der Leichtſinn iſt alſo eine durch die Luſt gewirkte Schwäche des geſammten geiſtigen Organismus, die bald den einen bald den andern Factor unſeres Seelenlebens lähmt. Wir dürfen bei dieſer Erklärung ſtehen bleiben, denn indem wir auf ihre beiden Momente eingehen, wird ſich die richtige Therapie dieſes Fehlers von ſelbſt ergeben. Der Leichtſinn iſt ein Verderben; nicht bloß ein Mangel des Guten, ſondern *etwas poſitiv Böſes*. Er iſt dieſes, inſoferne er eine Hingabe an das Eitle, Vergängliche, ſagen wir an das Verderbliche, in ſich ſchließt. Es bedarf alſo zu ſeiner Heilung einer völligen Umkehr, bibliſch geſprochen einer neuen Geburt. Er iſt andererſeits *eine Schwäche*, d. h. im Unterſchiede von der Bosheit läßt er noch gute Regungen zu, dieſe haben nur keine Kraft; er iſt nicht die abſolute Liebloſigkeit, ſondern mit einer gewißen Liebe, beſſer Zärtlichkeit recht wohl verträglich; dieſe aber iſt ſchwach und haltlos. Hier iſt eine Kräftigung nöthig. Ehe wir aber die Heilung ins Auge faſſen, wird es nöthig ſein, an die Fehler zu erinnern, durch welche die Erzieher ſelbſt dem Leichtſinn neue Nahrung geben.

c. Gewiß wäre ſchon viel gewonnen, wenn ſich eine richtige, ſittlich ernſte Anſchauung von der verderblichen Natur des Leichtſinns Bahn bräche; denn der erſte Grund, weshalb ſo wenig gegen dieſen Fehler ausgerichtet wird, liegt in der Unterſchätzung desſelben bei den Erziehern. Hat es doch nicht an ſolchen gefehlt, welche in den ausgelaſſenen Streichen ihrer Zöglinge Genialität und in der Schwäche überſprudelnde

Kraft ſehen. Die Sprüchwörter: „Jugend hat keine Tugend“ und „Jugend will austoben“, ſind Zeugniſſe einer laxen Geſinnung. Die erlogene Redensart: „Ein gutes Herz macht jeden (oder auch nur manchen) Fehler wieder gut“, nicht minder. Das Jahrhundert der Aufklärung hat dieſen Irrthum mächtig genährt, wie denn Weiß's Kinderfreund ein Luſtſpiel unter dieſem Titel hat und die Moral in Kotzebue's und Iffland's Dramen (z. B. in „Gefahren der Jugend“ und in „den Jägern“) kaum auf etwas anderes hinausläuft. Karl von Moor iſt der letzte Repräſentant dieſer Richtung, in ſeinem Bilde hat ſie ſich vollendet und gebrochen. Peſtalozzi trat ihr gleich mit der Ueberſchrift zum erſten Capitel von „Lienhard und Gertrud“ entgegen. — Aus der Praxis aber iſt dieſe in der Theorie überwundene Meinung noch nicht verſchwunden. Der Leichtſinn, mit welchem die Eltern das Erziehungswerk treiben, erweckt den der Kinder. „Unglaublich groß iſt oft dieſe Sorgloſigkeit. Nicht „gefragt wird, wie ſich die Kinder in der Schule verhalten. Nicht angehalten werden „die Kinder, ſich auf die Schule vorzubereiten. Ohne alle Aufſicht oft bis in die ſinkende „Nacht hinein läßt man die Kinder herumſchwärmen, allein oder mit andern Kindern; „Unarten, Verbrechen, ja Gräuel, ſelbſt Gräuel der Unzucht treiben, während man „keinen Bienenſtock ſchwärmen läßt ohne Wache und thätige Sorgfalt. Am aufſichts„loſeſten ſind die Kinder an Sonntagen. Unbegreiflich, unverantwortlich iſt die Sorg„loſigkeit, womit man ſündliche Worte, ſündliche Werke vor den Ohren und Augen „der Kinder redet und thut, unverzeihlich die Sorgloſigkeit, womit man die Kinder in „die Kammern, ja in die Betten unzüchtiger Dienſtboten, Geſellen und älterer Ge„ſchwiſter legt und die armen Kinder an Leib und Seele zu Grunde richten läßt, unver„zeihlich die Roheit, mit der man vor den Ohren der Kinder über Schullehrer, Pfarrer, „Obrigkeiten ſpottet, ſchimpft und flucht.“ (Zeller, Lehren der Erfahrung I. 70.). Wo Eltern und Erzieher alſo mit den unſterblichen Seelen ihrer Kinder umgehen, da fallen böſe Saaten in dieſelben, die deſto verderblicher werden, je älter die Kinder, je größer ihre Augen für ihre Umgebungen ſind. In ganz entgegengeſetzter Abſicht fehlen viele Eltern, namentlich aber ungebildete Erzieher und Erzieherinnen, Kindermädchen u. ſ. f., indem ſie die Phantaſie der Kleinen mit nichts als mit Bildern künftiger Herrlichkeit erfüllen. Sie erzählen ihnen von Vergnügungen, Genüſſen u. ſ. f., die ihrer warteten, und ſtellen ihnen die Welt, die noch verſchloſſen vor ihnen liegt, als einen großen Tempel der Luſt dar, der ihrer nur wartet. Dieſe Bilder zeichnen ſich ſehr tief in das Herz und laſſen jene „Luſtſpuren“ zurück, die wir vorhin als den Grund des Leichtſinns erkannten. So iſt der berüchtigte Bahrdt durch einen Bedienten ſeines Vaters verdorben worden (Selbſtbiogr. I. 50. 76.), und ſein Beiſpiel ſteht nicht allein. Es iſt natürlich ganz gleichgültig, ob die Eltern durch ihre Erzählungen oder durch ihr eigenes Leben und Treiben vor den Kindern deren Phantaſie erhitzen und vergiften. Auch das iſt ein Unrecht, wenn dem Kinde jeder Schmerz erſpart, jeder Verluſt erſetzt, jedes Vergnügen, jeder Wunſch gewährt wird. „Nicht bloß wegen einer temperamentsmäßigen Heftigkeit werden die Lüſte zu Leidenſchaften und übertreffen ſich ſelbſt, ſondern auch, wenn ſie durch Befriedigung eine außerordentliche Uebermacht erlangt haben.“ (Nitzſch.) Es darf doch nicht überſehen werden, daß die letzten Urſachen des Leichtſinns bisweilen bis in das erſte Lebensjahr des Unglücklichen herabreichen. Endlich deckt der erfahrene Zeller (a. a. O. I. 73) noch einen Weg auf, die flüchtigen Kinder noch flüchtiger zu machen, noch mehr um das Bewußtſein deſſen, was ſie lernen und thun ſollen, zu bringen: den mechaniſchen, gedankenloſen Unterricht vieler Schulen.

d. Die mehrfach erwähnte Mannigfaltigkeit der Formen, unter denen der Leichtſinn auftritt, wie der Urſachen, aus denen er entſtanden iſt, gebietet auch bei ſeiner Heilung verſchiedene Wege einzuſchlagen. Namentlich zwei Fälle ſind genau und klar zu ſcheiden, die Behandlung temperamentsmäßiger Ausgelaſſenheit, namentlich bei kleineren Kindern, und wirklich eingewurzelten Leichtſinnes bei heranwachſenden Knaben und Mädchen.

Es liegt ein weiter Weg im Franzöſiſchen zwiſchen volage und frivole. Der erſtere Fall wird da eintreten, wo chriſtliche Eltern im eigenen Hauſe von Anfang an die unglückliche Anlage des Kindes bekämpfen und in verwandten Fällen; der andere da, wo die erſten Erzieher erſt ſpät, vielleicht durch ein beſonders ſchweres Vergehen ihres Zöglings über die große Gefahr, in der er ſchwebt, belehrt werden, oder wenn ein leichtſinniges Kind fremden Händen übergeben wird, nachdem ſich die Eltern vergebens bemüht haben, es zu retten u. ſ. w.

Auf ein weſentliches Mittel, dem Leichtſinn in ſeinen Anfängen zu begegnen, hat uns die göttliche Vorſehung ſelbſt in der Bedürftigkeit und Gebrechlichkeit unſeres Leibes gewieſen. Hamann (WW. I. 148) leitet aus ihr die Thatſache ab, daß das menſchliche Geſchlecht vor dem unrettbaren Falle bewahrt geblieben iſt, welchen die höheren Geiſter erleiden mußten, und J. Müller ſagt in ſeinem bekannten Werke über die Sünde (I, 175): „die ſinnliche Natur des Menſchen ſetzt der Vollendung des ſittlichen Verderbens eine Schranke entgegen, die dann zugleich wieder ein Anknüpfungspunct für die Wiederherſtellung iſt.“ Darin ſind auch faſt alle Pädagogen einig, daß dieſer Wink zu befolgen ſei. Das Kind trage die Folgen ſeines Leichtſinns an ſeinen Sachen wie an ſeinem Leibe. „Alles in der Welt kann nur um einen gewiſſen Preis erworben und gewonnen werden. Bei ausgelaſſenen Kindern iſt der Preis, um welchen ſie klug werden, oft ein blutender Kopf, eine verletzte Hand. Das muß dran gegeben werden, wenn geholfen werden ſoll, da Worte hier nicht helfen.“ (Bormann.) Ja, man darf dabei nicht ſtehen bleiben, das Kind ſeine Uebereilung büßen zu laſſen, wobei es gut thun wird, ihm den Zuſammenhang von Urſache und Wirkung zum klaren Bewußtſein zu bringen, ſondern man wird ihm auch, damit es erſtarke, Aufträge geben, welche einen höheren Grad von Beſonnenheit erfordern (Beneke); und weil durch jede Nöthigung zur Aufmerkſamkeit, durch jeden tieferen Eindruck auf die Seele dem Leichtſinn entgegengewirkt wird, ſo wird auch eine ſorgfältige Uebung des Gehörſinnes und des Gedächtniſſes nicht ohne günſtigen Erfolg bleiben (Schwarz). Tritt hernach an der gehörigen Stelle die poſitive Strafe ein und findet das leichtfertige Kind in dem elterlichen Willen eine eiſerne Schranke für ſein maßloſes Begehren (Palmer) und repräſentirt ihm der Erzieher die richtige Schätzung der Dinge (Beneke), ſo wird bei dem noch jungen Kinde die Heilung wohl gelingen und wir dürfen uns im übrigen auf Bormanns Wort verlaſſen: „Das Leben heilt am beſten dieſe Unart.“ Freilich iſt das nur die Außenſeite der Heilung und fehlte die jedem unſerer Leſer wohlbekannte Innenſeite, ſo würde der bekehrte Leichtſinnige ein engherziger und ſelbſtſüchtiger Pedant werden, denn der Uebergang aus dem Zuviel in das Zuwenig iſt viel leichter als der zum rechten Maße.

Wo der Leichtſinn wirklich entwickelt iſt, da ſtellt Herbart die Möglichkeit einer radicalen Heilung in Abrede, Göthe auch, in ſtarken Worten. („Traue keines Lumpen Buße.“) Jean Paul iſt in der Annahme des Gegentheils ſehr ſanguiniſch, indem er es für möglich erachtet, daß ein leichtſinniger junger Menſch durch die bloße Lectüre eines vortrefflichen Buches den Anſtoß zur Umkehr erhalten und dann auch die Kraft zu derſelben finden könne; aber er will dies nur von Jünglingen glauben, niemals von Mädchen oder Frauen. Die heil. Schrift entſcheidet ſich an vielen Stellen, am deutlichſten Luc. 15 für die Möglichkeit der Beſſerung. Dies vorausgeſetzt erſcheint es mir das Beſte, eine Erſchütterung — nicht eine Rührung — herbeizuführen oder die durch göttliche Fügung gegebene zu benützen. (Jean Paul hat zwei Beiſpiele dafür gegeben: den doppelten Schwur der Beſſerung und die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.) Schwer kann dies nicht ſein, wofern man auch für den älteren Knaben und Jüngling feſt hält, daß er ernten müße, was er geſäet hat. Iſt er durch eine ſeiner Verirrungen in tiefes Leid gebracht, ſo decke man ihm den Abgrund auf, vor dem er ſteht, und laſſe ihn erbarmungslos bis in die Tiefe ſchauen. Lange Predigten thun es nicht, aber kurze Worte, wie Ebr. 10, 30., Gal. 6, 7. 8., oder wenn man ſie nicht

aus der Bibel wählen will, Jean Paul (Levana II. 91): „Ein leichtfertiges Mädchen iſt ein verlorenes Geſchöpf.“ Rothe (Ethik. 278): „Es iſt eine ungeheure Schuld und Beſchimpfung, keine Stelle einzunehmen und für nichts dazuſein.“ Erſt von dem Augenblick an, wo der Zögling, Knabe oder Mädchen, zu dem freien Entſchluſſe gekommen iſt, daß es anders mit ihm werden müße, kann die eigentlich erziehliche Thätigkeit beginnen, aber ſobald er auch nur mit einer etwas innigeren Kraft den Verſuch gemacht hat, ſich zu erheben, ſtreckt ſich ihm ſofort die helfende Hand entgegen. Zunächſt in der oben beſchriebenen Weiſe zügelnd, züchtigend, ſodann aber, und darauf kommt viel an, auch poſitiv. Der Erzieher geht mit der ſtrengſten Selbſtzucht voran; „denn nichts erzieht beſſer als die Gegenwart eines trefflichen Menſchen, er braucht nicht zu docirен und zu predigen; ſein ſtilles Daſein iſt eine Sonne, welche wärmt und leuchtet“ (Wagner). Ein tüchtiger Unterricht, welcher ohne Nachſicht zu eigenem Denken und ernſter Thätigkeit nöthigt, giebt hernach der Seele einen beſſern Inhalt, ſammelt die zerſtreuten Kräfte und richtet ſie auf einen beſtimmten Punct. Iſt erſt unter Gebet und Vorgang des Lehrers Arbeitsliebe gewonnen, dann ſind wir in der rettenden Thätigkeit ſchon weit vorgedrungen; unmerklich haben wir nämlich den frivolen Lebenszwecken beſſere untergeſchoben. Jetzt dürfen wir es dem Schüler zum Bewußtſein bringen und ihm die Aufgabe ſeines Lebens zeigen. „Größen ſpannen das Knabenherz geſund“ (Jean Paul), und mancher hat, wie das Sprüchwort ſagt, nur darum Haſen gejagt, weil er noch keinen Hirſch geſehen hatte. — So gewiß es verlorene Mühe wäre, den Leichtſinnigen durch die Erinnerung an die Zukunft ſeiner armen alten Mutter mitten aus ſeinem Rauſche zu wecken, ſo zuverſichtlich wird ihm dieſelbe die Kraft geben, den letzten Schritt zu thun. Hierauf — aber erſt hierauf — iſt es Zeit, im Unterrichte wie ſonſt ihm die Verheerungen zu zeigen, welche der Leichtſinn anrichtet. Das Lebensbild des Alkibiades, das eines Heinrich IV., des römiſch-deutſchen Kaiſers im Büßerhemd, oder die jener obengenannten Dichter werden ihm zeigen, wie wenig die ſchönſten und reichſten Gaben helfen, wenn ſittlicher Ernſt fehlt, und ihn zugleich mit Scham vor gleicher Selbſterniedrigung erfüllen. Dabei darf denn auch die Lichtſeite nicht fehlen, der Hinweis auf jene Männer, deren Verdienſte um Staat, Wiſſenſchaft und Kunſt wir mehr ihrem Fleiße und ihrem Ernſte als der Fülle ihrer natürlichen Anlagen verdanken. Der Unterricht wird die geeigneten Beiſpiele reichlich darbieten, welche, ohne den Ehrgeiz zu überſpannen, zur Bewunderung und Nacheiferung anregen.

Die ganze Erziehung muß ſich auch dem Leichtſinn gegenüber als eine chriſtliche erweiſen; religiöſe Einwirkung iſt alſo ſelbſtverſtändlich Anfang, Mitte, Ende aller Bemühungen. Aber wo dieſelbe einzugreifen habe und wie ſie eingreifen müße, um an die Stelle des Leichtſinns Gottesfurcht zu pflanzen, darüber können keine allgemeinen Regeln gegeben werden. Es hängt hier zu viel von der Subjectivität des Erziehers und der des Zöglings ab; die Sache iſt zu ſchwierig, als daß nicht der freieſten Bewegung das Wort zu reden wäre. Nur davor iſt ſehr ernſtlich zu warnen, daß man den Leichtſinnigen zu einer Zeit mit religiöſen Vorſtellungen angehe, wo derſelbe noch keine Empfänglichkeit und kein Verſtändnis für ſie hat. Das Wort des Herrn Matth. 7, 6. findet gerade hier ſeine Anwendung. Je beſonnener, je keuſcher wir mit dem göttlichen Worte umgehen, deſto gewaltiger wird es ſeine heiligende Kraft erweiſen.

e. Verdrießliche Erzieher müßen ſich davor hüten, für Leichtſinn zu halten, was nur kindliche Unerfahrenheit oder kindlich heiterer Sinn iſt. Das erfahrene Auge eines Kinderfreundes findet ſich leicht zurecht. Auch der Muthwille, ein Ueberſchuß von Kraft, will anders behandelt und gezügelt werden. Endlich ſieht der friſche Lebensmuth ſeiner äußern Erſcheinung nach hin und wieder dem Leichtſinn ähnlich. Verſchieden ſind freilich die Quellen, aus denen er ſtrömt; er kann das Ergebnis der Erziehung in den hohen und höchſten Lebenskreiſen ſein, welche von mächtigerem Wechſel bewegt

werden; er kann aus der Armut folgen, welche von den äußeren Gütern und ihrem Zwange unabhängig macht; er ist endlich auch das Resultat christlicher Bildung; aber selbst, wo er das nicht ist, bleibt er ein Gut, das man niemanden rauben soll; denn man kann der Seele die Flügel nicht wiedergeben, die man ihr genommen hat.

Zu vergleichen ist noch: Dobschall, Grundsätze der Schuldisciplin. 2. Aufl. 1848; Bormanns Sendschreiben 1858, besonders III. 3 und 13. und Wiese, Bildung des Willens, 2. Aufl. 1860. Dr. **Schneider.**

Leidenschaften, s. Neigung und Triebe.

Leidenschaftlichkeit und Selbstbeherrschung. Wir nennen denjenigen einen leidenschaftlichen Menschen, welcher leicht in Leidenschaft geräth und diese Disposition durch öftere oder plötzliche Aufwallungen und Aufregungen des Gemüthes zu erkennen giebt. Wenn eine Neigung oder Begierde sich derart im Gemüthe festsetzt, daß sie die Herrschaft an sich reißt, indem sie alle übrigen Neigungen und Begehrungen zurückdrängt oder zu ihrem Dienste zwingt, so nennen wir sie Leidenschaft. Bei wem die Neigung zum Tanz oder zum Studium einer Wissenschaft in Leidenschaft übergegangen ist, der achtet weder auf seine Gesundheit noch auf andere Pflichten, deren Erfüllung ihm obliegt. Der Wille ist so sehr an den einen Trieb hingegeben, daß er gar nicht mehr die Freiheit hat, zwischen verschiedenen Motiven zu wählen; das leidenschaftliche Subject, so viel Kraft es auch nach Einer Seite hin entwickeln mag, ist doch in Bezug auf seine vernünftige Selbstbestimmung aus der Activität in die Passivität übergegangen, leidend geworden, wie dies schon die Sprache im Worte „Leidenschaft" treffend bezeichnet. Eben darum nennen wir aber auch jene Zustände des Affects, d. h. plötzlich eintretender Erregungen und Bewegungen des Gemüths, welche dasselbe aus seinem Gleichgewicht bringen und die besonnene Ueberlegung hindern, leidenschaftliche Zustände, sprechen von leidenschaftlicher Aufwallung eines Gefühls, leidenschaftlicher Aufgeregtheit durch eine Nachricht ꝛc., weil die Gleichgewichtslage des Gemüthes gestört, dasselbe gewaltsam in Eine Richtung hineingeworfen und das active Vermögen freier Selbstbestimmung zu einem passiven Hingerissensein geworden ist. *) Obwohl die Leidenschaft als eine habituell gewordene Begierde den Affect als momentane und gewöhnlich bald vorübergehende Gemüthserregung auszuschließen scheint, so ist doch selbst eine sogenannte kalte Leidenschaft, wie der Geiz, keineswegs affectlos. — Der Geizige geräth in Affect, wenn er an einen großen Gewinn oder Verlust denkt, sich am Anblick seiner Schätze weidet ꝛc., wenn er auch für alles andere interesselos sein mag, und die Seele steht stets gleichsam auf dem Sprunge, dem mit der Leidenschaft verbundenen Affecte aufs neue sich hinzugeben. Damit kann äußere Ruhe, ja selbst die raffinirteste Ueberlegung in Bezug auf die Mittel, welche zur Befriedigung der Leidenschaft dienen, recht wohl bestehen, die Reflexion, nur nach Einer Richtung angestrengt, ist nach allen übrigen Richtungen aufgehoben, da die eine Neigung oder Begierde sich nicht mehr an den andern ihr entgegenstehenden messen und zügeln, also durch keine sittliche und vernünftige Beweggründe regeln kann. Zugleich entsteht dadurch, daß ein Trieb alle übrigen unterdrückt und niederhält, immer eine Aufregung und Erschütterung des Gemüths. Wie die Leidenschaft zum Affecte, so disponirt wiederum der Affect zur Leidenschaft. Wer ungehemmt und ungestraft seinen Zorn austobt, der findet sich erleichtert und in seinem Selbstgefühl gewissermaßen geschmeichelt, so daß er bei einem ähnlichen Anlaß schon leichter sich hinreißen läßt; in der Hingabe an den Affect des Schmerzes liegt eine gewiße Wollust, die den Willen gefangen nimmt und das Gemüth geneigt macht, schmerzlichen Gefühlen nachzuhängen. Obwohl die kindliche Seele vermöge der Flüs-

*) Etwas anders faßt das Verhältnis dieser Begriffe der Art. Gemüth S. 698. Weigand (Wörterb. der deutschen Synonymen) definirt Affect als das übermäßige innere Gefühl, Leidenschaft als das übermäßige sinnliche Begehren oder Verabscheuen. Die Red.

ſigkeit ihrer Gebilde, welche durch einzelne beſtimmte Intereſſen noch keine Feſtigkeit erlangt haben, jede tiefer wurzelnde Leidenſchaft ausſchließt, ſo iſt ſie doch infolge ihrer überwiegenden Reizbarkeit zu Affecten geneigt und dieſe können bei ungeſchickter Behandlung leicht ein leidenſchaftliches Weſen erzeugen, das der Bildung zur Charakterfeſtigkeit große Hinderniſſe in den Weg legt. Manche Kinder ſind ſchon durch ihr Temperament zur ruhigen Beſonnenheit mehr geſtimmt als andere mit einem ſehr reizbaren Temperament, das einerſeits in Furchtſamkeit und Aengſtlichkeit (vgl. den Art.), andererſeits in trotzigem Eigenſinn, Jähzorn und Gewaltſamkeit ſich kund giebt. Wenn ein Kind vor Ungeduld ſchreit, bei Vereitelung ſeiner Wünſche und Erwartungen um ſich ſchlägt, oder über eine Neckerei ſo aufgebracht wird, daß es in ſeinem Affect auch gegen die liebſten Geſpielen wüthet: ſo ſind dies natürliche Folgen einer großen Reizbarkeit, welche noch kein Gegengewicht im Gemüthe gefunden hat, und worüber der Erzieher keineswegs ernſtlich zu erſchrecken braucht. Solche Affectsäußerungen werden erſt bedenklich, wenn man ſie bloß äußerlich unterdrückt, ohne weiteres ſtraft und dann die Sache für abgethan hält. Allerdings darf das leidenſchaftliche Aufbrauſen und zornige Dreinſchlagen nicht ungeſtraft hingehen, und eigenſinniger Trotz und Zornmuth können bei kleinen Kindern, die noch nicht durch Vorſtellungen ſich leiten laſſen, nur durch Züchtigung unterdrückt werden. Schon das Kind in der Wiege muß fühlen lernen, daß eine unbedingte Gewalt über ihm ſteht, die ſich nichts abtrotzen läßt. Je ſchlaffer die Zucht, deſto matter wird auch der Gehorſam, und deſto leichter giebt ſich das Kind ſeinen Affecten hin. Aber die rechte Zucht bauet auch vor, mäßigt die Begierden, lenkt bei Zeiten die Aufmerkſamkeit von dem ab, was eine Störung des gemüthlichen Gleichgewichts verurſachen könnte, überſieht auch nicht körperliche Schwächezuſtände, welche nicht ſelten das ärgerlich-reizbare Weſen hauptſächlich herbeiführen. Bei mehr vorgerücktem Alter führe man das leidenſchaftlich gewordene Kind erſt ruhig bei Seite, bringe es durch ruhige und feſte Anſprache zur Beſinnung und zum Bewußtſein ſeines Unrechts; die Beſchämung wirkt gerade bei kräftigen Naturen oft nachtheilig, wenn ſie der Erzieher eindringlich macht, nicht durch zu ſchnelle Wiederholung abſchwächt und ſeine eigene Theilnahme und Liebe auch in dieſer Form dem Geſtraften fühlbar zu machen weiß. So muß der Erzieher darauf hinarbeiten, daß allmählich das beſſere Ich im Zögling die unordentlichen Begierden überwinde, der Geiſt die ihm gebührende Herrſchaft über das Fleiſch gewinne; denn nur das iſt die rechte Selbſtbeherrſchung, wenn nicht eine übermächtige Begierde die andern zügelt, ſondern wenn das Höhere im Menſchen über das Niedere herrſcht. Gegen das Ende der Erziehung hin muß eine verſteckte oder deutlichere Hindeutung auf das Häßliche und ſittlich Verkehrte jener Fehler im Stande ſein, die Ueberlegung und die ganze Willenskraft gegen die letzten Reſte derſelben in die Schranken zu rufen.*) Im gemeinen Leben pflegt der Umgang mit körperlich oder geiſtig Ueberlegenen für ihre Beſeitigung kräftiger zu wirken als die abſichtliche Erziehung. Die Gleichaltrigen ſchleifen einander ab, und was dabei einer nicht vermag, das vermag die Maſſe.“ (Waitz, allgem. Pädagogik S. 165.)

Die Hauptſache, wenn das leidenſchaftliche Weſen der Zöglinge beſeitigt und durch die Erziehung jene Beſonnenheit und geiſtige Freiheit gewonnen werden ſoll, welche des Affectes Herr wird, bleibt jedoch auch hier die Selbſtbeherrſchung des Erziehenden ſelbſt. Die Gemüthsſtimmung der Erwachſenen geht inſtinctartig auf die Unerwachſenen über. Soll das Kind feſt werden im Gemüth, ſo müßen die Erzieher ihm auch eine feſte Mauer ſein, an welche es in Zeiten der Gefahr ſich anlehnen, an deren Haltung es bei eigener Haltloſigkeit ſich wieder aufrichten kann. (Vergl. d. Art.

*) Oder, „was an ſich d. h. auf dem Standpunete der höhern, vollen Sittlichkeit ein praeceptum iſt, werde in der milderen Form das consilium vorgehalten, damit durch freies Ueben des Guten der Wille ſelbſt ſich übe und ſtärke.“ Die Red.

„Aengſtlichkeit“.) Fangen ſie aber bei jedem Unfall oder Schmerz an zu jammern und zu klagen, kommen ſie bei jeder Gelegenheit aus ihrem Gleichmuth, geben ſie ſich in Gegenwart der Kinder ihren Zornausbrüchen oder Parteileidenſchaften hin, welche die Gerechtigkeit und Klarheit des Urtheils trüben, ſo machen ſie auch das Gemüth der Jugend wankend und ſchwankend und disponiren es zur Leidenſchaftlichkeit. Noch ſchlimmer iſt es freilich, wenn ſie gegen die Kinder ſelbſt leidenſchaftlich Partei nehmen, das Vergehen des einen im hellſten, das des andern im dunkelſten Lichte ſehen, oder ſich im Strafen ſo aufregen, daß ſie alle Beſonnenheit verlieren. Lord Byrons Mutter, wenn ſie über ihren Sohn aufgebracht war, warf dieſem ſein lahmes Bein vor! Selbſt in ihren Liebesbeweiſen ſollten Eltern und namentlich die Mutter mäßig und ruhig ſein, da das Kind im entgegengeſetzten Falle theils zu reizbarer Empfindungsſeligkeit geſtimmt, theils aber auch veranlaßt wird, ſolche überſchwengliche Momente zu benützen, um dieſe und jene egoiſtiſche Zwecke zu erreichen. Wie überhaupt für die Schwächen der Erwachſenen, ſo haben die Kinder auch für die Affecte ihrer Erzieher einen ſcharfen Blick; leidenſchaftliche Lehrer werden von boshaften Schülern, an denen es ſelten fehlt, recht abſichtlich in Affect geſetzt und haben einen ſchweren Stand.

So ſehr nun aber auch in dieſer Beziehung die Erziehenden ſich ſelber in Zucht nehmen, ſo ſtreng ſie die ruhige Haltung und Beſonnenheit ſich wahren müßen, beſonders wenn der Zögling leidenſchaftlich erregt iſt: ſo wäre doch das andere Extrem jene phlegmatiſche theilnahmloſe Ruhe und Kälte, die ſich zwar durch nichts außer Faſſung bringen und aufregen läßt, ſich aber auch an und für nichts zu begeiſtern und über nichts zu entrüſten vermag, die mit kaltem Blute ſtraft und überall nur den Verſtand, nie das Gemüth ſprechen läßt. Dieſes Prineip der Affectloſigkeit oder Apathie hat in Kant einen Lobredner gefunden, welcher in ſeiner Anthropologie (3. Aufl. S. 205) ſagt: „Daß der Weiſe niemals im Affect, ſelbſt nicht in dem des Mitleids mit den Uebeln ſeines beſten Freundes, ſein müße, iſt ein ganz richtiger und erhabener moraliſcher Grundſatz der ſtoiſchen Schule, denn der Affect macht mehr oder weniger blind.“ Das Chriſtenthum hat ſolcher Uebertreibung gegenüber viel richtiger und weiſer als die Stoa die menſchliche Natur erfaßt, daß es uns herzliches Erbarmen mit der Noth des Nächſten aufgiebt und uns lehrt, mit den Fröhlichen uns zu freuen, mit den Trauernden traurig zu ſein, daß es keine ſtolze ſelbſtgenügſame Gemüthsruhe, ſondern Gemüthsbewegung für das gottgefällige Handeln verlangt. Ohne Gemüthsbewegung keine Reue und Buße, keine Glaubensfreudigkeit und kein Muth zur Ueberwindung des Böſen! Ohne Affect hätte ein Luther ſein Reformationswerk nicht vollbracht. Es iſt aber ein anderes, die aus Mangel an Selbſtbeherrſchung entſpringende Aufregung des Gemüths, der leidenſchaftliche Affect, und ein anderes die aus bewußter freigewollter Hingabe an den Willen Gottes, an das Wahre und Gute hervorgehende Gemüthsbewegung, die ihr Pathos mit dem ſittlichen Streben verſchmilzt, um dieſes deſto entſchiedener zur Geltung zu bringen. Indem das Chriſtenthum den particulären ſelbſtiſchen Menſchenwillen in den abſoluten Gotteswillen auflöst und das Selbſtgefühl mit dem Gottesgefühl eint, erhebt es dieſes. Selbſt auch über die Region der Leidenſchaft hält es das Auge des Geiſtes klar, bei aller Innigkeit des Gefühls lehrt es ſich zu freuen als freue man ſich nicht (1 Kor. 7, 37; vgl. Palmer Ev. Päd. 2. Aufl. S. 302 ff.), indem es alles Irdiſche als ein Vergängliches und Bedingtes an dem Unvergänglichen und Unbedingten mißt, und ſo die rechte Schätzung der Dinge, die richtigen Werthurtheile gewinnt. Es würde weniger leidenſchaftliche Aufregung im Leben vorkommen, wenn die Dinge dieſer Welt nach ihrem wahren Werthe richtiger geſchätzt würden. Wenn wir uns aber für das, was wir als wahr und gut und recht erkannt haben, begeiſtern, daß ein lebendiger Trieb unſerer Seele darauf gerichtet iſt, dann iſt unſere Gemüthsbewegung ein ſittlicher Act, gleich entfernt von Leidenſchaftlichkeit, wie von Apathie und ſtoiſcher Ruhe. Die Jugend zumal ſoll feurig ſein und für das Ideal erglühen; die chriſtliche Zucht ſoll ſie aber auch

lehren, ihr Feuer zuſammenzuhalten und nicht im Winde verflackern zu laſſen, damit auch das Herz des Greiſes noch warm davon ſei. **A. W. Grube.**

Lernbegierde, ſ. Wißbegierde.

Lernen, ſ. Lehren und Lernen.

Leſegeſellſchaften — ſind eines der Mittel, die entweder vermöge freier Vereinbarung oder infolge geſetzlicher Anordnungen gebraucht werden, um die Fortbildung des Lehrſtandes durch Zuführung geeigneter Lectüre zu fördern und zu erleichtern. Ein nicht unbedeutender Theil der allgemein bildenden wie der Fachliteratur erſcheint in der Form periodiſcher Blätter; ſie alle ſich für die eigene Perſon anzuſchaffen und zu ſammeln, wäre auch demjenigen nicht zuzumuthen, deſſen ökonomiſche Lage ſolch einen literariſchen Luxus eher erlauben würde, als die Lage der Lehrer, zumeiſt der Volksſchullehrer denſelben erlaubt; alſo iſt es das Natürlichſte, man tritt zuſammen und läßt das auf gemeinſame Koſten Angeſchaffte circuliren. Aber auch Werke anderer, ſelbſtändiger Art werden auf dieſem Wege dem Einzelnen entweder überhaupt zugänglich gemacht, eben weil er die Mittel nicht beſitzt, ſie für ſich allein zu erwerben, oder werden ſie ihm zur Kenntnis gebracht, um, was er brauchbar oder erwünſcht findet, ſich ſofort ſelbſt anzuſchaffen. Man kann freilich ſagen, wer nur lieſt, was ihm durch ſeine Leſegeſellſchaft — zumal wenn er geſetzlich verpflichtet iſt, zu derſelben ſeinen Beitrag zu geben — ins Haus geliefert wird, der hat kein ſtarkes literariſches Bedürfnis; aber mancher, der ſonſt vielleicht außer ſeinen Schulbüchern nach nichts gedrucktem mehr greifen würde, weil er in ſeiner Tagelöhnerarbeit völlig befriedigt oder auch durch des Lebens Sorgen geiſtig abgeſtumpft iſt, wird doch durch dieſes Mittel eher dazu gebracht, noch etwas zu leſen, wärs auch nur, weil er doch einmal daran mitzahlen muß; ſo fällt doch immer noch ein Saatkorn hin und wieder in ſeine Seele. Es kommt aber, um dieſes Bildungsmittel möglichſt fruchtbar zu machen, auf zwei Dinge an, die wieder von einem dritten abhängen. Erſtlich muß die Auswahl der in Umlauf zu ſetzenden Schriften eine zweckmäßige ſein; zweitens muß eine ſtrenge Ordnung in Betreff der Circulation herrſchen, damit nicht z. B. durch ſaumſelige Mitleſer bewirkt wird, daß der lernbegierige Wochen oder Monate lang gar nichts und dann auf einmal allzuviel zu leſen bekommt; drittens aber, und davon hängen die beiden erſten Dinge ab, muß der, der das Ganze leitet, der die Bücher ausſendet und zurückempfängt, ſich mit gewiſſenhafter Sorgfalt, mit Liebe und Einſicht der Sache widmen. In erſter Beziehung denkt man natürlich zuerſt an Werke, die zum Fache gehören, an Schriften, die die Erziehungs- und Unterrichtslehre und das Schulweſen im ganzen oder in irgend einem ſpeciellen Puncte behandeln. Können Werke dieſer Art, gerade je beſſer ſie ſind, deſto weniger dazu angethan ſein, zu circuliren — denn ſie wollen nicht nur geleſen, ſondern gebraucht werden und gehören zum täglichen Brod — ſo hat ihre Anſchaffung für eine Geſellſchaft doch den Werth, daß der Einzelne ſie erſt kennen lernt. Dagegen iſt es ein Fehler, wenn nur Werke dieſer Art in Umlauf geſetzt werden; die Bildung des Lehrers iſt ſo mannigfacher, ja univerſaler Art, daß eigentlich alles, was einen gebildeten Menſchen intereſſiren kann und muß, auch ihm zugänglich ſein ſoll. Welcher Lehrer, der nicht in ſeiner Schule eingetrocknet iſt, würde ſich Jahr aus Jahr ein etwa mit Methodenlehren oder pädagogiſchen Syſtemen, mit Rechenbüchern oder Sprachdenklehren geiſtig nähren können? Wie viel befruchtendes, das mittelbar auch den Schülern zu gute kommt, iſt in den Biographieen bedeutender Menſchen — eines Feldherrn oder Staatsmannes, eines Dichters oder Componiſten, eines Buchhändlers oder Bürgermeiſters, ſo gut wie eines Pädagogen — wie viel desgleichen in Geſchichtswerken, in Reiſebeſchreibungen u. ſ. w. enthalten! Selbſt Unterhaltungsſchriften, ſo ſparſam und wähleriſch man auch damit ſein muß, ſollten nicht gänzlich ausgeſchloſſen ſein; eine Gabe von wirklichem Werthe darf in die Proſa eines Schulmeiſterlebens wohl auch einen poetiſchen Sonnenblick bringen. Aber auch was die Fachſchriften betrifft, ſollte nie eine einſeitige Richtung dominiren; ſo ſtrenge das poſitiv Schlechte, das Werthloſe ausgeſchieden werden

muß, so wohlthätig ist es, wenn die Lehrer veranlaßt werden, auch solches zu lesen und davon zu lernen, was sie nöthigt, aus dem angenommenen und gewohnten Ideenkreise einmal herauszutreten, um die Wahrheit auch in fremder Form auf sich wirken zu lassen. Um diese herbeizuführen, um überhaupt auch an Büchern und über Bücher ein selbständiges Urtheil zu erzeugen, ist es freilich ersprießlich, wenn die Vorstände solcher Lesegesellschaften (wie z. B. in Württemberg die Conferenzdirectoren) sich namentlich von den jüngeren Mitgliedern über das Gelesene mündlich oder schriftlich Bericht erstatten lassen und eine Besprechung darüber in irgend einer Form einleiten. — Das zweite Erfordernis, eine feste Ordnung, wird am besten auf folgende Weise erreicht. Es bestehe die Gesellschaft etwa aus 24 Lehrern; diese werden geographisch in drei Bezirke getheilt. An Einem Tage, es sei der 1. Juli, sendet der Vorsteher drei Bücherpakete ab, deren jedes so viel enthält, als in vierzehn Tagen bequem gelesen werden kann. Das erste dieser Pakete erhält der nächstwohnende Lehrer des Bezirks A, das zweite der nächstwohnende im Bezirk B, das dritte der nächstwohnende im Bezirk C. Am 15. Juli geht vom Vorstand eine zweite Sendung in jeden der drei Bezirke, wiederum je an den nächstwohnenden ab; dieser aber hat die vor vierzehn Tagen erhaltenen Schriften nunmehr genau am gleichen Tage seinem nächsten Collegen zu senden. Am 29. Juli erhalten die drei ersten wieder eine Sendung vom Vorstand; sie geben die Sendung vom 15. Juli ihren Nachfolgern und diese geben die Sendung vom 1. Juli nunmehr wieder an ihre nächste Nachbarn ab. So wiederholt sich fortwährend ein Bücherwechsel je nach zwei Wochen an einem und demselben Tage in der ganzen Gesellschaft. Nach sechzehn Wochen, vom 1. Juli an gerechnet, gehen die drei Sendungen vom 1. Juli aus den Händen je des letzten Empfängers in jedem Bezirk an den Vorstand zurück, der nun, was im Bezirk A gelesen worden, in den Bezirk B sendet und umgekehrt. Jedem Buche ist ein Laufzettel beigegeben, auf welchem der Vorstand zum voraus jedem Mitgliede das Datum notirt, wann er dasselbe zu empfangen und wann er es abzugeben hat; in einer dritten Columne haben die Mitglieder selbst den Tag der von ihnen geschehenen Weitersendung einzutragen. Nachdruck erhält solche Einrichtung immer nur durch Conventionalstrafen, die in die Kasse fallen; säumige Leser macht nichts so präcis, als wenn sie zahlen müßen. Ist aber die Sache einmal im Gange, vergißt und versäumt der Vorstand selbst nie den Sendungstermin, ist er ebenso unnachsichtig im Strafen jeder auch nur einen Tag betragenden Versäumnis, so gewöhnen sich alle bald an die Ordnung und fühlen das Wohlthätige derselben; ihr haben sie es zu danken, daß ihr Tisch Jahr aus Jahr ein stets versorgt ist. Allerdings müßen dazu auch die Mittel reichen; aber die Proportion stellt sich immer wieder her: je mehr Mitglieder es sind, desto mehr braucht man zwar Bücher, desto mehr gehen aber auch Beiträge ein. (In Württemberg hat gesetzlich jeder Schulmeister jährlich 30 kr., jeder unständige Lehrer 15 kr. zu bezahlen. Das würde freilich noch keinen großen Büchervorrath geben; aber es ist auch jeder Geistliche des Bezirks zum Beitritt verpflichtet und überdies hat das pium corpus jeder Muttergemeinde in demselben alljährlich 1 fl. beizusteuern. Diese Einrichtung besteht seit 1810.) Die aus der gesammten Circulation zurückkehrenden Bücher werden entweder zu einer Bibliothek für den Gebrauch der gegenwärtigen und künftigen Mitglieder gesammelt oder in Ermanglung eines passenden Locals zur Aufstellung unter denselben versteigert. Letzteres ist freilich keine staatsökonomische Maßregel, denn vieles wird elend verschleudert, doch erhält andererseits mancher dadurch Gelegenheit, ein Buch, an dem ihm sehr gelegen ist und das er anderswie sich nie anschaffen könnte, um wenig Geld zu erwerben. — Die Frage endlich, wer der Leiter einer solchen Gesellschaft sein soll, ist da, wo die ganze Einrichtung gesetzlich besteht, auch gesetzlich erledigt; das Aufsichtsamt der Geistlichen über die Volksschule schließt in sich, daß auch der Leiter einer solchen Gesellschaft ein Theologe ist. Wo aber diese Vereine auf freiwilligem Zusammentritt beruhen, versteht es sich von selbst, daß sie ihren Vorstand frei wählen. Wer es auch sei, er wird nur dann dieses kleine und doch

nicht unwichtige Amt recht versehen, wenn er ein in der Literatur, und zwar keineswegs nur in Einem Zweig derselben, bewanderter, auf alle Zeiterscheinungen aufmerksamer und gründlich urtheilsfähiger Mann ist, der, was für seinen Kreis sich eignet, gleichsam von weitem schon wittert, der auch mit einer tüchtigen Buchhandlung in Verbindung steht, die ihn stets auf dem Laufenden erhält. Der Gesellschaft ist er verantwortlich sowohl was die Verwendung der Gelder überhaupt anbelangt, über welche er bei Heller und Pfennig Rechenschaft abzulegen hat, als auch in Betreff der Wahl der Bücher. Nicht nur wird er die bestimmten Wünsche seiner Gesellschaft möglichst berücksichtigen, sondern, was periodische Schriften sind, dessen Anschaffung ist gemeinschaftlich zu beschließen. Aber es muß ihm nach anderer Seite auch freie Hand gelassen werden, um, was nach seinem Urtheil sich eignet, sofort anschaffen zu können. Auch was manchem nicht gefällt, was vielleicht dem Geschmacke der Mehrzahl positiv zuwider ist, kann gerade das Beste, das ihnen Gesunde sein; ein Mann, dem auch solch ein Beruf Gewissenssache ist, wird eher sein Mandat niederlegen, als daß er sich zum Spediteur schlechter, wenn auch beliebter Waare erniedrigen läßt. **Palmer.**

Leseunterricht. Was lesen sei, wird auf mancherlei Weise ausgedrückt. Die meisten Definitionen bisher leiden jedoch entweder an dem Fehler, daß sie zu unbestimmt sind und auf die Sache selbst nicht gehörig eingehen, oder an dem, daß sie sich nur auf das laute Lesen beziehen, das stille Lesen aber ganz außer Acht lassen. Das Wort A. H. Niemeyer's (Grundsätze der Erz. und des Unt. II. 3. Hauptabschnitt § 38): „Das Lesen selbst ist nichts anderes als die Verwandlung des Sichtbaren in das Hörbare" — hat sich unter den mannigfachsten Modificationen wiederholt, wie z. B. in der bedeutendsten Schrift über unsern Gegenstand, „Der Leseunterricht von Dr. Fr. Jakobi," zu ersehen ist, und Jakobi's eigene Definition, lesen heiße die sichtbaren Schriftzeichen in hörbare Laute übertragen, ist unverkennbar ein Nachklang jenes Niemeyerschen Wortes. Versuchen wir es nun, den Begriff genauer zu bestimmen, so gehen wir zunächst zu dem verwandten lateinischen Worte legere zurück (über die Verwandtschaft vgl. K. Schwenck, Wörterbuch der deutschen Sprache), das im allgemeinen ein Sammeln, ein stückweises Wegnehmen und Zusammenfassen bedeutet, wie man auch das deutsche Wort lesen für Sammeln gebraucht, z. B. Aehren, Trauben, Erbsen lesen. Das Lesen im engeren Sinne ist darum auch ein Zusammenfassen der aufeinander folgenden Buchstaben zu Wörtern, der Wörter zu Sätzen. Wenn aber darunter nicht bloß ein Buchstabiren oder Syllabiren gemeint sein, sondern das eigentliche Lesen im Unterschied von diesem bezeichnet werden soll, so muß das Zusammenfassen zur schnellen und sicheren Auffassung der ganzen Wortbilder und der letzteren zu Satztheilen und ganzen Sätzen werden mit beständiger Berücksichtigung des Inhalts und der Form der Wörter und Satzglieder zur Auffassung des Gedankens, dem sie zum Ausdruck dienen. Faßt man nur die Buchstaben oder ihre Laute in Wörter und diese in Sätze zusammen, so kann das ein bloß mechanisches, lautrichtiges Lesen sein, d. h. ein solches, bei welchem der Inhalt der Worte und Sätze beiseite gelassen, kein Verständnis desselben gefordert und erzielt wird. Wenn es sich aber um die Auffassung der Gedanken handelt, welchen die Worte und Sätze zum Ausdruck dienen, so ist das ein verständiges Lesen, das etwa durch das griechische Wort ἀναγιγνώσκειν bezeichnet wird, dessen weiteste Bedeutung ein genaues Erkennen, ein Wiedererkennen ist, also ein Wiederverstehen dessen, was der Schreibende gedacht hat. Ein solches Lesen muß keineswegs immer ein lautes sein, wie es ja sogar einen Leseunterricht bei Taubstummen giebt, bei welchem keine hörbare Laute vorkommen, oder wie von vollsinnigen Schülern ein stilles Nachlesen gefordert wird. Da es aber auch ein lautes Lesen giebt, welches der Hebräer mit dem Worte קָרָא ausdrückt, dessen ursprüngliche Bedeutung ein lautes Sprechen, Rufen ist, so kann auch die Definition hievon nicht ganz Umgang nehmen, und da der Zweck des lauten Lesens gewöhnlich der ist, andere mit dem In-

halt einer Schrift bekannt zu machen, ſo gehört zu dieſem auch, daß durch Ausſprache, Betonung und Abſetzung die durch die Buchſtabenſchrift bezeichneten Gedanken den Zuhörern zum Verſtändnis und Gefühl kommen, was man ein gutes oder ſchönes Leſen heißt. Demnach würde ſich die Definition ſo formuliren: Leſen iſt ein durch Zuſammenfaſſung der aufeinander folgenden Schriftzeichen (Buchſtaben) entſtehendes ſchnelles und ſicheres Auffaſſen der Wortbilder und die Verbindung derſelben zu Satztheilen und Sätzen mit ſteter Berückſichtigung des Inhalts und der Form der Worte zum Verſtändnis der Gedanken, denen ſie zum Ausdruck dienen, was bald ſtille bald laut geſchehen kann, und im letzteren Falle dazu dienen ſoll, anderen die durch die Worte ausgedrückten Gedanken zum Verſtändnis und Gefühl zu bringen. — Hiemit wäre zugleich für unſere weiteren Erörterungen der Grund gelegt.

So ſehr überall, wo irgend die Morgenröthe der Bildung angebrochen iſt, in den verſchiedenſten Lebensverhältniſſen das Bedürfnis, leſen zu können, bei jedem hervortritt, hat man doch in verſchiedenen Zeiten Stimmen vernommen, welche — freilich nicht immer in lauterer Geſinnung — bei den niederen Ständen das Leſen für unnöthig oder gar für nachtheilig erklärt haben. Wenn Männer wie Sack, denen es doch um die geiſtige und ſittliche Bildung des Volkes wirklich zu thun war, im Ernſt die Frage erheben konnten, ob das Leſenlernen für jedermann, namentlich die Kinder in Landſchulen unentbehrlich ſei: ſo darf es uns nicht wundern, daß andere in ariſtokratiſch deſpotiſchem Geiſte auf dem Gebiete ſowohl der Religion als der Politik dem Leſenlernen der handarbeitenden Claſſe entgegentraten unter dem Vorwande, daß dieſe Leute keine Zeit und kein Bedürfnis zum Leſen haben, daß überall Leute, welche nicht leſen können, ſich eben ſo glücklich fühlen als die, welche es können, ja daß durch ungeeigneten Leſeſtoff viele Unzufriedenheit und Verkehrtheit, viel Verderben unter das leſende Volk gebracht werde. Es iſt aber keine Frage, daß dieſen Einreden gewöhnlich die Abſicht zu Grunde lag, das Volk um ſo leichter und ſicherer an dem politiſchen oder religiöſen Gängelbande führen und behalten zu können. Allein dieſe Stimmen haben theils ſich ſelbſt, theils hat die Zeit ſie gerichtet. Wie von jeher, wo irgend Schulen entſtanden und Unterricht zur Vermehrung von Kenntniſſen ertheilt wurde, der Anfang mit dem Leſeunterricht gemacht, ja zum Theil aller Unterricht auf das Leſen beſchränkt worden iſt, ſo bleibt es immer für jeden einigermaßen ausgedehnteren und nachhaltigeren weiteren Unterricht unerläßliche Bedingung, daß die Schüler leſen können; und auch nach der Schulzeit iſt das Leſen das wichtigſte Mittel zur Erweiterung und Sicherung der gewonnenen Bildung (Waitz, allg. Päd. S. 301.). Man kann wohl, wie Rouſſeau in ſeinem Emil, von einem Unterricht reden, bei welchem das Leſen um mehrere Jahre, oder, wie jetzt einige wollen, wenigſtens um ein bis zwei Jahre hinausgeſchoben wird, aber dies wird doch nur bei einem oder wenigen Schülern ausführbar ſein, nicht aber bei größeren Schülermaſſen, und auch in dem erſteren Falle bleibt es noch eine Frage, ob in der Wirklichkeit ohne Leſen und ohne Schreiben, das von jenem abhängig iſt, die Kenntniſſe der Schüler ebenſo leicht und mit eben ſo gutem Erfolg vermehrt werden können. Beim Sprach-, Religions-, und Realunterricht wird, obwohl er auch ohne Leſen möglich iſt, doch mit Hülfe des Leſens gründlicher, ſicherer und nachhaltiger verfahren werden können. So lange wir mit unſerem Lernen an die Bücher gewieſen ſind, wird das Leſen die Bedingung und das Mittel alles weiteren Lernens bleiben. Hält man es doch ſogar für dienlich, wo nicht für nöthig, daß auch die Blinden leſen lernen. — Nach der Schulzeit aber iſt das Leſen für jeden das beſte Mittel nicht bloß zur geiſtigen Unterhaltung und Erheiterung, ſondern auch zur Befeſtigung und Erweiterung ſeiner Kenntniſſe, zur Theilnahme am öffentlichen Leben und beſonders zur religiöſen Erbauung. In letzterer Hinſicht iſt insbeſondere für die evangeliſchen Chriſten das Leſenkönnen unentbehrlich, weil dieſe vornehmlich ſelber forſchen ſollen in der Schrift, um bereit zu ſein zur Verantwortung gegen jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in ihnen iſt," und vermöge der Berechtigung,

die ihnen das allgemeine Prieſterthum gewährt, „zu einem vernünftigen Gottesdienſt“ und zur gegenſeitigen „Erbauung auf ihren allerheiligſten Glauben.“ Das iſt es ja eben, warum die Reformatoren und ihre Anhänger ſo ernſtlich auf Errichtung und Erweiterung von Schulen gedrungen haben. Ueberhaupt aber ſo wichtig die Erfindung der Buchdruckerkunſt für alle Stände geweſen iſt, eben ſo wichtig iſt auch der Unterricht im Leſen, weil nur der, welcher leſen kann, Gewinn aus jener zieht (Dieſterweg), und beſonders in unſerer Zeit könnte weder das bürgerliche, noch das gewerbliche Leben gedeihen, wo nicht alle, auch die niedrigſten im Volke leſen können. Wenn nach Schleiermacher (Erz.-Lehre S. 385) das Leſen „ein Thermometer iſt, die Bildung des Volkes zu meſſen,“ ſo gehört gewiß der Unterricht darin unter die erſten und unerläßlichſten Aufgaben jeder Schule. — Wenn aber andere den Leſeunterricht auch um ſeines formalen Werthes willen unter die ſchätzenswertheſten Bildungsmittel zählen, wenn ſie von der dabei nöthigen Geiſtesthätigkeit eine „mächtige Einwirkung auf die Geſammtentwicklung des jugendlichen Geiſtes“ erwarten (Jakobi), oder gar das heranbrechende Heil des Volkes verheißen (Stephani), ſo könnte das doch nur von einer gewißen Methode des Leſeunterrichts, aber nicht von dieſem überhaupt gelten, und müßte auch da als Ueberſchätzung bezeichnet werden; richtiger aber ſcheint immerhin Waitz zu urtheilen, welcher den elementariſchen Leſeunterricht „als bloße Vorarbeit bezeichnet, welche keinen ſelbſtändigen, ſondern nur den Werth eines Mittels in Anſpruch nehmen könne,“ und Schleiermacher, welchem „Leſen und Schreiben an und für ſich nichts iſt, ſondern nur mechaniſches Hülfsmittel,“ obwohl es auf dieſe Weiſe etwas zu gering geſchätzt ſein möchte.

Fragen wir nun, auf welcher Altersſtufe mit dem Leſeunterricht der Anfang gemacht werden ſolle, ſo lehrt der Blick in die Schulen aller Art, daß er möglichſt bald nach dem Eintritt des Kindes in die Schule, hin und wieder ſchon vor der Zeit der Schulpflichtigkeit geſchieht. Erſt ſeit Rouſſeau ihn bis zu den ſpäteren Knabenjahren hinausgeſchoben ſehen wollte, haben ſich von Zeit zu Zeit auch andere Stimmen erhoben, welche wenigſtens ein oder zwei Jahre lang bloß mündlichen Unterricht, Denkübungen oder Anſchauungsunterricht, ihm vorangehen laſſen wollten, um das Kind dadurch zu befähigen, daß es die Schwierigkeiten des erſten Leſeunterrichts leichter überwinde, alſo leichter, ſchneller und wohl auch mit hellerem Bewußtſein über das Mechaniſche desſelben Meiſter werde. Allein was über dieſe Schwierigkeiten, über „das lernerweckende Buchſtabiren“ (Nachſinner), „die erſte Kindesqual“ (Graſer) u. ſ. w. gejammert worden iſt, das iſt, wo nicht abſichtliche und ungerechte Uebertreibung, ſo doch immerhin nur wahr in Betreff von Fehlgriffen, welche man ſich in dem Lehrgang, der Lehrform und dem Lehrton hat zu Schulden kommen laſſen. Daß auch das ſechsjährige Kind ohne Zorn und Qual leſen lernen kann, ſollte man doch als Erfahrungsſache zugeben, und daß gerade das Mechaniſche, was bei dieſem Unterricht nicht ganz vermieden werden kann, für das jüngere Alter wohl paßt, könnte leicht pſychologiſch erwieſen werden. Ja es dürfte ſich fragen, ob nicht eben dieſes Mechaniſche dem Schüler mit entfalteterer Geiſteskraft ſpäter mehr langweilig und zuwider wäre, als dem Anfänger in allem Lernen. Aber es kann nicht nur, ſondern es ſoll auch gleich mit dem Eintritt der Unterrichtsfähigkeit das Leſen angefangen werden, weil es ein ſchwer zu entbehrendes Hülfsmittel für allen anderen Unterricht iſt, und weil es da, wo mehrere Schülerabtheilungen beiſammen ſind, für die Selbſtbeſchäftigung der Schüler werthvolle Dienſte leiſtet. Wenn aber vor dem frühen Leſenlernen hauptſächlich im Eifer gegen das Vielleſen oder die Leſewuth der Kinder gewarnt worden iſt, ſo hat man dabei „das Kind mit dem Bad ausgeſchüttet“ und nicht bedacht, daß der Misbrauch den Gebrauch nicht aufheben darf, und daß, wenn auch erſt ein paar Jahre ſpäter der Leſeunterricht begonnen würde, dieſe Leſewuth und ihr Schaden doch eben ſo groß werden könnte. Gegen dieſe muß man mit andern Mitteln kämpfen als damit, daß man das Leſen zur Unmöglichkeit macht. — Die Anſicht ferner, daß ein

bloß mündlicher Unterricht Jahrelang dem Leſeunterricht vorangehen ſollte, überſchätzt auch die Kräfte eines Lehrers, deſſen Lungen wohl in den meiſten Fällen ein ſolches durch mehrere Stunden fortgeſetztes, tägliches Sprechen nicht auszuhalten vermöchten, oder hat ſie nur den Unterricht eines einzigen oder weniger Kinder auf kürzere Zeit im Auge.

Ueber die Stufen oder den Lehrgang des Leſeunterrichtes iſt ſchon Eingangs die nöthige Andeutung gegeben worden. Es ſind die Stufen 1) des elementariſchen, lautrichtigen, 2) des verſtändigen und 3) des guten oder ſchönen Leſens. Man darf dieſelben aber nicht ſo auseinanderhalten, als hätte jede Stufe nur dieſe eine Aufgabe; vielmehr iſt ſchon beim elementariſchen Leſeunterricht darauf zu ſehen, daß die Kinder auch verſtehen, was ſie leſen, und keinen ſchlechten Leſeton ſich angewöhnen; auf der zweiten Stufe bleibt neben der Aufgabe des verſtändigen Leſens die Sorge für ein lautrichtiges Leſen, ſowie auch ein gutes Vorleſen hier vorbereitet wird, und auf der dritten Stufe ſoll ſelbſtverſtändlich das Geſammtziel des ganzen Leſeunterrichts erreicht werden. Wenn alſo von Stufen dieſes Unterrichts die Rede iſt, ſo iſt das nur ſo zu verſtehen, daß auf jeder Stufe eine Aufgabe als die vorherrſchende am meiſten die Sorge des Lehrers und die Thätigkeit der Schüler in Anſpruch nimmt, ohne daß die Aufgabe der anderen Stufen ausgeſchloſſen iſt. Die Erreichung dieſes dreifachen Zieles iſt aber von ſolcher Bedeutung, daß Dieſterweg (Wegweiſer I. S. 237) mit Recht die Behauptung aufſtellt, „der Standpunct der Leſefertigkeit der Schüler biete dem Kenner einen Maßſtab zur Beurtheilung des allgemeinen Zuſtandes der Schule dar; denn das Leſen ſei nicht eine vereinzelte, von dem übrigen Geiſtesleben und der Geſammtbildung losgeriſſene Fertigkeit, ſondern als ein Reſultat der ganzen Bildung anzuſehen.“ Man kann aus dem Leſen der Schüler zum mindeſten auf die methodiſche Einſicht und Gewandtheit, ſowie auf den Fleiß des Lehrers, auf die Gewöhnung der Schüler an Aufmerkſamkeit und Genauigkeit bis ins kleinſte, auf den Vorrath derſelben an Wiſſensſtoff und auf die Bildung ihrer Urtheilskraft und ihres Geſchmacks überhaupt ſchließen. Und wenn im beſonderen auch einzelne Unterrichtsfächer, z. B. Rechnen, Singen, Zeichnen, dem Leſen ferner ſtehen, ſo läßt ſich daraus, wie die Schüler leſen, doch ein ziemlich ſicherer Schluß auf ihre Kenntniſſe in den ſprachlichen und ſtofflichen Unterrichtsfächern ziehen.

Wir gehen nun zur näheren Beſprechung des Unterrichts, insbeſondere der Lehrform auf dieſen drei Stufen über.

1. Die Stufe des elementariſchen, lautrichtigen Leſens. Es wird kein anderes Unterrichtsfach geben, welches eine ſolche Menge und Mannigfaltigkeit von Methoden aufweiſen könnte, als das des elementariſchen Leſens. Man hat ſie verſchieden eingetheilt, niemals aber ohne Schwierigkeiten und Verſtöße. Es ſcheint darum am beſten zu ſein, ſie in der Ordnung aufzuführen, in welcher ſie der Zeit nach auf einander gefolgt ſind und ihrer Beſchreibung jedesmal ihre Beurtheilung ſogleich anzufügen. Im allgemeinen aber wird zum leichteren Verſtändnis der Sache vorauszuſchicken ſein, daß hier zu unterſcheiden iſt zwiſchen a) Zeichen (Buchſtaben), b) Namen des Buchſtabens, c) Laut, der durch ihn bezeichnet iſt, d) Namen dieſes Lautes, wiewohl nur bei den Conſonanten und Diphthongen, nicht aber bei den einfachen Vocalen Laut und Namen des Buchſtabens verſchieden iſt. Denn bei der einen Methode tritt das eine, bei der andern das andere ſtärker hervor, oder wird das eine oder das andere ganz beiſeite gelaſſen.

Die älteſte Methode des elementariſchen Leſeunterrichts, ſoweit die Spuren der Geſchichte zurückreichen, iſt die Buchſtabirmethode. Daß ſie wenigſtens bei den Römern üblich geweſen iſt, ſcheint aus den Worten Quintilians hervorzugehen, welcher über den Gebrauch elfenbeinerner Buchſtabenformen ſagt, „quod tractare, intueri, nominare jucundum sit.“ Denn das iſt eben das Eigenthümliche dieſer Methode, daß bei dem Vorweiſen des Buchſtabens nicht der Laut, ſondern der Name desſelben ausgeſprochen und dies ſo lange wiederholt wird, bis es ſich dem Gedächtnis des

Schülers fest eingeprägt hat. (Dazu scheint früher in unsern Volksschulen eine geraume Zeit verwendet worden zu sein, da man im 16. Jahrhundert die Schüler der Volksschule in drei Abtheilungen (Häuflein) theilte, von denen die erste nur die Buchstaben kennen zu lernen, die zweite die Buchstaben zu Sylben „zusammenzuschlagen (syllabiren)", und die dritte erst ganze Wörter und Sätze zu lesen hatte. Vrgl. die württ. cynosura eccl. von 1559). Können nun die Kinder die Namen aller Buchstaben richtig angeben, so wird je ein Vocal und ein Consonant zusammengenommen, ab, eb, ib, ob, ub, ba, be, bi, bo, bu, u. s. w., indem die Namen der Buchstaben ausgesprochen werden und darauf die Sylbe vom Lehrer vor-, vom Schüler nachgesprochen wird, z. B. a, be, ab, be, a, ba ꝛc. Ebenso wird es hernach mit Sylben, welche einen Consonanten vor und einen nach dem Vocal haben u. s. w. gehalten. Hierauf, wenn einzelne Sylben und einsylbige Wörter so buchstabirt werden können, geht man weiter zu zwei- und mehrsylbigen Wörtern, indem jede Sylbe in der obenbezeichneten Weise buchstabirt und ausgesprochen und sodann, nachdem alle Sylben ausgesprochen worden, das ganze Wort ausgesprochen wird, z. B. be e be, ge er ae be, gräb, begräb, en i eszet, niß, Begräbniß. Man nennt dies Syllabiren (vor Alters „Zusammenschlagen der Sylben" zu Wörtern). Was nun die Beurtheilung dieser Methode betrifft, so ist es ein alter, bekannter Vorwurf, den man ihr macht, daß 1) das Lesenlernen dadurch sehr erschwert, daß die von den Lauten der Consonanten und Diphthonge zum Theil sehr verschiedenen Namen allein ausgesprochen werden, so daß es den Anfängern rein unmöglich ist, aus diesen Namen die richtigen Laute selber herauszufinden. Daraus folgt 2), daß bei dem Aussprechen der Sylben alle Selbstthätigkeit des Schülers fehlt, indem der Lehrer anfangs, sobald der Schüler die Buchstabennamen gesagt hat, die ganze Sylbe vorsprechen muß und sie vom Schüler nur nachsprechen läßt, ein allzumechanisches Treiben, das mit Recht getadelt wird, indem neben dem Warnehmungsvermögen kaum eine andere Kraft des Schülers als das Gedächtnis in Anspruch genommen wird. Daß 3) dieses rein gedächtnismäßige Behalten der Buchstabennamen und der Aussprache sinnloser Sylben dem Kinde sehr langweilig wird und das Lernen mehr zur Last als zur Lust macht, liegt auf der Hand. Ebenso gewiß ist es 4), daß das Lesenlernen bei diesem Verfahren nur langsam vorwärts geht, weil es viele Zeit braucht, nicht nur die Buchstabennamen immer wieder zu sagen, sondern auch die Aussprache der Sylben endlich auswendig zu behalten. Aber 5) von da an, wo der Lehrer aufhört, dem Schüler die Sylben vorzusprechen, wird an diesen auf einmal eine zu starke Forderung gemacht, sobald nämlich Sylben vorkommen, die vorher nicht gelernt worden waren. Bei diesen wird nun dem Schüler zugemuthet, ohne Anleitung und Hülfe und unbewußt von dem Buchstabennamen, den er weiß, den Laut des Buchstabens zu abstrahiren, woher es zu erklären ist, daß es bei minder fähigen Schülern auch dann, wenn die Schwierigkeiten des Buchstabirens überwunden zu sein scheinen, mit dem Lesen doch immer nicht vorangehen will, ja manche lebenslang nicht zu einem sicheren und fertigen Lesen gelangen. Gleichwohl ist die Buchstabirmethode nicht nur im Auslande, sondern auch in mehreren Theilen Deutschlands noch einheimisch, namentlich im Osten und im Norden.

Zu ihrer Rechtfertigung wird hauptsächlich 1) auf die Erfahrung, daß man früher allgemein bei der Buchstabirmethode auch zum Ziele des Lesenlernens gekommen sei, hingewiesen. Sodann 2) beruft man sich darauf, daß bei einer großen und in Anlagen sehr mannigfaltigen Zahl von Elementarschülern die Methode, welche am meisten mechanisch ist, am anwendbarsten sei. Endlich 3) spricht man hauptsächlich von dem Vortheile, welchen diese Methode für den Rechtschreibunterricht gewähre (Büsch, Bierthaler, Graßmann, J. C. Zeller u. A.). Daß jedoch der erstere Grund nichts sagt, bedarf keines Beweises, da man freilich am Ende bei jeder nicht ganz widersinnigen Methode an das Ziel kommen kann, woraus aber folgen müßte, daß immer eine Methode so gut sei als die andere. Der zweite Grund richtet sich selbst, sofern er die

Buchstabirmethode für die am meisten mechanische erklärt; zudem lehrt die Erfahrung, daß auch andere Methoden bei großer Schülerzahl wenigstens ebenso anwendbar und wirksam sind. Aus dem dritten Grunde folgt nur, daß die Schüler, wenn sie einmal das Rechtschreiben lernen, auch im Buchstabiren geübt werden sollen, keineswegs aber, daß dieses auch für das Lesenlernen das beste Mittel ist. Was aber besonderen Verdacht gegen diese Methode erregen muß, das sind die mancherlei Versuche, sie weniger langweilig und den Kindern angenehmer und leichter zu machen. Wie zu diesem Behufe schon die Römer elfenbeinerne Buchstaben machen ließen, so suchte man bei uns durch Figuren von Menschen, Thieren ꝛc., welche die Buchstaben darstellten, durch Bilder von Gegenständen, deren Namen mit dem betreffenden Buchstaben anfiengen, wohl auch durch beigesetzte, ergötzliche Reime, (Birnrod) durch Buchstabenkarten, Buchstabenwürfel, Buchstabenpuppen u. s. w., die Sache den Kindern anziehender zu machen, und Basedow war bekanntlich in vollem Ernste daran, sämmtliche Buchstaben von einem eigenen Schulbäcker aus Semmelteig backen und von den Kindern zum Frühstück verzehren zu lassen, damit sie sich dieselben desto lieber und nachhaltiger einprägen. „Mehr als vier Wochen bedarf kein Kind des Buchstabenessens" (Basedow, neues Werkzeug zum Lesenlernen. Lpzg. 1787).

Zur Erkenntnis der Mängel der Buchstabirmethode ist man übrigens nicht erst jetzt, sondern schon vor sehr langer Zeit gelangt. Schon Valentin Ickelsamer, ein Zeitgenosse Luthers und eine Zeit lang Anhänger Karlstadts, zuletzt Lehrer in Erfurt, hat wo nicht in einem frühern Schriftchen, „von der rechten weyse lesen zu lernen," von welchem wir außer dem Titel nichts mehr haben, doch in seiner „Teutschen Grammatika, darauß ainer von jm selbs mag lesen lernen" ꝛc., eine Art Lautirmethode mitgetheilt. Er zerlegt die Wörter in ihre Laute, ordnet und beschreibt die Laute und kommt zu dem Ergebnis, daß man auch beim Unterricht den Namen des Buchstabens von dessen Laut wohl unterscheiden müße (v. Raumer, K., Geschichte der Pädagogik, 3. Thl., 2. Abth. S. 30 ff.). Später erschien 1700 eine Schrift von J. G. Zeidler, „Neu verbessertes ABCbuch als Schlüssel zur Lesekunst," worin verheißen wurde, „daß ein Mensch, sei er jung oder alt, wenn er nur die Buchstaben kennt, ohne alles mühselige und langweilige Buchstabiren von sich selbst in wenigen Tagen alles fertig lesen könne;" ebenso gab 1721 Bensky eine „Kurze Anweisung, das Lesen ohne Buchstabiren zu erlernen" heraus. Nahe der Lautirmethode kam sodann der pseudonyme „Nachsinner" in seiner „Lesekunst, in welcher das zornerweckende Buchstabiren aus dem Wege geräumt wird. 1737." Hier heißt es u. a.:

„Mein Leser, denke doch, wie lehrt und lernt man lesen?
Wenn man hoch lesen will, spricht man: ha, o, ce, ha.
Dann kommt das Wort hernach, wenns erst confus gewesen;
Man tönet zweimal ha und ist doch hier kein a.
Warum nicht lieber ho anstatt ha, o gesprochen?"

In ähnlicher Weise scheint auch ein in Erfurt erschienenes „Erleichtertes Lesebüchlein, darin gezeigt wird, wie man einem das Lesen ohne lautes Aussprechen der stummen Buchstaben und ohne Buchstabiren leicht und bald beibringen könne", der Lautirmethode vorgearbeitet zu haben. — Durch solche Vorarbeiten, bei welchen zwar allerdings die rechte Methode noch nicht gefunden, um so mehr aber die Untauglichkeit der alten Methode nachgewiesen war, so wie durch immer stärker ins Bewußtsein tretende eigene Erfahrungen der Schulmänner wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ein Suchen nach der besten elementarischen Lesemethode geweckt, das nahezu alle anderen Unterrichtsfragen in den Hintergrund drängte.

Auf der einen Seite war es F. Gedike, Oberkirchen- und Schulrath in Berlin, der in seinem „Kinderbuch zur ersten Uebung im Lesen ohne ABC und Buchstabiren, Berlin 1791" das Verfahren so viel möglich zu vereinfachen und abzukürzen suchte.

Da der Lehrer ja doch, wenn das Kind die Buchſtabennamen der Sylbe ausgeſprochen habe, allemal die ganze Sylbe vorſprechen und vom Kinde nachſprechen laſſen müße, hielt Gedike das erſtere, das Ausſprechen der Buchſtabennamen — ein wichtiger Schritt — für völlig überflüſſig und wollte durch genaues Anſchauen und durch bloßes Vor- und Nachſprechen der ganzen Sylbe daſſelbe erreichen, was durch das Buchſtabiren erreicht wurde. Er ſuchte nun durch angemeſſenes Ordnen der Sylben und Wörter und durch fetteren Druck oder rothe Farbe derjenigen Buchſtaben, durch welche ſich eine Sylbe von der andern unterſchied, dem Kinde das Lernen zu erleichtern. Es wird verſichert, daß Gedikes eigene Tochter auf dieſe Weiſe durch den Vater leſen gelernt habe, weil ſie — ein ſehr begabtes Kind war. Ob aber dieſe „Syllabirmethode“ im allgemeinen mit gutem Erfolg angewendet werden könne, iſt mit Recht von Anfang an bezweifelt worden. Denn es wird dabei dem Kinde dieſelbe Reflexion und Abstraction zugemuthet wie beim Buchſtabiren, nur in erhöhtem Maße, daß es nämlich ohne Anleitung und Hülfe aus der ausgeſprochenen Sylbe den Unterſchied der Buchſtaben unter einander und den Laut des einzelnen Buchſtabens ſelber herausfinden ſoll. Es mußte, wenn nicht das Leſenlernen ausſchließlich eine unendlich ermüdende Gedächtnisſache werden ſollte, in der geiſtigen Thätigkeit des Schülers ſtatt eines geordneten, ſtetigen Fortſchreitens Sprung auf Sprung gemacht werden. Wenn darum auch Gedike's Kinderbuch als methodiſches Curioſum anfangs ziemliche Verbreitung fand, ſo weiß man doch nichts davon, daß ſein Leſeunterricht irgendwo länger dauernde Nachahmung gefunden hätte (vrgl. den Art. Gedike, S. 600).

Auf der andern Seite ſuchten viele durch Aenderung der Buchſtabennamen den erſten Leſeunterricht zu verbeſſern; aber den Unterſchied zwiſchen Buchſtabennamen und Laut fanden ſie lange nicht oder wußten wenigſtens nicht ihn beim Unterrichte anzuwenden, wie Baſedow, Peſtalozzi, Pöhlmann, während ein Sam. Heinicke, Gründer des Leipziger Taubſtummeninſtituts, in theoretiſche Klügeleien und Künſteleien gerieth, und Felbiger, der verdiente Reformator des öſterreichiſchen Volksſchulweſens, das Heil darin ſuchte, daß er die Buchſtaben in einer andern Ordnung, nämlich das ABC rückwärts lernen ließ. (F. Jakobi, der Leſeunt. S. 31). Es war einiger Fortſchritt, als Baſedow den gewöhnlichen Buchſtabennamen ſo umwandelte, daß er an den Laut ein leichtes e, ähnlich dem hebräiſchen Schwa, anhängte und ſprechen ließ: be, ce, de, fe, ge, he, ke u. ſ. w. Mit ſeinem Buchſtabenſpiel und Buchſtabirſpiel (Lippen-, Zungen-, Zähne-, Kehl- und Mundſpiel) aber war im weſentlichen nichts gewonnen, ſondern die Sache wurde nur, wie ſie auch genannt wurde, zum Spiele. Wenn Heinicke über die Buchſtabirmethode faſt pöbelhaft ſchimpfte, ſo konnte er mit Aufſtellung eines dreifachen Leſeacts, eines „tonloſen“, eines „tonhaften“ und eines „vergoldeten“, doch auch der Methode eben ſo wenig aufhelfen als dadurch, daß er auch die Buchſtabennamen verwarf und die Conſonanten als Knechte der Buchſtaben und als Buchſtabentöne bezeichnete (Heinicke über die Leſekunſt und Begriffentwicklung in der Chriſtenheit. 1786).

Was half es ferner, daß Peſtalozzi, ehe er den Schülern einen Buchſtaben zeigte, eine Menge Wörter auswendig buchſtabiren ließ, daß er die Buchſtaben in großer Form drucken und einzeln — wie Baſedow — auf ſteifes Papier kleben ließ und nun alle möglichen Zuſammenſtellungen der Buchſtaben vornahm, unbekümmert ob ſie in der Sprache vorkommen oder nicht. Er hat die Sache erleichtert und hat den Unterricht auf Prinzipien zurückzuführen geſucht; aber in der Hauptſache blieb er doch auch auf dem Boden der Buchſtabirmethode. (Peſtalozzi, Anweiſung zum Buchſtabiren und Leſenlehren 1801). Daſſelbe gilt von Pöhlmann, der durch die Verſtandesübungen, die er in mancherlei Weiſe mit dem erſten Leſeunterricht verband, zwar um die Verſtandesbildung der Kinder ſich Verdienſte erworben haben mag, aber den Leſeunterricht ſelbſt ungebührlich verzögert hat und mit ſeiner Leſemaſchine ebenſowenig als mit ſeiner

Leſemethode über das Buchſtabiren hinausgekommen iſt. Denn wenn das einemal der Lehrer die Buchſtabennamen ſagte und der Schüler die Sylbe finden und ausſprechen mußte, das anderemal der Lehrer die Sylben vorſprach und der Schüler ſie buchſtabiren mußte, ſo kann man dieſes und ähnliches wohl für eine Verbeſſerung, aber nicht für ein Verlaſſen der Buchſtabirmethode erklären. (Pöhlmann, Anweiſung, Kinder auf leichte Weiſe zur Buchſtabenkenntnis, zum Syllabiren und Leſen zu bringen. Erl. 1801. Anweiſung für Schullehrer zum rechten Gebrauch der Pöhlmannſchen Leſemaſchine).

Am weiteſten rückte in dieſem Suchen nach einer beſſeren Leſemethode ein Mann vor, den manche für den Urheber der Lautirmethode, wiewohl unrichtig, erklären, F. Olivier, der bekannte Mitarbeiter Baſedows im Deſſauſchen Philanthropin. Seinem umfangreichen Werke mit dem Titel: „Ortho-epo-graphiſches Elementarwerk", deſſen erſter Band ſchon 1801 als Einzelſchrift erſchienen, das aber erſt 1808 vollendet worden iſt, gebührt alle Achtung wegen der umfaſſenden Unterſuchungen, die darin angeſtellt, und wegen der feinen und ſcharfen Ergebniſſe, die von ihm aufgeſtellt werden ſind. Es iſt indeſſen hier nicht der Ort, näher auf dieſe Schrift einzugehen, vielmehr iſt nur das herauszuheben, was den eigentlichen elementariſchen Leſeunterricht unmittelbar betrifft. Olivier ſtimmte zunächſt theilweiſe mit Peſtalozzi darin überein, daß er dem eigentlichen Leſeunterricht einen „Vorbereitungsunterricht" vorausgehen ließ, jedoch ſo, daß er zuerſt Wörter und Sätze von den Schülern nachſprechen, die Sätze in Wörter, die Wörter in Sylben, und dieſe in Laute zerlegen und umgekehrt von den Lauten aus Wörter und Sätze wieder aufbauen ließ, während ſich Peſtalozzi, wie ſchon gezeigt, mit dem ſog. Auswendig-Buchſtabiren begnügte. Sodann ließ er die Buchſtaben anſchauen, vergleichen und unterſcheiden, ohne daß ihre Namen geſagt wurden. Nun aber kamen doch dieſe Namen nach, und zwar wie bei ſeinen Vorgängern mit dem euphoniſchen e, jedoch mit dem Unterſchied, daß das e hinter den Laut kam, wenn der Conſonant vor einem Vocal ſtand, alſo be, ce, de, fe, ge, he, dagegen wenn der Conſonant hinter einem Vocal ſtand, vor den Laut geſetzt wurde, eb, ec, ed, ef, eg, eh ꝛc. So hatten die Schüler 42 ſtatt 21 Namen für Conſonanten, abgeſehen von der feinen Lautunterſcheidung, durch welche er die Zahl der Laute auf 400 vermehrte. Daß er überdies Bilder fertigen ließ, deren Worte die Namen der zu lernenden Buchſtaben als Endſylben enthielten, z. B. eine Taube für das b, eine Tulpe für das p u. ſ. w., mag als unweſentlich bezeichnet werden. Um ſo weſentlicher dagegen iſt das, daß er die Entſtehung der Laute erklären will und im Zuſammenhange damit aufführt 1. Brummlaute: a) Lippenbrummer m, b) Zungenbrummer n, c) Kehlbrummer ng; 2. Knalllaute: a) Lippenknalllaute, gelinder b, ſcharfer p, b) Zungenknalllaut, gelinder d, ſcharfer t, c) Kehlknalllaut, gelinder g, ſcharfer k; 3. Zungenlaut h; 4. Laller oder Lalllaute: a) der gemeine Lalllaut l, b) der Schnurr- oder Trillerlaut r; 5. Sumslante: a) Lippenſumſer w, b) Lippen-Zahn-Sumſer v, c) Zungen-Zahn-Sumſer ſ, d) Zungen-Gaumen-Sumſer j, e) Kehlenſumſer g; 6. Ziſchlaute: a) Lippen-Zahn-Ziſcher ſ, b) Zungen-Zahn-Ziſcher ß, c) Zungen-Gaum-Ziſcher ch, d) Kehlziſcher ſch. — Daß hiemit der Leſeunterricht gewaltig erſchwert, für den Zweck aber lediglich nichts gewonnen, vielmehr ſehr viele Zeit vergeudet wurde, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Aber in die Fußtapfen ſeiner Vormänner tretend, welche nur ungleich einfacher und leichter den Leſeunterricht ertheilt hatten, macht er einen beachtenswerthen Schritt vorwärts, indem er nicht nur in ſeiner Schrift wiſſenſchaftlich den Laut von dem Buchſtabennamen ablöste, ſondern auch bei dem elementariſchen Unterrichte das euphoniſche e der Conſonantennamen beweglich und damit leichter ablösbar machte, ſo daß zum eigentlichen Lautirunterrichte nur ein kleiner Schritt weiter übrig blieb.

Die Lautirmethode, zu der wir nun übergehen, iſt unſtreitig das Werk Stephanis, früheren Pfarrers in Kaſtell und nachmaligen bairiſchen Schulraths, der ſich ſelbſt auch nicht wenig auf ſeine Erfindung zu gut gethan hat. Zwar hatten andere, wie bisher nachgewieſen worden, ihm genugſam vorgearbeitet; aber das löſende

Wort des Räthſels hat doch er zuerſt ausgeſprochen und jedenfalls die Methode zur Geltung und in die Schulen gebracht, weshalb ſie auch häufig die Stephaniſche Lautirmethode genannt wird. Er veröffentlichte ſie 1803 zuerſt in der „Pädagogiſchen Bibliothek von GutsMuths", dann in ſeiner „Fibel oder Elementarbuch zum Leſenlernen", dann in der Schrift „Kurzer Unterricht in der gründlichſten und leichteſten Methode, Kindern das Leſen zu lehren", endlich in der „Ausführlichen Beſchreibung ſeiner Lautirmethode", welche 1814 erſchienen iſt. (Alle dieſe Schriften haben mehrere Auflagen erlebt). Stephani dringt vor allem auf den Unterſchied zwiſchen Buchſtaben, Namen und Laut. Daß man den Kindern den Namen des Buchſtabens ſage, wehrte er anfangs nicht, verlangte aber, daß beim Leſen ſelbſt nur der Laut angegeben werde; ſpäter erklärte er es für beſſer, daß der Name erſt etwa dann, wenn die Schüler ſchon zur Fertigkeit im Leſen gelangt ſind, ihnen bekannt gemacht werde. Zuerſt müßen, wie ſich faſt von ſelbſt verſteht, die Grundlaute (Vocale) eingeübt werden, auch die Umlaute derſelben und die Doppellaute, welche Stephani ungeſchickt Grundſylben nannte. Sodann wird unter ſtrenger Forderung einer reinen Ausſprache am beſten an der Leſetafel mit den einzelnen Grundlauten ein Mitlaut nach dem andern verbunden, indem der Lehrer den Buchſtaben anſchauen, den Laut nachſprechen und dann mit dem Vocal alsbald verbinden läßt, zuerſt den Mitlaut, hernach den Grundlaut voran, dann den Mitlaut vor und nach dem Grundlaut u. ſ. w. Dieſer Methode gebührt, obwohl ſie anfangs und längere Zeit hindurch ſowohl in der Literatur, als auch unter dem Volke manchen Angriff und Widerſtand erfuhr, unſtreitig der Vorzug vor allen vorherigen Methoden und Vorſchlägen. Denn 1) ſie iſt ſo natürlich, daß man ſich jetzt nur darüber wundern kann, daß niemand ſchon viel früher darauf gekommen iſt. Der Buchſtabenname hat ja doch gar nichts beim Leſen zu thun; der Buchſtabe iſt das Zeichen für den Laut, und darum braucht es zum richtigen Leſen gar nichts, als den rechten Laut für jedes Zeichen zu treffen. Nachher mag man zum Behufe des Rechtſchreibens ꝛc. immerhin den Namen ſtatt des oft nicht leicht deutlich ohne Vocal auszuſprechenden Lautes benützen; beim Leſen würde er nur hindern. Die Lautirmethode zeichnet ſich ferner 2) durch ihre Einfachheit aus, indem alles wegfällt, was nicht unmittelbar dem Zweck des Leſenlernens dient. Das Kind hat nur die Laute der Zeichen ſich zu merken und für Zeichen um Zeichen den entſprechenden Laut allmählich immer ſchneller und zuſammenhängender auszuſprechen. Darum führt 3) dieſe Methode ſehr ſchnell zum Ziele und es iſt keine Seltenheit, daß ſelbſt in zahlreichen Claſſen die Schüler es in weniger als einem Semeſter zu einiger Sicherheit und Fertigkeit im Leſen aller vorkommenden deutſchen Wörter bringen. Dazu kommt noch 4), daß bei dieſer Methode keineswegs das Gedächtnis allein in Anſpruch genommen wird, ſondern der kleine Schüler, ſobald er die Laute aller Buchſtaben ſich gemerkt hat, mit einer Selbſtthätigkeit lieſt, welche die Luſt und den Eifer rege erhält. Was man gegen die Lautirmethode eingewendet hat, iſt faſt alles wie Rauch und Nebel verſchwunden. Nur das eine hört man noch vorbringen, daß für das Rechtſchreiben das Buchſtabiren dienlicher ſei als das Lautiren. Allein wenn man auch zugeben wollte, was noch nicht erwieſen zu ſein ſcheint, daß die Buchſtabennamen die Rechtſchreibung eines Wortes feſter einprägen als die Laute, ſo läßt ſich ja beim Rechtſchreibunterrichte, wenn die Schüler einmal leſen können, das Buchſtabiren leicht nachholen; während des elementariſchen Lautirunterrichts ſelbſt fängt ja doch der Rechtſchreibunterricht noch nicht an. (Wir reden hier noch nicht vom Schreibleſeunterrichte.) — Unter dieſen Umſtänden iſt es nicht zu verwundern, daß die Lautirmethode nach und nach weit und breit Eingang gefunden hat, und die meiſten der nachher aufgekommenen Leſemethoden ſind mehr oder weniger Zweige und Ausläufer dieſer Stephaniſchen Methode.

Der nächſte Weiterbau geſchah durch J. F. A. Krug, Director der Bürgerſchule in Zittau, ſpäter in Dresden, und K. A. Zeller, preuß. Oberſchulrath. Die Krug-Zellerſche Methode ſchließt ſich einerſeits an die Stephaniſche Lautirmethode, aber

andererſeits auch an die Olivierſchen Forſchungen über die Geneſis der einzelnen Laute an. Unter dem Einfluß der peſtalozziſchen Unterrichtsprincipien begnügte Krug ſich nicht damit, den Schüler für jedes Zeichen (Buchſtaben) den entſprechenden Laut ſich merken und ausſprechen zu laſſen, ſondern meinte dabei „das beſtimmteſte Bewußtſein alles deſſen, was hiezu durch die Modificationen der einzelnen Sprachorgane geſchehen muß", in dem Schüler hervorrufen zu müßen. So wurde das „Mund weit (a)! Mund breit (e)! Mund ſpitz (u)! Mund rund (o)!" u. ſ. w. geboten. So kamen zwar andere Lautnamen als die Olivierſchen, aber keineswegs leichtere an die Reihe. I. Verſchlüſſe: 1) Lippenſchlüſſe, a) der ſcharfe (p), b) der ſanfte (b); 2) Zahnſchlüſſe, a) der ſcharfe (t), b) der ſanfte (d); 3) Gaumenſchlüſſe, a) der ſcharfe (k), b) der ſanfte (g); II. Tonlaute: 1) Naſentonlaute, a) der Lippenlaut (m), b) der Zahnlaut (n), c) der Gaumenlaut, aa) mit ſcharfem Abſtoß (nk), bb) mit ſanftem Abſtoß (ng); 2) Mündungstonlaute, a) der Windlaut (w), b) der Zungenlaut (l), c) der Schnurrlaut (r); III. Reine Laute: 1) Blaſelaute, a) der ſcharfe (f), b) der ſanfte (f, v, ph), 2) Säuſellaute, a) der ſcharfe (s, ß, ſt, ſp), b) der ſanfte (ſ); 3) Ziſchlaute, a) der ſcharfe (ſch), b) der ſanfte (ſch); IV. Hauche: 1) Zungenhauche, a) der ſcharfe (ch), b) der ſanfte (g); 2) Gaumenhauche, a) der ſcharfe (ch), b) der ſanfte (g); 3) Tonlaut (j); 4) Kehlhauche, a) der ſcharfe (h), b) der ſanfte, welcher nicht gehört wird (!). Dieſe ſämmtliche Namen der Laute ſollten die Schüler ſich merken. Der Lehrer ſollte ſie angeben und der Schüler demgemäß die Sylben ausſprechen; z. B. ſagt der Lehrer: Sanfter Lippenſchluß und a! ſo ſoll der Schüler ſprechen: ba; ſagt der Lehrer weiter: Sanfter Zahnſchluß und e! ſo ſoll der Schüler ſprechen: de; zuſammen: bade. Ebenſo ſollte beim Leſen bei jedem Buchſtaben der Name ſeines Lautes geſagt und dann erſt mit dem vollen Bewußtſein der Thätigkeit der einzelnen Sprachorgane lautirt werden. (Krug, Hochdeutſches Syllabir-, Leſe- und Sprachbuch. Lpz. 1806; Erſtes Lehr- und Leſebuch für Bürger- und Landſchulen ꝛc. Lpz. 1807; und Ausführliche Anweiſung, die hochdeutſche Sprache recht ausſprechen, leſen und recht ſchreiben zu lehren. Lpzg. 1808.) Dieſe Methode adoptirte zuerſt der oben genannte K. A. Zeller und ſuchte ſie durch vermeintliche Vereinfachung in die Schulen zu bringen. (Elemente der deutſchen Sprachzeichenlehre. Königsb. 1810.) Dieſem folgten mit verſchiedenen Modificationen nach Graßmann, Balbier, Häbler, Sommer, Schulze, Hientzſch u. a. Wie auch der Wille, theilweiſe der Scharfſinn und die Bemühung dieſer Männer zu ſchätzen iſt, haben ſie doch der Methode weder Ausbreitung, noch langen Beſtand verſchaffen können. Iſt es ſchon ganz unpſychologiſch zu verlangen, daß das Kind bei jeglichem Laute jeder Muſkelbewegung in ſeinen Sprachorganen ſich bewußt werde und bleibe, ſo findet ſich auch gerade in Beziehung auf dieſe Bewegungen ein merkwürdiges Schwanken (man vergleiche nur zunächſt die oben aufgeführten Benennungen Oliviers und Krugs miteinander), und bei Krug ſelbſt fällt es auf, wie er, nur um zu ſyſtematiſiren, den Laut f, v und ph unterſcheidet, wie er die Laute ch und g durch zwei verſchiedene Organe entſtehen läßt und gar einen Lautnamen aufſtellt für einen Hauch, den man nicht hört, der alſo kein Laut iſt. Iſt es ferner für den Zweck des Leſenlernens völlig überflüſſig, ſich dabei der Bewegung der Sprachwerkzeuge deutlich bewußt zu werden und dieſelbe mit Namen zu nennen: ſo wird dadurch der Leſeunterricht Lehrern und Schülern aufs ungebührlichſte erſchwert und verzögert und Hergang hat nicht unrecht, wenn er alle dieſe Verwiſſenſchaftlichung und Verkünſtlichung des erſten Unterrichts Verſuche nennt, „das Leſenlernen auf eine ſchwere Weiſe zu erleichtern."

Statt dieſes unbrauchbaren Erkers am Gebäude des Leſeunterrichts muß nun die Schreibleſemethode gerühmt werden als ein wirklich ſchätzenswerthes weiteres Stockwerk. Man nennt ſie häufig die Graſerſche Methode, obgleich ſchon lange vor Graſer ein Anfang damit gemacht worden war. Schon im 17. Jahrhundert hat der als Lehrer der alten Sprachen bekannte Wolfgang Ratich vorgeſchlagen, bei dem Unterricht im Leſen das Schreiben zu Hülfe zu nehmen, mit den „ſchlechteſten" (ein-

ſachſten) Buchſtaben anzuſangen, dieſe mit rother Tinte vorzuſchreiben und hernach vom Schüler unter öfterer Ausſprache des Namens mit ſchwarzer Tinte überfahren zu laſſen. Ebenſo veröffentlichte der Franzoſe de Launey um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Methode, bei welcher die erſten Schreibübungen mit dem auf die Laute gegründeten Leſeunterricht verbunden waren. Sie fand unter dem Namen Scriptologie oder Ecriture-lecture da und dort Eingang; wenigſtens ſagt Dieſterweg in ſeinem Wegweiſer: Schon 1755 exiſtirte die Schreibleſemethode in Frankreich. Weniger Nachahmung ſcheinen Bell und Lancaſter gefunden zu haben, welche beide faſt zu gleicher Zeit durch Mangel an Lernmitteln darauf gekommen ſind, die Anfänger die Buchſtaben in den Sand ſchreiben und ſo kennen lernen zu laſſen. In Deutſchland iſt, da die Methode Ratichs unter den Stürmen des 17. Jahrhunderts ſich verloren zu haben ſcheint, der bayeriſche Reg.- und Kreisſchulrath Graſer als der Urheber der neuern Schreibleſemethode zu bezeichnen. So umſtändlich auch und den Gang des Unterrichts hemmend ſeine verſchiedenen Vorübungen und die eingeflochtenen Kindererzählungen waren, der Grundgedanke ſeiner Methode, daß „der Anfang mit dem Schreiben zu machen ſei, weil zuerſt das Wort in der Schrift dargeſtellt werden müße, ehe es geleſen werden könne“, hat durchgeſchlagen und geſiegt. Daß Graſer ſich an Olivier und Krug anſchloß und darauf drang, daß die Schüler bei jedem Laute ſich der Mundſtellungen bewußt werden, daß er noch weiter gieng als dieſe und nachweiſen wollte, daß jeder Buchſtabe die Abbildung der Mundſtellung ſei, welche den entſprechenden Laut hervorrief, wozu er ſeine „Elementarſchrift“ erfand, die ſonderbar genug den Schüler mehr zu verwirren als zu fördern geeignet war, daß er ferner die Lautirmethode, die er ein Geziſch und Geſtiſch nennt, verwarf und doch unbewußt fortwährend anwendete: das alles hindert nicht, ihm für ſeine Methode dankbar zu ſein. (Sie iſt ausführlich dargeſtellt in ſeiner Schrift: Die Elementarſchule fürs Leben in ihrer Grundlage. Baireuth 1817. Band I. Abth. II.) Die Elementarſchrift iſt aus der Schulwelt verſchwunden, die Kinderplage mit den Mundſtellungen hat aufgehört; aber die Verbindung des elementariſchen Leſens und Schreibens mit einander hat ſich erhalten und über viele Gaue des deutſchen Vaterlandes verbreitet (vgl. d. Art. Graſer S. 40.) Die namhafteſten Nachfolger Graſers waren wohl R. Wurſt, ein Württemberger, und die beiden bayeriſchen Lehrer Ludwig und Heiniſch. Der erſtere verſchaffte in Württemberg und in der Schweiz der Schreibleſemethode Eingang durch ſeine Schriften: Erſtes Schulbuch für die unterſten Claſſen der Elementarſchulen. Reutl. 1835 und: Die zwei erſten Schuljahre. Ebendaſ. 1838. So eifrig er auch anfangs die Graſerſche Methode mit allen ihren Sonderbarkeiten und Schwierigkeiten vertheidigte und zu verbreiten ſuchte, machte er ſich doch ſchon in der 2. Aufl. der „zwei erſten Schuljahre 1839“ von denſelben völlig los und gab ihr eine einfachere und leichter zum Ziele führende Geſtalt. Nicht anders gieng es Ludwig, der die Graſerſche Methode immer mehr vereinfachte und zuletzt in dem „Erſten Leſebuch für die Vorbereitungsſchüler in den deutſchen Schulen, Baireuth 1846“ und in ſeinem mit Heiniſch herausgegebenen „Erſten Sprach- und Leſebuch für Volksſchulen 1850“ eine ungekünſtelte, einfache und leicht anwendbare Schreibleſemethode veröffentlichte. Ihre eigenen Wege ſchlugen ferner in der Schreibleſemethode Harniſch, Scholz, Stern u. a. ein, ohne daß ſie im weſentlichen von einander ſehr verſchieden ſind. Das Weſen dieſer Methode beſteht darin, daß der Schüler, indem er den Buchſtaben ſchreibt, ſich die Geſtalt und den Laut desſelben einprägt und ſobald als möglich einen Selbſtlaut und einen Mitlaut mit einander verbindend die Sylbe (das Wort) ausſpricht. Ob auch der Name des Buchſtabens zu gleicher Zeit eingeprägt oder erſt ſpäter dem Schüler geſagt werden ſolle, darüber ſind die Meinungen heute noch verſchieden. Um der Einfachheit willen dürfte wohl dem letzteren der Vorzug gegeben werden. Die Frage, ob dabei die lateiniſche oder die deutſche Currentſchrift zuerſt anzuwenden ſei, iſt hauptſächlich durch Graſer angeregt worden, deſſen Elementarſchrift mit der lateiniſchen Schrift

nahe verwandt war, und Stern u. a. haben mit ihm für den Anfang die lateiniſche Schrift vorgezogen. Obwohl nun nicht zu verkennen iſt, daß die lateiniſche Currentſchrift um ihrer einfacheren Formen willen leichter zu ſchreiben iſt als die deutſche, daß der Schüler wegen der gefälligeren Form der lateiniſchen Schrift früher zu ſchönerer Darſtellung der Buchſtaben gelangt, und daß bei der größeren Aehnlichkeit der lateiniſchen Currentſchrift mit unſerer deutſchen Druckſchrift der Uebergang zu der letzteren ſich faſt von ſelbſt macht: ſo iſt doch die deutſche Currentſchrift in den meiſten Schulen, wo Schreibleſeunterricht eingeführt iſt, üblich geworden, hauptſächlich darum, weil für unſere deutſchen Schüler der Gebrauch dieſer Schrift unentbehrlich iſt (vgl. den Art. ABC), und man nicht zu bald, mancherorts erſt ſpät dem Schüler die Erlernung einer zweiten Schreibſchrift zumuthen will. Der Uebergang von der deutſchen Currentſchrift zur Druckſchrift hat übrigens keine erhebliche Schwierigkeiten, theils weil doch ein Theil der Buchſtaben in beiden Schriften ſich ſehr ähnlich iſt, theils weil auch bei größerer Verſchiedenheit der Form die Identität des Weſens ſich leicht dadurch einprägt, daß man die Buchſtaben beider Schriften über oder nebeneinander vor die Augen der Schüler bringt. Dies thun manche ſchon beim erſten Anfang des Schreibleſeunterrichts, ſcheinen aber damit dieſen Anfang, indem ſie die Schüler nöthigen, zweierlei Formen für einen und denſelben Laut ſich zu merken, ohne Noth zu erſchweren. Ebenſo verhält es ſich mit den großen Buchſtaben, welche auch leichter nachher gelernt und eingeübt werden, nachdem die Schüler alle kleinen Buchſtaben geſchrieben haben, als zugleich mit dieſen. Die Beſorgnis, die erſten Bilder von Hauptwörtern ohne große Anfangsbuchſtaben, welche die Schüler ſich einprägen, möchten dem Rechtſchreibunterricht Eintrag thun, ließe ſich ja, wenn ſie irgend gegründet wäre, damit beſeitigen, daß man anfangs bis zur Einübung der Majuskeln ſtatt der Hauptwörter nur Wörter anderer Claſſen gebrauchte. Den Anfang macht man wie bei anderen Methoden mit dem Selbſtlaut, an welchen ſich hernach gleich ein Mitlaut anzuſchließen hat. In der deutſchen Currentſchrift iſt anerkanntermaßen das i am leichteſten zu machen. Mit dieſem beginnt der Lehrer, indem er ſich vor die Wandtafel ſtellt, den Buchſtaben da vor den Augen der Schüler vermittelſt der Kreide entſtehen läßt, ſeine Beſtandtheile und ihr Verhältnis zu einander erläutert, den Laut angiebt und dann die Schüler den Buchſtaben auf ihren Schiefertafeln nachmachen und den Laut wiederholt ausſprechen läßt. Von dieſem geht er zum n über, das ebenſo behandelt, dann aber, ſobald die Kinder es ſchreiben gelernt haben, mit dem i bald als Anlaut, bald als Auslaut, endlich in beiden Bedeutungen zugleich verbunden wird (ni, in, nin). Hierauf folgt in gleicher Weiſe das m und nach dieſem das u und das e, ſo daß nun ſchon eine ziemliche Anzahl von Sylben geſchrieben und ausgeſprochen werden kann. So ſchreitet nun nach der Formverwandtſchaft der Buchſtaben der Unterricht fort, bis alle Buchſtaben in üblichen Wörtern auf die mannigfachſte Weiſe mit einander verbunden geſchrieben und geleſen werden. Einem ſolchem Schreibleſeunterricht gebührt der Vorzug vor dem von einigen angewendeten Leſeſchreibunterricht, bei welchem man das Leſen des Buchſtabens, nachher des Wortes vorangehen und erſt, wenn es von den Schülern geleſen worden iſt, das Wort zum Behuf des Schreibenlernens und der tiefern Einprägung der Formen und Laute ſchreiben läßt. Wie man aber ſchon bei Verbeſſerung der Buchſtabirmethode Vorübungen empfohlen und bei der Lautirmethode in ihren verſchiedenen Nüancen für durchaus nothwendig erklärt hat, ſo werden ſie auch für die Schreibleſemethode entweder für völlig unentbehrlich oder doch für ſehr zweckmäßig und den Geſetzen einer richtigen Methode entſprechend erklärt. Sie werden hier abgetheilt in Vorübungen für Ohr und Mund und in Vorübungen für Auge und Hand. Die erſteren beſtehen darin, daß man durch Vor- und Nachſprechen Sätze in Wörter, dieſe in Sylben und dieſe in Laute zerlegen läßt, bis man mit dem ſo gefundenen Laut i das Schreiben und Leſen beginnt. Die letzteren aber haben den Zweck, die Schüler [illegible] rechts und links, das oben und unten auf der Tafel kennen zu lehren und ihre

Augen und Hände in der Bildung der Elemente unſerer Currentſchrift, ſenkrechte Linie, rechts ſchiefe Linie, Oval, Schleife, Bogen ꝛc. zu üben. Man wird ſich jedoch zu hüten haben, daß man bei dieſen Vorübungen nicht zu lange verweilt und aus falſchem Streben nach Gründlichkeit und Vollſtändigkeit den Zweck, welchem allein ſie dienen ſollen, nämlich auf das Schreibleſen vorzubereiten, aus dem Auge verliert. Die Schreibleſemethode iſt gegenwärtig da, wo das Unterrichtsweſen Fortſchritte gemacht hat, wohl die verbreitetſte und hat die Buchſtabirmethode und die reine Lautirmethode größtentheils verdrängt. Zwar läßt ſich nicht leugnen, daß die letztere in kürzerer Zeit die Schüler dahin bringt, daß ſie leſen können, weil das Schreibenlernen langſamer vor ſich geht als das bloße Behalten der Buchſtaben und ihrer Laute. Allein man wird nachher, wenn das Schreiben nach dem Lautiren beſonders gelehrt wird, dazu ebenſoviel Zeit brauchen, und ſomit wird ſich der nöthige Zeitaufwand bei beiden Methoden zum mindeſten ausgleichen. Dann aber hat die Verbindung des Schreibens mit dem Lautiren den dreifachen Vorzug, daß 1) Form und Laut des Buchſtabens ſich den Schülern vermittelſt des Schreibens feſter einprägt; denn was ich thue, geht tiefer ein und bleibt ſicherer in der Seele, als was ich bloß ſehe; 2) daß die durch die Beſchäftigung der Hand vermehrte Selbſtthätigkeit der Schüler und das Bewußtſein, nun ſelbſt etwas machen zu können, ſie vor Langeweile und geiſtiger Ermüdung bewahrt, die Freude und den Eifer im Lernen ſteigert, und 3) daß damit frühe ſchon die Möglichkeit gegeben iſt, die kleinen Schüler, während ihnen vom Lehrer nicht unmittelbarer Unterricht ertheilt werden kann, auf zweckmäßige Weiſe zu beſchäftigen, was beſonders in größeren Schulclaſſen mit mehreren Abtheilungen nicht zu gering anzuſchlagen iſt.

An die Schreibleſemethode reiht ſich noch die Jacototſche Leſemethode an, die von ihrem Urheber Joſeph Jacotot den Namen hat. Sie wird auch von der Buchſtabir-, Syllabir- und Lautirmethode durch den Namen Verbal- oder Wortmethode unterſchieden, zu Bezeichnung ihrer Eigenthümlichkeit die analytiſche oder analyſirende Leſemethode genannt. Die allgemeinen didaktiſchen Grundſätze Jacotots können wir hier übergehen, verweiſend auf den ausführlichen Artikel „Jacotot“ in dieſem Werke Band III. S. 731 ff. und beſchränken uns auf die Darſtellung der Methode in derjenigen Form, welche ſie in Deutſchland vorzugsweiſe durch Weingart und K. Seltzſam gewonnen hat. (Weingart, vollſt. Curſus von Jacotots allg. Unterr.-Methode ꝛc. Ilmenau 1830. K. Seltzſam, Jacotots Methode in ihrer Anwendung auf den erſten Leſeunterricht und die ſchriftlichen Uebungen. Breslau 1841. Derſelbe: Der Geiſt der Jacototſchen Methode in Beziehung auf den erſten Leſeunterricht. Ein Vortrag, gehalten in einer pädagogiſchen Verſammlung zu Breslau d. 15. April 1846. Derſelbe: Erſtes Leſebuch zum Gebrauche bei Anwendung der Leſemethode nach Jacotot. Bresl. 1846. Derſelbe: Zehn Leſetafeln, vorzugsweiſe zum Gebrauch beim erſten Leſeunterricht nach Jacotots Methode. Bresl. 1846.) Wir verſuchen dieſe Methode in Folgendem möglichſt kurz und deutlich darzuſtellen. Der Lehrer wählt eine kleine Erzählung, in welcher alle Buchſtaben (und Laute) unſerer Sprache vorkommen, und deren Inhalt für die Kleinen anziehend iſt. Dieſe haben die Schüler (gedruckt oder geſchrieben) an der Tafel vor Augen. Der Lehrer ſpricht ſie zuerſt wörtlich vor und die Schüler ſprechen ſie nach. Iſt das mehrmals geſchehen, ſo geht der Lehrer an den erſten Satz, der aus lauter einſylbigen Wörtern beſtehen ſoll, (z. B. „Franz! Franz! o komm doch bald zu mir!“). Er lieſt den Satz langſam und deutlich vor, während er mit dem Stabe die einzelnen Wörter andeutet; die Schüler leſen einzeln und zuſammen die Wörter unter fortgeſetztem Andeuten des Lehrers. Hierauf läßt er außer der Ordnung einzelne Wörter ſagen, indem er auf ſie hindeutet, und ſpricht dann einzelne Wörter aus und läßt die Schüler ſie zeigen. So prägt ſich nach und nach das Bild dieſer Wörter den Schülern ein. Nun ſpricht der Lehrer das erſte Wort recht gedehnt aus und läßt die Schüler die einzelnen Laute, aus welchen es beſteht, herausfinden. Dann

lehrt er ſie die Zeichen für dieſe Laute an der Tafel erkennen. Er nennt ſie der Reihe nach, indem er auf ſie deutet; die Schüler nennen ſie; er deutet an die Zeichen außer der Ordnung, die Schüler nennen ſie; er ſpricht die Laute vor und die Schüler müßen die Zeichen für ſie finden. Der Lehrer giebt nun auch die Namen der Buchſtaben, ſpricht von Stimmlaut, Vorlaut und Nachlaut, läßt das Wort buchſtabiren. Nun geht es zu dem nächſten Wort u. ſ. w. und jedes wird wie das erſte behandelt nur mit dem Unterſchiede, daß ſchon vorher bekannt gewordene Buchſtaben in dem betreffenden Worte geſucht und ihrem Laute nach wieder erkannt werden. Bald nach dem Beginn dieſes Leſeunterrichts wird der Schreibunterricht damit verbunden. Nach einigen Vorübungen im Ziehen von Linien ſtellt der Lehrer die Schüler vor die Wandtafel, auf welche mit rother Farbe die zum Schreiben nöthigen Doppellinien gezogen ſind. Der Lehrer ſchreibt das Wort „Franz" vor, die Schüler zerlegen es in ſeine Laute, der Lehrer lehrt ſie die Schreibbuchſtaben des Wortes kennen. Dann lernen ſie mit der Kreide die einzelnen Buchſtaben und nach und nach das ganze Wort ſchreiben, nachher ebenſo auf die Schiefertafel unter fortgeſetzter Uebung im Leſen, Auflöſen und Buchſtabiren der Wörter. — Dieſe Methode, welche in Schleſien vorzugsweiſe verbreitet iſt (K. Seltzſam iſt erſter Lehrer an den Elementarclaſſen des Gymnaſiums zu Maria Magdalena in Breslau), hat, wie zu erwarten ſtand, manche Gegner gefunden, unter welchen z. B. Krüger in ſeinen „Beiträgen zur Beurtheilung der Jacototſchen Lehrmethode" ſie für naturwidrig und darum unmethodiſch erklärt. Dagegen verſichert Fr. Scholz aus eigener Anſchauung, daß „auf dieſe Weiſe unterrichtete Schüler, welche Mitte Octobers ohne Vorkenntniſſe in die Schule eingetreten waren, nach einem unterbrochenen viermonatlichen Unterricht ſo weit gekommen ſeien, daß ſie aus dem neuen Leſebuch nicht nur willkürlich gewählte Leſeſtücke richtig, ziemlich fertig und mit Ausdruck leſen, ſondern auch einen vorgeſprochenen kurzen Satz recht deutlich, orthographiſch-richtig und mit Bewußtſein der Gründe, warum jedes Wort ſo und nicht anders geſchrieben werden muß, an die Wandtafel ſchreiben konnten."(!) (Vgl. Nacke, pädag. Jahresbericht 1847. S. 81 ff.) Dies iſt freilich nicht wenig und kann, da an der Wahrhaftigkeit des Zeugen zum voraus nicht zu zweifeln iſt, nur zur Empfehlung der Methode gereichen. Sollen wir unſer eigenes Urtheil über ſie ausſprechen, nachdem wir Zeugen eines Verſuchs geweſen ſind, den ein tüchtiger und gewandter Lehrer mit ihr gemacht hat, ſo müßen wir vorerſt anerkennen, daß ſie vor der Methode Gedikes, mit der ſie zunächſt verwandt iſt, weſentliche Vorzüge hat, indem ſie nicht wie dieſe allein das Gedächtnis der Schüler in Anſpruch nimmt, ſondern ſie alsbald in geiſtige Selbſtthätigkeit verſetzt, mit welcher ſie die den bekannt gewordenen Lauten entſprechenden Zeichen und von den bekannten Zeichen in den folgenden Wörtern die Laute ſelbſt finden müßen. Es werden ſomit faſt alle Thätigkeiten des Erkenntnisvermögens unmittelbar nacheinander in Anſpruch genommen und geübt und dieſer erſte Leſeunterricht kann mit Recht als geiſtweckend bezeichnet werden. Folgt zwar ferner der Schreibunterricht dem Anfang des Leſens erſt nach, weshalb die Methode beſſer als Leſeſchreibunterricht zu bezeichnen wäre, ſo tritt doch dieſe Verbindung bald ein, wodurch nicht nur die Selbſtthätigkeit der Schüler vermehrt, ſondern auch in der gleichen Zeit das Ziel des erſten Schreibunterrichts erreicht wird. Dabei können wir aber doch nicht die Meinung zurückhalten, a) in Beziehung auf den Leſeunterricht, daß dieſe Methode nur bei fähigeren und aufgeweckteren Kindern, die ſchon zu abſtrahiren im Stande ſind, Anwendung finden oder wenigſtens von erwünſchtem Erfolg ſein könne, b) in Beziehung auf den Schreibunterricht, daß die Buchſtaben, welche nach dieſer Methode, weil ſie zuerſt geleſen worden ſind, auch zuerſt geſchrieben werden ſollen (z. B. bei Seltzſam: Franz) eben nicht die leichteſten für die kleinen Anfänger ſind und ſomit der Schreibunterricht wenigſtens in ſeinem Anfang keinen methodiſchen Gang einſchlage; c) in Beziehung auf das Ganze aber, daß der Lehrer bei dieſer Methode vorzugsweiſe nicht bloß ſeiner Sache Meiſter, ſondern auch überhaupt ein tüchtiger, mit beſonderem

Lehrgeschick ausgerüsteter und unermüdet eifriger Mann sein müße. So allein können wir uns die Resultate, welche Seltzsam erzielt haben soll, erklären; aber freilich wird ein solcher Mann auch bei einer andern Methode, die seiner Individualität entspricht, Erhebliches leisten. Der Lehrer ist am Ende doch die Hauptsache bei jeder Methode. — Zum Schlusse dieser Darstellung der verschiedenen Methoden des elementarischen Leseunterrichts veranlaßt uns aber eben der Bericht über die Jacototsche Lesemethode zu dem Urtheil, daß, soviel auch in diesem Unterrichtsfeld schon gethan worden ist, die Acten doch noch nicht als geschlossen angesehen werden dürfen, sondern immer weitere Fortschritte in der elementarischen Lesemethode zu erwarten sind. Sie werden kommen, wenn die Worte Fr. Scholz's gebührend beachtet werden: „Nur um eins wollen wir bitten: Laßt uns Lehr- d. h. Methodenfreiheit! Methodenzwang ist so drückend und verderblich als Glaubenszwang!" (Nacke, Päd. Jahresb. 1847. S. 89.)

Mit dem Bisherigen haben wir es versucht, von den vielen Methoden des ersten (elementarischen) Leseunterrichts die wesentlichsten in ihren charakteristischen Repräsentanten darzustellen, zu ordnen und zu beurtheilen. Welche von ihnen nun anzuwenden sei, müßen wir den einzelnen Lehrern überlassen; wir sind aber der Ansicht, die beste ist die, welche der geistigen Entwicklungsstufe der Schüler am angemessensten ist, ihre Selbstthätigkeit am besten in Anspruch nimmt und am sichersten, schnellsten und nachhaltigsten zum Ziele führt. Dieses Ziel ist aber immerhin noch ein niedriges; die Schüler können nicht weiter als (abgesehen vom Schreiben) die durch die Buchstaben bezeichneten Laute in ihrer Verbindung zu Sylben, Wörtern, Sätzen aussprechen. Bis sie im vollen Sinne des Wortes recht lesen können, ist wahrlich noch viel zu thun, und es ist schwer zu verantworten, wenn Lehrer, nachdem das erste Ziel erreicht ist, auf ihren Lorbeeren ausruhen wollen in der Meinung, es bedürfe jetzt weiter nichts als die Schüler viel lesen zu *lassen*. Diese Meinung scheint jedoch noch weit verbreitet zu sein, da in nicht wenigen Schulen nach den schönen Fortschritten der Kinder im ersten Schuljahr am Ende einer sieben- bis achtjährigen Schulzeit ein gar unbefriedigendes Ziel des Leseunterrichts erreicht erscheint. Soll es dahin kommen, daß die Schüler beim Austritt aus der Schule im vollen Sinne lesen können, so ist nach dem ersten elementarischen Leseunterrichte noch ernstlich und weise weiter fortzufahren.

Es ist auf dieser ersten Stufe noch nöthig, die Schüler dahin zu bringen, daß sie *alles richtig, sicher* und *fertig* lesen. *Richtig lesen* heißt aber nicht allein alle Laute rein, sondern auch in der Ordnung, in welcher die Buchstaben vor den Augen sind, in der rechten Verbindung mit einander aussprechen, ohne einen Laut auszulassen, mit einem andern zu verwechseln oder einen andern hinzuzuthun. Dies alles ist keineswegs schon erreicht, wenn die Kinder am Ziele des ersten elementarischen Leseunterrichts angelangt sind. Die Reinheit der Aussprache der Laute ist nicht nur bei einzelnen Schülern durch ungünstige Beschaffenheit ihrer Sprachorgane, sondern auch bei ganzen Schulclassen durch die herrschende Volksmundart nicht selten erschwert, und es gehört nicht wenig Fleiß und Geschick des Lehrers dazu, diese Schwierigkeiten zu besiegen. Aber auch die Verhütung sog. Lesefehler hat besonders in der Achtlosigkeit, Flatterhaftigkeit, Trägheit und Vergeßlichkeit der Schüler einen stets wiederkehrenden Hemmschuh. Und doch darf man keine solche Lesefehler hingehen lassen, und wäre es auch nur um des formalen Grundsatzes willen, daß die Schüler angehalten werden müßen, alles, was sie thun, genau und recht zu thun. Dazu aber genügt es nicht, daß der Lehrer nur die Schüler lesen läßt und etwa mit halber Aufmerksamkeit daneben etwas anderes treibt, noch daß er, wenn ein Schüler falsch gelesen hat, das Wort richtig vorspricht und den Schüler nachsprechen oder vielleicht gar ohne Nachsprechen weiter machen oder statt dieses Schülers, der den Fehler gemacht hat, einen andern das Wort richtig aussprechen läßt. Man muß den Schüler durchaus anhalten, den Fehler selbst zu corrigiren und zu diesem Zwecke die Buchstaben genau anzusehen, wobei man, wenn es nicht anders gehen will, fordert, daß er die Laute der einzelnen

Buchstaben nach einander und dann das Wort im Zusammenhange laut ausspreche. Gut ist es dann, denselben Schüler ein solches Wort öfter in verschiedenem Zusammenhange und ebenso ähnliche Wörter öfter lesen zu lassen. Denn die Uebung ist kein geringes Mittel zum Richtiglesenlernen. Aber sie allein reicht nicht aus. Man macht bei vorgerückteren Schülern häufig die Warnehmung, daß sie größere und schwerere Wörter richtig, aber kleine und leichte falsch lesen, daß es also nur an Aufmerksamkeit und Genauigkeit bei ihnen fehlt. Darum ist darauf zu dringen, daß sie anfangs, nachdem sie auf den Fehler aufmerksam gemacht worden sind, später aber, ohne daß dies geschehen ist, denselben Satz so oft wieder lesen, bis sie keinen Fehler mehr machen. Wenn sie auch darüber ungeduldig werden wollen, und wenn auch die anderen für den Augenblick scheinbar gelangweilt werden: es ist das ein Mittel, das consequent fortgebraucht auf den einzelnen achtlosen Schüler und auf die ganze Classe von der besten Wirkung ist. Besonders aber thut es noth, in den unteren Classen unerbittlich auf durchaus richtiges Lesen zu halten, weil sich sonst die Achtlosigkeit und Flüchtigkeit so leicht angewöhnt und in den späteren Jahren zur Macht geworden kaum mehr zu überwinden ist. Schließlich bedarf es kaum noch der Bemerkung, daß man den Schülern, um sie zum Richtiglesen zu bringen, nicht zu Schweres aufgeben, sondern wie überall so auch hier vom Leichten zum Schweren aufsteigen soll, wobei man sich ja zunächst nur an eine gute Fibel zu halten hat.

Mit dem Richtiglesen wird das Sicherlesen nicht selten identificirt. Es ist aber ein Unterschied zwischen diesem und jenem. Es kommt nicht selten vor, daß Schüler zwar nicht falsch lesen, aber fast wie Stotternde ein Wort, das nur einmal im Buche steht, zwei- und dreimal aussprechen, ehe sie weiter lesen, oder an einem größeren Worte einmal um das andere einen Anlauf nehmen, die erste Sylbe zwei- und mehrmal aussprechen, bis endlich das ganze Wort herauskommt, oder vor einem größeren Worte eine Pause machen, als fürchteten sie sich vor der zu schwierigen Aufgabe. Da sagt man, sie lesen unsicher. Zum Sicherlesen gehört also, daß ein Wort oder eine Sylbe nicht öfter ausgesprochen wird, als sie im Buche steht, und daß das einmal eingeschlagene Tempo, es mag langsamer oder schneller sein, eingehalten und nicht aus bloßer Furcht vor der Schwierigkeit eines Wortes pausirt wird. Die Unsicherheit scheint um so mehr sich einzustellen, je ernstlicher vom Lehrer auf richtiges Lesen gedrungen wird. Das darf aber niemand vom letzteren abhalten. Vielmehr dienen großentheils die gleichen Mittel, welche zum richtigen Lesen angewendet werden, auch zum sicheren Lesen. Insbesondere ist es zu empfehlen, daß man auch den unsicher gelesenen Satz so oft wieder lesen läßt, bis er ganz sicher gelesen wird. Gut wird es auch sein, — um noch einer scheinbaren Kleinigkeit zu erwähnen — wenn man den Schülern bald das Nachdenken mit dem Finger ꝛc. abgewöhnt, damit das Auge um so mehr geübt wird, selbständig von Wort zu Wort zu gehen und nach und nach während des Aussprechens eines Wortes schon die folgenden zu überblicken.

Zum fertigen Lesen gehört, daß die Worte nicht allzu langsam gesprochen, die einzelnen Sylben des Wortes nicht ungebührlich von einander getrennt werden und das ganze Lesen nicht den Ausdruck des Zwanges und der Anstrengung, sondern der Leichtigkeit und Gewandtheit hat, obwohl auf der andern Seite ein allzuschnelles, flüchtiges, hudelndes Lesen nicht gestattet werden darf. Welches das richtige Tempo beim Lesen sei, läßt sich nicht im allgemeinen und für alle Classen bestimmen. Anfangs ist um der Richtigkeit und Sicherheit willen ein langsameres Lesen immerhin zu empfehlen. Allmählich aber sollte es schneller werden, und für die Oberclasse scheint das richtige Tempo dasselbe zu sein, das man beim Sprechen einhält, wenn man deutlich zu sprechen sich bemüht und mit Personen spricht, die man hochachtet. Zu dieser Fertigkeit im Lesen dient vornehmlich viele Uebung. Es kann dazu nicht genügen, daß in größeren Classen von jedem Schüler einmal oder ein paarmal in der Lesestunde ein Satz laut gelesen wird. Zwar sollen die anderen Schüler nachlesen, und es ist gut, wenn sie es

immer thun; aber damit wird ebenſowenig die Fertigkeit als die Richtigkeit und Sicherheit erzielt. Manche Lehrer laſſen deswegen gerne in kleineren Kreiſen oder im Chore leſen, und es iſt keine Frage, daß das zur Fertigkeit führt. Nur iſt ſehr darauf zu ſehen, daß die Richtigkeit und Sicherheit nicht nothleidet, daß alſo, wenn in Kreiſen geleſen wird, die Monitoren des Leſens ſelber Meiſter und aufmerkſam genug ſind, und daß es, wenn im Chor geleſen wird, nicht zu laut zugeht, ſo daß der Lehrer den einzelnen Schüler nicht mehr hört. Jedenfalls muß der Lehrer ſelber auch wieder die einzelnen Schüler laut leſen laſſen, und gut iſts, wenn dieſe nach und nach auch größere Abſchnitte und ganze Leſeſtücke im Zuſammenhange zu leſen geübt werden. Ein vorzügliches Mittel endlich iſt es, wenn der Lehrer hie und da ſelbſt den Abſchnitt mit der rechten Fertigkeit vorlieſt und von den Schülern verlangt, daß ſie eben ſo leſen. Das Beiſpiel hat auch hier eine Macht und iſt um ſo mehr nöthig, je ſeltener einzelne Schüler zu Hauſe mit Fertigkeit leſen gehört haben.

Die bisher geſtellte Forderung gilt nicht bloß in Hinſicht der deutſchen Druckſchrift, ſondern auch in Hinſicht der lateiniſchen (franzöſiſchen). Zwar nicht zu gleicher Zeit mit jener, aber doch ſo bald jene bis zu einiger Fertigkeit gelernt iſt, ſollte auch mit dieſer ein Anfang gemacht und ſollten dann ebenſo fleißige Uebungen im Leſen derſelben angeſtellt werden. Die Sache hat bei der großen Aehnlichkeit beider Schriften mit einander wenig Schwierigkeit, und in unſerer Zeit kann nicht davon Umgang genommen werden, da im gewöhnlichen Leben die lateiniſche Schrift immer häufiger angewendet wird. — Ob auch die Schreibſchrift in verſchiedenen Handſchriften zu leſen zur Aufgabe beſonderer Uebungen gemacht werden ſoll, ſcheint noch eine offene Frage zu ſein.

Das verſtändige Leſen iſt dasjenige, bei welchem der Schüler verſteht, was er lieſt. (Man bezeichnet es auch als ſinnrichtiges Leſen im Unterſchied von dem wortrichtigen.) Es verhält ſich zum mechaniſchen Leſen wie der Zweck zu dem Mittel. Denn das erſt iſt ein eigentliches Leſen, bei dem wir den Inhalt deſſen, was wir gedruckt oder geſchrieben ſehen, in die Seele aufnehmen, das iſt der Zweck alles Leſeunterrichts, daß dem Geiſte immer neue Reiz- und Nahrungsmittel zufließen. Zwar hat das Verſtehen verſchiedene Stufen und man kann nicht von jeder Altersclaſſe der Schüler das gleiche Maß des Verſtändniſſes verlangen; aber irgend ein Maß desſelben ſoll bei allem Leſen ſein. Iſt es auch anfangs nur das Wiſſen von der Bedeutung der einzelnen Worte oder nur die den einzelnen Worten entſprechende Vorſtellung oder innere Anſchauung, ſo wird es nach und nach ein Auffaſſen des Verhältniſſes der Worte zu einander, das durch Beugungsformen und Partikeln ausgedrückt iſt, dann ein Einblick in den Zuſammenhang und das Verhältnis der in den Sätzen enthaltenen Gedanken zu einander und zuletzt die Erkenntnis des Grundes von jenen. Der Anfang mit der Anleitung zu ſolchem verſtändigen Leſen muß ſchon beim erſten elementariſchen Leſeunterricht gemacht werden. Es wäre ſehr verfehlt, wenn man die Anleitung zum verſtändigen Leſen aufſchieben wollte, bis die Schüler durchaus richtig, ſicher und fertig leſen können; denn nicht nur ſtehen beide Aufgaben in Wechſelwirkung mit einander und jede dient der andern, ſondern die Schüler würden auch an ein gedankenloſes Leſen ſich ſo gewöhnen, daß ſie nachher nur ſchwer oder gar nicht mehr dahin gebracht werden könnten, alles mit dem Verlangen nach Verſtändnis zu leſen. Schon bei den erſten Wörtern, welche die Kleinen leſen, darf man nicht verſäumen, ſie auf die Bedeutung derſelben aufmerkſam zu machen, und zwar nicht eben durch lange Erklärung oder Beſchreibung, ſondern nur durch eine kurze Bemerkung, durch ein gleichbedeutendes volksthümliches Wort, durch die Erinnerung an etwas geſehenes, durch die Verbindung des Wortes mit einigen andern u. ſ. w. Es iſt darum unpaſſend, die Kinder mit ſinnloſen Sylben und Wörtern zu langweilen, oder ſolche Wörter ſie leſen zu laſſen, deren Sinn außerhalb ihres geiſtigen Horizonts liegt; vielmehr ſoll das Kind bei jedem Worte, das es ſieht und ausſpricht, eine mehr oder weniger völlig

entsprechende Vorstellung in seiner Seele haben. Kommt man hernach zum Lesen von kleinen Sätzen, so ist es verfehlt, jeden Schüler nur eben eine Zeile lesen zu lassen, sofern nicht der Satz mit der Zeile aufhört. Das Kind beschäftigt sich zunächst nur mit den Worten, die es selbst laut zu lesen hat, und ruht, wenn es damit fertig ist, geistig ein wenig aus. Liest es nun nur einen Theil des Satzes und das nächste den andern, so haben beide nichts von dem Inhalt desselben und werden somit durch den Lehrer selbst dahin geführt, daß sie auf das Verstehen des Gelesenen verzichten und sich ans Nichtsdenken beim Lesen gewöhnen. Wenn aber nun die Kinder je einen vollständigen Satz gelesen haben, ist es nöthig, das Gelesene, wenn auch nur kurz, abzufragen, damit sie niemals nachlassen, auf den Inhalt dessen, was sie lesen, zu achten. Hin und wieder wird da ein berichtigendes, erläuterndes, ergänzendes Wort des Lehrers nöthig sein, und dann soll es unter keinen Umständen unterbleiben; aber ebenso wenig sollen darüber unnöthig viele Worte gemacht werden, welche sowohl den Inhalt nur verhüllen und umnebeln, als die Zeit dem Pensum der Stunde entziehen. Besonders aber ist es für das verständige Lesen nöthig, auf die Interpunctionen die Schüler achten zu lehren, weil diese „Satzzeichen" sind, d. h. die einzelnen Theile des Satzes sowohl trennen, als auch ihre Beziehung auf einander andeuten. Müßten unsere Schüler ein Lesestück ohne alle Interpunction lesen, welche Noth hätten wir, sie zum Verständnis seines Inhalts zu bringen, und wie manches tolle Misverständnis würde entstehen! Wir wollen deshalb dankbaren Gebrauch von diesen Erleichterungsmitteln für das Verständnis machen. Dazu gehört nicht nur, daß wir die Schüler mit dem Namen und der Bedeutung derselben, soweit es noth thut und angeht, bekannt machen, sondern sie auch anhalten, bei jeder Interpunction auf die richtige Weise zu pausiren und die Stimme zu senken oder zu heben. Geschieht dies auch in vielen Fällen von den Schülern nur mechanisch, so ist ihnen damit doch die Möglichkeit eines richtigeren Verständnisses gegeben. Zu bedauern ist es daher, wenn in ihren Schulbüchern, namentlich in Bibeln, Gesangbüchern u. s. w. die Interpunctionen unrichtig gesetzt oder zu sparsam angewendet sind, weil ihnen damit das Verständnis erschwert wird, vielleicht ohne daß der Lehrer es weiß, der ein anderes, besseres Exemplar in der Hand hat. — Ob die Schüler das Gelesene verstehen, läßt sich wohl nicht immer zum voraus erkennen. Zwar wenn ein Schüler einen sinnentstellenden Lesefehler macht, wenn er falsch pausirt, manchmal auch wenn er falsch betont, läßt sich erkennen, daß er die Sache nicht oder falsch versteht. Aber auch bei einem ganz richtigen Leser ist es möglich, daß er den Inhalt sich nicht angeeignet und klar gemacht hat. Deswegen ist immer ein Abfragen nöthig, um auf diesen aufmerksam zu machen und zu finden, was in Beziehung auf die Auffassung desselben zu berichtigen, zu ergänzen und zu erklären ist. Manchmal mag es gut sein, schon vorher, ehe ein Lesestück gelesen wird, einige Worte über den Inhalt desselben zu reden, etwa auch einige Fragen aufzuwerfen, auf welche die Antwort im Lesestück sich finden soll. Unerläßliche Bedingung aber ist es dabei immer, daß nur solches gelesen wird, was die Schüler richtig aufzufassen im Stande sind, und was ihre Aufmerksamkeit anzieht. Denn sonst werden sie stumpf und matt und gewöhnen sich an gedankenloses Lesen und keine Lebendigkeit des Lehrers und keine Trefflichkeit der Methode ist im Stande, ihr Interesse für den Inhalt des Lesestücks zu wecken; und wenn es auch für den Augenblick gelänge, für die Dauer könnte es nicht geschehen. Es ist darum ein großer Fehler beim Lesen in der Bibel, im Gesangbuch und Katechismus, wenn man, statt auszuwählen, was für die Altersstufe und Fassungskraft der Schüler taugt, immer der Ordnung nach von Capitel zu Capitel, von Buch zu Buch, von Lied zu Lied u. s. w. fortlesen läßt in der irrigen Meinung, entweder es handle sich dabei nur um das mechanische Lesen, oder die Kraft des Wortes werde sich auch ohne Aufmerksamkeit und verstandesmäßiges Auffassen an den Herzen der Schüler von selbst wirksam erweisen. Wie vielen ist damit schon in

der Schule der Sinn für ein rechtes Bibelleſen abhanden gekommen und ein ſinn- und gedankenloſes Leſen für ihr ganzes Leben angewöhnt worden!

Die dritte Stufe iſt die des guten Leſens (oder des Leſens mit Ausdruck). Unter dieſem Leſen iſt ſelbſtverſtändlich das laute Leſen, Vorleſen gemeint, deſſen unerläßliche Bedingung, wenn es wirklich gut ſein ſoll, das iſt, daß die Schüler vorher richtig und verſtändig leſen gelernt haben. Manche nennen das Gutleſen ein äſthetiſches Leſen oder gar eine Declamation (vgl. d. Art.). Wie mag man aber von einer Declamation der Schüler reden, wenn man weiß, daß ſelbſt die meiſten öffentlichen Redner, ſelbſt viele Schauſpieler nicht wahrhaft und den Geſetzen der Kunſt gemäß zu declamiren im Stande ſind? Wie mag man verlangen, daß Schüler declamiren, wenn man bedenkt, daß dies eine wahrhaft künſtleriſche Bildung und eine Reife des Geiſtes vorausſetzt, welche in die innerſten Tiefen des Gedankens und in die zarteſten Regungen des Gefühls und Willens eines Schriftſtellers einzugehen vermag? Ein affectirtes, gekünſteltes Leſen aber, etwa in weinerlichem Tone, wie man es zuweilen in Töchterſchulen, oder in hochtrabend feierlichem Tone, wie man es in Knabenſchulen antreffen kann, wird man doch nicht declamiren heißen wollen; wir können es nicht einmal gut heißen. Faſt dasſelbe gilt von dem Ausdruck „äſthetiſches Leſen“, wenn wir den Begriff nicht bloß negativ faſſen und darunter die Vermeidung alles deſſen verſtehen, was den Schönheitsſinn verletzt, ſondern poſitiv ſo, daß es nach den Forderungen und Geſetzen des Schönheitsſinnes geſchehen ſoll. Denn ſo gewiß es iſt, daß die Schule auch dieſen zu bilden verpflichtet iſt, ſo gewiß ſind es doch nur die Anfänge dieſer Bildung, mit welchen ſie ſich beſchäftigt, und dasjenige Ziel derſelben, welches in einem wirklich äſthetiſchen Leſen beſteht, kann die Schule niemals erreichen, ja der Erfahrung gemäß erreichen es auch in reiferen Jahren ſelbſt von den wahrhaft gebildeten Menſchen nur wenige. Wir bleiben darum bei der Forderung nur eines guten (oder ſchönen) Leſens und meinen damit ein ſolches Vorleſen, bei welchem einestheils das Schönheitsgefühl des Hörers nicht auf grobe Weiſe verletzt, anderntheils dem Hörer möglich wird, den Inhalt des Leſeſtücks richtig aufzufaſſen und zu Herzen zu nehmen. Und auch dieſer ſo nieder als möglich geſtellten Forderung wird wohl in vielen Schulen oder wenigſtens von vielen Schülern einer Oberclaſſe nicht genügend entſprochen werden können. Demungeachtet muß dieſes Ziel angeſtrebt werden nicht bloß in denjenigen Schulen, in welchen die künftigen Männer des öffentlichen Lebens vorgebildet werden, ſondern in allen, weil wo in dem Familien- oder Freundeskreiſe oder im Geſchäftsleben vorgeleſen wird, wenn der Zweck des Vorleſens nicht verfehlt werden ſoll, viel darauf ankommt, daß in dem bezeichneten Sinne gut geleſen wird. Vor allem iſt darum der ſogenannte Schulton von der Schule ferne zu halten oder, ſo viel Mühe es auch koſten mag, mit aller Anſtrengung aus ihr zu verbannen. Wir meinen damit jenes monotone Herſchreien oder Herplappern des Leſeſtücks oder jenes immer gleichmäßige Auf- und Abſteigen des Tones ohne alle Rückſicht auf den Inhalt, das jedes etwas feinere Ohr aufs tiefſte anwidert und ihm den ganzen Inhalt der Worte gewaltſam abſperrt. Dieſem muß ſchon in den erſten Schuljahren unabläßig entgegenarbeitet werden*), weil die Schüler nicht nur gar zu gerne ſich gehen laſſen, ſondern auch das Unſchöne, wie ſie es zu Hauſe oder von älteren Schülern hören, viel lieber nachahmen als das Schöne. Aber auch nachher auf der Mittelſtufe iſt dem guten Leſen möglichſte Sorgfalt zuzuwenden, und auf der oberen Stufe bildet dieſes die Hauptaufgabe zur Vollendung des Leſeunterrichts. Da iſt leichtbegreiflich die erſte und unerläßlichſte Bedingung, daß der Lehrer ſelbſt ein Meiſter im guten Leſen ſei; denn wie könnte er von den Schülern das fordern, was er ſelbſt nicht kann, und wie könnte er lehren, was er nicht verſteht? Und doch ſcheint dieſe Kunſt des guten

*) Der Schulton iſt nichts als ein Fortklingen. eine Verewigung der beim allererſten Leſenlernen, wo der Inhalt noch nicht mit ins Bewußtſein des Kindes tritt, unvermeidlichen (?), ſchreienden Monotonie, ſagt Palmer in ſeiner evang. Pädagogik II. S. 198 (S. 573 Ausg. 3.)

Lesens in der Lehrerwelt noch nicht allgemein verbreitet und dürfte vielleicht bei der Lehrerbildung und Prüfung noch mehr als bisher berücksichtigt werden. Der Lehrer muß den Schülern ein Muster geben; sonst können sie nicht wissen, was gut lesen heißt und wie sie es angreifen sollen, daß sie ihre Aufgabe recht lösen. Er muß also den Schülern das Lesestück vorlesen, und es wird häufig besser sein, daß er es thut, ehe die Schüler lesen, als erst nachher, wenn sie die Sache nicht recht gemacht haben, weil die Fehler verhüten auch hier mehr Werth hat und leichter ist, als die so leicht und schnell einwurzelnden Fehler verbessern. Hat er gut vorgelesen, dann kann er verlangen, daß die Schüler es auch so machen, und er verlangt es nicht vergebens, weil auch hier das Beispiel eine Macht ist. Soll er aber die Schüler auch mit den Regeln des guten Lesens bekannt machen? Einen besonderen Unterricht darüber zu geben, hieße wohl den Schülern eine Abstraction zumuthen, deren sie nicht fähig sind, sie langweilen und die kostbare Zeit vergeuden. Aber aufmerksam soll er sie doch bei Gelegenheit darauf machen, warum so und nicht anders gelesen werden soll. Dazu thut jedenfalls noth, daß er selbst diese Regeln genau kenne. Diese Regeln alle des breiteren darzustellen scheint hier zwar nicht der Ort zu sein; aber auf die hauptsächlichsten derselben wird doch in Kürze hingewiesen werden sollen. Man theilt sie gewöhnlich ein in Regeln der Rhythmik, der Melodik und der Dynamik. Zur Rhythmik des Lesens gehört das richtige Pausiren und das schnellere und langsamere Aussprechen einzelner Sylben, Wörter und Sätze. Das Pausiren ist angezeigt durch die Interpunctionen, auf welche deswegen, wie schon früher gesagt worden, sorgfältig zu achten die Schüler angehalten werden müßen. Aber es ist auch bei den einzelnen Interpunctionen noch ein Unterschied zu machen. Das Komma gebietet eine andere (längere) Pause, wenn es die Sätze von einander scheidet, als wenn es zwischen beigeordneten Satzgliedern steht und diese anstatt des „und“ mehr mit einander verbindet als von einander trennt. Das Kolon zeigt eine andere Pause an, wenn es in der Periode zwischen den Vordersätzen und Nachsätzen steht, als wenn die wörtliche Rede eines Menschen darauf folgt. Bei dem Fragezeichen und Ausrufzeichen, wenn es innerhalb des Satzganzen steht und die Stelle des Komma als Pausezeichen vertritt, ist kürzer zu pausiren, als wenn es am Schlusse des Satzganzen die Bedeutung des Punctes in sich schließt. Es giebt überdies noch kleinere, feinere Pausen, welche durch kein Zeichen angedeutet werden. Das Subject und das Prädicat sind durch solche von einander zu trennen, besonders wenn sie durch weitere Begriffe näher bestimmt sind. (Es giebt z. B. einen ganz andern Sinn, wenn ich pausire: Ich bin in dieser Lehre von Gott ... unterwiesen worden, oder: Ich bin in dieser Lehre ... von Gott unterwiesen worden.) Um hier richtig zu pausiren, thut dem Lehrer genaue Kenntnis der Satzlehre, dem Schüler wenigstens richtiges Verständnis des Inhalts und einiges Sprachgefühl noth. Endlich müßen auch durch noch feinere Pausen die einzelnen Wörter, daß sie nicht unverständlich in einander fließen, und sogar die einzelnen Sylben von einander getrennt werden (z. B. Unterschied zwischen erblassen und Erblasser). Das schnellere und langsamere Lesen tritt schon auf bei dem Unterschied zwischen tonlosen und betonten Sylben, so wie bei der Schärfung und Dehnung; beim Grund- und Bestimmungswort; es dient ferner zur Unterscheidung des Hauptbegriffs von den ihm untergeordneten Begriffen und des Hauptsatzes von seinen Nebensätzen. Und hierin trifft häufig das Rhythmische mit dem Melodischen und Dynamischen zusammen. — Die Melodik des Lesens hat es mit der Modulation der Stimme, dem Steigen und Fallen des Tones zu thun. Man unterscheidet hier hauptsächlich drei Töne, den Unterton, den Mittelton und den Oberton. Im Unterton schließt der Satz, wo ein Punct steht; sonst soll um des Verständnisses willen die Stimme nie so tief sinken. Mit dem Mittelton wird gewöhnlich der Satz begonnen und er bleibt durch den ganzen Satz der vorherrschende Ton. Der Oberton aber kommt auf den Hauptbegriff des Satzes, höher im Hauptsatze, etwas tiefer im Nebensatze. Bei ihm bildet häufig der Gegensatz, sei er in Worten ausge-

drückt oder nur gedacht, eine wichtige Rolle. Aber auch ohne diesen ist in der Regel der Hauptbegriff nicht schwer zu finden. Wenn indessen manche behaupten, daß er immer im Prädicat liege, so werden sie sich so viele Ausnahmen gefallen lassen müßen, daß ihrer Regel der Einsturz droht. (Man betone z. B. nur den eben gelesenen Satz in dieser Beziehung.) Bei der Frage (und meistens auch beim Ausruf) hat ebenfalls das Wort, das den Hauptbegriff der Frage ausdrückt, den Oberton, und wenn dieses nicht am Schlusse steht, endet der Fragesatz nicht im Oberton, sondern im Mitteltone, wodurch er sich immer noch von dem Urtheilssatz unterscheidet. Aber auch wenn der Hauptbegriff den Schluß des Satzes bildet, hat die Stimme sich zuletzt etwas zu senken, damit dieser Schluß ins Gehör fällt. In dem Begriff der Modulation der Stimme liegt aber, daß sie nicht von einem dieser drei Töne auf den andern überspringt, sondern allmählich in längeren oder kürzeren Uebergängen steigt und fällt, und es ist nichts widerlicher als jenes verkehrter Weise für kunstgerecht gehaltene fortwährende Auf- und Abspringen der Stimme. Zur Melodik gehört zwar auch noch die Kunst, den rechten Grundton für jedes Lesestück zu finden; denn ein Sterblied z. B. geht, wenn es gelesen wird, doch wohl aus einer anderen Tonart als ein Loblied, die Dithyrambe aus einer andern als die Elegie. Allein dies übersteigt schon die Grenzen der gewöhnlichen Schule und nur etwa das Musterlesen des Lehrers kann dazu führen, daß von den Schülern nachahmungsweise einigermaßen die rechte Tonart getroffen wird. Hier gilt es vornehmlich, keine Affectation aufkommen zu lassen. — Bei der Dynamik des Lesens endlich handelt es sich um die Stärke und Schwäche, das Anschwellen und Abschwellen des Tons, und sie ist für ein gutes Lesen ebenso wichtig, als in der Musik die Beachtung des Forte und Piano, des Crescendo und Decrescendo und der guten und schlechten Takttheile. Nach ihr richtet sich im einzelnen Worte die Betonung der Hauptsylbe zum Unterschied von den Nebensylben, im Satze die Hervorhebung des Hauptbegriffs, in Satzgefügen desjenigen Satzes, der den Hauptinhalt hat. Hier fließt das Dynamische meistens mit dem Melodischen und auch mit dem Rhythmischen zusammen und eben darin liegt das Schöne des Lesens, während die alleinige Beobachtung des Dynamischen, das Herausstoßen der Hauptsylbe, das Schreien des den Hauptbegriff des Satzes enthaltenden Wortes, der sog. Druck auf ein Wort wirklich häßlich ist. Beim Lesen des Gedichtes, der angeführten Rede einer Person, des Gesprächs tritt das Dynamische noch stärker hervor. Aber es gehört ein fein gebildeter Geschmack dazu, hier immer das Rechte zu treffen, und bei Schülern kann dieses nur durch das Muster des Lehrers und auch da nur annähernd hie und da erreicht werden.

Von besonderer Wichtigkeit ist noch die Frage über den Lesestoff, an welchem der Leseunterricht zu treiben ist, da wir auf ein verständiges und gutes Lesen dringen, bei welchem der Inhalt des Gelesenen sich dem Geist und Gemüthe der Leser und der Hörer assimiliren soll. Doch nicht allein in materialer, sondern auch in formaler Hinsicht liegt viel an der richtigen Wahl des Lesestoffes. In letzterer Hinsicht ist oben schon darauf hingewiesen worden, daß der Lesestoff, was die Wörter, die Satzarten, den Stil betrifft, vom Leichteren zum Schwereren aufsteigen solle. Es ist aber, damit die Schüler zu möglichster Festigkeit und Gewandtheit kommen, auch eine reiche Mannigfaltigkeit der Form nöthig, und das um so mehr, je weiter die Schüler im Lesen fortschreiten. Poesie und Prosa müßen mit einander wechseln und in beiden die neueren Formen mit den älteren, die complicirteren mit den einfachen, Erzählung, Beschreibung, Schilderung, Betrachtung, Ausdruck des Gefühls und Affects ꝛc. sowohl in gebundener als in ungebundener Rede. Es genügt darum schon in dieser Hinsicht nicht, daß nur in Bibel, Gesangbuch und Katechismus gelesen wird, sondern es ist auch Uebung an einem zweckmäßigen Lesebuch nöthig, und umgekehrt reicht auch in formaler Hinsicht das Lesebuch nicht zu, sondern muß auch Bibel, Gesangbuch, Katechismus u. s. w. gelesen werden. Dadurch erst gelangen die Schüler dahin, daß sie alles, was ihnen später unter die Augen kommt, in der rechten Weise zu lesen vermögen. Noch mehr

aber iſt dieſe Mannigfaltigkeit in materialer Hinſicht von Wichtigkeit. Die Bibel, in welcher der Geiſt Gottes wie ſonſt nirgends weht, durch welche er dem menſchlichen Geiſte und Gemüthe unmittelbar ſich mittheilt, iſt wie überall ſo auch für die Schule und zwar nicht nur für die Volksſchule, ſondern auch für die Real- und Gelehrtenſchule, das oberſte und beſte Leſebuch, und ihre Geſchichten, Lehren, Ermahnungen, Tröſtungen und Verheißungen bieten, wenn man nur richtig auswählt, ebenſo für jüngere wie für ältere Schüler angemeſſenen Leſeſtoff. Nur würde man ſich an ihr und an den Schülern verſündigen, wenn man ſie bloß zur mechaniſchen Leſeübung benützen oder vielmehr herabwürdigen würde, und wenn irgendwo, ſo iſt es hier geboten, auf ein verſtändiges und gutes Leſen mit aller Sorgfalt zu halten. Wenige Stunden oder Halbſtunden in der Woche, in welchen ſo die Bibel geleſen wird, gewähren dem Innern der Schüler mehr Gewinn, als wenn die halbe Schulzeit mit gedankenleſem Bibelleſen ausgefüllt wird, durch welches die Kinder nur gelangweilt, zu Unarten gereizt, an Gedankenloſigkeit gewöhnt und großentheils auf Lebenslang gegen das Bibelleſen eingenommen werden. Ein einziges göttliches Wort, recht ins Innere aufgenommen, wirkt mehr als tauſende, die bloß durch den Mund oder die Ohren gegangen ſind. Nächſt der Bibel bieten das Geſangbuch und der Katechismus den wichtigſten Leſeſtoff, jenes, weil das Kirchenlied die poetiſche Darſtellung göttlicher Gedanken, dieſer, weil er die allgemeinfaßliche, confeſſionsmäßige kurze Darſtellung der Grundwahrheiten und Grundgebote des Chriſtenthums iſt. Mit beiden iſt unſere geſammte Schuljugend bekannt zu machen, und wo dies nicht geſchieht, da ladet man ſich eine große Verantwortung auf. Wenn wir aber zu dieſem Behufe das Geſangbuch in der Schule benützen, ſo ſollte, wie ſchon bemerkt, nicht Lied für Lied der Reihenfolge nach geleſen werden, ſondern nur das, und das zu wiederholten Malen, was für die Schüler paßt. Dieſes ſind aber nicht die ſchwachen, auf der Oberfläche ſchwimmenden und darum ſcheinbar leicht verſtändlichen Lieder, die ſich noch in manchen Geſangbüchern in größerer oder kleinerer Zahl finden, ſondern die beſten ſind es, die kräftigſten, in die Tiefe gehenden, die glaubensfreudigſten Kernlieder, welche theils wegen ihrer einfachen Sprache, theils wegen ihrer Kraft und Entſchiedenheit mehr als jene anſprechen und ebendamit den Eingang ins Innere der Schüler, bald durch den Verſtand zum Herzen, bald durch das Herz zum Verſtande finden. Aus demſelben Grunde kann der Katechismus als Leſeſtoff dienen und gewährt, weil die Begriffe in ihm ſich ungewöhnlich zuſammendrängen, eine ganz beſondere Uebung im Leſen, beſonders im verſtändigen und guten Leſen. Neben dieſen Büchern aber kann der gehobene Leſeunterricht eines beſonderen Leſebuchs nicht entbehren. Die Neuzeit hat daſſelbe gebieteriſch gefordert, in großer Mannigfaltigkeit hervorgebracht und in einer faſt beiſpielloſen Zeitkürze in ſehr vielen Schulen einheimiſch gemacht. Abgeſehen von dem Zwecke des Sprach- und Realunterrichts, dem es auch zu dienen hat, von dem aber zu reden hier nicht der Ort iſt, iſt es der Leſeunterricht, dem es, wie ſein Name ſagt, zuvörderſt dienen ſoll. Denn die Schüler können zu einem befriedigenden Ziele des Leſeunterrichts nicht gelangen, wenn ſie ſich, was die Form betrifft, nur an der Sprache der lutheriſchen Bibelüberſetzung und dem in ſprachlicher Hinſicht damit enge verwandten Katechismus oder auch an Einer Art von Dichtung, der religiöſen, üben. Ebenſo iſt es aber auch um des verſtändigen und guten Leſens willen nöthig, daß der Inhalt deſſen, was ſie leſen, mannigfaltig ſei, und zwar ſo, daß ihnen die Wahl unter den Leſeſtücken ſchwer wird, weil immer eines wieder mehr ſie anzieht als das andere. Ob die Leſeſtücke zugleich Belehrung in den Realien enthalten oder nicht, das iſt, wenn wir bloß das Leſen im Auge haben, ziemlich gleichgültig. Aber das Leſebuch ſoll ebenſowenig ein trockenes Compendium realiſtiſchen Wiſſens als etwa eine Beiſpielſammlung für den grammatikaliſchen Unterricht ſein. Denn ſonſt wäre es mit Einem Worte kein Leſebuch. Das Beſte nach Form und Inhalt, was man Kindern geben kann, ſoll es enthalten, damit ihr Geiſt daran erwache und ſich hebe und der Sinn für gute Lectüre, für das Leſen des Beſten

in ihnen genährt und gestärkt werde. Es ist dies eine so anerkannte Forderung, daß auch in höheren Schulen und Unterrichtsanstalten, wo die Schüler in den Lehrbüchern, die sie für verschiedene Fächer zur Hand haben, des Lesestoffs genug finden, doch die Einführung eines eigentlichen Lesebuchs für gewisse Classen als nothwendig oder doch sehr zweckdienlich erkannt wird. Die Befürchtung aber, welche sich noch hie und da vernehmen läßt, daß dadurch der Sinn für andere, anstrengendere Lectüre und besonders für das Bibellesen abgeschwächt werden möchte, wird durch die Erfahrung widerlegt, daß Kinder, welche am Lesebuch mit fortgesetztem Verlangen nach Verständnis dessen, was sie anzieht, mit Aufmerksamkeit und Nachdenken lesen gelernt haben, auch in der Bibel und in den anderen Lehrbüchern weit mehr denkend lesen, als diejenigen, welche durch das ununterbrochene Einerlei, und wäre es auch das Einerlei des Wortes Gottes, innerlich ermattet und gleichgültig geworden sind. Wie uns etwa in einem Oratorium, nachdem wir sonst des Schönen viel gehört haben, ein Choral noch weit mehr anspricht als jenes und als sonst, wenn wir nur Choräle nach einander hören oder spielen: so geht es unseren Kindern mit dem Lesebuch und der Bibel. Der Inhalt von dieser zieht sie nachher nur um so mehr an und dringt durch die geöffneten Pforten des Geistes und Gemüthes nur um so kräftiger ein.

Wir können diesen Artikel nicht schließen, ohne den Wunsch auszusprechen, es möchte in allen Schulen dem Leseunterricht um seiner großen Bedeutung willen wenn auch nicht mehr Zeit, denn an dieser fehlt es ihm gewöhnlich nicht, so doch immer mehr Sorgfalt zugewendet werden, und zwar nicht bloß auf der untersten Stufe des elementarischen Lesens, auf welcher gewöhnlich noch am meisten Methode und Fleiß des Lehrers zu finden ist, sondern auch auf den höheren Stufen bis zum Austritt aus der Schule. Denn wenn gleich die Schule niemals Lesekünstler wie Tieck, Grunert und ähnliche Männer bildet, so kann und muß man doch die bescheidene Forderung stellen, sie solle ihre Schüler dahin bringen, daß sie immer gerne und mit Nachdenken lesen, und wo sie zur Erbauung oder zur Unterhaltung vorlesen, gerne gehört werden und durch die Art, wie sie vorlesen, bei den Hörern eine gute Frucht schaffen helfen. **Stockmayer.**

Lessing. Wenn es sich hier auch nicht um eine Biographie Lessings handelt, sondern nur um die Herausstellung seiner Bedeutung für die Pädagogik, so wird es doch auch zu diesem Behufe und zugleich zu vorläufiger Orientirung zweckmäßig sein, an die Hauptdata seines Lebens und seiner schriftstellerischen Laufbahn zu erinnern.

Gotthold Ephraim Lessing war am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Lausitz, an der schwarzen Elster, nordöstlich von Dresden, geboren, wo sein Vater, Johann Gottfried Lessing, erster Stadtpfarrer war. Nachdem L. auf der Fürstenschule zu Meißen seine Vorbildung erhalten hatte, bezog er 1746 die Universität Leipzig. Hier verließ er gegen den Wunsch seiner Eltern das ausschließliche Studium der Theologie und bemühte sich um eine allgemeine wissenschaftliche, literarische, ästhetische und weltmännische Bildung, indem er auch die Gelegenheit nicht verschmähte, welche ihn zu dem letztgenannten Zwecke das damals in Leipzig blühende Theater der Caroline Neuber darbot. Von den Bühnenstücken, welche er schon damals schrieb, ist der junge Gelehrte (1747) das charakteristischste. Dem Drange seines Geistes nach Unabhängigkeit folgend, nahm er dann, gleichfalls auf eigene Faust, 1748 seinen Aufenthalt in Berlin, wohin er auch, nachdem er 1752, um mehr nach dem Wunsche seines Vaters als aus eigner Neigung die Vorbedingung zur Erlangung eines akademischen Lehramtes zu gewinnen, in Wittenberg Magister geworden war, zurückkehrte (1751: Das Neueste aus dem Reiche des Witzes). Von 1755—1758 finden wir ihn in Leipzig. Eine größer angelegte Reise, auf welcher er einen Kaufmann hatte begleiten sollen, führte nur bis nach Amsterdam (1755: Pope ein Metaphysiker! und Miß Sara Sampson). In der Mitte des zuletzt genannten Jahres begab er sich wieder nach Berlin und tauchte dann 1760 zum Erstaunen seiner Freunde plötzlich als Gouverne-

mentsſecretär bei dem General von Tauenzien in Breslau auf, aus welcher Stellung er 1765 ſich wieder nach Berlin wandte (1759—1765: Briefe, die neueſte Literatur betreffend; 1759: Fabeln; 1763: Minna von Barnhelm, zuerſt gedruckt 1767; 1766: Laokoon). Hauptſächlich die Hoffnung, dort ſeine Pläne zur Begründung einer deutſchen Nationalbühne am erſten verwirklichen zu können, veranlaßte L. 1767 nach Hamburg überzuſiedeln, von wo er 1769 als Hofrath und Bibliothekar nach Wolfenbüttel berufen wurde (1767—68: Hamburgiſche Dramaturgie; 1768 und 1769: Briefe antiquariſchen Inhaltes). Im J. 1775 ward ihm das langerſehnte Glück, eine Reiſe nach Italien machen zu können, in Begleitung des Prinzen Leopold von Braunſchweig; und am Schluſſe des Jahres 1776 vermählte er ſich mit der Wittwe König, mit welcher er lange Jahre verlobt geweſen war, die aber bereits im Januar 1778 dem Sohne, welchen ſie ihm geboren hatte, nachſtarb. L. ſelbſt ſtarb am 15. Febr. 1781 zu Braunſchweig, wohin er zum Beſuche ſich begeben hatte (1772: Emilia Galotti; 1778: Fragmentenſtreit; 1779: Nathan; 1780: die Erziehung des Menſchengeſchlechts).

Abgeſehen von der Darſtellung in der Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen von Gervinus, welcher für Leſſing vorzugsweiſe Liebe und darum Verſtändnis zeigt, heben wir von, in neuerer Zeit gerade über L. beſonders zahlreich hervorgetretenen, Monographieen hervor: Herder, Leſſing, ſämmtliche Werke. Zur Philoſophie und Geſchichte, XV. S. 137—165. — Leſſings Leben nebſt ſeinem noch übrigen literariſchen Nachlaſſe, herausg. von K. G. Leſſing und G. G. Fülleborn. 1793—95. — Danzel, G. E. Leſſing (fortgeſetzt von Guhrauer). 1850 ff., eine Biographie von einer ſo gewiſſenhaften Gründlichkeit, wie ſie noch auf die Lebensgeſchichte keines anderen unter unſeren großen Dichtern verwandt worden iſt; die Darſtellung von Stahr (G. E. Leſſing 1859) leidet unter dem an ſich ſehr natürlichen, gerade aber den Biographen L.s zum Vorwurfe gemachten Beſtreben, den großen Mann als den Genoſſen der Anſichten und Tendenzen des Darſtellers erſcheinen zu laſſen. — C. Schwarz, G. E. Leſſing als Theologe. 1854. — Hebler, Leſſing-Studien. Bern 1862. — M. Carriere, vier Denkreden auf deutſche Dichter 1862, S. 1—32. — H. Lang, Religiöſe Charaktere, I. S. 213—304.

Die pädagogiſche Bedeutung L.s liegt nicht etwa in von ihm ausgeſprochenen beſtimmten pädagogiſchen Grundſätzen und Belehrungen: an ſolchen ſind die Schriften Schillers, Göthes, Herders und anderer Heroen unſerer neueſten claſſiſchen Literaturperiode weit reicher, als die L.s. Sein pädagogiſcher Werth tritt uns vorzugsweiſe aus der Betrachtung ſeiner geſammten Perſönlichkeit, der ganzen Art und Richtung ſeines Geiſtes und ſeines dadurch beſtimmten Lebensganges entgegen. Daran reiht ſich dann in zweiter Linie die Betrachtung ſeiner gelegentlichen Aeußerungen auch über pädagogiſche und didaktiſche Fragen. Und endlich iſt der Nutzen zu erwägen, welchen ſeine Schriften als Unterrichtsmittel der ſtiliſtiſchen und äſthetiſchen Bildung gewähren können.

Man hat den Mittelpunct von Leſſings Weſen in der kritiſchen Kraft erkannt, ihn auch wohl als den incarnirten Verſtand bezeichnet und in der dialektiſch-polemiſchen Tendenz die Grundrichtung ſeines Geiſtes gefunden. Wie nahe nun auch dergleichen Ausdrücke durch die Betrachtung von L.s ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit gelegt ſind, ſo wird doch durch keine dieſer Formeln das Weſen des Mannes vollſtändig umſchrieben, ja ſie können leicht von der Erkenntnis des eigentlichen Kernes desſelben abziehen. Denn wenn man doch gewohnt iſt, die kritiſche Kraft vorzugsweiſe in der Fähigkeit zu ſuchen, die Unhaltbarkeit der über irgend einen Gegenſtand gewohnheitsmäßig oder ſonſt aus oberflächlicher Betrachtung feſtgehaltenen Anſichten nachzuweiſen, ſo überſieht man leicht, wenn man in L. nur den Kritiker erkennt, daß jene kritiſche Operation ihm immer nur Mittel zu dem höchſten Zweck war, zur lebendigen

Erfaſſung der Wahrheit ſelbſt, weshalb denn auch ſchon Friedrich Schlegel L.s Kritik, um ſie von der gewöhnlichen zu unterſcheiden, als eine productive bezeichnet hat. Der Scharfblick des unterſcheidenden Verſtandes iſt bei ihm gepaart mit einem nicht minder bewunderungswürdigen Tiefblick, welcher bis zu dem geſtaltenden einheitlichen Lebensprincip der Dinge durchzudringen verſteht, und nicht minder groß als ſeine friſche Freude an dem dialektiſchen Proceß und als ſeine immer präſente Schlagfertigkeit und ſein unerſchöpflicher Reichthum an taktiſchen Combinationen im wiſſenſchaftlichen Kampfe iſt ſeine warme Begeiſterung für den Gegenſtand des Kampfes, für die Wahrheit, welche der Preis des Sieges iſt. Viel treffender daher, als es mit jenen Formeln geſchieht, hat L. ſein eigenſtes Weſen ſelbſt charakteriſirt in dem oft citirten und auch nicht ſelten misverſtandenen Worte (Duplik. In Maltzahns Ausg. der Werke, X. 53): „Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz irgend ein Menſch iſt, oder zu ſein vermeynet, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewendet hat hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen, denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worinnen allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſtehet. Der Beſitz macht ruhig, träge, ſtolz. — Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte, und ſpräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke und ſagte: Vater gieb! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein!“ Was hier L. behufs der recht ſcharfen Unterſcheidung ſeines Standpunctes von dem ſeiner Gegner, welche in der Meinung, in dem feſtgeſchloſſenen Syſtem der orthodoxen lutheriſchen Dogmatik die reine und volle Wahrheit zu beſitzen, „ruhig, träge und ſtolz“ geworden waren, ſo beſtimmt von einander geſchieden hat, die objective Wahrheit und den ſubjectiven Wahrheitstrieb, das exiſtirt in der Wirklichkeit, wo es ſich um die menſchliche Erkenntnis der Wahrheit handelt, der Natur der Sache nach nicht in ſolcher Trennung. Auf dem Wege reiner Ueberlieferung, mag ſie nun von menſchlicher oder göttlicher Auctorität unterſtützt werden, kann die Wahrheit zum Eigenthum des Menſchen nicht werden, ſondern nur dadurch, daß er ſie vermöge des ſubjectiven Wahrheitstriebes ſich zu eigen macht; und andererſeits iſt der letztere gar nicht denkbar, ohne daß ein gewißer Beſitz der Wahrheit bereits vorausgeht, durch welche eben der Trieb nach weiterer Erforſchung der Wahrheit geweckt wird. Auch L.s eigenem Weſen war das ruheloſe, titanenhafte Ringen und Jagen nach einer doch ewig unfaßbaren Wahrheit, das endlich bei der troſtloſen Einſicht anlangt, „daß wir nichts wiſſen können,“ durchaus fremd, und ſehr mit Unrecht würde man in der obigen Stelle eine Empfehlung ſolchen Strebens finden. Die männliche Ruhe und Klarheit, welche ſeinem begeiſterten Wahrheitstriebe von Anfang an zur Begleiterin gegeben war, ließ ihn ſein Bemühen darauf richten, das Gebiet des Unerkennbaren von dem des Erkennbaren, und innerhalb des letzteren das Wahre von dem Falſchen genau zu unterſcheiden und nur gegen den trägen, eingebildeten Beſitz der Wahrheit lehnte ſein reger Geiſt ſich auf, wenn er den Werth des Menſchen und der von dieſem beſeſſenen Wahrheit von der „Nachforſchung der Wahrheit,“ von der ſelbſtthätigen Aneignung desſelben abhängig machte. Eher, als in dem Sinne des die Schranken der menſchlichen Natur verkennenden und darum ewig unbefriedigten Himmelsſtürmers Fauſt, iſt ſein obiger Ausſpruch im Sinne des Apoſtels (Phil. 3, 12) geſagt: „Nicht, daß ich es ſchon ergriffen habe, oder ſchon vollkommen ſei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich .... ergriffen bin.“ Der ſelbſtverläugnende, von dem klarſten und ſchärfſten Verſtande geleitete begeiſterte Wahrheitstrieb, das iſt das Princip, aus welchem Leſſings geiſtiges Weſen und Wirken hervorgegangen iſt und verſtanden werden muß.

Aus dieſer Grundeigenthümlichkeit von L.s Weſen erklärt ſich denn zunächſt ſeine Abneigung, einer beſtimmten Fachwiſſenſchaft ſich zu widmen, weil ſein Trieb nach vielſeitigſter Erforſchung der Wahrheit ihn über dieſe Schranke hinaustrieb und er von

der conventionellen Form ſolcher Wiſſenſchaften eine Beeinträchtigung der Unbefangenheit der Forſchung befürchtete; ebenſo, und damit eng zuſammenhängend ſeine Scheu vor einer beſtimmten Berufsſtellung, weil er durch eine ſolche in der Verfolgung ſeines eigentlichen Berufes gehindert, möglicherweiſe auch zur Vertretung von Anſichten und Grundſätzen genöthigt zu werden fürchtete, welchen ſeine innerſte Ueberzeugung nicht würde zuſtimmen können. Daß er ſich auch nicht beeilte, durch das Band der Ehe ſich ſelbſt und ein geliebtes Weſen von ſeiner im gewöhnlichen Sinne wenig geſicherten Exiſtenz abhängig zu machen, werden wir unter ſolchen Umſtänden vollkommen begreiflich finden, ebenſo aber auch darin, daß er als ſiebenundvierzigjähriger, nachdem er zu der dem höheren Mannesalter natürlichen Ruhe und zugleich zu einer feſten äußeren Lebensſtellung gelangt war, eine Ehe eingieng, nicht etwa nur „eine liebenswürdige Inconſequenz“ erkennen, ſondern die ganz richtige Conſequenz davon, daß er ein ganzer Mann war und als ſolcher auch die naturgemäße Ergänzung ſeiner Perſönlichkeit in der Ehe ſuchte. Einem gefühlstrunkenen jugendlichen Liebesverhältniſſe widerſtrebte ſeine kritiſche Natur; aber auch die vollkommen männliche Reife der Beſonnenheit, welche ihn als Jüngling ſchon geleitet hatte, hatte das warme Gefühl in ihm nicht erkalten laſſen, und aus dem Zuſammenwirken dieſer beiden Factoren iſt ein eheliches Verhältnis von muſterhafter Würdigkeit hervorgegangen, deſſen ſchönes Denkmal in dem Briefwechſel mit der Witwe König, ſeiner nachherigen Gemahlin, uns vorliegt. Auch in dieſer Beziehung, wie in ſo vielen andern, liegt die Vergleichung L.s mit Schleiermacher nahe, welcher ebenfalls, nur wenige Jahre jünger als Leſſing, ſeine dauernde Neigung einer Witwe zuwandte. Mit dem Drange nach möglichſt vielſeitiger Erforſchung der Wahrheit hängt dann auch ſein Streben nach vielſeitiger Ausbildung der eigenen Perſönlichkeit zuſammen. Die aller geſelligen Bildung baare gelehrte Verſeſſenheit, womit die Pedanten ſeiner Zeit ſich brüſten mochten, erſchien ihm als eine des Mannes unwürdige Schwäche, die er in ſeinem „jungen Gelehrten“ ſchon geiſelte; er wußte den Werth ſeiner Weltbildung zu ſchätzen. „Ich lernte einſehen, ſo ſchrieb der noch nicht zwanzigjährige Studioſus an ſeine Mutter, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menſchen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meinesgleichen. Guter Gott! was vor eine Ungleichheit wurde ich zwiſchen mir und andern gewahr. Eine bäuriſche Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwiſſenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus welchen jedermann ſeine Verachtung zu leſen glaubte, das waren die guten Eigenſchaften, die mir, bei meiner eigenen Beurtheilung, übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden habe. Und die Wirkung derſelben war der feſte Entſchluß, mich hierinnen zu beſſern, es koſte was es wolle. Sie wiſſen ſelbſt wie ich es anfieng. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in dieſem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kann auch alſo das Gute von mir ſagen. Ich kam in dieſen Uebungen ſo weit, daß mich diejenigen ſelbſt, die mir im voraus alle Geſchicklichkeit darinnen abſprechen wollten, einigermaßen bewunderten.“ Dieſes, übrigens von jeder Eitelkeit entfernte, Werthlegen auf eine anſtändige äußere Erſcheinung bildet einen nicht unweſentlichen Zug in L.s Perſönlichkeit, und wenn Göthe einmal von ihm ſagt (Dicht. und Wahrh. VII), L. habe die perſönliche Würde gern weggeworfen, weil er ſich zutraute, ſie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, ſo wird man vielleicht mit größerem Rechte behaupten können, es habe die ihm zur Gewohnheit gewordene weltmänniſche Haltung mit dazu beigetragen, daß er unter keinen Umſtänden ſich etwas vergab und daß er den Schriftſtellerſtand auch in der Geſellſchaft wieder zu Ehren brachte. Der ſchöne Ausdruck, den Göthe in Bezug auf Schiller gebraucht hat, läßt ſich auch auf L. anwenden: „Er war immer im vollen Beſitz ſeiner großen Natur.“ Mochte er mit Comödianten verkehren oder mit Cavalieren, er wußte ſeine Würde zu behaupten und ſich in Reſpect zu erhalten; und die Unterhaltungen ſeiner Umgebung, die er gelegentlich mitmachte, entfremdeten ihn nie der ernſten Arbeit für ſeinen Beruf. Im

Begriff, eine Reiſe nach Rom zu machen, beſchließt er, der ihm angebotenen Empfehlungsſchreiben ſich nicht zu bedienen, „was ich zu ſehen, und wie ich zu leben gedenke, das kann ich ohne Cardinäle ꝛc.,“ und als der kurpfälziſche Miniſter von Hompeſch Miene machte, den Kritiker von großem Namen für ſeine kleinen Zwecke zu benutzen, da brach der arme Bibliothekar trotz der ihm eröffneten glänzenden Ausſichten die Unterhandlungen augenblicklich ab und ließ den Herr Miniſter fühlen, daß ein tüchtiger Schriftſteller auf ſeine Würde und Ehre nicht weniger hält, als ein Freiherr, ſondern unter Umſtänden mehr. Nach dieſem allem aber werden wir nicht etwa in einer leichtſinnigen Unſtätigkeit ſeines Weſens, ſondern in dem innerſten Triebe ſeines Geiſtes, der ihn auf ſeinen eigentlichen Beruf hinweiſt, den Grund dafür erkennen, daß L. das begonnene Fachſtudium bald wieder verließ, nur dem Vater zu Liebe den Vorbedingungen zu einem akademiſchen Lehramte genügte, ohne daran zu denken, ſich ernſtlich um ein ſolches zu bemühen, bei Tauenzien ſo wenig aushielt als bei dem Hamburger Theater, und erſt im ſpäteren Mannesalter zur Annahme eines Amtes ſich entſchloß, das ihm, während es ihm einerſeits eine ſorgenfreiere äußere Exiſtenz ſicherte, andererſeits doch für ſeine literariſchen Beſchäftigungen volle Freiheit ließ.

Daß in der That ſeinem unſtäten äußern Leben die größte Stätigkeit des ſeines Zieles ſich klar bewußten inneren Strebens zu Grunde lag, das beweiſt die unabläßige und unermüdliche wahrhaft ſtaunenswerthe Thätigkeit, womit er des zur Erforſchung der Wahrheit erforderlichen gelehrten Materials im ausgedehnteſten Maße ſich zu bemächtigen ſuchte. Schon der Knabe wünſcht neben einem Tiſch voll Bücher abgebildet zu werden, und auf der Kloſterſchule zu Meißen giebt ihm ſein Rector das Zeugnis: „Er iſt ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lectiones, die andern zu ſchwer ſind, ſind ihm finderleicht; wir können ihn faſt nicht mehr gebrauchen.“ So tritt uns denn auch in ſeinen erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuchen ſchon der Jüngling als ein *ἀνὴρ βὰς παναγία* entgegen. Aus einer reichen Fülle von Gelehrſamkeit iſt ihm für ſeinen jedesmaligen Zweck aus den verſchiedenſten Wiſſenſchaften auch das Entlegenſte in voller Klarheit und Sicherheit zur Hand. Das Schleiermacherſche Wort: „Gedächtnis iſt Intereſſe“ iſt keines anderen Beiſpiel in ſolchem Grade zu illuſtriren und zu beſtätigen geeignet, als das L.s. Das Intereſſe aber, welches ihn die mannigfaltigſten Kenntniſſe ſo eifrig ſuchen und ſo ſicher feſthalten lehrte, und welches ſie ihm in jedem Augenblicke präſent erhielt, iſt nicht auf die Gelehrſamkeit als ſolche gerichtet, ſondern auf die wiſſenſchaftliche Erkenntnis der Wahrheit. Die Gelehrſamkeit iſt ihm nur Mittel zu dieſem Zweck. Er verbittet daher ausdrücklich den Namen eines Gelehrten, er möchte nicht gelehrt ſein, und wenn er es im Traum werden könnte, ſondern alles, wornach er trachtet, „iſt im Falle der Noth ein gelehrtes Buch *brauchen* zu können;“ denn „der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrſamkeit. Eigene Erfahrung iſt Weisheit. Das kleinſte Kapital von dieſer iſt mehr werth, als Millionen von jener.“ L. war ein großer Bücherkenner und auch ein Bücherfreund, und ſeiner Sachkenntnis und Umſicht gelang es, ihn in den Beſitz von für ſeine Verhältniſſe ſehr bedeutenden Bücherſchätzen zu ſetzen. Aber auch dieſe beſaß er nur, um ſie zu gebrauchen. Er war in ſeine Bibliothek nicht verliebt, ſondern wußte, wenn die Umſtände es forderten, guten Muthes von ihr ſich zu trennen, ähnlich wie der Miniſter Stein es für die Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit des männlichen Geiſtes förderlich fand, wenn man zuweilen in den Fall komme, ſein Gepäcke zu verlieren. In ſolchem Geiſte hat L. ganz beſonders dazu beigetragen, uns von dem Banne einer todten Gelehrſamkeit zur wahren, auf ſelbſtthätiger Erforſchung und Anregung der Wahrheit beruhenden Wiſſenſchaft hindurchzuführen. — Darauf auch bei andern hinzuarbeiten, war denn auch bei ſeiner ganzen kritiſchen und polemiſchen Thätigkeit ſein letzter Zweck. Weil ihm nun die ſelbſtthätige Anregung der Wahrheit den Werth des Menſchen und die wahre Weisheit begründete, ſo ſuchte er die ſelbſtzufriedene Sicherheit des gewohnheitsmäßigen Beſitzes einer wirklichen oder eingebildeten Wahrheit zu ſtören, er liebte es dann, auch

hier Schleiermachern ähnlich, „auf die entgegengeſetzte Seite des Brettes zu treten, damit der Gegner durch Prüfung der gegenſeitigen Anſicht die eigene klären und begründen lerne, und das richtige Gleichgewicht hergeſtellt werde.“ So hat er mit Leibnitz gegen Eberhard die Ewigkeit der Höllenſtrafen und gegen die rationaliſtiſche Halbheit des Socinianers Wiſſowatius die größere Tiefe und Folgerichtigkeit der kirchlichen Dreieinigkeitslehre vertheidigt, und wie er im Fragmentenſtreit den Beſitzſtand der Orthodoxie erſchütterte, ſo hatte er ſeinen damaligen Gegner Göze früher in Schutz genommen gegen die eitle und ſeichte Aufklärerei der herrſchenden Scheinbildung, welcher überhaupt niemand ferner ſtehen konnte als L. Von einem ſolchen Geiſte wird man zum voraus geneigt ſein anzunehmen, daß er keinem fertigen philoſophiſchen Syſtem ſich werde angeſchloſſen haben. In der That, wenn er Jakobi damit neckte, daß er ſich zu dem Ἓν καὶ πᾶν bekannte, ſo hätte Mendelsſohn darüber ſich nicht zu Tode grämen ſollen, ſondern wiſſen können, wie er das bei L. zu nehmen habe. Ein Spinoziſt iſt L. nicht geweſen, und wenn er im Gegenſatze zu der abstracten Außerweltlichkeit des herrſchenden Gottesbegriffes bei Spinoza den Gott ſuchte, dem „es ziemt, die Welt im Innern zu bewegen“; ſo ſtand er doch in der Geſammtheit ſeines geiſtigen Weſens und ſeiner Anſchauung, in welcher er in allen Weſen individuelle Monaden, in den Menſchen willensfreie, unſterbliche Perſönlichkeiten erkannte, Gott ſelbſt aber als den perſönlichen die Welt leitenden und die Menſchen erziehenden Weisheitswillen faßte, der Weiſe Leibnitzens näher. — Wenn nun L. bei ſeinem Kampfe um die Wahrheit manches nur γυμναστικῶς behauptete, was er δογματικῶς zu vertreten nicht gewillt war, ſo hat er doch niemals den Gegner nur geneckt, um ſeine eigene Kraft und Gewandtheit zu zeigen und ſelbſt daran eine eitle Freude zu genießen. Vielmehr ſtand ihm als Kampfpreis allezeit die Wahrheit vor der Seele, und der Ernſt, womit er nach ihr rang, ließ keinerlei Frivolität in ſeiner Kampfesweiſe aufkommen. Keinen geringen Antheil an der Ausbildung dieſer ernſten Geſinnung hatte der Umſtand, daß auch an L. das proteſtantiſche Pfarrhaus die Miſſion erfüllt hatte, welche es in der Geſchichte hat und welche Lang (a. a. O. S. 217 f.) mit ſo treffenden Worten zeichnet. Vorzüglich durch L.s Vater war dieſe Miſſion vertreten, und in dem Worte des Vaters: „die hiſtoriſche Wahrheit gleicht einem Auge, welches nicht das geringſte Stäubchen leidet“, iſt der Wahrheitsſinn des Sohnes vorgebildet, welcher in dem Ausſpruche Nathans über Saladin in der That ſich ſelbſt charakteriſirt: „Er will — Wahrheit, Wahrheit! und will ſie ſo, — ſo baar, ſo blank, — als ob die Wahrheit Münze wäre“. Wie L. der ſtreng kirchlichen, klöſterlichen Zucht des Afraneums zu Meißen das Zeugnis gab, wenn ihm etwas von Gründlichkeit eigen ſei, ſo habe er es dem Kloſter zu danken, ſo verkannte er noch weniger den heilſamen Einfluß der ernſten, frommen, nicht die Genußſucht, ſondern die Luſt und Kraft zur Arbeit fördernden Zucht des elterlichen Hauſes. Waren auch ſeine Gedanken und Wege oft andere, als die ſeiner Eltern, ſo blieb er doch den Seinen in treueſter, ſtets zu Rath und Hülfe bereiter Kindes- und Geſchwiſterliebe verbunden, und ſein volles warmes Herz, die ganze Bravheit ſeiner Geſinnung liegt vor uns offen in den einfachen Worten, mit welchen der einundvierzigjährige Mann am 8. Sept. 1770 von Wolfenbüttel aus, wo er ſelbſt in keineswegs glänzenden äußeren Verhältniſſen ſich befand, ſeinem Bruder Theophilus auf die Nachricht vom Tode ſeines Vaters antwortet (XII. S. 311 f.): „Ich denke, ich habe es bei dir nicht nöthig, viel klägliche Worte zu brauchen, um dich zu verſichern, wie ſehr mich die Nachricht von dem Tode unſeres Vaters betrübt und niedergeſchlagen hat. Ich kann noch kaum wieder zu mir ſelbſt kommen. — — Was mich einigermaßen tröſtet, iſt, daß er nach ſeinem Wunſche geſtorben. Laß uns, mein lieber Bruder, eben ſo rechtſchaffen leben, als er gelebt hat, um wünſchen zu dürfen, eben ſo plötzlich zu ſterben, als er geſtorben iſt. Das wird die einzige beſte Weiſe ſein, ſein Andenken zu ehren. — — Es kann nicht anders ſein, es müßen ſich Schulden finden. Ich nehme ſie alle auf mich, und will ſie alle ehrlich bezahlen, nur muß man mir Zeit laſſen. Schreibe mir, was

man für Verſicherung desſalls von mir verlangen kann, und ich will ſie mit Vergnügen ſtellen. Nur muß unſere Mutter dadurch völlige Ruhe bekommen; — — zugleich umarme für mich unſere Schweſter, und ſage ihr, daß ich meine Thränen mit den ihrigen verbinde, und ſie nicht vergeſſen ſoll, daß ſie einen Bruder hat, der bereit iſt, alles für ſie zu thun, was ihm in der Welt nur möglich iſt.“ Liegt nun in dem Ernſt ſeines Wahrheitsſinnes und in der Pietät gegen das elterliche Haus, wo ſo tüchtige Geſinnung ihre Pflege gefunden hatte, an ſich ſchon ein religiöſer Zug, ſo läßt ſich erwarten, daß L., zumal bei ſeiner umfaſſenden und eindringenden Kenntnis der Geſchichte, die Bedeutung der Religion und insbeſondere der des Chriſtenthums nicht verkannt haben werde. In der That läßt ſich kaum etwas verſchiedenartigeres denken, als der frivole Hohn, welchen engliſche und franzöſiſche Deiſten und Atheiſten über Aberglauben und Glauben ergoſſen, und der gewiſſenhafte Ernſt, womit Leſſing bemüht war, den Irrthum zur Wahrheit und das träge Annehmen äußerlich überlieferter Lehren zu lebendiger Aneignung der Wahrheit weiter zu führen. Man iſt freilich gewohnt, in L., weil er der Gegner der damaligen Vertreter der Kirchenlehre war, nur den Gegner des poſitiven Chriſtenthums und der poſitiven Religion überhaupt zu ſehen, und wir wollen nicht leugnen, daß er in jenem Streite von ſeiner Gewohnheit, „auf die entgegengeſetzte Seite des Brettes zu treten“, oft einen etwas ausgedehnten Gebrauch gemacht und dabei namentlich den Werth der heiligen Schrift als Lehrnorm unterſchätzt und die Abhängigkeit der ſogenannten Vernunftreligion von den poſitiven oder hiſtoriſchen Religionen und insbeſondere von dem Chriſtenthum verkannt hat. Gleichwohl ſtehen wir nicht an zu behaupten, daß von allen Koryphäen unſerer claſſiſchen Literaturperiode, ſelbſt Herder nicht ausgenommen, keiner eine ſo klare Einſicht, wie L., gehabt hat in das Verhältnis der Religion an ſich zu der Religion in ihrem geſchichtlichen Werden, in die Stellung, welche das Chriſtenthum in dieſem, und in das Verhältnis, welches es zu jener einnimmt. Dadurch hat denn L. auch der religiöſen und chriſtlichen Erkenntnis eine poſitive Förderung gebracht. Er hat darauf gedrungen, daß das Weſentliche und Primitive in der Religion nicht die Religionslehre ſei, ſondern das praktiſche Verhalten des Menſchen zu Gott, ſein thatſächliches Leben in und mit Gott. Er hat, indem er die Offenbarung als die Erziehung des Menſchengeſchlechtes durch Gott auffaßte, dieſelbe wieder als eine lebendige Kraft Gottes ſelig zu machen, erkennen gelehrt, während man gewohnt war, ſie nur als einen Inbegriff gewißer religiöſer Lehrſätze anzuſehen. Und er führte als zu der eigentlichen Quelle der chriſtlichen Offenbarung über den Buchſtaben der heiligen Schrift zu der Perſon Chriſti und der durch ihn begründeten geiſtigen Neuſchöpfung zurück. Während die damaligen Vertreter der Orthodoxie nur ein Auge hatten für L.s Abweichungen von dem kirchlichen Lehrbegriff, die Aufklärer, ſo oft und ſehr er gegen die Gemeinſchaft mit ihnen ſich verwahrte, eben um dieſer Abweichungen willen ihn zu den Ihrigen glaubten zählen zu dürfen, wurden die in ſeiner Auffaſſung liegenden Keime zu einer Neugeburt der theologiſchen Wiſſenſchaften von faſt allen nicht beachtet und vielleicht von keinem recht gewürdigt. Ein Menſchenalter ſpäter hat ein verwandter Geiſt, Schleiermacher, das von L. begonnene Werk wieder aufgenommen und jene Grundgedanken in der wiſſenſchaftlichen Theologie der Gegenwart in ſolchem Grade zur Anerkennung gebracht, daß jetzt auch der Poſitivſte, ſo lange er noch für einen wiſſenſchaftlichen Theologen gelten will, es nicht unternehmen dürfte, zu dem von L. beſtrittenen theologiſchen Syſtem ſich einfach wieder zu bekennen. — L. ſelbſt aber hat bei ſeinem Kampfe um die Wahrheit ſeinen Blick auf deren künftigen Sieg gerichtet, nicht auf gegenwärtigen Beifall, und darum verband ſich mit ſeinem Eifer um die Erkenntnis der Wahrheit die Freimüthigkeit in ihrem Bekenntniſſe. Während er die erſchlichene Auctorität, welche die hohlen „großen Deuſe“ der Kunſt und Wiſſenſchaft in der öffentlichen Meinung erworben hatten, mit ſchonungsloſen Streichen zerſtörte, zog er in ſeinen Rettungen“ verkanntes Verdienſt an das Licht. „Gelinde und ſchmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd

gegen den Meiſter; abſchreckend und poſitiv gegen den Stümper; höhniſch gegen den Prahler und ſo bitter als möglich gegen den Cabalenmacher" — das waren die Grundſätze der Taktik in ſeinen kritiſchen Kämpfen. Zugleich aber kam durch die unerſchütterliche Sicherheit, womit er in allem Streit das letzte und höchſte Ziel unverrückt im Auge behielt, in ſein ganzes Leben, trotz deſſen äußerer Unruhe und Unſtätheit, eine wunderbare Stätigkeit ſeines geiſtigen Entwicklungsganges und ſeiner geiſtigen Thätigkeit. Nachdem er zuerſt durch eine allen Erſcheinungen des literariſchen Marktes ſich zuwendende discurſive kritiſche Thätigkeit auf ſeinem Terrain ſich orientirt hat, concentrirt er mehr und mehr ſeine Kraft und jeder bedeutenderen kritiſchen Arbeit tritt die poſitive Leiſtung einer dichteriſchen Schöpfung zur Seite. Den Grundſatz, welchen er in der Schrift „Pope ein Metaphyſiker!" theoretiſch erörtert hat, exemplificirt er gleichſam in Miß Sara Sampſon. Im Laokoon hatte er der bildenden Kunſt die Darſtellung des im Raume der Betrachtung ſtillehaltenden Zuſtandes, der Poeſie den durch die wechſelnden Zeitmomente hindurch ſich entwickelnden Proceß der Handlung zugewieſen, und in Minna von Barnhelm erfüllt er ſelbſt im raſcheſten Fortſchritte der Handlung und in der epigrammatiſchen Schlagfertigkeit des Dialoges dieſen Beruf der Poeſie. Der Theorie der Hamburgiſchen Dramaturgie folgt in Emilia Galotti die techniſch vollendetſte dramatiſche Leiſtung des Meiſters, und die durch den Sturm des Fragmentenſtreites aufgewühlten Elemente finden im Nathan ihre ruhige poetiſche Ablagerung. Das Göthеſche Wort: „Ein echter Menſch in ſeinem dunkeln Drange iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt" findet in L.s Lebensgang eine glänzende Beſtätigung. Man hat treffend bemerkt, daß man über irgend einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand ſich nicht beſſer orientiren könne, als an einer bezüglichen Schrift L.s. Wir dürfen aber wohl einen Schritt weiter gehen und ſagen, daß die ganze Perſönlichkeit dieſes echten Menſchen in hohem Grade geeignet ſei, uns ſelbſt an ihm zu orientiren, indem er vor uns als ein Muſter daſteht ſelbſtverleugnender Unbefangenheit, männlicher Selbſtändigkeit, klarſter Einſicht in ſeinen Beruf und ſeine Kräfte, unermüdlicher Thätigkeit und edelſter Freimüthigkeit, und darin eben liegt die pädagogiſche Bedeutung, welche die geſammte Perſönlichkeit des Mannes für Jung und Alt haben kann. Eine „Umkehr der Wiſſenſchaft" zu der ſichtenden und erfriſchenden Klarheit und Wahrhaftigkeit L.s wird man in dieſem Sinne ſich gerne gefallen laſſen dürfen, und je mehr man an ihm ſich orientiren gelernt hat, deſto weniger wird man verſucht ſein, auf ſeine Auctorität hin auch die Irrthümer und Unzulänglichkeiten feſtzuhalten, denen auch er nach dem allen Sterblichen gemeinſamen Looſe verfallen iſt.

Viel kürzer werden wir uns bei Betrachtung der Anſichten faſſen können, welche L. in ſeinen Schriften über pädagogiſche Fragen gelegentlich ausdrücklich ausgeſprochen hat. Es kann unſere Aufgabe nicht ſein, alle dieſe gelegentlichen Aeußerungen zuſammenzuſtellen, an welchen es natürlich in den Schriften eines Mannes nicht ganz fehlen kann, der fortwährend mit ſolcher Sorgfalt an der eigenen Erziehung arbeitete und bei dem, was er zur Belehrung anderer that, mit ſo trefflicher und bewußter Methode verfuhr, ſondern nur einzelnes beſonders charakteriſtiſche oder durch ſeine Beziehung zur Geſchichte der Pädagogik wichtige werden wir hervorzuheben haben. Am nächſten liegt es an die „Erziehung des Menſchengeſchlechtes" zu erinnern. In der That ſteht dieſe wunderbare und in ihrer Bedeutung für eine tiefere Erkenntnis der religiöſen Entwicklung der Menſchheit noch lange nicht gehörig gewürdigte Schrift nicht bloß durch ihren Titel in einer Beziehung zur Pädagogik. Es iſt für die ſtets auf Entwicklung des Geiſtes zu ſelbſtthätigem Verſtehen und Ergreifen der Wahrheit gerichtete Tendenz L.s bezeichnend genug, daß er die Offenbarung auffaßt als „die Erziehung, die dem Menſchengeſchlechte geſchehen iſt und noch geſchieht," die Erziehung aber als „die Offenbarung, die dem einzelnen Menſchen geſchieht" (§ 2), und daß er ſomit Gott ſelbſt dem Erzieher als das höchſte Vorbild vor Augen ſtellt. Im einzelnen hebt er hervor, wie der göttliche Erzieher

fern von dem „Fehler des eitlen Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will," ihm keine Dinge, welchen seine Vernunft noch nicht gewachsen war (§ 17), offenbart, sondern mit der Erziehung begonnen habe, welche „dem kindlichen Alter entspricht, der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen" (§ 16) und durch ein angemessenes Elementarbuch, dessen negative Vollkommenheit darin besteht, „daß es den Weg zu den noch zurückgehaltenen Wahrheiten nicht erschwere oder versperre," während seine positive Vollkommenheit in Vorübungen, Anspielungen, Fingerzeigen liegt, womit es auf diese Wahrheit bereits hinweist (§ 47). Denn „die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geschlechte nicht weniger, als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu etwas erzogen" (§ 82). Die Erreichung dieses Zieles darf nicht übereilt, nicht der Zögling vor der Zeit auf eine Stufe erhoben werden, auf welcher er doch nicht eigentlich heimisch werden kann: hüte dich, es deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was du witterst oder schon zu sehen beginnest; bis sie dir nach sind, diese schwächeren Mitschüler, — kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück und untersuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas mehreres ist" (§ 68 und 69). Aber die Zeit fordert ihr Recht, „das Kind wird Knabe. Leckerei und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, eben so frei, eben so geehrt, eben so glücklich zu werden, als es sein älteres Geschwister sieht" (§ 55). „Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröffnet, die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt: was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Mann zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sei" (§ 83). Die fortschreitende Erziehung hat mit Hülfe eines vollkommenen Elementarbuchs den Zögling dahin zu führen, daß er das Gesetz, welches er früher in der Zucht eines äußeren Gehorsams befolgt hat, als die innere Triebkraft seines Handelns in den eigenen Willen aufnehme. — Mit diesem Gedanken stimmen dann auch die pädagogischen Grundsätze überein, welche L. sonst ausspricht. Nichts widerspricht seinem ganzen Wesen mehr, als die Erniedrigung der Erziehung zu einem Abrichten für die Gewinnung der äußeren Güter, „der Ehre und des Wohlstandes", immer ist ihm die wahre Befreiung des Geistes zur Selbständigkeit das Ziel, und seine Forderung ist darauf gerichtet, daß ein jeder über den besondern Weg, auf welchem er diesem Ziele zuzustreben hat, sich vollkommen klar werde und seine ihm zu diesem Zwecke zu Gebote stehenden Mittel weislich und namentlich mit Ausdauer zu Rathe halte. Schon der erste seiner Briefe, welcher uns überliefert ist und welcher überhaupt so interessant ist, weil er schon den ganzen künftigen Lessing ankündigt, spricht diese Gesinnung aus. Der fünfzehnjährige Knabe schreibt an die ältere Schwester, die ihm Antwort auf einen früheren Brief schuldig war, nachdem er zuvor die Alternative erörtert hat, daß sie entweder nicht schreiben könne, oder nicht schreiben wolle: „Du bist zwar Deinem Lehrmeister sehr zeitig aus der Schule gelaufen, und schon in Deinem 12. Jahre hieltest du es vor eine Schande, etwas mehres zu lernen; allein wer weiß, welches die größte Schande ist? in seinem 12. Jahre noch etwas zu lernen als in seinem 18. oder 19. noch keinen Brief schreiben können. Schreibe ja! und benimm mir diese falsche Meinung von Dir!" Und dann schließt er mit dem für ihn höchst charakteristischen Neujahrswunsch. „Ich wünsche Dir, daß Dir Dein ganzer Mammon gestohlen würde. Vielleicht würde es Dir mehr nützen, als wenn jemand zum neuen Jahre Deinen Geld-Beutel mit einigen 100 Stück Dukaten vermehrte." So bereit L. immer seinen Geschwistern zu Rath und Hülfe war, so verlor er doch niemals den pädagogischen Zweck aus den Augen, sie dahin zu bringen, daß sie sich selbst helfen könnten. In diesem Sinne schreibt er im Jahre 1763 in Bezug auf seinen Bruder Gottlob an den Vater: „So ungern ich selbst jederzeit von andern Leuten sogenannten guten Rath angenommen habe, so zurückhaltend bin ich mit meinem eigenen, und ich will lieber jedem, der es bedarf, meinen letzten Groschen

geben, als ihm ſagen: thue das, thue jenes. Wer ſeine Jahre hat, muß ſelbſt wiſſen, was er thun kann, was er thun muß; und wer erſt hören will, was andere Leute zu ſeinen Anſchlägen ſagen, der hat bloß Luſt, Zeit zu gewinnen, und indes andere zu faſſen." Ausdauer ſchätzt er nicht geringer, als angebornes Talent, und in dem Ausſpruche Rouſſeaus, daß der Eifer eher das Talent als das Talent den Eifer erſetze, und in dem F. A. Wolfs, daß das Genie der Fleiß ſei, würde er den Ausdruck ſeiner eignen Ueberzeugung erkannt haben. Doch wußte dieſer große männliche Geiſt Kind zu werden im Kreiſe der Kinder, und ſein Stiefſohn rühmt die Freundlichkeit und das väterliche Wohlwollen, womit L. für ſeine Kinder ſorgte. Er ſuchte mehr durch Ermunterung und Anregung, als durch körperliche Züchtigung zu wirken, und nur zweimal hatte der Sohn eine ſolche zu erfahren: beidemal für das, was in L.s Augen die Kapitalſünden des Mannes waren, Unwahrheit und Feigheit. „Er applicirte daher ſeinem Fritzchen eine eben ſo derbe Maulſchelle, als ihn dieſer einmal mit Unwahrheit berichtete, wie eine ſolche erfolgte, als derſelbe ſich nicht gegen die Angriffe eines böſen Buben gewehrt hatte" (Guhrauer a. a. O. II, 2, S. 325).

Zu einer in der Geſchichte der Pädagogik bedeutend gewordenen Erſcheinung trat L. zuerſt dadurch in Beziehung, daß er bereits 1751 in den als Beilage zu den Berliniſchen Staats- und Gelehrten-Zeitungen erſchienenen Monatsblättern „das Neueſte aus dem Reiche des Witzes" gleich im erſten Blatte das Werk Rouſſeaus anzeigte, welches die Grundgedanken ausſprach, die dann im Emil ihre pädagogiſche Anwendung fanden, und eine ſo zuverſichtliche Anwendung gewiß auch in Folge des Beifalls, welchen ein wiſſenſchaftliches Inſtitut Frankreichs jenen exorbitanten Behauptungen gezollt hatte: die ſo höchſt einſeitige und gleichwohl von der Akademie zu Dijon gekrönte verneinende Antwort, welche Rouſſeau auf die Preisfrage gegeben hatte: „Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs." L. erkannte das gewaltige Pathos an, wodurch dieſe Schrift von denen Voltaires und der Encyklopädiſten ſich ſo weſentlich unterſchied: „Herr Rouſſeau, ſo ſagt er (III. S. 202), hat ſo erhabene Geſinnungen mit einer ſo männlichen Beredtſamkeit zu verbinden gewußt, daß ſeine Rede ein Meiſterſtück ſein würde, wenn ſie auch von keiner Akademie dafür wäre erkannt worden." Aber der zweiundzwanzigjährige deutſche Kritiker beſaß auch die Nüchternheit, welche noch hundert Jahre ſpäter manchem „gewiegten Pädagogen" abgieng, die gefährlichen Verirrungen nicht zu verkennen, zu welchen eine Anſicht von der Geſellſchaft, wie die Rouſſeaus, nothwendig führen mußte. Seine eigene Anſicht faßt L. bündig in ſein Schlußwort zuſammen: „Die Künſte ſind das, zu was wir ſie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn ſie uns ſchädlich ſind;" und ganz dasſelbe konnte in Bezug auf die Geſellſchaft geſagt werden, von welcher den Zögling gänzlich loszureißen Rouſſeau ſpäter den unausführbaren Verſuch machte, ſtatt ſie durch die Erziehung zu reformiren, ganz wie er Wiſſenſchaften und Künſte verdammt hatte, ſtatt ihre Reinigung und Weihe zu fordern. Merkwürdigerweiſe traf L. neun Jahre ſpäter auch mit dem Manne in literariſchem Kampfe zuſammen, welcher die in den genialen Declamationen Rouſſeaus enthaltenen pädagogiſchen Principien in die nüchternen Grundſätze ſeines eigenen philantropiſchen Utilitarismus überſetzte und in dieſer Geſtalt ſie auf deutſchen Boden zu verpflanzen ſuchte, mit Baſedow, der eben damals ſeine pädagogiſchen Neuerungen begann. Der Oberhofprediger Johann Andreas Cramer zu Kopenhagen gab ſeit Anfang des Jahres 1758 in Verbindung mit Klopſtock, Baſedow u. a. den Nordiſchen Aufſeher heraus und hatte (Stück 46 ff.) darin auch ſeine pädagogiſchen Anſichten entwickelt, indem er unter der Maske eines Arthur Ironſide erzählt, wie ſein Vater, Paſtor Ironſide, ihn erzogen habe. „Er erzählt z. E. — ſo berichtet L. ſelbſt — als ihn ſein Vater mit den Lehren der Nothwendigkeit und mit dem Daſein eines Erlöſers der Menſchen und einer Genugthuung für ſie bekannt machen wollen: ſo habe er auch hier der Regel, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwereren fortzugehen, zu folgen geſucht, und ſei einzig darauf bedacht geweſen,

ihn Jeſum erſt bloß als einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund, lieben zu lehren.“ L. erſah ſich die ziemlich anſpruchsvoll auftretende Zeitſchrift zu einem Gegenſtande der Kritik ſeiner Literaturbriefe (3. Theil, 48.—51. Brief) und bemerkt in Bezug auf jene Anwendung einer an ſich unverwerflichen methodiſchen Regel (VI, 109 ff.): „Ich fürchte ſehr, daß ſtrenge Verehrer der Religion mit der gewaltſamen Ausdehnung dieſer Regel nicht zufrieden ſein werden. Oder ſie werden vielmehr nicht einmal zugeben, daß dieſe Regel hier beobachtet worden. Denn wenn dieſe Regel ſagt, daß man in der Unterweiſung von dem Leichteren auf das Schwerere fortgehen müße, ſo iſt dieſes Leichtere nicht für eine Verſtümmlung, für eine Entkräftung der ſchweren Wahrheit, für eine ſolche Herabſetzung derſelben anzuſehen, daß ſie das, was ſie eigentlich ſein ſollte, gar nicht mehr bleibt. Und darauf muß Paſtor Ironſide nicht gedacht haben, wenn er es, nur ein Jahr lang, dabei hat können bewenden laſſen, den göttlichen Erlöſer ſeinem Sohne bloß als einen Mann vorzuſtellen, den Gott „„zur Belohnung ſeiner unſchuldigen Jugend, in ſeinem dreißigſten Jahre mit einer ſo großen Weisheit, als noch niemals einem Menſchen gegeben worden, ausgerüſtet, zum Lehrer aller Menſchen verordnet, und zugleich mit der Kraft begabt habe, ſolche herrliche und außerordentliche Thaten zu thun, als ſonſt niemand außer ihm verrichten können.““ — Heißt das den geheimnißvollen Begriff eines ewigen Erlöſers *erleichtern*? Es heißt ihn aufheben; es heißt einen ganz andern an die Stelle ſetzen; es heißt, mit einem Worte, ſein Kind ſo lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre faſſen kann. Und wann kann es die faſſen? In welchem Alter werden wir geſchickter dieſes Geheimnis einzuſehen, als wir es in unſerer Kindheit ſind? Und da es einmal ein Geheimnis iſt, iſt es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit *einzuflößen*, als die Zeit der ſich *ſträubenden* Vernunft damit zu erwarten?“ — Weiteres für den Mann, in welchem man *nur* den Gegner der Orthodoxie zu ſehen gewohnt iſt, ſehr charakteriſtiſches fügt der folgende Brief noch bei in Bezug auf die Schwächen des ſogenannten „vernünftigen Chriſtenthums“ der Aufklärung, von welchem L. bekanntlich ſpäter ſagte, man wiſſe nicht, weder wo das Chriſtenthum ihm ſitze, noch wo die Vernunft. Dieſe Kritik eines angeſehenen Blattes, hinter welcher man L. nicht vermuthete, machte nicht geringes Aufſehen, und Baſedow fand es in dieſem Falle zweckmäßig, zum Champion des angegriffenen Oberhofpredigers in einer eigenen Schrift ſich aufzuwerfen (Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordiſchen Aufſehers und beſonders des Herrn Hofprediger Cramers mit den merkwürdigen Beſchuldigungen gegen denſelben in den Briefen, die neueſte Literatur betreffend. Soroe 1760). Dies wurde dann für L. Veranlaſſung, ſeine früheren Einwendungen mit hoher geiſtiger Ueberlegenheit nur ausführlicher zu begründen (6. Theil, 102.—110. Brief), die pädagogiſchen in demſelben Sinne, in welchem er noch in der Erziehung des Menſchengeſchlechtes ſagt (§ 26): „Ein Elementarbuch für Kinder darf gar wohl dieſes oder jenes wichtige Stück der Wiſſenſchaft oder Kunſt, die es vorträgt, mit Stillſchweigen übergehen, von dem der Pädagog urtheilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er ſchrieb, noch nicht angemeſſen ſei. Aber es darf ſchlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zukünftigen wichtigen Stücken verſperre oder verlege. Vielmehr müßen ihnen alle Zugänge zu denſelben ſorgfältig offen gelaſſen werden.“ So hatte auch hier wieder bei der ernſten Begegnung die nüchterne Klarheit und der eindringende Scharfblick L.s den Kern unkindlicher und roher Aufklärerei in den vielverheißenden und auch in mancher Beziehung nützlich gewordenen pädagogiſchen Neuerungen Baſedows erkannt, welche nach 1777 ſelbſt der dreiundfünfzigjährige Kant mit unbedingtem Lobe empfehlen konnte. Auch der alten Katechismen hat L. ſich angenommen gegen die Theologen, welche ihnen „den Mangel an einer vernünftigen Religion und an einem vernünftigen Uebergange zur Offenbarung vorwerfen,“ und indem ſie bloß ſo obenhin daran künſtelten, ſie „erſt recht ſchal und kahl machten.“ Den Beweis übrigens, wenn es überhaupt eines ſolchen Beweiſes bedurfte, daß L. den

Werth eines wahrhaft bildenden, den kindlichen Geiſt zu eigener Thätigkeit erweckenden Unterrichts nicht unterſtützte, hatte er ſelbſt in der fünften ſeiner Abhandlungen über die Fabel gegeben (V. S. 457—460), welche „von einem beſondern Nutzen der Fabeln in den Schulen“ handelt. Hier ſagt er: „Warum fehlt es in allen Wiſſenſchaften und Künſten ſo ſehr an Erfindern und ſelbſtdenkenden Köpfen? Dieſe Frage wird am beſten durch eine andere Frage beantwortet: Warum werden wir nicht beſſer erzogen? Gott giebt uns die Seele; aber das Genie (hier eben nur: ein erfinderiſcher, ſelbſtdenkender Kopf) müßen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, deſſen geſammte Seelenkräfte man, ſo viel als möglich, beſtändig in einerlei Verhältniſſen ausbildet und erweitert; den man angewöhnt, alles, was er täglich zu ſeinem kleinen Wiſſen hinzulernt, mit dem, was er geſtern bereits wußte, in der Geſchwindigkeit zu vergleichen und Acht zu haben, ob er durch dieſe Vergleichung nicht von ſelbſt auf Dinge kömmt, die ihm noch nicht geſagt worden, den man beſtändig aus einer Scienz in die andere hinüberſehen läßt; den man lehret, ſich eben ſo leicht von dem Beſondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Beſondern ſich wieder herabzulaſſen: der Knabe wird ein Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.“ Dieſe vortrefflichen allgemeinen Vorſchriften über das, was man als die Lebendigkeit des Unterrichtes bezeichnen kann, werden dann auf die pädagogiſche Benutzung der Fabel angewandt. Der Lehrer ſoll die darin enthaltene Geſchichte bald eher abbrechen, und aus dem Bruchſtück den Schüler ſelbſt ein neues Ganzes machen laſſen, bald ſoll er ihn die Geſchichte weiter fortführen, bald dieſen oder jenen Umſtand ſo verändern, daß ſich eine andere Moral darin erkennen läßt, bald eine reinere Moral in die Fabel zu legen ihn verſuchen laſſen, damit durch dieſes alles der Geiſt des Zöglings zu ſelbſtändigem Denken und Erfinden angeregt werde. Gerade die Natur der Fabel geſtattet auch eine ſolche Behandlung, ohne daß man zu befürchten hätte, den Geiſt der Poeſie dadurch zu beleidigen.

Es bildet übrigens die Erwähnung dieſer didaktiſchen Rathſchläge L.s einen natürlichen Uebergang zur ſchließlichen Betrachtung des Werthes, welchen L.s Schriften als Hülfsmittel der ſtiliſtiſchen, äſthetiſchen und ſittlichen Bildung haben. Die Vortrefflichkeit des Leſſingſchen Stils iſt von bedeutenden Auctoritäten mit ſolcher Begeiſterung anerkannt, ſeine eigenthümlichen Vorzüge ſind von ihnen ſo treffend charakteriſirt worden, daß wir wohl thun werden, den Ausdruck ihres Urtheils uns anzueignen, ſtatt den vergeblichen Verſuch zu machen, einen treffenderen zu finden. Schon Herder ſagt darüber (a. a. O. S. 138): „So lange deutſch geſchrieben iſt, hat, dünkt mich, niemand wie Leſſing deutſch geſchrieben, und komme man und ſage, wo ſeine Wendungen, ſein Eigenſinn nicht Eigenſinn der Sprache ſelbſt wären? Seit Luther hat niemand die Sprache von dieſer Seite ſo wohl gebraucht, ſo wohl verſtanden. In beiden Schriftſtellern hat ſie nichts von der plumpen Art, von dem ſteifen Gange, den man ihr zum Nationaleigenthum machen will; und doch, wer ſchreibt urſprünglich deutſcher, als Luther und Leſſing?“ Und beſonders allſeitig, treffend und ſchön Vilmar: „Wohl aber iſt hervorzuheben, daß er, nächſt Luther, der zweite Schöpfer unſerer Proſa, der Erzeuger der modernen Proſa geworden iſt. Das Eigenthümliche derſelben iſt die Darſtellung des dialektiſchen Proceſſes in ſeiner vollen Wahrheit und höchſten Lebhaftigkeit; wir hören in Leſſings Stil ein geiſtreiches, belebtes Geſpräch, in welchem gleichſam ein treffender Gedanke auf den andern wartet, einer den andern hervorlockt, einer von dem andern abgelöst, durch den andern berichtigt, gefördert, entwickelt und vollendet wird; Gedanke folgt auf Gedanke, Zug um Zug, im heiterſten Spiele und dennoch mit unbegreiflicher, faſt zauberhafter Gewalt auf uns eindringend, uns mit fortreißend, beredend, überzeugend, überwältigend; wir können uns der Theilnahme an dem Geſpräche nicht entziehen, wir glauben ſelbſt mitzureden, und zwar mit ſolcher Lebhaftigkeit, Klarheit, Beſtimmtheit mitzureden, wie wir ſonſt noch nie geſprochen haben, Einrede und Widerlegung, Zugeſtändnis und Be-

ſchränkung, Frage und Antwort, Zweifel und Erläuterung folgen aufeinander in ununterbrochener Abwechslung, bis alle Seiten des Gegenſtandes nacheinander herausgekehrt und beſprochen ſind, ohne daß doch bei einer einzigen nur einen Augenblick länger verweilt würde, als zur vollſtändigen Darlegung derſelben nöthig iſt: da iſt kein müßiger Gedanke, kein ausſchmückender Satz, kein überflüſſiges Wort, nichts was nur angedeutet, halb ausgeſprochen, dem Beſinnen und Errathen überlaſſen wäre, der Gegenſtand muß ſich unſerem Denken, unſerer Anſchauung ganz und gar hergeben; er wird vollſtändig durchdrungen, aufgelöst und in unſer innerſtes geiſtiges Leben hineingezogen, unſerem Geiſte im ganzen und in allen ſeinen einzelnen Theilen aſſimilirt. Wie reizen in Leſſings Darſtellung ſelbſt Gegenſtände, die uns an ſich ſo fern liegen und ſo ſpeciell wiſſenſchaftliche Dinge behandeln! Wen intereſſirt Cardanus? Wen Simon Lemnius? Wen die längſtvergeſſene Fabeltheorie des Batteux? Wie wenige die geſchnittenen Steine der Lippertſchen Dactyliothek oder die polemiſchen Schriften des Hauptpaſtors Göze? Und doch welche rege Theilnahme gewinnen wir für dieſe Dinge, ſowie wir nur wenige Zeilen der Leſſingſchen Beſprechung derſelben geleſen haben, wie feſſeln ſie uns, daß wir nicht davon los können, und welchen Genuß haben ſie uns gewährt, wenn wir zum Schluſſe gelangt ſind! Es iſt darum auch Leſſings Proſa ſeit achtzig Jahren das unerreichte Muſter desjenigen Stils, welcher das Geſpräch, die Verhandlung über die Gegenſtände darſtellt — wie Göthes Proſa das gleich unerreichte Muſter des Geſprächs und der Verhandlung mit den Gegenſtänden iſt.“ Wie L. auch als Dichter den Kritiker nicht verleugnet, ſo verleugnet er auch als Kritiker den Dichter nicht: wie die handelnden Perſonen eines Dramas, ſo treten bei ihm die einander unterſtützenden oder beſtreitenden Gedanken auf; und das ſchöne Wort, welches Herder in Bezug auf Huttens Proſa geſagt hat, läßt ſich im vollſten Maße auch auf L. anwenden: „Alles lebt in ſeinen Schriften, nichts ſteht geſchrieben, daß es nur alſo daſtehe. Wie Dädals Bildſäulen ſieht man ſeine Worte und Phraſen gehen, kommen, handeln, leben!“ Deutlichkeit ohne Trockenheit, Klarheit ohne Seichtigkeit, höchſte Lebendigkeit ohne Flüchtigkeit und Ueberſtürzung, Schwung ohne Ueberſchwänglichkeit, das ſind die Eigenſchaften der Sprache L.s, ihr Hauptvorzug aber liegt in ihrer vollkommenen Wahrhaftigkeit, durch welche das Wort nur der aufrichtigſte Interpret, der treueſte Diener, der ſtete Begleiter des Gedankens wird, und die keinen ſchielenden Ausdruck, kein müßiges Wort, keine nur äußerlich angewöhnte Wendung duldet, und die für den Leſer nicht allein ein Mittel zur Beförderung der eigenen Klarheit im Denken und im ſprachlichen Ausdruck wird, ſondern auch ein Antrieb zur Wahrhaftigkeit des Charakters. In den Fabeln L.s, die ja auch in dem „blanken männlichen Harniſch“ ſeiner Proſa auftreten, kann dieſer Vortheil ſchon jüngeren Schülern zugewandt werden. Wer die Oden des Horaz vor älteren erklärt, der ſollte doch nie verſäumen das „Vade mecum für den Hrn. Sam. Gotth. Lange“ anzuſehen: die Satire, womit L. die Verſehen dieſes unglücklichen Ueberſetzers geiſelt, würde ein vortreffliches Mittel werden, den Schüler vor ähnlichen Verſehen zu bewahren. Schade iſt, daß nicht auch die „Rettungen des Horaz“ empfohlen werden können, weil von der Unſauberkeit der Angriffe, gegen welche ſie ſich wandten, zu viel an ihnen hängen bleiben mußte. Dagegen würde ein beurtheilendes Referat über die Abhandlungen über die Fabel ein paſſendes Thema für einen Primaneraufſatz ſein. Laokoon, ſo wie die antiquariſchen Briefe und die ſchöne Abhandlung „wie die Alten den Tod gebildet“, ſetzen zu viel philoſophiſche und archäologiſche Kenntniſſe voraus, als daß bei Gymnaſiaſten das volle Verſtändnis und Intereſſe dafür vorausgeſetzt werden könnte. Wohl aber ſollte bei dem Unterricht in der Literatur die Gelegenheit nicht verſäumt werden, an geeigneter Stelle auf die Hamburgiſche Dramaturgie zurückzukommen, in welcher die Grundgeſetze der Poetik ſo eingehend, klar und auf eine das Verſtändnis durch fortwährende Anwendung auf die Praxis ſo ſehr erleichternde Weiſe auseinandergeſetzt werden, der wahre Ariſtoteles gegen die franzöſiſchen Pſeudoariſtoteliker ins Licht geſtellt, der Unter-

ſchied zwiſchen einem Dichter und Verſemacher durch den Vergleich zwiſchen Shakeſpeare und den Franzoſen illuſtrirt wird u. ſ. w. Beiſpielsweiſe mag nur auf die Beſprechung von Voltaires Semiramis (Stück 10 ff., VII, S. 47 ff.), Zaire (St. 15 ff., VII, S. 65 ff.) und Merope (St. 36 ff., VII, S. 152 ff.), von Corneilles Eſſex (St. 22 ff., VII, S. 95 ff., vrgl. St. 54 ff., VII, S. 227) und Rodogune (St. 29 ff. VII, S. 124 ff.) und namentlich auf das kräftige Schlußwort (St. 101—104, VII, S. 415 ff.) hingewieſen werden.

Von den eigenen Dichtungen L.s ſind, von den bereits erwähnten Fabeln abgeſehen, nur ſeine Dramen von Bedeutung, wie denn dieſe Dichtungsart ſeiner kritiſchen Natur, die gerne die verſchiedenen Stimmen zum Worte kommen ließ, und ſeinem Drange, auf das Publicum kräftig zu wirken, am reinſten entſprach. Der Minna von Barnhelm iſt in der Reihe der zum Gegenſtande der Schullectüre zu machenden Meiſterwerke der deutſchen Dichtkunſt von einem competenten Beurtheiler ihr Platz bereits zuerkannt worden (ſ. den Art. Deutſche Sprache, I, S. 922). Er gebührt ihr ſchon als dem erſten eigentlich nationalen Drama, welches ſeine deutſche Geſinnung uns dadurch verräth, daß es zwar die Ehren, die Preußen durch ſeinen großen König gewonnen hat, bereitwillig anerkennt, doch aber auch die Vermählung zwiſchen Minna und dem Major zugleich zum Symbol einer Verſöhnung und Verbindung zwiſchen Preußen und den übrigen deutſchen Stämmen werden läßt. Der proſaiſche Dialog erinnert hier, wie in Emilia Galotti, die ihrem ganzen Inhalte nach dem jugendlichen Verſtändniſſe zu fern liegt, als daß ſie ihm in der Schule anders, als bruchſtückweiſe dargeboten werden könnte, in ſeinem raſchen Gange, ſeiner lebendigen Elaſticität und epigrammatiſchen Knappheit an die glänzenden Eigenſchaften der Proſa des Dichters. Dem Nathan allein hat L. durch die poetiſche Form das Siegel einer höheren Weihe aufgedrückt, als dramatiſches Kunſtwerk im ganzen genommen aber ſteht dieſes Stück infolge ſeiner didaktiſchen Abſichtlichkeit den beiden genannten nach, und bekanntlich hat ſich unter Pädagogen die Frage erhoben, ob man es nicht um ſeiner Tendenz willen aus dem Kreiſe der Schullectüre entſchieden verbannen ſoll, oder ob nicht vielmehr die Schule dafür zu ſorgen hat, daß „die Würdigung dieſer Dichtung nicht dem Zufall und dem darüber vielfach irregeleiteten Zeitgeiſte überlaſſen" werde (ſ. o. S. 924). Wir ſtehen nicht an, uns aus vollſter Ueberzeugung zu dieſer letzteren Anſicht zu bekennen. Nathan der Weiſe iſt durch den reflectirenden Charakter der Poeſie, durch den geſchichtlichen Schauplatz, auf welchem er ſpielt, und namentlich durch den Zuſammenhang mit dem geſchichtlichen Boden, auf welchem er erwachſen iſt, ganz beſonders geeignet, in der Schule commentirt zu werden (vgl. E. Riemeyer, Leſſings Nathan der Weiſe durch eine hiſtoriſch kritiſche Einleitung und einen fortlaufenden Commentar beſonders zum Gebrauch auf höheren Lehranſtalten erläutert. Leipzig 1855). Dieſen Zuſammenhang des Gedichtes mit ſeiner Zeit und des Verfaſſers Stellung innerhalb derſelben hat der Lehrer nachzuweiſen und zu erläutern, zu zeigen, wie nach Leſſings eigenem Ausdrucke, Nathan ein Kind der Polemik iſt, und wie ihm in der That noch viel Erde von dem Boden, welchem er entſproſſen iſt, an der Wurzel hängt. L. iſt hier im Gegenſatze zu der Intoleranz chriſtlicher Zeloten bis zu jener äußerſten Grenze der andern Seite hinübergetreten, an welcher die Gerechtigkeit gegen die Nichtchriſten in Ungerechtigkeit gegen die Chriſten umzuſchlagen droht. Nicht nur hat er den glänzenden Repräſentanten des Judenthums und des Muhamedanismus im ganzen ſehr wenig empfehlende Vertreter des Chriſtenthums gegenübergeſtellt — neben abergläubiſcher Beſchränktheit und pfäffiſcher Verruchtheit nur die fromme Einfalt und das von augenblicklichen Eindrücken abhängige, noch völlig ungezügelte Ungeſtüm eines trotzigen Jünglingsherzens —; ſondern die ganze Art, wie die drei Religionen nebeneinander geſtellt ſind, das Chriſtenthum, dann das nach L.s eigener Darlegung in der Erziehung des Menſchengeſchlechtes nur zur Vorbereitung auf jenes beſtimmte Judenthum und endlich der aus beiden und aus altarabiſchem Aberglauben menſchlich gemachte Muhamedanismus, dieſe ganze

Art iſt unberechtigt. Und nicht allein aus den religionsphiloſophiſchen Anſichten, die L. ſelbſt anderwärts ausgeſprochen hat, geht dies hervor, ſondern das Gedicht ſelbſt muß dieſem Beweiſe dienen. Auf die Frage, ob innerhalb der beiden andern Religionsgemeinſchaften eine ſolche Kundgebung einer ſo großartigen und gegen das eigene Bekenntnis ſo rückſichtsloſen Toleranz auch nur denkbar wäre, wird man antworten müßen, daß ein Gedicht, wie Nathan, nur auf dem Boden des Chriſtenthums habe entſtehen können, und ſo hilft es ſelbſt verbürgen, daß das Chriſtenthum im Beſitze des echten Ringes ſich befinde. Sehr richtig ſagt Carriere (a. a. O. S. 26): „Wenn Leſſing das Weſen der Religion in der Heiligung der Geſinnung ſah und mit Chriſtus ſagte: an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen; wenn er demgemäß für den rechten Ring den Beweis des Geiſtes und der Kraft fordert, ſo hat den die Geſchichte ſiegreich für das Chriſtenthum geführt, das ſeine Bekenner ſittlich wiedergeboren, ſie dauernd zu den Trägern der Cultur gemacht und in allen Zweigen der Kunſt und Wiſſenſchaft eine neue Blüte hervorgerufen hat.“ Uebrigens iſt Nathan nicht Leſſings Teſtament, ſondern als ſolches hat er ſelbſt ein Jahr ſpäter „die Erziehung des Menſchengeſchlechtes“ veröffentlicht, welche, wenn auch zum Theil der Zeit nach früher, doch von einem höheren, freieren, von den Stürmen der Polemik minder berührten und bewegten Standpuncte aus verfaßt iſt.

Zum Schluſſe aber möge ein Wort Herders hier ſtehen aus jenem Nachruf, welcher ſo beachtenswerth iſt, weil er, noch im Todesjahre L.s geſchrieben (zuerſt im deutſchen Merkur 1781 veröffentlicht), den vollen, friſchen Eindruck des Wirkens des großen Mannes abſpiegelt und zugleich von einem Manne verfaßt iſt, der mit allem Fug von ſich ſagen durfte: „Ich bin auch ein Theolog, und die Sache der Religion liegt mir ſo ſehr am Herzen als irgend jemanden.“ Herder ſagt am Schluſſe ſeines Aufſatzes, den Hingeſchiedenen apoſtrophirend: „Viele Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, feſten Gefühls, voll goldener, ewiger Güte und Schönheit werden, ſo lange Wahrheit Wahrheit iſt und der menſchliche Geiſt das, wozu er erſchaffen iſt, bleibet — ſie werden aufmuntern, belehren, befeſtigen und Männer wecken, die auch, wie du, der Wahrheit durchaus dienen, jeder Wahrheit, ſelbſt wo ſie uns im Anfang fürchterlich und häßlich vorkäme, überzeugt, daß ſie am Ende doch gute, erquickende, ſchöne Wahrheit werde. Wo du irrteſt, wo dich dein Scharfſinn und dein immer thätiger, lebendiger Geiſt auf Abwege lenkte, kurz, wo du ein Menſch warſt, warſt du es gewiß nicht gern und ſtrebteſt immer, ein ganzer Menſch, ein fortgehender, zunehmender Geiſt zu werden.“ G. Baur.

Liberale Erziehung, ſ. ſervile und liberale Erziehung.

Liebe, ſ. Erzieher.

Liederbuch. Geſang iſt die einfachſte, natürlichſte Kunſt. Das Kind ſchon lernt ſie der Mutter ab. Ueber alles Getöne der Inſtrumente hinaus tönt als höchſte Vollendung der Muſik der mit der Blüte des Geiſtes, dem Worte, verbundene Menſchengeſang. Unter dem, was der Menſch ſingt, iſt wieder das einfachſte, natürlichſte und zunächſt aus dem Herzen quellende das Lied. Es tönt darum durch alle Völker und Zeiten, das Geiſtes- und Gemüths- und Berufsleben bezeugend, veredelnd, verſchönernd, ein Spiegel ihres innerſten Weſens.

Es war eine Zeit, wo der Schatz der Lieder ſich nur in dem Gedächtniſſe der Menſchen anſammelte und von Mund zu Munde gieng, und dieſe Art ihrer Verbreitung hat nie ganz aufgehört und wird nie ganz aufhören. Allein ſobald es einem Volke geläufig geworden iſt, ſeine Worte und Töne in Zeichen zu bannen, iſt auch die Aufforderung gegeben, die im Gedächtnis und Munde lebenden Lieder nach Wort und Ton ſchriftlich feſtzuhalten und ſo die Reihe von Liederſammlungen und Liederbüchern zu eröffnen, die ſich nun durch die Geſchichte der Völker und namentlich unſeres deutſchen Volkes hindurchzieht. Die auf Befehl des Königs Maximilian von Bayern veranſtaltete Sammlung von oberbayeriſchen Liedern, die Fr. von Kobell dem Munde der ober-

bayerischen Hirten und Jäger abgelauscht und im J. 1860 mit Text und Melodien herausgegeben hat, vergegenwärtigt uns den ganzen seit Sammlung der Homerischen Gesänge durch die Jahrhunderte fortgehenden Proceß der Entstehung von Liederbüchern. Schon vor dem 16. Jahrhunderte finden sich geschriebene Liedersammlungen, z. B. die Pariser oder Mannesfische, die Weingartener, 1843 in Stuttgart von Pfeiffer vollständig herausgegeben; die Jenaer, Pfälzer (Heidelberger), Colmarer. Mit Noten erschien die Augsburger (1512), die Mainzer (1513). Zu den ältesten im Druck erschienenen Liederbüchern gehört das Liederbuch der Clara Hätzlerin in Augsburg (1471), von Haltaus herausgegeben (1840). — In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sprudelt der Quell der Lieder und Liedersammlungen lebhaft. Da erschienen z. B. 58 Lieder mit dem Titel: „Bergkreyen. Etliche Schöne Gesenge, newlich zusammengebracht, gemehret und gebessert" (1533); Georg Forsters „Außzug guter alter und neuer teutscher Liedlein, einer recht deutschen Art, auff allerley Instrumenten zu brauchen auserlesen. Nürnberg 1539", später (1552 und 1560) unter dem Titel: „Frische Liedlein". Forster sagt in seiner Vorrede von „mancherley Teutschen Liederbüchlin", die in etlichen Jahren ausgegangen seien. „Gassenhauer und Reutterliedlin", 88 Numern mit Notendruck, „Graßliedlein" u. s. w. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts traten u. a. „Neve Teutsche Liedlein mit fünf stimmen ꝛc. von Orlando di Lassus (Lasso)", München (1560) ans Licht. Johannes Eccard gab „neue deutsche Lieder" (1578), und im J. 1584 faßte das Frankfurter Liederbuch als Sammelwerk einen größern Kranz von Liedern zusammen. Es hat den Titel: „Liederbüchlein, darin begriffen sind, Zwei hundert Zwey und sechtzig, Allerhand schöner weltlicher Lieder, Allen jungen Gesellen und Züchtigen Jungfraven zum newen Jar, im Druck verfertiget. Auffs new gemehret mit viel schönen Liedern, die in den andern zuvor aufgegangenen Drücken nicht gefunden werden. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn 1584." Uhlands „alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" (1844 und 45) lassen uns den Reichthum und die Menge der Stimmen im altdeutschen Liederwald ahnen. Wie Texte und Melodien der Volkslieder mehrfach auf die geistliche und kirchliche Dichtkunst gewirkt, wie manche weltliche Volkslieder vergeistlicht und manche schöne Gassenhauermelodie von der Kirche aufgenommen ward und noch heute in der Reihe unserer Choräle glänzt, weist u. a. Philipp Wackernagel in seinem „deutschen Kirchenlid" (1841) nach. — Schon im J. 1571 erschien zu Frankfurt eine Liedersammlung unter dem Titel: „Gassenhauer-, Reiter- und Bergliedlein, christlich moraliter und sittlich verändert, damit die böse ärgerliche Weiß, unnütze und schambare Liedlein auf Gassen, Feldern und anderswo zu singen, mit der Zeit abgehen möchte, wenn man geistliche, gute und nützliche Texte und Wort darunter haben könnte." (Vgl. den Art. Gesang S. 767.)

Der Strom der Liederbücher mit und ohne Melodien, wenn er auch zeitenweise weniger reichlich floß, gieng doch nie versiegen, ja er hat in unserer Zeit eine kaum übersehbare Breite erreicht. Wo einem Stande nur halbwegs etwas von Poesie anhängt, da hat er sein besonderes Liederbuch gefunden. Wir haben dergleichen für Soldaten, Jäger, Turner, Künstler, Freimaurer, Architekten, Handwerker; wir haben eine ganze Reihe von Liederbüchern für unsere studirende Jugend, „Commersbücher", rechte Spiegel ihres Geistes oder Ungeistes und Spiegel der Zeit, bald in Sauf- und Raufliedern, bald in Lieb und Freundschaft und allerlei „süßen Albernheiten" sich ergehend, bald die großen Erinnerungen, die Wehen und Hoffnungen des deutschen Vaterlandes aussingend. Wir haben Liederbücher, aus dem Bedürfnisse von einzelnen Schulen und Erziehungsanstalten hervorgegangen, z. B. aus der Tittmar-Raumerschen Anstalt in Nürnberg (Jos. Gersbachs Wandervögelein 1822), aus Stetten im Remsthal (Strebels Liederlust 1839), aus Bönnigheim und Salon bei Ludwigsburg (Liederballe deutscher Turner), aus dem rauhen Hause bei Hamburg („unsere Lieder". 3. Aufl. 1861).

Die gelehrte Schule war bis in das 18. Jahrh. mit ihrem Gesange noch fast ganz mit der Kirche verflochten. So liegt uns ein lateinisches Liederbüchlein aus dem

Jahre 1618 vor: Cantica sacra choralia, quae per totius anni curriculum in Templis et Scholis Ducatus Würtembergici cantari solent, notis Figuralium Cantuum descripta. Stutgard., einige Pſalmen, die Lobgeſänge Mariens, Zacharias und Simeons, Hymnen und Geſänge auf alle Perikopen des Jahres enthaltend. Die Volksſchule ſang nur Choräle. Seitdem aber die Schule über Choral und Kirchengeſang hinausſchreitend auch die Geſangbildung methodiſch betrieb und auch weltliche Lieder zuließ, hat ſich der Strom der Lieder und Liederbücher, wie aus geöffneter Schleuſe, auch über die Volksſchulen ergoſſen und iſt zu einer Sind —, ja faſt Sündflut angewachſen; denn es iſt kaum glaublich, was alles der lieben Jugend zu ſingen zugemuthet wird.

Was vor allem als Bedürfnis unſerer Zeit auf dieſem Gebiete vorliegt, iſt eine Sichtung des vorhandenen reichen Stoffes, eine Auswahl des Beſten, das, gehörig geordnet und gegliedert, der Schuljugend auf den verſchiedenen Stufen ihrer Entwicklung und Bildung leicht zugänglich gemacht werden ſollte. Wir brauchen neben dem geiſtlichen Liederbuche in der Schule auch ein weltliches.

Das geiſtliche Liederbuch mag als Muſter und Vorgang für das weltliche dienen. Aus dem unabſehbar reichen Schatze von geiſtlichen Liedern hat ſich nach und nach eine Reihe von Liederſammlungen herausgebildet, die als Geſangbücher der Andacht der einzelnen Landeskirchen dienen. Das Geſangbuch iſt das Liederbuch für die öffentliche und häusliche Andacht und gehört mit Recht auch zu den Schulbüchern. Es iſt zwar urſprünglich auf die erwachſenen Glieder der Gemeinde berechnet; aber indem die Schuljugend die ſchönſten und kräftigſten Lieder desſelben ihrem Gedächtniſſe einprägt und ſich in ihren Schulandachten mit denſelben zuſammenſingt, wächst ſie in dasſelbe mehr und mehr hinein. Dieſe ſchon in der Schule gepflegte Bekanntſchaft mit dem Worte geiſtlicher Liederdichtung iſt ſo wichtig, daß man nur wünſchen kann, das geiſtliche Geſangbuch möge auch in den höheren Schulanſtalten, in Gymnaſien, Real- und Gewerbſchulen verhältnismäßig eben ſo zu ſeinem Rechte kommen, als es in der Volksſchule der Fall iſt. Sie genießen vielfach noch das leidige Vorrecht, daß ſie ihre Lehr- und Lernarbeit, wenn auch nicht immer ohne Gebet, ſo doch meiſt ohne Geſang beginnen, eine Unterlaſſungsſünde, die ihren Schatten ohne Zweifel auch auf das ſpätere religiöſe Leben und bis in das ſo häufig ſangloſe Familienleben der gebildeten Stände hineinwirft, ſanglos wenigſtens in Beziehung auf das geiſtliche Lied.

Solch einen feſten Kern, wie ihn Schule und Jugend für die geiſtliche Sangbildung in dem Landesgeſangbuche beſitzen, ſollten wir auch für das weltliche Lied haben; denn daß auch dieſes ein Recht habe auf Beachtung und Pflege in der Schule, dürfte wohl kaum mehr einem ernſten Bedenken unterliegen. Daß außer dem geiſtlichen Liede auch noch andere gute Lieder in der Schule geſungen werden, iſt ſo natürlich, als daß außer dem Worte Gottes auch noch andere Dinge in derſelben getrieben werden. Eine Schule, die nur Choräle ſänge, würde ein nicht unbedeutendes Mittel zur Veredlung des Sinnes und zur Verſchönerung des Lebens aus der Hand geben und eine Stelle leer laſſen, die dann um ſo ſicherer von dem Unkraute ſchlechter Lieder eingenommen würde, je weniger der Sinn für gute und ſchöne Lieder geweckt und gepflegt worden iſt. Singen will nun einmal das junge Volk, und wir ſind nicht berechtigt, zu glauben, daß ſich ihm das Herz nur von geiſtlichen Empfindungen rege. Das Wort des alten Johann Ott (Vorrede zu ſeinen „115 guter neuer Liedlein“ 1544) hat noch ſeine Wahrheit: „Ob aber diſe geſang, ſo ich yetzund in truck verfertiget, zu ſolchem (Kirchengeſang) nit dienſtlich ſind, denn es ſind velt geſang und nit kirchengeſang; ſo diene ſie doch dazu, weyl das junge volck nit müſſig ſein, ſonder ſein freud und kurtzweil muß haben, das ſie dieß und dergleichen ander geſang für die hand nemen, und nit wie die groben pauern beim wein und ander zech in hauffen ſchreyen, ſondern ſein ſittſam und künſtlich zuſamb ſingen. Das iſt nit barbara, sed erudita voluptas,

welches jungen leuten, ſonderlich aber den Studenten wol zimmet, und ſie billich dazu von jren Preceptoribus ſollen gehalten werden, als zu einer ſolchen übung, da nit allein kunſt, ſonder auch alle erbarkeit bey iſt."

Die Auswahl der in der Schule zu ſingenden Lieder iſt bisher ſo ziemlich dem Gutdünken der einzelnen Lehrer oder Schulaufſeher überlaſſen geweſen, gewiß nicht zum Vortheile der Jugend. Das Wort Göthe's: „für die Jugend iſt das Beſte gerade gut genug," ſollte auch hier maßgebend ſein. Wie ſchwer iſt es aber für den einzelnen Lehrer, aus der großen Zahl von Liederſammlungen für Jugend und Schule dieſes Beſte wirklich auszuleſen! Seine Wahl hängt oft von ſehr zufälligen Umſtänden ab: Geſchmack, Wohnort, äußeren Mitteln ꝛc. Da ſollte die Oberſchulbehörde dreinſehen und etwa durch eine Commiſſion von ſachverſtändigen Männern ein weltliches Liederbuch für die Schule ausarbeiten laſſen, das ſtereotypirt und ſomit bei großer und ſicherer Verbreitung um einen ſehr billigen Preis in den Schulen eingeführt werden könnte. In Württemberg hat man die geiſtlichen Lieder und Melodien, welche auswendig gelernt und geübt werden ſollen und deren Auswahl früher dem Ermeſſen der Lehrer oder höchſtens der Localſchulaufſeher überlaſſen war, amtlich feſtgeſetzt und ſich dadurch den Dank der Lehrer ſelbſt und der Schule verdient; warum ſollte man nicht auch den weltlichen Liederſtoff durch eine wohlerwogene Auswahl, beziehungsweiſe durch ein officielles Liederbuch ordnen, das für den weltlichen Geſang das nämliche wäre, was das Landesgeſangbuch iſt für den Geſang geiſtlicher Lieder? Nicht, daß man die freie Kunſt des Geſangs und das jugendliche Lied nach bureaukratiſcher Schablone modeln wollte. Unſere Jugend mag immerhin ſingen, „wie der Vogel ſingt, der in den Zweigen wohnet;" wir wünſchen nur einen feſten Liederſtock des Beſten, der dem Geſchmacke Ton und Richtung gäbe. Neben ihm könnte ſich dann immerhin, was da und dort in deutſchen Landen volks- und eigenthümlich iſt, geltend machen. Unſer deutſcher Subjectivismus hat bisher auf dem Gebiete des Liedes volle Freiheit genoſſen und ſich dieſelbe auch trefflich zu nutze gemacht. Faſt jede Schule ſingt ihre beſonderen Lieder, je nach dem Geſchmacke des Lehrers, oder ſingt die nämlichen Lieder nach anderen Weiſen; faſt iſt zu ſagen, daß am Ende jeder ſingende Deutſche ſein: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?" ſinge „in eigener Melodie." — „Das iſt Freude, das iſt Leben, Wenn's in allen Büſchen ſchallt"; allein auch die Sänger des Buſches haben in ihren Liedern ihre objective Begrenzung. So dürfte es der Zerfahrenheit auch auf dem Gebiete des Liedergeſangs gegenüber wohl thun, wenn die deutſche Schuljugend auf einen mehr gemeinſamen Liedergrund geführt und damit vielleicht auch ein wenn auch noch ſo kleines Steinlein zum Bau der deutſchen Einigkeit gelegt würde.

Das Liederbuch, gegenüber dem Geſangbuch, müßte Lieder enthalten, die allem, was das junge Herz in Luſt oder Leid bewegen, was den Sinn für das Wahre, Gute und Schöne wecken, bilden, ſtärken kann, einen klaren, wahren, poetiſchen Ausdruck geben. Tages- und Jahreszeiten, Naturleben, Wandern, Turnen, Heimat, Vaterland, Freundſchaft und Gemeinſchaft, Beruf, Sagen, Feſte in und außer der Schule, das wären etwa die Rubriken, die im Liederbuche vertreten ſein müßten. Die Texte einfach, klar, friſch, jugendlich, natürlich, fromm, aber nicht frömmelnd, volksthümlich, nichts gemachtes, unkindliches oder kindiſches. Erotiſches abſolut ausgeſchloſſen. Jedes Lied muß irgend einen guten, wahren Gedanken, eine geſunde Empfindung ausdrücken, eine geſunde Seele gleichſam in einem geſunden, ſchönen, edelgebauten Leibe; es ſei zugänglich für die jugendliche Faſſungskraft und doch tief genug, daß auch Jüngling und Mann, Jungfrau und Weib ſich noch daran erfreuen können. Was nur für die Kinder taugt, das taugt eben nicht für die Kinder. — Dasſelbe gilt von den Tonweiſen. Sie ſeien einfach, rund, naturwüchſig, nicht ſentimental, ſchmachtend, gekünſtelt. Das Volkslied mit ſeiner „einfältigen Lieblichkeit" gebe das Maß und zum Theil auch den Stoff. Es iſt ein gutes Zeichen unſerer Zeit, daß man im Liedergeſang der Volksweiſe ſo entſchieden zuſteuert. Wo die urſprünglichen Texte von tüchtigen Volksmelodien für die Jugend nicht

taugen, ist Scheidung und Neuvermählung zulässig. Schon manches „Schelmenlied“ ist auf solche Weise ehrlich gemacht worden; doch ist Vorsicht nöthig, daß der geschiedene Schelm nicht etwa mittelst der Erinnerung wiederkehre und die neue Verbindung störe. Das Verfahren ist alt; schon Georg Forster bekennt sich dazu in der Vorrede zu seinem „Ausbund schöner teutscher Liedlein (1546): Wie wol wir auch etlich text mit Fleyß, als die fast ungerämbt gewest, hinweggethon und andere dafür gemachet, welchs, diweils kein Todsünd ist, achten wir, man werdts uns nit verargen.“ — Der Satz sei, wo über die Einstimmigkeit hinausgeschritten wird, nur zweistimmig. Drei- oder gar Vierstimmigkeit übersteigt die Aufgabe der Schule. Für zwei Stimmen hat sie das Material in den Discant- und Altstimmen, für drei oder gar vier Stimmen fehlt dasselbe; die Kunst aber soll den gegebenen Stoff nach den Gesetzen der Schönheit formen und veredeln, nicht hereinzerren, was nicht als Gabe vorhanden ist. Eine dritte Stimme würde aber wohl bei gar manchen Liedern für den Lehrer passend sein, und es klingt fein und lieblich, wenn er sich mit seiner Mannesstimme den Kinderstimmen harmonisch anschließt. So könnte immerhin für manche Lieder eine der Schule ganz angemessene Dreistimmigkeit erzielt werden. Im ganzen müßte aber der Satz auch solcher dreistimmigen Lieder doch von der Art sein, daß die Lehrerstimme als dritte dazu nicht unentbehrlich wäre, sondern die beiden Jugendstimmen für sich harmonisch befriedigten; denn der Lehrer begleitet seine Schüler nicht ins Leben; die Lieder aber, welche die Schule übt, sollten namentlich auch nach der Schule noch bei der Arbeit wie in Stunden der Muße erklingen. Was über eine leichtfaßliche Zweistimmigkeit hinausgeht, ist diesem Zwecke hinderlich. Non scholae, sed vitae, warum soll das nicht auch für den Liedergesang gelten? Nur ein Liedergesang mit fest eingeübter Melodie, so zwar, daß auch die Secundsänger in der ihnen bequemen Stimmregion die eigentliche Melodie üben, hat eine Zukunft für das Leben und darf hoffen, auch lange nach der Schule noch nachzutönen, „daheim in Häusern, Buden und Kellern, auf dem Felde und Wasser, in Büschen und Wäldern,“ wie Henrich Knaust in der Vorrede zu seinen „Gassenhawer-, Reuter und Bergliedlein“ (Frankfurt 1571), sagt. Das schließt nicht aus, daß einzelne dazu geeignete Stimmen auch zu kunstmäßigem, vier- und mehrstimmigem Gesange in besonderem Singchor herangezogen werden, je nachdem dazu Zeit und Ort und Umstände winken, die Schule als solche aber fordert in dem Maße, als sie nachhaltig auf das Leben des heranwachsenden Geschlechts wirken will, Selbstbeschränkung und Befestigung innerhalb des ihr angewiesenen engeren Gebietes.

Anders gestaltet sich die Sache in der höheren Schule, in Gymnasien und in den ihnen zur Seite gehenden realistischen Schul- und Erziehungsanstalten. Hier ist auch bei aller Rücksicht, die auf die Umbildung der Stimmen und die Entwicklung des jungen Körpers zu nehmen ist (s. Gesang, S. 761. 4), doch in der Regel ein zureichendes Material vorhanden, um vierstimmige Lieder, Chöre, Motetten, Oratorien oder wenigstens Stücke aus denselben auszuführen. Die Thomasschule in Leipzig z. B. liefert den Beweis, was da mit den begabteren Schülern zu leisten ist. Die Erziehungsanstalt Stetten im Remsthale hat ihrer Zeit mehrmals die Glocke von Schiller und Romberg, die Schöpfung von Haydn, den Messias und Judas Maccabäus von Händel u. a. unter tüchtiger Leitung mit ihren eigenen Kräften ausgeführt.

Noch fragt es sich, ob ein Schulliederbuch, wie wir es im Auge haben, für beide Geschlechter ausreichen dürfte? — Wir glauben, für die Volksschule und überhaupt das Alter unter 14 Jahren: Ja. Knaben und Mädchen sind vor der Geschlechtsentwicklung eben Kinder, und wenn auch der Geschlechtsunterschied in Sinn und Art, in Geist und Gemüth, in Spiel und Unterhaltung sich vielfach geltend macht, so geht doch dieser Unterschied nicht so weit, daß sie nicht in dem menschlich Schönen der allermeisten Lieder, die überhaupt für die Jugend passen, sich zusammenfinden, zusammensingen und bei getrennten Geschlechtern einerlei Liederbuch benützen könnten.

Das Liederbuch dürfte seinen Zusammenhang mit der christlichen Schule nicht

verleugnen. Wie das Gesangbuch in manchen seiner Lieder in das Gebiet der Natur, des bürgerlichen und häuslichen Lebens greift und dadurch bezeugt, daß der Geist des Christenthums alles natürliche zu heiligen und zu weihen berufen ist, so dürfte unser Liederbuch, das vom Begriffe des weltlichen Liedes ausgeht, diesen nicht so eng fassen, als ob das Religiöse, das Geistliche einen absoluten Gegensatz bildete von dem, was wir weltliches Lied nennen. Wie sehr auch Geist und Welt, Gnade und Natur von einander verschieden sind, die geistlichen und weltlichen Lieder eines christlichen Volkes berühren einander oft und innig, die Grenze zwischen beiden ist eine fließende und es würde sich gar manches seinem Grunde nach geistliche Lied in der Sammlung der weltlichen Lieder einreihen und ihnen zur Zierde und Würze dienen.

Es hat sich mehr und mehr zwischen den eigentlich geistlichen Liedern mit Choralmelodien und den weltlichen Liedern eine Zwischengattung gebildet, die man geistliche Volkslieder genannt hat, geistliche Lieder mit gefälligeren, volksliedermäßigen Melodien. Es lauft bei diesen Arien, wie man sie wohl auch nennt, viel mattes, plattes und sentimentales mit unter, und wenn man sich gar unterwindet, auch eigentliche Kirchenlieder statt in den ihnen zukommenden Choralmelodien in solch schöner sein sollender Arienform zu singen, so kann dies vom Standpuncte des guten Geschmacks aus nicht ernst genug abgewehrt werden; aber das Bestehen solcher „geistlichen Volkslieder" bezeugt doch auch seinerseits, wie nahe Geistliches und Weltliches auf dem Gebiete des Liedes zusammenhängt. Es würde übrigens manchen solchen krankhaften Gelüsten nach lieblicheren Melodien für Kirchenlieder vorgebeugt werden, wenn man die ursprünglichen Melodien, was in der Schule unbeschadet ihrer Stellung zur Kirche gar wohl thunlich wäre (z. B. nach Layritz 117 zweistimmigen Melodien für Schule und Haus, 1839), auch in ihrer ursprünglichen Form sänge; denn es ist wohl weniger die Choralmelodie an sich als vielmehr die von der Trägheit der singenden Gemeinde verschuldete Entkleidung von ihrer ursprünglichen Schönheit, so wie der lendenlahme, oft in unerträglicher Langsamkeit und Ausdruckslosigkeit hinschleichende Vortrag des Chorals, was christlich angeregte Gemüther nicht selten von ihm ab- und der mehr ins Ohr fallenden Arie zuführt.

Außer dem christlichen Charakter wünschen wir namentlich auch den vaterländischen mit passenden Liedern vertreten. Namentlich sollte die große Zeit des Freiheitskriegs auch mittelst des Liedes im Andenken der Jugend erhalten, oder — muß man leider fast sagen — wieder in sie gepflanzt werden. Das deutsche Land ist viel zu mannigfaltig und viel zu reich an Liedern, als daß man hoffen könnte, es möchte einerlei Liederbuch für die Schuljugend im Reiche der Möglichkeit liegen. Wir ließen uns fürs erste eine Mannigfaltigkeit, wie sie auch das geistliche Liederbuch der deutsch-evangelischen Kirche trägt, wohl gefallen: so viel deutsche Landesoberschulbehörden, so viele Liederbücher. Gewiße Kernlieder mit ihren Weisen würden sich da, wie dort geschah, in allen Landesliederbüchern einbürgern und so die Einheit vertreten neben der uns Deutschen nun einmal zum Bedürfnisse gewordenen Mannigfaltigkeit. Ohnehin würde selbst in ein und demselben Lande schon die Verschiedenheit der Confession das Zusammengehen erschweren. Man denke nur z. B. an Marienlieder. Lieder aber, wie die folgenden, würden wohl in keinem deutschen Schulliederbuche, es sei preußisch oder reußisch, sächsisch oder bairisch, hannöverisch oder württembergisch, fehlen: Bei einem Wirthe wundermild. Es ist ein Schnitter, der heißt Tod. Turner ziehn. Dort unten in der Mühle. Stimmt an mit hellem, hohem Klang. Was ist des Deutschen Vaterland? Preisend mit viel schönen Reden. Was blasen die Trompeten? Ich hab mich ergeben. Hinaus in die Ferne. Morgenroth. Mit dem Pfeil und Bogen. Ein Gärtner geht im Garten. Ich hatt' einen Kameraden. Der beste Freund ist in dem Himmel. O du selige ꝛc. und noch manche andere.

Die Rücksicht auf Alters- und Entwicklungsstufe der Jugend gebietet eine Gliederung in mehrere Abtheilungen: die erste, für das Alter etwa bis zum 10. Jahre

reichend, ſetzt noch keine Kenntnis der Tonſchrift (wir ſtimmen unbedingt für die Noten ſchrift, vgl. Geſang S. 767) voraus; die Lieder werden mittelſt des Gedächtniſſes aufgenommen. Melodien nur für den Lehrer. Die zweite für das Alter bis zum 14. Jahre mit zweiſtimmigen Liedern. Die dritte faßt das Bedürfnis gehobenerer Volksſchulen in Städten, ſowie die Unter- und Mittelclaſſen der Gymnaſien und Realſchulen bis zum 14. Jahre ins Auge.

Der beſchränkte Raum verbietet, hier irgend näher auf eine kritiſche Beleuchtung der vorhandenen Sammlungen einzugehen. Wir nennen hier nur als wohlüberdachte Arbeit die „Liederſammlung für die Schule. Vier Abtheilungen, in ſtufenmäßig geordneter Folge bearbeitet von J. Chr. Weeber und Friedr. Krauß. 5. Heft für Knabenſchulen. 6. Heft für höhere Claſſen der Töchterſchulen. Stuttg. Ebner 1852—1859." Dazu: Volksſchulliederheft in drei Curſen von F. Krauß. Stuttg. Ebner und Göppingen Stolp. Stereotypirt. Dazu dürfte genannt werden „Unſere Lieder". Hamb. Agentur des rauhen Hauſes. 3. Aufl. 1861. Lieder für Jung und Alt, herausgegeben von J. J. Schäublin. Baſel, Bahnmaier. 3. Aufl. 1859. Eine durch reiche Auswahl, auch aus älterer Zeit, ſich auszeichnende Sammlung, die auch hier nicht ungenannt bleiben darf, ſind die „150 alte und neue Volksweiſen, mit urſprünglichen oder neu unterlegten Worten zum Gebrauch in chriſtlichen Kreiſen und Vereinen" bearbeitet von A. Homann, Organiſt in Elberfeld. Cöln 1861.

Für Gymnaſien und realiſtiſch-techniſche Anſtalten vom 14. Jahr an wäre beſonders zu ſorgen. Man hat z. B. am Berliner Turnliederbuch mit einſtimmigen Singweiſen oder an den „Liedern deutſcher Jugend", Stuttgart, für vier Männerſtimmen geſetzt, die neben Turnliedern auch manches gute vaterländiſche Lied darbieten, brauchbare Vorarbeiten, ebenſo an dem Liederkranz für Turngemeinden des Vaterlandes, mit alten und neuen Sangweiſen der beſten Tonſetzer, von Aug. Ravenſtein, Stuttg. Göpel; ſo zeichnen ſich auch durch taktvolle Wahl aus die Sammlungen von Fr. Eck und Chriſt. Weeber (Liederbuch für das deutſche Volk; Vierſtimmige Männerchöre, herausgegeben von J. Chr. Weeber, Oberlehrer der Muſik am Schullehrerſeminar in Nürtingen. Stuttg. Ebner 1851), letzteres mit faſt durchaus geſunden Texten und Melodien. — Es wäre um ſo gerathener, unſere ältere Gymnaſialjugend mit gutem Singmaterial zu verſorgen, als ſie dadurch bewahrt werden könnte, nach den akademiſchen Singbüchern vorzugreifen, vor denen ſie aus mehr als einem Grunde zu warnen wäre. Zwar fehlt es nicht an Liederbüchern für die akademiſche Jugend, die aus der edleren Richtung des Burſchenlebens ſeit der Zeit der Freiheitskriege hervorgegangen ſind und für die ſchon die „Lieder für Jung und Alt", Berlin 1818, den Vorgang bilden, wie z. B. Auswahl deutſcher Lieder für Halleſche Burſchen 1822, deutſches Liederbuch, zunächſt zum Gebrauche für Hochſchulen, Stuttg. 1823, mit Melodien in dreiſtimmigem Satze von Fr. Silcher. Auch das „neue Commersbuch der Tübinger Hochſchule" hat viele gute Lieder, ſowie das „allgemeine deutſche Commersbuch" von Herm. und Mor. Schauenburg. Lahr. 6. Aufl. 1861. (Muſikaliſch von Silcher und Fr. Eck redigirt). Das letztere trägt zur Empfehlung einen anerkennenden Brief des alten E. M. Arndt an der Stirn. Zu dem Anhang aber hätte der alte Arndt ſicherlich ſeinen Namen nicht hergegeben. Hier, ſowie in dem Leipziger „Commersbuch für den deutſchen Studenten" 1861 begegnet man Liedern, über denen man fragen möchte: Und das ſingt unſere ſtudirende Jugend? — Was ſoll man ſagen zu „Bummelliedern" wie z. B.:

Vivat das Studentenleben,
Wo man immer ſitzt beim Bier,
Und tubaken thut daneben,
Wo man nie braucht ein Klyſtier.
Vivat hoch die Lumperei!
Uns iſt alles einerlei u. ſ. w.

oder zu der elenden Verhöhnung der Sprüche Salomos und des davidiſchen „Pſalters“ (Der David und der Salomo ꝛc.)? Oder wie kann ſich die Blüte unſerer Jugend an „Morithaten“ erlaben, wie z. B. der entſetzlichen Geſchichte des Kindsmörders Brehm, welche „Schartenmayers“ Muſe beſungen hat und welche die drei letztgenannten Commersbücher befleckt? — Wir wollen an Studentenlieder nicht gerade den ſtrengſten Maßſtab anlegen, wiewohl man es dürfte, wir wollen dem Alter der Poeſie auch einige poetiſche Licenzen zugutehalten, wir gönnen der ſtudirenden Jugend ihre harmloſe Luſt und wiſſen auch ihren Humor zu nehmen; aber daß in den Liedern unſerer Jugend die Liederlichkeit und Frivolität verklärt werde, dazu iſt uns Poeſie und Geſang doch zu gut.

„Die kann nicht ſein ein böſer Muth,
Wo da ſingen Geſellen gut,“

ſingt Luther, und mit Recht; aber das gilt doch nur, ſo lange die Geſellen etwas gutes, ehrliches, harmloſes ſingen. Gott bewahre unſere ſtudirende Jugend, daß ſie die heilige Zeit der Ideale nicht in der „barbara voluptas“ von Schandliedern entweihe!*) **B. Strebel.**

Lippe-Detmold, Fürſtenthum. Dieſes von dem Teutoburger Waldgebirge durchzogene, mehr anmuthige als fruchtbare Ländchen, das gegenwärtig auf jeder ſeiner 21 Q.-M. durchſchnittlich über 5000 größtentheils evang. Einwohner zählt, hatte gegen das Ende des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts das Glück, in unmittelbarer Aufeinanderfolge drei ſehr begabte, ſchulfreundliche Generalſuperintendenten zu erhalten (Ewald, v. Cölln und Weerth), die für die Bildung des Volkes mit regſtem Intereſſe thätig waren. Beſonders nahm das Volksſchulweſen unter der vormundſchaftlichen Regierung der unvergeßlichen Fürſtin Pauline, einer gebornen Prinzeſſin von Anhalt-Bernburg (vgl. d. Art. Kleinkinderſchulen S. 58), einen ſo fröhlichen und raſchen Aufſchwung, wie damals faſt in keinem andern deutſchen Lande. Nach dem Tode dieſer höchſt ausgezeichneten Frau ſowie des Generalſuperintendenten Ferd. Weerth, der auch einen hiſtoriſchen Bericht „über die Elementarſchulen im Fürſtenthum Lippe, Duisburg und Eſſen 1810“ veröffentlicht hat, trat ein Stillſtand ein, und wenn die politiſchen Beſtrebungen der Jahre 1848 und 49 auch die Reform und Hebung der Volksſchule bezweckten und das „Geſetz über das Volksſchulweſen“ am 11. Dec. 1849 zu Stande brachten: ſo änderte dies im ganzen doch nur wenig; ſpäter wurden mehrere ſeiner Beſtimmungen wieder aufgehoben, und bis auf dieſen Augenblick iſt Abſchnitt IV, nach welchem die Oberaufſicht und Leitung des geſammten Schulweſens einer einzuſetzenden Oberſchulbehörde übertragen werden ſoll, noch nicht zur Ausführung gekommen, indem das Conſiſtorium noch immer proviſoriſch die Oberſchulbehörde vertritt.

Nach der Beſtimmung des genannten Schulgeſetzes tritt die Schulpflichtigkeit der Kinder mit dem ſiebenten Jahre ein und dauert bei chriſtlichen Kindern bis zur Confirmation, bei anderen Kindern (und dies iſt ziemlich gleichbedeutend) bis zur Vollendung des 14. Lebensjahres. Jede Schulgemeinde hat für ihre Schulbedürfniſſe, inſoweit ſolche nicht aus den Landeskaſſen zu beſtreiten ſind, unter Leitung und Oberaufſicht des Staates ſelbſt zu ſorgen, und ſie kann die aufzubringenden Summen nach dem Contributions-(Grundſteuer-)fuße oder mit Zugrundlegung des Brand-(Gebäude-)caſters oder auch nach der Claſſen-(Vermögens-)ſteuer vertheilen. — Schulgemeinden, welche ſo klein ſind, daß die Schülerzahl unter 30 beträgt, haben keinen Anſpruch auf eine eigene Schule; wo aber ein Lehrer 120 Kinder und darüber zu unterrichten hat, wird, wenn der Ueberfüllung nicht durch Umſchulung (Verſetzung in eine andere

*) Ein Repertorium der auf dieſem Gebiete erwachſenen Literatur, das den Lehrer vollſtändig auf dem Laufenden erhält, bieten die bisher gehörigen ſachkundig geſchriebenen Artikel von Dentſchel in Lübens pädagogiſchem Jahresbericht. D. Red.

Schule) einiger Intereſſenten abgeholfen werden kann, ein Nebenlehrer angeſtellt. — Die dem bei weitem größten Theile nach evangeliſchen Volksſchulen ſtehen zunächſt unter einem Schulvorſtande, welcher die Rechte und Intereſſen der Schulgemeinde vertritt und für das Wohl der Schule Sorge zu tragen hat. Er beſteht theils aus ſtändigen (dem betreffenden Geiſtlichen, dem Verwaltungsbeamten und dem Hauptlehrer der Schule), theils aus 6—8 von der Schulgemeinde gewählten Mitgliedern, deren Amt ein Ehrenamt iſt und der Regel nach 6 Jahre unentgeltlich verwaltet werden muß; doch findet alle drei Jahre eine Neuwahl der einen Hälfte des Schulvorſtandes ſtatt. Dem Pfarrgeiſtlichen, welcher gewöhnlich auch zum Vorſitzenden erwählt wird, liegt die ſpecielle Beaufſichtigung der Schule ob, und halbjährlich hat der Schulvorſtand über den Ausfall der vorgenommenen Prüfung an das Conſiſtorium zu berichten und dieſem Berichte das Verzeichnis der abſolvirten Lehrgegenſtände, den Lectionsplan für das nächſte Semeſter, eine Abſchrift der halbjährigen Fleißliſte und, wenn in der Schule auch Induſtrieunterricht (Anleitung zum Stricken, Nähen u. ſ. w.) gegeben wird, auch eine Tabelle über die verfertigten Arbeiten beizulegen. Dazu muß alljährlich eine Abſchrift der vom Rechnungsführer aufgeſtellten und vom geſammten Schulvorſtande revidirten Schulrechnung eingeſchickt werden.

Die Zahl der Einwohner unſeres Landes nach der vor drei Jahren ſtattgefundenen Zählung zu 105,500 und die Zahl der die Volksſchulen beſuchenden Kinder zu 15,500 angenommen, ergiebt ſich, daß 14⁷/₁₀ % unſerer Bevölkerung die Volksſchule beſuchen, und dieſe Ziffer wird bei der geringen Zahl der zum Schulbeſuche unfähigen Kinder auch als die der ſchulpflichtigen angeſehen werden können, und bringt man dazu noch diejenigen mit in Anſchlag, welche auf den Gymnaſien und Realſchulen gebildet werden, ſo dürften es wohl 15 % der Bevölkerung ſein, die überhaupt Unterricht erhalten.

Volksſchulen befinden ſich an 108 Orten, und ſind dieſelben entweder Land- oder Stadtſchulen (Bürgerſchulen), an denen 130 Hauptlehrer, 33 Nebenlehrer und 8 Gehülfen, im ganzen alſo 171 öffentliche Elementarlehrer arbeiten. Außerdem giebt es 10 iſraelitiſche (von jüdiſchen Gemeinden angeſtellte) Lehrer. — Zu dem Geſammtaufwande des Landes für das Volksſchulweſen ſteuert jedes Schulkind (die Mindeſtbeſteuerten brauchen nur für zwei ihrer die Schule zu gleicher Zeit beſuchenden Kinder zu zahlen) jährlich 20 Sgr. Schulgeld bei, welches aber in die Staatskaſſe fließt, da das Einkommen der Lehrer fixirt iſt. — Die Unterhaltung der Schulhäuſer, ſofern die darin wohnenden Lehrer nicht auch Kirchendiener ſind, ſowie die Anſchaffung und Unterhaltung des nöthigen Schulapparats liegt der Schulgemeinde ob.

Was nun die innere Organiſation unſerer Volksſchulen betrifft, ſo beſteht bei allen die Eintheilung in drei Claſſen, welche aber nur an denjenigen Orten getrennt unterrichtet werden, wo ein Neben- oder Hülfslehrer angeſtellt iſt (Nebenlehrer werden angeſtellt, wo eine Ueberfüllung der Schule ſtattfindet, Hülfslehrer oder Vicare, wenn ein Lehrer durch Krankheit oder andere Umſtände längere Zeit verhindert wird, ſeines Dienſtes zu warten); in allen übrigen muß die Mittelclaſſe den Unterricht ſowohl der Ober-, als auch der Unterclaſſe theilen. Nach den Geſchlechtern ſind die Schüler nur in den Städten und denjenigen Orten geſchieden, wo zwei oder mehrere Hauptſchulen beſtehen. — Geſetzlich ſind die Hauptunterrichtsgegenſtände: Leſen, Schreiben, Kopf- und Tafelrechnen, Singen, Religion nebſt bibliſcher Geſchichte, deutſche Sprache, ſowie das allgemein Wiſſenswerthe aus der Natur-, Welt- und Menſchenkunde; doch können für die letztangeführten ſogenannten gemeinnützigen Kenntniſſe meiſt nur zwei Stunden wöchentlich erübrigt werden, und nur, wo, wie in den Bürgerſchulen, die Oberclaſſe einen beſonderen Lehrer und folglich mehr Unterrichtsſtunden hat, werden 6 wöchentliche Stunden darauf verwandt, und fallen für das Zeichnen, hie und da auch für Declamirübungen, einige Stunden ab. — Jeder Lehrer iſt verpflichtet, wöchentlich 26 Stunden Unterricht zu ertheilen; da dieſe Stundenzahl aber nur ſelten für die dringendſten Bedürfniſſe ihrer Schüler ausreicht, ſo ſehen ſich die meiſten Lehrer genöthigt und ſind

auch gern bereit, noch einige Stunden mehr zu geben. — Drei Stunden ſollen auf die Vormittags- und zwei Stunden, mit Ausnahme des Mittwochs und Sonnabends, auf die Nachmittagszeit fallen. Die Oberclaſſe iſt vorzugsweiſe in den Morgenſtunden zu unterrichten, jedoch iſt es dem Schulvorſtande geſtattet, die Einrichtung zu treffen, daß in den Sommermonaten die Oberclaſſe auch des Nachmittags unterrichtet werden kann. Die ſogenannten Hirtenſchulen in den Mittagsſtunden ſollen thunlichſt nicht weiter ſtattfinden, mit welchem „thunlichſt" aber leider nur ein frommer Wunſch ausgeſprochen iſt.*) — Der Unterricht beginnt jeden Morgen mit Geſang und Gebet. — Der Religionsunterricht wird von dem Lehrer ſelbſt ertheilt; der Geiſtliche hat dieſen Unterricht nur zu überwachen und beſchränkt ſich auf ſeinen Confirmandenunterricht. — Die bei dem Unterrichte zu benützenden Schul- und Lehrbücher beſtimmt die Oberſchulbehörde. Gegenwärtig werden außer Bibel und Geſangbuch nur die bibliſchen Geſchichten von Rohlrauſch, hie und da auch eine andere bibliſche Geſchichte als Leſebücher in den Oberclaſſen benützt, und nur in den Bürgerſchulen exiſtirt ein eigentliches Lehr- und Leſebuch, welches als Muſter des Stiles dienen, und an welches der Lehrer ſeinen Unterricht in den Realien anknüpfen kann. Dagegen ſind faſt überall Wandkarten für den geographiſchen Unterricht vorhanden. Nur für die Mittelclaſſe iſt in neueſter Zeit ein angemeſſeneres Leſebuch, als der bisher meiſt übliche Kinderfreund von Rochow, Wilmſen, Schlez u. ſ. w., abgefaßt; die Unterclaſſe hat ihre vom Lehrer Kotzenberg für Lautiren und Buchſtabiren eingerichtete Leſefibel und das ſchon lange mit beſtem Erfolg gebrauchte Schwelmer Buchſtabir- und Leſebuch. Aus dem Religionsunterrichte iſt der Weerth'ſche Leitfaden vor einigen Jahren auf Cabinetsbefehl verbannt und dafür wieder der Heidelberger Katechismus eingeführt worden. Dem Rechenunterrichte in allen Claſſen liegt meiſt das unlängſt vom Cantor Sauerländer verfaßte Rechenbuch zu Grunde, und durch die lithographirten Kotzenbergiſchen Vorſchriften wird eine deutliche und gefällige Handſchrift erzielt. — Mit Sonntags-, Abends- und Winterſchulen ſind nur an einigen Orten ſchwache Verſuche gemacht, und eigentliche Privatſchulen exiſtiren nicht, wenn man nicht die Kleinkinderbewahranſtalten, Näh- und Strickſchulen in einigen Städten, ſo wie die hin und wieder durch Privatwohlthätigkeit eingerichteten Armenſpinnſchulen dahin rechnen will.

Für die Heranbildung der Lehrer, die ſich meiſtens aus dem Bauern- und mittleren Bürgerſtande recrutiren, wird eigentlich nur durch das Seminar zu Detmold geſorgt, da eine Präparandenanſtalt nicht vorhanden iſt. Für die Aufnahme ins Seminar welches ein Internat mit dreijährigem Curſus iſt, genügt jetzt außer etwas Zeichnen und Clavierſpielen ein Bildungsgrad, wie ihn die Volksſchule fähigen Schülern gewährt, nur die Aſpiranten aus den Städten bringen mitunter auch einige Kenntnis fremder Sprachen mit. Gegenwärtig ſteht das im J. 1789 nach langen Vorberathungen eröffnete Seminar unter einem Theologen als Director und Hauptlehrer, dem außerdem die Generalinſpection der Volksſchulen obliegt, und der als Conſiſtorialrath nicht nur Sitz und Stimme im Conſiſtorium, ſondern darin auch den Vortrag über Sachen des Schulweſens hat, und maßgebend für die Seminarbildung ſcheinen jetzt die preußiſchen Regulative zu ſein. Durchſchnittlich beläuft ſich die Zahl der Seminariſten auf 20, von denen 4 auch freie Beköſtigung, die übrigen nur Lehre, Wohnung und Licht gratis bekommen. Bei der Aufnahme ſowohl als bei dem Abgange finden entſcheidende Prüfungen ſtatt, und unmittelbar nach Abſolvirung des Seminarcurſus kann die Anſtellung Namens des Fürſten durch das Conſiſtorium erfolgen. Nur einigen Stadtgemeinden iſt ihr altes Wahlrecht verblieben, den übrigen Schulgemeinden aber das ihnen 1849 verliehene Recht, unter drei von der Oberſchulbehörde vorgeſchlagenen Candidaten zu wählen,

*) Um der zum Viehhüten verwendeten Kinder willen wird immer noch an einigen Orten ein Theil des Unterrichts in die Mittagsſtunden verlegt, weil über dieſe Zeit das Vieh in die Ställe getrieben wird.

durch das Ministerium Hannibal Fischers wieder genommen worden. Die definitiv angestellten Lehrer genießen die Rechte der Staatsdiener. Gehülfen, Vicare und Nebenlehrer werden zuerst provisorisch, nach drei Probejahren aber auch definitiv angestellt. Der Oberschulbehörde steht die Disciplinarstrafgewalt zu, welche sie nach Maßgabe des Staatsdienstgesetzes ausüben soll.

Das jährliche Diensteinkommen eines *Nebenlehrers* beträgt neben freier Wohnung 110—130 Thlr., desgleichen bei Hülfslehrern und Vicaren, jedoch mit Einschluß der ihnen gewährten freien Station. — Die 130 *Hauptlehrer*, von denen nur 4 katholischer Confession sind, haben ein Minimaleinkommen von 150 Thlr., wobei jedoch die Dienstwohnung nicht mit in Anschlag gebracht ist; auch werden den mindestbesoldeten, wenn sie als Hauptlehrer 5 Jahre gewirkt haben, Alterszulagen von 20—30 Thlr. gewährt. 63 Lehrerstellen haben ein Einkommen von unter 200 Thlr. und 67 Stellen von über 200 Thlr., und zwar 13 zwischen 3 und 400, 4 zwischen 4 und 500, 1 über 500 Thaler.

Das Einkommen besteht theils aus fixem Gehalt, theils, zumal wenn mit der Stelle ein kirchlicher Dienst verbunden ist, aus Accidenzien und Naturalien; auch gehört zu den meisten Stellen außer einem Garten auch etwas Ackerland, welches in obigem Anschlage nach billigem Miethwerthe mit berechnet ist. Wünscht eine Schulgemeinde, daß in der Schule auch (von der Frau oder einem andern Angehörigen des Lehrers) Industrieunterricht ertheilt werde, so fließen der Lehrerfamilie noch jährlich 15 Thlr. zu, welche zur Hälfte von den Schulinteressenten selbst aufgebracht werden müßen, zur Hälfte aus der Generalschulkasse beigeschossen werden. Dienstunfähig gewordene Lehrer werden mit Pension in Ruhestand versetzt, deren Höhe sich nach dem Dienstalter richtet. Witwen und Waisen erhalten keine Pension aus Staatsmitteln, sondern beziehen eine Unterstützung aus der 1802 gegründeten Lehrerwitwenkasse, mit welcher auch eine Sterbekasse verbunden ist. Die Witwenkasse, die jetzt ein Capital von 13,000 Thlr. besitzt, gewährt den Witwen und bis zum 18. Lebensjahr den Waisen eine jährliche Pension von 30 Thlr. Die Sterbekasse leistet den Angehörigen eines verstorbenen Lehrers zu den Beerdigungskosten eine Beihülfe von 20 Thlr. Der jährliche Beitrag zu der erstgenannten Kasse beträgt 3 Thlr. Ein neu eintretendes Mitglied zahlt außer 10 Thlr. Eintrittsgeld noch ¼ Thlr. von jedem Thaler Gehalt über 80 Thlr. Die Ueberschüsse werden zum Capital geschlagen. Die letzte Jahresrechnung weist eine Einnahme von ungefähr 1800 Thlr. und eine Ausgabe von nahe an 1200 Thlr. nach. Der Beitrag zur Sterbekasse beläuft sich nach den jedesmaligen Bedürfnissen jährlich bald *unter*, bald *über* 10 Sgr. — Bei durchschnittlich so ungenügendem Einkommen vermögen natürlich nur unsere jüngeren Volksschullehrer etwas für die zu ihrer Fortbildung nothwendigen Hülfsmittel zu erübrigen, meist wird auch nur von diesen, sowie von denen, welche durch monatliche Conferenzen Anregung erhalten, die mit dem Seminar zu Detmold verbundene Lehrerbibliothek benützt, und schon seit länger als einem Menschenalter sind von der Oberschulbehörde keine pädagogischen Preisaufgaben mehr ausgeschrieben worden. Früher wurden für die beste Abhandlung Preise von 3—6 Louisd'or ausgesetzt.

Einen Uebergang von den Volksschulen zu den *gelehrten Schulen* bilden die sogenannten Rectorschulen, deren es 4 im Lande, in den Städten Blomberg, Horn, Ufseln und Lage, giebt. Das größtentheils von den Communen selbst, welchen deshalb auch das Wahlrecht zusteht, aufgebrachte Einkommen dieser Stellen beläuft sich durchschnittlich auf 300 Thlr. und ihre sehr schwankende Schülerzahl auf je 10—30 Knaben von 9 bis höchstens 15 Jahren. Die Unterrichtsgegenstände sind außer den auch in den Bürgerschulen vorkommenden noch die lateinische, französische und englische Sprache. Obwohl die Rectoren dieselben Verpflichtungen wie die Lehrer der Volksschulen haben und unter denselben Schulbehörden stehen, sind ihnen doch nicht die Rechte der Staatsdiener gewährt; man hat dies wahrscheinlich deswegen nicht für nöthig gehalten, weil

ſie gewöhnlich junge Theologen ſind, welche, an einigen Orten auch als Hülfsprediger fungirend, nach einigen Jahren ſchon ins Pfarramt übergehen. Es wäre gewiß ſehr zu wünſchen, daß alle Geiſtlichen erſt einen ſolchen Curſus durchmachen könnten und müßten: ſie würden dann durch die gewonnenen pädagogiſchen Erfahrungen um ſo geeigneter zur Beurtheilung und Leitung der ihrer Aufſicht überwieſenen Volksſchulen ſein.

Aus einer ſolchen Rectorſchule hat ſich denn auch nach und nach das Detmolder Gymnaſium entwickelt. Im J. 1602 wurde die dortige lateiniſche Schule zu mehreren Claſſen erweitert und erhielt den Namen einer Provincialſchule. Allmählich bildete ſich dieſe zu einem vollſtändigen Gymnaſium aus, und 1833 wurde das jetzige Gymnaſium Leopoldinum gebaut und eingeweiht. Es ſind damit zwei Realclaſſen verbunden, deren erſte mit Secunda, die andere mit Tertia parallel läuft, und die beide ihren Ordinarius haben. Eine Vorſchule bereitet die Jugend vom 6.—9. Lebensjahre zum Eintritt in das eigentliche Gymnaſium vor. Die Oberſchulbehörde iſt die Scholarchatscommiſſion, welche aus drei Perſonen beſteht, von denen eine ein Regierungsmitglied, eine andere ein Mitglied des Conſiſtoriums iſt. Unter ihr waltet der Director der Anſtalt und das Lehrercollegium, zu welchem aber die in der Volksſchule gebildeten, auf Kündigung angeſtellten Lehrer der Vorſchule nicht mitgehören. Das Miniſterium ſtellt die Lehrer an, welche die Rechte der Staatsdiener und die Rechte und Pflichten der Staatsbürger erhalten. Der ſtändige jährliche Zufluß von 6000 Thlr. aus Landesmitteln reicht zu dem bedeutenden Aufwande für die Gebäude, phyſikaliſchen und techniſchen Apparate u. ſ. w. nicht aus. Die zweifache Bibliothek für Lehrer und für Schüler hat leider keine beſtimmten Einkünfte. Die Kölerſche Stiftung macht es möglich, daß jährlich ausgezeichneten Schülern Prämien in alten und neuen Claſſikern ertheilt werden können. — Bei den jährlichen Verſetzungen macht der Ordinarius die Vorſchläge, und nach Stimmenmehrheit der an dem Unterrichte betheiligten Lehrer wird darüber entſchieden. Ueber den Abgang zur Univerſität entſcheidet nicht das Alter, ſondern die durch das Abiturientenexamen dargelegte Befähigung. — Der Unterricht iſt im ganzen ein Claſſen- oder Ordinariatsſyſtem, doch ſind für gewiße Fächer (Mathematik, Zeichnen, Naturwiſſenſchaften, neuere Sprachen) Fachlehrer durch mehrere Claſſen hindurch beſtimmt. Alle Lehrfächer ſind obligatoriſch, ſelbſt das Turnen, obgleich Diſpenſationen vorkommen. Religionsunterricht ertheilen die Claſſenlehrer bis Quinta incl., von da an der erſte Geiſtliche. Schulgottesdienſt, beſtehend aus Geſang, Gebet, Leſung einer Perikope und gewöhnlich auch aus einem Vortrage des oberen Religionslehrers, findet jeden Sonnabend vor der erſten Unterrichtsſtunde ſtatt. — Die Geſammtzahl der Schüler betrug im Winterſemeſter $18^{60}/_{61}$ 213, nämlich: In I 10 und 8, in II 6 und 7, in der erſten Realclaſſe 7 und 5, in III 13, in der zweiten Realclaſſe 18 und 17, in IV 29, in V 39 und 40, in VI 39, in VII 25, in VIII 18, in Infima 12. Die Zahl der auswärtigen Schüler, deren Eltern nicht in Detmold wohnen, betrug 45. — In I werden der hebräiſchen Sprache wöchentlich 2 Stunden, der griechiſchen 6, der lateiniſchen 8, der franzöſiſchen 2, der engliſchen 2, der deutſchen 3, der Religion 2, der Geſchichte 2, der claſſiſchen Alterthumskunde 1, der Mathematik 2, der Phyſik 2 gewidmet. Dieſelbe Stundenzahl für die alten Sprachen hat II, welche den hebräiſchen Religions- und Geſchichtsunterricht mit I, den franzöſiſchen, mathematiſchen und deutſchen zur Hälfte mit der erſten Realclaſſe theilt. Dieſe erſte Realclaſſe erhält wöchentlich 2 Unterrichtsſtunden im Latein, je 4 im Franzöſiſchen, Engliſchen, Deutſchen, und in der Mathematik, 2 in der Geſchichte, 1 in der Geographie, 2 in der Chemie, 2 im Rechnen. Der Unterricht in der hebräiſchen Sprache beginnt in II, der in der engliſchen in II und in der zweiten Realclaſſe, der Unterricht im Griechiſchen in III, der im Franzöſiſchen in V und der im Lateiniſchen in VI. — Die techniſchen Fächer anlangend, hatten in der Kalligraphie VI, V, IV, und die beiden Realclaſſen je 2 St. wöchentlich Unterricht; im Freihandzeichnen wurden 5 Abtheilungen in je 2 wöchent-

lichen Stunden unterwiesen, und die beiden Realclassen erhielten außerdem noch in 2 besonderen Stunden Anleitung im geometrischen, technischen und Situationszeichnen. Zu den Gesangübungen ist VI und V wöchentlich in 1 St. vereinigt; IV hat zu diesem Zwecke ihre besondere Stunde, und in einer andern sind III, II, die beiden Realclassen, I und das Seminar zu vierstimmigem Gesang verbunden. Auf das Turnen werden 6 St. wöchentlich in verschiedenen Abtheilungen verwandt. — Körperliche Züchtigungen sind nur in den drei unteren Classen erlaubt, und in den beiden oberen Classen, sowie auch in der ersten Realclasse, fällt das vertrauliche Du weg. Der Besuch von Wirthshäusern in der Stadt ist gänzlich verboten, und nur die beiden oberen Classen erhalten im Sommer die Erlaubnis, einen öffentlichen Garten zu besuchen. Oeffentliches Tabakrauchen ist verpönt. Die auswärtigen Schüler werden theils bei einzelnen Lehrern, deren Häuslichkeit sich dazu eignet, theils bei Bürgern in der Stadt untergebracht, doch muß im letzten Falle dem Director Anzeige davon gemacht und seine Genehmigung nachgesucht werden; auch sind die Ordinarien zum inspicirenden Besuche der einzelwohnenden Schüler verpflichtet. Auf Ostern, am Schluß des Schuljahrs, wird ein Programm erlassen und werden dreitägige öffentliche Prüfungen gehalten, die mit einem Redeact der Schüler und einer Entlassungsrede des Directors an die Abiturienten endigen. — Bloß der Director des Gymnasiums hat freie Wohnung, dazu ein jährliches Gehalt von 1000 Thlr. Die Besoldungen der übrigen Lehrer sinken stufenweise bis auf 400 Thlr. herab. Das Schulgeld von jährlich 5 Thlr. in V bis 12 Thlr. in I, nebst 2—3 Thlr. für den Unterricht im Englischen, fließt in die Schulbudgetkasse. — Die definitiv angestellten Lehrer, hoffähig, wenn ihnen der Titel Professor ertheilt ist, werden nach dem Staatsdienergesetz pensionirt.

Bei weitem älter als das Detmolder ist das Gymnasium zu Lemgo. Schon vor der Reformation bestand es und erhielt 1591 eine besondere Schulordnung, sowie 1631 neue Schulgesetze, die 1749 und 1759 verbessert wurden. Seine höchste Blüte und Frequenz erreichte es in den beiden ersten Decennien des gegenwärtigen Jahrhunderts unter dem Rectorate Reinerts, der es allein durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit hob und hielt. Bis zu dem Abgange dieses von seinen Mitbürgern undankbar behandelten Mannes nach Soest im J. 1819 war es ein rein städtisches und deshalb nur dürftig fundirtes und mit geringen Lehrkräften versehenes Institut; aber wenn seitdem, hauptsächlich durch die herrliche Fürstin Pauline, die nach Niederlegung ihrer Regentschaft die erste Bürgermeisterstelle der mit vielen Privilegien versehenen ehemaligen Hansestadt Lemgo angenommen hatte, auch manches zur Verbesserung der finanziellen Hülfsmittel geschah, so hat es doch, da um dieselbe Zeit ringsumher mehrere neue Gymnasien aufblühten, nie wieder seinen alten Ruhm und großen Zufluß auswärtiger Schüler erlangt. — Der Magistrat der Stadt (in specie die beiden Bürgermeister) und ein Regierungsmitglied (der bei den halbjährigen Prüfungen meist gegenwärtige landesherrliche Commissarius) machen die obere Behörde des Gymnasiums aus, dessen unmittelbare Leitung dem Rector und dem Lehrercollegium zusteht. Zu dem Gesammtaufwand von 4000 bis 4300 Thlr. trägt die Landeskasse 1475 Thlr. bei; das Uebrige fließt theils aus eigenen Fundationen (Grundstücken), theils aus Zuschüssen aus dem städtischen Aerar. Zur Benützung für Lehrer und Schüler ist eine Bibliothek von etwa 6000 Bänden vorhanden, für die Leibesübungen der Gymnasiasten ein Turnplatz. Die v. Dohmsche Stiftung macht es möglich, daß jährlich eine Prämie für die beste vom Rector aufgegebene lateinische oder deutsche Abhandlung ertheilt werden kann. Die Lehrer pflegen auf Vorschlag des Rectors und nach eingeholter Zustimmung des Magistrates und der Stadtverordneten von der Regierung Namens Serenissimi ernannt zu werden. Als Staatsdiener haben sie auf Pension Anspruch und sind Mitglieder der städtischen und der Landeswittwenkasse. In ähnlicher Weise wie zu Detmold herrscht im Unterrichte das Classensystem vor, und sind auch mit dem Lemgoer Gymnasio Realclassen verbunden, welche mit Secunda und Tertia parallel laufend, gemein-

ſchaftlich mit dieſen unterrichtet werden, nur daß die griechiſchen und einige lateiniſche Stunden für ſie wegfallen und ihnen dafür ein beſonderer Unterricht im Deutſchen und Franzöſiſchen gegeben wird. Den Religionsunterricht ertheilen die Claſſenlehrer ſelbſt, es findet kein beſonderer Schulgottesdienſt ſtatt. Für die griechiſche Sprache ſind in I und II ſieben wöchentliche Stunden beſtimmt, und wird auch in I eine Stunde auf das Italieniſche verwandt. Schuldisciplin und Schulgeſetze im ganzen wie in Detmold, vielleicht etwas ſtrenger. In dem zu Anfang dieſes Jahrhunderts errichteten Gymnaſialgebäude ſind für faſt alle Lehrer und ihre Familien Wohnungen eingerichtet, und beläuft ſich außer der freien Wohnung der jährliche Gehalt des Rectors auf 820 Thlr., des Prorectors auf 750, des Conrectors auf 630, des Subconrectors auf 500, des Lehrers der V und VI auf 300 Thlr. Der Reallehrer bezieht ohne freie Wohnung 550 Thlr., der Zeichenlehrer für ſeine Mühwaltung am Gymnaſium 100 Thlr. Das Schulgeld fließt in die Schulkaſſe, 6, 8, 14, 17, 20 Thlr. jährlich, dazu Eintrittsgeld in jeder Claſſe 20 Sgr., Holzgeld 20 Sgr. bis 1 Thlr. 10 Sgr., Turngeld 10 Sgr., Pengelgeld (für das Läuten) vierteljährlich 1 Sgr. Außerdem erhält jeder Lehrer jährlich zwei Fuder Holz, und mehreren fallen auch geringe Accidenzien (Leichengebühren) zu. Nach dem Programm des letzten Jahres belief ſich die Anzahl ſämmtlicher Schüler im Sommerſemeſter auf 113, im Winterſemeſter auf 112, und unter dieſen waren 36 Söhne nicht in der Stadt wohnender Eltern.

Zu Detmold wird eine mehrclaſſige höhere Töchterſchule unter einem Hauptlehrer und mehreren Nebenlehrern hauptſächlich durch das nicht unbedeutende Schulgeld unterhalten. Eine andere zu Lemgo ſteht unter der Leitung einer Lehrerin. **Brockhauſen.**

Lippe-Schaumburg. Das Fürſtenthum, das dieſen Namen trägt und zu den von Gott geſegnetſten Gebieten des deutſchen Vaterlandes gehört, wurde ſeit der Reformation von einer Reihe trefflicher Regenten beherrſcht, die auch für die Schule treulich ſorgten. Vor der Reformation, ſagt Paulus in der Geſchichte des Möllenbecker Kloſters, war „die Unwiſſenheit und Blindheit in geiſtlichen Dingen bei Geiſtlichen und Laien aufs höchſte geſtiegen, ſo daß unter den letzteren ſich viele fanden, die nicht einmal das Vaterunſer recht beten konnten, welches auch um ſo weniger zu bewundern, da in den damaligen Zeiten auf den Dörfern dieſer Grafſchaft gar keine Schulen gehalten wurden, ſondern die Kinder in aller Unwiſſenheit aufwuchſen.“

Anders wurde es erſt, nachdem Graf Otto IV. im J. 1558 infolge ſeiner Vermählung mit Eliſabeth Urſula, Tochter des Herzogs Ernſt des Bekenners von Braunſchweig-Lüneburg, zur evangeliſch-lutheriſchen Lehre übergetreten war und die Reformation in den ſchaumburgiſchen Landen eingeführt hatte. Die von ihm (1563) angeordnete Generalkirchenviſitation, welche die allgemeine Einführung der Reformation vollzog, wandte auch den Stadtſchulen viele Sorge zu. Eingreifender jedoch wirkte ſein unvergeßlicher Sohn, der Reichsfürſt Ernſt (1569—1622), der von der Wichtigkeit der Jugendbildung tief durchdrungen in allen Städten und allen Dörfern Schulen gründete und dotirte. Die Stadtſchule zu Stadthagen verband er 1610 mit einem Gymnaſium, auf welchem auch die Facultätswiſſenſchaften gelehrt wurden; 1619 erhob er dieſes „gymnasium illustre“ zu einer Univerſität, welche er jedoch 1621 nach Rinteln verlegte.

Aber auch zu dem jetzigen Gymnaſium in Bückeburg legte er den erſten Grund. Er ließ das maſſiv-ſteinerne Schulhaus, wie es noch jetzt daſteht, aufbauen; die drei Lehrer, welche er urſprünglich anſtellte, beſoldete er aus eigener Kaſſe. Von ſeinen Nachfolgern ſtiftete Philipp (reg. 1643—1681) das reformirte Waiſenhaus zu Bückeburg, Friedrich Chriſtian (reg. 1681—1728) verordnete (1726) den Fundus ecclesiasticus zur Erbauung und Unterhaltung von Kirchen, Pfarr-, Schul- und Küſterhäuſern. Albrecht Wolfgang (reg. 1728—1748) ließ zuerſt eine Landſchulordnung 23. Dec. 1733 ergehen, und verlieh dem von ſeiner Mutter Johanne Sophie zu Stadthagen geſtifteten lutheriſchen Waiſenhauſe mehrere Gerechtigkeiten.

Wenn unter Graf Wilhelm (reg. 1748—1777) Herder als Consistorialrath und Landessuperintendent dem Schulwesen in Schaumburg-Lippe einen neuen Aufschwung zu geben begann, so war doch die Wirksamkeit Herders in diesem Lande (um 1775 und 1776) von zu kurzer Dauer, als daß die Resultate davon offen vor Augen liegen konnten (vgl. d. Art. Herder S. 442. D. Red.). Eine Schulordnung für die Stadtschulen erschien 1766, eine andere für die Landschulen 1777. Die Fürstin Juliane († 1799) nahm das Schulwesen in ihre besondere Protection und erließ die ausgezeichnete Hauptschulordnung v. 3. April 1794, und der treffliche Fürst Georg Wilhelm (reg. 1807—1860) hat manche Schulstellen verbessert und die Statuten der Schullehrer-Wittwen- und Waisenkasse bestätigt und diese unter den besondern Schutz des Consistoriums gestellt.

I. Die Unterrichtsanstalten in den Städten. A. Bückeburg. Das Schullehrerseminar. Neuerrichtet unter dem Grafen Philipp Ernst (reg. 1777—1787) ist das Seminar dem fürstlichen Consistorio untergeben. Inspector und Lehrer ist einer der zwei Geistlichen an der ev.-lutherischen Stadtkirche, welchem ein Candidat der Theologie zur Hülfe beigegeben ist, und wird das Gehalt dafür aus fürstlicher Kammerkasse gezahlt. Im Orgelspiel werden die Seminaristen von dem Organisten der Stadtkirche unterrichtet, und ist ihnen überhaupt durchaus reiche Gelegenheit geboten, in der seit langer Zeit durch den fürstlichen Hof zu den schönen Künsten geneigten Stadt Bückeburg sich in Musik und im Singen auszubilden. Die Seminaristen sind verpflichtet, außer dem Seminarunterrichte auch das Gymnasium zu besuchen, eine Combination, über deren Zweckmäßigkeit verschiedene Ansichten möglich sein werden, und, damit sie eine praktische Uebung im Unterrichten erlangen, in der untersten Classe der lutherischen Stadtschule die ihnen vom Inspector angewiesenen Unterrichtsstunden zu ertheilen. Sie erhalten ein kleines jährliches Gehalt aus der Seminarkasse, etwa 24 Rthlr., müßen aber die Lehrerstelle im Lande, zu welcher sie berufen werden, unweigerlich annehmen, weil sonst die Rückzahlung des bis dahin empfangenen Gehaltes von ihnen gefordert werden kann. Die Seminaristen haben Wohnung und Kost entweder bei ihren Eltern oder, wenn sie von auswärts kommen, meist in bürgerlichen Häusern. Die Zahl der Seminaristen nebst Präparanden ist 14. Der jetzige Volksschullehrerstand in Schaumburg-Lippe steht sowohl an äußerer Bildung, als auch namentlich an tiefer und klarer religiöser Bildung dem in größeren Staaten nicht nach.

Das Gymnasium zu Bückeburg ist aus der vom Fürsten Ernst gestifteten Hauptschule allmählich herangewachsen; noch 1766 wurde verordnet, „daß die Schüler nicht mit Verfertigung lateinischer Exercitien geplagt werden und damit ihre edle Zeit verlieren sollen, weil es für die meisten genug sei, in einigen kleinen lateinischen Fabeln geübt zu sein, damit sie einen lateinischen Casum setzen können", und 1794 befahl Fürstin Juliane, es solle bei der Vorbereitung auf die Akademie nichts vergessen oder vernachläßigt werden, was zur vollkommenen Bildung eines Menschen erforderlich scheine, der sich einem höheren Stande zu widmen gedenke. Es ist vorzugsweise durch fürstliche Fürsorge zu schöner Blüte gelangt und hat jetzt 5 Classen mit 9 Lehrern (Einkommen zwischen 400 und 1250 Thlr.) und 155 Schüler (Schulgeld 4 bis 16 Thlr.), darunter auch Ausländer. Wir geben den Lectionsplan der Prima (siehe d. folg. Seite).

Die Maturitätsprüfung für die zur Universität abgehenden Schüler wurde am 4. März 1830 eingeführt und ist eine Bedingung für die Zulassung zum spätereu Staatsexamen.

Neben dem Gymnasium besteht die ev.-lutherische Bürgerschule, mit zwei Classen (Lehrergehalt 500 und 150 Thlr., Schulgeld 2 und 1 Thlr.), welche die Schüler etwas weiter fördert, als es in Landschulen geschehen kann; ein Theil wird durch Privatunterricht zum Uebergang auf das Gymnasium vorbereitet.

Ferner die ev.-reformirte Stadtschule für die seit der Regierung der (reformirten) jüngeren schaumburgischen Linie (1777) gebildete reformirte Gemeinde

	Montag.	Dienſtag.	Mittwoch.	Donnerſtag.	Freitag.	Sonnabend.
8—9	Mathematik.	Franzöſiſch.	Religion.	Mathematik.	Franzöſiſch.	Religion.
9—10	Phyſik.	Deutſche Literatur.	Mathematik.	Phyſik.	Deutſche Literatur.	Mathematik.
10—11	Sophokles (oder Euripides.)	Cicero (oder Tacitus).	Homer.	Sophokles (oder Euripides.)	Cicero (oder Tacitus.)	Homer.
11—12	Cicero (oder Tacitus.)	Geſchichte.	Horaz.	Geographie.	Geſchichte.	Horaz.
12—1	Lateiniſche Extemporalia.	Hebräiſch.		Lateiniſche Extemporalia.	Hebräiſch.	Griechiſche Extemporalia.
2—3	Zeichnen.	Engliſch.		Zeichnen.	Engliſch.	
3—4		Thucydides (oder Plato.)			Thucydides (oder Plato.)	

mit zwei Claſſen (Lehrergehalt 500 und 74 Thlr.; Lehrerin 50 Thlr.) und 105 Knaben und Mädchen (Schulgeld 1 Thlr.).

Die höhere Töchterſchule mit 50 Schülerinnen in 2 Claſſen (Schulgeld 14—16 Thlr.) ſteht unter dem Rector des Gymnaſiums; den Unterricht geben theils Lehrer des Gymnaſiums, theils ein akademiſch gebildeter Conrector (400 Thlr.) und eine Lehrerin für Handarbeiten.

Die Bürgertöchterſchule hat in zwei Claſſen 160 Schülerinnen, zwei Lehrer, und eine Lehrerin, welche in dem Schulgebäude wohnt. Schulgeld 1 Thlr. 16 Sgr.

Die Erwerbſchule, welcher die Fürſtin und mehrere edle Frauen eine beſondere Fürſorge widmen, hat 1 Lehrer, welcher täglich 3, und eine Lehrerin, welche 5 Unterrichtsſtunden giebt. Die Schülerinnen, 34, entrichten kein Schulgeld, erhalten freie Schulbücher, und was ſie durch die in der Schule vorgenommenen Handarbeiten erwerben, kommt ihnen zu gute.

Für die wenigen katholiſchen Familien beſteht eine katholiſche Schule, mit einem beſondern Lehrer und 20 Kindern.

Die Kleinkinderſchule, durch Privatbeiträge geſtiftet und unterhalten, hat ein eigenes Haus, in welchem 48 Kinder unter 6 Jahren der Obhut einer Pflegemutter und einer Lehrerin anvertraut ſind.

B. Stadthagen. In dem ehemaligen Univerſitätsgebäude befindet ſich die jetzige lateiniſche Schule, welche in der Regel auf die Tertia des Gymnaſiums zu Bückeburg vorbereitet (1 Lehrer mit 350 Thlr. Gehalt, 20 Schüler, Schulgeld 9 Thlr.), und die zwei Claſſen der (ev.-lutheriſchen) Bürgerſchule, mit 2 Lehrern (365 und 220 Thlr.) und 146 Schülern (Schulgeld 1 Thlr.).

Die Bürgertöchterſchule hat in 3 Claſſen 150 Schülerinnen, 2 Lehrer (300 und 120 Thlr.) und für die Handarbeiten 1 Lehrerin (50 Thlr.).

II. Die Landſchulen haben (mit Einrechnung der Volksſchulen in den beiden Städten) in 16 Kirchſpielen mit 37 Ortſchaften etwa 4000 Schulkinder. Die erſten Landſchullehrer in den Kirchdörfern ſind immer zugleich Organiſten und Küſter. Die Schulſtellen ſind durch Feldland und Wieſen fundirt; nachdem auch der gegenwärtige Fürſt Adolf Georg eine große Zahl derſelben im Gehalte erhöht hat, tragen auch die geringſten 150—200 Thlr. ein, die beſten 450—500 Thlr. Das jährliche Schulgeld

beträgt für jedes Kind 1 Thlr. Der Unterricht einer ersten (oberen) Classe wird meistens nach folgendem Lectionsplane ertheilt:

	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
8—9	Katechismus.	Biblische Geschichte.	Biblische Geschichte.	Katechismus.	Bibellesen.	Biblische Geschichte. (Perikopen.)
9—10	Lesen im Gesangbuch.	Weltgeschichte.	Deutsche Sprache.	Lesen im Kinderfreund.	Weltgeschichte.	Deutsche Sprache.
10—11	Schreiben.	Deutsche Sprache. (Dictiren.)	Tafelrechnen.	Schreiben.	Naturlehre.	Tafelrechnen.
11—12	Kopfrechnen.	Geographie.	Singen.	Kopfrechnen.	Geographie.	Singen.

Bei einigen Volksschulen wird, wie auf dem Gymnasium, im Zeichnen und Turnen unterrichtet.

Die Zahl aller Lehrer im Fürstenthum Schaumburg-Lippe (mit 30,000 Einw.) beträgt 61, die der Lehrerinnen 6, die der Schüler und Schülerinnen 5056.

Dr. **Bömers.**

Lob. Wenn Ehre die „vortheilhafte Meinung von jemand hinsichtlich seiner Vorzüge" ist und „auf diese Meinung gegründetes Ansehen", Lob dagegen die Aeußerung „günstigen, beifälligen Urtheils"; so wäre Lob der in Worten hervortretende Erweis der im Inneren vorhandenen ehrenden guten Meinung, und somit, wenn doch das Wort der unmittelbarste und deutlichste Ausdruck des Gedankens ist, das unmittelbarste und bestimmteste Symptom der vorhandenen Ehre. Demnach würde was über Lob zu sagen ist, sich aus einer Anwendung der Bestimmungen über Ehre, Ehrgefühl und die verwandten Begriffe auf diese Aeußerung der Ehre einfach ergeben, und so hätten wir vor allem auf den diese Begriffe betreffenden Artikel zu verweisen (II. S. 44 ff. Vgl. Aufmunterung I. S. 301 ff. und Belohnung I. S. 526 ff.).

Nur in wechselsweise empfangendem und gebendem Zusammenleben und Zusammenwirken mit andern kann der Mensch seine Bestimmung erreichen. Für die Lebendigkeit und Fruchtbarkeit eines solchen Lebens und Wirkens ist es aber eine unerläßliche Bedingung, daß einem jeden die ihm gebührende Ehre gegeben werde. Fehlt diese Bedingung, so fehlt ihm auch sowohl die über die Beschränktheit seines eigenen Wirkens ihn beruhigende und zu freudiger Thätigkeit ermunternde Zuversicht wohlwollender und förderlicher Unterstützung von Seiten anderer, als die ermuthigende Hoffnung, daß sein eigenes Wirken fruchtbare Anerkennung und eine gute Statt finden werde. Wem ohne seine Schuld alle Anerkennung von Seiten der Mitlebenden und Mitwirkenden fehlte, der würde sich zwar mit dem Bewußtsein seines redlichen Strebens trösten können und mit der Hoffnung, daß er doch vor Gott Anerkennung finden werde; immerhin aber würde er die Unfruchtbarkeit und Erfolglosigkeit seines Lebens und Wirkens zu beklagen haben. Das Bedürfnis nach Ehre und die Werthlegung auf dieselbe hängt also nothwendig zusammen mit der dem Menschen wesentlichen gliedlichen Verbindung mit der gesammten menschlichen Gesellschaft. Ist aber die Ehre die gedeihliche Lebensluft für menschliches Wirken, so ist das lobende Wort gleichsam der einfachste Aërometer, dessen Anzeigen die für feinere Symptome noch weniger empfängliche Jugend am wenigsten würde entbehren können. Darum ist die Werthlegung auf Lob dem Menschen natürlich, wie die Werthlegung auf Ehre es ist, und es bedarf nicht der besonderen Nachweisung, daß „schon in den ältesten Zeiten" nach Lob getrachtet und das Lob auch pädagogisch

verwandt worden iſt, daß ſchon Noah Sem und Japhet gelobt, Ham aber getadelt hat, und daß Peleus bei der Erziehung des Achilleus das Streben nach Ehre und Lob eigentlich zum Princip ſeiner Pädagogik gemacht hat, wenn er ſeinem Sohne den einzigen väterlichen Rath mitgab: „Immer der erſte zu ſein und vorzuſtreben vor andern" (*Αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων.* Il. XI. 784). Freilich könnte man gerade die Erziehungsreſultate des Peleus als eine Stütze für die Behauptung benutzen, daß jenes Princip zwar geeignet ſei, den Zögling zu bedeutenden äußeren Leiſtungen anzufeuern, nicht aber die innere Heiligung ſeines Sinnes zu bewirken, und daß es daher wohl zur Aeußerlichkeit der heidniſchen, nicht aber zu der Innerlichkeit einer wahrhaft chriſtlichen Bildung paſſe, wie denn ſchon Quintilian den Ehrgeiz, wenn er auch zur Tugend im Sinne äußerer Tüchtigkeit ermuntere, doch ſelbſt als ein Laſter bezeichne (Licet ipsa vitium sit ambitio, frequenter tamen causa virtutum est. Inst. or. I. 2, 22). Aber es ruft doch auch der Apoſtel Paulus ſeiner lieben Gemeinde zu Philippi zu (4, 8): „Weiter, lieben Brüder, was wahrhaftig iſt, was ehrbar, was gerecht, was keuſch, was lieblich, was wohl lautet, iſt etwa eine Tugend, iſt etwa ein Lob (ἔπαινος), dem denket nach!" Und ſo wird es wohl nur darauf ankommen, durch richtige Verwendung des Lobes in der Erziehung zu verhüten, daß nicht die berechtigte Werthlegung auf Lob in das von dem Erzieher allerdings mit aller Sorgfalt fern zu haltende Laſter des Ehrgeizes ausarte; oder wie Herbart es formulirt: „die Hauptſache iſt, daß man keinen Ehrgeiz künſtlich ernähre, aber auch kein richtiges und natürliches Ehrgefühl erdrücke."

Zu dieſem Ende nun iſt es vor allem nöthig, daß die Zöglinge in dem Bewußtſein erhalten werden, *wie das Lob nur ein Zeichen der Achtung iſt, deren ſie ſich werth gemacht haben, und die Achtung ſelbſt nur eine Folge ihres pflichtmäßigen Verhaltens*; daß alſo das letzte und eigentliche Ziel ihres Strebens nicht einmal die Achtung anderer ſein darf, geſchweige das äußere Lob, ſondern nur die Erfüllung ihrer durch Gottes Gebot ihnen auferlegten Pflicht. Dieſer rechten Auffaſſung des Lobes tritt der Erzieher ſelbſt entgegen, wenn er der ausdrücklichen Anerkennung äußerer Pflichtmäßigkeit einen zu hohen Werth und eine zu große Wirkung beimißt und ſie deshalb in ſeiner pädagogiſchen Thätigkeit zu ſtark hervortreten läßt. Er zieht dann ſelbſt jenen Ehrgeiz groß, welcher in dem Lob und nicht in der Pflichterfüllung das Ziel ſeines Strebens erkennt, und welcher, weil er eben ſelbſt ein Laſter iſt, nicht die Urſache von Tugenden werden kann, die dieſen Namen in Wahrheit verdienen. Beweis dafür bietet die Erziehung der Jeſuiten, in welcher ja dieſer Ehrgeiz der eigentliche Hebel iſt (ſ. d. Art. S. 776 ff.). Wie ſehr die frommen Väter ihre Zöglinge verleiten, alles andere zum Mittel für den letzten Zweck äußerer Anerkennung zu erniedrigen, geht auf die widerwärtigſte Weiſe daraus hervor, daß ſie eine beſondere Belobung auch denjenigen verheißen, welche durch beſondere Andacht leuchteten; und wenn ſie andererſeits außerordentliche Andachtsübungen als Strafe für Vergehen verhängen können, ſo beweiſt dies, in wie hohem Grade es ihnen durch ihr Verfahren gelungen iſt, ſelbſt das innerlichſte Thun des Gemüthes, die Andacht, in ein innerlich werthloſes, todtes äußerliches Werk zu verderben. Eine ſolche Pädagogik kann es zu einzelnen glänzenden Unterrichtsreſultaten bringen, im Gebiete der eigentlichen Erziehung aber nur verderblich wirken. Den ergebenſten Dienern der römiſchen Geſetzeskirche, welche in ihren Schülern für dieſe unbedingt gehorſame Werkzeuge zu erziehen ſtreben, treten, wie billig, die Pädagogen der philanthropiniſchen Aufklärerei zur Seite; denn dieſe ſo gut, wie jene, mußten mit äußeren Hebeln ſich helfen, da beiden die innere Triebkraft der aus einem lebendigen Glauben hervorgehenden heiligen Liebe fehlt. Den Philanthropinen verdanken wir jene den natürlichen Ehrtrieb überreizende Verſchwendung des Lobes in der Schule, die Orden des Fleißes und der Tugend, die Ehrenkarten, die goldenen und ſilbernen Ehrenpuncte u. ſ. w. K. F. Bahrdt eröffnet den Eltern, welche ſeinem Philanthropin zu Heidesheim ihre Kinder anvertrauen wollen, marktſchreieriſch

die angenehme Aussicht, daß sie demnächst in den öffentlichen Blättern Nachrichten lesen sollen, wie die folgende (Philanthropischer Erziehungsplan. Frankenthal 1777, S. 193 f.): „Das Philanthropin meldet allen, welche Seele genug haben, sich über die Bildung eines Menschen zur Tugend zu freuen, daß N. N. der jüngere Sohn des Herrn — — N. N. — — zu einer solchen Höhe von moralischer Güte sich emporgeschwungen hat, welche alle seine Lehrer und Mitschüler bewog, ihm einstimmig das Ordenszeichen der Tugend zu ertheilen." Auf einer Ehrenkarte soll beispielsweise stehen (S. 200): „N. N. hat einen seiner Mitschüler gerettet dadurch, daß er sich selbst zu einer Schuld bekannte, wegen der jener im Verdacht war. — Hat auch einem seiner offenbarsten Feinde (!) einen unerwarteten Dienst geleistet." Man ermesse selbst, ob es diesen Philanthropen gelingt, den Verdacht, es werde dadurch eine eigennützige Tugend eingeführt werden, durch die Bemerkung vollständig zu beseitigen (S. 203): „Das Gute um sein selbst willen!" — Freunde — denkt selbst nach! Es ist ästhetischer (sic!) Klingklang, und weiter nichts. Es ist ebenso, wie jene mystische Liebe gegen Gott, deren Vertheidiger von uns fordern, man solle Gott um sein selbst willen lieben, nicht deswegen, weil er uns glücklich macht und glücklich machen will. Wie? möchte man da fragen: Wenn ich nun Gott liebe, weil er ein so guter, liebreicher Gott ist, lieb' ich ihn dann nicht um sein selbst willen? — Versteht ihr das „um sein selbst willen" anders: so ist eure Moral transcendental, das heißt — unfruchtbar." Jene Uebertreibung und Verschwendung des Lobes, wie sie bei Bahrdt im rohesten und lächerlichsten Extrem erscheint, muß das Streben nach menschlicher Anerkennung in dem Zögling so überspannen, daß das edlere Streben nach dem göttlichen Wohlgefallen dadurch völlig unterdrückt wird und freilich weder von mystischer, noch von praktischer Liebe zu Gott als einem sittlichen Motiv mehr die Rede sein kann. Vielmehr wird die Sucht nach Lob so sehr die einzige Triebfeder zum pflichtmäßigen Handeln, daß wo das erwartete Lob einmal ausbleibt, die Thatkraft sofort erlahmt, und daß andererseits der mit diesem unreinen Mittel bewirkten äußerlichen Pflichterfüllung ein sittlicher Werth kaum zuzuschreiben ist. Der Erzieher wird sich also vor einer solchen Isolirung des Lobes, wodurch dieses an und für sich und ganz abgesehen von der Pflichterfüllung, als deren Symptom nur es Werth hat, als das Begehrungswürdigste hingestellt wird, sorgfältig hüten und darnach trachten, dem Zöglinge zum lebendigen Bewußtsein zu bringen, daß der Mensch den Willen Gottes und damit seine Pflicht erfüllen müße, weil dieses dem wahren Wesen und der Würde des Menschen entspricht, und es wäre traurig, wenn die Zöglinge nicht wenigstens aus einzelnen Erfahrungen die alles übertreffende Befriedigung könnten kennen lernen, welche in dem Bewußtsein einer solchen Pflichterfüllung liegt. Tritt dann als das Zeichen der Anerkennung, welche ihnen dafür entgegenkommt, das Lob hinzu, und zwar nicht gerade jedesmal in ausdrücklichen Worten, sondern beschränkt sich der Erzieher in vielen Fällen darauf, durch einen zustimmenden Blick, durch sein gesammtes Verhalten seiner Zufriedenheit ihren Ausdruck zu geben, so wird der Zögling sich daran gewöhnen, das Lob als ein zwar natürliches, aber nicht unbedingt nothwendiges Zeichen der Zufriedenheit anzusehen, durch welche ihm zu seiner Ermuthigung sein pflichtmäßiges Verhalten bezeugt wird: er wird das Lob als eine Folge und als ein Zeichen der Pflichterfüllung betrachten, welche ihm als sein eigentliches Ziel gilt, nicht die Pflichterfüllung als ein bloßes Mittel zur Erreichung des Lobes, welches ihm zum eigentlichen Zweck seiner Thätigkeit geworden ist.

Soll nun aber das Lob dem Zöglinge als ein ermunterndes Zeichen davon gelten, daß er der Bestimmung näher gekommen ist, welche Gottes Gesetz ihm vorhält, so muß es von solchen ausgehen, welche ihm als Vertreter des göttlichen Gesetzes gelten können. Als solche sollen aber die Erzieher, sollen Eltern und Lehrer dem Zöglinge gelten. Und nur wenn sie ihres heiligen Berufes sich würdig erweisen,

„Gottes Amt am Kinde recht zu vertreten," wenn das lobende Wort vom ermunternden Beiſpiel begleitet iſt, wenn der Ausdruck der Freude über die wachſende Tüchtigung des Zöglings das Gepräge voller Wahrhaftigkeit und den rechten Nachdruck aus dem eigenen aufrichtigen Streben der Erzieher nach fortſchreitender Heiligung empfängt, nur dann können ſie erwarten, daß ihr Lob die richtige Wirkung hervorbringen werde. Ferner aber müßen auch die Zöglinge daran gewöhnt werden, nur ſolchem Lobe Werth beizulegen, in welchem ſie gleichſam einen Ausdruck des göttlichen Wohlgefallens erkennen dürfen. Dieſe Gewöhnung aber kann ſich nur bilden, wenn nicht die Erzieher ſelbſt — ſei es weil ſie überſpannte Forderungen an die Kinder ſtellen, ſei es aus natürlicher Unfreundlichkeit, ſei es infolge einer falſchen Anwendung der Lehre von der natürlichen abſoluten Unwürdigkeit des Menſchen — auch den natürlichſten und einfachſten Ausdruck der Billigung ihren Zöglingen verſagen. Dadurch werden dieſe getrieben, ſich ſchadlos zu halten, indem ſie die Befriedigung der natürlichen Ehrliebe bei ihren Geſpielen oder anderen ſuchen, welche auch das keineswegs Lobenswerthe zu loben bereit ſind; und ſo bringt es die überſtrenge Erziehung, welche, um ja keinen Ehrgeiz aufkommen zu laſſen, auch das berechtigtſte Lob vorenthalten zu müßen glaubte, in der That dahin, daß das eitle Trachten nach einem keineswegs berechtigten Lob recht ungeſtört von dem Herzen Beſitz nimmt. Mit vollem Rechte hat daher Locke (ſ. d. Art.) der finſteren Pädagogik gegenüber, welche kein Erziehungsmittel, als die Strafe, kannte, auf die rechte Benutzung der Ehrliebe in der Erziehung hingewieſen, d. h. auf die Erweckung des Sinnes für die Anerkennung von Seiten derjenigen, deren Anerkennung wirklichen Werth hat, damit auf dieſe Weiſe die Zöglinge zugleich vor dem verführeriſchen Lobe der Schlechten bewahrt bleiben möchten. Hat aber das Lob die Bedeutung, dem Zöglinge zu zeigen, daß er in ſeiner Aufgabe, das göttliche Geſetz zu erfüllen, einen Schritt vorangekommen iſt, ſo muß auch bei Ertheilung von Lob das göttliche Geſetz den eigentlichen Maßſtab bieten, wonach er gemeſſen wird: nur mit dieſem darf er verglichen werden und etwa mit ſich ſelbſt, wie er auf einer früheren Stufe, oder bei einer anderen Gelegenheit geweſen iſt, wo er weniger Lob verdiente, damit das Bewußtſein, fortgeſchritten zu ſein auf der einen und der Aufblick zu dem vorgeſteckten höchſten Ziele auf der anderen Seite, ſich zu einer kräftigen Aufforderung vereinigen, auf dem rechten Wege weiter zu gehen. Dagegen iſt die lobende Vergleichung mit Mitſchülern, welche zugleich für dieſe zu einem Tadel wird, ungehörig und gefährlich, weil ſie die auf ſolche Weiſe Getadelten erbittert, den Belobten aber eitel macht und das rechte Verhältnis zwiſchen beiden ſtört. Auch in dieſer Beziehung können die Jeſuiten als abſchreckendes Beiſpiel dienen. Sie haben den äußeren Abzeichen der Würdigkeit nicht bloß entſprechende der Unwürdigkeit zur Seite geſtellt, ſondern ſie befreien auch den mit einem ſolchen Abzeichen Geſtraften, ſobald er einen Mitſchüler wegen eines mit dieſer Strafe bedrohten Vergehens denuncirt hat. Indem ſie auf ſolche Weiſe auf die gehäſſige Denunciation recht eigentlich eine Prämie ſetzen, inoculiren ſie dem Herzen ihrer Zöglinge einen nicht allein eitelen, ſondern eiferſüchtigen, neidiſchen und ſchadenfrohen Ehrgeiz, welcher der Tod aller Kindlichkeit, Aufrichtigkeit und alles herzlichen Wohlwollens iſt.

Alſo keine Vergleichung der Zöglinge unter einander, *während* man einen lobt! Wohl aber *Berückſichtigung ihrer verſchiedenen Individualität, ehe man einen lobt*. Faſt möchten wir in dieſer Beziehung das Paradoxon ausſprechen, daß die Tadelnswerthen gelobt und die Lobenswerthen getadelt werden müßen; ähnlich wie man mit Recht empfiehlt, unkirchliche Gemeinden durch die liebliche Predigt des Evangeliums erſt für das Chriſtenthum zu gewinnen, weiter geförderte dagegen durch ernſte Bußpredigt zu fortſchreitender Heiligung zu ermuntern. Aus der überweichlichen Pflege der ſogenannten höheren Stände, wie aus der harten Zucht derjenigen Kreiſe, aus welchen die Volksſchule ihre Schüler empfängt, ſo wie aus dem natürlichen Druck der Verhältniſſe in dieſen Kreiſen, werden dem Erzieher Zöglinge zugeführt, welche ſchlaff, oder verſchüchtert und verkümmert ſind, weil ſie noch niemals die Freude gehabt

haben, daß ihnen durch eigene Kraft etwas gelungen iſt und daß ſie Anerkennung dafür gefunden haben. Denn entweder iſt ihrer Selbſtthätigkeit überhaupt nichts zugemuthet worden, oder was ſie verſuchten und leiſteten, iſt nicht beachtet worden und hat ihnen niemals ein Wort freundlicher Anerkennung eingetragen. Solche Kinder werden zunächſt ſehr wenig leiſten; aber gerade darum muß man gerne die Gelegenheit ergreifen, ſie durch ein freundlich ermunterndes Lob zur Selbſtthätigkeit zu ermuthigen und wo möglich in gutem Gange zu erhalten, und Gleiches gilt von Zöglingen, welche für einen Unterrichtsgegenſtand oder ſonſt eine von ihnen zu verlangende Thätigkeit kein lebendiges Intereſſe gewinnen können. Durch äußere Strafen kann man den Trägen wohl zu beſtimmten äußeren Leiſtungen, nicht aber zum Fleiß im eigentlichen Sinne zwingen; dieſer iſt eine friſche, lebendige, weil mit der Hoffnung des Gelingens verbundene, Thätigkeit, und dieſe Hoffnung wird in dem Schlaffen am ſicherſten durch ein wohl angebrachtes Lob erweckt und wach erhalten. Dagegen wird der im ganzen tüchtige Schüler durch einen gelegentlich ausgeſprochenen Tadel am wenigſten niedergedrückt, wohl aber vor der Einbildung, als ob ers ſchon ergriffen hätte, bewahrt und angeſpornt werden, dem vorgeſteckten Ziele nachzutrachten.

Eine pädagogiſche Verwerthung des Lobes, wie ſie in dem Obigen gefordert iſt, wird wohl von dem Vorwurfe, das unkindlichſte und unchriſtlichſte Motiv zu ſein, nicht getroffen werden, welchen K. von Raumer der Aufſtachelung eines eitelen und eiferſüchtigen Ehrgeizes mit vollem Rechte gemacht hat. G. Baur.

Localſchulen, ſ. Schulbezirk.

Locaten, wörtlich = Gedungene, Geſellen (daher auch socii genannt), welche der Meiſter auf Wochenlohn annimmt, von den Lehrern im Mittelalter gebraucht; vgl. S. 300.

Location, ſ. Rangordnung.

Locke, John. (Lockes Leben iſt beſchrieben von Le Clerc: Eloge historique de feu Mr. Locke in dem 1. Bd. ſeiner Oeuvr. divers. und von Lord King, The life and letters of John Locke, with extracts from his journals and common-place books. New edition. London. 1858. Neuerdings von Raumer, Geſchichte der Pädagogik, II, S. 112 — 136 und beſonders von Schärer, John Locke. Seine Verſtandestheorie und ſeine Lehren über Religion, Staat und Erziehung. Leipzig 1860.) Den Anregungen zu einer Verbeſſerung der Erziehung, wie ſie von Montaigne und Baco ausgegangen waren, waren namentlich auf deutſchem Boden die praktiſchen Reformverſuche von Ratich und Amos Comenius gefolgt. Der Erfolg der letzteren jedoch entſprach zumal bei Ratich den Erwartungen nicht. Man hatte zu ſehr der abstracten Methode vertraut und unterlaſſen, die im wirklichen Leben, die Erziehung hemmend oder fördernd, mitwirkenden Factoren gehörig mit in Rechnung zu bringen. Doch wirkte der einmal gegebene Anſtoß immerhin noch fort. Der Pietismus, auf pädagogiſchem Gebiete vor allen durch A. H. Francke repräſentirt, kam der von den pädagogiſchen Neuerern geſtellten Forderung eines wahrhaft bildenden Unterrichtes und einer Berückſichtigung der Anſprüche des täglichen Lebens durch Hereinziehung der Realien in den Kreis der Unterrichtsgegenſtände auf ſeine Weiſe und wirkſamer nach, indem er mit klarem Bewußtſein und voller Entſchiedenheit das evangeliſche Princip zur Grundlage ſeiner Erziehung machte und von ſeiner Bekanntſchaft mit den wirklichen Zuſtänden des Volkes und deſſen einzelner verkümmerter Glieder ſich leiten ließ. Faſt zu derſelben Zeit, als Francke ſeine nachher zu ſo großer Ausdehnung erwachſenen Anſtalten zur geiſtigen Hebung des Volkes zu begründen anfieng (1694), erſchien (1693) eine Schrift, welche, obgleich urſprünglich nur für einen ganz engen Kreis beſtimmt, doch in hohem Grade den pädagogiſchen Fragen auch das Intereſſe der höheren Stände zuwandte und bewußt oder unbewußt unter dem Einfluſſe der von Montaigne und Bacon angeregten Ideen ſtand: Some thougths concerning education von John Locke. Der Verfaſſer war ſechszehn Jahre nach Shakeſpeares, ſechs Jahre nach Bacos Tode,

in demſelben Jahre mit Spinoza geboren und drei Jahre früher als Spener, welcher ihn noch um ein Jahr überlebte.

Locke war am 29. Auguſt 1632 zu Wrington in der Nähe von Briſtol in Somerſetſhire geboren. Sein Vater, John Locke, in jener Gegend mit einem hübſchen Landbeſitz begütert, war anfangs als Schreiber (clerk) bei einem benachbarten Friedensrichter beſchäftigt, wurde dann aber mit dem in derſelben Gegend begüterten Oberſt Alexander Popham bekannt, der ihm eine Capitänſtelle in der Parlamentsarmee verſchaffte. Nach Beendigung des Krieges kehrte er zu ſeiner juriſtiſchen Beſchäftigung zurück. Infolge der Wechſelfälle des Krieges mußte der Vater dem jungen John, dem älteſten von zwei Söhnen, ein geringeres Beſitzthum hinterlaſſen, als er ſelbſt ererbt hatte, was engliſche Biographen nicht unterlaſſen als eine Abnormität und beſondere Calamität zu notiren. Dafür aber gab er dem Sohne das koſtbare Gut einer ſehr ſorgfältigen Erziehung mit, für welche dieſer ſein Leben lang die innigſte Dankbarkeit bezeugte. Mit richtigem Takte hatte der Vater den Sohn in deſſen erſten Jahren unter die ſorgfältigſte Zucht und Ueberwachung der väterlichen Auctorität genommen, während er ſpäter damit nachließ und der wachſenden Selbſtändigkeit freieren Spielraum geſtattete. Der alte Locke ſpricht ſich ſelbſt über ſein Verfahren mit voller Klarheit in folgenden Worten aus (King, a. a. O. S. 1 f.): „Ich habe das als ein unverſtändiges und gefährliches Verfahren an manchen Vätern getadelt, daß ſie gegen ihre Kinder ſich ſehr nachſichtig beweiſen, ſo lange dieſe klein ſind, dagegen, wenn dieſe zu reiferen Jahren kommen, ſie in hohem Grade beſchränken und ein zurückhaltenderes Verhalten gegen ſie eintreten laſſen, wodurch gewöhnlich ein ſchlechtes Einverſtändnis zwiſchen Vater und Sohn erzeugt wird, das nothwendig von üblen Folgen ſein muß. Meiner Meinung nach würden Väter in der Regel beſſer thun, wenn ſie zu ihren heranwachſenden Söhnen in ein vertraulicheres Verhältnis träten und in ihrem Benehmen gegen dieſelben ſo viel Freiheit und Freundſchaft walten ließen, als deren Alter und Temperament nur ertragen kann.“ Durch Pophams Verwendung wurde der junge L. in die Weſtminſterſchule in London und von da 1652 als Mitglied des Chriſtkirchcollegiums (Christchurch-college) auf die Univerſität Oxford aufgenommen. Obgleich L. von der althergebrachten einſeitigen Beſchränkung der Lehrobjecte und von dem pedantiſchen ſcholaſtiſchen Formalismus in dem dortigen Unterricht ſtets mit großer Geringſchätzung ſpricht, ſo machte er dennoch nicht nur in ſeinen akademiſchen Studien ſo gute Fortſchritte, daß er 1655 zum Baccalaureus und 1658 zum Magister Artium promovirt werden konnte, ſondern es haben dieſe Studien doch gewiß auch zur Schulung ſeines Geiſtes mehr beigetragen, als er ſelbſt zuzugeſtehen geneigt iſt. Mit lebendigerem Intereſſe wandte er ſich allerdings dem Studium von Des Cartes und den Naturwiſſenſchaften zu, um hier nach Bacos Grundſatz ſtatt der traditionellen Philoſopheme über die Dinge vielmehr die Dinge ſelbſt aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Insbeſondere wurde ihm durch die Schwächlichkeit ſeiner eigenen körperlichen Conſtitution, welcher er in einem höchſt regelmäßigen Leben ſtets die conſequenteſte Berückſichtigung widmete, das Studium der Medicin empfohlen; ſeinen in dieſem Fache erworbenen Kenntniſſen gibt der berühmte Thomas Sydenham das glänzendſte Zeugniß, und es ſind dieſelben, obgleich nicht mit Rückſicht auf eine künftige Praxis geſammelt, doch für L.s Lebensgang von entſchiedener Bedeutung geweſen.

In eine praktiſche Berufsthätigkeit trat L. zuerſt ein, als er 1664 Sir Walter Vane*), den engliſchen Geſandten an den großen Kurfürſten während des erſten holländiſchen Krieges, nach Berlin, Cleve u. a. O. begleitete: die Berichte ſeiner Briefe über unſer deutſches Volk und Vaterland aus dieſer Zeit erinnern nicht ſelten an die engli-

*) So heißt der Name des Geſandten bei King a. a. O. S. 10, dem ich folge, weil auch L. ſelbſt in ſeinen Briefen ſeinen Chef als „Sir Walter“ bezeichnet, obgleich ich ſonſt, bei engliſchen und deutſchen Biographen, den Namen überall Sir William Swan genannt finde.

ſcher Seefahrer über die Sitten und Gebräuche der Wilden auf den neuentdeckten Inſeln der Südſee. Bereits im Februar 1665 nach England zurückgekehrt, lehnte L. verſchiedene Anträge zu weiterer Verwendung in öffentlichen Dienſten ab und lebte zu Oxford ſeinen Studien. Hier machte er durch einen Zufall die für ihn ſo folgenreiche Bekanntſchaft mit Lord Aſhley, dem nachherigen Earl of Shaftesbury. Der Lord hatte ſich durch einen Sturz vom Pferde einen Abſceß in der Bruſthöhle zugezogen und Behufs einer vorzubereitenden Brunnenkur an Dr. Thomas in Oxford ſich gewandt, der ſelbſt damals abweſend, L. mit der Commiſſion betraute. Lord Aſhley fand an L. ſo großes Wohlgefallen, daß er dieſen einlud, ihn erſt in das Bad zu Sunninghill und dann als ſein Gaſt nach London zu begleiten, und daß ein wahrhaft freundſchaftliches Verhältnis zwiſchen beiden Männern entſtand. Für L. war dieſe Bekanntſchaft von der größten Wichtigkeit, da Aſhleys Haus einer der Hauptſammelplätze war für die geſellſchaftlichen und politiſchen Größen der Hauptſtadt, unter welchen namentlich der frivole Herzog von Buckingham, Villiers, der Hauptrepräſentant der franzöſirenden Bildung, und der treffliche Lord Halifax mit Lord Aſhley in näherer Verbindung ſtanden. Als einſt in deſſen Hauſe einige dieſer Herrn nach der erſten Begrüßung zum Kartenſpiel ſich niederſetzten, zog L. ſein Notizbuch hervor und begann mit großer Aufmerkſamkeit zu ſchreiben. Nach dem Gegenſtande ſeiner Notizen gefragt, antwortete er, er habe lange ſich nach der Zeit geſehnt, wo er die Ehre haben ſolle, mit den größten Geiſtern ſeiner Zeit in Geſellſchaft zu ſein, und nun ihm dieſe Ehre zu Theil geworden ſei, glaube er nichts beſſeres thun zu können, als den Inhalt ihrer Unterhaltung ſorgfältig zu Papier zu bringen, und hiermit zeigte er ihnen den Ertrag, welche ihm ihr lediglich auf das Spiel bezügliches Geſpräch ſeit ungefähr zwei Stunden geliefert hatte. Die Herrn legten lächelnd die Karten weg und benutzten ihre übrige Zeit more suitable to the rational character, wie der engliſche Berichterſtatter ſich ausdrückt. Von einer 1668 in Begleitung des Grafen und der Gräfin von Northumberland unternommenen und durch den Tod des Grafen bald unterbrochenen Reiſe nach Frankreich kehrte L. in das Haus ſeines Gönners, der unterdeſſen Schatzkanzler geworden war, nach London zurück, von wo er zur Fortſetzung ſeiner wiſſenſchaftlichen Studien häufige Ausflüge nach Oxford machte. In London ſelbſt beſchäftigte ihn die Erziehung des damals ungefähr ſechszehnjährigen älteſten Sohnes von Lord Aſhley, deſſen körperlicher Schwächlichkeit auch die mediciniſche Bildung ſeines Erziehers zu gute kommen ſollte, wie denn auch bei der ſpäteren Verheirathung des jungen Lords L.s Beirath weſentlich mitwirkte. Dieſer hatte die Freude, noch den Sohn ſeines Zöglings, den älteſten von ſieben Sprößlingen dieſer Ehe, den berühmten Verfaſſer der „Characteristics“, erziehen zu helfen, welcher ſeinem Erzieher trotz einzelner ſcharfer Ausfälle gegen deſſen philoſophiſches Syſtem ſtets ein dankbares Andenken bewahrte. Im Jahre 1668 war L. zum Mitglied der königlichen Geſellſchaft (Royal society) ernannt worden, mit deren wenige Jahre zuvor vollzogenen Gründung ſich die überſchwänglichſten Hoffnungen für Förderung der Wiſſenſchaften in England verbanden. Auf Anregung gelehrter und geiſtreicher Freunde, bei welchen L. im höchſten Anſehen ſtand, begann er 1670 ſeine eingehendere Beſchäftigung mit der Theorie des menſchlichen Erkennens, wurde aber der wiſſenſchaftlichen Muße wieder entzogen, als Lord Aſhley 1672 zum Grafen von Shaftesbury und Großkanzler, er ſelbſt aber zum Secretary of the presentations of benefits ernannt wurde. Zwar legte Shaftesbury im folgenden Jahre ſchon das große Siegel wieder nieder, L. aber, einmal in die heftigen und aufregenden politiſchen Controverſen jener Zeit verwickelt, kam ſo wenig zur Ruhe, daß er ſich genöthigt ſah, zur Herſtellung ſeiner Geſundheit eine Reiſe in das ſüdliche Frankreich zu unternehmen, wo er in Montpellier mit Herbert, dem nachherigen Earl of Pembrok, näher bekannt wurde, dem er ſpäter ſeinen „Essay on Human Understanding“ dedicirte. Im Jahre 1679 war Shaftesbury von dem Hofe wieder in Gnaden angenommen und zum Miniſterpräſidenten ernannt worden. Er beeilte ſich, L. von Paris, wohin dieſer unter-

deſſen übergeſiedelt war, zurückzurufen. Aber die Gunſt war von kurzer Dauer. Nach wenigen Monaten ſchon mußte der Graf der von Frankreich unterſtützten katholiſch-abſolutiſtiſchen Partei weichen und zur Haft in den Tower wandern. Dem Todesurtheil, welches der fanatiſche Haß der Gegner über Ruſſel, Sidney u. a. verhängte, entgieng er zwar durch die Gunſt der in ihrer Majorität der Whigpartei angehörenden Jury, doch fand er es gerathen, weiteren Verfolgungen durch eine Reiſe nach Holland ſich zu entziehen. Dorthin folgte ihm L. und blieb bis zu dem 1683 erfolgten Tode ſeines Gönners in deſſen Umgebung, mußte aber auch den feindſeligen Haß, mit welchem die Gegner dieſen verfolgten, mittragen helfen.

Am nächſten lag der Verſuch, L. ſeiner Mitgliedſchaft an dem Chriſtchurchcollegium und der damit verbundenen Rechte zu berauben. Auf die Notiz des engliſchen Miniſterreſidenten, daß L. im Haag bedenkliche Verbindung mit engliſchen Malcontenten unterhalte, ſchrieb der damalige Staatsſecretär Sunderland an den Decan von Oxford, Biſchof Fell, den bekannten Herausgeber einer der erſten kritiſchen Textesrecenſionen des Neuen Teſtamentes, und forderte ihn unter Bezeugung des allerhöchſten Misvergnügens von Seiten Karls II. auf, Mittel und Wege zur Ausſchließung L.s anzugeben. Dieſer hatte 1674 auch als Baccalaureus der Medicin promovirt und war als ſolcher von der Verpflichtung dispenſirt, in Oxford ſelbſt ſich aufzuhalten. Fell berichtete nun, daß das Collegium ſelbſt gar nichts gravirendes gegen L. vorzubringen wiſſe, da er auch gefliſſentlichen Verſuchen, ihm politiſch verfängliche Aeußerungen abzulocken, jederzeit die äußerſte Vorſicht entgegengeſetzt habe; Fell giebt ihm das unter dieſen Umſtänden höchſt ehrenvolle Zeugniß: There is no man in the world so much master of taciturnity and passion. Demnach, ſchreibt der Biſchof, gebe es einen doppelten Weg des Misliebigen ſich zu entledigen. Entweder man lade ihn zur Verantwortung vor, und wenn er dann, wie zu erwarten, ſich nicht ſtelle, ſo habe man ein Recht, ihn in contumaciam zur Ausſchließung zu verurtheilen; wenn er ſich aber ſtelle, ſo könne man verſuchen, ob ſeine Londoner Verkläger vielleicht mehr gravirendes gegen ihn vorzubringen wüßten, als in Oxford bekannt ſei. Oder, wenn dieſes Verfahren zu precär und umſtändlich erſcheine (if this method seems not effectual and speedy enough), ſo möge ſeine Majeſtät, als Erhalter und Viſitor der Univerſität, nur L.s Entfernung direct befehlen; Decan und Capitel würden dann nicht ermangeln, den Befehl auszuführen. Dieſer Befehl erfolgt denn auch, und darauf hin wurde L. am 16. November 1684 ausgeſchloſſen. Obgleich nun das Verfahren Fells, bei welchem L. ſonſt in hoher Achtung ſtand, nicht zu rechtfertigen iſt, ſo iſt es doch gewiß in hohem Grade zu entſchuldigen in einer Zeit, wo die abſolutiſtiſche Reaction mit brutaler Gewalt jede ſelbſtändige Oppoſition unterdrückte und mit dem Tode bedrohte. Dieſer Gewalt hatte das Capitel erklärt ſich beugen zu wollen und ihr zugleich die Verantwortung zugeſchoben, und es iſt nicht dem wahren Sachverhalte entſprechend, wenn Schärer (a. a. O. S. 15) behauptet: „Der fromme Decan beeilte ſich mit ſeinen Kanonikern, der willkommenen Weiſung nachzukommen.“ Nach Karls II. Tode (1685) machte William Penn König Jakob II. geneigt, das gegen L. ausgeſprochene Urtheil auf dem Gnadenwege zurückzunehmen; dieſer aber weigerte ſich, die königliche Gnade anzurufen, da er kein Unrecht begangen habe. Auch gab in demſelben Jahre das in Holland vorbereitete unglückliche Unternehmen des Herzogs von Monmouth gegen England den Feinden L.s neuen Grund zu ſeiner Verdächtigung, obgleich er mit dem Herzog durchaus in keiner nähern Verbindung ſtand und zu deſſen Unternehmung nicht das geringſte Zutrauen hatte. Die engliſche Regierung gieng ſo weit, von Holland neben der Auslieferung von 83 andern Engländern auch die von L. zu verlangen, gab aber dadurch einzelnen Männern und ganzen ſtädtiſchen Magiſtraten nur Gelegenheit, ihre Hochachtung gegen den Verfolgten durch den Schutz zu bezeugen, welchen ſie ihm angedeihen ließen. Bei alledem blieb Locken Muße genug, um ſeinen Aufenthalt in Holland für ſeine geiſtige Entwicklung und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit beſonders fruchtbar werden zu laſſen. Er kam mit den bedeutendſten

Gelehrten in Verbindung, unter welchen beſonders die Arminianer Le Clerc und Limborch hervorzuheben ſind. An letzteren richtete er ſeine während der Zeit, da er ſelbſt als Geächteter ſich in Verborgenheit halten mußte, verfaßte erſte Epistola de Tolerantia ad clarissimum virum T. A. R. P. T. O. L. A. (d. i. Theologiae apud Remonstrantes professorem, tyrannidis osorem, Limburgium Amstelodamensem) scripta a P. A. P. O. I. L. A. (d. i. Pacis amico, persecutionis osore, Joanne Lockio Anglo). Le Clerc gab in ſeiner Bibliotheque universelle (Jan. 1688) eine franzöſiſche Ueberſetzung eines von L. ſelbſt verfaßten Auszugs des 1687 vollendeten Essay on Human Understanding, welcher vollſtändig erſt 1690 zu London erſchien. L. ſelbſt lieferte mehrere Beiträge zu Le Clercs Bibl. universelle.

Nachdem L. ſeit 1686 es wieder hatte wagen dürfen, aus ſeinem Verſteck in Holland hervorzutreten, hatte er 1689 die Genugthuung, mit demſelben Geſchwader, welches die Prinzeſſin von Oranien ihrem bereits ein Jahr vorher in England gelandeten Gemahl, Wilhelm III., nachführte, in ſein Vaterland zurückzukehren. Als politiſcher Schriftſteller hatte L. zuerſt in dem Verfaſſungsentwurf ſich verſucht, welchen er für die Kolonie Carolina im Auftrage Shaftesburys ausgearbeitet hatte. An dieſen nämlich hatten jene acht engliſchen Edelleute ſich gewandt, welchen Karl II. 1665 den Landſtrich zwiſchen dem 29. und 36.° N. B. an der Oſtküſte Amerikas verliehen hatte. Von den ſehr idealiſtiſchen Grundſätzen, nach welchen er dort einen Muſterſtaat einzurichten gedachte (vgl. Andree, Nordamerika, S. 391), war L. durch reichere Lebenserfahrungen zurückgekommen, und er wurde jetzt der eigentliche Theoretiker der politiſchen Praxis, welche durch Wilhelm III. in England zur Herrſchaft kam. In ſeinen „Two treatises on Government“ (1689) vertheidigte er die Grundſätze der conſtitutionellen Monarchie gegen Robert Filmer, welcher in ſeiner Schrift „der Patriarch oder von der natürlichen Macht der Könige“ mit wahrer Unverſchämtheit Religion und Theologie zur Vertheidigung des extremſten Abſolutismus misbraucht hatte. Auch ſeine 1695 veröffentlichte Abhandlung „The reasonableness of Christianity, as delivered in the Scriptures“ diente durch das Beſtreben, die confeſſionelle Differenz und die theologiſchen Streitigkeiten durch Zurückgehen auf die, als mit der Vernunft völlig übereinſtimmend dargeſtellte, Lehre der heiligen Schrift aufzuheben, dem Wunſche des Königs, eine Verſöhnung zwiſchen der Staatskirche und den Diſſenters zu Stande zu bringen. Weniger durch dieſe Schrift, als durch die Berufungen auf den Essay on human understanding, womit Toland ſeinen plumpen Radicalismus in ſeiner Schrift „Christianity not mysterius“ (1696) zu ſtützen ſuchte, wurde L. in Streitigkeiten mit dem gelehrten Biſchof von Worceſter, Stillingfleet verwickelt, in welchen er eifrig bemüht war, ſich von dem Vorwurfe des Skepticismus zu reinigen und die volle Uebereinſtimmung ſeiner Grundſätze mit denen des Chriſtenthums darzuthun. Aus dem aufregenden Treiben der Hauptſtadt rettete L. ſich zur Pflege ſeiner Geſundheit von Zeit zu Zeit auf die Landſitze ſeiner Freunde und Verehrer. Einen ſolchen hatte er namentlich an Francis Maſham zu Oates in Eſſex, und noch mehr an deſſen Gattin, einer Tochter von Cudworth, eine warme Verehrerin, die ihren einzigen Sohn ganz nach L.s Methode erzog und ſo die praktiſche Probe auf ſeine 1693 publicirten „Some thoughts concerning education“ machte. Obgleich Locken von ſeinen einflußreichen politiſchen Freunden die nach den Rückſichten auf ſeine Geſundheit zu treffende Wahl gelaſſen wurde zwiſchen verſchiedenen bedeutenden Geſandtſchaftspoſten, ſo begnügte er ſich doch mit der beſcheidenen Stellung eines Commissioner of appeals. Die einträgliche Stelle eines Commissioner of trade and plantations, welche ihm 1695 übertragen wurde, gab er ſchon 1700 um ſeiner angegriffenen Geſundheit willen auf, und ſeine Gewiſſenhaftigkeit erlaubte ihm nicht, auf den Wunſch des Königs einzugehen, der, um ihn nur im öffentlichen Dienſt zu erhalten, ihm die vollſte Freiheit in Bezug auf ſeine amtlichen Verrichtungen gerne geſtattet hätte.

Von 1700 an lebte L. ganz in Oates und zu der äußeren Ruhe, welche ihm der Aufenthalt bei der befreundeten Familie Maſham gewährte, ſuchte er die innere Ruhe

in der Beſchäftigung mit der heiligen Schrift, welcher er ſich jetzt ausſchließlich widmete, und deren Reſultate uns zum Theil in den aus ſeinem Nachlaſſe veröffentlichten Paraphraſen der Briefe an die Römer, Korinther, Galater und Epheſer vorliegen. Einen jungen Mann, der ihn nach dem ſicherſten Weg fragte, um zur Einſicht in das Weſen der chriſtlichen Religion zu gelangen, verwies er auf das Studium der heiligen Schrift, insbeſondere des Neuen Teſtamentes; denn ſie habe Gott zum Verfaſſer, die Seligkeit zum Endzweck und Wahrheit ohne alle Beimiſchung von Irrthum zum Inhalt. Seit 1703 wurden ſeine aſthmatiſchen Beſchwerden heftiger. Wenige Monate vor ſeinem Tode empfieng er im häuslichen Kreiſe mit einigen Freunden das heilige Abendmahl. Am Tage ſeines Todes ließ er von Madame Maſham aus den Pſalmen ſich vorleſen. Als er ſein Ende nahen fühlte, bat er ſie aufzuhören, und ſtarb wenige Minuten nachher am 28. Oktober 1704. Seine Verehrerin ſchrieb an einen Freund: „Es wird von Intereſſe für Sie ſein zu erfahren, daß die letzte Scene von Lockes Leben nicht weniger bewunderungswürdig war, als alles andere an ihm. Bis zu ſeinem Ende blieb er im vollen Beſitz ſeiner geiſtigen Kräfte; aber die Krankheit, an welcher er ſtarb, machte ſo ſtufenweiſe und ſichtbare Fortſchritte, daß gewiß wenig Menſchen den Tod ſo deutlich herankommen ſehen, als er. Dennoch war während dieſer ganzen Zeit nicht die geringſte Aenderung ſeiner Stimmung an ihm zu bemerken: immer liebreich, freundlich, mittheilend, bis zum letzten Tag, dachte er an alles, was ſeine Freunde angieng, und ließ keine paſſende Gelegenheit zu chriſtlichem Zuſpruch an alle die vorübergehen, welche um ihn waren. Kurz, ſein Tod war, wie ſein Leben, wahrhaft fromm und doch natürlich, unbefangen und unaffectirt, und die Zeit kann kein leuchtenderes Beiſpiel von Vernunft und Religion hervorbringen, als er es im Leben und Sterben geweſen iſt.“

Das theoretiſche Syſtem eines denkenden Mannes kann nur im Zuſammenhang mit ſeinem Leben richtig verſtanden und gewürdigt werden. Sein Leben erſt zeigt uns, warum ſein Denken gerade dieſem oder jenem Gebiete des Erkennens ſich zugewandt hat; die Bekanntſchaft mit Zeitanſichten, in Bezug auf welche die Grundſätze des Syſtems hervorgetreten ſind, lehren uns Behauptungen, die infolge des Gegenſatzes zu einſeitig hervorgehoben oder zu ſtark ausgedrückt worden ſind, auf das rechte Maß zurückführen, und da das Syſtem nur den geiſtigen Inhalt, welcher in einer Perſönlichkeit unmittelbar lebt, zu begrifflicher Klarheit zu vermitteln ſucht, ein Beſtreben, deſſen Ziel von keinem vollſtändig erreicht wird, ſo tritt das Leben eines Mannes, welcher in ſeinem Syſtem doch eigentlich nur die Klarheit über ſein eignes inneres Leben ſucht, auch für uns ſeinem Syſtem ergänzend, erläuternd und berichtigend zur Seite. Dieſe allgemeinen Sätze leiden auf die pädagogiſchen Theoretiker in ganz beſonderem Grade Anwendung, und darum haben wir auch für die nunmehr zu gebende Darlegung der pädagogiſchen Anſichten L.s durch eine ausführlichere und auf authentiſche Nachrichten geſtützte Erzählung ſeiner Lebensſchickſale und ſeiner Lebensführung die feſte Grundlage zu finden geſucht. Während nun aber bei gar manchen epochemachenden Pädagogen ihre Theorie die Tendenz zu haben ſcheint, dem heranwachſenden Geſchlechte die beſſere Erziehung zu verſchaffen, welche ſie ſelbſt haben entbehren müſſen, und während ihr eignes Leben mit ihrer Theorie häufig ſehr wenig im Einklange ſich befindet und dadurch gegen die Forderungen derſelben einigermaßen mistrauiſch macht, theoretiſirt dagegen L. in der That nur was er als Zögling und Erzieher erfahren und verſucht und in ſeiner geſammten Lebensthätigkeit erſtrebt hat. Namentlich findet zwiſchen ihm und Rouſſeau bei aller Uebereinſtimmung in einzelnen Anſichten ein ſehr beſtimmter Unterſchied ſtatt. Während Rouſſeau infolge der Eigenthümlichkeit ſeines Temperaments und der Mängel ſeiner eigenen Erziehung von den wechſelnden Winden des Lebens ohne rechten inneren Widerſtand hin- und her geworfen wurde und für das, was er praktiſch nicht erreichen konnte, durch um ſo extremere theoretiſche Behauptungen ſich ſchadlos hielt, blieb L., welcher die Hinrichtung Karls I., die Jahre der Republik, die Zeit der katholiſirenden und abſolutiſtiſchen Reſtauration und die Reform unter Wil-

helm III. erlebte, unter allen diesen Stürmen in männlicher Besonnenheit immer sich selbst gleich, der Umgang mit den Großen machte ihn weder eitel, noch servil — er wußte der reichbegüterten Aristokratie die Anerkennung seiner geistigen Güter als ebenbürtiger abzudringen — und andererseits erbitterten ihn auch die Verfolgungen nicht, welche er zu erdulden hatte: unablässig war sein Streben darauf gerichtet, seine Kräfte zum Besten seines Vaterlandes und der Menschheit zu verwenden. Während Rousseau in seinem Contract social und Emile der politischen und pädagogischen Revolution ihren Codex geschrieben hat, ohne jedoch in dem Lande, für welches er zunächst schrieb, in beiden Beziehungen stets wiederkehrende Rückfälle aus der Willkür der Freiheit in die Willkür der Herrschaft verhindern zu können, zeigt sich L. überall als der Mann der besonnen und ohne Lärm, aber sicherer ihrem Ziele entgegengehenden Reform. Obgleich er gegenüber dem Misbrauch, welchen man mit der Lehre von den angeborenen Ideen zu Gunsten einer das Reich der Natur und des Geistes willkürlich construirenden Speculation getrieben hatte, an seinen großen Landsmann Baco sich anschließend, auf inductivem Wege von den in der Seele thatsächlich liegenden einzelnen Erfahrungen ausgieng, obgleich er also Empiriker und Sensualist war, so war er doch kein Materialist, sondern hielt mit anerkennenswerther Inconsequenz an der Selbständigkeit des Geistes und an dessen Verbindung mit dem Uebersinnlichen als an Thatsachen des Bewußtseins fest*); obgleich sein Gegensatz gegen einen die lebendige Kraft der Religion verhüllenden und hemmenden theologischen Dogmatismus ihn in eine rationalisirende Vernunftreligion zu weit hineintrieb, so bewahrte er doch nicht allein stets eine lebendige Religiosität, sondern er wurde auch gegen Ende seines Lebens in den Tiefen des positiven Christenthums mehr und mehr wieder heimisch; und obgleich er gegen die Anmaßungen eines selbstsüchtigen Absolutismus die Rechte des Volkes mit eben so viel Standhaftigkeit als Klarheit vertrat, so fanden doch auch die berechtigten Ansprüche der Krone an ihm einen energischen und überzeugungsvollen Vertheidiger. Dabei blieb er, von jeder eiteln Rechthaberei frei, der Berichtigung seiner Ansichten stets zugänglich: literarischer Ruhm war nicht die Palme, wonach er rang, und seine sämmtlichen Schriften sind recht eigentlich Gelegenheitsschriften, durch besondere Anlässe, welche sein Streben sich nützlich zu machen anregten, hervorgerufen und großentheils der Oeffentlichkeit nur auf dringendes Bitten seiner Freunde übergeben.

Dies gilt ganz besonders von seinen „Some thoughts concerning education." L.s praktisches Interesse für die Erziehung wurde, wie bereits bemerkt, durch sein Verhältnis zu Shaftesbury erweckt. Aus der Rücksicht auf seine eigene und seines Zöglings, des jungen Shaftesbury, schwächliche Constitution erklärt sich die besonders starke Betonung der leiblichen Gesundheitspflege. Durch die Erfahrungen einerseits, welche er selbst in Bezug auf die mechanische, äußerliche Zucht in der Westminsterschule wie in Oxford gemacht hatte, und andererseits durch die ihm gestellte Aufgabe, einen jungen Gentleman zu erziehen, erklärt es sich, daß er mit besonderem Nachdruck einer die individuelle Anlage und Neigung des Zöglings berücksichtigenden eigentlichen Erziehung das Wort redet und der Privaterziehung vor der öffentlichen Schule entschieden den Vorzug giebt. Aus seiner Abneigung endlich gegen den in den englischen Schulen herrschenden abstracten Formalismus des Unterrichtes, sowie wiederum aus seiner besonderen pädagogischen Aufgabe geht die vorzugsweise Werthlegung auf solche Unterrichtsgegenstände hervor, welche auf das praktische Leben unmittelbare Anwendung gestatten. Von seinen Vorgängern hatte, wie Baco auf seine Erkenntnistheorie, so Montaigne auf seine pädagogischen Ansichten Einfluß geübt, den er auch ausdrücklich anführt (§ 91), von welchem er aber an einer anderen Stelle (aus seinem Tagebuche,

*) Ueber L.s Erkenntnistheorie ist besonders zu vergleichen: Hartenstein. Lockes Lehre von der menschlichen Erkenntnis in Vergleich mit Leibnitz Theorie derselben. Abhandl. der philos. Classe der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaft. IV, Nr. 11. 1861.

bei King, S. 159), ſehr gut und durch den ſtillſchweigenden Gegenſatz zugleich ſich ſelbſt charakteriſirend, urtheilt: „Montaigne verſteht durch eine Art angenehmer Nachläſſigkeit, die auf eigenthümliche Weiſe gut ausgedrückt iſt, ohne eigentliche Gründe zu überreden. Seine Essays ſind ein Gewebe von ſtarken Behauptungen, Sentenzen, Bruchſtücken aus Dichtern, die er ſo zuſammenſetzt, daß ſie auf den Leſer einen ungewöhnlich ſtarken Eindruck machen. Er beweist nicht, ſondern ergötzt ſich ſelbſt und gefällt andern, voll von Stolz und Eitelkeit.“ Die pädagogiſchen Principien und Anweiſungen, welche L. gelegentlich aufzeichnete, haben verſchiedenen ihm befreundeten Familien, z. B. der von Molineux und von Maſham gedient. In der Geſtalt, in welcher ſie im Jahre 1693 endlich veröffentlicht wurden, ſind ſie bereits am 7. März 1690 ſeinem Freunde Edward Clarke dedicirt. Charakteriſtiſch für Entſtehung und Haltung des Ganzen beginnt die Zuſchrift: „Dieſe Gedanken über Erziehung, welche nun in die Welt hinausgehen ſollen, gehören mit gutem Recht Ihnen an, da ſie vor einigen Jahren für Sie niedergeſchrieben worden ſind und nichts anderes ſind, als was Sie in meinen Briefen bereits beſitzen.“ Nur die Folge der Mittheilungen und den vertraulicheren Briefſtil habe er etwas abgeändert. Doch verräth das Buch auch in ſeiner jetzigen Geſtalt noch hinlänglich die Art ſeiner Entſtehung. Eine eigentlich wiſſenſchaftliche Anordnung iſt weder angedeutet, noch vorhanden. Die Ueberſchriften, wodurch es bei Campe in 24 Abſchnitte zerlegt iſt, fehlen im Original und in den 217 §§, durch welche das Ganze verläuft, kommt der Verfaſſer manchmal an verſchiedenen Orten auf dieſelben Gegenſtände zurück. Doch kann man im allgemeinen 3 Hauptheile unterſcheiden. Der erſte (§ 1—30) handelt von der Erziehung zu leiblicher Geſundheit, der zweite (§ 31—133) von den Erziehungsmitteln, durch welche der Zögling ſeinen Willen dem des Erziehers unterordnen lernt, und der dritte (§ 134—217) von den durch die Erziehung zu erzielenden Reſultaten und insbeſondere dem Unterrichte. An dieſe Eintheilung ſchließt die folgende Ueberſicht des Inhaltes ſich an.*)

L. beginnt mit den Worten: „Eine geſunde Seele in einem geſunden Leibe — das iſt eine zwar kurze, aber vollſtändige Beſchreibung eines glücklichen Zuſtandes in dieſer Welt,“ und motivirt dann mit Hinweiſung auf ſeine mediciniſchen Studien, daß er zuerſt und ausführlicher, als gewöhnlich, von der leiblichen Geſundheit handelt. Doch will er nicht dem Arzte ins Handwerk pfuſchen, vielmehr durch ſeine Rathſchläge dem vorbeugen, daß ärztliche Hülfe überhaupt nöthig werde, und die Warnung vor Aerzten und Arzneien (§ 29) nimmt eine Hauptſtelle in ſeinen ſanitätiſchen Regeln ein. Im allgemeinen glaubt er ſeine Vorſchriften dem Publicum, welchem ſie zunächſt und vorzugsweiſe gelten, in die kurze Regel zuſammenfaſſen zu können, „daß Leute aus den höheren Ständen mit ihren Kindern ebenſo verfahren ſollten, wie unſere ehrſamen Pächter und wohlhabenden Landleute mit den ihrigen.“ Im einzelnen wird dann zuerſt die Abhärtung des Körpers gegen die Einflüſſe der wechſelnden Witterung beſprochen, beſonders die Abhärtung des Kopfes, der ohne Bedeckung bleiben, und der Füße, die in leichten, das Waſſer durchlaſſenden Schuhen getragen werden ſollen. Gegen L.s Bevorzugung der vegetabiliſchen Nahrung vor der animaliſchen würde die neuere Phyſiologie der Nahrungsmittel vieles einzuwenden haben, weniger gegen die des Kernobſtes vor dem Steinobſt, und daß er mit dem letzteren auch die Weintrauben verpönt, wird man „auf Schleſiens Bergen“ vielleicht begreifen, aber auch

*) Bald nach der Veröffentlichung des Buchs erſchien die mit Anmerkungen begleitete und öfter aufgelegte franzöſiſche Ueberſetzung von Coſte. Eine deutſche Ueberſetzung verfaßte Ouvrier, mit welcher faſt gleichzeitig die von Rudolphi erſchien (1787, im 9. Bande des Campeſchen Reviſionswerkes, mit Anmerkungen von Campe, Gedike, Reſewitz, Trapp u. a.) Ich citire oben nach den §§, die im Original und in der Ueberſetzung des Reviſionswerkes ſich gleich bleiben. Das Original liegt mir in der 14. Ausg. London 1772 vor, auch iſt es jetzt in der Tauchnitz'ſchen Sammlung engliſcher Autoren abgedruckt in dem Bändchen: Five centuries of English Language and Literatur. Die Dedication an Clarke fehlt in der Ueberſetzung Rudolphis.

der Rheinländer dem Engländer zu gute halten können. L.s Dringen auf möglichſte Einfachheit im Eſſen und Trinken und namentlich darauf, daß in der Zwiſchenzeit zwiſchen den täglichen drei Hauptmahlzeiten den Kindern nur Brod gegeben werde, verdient alle Anerkennung, wie dieſe ſeine Warnung vor zu weichen und warmen Betten glücklicherweiſe auch in Deutſchland mehr und mehr gefunden hat. In ſeiner Verwerfung zu warmer und enger Kleidung hat L. auch bereits den fruchtloſen Kampf gegen die Schnürbrüſte eröffnet. Ausführlicher aber, als dieſes alles, beſpricht er den unſchätzbaren Werth eines regelmäßigen Stuhlganges (§ 23—28), welchen er durch conſequente Uebung und eine Art von Stuhlgymnaſtik auch der widerſtrebenden Natur glaubt abgewinnen zu können, und die Summe ſeiner diätetiſchen Vorſchriften zieht er ſchließlich ſelbſt in folgenden „wenigen und leicht zu beobachtenden Regeln“: „Freie Luft, Leibesübung und Schlaf im gehörigen Maße. Einfache Diät, keinen Wein oder andere ſtarke Getränke, und wenig oder gar keine Arzeineien. Nicht zu warme und zu enge Kleider; vornehmlich Kopf und Füße kalt gehalten und die Füße fleißig zu kaltem Waſſer gewöhnt und der Näſſe ausgeſetzt.“ Wenn L.s Geſundheitsregeln hin und wieder an die pedantiſche Geſundheitspflege des Staatshämorrhoidarius oder vielmehr des alten Junggeſellen erinnern, als welcher er ja geſtorben iſt, ſo iſt er doch zugleich Engländer genug, um neben der Erhaltung der Geſundheit auch der Uebung der Kraft und Gewandtheit des Leibes die gebührende Werthſchätzung zu Theil werden zu laſſen: der ſchon in dieſem erſten Abſchnitte vorkommenden Empfehlung des Schwimmens (§ 8), fügt der zweite und dritte die des Tanzens, jedoch nur als eines Mittels zur Beförderung der Gewandtheit und des äußeren Anſtandes (§ 67 und 196), die des Reitens (§ 198) und des Fechtens (§ 199) bei.

Bei weitem der wichtigſte iſt der zweite Abſchnitt. Wie dieſer für die Zeitgenoſſen des Verfaſſers am meiſten neues enthielt, ſo enthält er trotz des ſichtenden und klärenden Einfluſſes der Zeit, auch für uns noch viel beherzigenswerthes und manches, was trotz der fortgeſchrittenen pädagogiſchen Erkenntnis noch nicht genug beherzigt iſt. Seine eigentliche Abſicht iſt gegen die „gewöhnliche ſehr kurze und bequeme Züchtigungsmethode“ gerichtet, welche, um den Willen des Zöglings dem des Erziehers zu unterwerfen, kein anderes Mittel kennt, als die Ruthe, „das unſchicklichſte was gebraucht werden kann“ (§ 7). Daß nun L. ſtatt deſſen keineswegs räth, dem natürlichen Gelüſten des Kindes zu ſchmeicheln, beweiſt ſein dieſen Abſchnitt begründender Satz (§ 33): „Die Stärke des Körpers beſteht hauptſächlich darin, daß er fähig iſt, Beſchwerden zu ertragen; ebenſo die Stärke der Seele. Und das große Principium und die Grundlage aller Tugend und alles Verdienſtes beſteht in dem Vermögen, ſich ſelbſt ſeine Wünſche zu verſagen, ſeinen Neigungen entgegen zu handeln und bloß dem zu folgen, was die Vernunft als das Beſte erkennt, wenn auch die Begierde ſich anderswohin neigt.“ Von der von Natur vollkommen guten Kinderſeele in Rouſſeauſchem Sinne weiß L. nichts, iſt ſich vielmehr bewußt, daß von der mit jenem Satze geforderten Gemüthsverfaſſung „die ſich ſelbſt überlaſſene Natur nichts weiß“ (§ 45). Nur dagegen erklärt er ſich, daß zur Unterordnung des natürlichen Eigenwillens des Kindes unter das höhere Geſetz äußerliche Züchtigung das geeignete Mittel ſei, und zwar nicht bloß weil dadurch den Kindern die Pflicht, zu deren Erfüllung ſie angetrieben werden ſollen, vielmehr verleidet, die Friſche ihres Strebens ertödtet und ein feiger und ſklaviſcher Sinn in ihnen erzeugt wird, ſondern mit einer Tiefe der Auffaſſung, in welcher L. erſt an Schleiermacher einen Nachfolger gefunden hat, weiſt er nach, daß durch die körperliche Züchtigung nicht die Vernunft oder die Uebereinſtimmung des Gewiſſens mit dem Willen Gottes, ſondern gerade die ſinnliche Luſt oder Unluſt, welche dem höheren Geſetze unterworfen werden ſoll, zum Motiv der Handlung gemacht werde (§ 48). Wenn man nun mit dieſen Anſichten ſich gerne einverſtanden erklären konnte, um ſo mehr, da L. in beſonderen

Fällen die körperliche Züchtigung doch für zuläſſig hielt (§ 83); ſo hat dagegen das Mittel, welches er in der Regel an deren Stelle geſetzt wiſſen wollte, in hohem Grade Bedenken erregt. Als ſolches hat L. die richtige Benutzung der natürlichen Empfänglichkeit des Kindes für Ehre und Schande, Lob und Tadel bezeichnet, und bekanntlich hat namentlich K. v. Raumer (Geſchichte der Pädagogik II, 117 f.) dieſes Motiv als das unkindlichſte und unchriſtlichſte bezeichnet und L.s Anſicht mit der jeſuitiſchen Lehre zuſammengeſtellt: „Wer die Aemulation geſchickt zu reizen weiß, der hat durch ſie das bewährteſte Hülfsmittel im Lehramte.“ Mag nun aber auch L. durch den Rath, körperliche Züchtigungen lieber durch Bediente ertheilen zu laſſen (§ 83), an die eben ſo kluge als herzloſe Vorſicht der Geſellſchaft Jeſu erinnern: die Art, wie er die Benutzung der natürlichen Ehrliebe empfiehlt, erſcheint bei näherer Betrachtung von der misbräuchlichen Reizung des Ehrgeizes, worin die Jeſuiten das eigentliche Geheimnis der Erziehungskunſt erkannten, vollkommen verſchieden. Allerdings ſagt L. (§ 56): „Könnt ihr die Kinder dahin bringen, daß ſie bei euch in Anſehen (credit) ſtehen wollen und daß ſie eure Misbilligung und euren Unwillen (shame and disgrace) fürchten, ſo habt ihr eine echte Triebfeder in ihre Seele gelegt, welche beſtändig wirkſam ſein und ſie auf den rechten Weg leiten wird,“ und ſeiner Meinung nach beſteht darin das große Geheimnis der Erziehungskunſt. Aber er redet nicht von lob- und lohnſüchtiger Ambition und noch weniger von eiferſüchtiger und neidiſcher Aemulation, ſondern nur von dem Trachten nach Reputation redet er (§ 58. 61). Er macht darauf aufmerkſam, daß es Kindern Freude macht, ſich von andern geachtet und geſchätzt zu wiſſen, zumal von ihren Eltern und überhaupt ſolchen, von welchen ſie abhängen (§ 57). Er hebt ausdrücklich hervor, daß die natürliche Ehrliebe der Kinder, nicht ohne Rückſicht auf die intellectuelle und moraliſche Beſchaffenheit desjenigen auszubilden ſei, von welchem die Ehrerweiſung ausgeht, und daß z. B. durch Liebkoſungen und Schmeicheleien thörichter und ſchlechter Dienſtboten der heilſame Eindruck des züchtigenden elterlichen Ernſtes leicht wieder vernichtet werde. Er geſteht zu, daß das Beſtimmtwerden des Kindes durch Beifall und Misfallen ſeiner Erzieher noch nicht die vollkommenſte Triebfeder und den vollkommen richtigen Maßſtab ſeines Handelns abgebe, denn dieſer beſtehe vielmehr in der Uebereinſtimmung mit dem Willen Gottes und mit dem Lichte, welches dieſer uns in die Seele gegeben. Wohl aber behauptet er, daß dieſem Zeugniſſe des eigenen Bewußtſeins, das „Zeugnis, welches die Vernunft anderer Menſchen von dem Werth und Verdienſt einer Handlung ablegt,“ nahe komme, und daher ſei es „ſo lang ein ſchicklicher Führer und eine Aufmunterung für Kinder, bis dieſe reif genug ſind, für ſich ſelbſt zu urtheilen und Recht und Unrecht zu unterſcheiden“ (§ 61). Und alle dieſe Grundſätze dürften doch wohl vollkommen unbedenklich ſein, mag auch L. in ihrer Anwendung im einzelnen manchmal zu viel künſteln. Wenn es in der Natur der Sache liegt, daß die Eltern dem Kinde eine Auctorität ſind, daß es von den Eltern das höhere Geſetz, wonach es ſich zu richten hat, empfängt, ja daß es in den Eltern und Erziehern die nächſten Repräſentanten dieſes Geſetzes erblickt, ſo kann ihm der Beifall derſelben unmöglich gleichgültig ſein, denn er giebt ſeinem noch unreifen und unſelbſtändigen eigenen Urtheil die Garantie, daß es ſeiner Aufgabe näher gekommen iſt. Und eben darum iſt die Einwirkung des Beifalls oder Misfallens der Erzieher, recht verſtanden, gerade ein durchaus kindliches Motiv, und unchriſtlich iſt es auch nicht, denn aus dem Gebote: „Du ſollſt Vater und Mutter ehren“ folgt nothwendig, daß dem Kind eine Beſtätigung ſeiner Uebereinſtimmung mit dem Sinn und Willen der ehrwürdigen Eltern und Erzieher von dem höchſten Werthe ſein muß. (L. handelt von Belohnungen und Strafen zuerſt § 43—63 und kommt dann § 72—88 nochmals darauf zurück.)

Ein wirklich pädagogiſcher Einfluß aber iſt von einer jeden Beſtrafung oder Belohnung nur dann zu erwarten, wenn vor allem das richtige innere Verhältnis zwiſchen Erzieher und Zögling hergeſtellt iſt. Darum beginnt L. ſeine Rathſchläge in Bezug

auf die pädagogiſche Seelenleitung mit der Forderung, daß der Erzieher dem Zögling eine Auctorität werde (§ 31—42). Bei aller Polemik gegen äußerliche Zucht will er keineswegs, daß der Erzieher ſich zu dem Kinde herabbücke, um mit dieſem kindiſch zu werden, ſondern daß das Kind ſeine natürliche Abhängigkeit von dem Erzieher und den Erwachſenen überhaupt empfinde, um ſo allmählich ſelbſt zur Mündigkeit heranzureifen. Mit vollem Rechte hebt er in dieſer Rückſicht die hohe Wichtigkeit gerade der erſten Kinderjahre hervor. Statt daß die Eltern zuerſt in dem ungezügelten Eigenwillen des Kindes alle Keime des Böſen ſich entwickeln laſſen und dann mit Strenge zu ſpät und vergeblich zu erreichen ſuchen, was früher der conſequenten Leitung ernſter Milde leicht würde gelungen ſein, ſollten ſie vielmehr in der Zeit, da das kindliche Gemüth noch weich und lenkſam iſt, ihren Einfluß begründen, um dann den reifenden Geiſt mehr und mehr zu ſelbſtändiger Bewegung zu entlaſſen. Man ſieht, L. theoretiſirt hier, was, wie wir oben ſahen, ſein eigener Vater praktiſch an ihm geübt hatte. Wie er ferner lieber den Diätetiker macht, der Erkrankung verhütet, als den Arzt, der die wirklich eingetretene Krankheit curirt; ſo empfiehlt er auch, ſtatt bei der Beſtrafung vorgekommener Vergehen ſich zu beruhigen, vielmehr die Nothwendigkeit der Beſtrafung zu vermeiden dadurch, daß man die Regeln, deren Erfüllung man von dem Kinde verlangt, auf die rechte Weiſe ertheilt, und dieſes in ſeiner Pflichterfüllung durch Ueberwachung, Anleitung und Uebung unterſtützt (§ 64 bis 66, 70 und 71). „Gebt eurem Sohn ſo wenig Regeln, als möglich, und wenn eins ſein ſoll, lieber zu wenig, als zu viel. Denn wenn ihr ihn mit einer Menge von Regeln belaſtet, ſo entſteht daraus von folgenden beiden Dingen nothwendig eins: entweder ihr müßt ihn oft ſtrafen, und die öftere Wiederholung der Strafe hat ſchlimme Folgen, oder ihr müßt die Uebertretung dieſer Regeln oft ungeſtraft hingehen laſſen, und dadurch werden ſie unbedeutend und verächtlich und euer Anſehen wird geſchwächt. Macht wenig Geſetze, aber wenn ſie einmal gemacht ſind, ſo ſeht darauf, daß ſie beobachtet werden (§ 65)." Und dazu iſt das wirkſamſte Mittel das eigene gute Beiſpiel der Erzieher (§ 71, 82), welches ſie des häufigen Strafens nicht bloß, ſondern auch des häßlichen Zankens (§ 77) überhebt, womit der nachläſſige Erzieher eigentlich nur das eigene böſe Gewiſſen übertäuben möchte. Wird nun auf ſolche Weiſe der Zögling nicht ſowohl durch äußeren Zwang, als durch innere Nothwendigkeit, gewöhnt, durch die Auctorität des Erziehers ſich beſtimmen zu laſſen, ſo iſt bei zunehmender Reife erforderlich, daß er je mehr und mehr ſich ſelbſt eine Auctorität werde, indem er das Geſetz, welches ihm als ein äußeres gegenüberſtand, in den eigenen Willen aufnimmt. Und dazu iſt das dienliche Mittel, daß er als vernünftiger Menſch behandelt, zu ſelbſtändiger Erwägung der Gründe ſeiner Pflichten angeleitet werde. Das iſt das von L. empfohlene Räſonniren (reasoning) mit den Kindern, das alſo, im rechten Zuſammenhang betrachtet, auch nicht ſo ſchlimm gemeint iſt, wie Rouſſeau es auffaßte, der ſich darüber luſtig machen will, daß L. den Zögling, als einen vernünftigen Menſchen vorausſetze, während doch das letzte Ziel der Erziehung erſt ſei, einen vernünftigen Menſchen zu bilden; noch nimmt L. an dem Irrthum mancher Philanthropiſten Theil, daß der Zögling, wenn er das Rechte nur erſt erkannt habe, es nothwendig auch thun müſſe.

Durch eine ſolche Zucht wird die Natur des Kindes, welche, ſich ſelbſt überlaſſen, von ſelbſtverläugnender Befolgung allgemeiner Geſetze nichts weiß, unter eine höhere Ordnung geſtellt, und werden die Ausbrüche ihres rohen und willkürlichen ſelbſtſüchtigen Gelüſtes vermieden, welche eine verkehrte Erziehung nur zu häufig ſelbſt erſt hervorruft (§ 34—37). Der plumpe Körper empfängt Gewandtheit und in geſitteter Umgebung bildet der Sinn für äußern Anſtand ſich aus (§ 67—69). Die ſinnliche Begehrlichkeit, welche ihre unberechtigten Anſprüche in roher Weiſe äußert, verſchwindet, und das Kind lernt auf das, was ihm nicht zukommt, verzichten, dafür aber das ſeinem Alter und ſeinen Kräften entſprechende Beſitzthum

richtig gebrauchen (§ 103 — 107). Auch davor hütet ſich ein weiſer Erzieher, daß er nicht durch Ueberhäufung mit Spielzeug eine müßige und bald durch nichts mehr zu befriedigende Habgier des Kindes weckt, ſondern er leitet dieſes an, das wenige, was er ihm giebt, richtig zu gebrauchen, wo möglich ſelbſt es ſich zu bereiten (§ 130). Die dem natürlichen Eigenwillen verbundene Rückſichtsloſigkeit, ja Grauſamkeit gegen andere, weicht der Billigkeit, dem gerne von dem Seinigen mittheilenden Mitgefühl (§ 110. 116. 117). Die den meiſten Kindern natürliche Neugierde wird in wirkliche Wißbegierde verwandelt, die Stumpfheit anderer zu lebendigem Intereſſe erweckt (§ 108. 109. 118—129). Der Lüge wird durch zutrauensvolle Behandlung vorgebeugt, und durch ernſte Ahndung dennoch vorkommender Unwahrheiten die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit befördert (§ 131 und 132). Der natürliche Thätigkeitstrieb des Kindes wird durch nützliche Beſchäftigung richtig geleitet, durch gehörige Abwechslung in den Beſchäftigungen, die zugleich die beſte Erholung iſt, wach erhalten, und auf das Bewußtſein, daß man das Rechte will, der wahre Muth gegründet, der eben ſo weit entfernt iſt von Tollkühnheit, als von feigem Nachlaſſen von einer pflichtmäßigen Thätigkeit um der ſich entgegenſtellenden Hinderniſſe willen (§ 109. 115). Und bei alle dieſem iſt die Individualität des Kindes zu berückſichtigen. „Vermöge der angezeigten Methode (die ſich nämlich nicht mit Ertheilung von Vorſchriften begnügt, ſondern das Kind durch Ueberwachung, Unterſtützung und Uebung zu pflichtmäßigem Handeln anleitet), werden wir auch ſehen, ob das, was man von dem Kinde verlangt, in der Sphäre ſeiner Kräfte liegt und ſeinem eigenthümlichen Genius und der Sphäre ſeiner Kräfte angemeſſen iſt: denn auch darauf muß man in der guten Erziehung Rückſicht nehmen. Wir müſſen nicht hoffen, die beſonderen Eigenſchaften eines Kindes ganz und gar umzuſchaffen, weder aus dem muntern und lebhaften ein ernſtes und nachdenkendes, noch aus dem ernſthafteren ein luſtiges machen zu können, ohne ſie zu verderben. Gott hat jeder Menſchenſeele ein eigenthümliches Gepräge eingedrückt; es kann daran, ſowie an der Figur des Körpers, hie und da etwas anders gemodelt werden, aber ſchwerlich wird der Stempel ſelbſt getilgt und ein anderer an deſſen Stelle geſetzt werden können.“ Vernachläſſigt die Erziehung dieſe individuelle Eigenthümlichkeit, ſo bringt ſie ſtatt wirklicher Bildung und natürlicher Liebenswürdigkeit widerliche Affectation hervor (§ 66).

Die Forderung an den Erzieher, daß er überall an die natürliche Anlage des Zöglings anknüpfe und deſſen Individualität entwickle, legte es Locken nahe, das Verhältnis als das wünſchenswertheſte und eigentlich normale zu betrachten, in welchem der Erzieher dem einzelnen Zögling vollſtändig ſich widmet, der Hofmeiſtererziehung vor der Schulerziehung entſchieden den Vorzug zu geben, umſomehr da ſeine perſönlichen Erfahrungen ihn den öffentlichen Schuler abgeneigt gemacht hatten und ſeine eigene pädagogiſche Thätigkeit auf einzelne Sprößlinge vornehmer Familien ſich bezog. Den naheliegenden Einwand, daß für das praktiſche Leben, auf welches ja ſein letztes Abſehen beſtändig gerichtet war, die öffentliche Schule doch eine beſſere Vorbereitung bieten müſſe, als die Beſchränkung im elterlichen Hauſe, überſah er nicht. „Wenn ſie in gänzlicher Unkenntnis deſſen, was die Welt eigentlich iſt, auferzogen werden und nun bei ihrem eigenen Eintritt in dieſelbe finden, daß ſie ganz etwas anders ſei, als wofür ſie dem empfangnen Unterrichte zufolge ſie halten mußten; ſo laſſen ſie ſich leicht durch Erzieher von einer andern Art, dergleichen ihnen ſicher nicht entſtehen werden, bereden, daß die Zucht, unter welcher man ſie gehalten, und die Predigten, welche ſie aushalten müſſen, nichts weiter geweſen, als der Schlendrian der Erziehung und die Feſſeln der Kindheit, und daß die einem Erwachſenen zuſtändige Freiheit darin beſtehe, daß er ſich den vollen Genuß alles deſſen erlaube, was ihm bis dahin verboten geweſen. Solche Leute zeigen dem jungen Neuling, wie die Welt von angeſehenen glänzenden Beiſpielen der Art voll iſt, und ſogleich ſind ſeine Augen geblendet. Der junge Herr iſt bereit zu zeigen, daß er ein Mann ſei, ſo gut als andere Helden ſeines

Alters; er überläßt ſich daher allen den Unordnungen, die er bei den Ausſchweifendſten unter ihnen antrifft, hofft ſich Credit und das Anſehen eines Mannes zu erwerben, indem er die Beſcheidenheit und Enthaltſamkeit, in welcher er bis dahin gelebt, unter die Füße tritt, und hält es für Tapferkeit, gerade zu gegen alle die Tugendregeln zu verſtoßen, die ſein Erzieher ihm gegeben (§ 96). Dem allem aber will nun L. dadurch vorbeugen, daß er empfiehlt, einen Hofmeiſter von höchſter Vortrefflichkeit zu wählen, der mit der gehörigen wiſſenſchaftlichen Bildung und Charaktertüchtigkeit auch eine Weltkenntnis verbindet, die ihn in den Stand ſetzt, ſeinen Zögling mit den ihm drohenden Gefahren zum voraus ſtufenweiſe bekannt zu machen. Abgeſehen alſo davon, daß verhältnismäßig nur ſehr wenige Eltern im Stande ſein werden, ihren Kindern überhaupt einen Hofmeiſter zu halten, beruht alles, was er zur Empfehlung einer ausſchließlich häuslichen Erziehung ſagt, auf der Vorausſetzung, daß das kaum erreichbare Ideal eines Hofmeiſters in der That verwirklicht ſei. Und daneben malt er die Schulerziehung ſo völlig ins Schwarze, daß er die Vorzüge, welche ſie auch vor der beſten häuslichen Erziehung, wenigſtens für Knaben, voraus hat, ganz überſieht, überſieht, daß die geſelligen Tugenden, auf welche er doch ſo großen Werth legt, nur in der weitern Gemeinſchaft mit ſolchen, die dem Zöglinge ferner ſtehen, recht begründet und geübt werden können, ja daß ſelbſt die Individualität nur in der freieren Berührung mit anderen auf gleicher Stufe des Alters und der geiſtigen Entwicklung ſtehenden Individuen gehörig ſich entfalten kann, während ſie unter der alleinigen Einwirkung der überlegenen Perſönlichkeiten der Eltern und Erzieher dazu nicht kommt. In dieſer einſeitigen Bevorzugung der Hofmeiſtererziehung beſteht die Hauptſchwäche der Lockeſchen Rathſchläge, und er hat damit, obwohl er der Pflichten des Zöglings gegen die Geſellſchaft ſtets eingedenk bleibt, doch der egoiſtiſchen Iſolirung desſelben, in welcher ſpäter Rouſſeau über dem Rechte des Zöglings die Rechte der Geſellſchaft an dieſen völlig überſah, weſentlich Vorſchub geleiſtet (§ 70. 71. 82—94).

In einem abſchließenden § leitet L. von dieſen „Gedanken über die Erziehung eines jungen Mannes im allgemeinen“ zu „einer *umſtändlicheren Betrachtung der verſchiedenen Zweige des Erziehungsgeſchäftes*“ über (§ 133). Er leitet dieſe ein mit der Bemerkung (§ 134. 135. 136.): „Was jeder geſittete Mann, der für die Erziehung ſeines Sohnes einige Sorge trägt, ihm außer dem Erbgute an baarem Vermögen zu hinterlaſſen wünſcht, iſt, glaube ich, in folgenden vier Stücken enthalten: in Tugend (virtue), Klugheit (wisdom), Lebensart (breeding) und Kenntniſſen (learning) . . . Ich ſetze die *Tugend* oben an, als die erſte und unentbehrlichſte unter den Eigenſchaften eines Menſchen oder eines gebildeten Mannes, weil ſie unumgänglich nothwendig iſt, ihm Achtung und Liebe anderer und Zufriedenheit mit ſich ſelbſt zu erwerben. Ohne ſie wird er weder in dieſer noch in der andern Welt jemals glücklich ſein. Um hierzu den Grund zu legen, muß man ſeiner Seele zeitig einen *richtigen Begriff von Gott* beibringen als dem unabhängigen höchſten Weſen, dem Urheber und Schöpfer aller Dinge, der uns liebt, und von dem wir alles, was wir haben, und alles, was uns gutes widerfährt, empfangen. Als eine Folge hiervon muß man ihm auch *Liebe und Ehrfurcht gegen Gott* einflößen.“ Mit einem ſo allgemeinen Begriff von Gott ſoll aber, nach L.s Meinung, der Erzieher ſich auch begnügen, und wenn er nachher (§ 157) es als eine Nothwendigkeit bezeichnet, daß das Kind „das Gebet des Herrn, die Glaubensartikel und die zehn Gebote ohne Anſtoß auswendig lerne,“ und zwar durch wiederholtes Vorſagen ſchon ehe es nur leſen kann; ſo ſteht das mit ſeiner Erziehungstheorie in keiner organiſchen Verbindung, ſondern bekundet nur ſeine Abhängigkeit von der kirchlichen Sitte ſeines Vaterlandes, wie denn ſeine philanthropiſchen Ueberſetzer und Commentatoren darüber billig in nicht geringes Entſetzen gerathen. Statt von der Erkenntnis Gottes handelt er im weiteren Verlaufe von Beſeitigung der Geſpenſterfurcht (§ 137. 138.) und ſchließt mit wiederholter Empfehlung der Erziehung zur Wahrhaftigkeit (§ 139). Die *Klugheit* iſt

ihm „die Kunſt, ſeine Geſchäfte in der Welt mit Geſchicklichkeit und Vorſicht zu behandeln," und wohl zu unterſcheiden von der Liſt, „welche nichts weiter iſt, als der Affe der Klugheit, und ernſtlich verhütet werden muß." „Die nächſtfolgende gute Eigenſchaft, die ein Mann von Bildung haben muß, iſt Lebensart. Der Mangel derſelben äußert ſich auf zweierlei Weiſe. Einmal durch einfältige Verſchämtheit und dann durch ungeziemende Nachläſſigkeit und Unachtſamkeit im Betragen. Beides wird vermieden, wenn man folgende Regel gehörig beobachtet: Habt Achtung für euch ſelbſt und habt Achtung für andere (§ 141)." Dadurch wird Ungeſchliffenheit, abſprechendes Weſen, Widerſpruchsgeiſt, vorlautes Unterbrechen anderer, welches der Jugend ganz beſonders übel anſteht, vermieden (§ 142—146).

Seine Bemerkungen über Kenntniſſe und Unterricht eröffnet L. mit den Worten (§ 147): „Ihr wundert euch vielleicht, daß ich von Kenntniſſen zuletzt rede, zumal wenn ich euch ſage, daß ich ſie für das unwichtigſte Stück halte." In der That enthält denn auch, was er über dieſes „unwichtigſte Stück" ſagt, am wenigſten erſprießliche Vorſchläge und die meiſten, welche zum Widerſpruch auffordern. Es wird hier als Unterrichtsgegenſtand beſprochen: Leſen (§ 147—159), Schreiben (160), Zeichnen (161), Franzöſiſch (162), Lateiniſch (163—177), Geographie (179), Arithmetik (180), Aſtronomie (180), Geometrie (181), Chronologie (182 und 183), Geſchichte (184), Ethik (185), Geſetzeskunde (186 und 187), Rhetorik und Logik (188), Stil (189), Naturkunde („natural philosophy", von den Ueberſetzern ganz gegen den engliſchen Begriff des Wortes und für Deutſche doppelt misverſtändlich durch „Naturphiloſophie" wiedergegeben: § 190—194), Methodik und gelegentlich Griechiſch (195), Tanzen (196), Muſik (197), Reiten (198), Fechten (199 und 200), Handwerke (201—209), kaufmänniſches Rechnen und Buchführung (210 und 211) und endlich das Reiſen (212—216). Schon dieſe Ueberſicht zeigt zur Genüge, wie ſehr L. die Werthſchätzung eines Unterrichtsgegenſtandes in höchſt äußerlicher, um nicht zu ſagen plumper Weiſe von deſſen unmittelbarer Anwendbarkeit im täglichen Leben abhängig macht, wie er die Realien über Gebühr vor den Sprachen bevorzugt und namentlich die bildende Kraft des Unterrichtes in den alten Sprachen völlig verkennt. Das Griechiſche wird nur ganz gelegentlich abgethan (§ 195): „Ich habe mich hier gar nicht auf die Erziehung eines Gelehrten von Profeſſion eingelaſſen, ſondern bloß auf die eines Weltmannes, welchem bei dem dermaligen Zuſtande der Welt Lateiniſch und Franzöſiſch nach jedermanns Eingeſtändnis unentbehrlich iſt. Wenn er zu reiferen Jahren kommt und Luſt hat, ſeine Studien weiter zu treiben und einen Blick in die griechiſche Literatur zu thun, ſo kann er ſich dieſe Sprache leicht ſelbſt erwerben (!)." Noch verletzender iſt die Art und Weiſe, wie er nicht etwa nur mit philiſtröſer Seichtigkeit, ſondern geradezu mit vornehmer Roheit über die Kunſt abſpricht, von deren Weſen und Bedeutung er gar keinen Begriff zu haben ſcheint. Daß er der in den Gelehrtenſchulen ſeiner Zeit und namentlich ſeines Vaterlandes üblichen lateiniſchen Verſemacherei keinen beſonderen Werth beilegt, wird man begreiflich finden; unverzeihlich aber iſt, daß er überhaupt keine Stelle findet, um von Poeſie zu reden, als die, welche von jener Verſemacherei handelt, und daß der Landsmann Shakeſpeares und der Zeitgenoſſe Miltons ſagen kann (§ 174): „Ich weiß nicht, was für Gründe ein Vater haben kann, zu wünſchen, daß ſein Sohn ein Poet werde, wenn er nicht etwa wünſcht, daß er jedem anderen Beruf und jedem Geſchäft des Lebens abſterbe. Und das iſt noch bei weitem nicht das Schlimmſte bei der Sache. Denn wenn er nun wirklich ein glücklicher Reimer wird und es ihm gelingt, den Ruf eines ſchönen Geiſtes zu erlangen, ſo wünſchte ich, man bedächte, in welchen Geſellſchaften und an welchen Oertern er wahrſcheinlich ſeine Zeit und ſein Vermögen obendrein verſchwenden wird. Man hat noch ſehr ſelten geſehen, daß einer Gold- und Silberminen auf dem Parnaß entdeckt hat." Noch toller geht es über die Muſik her (§ 197): „Ich habe unter Leuten von Talent und unter

Geschäftsmännern so selten einen Mann wegen vorzüglicher Geschicklichkeit in der Musik loben oder schätzen hören, daß ich glaube, ihr unter allen Dingen, die auf die Liste der Geschicklichkeit kommen können, den letzten Platz anweisen zu müßen." Gärtnern, Drechseln und Schreinern, ja Parfümiren und Lackiren soll der junge Gentleman lernen, um in solchen nützlichen Beschäftigungen von geistiger Arbeit und dem Ernst des Lebens sich zu erholen; aber Musik zu treiben, das ist nicht gentlemanlike, ganz wie heute noch der stolze Sohn Albions über seine musikalische Dickohrigkeit sich mit der feinen Beobachtung beruhigt, daß nur sklavische Völker musikalisch sind. In allen diesen Beziehungen ist L. weit mehr, als Rousseau, der Vorläufer und Lehrer der Philanthropisten geworden, wenn auch selbst diese es für nöthig hielten, seine gar zu paradoxen Behauptungen über den Unwerth der Kunst einigermaßen zu ermäßigen.

Nicht viel günstiger kann man über L.s Bemerkungen über die Unterrichtsmethode urtheilen. Die Forderung zwar, daß man von Kindern nur das verlangen soll, wozu sie Lust haben, hat er selbst durch das Eingeständnis, daß der Zögling lernen muß, auch gegen seine Neigung seiner Pflicht zu folgen, auf das rechte Maß zurückgeführt (vgl. § 73 mit § 75). Aber von dem Werthe des „spielenden Unterrichtes" hat er doch eine viel zu gute Meinung, und wenn er, namentlich in Beziehung auf Lese- und Schreibunterricht, einzelne recht brauchbare Rathschläge ertheilt, so bleibt der Hauptfehler seiner Methodik immer der, daß er das Interesse für einen Unterrichtsgegenstand immer nur auf die Ueberzeugung des Zöglings von dessen äußerlicher Anwendbarkeit und Nützlichkeit zu gründen weiß. Darum tritt auch der Sprachunterricht in den Dienst des Realismus: er soll vor allem historische, geographische, physikalische Kenntnisse abwerfen. Und wenn in dieser Rücksicht L. an Comenius erinnert, dessen Namen ja in England einen guten Klang hatte, so schließt er sich, um es nur möglichst rasch zu einem äußerlichen Verständnis der zu erlernenden Sprache zu bringen, an Ratichs Methode des Sprachunterrichtes an und wird zugleich ein Vorläufer Hamiltons. Wie das Französische am leichtesten sich lernt, weil es durch Sprechen gelehrt wird, so wäre es das Natürlichste, daß man auch die alten Sprachen auf diese Weise lehrte. „Wenn aber ein solcher Mann nicht zu haben ist, der gut Latein spricht, so ist nichts besseres zu thun, als dieser Methode bei dem Unterrichte so viel möglich sich zu nähern, welches dadurch geschehen wird, daß man irgend ein leichtes und unterhaltendes Buch nimmt, etwa Aesops Fabeln oder dergl. und die englische Uebersetzung, die so wörtlich sein muß als möglich, dergestalt zwischen die Zeilen schreibt, daß über jedes lateinische Wort das entsprechende englische zu stehen kommt. Diese laßt ihn alle Tage lesen und wieder lesen, bis er das Lateinische völlig versteht; und dann laßt ihn zu einer andern Fabel fortgehen, aber nicht unterlassen, diejenige, die er schon weiß, öfters zu wiederholen, um sie in seinem Gedächtnis zu erhalten." Von der Grammatik ist außer Declination und Conjugation vorläufig nichts zu lernen. Von der Methode, welche das innere Leben des Gegenstandes entbindet und dadurch mit dem Interesse für die Sache selbst das geistige Leben des Zöglings erweckt und seine geistige Kraft übt, hat L., wie alle pädagogischen Utilitarier, keinen Begriff.

Im Schlußparagraph seines Buches (217) sagt L.: „Ich schließe hiemit diejenigen Bemerkungen über Erziehung, welche sich mir bei einigem Nachdenken über diese Sache dargeboten haben. Ich wünsche aber nicht, daß man sie als eine vollständige Abhandlung über diesen Gegenstand ansehen möge. . . . Jedes Menschen Seele, so wie sein Gesicht hat ihre Besonderheiten, die ihn von allen andern Menschen unterscheiden, und es giebt schwerlich zwei Kinder, die genau nach derselben Methode behandelt werden können. Ueberdem erfordern der Prinz, der Edelmann und der junge Mann aus dem Mittelstande, meiner Meinung nach, ganz verschiedene Erziehungsarten. Weil ich aber hier bloß einige allgemeine Betrachtungen in Hinsicht auf die Hauptzwecke der Erziehung angegeben und diese für den Sohn eines angesehenen Mannes bestimmt

hatte, den ich mir, da er noch ſehr jung war, als ein unbeſchriebenes Stück Papier, oder als ein Stück Wachs vorſtellte, das man nach Gefallen bilden und formen kann, ſo habe ich wenig mehr als diejenigen Hauptſtücke berührt, die ich bei der Erziehung eines jungen Mannes aus dieſer Claſſe im allgemeinen für nothwendig achtete. Und ich habe jetzt dieſe meine gelegentlichen Gedanken in der Hoffnung bekannt gemacht, daß .... ſie vielleicht doch denjenigen hie und da ein Licht anzünden können, deren Sorgfalt für ihre lieben Kinder ſie kühn genug macht, gegen die gewöhnliche Regel, bei der Erziehung derſelben lieber ihre eigene Vernunft zu Rathe zu ziehen, als ſich auf eingeführte Gewohnheiten blindlings verlaſſen zu wollen." Dieſe Hoffnung L.s hat ſich erfüllt. Es iſt ſein großes Verdienſt, daß er dem Gebiete der Erziehung auf energiſche Weiſe das Nachdenken der Gebildeten zugewandt hat, wenn er auch dabei, als ein Kind ſeiner Zeit, in aufkläreriſchem Neuerungsſtreben das gute Alte unterſchätzte, über der körperlichen Erziehung und der Verſtandesbildung Phantaſie und Gemüth vernachläſſigte und infolge ſeiner geſellſchaftlichen Stellung ſein Intereſſe der eigentlichen Volksbildung nicht zuwandte. Um gleiches Aufſehen, wie Rouſſeau, zu machen, dazu waren ſeine Forderungen nicht einſeitig und paradox genug. Aber ihre größere Beſonnenheit ſichert ihnen eine größere fortwährende Anwendbarkeit, und ich wüßte kein Buch, welches die alltäglichen Unarten der Erzieher in der That in Bezug auf die äußere Behandlung der Kinder ſchärfer erkennen lehrte, und zu ihrer Beſeitigung zweckmäßigere Rathſchläge gäbe, als dies L.s Schrift, namentlich in ihrem zweiten Abſchnitt, thut. **G. Baur.**

Logik, ſ. Philoſophiſche Propädeutik.

Lorinſer. Der ſogenannte Lorinſerſche Streit, welcher ſich im J. 1836 entſpann, hat ſeinen Namen von dem Medicinalrath Lorinſer, der ihn durch eine zuerſt in der mediciniſchen Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preußen Jahrgang 1836 Nr. 1 veröffentlichte Schrift „Zum Schutz der Geſundheit in den Schulen" anregte und in den Gang brachte. In dieſer Schrift wird zunächſt von dem Geſundheitszuſtande der ganzen gegenwärtigen Generation der Menſchen im allgemeinen ein ziemlich troſtloſes Bild entworfen, ſodann aber die Beſchuldigung ausgeſprochen, daß es, um dieſe krankhaften Anlagen des Körpers und der Seele zu ſteigern und, wo ſie noch nicht vorhanden ſind, hervorzurufen, in der That kein wirkſameres Mittel gebe, als diejenigen, welche man heut zu Tage auf den meiſten deutſchen Gymnaſien in Anwendung bringe. Dieſe Mittel beſtehen aber nach Lorinſers Meinung in der Vielheit der Unterrichtsgegenſtände, in der Vielheit der Unterrichtsſtunden und in der Vielheit der häuslichen Arbeiten. Das erſte diene vorzüglich zur Verwirrung und Abſtumpfung des Geiſtes; das zweite halte die naturgemäße Ausbildung des Körpers zurück und durch das dritte werde vorgebeugt, daß dieſe beiden Wirkungen nicht außer der Schule wieder aufgehoben werden. Beweiſe für dieſe harten Beſchuldigungen ſucht man in der Schrift vergebens. Sie trägt überhaupt nur einen denunciatoriſchen Charakter und von wiſſenſchaftlicher Ruhe, Gründlichkeit und Unparteilichkeit iſt in derſelben keine Spur zu finden. Daß ſie aber deſſenungeachtet eine ungemeine Bewegung zunächſt unter den Gymnaſiallehrern Preußens hervorbrachte, davon lag der unmittelbare Grund in dem Umſtande, daß ſie von dem Könige Friedrich Wilhelm III. beachtet, gebilligt und dem preußiſchen Cultusminiſterium zu beſonderer Berückſichtigung empfohlen wurde; der zweite und tiefere Grund aber darin, daß das Gymnaſialweſen ſich in einer Kriſis befand (freilich noch immer ſich befindet), die ſo zu ſagen nur auf einen kleinen Anlaß wartete, um mit Gewalt hervorzubrechen und die lebendigſten Erörterungen und Streitigkeiten hervorzurufen. Wir ſprechen zuerſt davon, welche Entwicklung die Sache in Preußen nahm. Kaum war nämlich die Lorinſerſche Schrift erſchienen (nach einem allgemein verbreiteten Gerüchte wurde ſie dem Könige von Preußen direct zugeſendet), ſo wurde an den Miniſter von Altenſtein, der damals an der Spitze des preußiſchen Unterrichtsweſens ſtand, eine Cabinetsordre erlaſſen, die wörtlich alſo lautete: Ich habe von einem Auf-

ſatze zum Schutz der Geſundheit in den Schulen Kenntnis genommen, welcher ſich in dem erſten Stück der diesjährigen mediciniſchen Zeitung befindet, und mit deſſen Inhalt Ich Mich in der Hauptſache einverſtanden erkläre. Ich empfehle dieſen Gegenſtand Ihrer beſonderen Aufmerkſamkeit und fordere Sie auf, Mir in einem Bericht Ihre Anſicht vorzulegen und Vorſchläge zu machen, wie dem Uebelſtande zu begegnen ſei. Berlin den 2. Febr. 1836. Man ſieht aus dieſer Cabinetsordre, daß ſich der König mit aller Entſchiedenheit auf die Seite des Anklägers ſtellte, die Behauptungen Lorinſers ohne weiteres als Thatſachen vorausſetzte und Vorſchläge verlangte, die geeignet ſeien, dem Uebel zu begegnen. Das Verfahren, welches der Miniſter Altenſtein hierauf einſchlug, war eben ſo würdig als weiſe. Altenſtein war ein Mann, der das Unterrichtsweſen mit Einſicht leitete und Vertrauen in die ihm untergebenen Lehrer ſetzte und ihre Anſichten und Erfahrungen, wie ſichs gebührt, beachtete. Es gehörte daher auch mit zu ſeinen Gewohnheiten, daß er bei beſonders wichtigen Entſchließungen, die die Schulen betrafen, die Gutachten der Lehrer einholte und darauf ein beſonderes Gewicht legte. Dieſes geſchah z. B. im Jahre 1833, als die neue Abiturienteninſtruction, die 1834 erſchien, vorbereitet wurde; dieſes geſchah auch in dem vorliegenden Falle. Ehe etwas weiteres erfolgte, wurden ſämmtliche Provincial-Schulcollegien aufgefordert, über Grund und Ungrund der Lorinſerſchen Anklagen die Gutachten nicht bloß der Directoren, ſondern auch der Lehrercollegien ſämmtlicher Gymnaſien einzuziehen und über die auf dieſe Weiſe ſo wie durch eigene Beobachtung gewonnenen Ergebniſſe unter Einreichung der betreffenden Gutachten ausführlich zu berichten. So kam die Sache vor dasjenige Forum, vor welches ſie vorzugsweiſe gehört, vor das Forum der Lehrer; und dieſem Umſtande iſt es beſonders zuzuſchreiben, daß der Lorinſerſche Streit ſo fruchtbar für die Entwicklung der Gymnaſialpädagogik geworden iſt. Zunächſt erſchien eine Menge kleinerer Schriften beſonders von preußiſchen Gymnaſiallehrern, die ſich im ganzen noch auf die Erörterung der Lorinſerſchen Beſchuldigungen beſchränkten und nur hier und da einen Anlauf ins allgemeine nahmen. Ich erwähne von denſelben nur die von Kritz in Erfurt; Gotthold in Königsberg; Heinſius, Benary und Krech in Berlin. Die Verhandlungen in den Lehrerconferenzen veranlaßten aber viele Gymnaſiallehrer auch abgeſehen von dieſem beſonderen Streite die Einrichtungen der beſtehenden Gymnaſien zu prüfen und über die letzten Zwecke der Bildung, ſo wie über die angemeſſenen Mittel und Methoden, dieſe Zwecke zu realiſiren, ebenſo über das normale Verhältnis des körperlichen Factors zum geiſtigen Leben ſich aufzuklären, Erfahrungen zu ſammeln, auch die Geſchichte der Erziehung und Bildung zu ſtudiren und ſich über alle dieſe Dinge öffentlich auszuſprechen. So entſtand infolge des Lorinſerſchen Streites eine förmliche Literatur der Gymnaſialpädagogik, während früher außer einigen vortrefflichen Abhandlungen über die Gymnaſialbildung z. B. von Bernhardi und Spilleke kaum etwas gründliches und zuſammenhängendes über dieſen Gegenſtand exiſtirte, als etwa Thierſchs verdienſtvolles Werk über die gelehrten Schulen, obgleich auch dieſes Werk mehr eine beredte Apologie iſt für die bildende Kraft der alten Sprachen und ihrer Literatur, als eine aus einem ſicheren und wahren Grundgedanken entſprungene Gymnaſialpädagogik. Auch der Unterzeichnete verfaßte infolge dieſer Anregungen im Jahre 1837 die Schrift: Der Gymnaſialunterricht nach den wiſſenſchaftlichen Anforderungen der Gegenwart, deren Grundanſchauungen er bis auf den heutigen Tag bewährt gefunden hat. Was nun aber den unmittelbaren Erfolg des Lorinſerſchen Streites für die preußiſchen Gymnaſien betrifft, ſo iſt darüber Folgendes zu berichten. Aus den dem Miniſterium eingelieferten Gutachten und aus den über die von Lorinſer erhobenen Anklagen geſchriebenen Broſchüren ergab ſich das Reſultat, daß die Geſundheit der Gymnaſialſchüler durch Unterricht und Disciplin der Anſtalten nicht gefährdet werde. So wurde das Reſultat von dem preußiſchen Unterrichtsminiſterium ausgeſprochen und ſo ergab es ſich auch aus den öffentlichen Verhandlungen, indem die über dieſe Angelegenheit erſchienenen Druckſchriften, ſo weit ſie zu meiner Kenntnis gekommen ſind, ſich

ſämmtlich polemiſch gegen Lorinſer verhalten. Als ein merkwürdiges Phänomen muß es hervorgehoben werden, daß Lorinſer dieſe große Flut von Widerlegungen und Angriffen gegen ſeine Schrift ergehen ließ, ohne daß er meines Wiſſens jemals wieder in dieſer Angelegenheit etwas von ſich hat hören laſſen oder ſeine ſo harten Beſchuldigungen in irgend einer Weiſe fernerhin geltend zu machen verſucht hat. Er hatte der pädagogiſchen Welt den Fehdehandſchuh hingeworfen; dieſe hat ihn aufgenommen, aber der Angreifende hat ſich nicht wieder auf dem Kampfplatze ſehen laſſen. Als ein würdiger, wenn auch nur einſtweiliger Abſchluß dieſes Streits iſt die unter dem Namen des blauen Buchs bekannte Verfügung des Miniſters von Altenſtein vom 24. Oct. 1837 anzuſehen. Sie iſt von dem Geheimen Ober-Regierungsrathe Dr. Johannes Schulze abgefaßt, der damals ſo zu ſagen die rechte Hand Altenſteins war und ſich in dieſer Stellung um das preußiſche Schulweſen verdient gemacht hat, und wird als ein beachtenswerthes Document der preußiſchen Schulgeſetzgebung immer anerkannt werden müßen. Während ſie ſich der preußiſchen Gymnaſien im allgemeinen mit Wärme annimmt, die Anklagen Lorinſers zurückweist und die beſtehende Verfaſſung der Gymnaſien als zweckmäßig und den Bedürfniſſen entſprechend bezeichnet, enthält ſie zugleich eine Reihe von einſichtsvollen Andeutungen und Bemerkungen über das Verhältnis der einzelnen Lehrgegenſtände zu einander und zu dem allgemeinen Bildungszweck; über das heilſame Inſtitut der Claſſenordinarien, über die Zahl der Lehrſtunden und das Maß der häuslichen Arbeiten, über die Lehrmethode, über die Concentration des Unterrichts, über die Sorge für die Geſundheit der Jugend und Aehnliches.*) Der Erlaß legt

*) Die Sache hat auch jetzt noch ein ſo hohes Intereſſe, daß wir es geboten finden, die Miniſterialverfügung (abgedruckt in Rönne, Unterrichtsw. d. preuß. Staats II. S. 144 ff.) in etwas vollſtändigerem Auszug hier mitzutheilen: Aus den Gutachten ſämmtlicher Prov. Schulcollegien, ſo beginnt ſie, habe das Miniſterium die erfreuliche Ueberzeugung gewonnen, daß in den preuß. Gymnaſien der Geſundheitszuſtand der Jugend im allgemeinen recht befriedigend, und in der bisherigen Einrichtung dieſer Lehranſtalten kein hinreichender Grund zu der beunruhigenden Anklage vorhanden ſei, welche Lorinſer gegen die deutſchen Gymnaſien überhaupt erhoben habe. „Wenn die krankhaften Erſcheinungen des Geiſtes und Körpers, welche L. im Widerſpruche mit anderen Aerzten bei dem jüngeren Geſchlechte bemerkt zu haben behauptet, wirklich vorhanden ſind, ſo iſt es wenigſtens durch die bisherige Erfahrung in keiner Art erwieſen, daß durch die Gymnaſien und ihre Verfaſſung jene krankhaften Anlagen hervorgerufen und geſteigert werden. Das Miniſterium kann ſich daher auch nicht veranlaßt ſehen, auf den Grund jener Anklage die bisherige Verfaſſung der Gymnaſien im weſentlichen abzuändern, zumal da die Sorge wegen Beſchützung der Geſundheit in den Gymnaſien fortwährend die Aufmerkſamkeit der K. Prov. Schulcollegien in Anſpruch genommen, die Lehrercollegien in ihren vorſchriftsmäßigen Conferenzen und die Gymnaſialdirectoren in ihren außerordentlichen Zuſammenkünften immer von neuem aufs ernſtlichſte beſchäftigt, und in den einzelnen Provinzen zweckdienliche Anordnungen hervorgerufen hat, damit die körperliche und geiſtige Geſundheit und Kräftigkeit der Jugend, ſoweit die Gymnaſien auf dieſelben einwirken können, nicht nur nicht gefährdet, ſondern vielmehr auf jede thunliche Weiſe erhalten und gefördert werde.“ Das Miniſterium habe den Gegenſtand in mehreren Verfügungen zur ſorgfältigſten Berückſichtigung empfohlen, vor jeder Uebertreibung nachdrücklichſt gewarnt und ſich aufs entſchiedenſte dahin ausgeſprochen, daß zwar den Schülern in den Gymnaſien die Beſchwerden, Mühſeligkeiten und Aufopferungen, welche die unvermeidliche Bedingung eines der Wiſſenſchaft und dem Dienſte des Staats und der Kirche gewidmeten Lebens ſind, mittelſt einer ſtetig und naturgemäß ſich entwickelnden Bildung vergegenwärtigt, ſie früh an den Ernſt ihres Berufs gewöhnt und zum muthigen Vollbringen der mit denſelben verbundenen Arbeiten geſtählt, aber alle überſpannte und dem jedesmaligen Standpuncte ihrer Kraft nicht gehörig angepaßte Forderungen durchaus vermieden werden ſollen. Es ſei hiernach mit Grund anzunehmen, daß bei gewiſſenhafter Ausführung der betreffenden Vorſchriften die Geſundheit der Jugend nicht gefährdet, vielmehr durch den Ernſt des Unterrichts und die Strenge der Zucht, wie ſie in den Gymnaſien herrſchen, ſelbſt gegen die verderblichen Einflüſſe der oft verkehrten häuslichen Erziehung und der materiellen Richtungen der Zeit erfolgreich geſchützt ſein werde. Gleichwohl glaube das Miniſterium die erfreuliche Aufmerkſamkeit, welche die Sache in den verſchie-

auch, wie ſichs gebührt, ein außerordentliches Gewicht auf den Religionsunterricht und findet in dieſem in ſeiner zweckmäßigen Verbindung mit dem Studium der alten Sprachen und der Mathematik den eigentlichen Kern des Gymnaſialunterrichts. Von beſonderer Wichtigkeit iſt es auch, was über die Lehrmethode geſagt wird. Mit hohem

denſten Claſſen der Geſellſchaft gefunden, nicht unzweideutiger ehren zu können, als indem es weſentliche, in den Gymnaſien wargenommene Gebrechen und Mängel, welche ihrer gedeihlichen Wirkſamkeit hemmend entgegentreten, möglichſt abzuſtellen ſuche und zugleich über mehrere den Unterricht und die Zucht betreffende Puncte, die noch einer näheren Beſtimmung zu bedürfen ſcheinen, das Erforderliche feſtſetze. Es ſind deren neun. 1. Aufnahme in die unterſte Claſſe ſollen keine Knaben finden, die nicht die erforderlichen Elementarkenntniſſe oder wegen ihres noch zu zarten Alters nicht das gehörige Maß von körperlicher und geiſtiger Energie beſitzen. Sie ſollen nicht vor dem zehnten Lebensjahr aufgenommen werden, und unter anderem Fertigkeit im orthographiſchen Schreiben, praktiſche Geläufigkeit in den 4 Species mit unbenannten Zahlen und in den Elementen der Brüche, elementare Kenntnis der Geographie, namentlich Europas, die erſten Elemente des Zeichnens verbunden mit der geometriſchen Formenlehre ꝛc. mitbringen. Da die Gymnaſialverfaſſung nicht auf ſieche und kranke Knaben und Jünglinge berechnet ſei, ſo ſeien die Eltern vor den Gefahren, welche ſie körperlich oder auch geiſtig untüchtige Söhne im Gymnaſium ausſetzen, um ſo ernſtlicher zu warnen, je häufiger noch immer junge Leute, die für ein Handwerk zu ſchwach ſcheinen, ſich ohne allen inneren Beruf zu den Studien drängen und der großen in dieſer Laufbahn unvermeidlichen Anſtrengung erliegen. Auch wenn junge Leute zu alt oder ohne die nöthigen Subſiſtenzmittel den Curſus beginnen, ſehen ſie ſich ohne alle Schuld der Gymnaſien gezwungen, auf Koſten ihrer Geſundheit durch unnatürliche Anſtrengung das früher Verſäumte wieder einzubringen oder ſich am Tage durch Privatſtunden den Unterhalt zu verdienen und der Nachtruhe die zur Anfertigung der Arbeiten für die Schule erforderliche Zeit zu entziehen. 2. Die bisherigen Lehrgegenſtände machen die Grundlage jeder höheren Bildung aus und ſtehen zu dem Zwecke der Gymnaſien in natürlichem und nothwendigem Zuſammenhang; nur das Hebräiſche und das Franzöſiſche werden aus mehr äußeren Gründen beibehalten; die übrigen Gegenſtände haben ſich im Lauf von Jahrhunderten als Glieder eines lebendigen Organismus entfaltet und ſeien mehr oder minder entwickelt immer vorhanden geweſen; es könne daher keiner davon aus dem in ſich abgeſchloſſenen Kreiſe des Gymnaſialunterrichts ohne weſentliche Gefährdung der Jugendbildung entfernt werden. Allerdings aber ſei jeder nicht als Zweck für ſich, ſondern nur als dienendes untergeordnetes Mittel zur Erreichung des gemeinſamen Zwecks zu behandeln. Wenn alſo einzelne, namentlich jüngere und weniger erfahrene Lehrer dieſes Verhältnis nicht beachten und in dem, was ſie den Schülern mittheilen und von ihnen fordern, über die Schranken hinausgehen, was eben der irrigen Meinung von dem verwirrenden Einfluß der Mannigfaltigkeit der Lehrgegenſtände Vorſchub leiſte, ſo haben die Directoren ſolchen Misgriffen entſchieden entgegenzutreten. Punct 3 beſpricht eingehend das Claſſenſyſtem und das Claſſenordinariat und giebt ſehr zweckmäßige Rathſchläge über die dahin abzielende Vertheilung der Unterrichtsfächer. Auch ſcheine es dem Miniſterium räthlich und thunlich, manche Lehrgegenſtände, anſtatt ſie gleichzeitig neben einander herlaufen zu laſſen, in der Art nach einander zu behandeln, daß z. B. in demſelben Semeſter und in derſelben Claſſe zwar Geographie und Geſchichte, aber jene ausſchließlich in den erſten, dieſe in den letzten Monaten gelehrt werde. Ebenſo in Hinſicht der Arithmetik und Geometrie; in Bezug auf die lateiniſchen und griechiſchen Schriftſteller könne die erſte Hälfte des Semeſters ausſchließlich dem Proſaiker, die übrige Zeit nur dem Dichter zugewandt werden. Da der Erfolg beſonders tüchtige Claſſenordinarien vorausſetze, welche von dem Zuſammenhang der Lehrfächer unter einander und mit dem Zweck eine klare und ſtets wache Einſicht haben, ſo ſolle ihnen zu ihrer Aufmunterung das Prädicat „Oberlehrer" künftig ausſchließlich beigelegt werden. Punct 4 handelt von den Lehrſtunden, deren herkömmliche Zahl (32) weder auf ſchwache, noch auf vorzüglich begabte, vielmehr auf Schüler von gewöhnlichen körperlichen und geiſtigen Kräften berechnet ſei; „für dieſe ſind nach vieljähriger Erfahrung und nach dem Urtheil von Aerzten täglich 4 Lehrſtunden des Vormittags, und an 4 Tagen der Woche 2 Stunden des Nachmittags nicht zu viel, zumal da in allen Gymnaſien nach der zweiten Stunde des Vormittags und nach der erſten Stunde des Nachmittags dem Schüler eine viertelſtündige Erholung im Freien gegönnt wird, zwiſchen jeder der übrigen Lehrſtunden eine Pauſe von wenigſtens 5 Minuten erlaubt iſt, und zwiſchen dem vor- und nachmittäglichen Unterricht eine größere Pauſe von 2 Stunden eintritt, welche in der Regel nicht zu

Ernſt werden die Gymnaſiallehrer darauf hingewieſen, daß ſie ſich einer zweckmäßigen Lehrmethode befleißigen ſollen, und es wird ihnen vorgehalten, daß viele das Haupthindernis, durch welches ein raſches und kräftiges Fortſchreiten der Gymnaſialjugend in der Bildung gehemmt werde, in der mangelhaften pädagogiſchen Bildung der Gym-

Geiſtesarbeiten verwandt wird. Ferner gewähren die zwei freien Nachmittage, die Sonntage und die verſchiedenen Hauptferien, welche etwa den ſechsten Theil des Jahres einnehmen, kleinere und größere Ruhepuncte, und laſſen den Schülern zur Abſpannung des Geiſtes und zur Uebung des Körpers Zeit genug übrig. Bei ſolchen regelmäßigen Unterbrechungen der Lehrſtunden, wie bei der ganzen mehr oder weniger erotematiſchen Art und Weiſe des Schulunterrichts, iſt ein vier- oder ſechsſtündiger Aufenthalt in hellen, luftigen, geräumigen und mit zweckmäßigen Tiſchen und Subſellien verſehenen Schulzimmern der naturgemäßen Entwicklung des Körpers nicht hinderlich und wird überhaupt für die Geſundheit der Jugend keine andere Gefahr haben, als die, welche von jeder ſitzenden Lebensart unzertrennlich iſt." Sofort wird ein Normallehrplan (der erſte allgemeine, vgl. oben S. 292 f.) mitgetheilt, nach welchem für jedes Gymnaſium unter Berückſichtigung ſeiner eigenthümlichen Verhältniſſe und des wechſelnden Bedürfniſſes ſeiner einzelnen Claſſen alljährlich ein Lectionsplan mit genauer Abgrenzung der Zielleiſtungen für jede Claſſe feſtzuſtellen iſt, mit der Beſchränkung, daß für die Religionslehre, für die Sprachen und die Werke des claſſiſchen Alterthums und für die Mathematik, welche in ihrer lebendigen Gemeinſchaft vorzüglich geeignet ſeien, den weſentlichen Zweck des Gymnaſialunterrichts zu verwirklichen, die ihnen beſtimmte wöchentliche Stundenzahl nicht vermindert werden dürfe. Um die Kraft der Schüler nicht zu zerſplittern, wird empfohlen, bei Anordnung des Lectionsplans für Einen Gegenſtand zwei Stunden hinter einander zu beſtimmen, ſo daß die Schüler täglich nur für 3, höchſtens 4 verſchiedenartige Lehrobjecte in Anſpruch genommen und die erſten Morgenſtunden ſolchen Lehrgegenſtänden zugewandt werden, für deren Auffaſſung vorzugsweiſe eine geſpannte Aufmerkſamkeit von Seiten der Schüler erforderlich ſei. Ob die hie und da beſtehende Einrichtung, daß während des Sommerſemeſters die Lehrſtunden des Vormittags in die Zeit von 7 bis 11 Uhr fallen, überall anwendbar ſein möchte, bleibe den Prov. Schulcollegien zu entſcheiden überlaſſen. In 5 werden die häuslichen Arbeiten als ein nothwendiges Glied in dem Organismus des Gymnaſialunterrichts gerechtfertigt, aber auch gegen mögliche Misgriffe Vorkehrungen getroffen. Zu Anfang jedes Semeſters ſoll für alle Lehrfächer und Claſſen alles, was Gegenſtand des häuslichen Fleißes ſein ſoll, nach Reihenfolge und Vertheilung der Aufgaben auf die Tage, Wochen und Monate in einer Conferenz möglichſt beſtimmt verabredet werden. Als Regel ſei feſtzuhalten, daß keine ſchriftliche Arbeit gefordert werde, die der Lehrer nicht ſelbſt nachſehe. Ein angemeſſener Theil der häuslichen Arbeitszeit müße der Erholung und der freien Selbſtbeſchäftigung der Schüler verbleiben, abgeſtuft nach der Verſchiedenheit der Claſſen. Die Privatlectüre der griechiſchen, lateiniſchen und deutſchen Claſſiker dürfe in keinerlei Art erzwungen, ſondern müße mit der ſorgfältigſten Berückſichtigung der Perſönlichkeit, Anlagen und Verhältniſſe der Schüler geleitet werden. In jeder Claſſe ſoll ein Aufgabebuch eingeführt werden, in welches jeder Lehrer ſeine Aufgabe einträgt, zur Kenntnisnahme für die Collegen und zur Controle für den Director. Dieſen wird vorzügliche Aufmerkſamkeit hinſichtlich der Aufgaben zu den freien deutſchen und lateiniſchen Aufſätzen um ſo mehr empfohlen, je größere Misgriffe bei ihrer Wahl noch immer gemacht werden. Themate über ganz abſtracte oder den Schülern unbekannte Gegenſtände gereichen dieſen zur Qual, dem Lehrer zum Vorwurf. Wenn dies alles gehörig beachtet werde und wenn eine ernſte häusliche Zucht die Schüler anhalte, ſtets zur rechten Zeit zu arbeiten, und ſie ebenſoſehr vor unnöthigem Privatunterricht, als vor zerſtreuender Geſellſchaft und unzeitigen Vergnügungen bewahre, ſo ſei von den häuslichen Arbeiten, welche das Gymnaſium von ſeinen Schülern verlangen müße, kein Nachtheil für ihre körperliche Entwicklung zu beſorgen und die Schüler werden überall zu ihrer Erholung, wie zu ihrer freien Privatbeſchäftigung hinreichende Muße übrig behalten. Punct 6 handelt von den Verſetzungen, welche nur alljährlich ſtattfinden ſollen; wo halbjährliche Aufnahme und Verſetzung herkömmlich iſt, wird ſie nur unter bedeutenden Beſchränkungen einſtweilen noch geduldet. Nur in den 3 oberen Claſſen mit zweijährigem Curſus iſt eine Verſetzung vor Ablauf von 2 Jahren zuläßig, weil hier die Entwicklung der Schüler ſchon ſo weit gediehen iſt, daß ihnen ohne Gefahr die Möglichkeit eröffnet werden kann, durch erhöhten Fleiß auch in einem kürzeren Zeitraume das Bildungsziel ihrer Claſſe zu erreichen. Punct 7 beſpricht die Abiturientenprüfungen und weist nach, daß etwaige übertriebene Anforderungen an die Schüler und ihre Folgen in grellem Widerſpruch mit dem Geiſt

naſiallehrer finden; auch wird verſprochen, daß die pädagogiſchen Seminare zweckmäßiger eingerichtet werden ſollen. Obgleich nun das Altenſteiniſche Miniſterium in dieſer Weiſe dem durch Lorinſer erregten Streite gegenüber mit vieler Einſicht und Würde ſich benahm, ſo war das blaue Buch doch nicht im Stande, die einmal aufgewühlten Fluten

und den einzelnen Beſtimmungen des Reglements ſtehen; nur der Ueberzeugung von der Geſammtbildung des Geprüften, der durch längere Beobachtung begründeten Kenntnis der Lehrer von ſeinem ganzen wiſſenſchaftlichen Standpuncte und dem Geſammteindruck, den ſeine Prüfung gemacht, ſei ein entſcheidendes Gewicht beigelegt. Durch die Bedingung des zweijährigen Aufenthalts in Prima ſei die erforderliche Zeit geſichert, ſo daß ſich die Schüler, ſtatt durch ein haſtig zuſammengerafftes Wiſſen verwirrt zu werden, ſicher und gründlich vorgebildet, mit friſcher Kraft, mit freudigem Muthe und mit freier Umſicht zur letzten Prüfung ſtellen können. Für die Art der Prüfung ſoll kein anderer Maßſtab zur Anwendung kommen, als der, welcher dem Unterricht in der erſten Claſſe und dem Urtheil der Lehrer über die Leiſtungen derſelben zum Grunde liege. Falſcher Anwendung dieſer Beſtimmungen habe der K. Prüfungscommiſſär entgegenzutreten. Punct 8: Den wunden Fleck der Gymnaſien finden mehrere ſachverſtändige Stimmen in der verkehrten Methode. Im Elementarſchulweſen werde ein Stand von Lehrern gebildet, die wegen ihrer pädagogiſchen Gewandtheit und ihres Geſchicks, große Maſſen zu beleben, in ihrem Kreiſe ſich als Meiſter zeigen, während ſehr viele und beſonders die jüngeren Gymnaſiallehrer das Studium der Pädagogik nicht gehörig beachten, die ſchwere Kunſt des Unterrichtens vernachläßigen und die erfreulichen Fortſchritte der Elementarſchule entweder gar nicht kennen oder doch nicht benutzen. Solche Lehrer überhäufen aus falſcher Gründlichkeit ihre Schüler mit einer erſtickenden Maſſe materiellen Wiſſens, ſetzen in Ueberſchätzung ihres Lehrfaches das Verhältnis deſſelben zum Geſammtzwecke aus den Augen, und laſſen, indem ſie die Lehrweiſe der Univerſitätsprofeſſoren nachahmen, in ihrem Vortrag die belebende Friſche und Regſamkeit ſowie das Geſchick vermiſſen, ſich dem jugendlichen Geiſte anzuſchließen, ſeine Bedürfniſſe und Kräfte richtig zu würdigen und eine größere Maſſe von Schülern zu durchdringen und zu beſeelen. Anſtatt dann den Grund des wenig befriedigenden Erfolgs in ſich zu ſuchen, beſchweren ſie ſich über die geiſtige Stumpfheit, Gleichgültigkeit und Starrheit ihrer Schüler. Das Miniſterium könne dieſe Anklagen weder widerlegen noch beſtätigen, halte ſie aber den Lehrern in ihrer ganzen Herbheit vor, damit jeder unter ihnen ſich ſelbſt prüfe, ob und wie weit dieſe Vorwürfe auch ihn treffen. Mit der Erkenntnis von der Natur des Uebels werde auch ſchon der erſte Schritt zu ſeiner Heilung gethan, da ja die Hülfe von den Lehrern ſelbſt ausgehen müße. Je weniger die Methode Gegenſtand einer geſetzlichen Vorſchrift ſein könne, je größere Schwierigkeiten, ſich den Gymnaſien in der Mannigfaltigkeit und dem Umfang der Lehrobjecte, in der Ueberfüllung der Claſſen, in der Verſchiedenartigkeit der Schüler derſelben Claſſe, in der oft verkehrten häuslichen Erziehung und in der materiellen Richtung der Zeit entgegenſtellen, deſto nöthiger ſei es, daß der Lehrer ſelbſt das Weſen der Methode und ihre der Verſchiedenheit der Gegenſtände und der Claſſen entſprechende Geſtaltung zu einem ernſtlichen Studium mache, und durch ſorgfältiges Achten auf ſich ſelbſt und auf den Erfolg ſeines Unterrichts, durch ſinniges liebevolles Eingehen auf die Lehrweiſe anderer, die für Meiſter im Unterrichten gelten, durch raſtloſe Uebung und durch eine Strenge, die ſich ſelbſt nimmer genüge, ſeine Methode zu verbeſſern und dem Inhalt ſeines Unterrichts die angemeſſenſte Form zu geben beſtrebt ſei. Sofort wird davon geſprochen, wie die Directoren und die Claſſenordinarien in dieſer Richtung thätig ſein ſollen u. dgl. und eine noch zweckmäßigere und den Bedürfniſſen der Gymnaſien immer mehr entſprechende Einrichtung der pädagogiſchen Seminarien in Ausſicht geſtellt. Punct 9 handelt von den körperlichen Uebungen. Das Miniſterium geſtattet dieſelben ausdrücklich für alle Gymnaſien unter Leitung und Aufſicht eines hiezu geeigneten Lehrers und unter Verantwortlichkeit des Gymnaſialdirectors, welcher angewieſen wird, alles ungehörige und zweckwidrige fernzuhalten, ſpricht ſich aber über die Fragen, ob ſolche Uebungen ihrer Natur nach in den Kreis der Gymnaſialbildung gehören, ob den Gymnaſien und nur ihnen die Verpflichtung obliege, wie für die geiſtige, ebenſo für die körperliche Erziehung und Ausbildung ihrer Schüler zu ſorgen, ob ſie Vermögen und Mittel beſitzen, die Schwierigkeiten ihrer ohnehin verwickelten Aufgabe noch durch dieſe neue Sorge zu vermehren, ob man ſagen könne, die körperliche Ausbildung der Jugend ſei dem Zufall überlaſſen, wenn ſie auch künftig der pflichtmäßigen Sorge der Eltern anheimgeſtellt bleibe, im allgemeinen verneinend aus.

In Bezug auf das Turnen wird unſere Zeit wohl etwas weiter gekommen ſein; im übrigen

des Streits zu beruhigen. Schon nach oben hin konnte ſich das blaue Buch keinen Beifall erwerben, vielmehr ergieng an den Miniſter Altenſtein eine andere Cabinetsordre, welche das claſſiſche Studium beſchränken, das Lateiniſchſchreiben beſeitigen und auf dieſe Weiſe die durch Lorinſer als verderblich bezeichnete Vielheit vereinfachen wollte, die aber ohne praktiſche Wirkung blieb, da inzwiſchen der Regierungswechſel eintrat, mit dem andere Tendenzen zur Geltung kamen. Es darf aber wohl geſagt werden, daß der Streit auch jetzt noch keineswegs ausgefochten iſt. Zwar inſofern iſt wohl ſchwerlich einer, der die Gymnaſien genau kennt, der Meinung Lorinſers, als wenn das Maß der Arbeiten, welche unſeren Gymnaſiaſten zugemuthet werden, ihrer Geſundheit ſchade, aber ob dieſe Arbeiten alle auf den Endzweck der wiſſenſchaftlichen Bildung berechnet und hiernach abgegrenzt ſind, das wird noch vielfach bezweifelt und iſt auch noch zu bezweifeln. Der Lorinſerſche Streit würde nicht ſo weite Dimenſionen angenommen haben, als es wirklich geſchehen iſt, wenn die gegenwärtigen Gymnaſien ſich nicht immer noch in einer Kriſis befänden, die nach einer Löſung verlangt. Die gegenwärtige Organiſation der Gymnaſien ruht der Hauptſache nach darauf, daß das Studium der alten Sprachen und der darin geſchriebenen claſſiſchen Meiſterwerke das Hauptunterrichtsmittel darbietet, um der Jugend diejenige wiſſenſchaftliche Bildung anzueignen, die die leitenden Stände des Staats und Volkes bedürfen. Sollen wir von dieſer Grundlage abgehen? Ein ſolcher Entſchluß müßte nach meiner innerſten Ueberzeugung als ein Nationalunglück angeſehen werden, ja es iſt ſchon als ein Unglück anzuſehen, daß dieſer Grundſatz, nach dem alle höhere Bildung vom claſſiſchen Alterthum ausgehen muß, jetzt nicht mehr allgemeine Anerkennung findet. Der einzelne Menſch iſt ein Mikrokosmus von dem Makrokosmus der ganzen Menſchheit, und die Entwicklungsſtadien der ganzen Menſchheit wiederholen ſich in der Entwicklung jedes einzelnen tüchtigen Menſchen, der nicht auf halbem Wege ſtehen bleibt. Daß aber in der Entwicklung der ganzen Menſchheit die beiden alten Völker der Griechen und der Römer Epoche machen, wird von niemanden bezweifelt werden können, der ſie kennt und ſtudirt hat. Die Principien alles Denkens, die einzig zum Ziele führenden Methoden der Gedankenentwicklung, die große Kunſt, die Gedanken gewandt, angemeſſen und entſprechend auszudrücken, die Kunſt zu reden und zu ſchreiben, überhaupt die Kunſt, die Ideen zu individualiſiren und das Allgemeine zu veranſchaulichen, haben dieſe unſterblichen Völker ſo durch und durch erkannt und ſo meiſterhaft geübt, daß ſie für alle nachfolgenden Geſchlechter zum Muſter dienen werden, beſonders aber für die ſich ausbildende Jugend um der unausſprechlichen und unnachahmlichen Einfachheit, Anſchaulichkeit und Anmuth willen, in der ſie ihre Ideen dargeſtellt haben. Was im Mittelalter von wiſſenſchaftlicher und von Kunſtbildung vorhanden iſt, das ſtützt ſich auf das claſſiſche Alterthum; die Reformation bildet auch um deswillen einen ſo hohen Glanzpunct in der Entwicklung der Menſchheit, als die Rückkehr zum claſſiſchen Alterthum einen weſentlichen Factor derſelben ausmacht, und der einzig große Aufſchwung unſerer deutſchen Wiſſenſchaft und Kunſt im vorigen Jahrhundert durch Leſſing, Winckelmann und viele andere iſt dadurch bedingt, daß man die ganze Kraft wieder auf das Studium des Alterthums verwandte. Die erſte Erſcheinung einer großen Idee iſt immer auch diejenige, an die jeder anknüpfen und von der jeder anfangen muß, der in ſie eindringen und ſie ſich zum Eigenthum machen will. Die Idee des idealen Lebens in Kunſt und Wiſſenſchaft iſt aber von den Alten entdeckt und in ſo großartigen Muſterwerken dargeſtellt worden, daß keiner in Kunſt und Wiſſenſchaft etwas großes wird leiſten,

aber enthält dieſe Miniſterialverfügung ſo viele Ergebniſſe reifer Erfahrung und Einſicht, daß ſie auch uns genug beachtungswerthes bietet. Lorinſers Schrift iſt vor kurzem neu aufgelegt worden; auch die Anläſſe zu den Anklagen durch einzelne Fehler auf Seiten der Gymnaſien und ihrer Lehrer, wie die Misgriffe des Publicums in den Urtheilen über die Quellen des Uebels haben wohl ſeitdem an verſchiedenen Orten neue Auflagen erlebt und ſchwerlich die letzten.

D. Red.

ja daß keiner die Weihe für Kunſt und Wiſſenſchaft wird erlangen können, der ſich nicht in dieſe Muſterwerke einlebt. Daß aber keiner dieſe Werke recht verſtehen wird, der nicht die Sprachen ſtudirt, in denen ſie geſchrieben ſind, und daß ſelbſt ſchon das grammatiſche Studium dieſer logiſch und phonetiſch ſo vollendeten Sprachen den Geiſt ſchärft und den Boden zur Aufnahme der Ideen und Ideale fruchtbar macht, das iſt ſchon ſo oft und ſo gründlich nachgewieſen, daß es hier um ſo weniger nochmals erörtert zu werden braucht, je weniger hier der Ort dazu iſt. Dieſe Andeutungen ſollten aber nur dazu dienen, um die unabweisliche Forderung zu begründen, daß das Studium der alten Sprachen und einiger wohlgewählten Muſterwerke ihrer Literatur die Grundlage aller höheren wiſſenſchaftlichen Bildung für alle Zeiten bleiben muß. Das iſt das eine, was man, wie mir ſcheint, vor allem zu beachten hat, wenn man von einer zweckmäßigen Geſtaltung der wiſſenſchaftlichen Unterrichtsanſtalten handeln will. Aber das andere iſt eben ſo wichtig. Der Geiſt der Menſchheit ſchreitet fort von Stufe zu Stufe, und wenn die Jugend jeder Weltperiode zu dem jedesmaligen geiſtigen Standpunct herangezogen werden ſoll, auf dem die bereits Gebildeten der Nation ſtehen, ſo iſts auch erforderlich, daß jenes Normalbildungsmittel des Studiums des claſſiſchen Alterthums zu dem geſunden Geiſte der Gegenwart immer wieder in das richtige Verhältnis geſetzt werde. Und wenn alſo das claſſiſche Alterthum unabänderlich das wichtigſte Bildungsmittel in den höheren Schulen bleiben wird, ſo wird ſich doch die Art und Weiſe, wie ſein Studium betrieben wird, ſtets nach dem Geiſte der Gegenwart zu modificiren haben. Wir ſollen, indem wir die Griechen und die Römer ſtudiren, nicht ſelbſt zu Griechen und Römern werden, ſondern zu Chriſten im echten Sinne des Worts und zu Männern, die der Idee des Deutſchthums entſprechen, und darum müßen in der Art und Weiſe, in der wir das claſſiſche Alterthum ſtudiren, die Beziehungen ſchon zu erkennen ſein zu dem, was wir in der Gegenwart werden ſollen. Schon zur Reformationszeit ſetzte man in der Organiſation der Gymnaſien, die von Melanchthon und Sturm ausgieng, das claſſiſche Alterthum in die innigſte Beziehung zu dem neu erwachten evangeliſchen Chriſtenthum und nahm auch von den ſonſtigen Wiſſenſchaften z. B. von der Mathematik und der Naturwiſſenſchaft auf, was die Zeit nur irgend ſchätzenswerthes darbot. Gar viele in unſerer Zeit möchten den Gymnaſien dieſelbe Organiſation ertheilen, die ſie zur Reformationszeit wie von ſelbſt annahmen, aber dieſe bringen in den Streit über die Geſtaltung dieſer Anſtalten nur die größte Verwirrung hinein. Um nur eins anzuführen, ſo kann die lateiniſche Sprache hinſichtlich des praktiſchen Gebrauchs auf höheren Schulen niemals wieder dieſelbe Stellung einnehmen, die ſie zur Zeit der Reformation und noch zwei Jahrhunderte ſpäter hatte. Damals war die lateiniſche Sprache die Sprache der Wiſſenſchaft, die Sprache der Kirche, die Sprache der Diplomatie; es war daher natürlich und nothwendig, daß jeder, der nach höherer wiſſenſchaftlicher Bildung ſtrebte, auch der lateiniſchen Sprache ſich bemächtigen und ſich befähigen mußte, ſie fließend und gewandt zu ſprechen und zu ſchreiben. Es war deshalb auch nothwendig, daß ſich die Gymnaſien die Aufgabe ſtellten, die lateiniſche Sprache ihren Zöglingen gleichſam zur zweiten Mutterſprache zu machen. Nun aber iſt gegenwärtig die Mutterſprache die wiſſenſchaftliche Sprache geworden und alle die Uebungen, die früher bloß zu dem Zwecke angeſtellt wurden, um die lateiniſche Sprache den Zöglingen zum Organ der praktiſchen Mittheilung des Gelernten und Gewußten oder zur Reproduction der gewonnenen Bildung zu machen, ſind nunmehr überflüſſig geworden und in Wegfall zu bringen. Dagegen iſt darauf hinzuarbeiten, daß der Gymnaſiaſt in den Geiſt der Mutterſprache die gründlichſte und umfaſſendſte Einſicht gewinne, was beſonders auch durch das Studium einiger Meiſterwerke der deutſchen Literatur bewirkt wird, und daß er die deutſche Sprache in allen Verhältniſſen ruhig, gewandt und angemeſſen zu gebrauchen verſtehe. Die allerfruchtbarſte Uebung in der Mutterſprache beſteht aber darin, daß die in den alten Meiſterwerken enthaltenen Anſchauungen und Vorſtellungen in der Mutterſprache reproducirt werden. Schon aus

dieſem Grunde wird der gegenwärtige Gymnaſialunterricht ganz anders organiſirt werden müßen, als noch vor 100 bis 150 Jahren. Ein anderer Grund liegt aber darin, daß der Geiſt und Inhalt der Wiſſenſchaften jetzt ganz anders geworden ſind, als ſie noch vor 100 Jahren waren und weil es denn doch die ſchließliche Aufgabe der Gymnaſien ſein muß, die ſtudirende Jugend in den bewährten Geiſt der Gegenwart hereinzuziehen, ſo bekommt auch dadurch das Studium des claſſiſchen Alterthums ein anderes Verhältnis zu dem letzten Zwecke der wiſſenſchaftlichen Bildung, als es früher haben konnte. Man denke nur an die Naturwiſſenſchaften; zu welcher Tiefe und Bedeutung ſie ſich in den letzten drei Jahrhunderten entwickelt haben und welchen Einfluß ſie auf die Anſchauung und Denkweiſe des gegenwärtigen Geſchlechts ausüben! Wer ſich dieſem Einfluß entziehen wollte, der würde ſich auch im Leben iſoliren und diejenigen, die ſich zu Leitern der Nation heranbilden wollen, würden dereinſt im Leben eine ſehr klägliche Rolle ſpielen, wenn ſie ſich nicht mit den bewährten Reſultaten der Naturwiſſenſchaften vertraut gemacht und ſich dieſelben zu einem Elemente ihrer geiſtigen Bildung gemacht hätten. Gewiß würden daher die Gymnaſien außerhalb ihrer Zeit ſtehen und gewiſſermaßen in einen Winkel geſchoben werden, wenn ſie nicht auch auf die Naturwiſſenſchaften die gebührende Rückſicht nehmen wollten.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen ſtehen aber mit dem Lorinſerſchen Streite in der engſten Verbindung. Denn dieſer Streit, der aus der Klage über die Vielheit der Lehrgegenſtände und der Beſchäftigungen in den Gymnaſien entſprang, führte unmittelbar zu der Frage nach der Concentration des Gymnaſialunterrichts, d. h. zu der Frage, wie dem Gymnaſialunterrichte alles maſſenhafte und den Geiſt belaſtende zu nehmen und eine einfache aus dem Zwecke und Bedürfnis der wiſſenſchaftlichen Bildung reſultirende Organiſation zu geben ſei. Es mußte zugegeben werden, daß auch in den preußiſchen Gymnaſien trotz der ſorgfältigen Leitung, deren ſich das Gymnaſialweſen in Preußen erfreut hat, den Zeitbedürfniſſen zwar im allgemeinen Rechnung getragen war, daß aber gar vieles mehr *neben* einander lag, als in lebendiger Wechſelwirkung ſtand. Es war aber ein unglücklicher Gedanke, wenn man, um die vorhandenen Uebelſtände zu beſeitigen, die modernen Elemente des Gymnaſialunterrichts möglichſt beſeitigen und eine frühere Organiſation der Gymnaſien, die ſich ſeit der Reformation etwa zwei Jahrhunderte lang als zeitgemäß bewährt hatte, zurückrufen wollte. Das war eine Concentration des höheren wiſſenſchaftlichen Unterrichts nach rückwärts, während die rechte Concentration nach vorwärts geht und die in der Gegenwart liegenden berechtigten Tendenzen in einem einfachen und in ſich begründeten Geſammtbilde zu faſſen ſucht. Als charakteriſtiſche Kennzeichen dieſer retrograden Concentrationsbeſtrebungen ſind zu betrachten: die ſtiefmütterliche Behandlung der Mutterſprache und der deutſchen Literatur ſo wie des naturwiſſenſchaftlichen Unterrichts, endlich auch das Drängen auf confeſſionelle Gymnaſien, während das eigentlich Confeſſionelle der Allgemeinheit dieſer Anſtalten widerſpricht, ſo nothwendig es iſt, daß der allgemeine religiöſe und ſittliche Geiſt des Chriſtenthums das Lebenselement iſt, das ſie athmen. Eine Folge von dieſen retrograden Beſtrebungen beſteht nun auch darin, daß die verachteten modernen Elemente ſich um ſo entſchiedener in beſonderen Anſtalten eine Bildungsſtätte ſuchten und errangen und den Anſpruch machten, ſich den Gymnaſien ebenbürtig zur Seite zu ſtellen, ja ſie zu überflügeln. So iſt man denn bereits ſo weit gekommen, daß man bei allem Bemühen, die Gymnaſien zu concentriren, die Concentration des höheren Bildungsweſens im allgemeinen verloren hat, indem bei uns jetzt die Gymnaſien, die Realſchulen und ſogar die Cadettenanſtalten den gleichen Anſpruch erheben, die höchſte wiſſenſchaftliche Vorbildung zu geben, während man zu einem deutlich erkannten Ziele ſonſt doch nur *einen* Weg hat oder doch nur einen, der von allen der zweckmäßigſte iſt. Wenn alle diejenigen, die in allen Sphären des ſtaatlichen und bürgerlichen Lebens die Leiter ſein ſollen, derſelben allgemeinen Vorbildung bedürfen, d. h. desſelben lebendigen Intereſſes für das Wahre und das Gute, desſelben ſittlichen Charakters, derſelben Fähigkeit, klar, gründ-

sich und zusammenhängend zu denken, derselben Fertigkeit, das Gedachte richtig, klar, gewandt und angemessen auszusprechen, endlich derselben Vertrautheit mit den allgemeinen Verhältnissen des natürlichen und menschlichen Lebens; so wird auch für alle solche eine gemeinsame Bildungsanstalt gefunden werden können, auf welcher dieses Ziel der allgemeinen Bildung erreicht wird. Wenn eine solche gefunden sein wird, erst dann wird nach meinem Dafürhalten das höhere Bildungswesen in unserem Volke concentrirt sein und erst dann wird das deutsche Nationalleben auch von dieser Seite als ein einiges und kräftiges sich darstellen können.*) Dr. Deinhardt.

Lübeck, s. Hanseſtädte.

Lüge, s. Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit.

Lüsternheit, s. Mäßigkeit.

Luther, Martin, wurde am 10. Novbr. 1483 zu Eisleben geboren, wohin seine Eltern von Möhra gezogen waren. Sein Vater Hans Luther war ein ehrlicher Bergmann, seine Mutter Margaretha geb. Lindemann eine gottesfürchtige und fromme Frau. Von Eisleben zogen die Eltern bald wieder weg nach Mansfeld, wo der Vater in den Rath kam. Beide, Vater und Mutter, zeigten in der Zucht Strenge und Ernst. Luther sagt selbst, daß seine Eltern ihn so hart gehalten hätten, daß er darüber gar schüchtern worden sei. Die Mutter stäupte ihn einmal um einer geringen Nuß willen, daß das Blut floß. Auch sein Vater stäupte ihn einmal so sehr, daß er ihn floh und ihm gram ward, bis er ihn wieder zu sich gewöhnte. „Ihr Ernst und gestreng Leben, das sie mit mir führten, verursachte mich, daß ich danach in ein Kloster lief und Mönch wurde; aber sie meintens herzlich gut.“ In der lateinischen Schule, in die ihn der Vater mit herzlichem Gebet brachte, lernte der Knabe fleißig und schleunig seine zehn Gebote, den Kinderglauben, das Vaterunser neben der Grammatik und christlichen Gesängen. Im 14. Jahre kam er nach Magdeburg in die Schule, welche damals vor vielen anderen weit berühmt war. Daselbst gieng er nach Brot und sang vor den Bürgerhäusern. Im folgenden Jahre bezog er die Schule zu Eisenach. Als er auch dort eine Zeitlang sein Brot vor den Thüren ersang, nahm ihn Frau Cotta, eine andächtige Frau, zu sich an ihren Tisch, weil sie um seines Singens und herzlichen Gebetes willen in der Kirche sehnliche Zuneigung zu ihm trug. „Darum, sagte er später einmal, verachte mir nicht die Gesellen, die vor der Thür panem propter deum sagen und den Brotreihen singen. Ich bin auch ein solcher Partekenhengst gewest. Das sind die rechten, die in geflickten Mänteln und Schuhen gehen und das liebe Brot vor den Thüren sammeln, das werden oft die beste, gelehrteste und vornehmste Leute. O verzaget nicht! ihr guten Gesellen, die ihr jetzt in die Current gehet, andere formulirt und mit im Chore seid, manchem unter euch ist ein Glück bescheeret, dahin ihr jetzt nicht gedenket, allein seid fromm und fleißig.“ Da sich auf der Eisenacher Schule schon vis ingenii acerrima et imprimis ad eloquentiam idonea zeigte, sandten ihn seine Eltern 1501 auf die hohe Schule zu Erfurt, wo er die freien Künste mit großem Ernste und besonderem Fleiße studirte und eine Zeitlang nach dem Willen seines Vaters der Rechtsgelehrtheit oblag. Er versäumte keine Lection und wenn man nicht öffentlich las, hielt er sich auf der Universitäts-Bibliothek auf. Alle Morgen fieng er sein Lernen mit Gebet an, getreu seinem Sprüchwort: „fleißig gebetet ist über die Hälfte studiret.“ Außer der Dialektik, Physik und Ethik studirte er fleißig die römischen Classiker und bekam zum erstenmale eine vollständige lateinische Bibel in die Hand. Noch am Ende des Jahres 1505, in welchem er Magister geworden war, wurde er aus frommem Bedürfnis und „mit schrecklicher Erscheinung vom Himmel gerufen“ ins Kloster getrieben gegen den Willen seines Vaters, der in dem Schrecken einen teuflischen Betrug sah

*) Ueber die in diesem Artikel berührten verschiedenen Fragen vergleiche man die verwandten Artikel, wie Aufgaben, Concentration, Gymnasium, Körperliche Erziehung II., Lectionsplan, Lehrplan, Leibesübungen ꝛc. D. Red.

und den Sohn an den Gehorsam mahnte, den er den Eltern schuldig sei. Hier studirte er neben der Bibel fleißig den Augustinus und die Scholastiker. Aus den heftigen Anfechtungen, in die er bei seinem Streben, durch klösterliche Heiligkeit die ewige Seligkeit zu erwerben, verfiel, wurde er endlich durch Kasteiungen und harte Bußkämpfe zu dem Glauben an die freie Gnade Gottes erhoben, auf die er fortan sein Leben und den Neubau der Kirche gründete. 1508 wurde er an die neugestiftete Universität Wittenberg berufen als Professor der Ethik und Dialektik, was seiner Neigung nicht entsprach, da er mit der scholastischen Philosophie und dem Aristoteles bereits gebrochen hatte. Als er daher im März 1509 Baccalaureus ad Biblia wurde, las er fortan Theologie. Im Jahre 1512 wurde er Doctor der Theologie. Dem Eide getreu, den er geleistet, las er die heilige Schrift mit höchstem Fleiß, nahm dabei die alten Väter und Kirchenlehrer zu Rathe, studirte eifrig die griechische und hebräische Sprache und bekämpfte die Scholastiker und den Aristoteles. Frei von dem humanistischen Enthusiasmus seiner gelehrten Zeitgenossen schätzte er die classischen Sprachen hauptsächlich des Bibelstudiums halber. 1517 am 31. October schlug er die Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg an. Die weiteren Momente der durch Luther hervorgerufenen und getragenen Reformation der Kirche verfolgen wir hier nicht, wo es gilt den großen Mann in seinem Reformationswerke auf dem Gebiete der Jugendbildung und Erziehung näher zu schildern. Von besonderer Bedeutung für diese Seite seiner Thätigkeit war es, daß 1518 Philipp Melanchthon als Professor der griechischen Sprache an die Universität Wittenberg berufen wurde. Es ist bekannt, wie groß Luthers Freude über diese Berufung war, wie er nicht Worte genug finden konnte im Preise der Gelehrsamkeit und übermenschlichen Gaben Melanchthons und wie er selbst, um das Griechische gründlicher zu lernen, als Schüler sich zu seinen Füßen setzte. Melanchthon fühlte sich bald ebenso mächtig von dem gewaltigen Manne angezogen und schloß sich ihm in herzlicher Liebe an. Es kann nicht genug hervorgehoben werden, wie sehr dadurch das ganze Verhalten der Humanisten zur Reformation bestimmt wurde und wie Luther gerade die bedeutenderen unter ihnen nöthigte, seine Wege zu gehen und dem Zuge des Jahrhunderts, der ein durchaus religiöser war, zu folgen. Nachdem Melanchthon bereits 1527 eine Kirchen- und Schul-Visitation in Thüringen gehalten hatte, in Folge deren mit Luthers Approbation das Visitationsbüchlein erschienen war, in welchem auch der sogenannte sächsische Schulplan enthalten ist, vollzog Luther, von Bugenhagen und Justus Jonas unterstützt, in den Jahren 1528 und 1529 im Kurkreis und Meißen eine gleiche Visitation, die ihn veranlaßte, um der großen Unwissenheit der Geistlichen und Laien abzuhelfen, den großen und kleinen Katechismus zu schreiben. Bereits 1520 hatte Luther seine Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation herausgegeben und in derselben die Verbesserung der deutschen Universitäten dringend empfohlen. In demselben Jahre war seine „Kurtze Form die zehen Gebote, Glauben und Vater Unser zu betrachten" erschienen. 1521 begann er die Uebersetzung der heiligen Schrift. Im Jahre 1524 verfaßte Luther das berühmte Schreiben an die Rathsherrn aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollten. Im Jahre 1530 erschien die Predigt, daß man die Kinder zur Schule halten solle. Wenn auch Luther später bis zu seinem Tode die Aufgabe des Unterrichtes und der christlichen Erziehung nicht weiter in besonderen Schriften darlegte, so enthalten doch auch seine aus verschiedenen Zeiten herrührenden Predigten, Bibelauslegungen, Tischreden und Briefe so viele hierauf bezügliche Aussprüche, daß man erkennt, wie er während seiner ganzen Wirksamkeit die Reformation der Kirche in innigem Zusammenhange mit der Verbesserung der Kinderzucht und des Unterrichtes auffaßte.

Es ist schwer, die Fülle überall ausgestreuter inhaltsvoller Bemerkungen über *christliche Kinderzucht*, die alle von der tiefsten Kenntnis des menschlichen Herzens und von der klarsten Einsicht in die Noth und die Bedürfnisse des Volkes zeugten, ins Kurze zusammenzufassen. Man möchte den großen Mann am liebsten überall selbst

reden laſſen, wie es K. v. Raumer in der Geſchichte der Pädagogik gethan hat. Luther erkannte es tief, daß alle Nothſtände in der Chriſtenheit daher kommen, daß ſich niemand der Jugend annimmt. „Soll es wieder in einen guten Schwang kommen, ſo muß es wahrlich an den Kindern angefangen ſein.“ Feſtgegründet im Worte Gottes führte er ſeine Ermahnungen überall auf die heilige Schrift zurück und holte von dort der rechten Kinderzucht Exempel. Gegenüber der römiſchen Werkheiligkeit, die ſich durch Mönchsleben und Kloſterübungen, durch Faſten und Kaſteiungen den Himmel verdienen wollte, wies er mit Nachdruck darauf hin, daß es die höchſten und beſten, Gott wohlgefälligſten Werke ſeien, die man an den Kindern thut, an denen man Himmel und Hölle verdienen könne. Das ſind die Hungrigen, Durſtigen, Nackenden, Gefangenen, Kranken, Fremdlinge, von denen der Herr ſpricht bei Matthäus 25, 35. 36. Er erinnerte an Abraham, an dem Gott zeigt, daß die Strafe, die er über Sodom verhängen wollte, ihm nütze ſein würde, ſeine Kinder in der Furcht Gottes aufzuziehen (1. Moſ. 18, 19.), an Sarah und Rebecca, die die vortrefflichſten Hausmütter geweſen, an Jonadab, der herrlich gelobt wird in ſeinen Kindern, darum daß er ſie fromm und gottſelig auferzogen hatte, an Tobias, Suſanna u. a., die alſo erzogen wurden. Wiederum hob er hervor, was Eli verdient habe, daß er ſeine Kinder übel zog, wie geſchrieben ſteht im 1. Buch Sam. 3, 13. In König Salomon, der unter ſeinen königlichen Geſchäften das Buch Proverbiorum für das junge Volk gemacht, ſah er ein Exempel für alle Könige und Herren, daß ſie ſich auch der Jugend annehmen ſollten. Aber als das höchſte Vorbild ſtellte er Chriſtum ſelbſt hin, der die Kinder zu ſich kommen läßt und ſie uns befiehlt, indem er die Engel rühmt, die ihrer warten, der nicht bloß lehret, ein wie großer Dienſt es iſt, ſo man das junge Volk wohl ziehet, ſondern der auch greulich zürnt, ſo man ſie ärgert und verderben läßt.

Der Eheſtand, der durch die Reformation zu Ehren kam und den Luther nicht genug rühmen und preiſen kann, hat als die liebreichſte und beſte Arbeit, daß man die Kinder, die uns Gott giebt, verſorget und auferziehet. Er iſt ein heiliger Stand, und jeder Vater ſoll ein Pfarrherr und Biſchof ſeines Hauſes ſein. „Ein Hausvater, der ſein Haus in Gottesfurcht regieret, ſeine Kindlein und Geſinde zu Gottesfurcht und Erkenntnis, zu Zucht und Ehrbarkeit ziehet, der iſt in einem ſeligen, heiligen Stande. Alſo eine Frau, die der Kinder wartet mit Eſſen, Trinken geben, Wiſchen, Baden, die darf nach keinem heiligeren, gottſeligeren Stand fragen. Was kann doch in der Gemeinde Gottes beſſeres und nützeres gelehrt werden, denn das Exempel einer gottſeligen Hausmutter, die da betet, ſeufzet, ſchreiet, Gott danket, das Haus regieret, thut was das Amt eines frommen Weibes mitbringet, begehret, daß ſie möge Kinder haben mit großer Keuſchheit, Dankbarkeit und Gottſeligkeit? Was ſollte ſie mehr thun? Aber der Papſt, Kardinäle und Biſchöfe ſollen das nicht ſehen, denn ſie ſind es nicht werth.“ Ein ſolches Haus nennt er eine rechte Kirche, ein auserwählet Kloſter, ja ein Paradies. Denn Vater und Mutter werden Gott hier gleich; denn ſie ſind Regenten, Biſchöfe, Papſt, Doctor, Pfarrherr, Prediger, Schulmeiſter, Richter und Herr. Darum ſieht er auch in dem Eheſtande den Urſprung alles weltlichen Regimentes und in dem Hausregiment das Fundament des guten Völkerregimentes. In ſeiner Auslegung von 2. Moſ. 20, 21 ſagt er: „So haben wir nun genugſam im vierten Gebote gehöret, wie man Vater und Mutter ehren ſoll und was dies Gebot in ſich halte und lehre; alſo daß man es wohl greifen kann, daß Gott viel daran gelegen iſt, daß dieſer Gehorſam gegen Vater und Mutter im Schwange gehe. Und wo ſolches nicht geſchieht, da ſind keine guten Sitten, noch ein gut Regiment. Denn wo in Häuſern Gehorſam nicht gehalten wird, wird man es nimmermehr dahin bringen, daß eine ganze Stadt, Land, Fürſtenthum oder Königreich wohl regieret werde. Denn da iſt das erſte Regiment, davon einen Urſprung alle andern Regimente und Herrſchaften haben. Wo nun die Wurzel nicht gut iſt, da kann weder Stamm noch gute Frucht folgen. Denn was iſt eine Stadt anders, denn ein Haufen Häuſer? Wie ſollte denn die Stadt wohl

regieret werden, wo in den Häuſern kein Regiment iſt; ja, da weder Kind, Knecht noch Magd gehorſam iſt? Item, ein ganz Land; was iſt es anders, denn ein Haufen Städte, Märkte und Dörfer? Wo nun die Häuſer übel regieret werden, wie kann ein ganzes Land wohl regieret werden? Ja, da muß nichts anders draus werden, denn eitel Tyrannei, Zauberei, Morden, Dieberei, Ungehorſam. Denn ein Fürſtenthum iſt ein Haufen Länder und Grafſchaften, ein Königreich ein Haufen Fürſtenthümer, ein Kaiſerthum ein Haufen Königreiche. Dieſe alle ſpinnen ſich aus einzlichen Häuſern. Wo nun Vater und Mutter übel regieren, laſſen den Kindern ihren Muthwillen, da kann weder Stadt, Markt, Dorf, Land, Fürſtenthum, Königreich noch Kaiſerthum wohl und friedlich regieret werden. Denn aus dem Sohne wird ein Hausvater, ein Richter, Bürgermeiſter, Fürſt, König, Kaiſer, Prediger, Schulmeiſter ꝛc. Wo er nun übel erzogen iſt, werden die Unterthanen wie der Herr, die Gliedmaßen wie das Haupt. Darum hat Gott als am nöthigſten angefangen, daß man im Hauſe wohl regiere. Denn wo das Regiment im Hauſe wohl und rechtſchaffen gehet, iſt den andern allen wohl gerathene Urſache, denn wir ſehen, daß das ganze menſchliche Geſchlecht daher kömmet. Denn es hat Gott alſo gefallen, daß aus Vater und Mutter die ganze Welt herkomme."

Chriſtliche Kinderzucht hält Luther für eine ſchwere und mit großer Verantwortlichkeit verbundene Sache. Darum will er, daß ein jeglicher ehrlicher Menſch ſeines Kindes Seele mehr, tiefer, fleißiger anſehe, denn das Fleiſch, das von ihm kommen iſt, und ſein Kind nicht anders achte, denn als einen köſtlichen ewigen Schatz, der ihm von Gott befohlen ſei zu bewahren, daß ihn der Teufel, die Welt und das Fleiſch nicht ſtehlen und umbringen. Denn er wird von ihm gefordert werden am Tode und jüngſten Tage, mit gar ſcharfer Rechnung. Mit ernſter Mahnung zieht Luther hieher das Heulen und Klagen derer, die da rufen werden Luc. 23, 29: O ſelig ſind die Leiber, die nicht Kinder geboren haben, und Brüſte, die nicht geſäuget haben.

Die Aufgabe aller chriſtlichen Kinderzucht faßt er in dem Worte des Paulus Epheſ. 6, 4 zuſammen: „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, ſondern ziehet ſie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn." Bei Erklärung dieſer Worte (in der Auslegung des 4. Gebotes) hebt L. zuerſt hervor, daß es Pflicht der Eltern ſei, ihre Kinder nicht mit Ungeſtüm zu erziehen, nicht zu Zorn und Kleinmüthigkeit zu reizen, damit der Kinder Gemüth, weil es noch zart iſt, nicht ganz in Furcht und Blödigkeit gerathe und erwachſe in ihnen ein Haß gegen die Eltern. Durch Liebe werde weit mehr ausgerichtet, als durch knechtiſche Furcht und Zwang. Auch ſoll es den Weibern, die der Kinder warten, nicht geſtattet ſein, mit Larven und Schreckbildern und andern Gaukeleien die Kinder zu fürchten zu machen. Vielmehr ſollen die Kinder alſo erzogen werden, daß ſie eine gute Furcht haben mögen, daß ſie die Dinge fürchten, die man fürchten ſoll. In der Auferziehung „in der Zucht und Vermahnung zum Herrn" (*ἐν παιδείᾳ καὶ νουθεσίᾳ κυρίου*) ſieht er die zwei Stücke, daß man ſie ſoll lehren, was zu lehren iſt, und ſtrafen, wenn ſie der Lehre nicht nachkommen. Die Lehre hat es vor allem mit geiſtlichen Dingen zu thun, daß man ſie erſt Gott ergebe, dann weltlichen Geſchäften. „Das iſt aber die Lehre Gottes, ſo du die Kinder lehreſt erkennen den Herrn Chriſtum, daß du ſie lehreſt, ſtets im friſchen Gedächtnis haben, wie er für uns gelitten hat, was er gethan und was er verheißen hat. Alſo war den Kindern Iſrael von Gott geboten, daß ſie ihren Kindern und Nachkommen erzählen ſollten die Wunder, die Gott ihren Vätern in Aegypten gethan hatte (Pſ. 78, 4). Und wenn ſie nun ſolches wiſſen und noch nicht lernen Gott lieben, ihm danken und beten und Chriſto nachfolgen, ſoll man weiter vornehmen die Strafe des Herrn; das iſt, halte ihnen vor das ſchreckliche Gericht Gottes und ſeinen Zorn über die Böſen. Dieſes will Gott den Kindern vielmehr vorgehalten haben, als der Menſchen, das iſt unſere eigene Strafe. Und das nicht ohne Urſache; denn daraus lernen ſie allwege über ſich zu Gott aufſehen und nicht Menſchen, ſondern Gott fürchten. Dann ſollte man ſie

allein gewöhnen zu der Eltern Furcht, so käme es dazu, daß sie endlich auch in den Dingen, die Gott angenehm, sich vor den Menschen fürchten, und würden also kleinmüthig werden. Darum soll man die Kinder also ziehen, nicht daß sie ihre Eltern fürchten, sondern daß sie wissen, daß sie Gott erzürnen, wenn sie ihre Eltern nicht fürchten." — Was die Lehre betrifft, so fordert er, daß keiner sollte ein Vater werden, er hätte denn gelernt, daß er seinen Kindern kann predigen die Gebote Gottes und das Evangelium, daß er fromme Christen zöge, also daß ein Vater eigentlich ein Bischof und Pfarrherr seines Hauses sein soll. Er hält es für die Schuldigkeit eines jeglichen Hausvaters, daß er die Woche zum wenigsten einmal seine Kinder und Gesinde umfrage und verhöre, was sie von Religion wissen oder lernen, und wo sie es nicht können, mit Ernst dazu halte. Insbesondere verlangte er, daß die Eltern ihren Kindern etliche sonderliche Gebetlein verordnen und sprechen lassen, wenn sie zu Tisch oder Bette gehen wollen, in welchen sie die Sünde bekennen und Gott beide, ihre eigene und gemeine Gefahr und Noth, vortragen und um Errettung und Linderung bitten. Von den öffentlichen Predigten in den Kirchen erwartete er für die Jugend wenig, da die Kinder nicht viel davon lernen und behalten. Darum wollte er, daß die Eltern in den Häusern dasselbige, das sie in der Kirche von den Predigern gehört haben, ihre Kinder und Gesinde fleißig lehren und darüber verhören. Das Strafamt der Eltern hielt er für ein Werk der göttlichen und christlichen Liebe. Eltern sollen ihre Kinder auch mit Ruthen und Schlägen züchtigen, auf daß etwas gutes aus ihnen werden möge, gleich wie das deutsche Sprüchwort lautet: Je lieber Kind, je schärfere Ruthen. Wenn man einen Sohn, der voll Untugend ist, vermahnt, und wo es nicht helfen will, mit ernstlichen Worten strafet, ja auch Ruthen und Knittel aufträgt, daß der Sünde und Unart in der Zeit gewehret werde, das heißt Barmherzigkeit geübet. Müßen doch zuweilen die Aerzte ein Bein oder Arm abnehmen, auf daß der Leib errettet werde. Warum wollte man hier zürnen, da es nicht um das zeitliche Leben, sondern um das ewige, und nicht um den Leib, sondern um die Seele zu thun ist. Darum ists „ein Werk der Barmherzigkeit, das Gott belohnen will, wo böse Kinder und Gesind im Hause ist, daß man einen eichenen Butterwecken in die Hand nehme und schmiere ihnen die Haut damit voll. Solches ist eine geistliche Salbe wider der Seelen Krankheit, die da heißt Ungehorsam gegen Vater und Mutter." Ein solches Zürnen der Eltern soll aber kein böser Zorn sein, sondern ein Zorn der Liebe, ein freundlicher, väterlicher Zorn, wie die mit einander zürnen, die sich lieb unter einander haben. Welcher Zorn dazu dient, daß die Liebe hernach desto hitziger und ganz neu wird. Darum lobte Luther die Eltern, die, wenn sie die ungehorsamen Kinder nach Verdienst gestrafet haben, ihnen darnach wieder gute Worte geben und sie also gleichsam wieder versöhnen. Denn solche Unbeständigkeit diene für die Kinder, daß sie darum nicht, weil sie sich vor der Ruthe fürchten, auch den Eltern feind werden. Kurz und treffend sagte er über das Verhältnis der Strenge zur Milde: Man muß also strafen, daß der Apfel bei der Ruthe sei. Wie sich die Eltern bei Ausübung ihres Strafamtes vor allzu großer Strengigkeit und Erbitterung zu hüten haben, so sollen sie auch nicht durch falsche Naturliebe sich verblenden lassen, daß sie ihre Kinder hätscheln und verzärteln, indem sie das Fleisch derselben mehr achten denn die Seelen. „Eltern, die ihre Kinder allzusehr lieben, lassen ihnen den Muthwillen, die thun nichts anderes, als daß sie dieselben hassen. Sie erziehen einen Böswicht, den sie einmal zum Rabenstein begleiten müßen, und der seinen eigenen Eltern die Nasen abbeißet. Darum spricht der weise Mann, Sprüchw. 13, 24: Wer der Ruthen schonet, der hasset sein eigen Kind, wer aber sein Kind lieb hat, der stäupet es vielmal. Item 22, 15: Es ist in eines jeglichen Kindes Herzen thörlich Vornehmen; aber die Ruthe mag das alles austreiben. Item Salomon Cap. 33, 14: Schlägst du dein Kind mit Ruthen, so wirst du seine Seele von der Höllen erlösen."

In dem Gebote der Schrift, daß Kinder ihren Eltern gehorsam sein sollen in

dem Herrn, findet er für die Eltern die Mahnung, daß ſie nicht allein Eltern ſein ſollen nach dem Fleiſch, wie die Heiden, ſondern in dem Herrn. Darum hielt er die Kinder, bei deren Erziehung die Eltern gegen Gottes Gebot handeln, nicht für gebunden, ihren Eltern zu gehorchen. „Wo die Eltern ſo mürriſch ſind, ſagt er, und die Kinder weltlich ziehen, ſollen die Kinder ihnen in keinem Gebote gehorſam ſein. Denn Gott iſt in den erſten drei Geboten höher zu achten, denn die Eltern. Weltlich aber ziehen, heiße ich das, ſo ſie lehren nicht mehr ſuchen, denn Luſt, Ehre und Gut oder Gewalt dieſer Welt.“ Er klagt darüber, daß viele allein darauf gedenken, daß ſie die Kinder ſchmücken und machen, daß ſie geſehen werden vor der Welt; bereiten ihnen Reichthum, hangen den Dreckſack Gold an den Hals. „Viele wollen große Herrn und reiche Junker draus ziehen und machen. Es geſchieht aber gemeiniglich, daß großer Herrn Kinder ſelten wohl gerathen. Die verderben ihre Kinder, die ihnen Anlaß geben, die Welt lieb zu haben, die nicht weiter für die Kinder ſorgen, denn daß ſie tapfer einhertreten, ſpringen, tanzen und ſich zieren können, den Leuten gefallen, ihre Begierden reizen, ſich der Welt gleichſtellen.“ Andererſeits aber will er keineswegs, daß die Jugend auf mönchiſche Weiſe von der Welt abgeſondert werde. „Salomon, ſagt er, iſt ein rechter königlicher Schulmeiſter. Er verbeut der Jugend nicht, bei den Leuten zu ſein oder fröhlich zu ſein, wie die Mönche ihren Schülern; denn da werden eitel Hölzer und Klötze draus, wie denn auch Anſelmus geſagt hat: Ein junger Menſch, ſo eingeſpannet und von der Welt abgezogen, ſei gleich wie einen feinen jungen Baum, der Frucht tragen könnte, in einen engen Topf pflanzen. Denn alſo haben die Mönche ihre Jugend gefangen, wie man Vögel in die Bauer ſetzet, daß ſie die Leute nicht ſehen, noch hören mußten, mit niemand reden durften. Es iſt aber der Jugend gefährlich, alſo allein zu ſein, alſo gar von Leuten abgeſondert zu ſein. Darum ſoll man junge Leute laſſen hören und ſehen und allerlei erfahren; doch daß ſie zur Zucht und Ehren gehalten werden. Es iſt nicht ausgerichtet mit ſolchem mönchiſchen Zwange. Es iſt gut, daß ein junger Menſch viel bei den Leuten ſei; doch daß er ehrlich zur Redlichkeit und Tugend gezogen und von Laſtern abgehalten werde. Jungen Leuten iſt ſolcher tyranniſcher mönchiſcher Zwang ganz ſchädlich und iſt ihnen Freude und Ergötzen ſo hoch vonnöthen, wie ihnen Eſſen und Trinken iſt; denn ſie bleiben auch deſto eher bei Geſundheit“.

Den größten Werth aber legt L. darauf, daß die Eltern ſich befleißigen, daß ihre Kinder nicht böſe, ärgerliche Exempel ſehen und dadurch verletzt und verführt werden. Denn die Jugend iſt wie ein Zunder, der über die maßen leichtlich fahet, was bös und ärgerlich iſt. Insbeſondere ſündigen die ſchwer, die ſchandbare Worte reden vor jungen, unſchuldigen Knaben und Mägdlein. Solche Leute werden ſchuldig aller Sünden, die da entſpringen aus ihren unbedachtſamen Worten. Denn das zarte und unerfahrene Alter wird gar leichtlich mit ſolchen Reden beflecket, und was noch ärger iſt, es behält gar lange ſolche unflätige Worte; gleich als wenn ein Fleck kommt in ein reines Tuch, der ſetzet ſich viel feſter darein, denn ſo er in ein grob und rauh Tuch gekommen wäre. Hiefür beruft er ſich auf die Erfahrung, die ſchon die Heiden gemacht haben, unter Anführung der Worte des Horatius: Quo semel est imbuta recens servabit odorem Testa diu und der Stelle aus Juvenal: Maxima debetur puero reverentia. Mit gewichtigen Worten aber erinnert er vor allem an den Ausſpruch des Herrn: „Wer aber ärgert dieſer Geringſten einen, die an mich glauben, dem wäre beſſer, daß ein Mühlſtein an ſeinen Hals gehänget würde und er erſäufet würde im Meer, da es am tiefſten iſt“, und führt aus, wie die hier angedrohte Strafe genugſam beweiſe, wie groß die Sünde eines den Kindern gegebenen Aergerniſſes ſei, da Gott ſelbſt auf den Todtſchlag keine leibliche größere Strafe geſetzt habe.

Luther klagt bitter, daß die Eltern ihre Pflicht nicht in der rechten Weiſe erfüllen. Niemand ſei, der ſeine Kinder laſſe recht beten und ſie lehre die Stücke, ſo zur Seligkeit gehören. Er vergleicht ſolche Menſchen, die ihre Kinder nicht lehren und unter-

weiſen, mit den Thieren, die ihre eigenen Jungen freſſen und verderben ihre eigenen Früchte. Von dieſer Vernachläßigung der Kinderzucht komme es allein her, daß ſo ungezogen und wild Volk unter den Deutſchen und Chriſten iſt, dergleichen man keine in der Welt findet. Insbeſondere ſtraft er die Gleichgültigkeit, mit der die Schulbildung vernachläßigt wird. Niemand will Kinder anders erziehen, denn auf Witz und Kunſt zur Nahrung. Der gemeine Mann denkt nicht, daß er Gott und der Welt ſchuldig, ſo er einen geſchickten Sohn hat, ihn in die Schule zu thun und ſtudiren zu laſſen. „Mein lieber Geſelle, ruft Luther, haſt Du ein Kind, das zur Lehre geſchickt iſt, ſo biſt Du nicht frei, dasſelbige aufzuziehen, wie Dichs gelüſtet, ſtehet auch nicht in deinem Willküre, damit zu fahren, wie du willt, Du biſt Gott ſchuldig, ſeine beide Regiment zu fördern. Gott bedarf eines Pfarrherrs, Predigers, Schulmeiſters in ſeinem geiſtlichen Reich, und du kannſt ihm denſelbigen geben und thuſt es nicht: ſiehe, da raubeſt du nicht einen Rock den Armen, ſondern viel tauſend Seelen aus dem Reich Gottes und ſtoßeſt ſie in die Hölle, ſo viel an dir iſt: denn du nimmſt die Perſon weg, die dazu tüchtig wäre, ſolchen Seelen zu helfen.“ Da die Eltern ſelbſt nichts gelernt hatten und die Rathsherrn in den Städten die Schulen zergehen ließen, hatte die Jugend niemand, der für ſie ſorgete. Mit heiligem Eifer wandte ſich daher der Reformator der Aufbeſſerung der Schulen zu, in denen er Pflanzgärtlein für die Kirche ebenſo wie für alles ſittliche Weſen im menſchlichen Leben ſah und die er für das unentbehrlichſte Mittel erkannte, „beide Regiment Gottes“, das geiſtliche wie das weltliche, zu fördern.

Um Luthers tief eingreifende Wirkſamkeit auf dieſem Gebiete einigermaßen würdigen zu können, bedarf es eines kurzen hiſtoriſchen Rückblickes. Der Gedanke einer chriſtlichen Volksbildung hatte ſchon einmal in Karl d. Gr. einen kräftigen Träger gefunden. Kam es damals auch nicht zur Gründung eigentlicher Volksſchulen, ſo entſtanden doch in den Dom- und Kloſterſchulen Anſtalten zur Vorbereitung guter Geiſtlichen. Die Grammatik wurde am Lateiniſchen gelehrt, die Muſik für die Zwecke des Gottesdienſtes geübt. Neben dem Glauben und dem Gebete des Herrn wurden in einzelnen dieſer Schulen die 7 freien Künſte im kirchlichen Geiſte betrieben. Aber im 13. Jahrhundert waren alle dieſe Schulen in tiefen Verfall gerathen. Wohl hatten damals auch einzelne Städte ihre Schulen, die unter geiſtlicher Aufſicht ſtanden, entweder lateiniſche Schulen zur Vorbereitung für den Prieſterſtand oder ſogenannte Schreibſchulen, in denen Deutſch gelehrt wurde. Wie es aber in allen dieſen Schulen ausſah, erfährt man am beſten, wenn man die Klagen Luthers über die Beſchaffenheit derſelben hört. „Ja, was hat man gelernt in hohen Schulen und Klöſtern bisher, denn nur Eſel, Klötze und Blöcke werden? Zwanzig, vierzig Jahre hat Einer gelernet und hat doch weder Lateiniſch noch Deutſch gewußt. Ich ſchweige das ſchändliche, läſterliche Leben, darinnen die edle Jugend ſo jämmerlich verderbet iſt.“ Er bezeugt aus eigener Erfahrung, daß die arme Jugend wie in der Hölle und im Fegfeuer gemartert worden ſei „über den Casualibus und Temporalibus“ und daß ein Knabe zwanzig oder dreißig Jahre über dem Donat und Alexander gelernet und dennoch nichts gelernet. „Ja, wie leid iſt mirs jetzt, daß ich nicht mehr Poeten und Hiſtorien geleſen habe, und mich auch dieſelben niemand gelehret hat. Hab dafür müßen leſen des Teufels Dreck, die Philoſophos und Sophiſten mit großer Koſt, Arbeit und Schaden, daß ich genug habe daran auszuſegen.“ Er klagt, daß dadurch mit der Zeit „dahingefallen iſt alle Künſte und Sprachen, und anſtatt rechtſchaffener Bücher die tollen, unnützen und ſchädlichen Mönchsbücher Catholicon, Florista, Graecista, Labyrinthus, Dormi secure und dergleichen vom Teufel eingeführet iſt, daß damit die lateiniſche Sprache zu Boden iſt gegangen und nirgend eine geſchickte Schule, noch Lehre, noch Weiſe zu ſtudiren iſt übrig geblieben.“ Da die Lehrer ſelbſt unwiſſend waren, war es dahin gekommen, daß man in den hohen Schulen und Klöſtern nicht allein das Evangelium verlernte, ſondern auch latei-

niſche und deutſche Sprache verderbte, „daß die elenden Leute ſchier zu lauter Beſtien geworden ſind, weder Deutſch, noch Lateiniſch recht reden oder ſchreiben können, und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren haben.“

Die Wiederbelebung der claſſiſchen Studien führte für die Schulen und gelehrten Anſtalten einen neuen Tag herauf. In den Vorläufern der Reformation war bereits das Bewußtſein lebendig, daß die Beſſerung der Kirche von der Erziehung der Jugend ausgehen müße. Durch die Brüder vom gemeinſamen Leben wurde auf Verbreitung der Bibel in der Mutterſprache gewirkt, und der Humanismus, wenn er auch keinen Volksunterricht hervorbringen konnte, bemächtigte ſich doch der lateiniſchen Schulen und ſuchte ihnen einen neuen Geiſt einzuhauchen. Es war eine gnädige Fügung Gottes, daß dieſer Geiſt dem neugeborenen Evangelium dienſtbar gemacht wurde, und daß Luther das auserwählte Werkzeug war, die Sprachen und das Evangelium zu einem unauflöslichen Bunde zu vereinen. Die Idee einer deutſchen Volksſchule lag Luther noch fern. Er hatte, wo er Schulen empfahl, meiſt gelehrte Schulen im Sinne, in denen die claſſiſchen Sprachen obenan ſtanden. Als Ziel ſchwebte ihm immer die Bildung derjenigen vor, die Prediger werden wollten oder weltlich Regiment führen. Wenn auch ſo die Bildung ausſchließlich noch durch das Lateiniſche bedingt blieb, ſo wurde doch durch Luthers Bibelüberſetzung, den Katechismus und ſeine geiſtlichen Lieder auch die erſte Veranlaſſung zur Einführung eines neuen zeitgemäßen Volksunterrichtes gegeben, der ſeine Grundlage entſchieden in der religiöſen Bildung hatte, doch durch die eben angedeuteten Hülfsmittel nicht bloß der Religion, ſondern auch der Wiſſenſchaft und Kunſt diente.

Das volksthümliche Element der Lutherſchen Pädagogik lag ſomit recht eigentlich in dem Religionsunterrichte, der bald durch ihn eine neue Bedeutung und eine neue Geſtalt gewann. Wie er alle Ordnung der Kirche und des Gottesdienſtes nicht um deren willen ſtellen wollte, die bereits Chriſten ſind, ſondern am allermeiſten um der Einfältigen und des jungen Volkes willen, welches ſoll und muß täglich in der Schrift und Gottes Wort geübt und erzogen werden, ſo hatte er auch die Jugend beſonders im Auge bei den katechetiſchen Arbeiten, in die er die Hauptſtücke des Chriſtenthums zuſammenfaßte. Als die drei einfachſten Stücke des Chriſtenthums hatte man von Alters her die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunſer betrachtet. Nachdem Luther bereits 1516—17 über die zehn Gebote, 1517 in den Faſten über das Vater Unſer gepredigt hatte, gab er 1518 die „Auslegung deutſch des Vater Unſers für die einfältigen Laien“ heraus, darauf 1520 die „kurze Auslegung des heiligen Vater Unſers vor ſich und hinter ſich“ und endlich in demſelben Jahre die bereits oben erwähnte „Kurtze Form die zehen Gebote, Glauben und Vater Unſer zu betrachten.“ In der Vorrede zu derſelben ſchrieb er, daß es nicht ohne ſonderliche Ordnung Gottes geſchehen ſei „daß für den gemeinen Chriſtenmenſchen, der die Schrift nicht leſen mag, verordnet iſt, zu lehren und zu wiſſen die zehen Gebote, den Glauben und das Vater Unſer. In welchen dreyen Stücken fürwahr alles, was in der Schrift ſtehet und immer gepredigt werden mag, auch alles was einem Chriſten noth zu wiſſen, gründlich und überflüſſig begriffen iſt. Und mit ſolcher Kürze und Leichte verfaſſet, daß niemand klagen noch ſich entſchuldigen kann, was ihm noth iſt zur Seligkeit, denn drey Dinge ſind noth einem Menſchen zu wiſſen, daß er ſelig werden möge. Das erſte, daß er wiſſe, was er thun und laſſen ſoll. Zum andern, wenn er nun ſiehet, daß er es nicht thun noch laſſen kann, daß er wiſſe, wo ers nehmen, ſuchen und finden ſoll, damit er daſſelbige thun und laſſen möge. Zum dritten, daß er wiſſe, wie er es ſuchen und holen ſoll.“ Auch an andern Orten ſpricht er ſich über die Wichtigkeit dieſer drei Stücke auf das nachdrücklichſte aus. Er wollte, daß dieſelben auf den Kanzeln und in den Schulen, ſo wie daheim in den Häuſern mit Kindern getrieben würden. In den methodiſchen Vorſchriften, die er darüber in ſeiner Schrift von der deutſchen Meſſe und Ordnung des Gottesdienſtes (1526) gab, zeigte er, daß er es verſtand zu der

Faſſungskraft der Kinder herabzuſteigen. Er wollte, daß dieſelben die ganze Summa des chriſtlichen Verſtandes in zwei Stücke, als in zwei Säcklein faſſen im Herzen, welches ſind: Glaube und Liebe. „Des Glaubens Säcklein habe zwei Beutlein; in dem einen Beutlein ſtecke das Stück, daß wir glauben, wie wir durch Adams Sünde allzumal verderbt, Sünder und verdammet ſind, Röm. 5, 12. Pſ. 51, 7. Im andern ſtecke das Stücklein, daß wir alle durch Jeſum Chriſt von ſolchem verderbten, ſündlichen, verdammten Weſen erlöſet ſind, Röm. 5, 18. Joh. 3, 16. Der Liebe Säcklein habe auch zwei Beutlein; in dem einen ſtecke dies Stücke, daß wir jedermann ſollen dienen und wohl thun, wie uns Chriſtus gethan hat, Röm. 13, 8.; in dem andern ſtecke das Stücklein, daß wir allerlei Böſes gerne leiden und dulden ſollen, 1 Joh. 3, 16. Wenn nun ein Kind beginnet ſolches zu begreifen, daß mans gewöhne, aus der Predigt Sprüche der Schrift mit ſich zu bringen und den Eltern aufzuſagen, wenn man eſſen will über Tiſche, gleichwie man vorzeiten das Latein aufzuſagen pflegete, und darnach die Sprüche in die Säcklein und Beutlein ſtecken, wie man die Pfennige und Groſchen oder Gulden in die Taſchen ſteckt. Als, des Glaubens Säcklein ſei das gülden Säcklein; in das erſte Beutlein gehe dieſer Spruch, Röm. 5, 12: Von eines einigen Sünde ſind ſie alle Sünder und verdammt worden; und der Pſ. 51, 7: Siehe in Sünden bin ich empfangen, und in Unrecht trug mich meine Mutter. Das ſind zween Rheiniſche Gulden in das Beutlein. In das andere Beutlein gehen die Ungariſchen Gulden, als dieſer Spruch, Röm. 4, 25: Chriſtus iſt für unſere Sünde geſtorben und für unſere Gerechtigkeit auferſtanden; Item Joh. 1, 29: Siehe, das iſt Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt. Das wären zween gute Ungariſche Gulden in das Beutlein. Der Liebe Säcklein ſei das ſilberne Säcklein; in das erſte Beutlein gehen die Sprüche vom Wohlthun, als Gal. 5, 13: Dienet unter einander in der Liebe. Matth. 25, 40: Was ihr einem aus meinen Geringſten thut, das habt ihr mir ſelbſt gethan. Das wären zween ſilberne Groſchen in das Beutlein. In das andere Beutlein gehe dieſer Spruch, Matth. 5, 11: Selig ſeid ihr, ſo ihr verfolget werdet um meinetwillen. Hebr. 12, 6. Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er, er ſtäupt aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. Das ſind zween Schreckenberger in das Beutlein. — Und laſſe ſich hie niemand zu klug dünken und verachte ſolch Kinderſpiel.“ Unter den Lehrern hielt er diejenigen für die beſten und nützlichſten, die die zehn Gebote, den Glauben und das Vater Unſer recht lehren. Er beklagte es, daß ſo wenige Prediger es recht verſtehen und ſtatt deſſen „in Daniel, Hoſea, Apokalypſe und dergleichen ſchweren Büchern hochherfliegen.“

Im Jahre 1529 ſchrieb Luther zuerſt ſeinen großen, alsdann den kleinen Katechismus. In der Vorrede zum erſtern ſagt er: „Dieſe Predigt iſt dazu geordnet und angefangen, daß es ſei ein Unterricht für die Kinder und Einfältigen: darum ſie auch von Alters her auf Griechiſch heißet Katechismus, das iſt eine Kinderlehre, ſo ein jeglicher Chriſt zur Noth wiſſen ſoll; alſo, daß wer ſolches nicht weiß, nicht könne unter die Chriſten gezählet und zu keinem Sacrament zugelaſſen werden. Gleichwie man einen Handwerksmann, der ſeines Handwerks Recht und Gebrauch nicht weiß, auswirft und für untüchtig hält.“ Ueber den Anlaß zum kleinen Katechismus ſpricht er ſich in der Vorrede alſo aus: „Dieſen Katechismum oder Chriſtliche Lehre in ſolche kleine, ſchlechte, einfältige Form zu ſtellen, hat mich gezwungen und gedrungen die klägliche, elende Noth, ſo ich neulich erfahren habe, da ich auch ein Viſitator war.“ Darauf ſchildert er die erſchreckende Unwiſſenheit des gemeinen Mannes und vieler Pfarrherrn in der chriſtlichen Lehre und beſchwört die letzteren, ſich ihres Amtes beſſer anzunehmen, ſich zu erbarmen über das Volk, das ihnen befohlen ſei, und zu helfen, den Katechismum in die Leute, ſonderlich in das junge Volk zu bringen. Dabei ermahnt er zunächſt den Text fleißig zu treiben, aber immer in einerlei Form, ſodann die Erklärung und erſt, wenn der kleine Katechismus richtig gelehret und geübt ſei, den großen vorzunehmen, um reicheren und weiteren Verſtand der einzelnen Stücke zu geben.

Der Katechismus war Luthers Lieblingswerk. Er selbst sagt darüber in einem Briefe an Capito: De tomis meorum librorum disponendis ego frigidior sum et segnior, eo quod Saturnina fame percitus magis cuperem eos omnes devoratos. Nullum enim agnosco justum meum librum, nisi forte de servo arbitrio et Catechismum, und ein andermal: „Ich kanns nicht ausstudiren, noch auslernen, sondern lerne doch täglich darin und bete den Katechismus mit meinem Sohn Hansen und meinem Töchterlein Magdalenen." Noch in seinen letzten von Eisleben kurz vor seinem Tode geschriebenen Briefen erinnert er seine Käthe, den Katechismus nicht liegen zu lassen. So in dem Briefe vom 7. Febr.: „Lies du, liebe Käthe, den Johannem und den kleinen Katechismum, davon du sagtest: Es ist doch alles von mir in dem Buch gesagt." Voll des Lobes und Preises der Hauptstücke des Katechismus nennt er die zehn Gebote eine doctrina doctrinarum, das Bekenntnis des Glaubens historia historiarum, das Vater Unser oratio orationum und die Sacramente cerimoniae cerimoniarum. Auch in den Tischreden rühmt er den Katechismus als die beste und nöthigste Lehre in der Kirche und mahnt, daß man nicht disputire von heimlichen und verborgenen Dingen, sondern einfältig beim Katechismo bleibe. Dort findet sich auch eine Zusammenstellung kurzer Sprüche des Katechismus, wie ihn Luther in seinem Hause lehrete.

Der Katechismus Luthers, der bereits zu Matheſius Lebzeiten in mehr als 100,000 Exemplaren gedruckt war, wurde bald in ganz Deutschland die Norm für den Religionsunterricht. Der Segen davon wurde überall sichtbar. Schon 1530 schreibt Luther an den Kurfürsten Johann: „Es wächst gesund daher die zarte Jugend von Knäblein und Mägdlein mit dem Katechismo und Schrift so wohl zugericht, daß mirs in meinem Herzen sanfte thut." Die Katechismuslehre wurde ein Hauptbestandtheil des Gottesdienstes und bald wurde es allgemein, daß die Nachmittagspredigt für den Katechismus bestimmt war. Bei den späteren Visitationsfragen wurde in der Schule zuerst ermittelt, ob der Küster auch den Katechismus nebst Luthers geistlichen Gesängen und Psalmen fleißig in der Schule lehre. In dem von Melanchthon ausgearbeiteten Schulplane des Visitationsbüchleins (1528) wird für „den andern Haufen" ein Tag, Sonnabend oder Mittwoch, zu christlicher Unterweisung bestimmt. Alle Kinder, eines nach dem andern, sollen das Vater Unser, den Glauben und die zehn Gebote hersagen: der Schulmeister seinerseits soll bald das eine, bald das andere dieser Stücke richtig und einfältig erklären und den Kindern wohl einbilden, was noth ist recht zu leben, als Gottesfurcht, Glaube, gute Werke. Daneben soll der Schulmeister etliche in diesem Sinne ausgewählte Psalmen zu lernen geben, als den 112. 34. 128. 125. 127. 133. An diesem Tage soll man noch Matthäum grammatice exponiren (aus dem lateinischen Texte), auch wohl die Briefe an Timotheum und die 1. Epistel Johannis, wenn die Kinder erwachsen sind, oder die Sprüche Salomonis, aber keine anderen schwierigeren Bücher.

Aus diesem Plane ersieht man zugleich, in welchem Umfange die Erklärung der heiligen Schrift damals in den Schulen getrieben wurde. Zu dieser Auswahl, die nicht einmal für alle bestimmt war, kam nur noch die Lesung der Psalmen und einzelner Abschnitte aus dem Neuen Testamente in den Wochengottesdiensten durch die Schüler. Man ist oft zu weit gegangen, indem man geglaubt hat, daß unmittelbar durch die Reformation die Bibel das Lesebuch in der Schule und Familie geworden sei. Die Unterweisung in Gottes Wort war in jener Zeit hauptsächlich auf den Katechismus gestellt, den man auch „der Laien Biblia" nannte. Von der Bibel selbst wurde vorzugsweise das Neue Testament gebraucht, von dem Alten am meisten der Psalter und die Sprüche Salomonis. Aber der große Grundgedanke war ausgesprochen und fand in immer weiteren Kreisen Geltung, daß die heilige Schrift in allen Schulen die vornehmste Lection sein müße. Es ist unschätzbar, welche Bedeutung die im Jahre 1532 vollendete Bibelüberſetzung Luthers für das Schulwesen hatte. Wie dadurch die Muttersprache eine Berechtigung in den Schulen bekam und durch sie der Grund für allgemeine Bildung gelegt wurde, so wurde auch die Bibel allmählich ein Bildungselement, welches

ebenſo der Erweiterung alles Wiſſens diente, wie es geſchickt machte für ein Verſtändnis der Dinge auf allen Gebieten des geiſtigen Lebens. In dem poetiſchen Gehalte der heiligen Schrift fand die Poeſie und Geſangeskunſt gleichmäßig Nahrung und Befriedigung. Der reiche Liederquell, der daraus hervorgieng in dem evangeliſchen Kirchengeſange, hauptſächlich dem Chorale, hatte von Anfang an eine volksthümliche Bedeutung, indem dieſe Lieder anfangs mehr in Häuſern und Werkſtätten, auf Märkten und Feldern geſungen wurden, als in den Kirchen. Die Lutheriſchen Kirchenlieder, deren er 37 dichtete, wurden ein Gegenſtand des Lernens in den Schulen, wo der Schulmeiſter verpflichtet war, die chriſtlichen Geſänge zu lehren. In der „erſten und alten Vorrede über die geiſtlichen Lieder" ſagt er, daß er gern wollte „daß die Jugend, die doch ſonſt ſoll und muß in der Muſica und andern rechten Künſten erzogen werden, etwas hätte, damit ſie der Buhllieder und fleiſchlichen Geſänge los würde und an derſelbigen Statt etwas heilſames lernete und alſo das Gute mit Luſt, wie den Jungen gebühret, eingienge. Auch daß ich nicht der Meinung bin, daß durchs Evangelium ſollten alle Künſte zu Boden geſchlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeiſtliche vorgeben; ſondern ich wollte alle Künſte, ſonderlich die Muſica gern ſehen im Dienſte des, der ſie gegeben und geſchaffen hat."

Das waren hauptſächlich die Elemente, die von Luther in Bewegung geſetzt die deutſche evangeliſche Volksſchule geſchaffen haben, zu der die evangeliſche Idee vom allgemeinen Prieſterthum immer kräftiger hindrängte, ſo ſehr auch bei Luther noch die Gelehrtenſchule mit ihrer ausſchließlich lateiniſchen Bildung überall im Vordergrunde ſtand. Wie ſehr das Lateiniſche als nöthig zur Bildung für jedermann erkannt wurde, geht daraus hervor, daß Luther dieſe Sprache ſelbſt von den Mädchenſchulen nicht ausſchloß. In der Schrift an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation ſagt er darüber: „Und wollte Gott, eine jede Stadt hätte auch eine Mägdelein-Schule, darin des Tages die Mägdelein eine Stunde das Evangelium hörten, es wäre zu deutſch oder lateiniſch." Daß aber Luther die Bedürfniſſe des Volkes ſchärfer ins Auge faßte, als Melanchthon, geht daraus hervor, daß während dieſer in ſeinem Schulplane der Mädchen nicht einmal Erwähnung thut, Luther ſchon im Jahre 1527 in einem Briefe an Elſe von Kanitz ſchrieb: „Ehrbare, tugendſame Jungfrau Elſe, ich habe euer lieben Muhmen Hanne von Plauſig gebeten ſchriftlich, daß ſie euch wollte zu mir ſchicken eine Zeit lang: denn ich gedacht euch zu brauchen, junge Maigdlein zu lehren und durch euch ſolch Werk andern zum Exempel anzufahen. Bei mir ſollt ihr ſein zu Haus und Tiſch." Noch früher (1523) hatte er in der Leisnizer Kaſtenordnung vorgeſehen, daß eine ehrliche, betagte, untadelige Weibsperſon als Lehrerin gehalten werden ſollte. Auch hatte er Mädchenſchulen in ſeiner Schrift an die Rathsherrn (1524) als allgemeines Bedürfnis anerkannt und empfohlen, da die Welt, auch ihren weltlichen Stand äußerlich zu halten, nicht bloß ſeiner und geſchickter Männer, ſondern auch der Frauen bedürfe, die wohl ziehen und halten können Haus, Kinder und Geſinde. Damit ſolche Frauen aus Mägdlein werden, ſei es nöthig, daß man die Mägdlein recht lehre und aufziehe. „Ein Mägdlein kann ja ſo viel Zeit haben, daß ſie des Tages eine Stunde zur Schule gehe und dennoch ihres Geſchäftes im Hauſe wohl warte; verſchläfts und vertanzt es, und verſpielet es doch wohl mehr Zeit."

Welchen Werth man dem Lateiniſchen beilegte, ſieht man auch daraus, daß Luther der Jugend zu nutz ſelbſt einen Theil des lateiniſchen Gottesdienſtes beibehalten wiſſen wollte. In der „deutſchen Meſſe und Ordnung des Gottesdienſtes" ſchreibt er: „Denn ich in keinem Wege will die lateiniſche Sprache aus dem Gottesdienſt laſſen gar wegkommen; denn es iſt mir alles um die Jugend zu thun. Und wenn ichs vermöchte, und die griechiſche und ebräiſche Sprache wäre uns ſo gemein als die lateiniſche, und hätte ſo viel ſeiner Muſica und Geſangs, als die lateiniſche hat; ſo ſollte man einen Sonntag um den andern in allen vier Sprachen, Deutſch, Lateiniſch, Griechiſch und Ebräiſch Meſſe halten, ſingen und leſen." Das unmittelbare Bedürfnis der Refor-

mation trieb dahin, daß Leute für die gelehrten Stände vorgebildet wurden, die im Predigtamt und weltlichen Regiment die Sache Christi vertreten und fördern könnten. Luther hatte es erkannt, daß Gott die Sprachen als das Mittel geschickt habe, dem Evangelium wieder den Weg zu bahnen. Von diesem Gesichtspuncte aus empfahl er den Rathsherrn aller Städte Deutschlands die Errichtung christlicher Schulen, die hauptsächlich auf Sprachunterricht gegründet allen Ständen ohne Unterschied offen stehen sollten, da es für jedermann nützlich sei, Latein zu verstehen. „Und wenn schon ein solcher Knabe, so Latein gelernet hat, darnach ein Handwerk lernet und Bürger wird, hat man denselbigen in Vorrath, ob man sein etwa zum Pfarrherrn oder sonst zum Wort brauchen müßte: schadet ihm auch solche Lehre nichts zur Nahrung, kann sein Haus desto baß regieren und ist über das zugerichtet und bereit zum Predigtamt, wo man sein bedarf." „Die Sprachen, sonderlich die lateinische wissen, ist allen nütze, auch Krieges- und Kaufleuten, auf daß sie mit fremden Nationen sich bereden und mit ihnen umgehen können."

Die Hauptschrift über die gelehrten Schulen ist jene Vermahnungsschrift Luthers an die Rathsherrn aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und erhalten sollen (1524), die als der eigentliche Stiftungsbrief der Gymnasien zu betrachten ist. In derselben sprach L. so recht aus unmittelbar göttlicher Vollmacht, weil ihm „Gott den Mund aufgethan und ihn heißen reden". Seine Worte hallten wie ein Donner durch ganz Deutschland und weckten die schlafenden Gewissen. Er konnte sich mit Recht rühmen, daß er nicht das Seine suche, sondern das Beste des ganzen deutschen Landes und Volkes und daß sie, wo sie ihm hierin gehorchten, ohne Zweifel nicht ihm, sondern Christo gehorchten, und wer ihm nicht gehorchte, nicht ihn, sondern Christum verachtete.

Die Grundlage aller höheren Bildung sollen die Sprachen sein, an die sich die Historien, die Musica und die Mathematica schließen. Dadurch soll die Jugend geschickt gemacht werden zu beidem, die heilige Schrift zu verstehen und weltlich Regiment zu führen. Die Sprachen sind hauptsächlich um des Evangeliums willen da. „Wiewohl das Evangelium allein durch den heiligen Geist ist kommen und täglich kömmt; so ists doch durch Mittel der Sprachen kommen und hat auch dadurch zugenommen, muß auch dadurch behalten werden. Denn gleich als da Gott durch die Apostel in alle Welt das Evangelium lassen kommen, gab er die Zungen dazu. Und hatte auch zuvor durch der Römer Regiment die griechische und lateinische Sprache so weit in alle Lande ausgebreitet, auf daß sein Evangelium ja bald fern und weit Früchte brächte. Also hat er jetzt auch gethan. Niemand hat gewußt, warum Gott die Sprachen hervor ließ kommen, bis daß man nun allererst siehet, daß es um des Evangelii willen geschehen ist. Darum hat er auch Griechenland den Türken gegeben, auf daß die Griechen verjaget und zerstreuet die griechische Sprache ausbrächten und ein Anfang würde, auch andere Sprachen mitzulernen. So lieb nun als uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den Sprachen halten; denn Gott hat seine Schrift nicht umsonst allein in die zwo Sprachen schreiben lassen, das Alte Testament in die ebräische, das Neue in die griechische. Welche nun Gott nicht verachtet, sondern zu seinem Wort erwählet hat vor allen andern, sollen auch wir dieselben vor allen andern ehren. — — — Und lasset uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheide, darinnen dies Messer des Geistes stecket; sie sind der Schrein, darinnen man dies Kleinod traget. Sie sind das Gefäß, darinnen man diesen Trank fasset; sie sind die Kemnat, darinnen diese Speise lieget. — — Ja, wo wirs versehen, daß wir, da Gott vor sei, die Sprachen fahren lassen, so werden wir nicht allein das Evangelium verlieren, sondern wird auch endlich dahin gerathen, daß wir weder Lateinisch noch Deutsch recht reden oder schreiben können." In diesen beiden, den Sprachen und dem Evangelium, sind die Grundzüge einer Constitution der gelehrten Schule gegeben, auf welche sie sich immer wieder

beſinnen muß, wenn ſie ihrer Aufgabe nicht untreu werden will und ſich nicht ablöſen von ihrem geſchichtlichen Grunde. Nie iſt ſo Tiefes und Schönes über dieſe Verbindung der Theologie und Philologie, des Chriſtenthums und der Gelehrſamkeit geſchrieben worden, wie in dieſer Vermahnungsſchrift Luthers. Nie iſt aber auch das claſſiſche Alterthum mit dem Evangelium ſo Hand in Hand gegangen, wie damals, als man auf dem alleinigen Grund, der gelegt iſt in Chriſtus und den Propheten, die Sprachen als die Säulen des gereinigten Glaubens erhob und die alte Literatur als eine Hülfsmacht aufrief, um den mittelalterlichen Klerus zu bekämpfen. Unter dem Vorgange Luthers verbreitete ſich immer tiefer die Ueberzeugung, daß das Licht der alten Literatur beſtimmt ſei, in die Tiefen des göttlichen Wortes zu leuchten. Im weitern Verlauf ſeiner Schrift weist Luther nach, wie das Evangelium aus Unkenntnis der Sprachen verfallen ſei, und wie wir es nun durch Kenntnis derſelben wieder reiner haben als zur Zeit Hieronymi und Auguſtini. Einen beſondern Werth legt er dem Studium der Sprachen bei für die Vertheidigung des Evangeliums. Scharf tadelt er diejenigen, die ſich des Geiſtes rühmen und die Schrift gering achten, ſo wie auch die Brüder Waldenſes, die die Sprachen verachten. Darauf weist er nach, wie das weltliche Regiment ebenſo wie das geiſtliche gelehrter Leute und guter Schulen bedarf. Auch hier ſind es die Sprachen nebſt den Hiſtorien, durch die die Männer gebildet werden müßen, die Land und Leute regieren ſollen. Denn aus den alten Poeten und Hiſtorikern ſollen ſie die Geſchichte und Sprüche aller Welt lernen, „wie es dieſer Stadt, dieſem Reich, dieſem Fürſten, dieſem Mann, dieſem Weibe gangen wäre, und könnten alſo in kurzer Zeit gleichſam der ganzen Welt von Anbeginn Weſen, Leben, Rath und Anſchläge, Gelingen und Ungelingen vor ſich faſſen, wie in einem Spiegel.“ Daneben empfiehlt er „die Muſica mit der ganzen Mathematica“ und rühmt die Griechen, die ihre Kinder darinnen erzogen, ſo dadurch wundergeſchickte Leute worden, zu allerlei hernach tüchtig.

Ueber die Bedeutung und den Nutzen der Geſchichte ſpricht er ſich an einer andern Stelle (in der Vorrede zu Galentii Capellä Hiſtorie vom Herzog zu Mailand) noch ausführlicher aus. Er ſah in den Hiſtorien nichts geringeres denn eine Anzeigung, Gedächtnis und Merkmal göttlicher Werke und Urtheile, wie er die Welt, ſonderlich die Menſchen erhält, regiert, hindert, fördert, ſtrafet und ehret, nachdem ein jeglicher verdient Böſes oder Gutes. Ihre Kenntnis hält er daher für die Erziehung um ſo wichtiger, da die Menſchen durch Exempel härter bewegt werden und vom Böſen abgehalten, als durch bloße Worte und Lehre. — Nimmt man dazu, daß durch die Reformation auch eine richtigere Würdigung der Creatur ſich geltend machte und daß Luther gerade hierin mit ſeiner tiefen und frommen Auffaſſung vorangieng, ſo daß dadurch die ſelbſtändige Bedeutung vorbereitet werden konnte, welche die Naturwiſſenſchaften ſich jetzt errungen haben, ſo ſieht man, daß die Bahn gebrochen war für eine allſeitige wiſſenſchaftliche Bildung.

Seine Fürſorge für die Pflege und Erhaltung der neuen Bildung erſtreckte ſich auch auf die Gründung von Libereien und Bücherhäuſern, die er nach dem Vorbilde der Stifter und Klöſter empfahl, ja für die er ſich auf die Sammlungen der Schriften des Alten Teſtamentes durch die Könige und Propheten in Israel berief. „Erſtlich ſollte die heilige Schrift beide auf Lateiniſch, Griechiſch, Ebräiſch und Deutſch, und ob ſie noch in mehr Sprachen wäre, darinnen ſein. Darnach die beſten Ausleger und die älteſten, beide Griechiſch, Ebräiſch und Lateiniſch. Darnach ſolche Bücher, die zu den Sprachen zu lernen dienen, als die Poeten und Oratores, nicht angeſehen, ob ſie Heiden oder Chriſten wären, Griechiſch oder Lateiniſch. Denn aus ſolchen muß man die Grammatica lernen. Darnach ſollten ſein die Bücher von den freien Künſten und ſonſt von allen andern Künſten. Zuletzt auch der Rechte und Arznei Bücher; wiewohl auch hie unter den Commenten einer guten Wahl noth iſt. Mit den fürnehmſten aber ſollten ſein die Chroniken und Hiſtorien, waſerlei Sprachen man haben könnte; denn

dieſelben wundernütze ſind, der Welt Lauf zu erkennen und zu regieren, ja auch Gottes Wunder und Werke zu ſehen."

Unter den Uebungen empfahl er am meiſten die Muſica und Ritterſpiel mit Fechten, Ringen ꝛc. unter welchen das erſte die Sorge des Herzens und melancholiſche Gedanken vertreibe, das andere ſeine geſchickte Gliedmaßen am Leibe mache und ihn bei Geſundheit erhalte. Er erinnerte dabei an die Alten, von denen es ſehr wohl bedacht und geordnet ſei, daß ſich die Leute üben und etwas ehrliches und nützliches vorhaben, damit ſie nicht in Schwelgen, Unzucht, Freſſen, Sauſen und Spielen gerathen. Unerſchöpflich iſt er im Lobe und Preiſe der Muſik, beſonders in den Tiſchreden. „Der ſchönſten und herrlichſten Gaben Gottes eine iſt die Muſica, der iſt der Satan ſehr feind, damit man viel Anfechtungen und böſe Gedanken vertreibet, der Teufel erharret ihr nicht. Sie verjagt den Geiſt der Traurigkeit, wie man an König Saul ſieht." „Muſica iſt eine halbe Disciplin und Zuchtmeiſterin, ſo die Leute gelinder und ſanftmüthiger, ſittſamer und vernünftiger macht." „Wer dieſe Kunſt kann, der iſt guter Art, zu allem geſchickt. Man muß Muſicam von Noth wegen in Schulen behalten. Ein Schulmeiſter muß ſingen können, ſonſt ſehe ich ihn nicht an. Man ſoll auch junge Geſellen zum Predigtamt nicht verordnen, ſie haben ſich dann in der Schule wohl verſucht und geübet." „Die Muſica iſt eine ſchöne, herrliche Gabe Gottes und nahe der Theologie. Ich wollte mich meiner geringen Muſica nicht um was großes verziehen. Die Jugend ſoll man ſtets zu dieſer Kunſt gewöhnen, denn ſie machet fein geſchickte Leute." „Singen iſt die beſte Kunſt und Uebung. Es hat nichts zu thun mit der Welt, iſt nicht vor dem Gericht noch in Haderſachen. Sänger ſein auch nicht ſorgfältig, ſondern ſein fröhlich und ſchlagen die Sorge mit Singen aus und hinweg." „Denn die Muſica iſt eine Gabe und Geſchenk Gottes, nicht ein Menſchengeſchenk. So vertreibt ſie auch den Teufel und macht die Leute fröhlich: man vergißt dabei alles Zornes, Unkeuſchheit, Hoffart und anderer Laſter. Ich gebe nach der Theologie der Muſica den nächſten Locum und höchſte Ehre." „Es iſt kein Zweifel, es ſtecket der Same vieler guten Tugenden in ſolchen Gemüthern, die der Muſik ergeben ſind, die aber nicht davon gerührt werden, die halte ich den Stöcken und Steinen gleich. Denn wir wiſſen, daß die Muſik auch den Teufeln zuwider und unerleidlich ſei. Und ich halte gänzlich dafür und ſchäme mich auch nicht, es zu bejahen, daß nach der Theologie keine Kunſt ſei, die mit der Muſik zu vergleichen ſei; dieweil ſie allein nach der Theologie dasjenige thut, was ſonſt die Theologie allein thut, nämlich daß ſie Ruhe und einen fröhlichen Muth macht, zu einem klaren Beweis, daß der Teufel, welcher traurige Sorge und alles unruhige Lärmen ſtiftet, faſt vor der Muſik und deren Klange eben ſo fliehet, als vor dem Wort der Gottesgelahrtheit; daher die Propheten keine Kunſt ſo gebraucht haben, als die Muſik, da ſie ihre Theologie nicht in die Erdmeß-, Rechen- oder Sternkunſt, ſondern in die Muſik gefaſſet, daß die Gottesgelahrtheit und die Muſik beiſammen ſtänden, indem ſie die Wahrheit in Pſalmen und Geſängen geſaget."

Vergleicht man mit dieſen Grundzügen gelehrter Bildung, aus denen ſich der Plan eines vollſtändigen Gymnaſiums conſtruiren laßt, den in dem Viſitationsbüchlein (1528) befindlichen, von Luther genehmigten Schulplan Melanchthons, ſo ſieht man leicht, daß derſelbe nur die erſten Anfänge enthält und zunächſt nur ein Allgemeines feſtſtellen ſollte, das an allen Orten ausführbar wäre. Ausdrücklich war in demſelben zur Pflicht gemacht, daß die Schulmeiſter nur Lateiniſch lehren, nicht etwa Deutſch oder Griechiſch oder Hebräiſch, um die Kinder nicht mit ſolcher Mannigfaltigkeit zu beſchweren; auch ſollte man die Kinder nicht mit vielen Büchern beſchweren, ſondern in allewege Mannigfaltigkeit fliehen. Die Kinderſchaar ſollte in drei Haufen getheilt werden. Der erſte Haufen ſollte leſen lernen der Kinder Handbüchlein, darin das Alphabet, Vater Unſer und der Glauben; darauf ſolle man zum Donat und Cato übergehen und daneben täglich Schreibübung halten. Dem zweiten Haufen fällt vorzugsweiſe die Grammatica zu mit Etymologia, Syntaxis, Prosodia. Alle Tage ſoll

Nachmittags die erſte Stunde Musica geübt werden. Ausgelegt werden fabulae Aesopi, Paedologia Mosellani, auserwählte Colloquia Erasmi, ſpäter Terentius und etliche fabulae Plauti, die rein ſind. Auf Auswendiglernen von Sentenzen wird beſonderer Werth gelegt. Ueber die Grammatik heißt es: „Denn kein größerer Schaden allen Künſten mag zugefügt werden, denn wo die Jugend nicht wohl geübet wird in der Grammatica.“ In den dritten Haufen ſollen die geſchickteſten ausgewählt werden. Die Muſik wird hier ebenfalls täglich geübt. Geleſen werden Virgil, Ovids Metamorphoſen, von Cicero de officiis oder die epistolae ad familiares. Aus der Grammatik werden die figurae sermonis erläutert. Iſt die Grammatik genugſam geübet, ſo folgt Dialectica und Rhetorica. Von den Schülern des zweiten und dritten Haufens ſoll alle Wochen einmal Schrift, als Epiſteln oder Verſe gefordert werden. „Denn dieſelbe Uebung (der Verſe) iſt ſehr fruchtbar, andere Schrift zu verſtehen, machet auch die Knaben reich an Worten und zu vielen Sachen geſchickt.“ „Es ſollen auch die Knaben dazu angehalten werden, daß ſie Lateiniſch reden, und die Schulmeiſter ſollen ſelbſt, ſo viel möglich, nichts denn Lateiniſch mit den Knaben reden, dadurch ſie auch zu ſolcher Uebung gewöhnet und gereizet werden.“ Ueber die chriſtliche Unterweiſung und den Umfang derſelben in Bezug auf Katechismus und Bibel haben wir bereits oben die Beſtimmungen des Schulplanes angeführt.

Für den großen Werth, der hier der Grammatik beigelegt wird, ſpricht ſich Luther auch ſonſt mit Nachdruck aus. Aber bei aller Anerkennung derſelben hielt er doch auch viel auf das Erlernen der Sprachen durch Uebung. Wie man das Deutſche aus der mündlichen Rede im Hauſe, auf dem Markte und in der Predigt beſſer, als aus Büchern erlerne, ſo würden auch die Sprachen, welche die allergewißeſten Regeln haben, als die lateiniſche und griechiſche Sprache, vielmehr aus Uebung und Gewohnheit, als aus Regeln erlernt. Auch warnte er davor, das Wortverſtändnis, wie es durch Hülfe der Grammatik gewonnen werde, nicht zu überſchätzen, da die Erkenntnis der Worte nichts helfe, ſobald Erkenntnis der Sachen fehle. Dagegen werde der Wortverſtand oder die Grammatik leicht, wenn man „den Handel“ recht verſtehe. Dabei erinnert er an Horatius (art. poet. 311) verbaque provisam rem non invita sequentur.

Ueber die Dialektik und Rhetorik, die mit dem dritten Haufen getrieben werden ſollten, ſpricht er öfters in den Tiſchreden, „Dialectica iſt nur ein Inſtrument und Werkzeug, dadurch wir fein richtig und ordentlich lehren, was wir wiſſen und verſtehen. — — Dialectica gibt nicht die Materie, davon man reden oder lehren will, ſondern lehret nur, wie man fein ordentlich, eigentlich und richtig, kurz und einfältig davon lehren und reden ſoll. — — Sie weiſet fein den Weg, woher mans nehmen, und was recht oder unrecht, eigentlich und gewiß, erkennen und richten oder urtheilen ſoll. Dialectica lehret, Rhetorica moviret und bewegt: dieſe gehört zum Willen, jene zum Verſtande. — — Die fürnehmſte Frucht und Nutzen der Dialectica iſt, ein Ding fein rund, kurz und eigentlich definiren und beſchreiben, was es gewiß iſt u. ſ. w.“

Ein unmittelbar von Luther herrührender Schulplan iſt nicht mehr vorhanden. In einem Briefe an Spalatin vom Jahre 1521 hatte er die Forderung, einen Schulplan auszuarbeiten, mit den Worten abgelehnt: supra meas vires est, quod petis, ut gymnasii christiani formam unus praescribam. Drei Jahre ſpäter ſchickte er gleichwohl an Spalatin einen Schulplan. „Ich ſchicke dir, ſchreibt er, einen Schulplan, um ihn dem Kurfürſten vorzulegen; wiewohl ich keinen großen Erfolg erwarte, muß es doch in des Herrn Namen verſucht werden.“ Aus einem Briefe, in welchem Melanchthon an Camerarius über das Viſitationsbüchlein ſchreibt: Tu vides, nihil aliud me scripsisse, quam quod passim tradidit Lutherus, ſchließt Kanmer, daß Melanchthons Plan mit dem Lutherſchen ſehr übereinſtimmte. Man darf überhaupt wohl annehmen, daß Luther bei Approbation des Sächſiſchen Schulplanes auch etwa abweichende Anſichten denen des Melanchthon, die er in Schulſachen mit Recht hoch hielt, unterordnete.

In der Schrift an die Bürgermeiſter und Rathsherren ſchärfte es Luther beſonders eindringlich ein, daß es Pflicht der Obrigkeit ſei, für die Schule zu ſorgen. „Liebe Herren, ſchreibt er, muß man jährlich ſo viel wenden an Büchſen, Wege, Stege, Dämme und dergleichen unzählige Stücke mehr, damit eine Stadt zeitlichen Frieden und Gemach habe; warum ſollte man nicht vielmehr doch auch ſo viel wenden an die dürftige arme Jugend, daß man einen geſchickten Mann oder zween hielte zu Schulmeiſtern.“ Einer Stadt Gedeihen, führt er weiter aus, liege nicht darin, daß man große Schätze ſammele, feſte Mauern, ſchöne Häuſer, viele Büchſen und Harniſchzeuge, ſondern allein darin, daß ſie viel freier, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlerzogener Bürger habe. Es ſei Schuld der Obrigkeit, daß es jetzt ſo dünne ſehe von geſchickten Leuten, da ſie das junge Volk habe aufwachſen laſſen, wie das Holz im Walde wächſet, und nicht zugeſehen, wie man es lehre und aufziehe. „Soll man denn zulaſſen, daß eitel Rülpen und Kuebel regieren, ſo mans wohl beſſern kann?“ In dem Sermon, daß man die Kinder zur Schule halten ſolle, ſpricht er der Obrigkeit die Pflicht zu, die Unterthanen zu zwingen, daß ſie ihre Kinder zur Schule bringen. „Denn ſie iſt, ſagt er, wahrlich ſchuldig, die obgeſagten Aemter und Stände zu erhalten, daß Prediger, Juriſten, Pfarrherrn, Schreiber, Aerzte, Schulmeiſter und dergleichen bleiben; denn man kann deren nicht entbehren. Kann ſie die Unterthanen zwingen, ſo da tüchtig dazu ſind, daß ſie müßen Spieß und Büchſen tragen, auf die Mauern laufen und anderes thun, wenn man kriegen ſoll; wie viel mehr kann und ſoll ſie die Unterthanen zwingen, daß ſie ihre Kinder zur Schule halten, weil hier wohl ein ärgerer Krieg vorhanden iſt mit dem leidigen Teufel.“ Die Armen, ſo zum Studiren geſchickt, ſollten durch Kirchengüter gefördert werden, aus denen Stipendien geſtiftet werden ſollten, „daß nur jegliche Stadt ein oder zween Studenten hätte.“ Er wies nach, wie geiſtliches und weltliches Regiment nicht durch Fäuſte und Harniſche, ſondern nur durch Köpfe und Bücher erhalten werde, und wollte durch das Lob, mit dem er die Unentbehrlichkeit, Verdienſtlichkeit und hohe Ehre der gelehrten Stände preist und rühmt, locken und reizen, daß die Eltern ihre Kinder ſollten Prediger, Juriſten, Schreiber, Aerzte und Schulmeiſter werden laſſen. „Kehre dich nicht daran, ſchreibt er, daß jetzt der gemeine Geizwanſt die Kunſt ſo hoch veracht und ſpreche: Ja, wenn mein Sohn deutſch ſchreiben, leſen und rechnen kann, ſo kann er genug, ich will ihn zum Kaufmann thun; ſie ſollen in Kürze ſo kirre werden, daß ſie einen Gelehrten gern aus der Erden zehen Ellen tief mit den Fingern grüben.“ „Darum laß deinen Sohn getroſt ſtudiren, und ſollte er auch dieweil nach Brod gehen, ſo gibſt du unſerm Herrn Gott ein feines Hölzlein, da er dir einen Herren ausſchnitzen kann. Es wird doch dabei bleiben, daß dein und mein Sohn, das iſt, gemeiner Leute Kinder, werden die Welt müßen regieren, beide im geiſtlichen und weltlichen Stande.“ Beſonders rühmt er von den weltlichen Ständen die Juriſten als diejenigen Perſonen, die das Recht und dadurch das weltliche Reich erhalten, daß man einen frommen Juriſten und treuen Gelehrten im weltlichen Reich des Kaiſers wohl einen Propheten, Prieſter, Engel und Heiland heißen möchte, ſo daß er ſelbſt eines treuen, frommen Juriſten und Schreibers Werk nehmen wollte vor aller Pfaffen, Mönche und Nonnen Heiligkeit. Insbeſondere vertheidigt er die Ehre dieſer Aemter gegen die Edelleute, die auf ein Schreiberamt und die Feder mit Geringſchätzung herabſehen und es für eine höhere und verdienſtlichere Arbeit hielten, im Harniſch zu reiten. Er erinnerte dabei an einen Ausſpruch des Kaiſers Maximilian, daß er wohl Ritter, aber nicht Doctoren machen könne, ſo wie an das Wort eines feinen Edelmanns: „Ich will meinen Sohn ſtudiren laſſen, es iſt nicht große Kunſt, zwei Beine über ein Pferd zu hängen und Reiter zu werden, das hat er mir bald gelernt.“ Dabei verwahrte er ſich, als ob er ſolches ſage zur Verachtung des reiſigen Standes, da es viele feine und fromme Edelleute gegeben habe, wie Graf Georg von Werthheim, Hans von Schwarzburg, Georg von Frondsberg u. a., während er nur gegen die „loſen Scharrhanſen“ ſchreibe, die alle Lehre und Kunſt verachten und nichts rühmen können, denn daß ſie

den Harnisch führen und zwei Beine über ein Roß hängen, wiewohl sie solches selten thun müßen und dafür das ganze Jahr Gemach, Lust, Freude, Ehre und Gutes genug haben. Gegen das Ende seiner Schrift gedenkt er noch der Gelehrten, deren man allenthalben in der Arznei und andern freien Künsten bedürfe, die sämmtlich in Schulen vorgebildet würden. „Wo wollten, ruft er aus, Prediger und Juristen und Aerzte herkommen, wo nicht die Grammatica und andere Redekünste vorhanden wären? Aus diesem Brunnen müßen sie alle herfließen."

Solcher Mahnung bedurfte es, da einerseits niedrige Rücksicht viele bestimmte, die Schulen zu verlassen und gering anzusehen, weil augenblicklich die frühern Vortheile nicht mehr mit ihnen verbunden waren, andrerseits durch die Schwarmgeister, wie Karlstadt, alle Gelehrsamkeit für unnütz erklärt wurde. Seine Mahnung blieb nicht erfolglos. Schon 1524 wurden zehn Gymnasien theils umgestaltet, theils neu eingerichtet. 1525 richtete er selbst die Schule zu Eisleben ein; 1526 wurde unter Melanchthons Beirath das Gymnasium zu Nürnberg eröffnet, das bald zu hohem Ansehen gelangte und Luther zu besonderer Freude gereichte. Er drückte dieselbe in der Zuschrift aus, mit der er den Sermon, daß man die Kinder zur Schule anhalte, an seinen Freund Lazarus Spengler, Syndicus der Stadt Nürnberg, begleitete, und dankt Gott, daß er einem ehrbaren fürsichtigen Rath eingegeben, eine solche seine herrliche Schule zu stiften und einzurichten, mit großer Kost und Darlegung, die allerfeinsten Leute dazu erwählet und verordnet, daß vorher keine hohe Schule, wenn es gleich Paris wäre, so wohl mit Legenten versorget gewesen ist. — Bis zum Jahre 1600 gab es in Deutschland schon nahe an 150 Gymnasien.

Es ist bekannt, wie hoch Luther das Amt eines Schulmeisters hielt und mit wie herrlichen Worten er den Preis des Lehramtes ausgesprochen hat. „Das sage ich kürzlich, heißt es in dem gedachten Sermon, einem fleißigen frommen Schulmeister oder Magister, oder wer es ist, der Knaben treulich zeucht und lehret, dem kann man nimmermehr genug lohnen und mit keinem Gelde bezahlen, wie auch der Heide Aristoteles sagt. Noch ists bei uns so schändlich veracht, als sei es gar nichts und wollen dennoch Christen sein. Und ich, wenn ich vom Predigtamt und andern Sachen ablassen könnte oder müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeister oder Knabenlehrer sein. Denn ich weiß, daß dies Werk nächst dem Predigtamt das allernützlichste, größeste und beste ist, und weiß dazu noch nicht, welches unter beiden das beste ist. — Denn es ist schwer, alte Hunde bündig und alte Schälke fromm zu machen, daran doch das Predigtamt arbeitet und viel umsonst arbeiten muß; aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen, obgleich auch etliche drüber zerbrechen. Lieber, laß es der höchsten Tugend eine sein auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich ziehen, welches gar wenig und schier niemand thut an seinen eigenen." In dem „Schreiben von den Conciliis und Kirchen" (1539) sagt er: „Ein Pfarrer und Schulmeister pflanzen und zeugen eitel junge Bäumlein und Würzsträuchlein in den Garten. O sie haben ein köstliches Amt und Werk und sind die edelsten Kleinode der Kirchen: sie erhalten die Kirchen." Darum wollte er auch, daß keiner zu einem Prediger erwählet würde, „er wäre denn zuvor ein Schulmeister gewest. Jetzt wollen die jungen Gesellen von Stund an alle Prediger werden und fliehen der Schulen Arbeit. Aber wenn einer hat Schulen gehalten, ungeferlich zehen Jahre, so mag er mit gutem Gewissen davon lassen, denn die Arbeit ist zu groß und man hält sie geringe. Es ist aber so viel in einer Stadt an einem Schulmeister gelegen, als an Pfarrherrn. Bürgermeister, Küster und Edelleute können wir entrathen, Schulen kann man nicht entrathen, denn sie müßen die Welt regieren." Daß Luther auch für die äußere Existenz der Lehrer sorgte und ihre Besoldung nicht kärglich zugemessen sehen wollte, beweist die Einrichtung der Schule zu Eisleben, an welcher der letzte Lehrer noch 30 Gulden Gehalt hatte, während der Rector mit 200 Gulden bedacht war, einem für jene Zeit erheblichen Einkommen.

Ueber die Nothwendigkeit einer Reformation der Universitäten sprach sich

Luther, wie bereits oben erwähnt, im Jahre 1520 aus in der Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation über des christlichen Standes Besserung.“ Er beklagte es tief, daß auf den Hochschulen ein freies Leben geführt, wenig der heiligen Schrift und des christlichen Glaubens gelehrt ward und allein der „blinde heidnische Meister Aristoteles“ regierte. Sein Rath gieng dahin, die Bücher des Aristoteles: Physicorum, Metaphysicae, de anima, Ethicorum gänzlich abzuthun als verführerisch für den christlichen Glauben. Er spricht sich wiederholt in den stärksten Ausdrücken über den Schaden aus, den Aristoteles angerichtet habe, indem der todte Heide des lebendigen Gottes Bücher verhindert habe. In einem Briefe an Johann Lange, Prior zu Erfurt, vom 3. Febr. 1516 nennt er den Aristoteles einen Erzverläumder, einen Komödianten, der die Kirche mit der griechischen Larve geäfft habe, den er, wenn er nicht Fleisch gewesen wäre, sich nicht scheuen würde für den lebendigen Teufel zu halten. Wir wissen, wie Melanchthon darin anderer Meinung war. In einem Briefe an den Bayerischen Kanzler Leonhard Eck (1535) schreibt Melanchthon: Vere enim judicas plurimum interesse reipublicae, ut Aristoteles conservetur et exstet in scholis ac servetur in manibus discentium. Nam profecto sine hoc auctore non solum non retineri pura philosophia sed ne quidem justa docendi aut dicendi ratio ulla erit. Dagegen wollte Luther es gern leiden, „daß Aristotelis Bücher von der Logica, Rhetorica Poetica behalten oder sie in eine andere kurze Form bracht, nützlich gelesen würden, junge Leute zu üben, wohl zu reden und zu predigen, aber die Comment und Secten müßten abgethan und gleichwie Ciceronis Rhetorica ohne Comment und Secten, so auch Aristotelis Logica einförmig, ohne solche große Comment gelesen werden.“ Daneben wollte er die Sprachen, Lateinisch, Griechisch und Ebräisch, die mathematicas disciplinas und die Historie. Er konnte nicht hoch genug von den Universitäten denken, da auf ihnen die christliche Jugend und unser edles Volk gelehret und bereitet würde. Die Aerzte wollte er ihre Facultäten selbst reformiren lassen; die Juristen dagegen und Theologen nahm er für sich und verlangte zum ersten, daß das geistliche Recht, von dem ersten Buchstaben bis auf den letzten, zu Grund ausgetilgt würde, sonderlich die Decretalen, da in der Bibel genug geschrieben sei, wie wir uns halten sollten. Er sah es mit Betrübnis, daß gerade auf den Universitäten die heilige Schrift hintangesetzt und daß die Theologie auf die Sententiae statt auf Gottes Wort gegründet wurde. „Ich habe, so schreibt er am Schlusse des 25. Abschnittes der gedachten Schrift, große Sorgen, die hohen Schulen sind große Pforten der Höllen, so sie nicht emsiglich die heilige Schrift üben und treiben ins junge Volk.“

Das Evangelium wieder auf den Plan zu bringen war das A und O aller seiner Bestrebungen auch in der Pädagogik. Als das Mittel erkannte er die Sprachen, die Gott um des Evangelii willen geschickt habe. Durch dieselben für die gelehrten Stände tüchtige Männer heranzubilden, die die Sache des Evangeliums in der Kirche und im weltlichen Regiment treiben und vertheidigen könnten, war ihm das Hauptziel bei allen Schuleinrichtungen. Obwohl der Zuschnitt aller Schulbildung auf diese Weise ein gelehrter wurde, wesentlich für alle auf das Lateinische begründet, so erkannte doch auch Luther tief die Bedeutung eines volksthümlichen Unterrichtes mittelst der Religion und gründete denselben auf die Muttersprache, der er selbst mit schöpferischer Kraft zuerst wieder neue Wege bahnte und deren er sich überall bediente, wo es galt, den tiefsten Bedürfnissen des Volkes entgegen zu kommen. Durch Bibel und Gesangbuch, deutschen Gottesdienst mit deutscher Predigt und durch katechetische Unterweisung sollten die Grundlehren des christlichen Glaubens allen gemein und zugänglich werden. Geht aus allen seinen Bestrebungen für den volksthümlichen Religionsunterricht seine tiefe Einsicht in die Bedürfnisse unseres Volkslebens hervor, wie sie vor ihm keiner offenbart hat, so wurde anderes, was er auf dem Gebiete der Pädagogik erstrebte, theils durch die Denkweise und die Bedürfnisse seiner unmittelbaren Zeitgenossen bestimmt und bedingt, theils blieb es, da seine Hauptthätigkeit auf diesem Gebiete nicht zu suchen ist, zu all-

gemein und hatte viel mehr Bedeutung als Keim neuer und weiterer Entwicklungen. Die Geſchichte der Pädagogik bezeugt es, wie viele der köſtlichſten Früchte aus dieſen Keimen erwachſen ſind und wie wir immer wieder bei allen principiellen Fragen über Bildung und Erziehung auf das Zeitalter der Reformation und auf den ſchöpferiſchen Genius Luthers zurückgewieſen werden.

Daß der Hausſtand ein heiliger Stand ſei, bewies niemand beſſer als Luther durch das eigene Beiſpiel. Am 13. Juni 1525 hatte er ſich mit Katharine von Bora verheirathet. Seine Ehe war mit 6 Kindern geſegnet, in deren Beſitz er ſich reicher fühlte als alle päpſtlichen Theologen auf der ganzen Welt. Er dankte Gott, daß er ihm in ſeiner Käthe ein freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl geſchenkt habe, die er theurer achten müße denn das Königreich Frankreich und der Venediger Herrſchaft. Hier im Kreiſe der Seinen entfaltete der ſonſt ſo gewaltige und oft harte Mann als Gatte und durch ſeine kinderfreundliche Erſcheinung das innigſte und gemüthvollſte Weſen und lernte es immer beſſer verſtehen, daß alle, die in das Himmelreich kommen wollen, werden müßen wie die Kinder. An der Demuth und der gläubigen Hingebung der Kinder begriff er ſo recht das Weſen des Glaubens und ward des eigenen Standes in der Gnade und Vergebung der Sünden immer gewiſſer. Er lernte an ihnen, wie da, wo die Erlöſungswilligkeit am größten, auch die Erlöſungsfähigkeit am ſicherſten iſt. Wie ihm ſo im Anſchauen der Kinder und ihres kindlichen Treibens oft die Ahnung höherer Dinge aufgieng, ſo machte ihn auch der herzliche und innige Verkehr, in dem er mit ihnen ſtand, immer geſchickter und fähiger zu dem Berufe eines Erziehers und Seelſorgers ſeines Volkes. Wie er die Sprache der Kinder verſtand, das beweiſen am beſten die unvergleichlich lieblichen Briefe an ſeinen Sohn Hänſchen von den lieben Englein, die die frommen Kinder behüten und von dem Paradieſes-Garten, ſo wie das ſchöne Lied „Vom Himmel hoch da komm ich her", das urſprünglich ein Kinderlied iſt. Den Höhepunct des Familienglückes im Lutherſchen Hauſe, wie es ſich am heiligen Weihnachtsabend um den Chriſtbaum darſtellte, hat der Maler Schwerdgeburth in einem viel verbreiteten überaus anziehenden Bilde, das auch als eine Predigt vom chriſtlichen Hausſtande gelten darf, zur Anſchauung gebracht. Die Briefe, die Luther von verſchiedenen Reiſen an ſeine „liebe Käthe" ſchrieb, bekunden die herzlichſte eheliche Liebe und Treue. Aber alle Tiefe ſeines gotterfüllten Gemüthes offenbarte er bei dem Tode ſeiner geliebten Kinder Eliſabeth († 1528) und Magdalene († 1543) ebenſo in ſeiner Trauer um den großen Verluſt, wie in dem Troſte, mit dem er ſich und die Seinen aufrichtete. — In dem Hausgottesdienſte, den Luther ſo eindringlich empfahl, gieng er mit dem eigenen Beiſpiele voran. Die Hauspoſtille iſt aus Reden entſtanden, die er zu Hauſe für Kinder und Geſinde hielt. Im Jahre 1532 predigte er ein halbes Jahr nur zu Hauſe ſeinen Kindern und Geſinde um des Gewiſſens willen als ein Hausvater, der ſolches zu thun ſchuldig ſei. Noch ſind die Briefe vorhanden, die das innige Vertrauen bezeugen, durch das er mit den Lehrern verbunden war, denen er auf der von ihm beſonders hochgehaltenen Schule zu Torgau ſeinen Sohn Johannes anvertraut hatte. Wie er den Rector Marcus Crodel vorzüglich ſchätzte als einen Mann, der wenige ſeinesgleichen habe, namentlich in grammatica et correctione morum, und wie er es dankbar rühmt, daß ſein Sohn es bei ihm beſſer habe, als im eigenen Hauſe, ſo hatte er auch ein aufrichtiges Freundſchaftsverhältnis zu dem dortigen Cantor Johannes Walther. Aber ſo mild und lieb Luther gegen ſeine Kinder war und ſo ſchwer es ihn ankam, ſie ſtrenge zu ſtrafen, ſo ſchonte er doch auch der Ruthen nicht, ſo oft es nöthig war, auch hiebei wie in ſeinem ganzen Hausſtande eingedenk, daß ein Biſchof ein Mann ſein ſoll, der ſeinem Hauſe wohl vorſtehe, der gehorſame Kinder habe, auf daß andere Leute davon erbauet ein gut Exempel nehmen und nicht geärgert werden. — Luther ſtarb am 18. Febr. 1546.

Literatur: Gedike, Luthers Pädagogik oder Gedanken über Erziehung und Schulweſen aus Luthers Schriften geſammelt. Berlin 1792. Froböſe, Dr. Martin

Luthers ernſte kräftige Worte an Eltern und Erzieher. Göttingen 1822. Beſte, Luthers Kinderzucht in Lehren und Lebensbildern dargeſtellt. Braunſchweig 1846. Brüſtlein, Luthers Einfluß auf das Volksſchulweſen und den Religionsunterricht. Jena 1852. Schiller, Dr. M. Luther über chriſtliche Kinderzucht. 2. Ausg. Frankfurt a. M. 1854. **Heiland.**

Luxemburg, ſ. Holland S. 578.

Lyceen. (Vgl. d. Art. Gymnaſium.) Das Wort „Lyceum" (λύκειον, lyceum) iſt, wie die Ausdrücke Pädagogium, Gymnaſium, Athenäum, Akademie, Collegium, ja wie das Wort Schule ſelbſt, dem claſſiſchen Alterthum, der Grundlage unſerer wiſſenſchaftlichen Bildung, entnommen. Seit dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften ſuchte man für die höheren Lehr- und Erziehungsanſtalten ſolche Ausdrücke aus dem griechiſchen und römiſchen Leben auf, welche, wenn ſie auch die Sache ſelbſt nicht genau bezeichneten, doch eine analoge Erſcheinung darſtellten und über eine Schöpfung der Gegenwart die Weihe jener idealen Vergangenheit verbreiteten. So mußte das Lyceum, eigentlich eines der großen Gymnaſien Athens in der Nähe eines Tempels des Ἀπόλλων λύκειος und der Schauplatz der lehrenden Thätigkeit des Ariſtoteles, dieſem Zwecke dienen. Es bezeichnet urſprünglich als Wechſelbegriff mit Gymnaſium eine höhere Bildungsanſtalt humaniſtiſchen Charakters, welche auf die Univerſität vorbereitet. In dieſem Sinne heißt jetzt noch das Gymnaſium in Hannover Lyceum; dies war der hergebrachte Name. Ebenſo nannte Napoleon die von ihm noch während des Conſulats, im Gegenſatz zu den realiſtiſchen Schulſchöpfungen der Revolution, wieder ins Leben gerufenen Gymnaſien, in welchen der humaniſtiſche Unterricht wieder den Mittelpunct bilden ſollte — Lycées, lycées, nom emprunté à l'antiquité, wie Thiers ſagt (Histoire du consulat I. S. 457). Derſelbe Name iſt auch von Napoleon III. den kaiſerlichen Gymnaſien wieder gegeben worden im Gegenſatz zu den colléges (vgl. d. A. Frankreich S. 451, 457—482), mit welchem Namen man unter den Bourbons die Gymnaſien bezeichnet hatte, welcher nun aber eine niederere Gattung von Anſtalten, die Stadtſchulen (communaux) in verſchiedenen Abſtufungen und Spielarten bezeichnet. (Vgl. ebendaſ. S. 482.)

Im beſonderen aber bezeichnet das Wort eine vom Gymnaſium verſchiedene Anſtalt und zwar nach zweierlei Richtungen, entweder eine vollkommenere, oder eine unvollkommenere. Am weiteſten geht in erſterer Beziehung der Sprachgebrauch in Bayern, wo man mit „Lyceen" Anſtalten bezeichnet, welche auf gleicher Linie mit den Univerſitäten ſtehen, ſofern ſie entweder den philoſophiſchen oder auch noch den theologiſchen Unterricht der Univerſität vollſtändig in ſich aufgenommen haben und philoſophiſche und theologiſche Facultäten in ſich ſchließen, meiſt nur von kathol. Theologen beſucht. (Vgl. d. Art. Bayern S. 446.) Solcher Anſtalten zählt Bayern 10. Dieſe ſind es wohl, welche Friedrich Thierſch*) bezeichnet als „Schmarotzerpflanzen von coloſſalem Maße," welche den alten echten Stämmen des literariſchen Hains Licht und Luft rauben und von den Säften leben, die jenen zu ihrem Wachsthum nöthig ſind. Vorläufer dieſer Anſtalten ſind die ſogenannten Gymnasia academica oder illustria aus dem 17. Jahrh., welche ihren Unterricht auf die Gebiete der Philoſophie, der Theologie, ja ſogar auch der Jurisprudenz und Medicin ausdehnten und ein Surrogat für die Univerſitätsbildung gewährten (vgl. d. Art. Gel.-Schulweſen S. 641). Eine ſolche Anſtalt führte in Caſſel (1657—1661) wirklich den Namen Lyceum (ebendaſ. S. 659). Vergl. auch den reich mit philoſophiſchen, geſchichtlichen und theologiſchen Lectionen ausgeſtatteten Lectionsplan des im J. 1686 in Stuttgart errichteten Gymnasium illustre (Hirzel, Geſetze für die Mittelſchulen S. XXIV). In einem etwas beſchränkteren Sinne, wiewohl auch als ein Zuwachs des Gymnaſiums nach oben, iſt das Wort in der bayeriſchen Schulordnung von 1824 genommen, wenn durch dieſe an die Spitze der Gymnaſialclaſſen,

*) Thomas Gedächtnisrede auf Friedr. Thierſch S. 25.

zwiſchen das Gymnaſium und die Univerſität, eine Lycealclaſſe geſetzt wurde, vorzugsweiſe für die philoſophiſchen Vorbereitungsſtudien. Dieſe Lycealclaſſe wurde durch die Schulordnung von 1830 wieder aufgehoben. Eine vollſtändigere Gelehrtenſchule, als das Wort Gymnaſium, bezeichnet der Ausdruck Lyceum auch in Baden. (Vgl. d. Art. Baden S. 402.) Dort hat man nämlich den Namen Lyceen für diejenigen Anſtalten, welche in 6 Claſſen mit neunjährigem Curs die Schüler vollſtändig bis zur Univerſität vorbereiten, während man die Schulen mit nur 5 Claſſen und ſiebenjährigem Curs Gymnaſien nennt. Für eine noch geringere Stufe hat man das Wort Pädagogium. Genau umgekehrt iſt nun der Sprachgebrauch in Württemberg. Hier bezeichnet Gymnaſium die Gelehrtenſchule mit vollſtändigem Vorbereitungscurs für die Univerſität, Lyceum aber ein unvollſtändiges Gymnaſium, an dem die 2 oberſten Jahrescurſe fehlen. So wie es nun in Baden 7 Lyceen und nur 5 Gymnaſien giebt, ſo beſtanden in Württemberg bis zum J. 1849 außer den 4 niederen theologiſchen Seminarien 6 Gymnaſien und 5 Lyceen, erſtere in Ehingen, Ellwangen, Heilbronn, Rottweil, Stuttgart, Ulm, letztere in Ludwigsburg, Oehringen, Ravensburg, Reutlingen, Tübingen. Von dieſen Lyceen iſt eines, Reutlingen, eingegangen, ein zweites, Tübingen, zu einem Gymnaſium erhoben worden, ſo daß der Beſtand jetzt iſt: 7 Gymnaſien und 3 Lyceen. (Vgl. Hirzel, Geſetze für die Mittelſchulen in Württemberg. S. CXXXV u. CXLIX.) Dieſe Lyceen beſtehen aus drei- bis vierclaſſigen Lateinſchulen, über denen noch eine höhere Claſſe ſteht mit zweijährigem Curs, für welche gewöhnlich zwei Lehrer angeſtellt ſind, nämlich außer dem Rector noch ein zweiter Lehrer meiſt für die Realfächer. Dieſe obere Claſſe iſt bis auf die Altersſtufe von 16 Jahren berechnet. Es iſt aber gewöhnlich der Fall, daß die Schüler auch an dieſen Claſſen bis zur Grenze der Univerſität geführt werden. Bei der unvollkommenen Einrichtung dieſer Anſtalten läßt ſich die Erreichung der Reife nur deshalb verſprechen, weil dieſe Claſſen meiſt nur von wenigen Schülern beſucht ſind, an einzelnen auch weitere Lehrkräfte beigezogen werden können. Uebrigens iſt dieſer Gang der Vorbereitung auf die Univerſität kein geordneter und normaler. Daß derſelbe auch von der Behörde nicht als ein ſolcher betrachtet wird, geht aus der Beſtimmung hervor, welche in die Maturitätsprüfungsordnung aufgenommen iſt, wornach die Schüler, die nicht auf einem Gymnaſium einen vollſtändigen Vorbereitungscurs durchlaufen haben, einer ſtrengeren Prüfung inſofern unterliegen, als ſie noch in zwei weiteren Fächern examinirt werden. So wenig es gewünſcht werden kann, daß die Vorbereitung auf die Univerſität häufig an ſo mangelhaft organiſirten Anſtalten gewonnen wird, und ſo wohlberechtigt die Beſtimmung iſt, welche den Lehrern dieſer unvollſtändigen Anſtalten ein Recht der Reiſeerklärung nicht ertheilt, ſo kann doch eine Zulaſſung zur Maturitätsprüfung den Schülern dieſer Anſtalten ebenſowenig verſagt werden, als denjenigen, welche durch Privatunterricht ſich die Kenntnis und Reife erwarben, welche zum akademiſchen Studium erfordert wird. Dieſe unvollſtändigen Anſtalten gewähren daher zwar keinen Erſatz für ein Gymnaſium, ſie kommen aber doch localen Bedürfniſſen entgegen und ſind deshalb nicht zu verwerfen. Wenn aber die Erfahrung lehrt, daß ſolche Anſtalten in einer Reihe von Jahren viele Schüler liefern, welche zur Univerſität reif erfunden werden, ſo iſt damit das Bedürfnis angezeigt, dieſelben vollſtändiger zu organiſiren, d. h. ſie zu der Stellung eines Gymnaſiums zu erheben, wie dies mit dem Tübinger Lyceum im J. 1854 geſchehen iſt.

Hirzel.

Lykurgos, ſpartaniſche Erziehung. Lykurg, der Geſetzgeber der Spartaner, lebte im neunten Jahrhundert v. Ch.; gewöhnlich ſetzt man ihn in das Jahr 884. Er war der Bruder des Königs Polydektes, aus dem Hauſe der Prokliden. Als dieſer geſtorben war, übernahm Lykurg die Regierung als Vormund für den ſpäteren König Charilaos, deſſen Geburt noch bevorſtand. Anfeindungen verſchiedener Art bewogen ihn jedoch Sparta zu verlaſſen und auf Reiſen zu gehen. Von Einfluß auf ſeine ſpätere Thätigkeit als Geſetzgeber war insbeſondere ſein Aufenthalt in Kreta, weil hier die doriſchen Sitten noch in voller Geltung waren. Aus Jonien brachte er, wie erzählt wird,

eine Abſchrift der Homeriſchen Gedichte mit, welche die gemeinſame Grundlage für die Bildung aller Hellenen werden ſollten. Nach Sparta zurückberufen, um der überhandnehmenden Unordnung ein Ende zu machen, gab er, geſtützt auf die Zuſtimmung des delphiſchen Orakels, den Spartanern ihre Verfaſſung. Hierauf verpflichtete er dieſelben, die von ihm gegebenen Geſetze zu halten, bis er aus Delphi zurückgekehrt ſein würde, wo er den Gott über den Werth derſelben befragen wollte. Da nun der Gott ſie für gut erklärte, beſchloß Lykurg nie wieder nach Sparta zurückzukehren, ja der Sage nach machte er ſeinem Leben ein Ende durch freiwilligen Hungertod und ließ die Aſche ſeiner Gebeine ins Meer ſtreuen, damit die Spartaner ſie auch in Zukunft nicht in die Heimat zurückbringen und ſich ſelbſt ſo von dem gegebenen Verſprechen befreien könnten. — In der Geſetzgebung des Lykurgos nehmen die Vorſchriften über die Erziehung eine hervorragende Stellung ein. Auch von ihnen gilt, was von der ſog. Lykurgiſchen Verfaſſung überhaupt zu ſagen iſt. So wenig wie dieſe ſind die Grundſätze der ſpartaniſchen Erziehung eine Erfindung Lykurgs. Sie waren vielmehr in der überlieferten Sitte und Praxis des doriſchen Stammes gegeben; das Verdienſt Lykurgs aber iſt es, ſie für alle Zeiten feſtgeſtellt und ins Einzelne entwickelt in ein wohldurchdachtes, in ſich conſequentes und aus dem Geiſte der Staatsverfaſſung entworfenes Syſtem gebracht zu haben. Andererſeits iſt aber auch unbedenklich zuzugeben, daß manches, was uns unter ſeinem Namen überliefert wird, erſt ſpäteren Urſprungs ſein mag. Der Wahrheit der Darſtellung geſchieht aber dadurch, daß wir Urſprüngliches und ſpätere Zuſätze nicht zu ſcheiden vermögen, kein Eintrag; denn auch durch dieſe Ergänzungen werden die überlieferten Grundlagen in der Conſequenz des Syſtemes für die Praxis und das unmittelbare Bedürfnis weitergebildet. Die Hauptquellen unſerer Kenntnis der ſpartaniſchen Erziehung ſind Xenophon, de republica Lacedaemoniorum, und Plutarch, vita Lycurgi, außerdem zahlreiche in verſchiedenen griechiſchen Autoren zerſtreute Angaben. Den Stoff bieten in überſichtlicher Zuſammenſtellung die Lehrbücher der griechiſchen Antiquitäten, unter welchen die von K. Fr. Hermann, G. F. Schömann, K. F. H. Schwalbe am verbreitetſten ſind. K. F. Hermann hat auch eine gediegene Specialarbeit, Antiquitates Laconicae, geliefert.

Das Eigenthümliche der ſpartaniſchen Erziehung iſt, daß ſie ganz im Dienſte des Staates ſteht und durch deſſen Zwecke, Intereſſen und Eigenthümlichkeiten bis ins Einzelnſte beſtimmt wird. Sie ſorgt daher nicht für die Ausbildung des Menſchen an ſich durch allſeitige Entwicklung und harmoniſche Durchbildung der in ihm liegenden Kräfte, ſondern lediglich für die Ausbildung des ſpartaniſchen Bürgers; ſie iſt daher eine politiſche; ihr Bildungsideal fällt zuſammen mit dem Ideal eines ſpartaniſchen Bürgers. Sie ſteht daher auch in ſo inniger Beziehung zu der Staatsverfaſſung Spartas, daß nur derjenige Vollbürger (ὅμοιος) ſein konnte, der dieſe Erziehung genoſſen hatte, und daß andererſeits wer an ihr Theil genommen hatte, mochte er auch der Geburt nach aus dem Stande der Heloten ſtammen, eben darum zur Aufnahme in die Claſſe der Spartiaten als Neubürger (νεοδαμώδης) berechtigt war. Schon hieraus ergiebt ſich, daß die Erziehung aller ohne Unterſchied ein und dieſelbe war: eine individuelle oder Berufsbildung gab es nicht. Durch die Forderungen, welche der Staat an ſeine Bürger zu ſtellen hatte, wird bedingt, welche Art von Kräften entwickelt und gebildet werden mußten und in welcher Weiſe, und andererſeits welche Richtungen des Seelenlebens unentwickelt bleiben oder geradezu unterdrückt werden mußten. Der Beruf des ſpartaniſchen Bürgers war, an ſeinem Theile die Freiheit des Staates in der überlieferten Verfaſſungsform zu erhalten und ſeine Machtſtellung nach außen zu fördern. Eine geringe Zahl von Bürgern — im beſten Falle wenige über 9000 — hatte die Aufgabe zu herrſchen über eine wenigſtens dreifach ſo ſtarke Zahl politiſch Unmündiger (die Periöken) und eine weit größere Menge von Sklaven (die Heloten) zugleich aber durch den Erwerb einer gebietenden Stellung ſich ſelbſt gegenüber den anders gearteten Staaten, ja allen Hellenen und Barbaren gegenüber zu behaupten.

In diesem Staate durfte kein Bürger ein von dem der anderen Bürger und des Ganzen unterschiedenes Interesse haben; im Staate mußte er selbst gleichsam aufgehen; aber die Kräfte jedes Einzelnen mußten auch die höchstmögliche Spannung erhalten, jeder die höchste politische Befähigung erwerben, die einerseits in der Tüchtigkeit zum Herrschen im Sinne jenes Staates und andererseits in kriegerischer Brauchbarkeit bestand.

Die Kinder, welche den Spartanern geboren wurden, betrachtete man als Eigenthum des Staates, nicht der Eltern. Nur jenem stand daher die Entscheidung zu, ob ein Kind aufgezogen oder getödtet werden sollte. Bald nach der Geburt wurde das Kind den Aeltesten der Phyle, welcher der Vater angehörte, vorgezeigt. Wenn diese fanden, daß das Kind fehlerlos gebildet war und eine gesunde, kräftige Natur habe, so gaben sie die Erlaubnis es aufzuziehen; war es fehlerhaft gebildet oder schwächlich, so mußte es auf ihren Befehl an einem bestimmten Platze (ἀποθέται) am Taygetos ausgesetzt werden. Nur bis zum siebenten Jahre verblieben die Kinder unter mütterlicher Pflege; sie waren ihnen für diese Zeit nur anvertraut. Diese Pflege war eine sehr sorgfältige und wurde nach bestimmten Regeln geübt. Alle Weichlichkeit war ausgeschlossen. Windeln wurden nicht gebraucht; das Kind wurde aber oft in Wein gebadet, was von Natur kräftige Körper stark entwickeln sollte; furchtsames und weinerliches Wesen ließ man nicht aufkommen, ja man gewöhnte schon die Kinder geflissentlich an das Alleinsein.

Die eigentliche Erziehung, die mit dem siebenten Jahre begann, war ganz und gar Staatssache. Die oberste Leitung derselben war einem besonderen Aufseher, dem παιδονόμος, übertragen; sein Amt gehörte zu den angesehensten, man wählte ihn aus der Zahl der bewährtesten Greise. Unter ihm standen fünf Ordner, βίδοι, welche die Uebungen der Knaben zu bestimmen und zu bewachen hatten. Diese Einrichtung ist besonders charakteristisch im Gegensatz zu der Sitte der übrigen Hellenen, welche die Aufsicht über die Knaben Sklaven als Pädagogen übertrugen. Freie Männer, meinte man in Sparta, müßten von freien Männern erzogen werden. Woran aber oft die Wirksamkeit der besten Erzieher scheitert, das ist die stille Gegenwirksamkeit schlechter Miterzieher, oder wie man zu sagen pflegt, der Einfluß ihrer Umgebung. In Sparta aber waren alle unberechtigten Miterzieher gänzlich ausgeschlossen. Die Knaben kamen mit niemand in Berührung — weder mit Sklaven noch gar mit Fremden — als mit solchen, welche heilsam auf sie einzuwirken verpflichtet waren. Sie waren unter beständiger Aufsicht. Vom siebenten Jahre an traten nämlich die Knaben in die öffentlichen Erziehungsanstalten ein. Hier wurden sie nach verschiedenen Altersstufen in militärischer Weise geordnet und in Schaaren, βοῦαι (ἀγέλαι), und diese wieder in Rotten, ῥῶγαι, eingetheilt. Das Zusammenleben der Knaben in einer großen Gemeinschaft sollte dahin wirken, daß sie sich als Glieder eines Ganzen, eines Staatsorganismus mit gemeinsamen Interessen fühlen lernten. An der Spitze der erwähnten Abtheilungen standen Buagen und Ilarchen, die man aus der Zahl der tüchtigsten Jünglinge (εἴρενες) nahm. Unter der oberen Leitung der Bidyen leiteten sie die Beschäftigungen der Jüngeren und unterdrückten alles ungehörige. Aber die Erziehung der Jugend war ein Gegenstand allgemeinen Interesses, daher betheiligten sich alle Bürger an ihr und jeder von ihnen war ein Vertreter des Bidyos mit denselben Rechten, welche diesem von Amtswegen zukamen. So mag es wohl nie vorgekommen sein, daß bei den Uebungen der Knaben nicht ältere Bürger zugegen gewesen wären, welche die Pflicht hatten, stets im Sinne des Gesetzes einzuwirken. Zugleich bildete sich hierdurch ein heilsames Pietätsverhältnis zwischen Jugend und Alter, denn jeder Bürger sollte in allen Knaben seine eigenen Söhne sehen und die Knaben in jedem Erwachsenen einen Vater.

Die Hauptmittel, durch welche die Erziehung im allgemeinen unterstützt wurde, waren sehr einfacher Natur: Erregung des Ehrtriebes und Strafe. Der Ehr-

trieb iſt wohl kaum in den Jeſuitenſchulen ſo ſehr in den Dienſt der Erziehung geſtellt worden, wie es in Sparta geſchah. Der Grund dafür iſt leicht zu finden. Man wird durch dieſes Mittel ſtets die günſtigſten Erfolge erzielen, wo es nicht auf den ſittlichen Werth der Handlung, nicht auf die zu Grunde liegende Geſinnung, nicht auf die Stellung der handelnden Perſon zur Gottheit ankommt, ſondern lediglich auf den Werth oder beſſer den Nutzen der Handlung für eine Gemeinſchaft, alſo wie in Sparta für den Staat. Das Streben nach Auszeichnung vor anderen (*αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων*) war ohnehin jedem Hellenen als nationales Erbtheil angeboren; in Sparta wurde es ganz beſonders gepflegt. Der Ehrgeiz war hier ein Stachel nicht bloß für die Jugend, ſondern für alle Bürger bis zum höchſten Greiſenalter. Ehren, hohe Ehren auf der einen Seite erwarteten den Guten und Braven; Schande, ſchmachvolle Demüthigungen den Schlechten und Feigen. Im Dienſte der Erziehung aber wurde der Ehrtrieb ſyſtematiſch erregt. Um mit dem Einfachſten anzufangen, trat ſchon in den Wettgeſängen an gewißen Feſten der ehrgeizige Sinn der verſchiedenen Altersſtufen hervor. Bezeichnend iſt das von Plutarch überlieferte Beiſpiel. Die Alten ſangen:

Wir waren Männer einſt voll Muth und Kraft;

die Männer antworteten:

Wir aber ſind es; haſt du Luſt, erprob es nur;

und die Knaben:

Wir aber werden künftig noch viel beſſer ſein.

Ferner bei den Uebungen der Knaben und Jünglinge ſprachen die anweſenden Bürger über die vorkommenden Leiſtungen ſtets Lob oder Tadel aus. Um aber dem Lobe und dem Tadel einen noch größeren Stachel zu geben, ließ man bei den öffentlichen Spielen, in welchen die männliche Jugend ihre Kraft und Geſchicklichkeit zeigen ſollte, von Mädchen und Jungfrauen das Lob in ehrenden Liedern und den Tadel in bittern Spottgedichten auf die Sieger und die Unterliegenden ſingen. Die Sieger wurden außerdem nach allgemein helleniſcher Sitte durch Preiſe (Kränze) geehrt; man kann daher jene Spiele mit den Concursprüfungen der Franzoſen vergleichen; die Prämie aber für den Sieger beſtand lediglich in der Ehre, die man nur in einem äußeren Zeichen ſichtbar machte. Vielleicht noch mächtiger wurde der Ehrgeiz, wenigſtens der Maſſen durch folgende Einrichtung angeſpornt. Aus den tüchtigſten Jünglingen wurden drei als Hippagretai ausgewählt. Jeder von ihnen wählt wieder hundert aus der Zahl der Jüngeren aus, indem er ausdrücklich in jedem Falle den Grund angiebt, warum er gerade dieſen wählt und jenen verſchmäht. Die Verſchmähten haben dann die Aufgabe in ſtetem Kampfe und Wetteifer mit den Auserwählten wo möglich ihre Ehre wiederherzuſtellen; dieſe aber ſollen ſich als die Beſten bewähren. Dabei achten beide Parteien auf alles, wodurch der Gegner ſich eine Blöße giebt oder einen Verſtoß gegen Sitte und Geſetz ſich zu Schulden kommen läßt. Oft entbrennen erbitterte Ringkämpfe unter ihnen, zu welchen anweſende Bürger noch anfeuern. Damit aber die Leidenſchaft nicht ſchädlich werde und jeder ſie beherrſchen lerne, muß der Wettkampf ſofort aufhören, ſobald ein Bürger unter die Kämpfenden tritt und Halt gebietet. Auch das Freundſchaftsverhältnis, zwiſchen ältern Bürgern und heranwachſenden Jünglingen, welches das Geſetz empfahl, wovon ſpäter die Rede ſein wird, nutzte man als Mittel zur Erregung des Ehrtriebes aus. Für einen jungen Menſchen war es eine Schande, wenn ihn nicht ein älterer Mann zu ſeinem Liebling erkor. Natürlich, wo die Ehre ſo viel galt, mußte auch jeder Tadel und jede Schmach um ſo bitterer empfunden werden. Schmach traf aber jeden unerbittlich, der träge war und kein Streben nach Auszeichnung verrieth oder gar weichlich und feige ſich benahm. — Als zweites Mittel die gute Zucht zu erhalten, Vergehen abzuwehren und wieder gut zu machen, diente die Strafe. Sie beſtand vorzugsweiſe in Schlägen; nur in ſeltenen Fällen kam Entziehung des Eſſens vor. Schläge aber ſpielten eine große Rolle in Sparta. Für die

Erziehung zur freien männlichen Gesinnung schienen sie den Spartanern unentbehrlich. Sie werden daher bei den verschiedensten kleinen und großen Vergehen angewandt, aber in sehr verschiedenen Abstufungen. Sämmtliche Erzieher hatten eine unbedingte Strafgewalt, von dem Paidonomos bis herab auf die hülfeleistenden Aufseher aus der Zahl der Jünglinge, und natürlich sämmtliche Bürger. Diese vollzogen jedoch die Strafe nicht selbst, sondern ließen sie durch eigens dazu bestimmte Jünglinge, welche mit Peitschen stets gegenwärtig waren und μαστιγοφόροι hießen, sofort nachdem das Vergehen vorgekommen war, vollziehen. Beschwerden über die erhaltene Strafe waren nicht gestattet, und wenn etwa ein Knabe sich bei seinem Vater beklagte, weil ein anderer Bürger ihn zu hart behandelt habe, erhielt er sicherlich noch eine tüchtige Tracht Schläge. Nie erlaubten sich auch die älteren Bürger über einen der vorturnenden Jünglinge, der ἔφορος, einen Tadel in Gegenwart der Knaben auszusprechen, falls derselbe im Strafen zu weit gegangen war. Auch dieses geschah nur im geheimen, damit die Auctorität des Jünglings nicht leide. So wurde der Strafe in jeder Weise ihre volle Wirkungskraft gewahrt.

Wir unterscheiden die sittliche, leibliche oder gymnastische und intellectuelle Bildung. Freilich gehören auch in der spartanischen Erziehung diese drei wesentlich zusammen und haben gemeinschaftlich in innerer Verbindung unter einander stehend das oben bezeichnete Bildungsideal zu verwirklichen, das seine Principien der Politik entlehnt. Am meisten wird die sittliche Bildung durch die politische Bedeutung dieser Erziehung bestimmt. Ihr liegen großartige Gedanken und beachtenswerthe Wahrheiten zu Grunde; aber freilich, wenn man den Maßstab reiner Sittlichkeit an die spartanischen Tugenden legt, so werden auch sie nach dem scharfen, aber wahren Ausspruch des Augustinus zu glänzenden Lastern sich umsetzen. Mit Recht sah man die Grundlage bürgerlicher Sittlichkeit in der Bildung eines männlich festen Willens. Darin läßt sich eine negative und eine positive Seite unterscheiden. Der Wille beruht nämlich einmal auf der Herrschaft des Menschen über sich selbst. Das ist seine nach außen gerichtete Seite, welche abwehrt, was die Freiheit stört und den Menschen zum Sklaven einer unsittlichen Macht erniedrigt. Die positive Seite aber besteht in der Uebereinstimmung des Willens der Einzelnen mit den Forderungen der ihm übergeordneten allgemeinen sittlichen Macht, in der Uebereinstimmung mit dem Gesetz. Für die Spartaner war es das Staatsgesetz, der Wille des Staates. In beiden Richtungen löste die spartanische Erziehung ihre Aufgabe vortrefflich. Die Herrschaft des Menschen über sich selbst besteht vorzugsweise in der Herrschaft des Geistes über den Leib; darauf beruht wenigstens die sittliche Freiheit, welche das Alterthum erstrebte. Die Herrschaft über den Leib besteht zunächst in der Herrschaft über die Glieder, so daß man über sie frei verfügen und sie sicher gebrauchen kann, wie ihre Natur es zuläßt. Diese Herrschaft wird durch eine systematisch ausgebildete Gymnastik erworben. Ueber sie weiter unten; hier ist sie nur als Grundlage der Willensbildung zu beachten. Das Gefühl der eigenen Kraft beruht auf der Sicherheit der Herrschaft über die eigenen Körperkräfte; sie ist daher wirklich die physische Bedingung für einen starken Willen. Aber weiter gilt es, die Neigungen, Begierden und Leidenschaften des Leibes im Zaum zu halten, zu unterdrücken oder in ruhige Bahnen zu leiten. Hiefür sorgt die Gewöhnung an die größte Einfachheit der Lebensbedürfnisse und Enthaltsamkeit in allen Genüssen (s. unten Diät.) Das Hervordrängen der eigenen Persönlichkeit und Individualität würde aber ganz besonders unverträglich mit dem spartanischen Wesen erschienen sein. Man drang daher mit Strenge auf bescheidenes, zurückhaltendes Benehmen der Jugend und dieses suchte man zu erzielen, indem man ihr die angemessene äußere Haltung vorschrieb. So wissen wir, daß Knaben und Jünglinge, wenn sie auf der Straße erschienen, ihre Hände im Mantel halten, daß sie schweigend einhergehen und nach keiner Seite sich umsehen, vielmehr auf ihre Füße blicken mußten. Eher, sagt ein Bewunderer dieser Sitte, hätte man einen Stein reden hören oder ein ehernes Bild die Augen bewegen

ſehen, ehe man von einem ſpartaniſchen Jüngling auf der Straße einen Laut vernommen hätte oder ihm hätte ins Auge ſehen können; ein ſpartaniſcher Knabe ſchien ſchüchterner zu ſein als ein im Inneren des Hauſes erzogenes Mädchen. In der That darf man jene Aeußerlichkeiten nicht zu gering achten. Die Erfahrung lehrt, daß zwiſchen äußeren Zeichen und inneren Stimmungen eine derartige Beziehung ſtattfindet, daß das eine das andere hervorruft, daß auch die Gewöhnung an die äußere Haltung, welche einem beſcheidenen Sinn entſpricht, dieſen ſelbſt erzeugen wird. Mit Recht ließ man daher in der früheſten Jugend ſchon die Gewöhnung an dieſe äußeren Formen beginnen, ehe noch ihre ſittliche Bedeutung zum Bewußtſein kam. In derſelben Weiſe iſt der Werth der Vorſchrift zu beurtheilen, wornach Knaben und Jünglinge im Kreiſe älterer Männer ſelbſt nur reden durften, um auf eine an ſie gerichtete Frage zu antworten; erwirbt und übt ſich doch die Art von Selbſtbeherrſchung am ſchwerſten, welche im Zurückdrängen der eigenen Meinung beſteht; ſie iſt aber für das praktiſche Leben die wichtigſte. Am ſtärkſten bricht naturgemäß im eigentlichen Jünglingsalter die Individualität hervor und ſtrebt ſich Geltung zu verſchaffen. Dieſem Drange gegenüber genügen bloß abwehrende Mittel nicht mehr. Darum übertrugen die Spartaner den heranwachſenden Männern die ſchwerſten Aufgaben im Dienſte des Staates, welche ihre ganze Kraft in Anſpruch nahmen. So wurde die überſchießende Kraft verbraucht, Genußſucht aber durch den Ernſt der Forderungen, Selbſtüberhebung und Hochmuth durch ihre Schwere niedergehalten. Man begegnete aber andererſeits auch der Empfindlichkeit und Reizbarkeit, welche im Verkehr mit anderen leicht bei eigen geſtimmten Gemüthern unangenehm wird, in einem Staate wie Sparta aber, welcher auf dem ſteten und innigen Zuſammenleben der Bürger beruht, geradezu verderblich werden mußte. Hier konnte nur die Gewöhnung an das die Empfindlichkeit Reizende ſelber Heilmittel ſein. So neckte man denn abſichtlich die Knaben und gewöhnte ſie Scherz und ſelbſt herben Spott gelaſſen zu ertragen. Auch im ſchlimmſten Falle ſollte jeder ſich ſelbſt in der Gewalt haben.

Dem Willen der Einzelnen ſollte aber auch eine beſtimmte Richtung gegeben werden, ſo daß er mit den Geſetzen und Tendenzen des Staates zuſammenſtimmte. Die Grundlage für dieſe (poſitive) Seite der Willensbildung fand man in der Gewöhnung an unbedingten Gehorſam, natürlich zunächſt gegen die Vorgeſetzten, dann aber auch gegen alle älteren Bürger. Der Jugend trat der Wille des Staates zunächſt in Perſonen entgegen, die gleichſam Träger des Geſetzes waren, dem alle dienten. Mit Recht ſah man als ein Zeichen einer freien, edlen, zum Herrſchen befähigenden Geſinnung an, daß jemand — nicht wie in anderen Staaten ſich den Anſchein gebe, als ſtehe er über Geſetz und Obrigkeit und kümmere ſich nicht um dieſelbe, ſondern — ſich recht offenbar unter das Geſetz auch in den geringſten Dingen beuge und alle Befehle der Oberen aufs raſcheſte und eifrigſte ausrichte. Doch es ſollte auch das ſittliche Urtheil des Einzelnen, die Werthſchätzung von gut und böſe, mit dem des Allgemeinen eins werden. Darauf arbeitete man mit großer Sorgfalt hin. Vor allem verhütete man gemäß den oberſten Principien dieſer Erziehung womöglich, daß die jungen Leute mit dem Schlechten bekannt wurden, ſuchte dagegen ihr Urtheil über das Gute und Löbliche in jeder Weiſe zu befeſtigen. Daher ließen die Männer häufig, während ſie bei Tiſche ſaßen, Knaben zu ſich herankommen. Aber da mußte jeder der Tiſchgenoſſen nicht nur alles Unſchöne zu thun vermeiden, ſondern man ſprach auch nur von ruhmvollen Thaten braver Bürger, theilte preiswerthe Ausſprüche mit, aber keiner häßlichen That und keiner häßlichen Rede geſchah Erwähnung. In dieſer Weiſe wollte man den jungen Seelen Ideale ſpartaniſcher Tugendhaftigkeit — der καλοκἀγαθία — einprägen. Die Grundlage derſelben war in der Verachtung des Todes gegeben, in der Geringſchätzung des Lebens und äußerer Güter gegenüber den Forderungen der Ehre und Tugend, den Geboten des Staates; in dieſem Sinne wirkte man vorzugsweiſe auf das ſittliche Urtheil der Jugend ein, — gewiß läßt ſich auch für

dieſe Anſchauung in ihr eine wahre Begeiſterung erwecken. In den von gymnaſtiſchen Uebungen freien Zeiten mußten außerdem die Jünglinge, welche an der Spitze der Abtheilungen ſtanden, an die Knaben beſtimmte Fragen richten (z. B. wer iſt der beſte Mann? welche Handlung verdient das höchſte Lob?), und der Knabe mußte darauf ſofort eine kurze Antwort geben, in welcher ſich der Geiſt des Spartiatenthums widerſpiegelte. Man hielt es für eine große Schande, wenn jemand über ſittlich-politiſche Verhältniſſe nicht klar ausgeprägte Urtheile in ſicherer Bereitſchaft hatte. Natürlich war nach demſelben Geſichtspunct alles ausgeſucht, was zur geiſtigen Bildung des Spartaners mitzuwirken hatte (ſ. u.). Ein Hauptmittel aber für die Charakterbildung ſollte das geſetzlich empfohlene Freundſchaftsverhältnis zwiſchen älteren und jüngeren Leuten abgeben. Während die Knabenliebe in anderen helleniſchen Staaten in niedrige Sinnlichkeit ausartete, bewahrte jenes Verhältnis in Sparta einen reinen ſittlichen Charakter; es beruhte nur auf der Neigung der Seelen zu einander. Aeltere Bürger hatten faſt die Pflicht, ſich einen Liebling unter den Knaben und Jünglingen zu wählen und ſteten freundſchaftlichen Umgang mit ihm zu pflegen; jener führte den Namen εἰσπνήλας (Begeiſterer), der Liebling ἀΐτας (Hörer). Jener ſollte ſein Ideal der Kalokagathie dem Jünglinge einprägen und ihm ſelbſt ein Beiſpiel ſein; der Jüngling ſollte auf den Rath des Aelteren willig hören. Dieſem Verhältnis traute man eine ſo große Wirkungskraft zu, daß man für Vergehen des Aïtas den Eispnelas verantwortlich machte und beſtrafte. Zugleich befriedigte man in dieſer Weiſe die in jedem Menſchen mächtigen Bedürfniſſe des Gemüthes und zwar ſo, daß es dem Staate directen Nutzen brachte, indem das ältere Geſchlecht mit dem jüngeren durch zarte Bande verknüpft und die Tradition der geſetzlichen Lebensanſchauung im Fluß erhalten wurde. Endlich iſt noch zu erwähnen, daß von den auf Gehorſam angewieſenen Stufen ein allmähliger Uebergang zu befehlender Stellung ſtattfand. Zunächſt erhielten die Jünglinge einen Antheil an der Leitung der Knaben; zugleich ordnete man ihnen einige Sklaven unter, welche ſie namentlich bei Tiſche zu bedienen hatten; dann übertrug man ihnen die Aufſicht über die im Lande wohnenden Unterthanen, endlich gab man ihnen kleine Commandos über die im Heere mitkämpfenden Helotenſchaaren.

Die körperliche oder gymnaſtiſche Ausbildung des Spartaners ordnete ſich der ſittlichpolitiſchen Tendenz der Erziehung überhaupt unter; vorzugsweiſe aber ſollte ſie kriegeriſche Tüchtigkeit bewirken. Da aber die Spartaner im Kriege nicht durch ihre Maſſe wirken konnten, ſo mußten die Anforderungen an den einzelnen Mann um ſo höher geſpannt werden. Ihn gleichmäßig in den vollen Beſitz aller ſeiner Kräfte zu bringen ſetzte man die geeigneten Mittel in Bewegung. Durch eine ſtrenge Diät ſuchte man den Körper abzuhärten und gegen die von außen drohenden ſchädlichen Einflüſſe gewißermaßen ſicher zu ſtellen, ihn frei und unabhängig und zu einem ſtets gefügigen Werkzeug des Willens zu machen. Nach dieſer Seite hat denn auch die ſpartaniſche Erziehung etwas Forcirtes; ſie faßt man vorzugsweiſe ins Auge, wenn man ſprichwörtlich von „ſpartaniſcher Erziehung“ redet. Die Knaben trugen keine Schuhe und keine Kopfbedeckung; die Haare waren bis zum Eintritt in das Mannesalter kurz geſchoren. Vom zwölften Lebensjahre an wurde das Untergewand abgelegt; ein einziger Mantel war die ganze Bekleidung des Knaben und derſelbe blieb es in allen Jahreszeiten. Das Lager war hart. Der Knabe ſelbſt mußte es ſich aus Spitzen des am Eurotas wachſenden Schilfrohres bereiten; nur im Winter durfte er einige wärmende Kräuter untermiſchen. Bäder wurden nur im Eurotas genommen, warme, wie ſie im übrigen Hellas gebräuchlich waren, waren nicht geſtattet, ebenſowenig der Gebrauch von Salben. Auch die Koſt war knapp; vollſtändige Sättigung hielt man nicht für zuträglich; der Knabe ſollte auch den Hunger ertragen lernen. Dieſen nahm man aber auch in anderer Weiſe noch in Dienſt. Zur Stillung des Hungers erlaubte nämlich das Geſetz gewiße Nahrungsmittel zu ſtehlen; wer aber dabei ertappt wurde, wurde mit Schlägen beſtraft. In dieſer Weiſe ſollten die Knaben Liſt und Gewandt-

heit ſich aneignen, wie ſie wohl der Krieger in Feindesland nöthig hat. Mit Unrecht hat man dieſer Einrichtung den Vorwurf gemacht, daß ſie ein unſittliches Mittel für ſittliche Zwecke verwende. Denn in Wahrheit iſt der Begriff des Diebſtahls dadurch aufgehoben, daß das Geſetz, welches hier die Sünde macht, für die vorgeſchriebenen Fälle ſuspendirt wurde.*) Kein Spartaner iſt dadurch zu einem Diebe geworden, zu einem Näſcher auch nicht, weil die Erlaubnis des Stehlens ſich auf beſtimmte einfache Lebensmittel beſchränkte. Wir kennen nicht alle Vorſchriften, welche die Lebensweiſe der Jugend regelten. Wie ſehr ſie aber ins einzelne giengen, läßt ſich daraus erkennen, daß es z. B. verboten war, während der Dunkelheit auf irgend einen Gang ein Licht mitzunehmen. Am weiteſten ins Extrem gegenüber der Weichlichkeit anderer Völker verlor ſich die ſpartaniſche Erziehung, indem ſie den Körper ſyſtematiſch an Ertragung großer Schmerzen zu gewöhnen ſuchte und dazu eine allgemeine Geißelung (διαμαστίγωσις) der Knaben am Feſte der Artemis Orthia benutzte. Sie dauerte den ganzen Tag; wer am längſten aushielt, ohne das geringſte Zeichen von Schmerz blicken zu laſſen, erhielt als Bomonikas einen Preis. Bekanntlich gaben manche unter den Schlägen ihren Geiſt auf, ohne vorher eine Miene verzogen zu haben.

Den größten Theil des Tages verbrachte die ſpartaniſche Jugend in den Gymnaſien mit körperlichen Uebungen. Dieſe waren für die verſchiedenen Altersclaſſen in verſchiedenen Abſtufungen geregelt. Mit Recht betrachtete man auch die leibliche Ausbildung als ein allmählig zu entwickelndes Ganzes. Erſt mit der Vollendung des Wachsthums ſollte das Ziel erreicht ſein, darum ſchonte man die Kräfte in früheren Jahren und war des letzten Erfolges um ſo ſicherer. Im eigentlichen Turnen übte man insbeſondere das Laufen, Springen, Ringen, Diskos und Speerwerfen; ſorgfältig mied man alles, was über das Maß hinauszugehen und nur einem Virtuoſenthum zuzuſtreben ſchien, und ſchloß daher den Fauſtkampf und das Pankration ganz aus. Man wollte Krieger, nicht Athleten bilden; jener wirkt als Glied eines Ganzen von ſeinem Platze aus, dieſer gibt ſeiner Perſon eine ſelbſtändige Bedeutung. In Sparta wirkten daher immer viele zuſammen; auf militäriſche Ordnung, Zucht und Gliederung hielt man ſtrenge. Die Waffenübungen waren daher ebenfalls nur nach dem wirklichen Gebrauch im Kriege abgemeſſen und ſollten zur taktiſchen Bildung des Einzelnen dienen. Dagegen ließ man die Hoplomachie, welche ſeit dem peloponneſiſchen Kriege im übrigen Hellas aufkam, in Sparta nicht zu. Alle dieſe Uebungen waren die Hauptfreude der ſpartaniſchen Jugend, die ja andere Genüſſe gar nicht kennen lernte. Eben deshalb trieb man ſie aber auch mit einer gewiſſen Fröhlichkeit. Sie wurden zu mannigfachen Spielen verbunden, in welchen Gewandtheit und Kraft zur Anwendung kam. Die älteren Spartaner erkannten darin eine Hauptaufgabe, die Turnſpiele der Jugend zu ordnen, zu leiten und zu beleben; in den gymnaſtiſchen Spielen producirten ſie ſich auch öffentlich. Beſonders beliebt waren die Ballſpiele**) in vielfacher Abwechslung, auch mit Tanz verbunden. Für die Erwachſenen war das edelſte Vergnügen das ſog. Kriegsſpiel, welches auf der Inſel Plataniſtas bei Sparta vorgenommen wurde, und dann die Jagd, die man auch als Vorſpiel des Krieges anſah. Dem Spartaner war aber — dafür war er Hellene — auch der Sinn für anmuthige Schönheit, ein künſtleriſches Bedürfnis, eingeboren. Dies erhielt in den Tänzen Befriedigung, welche mit Mimik verbunden wurden. Die Bewegungen veranſchaulichten einen Gedanken; der Leib diente der Seele unmittelbar zum Ausdruck innerer Bewegungen. Darin liegt zugleich der pädagogiſche Werth der Tanzkunſt.

*) Das Geſetz ſelbſt kann natürlich unſittlich genannt werden, inſofern es das Eigenthum der Periöken oder Heloten anzutaſten erlaubte. Doch ſind wir zu wenig darüber unterrichtet, um ein ſolches Urtheil mit Grund fällen zu können.

**) Eine Claſſe der ἔφηβοι, welche dem Mannesalter am nächſten ſtand, führte daher den Namen ἀφαιρεῖς.

Beſonders beliebt war die Pyrrhiche, ein Tanz in Waffen. Ein beſonderes Feſt der Gymnopädien war für die Productionen der Jugend im Tanze beſtimmt. Sie trugen natürlich viel zur Ausbildung eines edlen Geſchmackes bei. — Den Uebergang zum eigentlichen Kriegsdienſt bildete der Dienſt, welchen die heranwachſenden Jünglinge (μελλείρενες vom 18. bis 20. Jahre) für die öffentliche Sicherheit und Ordnung im Lande zu verſehen hatten. Dem ſpartaniſchen Staat drohte eine fortwährende Gefahr von Seiten der großen Helotenmaſſe, die er doch nicht entbehren konnte. Die Heloten wurden daher wie Feinde angeſehen und die Aufgabe jener Jünglinge war, ſie zu beaufſichtigen, zu bändigen und die gefährlichſten aus dem Wege zu räumen. Dieſer Dienſt iſt unter dem Namen der Krypteia berüchtigt. Mit dem Eintritt des 20. Jahrs trat der Jüngling ins Heer; vollſtändig kam aber die Erziehung erſt mit dem 30. Jahre zum Abſchluß.

Die ſittlich politiſche Tendenz der ſpartaniſchen Erziehung beſtimmte ganz die Ziele der körperlichen Ausbildung. Aber dieſe nahm doch eine ſehr bedeutende Ausdehnung an. Dagegen kann von einer beſonderen intellectuellen Bildung kaum die Rede ſein. Im Intereſſe des politiſchen Lebens wurde jedoch einiges gelernt und geübt, was dem Spartaner eine gewiße geiſtige Durchbildung verlieh und ihn befähigte, ſelbſt dem wiſſenſchaftlich gebildeten Athener gegenüber ſich nicht gedemüthigt zu fühlen, ja ihm in manchen Stücken überlegen zu erſcheinen. Freilich Leſen und Schreiben, worin wir die Elemente der Bildung zu erblicken gewohnt ſind, brauchte der Spartaner nicht zu verſtehen. Natürlich bewog das Bedürfnis der politiſchen Stellung, die ſie einnahmen, viele, ſich auch dieſe Fahigkeiten anzueignen. Aber, was für uns das Wichtigſte iſt, darauf beruhte kein Unterricht. Der Spartaner lernte nicht aus Büchern, ſondern durch mündliche Mittheilung, und was er lernte, das lernte er auswendig. Dadurch wurde es ein feiner geiſtiger Beſitz, den er ſich ſelbſt erworben hatte; was an der Menge des Wiſſens fehlte, erſetzte die intenſive Bedeutung jenes kleinen Beſitzes reichlich. So lernte der Spartaner außer den ſog. Lykurgiſchen Geſetzesſprüchen (ῥῆτραι) bedeutende Dichterwerke kennen, vor allem Homer, von deſſen Epen er ſicherlich einen großen Theil auswendig lernte. Dadurch allein ſchon nahm er eine Fülle von Anſchauungen und Gedanken in ſich auf und erhielt zugleich Theil an der Grundlage aller helleniſchen Bildung. Ferner lernte der Spartaner elegiſche und meliſche Dichtungen, in welchen man eine Uebereinſtimmung mit der Richtung des ſpartaniſchen Staates fand. Dahin gehören die Dichtungen von Thaletes, Alkman und vor allem des zu aufopfernder Vaterlandsliebe begeiſternden Tyrtäos. Wahrſcheinlich erlangte auch Pindar ſpäter Zutritt in Sparta. Dagegen blieben Dichtungen, welche dem Sinn der Spartaner nicht entſprachen, ſtreng ausgeſchloſſen, ſo namentlich die Erzeugniſſe der dramatiſchen Poeſie; ferner übte man Muſik mit Vorliebe, freilich auch nicht um der Kunſt willen, ſondern weil man ihr einen hohen Einfluß auf die Sittlichkeit zuſchrieb. Wie mächtig die Töne auf die unverdorbene Natur der Spartaner einwirkten und wie eigenthümlich und verſchieden die Wirkungen der verſchiedenen Tonarten waren, können wir uns nur ſchwer begreiflich machen. Als im ſpartaniſchen Staat die Ordnung und Harmonie unter den Bürgern geſtört war, rief man berühmte Muſiker, den Terpander und ſpäter den Thaletas, und ließ durch ſie die Weiſen feſtſetzen, — die ſog. doriſche Tonart — welche den ſpartaniſchen Staatsprincipien entſprachen. Dieſer ernſten, männlichen Muſik traute man auch einen großen Einfluß auf die Bildung der jugendlichen Gemüther zu. Unter den Inſtrumenten wurden Flöte und Kithara gebraucht, aber ohne die Beſſerungen, welche im übrigen Hellas allmählig Eingang fanden. Noch höheren Werth für die Jugendbildung hat der Geſang. In Sparta liebte man vorzugsweiſe Chorgeſänge, weil in ihnen eine größere Maſſe in die gleiche, auf harmoniſcher Seelenſtimmung beruhende Thätigkeit verſetzt wurde. An Feſten führten die verſchiedenen Altersgenoſſen Wechſelgeſänge auf.

Wenn man alles dieſes in Anſchlag bringt, ſo wird man nicht ſagen können, daß

es dem Spartaner an Geſchmacksbildung gefehlt habe. Aber der Geſchmack fällt darin ganz zuſammen mit dem ſittlichen Urtheil, ſchön und gut ſind hier in der Praxis identiſch gewordene Begriffe. Doch würde der ſpartaniſchen Erziehung ein erheblicher Mangel anhaften, wenn ſie die Bildung der Urtheilskraft an ſich gar nicht verſucht hätte. Sie wäre auch in ſich unmöglich geworden. Ein loſes, fahriges Weſen des Denkens, Hin- und Herſpringen der Gedanken, voreiliges Urtheilen, Breite des Ausdrucks und was dahin mehr gehört, läßt ſich mit dem energiſchen einfachklaren Weſen des Spartiatenthums nicht zuſammenreimen. Seine ſittliche Strenge fordert auch eine gemeſſene Zucht des Denkens. Sie hat der Spartaner in der That nicht verſäumt. Ihm galt es, den Knaben ſchon daran zu gewöhnen, wenn er urtheilen ſollte, daß er vollſtändig geſammelt mit männlicher Entſchiedenheit ſeine Meinung ſo ausſpräche, daß auch ſeine Perſönlichkeit in ihr wirklich zur Darſtellung käme. Man ſtrebte alſo nach Concentration des inneren Menſchen in jedem Urtheil. Praktiſch aber, wie der Spartaner war, ſchrieb er nur den äußeren Ausdruck des inneren Vorgangs vor und gewöhnte den Knaben auf alle ihm vorgelegte Fragen in gedrängter Form eine gehaltvolle Antwort zu geben oder möglichſt viel zu ſagen in möglichſt wenig Worten. Die übrigen Hellenen bewunderten die Kürze der „lakoniſchen Rede.“ Andererſeits ſteht es auch keineswegs im Widerſpruch mit dem Streben der Spartaner nach Würde, wenn ſie den Witz liebten und bildeten. Denn in der witzigen Rede prägt ſich eben die Kraft des Geiſtes in ihrer vollen Sammlung aus, wenn ſie ſich — wie das in Sparta Grundbedingung war — auf ſittlichem Boden hält; ja der Witz iſt dann ſelbſt ein Zeichen der Herrſchaft, welche der Menſch über ſeine eigenen geiſtigen Kräfte erlangt hat, und der Freiheit, die ihn über die Außenwelt emporhebt.

Kaum eine andere Erziehungsmethode dürfte ſich ſo großer Erfolge rühmen, als dieſe ſpartaniſche, welche das Problem zu löſen ſuchte, den Menſchen zum Bürger eines eigenthümlich gearteten Staates*) zu bilden. Sie hat ihren Zweck vollkommen erreicht, und durch ſie hat der ſpartaniſche Staat Jahrhunderte lang ſich in gleicher Kraft behauptet, gegen ſie aber iſt aus dem Innern des Spartiatenthums auch in ſo langer Zeit keine Oppoſition erwachſen. Einen Grund für dieſe ihre große Wirkſamkeit kann man wohl in der Macht der Gewöhnung erblicken, welche die Spartaner ſo trefflich zu nutzen verſtanden; einen anderen in der mit Conſequenz durchgeführten Concentration aller Kräfte auf ein einfaches, klares, praktiſches Ziel; aber das Geheimnis iſt noch tiefer zu ſuchen darin, daß die Spartaner wirklich allen in dem Menſchen liegenden Kräften und Neigungen, die ein Bedürfnis zur Ausbildung haben, innerhalb des herrſchenden Staatsprincipes in naturgemäßer Weiſe zur Befriedigung verhalfen. Sie haben den ganzen natürlichen Menſchen verſtanden und die Mittel für ihre Zwecke auch mit kluger Verwerthung ſeiner Schwächen aus dieſem Verſtändnis vortrefflich gewählt. So enthält denn dieſe Erziehung in ihrer elementaren Einfachheit einen Schatz pädagogiſcher Weisheit, aus dem man allezeit vieles lernen kann.

Noch iſt einiges zu ſagen über die Erziehung der Mädchen. Auf ſie wurde in Sparta mehr Gewicht gelegt, als in jedem anderen helleniſchen Staate. Die Familie hatte dort eine edlere Bedeutung und ihr Mittelpunct war die Frau und Mutter. Die Frau ſtand in hoher Achtung; ſie hieß δέσποινα, Herrin (gleichbedeutend mit unſerer Frau, Dame), und hatte einen gewißen Einfluß auf den Mann. Schon darum mußte eine gewiße Gleichmäßigkeit der Bildung beider Geſchlechter erzielt werden. Aber freie, edle Männer konnten, meinte man, auch nur von edlen, kräftigen und wohlgeſinnten Müttern ſtammen. Um dieſes Berufes willen nahmen alſo auch die Mädchen, mit gewiſſen Beſchränkungen natürlich, an der eigenthümlich ſpartaniſchen Erziehung Theil. Sittliche Geſinnung, Vaterlandsliebe und Bürgerſinn ſollte auch ſie erfüllen. Der Um-

*) Vergeſſen darf man aber nicht, daß auch dieſer Staat nur von den Bürgern einer nicht einmal ſtark bevölkerten Stadt gebildet wurde.

gang mit älteren Frauen war abgesehen von dem Einfluß, den die unmittelbare Anschauung eines so großartigen Staatslebens üben mußte, das Hauptbildungsmittel. Die Uebung im Gesang, Bekanntschaft mit den Dichtern, die Erlernung von Chorgesängen wirkte zugleich auf ihre geistige Bildung überhaupt. Sodann trieben auch sie gymnastische Uebungen auf besonderen Uebungsplätzen und pflegten des sinnigen, mit Mimik verbundenen Tanzes. An bestimmten Festen traten sie ebenfalls mit Gesängen und Tänzen öffentlich auf und die Jünglinge schauten zu, wie sie es umgekehrt bei den Productionen dieser thaten. Dadurch entstand ein Wetteifer, der auch nicht ohne Einfluß auf die Gesinnung bleiben konnte, durch die Regelung des Lebens überhaupt aber doch in den nöthigen Schranken gehalten wurde. Unter den gegebenen Verhältnissen diente er dazu, jenen stolzen Sinn der spartanischen Jungfrauen zu erzeugen, den die Fremden ebenso bewunderten, wie deren körperliche Kraft und Schönheit. An der Stelle der zarten Weiblichkeit freilich, deren Ausbildung das Ziel einer eigenthümlich weiblichen Erziehung sein soll, fand man in den spartanischen Frauen ein derbes Wesen und einen fast männlichen Charakter. Das Ideal des Weibes näherte sich eben so weit als möglich dem des Mannes. J. Deuschle.

Lateinische Sprache.*)

M.

Mädchenerziehung. Die Ansichten über die Erziehung der weiblichen Jugend werden immer davon abhängig bleiben, wie über die Bestimmung des Weibes und über das Wesen der weiblichen Natur gedacht wird. Denn da die Erziehung niemals darauf ausgehen kann, an dem Menschen herausbilden zu wollen, was gegen seine Natur streiten oder außerhalb derselben liegen würde, da vielmehr alle vernünftige Erziehung nur in der Entwicklung der von Gott verliehenen Anlage ihre Aufgabe erkennen muß, so müßen auch die besonderen Ziele der Mädchenerziehung in dem Begriffe der Weiblichkeit gesucht werden und gegeben sein. Der nothwendige Ausgangspunct für die pädagogische Erörterung der Mädchenerziehung ist daher in der Frage zu nehmen, worin die Eigenthümlichkeit des weiblichen Lebens im Gegensatz zum männlichen bestehe. Der Beantwortung dieser Frage ist in dem vorliegenden Werke bereits ein besonderer Artikel gewidmet worden. Der Artikel „Geschlechter" hat den auf der Basis des natürlichen Lebens erwachsenden Unterschied des geistigen Geschlechtscharakters und die aus diesem Unterschiede abzuleitenden allgemeinen pädagogischen Folgerungen ausführlich dargestellt. Der Inhalt jenes Artikels muß daher, um Wiederholungen zu vermeiden, an diesem Orte durchaus vorausgesetzt werden, da der gegenwärtige Artikel, der das Ganze der Mädchenerziehung, vom Standpuncte des Hauses betrachtet, zu seinem Gegenstande hat, sich zu dem dort Gegebenen nur verhalten kann, wie die in Licht und Schatten ausgeführte Zeichnung zu dem das Ganze beherrschenden Umriß.

Der Unterschied der Geschlechter ist zunächst ein psychologisches Problem, welches, wie alle Urgegensätze des Lebens, niemals ganz gelöst werden wird. Mit Recht nennt darum Carus (Psyche S. 256) das Verhältnis der Geschlechter zu einander ein irrationales und weist darauf hin, wie schon das, was in beiden Geschlechtern in dem absolut unbewußten Seelenleben gleichartig und verschieden ist, so außerordentlich ver-

*) Der Artikel „Lateinische Sprache" ist von uns an das Ende des Buchstabens L verwiesen worden; der Verfasser aber war bisher verhindert, ihn zum Abschluß zu bringen. Wir hoffen, den Artikel am Ende dieses Bandes nachliefern zu können. D. Red.

ſchlungen und mannichfaltig erſcheint, daß eben dadurch jedes Geſchlecht dem andern ein Geheimnis, ein Incommenſurables bleibt, welches nur durch ein anderes Incommenſurables, durch das Geheimnis der Liebe, zum vollen Verſtändnis gebracht werden kann.

Hierin liegt ſchon die Andeutung, daß auch die wiſſenſchaftlichen Beſtimmungen der Geſchlechtsdifferenz nicht bloß der Pſychologie entnommen werden können, ſondern daß es die Ethik iſt, welche dieſen Unterſchied in ſeiner geiſtigen Bedeutung zu entwickeln hat. „Für den Menſchen iſt es charakteriſtiſch, daß für ihn dieſer natürliche Unterſchied eine geiſtige Geſtalt annimmt, daß er zu einem Gliede wird in dem freien ſittlichen Organismus, und dies iſt nur dadurch möglich, daß die geſchlechtlich beſtimmten Individuen trotz ihres weſentlichen Gegenſatzes die identiſche geiſtige Allgemeinheit in ſich tragen, ſich ſelbſt beſtimmende perſönliche Weſen ſind.“ „Die Individuen ſind für einander nicht bloß Exemplare verſchiedenen Geſchlechts, ſondern Perſonen mit geiſtiger Eigenthümlichkeit, die einander als ſolche anerkennen, und die in ihrer gegenſeitigen Beziehung ihres perſönlichen Werthes gewiß ſind.“ (v. Schaller: Das Seelenleben des Menſchen, 1860. S. 192.) Dieſe Erkenntnis der gleichen perſönlichen Berechtigung beider Geſchlechter, mit welcher die volle ſittliche Geſtalt der Ehe und die Einſicht, daß erſt in der Vereinigung beider Geſchlechter die volle Menſchlichkeit ſich darſtelle, gegeben iſt, gehört aber durchaus der chriſtlichen Lebensanſchauung an und iſt ein integrirender Theil der heilſamen Wahrheit, welche der Welt in Jeſu Chriſto aufgegangen iſt. Daß das weibliche Geſchlecht erſt durch das Chriſtenthum auf eine höhere Stufe des geiſtigen und ſittlichen Lebens erhoben worden, iſt in neuerer Zeit lebendiger als jemals erkannt und oft wiederholt worden. In der That iſt es merkwürdig, wie das Neue Teſtament auch in dieſer Beziehung nicht nur über die zum Theil ſehr edle Auffaſſung der weiblichen Natur, die wir bei den griechiſchen Dichtern, namentlich auch ſchon bei Homer, finden, ſondern auch über die durch Tiefe und Wahrheit oft überraſchende und ſchwungreiche Würdigung echter Weiblichkeit (vgl. das Lob eines tugendſamen Weibes, Proverb. 31), der wir im A. Teſt. begegnen, mit einem Schlage weit hinausgreift und in einfachen Zügen ein Bild weiblicher Holdſeligkeit entwirft, der alles weichen muß, was vorher oder nachher als weibliche Tugend gekannt und geprieſen worden. Hier, wo die Töchter mit den Söhnen gleichzeitig weiſſagen, wo kein Mann und kein Weib, wie kein Grieche und kein Jude mehr iſt, wo alle Unterſchiede der Natur vor der allgemein menſchlichen Sündhaftigkeit und der allgemein menſchlichen Berufung zum Heile verſchwinden, hier iſt mit einer Entſchiedenheit, die keinen Zweifel geſtattet, das Axiom gegeben, daß die höchſten Rechte der ſittlichen Perſönlichkeit beiden Geſchlechtern gemeinſame ſind. Aber in dieſem Axiome iſt die chriſtlich-ethiſche Anſchauung von dem Verhältnis der Geſchlechter nicht erſchöpft. Das Chriſtenthum erkennt in dieſem Verhältniſſe eine Naturbeſtimmtheit, welche den Charakter göttlicher Beſtimmung trägt, und es kann ſchon darum dieſe Naturbeſtimmtheit nicht gering ſchätzen oder überſehen. Vielmehr iſt es gerade das Eigenthümliche der aus dem Chriſtenthume hervorgegangenen Würdigung dieſes Verhältniſſes, daß ſie den Unterſchied der Geſchlechter ebenſo entſchieden, wie die perſönliche Gleichberechtigung derſelben betont. Es gilt, die körperliche und geiſtige Begabung, welche den Geſchlechtscharakter des Mannes und des Weibes bilden, als göttliche Ordnung zu erkennen, in der rechten Weiſe zu entwickeln und ſo für das Individuum ſelbſt wie für das Geſammtleben der Menſchheit heilſam werden zu laſſen.

Es iſt erſichtlich, daß alle verſchiedenen Anſichten über das Weſen der Weiblichkeit und demgemäß über die Aufgabe der Mädchenbildung an dieſen beiden Momenten der chriſtlich-ethiſchen Grundanſchauung des Geſchlechtscharakters ihr Correctiv haben. Die Verirrungen auf dieſem Gebiete laſſen ſich unter die beiden Hauptkategorieen ſubſumiren, daß entweder in dem Gegenſatze der Geſchlechter die Identität der perſönlichen Berechtigung verkannt oder der Unterſchied des Geſchlechtscharakters überſehen wird.

Von der erſten Art iſt die am weiteſten verbreitete Verirrung diejenige, welche das weibliche Geſchlecht in abſoluter Unterſcheidung von dem männlichen als das geringere, das niedriger ſtehende anſieht. Wir können ſie die antike nennen; denn was in der Sokratiſchen Schule für die Gleichberechtigung der Frauen geſagt worden iſt, hat keinen Weg aus der philoſophiſchen Doctrin ins Leben gefunden. Dieſe Anſicht macht das Weib zur Sklavin nach dem ſcheinbaren Rechte der Natur. Denn ſie geht aus von der äußeren Natur, von der ſichtbaren Schwäche des weiblichen Organismus, die bald auch als Symbol für ſittliche und intellectuelle Unreiſe, Unvollkommenheit und Untüchtigkeit genommen wird. Bei den Orientalen gilt das Weib und das Kind gleich, beide müßen geleitet und gehütet werden, beiden iſt kein ſelbſtändiger Wirkungskreis anzuvertrauen, die Unmündigkeit iſt ihr gemeinſchaftlicher Charakter. Wenn ſich in den geſteigerten Culturzuſtänden Griechenlands und Roms, vornehmlich in dem letzteren, die höhere Berechtigung der weiblichen Natur mannigfache Anerkennung erwirbt, und manche edle Seite derſelben in hervorragender Weiſe geltend macht, ſo bleibt doch, wie namentlich die Rechtsverhältniſſe darthun, das Weib principiell auch hier noch in jener Abhängigkeit, welche das Recht der freien Perſönlichkeit ausſchließt. Was den römiſchen Frauen eine höhere und ehrwürdigere Stellung giebt, iſt nicht eine ethiſche Würdigung des Geſchlechtsverhältniſſes, ſondern umgekehrt die Rückwirkung der ſittlichen Energie, mit welcher die Römer die Bedeutung des Familienzuſammenhanges erfaßt, auf die Stellung der Frau, die als Mutter, als Repräſentantin des natürlichen Familienbandes erſcheint. Wie wenig der römiſche Volksgeiſt jemals im Stande geweſen iſt, ſich zur Anerkennung der vollen Perſönlichkeit des Weibes zu erheben, das lehrt beſonders ein vergleichender Blick auf die Stellung, welche die Frauen unter den chriſtianiſirten Römern und den heidniſchen Germanen einnahmen. Denn in der römiſchen Welt half es den Frauen nichts, daß ſie dem Evangelium ihre Herzen geöffnet, daß ſie dieſelbe Glaubenskraft, oft eine innigere, dieſelbe ſittliche Strenge, oft eine größere, als die Männer, in ihrem Wandel bewieſen, daß ihrer viele den Märtyrertod erduldet hatten und den Heiligen zugezählt worden waren. Ihre Lebensſtellung, die ſittliche und rechtliche Anſicht über das Weib blieb in der römiſchen Welt immer dieſelbe. Das Weib galt immerfort für das beſondere Gefäß der Schwäche und Sündhaftigkeit, es ſtand nach antiker Anſchauung an ſittlicher und religiöſer Potenz tief unter dem Manne, und der Coelibat, der ſo frühzeitig von den eigentlich Heiligen gefordert wurde, baſirte zuletzt auf dieſer antik-heidniſchen Geringſchätzung des Weibes. Wie anders bei den Germanen, bei denen von vorn herein das weibliche Geſchlecht als ſolches eine Achtung genießt, die als ein ganz neues culturgeſchichtliches Moment erſcheint! Gerade die weichere und ſchwächere Natur des weiblichen Organismus iſt es, an welche ſich bei den Germanen die höhere Würdigung des Weibes anſchließt; denn ſie wird als feinere geiſtige Dispoſition, nicht als ein Mangel alſo, ſondern als ein Vorzug angeſehen. Und ſo wirkt überall bis auf den heutigen Tag auch die nationale Befähigung, die ethiſche Bedeutung der Naturverhältniſſe zu würdigen, auf die Anſicht über das weibliche Geſchlecht und auf die Stellung desſelben mit. Aber wie wir ſo bei den Germanen ein tieferes Verſtändnis der Weiblichkeit finden, welches auf rein natürlichem, nationalem Boden ſich entfaltet, und welches eben darum durchaus noch nicht mit der chriſtlich ethiſchen Anſchauung des Geſchlechtsverhältniſſes zu identificiren iſt, ſo zieht ſich auch die antike Geringſchätzung des Weibes noch bis in unſere Zeiten hinein als eine Seite des Paganismus, die noch nicht überwunden iſt.

Natürlich haben ſich die Formen geändert, in denen dieſe Grundanſchauung ſich in unſern Tagen ausſpricht. In trivialſter Weiſe tritt ſie uns unendlich oft in der naiven Frage entgegen, was denn ein Mädchen zu lernen brauche, in dem ironiſchen Seitenblicke auf die Bemühungen, welche die neuere Zeit der weiblichen Erziehung zuwendet, und welche zum größten Theile als ein ſehr entbehrlicher Luxus, wenn nicht gar als abſolute Verkehrtheit angeſehen werden. Man geht nicht ſo weit, den weib-

lichen Unterricht in ſeinen Schwächen anzugreifen, und dieſe, wo ſie vorhanden, aufzudecken, ſondern man läßt ſich die Vortheile desſelben gefallen; aber man geht innerlich viel weiter, man zerſtört die unterrichtlichen und erziehlichen Zwecke durch geringſchätziges Urtheil, durch Widerſtand gegen jeden Ernſt der Forderung, durch Verleugnung jedes beſtimmten Principes für die Erziehung der Mädchen. Fenelon in ſeinem noch immer ſehr leſenswerthen Büchlein „De l'éducation des filles" beginnt mit der Klage über dieſe Gewiſſenloſigkeit. „Nichts," ſagt er, „wird mehr vernachläßigt, als die Erziehung der Mädchen. Gewohnheit und Laune der Mütter entſcheidet in dieſer Angelegenheit über alles. Die Erziehung der Knaben gilt für eine der wichtigſten Angelegenheiten des öffentlichen Wohles, und wiewohl man in derſelben nicht weniger Fehler macht, als in der der Mädchen, ſo hegt man doch wenigſtens die Ueberzeugung, daß große Erleuchtung dazu gehöre, um einen glücklichen Erfolg darin zu erzielen." — „Für die Mädchen dagegen, meint man, ſei es genug, wenn ſie lernen, dereinſt die Wirthſchaft zu führen und ihren Männern zu gehorchen ꝛc." Daß dieſes Urtheil noch heute in weitem Umfange Geltung hat, bedarf keiner Verſicherung. Noch immer giebt es viele, ſelbſt in den gebildeten Ständen, welchen die Erziehung der Mädchen eine Sache iſt, die ſich von ſelber mache, und die eines ernſten Nachdenkens nicht werth ſei. Auch heute beruft man ſich gern auf die naheliegende Beſtimmung des Mädchens für die häuslichen Geſchäfte und für die Ehe, um jede weitere Sorge abzuſchneiden. Aber mit dieſem häuslichen Berufe ſelbſt iſt es dieſer Geſinnung keineswegs Ernſt, ſonſt würde erkannt werden, daß eben dieſe Seiten des weiblichen Berufes eine ſehr ernſte Rückſicht auf die Erziehung der Mädchen fordern. Es iſt eben die niedrige Anſicht von der weiblichen Natur überhaupt, die ſich in dieſem Urtheil geltend macht, und die es mit der Heranbildung der Mädchen zu Hausfrauen dann eben ſo leicht nimmt, wie mit der ganzen Erziehung derſelben; es iſt die gemeine Denkungsart, die ſchon Rabener in jenem Briefe eines Edelmannes bezeichnet hat, der den Profeſſor um einen Hauslehrer bittet und in der Beſchreibung ſeiner Familie ſagt: „Das älteſte Mädchen iſt zwölf Jahre. Sie ſoll noch ein bischen Katechiſſen lernen, und hernach will ich dem kleinen Nickel einen Mann geben, der mag ſehen, wie er mit ihr zurechte kommt."

Sehen wir ab von den rohen und niedrigen Erſcheinungen dieſer Art, ſo bietet doch die Gegenwart weit verbreitete Richtungen dar, welche auf verwandten, wenn ſchon nicht ſo offen eingeſtandenen Anſchauungen beruhen. Dahin gehört diejenige Erziehung der Mädchen, welche es hauptſächlich auf die Pflege der ſogenannten Talente abgeſehen hat, zu denen dann in erſter Linie die Muſik (Klavierſpiel, Geſang), ferner das Zeichnen, Malen, Tanzen, das Sprechen fremder Sprachen ꝛc. gerechnet wird. Man wird keins dieſer Gebiete der weiblichen Bildung überhaupt verſchließen wollen, ja noch mehr, ſie werden vielleicht alle für die höheren Stände als relativ nothwendige angeſehen werden müßen und der hervortretenden Anlage wird auch hier eine Berechtigung einzuräumen ſein. Auch giebt es dafür, daß die weibliche Bildung ſo oft vorzugsweiſe in dieſer Richtung geſucht wird, manchen Erklärungsgrund. Hanna More in den von Dr. R. König überſetzten Abſchnitten aus den „essays on various subjects" führt mit Recht an, daß gerade der Unterricht in dieſen Gegenſtänden durch leicht bemerkbare Fortſchritte etwas ermunterndes für alle Theile hat, daß dergleichen äußerliche Vollkommenheiten ſchneller zu Stande kommen, und daß es in dieſen Fertigkeiten mehr continuirlich vorwärts gehe, als dies, womit ſie dieſen Unterricht an jener Stelle vergleicht, mit der ſittlichen und religiöſen Entwicklung, und wie wir hinzufügen können, mit dem eigentlich wiſſenſchaftlichen Unterrichte der Fall iſt. Immerhin mag alſo, da doch die Menſchen ſo oft ihr pädagogiſches Urtheil auf das gründen, was in die Sinne fällt, auch der Umſtand, daß dieſe Gegenſtände des Unterrichts doch gewiſſe, einem jeden ſichtbare und hörbare Reſultate zu liefern pflegen, die Vorliebe für die Pflege derſelben hervorrufen; aber der tiefſte und allgemeinſte Grund dieſer Vorliebe iſt er nicht. Die Einſeitigkeit und die Raſtloſigkeit, mit welcher die Ausbildung dieſer Fertig-

keiten ſo oft angeſtrebt wird, ſo wie die in unſerer Zeit immer weiter um ſich greifende Richtung auf Virtuoſität in denſelben, deutet ziemlich beſtimmt darauf hin, daß man die Mädchen mit dieſen Fertigkeiten ſchmücken will, damit ſie eben durch dieſe Vorzüge glänzen, gefallen und feſſeln mögen. Es ſoll auch keiner Mutter verdacht werden, wenn ſie ihrer Tochter einen braven und wackern Mann wünſcht, verdenkt es doch Doctor Luther keinem Mädchen, daß es den lieben Gott um einen ſolchen bittet; wenn aber ſo viele Mütter und mit ihnen auch viele Väter es ſo ganz vergeſſen haben, daß es noch etwas beſſeres giebt, was ein liebenswürdiges und verſtändiges Weib kennen und beſitzen ſoll, als dieſe Vorzüge, wenn ſo viele Eltern bei der Erziehung der Töchter ſo wenig nach dem wahren Glücke derſelben und ſo viel nach dem Urtheile der Menſchen fragen, wenn ſie das, was die Muße erheitern und ſchmücken ſoll, zur Hauptſache des Lebens machen: ſo beweiſen ſie dadurch nur, daß ihnen die würdige Anſicht von dem Weſen und der Aufgabe des Weibes fehlt. Dieſe ganze Richtung der weiblichen Erziehung, wo ſie in der hier angedeuteten Einſeitigkeit auftritt, ruht auf der Anſicht, daß das Weib vornehmlich gefallen, daß es durch äußere Vorzüge gefallen ſolle, daß es ſich dort zur Geltung bringen müße, wo nicht der Ernſt des Lebens, ſondern das Bedürfnis der Erholung die Menſchen zuſammenführt, daß das Weib alſo nicht zur Gefährtin des Mannes im vollen Sinne des Wortes, ſondern nur zur heitern Genoſſin in ſeinen Ruheſtunden, zum anmuthigen Spielzeug ſeiner Laune dienen ſolle. — Wie herabwürdigend dieſe Anſicht für das weibliche Geſchlecht iſt, ebenſo gefährlich iſt dieſe einſeitige Pflege der Talente für die Entwicklung edler Weiblichkeit. Denn wenn es bei dieſen Dingen ſchon ihrer Natur nach doch weſentlich darauf ankommt, daß die Anlagen der Mädchen zur Schau geſtellt werden, da namentlich alle künſtleriſche Thätigkeit doch zuletzt ihre volle Befriedigung nur in der Wirkung auf andere findet, ſo wird gerade dadurch die weibliche Natur auf das empfindlichſte in ihrem Weſen gefährdet und verletzt. Dazu kommt noch etwas anderes. Mad. Guizot ſtellt in ihren von der Akademie gekrönten „Lettres de Famille sur l'Education 2 Vol. 1847“ die Regel auf, in dem Weibe dürfe kein Talent ſo vorherrſchen, daß dadurch die übrigen Kräfte und Neigungen ganz abſorbirt werden. Der Ausgangspunct für dieſen Satz iſt die durchaus richtige Vorausſetzung, daß der Reiz edler Weiblichkeit in der von dem Gemüthe getragenen, harmoniſchen Geſammtbildung aller geiſtigen Kräfte beſteht. Wird dieſe Harmonie durch irgend eine einſeitig hervortretende Kraft zerſtört, ſo wird eben mit dieſer Schönheit der Seele (ſ. d. Art. Geſchlechter S. 829) auch die Weiblichkeit ſelbſt aufgehoben. Auch werden nur zu leicht Intereſſen, z. B. die der Häuslichkeit, getödtet, ohne welche ein Weib nicht gedacht werden kann. Der Neigung des weiblichen Gemüthes zur Uebertreibung und Leidenſchaftlichkeit, die aus dem Vorwalten des Gefühles und der Phantaſie ſo leicht ſich entwickelt, kommt nichts ſo ſehr entgegen, als die Pflege der künſtleriſchen und geſelligen Talente, und es erwachſen auf dieſem Boden die allertraurigſten Entartungen des weiblichen Lebens. Man pflegt milder über die äſthetiſch verbildeten Frauen zu urtheilen, als über die gelehrten. Aber vielleicht mit Unrecht. Jene werden allerdings liebenswürdiger erſcheinen, als dieſe, aber dieſe werden in den meiſten Fällen tüchtiger und ihrem wahren Berufe treuer bleiben als jene. Denn wenngleich auch die gelehrte Frau ſich in eine falſche Sphäre verirrt hat, ſo athmet ſie doch die geſunde Luft des Gedankens und wird ebendadurch zur nüchternen Auffaſſung ihrer Pflichten immer wieder zurückgeführt und vor vielen Selbſttäuſchungen bewahrt, denen die künſtleriſch gerichtete in dem ſchwindelnden Idealismus ihres Strebens verfällt. Von der allgemeinen Regel, daß die Frau ſich nicht in die Beſonderheit irgend eines menſchlichen Berufes begeben dürfe, darf auch zu Gunſten der Kunſt keine Ausnahme gemacht werden. Da nach dem Zeugnis der Geſchichte alle Virtuoſität der Frauen immer nur in der Technik liegt, und ſie nirgends durch die Bedeutung der Production in die Entwicklung der Kunſt eingegriffen haben, ſo bleibt auch für diejenigen, welche durch entſchiedene Begabung zur Pflege dieſer Talente aufgefordert werden,

die Pflicht ſtehen, daß der allen Frauen gemeinſame natürliche Beruf nicht durch einen andern beſondern, auch nicht durch einen künſtleriſchen Beruf, abſorbirt werden dürfe. Keine Leiſtung und wäre ſie die vollendetſte, kann einem Weibe zur Entſchuldigung gereichen dafür, daß ſie ihren natürlichen Pflichtenkreis vernachläßigt; und da ein ſolcher niemals wirklich fehlt, wo man ihn nur zu ſuchen weiß, ſo wird die Ausbildung aller geſelligen und künſtleriſchen Talente bei dem Weibe immer nur den Zweck haben dürfen, dasſelbe nur noch tüchtiger zu machen für ſeinen natürlichen Beruf. Alle dieſe Talente eines Weibes ſollen dazu dienen, das Familienleben zu verſchönern, zu vergeiſtigen und zu veredeln, aber nicht dazu, an den Stätten der Zerſtreuung Triumphe der Bewunderung zu erſtreben. Die Frage, ob demnach dem Weibe die berufsmäßige Ausübung der Kunſt überhaupt zu verſagen ſei, ſoll damit keineswegs entſchieden werden. Im allgemeinen wird ſie freilich zu bejahen ſein, und die Lebensſtellung einer Malerin, Schauſpielerin, Sängerin oder Dichterin wird immer nur als Ausnahme von der Regel betrachtet werden müßen, als eine Ausnahme, die ihre letzte ethiſche Rechtfertigung nur in der Anlage findet, der aber ſo viel bedenkliches anhaftet, daß ein natürlich und geſund empfindendes Weib, wenn es die Wahl hat, dem Glanze künſtleriſcher Berühmtheit immer das ſtille Glück der Häuslichkeit vorziehen wird. Eine Künſtlerin wirkt nur ſo lange wohlthuend, als ſie das Weſen der Weiblichkeit nicht verletzt und ſchon darin ſpricht ſich auf das beſtimmteſte die Ueberordnung des natürlichen Berufes über den künſtleriſchen aus. Aber mit dieſer ganzen Frage haben wir es hier eigentlich nicht zu thun. Der Fall, daß ein Mädchen zur Künſtlerin erzogen werden ſoll, iſt nur ein vereinzelter; im allgemeinen gilt es nicht, Sängerinnen, Tänzerinnen, Dichterinnen ꝛc. zu bilden, ſondern fromme, wackere und verſtändige Mädchen und Frauen. Da frägt ſich, was dieſe einſeitige Pflege der Talente werth ſei für dieſen höchſten Zweck, und es ergiebt ſich aus dem Vorhergehenden ſehr klar, daß dieſelbe einer ſehr gefährlichen, bedenklichen und im Grunde das Weib erniedrigenden Richtung der Zeit angehört, die zuletzt bei dem nur zu oft vorhandenen Mangel wirklicher Befähigung für dieſe Dinge und bei der oberflächlichen Art, ſie zu treiben, auch dadurch ſich hart genug beſtraft, daß ſie das Weib in den Augen des ernſten und tüchtigen Mannes mehr herabſetzt als erhebt, und daß ſich nur zu häufig erfüllt, was E. M. Arndt (in ſeinen Briefen an Pſychidion über weibliche Erziehung, im ſiebenten Briefe) mit treffenden Worten darüber ſagt: „Aber! Aber! Dies, was die Luſt des Hauſes und des Mannes Freude ſein ſollte, wird häufiger ſeine Plage. Denn bei wie wenigen dringt es gleich lebendigen Quellen aus dem innigſten Triebe des Gemüthes hervor und will ſich als eigenſtes Leben entfalten! Bei den meiſten iſt es nichts als ein Modeſpiel, das ſie in eine Menge halber Anklänge und falſcher Reize lockt und ihr Herz zu einem rathlos umlaufenden Rade von Eitelkeiten und Wünſchen macht. Da ich ſo viel geſehen habe und alle Tage ſehe, was dieſe ganze Spielerei und Tändelei in der Welt bedeutet, ſo ſage ich grade heraus, daß ich lieber wollte, daß die wirklichen Talente in den Weibern unentwickelt liegen blieben, wenn dadurch die halben Talente und ihre Aefferei und Ziererei aus der Welt verſchwinden könnte. Denn ein ſaurer Oſtwind im Aprillenmond iſt dem Menſchen nicht unfreundlicher und unerquicklicher, als ein ſolches Lügenaffenſpiel mit Talenten, das ſich gar wohl Kunſt nennen läßt."

Wenn in dem einſeitigen Streben, die Entwicklung der ſogenannten Talente zur Hauptſache der Mädchenerziehung zu machen, neben andern Verkehrtheiten ſich auch die Abſicht verbirgt, den Mädchen zu der natürlichen Anmuth noch beſondre Reize der Anziehung zu geben, welche ihnen den Schritt in die Ehe erleichtern und ſie für die Ehe ſelbſt geſchickter machen können, ſo tritt dieſe Abſicht auch ohne jene Beziehung auf die Pflege der Talente bei vielen als der leitende Grundgedanke auf, aus welchem ſie die geſammte Erziehung der Mädchen betrachten. Es gab vor etwa 30—40 Jahren in Deutſchland eine ganze Literatur ſolcher Schriften, in denen die Pflichten des Weibes als Braut und als Gattin breit getreten wurden, und in Frankreich iſt in neuerer

Zeit mehr als einmal geradezu die Mahnung ausgesprochen worden, daß man die Mädchen für die Ehe, ja daß man sie zur Liebe erziehen solle. Die Bestimmung des Weibes wird in der Ehe gesucht, und auf diese alles bezogen, was für die Mädchen gethan wird. Aber auch in diesem Gedanken liegt eine entschiedene Unklarheit und eine geringschätzige Ansicht von dem weiblichen Wesen. Wenn man, wie oft geschehen, den weiblichen Beruf unter dem dreifachen Gesichtspuncte der Haushälterin, der Gattin und der Mutter auffaßt, so übersieht man, daß der zweite Gesichtspunct den beiden andern durchaus nicht coordinirt werden kann. Die Ehe ist nur die volle Realität des von Gott geordneten Verhältnisses der Geschlechter zu einander. Für dieses Verhältnis giebt es daher nur die beiden Grundbedingungen, daß das Weib zur wahren Weiblichkeit, der Mann zur wahren Männlichkeit gereift und respective erzogen sei. Die Gattin ist nur das ehelich gewordene, d. h. zur vollen Realität der Geschlechtsbeziehung geführte Weib, und ihre Pflichten bestehen eben darin, die ganze Fülle wahrer Weiblichkeit in diesem Verhältnisse zu entwickeln. Daher giebt es in Wahrheit keine Erziehung zur Ehe, sondern nur eine zur echten Weiblichkeit. Ist diese vorhanden, so wird sie sich auch in der Ehe bewähren. Wird aber die Erziehung mit bestimmter Rücksicht auf die Ehe geleitet, so muß dies nothwendig eine Menge von abgeschmackten Maximen erzeugen, welche am sichersten dahin führen, die Ehe innerlich zu erkälten, sie leer und langweilig zu machen. Nicht nur geht von vorn herein die tiefe Unmittelbarkeit des Gefühles verloren, welche für den Mann der edelste Schatz im Herzen seines Weibes ist, nicht nur tritt an die Stelle der unbewußten Wahrheit und Sicherheit dieses Gefühles der bewußte Gedanke, sondern es entwickelt sich auch eine höchst gefährliche Abstraction in der Ansicht von dem, was für die Pflicht und die Tugend der Frauen gehalten werden müße. Denn es werden dann gewiße Forderungen wie die der Nachgiebigkeit, der Milde, der Freundlichkeit an die Spitze von allem gestellt, was die Frau dem Manne schuldig sei. Aber sobald diese in reflectirter Absichtlichkeit geübt werden, hören sie auf, das zu sein und zu wirken, was sie sein und wirken sollen. Sie sind aus der Totalität des weiblichen Wesens herausgehoben als etwas besonderes, wollen für sich etwas gelten, und werden, wenn es im Herzen sonst nicht recht bestellt ist, wohl gar dazu angewendet, dem natürlichen und gottgeordneten Uebergewichte des männlichen Willens in unlauterer Weise entgegen zu wirken. So bringt in die Ehe die gemachte, mit Bewußtsein geübte Sentimentalität hinein, welche der Tod des reinen Gefühls ist. Ja so wird schon in das Mädchen, dem Manne gegenüber, ein Zug von Absichtlichkeit gepflanzt, der den zarten Blumenstaub echter Jungfräulichkeit nothwendig von der Seele abstreift. Für die Ehe zu erziehen ist schon darum ein vergebliches Unternehmen, weil niemand den Charakter des künftigen Gatten, und also niemand die specielle Aufgabe, welche die concrete Gestaltung der Ehe dem Weibe stellen wird, kennt. Für die Ehe erziehen kann niemand als der Gatte selbst. Und so faßten auch die Alten das Verhältnis des Mannes zum Weibe auf, sie sahen in dem Manne den Erzieher seines Weibes. Empfiehlt doch eben darum Xenophon (in seinem Büchlein vom Hauswesen), daß der Mann ein junges Mädchen zur Ehe nähme, dem noch die nöthige Weichheit und Bildsamkeit des Gemüthes beiwohne, um sich ganz in des Mannes Weise zu schicken. Und wenn vom christlichen Standpuncte allerdings gegen diese einseitige Erziehung des Weibes durch den Mann Einspruch erhoben werden muß, da ja auch der Mann sich den Einwirkungen des Weibes auf Herz und Gemüth nicht entziehen kann und soll, so bleibt doch ein bedeutendes Uebergewicht der in Rede stehenden Wirkung auf der Seite des Mannes; und da sich das männliche Princip zum weiblichen verhält, wie Charakter zu Gemüth, so kann in der That gesagt werden, daß die Einwirkung des Mannes mehr eine erziehende, die des Weibes mehr eine bildende ist. Aber es gehört zu jenem erziehenden und diesem bildenden Einflusse eben nur, daß der Mann eben ein Mann und das Weib eben ein Weib sei im vollen Sinne des Worts. Immer wird die Ehe gerade so, wie die keimende Liebe, als der Ausdruck der unmittelbaren Beziehung

der Perſon zur Perſon, alles ausſchließen, was durch Belehrung oder praktiſche Maximen ein ſolches Verhältnis im voraus geſtalten will. Was ſo nach göttlicher Ordnung in der Unmittelbarkeit der Natur wurzelt, kann nur verdorben und zerſtört werden, wenn es zum Gegenſtande abſichtlicher Experimente gemacht wird. Und wo bleiben denn alle die Mädchen, die nicht heirathen? Sollen ſie wirklich angeſehen werden als Weſen, die ihre Beſtimmung verfehlt haben, als Weſen, in denen die Weiblichkeit nicht offenbar werden kann? Aber die Erfahrung lehrt es ja täglich, daß ſolche Weſen den ſegensreichſten Einfluß auf ihre Umgebung ausüben und daß ſie dies oft thun in der weiblichſten Art. Die eigentlichen Weſensbeſtimmungen der Weiblichkeit, die Häuslichkeit und die Mütterlichkeit ſind keinem Weibe fremd und können auch ohne die Eingehung der Ehe von jedem Weibe geoffenbart und geübt werden. Denn über der Natur und ihren Anlagen ſteht eben die ethiſche Beſtimmung des Weibes, welcher die Natur nur dienen will, und wie ſo mancher Haushalt ſein Beſtehen hat in irgend einer wackeren Freundin des Hauſes, ſo fängt auch die Mütterlichkeit nicht erſt an, wenn das Weib geboren hat, ſondern ſie wurzelt in dem ganzen Weſen des Weibes und geht mit urſprünglicher Energie weit über die Schranken des natürlichen Lebens hinaus. Wenn die Geſchichte ſo viele Mütter preiſet, welche in den Herzen ihrer Söhne die Keime künftiger Heldengröße, Glaubensſtärke und ſittlicher Hoheit geweckt haben, ſo nennt ſie neben den natürlichen Müttern auch geiſtige Mütter, die dasſelbe gethan. Und wie wir ohne eine Monica keinen Auguſtinus gehabt hätten, ſo hätten wir auch keines Ph. J. Spener ohne ſeine Taufpathin, die Gräfin von Rappoltſtein, und keines A. H. Franke ohne die ältere Schweſter, welche Mutterſtelle an ihm vertrat, uns erfreuen können. Warum endlich fällt es niemanden ein, den Mann für die Ehe zu erziehen, warum erſcheint der Mann, der zur wirklichen Mannheit Leibes und der Seele herangereift iſt, auch reif genug zur Ehe, und jedes Bemühen, ihn für ein ſolches Verhältnis noch beſonders vorzubereiten, geradezu lächerlich? Iſts nicht eben darum, weil wir nur zu ſehr daran gewöhnt ſind, das weibliche Leben an ſich geringer anzuſchlagen als das männliche, ſo daß wir eben dem Weibe immer noch etwas lehren und mitgeben zu müßen glauben, ehe es ein wirkliches Weib werden könne, weil wir uns das Weib gewißermaßen unfertig vorſtellen, und weil wir in der Ehe ſelbſt den Mann nicht nur als das Haupt, das er ja nach dem Willen Gottes ſein ſoll, ſondern gleich als den ganzen Menſchen denken, dem dann das Weib nur noch als ein Appendix nebenhergeht mit dem Auftrage, gewiße Pflichten zu erfüllen, die es eben darum erlernen müße? An dieſem ganzen quantitativen Unterſchiede des Geſchlechtscharakters, der ſolchen Theorien zu Grunde liegt, offenbart ſich eben die heidniſche Grundlage derſelben, denn das Chriſtenthum kennt nur einen qualitativen Unterſchied, einen Unterſchied der gleichberechtigten Gabe zwiſchen Mann und Weib.

Viel tiefer in der Wahrheit iſt diejenige Anſicht gegründet, welche die Mädchenerziehung vor allen Dingen auf die Häuslichkeit gerichtet wiſſen will. Wohlverſtanden enthält ſie vielleicht die ganze Wahrheit der Sache. Schleiermacher hat in dem belehrenden Aufſatze über die Geſchlechtsdifferenz (in der Pſychologie aus Fr. Schleiermachers Nachlaſſe herausgegeben von George 1862) das eigentliche Verhältnis zwiſchen Weib und Mann auf den Ausdruck gebracht, daß es im allgemeinen dem zwiſchen Haus und Oeffentlichkeit entſpreche, und damit wird die Anſicht aller Völker und Zeiten auch am meiſten übereinſtimmen. Es kommt aber darauf an, wie dies Verhältnis zwiſchen dem häuslichen und öffentlichen Leben gefaßt wird und welchen Inhalt man beiden Sphären vindicirt. Die gewöhnliche Anſicht ordnet das erſtere dem zweiten in einer ſolchen Weiſe unter, daß das Haus, wie es die logiſche Vorausſetzung der Stadt und des Staates iſt, ſo auch ſeiner Dignität nach immer zurückſtehe und nur dazu diene, dem öffentlichen Leben die nöthigen Kräfte vorzubereiten und zu liefern. Aber bei dieſem Staatsbegriffe kommt es nicht zur Familie; dem

Hause bleibt, wie einst in Sparta, nichts weiter als eine beschränkte ökonomische Thätigkeit und die Erziehung der Kinder im eigentlichen Kindesalter, denn später übernimmt sie der Staat. Je mehr nun in einer Zeit eine solche *Ueberschätzung des öffentlichen Lebens* hervortritt, desto beschränkter und niedriger wird die Sphäre des häuslichen Lebens gedacht. Und so identificiren auch in unseren Tagen die meisten von denen, welche die *Häuslichkeit* zum Principe der Mädchenerziehung machen wollen, die Häuslichkeit ohne weiteres mit der *Haushaltungskunst*. Sie dringen vor allem darauf, daß die Mädchen zu tüchtigen Wirthschafterinnen und allenfalls zu Kinderpflegerinnen gebildet werden, und erwarten davon die Heilung des socialen Uebels, an dem die Zeit leidet. Aber sie nehmen nicht war, wie sehr durch diese ganze Richtung das Haus seiner tieferen Bedeutung beraubt wird. *Häusliches und öffentliches Leben sind gleichberechtigte Faetoren im Leben des Volkes* und müßen, jedes auf seine Weise, *den ganzen Inhalt der nationalen Entwicklung* zur Erscheinnng bringen, das Haus in der Form des natürlich gebundenen, persönlich-gemüthlichen Verkehrs, die Oeffentlichkeit in der Form des gesetzlich bestimmten, allgemein-geistigen Lebens. Darum wird das häusliche Leben durch die *Sitte* getragen, denn diese ist nichts anderes, als der familienhafte und individuelle Ausdruck der Volkseigenthümlichkeit. Was aber zur Sitte werden soll, das muß aus den tiefsten Lebensbedingungen, aus der Natur und der Geschichte eines Volkes hervorgegangen sein, und alles, was von dieser Art ist, soll auch zur Sitte werden, und in dem Burgfrieden der Häuslichkeit sollen alle heiligsten Güter einer Nation recht geborgen werden, auch für den Fall, daß die Leidenschaften, die das öffentliche Leben oft bewegen, jene Güter gelegentlich misachten und verkennen. So dringen die religiösen und politischen, die künstlerischen nnd alle anderen Interessen des nationalen Lebens in das Haus und erst dort ist die volle und rechte Häuslichkeit, wo diese Interessen in der ganzen Sitte des Hauses einen Ausdruck und eine Pflege gewonnen haben. In diesem Sinne ist dann der paradoxe Satz W. H. Riehls (die Familie S. 61) „daß das echte Familienleben an sich schon eine Form des öffentlichen Lebens sei," zu verstehen, weil das Haus zum Träger der Volksthümlichkeit geworden ist, und so erfüllt sich das Wort J. J. Wagners, daß sich das Volk in seinen Familien selber anschaue. Blicken wir von hier aus auf das Weib, welches die eigentliche Repräsentantin und die Trägerin des häuslichen Lebens ist, so ergeben sich daraus sehr wichtige Folgerungen für das Wesen der weiblichen Bildung. Denn zunächst soll dem Weibe kein nationaler oder menschlicher Vorzug vorenthalten werden, es soll Theil haben und Theil nehmen an allem, was einem Volke Gutes, Edles, Großes und Heiliges verliehen ist; denn es ist das Wesen des Hauses, daß es den ganzen Inhalt nationaler Entwicklung in seiner Sitte abspiegele und bewahre; aber das Weib soll eben mit seiner Theilnahme in den Schranken der Sitte und des Hauses bleiben. Nur der Coefficient ist ein verschiedener, mit welchem die bewegenden Gedanken und Kräfte des Volkslebens in der Sphäre der Häuslichkeit und in der der Oeffentlichkeit erscheinen, an sich sind sie dieselben. Und die Gesundheit nationaler Entwicklung ist gerade an dieses Grundverhältnis gebunden. Findet sich die Bethätigung eines Factors des nationalen Lebens vorzugsweise nur in der Oeffentlichkeit, in den Gotteshäusern, den Parlamenten, den Museen, den Clubbs, den Vereinen ꝛc., dringt das Interesse dafür nicht in die Häuser und Familien, das innere Leben derselben gestaltend, so hat ein solcher Factor keine Wurzel im Volke. Mit Recht erwarten wir darum erst dann ein wahrhaft kirchliches Leben wiederkehren zu sehen, wenn der häusliche Gottesdienst wieder hergestellt sein wird. Aber mit den patriotischen, bürgerlichen, künstlerischen Interessen ist es dasselbe; sie wollen und sollen alle ihre tiefste Wurzel im Familienleben finden. Verhält es sich aber so, so muß auch das Weib für diese Interessen Sinn, muß ein Verständnis derselben haben und für sie erwärmt sein. Der richtige Begriff der Häuslichkeit *schließt daher die geistige*

Bildung keineswegs aus, ſondern fordert dieſelbe vielmehr, da das Haus ſelbſt der Träger der nationalen Idee ſein ſoll. Am wenigſten iſt es zuläßig, das Weſen der Häuslichkeit auf die Haushaltungskunſt zu beſchränken, denn dieſe iſt ſelbſt ohne Bildung nicht denkbar. Iſt doch die ganze Haushaltung in der Familie auch nur der individualiſirte Ausdruck für das Verhältnis, welches der Geiſt des Volkes zur Natur, theils in Abhängigkeit von derſelben, theils in Beherrſchung derſelben einnimmt. Aber dieſes Verhältnis unterliegt der Entwicklung, die das ganze Volk durchmacht. Die Entdeckungen der Naturwiſſenſchaften, die Vortheile des freieren Handelsverkehrs, die Fortſchritte der Gewerbsthätigkeit und der geſammten Induſtrie üben auf das Haus einen fortdauernden und unermeßlichen Einfluß, den zu würdigen, in ſeinen gefährlichen Wirkungen abzuwehren, in ſeinen heilſamen zu benutzen, nur eine gebildete Frau vermag. So hat z. B. das Spinnen und Weben, worin die deutſche Hausfrau länger als ein Jahrtauſend ihren Reichthum und ihren Ruhm fand, für unſere Zeit dieſe Bedeutung nicht mehr, ſeitdem die Handarbeit gegenüber der Fabrikinduſtrie zur Verſchwendung geworden iſt; und es iſt keine Frage, daß mit dem Zurücktreten dieſer wichtigſten und allgemeinſten weiblichen Beſchäftigung das geſammte häusliche Wirken der Frauen in ein gewißes Schwanken gerathen iſt. Amalie Marſchner (Der Erziehungsberuf der Frauen S. 89) hat ſehr gut die ſittliche Wirkung dargeſtellt, welche mit dem Spinnrocken dem deutſchen Hauſe verloren gegangen iſt. Aber ſo wahr dies iſt, ſo bleibt es noch immer eine ſehr rühmliche und wichtige Eigenſchaft einer tüchtigen Frau, die Qualität des Gewebes, welches ſie kaufen will, beurtheilen, reine Leinwand von gemiſchten Fabrikaten unterſcheiden und den Werth derſelben richtig ſchätzen zu können. Selbſt das Spinnen und Weben ſollte ihr nicht ſo ganz fremd ſein, denn was im großen und ganzen gilt, gilt noch nicht für jeden ſpeciellen Fall. Es giebt noch Localitäten, es giebt noch mancherlei Zuſtände, in denen namentlich das Spinnen wohl angebracht iſt, denn eine gute Wirthin weiß, daß auch der geringſte Erwerb, der unter gewißen Umſtänden möglich iſt, in ſittlicher und ökonomiſcher Hinſicht einen unſchätzbaren Werth hat gegenüber der Unthätigkeit und Trägheit, welche ohne jenen Erwerb eintreten müßte. Ganz ähnliche Veränderungen ſind eingetreten in der Art der Ernährung, in allen Puncten der leiblichen Diät, in der Beleuchtung, in der Ausſtattung unſerer Zimmer und Häuſer, in den Mitteln, die Reinlichkeit derſelben aufrecht zu erhalten, und in vielen anderen Puncten. Und bei den außerordentlichen Fortſchritten der Naturwiſſenſchaften in unſerer Zeit bringt jeder Tag auf dieſem Gebiete etwas neues. Wenn es in alle dem, ganz ſo, wie auf den allgemeinſten Lebensgebieten, eine gewiße Berechtigung des Alten und eine ſolche des Neuen, wenn es hier, ganz ſo, wie im Staatshaushalte, einen Schein und eine Wahrheit des Calculs, wenn es in jedem einzelnen Hauſe, wie in jedem einzelnen Staate, einen Unterſchied giebt zwiſchen dem, was nothwendiges Bedürfnis und was Luxus, was hier, ob es auch viel koſte, doch ſparſam, und was, ob es auch billig ſei, doch verſchwenderiſch wäre, ſo ergiebt ſich, daß eben zur rechten Führung des Haushaltes neben gewißen ſittlichen Eigenſchaften auch eine intellectuelle Bildung nothwendig iſt, die durchaus nicht zu gering veranſchlagt werden darf, wenn man den unermeßlichen Einfluß erwägt, den die verſtändige Handhabung dieſer Dinge auf das Wohl und Wehe ganzer Familien und ganzer Generationen haben muß. Aber auch die Art und Eigenthümlichkeit intellectueller Bildung der Frauen wird durch die wohlverſtandene Bedeutung des häuslichen Lebens und durch den häuslichen Beruf des Weibes gegeben. Denn wie harmoniſche Geſammtbildung aller Kräfte dem Weibe überhaupt entſpricht, ſo fordert auch das Haus, welches den Schatz der Volksbildung bewahren ſoll, von dem Weibe im Unterſchiede von dem Manne hauptſächlich eine allgemeine Bildung. Lazarus (Das Leben der Seele 1. Band S. 35 f.) hat den Unterſchied der allgemeinen Bildung von der (männlichen) Berufsbildung ſehr trefflich auseinander geſetzt und gezeigt, wie jene allgemeine Bildung etwas ganz anderes ſei, als Vielwiſſerei einerſeits und Philoſophie

oder Wissenschaft andererseits. Sie ist durchaus nicht eine zufällig aufgehäufte Summe fragmentarischer Kenntnisse, eben so wenig ist sie eine Erkenntnis der Principien des Wissens, oder die geistige Beherrschung eines Wissensgebietes in der systematisch geordneten Vollständigkeit seines Inhaltes und Umfanges; die allgemeine Bildung besteht in der klaren Auffassung derjenigen leitenden Ideen und Gesetze, welche in den verschiedenen Wissensgebieten zur Erscheinung kommen. Freilich können diese Gesetze nicht anders erkannt werden, als so, daß sie an dem Concreten, Factischen und Individuellen angeschaut werden; aber es genügt, aus der Menge des concreten Materials nur diejenigen Erscheinungen hervorzuheben, an denen das betreffende Gesetz oder die vorliegende Idee sich deutlich erkennen läßt. Von der Vollständigkeit des Inhaltes kann abgesehen werden, ja es kann das concrete Material, an welchem ein allgemeines Gesetz anschaulich gemacht und zum Verständnis gebracht worden ist, in seinen Einzelheiten dem Gedächtnisse später entschwinden; für die Intelligenz ist es entscheidend, daß dieses Gesetz erkannt ist, und daß mit der klaren Auffassung desselben das Interesse und Verständnis für eine Menge verwandter Erscheinungen gegeben ist. Wer an einer Pflanze die wesentlichen Organe des Pflanzenlebens einmal erkannt, wer an der Geschichte eines Staates die Gegenbewegung der Parteien einmal mit Klarheit verfolgt hat, der mag immerhin gelegentlich die factischen Einzelheiten, an denen er zu diesen Anschauungen gelangt ist, vergessen, für das Verständnis des Pflanzenlebens oder geschichtlicher Vorgänge hat er einen allgemeinen Maßstab gewonnen, der ihm nicht mehr entschwinden kann. Zur Auffassung dieser idealen Elemente der einzelnen Wissenschaften ist aber auch gerade die weibliche Natur in besonderem Grade befähigt, da die intellectuelle Potenz des Weibes weniger in der Form des logischen Denkens, als in einer instinctiven Apperception der Dinge und ihrer Verhältnisse zu einander sich erweist. (Vergleiche was in dem Artikel „Bildung" S. 661 und 662 über allseitige Bildung gesagt ist.)

Daß diese Seite und Form menschlicher Bildung aber die dem weiblichen Geschlechte einzig eignende sei, darauf werden wir noch von einer andern Seite her mit Nothwendigkeit gewiesen. Erwägen wir den physischen Unterschied der Geschlechter, so springt sofort der Umstand in die Augen, daß die Bildungsperiode des weiblichen Geschlechtes gegen die des Mannes eine ungleich kürzere ist. Das Weib, physisch weit früher ausgebildet als der Mann, hat in einem Alter, in welchem der Mann sich noch auf seinen Beruf vorbereitet, häufig schon eine Häuslichkeit zu verwalten und Kinder zu erziehen. Jene kurze Bildungsperiode, auf welche das weibliche Geschlecht von der Natur gewiesen ist, wird aber auch noch durch die gewaltsameren, das Blut- und Nervenleben oft mächtig erschütternden organischen Prozesse des weiblichen Lebens gestört und dadurch abgekürzt. Um so gewißer wird es Aufgabe sein, dem Mädchen die Resultate der Wissenschaft nahe zu bringen, ohne sie die langen Wege, auf welchen dieselben gewonnen werden, gehen zu lassen. Und dahin drängt auch die Natur des mütterlichen Berufes, der sich in jenen organischen Prozessen andeutet. Soll die Mutter die Erziehung der Kinder in einer solchen Weise leiten, daß schon in die zarten Seelen die Keime der sittlichen und intellectuellen Bildung gesenkt werden, so muß eben in der Mutter selbst der ideale Inhalt alles wissenswürdigen ein Leben gewonnen haben. An diesem Puncte laufen alle wesentlichen Richtungen des weiblichen Lebens zusammen. Auch was die Gattin dem Gatten entgegen bringen soll an geistiger Geweckheit und Fähigkeit, auf seine Bestrebungen einzugehen, ja sie zu ergänzen, ist eben dieses Interesse an den höheren Fragen des menschlichen Daseins überhaupt, dieses receptive Verstehen, welches dem productiven Können entspricht, und, weit entfernt, die Liebe der Gatten zu erkälten durch jene intellectuelle Gemeinschaft, auf welche Vinet in seinem Gutachten über die Töchterschule in Lausanne (Alex. Vinet über die Aufgabe weiblicher Bildung übersetzt ꝛc. von Dr. R. König S. 11) mit Recht einen so

hohen Werth legt, das Band der Herzen nur noch reicher und dadurch inniger und wärmer und feſter macht.

Es darf alſo die Forderung, daß die Häuslichkeit zum Ausgangs- und Zielpuncte gemacht werde, recht erwogen, in der That die Bedeutung eines Principes für dieſe ganze Seite der Erziehung in Anſpruch nehmen. Die beſſern neuern Schriften über den Gegenſtand kommen faſt durchgängig auf das Reſultat hinaus, daß die Mädchen zur Häuslichkeit und zur geiſtigen Bildung geführt werden ſollen, ohne doch Art und Grenze dieſer geiſtigen Bildung mit Sicherheit anzudeuten. Aber dieſes Reſultat iſt ein Pleonasmus; das Haus fordert eben ſchon die Bildung, denn es ſoll die Bildung des Volkes hüten und in dem Begriffe der rechten Häuslichkeit iſt ſchon jenes Intereſſe an den geiſtigen Objecten menſchlicher Entwicklung geſetzt, welches den Gebildeten vom Ungebildeten unterſcheidet. Eine ungebildete Frau kann daher niemals der rechte lebendige Mittelpunct eines Hausweſens werden; ſie kann dem Manne jenes Verſtändnis für ſeine Beſtrebungen nicht entgegenbringen, welches er eben auch im Hauſe bedarf, wenn er freudig wirken ſoll; ſie kann den Kindern nicht eine ſichere Führerin in den mannichfachen Irrgängen des Herzens und Geiſtes werden und wird alſo auch in ihrem mütterlichen Wirken durch den Mangel der Bildung beeinträchtigt und gehindert. Und wenn Vinet (a. a. O. S. 18) die Frage, aus welchen Elementen die weibliche Bildung beſtehen ſolle, ihrer Schwierigkeit wegen lieber ganz unbeantwortet läßt, und, wie eben auch andre, nur auf die empfundene Nothwendigkeit einer ſolchen ſich beruft, wenn er (a. a. O. S. 27) es für unzureichend hält, dem Geiſte der Mädchen eine gute Form und gute Gewohnheiten zu geben, und wenn er vielmehr ein „gewißes Grundcapital, eine gewiße Anzahl von Begriffen, in deren Beſitz der Geiſt geſetzt werden muß", fordert; ſo ergiebt ſich, wie oben gezeigt, aus der rechten ethiſchen Würdigung des Hauſes, worin dieſes Grundcapital beſtehe. Wird aber der Begriff der Häuslichkeit in ſolcher Enge gefaßt, daß darunter nur die Arbeit für den Haushalt verſtanden werden ſoll, ſo wird nicht nur das Weib dem Manne gegenüber auf eine unzuläßige Weiſe herabgeſetzt, ſondern auch in der Sache ſelbſt, wie gezeigt worden, etwas unmögliches gefordert, denn auch zur tüchtigen Führung des Haushaltes gehört Bildung. Die einſeitige Beſchränkung der weiblichen Thätigkeit auf dieſe Sphäre der Wirthſchaftlichkeit müßte nothwendig einen Druck auf die Bildung des Volkes überhaupt üben, da ſie die idealen Momente des Lebens unterſchätzt und einem einſeitigen Realismus huldigt. Uebrigens darf nicht verkannt werden, daß unter den irrigen Anſichten über weibliche Erziehung die in Rede ſtehende die unſchädlichſte iſt, der unter Umſtänden ſogar ihr Werk auf überraſchende Weiſe gelingen kann. Sie weiſet doch immer das Mädchen in die richtige Sphäre des Hauſes und ihr Mangel beſteht nicht darin, daß ſie einen verkehrten Weg einſchlägt, ſondern darin, daß ſie den eingeſchlagenen Weg nicht bis zu dem rechten Ziele verfolgt. Wenn, wie in dem Epitaphium jener Römerin die Summe eines Frauenlebens ſich in die Worte zuſammenfaſſen läßt: „domi mansit, lanam fecit", ſo erfüllt uns das mit gerechter Wehmuth darüber, daß es Zeiten geben konnte, in denen das beſſere Theil weiblicher Kraft ſo brach liegen mußte; aber wir blicken mit Achtung auf ein ſolches Leben, welches, auch ohne die geiſtige Erhebung der Bildung, doch ſtark genug war, die ſittliche Schranke, in welche die Natur das Weib gewieſen hat, feſtzuhalten.

Die Familienhaftigkeit alles weiblichen Lebens haben in neuerer Zeit Riehl vom ſocialen, Karl von Raumer (im 3. Bd. 2. Abſch. ſeiner Geſchichte der Pädagogik, in der Abhandlung: „Erziehung der Mädchen") vom pädagogiſchen Standpuncte aus kräftig hervorgehoben. Dem letzteren iſt heftiger als nöthig war widerſprochen worden. Da auch ihm die bloß „haushälteriſche" Erziehung der Mädchen nicht genügt, und er neben dieſer eine gediegene geiſtige Bildung fordert, weil er ſehr gut weiß, daß „bei dem Mangel derſelben in dem Mädchen ein unnützes, ja wahrhaft ſeelenverderbliches Intereſſe an ganz nichtigen, eitlen Dingen nothwendig erwachen muß," ſo iſt im Prin-

cip gegen ihn nichts einzuwenden. Wenn er dagegen die geiſtige Bildung der Mädchen nicht der Schule, ſondern dem Unterrichte der Mutter anvertrauen will, ſo liegt zwar darin eine zwiefache Verkennung deſſen, was die Schule vermag, und deſſen, was das Haus in den meiſten Fällen nicht vermag; aber ein Widerſpruch gegen ſeine eigenen Grundforderungen liegt nicht vor, eher eine Idealiſirung derſelben, die der Wirklichkeit nicht entſpricht. Wo das Haus ſo frei von den äußern Bedingungen des Lebens iſt, daß es den Aufgaben der Erziehung ganz leben kann, wo Vater und Mutter ſelbſt einer wahren Bildung ſich erfreuen, da iſt die Raumerſche Idee, daß die Töchter nur von der Mutter unterrichtet werden ſollen, keineswegs unausführbar, wie ſie ja in vielen Familien in England und vereinzelt auch in Deutſchland in der That ausgeführt wird. Aber eine ſolche Stellung des Hauſes *iſt* nicht nur die *Ausnahme*, ſondern ſie *ſoll* es ſein. Eine Familie, die ganz nur ſich ſelbſt lebt, hört auf in jenem lebendigen Zuſammenhange mit dem Volke zu ſtehen, der dem Hauſe immer neue ſittliche und geiſtige Lebenskräfte zuführt. Und ſo kommt ja Raumer ſelbſt ſchon auf die aus einem Verein von Müttern gebildete Mädchenſchule. Der Irrthum Raumers beſteht vielmehr hauptſächlich in der Ausſchließung des ſchulmäßigen und damit des *männlichen* Unterrichtes. Im übrigen ſind ſeine Anſichten aller Aufmerkſamkeit werth. Er hat Ernſt gemacht mit der Forderung, die ſchon Schleiermacher aufgeſtellt und auf welche dieſer den ganzen Unterſchied der Mädchenſchule von der Knabenſchule baſirt hat, daß der Unterricht und die Disciplin der Mädchenſchule den Charakter *der Familienhaftigkeit* bewahren müße, eine Forderung, welcher in den meiſten höhern und niedern Mädchenſchulen kaum annäherungsweiſe erfüllt wird. Ueberhaupt aber liegt der Raumerſchen Idee die Wahrheit zu Grunde, daß ein Mädchen nur dasjenige von allem, was ſie lernt, ſich innerlich aneignen und für ihre geiſtige Bildung wirklich verwerthen kann, wofür ſie die Reſonanz in der Familie findet. Nun aber gehört Raumer auch zu denen, welche mit Nachdruck die Wichtigkeit der *Gemüthsbildung* und insbeſondere der *religiöſen Erziehung* für das weibliche Geſchlecht betont haben. Die Anſicht, *das Weib müße zur Frömmigkeit erzogen werden*, iſt in unſeren Tagen ſo oft wiederholt worden, daß darüber gewißermaßen ein ſtillſchweigendes Uebereinkommen zu herrſchen ſcheint. Indeſſen iſt weder eine weſentliche Aenderung in der Erziehung und dem Unterrichte der Mädchen nach dieſer Seite hin bisher warzunehmen, noch liegt die Sache ſo einfach, wie ſie gewöhnlich genommen wird. Denn wenn auf evangeliſch-chriſtlichem Standpuncte überhaupt ſo geurtheilt werden muß, daß Frömmigkeit der Anfang und das Ziel aller wahren Bildung iſt, ſo daß ohne Religioſität eine kernhafte und den ganzen Menſchen innerlich befreiende, reinigende und in ſeiner Umgebung orientirende Bildung gar nicht gedacht werden kann; ſo gehört dies zu den Vorausſetzungen, welche ſowohl für das eine, wie für das andere Geſchlecht gelten. Es ſcheint alſo, wenn über weibliche Bildung im Unterſchiede von männlicher die Rede iſt, der Erwähnung nicht mehr zu bedürfen, daß auch jene, wie dieſe, ihre tiefſte Wurzel in der Frömmigkeit haben müße, da ſich dies ſchon von ſelbſt verſteht. Es ſcheint auch gerade in dieſer Beziehung um ſo weniger zuläſſig, einen Unterſchied zwiſchen den Geſchlechtern zu machen, da die h. Schrift einen ſolchen nicht kennt und überall, wo es ſich um die Erlöſungsbedürftigkeit und Erlöſungsfähigkeit handelt, das geſammte Menſchengeſchlecht auf eine gleiche Stufe ſtellt. Wenn nun geſagt wird, daß die Mädchenbildung *vorzugsweiſe* eine religiöſe ſein ſoll, ſo entſteht die bedenkliche Frage, ob dadurch nicht ein Unterſchied zwiſchen den Geſchlechtern geſetzt wird, der, weil er gerade die höchſten Angelegenheiten des Menſchen betrifft, die Gleichberechtigung der Geſchlechter aufhebt. Bedarf das Weib der Religion mehr als der Mann, weil ein tieferer Defect in der weiblichen Natur oder eine größere Schwachheit derſelben durch die größere Intenſität des religiöſen Lebens ausgeglichen werden muß, ſo wird offenbar dem Manne eine *höhere* ſittliche Qualität zugeſchrieben, und wir treten auf den Standpunct des heidniſchen Alterthums zurück. Bedarf das Weib aber einer tieferen Religio-

ſität, weil die weibliche Natur ein näheres, unmittelbareres Verhältnis zu Gott hat und eben darum eine innigere und beharrlichere Gemeinſchaft mit Gott eingehen muß, als die männliche, wenn ſie ihre Beſtimmung erfüllen und ſich ſelbſt genügen ſoll; ſo iſt die ſittliche Qualität des Weibes ohne Zweifel die höhere, denn ſie ſteht dann Gott abſolut näher als der Mann. Nun ſollte man zwar meinen, daß im letzteren Falle es gerade der Mann wäre, in deſſen Erziehung der religiöſe Factor betont werden müßte, da es ja darauf ankäme, ſeiner natürlichen Unfähigkeit und Schwachheit in dem weſentlichſten Puncte der Bildung auf beſondere Weiſe zu Hülfe zu kommen, daß hingegen gerade in der weiblichen Erziehung in dieſem Puncte weniger zu thun wäre, weil die weibliche Natur ſelbſt durch ihre größere Empfänglichkeit für das Göttliche und durch ihre nähere Verwandtſchaft mit demſelben dem Einfluſſe der Erziehung überall ſchon williger entgegen komme. Und doch wird der Forderung, daß die Bildung der Mädchen vorzugsweiſe eine religiöſe ſein ſoll, gerade dieſe letzte Begründung gegeben. Es wird (vgl. z. B. Carus, Pſyche S. 258) darauf hingewieſen, daß das Weib, vermöge eines gewiſſen Vorwaltens des unbewußten Lebens feſter und unwandelbarer an dem Göttlichen haften bleibe, als der Mann, daß das regere und lebendigere Gefühlsleben der weiblichen Seele auf ein tieferes Walten des göttlichen Geiſtes in ihr weiſe ꝛc. Dem entſprechend werden dann auch oft ſolche Ausſprüche gehört, daß ein Weib ohne Religion ein Ungeheuer ſei und alle Vorzüge ſeiner Natur einbüße, daß dagegen an dem irreligiöſen Mann noch immer mancherlei geſchätzt werden kann, wie z. B. ſeine Geſetzlichkeit, Pflichttreue, Ordnung u. ſ. w. Aber dieſe Behauptungen laſſen ſich bei näherer Betrachtung nicht halten. Der oft bemerkten Empfänglichkeit der Frauen für religiöſe Eindrücke ſteht gegenüber dieſelbe Empfänglichkeit für Eindrücke anderer Art. Wenn die Kirchen vorzüglich von Frauen beſucht werden, ſo bilden dieſe auch in den Theatern, Concerten und bei allem, was das Geräuſch und der Wechſel des Lebens zu hören und zu ſehen giebt, die entſchiedene Mehrzahl. Die wahrhaft fromme Frau iſt aber eben ſo ſelten, als der wahrhaft fromme Mann. Tauſende von Frauen ſtehen, was ihr religiöſes Leben betrifft, auf einem Standpuncte, der an Unſicherheit und Kraftloſigkeit des Glaubens von dem zur Schau getragenen Indifferentismus der Männer kaum übertroffen wird, ohne daß ihnen der Vorwurf hervorragender Pflichtvergeſſenheit immer gemacht werden darf, oder daß ſie ſofort zu Ungeheuern geſtempelt werden dürften. Wenn denn freilich die Wirkſamkeit ſolcher Frauen doch des tieferen Segens entbehrt, ſo muß behauptet werden, daß das Wirken des irreligiöſen Mannes nicht weniger dieſes Segens ermangelt. Auch er reißt mit der einen Hand nieder, was er mit der andern durch die legalen Tugenden ſeiner Handlungsweiſe erbaut. Es iſt eben hier kein Unterſchied; in dieſen tiefſten und fundamentalſten Beziehungen des Menſchen zu Gott ſind ſie eben allzumal, Männer und Weiber, einander gleich. Nur die Form, in welcher das religiöſe Leben dem einen und dem anderen Geſchlechte zugänglich iſt und innewohnt, *kann eine verſchiedene ſein*. Aber gerade durch dieſe Verſchiedenheit wird die Berechtigung der Forderung, daß die Mädchenbildung vorzugsweiſe eine religiöſe ſein müße, in gewißem Sinne begründet.

Blicken wir noch einmal auf die Parallele zurück, die zwiſchen dem Hauſe und dem weiblichen Leben auf der einen, zwiſchen der Oeffentlichkeit und dem männlichen Wirken auf der andern Seite gezogen worden iſt, ſo leuchtet ein, wie ſehr der pſychologiſche Charakter der weiblichen Natur mit dem Weſen des häuslichen Lebens übereinſtimmt. In beiden iſt das *Gemüth* das Grundelement des ganzen Lebens. Die Glieder der Familie werden am ſtärkſten zuſammengehalten durch das Gefühl und zwar durch das auf dem Naturzuſammenhange ruhende Gemeingefühl der Zuſammengehörigkeit. Daher ſteht das häusliche Leben unter dem Geſetze *der Liebe*, und es kann in der Familie keine Thätigkeit, keine Wirkung des einen auf den anderen, nicht einmal eine Differenz der Familienglieder unter einander, gedacht werden, die das Moment der Liebe ganz ausſchließen dürfte. In dem öffentlichen Leben dagegen herrſcht der *Gedanke* in ſeiner

abstracten Allgemeinheit als Gesetz, als Recht, als äußere Ordnung, und dieser Buchstabe des Gesetzes kann nur dadurch in Uebereinstimmung gesetzt werden mit dem Geiste heiliger Liebe, daß die einzelnen diesen Geist, der eins ist mit dem der wahren Humanität, aus dem Hause in die Oeffentlichkeit mitbringen. Dadurch fällt dem Hause vor allem die primitive und continuirliche Anregung des religiösen Lebens zu, und die ganze Eigenthümlichkeit des Familienzusammenhanges begünstigt dieselbe. Denn, wie man auch über das Wesen der Religion denken mag, dagegen wird schwerlich noch eine Einsprache erhoben werden, daß die Entwicklung des religiösen Lebens ihren Ausgang nimmt von einer Erregung heiliger Gefühle, einem unmittelbaren Innewerden des Göttlichen, an welches dann, wie bei allen andern psychologischen Entwicklungen, die intellectuelle und ethische Ausgestaltung der Religiosität sich anschließt. Ist nun die psychische Grundform des Familienlebens das Gemüth, zeigt sich im Hause das Gefühl als der vornehmlich erregte Factor aller Seelenzustände, so folgt daraus, daß die ursprüngliche und wesentliche Pflege des religiösen Lebens nur dem Hause gelingen kann. Das Haus bietet aber auch dem Bewußtsein jene ersten objectiven Thatsachen, Ideen und Verhältnisse dar, welche das Gefühl mit einem religiösen Inhalte erfüllen können. Vater und Mutter werden ewig die wahrsten und tiefsten Symbole der göttlichen Macht und Liebe bleiben, und indem sich daher das Kind in diesen Verhältnissen orientirt, gewinnt es zugleich Anschauungen, an denen ihm seine Beziehung zu Gott verständlich wird. Diese Sätze sind freilich nicht so zu verstehen, als ob das Haus, weil es auf dem Gemüthsleben ruht, darum an sich schon ein religiöses Leben producire, vielmehr gehören alle Gefühle und Gemüthserregungen zunächst ganz dem natürlichen Leben an, und es kommt eben darauf an, sie über dasselbe zu erheben; aber insofern der Mensch in seinen Gefühlen unmittelbar, d. h. in der Substanz seines Wesens, von der Substanz der Objecte bestimmt wird, und diese Art der Erregung für das religiöse Leben die nothwendigste aller Forderungen ist, insofern muß gesagt werden, daß das Haus die wichtigste Stätte für religiöse Bildung ist. Und hier trifft denn in auffallender Weise die psychische Organisation der weiblichen Natur zusammen mit der Aufgabe des häuslichen Lebens. Denn wenn der Vater das Haupt der Familie ist, so ist die Gattin, die Mutter, die Frau, die Seele desselben; sie ist in ihrer vorherrschenden Innerlichkeit selbst das Urbild dessen, was das häusliche Leben sein soll: ein Herzensleben, ein Gemüthsleben; und soll nicht die Weiblichkeit selbst vernichtet werden, so muß alle Bildung dazu beitragen, dieses Gemüthsleben als solches zu bereichern. Ebendadurch wird die Frau das natürliche Centrum der Familie und das belebende Princip des Hauses, weil von der Unmittelbarkeit ihres Wesens alle Glieder desselben auf gleiche Weise ergriffen werden und sich ergriffen fühlen. Ebendaraus erklären sich so viele Aeußerungen über die Geschlechtsdifferenz, welche darauf hinausgehen, daß an dem Weibe zu schätzen sei, was es ist, und an dem Manne, was er thut; denn da das Weib unmittelbarer von der Substanz der Objecte berührt und bestimmt wird, als der Mann, der im Gegentheil zu einer bedeutenderen spontanen Einwirkung auf die Objecte im Denken und Handeln berufen ist, so kommt für das Weib alles darauf an, durch welche Objecte es von vornherein bestimmt ist und die allgemeine Richtung seines Wesens empfangen hat. Wenn daher das vorherrschende Gefühl die weibliche Natur besonders empfänglich macht, wie für alle Eindrücke, so auch für die religiösen, so fordert eben diese Erregbarkeit der Empfindung, damit sie nicht zur Charakterlosigkeit entarte und der Macht zufälliger Eindrücke anheimfalle, daß das Weib in der Substanz des religiösen Lebens verweile, d. h. daß die Gefühle des Weibes von Anfang an in die Bahn der Religiosität geleitet und dauernd in ihr erhalten werden.

Auch dem Manne darf diese mystische Seite der Frömmigkeit nicht fehlen, ja sie mag als psychische Potenz in einzelnen Männern energischer wirken, als in vielen Frauen, sie mag in der männlichen Seele überhaupt gelegentlich mit einer Gewalt hervortreten,

mit welcher ſie ſich in der weiblichen Natur nur ſelten oder nie kund giebt; aber daß ſie in dem Manne eben nur momentan, in gewißen Intervallen und auf gewißen Höhepuncten des Glaubens, bei der Frau aber in ununterbrochener Stetigkeit ſich äußert, daß ſich die Richtung des Mannes auf das Göttliche viel dauernder in dem Suchen nach Erkenntnis, in der Begründung der Wahrheit für die Ueberzeugung, in dem Ringen mit dem Zweifel, alſo in der intellectuellen Ausgeſtaltung des religiöſen Triebes darſtellt, als in der Stetigkeit religiöſer Empfindungen, darin offenbart ſich ein ebenſo unleugbarer als bedeutſamer Unterſchied der Geſchlechter. Von dem Manne, der mit der Negation des Glaubens beginnt, läßt ſich immer noch eher erwarten, daß er mit dem Glauben enden werde, als von der Frau, die in ihrer Jugend das Herz an die Eitelkeit der Welt gehängt und die religiöſe Empfindung in ihrer Seele nicht hat aufkommen laſſen. Jenen kann die Wiſſenſchaft, die Erfahrung und der Ernſt des Lebens zur Wahrheit zurückführen, die er nun mit doppelter Innigkeit als das ſchwer errungene Reſultat ſeines Strebens umfaßt, aber dieſe wird, nachdem ſie die Kraft ihrer Empfindung auf die vergänglichen Güter verſchwendet hat, auch wenn ſie die Nichtigkeit derſelben erkannt, ſchwerlich das ſo geartete Herz noch einmal von den unwürdigen Gegenſtänden ihrer Neigung losreißen und mit ganzer Wärme dem Göttlichen zuwenden können. Der polariſche Gegenſatz der Geſchlechter läßt ſich alſo in Beziehung auf die Form, in welcher das religiöſe Leben in ihnen waltet, dahin präciſiren, daß es dem Weibe eignet, continuirlich und eben darum in jeder Lebensäußerung von vornherein religiös beſtimmt zu ſein, dem Manne dagegen, bei aller Verſenkung in die Welt der Objecte auf die Erkenntnis und Darſtellung des Göttlichen als auf den letzten definitiven Zweck aller praktiſchen und theoretiſchen Wirkſamkeit gerichtet zu ſein. Daß die heilige Flamme frommer Geſinnung am häuslichen Heerde niemals verlöſche, iſt Sache der Frau, daß das Licht der ewigen Wahrheit alle Inſtitutionen des öffentlichen Lebens durchleuchte, iſt Aufgabe des Mannes. Wenn nun immer wieder darauf hingewieſen werden muß, daß es ſich hier nur um einen relativen Gegenſatz handelt, inſofern ja auch dem Weibe im Hauſe ſelbſt eine Fülle von religiöſen Zwecken unmittelbar gegeben und eine mittelbare Einwirkung auf die allgemeinen Verhältniſſe von unberechenbarer Weite eröffnet iſt, inſofern auch des Mannes Wirken für die Zwecke des Reiches Gottes nur inſoweit gelingen kann, als er ſelbſt ſich innerlich zu einem lebendigen Bauſteine am Tempel Gottes machen läßt, ſo wird doch für die Erziehung und den Unterricht beider Geſchlechter durch jenen relativen Gegenſatz ein Anhalt gegeben, der nicht überſehen werden darf. Nur muß man dieſen Unterſchied nicht ſo ausdrücken, daß das Mädchen „vorzugsweiſe" religiös gebildet werden ſolle, denn die Religion iſt aller menſchlichen Bildung gleich weſentlich, ſondern, entſprechend dem eben dargeſtellten Gegenſatze, ſo, daß das Mädchen in der Subſtanz des religiöſen Lebens, d. h. von vornherein und continuirlich in der religiöſen Anſchauung feſtgehalten werden müße, während dem Knaben zugemuthet werden darf und ſoll, von der religiöſen Betrachtung der Dinge auf kürzere oder längere Zeit zuweilen abzuſehen, die Dinge ſelbſt in der ganzen Breite ihrer Lebensentwicklung zu verfolgen und das in ihnen waltende Geſetz der Erſcheinung zu ſuchen, damit eben dieſes Geſetz ihn dann um ſo gewißer zur Anerkennung des Göttlichen zurückführe. Denn was von der Philoſophie geſagt worden iſt, daß eine tiefere Bekanntſchaft mit ihr den religiöſen Sinn nähre, während eine oberflächliche denſelben tödte, das gilt eben von allem Wiſſen, ja es gilt von allen Objecten menſchlicher Thätigkeit, weil überall der Erſcheinung ein Göttliches zu Grunde liegt. Für die praktiſche Bethätigung dieſer Maxime in der Erziehung und im Unterrichte wäre es indeſſen eine irrige Folgerung aus allem Obigen, wenn bei Mädchen weſentlich dahin gearbeitet würde, das religiöſe Gefühl als ſolches, bei Knaben dagegen dahin, den religiöſen Gedanken als ſolchen einſeitig zu wecken. X. Schmid aus Schwarzenberg (in ſeiner philoſophiſchen Pädagogik S. 291) ſtellt mit Recht den Grundſatz auf, daß man die Geſchlechter nicht im Widerſpruche, ſondern im Gegenſatze zu einander

bilden, nicht die trennenden, ſondern die vereinigenden Potenzen cultiviren müße. Soll das Gefühl, der vorherrſchend erregte Factor der weiblichen Seele, der aus derſelben dem Erzieher und Lehrer ſchon immer willig entgegen kommt, zum religiöſen Gefühle erhoben werden, ſo iſt eben nothwendig, daß dem Mädchen überall der Blick in das göttliche Walten aufgeſchloſſen, und in allen Gebieten des Lebens und Wiſſens die religiöſen Beziehungen zum Bewußtſein gebracht werden. Nicht daher in dem eigentlichen Religionsunterrichte, obwohl auch in dieſem gewiſſe Unterſchiede der Behandlung nöthig werden, auch nicht immer in einer extenſiven Erweiterung deſſelben, iſt die Bethätigung der Maxime, daß das Mädchen in der religiöſen Lebensanſchauung erhalten werden müße, zu ſuchen, vielmehr darin, daß bei allem, was das Mädchen lernt, der religiöſe Geſichtspunct in den Vordergrund geſtellt und dieſer, nicht auf tendenziöſe und einſeitige Weiſe, ſondern im Geiſte echter Frömmigkeit feſtgehalten werde. Hier überall iſt es nicht eine gefühlsmäßige, ſentimentale und weichliche Darſtellung, am wenigſten eine ſolche, die darauf ausgeht, gewaltſam die Empfindung zu erwecken und die Phantaſie zu entzünden, welche irgend wie heilſam wirkt, ſondern umgekehrt gerade eine einfache und klare Hervorhebung derjenigen Geſichtspuncte, welche die Wahrheit des göttlichen Wortes in einem neuen Lichte wiedererkennen laſſen. Alle Wiſſensgebiete, und wir nehmen ſelbſt das Rechnen davon nicht ganz aus, bieten eine Fülle ſolcher Beziehungen dar, die ein frommer Sinn, ohne die Wahrheit der Sache zu fälſchen, in ſolchem Geiſte aufzufaſſen und darzuſtellen weiß. Was oben von der Art der intellectuellen Bildung des Weibes geſagt worden iſt, daß nämlich die allgemeinen Geſetze, die Reſultate der Wiſſenſchaft, mit einem Wort, der ideale Inhalt des Wiſſens dem Weibe aufgeſchloſſen werden muß, tritt ſo in die innigſte Uebereinſtimmung mit der Aufgabe der religiöſen Bildung, denn gerade an dieſen idealen Inhalt knüpft ſich am natürlichſten die religiöſe Betrachtung. Und wie mit dem Unterrichte, ſo verhält es ſich denn auch mit der Erziehung. Nicht die bloße Vermehrung der religiöſen Uebung an ſich iſt es, welche hier das Beſte thut, ſondern ein tüchtiges Beiſpiel der Pflichttreue, die im Glauben wurzelt, und die Forderung, daß alles Thun unter dem höchſten Geſichtspuncte der heiligen Pflicht betrachtet und geübt werde. Wird ſo dem Geiſte des Mädchens im Denken und Leben ein heiliger Inhalt gegeben, und die religiöſe Lebensanſchauung überall von vorn herein feſtgehalten, ſo wird das Gefühl ſich dieſes Inhaltes von ſelbſt bemächtigen und ſich zum frommen Gemüthsleben verklären. Dadurch wird denn das Weib der Mittelpunct auch des chriſtlichen Hauſes und von ihm gerade geht ſtill und unbemerkt recht eigentlich die religiöſe Wirkung aus, die oben dem Hauſe der Idee nach zugeſchrieben werden mußte. In dieſer wichtigen und vollen Congruenz der weiblichen Bildung mit dem Weſen des Hauſes wird auch das erſt zur Wahrheit, was von den Frauen als den Erzieherinnen der Menſchheit in unſeren Tagen oft mit ſo hohen Worten gerühmt wird. Nur das fromme Weib kann dieſe ihre unendlich wichtige Wirkſamkeit zu einer heilſamen machen. Je mehr aber die ungläubige Frau durch die ihr anvertraute aber misverſtandene und misbrauchte Macht die ſtille Innerlichkeit des Hauſes und mit ihr die Keime der Frömmigkeit in ganzen Geſchlechtern zerſtört, deſto ernſter haben wir uns anzuklagen, wenn wir der weiblichen Bildung nicht den hohen Ernſt widmen, der ihr gebührt.

Alles, was über das Weſen des häuslichen und des öffentlichen Lebens und über den Parallelismus beider Lebensformen mit der Geſchlechtsdifferenz geſagt worden iſt, gewinnt aber für die Pädagogik eine beſondere Wichtigkeit durch die ſittliche Bedeutung, welche dieſem Parallelismus als einer göttlichen Ordnung zukommt. Unter welchem Schema man ſich jenen Gegenſatz des ſubſtantiell gebundenen, centralen und empfindungsmäßigen Lebens innerhalb der Familie gegen das peripheriſche und bewußte, in der Allgemeinheit des Gedankens wurzelnde Leben der Oeffentlichkeit auch vorſtellen mag: immer wird man ſagen müßen, dem Weibe, welches eben für das Haus mit allen ſeinen geiſtigen und leiblichen Eigenthümlichkeiten geſchaffen iſt, ſei es höchſte Pflicht,

in der Sphäre, in den Schranken des Hauſes zu verharren. Alle Sittlichkeit des Weibes, ſofern eben die beſondere durch das Geſchlecht beſtimmte Form des Sittlichen in Betracht gezogen werden ſoll, läßt ſich zurückführen auf die Forderung der Häuslichkeit. Im Alterthum wurde dieſes Geſetz des Weibes beſonders als Pietät gedacht, als Hingebung an die ſubſtantielle Einheit der Familie. In der Erhaltung und Anerkennung der Familienglieder, in der Sorge für ſie, in der Heilighaltung der Gemeinſchaft mit ihnen wurde die höchſte Pflicht des Weibes geſehen, und es iſt von Bedeutung, daß dieſe ſittliche Forderung an das Weib von Sophokles und Euripides nicht an der Gattin und Mutter, ſondern an der Schweſter zur Anſchauung gebracht wird, weil dadurch die Nothwendigkeit jener Forderung über alle Intereſſen der individuellen Neigung erhoben wird. Aber weil die antike Lebensanſchauung die ſittliche Freiheit der Frauen nicht anerkennt, ſo erinnert jene Forderung der Pietät, die dem Weibe geſtellt war, auch mehr an den Druck und an die perſönliche Rechtloſigkeit, welche die Frauen an das Familien-Intereſſe wies, als an einen innern Vorzug und Reichthum der weiblichen Natur. Dieſer Vorzug konnte erſt durch das Chriſtenthum ſichtbar werden, in welchem auch alle Beziehungen des Familienlebens erſt zu ihrer vollen Geltung gelangten. Wieſe (über die Stellung der Frauen im Alterthum und in der chriſtlichen Zeit S. 11) hebt mit Recht hervor, daß der geſchichtliche Anfang des Chriſtenthums die heilige Familie ſei und bezeichnet die Wirkung des Chriſtenthums auf die alte Welt treffend mit den Worten: Zwiſchen die Trümmer der verfallenden Staatswelt baute die chriſtliche Familie ihre Hütten.“ Heiligung der Familienverhältniſſe iſt noch immer das erſte, womit die neuen Schöpfungen des Chriſtenthums im Leben der Völker beginnen. Ja, man kann ſagen, das Chriſtenthum hat erſt die eigentliche Bedeutung des Familienlebens für die Menſchheit offenbart und hat eben dadurch, daß es alle Beziehungen der Familienglieder unter einander durch die ganze Innerlichkeit des chriſtlichen Lebens vertiefte, reinigte und heiligte, dem äußern Staatsintereſſe, dem in der alten Welt das ganze Leben unterworfen war, das Uebergewicht genommen und der Oeffentlichkeit und ihren Kräften gegenüber das Haus und mit ihm das Gemüth des Menſchen in ihr volles Recht eingeſetzt. Darin hat auch das ſeine Wahrheit, was über die Herrſchaft des weiblichen Principes, welche durch das Chriſtenthum in die Welt gekommen iſt, oft geſagt wird; denn die Erhebung des Weibes war eben die Bedingung für die Erhebung des Hauſes. Aber eben darum hat das Chriſtenthum die Schranken des Hauſes, in welche ſchon die Natur das Weib geſtellt hatte, nicht aufgehoben, ſondern ſie um ſo feſter aufgerichtet, je vollgenügender und reicher die Welt iſt, die es dem Weibe innerhalb des chriſtlichen Hauſes aufgeſchloſſen hat. Die antike Pflicht der Pietät, der nur die Bewahrung der Familieneinheit oblag, iſt im Chriſtenthum unendlich erweitert und in Beziehung geſetzt zu den höchſten Aufgaben der Menſchheit. Es gilt für das Weib nicht weniger als für den Mann, das Reich Gottes zu bauen, und daß das Weib berufen iſt, demſelben Herrn zu dienen, wie der Mann, das iſt eben ſeine Freiheit und Erhebung. Aber wenn alles Wirken für die ewigen Zwecke des Himmelreichs ein Dienen iſt, inſofern es Ein Herr iſt, durch deſſen Kraft und zu deſſen Ehre alles in dieſem Reiche geſchieht, ſo iſt doch dieſer Dienſt, ſofern er als Wirkung des Menſchen auf den Menſchen betrachtet wird, nothwendig wiederum an dieſen Gegenſatz des Herrſchens und Dienens gebunden. Nothwendig, denn da es ſich bei der Darſtellung und Durchführung der göttlichen Gedanken in der Menſchheit darum handelt, daß dieſen Ideen als dem allgemeinen alles beſondere Leben unterworfen werde, ſo muß die Entwicklung der Menſchheit gebunden ſein an die Energie einer zwiefachen Function, von denen die eine darauf gerichtet iſt, die Idee zur allgemeinen, d. h. zur herrſchenden zu machen, die andere darauf, ſich ihr ſelbſt als empfängliches Organ darzubieten, ihr zu dienen. Dieſe Functionen, die das ganze Leben der Menſchen durchdringen und welche daher auch in jedem einzelnen wirkſam werden, ſind auf principielle und habituelle Weiſe an den Gegenſatz der Geſchlechter geknüpft, wie ſchon der pſychologiſche Unterſchied der vorherrſchenden Spontaneität auf

der männlichen, und der vorherrſchenden Receptivität auf der weiblichen Seite es ausſpricht. So iſt die natürliche Ordnung Gottes, daß das Weib Gott dienen ſoll in der habituellen Form des perſönlichen, den Ihrigen gewidmeten Dienſtes, daß aber der Mann Gott dienen ſoll in der vorherrſchenden Richtung auf Beherrſchung anderer. Und dieſe Ordnung der Natur hat das Chriſtenthum mit ſchärfſter Betonung des Geſchlechtsunterſchiedes aufrecht erhalten, ja es hat ſie geheiligt und erläutert durch den Vergleich des ehelichen Bandes mit dem Verhältnis Chriſti zur Gemeinde. Die Härte, welche die betreffenden Ausſprüche des Neuen Teſtamentes auf den erſten Anblick enthalten, verſchwindet ſofort, wenn feſtgehalten wird, daß nur die natürliche Stellung des Mannes zum Weibe durch das vorbildliche Verhältnis Chriſti zur Gemeinde explicirt werden ſoll. Wenn Paulus 1. Cor. 11, 3 ſagt: „Ich laſſe euch aber wiſſen, daß Chriſtus iſt eines jeglichen Mannes Haupt, der Mann aber iſt des Weibes Haupt, Gott aber iſt Chriſti Haupt“, ſo iſt klar, daß hier nicht etwa eine Rangordnung aufgeſtellt werden ſoll, in welcher die Glieder ſo aufeinander folgten: erſt Gott, dann Chriſtus, dann der Mann, und zuletzt das Weib, und daß der Mann für das Seelenheil des Weibes nicht etwa in demſelben Sinne ein Mittler und Verſöhner werden kann, als es Chriſtus für den Mann iſt, ſondern daß hier die Ordnung der Natur an einem Verhältniſſe der Heilsentwicklung erläutert werden ſoll. Eben ſo wie Chriſtus in ſeiner gottmenſchlichen Geſtalt Gott unterthan iſt, ſoll in rein menſchlicher Beziehung das Weib dem Manne unterthan ſein, meint der Apoſtel, und daß es ihm lediglich darauf ankommt, dieſe natürliche Ueberordnung des Mannes über das Weib geltend zu machen, deren Beſtimmung für die Zurückgezogenheit er ſchon durch das zu verhüllende Haupthaar angedeutet ſieht, geht, wie aus der Abſicht der ganzen Stelle, ſo beſonders aus Vers 11 und 12 hervor, wo das Verhältnis beider zu Gott als ein vollkommen gleiches dargeſtellt wird.

Zweierlei iſt es überall, worauf das Neue Teſtament in den ſittlichen Vorſchriften für das Weib dringt, die *Abhängigkeit* desſelben vom Manne und die *Zurückgezogenheit* des Lebens überhaupt. Beide Forderungen weiſen auf das *Haus* als die eigentliche Sphäre weiblichen Lebens, und wenn Paulus in der erwähnten Stelle ein Hervortreten des Weibes in das öffentliche Leben der Gemeinde durch „Beten und Weiſſagen“ nicht abſolut verwirft, weil die Schranken des Geſchlechts nicht als abſolute angeſehen werden können, ſo hat er ſolche Erſcheinungen deutlich genug als Ausnahmsfälle bezeichnet, welche die Regel 1. Tim. 2, 11—12 nicht umſtoßen konnten, ja er fordert ſelbſt für ſolche Fälle ein ſymboliſches Zeichen für die durchbrochene Schranke in der Bedeckung des Hauptes. Alles alſo, was als *weibliche Tugend* angeſehen werden muß, führt das Chriſtenthum auf jene urſprüngliche Ordnung der Natur zurück, nach welcher das Weib, wie Lamennais in einem ſchönen Worte ſagt, eine Blume ſein ſoll, die nur im Schatten duftet. In der That läßt ſich alles, was das weibliche Gemüth als ſolches unterſcheidet und was es in ſeiner ſittlichen Schönheit charakteriſirt, auf jene Abhängigkeit und Zurückgezogenheit des Daſeins, oder mit einem Worte, auf das Leben des Hauſes zurückführen. Zunächſt jene Reihe von ſittlichen Anlagen, welche das Weib befähigen, erbarmende Liebe zu üben, zu pflegen und wohlzuthun, allem Bedürfniſſe entgegen zu kommen, zu beſchwichtigen und auszugleichen und den Frieden aller zu befördern, Anlagen, die auch das alte deutſche Epos anerkannte, wenn es die Frauen die *Friedeweberinnen* nannte. Offenbar iſt in der weiblichen Seele jener Drang der Liebe, der perſönlichen Hingebung an andre, der Selbſtverleugnung habitueller und continuirlicher vorhanden, als in der männlichen, und er iſt es eben darum, weil auf ihm das Familienband und das Familienwohl ruht. In der Familie iſt alles *perſönliche* Beziehung und hat alles eine ſolche, im öffentlichen Leben hat alles vorzugsweiſe eine *ſachliche*. Und da das Weib berufen iſt, in dieſer Hingebung an die Perſon des Gatten und aller Familienglieder ihre eigentliche Wirkſamkeit auf Erden zu finden, ſo iſt mit Recht geſagt worden, daß die Liebe, welche im Leben des Mannes nur eine Epiſode iſt, das Leben der Frau ganz und gar erfülle. Aber freilich erſt indem dieſe

liebende Hingebung durch das Chriſtenthum geheiligt und auf die ewigen Zwecke des Reiches Gottes gelenkt worden, iſt auch die Frau vollkommen das geworden, was ſie von Anfang an ſein ſollte, eine Gehülfin des Mannes, die um ihn wäre, und welcher er in Beziehung auf die irdiſchen und ewigen Zwecke des Lebens gleich ſehr bedarf. Der Pflichtenkreis, der in dieſer Aufgabe des weiblichen Lebens geſetzt iſt, hat eben ſo viel ſittliche Würde und Bedeutung als derjenige des Mannes. Es war daher, wie A. Monod in ſeinen Reden an das weibliche Geſchlecht (La femme, deux discours p. A. M. Paris 1854) treffend hervorhebt, eine große Verkennung des eigentlichen Sachverhältniſſes, wenn Kant (Ueber das Gefühl des Schönen und Erhabenen) dem Manne die erhabene, dem Weibe die ſchöne Tugend vindicirte. Das Beiſpiel, welches Kant anführt, iſt ſehr geeignet, die Ungerechtigkeit dieſes Urtheils zu zeigen. Wenn es dem Manne leichter wird, als der Frau, zu Gunſten eines Freundes auf einen Theil des Vermögens zu verzichten, ſo iſt eben der Grund darin zu ſuchen, daß die Frau dieſen Verluſt in der Seele aller, die davon betroffen werden, empfindet, aber nicht in dem perſönlichen Egoismus der weiblichen Seele. Denn wie weit ſehr häufig der Heroismus weiblicher Liebe die perſönliche Aufopferungsfähigkeit des Mannes übertrifft, das bedarf keiner Erwähnung. Es tritt eben auch hier hervor, daß in der ſittlichen Aufgabe des Mannes und des Weibes kein anderer Unterſchied exiſtire, als derjenige, welcher durch die Gebundenheit des Weibes an die Lebensform der Familienhaftigkeit entſteht. Auf dieſes Grundverhältnis gründet ſich ferner jene regere, zartere und leichter verletzbare Züchtigkeit, welche das Weib offenbart und welche Sitte und Geſetz von ihm fordern. Wenn die Rechtsverhältniſſe aller cultivirten Völker in dieſer Beziehung das Weib ſtrenger beurtheilen als den Mann, um die Legitimität der Abkunft zu ſchützen, ſo ſprechen ſie nur aus, was ſchon die Schüchternheit, mit welcher die Natur in der weiblichen Seele das Schamgefühl bewacht, dem Weibe lehrt, daß es die ſittliche Trägerin der Familie iſt. Wie ſich die Wurzel der Pflanze im dunklen Schooße der Erde verbirgt, ſo ſoll ſich das Weib in der Zurückgezogenheit des Hauſes bergen, damit der Stamm ihres Geſchlechtes kräftig ins Leben wachſe. Nur in der Familie iſt das Weib für die Familie ſicher bewahrt. Mit dieſer ganzen Beſtimmung für das Haus ſteht aber ferner eine andere Eigenthümlichkeit des weiblichen Geſchlechts in Verbindung, welche von entſcheidender Bedeutung für die Aufgabe der Erziehung iſt. In dem Weibe ſind alle ſittlichen Eigenſchaften unter einander inniger verbunden, als in dem Manne. Dieſer kann gewiſſe einzelne Tugenden in beſonderer Stärke offenbaren, neben denen vielleicht eben ſo große Schwächen des Charakters einhergehen. Je mehr aber ein Weib das Prädicat der Weiblichkeit verdient, deſto mehr iſt die Mannigfaltigkeit der Tugenden aufgelöst in die Harmonie derſelben, deſto mehr iſt ihr ganzes Weſen zur Erſcheinung der Tugend überhaupt abgerundet. Was an der echten Weiblichkeit gefällt, das iſt nicht dieſe oder jene Eigenſchaft, es iſt das ganze Zuſammenwirken aller edlen Eigenſchaften; es iſt die Einfalt des Weſens, welche kein Gewicht auf dieſe oder jene Tüchtigkeit legt, ſondern das Vorhandenſein derſelben als etwas natürliches und nothwendiges betrachtet; es iſt dieſe unbewußte und unerſchöpfliche Lebensfülle und Liebesfülle, die aus dem weiblichen Herzen kommt und dasſelbe in dem oft unbegreiflichen Wechſel ſeiner Stimmungen zu einem Bilde der Natur ſelbſt, zu einer in ſich ſelbſt abgeſchloſſenen Welt macht. In dieſer Eigenthümlichkeit der weiblichen Natur, die niemand herrlicher gezeichnet hat als E. M. Arndt (a. a. O. S. 114 f.) iſt der Grund dafür zu finden, daß ſchon das Alterthum auf die Frage, welches das beſte Weib ſei, die Antwort gab: diejenige, von der man am wenigſten ſpricht. Es iſt eben kein beſonderer Beruf und darum keine beſondere Leiſtung oder Eigenſchaft, die von der Frau gefordert wird, ſondern der Beruf aller Frauen der Welt iſt ein einiger und ein gleicher und wird von derjenigen am richtigſten erfüllt, welche ſich am meiſten davor hütet, durch Eingehen auf beſondere Lebenszwecke die Einheit dieſes ihres Berufs zu zerſplittern und dadurch ihn ſelbſt aufzugeben. Sichtbar iſt aber auch hier die Uebereinſtimmung, in der wir die weibliche

Natur mit dem Weſen des Hauſes finden. Denn gerade ſo, wie wir hier in dem Weibe das Bild des ungetheilten ganzen Lebens ſehen, ſoll ja auch das Haus, wie oben geſagt wurde, ein Bild des ganzen Lebens ſein; gerade ſo, wie des Weibes Tugend nur eine iſt, in der doch alle Tugenden harmoniſch geeint ſind, ſoll das Leben der Familie die Totalität ſittlicher Lebenszwecke im engen aber goldenen Rahmen der Liebe geeinigt uns darſtellen. Und wie hier die Natur des Weibes ihrer ſittlichen Aufgabe entgegenkommt, ſo auch in demjenigen Puncte, an welchem die unreifen Emancipationstheorien unſerer Zeit ſo großen Anſtoß nahmen, in der Abhängigkeit des Weibes von dem Manne und der äußeren Unterordnung unter ihn. Es heißt völlig den Sinn des Weibes verkennen, wenn man die natürliche Neigung desſelben, ſich leiten, ſich beſtimmen, ſich beherrſchen zu laſſen, überſieht. Der oberflächlichſte Blick ins Leben muß uns davon überzeugen, daß nur diejenige Frau eine glückliche iſt, welche zu einem charakterfeſten Manne aufblicken kann. Freilich, je edler die Natur eines Weibes, deſto edler ſoll auch der Herr ſein, dem es ſich beugt, denn „die Treue hält nicht an dem, der ihm ſelbſt untreu iſt."

Da nun alle Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur gerade ſo, wie das Chriſtenthum, das Weib in die Schranken der häuslichen Abhängigkeit und Zurückgezogenheit weiſen, ſo wird Häuslichkeit zur ſpecifiſchen Form der weiblichen Sittlichkeit. Das Haus in ſeiner vollen ethiſchen Würdigung giebt alſo nicht nur die weſentlichen Seiten, nach welchen das Weib gebildet werden ſoll, ſowie Art und Umfang dieſer Bildung deutlich zu erkennen, ſondern es nimmt auch alle Thätigkeit des Weibes für ſich in Anſpruch. Alles, was ein Weib an heilſamen und ſchönen Gaben beſitzt und wodurch es zum Wohle der Menſchheit wirkſam werden kann, ſoll es in der Familie — und hier allein — zur Darſtellung bringen; alles, was es von der Mannigfaltigkeit und Bewegung des Lebens in ſich aufnehmen kann und will, ſoll ihm innerhalb der Familie zu Theil, ſoll ihm vermittelt werden durch den Mann, ſoll ihm zugänglich werden an ſeiner Hand und unter ſeinem Schutze, und ſoll ihm nur ſo viel Bedeutung haben, als es das Leben des Hauſes veredelt und bereichert. E. M. Arndt bezeichnet dieſe Stellung des Weibes mit dem treffenden Worte: „das Weib ſoll am Leben ſtehen". Der Schritt in die Oeffentlichkeit ſoll immer verhängnisvoll für das Weib bleiben. Welche ihn wagt, wird einem tragiſchen Conflict zwiſchen ihrer Natur und ihrer ſelbſt gewählten Aufgabe ſchwerlich entgehen, wie Schiller dieſes in der Jungfrau von Orleans ſo herrlich darſtellt.

Es bedarf nach dieſen Ausführungen kaum noch der Erwähnung, daß die ethiſch-pſychologiſche Grundanſchauung von dem Verhältniſſe der Geſchlechter zu einander, von welcher auf chriſtlichem Standpuncte allein ausgegangen werden kann, nur dann feſtzuhalten iſt, wenn dem weiblichen Leben eine eben ſo weſentliche und eben ſo eigenthümlich abgeſchloſſene Sphäre der Wirkſamkeit eingeräumt wird, als dem männlichen Leben. Daß das Haus der Oeffentlichkeit gegenüber einen ſolchen Anſpruch erheben darf, iſt im Obigen verſucht worden darzuthun. Nimmt aber das häusliche Leben eine ſolche Stellung in der Entwicklung der Menſchheit ein, daß es dem öffentlichen Leben nebengeordnet werden muß als völlig gleichberechtigt und gleichen Inhalts mit ihm, wie ſehr es auch durch ſeinen phyſiſchen Grundfactor von ihm unterſchieden ſein mag, decken auf der anderen Seite die ethiſchen Forderungen des häuslichen Lebens und die natürlichen Anlagen der Weiblichkeit einander ſo vollſtändig, daß kein weſentlicher Vorzug der weiblichen Natur über jene Forderungen hinausragt, ſo iſt offenbar beides gegeben, worauf es in der ganzen Frage ankommt: es iſt nicht nur ein Ausdruck für den Begriff der Weiblichkeit gegeben, der *weit* genug iſt, um alle weſentlichen Seiten der weiblichen Beſtimmung zu umfaſſen und der doch *beſtimmt* genug iſt, um für das Ganze der Mädchenerziehung eine ausreichende Grundlage darzubieten, ſondern es ruht auch dieſe ethiſche und pädagogiſche Auffaſſung der weiblichen Beſtimmung auf einer ſolchen Würdigung der Geſchlechtsdifferenz, welche eben ſo ſehr die Identität der perſönlichen Gleichberechtigung, als die natürlichen Unterſchiede der Begabung zur Geltung bringt. Allen

dieſen Forderungen muß das richtige Princip der weiblichen Bildung entſprechen. Wenn daher F. H. Chr. Schwarz („Grundriß einer Theorie der Mädchenerziehung") die Mütterlichkeit zum Princip der Mädchenerziehung gemacht hat, ſo iſt, falls dabei an die Pflichten einer wirklichen Mutter gedacht werden ſoll, dieſe Grundlage offenbar zu eng, weil die Mutterliebe zwar die tiefſte, wunderbarſte und herrlichſte Offenbarung des weiblichen Lebens iſt, aber nicht die einzige; zu unbeſtimmt iſt ſie aber, falls die Mütterlichkeit in jener Allgemeinheit der Anlage und des Begriffes gedacht wird, in welcher ſie ſich als hülfreiches Dienen durch das ganze Weſen der Weiblichkeit hindurch zieht. Eben ſo leidet die Grundanſicht A. Monods in ſeinen vorerwähnten Reden, die zu dem Beſten gehören, was in neuerer Zeit über dieſen Gegenſtand geſchrieben iſt, an dem Mangel einer abstracten und darum unbeſtimmten Allgemeinheit. Er ſieht die Aufgabe des Weibes darin, daß es „Liebe in Demuth" üben ſoll. Aber ſoll das der Mann nicht? Gewiß ſoll er es, aber in der eigenthümlichen Lebensform des männlichen Daſeins. Nach bloßen Kategorien der Moral läßt ſich die Aufgabe der Geſchlechter nicht beſtimmen, es muß immer der Factor der natürlichen Lebensform hinzugenommen werden, wenn der ethiſche Unterſchied zur vollen Klarheit gebracht werden ſoll. Auch dem Manne iſt kein höheres Gebot gegeben, als das „der Liebe in der Demuth," aber es ſind andere Formen und Bedingungen, an welche ſich für ihn die Erfüllung dieſes Gebotes knüpft, als diejenigen, an welche das Weib gebunden iſt. Alle dieſe Bedingungen weiſen, wie gezeigt worden iſt, das Weib in die heilige Stille des Hauſes und wird nur das Haus in der tiefen und univerſalen Bedeutung, die es für die Menſchheit hat, wird es zugleich in der ganzen ethiſchen Fülle und Innigkeit, welche das Chriſtenthum dem Familienleben verliehen hat, aufgefaßt, ſo dürfte ſchwerlich ein präciſerer und umfaſſenderer Ausdruck für das Ganze der Mädchenerziehung gefunden werden, als dieſer, daß das Mädchen für das Haus gebildet werden ſolle. (Vgl. Palmer, Ev. Päd. 3. Aufl. S. 446.)

Von hier aus ergiebt ſich ſofort die Unrichtigkeit gewißer Beſtrebungen und Anſichten auf dieſem Gebiete, welche in ihrer Geſammtheit das Eigenthümliche haben, daß ſie die weibliche Begabung überſchätzen, indem ſie entweder den Unterſchied der Geſchlechter in einer ſolchen Weiſe unnatürlich ſpannen, daß, im Gegenſatz gegen die antike Anſchauung, das Weib als die vollkommenere und reinere Erſcheinung der Menſchlichkeit angeſehen wird, oder indem ſie den Unterſchied der Geſchlechter auf die äußerliche Sphäre des Geſchlechtslebens beſchränken, jede andere Verſchiedenheit leugnen und darum auch die ſittlichen Schranken, in welche das weibliche Leben nach dem Zeugnis der Geſchichte überall geſtellt iſt, nur durch die Macht des Irrthums in der Welt erklärlich finden. Beide Anſichten gehören dem modernen Geiſtesleben an, doch iſt in Beziehung auf ihren ethiſchen Charakter ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen ihnen. Jene Idealiſirung des Weibes, die namentlich in der von H. v. Veldeke eingeführten Minnepoeſie ihren Ausdruck gefunden hat, ſtellt ſich als eine excentriſche Auffaſſung jener Idealität dar, welche die chriſtliche Weltanſchauung, wie über das ganze Leben, ſo beſonders über das Weſen der Weiblichkeit ausgegoſſen hatte. Der Frauencultus des Mittelalters ſteht, wie oft gezeigt worden iſt, in innigſter Beziehung zum Mariencultus. Wenn nun auch die Geſchichte überall, wo eine ſolche Ueberſchätzung des Weibes ſtattgefunden, die innere Unnatur dieſer Richtung deutlich genug offenbart hat, indem ſie als die Kehrſeite dieſer hyperidealen Frauenverehrung die craſſe Sinnlichkeit gezeigt hat, welche ein Reich der freien Liebe und eine ſouveraine Herrſchaft der Frauen aufrichten möchte, um jedes anderen ſittlichen Zwanges ledig zu werden, ſo darf doch nicht verkannt werden, daß dieſer überſchwängliche Idealismus noch immer eine Wurzel in der Idee hat und eine, wenn auch irrthümliche, Beziehung zur Wahrheit in ſich trägt. Es war doch eben das Geheimnisvolle, Ahnungsreiche und Unausſprechliche, das Herzgewinnende, Liebeathmende und an das Göttliche allzeit Erinnernde in dem Weſen des reinen, edlen Weibes, was germaniſche Innigkeit von jeher empfun-

den und nun im Lichte des Glaubens unendlich schöner wiedererkannt hatte, was jenen abstracten Frauendienst hervorrief. Und so war es ja auch eine tiefere sittliche Anschauung vom weiblichen Leben, welche unsern Schiller bewog, die vollkommenere Erscheinung des Menschen in der weiblichen Natur zu suchen. Gleichwohl muß auch gegen diese Anschauung protestirt werden. Dieser Cultus des Weibes, den auch die zweite classische Periode unserer Literatur gesehen hat und der dann in der romantischen Schule gelegentlich wieder bis zum Mariencultus sich steigerte, ist, wie jeder andere, z. B. der des Mittelalters, von einer poetischen Auffassung des Lebens ausgegangen. Schon dadurch wird er bedenklich, denn wenn die Poesie ihre volle Berechtigung innerhalb gewißer Grenzen hat, so darf sie doch nicht die leitenden Normen für das Leben aufstellen wollen, aber noch bedenklicher wird er dadurch, daß die ganze Zeit, welcher dieser neue Cultus der Frauen angehörte, dem Christenthume viel ferner stand als jene Zeit des Minnegesanges. Wäre es nicht eine unumstößliche ethische und religiöse Wahrheit, daß die sittliche Qualität des Menschengeschlechts eine und dieselbe ist, und daß keines der beiden Geschlechter einen absoluten sittlichen Vorzug in Anspruch nehmen darf, wenn nicht die Einheit der Gattung und mit ihr die Wahrheit der Offenbarung geleugnet werden soll, so würde schon die Geschichte selbst den Beweis dafür liefern, wie unberechtigt und verkehrt die Ansicht sei, daß das Weib sittlich höher steht als der Mann. Der hervorragende Einfluß der Frauen bezeichnet nicht die Perioden sittlicher Energie im Leben der Völker, und der überschwenglichen Huldigung der Frauen geht im großen und ganzen immer ein Verlust männlicher Würde und Tüchtigkeit zur Seite. Es gilt auch von den Nationen, was von den Einzelnen gilt, daß dort die besten Frauen sind, wo von ihnen am wenigsten die Rede ist. Man kann jene Achtung vor dem Weibe, welche durch die christliche Welt geht, durchaus würdigen und als einen der erfreulichsten Züge moderner Cultur betrachten, aber man wird sich die unzähligen Verirrungen in Lüge und Schein, in Eitelkeit und Oberflächlichkeit, in Sinnlichkeit und Roheit, die sich daran angeschlossen haben, nicht verbergen dürfen. Auf die volle Wahrheit der Sache zu dringen, thut um so mehr noth, als sich bereits eine stille Tradition von dem höhern sittlichen Werthe des Weibes aus jenen poetischen Erscheinungen des Frauencultus gebildet hat. Achtet man auf die Zeichen der Zeit, so ist es nicht schwer zu bemerken, wie tief dieser Gedanke in vielen Frauen wurzelt. Ein seltsames, nicht ohne Geist geschriebenes Büchlein von weiblicher Hand: „Verheißung und Erfüllung“ (Leipzig bei Hartmann 1853) hat gezeigt, daß diese anspruchsvolle Selbstanschauung auch in deutschen Frauengemüthern schon bis zu einer gewißen Theorie ausgebildet worden ist. Mit solchen Theorien hängt dann auch die von Riehl bezeichnete Erscheinung der „Ueberweiblichkeit“ zusammen, denn wenn einmal feststeht, daß die weibliche Natur als solche die übergeordnete und höherstehende ist, so folgt von selbst, daß sie vor allen Dingen in ihrer Besonderheit gepflegt und daß die Weiblichkeit über die Menschlichkeit gesetzt werden muß, denn das wahrhaft Menschliche ist dann eben das Weibliche. Wenn indessen von allen solchen Ueberschwänglichkeiten immer gehofft werden kann, daß das gesunde Leben des Volkes sie auf das rechte Maß der edlen Hochachtung vor der Würde des Weibes zurückführen werde, so ist dagegen jene andre Ansicht, welche den Unterschied des Geschlechtscharakters auf die bloße Sphäre des eigentlichen Geschlechtslebens beschränken und im übrigen das Weib völlig dem Manne gleichstellen will, als eine durchaus gefährliche zu bezeichnen. Es wird an diesem Orte überflüssig sein, gegen die sogenannte Emancipation der Frauen ein Wort zu verlieren. Was unserer Zeit an einigen Beispielen emancipirter Frauen zu sehen und zu lernen verstattet war, das hat deutlich genug die ganze sittliche Roheit, aus welcher solche Bestrebungen stammen, aufgedeckt und denselben zugleich den Stempel der Lächerlichkeit so gründlich aufgedrückt, daß diese Form derselben fürs erste als abgethan erachtet werden darf. Aber nicht die crassen Irrthümer sind überhaupt die gefährlichen, sondern die abgeschwächten, die halben. Von solcher Art sind die von Rob. König („Ueber weibliche Erziehung von Hanna

Moore" ꝛc.) mit Recht getadelten Vorschläge, die von Julie Burow und sogar von der Verfasserin der „Perle der Tage", Barbara H. Farquhar, dahin gemacht worden sind, daß (J. Burow) man die unverheiratheten Damen zu Uhrmachern, Graveurs, Wundärzten ꝛc. bilden und (Farquhar) den Frauen als Hüterinnen des Familienwohles eine gründliche Kenntnis der Arzneiwissenschaft ins Leben mitgeben solle. In allen solchen wohlgemeinten, aber unreifen Vorschlägen steckt doch eben das Princip der Emancipationsidee, in dieser aber die Entfremdung des Weibes von seiner Bestimmung und die Entsittlichung des ganzen Lebens. Denn der eigentliche Grundirrthum der Emancipationsidee besteht darin, daß der Unterschied der Geschlechter nur als ein leiblicher gefaßt und der geistige Unterschied ganz geleugnet wird. Hiemit ist aber dem natürlichen Unterschiede seine ideale Bedeutung genommen und das ganze Verhältnis der Geschlechter der freien geistigen und also der sittlichen Sphäre entzogen. Wenn die Ausübung gewißer Gewerbe bloß darum dem Weibe zugänglich gemacht werden dürfte, weil sie der schwächeren leiblichen Organisation desselben entsprechen, so würden sich sehr viele Aemter und Geschäfte nachweisen lassen, die füglich von Mädchen und Frauen könnten versorgt werden, und in der Wirklichkeit geschieht dies auch, öffentlich und im geheimen gar nicht so selten. In Frankreich wird in unzähligen Fällen die eigentliche Buchführung kaufmännischer Geschäfte von Frauen besorgt, in England sind umfassende Versuche mit Glück gemacht worden, gewiße Berufsthätigkeiten der Männer durch weibliche Kräfte ausführen zu lassen, und in Deutschland ist wenigstens beim Telegraphendienst unlängst damit bereits begonnen worden. Es hat überhaupt wohl niemals daran gezweifelt werden können, daß es den Frauen durchaus nicht versagt sei, an den männlichen Berufsthätigkeiten gelegentlich einen selbstthätigen Antheil zu nehmen. Wittwen gerathen oft genug in eine Lage, welche sie gradezu zwingt, sich vorübergehend oder auf längere Zeit solchen Thätigkeiten zu unterziehen, und die weibliche Thronfolge, wo sie besteht, hat nicht immer das schlechtere Regiment hervorgerufen. Aber zwischen diesen Ausnahmezuständen und zwischen einem solchen Zustande, in welchem die gleiche Betheiligung beider Geschlechter an den öffentlichen Thätigkeiten zur Regel gemacht werden sollte, besteht ein tiefer sittlicher Unterschied. Jene Fälle sprechen die immer wieder einzuschärfende Wahrheit aus, daß in letzter Instanz alle Geschlechtsdifferenz durch die allgemein menschliche Anlage überwunden werde, aber wo diese Differenz beharrlich und prineipiell ignorirt würde, da müßte die Verachtung und Herabwürdigung des Weibes das nothwendige Resultat einer so abstracten Lebensansicht sein, wie Lazarus (a. a. O. S. 34. 59) von seinem Standpuncte aus wahr und treffend gezeigt hat. Das humane Interesse an dem weiblichen Leben culminirt in der Forderung, daß dasselbe in seiner Besonderheit, also in seiner Bestimmung für das Haus geschützt, aber diese Bestimmung selbst in ihrer unendlichen Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit anerkannt werde. Dieser Forderung scheint zwar zu widersprechen, daß gerade das Christenthum zuerst es war, welches dem weiblichen Elemente in der Gemeinde, also doch immer in der Sphäre der Oeffentlichkeit, einen Beruf durch das Diakonissenamt aufschloß. Gestützt auf diese Erscheinungen der ersten Kirche hat man in unsern Tagen vielfach dem Weibe eine den kirchlichen Zwecken dienende Thätigkeit für das Allgemeine zu seinem besondern Lebensberufe gemacht und die Sache nicht selten so dargestellt, als ob eben die Kranken- und Armenpflege an sich eine weibliche Pflicht sei, der darum durch Frauenvereine, Jungfrauenvereine, Nähvereine, Erziehungsvereine ꝛc. im allgemeinen, durch Besuche der Armen und Kranken, durch seelsorgerische Gespräche mit ihnen, durch Vorlesen aus der heiligen Schrift (Bibelfrauen in England) ꝛc. im besondern entsprochen werden müße. Wie viel segensreiches durch solche Bemühungen gewirkt worden ist, bedarf keiner Erwähnung. Aber es kann der Misbrauch und die Unklarheit, die auch auf diesem Gebiete sich kundgeben, nicht übersehen werden. Wir haben Frauen gesehen, welche durch aufopfernde Thätigkeit dieser Art einen gewißen Ruhm erworben und ihre Zeit in den Hütten der Armen, in Gefängnissen und Kran-

kenſtuben zugebracht haben, während ſie das eigene Haus voll Kinder hatten, die ihres mütterlichen Beiſtandes entbehrten. Eine ſolche Verletzung der nächſten Pflicht muß ſittlich als ein viel größerer Schaden erachtet werden, als alles Elend, was dadurch beſeitigt wird. Ueberhaupt aber enthält jenes Diakoniſſenamt der Urkirche nicht nur keinen Widerſpruch gegen das Princip der Häuslichkeit des Weibes, ſondern gerade die vollſte Beſtätigung desſelben, denn die Pflicht der Diakoniſſen war eben die, das Haus, wo es fehlte, oder wo es die rechte Energie nicht entfaltete, zu erſetzen. Und ein Weiteres wird die weibliche Thätigkeit niemals anſtreben dürfen und können. Ja es iſt im Rückblick auf jene Zuſtände der Urkirche ſehr die Frage, ob das Princip der Frauenvereine für Zwecke dieſer Art überhaupt ein zuläſſiges iſt. Solche Vereine, wenn ſie, wie es zuweilen geſchieht, eine Art von Selbſtändigkeit in Anſpruch nehmen, gerathen ſofort in mancherlei Widerſprüche mit dem Leben und entfalten dann auch leicht die mancherlei ſittlichen Gebrechen, welche alle ungeſunden Lebensformen begleiten. Ohne männliche Leitung und ohne geordnete Beziehung zu den bürgerlichen und kirchlichen Gemeindeämtern bleibt ihr Wirken doch immer mehr oder weniger ein zufälliges und führt die Mädchen und Frauen, die daran Theil nehmen, leicht zu einer ganz unrichtigen Auffaſſung ihrer Lebensſtellung. Ueberhaupt dürfen wir dieſe Uebergangsformen, welche eine Zeit, die nach der Organiſation der Gemeinde ſtrebt, ſich geſchaffen hat, nicht überſchätzen und in ihnen nicht die gültigen Normen der Zukunft ſuchen. In den organiſirten und von dem chriſtlichen Geiſte belebten Gemeinden werden ſich ſofort dieſe Strebungen in die rechte Bahn lenken. Die Privatwohlthätigkeit wird dann in organiſche Beziehung zur öffentlichen Wohlthätigkeit der Gemeinde treten, und die letztere wird, wie ja auch dazu ſchon der Anfang gemacht worden, die nöthigen Organe für ihre Thätigkeit ſich heranbilden und in ihren Dienſt nehmen. Dann werden auch die weiblichen Kräfte nicht entbehrt werden können, aber dieſer Gemeindedienſt der Frauen wird immer nur darauf gerichtet ſein können, im Auftrage der Gemeinde den Segen der chriſtlichen Häuslichkeit an diejenigen zu bringen, welche denſelben entbehren. Und dieſe Bedeutung ſoll eben jedes Berufsgeſchäft, welchem ein Frauenzimmer ſich widmet, haben; es ſoll in nächſter Beziehung zu dem weiblichen Berufe überhaupt ſtehen. Alle Vorbereitung auf ſolche beſondere Berufsthätigkeit kann demgemäß, wie Betty Gleim (Erziehung und Unterricht des weiblichen Geſchlechts S. 106) ſchon vor länger als fünfzig Jahren mit Nachdruck hervorgehoben hat, nur darin beſtehen, daß das Mädchen irgend eine Seite des allgemeinen weiblichen Berufes zur Virtuoſität ausbilde. Die weiblichen Berufsarten, welche dieſe Schriftſtellerin danach als möglich und zuläſſig erachtet, ſind folgende: der Beruf der Erzieherin, Lehrerin, Kinderwärterin, Krankenwärterin, Hebamme und Haushälterin und alle dieſe Thätigkeiten können ebenſo wohl in Privathäuſern als in öffentlichen Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Anſtalten geübt werden. Es ließe ſich die Zahl dieſer Berufsarten wohl noch vermehren, und namentlich die Lebensſtellung der eigentlichen Geſellſchafterin in würdigerer Weiſe auffaſſen, als dies größtentheils geſchieht. Auch dagegen, daß weibliche Perſonen als Verkäuferinnen in geſchloſſenen Kaufläden fungiren, läßt ſich nichts erhebliches einwenden, aber unſittlich und daher an manchen Orten polizeilich mit Recht verboten iſt die Bedienung der Gäſte in großſtädtiſchen oder feineren Bierlocalen, Conditoreien, Weinſtuben ꝛc. durch Mädchen, nicht darum, weil die Bedienung ſelbſt etwas herabwürdigendes wäre, dieſe iſt z. B. in dem ſchlichten Gaſthauſe recht eigentlich die Sache der Magd, ſondern darum, weil die Bedienung in jenen Localen nur ein Prätext iſt, um Gäſte anzulocken. Auch wo es nicht gerade Gemeinheit iſt, welche zu dieſer Lüge greift, bleibt es unzart, ein weibliches Weſen, welches Bildung in Anſpruch nimmt, zum geringfügigen Magddienſte herabgewürdigt und der mannigfachſten Berührung mit fremden und oft ungezügelten Männern ausgeſetzt zu ſehen. Der höhere Anſtand dieſer Häuſer charakteriſirt ſich daher immer durch männ-

liche Bedienung. Ueber die Befähigung des Weibes zur Privatlehrerin iſt niemals geſtritten worden, deſto mehr über die zur öffentlichen Lehrthätigkeit. Die Gegenwart urtheilt im allgemeinen günſtiger darüber, als dies früher geſchah. An der intellectuellen Befähigung wird niemand zweifeln wollen, aber die ſittliche und phyſiſche unterliegt manchem Bedenken, namentlich da, wo ſehr gefüllte Claſſen eine Kraftanſtrengung fordern, welche der Weiblichkeit leicht Eintrag thun und die Geſundheit untergraben kann. Jedenfalls wird in der Mädchenſchule das weibliche Element des erziehenden Einfluſſes nicht entbehrt werden können, und da die Ueberfüllung der Claſſen, beſonders in der Mädchenſchule, an ſich ſchon ein Fehler iſt, ſo kann aus derſelben auch über die Tauglichkeit der Lehrerinnen kein entſcheidender Schluß gezogen werden. Immerhin bleibt auch die öffentliche Lehrerin ihrem weiblichen Berufe noch treu, denn die Oeffentlichkeit einer Schule beſteht nur darin, daß dieſe aus öffentlichen Mitteln erhalten wird, nicht darin, daß die Thätigkeit der Schule eine öffentliche wäre und nur ſolche Berufsarten, die ein wirkliches Hinaustreten in die Sphäre der Oeffentlichkeit in ſich ſchließen, widerſtreben der Weiblichkeit.

Es wird, nachdem das Princip der weiblichen Erziehung ſo ausführlich dargeſtellt worden, nur noch weniger ergänzender Andeutungen über die *praktiſche Ausführung der Aufgabe* bedürfen, da die weſentlichſten Beziehungen, auf welche es ankommen dürfte, bereits in Obigem ihre Erledigung gefunden haben. Zunächſt drängt ſich die Frage auf, wo in der Erziehung der Mädchen mit der Berückſichtigung des Geſchlechtscharakters *der Anfang gemacht werden ſolle*. Die Frage iſt derjenigen verwandt, ob und in welcher Weiſe ſich der Unterricht der Mädchen von dem der Knaben unterſcheidet. Die extremen Anſichten werden ſich an die im Obigen charakteriſirte Verkennung oder Uebertreibung der Geſchlechtsdifferenz anſchließen. Werden beide Momente, das der Uebereinſtimmung und das der Verſchiedenheit der Geſchlechter recht erwogen, ſo wird daraus in Erziehung und Unterricht ein ſolches Verfahren hervorgehen, welches die höchſten und allgemeinſten Zwecke der menſchlichen Beſtimmung unverwandt im Auge behält, dieſelben jedoch immer wieder in Beziehung ſetzt zu der durch das Geſchlecht gegebenen Form, in der ſie von dem Individuum ſollen erſtrebt werden. Es wird daher in der Erziehung wie in dem Unterrichte *viele* Puncte geben, an denen überhaupt kein Unterſchied in der Behandlung des Knaben und Mädchens hervortritt, aber es wird *keinen* Punct geben, an welchem ſich dieſer Unterſchied nicht gelegentlich mit größter Entſchiedenheit als ein nothwendig zu beachtender geltend machen könnte; aus jenem folgt nicht, daß eine verſchiedene Behandlung überhaupt nicht vernünftig ſei, aus dieſem nicht, daß ſie in jedem Augenblicke eintreten müße. Dem ſittlichen und pädagogiſchen Takte des Erziehers und Lehrers iſt auch hier ein weites Feld einzuräumen. Aber wenn es natürlich iſt, daß die Berückſichtigung des Geſchlechts in dem Maße zunehmen muß, in welchem das Individuum der eigentlichen Geſchlechtsdifferenz entgegenreift, ſo entſteht die Frage, ob es nicht eine Zeit giebt, in welcher, weil in ihr der Geſchlechtscharakter noch gar nicht ausgeſprochen iſt, auch die pädagogiſche Behandlung der Mädchen und Knaben vollkommen zuſammenfalle. Wir pflegen die Altersſtufe der *Kindheit* als eine ſolche Zeit der geſchlechtlichen Indifferenz zu bezeichnen, und es haben daher viele (z. B. Rouſſeau) die Anſicht aufgeſtellt, daß in dieſer Zeit (etwa bis zum 7. Jahre) ein Unterſchied in der Behandlung der Mädchen nicht eintreten dürfe. Fenelon iſt anderer Meinung, denn er fordert die Rückſicht auf die beſondern Zwecke der Mädchenerziehung ſchon im *zarteſten* Kindesalter. Und er hat Recht. Wenn von einer Indifferenz des Geſchlechtes im Kindesalter geredet wird, ſo wird offenbar an die Indifferenz für das *Bewußtſein* des Kindes ſelbſt gedacht, aber es ſoll damit nicht geſagt werden, daß das neugeborne Kind weder ein Knabe noch ein Mädchen ſei. Im geſunden Gefühle für die ſchon in jenem erſten Lebensalter geſetzte geſchlechtliche Individualität und alſo für die Nothwendigkeit ihrer pädagogiſchen Berückſichtigung unterſcheidet das Volk auch in jener Zeit ſchon das Mäd-

chen durch die Kleidung vom Knaben. Verſuche, die gemacht worden ſind, dieſen Unterſchied durch übereinſtimmende Kleidung zu verbergen, haben ſehr widerwärtige Reſultate gezeigt. Das Mädchen iſt ſchon von ſeiner Geburt an als ſolches theils durch den zarteren und leichter verletzbaren Organismus, theils durch frühzeitig ſich kundgebende Neigung und Gemüthsart, ein anderes als der Knabe, und die Berückſichtigung ſeiner weiblichen Eigenthümlichkeit vom erſten Augenblicke ſeines Lebens an eine Pflicht der Eltern. Dieſe Pflicht würde um ſo dringender werden, wenn die Bemerkung, welche Madame Necker de Sauſſure in der Vorrede zu ihrem Werke L'éducation progressive ou Etude du cours de la vie macht, daß diejenigen Anlagen, welche über die Bildung des Charakters entſcheiden, in dem Individuum auch zuerſt hervortreten, ſich durch weitere Beobachtungen bewähren ſollte; denn wie weſentlich gerade für das Weib die richtige Entwicklung des Charakters von vorn herein iſt, das iſt im erſten Theile dieſes Artikels näher begründet worden. Freilich iſt die ſpecielle Darſtellung deſſen, wie dieſe erziehliche Berückſichtigung der weiblichen Individualität in jener früheſten Lebensperiode im einzelnen ſich geſtalten ſolle, darum beſonders ſchwierig, weil gerade dieſer Periode das pſychologiſch-pädagogiſche Intereſſe im ganzen noch viel zu wenig zugewandt worden iſt. Mehr als die von Schleiermacher aufgeſtellte Regel, daß bei der Erziehung der männlichen Jugend die kühne, bei der der weiblichen die vorſichtige Maxime den Erzieher leiten ſolle, wird ſich im allgemeinen ſchwerlich ſagen laſſen; doch fehlt es durchaus nicht ganz an ſpeciellen Zügen aus der Entwicklungsgeſchichte des Kindes, welche dieſe allgemeine Regel durch belehrende Beiſpiele und Winke praktiſch machen. Namentlich hat Madame Necker de Sauſſure in ihrem oben genannten Werke — und es bildet dies einen der größten Vorzüge dieſes Buches, weil gerade an dieſem Puncte die weibliche Erfahrung ſo wichtig iſt, — in Capitel 2 (Geburt und die erſten Monate), 3 (Anlagen, die im erſten Jahre cultivirt werden müßen), 4 (Anfang des zweiten Jahres) und 5 (weitere Folgerungen) eine Reihe der feinſten und treffendſten Bemerkungen über die erziehliche Behandlung dieſer Zeit gegeben. Was hier erwähnt wird, bezieht ſich zwar auf das Kind überhaupt, aber es laſſen ſich manche Vorſchriften für die Berückſichtigung der weiblichen Natur daraus ſehr wohl ableiten. Wenn die Verfaſſerin z. B., nachdem ſie in Capit. 2 das allmählige Hervortreten der pſychiſchen Erſcheinungen beſchrieben und namentlich das frühe Aufdämmern des Bewußtſeins durch den Umſtand bewieſen hat, daß das Kind, ſobald auf ſein Schreien einigemal Befriedigung des zu Grunde liegenden Begehrens eingetreten ſei, dieſem Schreien ſehr bald einen imperativen Charakter gebe, daran die wichtigen Folgerungen knüpft, daß Leidenſchaft nicht durch Leidenſchaft, ſondern durch eine feſte und ruhige Behandlung zu überwinden ſei, und daß der kindlichen Unſtetigkeit nicht durch Darbietung von zu vielen und zu verſchiedenartigen ſinnlichen Eindrücken Vorſchub gethan werden dürfe (vgl. d. Art. Erſte Kindheit S. 950 ff.); wenn dann weiter von ihr gefordert wird, daß Beruhigung der aufdämmernden Leidenſchaft und Abwendung der dieſelben hervorrufenden Anläſſe zu den heiligſten Pflichten gegen das Kind gehöre, daß man den Kindern jene ſtille Heiterkeit erhalten ſoll, zu welcher ſie ſo viele Neigung haben, daß man ſie mehr mit Sachen als mit Perſonen beſchäftigen ſoll: ſo ſind dies goldene Regeln, deren Berückſichtigung zwar jedem Kinde heilſam werden muß, die aber dem weiblichen Geſchlechte gegenüber mit beſonderer Strenge und Gewiſſenhaftigkeit feſtgehalten werden ſollten, weil demſelben alle Leidenſchaftlichkeit des Weſens überhaupt ferner bleiben ſoll, als dem männlichen. Zu den wichtigſten Beförderungsmitteln dieſer Gemüthsruhe gehört eine feſte Lebensordnung, welche allen Functionen des kindlichen Daſeins gegeben werden muß, und von der bei dem weiblichen Geſchlechte um ſo weniger abgewichen werden darf, je mehr alle Befriedigung und alle Wirkſamkeit desſelben dereinſt in der Gewöhnung an eine ſolche Lebensordnung und in der gewiſſenhaften Aufrechterhaltung derſelben aufgehen ſoll. Gegen den Anfang des zweiten Jahres, wo die ſpielende Thätigkeit des Kindes beginnt, iſt es von beſonderer

Wichtigkeit, das kleine Mädchen daran zu gewöhnen, daß es *für sich allein* spiele. Man reiche ihm die nöthigen ungefährlichen Beschäftigungsmittel, und zwar jeden Tag ziemlich dieselben wieder, und überlasse es an einem sichern Ort, womöglich in die Mitte eines größeren Zimmers gesetzt, sich selbst. Kann man aus der Nähe das Kind beaufsichtigen, so ist es schon jetzt rathsam, es öfters im Zimmer allein zu lassen. Ein so gewöhntes Kind wird sehr bald mehrere Stunden hinter einander in ungetrübter Heiterkeit fortspielen, und wird diese Gewohnheit der stillen Selbstbeschäftigung nicht durch spätere Fehler der Erziehung wieder zerstört, so ist der Grund zu vielem guten gelegt. Das unabläßige Schwatzen mit den Kindern, das stete Umhertragen derselben, die heftigen Bewegungen, zu denen die Kinder nur zu oft veranlaßt werden, sind nicht nur der körperlichen Entwicklung schädlich, sie versetzen auch das Gemüth in eine Aufregung, die nur zu bald eine habituelle wird. So viel ist gewiß, daß wenn nicht jene wichtige Periode der ersten Kindheit, in welcher die Macht des instinctiven und sympathischen Triebes den Absichten der Erziehung so willig entgegenkommt, dazu benutzt wird, die Neigung zum Gehorsam und die Gewöhnung an eine feste Lebensordnung zu begründen, der weiteren Entwicklung ein Fundament geraubt wird, das schwerlich auf andere Weise ganz zu ersetzen ist. Auch die Art, wie wir den Kindern in jenen ersten Jahren unsere *Liebe beweisen*, sollte, namentlich dem weiblichen Geschlechte gegenüber, eine vorsichtigere sein, als sie es gewöhnlich ist. Eigentliche Liebkosungen sollten weder häufig noch allzu lebhaft geschehen, und sollten nur den nächsten Verwandten gestattet sein. Werden die Kinder mit äußerlichen Liebkosungen abgespeist, so werden sie selbst sehr bald mit dergleichen auch uns abspeisen, beherrscht aber eine übertriebene Zärtlichkeit den Umgang mit ihnen, so wird Weichlichkeit und Sentimentalität in ihr Herz gepflanzt; in beiden Fällen wird ihnen das Wesen der Liebe verflacht und verdunkelt. Diese sollte ihnen durch gleichmäßige Freundlichkeit, durch ein thätiges Wohlwollen und durch solche Liebkosungen bewiesen werden, welche alle Schwächlichkeit und Gereiztheit ausschließend, dem Kinde für Zeichen der Zufriedenheit und Billigung gelten können. Das Sprechenlernen der Kinder und insbesondere der kleinen Mädchen sollte von vorn herein gewissenhafter befördert werden, als es so oft geschieht. Das leichtfertige Spiel, welches mit der durch das Wort an den Tag tretenden Seele getrieben wird, indem man sprachliche Unrichtigkeiten übersieht oder wohl begünstigt, und dem inhaltlosen Geschwätz eine Aufmerksamkeit schenkt, die es nicht verdient, rächt sich gerade bei dem Mädchen nur zu oft durch die Unfähigkeit, sich sprachliche Correctheit anzueignen und der losen Zunge sittliche Schranken zu setzen. Kinder sprechen viel mit sich selbst und mit den Dingen und Personen ihrer Umgebung, theils weil sie sich der erlangten Fertigkeit erfreuen, theils weil ihre Phantasie alles um sie her belebt; es ist daher wichtig, daß diesem leichten Gezwitscher keine größere Bedeutung beigelegt werde, als es hat. Der Knabe und der Jüngling lernt die Schwere und die Schärfe des Wortes durch tausendfältige Uebung und Betrachtung, der Mann durch das Leben kennen; das Mädchen aber, dessen Rede nicht so geschult wird und darum unreflectirter und leichter dahinfließt, muß um so mehr schon als Kind in sprachliche Zucht genommen und gegen jede Frivolität im Misbrauch der Sprache gehütet werden. Die *vorsichtigere* Maxime in der Behandlung des weiblichen Geschlechts wird eben in dieser Zeit nach allen Richtungen hin sich in der größeren Sorgfalt und in der besonderen Gewissenhaftigkeit kundgeben, mit welcher alle Pflichten gegen das Kind überhaupt ins Auge gefaßt werden. Auch in der nächsten Periode, welche die *Entwicklung des Bewußtseins* enthält, wird es sich größtentheils noch eben so verhalten. Hier ist die Wirkung auf das *Gewissen* und die Belebung dieses ethischen Factors durch die Elemente der *religiösen* und sittlichen Bildung die wesentliche Aufgabe. Die Grundlage für alle auf die Lösung derselben gerichtete Thätigkeit ist die Frömmigkeit der Eltern, insbesondere der Mutter, die dem Mädchen in allen Stücken und zu jeder Zeit so nahe steht. Das erwachende Bewußt-

ſein muß die religiöſe Uebung als feſte Lebensordnung ſchon vorfinden. Das Gebet der Mutter *für* das Kind wird ſo allmählig zu einem Gebete *mit* dem Kinde, denn da das menſchliche Herz, alſo auch das kindliche, ſeinem Weſen nach religiös iſt, ſo entfaltet ſich in demſelben überall, wo es in die Subſtanz des religiöſen Lebens eingetaucht wird, ein gefühlsmäßiges Verſtändnis für dasſelbe. Verhält es ſich doch eben ſo mit den Gefühlen des Kindes gegen die Eltern. Lange ehe das Kind darüber zu reflectiren vermag, was Vater und Mutter ihm ſind, blickt es ſchon mit Liebe und Dank, Anhänglichkeit und Vertrauen auf dieſelben hin. So ſoll ſich auch das religiöſe Gefühl entfalten; es ſoll mit der ganzen Natur des Kindes ſchon zuſammenwachſen, ehe dieſes noch von dem Weſen Gottes die erſten Begriffe erlangt hat. Wenn dies für alle Kinder gilt, ſo gewinnt es nach dem, was oben über die religiöſe Erziehung der Mädchen geſagt worden, für dieſe eine noch höhere Bedeutung. An der Hand des Glaubens ſoll das Mädchen von Anfang an, wo die Pforten des Bewußtſeins ſich ihm öffnen, *ins* Leben geführt, an der Hand des Glaubens ſoll es *durch* dasſelbe geführt werden. Identiſch mit dieſen erſten religiöſen Einwirkungen iſt die Erweckung des *Gewiſſens* und von der Energie desſelben iſt jede Art ſittlicher Entwicklung abhängig. Das Weſen des Gewiſſens iſt das Gefühl einer höchſten, letzten, abſoluten Auctorität. Aber in den Kindern iſt das Gewiſſen, ebenſo wie die Vernunft, zunächſt nur als Anlage vorhanden und entbehrt der für den ſittlichen Menſchen nöthigen Energie noch völlig. Darum ſind Vater und Mutter ſein Gewiſſen und ihnen kommt es zu, an ſich ſelbſt und an dem Kinde jene Energie des Gewiſſens zu offenbaren. Je mehr die Eltern dies thun, deſto mehr werden ſie dem Kinde zunächſt ſelbſt die abſolute Auctorität ſein, weil ihre Forderungen mit dem zuſammenfallen, was in dunkler Tiefe das eigene Gewiſſen dem Kinde ſagt, und je gewiſſenhafter Eltern ſich zu Werkzeugen des göttlichen Willens machen, deſto größer wird die Ehrfurcht des Kindes vor ihnen dann auch bleiben. Aus dieſer Betrachtung ergeben ſich als die erſten und nothwendigſten ſittlichen Forderungen an das Kind: die der Wahrheit und des Gehorſams, jene, um die Uebereinſtimmung des Kindes mit ſeinem Gewiſſen, dieſe, um die Unterwerfung ſeines Willens unter die abſolute Auctorität hervorzurufen. Da, wo das Selbſtbewußtſein ſich entfaltet, beginnt die eigentlich ſittliche Erziehung im Unterſchiede von der ſittlichen Gewöhnung. Schon in dieſer erſten Periode bis zum ſechsten Lebensjahre müßen die *häuslichen Tugenden*, welche das Weib dereinſt ſchmücken ſollen, begründet und geübt werden. Die feſte Lebensordnung des Hauſes und das Spiel müßen auf gleiche Weiſe dazu benutzt werden, dieſe Tugenden anzubauen. Weſentlich für das Gelingen dieſer Abſicht iſt, daß die Mutter ſelbſt zugleich mit dem früh erwachten Kinde aufſtehe und es des Abends ſelbſt zur rechten Zeit zu Bette bringe. An dieſe erſten und letzten Tagesſtunden knüpfen ſich ſo viele Gelegenheiten, an Ordnung und Reinlichkeit zu gewöhnen und auf das Gemüth zu wirken, daß eine rechtſchaffene Mutter ſich dieſelben nicht entgehen laſſen darf. Das Ankleiden ſollte, wo es irgend möglich iſt, ſo lange von der Mutter beſorgt und ſpäter beaufſichtigt werden, bis das kleine Mädchen damit allein fertig zu werden gelernt hat. In den Kleidern wie in den Spielſachen muß darauf geſehen werden, daß das kleine Mädchen ſeine Sachen ſauber und rein halte, und daß es dieſelben nach dem Gebrauche ſtets ſelbſt wieder an ihren beſtimmten Platz trage. Schon vor dem ſechsten Jahre kann dieſes der Mutter kleine Hülfleiſtungen thun, kann etwas beſtellen, holen, forttragen, ordnen oder ſuchen. Die Kinder thun dergleichen überhaupt gern, und fühlen ſich beglückt, wenn es ihnen gelingt, ſolche Aufträge zur Zufriedenheit auszuführen, beſonders äußert ſich die weibliche Natur oft ſchon früh in auffallender Weiſe durch ſeine Beobachtung deſſen, was die Mutter thut, und durch geſchäftigen Eifer, es nachzuthun. Im Umgange mit kleineren Geſchwiſtern, oder mit der Puppe, iſt das kleine Mädchen von 4—6 Jahren oft ſchon das kleine Hausmütterchen, welches alle Hände voll zu thun hat, um allen Bedürfniſſen zu entſprechen. Die verſtändige Mutter wird

dieſen edlen Trieb nicht früh genug wecken und auf das Nützliche leiten können; ſie hüte ſich aber, mit der Anerkennung erworbener Geſchicklichkeiten zu freigebig zu ſein. Den ſchönſten Lohn muß das Kind in dem Bewußtſein finden, daß es etwas gethan habe, womit die Mutter oder der Vater zufrieden war, oder was irgend jemand nützlich geweſen iſt. Auch iſt ſchon hier der lauten Geſchäftigkeit vorzubeugen, welche anſpruchsvoll hervortritt und ſich bemerklich machen will. Für die Entwicklung jener Beſcheidenheit, die dem Weibe ſo wohl anſteht und ſo nöthig iſt, kann das ganze Leben des Hauſes in tauſendfältiger Art mitwirken. Was oben von der Zärtlichkeit geſagt wurde, gilt auch von der Beachtung, welche man dem kleinen Mädchen zutheilwerden läßt. Sie darf nur den Charakter der Billigung oder Misbilligung tragen und nur ſo weit dem Kinde zum Bewußtſein gebracht werden, als nöthig iſt, es zum Rechten zu ermuntern und vom Unrechten abzuleiten. Ueberſchreitet ſie dieſe Grenze, ſo werden die Kinder, und vornehmlich kleine Mädchen, ſich bald als den Mittelpunct der Geſellſchaft anſehen und der Anſpruch perſönlicher Berückſichtigung wird ſich in unleidlicher Weiſe ſteigern. Fenelon erzählt von einem kleinen Mädchen, welches, ſo oft die Eltern etwas im geheimen beſprachen, der Meinung war, es werde von ihm geſprochen. Hieher gehört auch die Erſcheinung, die oft an Mädchen wargenommen worden iſt, daß ſie mit ihren Plaudereien die Erwachſenen nur zwingen wollen, ſich mit ihnen zu beſchäftigen. Allen dieſen Regungen des Egoismus geht man am beſten aus dem Wege, wenn das kleine Mädchen ſeinen unbefangenen Spielen ſo viel wie möglich ungeſtört überlaſſen und daran gewöhnt wird, ſich unbeachtet zu wiſſen. Gerade dann können dieſe Spiele ſelbſt am beſten Aufſchluß geben über das, was etwa in der Erziehung bisher verfehlt iſt. Denn das Mädchen copirt in ſeinem Leben mit der Puppe und mit andern Kindern noch mehr als der Knabe das reale Leben. Es reflectirt das erziehende Walten der Eltern darin und tractirt die Puppe nach denſelben Grundſätzen, nach denen es ſelbſt erzogen wird oder erzogen zu werden glaubt, es ſtraft, wie es ſelbſt geſtraft wird, und liebkost, wie es ſelbſt geliebkost wird. Hat man Leidenſchaftlichkeit oder Sentimentalität in Gegenwart der Kinder geoffenbart, ſo wird das Mädchen ſofort dieſelben Scenen mit der Puppe aufführen, wird ſie mit leidenſchaftlichem Zorne behandeln, und dann mit Sentimentalität wieder verſöhnen. Wichtig iſt namentlich die Berückſichtigung des Umganges. Es iſt Kindern im allgemeinen nicht gut, nur auf die Geſellſchaft der Erwachſenen beſchränkt zu werden; ſie bekommen dadurch leicht, und dies gilt beſonders von dem feiner und raſcher als der Knabe beobachtenden Mädchen, etwas altkluges. Der Umgang mit anderen Kindern muß auch dort, wo Geſchwiſter fehlen, dem kleinen Mädchen um ſo mehr dargeboten werden, als die weibliche Aengſtlichkeit durch den Mangel ſolchen Verkehrs auf gefährliche Weiſe, leicht bis zur Blödigkeit, geſteigert werden kann. Neben der oben geforderten Gewohnheit ſtiller Selbſtbeſchäftigung, welche fortdauernd gepflegt werden muß, dürfen daher auch die Stunden fröhlicher Gemeinſchaft mit anderen Kindern nicht fehlen. Ueber die Frage, ob man dem kleinen Mädchen auch Knaben zu Spielgefährten geben ſolle, iſt Verſchiedenheit der Meinungen vorhanden. Weibliche Autoren, die den Gegenſtand berühren, widerrathen es größtentheils. So fürchtet z. B. Roſa Fiſcher (Gedanken über weibliche Erziehung, mit einleitenden Worten von C. J. Braniß, S. 33), daß kleine Mädchen, wenn ſie zu viel mit Knaben ſpielen, leicht ungraziös in ihren Bewegungen werden. Dieſer Grund iſt aber gerade das Bedenklichſte an der Sache. Die Grazie, welche wir vom Weibe fordern, muß auf einem ſittlichen Boden ruhen, der in der Kinderſeele noch nicht geſucht werden kann. Nun giebt es zwar auch eine kindliche Grazie, eine kindliche Leichtigkeit und Anmuth der Bewegung, welche überaus wohlgefällig iſt; aber dieſe iſt nicht an die Geſchlechtsdifferenz geknüpft, ſondern an die Elaſticität und Friſche der körperlichen Kraft und findet ſich daher bei kleinen Knaben öfter als bei kleinen Mädchen. Iſt aber die Wildheit gemeint, zu der das kleine Mädchen durch den Umgang mit Knaben verleitet werden könnte, ſo iſt dies gerade einer der Puncte, an welchen die Indifferenz der

Geſchlechter berechtigt iſt, ſich geltend zu machen. Der Gegenſatz zwiſchen knabenhafter Wildheit und mädchenhafter Geſetztheit tritt erſt in der nächſten Periode hervor (ſiehe Altersſtufen S. 68); in der eigentlichen Kindheit iſt weder der Knabe ſo wild, noch das Mädchen ſich eines anderen Weſens und Berufes ſo bewußt, daß beide nicht mit einander ſpielen könnten, ja es gereicht dem Mädchen zu heilſamer Kräftigung, wenn es gelegentlich durch die beweglichere und kräftigere Natur des Knaben zu gleicher Uebung der Glieder angereizt wird. Was von äußerlich angelernter Grazie in dieſem Alter dem Mädchen beigebracht werden könnte, wäre gewiß eher verwerflicher als erfreulicher Art, eben weil es nur äußerlich wäre. Die Meinung, daß auf dieſer Lebensſtufe Knaben und Mädchen in ungehemmter Gemeinſchaft mit einander gelaſſen werden müßen, welche von den meiſten Pädagogen getheilt wird, ruht auf tieferen Gründen, namentlich auf dem, daß der Gegenſatz der Geſchlechter nicht auf unnatürliche Weiſe geſpannt werden dürfe. Vorausgeſetzt wird freilich, daß dieſer Verkehr nicht einſeitig auf Knaben beſchränkt ſei, worauf in manchen Familien, in denen vielleicht ein Mädchen neben mehreren Knaben ſteht, wohl geachtet werden muß, und daß ihre Spiele ſtets überwacht werden. Geſchieht dies, ſo werden ſie auf mannigfache Weiſe pädagogiſch fruchtbar werden. Mit Recht hebt Dorothee Valentiner (über Erziehung und Unterricht des weiblichen Geſchlechts, S. 25) die Bekämpfung der Launenhaftigkeit und der Unfreundlichkeit hervor, welche hier und anderwärts bei Mädchen frühzeitig eintreten muß. Alles was an Eigenſinn und an ſelbſtiſches Feſthalten einer der Umgebung feindſeligen Stimmung erinnert, ſollte dem Mädchen als etwas überaus unrechtes dargeſtellt, und um jeden Preis ſollte verhindert werden, daß das Mädchen in der üblen Laune verharre. Kinder ſind im allgemeinen wenig den Anfällen derſelben ausgeſetzt und ſolche, die an dauernde Selbſtbeſchäftigung gewöhnt ſind, am wenigſten. Aber in der Geſellſchaft mit anderen Kindern zeigt ſie ſich bald. Von Wichtigkeit iſt es, ſie in ihren erſten Regungen zu unterdrücken, was bei dem ſchnellen Wechſel kindlicher Gefühle anfänglich leicht durch einen freundlichen Blick, durch ein ermunterndes Wort oder durch einen Scherz bewirkt wird. Namentlich Mädchen zeigen im Umgange mit andern Kindern oft eine Neigung zur Verſtimmtheit, die, wenn ihr nicht gewehrt wird, ſpäter in ein unliebenswürdiges Schmollen und in eine unweibliche Art, ſich von dem Verkehre mit den Kindern auszuſchließen und abzuſondern, ausartet. Es iſt das zartere Gefühl des weiblichen Weſens, welches leichter von fremden und ungewohnten, auch wohl unangenehmen Eindrücken berührt wird. Aber je gefährlicher für das weibliche Leben die Herrſchaft ſolcher Stimmungen werden kann, deſto ernſter ſollte ihr entgegengetreten werden. Mag ſchon das kleine Mädchen lernen, ſich zu fügen und zu reſigniren! Es wird ihm einſt zu gute kommen. Ein großer Fehler, den beſonders ſchwache Onkels, Tanten und Großeltern begehen, beſteht darin, daß Kinder zu ſehr bedauert werden, wenn ihnen irgend eine Freude geſtört worden iſt. Namentlich dem Mädchen gegenüber ſollte man über dergleichen Störungen ruhig hinweggehen, ſollte ſie als etwas behandeln, was ſich oft ereigne und was auf unſere Stimmung keinen Einfluß haben dürfe. Je weniger dieſem Alter gegenüber eine Begründung der ſittlichen Vorſchriften möglich iſt, deſto nothwendiger iſt es, die Heiligkeit und Unumſtößlichkeit derſelben als etwas ſich von ſelbſt verſtehendes, worüber nicht mehr disputirt und discutirt werden dürfe, hinzuſtellen. Ueberall werde die ſittliche Forderung durch Hinweiſungen auf die höchſte Auctorität des göttlichen Willens zur Belebung und Kräftigung des Gewiſſens benutzt. Das geſchieht am beſten durch einfache Aeußerungen der Art: „das gefällt Gott nicht an dem Kinde,“ „ein gutes Kind thut das nicht,“ „ein frommes Kind darf ſo nicht ſprechen ꝛc.“ Alles, auch das Geringſte, was von ihm gefordert wird, werde dem Mädchen unter dem Geſichtspuncte der Pflicht, der heiligen Pflicht, der unumſtößlichen Pflicht gezeigt und nahe gelegt. Für die mancherlei Rückſichten auf das Beſondere des weiblichen Lebens, was ſchon hier gepflegt werden muß, genügt die ſchlichte Regel, daß ein kleines Mäd-

chen so oder so handeln und sein müße. „Ein kleines Mädchen muß reinlich sein, muß freundlich sein, muß nicht gleich weinen, muß nicht streiten ꝛc., wenn es dem lieben Gott gefallen will.“ Diese Sätze sind ausreichend, um dem kleinen Mädchen nicht nur zu sagen, daß es als solches mancherlei zu beachten hat, was einem Knaben eher verziehen werden könne, sondern auch fühlbar zu machen, daß in alle dem eine göttliche, heilige Ordnung sich kundgebe. Hat so das kleine Mädchen gelernt, was ihm geziemt, so wird das heranwachsende Mädchen dies nicht mehr vergessen.

Die zweite Altersstufe, welche zwischen dem Zahnwechsel und dem Hervortreten der Pubertät liegt und etwa die zweiten sieben Jahre umfaßt, aber bei vielen Mädchen schon früher beginnt und früher endet, unterscheidet sich von der eigentlichen Kindheit hauptsächlich durch das entschiedenere Hervortreten der geistigen Kräfte und durch die bestimmtere Ankündigung der Geschlechtsdifferenz. Obgleich die erste dieser Erscheinungen die Wirksamkeit der Mutter zurücktreten läßt und dem Vater einen größeren Einfluß gestattet, so fordert die zweite desto gebieterischer die mütterliche Sorgfalt und Theilnahme für das junge Mädchen, wenn die Zwecke weiblicher Erziehung erreicht werden sollen. Das Kind wird für die Schule reif. Auch das Mädchen gehört in die Schule. Wenn Schleiermacher (Erziehungslehre S. 226) erklärt, es gewinne für ihn eine gewiße Wahrscheinlichkeit, daß es nur als Sache der Noth anzusehen sei, wenn die Erziehung des weiblichen Geschlechtes nicht ganz in der Familie vor sich gehe, so hat Th. Waitz (Allgemeine Pädagogik S. 224) diesen Zweifel gehoben und gezeigt, daß schnelle und richtige Auffassung der Menschen und ihrer Eigenthümlichkeiten, rege Theilnahme für das, was in größeren Lebenskreisen vorgeht und auf die kleineren zurückwirkt, scharfe Ausprägung des individuellen Charakters vom Schulleben theils mehr vorbereitet, theils unmittelbarer gefördert werde, als es im häuslichen Leben allein möglich ist (s. Art. Mädchenschule, höhere). Vorausgesetzt muß werden, daß die Schule noch die gehörige Zeit übrig läßt, um den in der Schule vielleicht nicht vertretenen Seiten der Bildung, den nöthigen häuslichen Thätigkeiten, der Erholung und dem Familienleben die volle Berücksichtigung gewähren zu können, die das weibliche Leben erheischt. Freilich wird gerade in Deutschland dieser Voraussetzung wenig entsprochen. Viele Schulen nehmen die Mädchen, sogar schon die kleinsten, täglich 5—6 Stunden nur für den Unterricht in Anspruch. Das ist offenbar zu viel, wenn daneben noch Musik-, Handarbeit-, Zeichen- und andere Privatstunden liegen, und die Schule überdies, wie oft geschieht, energische Forderungen an den häuslichen Fleiß erhebt. Madame Necker de Saussure (a. a. O. 3. Band S. 177) stellt folgende Zeiteintheilung auf:

Für religiösen und wissenschaftlichen Unterricht (einschl. des Hausgottesdienstes und aller häuslichen Arbeiten für den Unterricht) täglich	5 Stunden,
für Musik- und Zeichenstunden	1½ „
für körperliche Uebungen	1½ „
für häusliche Geschäfte und Handarbeiten	1½ „
freie Zeit, Spiel und Leben in der Familie	4½ „
	14 Stunden.

Wir werden in Deutschland mit der geringen Anzahl von Stunden, welche hiernach dem Unterrichte (und den Vorbereitungen für denselben) gewidmet werden, kaum auszukommen glauben, dennoch wird der geistvollen Französin zugestanden werden müßen, daß sie im Principe das Rechte getroffen hat. Sie gewährt dem Mädchen 7½ Stunden für körperliche Uebungen, Erholungen, häusliche Geschäfte und für das Leben in der Familie und nimmt nur 6½ Stunden für die Pflege der intellectuellen Bildung in Anspruch; d. h. sie verlegt den Schwerpunct des weiblichen Jugendlebens in das Haus, und hält in ihrer Zeiteintheilung eben so sehr die Rechte der Weiblichkeit als die der Jugend aufrecht. Freilich geht sie davon aus, daß jene 6½ Stunden wirklich energisch für die Zwecke der geistigen Bildung angewendet, daß Unterricht und

Vorbereitung auf denſelben, Lehre und Uebung in das rechte Verhältnis zu einander geſetzt ſeien. Und bringen wir neben dieſen Vorausſetzungen die Friſche des Geiſtes und Körpers und die Freudigkeit des Willens in Anſchlag, welche bei einer ſolchen Anwendung der Zeit von dem jungen Mädchen nothwendig erwartet werden darf, ſo iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß in jener kürzern Zeit dasſelbe oder mehr als das ſich erreichen laſſe, was bei unſerer Zeiteintheilung, bei 30—32 wöchentlichen Lehrſtunden in der Schule, 2—6 Privatſtunden und 12—13 oder wohl gar noch mehr Stunden für die häuslichen Schularbeiten, wirklich erreicht wird. Drei Puncte ſind es vornehmlich, welche uns darauf aufmerkſam machen können, daß die Zeit, welche unſere jungen Mädchen ihrer intellectuellen Entwicklung widmen müßen, eine übermäßig große ſei: 1) die immer mehr überhand nehmende *Kränklichkeit und Schwächlichkeit* der jungen Mädchen, welche nach der Erfahrung aller Schulen auf den untern Stufen immer geringer iſt, als auf den obern, und welche gerade auf den obern Stufen durch ſtete Unterbrechungen alle Zwecke des Unterrichts illuſoriſch macht; 2) der im *ganzen dürftige Standpunct der intellectuellen Bildung*, welchen trotz ſo vieler auf dieſelbe gewendeten Zeit und Mühe das weibliche Geſchlecht, ſelbſt in den höheren Ständen, in Deutſchland einnimmt und 3) die *Störung des häuslichen Lebens*, welche durch dieſe Ueberladung der jungen Mädchen mit Lehrſtunden und Arbeiten dieſer Art entſteht und welche das gemüthvolle und ruhige Zuſammenleben der Familienglieder faſt ganz aufhebt. Wie tief die geringe Berückſichtigung dieſer ſchwer zu leugnenden Wahrheiten mit den tiefſten Schäden unſeres nationalen Lebens zuſammenhängt, worauf mit gutem Rechte Waitz (a. a. O.) deutet, wird keinem entgehen können, der von der Bedeutung des weiblichen und des häuslichen Lebens für die Entwicklung eines Volkes eine Ahnung hat. Aber das Verſtändnis für dieſe Dinge iſt ein ſo ſeltenes, daß ſogar viele Eltern dem ganz verkehrten Grundſatze huldigen, ein Mädchen müße, ſo lange ſie die Schule beſucht, von allen häuslichen Geſchäften befreit werden. *Gerade dies iſt das Falſche.* Das Mädchen ſoll von früheſter Jugend an das Haus und die Sorge für dasſelbe als ſeine Heimat und ſeine Lebensaufgabe erkennen, es ſoll niemals aufhören, für dasſelbe thätig zu ſein und dieſer Thätigkeit niemals entwöhnt werden. Es giebt für das Weib keine Lage und keine Zeit des Lebens, in welcher es irgend einem höheren Zwecke die Forderungen der Häuslichkeit hintanſetzen oder vergeſſen dürfte, daß es durch jene tauſendfältigen Kleinigkeiten des perſönlichen Dienens eine große, allen heilſame Pflicht erfülle. Iſt einmal dem jungen Mädchen bis zum 15. oder 16. Jahre die *häusliche Pflicht als ſolche ganz erlaſſen oder ganz fremd geblieben, ſo iſt ſehr die Frage, ob ſie zu derſelben noch einmal die rechte Freudigkeit* und für die Erfüllung derſelben *das rechte Geſchick von der Schulbank heimbringen werde.* Nur zu oft ſehen wir das Gegentheil und nur zu oft ſchließt ſich an jene bloß geiſtige Beſchäftigung der jungen Mädchen allmählig ein Widerwillen gegen den eigentlich weiblichen Beruf an, den keine Zeit vollkommen überwindet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dem Unterrichte ſeine volle Beachtung, der geiſtigen Bildung ihre überwiegende Wichtigkeit für das menſchliche Leben eingeräumt werden muß; aber die Bedeutung der Bildung für das Weib und für das häusliche Leben wird überhaupt nicht darin offenbar, daß ein großer Theil der Zeit auf die Beſchäftigung mit rein geiſtigen Objecten verwendet wird, ſondern darin, daß die gebildete Intelligenz und das geläuterte ſittliche Gefühl alle häuslichen Thätigkeiten und Zuſtände *durchdringe*. Auch das Mädchen wird in dem Alter, von welchem hier die Rede iſt, das Bewußtſein haben müßen, daß es die Schule ſei, für welche es *jetzt* vornehmlich zu leben habe, denn hier tritt ihm ein beſtimmter Pflichtenkreis entgegen, der ganz und gar auf ſeine Perſönlichkeit gerichtet iſt, während alles, was das Haus von ihm fordert, mehr den Charakter der Zufälligkeit trägt; aber es ſoll auch in dieſem allem ſchon wiſſen, daß der eigentliche Pflichtenkreis, für den auch die Schule es nur vorbilden will, das Leben

in der Familie sei, daß es daher nach Kräften dahin streben müße, der Erfüllung dieser letzten und tiefsten Pflicht immer mehr fähig zu werden. Ohne Zweifel steht die Mädchenschule dem Hause näher, als die Knabenschule, denn während diese den Knaben für die Oeffentlichkeit, für die Welt, für das Leben im Staat, in der Gemeinde ꝛc. vorbereiten will, will jene das Mädchen mit dem vollen und klaren Bewußtsein seines Berufes in das Haus zurückführen. Darum dürfen die Bestrebungen für die intellectuelle Bildung des Mädchens dieses niemals dem centralen Pflichtenkreise seines Lebens ganz entfremden, und darum muß neben dem Unterrichte für die fortdauernde Beschäftigung in der Häuslichkeit die nöthige Zeit verhanden sein. Leider wird diese dann auch noch häufig durch Musik- (besonders Clavier-) Unterricht beschränkt. Ueber den Werth künstlerischer Bildung der Frauen ist oben geredet worden. Eine ordentliche Schule wird durch den Unterricht im Gesange und im Zeichnen dem Mädchen die elementaren Anschauungen und Fertigkeiten geben, welche dasselbe in das Verständnis ästhetischer Formen einführen können. Ein Weiteres anzustreben kann nur bei hervorragender Anlage für die Ausübung der Künste rathsam erscheinen. Um diese kennen zu lernen und zu wecken, mag der Unterricht einige Zeit fortgesetzt werden, spricht sich aber entschiedenes Talent nicht aus, so sollte man denselben bald aufgeben und dem Mädchen nicht unverständiger Weise zumuthen, sich gegen die eigene Neigung und mit so großen Opfern an Zeit Fertigkeiten anzueignen, die muthmaßlich die Mittelmäßigkeit nicht überschreiten können und später vielleicht ganz vernachläßigt werden müßen. Wo keine Anlage ist, da ist in dem Zögling auch kein Gefühl für eine Pflicht, diese Anlage auszubilden; darum ist der musikalische Unterricht in so vielen Fällen so unwirksam oder wohl gar in seinen Wirkungen schädlich. Es ist aber gerade für das Mädchen von der höchsten Wichtigkeit, demselben alles was es thue, auch das Kleine, das scheinbar Unbedeutendste, das Geringfügigste, unter dem Gesichtspuncte der Pflicht zu zeigen, da die Menge der kleinen Pflichten, aus denen sich der weibliche Beruf zusammensetzt, so leicht diesen Gesichtspunct aus den Augen rückt. Treue im Kleinen und im Kleinsten ist daher die allgemeine Regel, welche bei allen häuslichen Geschäften, zu denen das junge Mädchen herangezogen wird, festgehalten werden muß. Das Mädchen macht zuerst einen idealen Cursus der Häuslichkeit an dem Spiele mit der Puppe durch. Auch in diesem, in welchem sich alle verschiedenen Geschäfte des Hauswesens, das Waschen, Nähen, Kochen ꝛc. wiederholen, sollte die Mutter darauf halten, daß die Grundlage aller häuslichen Thätigkeit, Ordnung und Sauberkeit, bei allem, was das Kind thue, beachtet werde. Gern gehen die Mädchen, wenn ihnen im eigenen Leben das Vorbild der Ordnung gegeben ist, darauf von selbst ein, auch in ihre spielende Beschäftigung mit der Puppe, mit der Puppenstube, mit der Küche ꝛc. eine feste Zeiteintheilnng zu bringen. Zu dieser oder jener Zeit werde regelmäßig das Zimmer gereinigt, das Bette gemacht, gewaschen ꝛc. Die Mutter weise das Kind oft und immer wieder darauf hin, daß die Freude dieses Spieles eben darin bestehe, das ganze kleine Hauswesen wohlgeordnet und durch Reinlichkeit und Sorgfalt für jeden erfreulich zu erhalten. Man mag in diesem Stücke dem jungen Mädchen, welches oft bis ins 14. und 15. Jahr an diesem Spiele Gefallen findet, einen gewißen Luxus gestatten, und es reichlich mit allen den kleinen Einrichtungen ausrüsten, welche das Detail einer solchen Puppenwirthschaft ausmacht. Aber man möge nicht meinen, daß diese Ausstattung mit allem erdenklichen Spielwerk an sich einen Nutzen habe, wenn nicht die Umgebung mit Rath und That auf die Anwendung desselben eingeht. Das Spiel würde überhaupt nicht lange fortgesetzt werden, wenn nicht das reale Leben der Häuslichkeit das junge Mädchen mit immer neuem Reize anzöge und ihm einen thätigen Antheil gewährte. Dieser Antheil werde von der Mutter allmählig gesteigert, überall aber dazu benutzt, das Pflichtgefühl zu kräftigen und die Gewohnheit zu befestigen, alles mit gleicher Liebe nnd gleicher Treue zu vollbringen. Die gelegentlichen Aufträge, dies oder jenes zu holen, fortzutragen, auszu-

richten, zu erfragen ꝛc. möge das junge Mädchen in dem Gefühle ausführen, daß es ihm zukomme, dergleichen zu thun. Frühe ſchon muß es auch daran gewöhnt werden, ſich in ſeiner Thätigkeit unterbrechen und ſtören zu laſſen, mit heiterem Sinn den gegebenen Auftrag zu erfüllen und mit Freudigkeit die frühere Thätigkeit wieder aufzunehmen. Für das praktiſche Leben der Hausfrau, welche oft das Verſchiedenartigſte zu bedenken hat, iſt dieſe Gewohnheit äußerſt wichtig, und ſie führt das junge Mädchen frühe zu einer gewißen Selbſtverläugnung. Aber bald ſoll dasſelbe nicht mehr auf gegebene Aufträge warten, es ſoll ſelbſt warnehmen, was es wohl thun könnte. Man leite es daher an, mit Aufmerkſamkeit die Bedürfniſſe aller zu verfolgen und ihnen durch eine ſtille und beſcheidene Dienſtfertigkeit zuvorzukommen. Dieſe Dienſtfertigkeit war bisher ein Vorzug der deutſchen Mädchenerziehung, ſie ſcheint aber in neuerer Zeit durch nähere Bekanntſchaft mit Franzöſinnen und namentlich mit Engländerinnen, denen ſie faſt ganz fehlt, mehr und mehr in Abnahme zu kommen und doch iſt ſie gerade ein ſo echt weiblicher Zug. Aus der gelegentlichen Theilnahme an den Geſchäften des Hausweſens ſoll allmählig eine geregelte und ſelbſtändige werden. Die Mutter mache das junge Mädchen mit einzelnen Geſchäften näher bekannt und geſtatte ihm, dies oder jenes einmal ſelbſt zu verſuchen. Worauf es hier zunächſt ankommt, das iſt die Ueberwindung aller Weichlichkeit. Das Mädchen muß etwas kräftig anfaſſen, muß auch das Unangenehme berühren lernen und ſich vor aller Ziererei hüten. Nur der Schmutz muß ihm abſcheulich ſein, aber alle Unannehmlichkeit, die von der Beſeitigung desſelben oder von der Beſorgung des Hausweſens unzertrennlich iſt, muß es zu überwinden wiſſen. Man zeige ihm, daß dieſe Selbſtüberwindung nicht ſchwer, daß ſie nothwendig und heilſam iſt, und daß ein verſtändiger Menſch ſich in das Nothwendige füge. Damit im Zuſammenhange ſteht jene weichliche Furcht vor gewißen Thieren z. B. Spinnen und Mäuſen, die ſich bei manchen Frauen bis zur Krankhaftigkeit ſteigert. Alles dies und ähnliches, wie die Scheu vor dem Anblicke von Wunden, Geſchwüren ꝛc. iſt frühe ſchon dem Mädchen abzugewöhnen, wenn es nicht ſpäter in weſentlichen Puncten des weiblichen Berufes ganz untüchtig werden ſoll. Das Zweite, worauf bei der Einführung in das Hausweſen geachtet werden muß, iſt die allmählige Feſtſtellung gewißer kleiner Geſchäfte, die ein für alle mal dem jungen Mädchen anvertraut und in die Tagesordnung eingereiht werden müßen. Den Tiſch zu decken, den Staub von den Möbeln zu wiſchen, den Kanarienvogel zu füttern ꝛc., das ſind Dinge, die ſchon frühe einem Kinde überlaſſen werden können, aber wenn ſie einmal überlaſſen worden ſind, auch mit ganzer Conſequenz gefordert werden müßen. Erweitert ſich ſo allmählig der Kreis der häuslichen Pflichten, die dem jungen Mädchen anvertraut werden, wird ihm nach und nach auch eine gewiße Dispoſition über die Vorräthe, den Ankauf und das Herausgeben derſelben an die Köchin überlaſſen, wird es gelegentlich auch zum Waſchen und Plätten für kürzere Zeit herangezogen und mit einzelnen Geſchäften der Küche vertraut gemacht, ſo hat dasſelbe am Ende dieſer Periode ſich in dem ganzen Bereiche des Hausweſens orientirt und mit allen Einzelheiten desſelben bekannt gemacht und fühlt ſich im Hauſe zu Hauſe. Das Gelingen dieſer Aufgabe hängt weſentlich von dem Geſchicke der Mutter ab, dem jungen Mädchen eine angemeſſene Betheiligung zu gewähren. Viele Mütter verſäumen ihre Pflicht an dieſem Puncte aus bloßer Bequemlichkeit und ſchieben dann zur Entſchuldigung die oft gehörte Behauptung vor, es werde doch alles ſchlecht, was ſie nicht ſelbſt beſorgen. Aber dieſe Behauptung iſt, wenn ſie wahr iſt, nur eine Anklage für ſie ſelbſt, die ſich die Mühe nicht nahmen, ihr Kind in die Häuslichkeit einzuführen, und die Verſuche der Tochter zu beaufſichtigen. Solches Verſäumnis iſt aber, wie aus anderen Gründen, ſo beſonders darum ſehr zu beklagen, weil jene häuslichen Beſchäftigungen einen tiefen und heilſamen Einfluß auf Geiſt und Gemüth der jungen Mädchen haben. Ohne Zweifel wird der Verſtand derſelben durch die mannigfachen Wechſelfälle und Verkommniſſe des häuslichen Lebens auf eine Weiſe geweckt, die dem-

jenigen Mädchen ganz fremd bleiben muß, welches nur in der idealen Sphäre geiſtiger Thätigkeiten verharrt. Madame Necker de Sauſſure erwähnt, daß aus dieſem Grunde Mädchen der unteren Stände im Alter von 10 bis 13 Jahren umſichtiger und tüchtiger ſind, als Mädchen desſelben Alters in den höheren Ständen. Sodann wird dieſer Gegenſatz des idealen und praktiſchen Lebens ſelbſt, der bei dem heranwachſenden Mädchen eine ſo große Rolle ſpielt, durch die Bekanntſchaft mit dem Hausweſen und durch die Thätigkeit für dasſelbe ſehr erheblich gemildert. In ſeinen Spielen und im Unterrichte ganz auf die rein geiſtige Seite des Daſeins gewieſen, von einer leicht erregbaren Phantaſie und von dunklen Empfindungen tief innerlich bewegt, iſt das junge Mädchen zur Zeit der ſich ankündigenden Jungfräulichkeit, welche ihr die Berechtigung giebt, in die Welt der Realität einzutreten, leicht geneigt an die Stelle der *geſunden Wirklichkeit*, nach welcher ſie ſich ſehnt, die Phantaſiegebilde zu ſetzen, die ſie im Stillen genährt hat, und allen Gefahren des vollen, ſich ſelbſt nicht verſtändlichen Herzens zu verfallen. Nichts kann jener Verkehrtheit des Sinnes, in welcher ſich der geheime Durſt nach den realen Genüſſen des Lebens auf die wunderlichſte Weiſe mit den idealen Anſprüchen einer im ſtillen wuchernden Phantaſie zu miſchen pflegt, ſo erfolgreich entgegenwirken, als die feſte häusliche Lebensordnung und die Gewohnheit der häuslichen Arbeit, die den Blick unverrückt auf die Wirklichkeit gerichtet erhält, dem unklaren Gemüthe immer die letzten Zwecke des weiblichen Daſeins zeigt und, wie alle Arbeit, durch Stärkung der Willenskraft in das geiſtige Leben einen ſittlichen Halt bringt. Was das *Gemüthsleben* des jungen Mädchens betrifft, ſo darf die Wärme und Zartheit des Gefühles, welche dieſem Lebensalter eigenthümlich iſt, nicht erkältet und abgeſtumpft, freilich ebenſowenig überreizt und überſpannt werden. Es gilt, die köſtliche Empfänglichkeit des weiblichen Gemüthes zu ſchonen und ſie doch vor jenen Ausartungen zu bewahren, welche ſo oft das Unglück der Frauen ſind. Den rechten Weg, dieſe ſchwierige Aufgabe zu löſen, findet die *Liebe* allein. Sie allein weiß der jugendlichen Begeiſterung, den offenen und darum nicht ſelten ungehörigen Ausbrüchen des bewegten Herzens jenen richtigen Widerſtand entgegen zu ſetzen, welcher die Theilnahme nicht verbirgt, das Gemüth des jungen Mädchens nicht verwundet und doch auch die vorliegende Verkehrtheit bemerklich macht. Wird das jugendliche Herz durch Unfreundlichkeit und Kälte, wohl gar durch Ironie zurückgeſchreckt, ſo iſt das Gelingen der weiblichen Erziehung auf das ernſtlichſte bedroht. Wir berauben uns dann aller jener Symptome, welche die ſtillen Krankheiten des Herzens erkennen laſſen (vrgl. Hanna Moor a. a. O. S. 52) und leiten das Mädchen an, ſich in ſich ſelbſt, in jene Verſchloſſenheit des Gemüthslebens zurückzuziehen, die dem Charakter ſo gefährlich iſt und ſchließlich zur Heuchelei führt. Und ſo hat auch die *Liſt*, die *Schlauheit*, die *Intrigue*, welche an dem Weibe ſo oft getadelt worden, wo ſie ſich im Charakter des jungen Mädchens zeigt, faſt immer ihren letzten Grund in der Härte, die den natürlichen Aeußerungen ihres Weſens entgegengeſetzt worden iſt. Wollen wir durch unbeſonnene Zornausbrüche die Offenheit tödten, ſo vernichten wir die Wahrheit, deren Ausdruck ſie iſt. So fern als dem weiblichen Weſen ſelbſt Leidenſchaft und Zorn bleiben ſoll, ſo fern ſollte auch die Behandlung des weiblichen Lebens von leidenſchaftlichem Zorne bleiben. Auch das Mädchen ſoll, wo es fehlt, mit Ernſt auf ſein Unrecht gewieſen werden und im allgemeinen iſt die altväteriſche Strenge früherer Zeit heilſamer als die Weichlichkeit unſerer Tage, aber immer ſollte es nur den edlen und würdigen ſittlichen Zorn kennen lernen, und immer ſollte ſich derſelbe nur auf das wirklich Unſittliche richten. Dem weiblichen Leben, welches ſo vielfach mehr durch Gewohnheit als durch Geſetz beſtimmt wird, liegt die Gefahr ſehr nahe, das Ungeſchickte für eben ſo tadelnswerth zu halten als das Unrechte. Lehren wir das junge Mädchen, das erſtere zu meiden, aber lehren wir es auch, einen Unterſchied zu machen, zwiſchen Verſtößen der Form, zwiſchen verzeihlichen Fehlern und eigentlichen Vergehen. So ſehr die natürliche Offenheit geſchont werden und ſo leidenſchaftslos die Zurechtweiſung bleiben muß, ſo

darf doch nicht übersehen werden, daß das junge Mädchen von früher Jugend an einen gewißen Grad von Zurückhaltung gewöhnt werden muß. Damit hängt die Nothwendigkeit zusammen, die tief im weiblichen Wesen begründete Neigung zum Widerspruche und zur Rechthaberei nicht aufkommen zu lassen. Die Tochter soll bei Zeiten lernen, ihre Meinung, wenigstens das Bestehen auf derselben aufzugeben, auch dann, wenn sie ihres Rechtes ganz gewiß wäre. Man mache ihr fühlbar, daß es hiebei nicht auf die Beschränkung des freien persönlichen Urtheils abgesehen sei, sondern darauf, den leidenschaftlichen Streit abzuwehren, welcher der weiblichen Würde schade, und die Selbstverläugnung zu üben, durch welche der Frieden bewahrt werde. Nur zu häufig werden die Untugenden der Unbescheidenheit und des Widerspruches durch die Erziehung selbst hervorgerufen. Frauen machen uns am besten auf die Fehler aufmerksam, welche die Mütter in diesem Puncte begehen. Nach Mad. Necker de Saussure sind es die langen Reden, Expositionen und Begründungen, deren die Mütter sich statt des einfachen Gebotes bedienen, welche das Kind zum Widerspruche reizen, weil in der Reihe der Gründe auch gelegentlich schwache mit unterlaufen. Ebenso so richtig ist die Bemerkung von Hanna Moore, daß jene Strenge gegen Unbescheidenheit und Rechthaberei gewöhnlich nur dann angewendet werde, wenn die üble Laune der Mütter diese energisch macht, und daß dann jene Strenge unwirksam bleibe, weil sie nur als Ausbruch der Empfindlichkeit oder des Eigensinns erscheine. Und wie das junge Mädchen lernen muß, die eigene Meinung zu unterdrücken, den Widerspruch aufzugeben, so werde es auch immer ernstlicher darin geübt, mit Heiterkeit und Ruhe den gelegentlichen Freuden zu entsagen, welche sich ihm etwa darbieten. „Es wird nichts aus der Fahrt; die Freundin hat den Besuch abgeschrieben; die gehoffte Einladung ist nicht eingetroffen!" Mit solchen einfachen Worten werde das betreffende Factum mitgetheilt und der Sache nicht die geringste Bedeutung gegeben. Allenfalls möge ein ermuthigender Scherz hinzutreten, aber niemals sollte ernstes Bedauern den Kampf der Selbstverleugnung im Gemüthe des Mädchens erschweren. Wird so verfahren, sieht das Kind, wie andere über die leichten Schmerzen des Lebens mit leichtem Schritte hinweggehen, so wird es dies selbst thun. Hat aber der Egoismus und die Vergnügungslust in dem jungen Mädchen bereits tiefere Wurzeln geschlagen, so daß es die Vernichtung seiner gehofften Freuden schon mit leidenschaftlicher Betrübnis aufnimmt, so muß es in diesem Alter liebreich, aber auch schon mit ganzem Ernste darauf hingewiesen werden, daß es Undankbarkeit und Ungehorsam gegen Gott sei, den Reichthum des Glückes, den das junge Mädchen im Vaterhause besitzt, zu verkennen, und ein solches Gewicht zu legen auf Freuden, die vielleicht nur eingebildete seien und welche Gott uns aus heiliger Liebe versage. Auch die genossenen und nicht zerstörten Freuden der Art können dazu benutzt werden, dem Mädchen das Vaterhaus theuer und werth zu machen. Selten sind diese Freuden ohne einen Tropfen Bitterkeit gewesen. Es war vielleicht langweilig, es wurde Liebloſigkeit und Zurücksetzung empfunden, es waren eitle, auf schöne Kleider, auf höheren Rang stolze Mädchen da ꝛc. Man hüte sich, das zurückkehrende Mädchen auszuhorchen, es zu Klatschereien oder zur Splitterrichterei zu ermuntern; aber man zeige ihm Theilnahme für den erlittenen Schmerz und befestige durch warme Liebe das Kind in der Empfindung, daß die Freuden der Geselligkeit selten ein rechtes Genüge gewähren, und daß es doch nirgends in der Welt so schön sei, als daheim, und so helfe man ihm zur Billigkeit des Urtheils und zur Seelenruhe. Wenn so das junge Mädchen überall zur stillen und freudigen Selbstverleugnung, zur Geduld und Sanftmuth angeleitet werden muß, so darf doch der Charakter nicht zur Passivität herabgesetzt werden. Das Mädchen soll nicht aufhören, selbst zu handeln, soll lernen, sich zu entschließen und zwar sich kurz zu entschließen, da Unentschlossenheit oft schon der erste Schritt zum Bösen und die erste Ursache schlimmer Erfolge ist. Es muß dem jungen Mädchen gezeigt werden, daß es Dinge giebt, von denen es sich absolut und sofort abwenden müße, daß es Fälle giebt, in denen augenblicklich der Entschluß

gefaßt ſein muß, und daß nicht die Entſchiedenheit des Willens es iſt, welche unweiblich macht, ſondern die heftige, rohe Art, in welcher es geſchieht. Aber wenn die Liebe allein es iſt, welche das ſich immer reicher entfaltende Gemüthsleben des Mädchens in rechter Weiſe zeitigen kann, ſo kann die Gemüthsbildung doch auch nur dadurch vollendet werden, daß das Gemüthsleben des Mädchens ſelbſt ein Leben der Liebe werde. In der Liebe muß alle die Geduld, die Sanftmuth wurzeln, zu der es täglich und ſtündlich angeleitet wird, in der Liebe muß die Selbſtverleugnung, ſo wie die Entſchiedenheit des Entſchluſſes ihre letzte Begründung haben. Das Weſen der Liebe aber ſtehet darin, daß Gott uns zuerſt geliebt hat und daß wir davon eine lebendige Erfahrung im Glauben haben. So vollendet ſich die Gemüthsbildung des jungen Mädchens in dem religiöſen Leben, zu welchem die häusliche Andacht, der Religionsunterricht der Schule und der Kirche auf gleiche Weiſe mitwirken. Von der höchſten Bedeutung iſt die gegen das Ende dieſer Periode eintretende Confirmation. Haben Haus, Schule und Kirche ihre Pflicht gethan, ſo gewinnt das junge Mädchen eine Lebensanſchauung, welche alle Pflichten unter die eine höchſte Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott, der uns in Chriſto geliebt hat, ſubſumirt, und es weiß nun nicht bloß durch die Stimme der Natur, daß es berufen iſt, Liebe zu üben. Von ganzem Herzen ſtimmen wir, durch mannigfache Erfahrung darin bekräftigt, mit Palmer (Evangel. Katechetik S. 608) in dem überein, was derſelbe über die Zeit der Confirmation ſagt. Wenn die Einſegnung in das 16. und 17. Jahr verſchoben wird, ſo miſcht ſich in dieſen Act ſo vieles, was den weltlichen, geſelligen, äußerlichen Lebensbeziehungen angehört, daß dadurch der ſegensreichen Wirkung großer Abbruch gethan wird. Die Begeiſterung der Mädchen für ihren Prediger hängt, wie die für den Lehrer, tief mit der weiblichen Natur zuſammen, und iſt an ſich, wo der Lehrer und der Seelſorger der rechte Mann iſt, nicht zu fürchten. Das Individuelle gilt dem Weibe mehr, als das Allgemeine, das Perſönliche liegt ihm näher, als das Sachliche, darum ſieht und liebt das Mädchen in dem Prediger die perſonificirte Religion, in dem Lehrer die Wiſſenſchaft. Man ſollte es daher niemals wegen ſolcher begeiſterten Verehrung tadeln oder wohl gar aufziehen. Vorausgeſetzt muß werden, daß überhaupt das Haus den religiöſen Grundton feſthalte und immer wieder ertönen laſſe, an welchen ſich die erſten zarten Regungen des Glaubens anſchloſſen. Die häusliche Andacht und die ſtrenge Unterſcheidung des Sonntages von dem Werkeltage ſind Grundbedingungen der weiblichen Erziehung, die überall an das Göttliche unmittelbar anknüpfen ſoll. Das junge Mädchen mag beſonders in der Zeit der Vorbereitung für die Confirmation von zerſtreuenden Eindrücken zurückgehalten und frühzeitig an den regelmäßigen Beſuch der Kirche, womöglich immer in Begleitung der Mutter oder des Vaters, gewöhnt werden. Auch gebe man ihm alle Sonntage Zeit und Gelegenheit zu ſtiller Selbſtbeſchäftigung, die allmählig durch Darbietung ernſter, edler, wenn auch nicht ſofort erbaulicher Lectüre zur Selbſtbeſchauung anleiten kann. Ein hocherleuchteter Theologe hat ausgeſprochen, daß man am Sonntage Briefe an die Freunde ſchreiben ſolle. Darin iſt ein reiches Gebiet edler Sabbathsthätigkeit angedeutet, welches beſonders dem weiblichen Leben angehört: die Pflege der Liebesbande, die uns mit den Menſchen verknüpfen und durch deren Vernachläßigung wir unſer Leben leer und kalt machen. Das Mädchen hat eine natürliche Neigung, dieſen Erinnerungen nachzugehen. Man geſtatte ihm, an Sonn- und Feiertagen den kleinen Schatz von Kleinoden der kindlichen Liebe, Geburtstagsgeſchenken, Stammbuchblättern, Erinnerungszeichen an dieſen oder jenen ſchönen oder ernſten Tag in der Stille zu beſchauen, und die oft geleſenen Briefe wieder zu leſen; es wird wärmer und liebevoller aus dieſer Einſamkeit zurückkehren. Die in England häufig geübten Wohlthätigkeitsbeſuche bei Armen und Kranken, zu denen auch Madame Necker de Sauſſure die jungen Mädchen am Sonntage anzuhalten anräth, können wir nicht ganz billigen. Das Mädchen iſt der Tiefe der Leibes- und Seelennoth, die ſich ihm hier aufthut, nicht gewachſen; es wird entweder die ſchmerz-

lichen Eindrücke, die es hier empfängt, nicht bewältigen, oder es wird sich gewöhnen, solche Zustände mit Gleichgültigkeit anzusehen. Besser gefällt uns das andere Wort der Engländer: „Charity begins at home.“ Mag man doch, und zwar nicht bloß am Sonntage, sondern jeden beliebigen Tag das Mädchen mit einer warmen Suppe und einem herzlichen Gruße gelegentlich zu dieser oder jener kranken Wittwe ꝛc. schicken, und es die Freude, Freude zu machen und Erbarmen zu üben, auch in dieser Form kennen lehren; aber zu einer eigentlich seelsorgerischen Wohlthätigkeit ist das Mädchen zu unerfahren. Auch einem anderen Vorschlage der Madame Necker de Saussure, deren Werk so viel schönes über die weibliche Erziehung, namentlich in den höhern Ständen, enthält, muß hier entgegen getreten werden. Dieselbe ertheilt da, wo sie von der Gefühlsbildung redet, den Rath, man möge dem jungen Mädchen Gegenstände geben, an denen es Liebe üben, die es pflegen, denen es wohlthun könne, z. B. Blumen, Thiere, arme Kinder ꝛc. Das ist nicht nur zu künstlich, sondern auch gefährlich. Die Blumen und Thiere und die armen Kinder werden im allgemeinen nicht zum besten berathen sein, und sollen nicht zu Liebesexperimenten benutzt werden, auch soll ein junges Mädchen noch gar nicht die Selbständigkeit haben, sich einen solchen Hofstaat der Liebe zu halten. Hat es eine Neigung der Art, wohlan, so mag es ihr gelegentlich gestattet werden, sein Turteltäubchen zu haben, und darauf gesehen werden, daß es dasselbe nicht verhungern und verdursten läßt. Aber die wahren Gegenstände seiner Liebe brauchen ihm nicht erst gegeben werden, die sind ihm von Gott gegeben: Vater und Mutter, Bruder und Schwester ꝛc. mit einem Worte, die Familie. Mit allen Banden des Herzens soll sich das Mädchen an diese gebunden erachten, und in ihrer Mitte, zu ihrer Freude zu leben, soll ihr der schönste, der liebste, der höchste Beruf erscheinen. Und so sei auch der gemüthvolle Familienverkehr die Krone aller Sonntagsfreuden, und jede weise Mutter strebe dahin, daß es dem Mädchen nirgend wohler sei, als im Hause. Nicht leicht ist es, den Umgang des Mädchens zu überwachen, der sich an die Schule und an andere gelegentliche Bekanntschaften leicht anschließt. Eigentliche Freundschaft entwickelt sich bei Mädchen selten, am seltensten bei den wohlerzogenen. Der tiefste Grund liegt darin, daß das Mädchen, wenn es im rechten Verhältnisse zur Mutter steht, in dieser eine Vertraute und eine Freundin besitzt, die alle anderen Freundinnen in Schatten stellt. Bildet sich ein engeres Freundschaftsverhältnis zwischen jungen Mädchen, so muß dasselbe ein ernster Gegenstand der Aufmerksamkeit für die Eltern sein. Oft ist ein solches Verhältnis nur der Schein, unter welchem etwas ganz anderes, als die Befriedigung des liebebedürftigen Herzens gesucht wird. Die eine wird durch Reichthum und Eleganz, welche im Hause der Freundin herrscht, die andere durch den heiteren Lebensgenuß, dem man dort nachgeht, angezogen. Man suche sich die sorgsamste Kenntnis von dem Geiste, der in der betreffenden Familie herrscht, zu verschaffen, ehe man der Tochter den Umgang verstattet, und hebe denselben auf geräuschlose Art bald auf, wenn jener Geist kein guter ist. Man halte sich an die Regel, den Kindern lieber im eigenen Hause einen frohen Tag zu machen, als die Tochter in fremde Familien zu schicken. Geschieht das letztere, so ist in dem Alter des Mädchens von 12—15 Jahren noch wichtiger als später, daß es nicht allein gehe. Ist kein Bruder da, der die Schwester begleiten und holen kann, so werde auch mit Opfern dafür gesorgt, daß andere zuverläßige Personen dies thun. Vor allen Dingen dulde man im Verkehr der jungen Mädchen keine Heimlichkeiten, denn das Geheimnis ist im letzten Grunde immer die Sünde, und wo Mädchenfreundschaften einen sehr exclusiven Charakter annehmen, da ist es selten ganz richtig. Je älter das Mädchen wird, desto inniger wird das Verhältnis zum Vater. Treffendes und Schönes hat Dorothee Valentiner (a. a. O. S. 75 f.) darüber gesagt. Ihm kommt es vor allen zu, den edlen Schwung der jugendlichen Seele auf das Schöne, Gute, Wahre zu befördern, und darüber zu wachen, daß des Mädchens Sinn weder von den Sorgen der Häuslichkeit ganz eingenommen, noch ihnen entfremdet werde.

Besonders beaufsichtige er die Lectüre und lasse die für dieses Alter in mehrfacher Weise gefährliche Lesesucht nicht einreißen. Was früher von den Beweisen der Zärtlichkeit, später von der Beachtung des Kindes gesagt worden, das gilt auch von dem Grade des Vertrauens, das dem jungen Mädchen gezeigt werden darf. Wie sehr Vater und Mutter die Vertrauten der Tochter seien, und sie können es nie genug sein, so sehr müßen beide sich hüten, sie zu ihrer Vertrauten zu machen. Nur in einzelnen besonders gehobenen Augenblicken lasse man die Tochter einen tieferen Blick in die eigenen Absichten, Sorgen und Verhältnisse thun, und die Tochter empfinde es stets als eine Ermunterung zur Treue, als eine erhebende Anerkennung, wenn solche Beweise des Vertrauens ihr gegeben werden. Das ist besonders wichtig in Betreff der Geschwister und der Dienstboten. Das junge Mädchen sieht mancherlei, was auch den Eltern entgeht. Mögen dieselben es ruhig hinnehmen, auch gelegentlich benutzen, niemals aber die Tochter den Einfluß merken lassen, den sie geübt hat. Auf eine angemessene Entfernung von den Dienstboten muß schon jetzt gehalten werden. Man lasse das junge Mädchen so selten wie möglich mit denselben allein, und gewöhne sie in einem freundlichen und niemals in einem befehlenden Tone ihre Aufträge auszurichten, trete aber jeder Vertraulichkeit auf das entschiedenste entgegen. Je weiter die geschlechtliche Reife sich entwickelt, desto mehr muß dem Mädchen, damit es sich selbst verstehen lerne, vor Beängstigungen bewahrt bleibe und bei den im allgemeinen stets gefährlichen Krisen, welche es bis zur vollen Pubertät durchzumachen hat, selbst die nöthige Vorsicht anwende, ein gewißer Aufschluß über die Bestimmung des Weibes und über den weiblichen Organismus gegeben werden. Daß dieser Aufschluß in einer ausführlichen Vorlesung über alle geschlechtlichen Beziehungen und über das Ganze der Ehe bestehe, wie Campe in seinem sonst viel gutes enthaltenden Buche („Väterlicher Rath für meine Tochter") in dem Capitel über Schamhaftigkeit und Keuschheit S. 117 f. seiner Tochter eine solche hält und sie für nothwendig erklärt, scheint ganz verfehlt. Wenn Campe die Nothwendigkeit, dem jungen Mädchen statt dunkler Andeutungen eine bündige und klare Unterweisung in den Mysterien des Geschlechtslebens zu geben, dadurch rechtfertigen will, daß kein vernünftiger Mensch eine junge Köchin nur durch geheimnißvolle Winke über die gefährliche Anwendung des Schierlings unterrichten werde, sondern daß es das allein Verständige sei, ihr zu sagen, was Schierling sei, und ihr zu zeigen, woran man ihn erkenne, so hinkt eben dieser ganze Vergleich. Es handelt sich hier nicht um Schierling, der allezeit ein Gift und zur Speise des Menschen überhaupt nicht bestimmt ist, sondern um eine göttliche Ordnung der Natur, welche, wie jede andere, misbraucht und in Unheil verwandelt werden kann. Aber etwas anderes ist es, auf welche Weise dem Menschen der Isisschleier der Natur gehoben werden solle. Es ist klar, daß über den eigentlichen Vorgang der Zeugung nur in einer Form geredet werden kann ohne das sittliche Gefühl zu verletzen: in der Form der Wissenschaft. Da diese dem jungen Mädchen unzugänglich ist, so kann überhaupt gar nicht mit ihm der Gegenstand besprochen werden, denn eben das Wort selbst ist eine Profanation dessen, was die Natur in ein heiliges Dunkel gehüllt und sich selbst vorbehalten hat, den Menschen zu lehren. Am wenigsten könnte der Vater eine solche Aufklärung geben. In der That kann sie auch gar nicht gegeben werden. Man lese die Campesche Auseinandersetzung und frage sich, ob die Neugier des Mädchens, der man von der „vertrauten und geheimen ehelichen Umarmung, während welcher auf eine höchst wundervolle Weise der zarte Menschenkeim in dem Körper der Gattin von dem Gatten befruchtet werde," erzählt hat, wirklich befriedigt und nicht vielmehr auf die gefährlichste Weise geweckt und auf Dinge gewaltsam hingewiesen worden ist, die ihm sonst ganz fern gelegen haben würden. Das ganze Reden von Keuschheit und Schamhaftigkeit ist gegenüber dem jungen Mädchen, welches im übrigen in der rechten Zucht gehalten worden, völlig überflüssig und geradezu gefährlich, denn diese Begriffe regen allezeit Gedanken und Vorstellungen in dem jugendlichen Gemüthe

an, die dem Wesen der Unschuld widerstreiten. Es war eben eine Verkehrtheit der Aufklärungsperiode, auch das Tiefste und Geheimnißvollste, das Heiligste und Zarteste aus seinem Dunkel hervorzuziehen und mit den Händen betasten zu wollen. Alle solche Schriften, wie z. B. die „Höchst nöthige Belehrung und Warnung für junge Mädchen zur frühen Bewahrung ihrer Unschuld, von einer erfahrenen Freundin", eine Preisschrift, welche Campe ebenfalls herausgab und welche die fünfte Auflage 1828 erlebte, sind daher als höchst unnöthige zu bezeichnen. Auch kommt Campe zuletzt, wo er nun die Summe des Ganzen zieht und die Rathschläge zur Bewahrung der Unschuld kurz zusammenfaßt, neben solchen Vorschriften, die freilich eben nur die petitio principii enthalten, z. B. „Sei höchst schamhaft ꝛc.", auf das, was bei einer verständigen Erziehung von Anfang an erstrebt werden muß und alle übrigen directen Maßregeln zur Wahrung der Unschuld überflüssig macht, zurück, wie darauf, daß das Mädchen mit vollem Vertrauen und ganzer Offenheit sich den Eltern anschließen und alle Vertraulichkeit mit andern meiden solle ꝛc. Aber dieser ganzen ungeschickten und unzarten, der Keuschheit, die sie wahren will, geradezu gefährlichen Behandlung der Geschlechtsverhältnisse bedarf es überhaupt nicht. Hat das junge Mädchen in der Religionsstunde auf die rechte Weise das sechste Gebot behandeln gehört, so weiß es, daß die Ehe eine heilige Ordnung Gottes ist, an welche die Fortpflanzung des Menschengeschlechts geknüpft ist. Mehr als dort im ganzen Zusammenhange der religiösen Erörterung und unter dem Eindrucke der religiösen Stimmung über die Ehe und über den Kindersegen derselben gesagt werden kann, braucht dem jungen Mädchen niemals gesagt zu werden, und auf andere Weise, als mit dieser heiligen Scheu, soll es auch niemals den Gegenstand behandeln hören. Treten die ersten Symptome der sich ankündigenden Mannbarkeit hervor, so haben diese Erscheinungen für das Mädchen etwas beängstigendes. Die Mutter beruhige zunächst das Kind durch die Versicherung, daß diese Erscheinungen wohlthätiger Art seien, daß sie auf einer heilsamen Ordnung Gottes ruhen, daß sie vorübergehen und daß sie allen weiblichen Personen gemein seien. Hiermit werden die Mädchen sich zufrieden geben, und wenn mit vorrückendem Alter das Mädchen weiterer Belehrung fähig wird, so weise die Mutter dasselbe auf die hohe Bestimmung des Weibes, daß durch dasselbe der Mensch zur Welt geboren werde, wenn Gott die Ehe mit Kindern segne, und sage ihm mit wenigen bestimmten Worten, daß die monatliche Reinigung mit jener großen und heiligen Aufgabe des weiblichen Lebens im Zusammenhange stehe. Alles übrige überlasse man Gott und dem Geiste der Zucht und Ehrbarkeit, der im Hause waltet. Nicht das macht keusch, wie viel oder wie wenig jemand von dem Geschlechtsleben wisse, sondern das, wie heilig ihm diese Dinge sind. Befindet sich das junge Mädchen in einer Umgebung, in welcher diese Verhältnisse mit heiliger Scheu behandelt werden und der Umgang mit allen Menschen von guter Sitte beherrscht ist, hängt es im übrigen in dem rechten Vertrauen an Vater und Mutter, ist es sich seiner Pflichten gegen Gott und die Seinigen bewußt und wird es nicht leichtsinniger Weise in die Versuchung gestoßen, wie dies durch die Kinderbälle und Tanzstunden nur zu oft geschieht, so ist Unkeuschheit das Letzte, was man von ihm zu fürchten hätte. Es ist genug, wenn das Mädchen einen tiefen und bleibenden Eindruck von der Heiligkeit der geschlechtlichen Schranke empfängt. Im übrigen behandle man das junge Mädchen nicht mehr wie ein Kind. Kommt im Gespräche, in der Lectüre, im Leben überhaupt etwas vor, was an die Geschlechtsverhältnisse erinnert, so spreche man es fest und unverhohlen aus, denn es ist Gottes Ordnung, aber man schreite ernst darüber hin, wie über eine heilige Stätte. (Vergl. d. Art. Entwicklungsperiode. D. Red.)

Eben so wichtig, wie die sittliche Behandlung des jungen Mädchens in dieser Periode, ist die körperliche Erziehung desselben. Beides greift oft tief in einander, z. B. in Betreff der Kleidung, welche bei Mädchen noch wichtiger ist, als bei Knaben. Früh

ſchon gewöhne man das Mädchen daran, die höchſte Ordnung und Reinlichkeit in ſeinem Anzuge zu beobachten. Ein Mädchen muß etwas auf ſeinen Körper und auf ſeine Kleidung halten, und je mehr es von ſelbſt darauf kommen würde, auch wenn es dazu nicht angeleitet worden wäre, deſto nöthiger iſt es, von Kindheit auf gute Gewohnheiten in dieſem Stücke zu begründen. Rein und ordentlich muß das Aeußere des Mädchens, wie ſein Inneres ſein. Ein unreinliches und zerfahrnes Aeußere läßt mit Recht auf innere Zerfahrenheit ſchließen. Dieſe Untugenden ſind mit Eitelkeit noch ſehr vereinbar, und es giebt elegante Damen, die immer etwas zu verbergen haben. Man bringe dem Mädchen frühzeitig ein gewiſſes Ehrgefühl bei, welches ſich darauf richtet, daß es nicht bloß in dem, was andern ſichtbar wird, ſondern in ſeinem ganzen Anzuge, auch in den Unterkleidern, ordentlich und reinlich ſei. Auf dieſem Ehrgefühle ruht weibliche Tüchtigkeit. Hat ſich ein Mädchen erſt daran gewöhnt, an ſeinem eigenen Leibe nur die ſichtbare Oberfläche erträglich erſcheinen zu laſſen, ſo wird dieſe Oberflächlichkeit in noch weit höherem Grade dereinſt das ganze Hausweſen, dem es vorſtehen ſoll, bezeichnen. Für die Erhaltung des Ordnungsſinnes iſt es ferner von höchſter Wichtigkeit, daß man die jungen Mädchen daran gewöhne, auf die Reinlichkeit ihrer Kleidung ſelbſt zu achten. Die Reinlichkeit hängt ſehr innig mit der Sparſamkeit zuſammen, denn ſie conſervirt die Dinge. Es giebt Frauen, die immer an ihren Kleidern, Bändern ꝛc. Flecke haben und nichts thun können, ohne ſich zu verunreinigen. Iſt das Kleid unrein geworden, hat es einen kleinen Riß bekommen, ſo werde es ſofort gereinigt oder ausgebeſſert. Ehe das Kleid fortgehängt wird, werde es unterſucht und nicht eher aufgehoben, als bis die Spuren des letzten Ganges wirklich beſeitigt ſind. Es giebt Frauen und Mädchen, bei denen das ſchönſte Kleid in wenigen Tagen ſeinen Luſtre verliert; andere, deren Kleider ewig zu währen ſcheinen und immer ſauber bleiben. Sparſamkeit geht in dieſen Dingen mit der Thätigkeit Hand in Hand. Was die äſthetiſche Seite der Kleidung betrifft, ſo ſtelle man ſchon dem Kinde Einfachheit des Anzuges als das höchſte und edelſte Princip dar. Bei der Mannigfaltigkeit der Stoffe, Farben und Formen, die jede Jahreszeit neu hervorbringt und durch welche das weibliche Auge ſo leicht geblendet wird, iſt es von weſentlicher Wichtigkeit, frühzeitig eine feſte Richtung auf das Verſtändige und Richtige einzuhalten. Man mache das Kind aufmerkſam darauf, daß wahrhaft vornehme Damen ſich einer gewißen Einfachheit des Anzuges befleißigen, und daß das, was wahrhaft gefällt, immer wieder auf dieſe edle Einfachheit zurückgeführt werden könne. Man zeige ihm andererſeits die auffallende Eitelkeit, welche aus dem überladenen Putze anderer ſpricht und nur zu leicht ſich jedem aufmerkſamen Beobachter verräth. Freilich, wenn man die kleinſten Mädchen ſchon aufputzt wie Damen, wenn man ſie lehrt, auf ſchöne Kleider einen Werth zu legen, ſo kann man ſich hinterdrein nicht wundern, daß Eitelkeit und Gefallſucht unvertilgbare Wurzeln in ihren Herzen ſchlägt. Schon die Forderungen des guten Geſchmackes gehen darauf, den Flitter und Tand zu verbannen, das Geſuchte zu vermeiden, die bunte Mannigfaltigkeit, welche die Harmonie des Ganzen ſtört, zu fliehen. Durch ſolche Ueberladung kann die Schönheit nur verlieren, die Häßlichkeit nur widerwärtiger werden. Es giebt eine weibliche Kunſt, die Farben auf angemeſſene Weiſe zu gruppiren, durch den Schnitt des Gewandes das ſchöne Ebenmaß des Körpers in anmuthiger Weiſe hervortreten zu laſſen und dem Ganzen der Kleidung jene wohlthuende Harmonie zu verleihen, die ſie zu einem Bilde der rechten Weiblichkeit macht. Dieſe Kunſt iſt berechtigt, ſie ſtammt aber aus der Totalität des richtig geleiteten Gefühles und wird daher nur von wahrhaft gebildeten Frauen recht geübt. Man mag es jedem jungen Mädchen gönnen, eine ſolche Lehrmeiſterin zu finden, um vor den üblen Folgen, welche Geſchmackloſigkeit mit ſich führt, bewahrt zu bleiben; aber die ſittlichen Abſichten, welche in Betreff der Kleidung die Erziehung zu verfolgen hat, gehen darauf, das Aeußere ſchließlich doch als das Nebenſächliche erſcheinen zu laſſen. Es iſt gut, wenn ein Mädchen gelernt hat, ſich geſchmackvoll zu kleiden, aber es iſt unendlich viel beſſer,

daß es darin hie und da eine Geschmacklosigkeit begehe, als daß es in Eitelkeit und Putzsucht verfalle. Darum lege man auf diese Dinge niemals ein besonderes Gewicht, rede nicht zu viel davon, welches Kleid dem Mädchen gut stehe, bewundere es nicht, sondern hebe in Ansehung der Kleidung mehr den ökonomischen und diätetischen Gesichtspunct hervor, als den ästhetischen. Man leite die jungen Mädchen nicht nur, wovon oben geredet wurde, dazu an, ihre Kleider in guter Ordnung zu erhalten, kein Loch, keinen Riß zu dulden, sondern auch dazu, das Alte und Abgetragene zu Neuem umzuschaffen. Manche Familie besteht nur durch diese echt mütterliche Kunst, in welcher sich alle guten Eigenschaften des Weibes vereinigen. Von hoher Wichtigkeit ist die Beachtung des Einflusses, den die Bekleidung auf die gesunde Entwicklung des weiblichen Körpers übt. (Vgl. d. Art. „Körperliche Erziehung." D. Red.) Die Kleider dürfen im allgemeinen weder durch zu große oder zu geringe Dichtheit die nöthige Wärme des Körpers erhöhen oder herabsetzen, noch die freie Bewegung sowohl der flüssigen als der festen Theile hindern. Zu vermeiden sind zu frühzeitige und unrichtige Abhärtungsbestrebungen. Schreber (Kallipädie S. 98) stellt den Grundsatz auf, daß eine vernünftige und naturgemäße Abhärtung mehr auf das Ertragen einer vorübergehenden, als einer dauernden Wärmedifferenz gerichtet sein müße, und daß einzelne Theile des Körpers, wie Kopf, Hals, Hände und Füße, unbeschadet der Gesundheit auch gegen dauernde Einwirkung der Hitze und Kälte abgehärtet, nicht aber die ganze Körperoberfläche in solchem Umfange diesen Einwirkungen ausgesetzt werden dürfe, daß dadurch die Gesammttemperatur des Körpers alterirt werde. Da im allgemeinen das Wärmebedürfnis der Erwachsenen größer ist, als das der Kinder, so sind der Jugend alle intensiv wärmenden Kleidungsstoffe, namentlich alle Arten von Pelzwerk, dichten wollenen Zeugen ꝛc. überhaupt fern zu halten. Für Unterkleider scheinen die von den Engländern durchgängig getragenen, leichten, baumwollenen Stoffe geeigneter, als Leinwand, da diese die Ausdünstung des Körpers nicht hindurchläßt und bei eintretender Abkühlung in Feuchtigkeit umsetzt. Die Zwecke der Sittlichkeit und der Gesundheit fordern auf gleiche Weise, daß die Kleider der Mädchen nicht zu tief ausgeschnitten werden, wie denn nachweisbar ist (Klemm jun.: Die menschliche Kleidung S. 61), daß die Krankheiten, welche durch Erkältung und Zurücktretung des Schweißes entstehen, niemals so häufig gewesen sind, als zu Anfang des 19. Jahrhunderts in der Zeit der griechischen Moden. Langsamer, aber um so verderblicher wirken in der Wachsthumsperiode die mechanischen Einflüsse unzweckmäßiger Bekleidung. Der Druck enger Kleider auf die Blutgefäße, Nerven, Muskeln und Knochen ist die Ursache vieler Krankheiten der jungen Mädchen. Schreber (a. a. O. S. 189) bezeichnet als die vornehmsten Fehler der weiblichen Bekleidung, daß sie entweder über der Brust oder in den Armlöchern zu eng sind, wodurch die Athmungsorgane beeinträchtigt werden, oder daß die Kleider zu tief ausgeschnitten sind und leicht über die Schultern herabgleiten. Einen zweihundertjährigen Kampf kämpfen Aerzte und Pädagogen gegen die Schnürbrust, die nur beim erwachsenen weiblichen Körper einen Sinn hat und auch bei diesem nur dann unschädlich ist, wenn sie sanft und lose den Körper umschließt und sämmtlichen Rippen ihren vollkommen freien Spielraum bei der Athmungsbewegung läßt. Noch hat dieser Kampf nicht zum Siege geführt. Betrachtet man die unseligen Folgen, welche dem Tragen des Corsets bei jungen Mädchen von den Aerzten zugeschrieben werden, so muß man in der That erschrecken. Klemm (a. a. O. S. 68 ff.) führt diese Folgen weitläufig aus. Das Corset stört die Verdauung, bedroht die Leber und verhindert die Absonderung der Galle, so daß der Nahrungsstoff nicht gehörig in das Blut übergehen kann, erzeugt Blähungen, die, wenn sie aufsteigen, übelriechenden Athem hervorbringen, drängt die Eingeweide in den untern Theil der Bauchhöhle, ruft dadurch leicht Brüche und Prolapsus hervor, und begünstigt durch allgemeine Hemmung der organischen Ausbildung den weißen Fluß, Scropheln, Drüsenkrankheiten, Auszehrung und Schwindsucht. Namentlich verlieren die Rückenmuskeln ihre Kraft, weil sie nicht geübt werden, und da bei Able-

gung der Schnürbruſt das Blut nach unten ſtürzt und die Gefäße am Kopfe gewaltſam entleert werden, ſo folgen dem Abnehmen derſelben bei jungen Mädchen nicht ſelten Ohnmachten, ja es giebt ſolche, die ſogar des Nachts mit der Schnürbruſt ſchlafen müßen. Bedenkt man, daß dieſe unheilvoll wirkende Verkehrtheit der weiblichen Kleidung ihren letzten Grund in dem eitlen Beſtreben, eine ſchöne Taille zu bekommen, hat, und daß dieſe beabſichtigte Verſchönerung, wie Schreber (a. a. O. S. 190) richtig bemerkt, dem Ideale weiblicher Schönheit, wie jede antike Statue uns belehren kann, widerſpricht, da die Schnürbruſt den Körper gerade da zuſammenpreßt, wo derſelbe ſich ſanft wölben ſoll; bedenkt man, daß ſchon der berühmte Sömmering in ſeiner Schrift: „Wirkungen der Schnürbruſt" das Zeugnis abgelegt hat, er habe nie ein Frauenzimmer kennen gelernt, welches ſeine ſchöne Taille nicht durch irgend eine andere Verkrüppelung des Körpers erkauft habe: ſo muß man in der That die ganze Entrüſtung theilen, mit welcher mancher wackere Mann gegen dieſe auf ganze Generationen verderblich wirkende Thorheit aufgetreten iſt. Wenn Julie Burow (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule S. 195) die Schnürbruſt in Schutz nimmt, ſo werden ſo vollwichtige Zeugniſſe gegen dieſelbe doch dadurch nicht entkräftigt. Von dem jungen Mädchen halte man jedenfalls, ſolange der ſich entwickelnde Buſen keiner Unterſtützung bedarf, jede Schnürbruſt fern, vermeide ebenſoſehr das allzu beengende Feſtmachen der Oberkleider und behalte, ſolange als es möglich iſt, für dieſe den Blouſenſchnitt bei. Auch dürfen die Unterkleider ihren Halt nicht allein im Zuſammenbinden über den Hüften finden, und beſonders iſt die Häufung mehrerer Unterröcke ſo viel als möglich zu vermeiden. Aehnlichen Thorheiten, wie bei der Schnürbruſt, begegnen wir bei der Fußbekleidung. Das Streben, den Fuß klein zu erhalten und die anatomiſch (nach der Schrift „Die richtige Geſtalt der Schuhe" von Mayer in Zürich) gewöhnlich ganz falſche Conſtruction unſerer Fußbekleidung ſchiebt und drückt die 25 Knochengebilde des menſchlichen Fußes auf eine ſo gewaltſame Weiſe zuſammen, daß man, wie Schreber bemerkt, bei jedem weiblichen Fuße, den man im Schuhe bewundert, über ſeine Häßlichkeit erſtaunen würde, wenn man ihn unbekleidet ſähe. Die verbiſſenen Qualen, durch welche die Niedlichkeit des Fußes erkauft wird, haben ſchon den Philoſophen Locke veranlaßt, in ſeinem „Buche der Erziehung" dieſem Gegenſtande ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Schreber und Camper, der 1783 eine treffliche Abhandlung „Ueber den beſten Schuh" geſchrieben, ſtimmen darin überein, daß ein richtig gefertigter Schuh ſogleich bequem ſitzen müße und daß man auf das „Austreten", auf welches die Schuhmacher oft vertröſten, nicht warten dürfe, denn ſobald der Schuh ausgetreten iſt, hat gewöhnlich der Fuß ſchon gelitten. Wichtig für unſere Zeit, die ſo viele neue Schutzmittel für den Fuß erfunden und dadurch eine gewiße Verweichlichung in dieſem Puncte herbeigeführt hat, iſt, daß nicht nur Locke, ſondern auch Camper den Rath geben, den Fuß, wie die menſchliche Hand, frühzeitig an das Ertragen der Näſſe und Kälte zu gewöhnen. Man laſſe das junge Mädchen lieber im Nothfalle ſofort Schuhe und Strümpfe wechſeln, aber man verwöhne es nicht ſo frühzeitig durch Ueberſchuhe, damit es gegen die ewigen rheumatiſchen Anfälle erſtarke. Das Haar der jungen Mädchen werde einfach geordnet und mit Vermeidung aller auffallenden Moden ſchlicht geſcheitelt. So lange das Kind ſich das Haar nicht ſelbſt machen kann, ſollte es, etwa bis zum 10. oder 12. Jahre, dasſelbe kurz abgeſchnitten tragen. Größere Sorgfalt, als in Deutſchland gewöhnlich, ſollte den Zähnen gewidmet werden. Eine rechtzeitige Pflege derſelben, die fortgeſetzte Befreiung vom Weinſtein, die Ausfeilung der angefreſſenen Stellen ꝛc. vermag ihrer Erhaltung und dadurch der normalen Ernährung des ganzen Organismus großen Vorſchub zu leiſten, und dem heranwachſenden Mädchen manchen Schmerz zu erſparen. Die allgemeine Kräftigung des Körpers werde durch eine richtige Haltung beim Stehen, Sitzen, Liegen und Gehen, durch eine einfache und geſunde Ernährung, der nichts ſo ſehr widerſtrebt, als eine gerade in dieſer Zeit ſich leicht entwickelnde Naſchhaftigkeit, durch den nöthigen Luſtgenuß und die erforderliche Erholung in Ruhe und Bewegung ſorgfältig gefördert. Je mehr in

neuerer Zeit die Mädchen in Schule und Haus auf das Sitzen angewiesen sind, desto energischer haben Aerzte und Pädagogen darauf gedrungen, eine Ausgleichung dieser Ruhe in stärkerer Bewegung zu suchen, und für diese den jungen Mädchen Baden und Schwimmen, Schlittschuhlaufen und namentlich das Turnen empfohlen. In der That ist die Lage der jungen Mädchen gerade in diesem Puncte eine schlimme. Die bloßen Spaziergänge bieten eine viel zu geringe und einseitige Bewegung dar und sind, wie Dorothee Valentiner und Rosa Fischer ganz richtig erwähnen, auch aus sittlichen Gründen keineswegs sehr empfehlenswerth, passen eigentlich auch nur für Erwachsene. Wenn aber Rosa Fischer (a. a. O. S. 92) hinzusetzt: „Laßt den Mädchen ihre Freiheit, und es wird ihnen weder an Bewegung noch an Grazie fehlen; in der freien Natur mögen sie sich tummeln, springen, laufen, nicht nach der Uhr und auf Commando, ihrer Gesundheit wegen, sondern aus eigenem Antriebe, aus innerer Lust und Freude," so ist das eben leichter gesagt, als gethan, da in größeren Städten dazu in den allermeisten Fällen die Gelegenheit fehlt. Solange namentlich die Schulen eine verhältnismäßig so große Zeit in Anspruch nehmen, und die jungen Mädchen nicht mehr und consequenter in der Häuslichkeit beschäftigt werden, worin vielleicht die natürlichste Ausgleichung des vielen Sitzens zu finden wäre, so lange wird man immer anerkennen müßen, daß den jungen Mädchen die nöthige Bewegung fehlt. Auch hängt es mit unserer ganzen Culturentwicklung eng zusammen, daß dem weiblichen Geschlechte in mancher Beziehung eine Entfernung von der Natur zugemuthet werden muß, unter der dasselbe leiden würde, wenn nicht die Cultur selbst die nöthige Aushülfe darböte. Als eine solche haben wir das Turnen anzusehen, da es in kürzerer Zeit durch Mannigfaltigkeit der Bewegungen und durch systematische Berücksichtigung aller Körpertheile jede andere Art der Bewegung übertrifft. (Vergl. d. Art. Leibesübungen. D. Red.) Die Frauen fürchten größtentheils, daß das Turnen und das Schwimmen der Anmuth der weiblichen Natur Eintrag thun werde, und weisen, als auf das rechte Ausgleichungsmittel, auf den Tanz hin. Das soll dann zwar nicht unser geselliger Tanz sein, sondern eine besondere Art von ästhetischen Uebungen im Stehen, Gehen und in dem Gebrauche des Körpers überhaupt. Aber dieser Tanzunterricht existirt nicht, und was davon existirt, hat eben in der Gymnastik seine Stelle. Wir glauben nicht, daß das Turnen, wenn es nur in der rechten für das Geschlecht angemessenen Weise geschieht, oder das Baden und Schwimmen, wenn es nur, wie freilich sehr selten der Fall, unter der gehörigen, natürlich weiblichen Aufsicht möglich ist, von der weiblichen Grazie so vieles rauben werde. Sit modus in rebus, das gilt auch hier, und im schlimmsten Falle wollten wir gern ein Stückchen Grazie missen, wenn wir dafür ein Stück Gesundheit eintauschen können. Den Tanz sollte man den Mädchen nur unter einander und innerhalb der Familie gestatten. Eigentlichen Tanzunterricht braucht ein Mädchen gar nicht, das frohe Mädchen tanzt von Natur. Wer aber die vielgepriesene Grazie von dem Tanzboden holen will, dem möge sie erlassen bleiben. Dem ganzen Unwesen und der Unnatur der Bälle bleibe das Mädchen womöglich immer fern. (Vergl. d. Art. Tanzen. D. Red.) Dem Schlittschuhlaufen wird bei uns immer entgegenstehen, daß es die Mädchen zu sehr in die Oeffentlichkeit weist, und daß es das weibliche Zartgefühl in mannigfacher Weise bedroht. Mit den weiblichen Handarbeiten, namentlich mit den feineren, möge das Mädchen außer den dafür angesetzten Lehrstunden so viel wie möglich verschont bleiben. Wie für die ganze Tagesordnung feste Normen bestehen sollten, so sollte auch für solche Arbeiten eine bestimmte Zeit festgestellt werden. Dasselbe geschehe für das Lesen, und unerbittlich werde der krankhaften Neigung für dasselbe, wo sie sich zeigt, entgegengetreten. Die liebste und schönste Erholung muß das junge Mädchen in der Feierstunde finden, die den häuslichen Kreis zusammenführt und alles Schöne und Gute des Lebens dem empfänglichen Herzen zum freudigen Genusse darbietet.

In die dritte Periode seiner Entwicklung tritt das Mädchen durch einen

Uebergangszuſtand eigenthümlicher Art, der, wie alle kritiſchen Zuſtände, mancherlei ſcheinbare Widerſprüche offenbart. Die aufgeſchoſſene Geſtalt iſt weder die des Kindes, noch die des Weibes. Und ſo iſt auch das geiſtige Weſen des ſich ſelbſt halb errathenden, halb misverſtehenden Mädchens. Heute geſellt es ſich altklug zu dem Erwachſenen, morgen vertieft es ſich in das kindliche Spiel. Auffallende Beweglichkeit wechſelt nicht ſelten mit ebenſo auffallender Neigung zur Einſamkeit, und der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt geht nebenher eine leicht zu weckende Unzufriedenheit mit der Umgebung. Leicht gereizt und verletzt, weiß es doch ſelbſt den rechten Ton in Rede oder Antwort nicht zu finden und überraſcht zuweilen durch Taktloſigkeit, die man ſonſt nicht gerade an ihm gewohnt iſt. Brennende Neugier, alles, was ein Geheimnis zu enthalten ſcheint, zu durchdringen und eigene, oft ſtörriſche Verſchloſſenheit vollenden das Bild dieſes Zuſtandes, der für den Beobachter zuweilen geradezu etwas komiſches hat. Aber man hüte ſich, dies dem Mädchen zu verrathen. Gerade dieſe Uebergangszeit bedarf der höchſten Vorſicht in der Behandlung. Hat das Mädchen jemals Anſpruch auf zarte Schonung gehabt, ſo hat es ihn jetzt in erhöhtem Grade. Denn jene geiſtigen Zuſtände ſind nur der Reflex einer tiefen Gereiztheit des leiblichen Organismus, welche das Mädchen gerade beim Erwachen des Geſchlechtslebens zu mancherlei Krankheiten disponirt, allen zufälligen Störungen des organiſchen Lebens einen eigenthümlich gefährlichen Charakter giebt und ſich durch die energiſche Einwirkung des Pſychiſchen auf das Phyſiſche auszeichnet. Mangel an Vorſicht in dieſer Zeit legt oft den Grund zu lebenslänglichen Leiden. Aber die Umwandlung geht raſch vor ſich. Eines Tages überraſcht uns die Bemerkung, daß wir nicht mehr das Kind, ſondern die Jungfrau vor uns ſehen. „Das Geſicht erhält eine lebhaftere Farbe, die Züge werden ausdrucksvoller und lebendiger, die Stimme wird klangvoller und melodiſcher, das Auge wird feuriger, Verdauung und Aſſimilation werden raſcher, das Blutleben wird geſteigert, das Athmen beſchleunigt, der Herzſchlag kräftiger, das Nervenſyſtem empfindlicher, der Geiſt erregter. Die Unbefangenheit des Mädchens verliert ſich, die Jungfrau wird ſchamhafter, zurückgezogener, es durchzieht ſie ein nie gekanntes Sehnen, es durchzucken ſie nie gefühlte Schauer.“ So beſchreibt Heidenreich (Ueber Erziehung der weiblichen Jugend S. 13) den tiefen Proceß der Verwandlung, durch welchen das Mädchen zur Jungfrau reift. Mit der phyſiſch-pſychiſchen Transfiguration verbindet ſich aber auch eine geiſtig ſittliche Umwandlung. Die Jungfrau wird ſich ihrer Würde als Perſönlichkeit bewußt, und wie die Anſprüche an das Leben dadurch geſteigert werden, ſo erhält auch das Pflichtgefühl dadurch erſt ganz ſeinen ſittlichen Inhalt und ſeine ganze Energie. Dieſes Gefühl weist die Jungfrau in das Haus, an die Familie, und hier allein kann ihre Erziehung erſt vollendet werden; freilich nur dann, wenn das häusliche Leben ſeiner Idee entſpricht. Iſt dies nicht der Fall und hat daher auch der bisherigen Erziehung des Mädchens die rechte Grundlage nicht gegeben werden können, ſo wird das verſtärkte Selbſtgefühl in der Jungfrau ſehr bald jene Eitelkeit und Gefallſucht zur traurigen Blüte bringen, welche Betty Gleim das „radicale Böſe“ der weiblichen Natur nennt. Ihre verheerenden Wirkungen auf dem Boden des ſittlichen Lebens werden durch nichts ſo ſehr unterſtützt und gekräftigt, als dadurch, daß ſich das häusliche Leben jenem Einfluſſe des Zeitgeiſtes dienſtbar macht, den wir die Mode nennen. Das Weſen der Mode kann nur aus dem Verhältniſſe des Hauſes zur Oeffentlichkeit recht verſtanden und in ſeiner unſittlichen Baſis erkannt werden. Die Mode iſt die entartete Schweſter der Sitte. Es iſt oben, wo das Weſen der Häuslichkeit dargeſtellt wurde, auf die Nothwendigkeit hingewieſen worden, daß ſich das Leben des Volkes im Hauſe reflectiren müße, daß dieſer Reflex des Allgemeinen und Nationalen innerhalb der Familie eben die Sitte ſei und daß es nur die tiefen, das innerſte Leben der Nation, ihre Beziehung zur Natur und ihre hiſtoriſche Entwicklung darſtellenden Züge ſind, welche in ſolcher Weiſe zur Sitte ſich individualiſiren. Einrichtung, Hausrath, Kleidung, religiöſe Gewohnheiten, Feſte ꝛc. ſind ſolche Reflexe des

Allgemeinen, die eben darum, weil sie aus dem Wesen und der Geschichte des Volkes entstanden, eine gewiße Zähigkeit und conservative Tendenz in sich tragen. Wird aber die Sitte, welche immer auf das Große und Ganze geht und ihre Wurzeln in dunkle und oft nicht verstandene Tiefen senkt, gering geachtet und an die Stelle derselben eine petulante Erregtheit für das gesetzt, was der Tag Neues bringt, für jenen kleinlichen Kampf der Leidenschaften, der im engeren und beschränkten Kreise um persönliche Interessen gekämpft wird, so ist die Mode zur Herrschaft gelangt. Die Geistlosigkeit derselben offenbart sich in der Verachtung des Alten, bloß weil es alt ist, in der Bewunderung alles Neuen, bloß weil es das Neue ist. Man schämt sich der von den Vätern ererbten Gewohnheit, man will um jeden Preis unter denen sein, welche die Bewegung des Tages leiten. In dieser Verkennung der tieferen, eigentlich nationalen Tendenzen des Lebens spricht sich zugleich der abgestumpfte sittliche Geist, die Unfähigkeit, das Große, das Bedeutende zu verstehen, die oberflächliche und äußerliche Auffassung des Lebens und der persönliche Egoismus aus, der immer die Herrschaft der Mode charakterisirt. Nun ist zwar, und besonders in Deutschland, die Herrschaft der Mode so groß geworden, daß „auch bei vielen trefflichen Menschen das ganze Haus Mode, und nichts mehr Sitte ist." Aber eben darum ist auch das weibliche Geschlecht so vieler Aeußerlichkeit verfallen. Denn gerade dieses ist seiner Natur nach am meisten den Launen der Mode unterworfen. Wenn sich dies vornehmlich in der Kleidung zeigt, so soll zwar der Jungfrau nicht zugemuthet werden, daß sie durch bizarre Einfachheit und durch einen auffallenden Gegensatz gegen das, was allgemein getragen wird, auf lächerliche Weise sich hervorthue, aber sie soll vor der kleinlichen Begier bewahrt werden, das Neue und Neueste der Kleidung mitzumachen und dadurch hervorzutreten. Es giebt eine Kunst, das Gefällige und Nützliche einer Mode sich anzueignen und doch dem Typus des Hergebrachten treu zu bleiben, und gerade die rechte Eleganz, wenn sie von feinem Sinne getragen wird, wird sich niemals sklavisch der Mode beugen. Diese Kunst möge die Jungfrau sich aneignen, wenn die Verhältnisse es erlauben, im übrigen aber unablässig darauf hingewiesen werden, daß Ordnung und Sauberkeit die höchste Schönheit der Kleidung sind. Aber eben so sehr, wie auf diesem Gebiete, widerstrebe man überall der Neigung, die Interessen des Tages, der Tagesliteratur, der Tagespolitik, der Tagesneuigkeiten aller Art mit Eifer zu verfolgen. Durch alle solche Neigungen für diesen oder jenen ephemeren Helden, der auf der Weltbühne oder Theaterbühne auf Augenblicke glänzt, für diese oder jene elegante Neigung, Kunst und Fertigkeit ꝛc. geht die Einfalt und Sicherheit des Gefühles verloren, wird dasselbe abgelenkt von dem Centrum alles weiblichen Lebens und in Aeußerlichkeit und Weltlichkeit, Eitelkeit und Nichtigkeit versenkt. Biete man der Jungfrau statt dessen immer tiefere Einblicke in das, was die Geschichte und Literatur der Menschheit, besonders des eigenen Volkes, Großes und Herrliches enthält und führe man sie in die Schönheit und in das Verständnis classischer Poesie und Musik ein, damit durch eine große und reine Flamme echter Begeisterung in dem Herzen der Jungfrau alle die kleinen und elenden Begierden verschlungen werden, welche den Menschen selbstsüchtig machen und an das Nichtige fesseln. Niemals höre die Jungfrau ganz auf, zu lernen; einzelne Stunden des Tages seien der Lectüre, der Uebung in dieser oder jener Kunst, auch wohl der gelegentlichen Theilnahme an belehrenden Vorträgen gewidmet. Die tiefste Anregung für diese allgemeine geistige Bildung gebe eben das Haus selbst. Namentlich werde die Kunst recht heimisch in der Familie und nicht in das Gebiet der sogenannten Geselligkeit verwiesen, wo sie so oft nur zur Lüge gemacht und dazu misbraucht wird, die Geistesleere zu verdecken. „Die Kunst gehört," wie E. M. Arndt trefflich bemerkt, „für das Haus oder den engeren Kreis weniger Zugethanen und Geweihten, die bescheiden und still ohne Ansprüche der Eitelkeit sich ihrer freuen mögen, so weit sie es in dieser Enge können; mehr noch gehört sie für die Versammlung oder Gemeinde, die groß genug ist, daß die einzelne Eitelkeit oder Gaukelei darin untergehe,

und welche — — die Kunst durch das Gefühl des Ganzen und Allgemeinen aus der niedern Sphäre des Kleinen und Einzelnen herauszuheben vermag." In unserer Zeit, die von Sinnlichkeit und Genußsucht so sehr erfüllt ist, besteht unter den Frauen, den Töchtern wie den Müttern vielfach das Vorurtheil, daß das Lebensalter der Jungfrau insbesondere zum Lebensgenusse berechtige. Dem muß mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden, nicht nur im Principe, denn kein Lebensalter berechtigt zum Genusse ohne die sittliche Anstrengung zu fordern, sondern auch in der Form, in welcher jene Genüsse gesucht werden. Die ganze sogenannte „Welt," die Bälle, die Theater, die öffentlichen Gärten ꝛc., in welche die Jungfrau nun eingeführt zu werden pflegt, weil „sie ihr Leben doch genießen soll," ist ganz dazu gemacht, ihr die rechte Lebenslust zu vergällen, die Seele zu veröden, Geist und Körper zu schwächen. Der Kampf gegen diese Verkehrtheiten des Zeitgeistes ist nicht leicht, aber er darf nicht gescheut werden. Auf der andern Seite hat Brandt (Ueber Erziehung und Unterricht der weiblichen Jugend S. 17) Recht, wenn er sagt, daß an die Stelle ungeregelter und ungezügelter Erregtheit, falscher Lebensentwicklung nicht die düstere Stille des Todes, Stumpfheit und farbloses Verbringen der Zeit treten dürfen, daß es mit bloßem Entziehen und Versagen nicht gethan sei, daß dafür bessere Genüsse geboten werden müßen. „Wir wollen keine dumpf und freudlos hinbrütende, sondern eine frische und fröhliche Jugend, bei der auch Scherz und Kurzweil ihr Recht haben. So dürfen dann dem Haus- und Familien-Kalender mancherlei einfache und frohe Fest- und Feiertage nicht fehlen, es darf viel Roth darin sein, aber alles in gesundem Maße. „„Kleine Freuden"" sagt Jean Paul „„laben wie Hausbrod, immer ohne Ekel; große wie Zuckerbrod, zeitig mit Ekel."" Vorsicht ist geboten auch in der Wahl der jungen Leute, die dem Hause als Hausfreunde zugesellt werden, und der Mädchen, zu denen der Tochter ein näheres Verhältnis gestattet wird. „Eine Geselligkeit junger Mädchen unter einander, ohne Zuthun der Eltern ist zu vermeiden. Die Gegenwart der Mütter wird und darf nicht störend sein, wenn der Ton des Umganges rechter Art ist," (Valentiner S. 116). Eine besondere Aufmerksamkeit ist auf die sogenannte „Conversation" zu richten. Man sage der Jungfrau, daß das Wesen der Geselligkeit auf dem geistigen Verkehre, auf dem freien Austausche der Meinungen beruhe und ein verständiges Gespräch allerdings der edelste Genuß sei, den man in der Gesellschaft suchen könne; aber man hüte sie, daß sie nicht in jenen witzelnden, spöttelnden Ton verfalle, den junge Mädchen so gern im geselligen Verkehr anschlagen, oder in „das todte Meer des Geschwätzes" versinke, welches viele für Unterhaltung ansehen. Man lehre sie, daß Zurückhaltung im Urtheil über Personen und Sachen von jedem verständigen Menschen gefordert werden müße, und daß sie durch ein verständiges und zurückhaltendes Wesen am besten ihre eigene Würde bewahre, denn „einer vernünftigen Frau wird niemals etwas unvernünftiges gesagt." Aber vor dem ganzen sogenannten geselligen Verkehr unserer Zeit, in welchem so viel Lüsternheit, Leichtsinn, Abgeschliffenheit und Lüge wohnt, muß im großen und ganzen im Interesse weiblicher Erziehung gewarnt werden. Der Urquell aller rechten Lebensfreuden für die Jungfrau bleibt doch das Haus und in seinem Frieden möge sie so lange wie möglich erhalten werden, bis sie als Frau in ein anderes Haus ziehe. „Höchstens" wie E. M. Arndt sagt „wann ein hohes Fest steht, Gott, dem Vaterlande, oder einem Erfinder, Stifter, Helden geheiligt, wo das ganze Volk aus dem kleinen, eitlen Leben zu größerem Jubel und Glanz der Gemeinschaft fortgetragen wird, führe man auch sie hinein, daß sie vor dem Leben zugleich erschrecke und erstaune, und Wunder zu sehen glaube, die nur in der Phantasie sind." Hat die Jungfrau im Vaterhause aus ihrer früheren Erziehung die rechte Stellung gewonnen, dann ist demselben in ihr ein neuer Sonnenschein aufgegangen. Es geht dann von ihr für alle Theile ein hülfreicher und anmuthiger Beistand aus. Die alternde Mutter, der oft verstimmte Vater, die immer des Beistandes bedürftigen Geschwister, die dienenden Personen — sie empfinden alle auf wohlthuende Weise das

verständnisvolle und freundliche Walten der verständigen Tochter. Aber jene kleinen Aufmerksamkeiten und Hülfleistungen, durch welche sie sich allen nützlich und werth macht, sind nur der äußere Schmuck eines Lebens und Wirkens, welches tief innerlich vom Pflichtgefühle getragen ist. Die Stellung der Jungfrau zum Hauswesen hat sich geändert. Nicht mehr gelegentlich und zufällig das Einzelne versuchend und übend, sondern mitwirkend und das Ganze ins Auge fassend mit innerer größerer Selbständigkeit, greift sie in das Hauswesen ein. Ein und das andere Departement werde ihr ganz oder zeitweise übertragen. In solcher Selbständigkeit des Wirkens offenbart sich dann manches, was noch zu lernen, was wohl auch abzuthun ist. Das ökonomische Urtheil und die Haushaltungs-Rechenkunst dürfen nicht vernachläßigt werden. Aus dem falschen Calcul, welches in diesem Gebiete in so vielen Familien herrscht, geht viel Jammer der Menschen hervor. Man gewöhne die Jungfrau, die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse zuerst ins Auge zu fassen, stets die Gesammtheit der Familie und den jährlichen Kostenbetrag der Ausgaben zu bedenken, und lasse sie an eine strenge Buchführung sich gewöhnen. Ebenso werde die Kochkunst in ihrer unberechenbaren Wirkung für das Wohlergehen der Familie der Jungfrau dargestellt und diese auf das sorgfältigste darin geübt. Amalie Marschner (a. a. O. S. 111) hat sehr gut die physischen und sittlichen Nachtheile geschildert, welche sich an die Vernachläßigung dieser Kunst anschließen. Ein flüchtiger Cursus bei irgend einem berühmten Koch thuts nicht. Da wird wohl die Zubereitung feiner Tafelgerichte gelehrt, welche bei Festlichkeiten paradiren können, aber nicht die kräftige Hausmannskost, und nicht die Kunst, mit wenigen Mitteln nährende, gesunde, mannigfaltige und schmackhafte Speisen zuzubereiten. Ein reiches Gebiet öffnet sich der ordnenden Hand und dem gebildeten Geschmacke in der Anordnung der Zimmer und Möbel, in der Ausschmückung derselben durch Blumen ꝛc. Aber daß nur auch neben diesen feineren Geschäften die sogenannte grobe Arbeit nicht übersehen werde! Die Jungfrau soll alles verstehen und keine Arbeit für schlecht halten, sie weiß nicht, wo sie es brauchen wird. In der Reinlichkeit der Wäsche, der Gefässe und der Zimmer wurzelt die eigentliche Tüchtigkeit jedes Hauswesens. Manches Mädchen geht auch wohl in der Erfüllung dieser Pflichten zu weit. Dann ist es Zeit, ihr begreiflich zu machen, daß diese Sorgen für den Haushalt zwar nöthig und überaus wichtig seien, daß aber der Mensch nicht vom Brode allein lebe, sondern von einem jeglichen Worte, das aus dem Munde Gottes gehe, daß es edlere und heiligere Bedürfnisse in der menschlichen Seele gebe, die nicht über den häuslichen Sorgen dürfen vergessen werden. Es giebt arbeitslustige Naturen, welchen erst dann recht wohl ist, wenn sie ganz ins Fegen und Waschen sich versenken können. Denen werde gezeigt, daß eine rechte Hausfrau zwar alles verstehen, aber keineswegs alles selbst thun müße, daß es eine höhere Aufgabe für sie gebe, welche darin besteht, den Blick über das Ganze sich frei zu erhalten und das Hauswesen an allen seinen Theilen zu beherrschen. Selbst die edelsten und besten Seiten häuslicher Tüchtigkeit können übertrieben werden. Frauen sind leicht geneigt ins Extrem zu verfallen, darum müßen sie auch, wie schon Fenelon bemerkt, vor kleinlicher Oekonomie, ja vor Peinlichkeit in Betreff der Ordnung und Reinlichkeit, welche zur Lächerlichkeit und Gemüthlosigkeit führen, bewahrt bleiben, und so darf auch der feine Geschmack, der leicht eine gewiße Geringschätzung der unteren Volksclassen erzeugt, nicht auf Kosten der Liebe gepflegt werden. Alles dies und was sonst für die Bildung der Jungfrau im einzelnen weiter gethan werden könnte, wird sich zur rechten Harmonie gestalten, wenn das Haus selbst die rechte Pflege und Schätzung der Lebensgüter und die rechte Ueber- und Unterordnung derselben in seiner Lebensordnung darbietet. Leise und unmerklich werden sich die natürlichen Bande, mit denen die Jungfrau an Eltern und Geschwister sich gebunden fühlt, vergeistigen und in sittlich geistiger Verklärung lösen. Dem Vater, der Mutter eine Freundin geworden, den Geschwistern in jener zarten Empfindung und jener ethischen Tiefe der uneigennützigsten

Liebe zugewendet, die Hegel so schön in der Phänomenologie des Geistes (Bd. II. S. 329 f.) beschreibt, wird die Jungfrau, erfüllt von einem freudigen und kräftigen Bewußtsein jenes Familiengeistes, der immerhin eine leise Regung des Gefühles, daß sie um der Familie willen etwas auf sich zu halten habe, in ihr wecken mag, keines dieser Bande brechen, wenn der Mann ihrer Liebe sie aus dem Vaterhause führt, um mit ihr ein eigenes Hauswesen, eine neue Stätte edler und heiliger Sitte unter den Menschen zu gründen. Sie wird ein Herz voll Frömmigkeit, Liebe und Freude in das Haus bringen, wohin sie zieht, weil dieses Herz von seinem Reichthum nichts an die arme Welt verloren hat. Sollten aber die Brüder und die Schwestern alle hinausziehen und sie allein zurückbleiben, so wird sie mit einem solchen Herzen doch nicht einsam sein. Denn wo echte Weiblichkeit waltet, da blühet alle Fülle der Liebe und der Treue, da öffnet sich überall ein gesegneter Wirkungskreis; und wenn es nur wirklich „himmlische Rosen" sind, welche das Weib in das irdische Leben zu weben weiß, so wird es auch allezeit selbst zuerst den himmlischen Duft derselben, nämlich Friede und Freude, athmen. Flashar.

Mädcheninstitute, Mädchenschulen, höhere } s. am Ende dieses Buchstabens.

Mädchenschule. Seit die Dame, wenn sie von ihrem „Mädchen" spricht, einen dienstbaren Geist darunter versteht, den eigenen weiblichen Sprößling aber nie ein Mädchen, sondern nur ihre Tochter nennt, meinen viele, vielleicht auch manche Lehrer, es wäre wider den Anstand, die Schule, welche vorzugsweise von weiblichen Schülerinnen aus „bessern Familien" besucht wird, Mädchenschule zu heißen. Unter der letzteren versteht man vielmehr jetzt gewöhnlich nur diejenigen Classen der Volksschule (s. d. Art.), in welchen bei der Geschlechtertrennung (s. auch d. Art.) bloß weibliche Schülerinnen aus den untern Schichten der Gesellschaft sich befinden. Diese Schulen gehören der neuen Zeit an. War früher auch hie und da eine Unterrichtsanstalt für „Töchter" vorhanden, so ist das „Mädchen" doch erst seit dem Laufe des vorigen Jahrhunderts schulberechtigt und schulpflichtig geworden. Wenn von da an die Volksschule die gemischten Geschlechter aufnahm, so brachten es nach und nach verschiedene Ursachen mit sich, daß in Städten und größeren Landgemeinden die Geschlechter getrennt und besondere Mädchenclassen errichtet wurden. Die hauptsächlichsten dieser Ursachen waren die große Anzahl von Schulkindern in einer Gemeinde, bei welcher nach Erschöpfung anderer Classificationsprincipien auch nach Geschlechtern getheilt werden mußte, und das besondere Bedürfnis der Mädchenbildung, welchem nach dem Uebertritt der Knaben besserer Bürgerfamilien in höhere Unterrichtsanstalten nun in den gemischten Classen, wo nur noch unbemittelte oder minderbefähigte Knaben zurückgeblieben waren, nicht mehr genügend hätte entsprochen werden können. Denn auch in solchen Städten, in welchen „Töchterschulen" und „höhere Töchterschulen" errichtet und im Gange sind, wird die Volksschule doch von verhältnismäßig weit mehr Mädchen als Knaben aus besseren Bürgersfamilien besucht.

Der Unterrichtszweck in diesen Schulen ist im wesentlichen der gleiche wie in den Knabenschulen und in den gemischten Schulen. Da aber auf die künftige Bestimmung der Schüler bei der Wahl und Behandlung des Unterrichtsstoffes im einzelnen stets Rücksicht zu nehmen ist, so ist zwar in den gemischten Schulen für die Mädchen Gelegenheit manches zu lernen, was mehr für die künftige Lebensstellung des Knaben, und für die Knaben, was mehr für den künftigen Beruf des Mädchens dienlich ist; aber in den Mädchenschulen wird dagegen in Unterricht und Erziehung ausschließlich die Natur und Bestimmung des weiblichen Geschlechtes im Auge behalten. Als Unterrichtsfächer für diese Schulen werden in der pädagogischen Literatur seit langer Zeit bezeichnet Religion, Realien (Naturgeschichte, Naturlehre, Geographie und Geschichte), Lesen, Schreiben (Schönschreiben, Rechtschreiben und Aufsatz), Kopf- und Tafelrechnen, Singen, Zeichnen und von einzelnen auch Formenlehre. Ob aber alle diese Fächer bereits

in allen Mädchenschulen eingeführt sind und getrieben werden, ist noch eine Frage. Niemeyer, Schwarz, Beneke u. a. fordern in diesen Schulen auch Unterricht in den gewöhnlichsten und nöthigsten weiblichen Handarbeiten, namentlich in Stricken und Nähen, aber nicht in Sticken u. dergl. Da jedoch die geistige Bildung hiedurch nicht verkürzt werden soll, zum Theil auch manche Mädchen zu Hause oder sonstwo bessere Gelegenheit zum Erlernen solcher Handfertigkeiten haben, wird Eisenlohr das Richtige getroffen haben, welcher sagt (s. unten Literatur): „Die Einleitung in die Arbeit selbst muß, wo die Verhältnisse gesund und nicht außerordentlicher Art sind, der Familie zufallen.“ Da aber die Familie hierin nicht immer ihre Pflicht erfüllt, wird nach Eisenlohr der Arbeit und der Arbeitsschule neben der Volksschule ein Platz geschaffen, d. h. denjenigen Mädchen, bei welchen es nöthig ist, in einigen Stunden der Woche öffentlicher obligatorischer Unterricht in den genannten Handfertigkeiten ertheilt werden müßen (s. d. Art. Industrieschule). Die Volksschule aber bereitet für diesen Unterricht vor durch angemessenen Unterricht in der Formenlehre und im Zeichnen. Wenn man aber dazu auch noch einen Unterricht in der Haushaltungskenntnis und in der Wartung und Pflege der Kinder von der Mädchenschule verlangt, so muthet man ihr offenbar etwas zu, was nur dem häuslichen Kreise angehört und ohne Gelegenheit und Mittel zu geeigneter Uebung gar nicht auszuführen ist. Dabei ist jedoch natürlich nicht ausgeschlossen, daß bei dem Unterricht in den Realien, im Rechnen und in der Religion auf diese künftigen Berufsgeschäfte der Mädchen gelegenheitlich und soweit es thunlich ist, angemessene Rücksicht genommen werde. Wenn ferner Beneke noch „als wesentliche Unterrichtsgegenstände in die Mädchenschulen aufgenommen zu sehen wünscht einen Inbegriff elementarischer Vorschriften für die erste Erziehung in Verbindung mit einer Art von pragmatischer Anthropologie und eine moralische Unterweisung zur Begründung eines einfachen, häuslichen, genügsamen Sinnes“: so ist das letztere einfach Aufgabe des Religionsunterrichts und des sittlichen Geistes der Schule überhaupt; für das erstere aber wird während der Schuljahre die Auffassungsfähigkeit und das Interesse im allgemeinen noch so gering sein, daß ein solcher Unterricht dem größten Theil nach erfolglos wäre. Wenn die Schule die sittliche Erziehung der Mädchen selbst sich zur angelegentlichsten Aufgabe macht, erfüllt sie eben damit schon die erste und wichtigste Bedingung der Vorbereitung derselben für ihre künftige Erziehungsthätigkeit. Etwas anderes ist es, wie Schwarz, Riecke u. a., auch ein gewißes Maß von Leibesübungen unter die Unterrichtsgegenstände der Mädchenschule aufzunehmen. Sie verlangen damit etwas, was für das weibliche Geschlecht in vielfacher Hinsicht ebenso wichtig ist, als für das männliche. Es sollten darum diese Leibesübungen billig auch in Mädchenschulen zum obligaten Unterrichtsfache gemacht werden; aber ein in jeder Beziehung guter Unterricht darin wird von den wenigsten Lehrern unserer Zeit ertheilt werden können.

In der Lehrform und dem Lehrton unterscheidet sich die Mädchenschule von der Knabenschule hauptsächlich dadurch, daß in ihr weniger auf begriffliches und abstractes Erkennen als auf Ausbildung der Anschauungs- und Einbildungskraft und des Gefühls zu zielen und somit auch der Wille mehr durch das Gefühl als durch das Erkenntnisvermögen zu bestimmen ist. Wir sagen aber nur „weniger“ und „mehr“ und sind weit entfernt davon, die Bildung des Erkenntnisvermögens und insbesondere des Verstandes von dieser Schule ausschließen zu wollen. Bei den technischen Fächern aber ist es besonders der Schönheitssinn, dessen Bildung sich die Mädchenschule angelegen sein lassen muß.

Was die Schuldisciplin betrifft, so ist es eine irrige Meinung, daß diese überall in den Mädchenschulen leichter zu üben sei als in Knabenschulen. Neben den mancherlei Unarten und Untugenden, welche beiden Geschlechtern gemein sind, hat man zwar in der Knabenschule mehr oder weniger mit einer gewißen Wildheit, Derbheit, Unordentlichkeit, Uebermuth und Trotz zu kämpfen, was in Mädchenschulen doch nur selten und in geringem Maße vorkommt. Dagegen ist es bei den Mädchen mehr die Zerstreut-

heit und Schwatzhaftigkeit, die Eitelkeit und Empfindlichkeit, die Launenhaftigkeit und der Eigensinn, welche die Zucht und Erziehung erschweren. Es ist darum eine falsche Meinung, daß ein an Willenskraft schwächerer Lehrer besser für Mädchen- als für Knabenschulen sich eigne. Vielmehr muß der Lehrer an Mädchenschulen, wenn auch Sanftmuth, Milde und Freundlichkeit ihm zur besonderen Empfehlung gereichen, doch durchaus fest und consequent sein; er muß ein Mann sein, wenn er nicht von seinen Schülerinnen in kurzer Zeit bald nicht mehr geachtet, ja vielfältig misbraucht und zum Gegenstande des Hohnes gemacht werden soll. Daß an diesen Schulen auch Lehrerinnen angestellt sein und den gesammten Unterricht ertheilen können, ist eine allgemein zugegebene Sache, und in Frankreich muß es sogar ausschließlich geschehen. Doch scheint es, die Lehrerin tauge in der Regel besser für die jüngeren Mädchen als für die Oberclasse, deren Schülerinnen schon mehr von einem männlichen Willen geleitet zu werden bedürfen. Hat die Lehrerin diesen und überhaupt die oben bezeichneten nöthigen Eigenschaften, so mag sie immerhin auch an der Oberclasse mit gutem Erfolge wirken. Jedenfalls werden auf diese Weise geschlechtliche Verirrungen verhütet, deren sich Lehrer an Mädchenschulen (auch an gemischten Schulen) hie und da schuldig machen, weshalb wir schließlich einen durchaus keuschen Sinn, eine durch beständiges Aufsehen auf Gott gewirkte strenge sittliche Selbstbeherrschung nicht bloß in Handlungen, sondern auch in Worten, Gebärden und Blicken als die unerläßliche Anforderung an den Lehrer an Mädchenschulen bezeichnen und ihn auch vor solchen Berührungen der Kinder, welche nur Zeichen der Freundlichkeit und Liebe sein sollen, ebenso wie vor solchen Züchtigungen, durch welche die Schamhaftigkeit irgendwie verletzt wird, angelegentlich warnen.

Literatur: Niemeyer, A. H., Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts 3. Thl. Schwarz, Fr. H. Ch., Die Schulen. Beneke, F. E., Erziehungs- und Unterrichtslehre. 2. Thl. Hergang, Päd. Real-Encyklopädie. Riecke, G. A., Erziehungslehre. Eisenlohr, Th., Die Volksschule und die Handarbeit. **Stockmayer.**

Mager, Karl. (Quellen: Magers Schriften, seine Lebensbeschreibung von W. Langbein und mündliche Mittheilungen.) Dieser besonders um die Entwicklung der deutschen höheren Bürgerschule hochverdiente Pädagog, wurde den 1. Januar 1810 in Gräfrath bei Solingen geboren. Den ersten Unterricht erhielt er in der dortigen Elementarschule, seine Gymnasialbildung in Düsseldorf. Hier zogen den gelehrigen Knaben und Jüngling besonders Griechisch und Lateinisch an, während er dagegen aus Gleichgültigkeit im Französischen fast nichts leistete. Im J. 1827 machte er seinen einjährigen Militärdienst bei der Artillerie durch und studirte dann in Bonn. Die beiden ersten Universitätsjahre widmete er vorzugsweise der Philosophie und Philologie. Schnellfassend, die Wissenschaft rasch durcheilend zeigte er sich schon hier, desgleichen regte sich in ihm schon die Lust zu allerlei kleinen Publicationen. So ließ er als Anhänger der Romantik ein Bändchen leichter, scherzhafter Gedichte drucken. Von Bonn reiste er 1830 nach Paris, jedoch nicht in der Absicht, um sprach- und literatur-, sondern um naturwissenschaftliche Studien zu machen. Aber in jener Hauptstadt hatte die bourbonische Reaction eben ihr Bestes gethan, um alle kräftigen Geister und frischen Talente der Nation zu dem heftigsten politischen und literarischen Widerstande aufzurufen. Kein Wunder, daß der lebhafte, für jede menschliche Entwicklung schwärmende junge Mann diesen Kämpfen offenen Auges zusah und den darauffolgenden Neugestaltungen in Staat und Kirche und allen Bestrebungen in Wissenschaft und Kunst mit ganzer Seele folgte. So geschah es, daß er zwar die Vorlesungen im Musée d'histoire naturelle besuchte, aber auch den großen Professor und Geschichtspragmatiker Guizot in der Sorbonne bewunderte. In dieser Richtung noch weiter gefördert durch einen Kreis strebsamer wissenschaftlicher und publicistischer Talente der Hauptstadt, welche die ungewöhnliche Begabung des geistreichen und wortgewandten Rheinländers richtig erkannten, machte er sich 1832 mit Eifer an das Studium der französischen Nationalität, wie sich dieselbe

in der Geschichte, vornehmlich aber in der Literatur und Sprache darstellt. Er verlebte so in Paris einige Jahre in den anregendsten Studien, entwickelte seine große geistige Versatilität und holte besonders die Versäumnis des Französischen auf dem Gymnasium in vollstem Maße nach. Von Paris gieng er nach Berlin, dann auf eine Hauslehrerstelle im Mecklenburgischen, um bald darauf eine Frucht seiner französischen Studien herauszugeben, den „Versuch einer Geschichte und Charakteristik der französischen Nationalliteratur von Anfang des 12. Jahrhunderts an bis 1789." Dieser erste Theil seiner Literaturgeschichte, sowie die 4 späteren sind sammt dem dazu gehörigen Urkundenbuch: Tableau anthologique de la littérature française contemporaine (1837—1840), unter allen Umständen eine sehr bedeutende Leistung gewesen, ja sind es noch jetzt, und legten reichliche Proben davon ab, wie philosophisch geschult ihr Verfasser war, welch umfassende Kenntnis der französischen Literatur und Sprache er besaß, wie fleißig er arbeitete und wie gewandt er die Feder zu führen wußte.

Doch dies war nicht das einzige Gebiet, auf dem sich Magers Fleiß nun bewegte. Er hatte das lebendigste Bedürfnis sich so vielseitig als möglich auszubilden. Und da ihn die Noth des Lebens, die Sorgen der Nahrung nicht in ein Amt drängten, so konnte er nicht nur allen seinen Studien nachkommen, sondern sich auch in mancherlei Productionen versuchen. Nun hatte er zwar schon im Jahr 1833 in Paris neben das Studium der Naturwissenschaften das der ethischen aufgenommen, aber dennoch setzte er ersteres in Berlin unter Weiß, Lichtenstein und Mitscherlich fort, wurde von Humboldt auf eine naturwissenschaftliche Reise nach Petersburg und Moskau mitgenommen und schrieb eine Abhandlung über die Methode der Mathematik als Lehrobject und als Wissenschaft. Seiner Arbeitslust und Gewandtheit bot jedoch auch die Philosophie ein weites Feld. Gleich so vielen seiner Altersgenossen da und dort in den deutschen Landen, verehrte auch Mager seinen geistigen Führer in Hegel. Daß er sich in das System dieses großen Denkers mit Entschiedenheit hineinversetzt hatte und daß er verstand, es theilweise mit Glück zu populariſiren, davon hat er unter anderem in seinem „Brief an eine Dame über die Hegelsche Philosophie" Zeugnis abgelegt. Von der Weiterbildung des Systems in der Weise, wie einige Schüler Hegels sie später versuchten, wollte jedoch Magers Sinn für das Gesunde nichts wissen; im Gegentheil, je selbständiger er wird und je reicher an Erfahrungen, desto mehr Zweifel am herrschenden System erheben sich in ihm. Im Jahr 1840 zählt er sich nicht mehr zu dessen Anhängern strictor Observanz, bis er allmählich, durch philosophisch-pädagogische Studien geführt, zu Herbart übergeht. Er hatte sich nämlich seit seinem Eintritt ins Friedrich-Wilhelmsgymnasium zu Berlin, das damals unter des vortrefflichen Spillcke Leitung stund, und infolge seines Unterrichts in fremden Sprachen und Mathematik nach längerem Schwanken endgültig für das Studium der Pädagogik und der ethischen Fächer entschieden, desgleichen auch in Rücksicht auf unterrichtliche Praxis die Neigung zu Sprach- und Literaturwissenschaft um so völliger in sich ausgebildet. Als eine Frucht dieser Entscheidung und der dadurch hervorgerufenen Studien muß der damals entstandene Aufsatz „über den Unterricht in fremden Sprachen" angesehen werden. Um dieselbe Zeit, im Jahr 1837, nahm er auch eine Lehrstelle für deutsche Literatur am Collége in Genf an. Freilich bekleidete er sie nur wenige Semester; Kränklichkeit und infolge davon Unlust stellten sich bei ihm ein und so verließ er die Schweiz wieder, doch nicht ohne viel für Schule und Leben gelernt zu haben und siedelte nach Schwaben über, wo er sich seiner Gesundheit halber in Canstatt und dann in Stuttgart aufhielt. Hier, im altwürttembergischen Lande, fand der leichtbewegliche, welt- und redegewandte Rheinländer so viel Gegensätzliches und doch wieder so viel Verständnis seines Wesens und so viele Berührungspuncte, daß er sich aufs mannigfaltigste angeregt oder herausgefordert fühlte und nun eine höchst ergiebige schriftstellerische Thätigkeit begann. Da Mager sich einmal völlig der Schule und der Bildungswissenschaft zugewendet und während seiner kurzen Praxis doch viel Erfahrung und richtige Einsichten sich erworben hatte, auch Reformgedanken

ihn immer lebhafter bewegten, so konnten seine Studien und seine Schriften nur der Schule angehören. Hier gedenken wir nun zuerst seiner „deutschen Bürgerschule" 1840, einer Tendenz- und Gelegenheitsschrift von reinpraktischer Natur, in welche der dreißigjährige Verfasser, der sich aber schon daran gewöhnt hatte, die praktischen Fragen der Schule philosophisch zu erörtern, als kühner, ungestümer Anwalt einer vielverkannten und daher viel angefeindeten Sache auftritt und ihr hilft, sich ans Licht zu ringen. Vor allem bestrebt er sich, in einem culturgeschichtlichen Excurse zu zeigen, daß dieselbe ein unabweisbares und stetiges Bedürfnis, eine legitime Geburt der heutigen Zeit- und Culturverhältnisse sei, wobei er auf ebenso anschauliche als geistreiche Weise den Begriff des Gebildeten als den des Gelehrten gewinnt. Sodann thut er mit scharfen, auch politischen Gründen dar, daß das Verlangen nach Realschulen nicht auf einem irrenden Drange der Zeit beruhe, und daß zwischen der Volksschule, welche für die allgemeine Bildung des sogenannten gemeinen Mannes sorge, und dem Gymnasium, wo diejenigen, welche gelehrte Studien zu machen haben, mit der ihnen nöthigen allgemeinen Bildung und Vorbildung ausgerüstet werden, eine weitere Erziehungsanstalt, das Realgymnasium oder die höhere Bürgerschule erforderlich sei, die Schule, welche der großen Menge der Gebildeten in der Nation die ihnen nöthige allgemeine Bildung und Vorbereitung zur Berufsbildung verschaffen müße. Nachdem Mager hiemit nicht nur Wesen und Bestimmung der höheren Bürgerschule ausgesprochen, sondern auch die Secundar- und die einclassigen Realschulen beseitigt hatte, entwirft er noch die Grundzüge seiner Anstalt in 6 Classen (10.—16. Jahr). Im folgenden Abschnitt gibt er die Methode für die einzelnen Lehrfächer an, wobei wir der Hauptsache nach schon die genetische erkennen und uns besonders an dem Reichthum seiner Mittheilungen über Sprach-, Geschichts- und Mathematikunterricht erfreuen. Hierauf spricht sich der Verfasser über Zweck und Nutzen der heutigen Bürgerschule aus, hernach über die Mittel und Wege, sie zu erreichen, was ihn auch zu gewichtigen Aussprüchen über die Ausbildung der Reallehrer veranlaßt. Zum Schlusse wendet er sich an die falschen Freunde und an die Gegner seines Schützlings. Mit scharfen Hieben züchtigt er da die Utilisten, die, den Charakter einer Erziehungsanstalt miskennend, die Realschule mit einer Berufs- und Fach- d. h. mit einer Gewerbeschule zusammenfallen lassen möchten und in ihrer Unwissenheit vergeblich vorgeben, sie könnten für industrielle und allgemeine Bildung gleich gut sorgen. Besonders schroff und herb jedoch tritt er den einseitigen Humanisten gegenüber, jenen, welche der neuen Schulgattung nicht einmal die Berechtigung des Daseins, vielweniger eine freie selbständige Existenz gönnen wollten. Als Stimmführer derselben faßt er den Friedrich Thiersch und zeigt, wie sein Eifer für die Sache des Humanismus an Unklarheit leide und ihm zudem eine richtige Kenntnis seines vermeintlichen Widersachers, der Realschule, ganz abgehe.

Daß diese Deutsche Bürgerschule eine bedeutende Leistung des erst 30jährigen Mannes war und nach beiden Seiten hin klarere Erkenntnis und größere Sicherheit des Strebens vermittelte, sowie auch, daß er durch diese Parteinahme und durch eine solche es für immer mit vielen Humanisten verdarb, ist längst anerkannt. Mager selbst nennt sie später eine erste rohe Skizze, nicht aber eine ausgeführte Zeichnung, so wie er auch gleich in der Nachrede bedauert, er habe aus ihr kein Kunstwerk von Stil und Composition machen können. Unserer Ansicht nach theilen jedoch seine übrigen Abhandlungen und Bücher so ziemlich dasselbe Schicksal, sowie überhaupt diese Deutsche Bürgerschule uns schon die ganze Wesenheit und pädagogisch-literarische Signatur Magers, wie sie sich später entfaltete, errathen läßt: des Verfassers Standpunct und Streben in pädagogischen Dingen, das reiche Wissen und die lebendige Darstellung, das scharfe Anfassen des Gegners und die herbe Redeweise, überall ein fortiter in re, fast nirgends ein versöhnendes suaviter in modo; kurz der Vorfechter der höheren Bürgerschule zeigt

vom erſten bis zum letzten Blatt ſein glänzendes Talent, ſeinen literariſchen Charakter, ſeine ganze ſpätere Art und Unart.

Sollen wir nun ſogleich auch einige der Schulbücher beſprechen, die Mager, beſonders zu Nutz und Frommen der höheren Bürgerſchule, ſowie überhaupt zum Vortheil der ſchulmäßigen modernen Sprachenkunde um eben dieſe Zeit in Stuttgart verfaßte, ſo kommen in Betracht erſtens ſein franzöſiſches Sprachbuch, das er im Sommer 1839 ſchrieb und zu welchem ſofort 2 Bände Leſebuch kamen, desgleichen die Chreſtomathie, und zweitens das entſprechende deutſche Elementarwerk ebenfalls in 4 Bänden. Von einem Manne wie Mager, der das Franzöſiſche ſo tüchtig ſich angeeignet, in das franzöſiſche Ethos ſo hineingeſchaut, dabei eine genügende Kenntnis der modernen Sprachwiſſenſchaft hatte, und außerdem ein allſeitig gebildeter geiſtreicher Pädagoge war, mußte man zum voraus annehmen, daß er in ſeinem Sprachbuch ein Neues pflügen werde, und ſo war es auch. Neben und in der Wortformenlehre erhalten wir zum erſtenmal in ſchulmäßigem Gewande, eine franzöſiſche Onomatik, und neben der Wortlehre eine wirkliche elementare franzöſiſche Syntax mit gehaltvollen Beiſpielen in Menge. Und während die meiſten Schulbücher gleichen Namens Jahr aus Jahr ein ſich in ihrem bekannten, Geiſt und Gemüth peinigenden Mechanismus des Franzöſiſchlernens fortbewegen, werden hier zuerſt und in umfaſſender Weiſe Sprachformen, Lehrſätze, Regeln, ja die ganze Sprache, ſo weit dies möglich iſt, rationell dargeſtellt; kurz, das Franzöſiſchlernen wurde mit dieſem Buche erſt ein geiſtbildendes Geſchäft, dem ähnlich, welches tüchtige Lateinſchulen treiben, ja es wurde ſammt dem deutſchen Unterricht in den Mittelpunct des ethiſchen Unterrichts der Realſchule verſetzt. Was das Werk ſonſt im einzelnen noch kennzeichnet, giebt Mager ſelbſt an. Er habe zuerſt in einem Schulbuche die grammatiſchen und onomatiſchen Anſchauungen in planmäßiger Ordnung gegeben, ſo nämlich, daß keine Wort- und Satzform vorweg erſcheint und erſt hintennach erklärt wird; im Gegentheil, alles iſt vorbereitet und vorbereitend; ebenſo treten die Sprachſtämme in lebendige Beziehung zu den Ableitungen, ſowie auch die abgeleiteten Bedeutungen eines Wortes immer erſt nach der urſprünglichen kommen. Die Folge der Beiſpielsſätze iſt eine ſyntaktiſche, d. h. die Satzformen beſtimmen die Aufeinanderfolge der Wortformen, kurz, die Wortlehre iſt der Syntax unter- und eingeordnet. Hiemit aber berühren wir eben den Punct, wo der Verfaſſer unſeres Erachtens in ſeinem genetiſchen Verfahren einen Fehlgriff gethan hat. Vom Standpunct der Sprachwiſſenſchaft aus iſt es allerdings das Alleinrichtige, aber, mit dem Schüler auf den Standpunct des ſchulmäßigen Unterrichts geſtellt und gar auf die elementare Stufe desſelben, — und wer hat ihn uns ſo klar gemacht, ſo ſcharf beleuchtet als Mager? — können wir in der obigen Anordnung keinen Fortſchritt ſehen. Magers Verfahren, den Schüler ſogleich ganz in die fremde Sprache zu tauchen, freut und erquickt zwar den Lehrer, weil er in dieſem Waſſer klar ſieht und ſich auch im Wellenſpiel zurecht findet; wie ergeht es aber bei einer Verbindung der Wortformenlehre mit der Satzlehre unſern Schülern, den Anfängern? Wer mit dem Leſen- und Ausſprechenlernen, mit Declinations- und Conjugationsformen genug zu thun hat, vermag ſich der nebenbei auch noch mit den ſyntaktiſchen Gliedern der fremden Sprache auseinanderzuſetzen? Und wäre er auch durch den deutſchen Unterricht in Bezug auf Kenntnis der Satzlehre noch ſo gut vorbereitet, ſo laufen ihm doch die Fäden in der fremden Sprache, wo ihm eben alles fremd iſt, lange Zeit bunt und wirr in einander. Bei den meiſten Schülern pflegen erfahrungsgemäß noch nach Jahren die Elemente der Wortlehre und die Satzverhältniſſe, die Caſus und die Satzglieder ununterſchieden durcheinander zu ſchwirren, und das Ergebnis iſt, daß rein gar nichts ſicher erkannt und feſt eingeprägt iſt, alſo Unbefeſtigtſein in den Elementen, der ſchlimmſte Feind alles Fortſchritts beim Lernen. Sicherlich würde der Verfaſſer, wenn er ſein Sprachbuch einige Jahre lang in mehreren Claſſen hätte durchnehmen und ſein Vorhaben einer neuen Bearbeitung bewerkſtelligen können, demſelben auch in dieſer Rich-

tung seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben. Gleichwohl bleibt das Werk auch in seiner jetzigen Gestalt in den Händen kenntnis- und erfahrungsreicher Lehrer eines der schätzbarsten Schulbücher in ganz Deutschland, ein Ruhm, welchen sich auch sein deutsches Sprachbuch erworben hat. Dasselbe fehlt leider schon seit 1847 im Buchhandel; doch ist Aussicht vorhanden, daß es bald in einer neuen Bearbeitung wieder erscheine, zu der Mager viel Material hinterlassen hat.

Fast noch weitere Verbreitung als diese Lehrbücher fanden die ihnen auf dem Fuße folgenden französischen und deutschen Schullesebücher. Und ebenfalls mit gutem Recht. Denn sie stehen wie jene sämmtlich im Dienste einerseits des erziehenden, Geist und Charakter bildenden Unterrichts, andererseits entsprechen sie eben so sehr den sprachlichen Zwecken des Unterrichts als dem realistischen.

Zu dieser schriftstellerischen Thätigkeit für die Schule kam aber seit dem 1. Juli 1840 noch eine andere, die Herausgabe und die Leitung seiner pädagogischen Revue, die ihn gewaltig in Anspruch nahm, für die er aber von Anfang an ebenfalls mit der größten Begeisterung thätig war. Ueberhaupt kann man sich, wenn man Magers rastlosen Fleiß betrachtet, kaum des Gedankens entschlagen, als habe er geahnt, sein Lebenstag werde nur kurz sein. Nach zwei Jahren rührigster Arbeit für die Schulen und das gesammte Schulwesen ergriff er gern eine Gelegenheit, sich nun auch andererseits wieder mehr mit der Praxis bekannt zu machen und übernahm im Spätherbst 1841 eine Professur für französische Sprache an der Cantonsschule in Aarau. Er blieb zwar auch diesmal nur wenige Jahre im Schulamte, bis kurz nach seiner Verheirathung im Sommer 1844. Aber obschon er neben dem Schulgeschäft die schriftstellerische Muse gar nicht feiern ließ, so arbeitete er doch auch mit gutem Erfolge an seinen Schülern. Daß Mager eine Hauptzierde des deutschen Lehrers besaß, den nimmerruhenden Fleiß in der wissenschaftlichen Weiterbildung, ist bei der Schilderung seiner schulmännischen Wirksamkeit zuerst hervorzuheben; denn unausgesetzt erweiterte er den Kreis seiner Studien, durchdrang er aufs neue die alten Fächer, und wie schnell fand er überall das Richtige, Wahre und seinem Zweck Entsprechende und wie vollständig eignete er sichs an! Weil er aber die Kunst des Lernens in so ausgezeichnetem Grade besaß und immer und allenthalben auf so fruchtbare Weise lernte, so stand von dieser Seite aus seine Lehrthätigkeit auch auf dem günstigsten Boden. Kein Wunder, daß er durch sein Wissen und sein Können in der Schule imponirte und daß ihn eine seltene Herrschaft über den Unterrichtsstoff ganz besonders auszeichnete. Rechnen wir noch hinzu, daß er mit sehr großer Frische und Gewandtheit lehrte, daß seine Darstellung eine Klarheit besaß, welche gediegene Schulmänner und Meister der Kunst überraschte, sowie endlich daß er Zöglinge sowohl als Lehrobjecte mit jenem Lehrgeschick behandelte, welches die Unterschiede zwischen dem schulmäßigen und dem wissenschaftlichen Unterrichte taktvoll zu beobachten weiß, so sind unstreitig die Hauptbedingungen eines fruchtbaren Unterrichts erfüllt. Da jedoch noch dazu kommt, daß Magers Humor selbst die Trägeren anzuregen und zu beleben vermochte, mußte er da nicht die gewünschten Kenntnisse schaffen, wissenschaftlichen Sinn und Freude an geistigen Genüssen wecken? Da er ferner der Jugend mit Freundlichkeit und väterlichem Wohlwollen nahe kam, so blieb auch Anhänglichkeit und Liebe der Zöglinge nicht aus. Und dennoch, trotz dieser glänzenden Lehrausstattung konnte Mager kein musterhafter Schulmann werden. Wohlgeeignet zu lehren war er wie wenige, das mußten seine Gegner sogar bezeugen; aber um ein Schulmann zu werden, ein ganzer, völliger, brauchte erstens einen Mann, der in sich selbst eine schöne Persönlichkeit groß gezogen hat, deren Nähe und Gegenwart durch den Adel der Seele und durch die Kraft und Demuth der Gesinnung von selber schon erzieht. Mager war nun reichbegabt nach Geist und Gemüth, hielt sich aber im ganzen zu wenig in Zucht, und arbeitete zu wenig an seiner eigenen innersten Erziehung. Zweitens brauchts dazu einen Mann von opferfreudiger Hingabe an den ganzen Dienst in der Schule. Mit talentvollen Zög-

lungen von Zeit zu Zeit einen Cursus rasch und auf geisterfrischende Weise durchzumachen, hätte Mager sich schon gern auferlegt, jedoch unser anstrengendes Schulehalten in einer gewöhnlichen Classe gefiel seinem lebhaften Drang und seinem unausgesetzt philosophirenden Geist nicht in die Länge. Vollends in regelmäßigen Zwischenräumen einen Stoß Schülerarbeiten genau durchzunehmen, verlangte zudem noch ein Opfer an Zeit, wie es ihn seine literarische Schaffluſt nur schwer bringen ließ. Es wäre jedoch ungerecht, daraus zu schließen, als habe Mager diesen Kleindienst und die Treue im Kleinen gering geachtet oder als habe er die Mühen des Lehramtes nicht tragen mögen; es folgt nur daraus, daß er im Dienste an und in der Schule nicht seinen Lebensberuf erkannte, und so sehr es ihm Bedürfnis war, die Jugend zu bilden, so zog er doch den Dienst für die Schule vor, hoffend, dort noch nützlicher wirken zu können. Er brauchte die Schule durchaus von Zeit zu Zeit, das fühlte er selber mit sicherem Takte, sie galt ihm jedoch nur als ein Mittel, um eine pädagogische Wirksamkeit im Großen zu haben, gewiße pädagogische Ideen zu realisiren und Erfahrungen für schulwissenschaftliche Studien zu sammeln; er hielt also nur eine Zeit lang Schule, um nachher den Schulen mittelbar wieder mehr sein zu können. Auf diese Weise konnte sie ihm natürlich nicht Berufssache, nicht ausschließliche Herzensangelegenheit werden, er lebte sich also auch nie so in sie hinein, um in ihr völlige und dauernde Befriedigung zu finden; ohne solches aber wird keinem die Weihe des vollendeten Schulmanns zu Theil.

Nachdem sich Mager gegen Ende des Schuljahres 1844 seiner Stelle wieder hatte entheben lassen, zog er nach Zürich, um ganz und ungetheilt für seine pädagogische Revue, für die Vervollkommnung seiner Lehrbücher und für die Herausgabe weiterer Lehrmittel thätig sein zu können. Und nun tritt Mager zum zweitenmal in eine Periode reichen literarischen Schaffens ein, um so fruchtbringender für das deutsche Bildungswesen, weil seine Theorien über das Erziehungs- und Unterrichtsgeschäft der Schule wiederholt durch die eigene Praxis berichtigt und bereichert worden waren. Hat er sich während seines Aufenthalts in Schwaben vorzüglich mit seinen Schulbüchern beschäftigt, so gehörte er während des Züricherischen fast ausschließlich seiner Revue. Fassen wir diese nunmehr etwas näher ins Auge. Sie war schon den 1. Juli 1840 ins Leben getreten und zwar in Stuttgart, nachdem die Herausgabe in Berlin von der dortigen Regierung nicht gestattet worden war. Daß mit ihr Großes angestrebt und ein vielumfassender Plan verfolgt wurde, ist von einem Manne wie Mager zum voraus anzunehmen. Vor allem sollte sie eine Zeitschrift für die gesammte Pädagogik sein, also die ganze und nicht nur etliche Theile der Bildungswissenschaft in ihren Bereich ziehen. Sodann wollte er sie selbständig und unabhängig sehen, nicht als äußerliches oder innerliches Anhängsel an ein philologisches oder theologisches Journal. Was aber ihre geistige Basis, das Verhältnis der Revue zur Philosophie betrifft, so stund zwar Mager anfangs, wie oben erwähnt, noch auf Hegels Seite, schloß sich jedoch nach und nach an Herbart an und strebte, von ihm geleitet, darnach, die Grundlehren jener Psychologie zu verbreiten, welche den Geist als Entwicklung faßt, folglich nach der genetischen Methode den Menschen als ein reelles, nicht als ein Idealindividuum nimmt. In dieser Gestalt und in diesem Geiste wollte aber die P. R. vorzüglich ein Organ für Reformen in der Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft sein. Desgleichen, obschon sie dem Gymnasium, der Real- und der Volksschule gleich sehr gehören und sie alle gleichmäßig berücksichtigen wollte, hielt sie es doch für besonders zeitgemäß, vornämlich den Real- oder höheren Bürgerschulen zu Hülfe zu kommen, jenen Anstalten, die damals allermeist gegen den „faulen Conservatismus“ und gegen das theoretische Vorurtheil ihrer humanistischen Gegner zu kämpfen und sich erst Bahn zu brechen hatten. Die Realschule glich ja damals noch „einer herumirrenden Seele, die einen Leib sucht, ihn aber nicht bilden kann, weil

man ihr die Elemente dazu entweder ganz und gar verweigert oder aber ihr solche Elemente anweist, aus denen sie sich keinen angemessenen Körper schaffen kann." In Bezug auf die Gymnasien kämpfte Mager dafür, den Unterrichtsplan zu vervollständigen theils durch Regulirung des französischen und naturkundlichen Unterrichts, theils durch Einführung des englischen und des chemischen. Im Sprachunterricht strebte er dahin, daß das Studium der classischen Philologie immer mehr als ein studium humanitatis getrieben werde, daß das der modernen überall zur Anerkennung gelange und daß beim Betrieb der alten, noch mehr natürlich bei dem der neueren Sprachen und Literaturen die Methode gründlich verbessert werde. Bei Verfolgung dieser und ähnlicher Ziele der P. R. konnte es natürlich nicht ohne Kampf ablaufen und Mager war auch auf hartnäckigen und compacten Widerstand gefaßt. Sowohl in der Realschul- als in der Realien- und in der Methodenfrage zeigten sich Gegner in großer Zahl. Voraus „die traditionalistischen Humanisten," die irrthümlicherweise kein anderes Humanitätsstudium anerkennen als das mit griechischer und lateinischer Sprache und Literatur. Hernach die „rationalistischen Humanisten, welche den Afterbegriff einer bloß formalen Bildung aufgebracht haben." Diese beiden meinen, aus den Realien könne weder für Humanitäts- noch für formale Bildung ein Gewinn gezogen werden. Die dritten im feindlichen Bunde waren die „einseitigen Realisten," welche vor lauter „nützlichen und praktischen Bestrebungen die Realschulen zu unnützen, ja nichtsnutzigen und verderblichen Anstalten gemacht hätten." Um nun diese dreierlei Gegner desto sicherer zu überwinden, beleuchtete er unermüdlich und bei jeder Gelegenheit gewiße Cardinalpuncte der Erziehungswissenschaft und der Unterrichtslehre und man kann wohl sagen, daß, wenn es ihm auch nicht gelungen ist, alle seine Gegner auf seine Seite herüberzubringen, doch jene Hauptartikel durch sein Bemühen vorzüglich zu völliger Klarheit und dadurch zum Abschluß, wenigstens zum theoretischen, gebracht worden sind. Am allerösftesten erörterte er wohl den Begriff der Bildung und die Natur des Bildungsgeschäftes beim Unterricht, weil bei so vielen, die Berufs halber die rechte Erkenntnis haben sollten, die Nebel kein Ende nehmen oder nicht zerreißen wollten. Gleichfalls sehr häufig hören wir ihn über materialen und formalen Unterricht reden und darthun, daß dieser Unterschied, sowie die meisten ihn verstehen, auf einer unreellen Abstraction beruhe. Auch in den langwierigen Streit zwischen Humanismus und Realismus mischte er sich nicht, ohne schließlich gezeigt zu haben, daß vom tüchtigen philosophisch gebildeten Schulmanne beide als unzertrennliche Freunde und Gehülfen angesehen werden, nicht aber als geborene und geschworene Widersacher. Einen ganz besonderen Eifer aber entwickelt die P. R. für die Erkenntnis und Verwirklichung des erziehenden Unterrichts. Diese Lebenswahrheit der neueren Pädagogik pries, begründete und entfaltete Mager bei jeglichem Anlasse, sei's in besondern Abhandlungen, sei's in kleineren kritischen Aufsätzen, und reihte daran die Forderung, daß in allem und jedem Schulunterricht den ethischen Fächern, namentlich den Sprachen und Literaturen, das Uebergewicht eingeräumt werden müße. Auch den Begriff des schulmäßigen Unterrichts entwickelte und revidirte er aufs sorgfältigste, und bei der Unklarheit, die ganz besonders hier angelagert war und in den Schulen leider heute noch vielfach vorkommt, war dies Bemühen eine wahre Wohlthat. Der Widerspruch eines sehr großen, ja, wie er meinte, des größeren Theils der wissenschaftlich gebildeten deutschen Schulmänner erregte manchmal Magers Bedenken. Daß diese seine Wirksamkeit in der P. R. nur der Sache selber nützlich sein werde, ihm aber nicht, sah er ebenfalls bald ein, „denn, sagt er, ich kannte die Regel, daß man, um in der Welt fortzukommen, wenig reden und gar nicht schreiben muß, schon bei der Gründung des Blattes recht gut und hatte das officium suum facere taliter qualiter, mundum sinere vadere sicut vadit, semper bene dicere de Priore im Rabelais wohl gelesen." Gleichwohl erhielt sich Mager muthig und hoffte auf ein allmähliches Gelingen. Um aber dazu um so eher berechtigt zu sein, widmete er sich

ausschließlich seinem Dienst für die Schule, seinem Reformwerke, sammelte all sein Streben um diesen Mittelpunct, erweckte durch sein geistvolles Wort viele Mitarbeiter, steigerte weithin in den Kreisen der Schule das pädagogische Interesse, und machte so aus seiner Revue gleich beim Beginn einen Licht- und Feuerherd für die Schulwelt, einen allgemein angesehenen Sprechsaal, zu dem jeder gebildete Schulmann Zutritt hatte und dessen Eigenthümer ohne Unterlaß dafür besorgt war, daß Geist und Gelehrsamkeit, Witz und lebendige Rede darin getroffen wurde. Weil er aber sich selber und seine ganze Existenz an seine Revue und die Verwirklichung seiner Reformprincipien setzte und außerdem sich der Vortrefflichkeit seiner Absichten bewußt war, so wollte er auch ungehindert auf sein Ziel losgehen können und weder „gegen Personen noch gegen Dinge Rücksicht nehmen müßen", und hielt sich zu dem Ende in der That lange Zeit so unabhängig als nur immer möglich. (Vgl. d. Art. Humanismus S. 642. D. Red.)

Von den vielen Abhandlungen, die er von 1840 an und wie schon bemerkt, besonders während seines Züricher Aufenthaltes in ihr veröffentlichte, mögen nur einige hier besonders namhaft gemacht und gewürdigt werden. Zuerst die drei Hefte moderner Humanitätsstudien. Das erste „die moderne Philologie und die deutschen Schulen" erschien schon 1840; das zweite „über Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums der neueren Sprachen und Literaturen und die Mittel ihm aufzuhelfen" 1843, ist für Lehrer und das größere Publicum bestimmt und sollte richtigere Ansichten über die Natur des schulmäßigen Sprach- und Literaturunterrichts und eine bessere Methode desselben verbreiten. Von dem dritten Heft erschien die erste Bearbeitung schon 1838 „über den Unterricht in fremden Sprachen", 1840 die zweite, 1846 die dritte unter dem Titel: Die genetische Methode des schulmäßigen Unterrichts in fremden Sprachen und Literaturen. Dieses, eines seiner Hauptwerke und unter seinen methodologischen Abhandlungen die vorzüglichste, reichhaltigste, giebt in seinem theoretischen Theil eine Darstellung der Grundsätze, welche der schulmäßige genetische Sprachunterricht auf den verschiedenen Stufen befolgt, und zwar werden dieselben zuerst im allgemeinen gegeben, dann auch noch im besondern für eine fremde Sprache auseinandergesetzt. Der praktische Theil entwirft den Stufengang eines solchen genetischen Unterrichts zunächst fürs Französische, theilweise auch noch für die Elemente der lateinischen Sprache. Die genetische Methode an sich ist natürlich nicht Magers Erfindung, auch ihre Anwendung auf das Sprachenlernen nicht sein Werk, wie er selber sagt: „Ich habe an Vorhandenes angeknüpft, meine Methode ist schon früher und nach und nach wachsend in den Köpfen vorhanden gewesen." Aber das ist sein Verdienst, dieses Verfahren aufs vielseitigste beleuchtet, den andern Verfahrungsweisen gegenübergestellt, und in seiner Anwendung auf neuere Sprachen in einem wahrhaft fruchtbaren Exempel uns vor Augen gestellt zu haben. Daß er aber von Seiten vieler classischer Philologen eben wegen dieser Methode viele Widersprüche sich zuzog, ist bekannt.

Ein viertes Heft dieser Studien hätte den Muttersprachunterricht behandeln sollen; dasselbe kam leider nicht mehr zu Stande und müßen wir als eine Art Abschlagszahlung folgende Aufsätze annehmen: Beurtheilung der Wurstschen Sprachdenklehre; Vorrede zu seinem deutschen Sprachbuche, Kritik von Phil. Wackernagels Unterricht in der Muttersprache und von Hiecks Buch über den deutschen Unterricht.

Alle diese Schriftstücke zeugen von einem Reichthum an Kenntnissen jeder Art und insbesondere von genauer Bekanntschaft mit dem jedesmaligen Gegenstande, regen daher auch jeden Schulmann aufs vielfachste an, das was die neuere Sprachwissenschaft bis jetzt errungen, durch schulmäßige Bearbeitung besonders für den Unterricht im Deutschen, Französischen und Englischen fruchtbar zu machen. Ebenfalls höchst anregend ist „der schulmäßige Unterricht in den Naturwissenschaften" 1844, eine Betrachtung, durch welche der Verfasser veranlassen wollte, daß die Fachmänner sich über diesen Gegenstand aussprechen; er begnügte sich, die Probleme des naturwissenschaft-

lichen Unterrichts zu ſtellen und anzudeuten, wenn auch nicht zu löſen. — Weitere bedeutende Abhandlungen ſind: Einrichtung und Unterrichtsplan eines Bürgergymnaſiums. — Die neueſten Vorſchläge zur Gymnaſialreform. (Köchly u. ſ. w. betreffend.) — Schule und Leben; Gloſſen zu Curtmans Preisſchrift. — Gloſſen zu Hippels „Sendſchreiben über einige Mängel der preußiſchen Schulverwaltung.“ — Die Volksſchule als Staatsanſtalt. — Wir haben oben ſchon bemerkt, es wäre ein Irrthum, zu glauben, als habe Mager in dieſen Schriftwerken durchaus neue, große, folgenreiche Principien oder eine neue Idee der Pädagogik aufgeſtellt: er wollte nur mitbauen an neuen Grundlagen für die Erziehungs- und Unterrichtswiſſenſchaft. Ueberhaupt: Mager war nicht Peſtalozzi und nicht Herbart; aber in den reichen pädagogiſchen Erzgängen, welche dieſer Männer Arbeit angebrochen hat, vermochte er nachzubringen wie keiner unter den Schulmännern, und was man hier von edlem Metall zu Tage fördern konnte, verſtand er auszuſchmelzen und in klangvolle Münze auszuprägen. So, mit ſeinem Talent das Richtige und Wahre ſchnellen Blickes zu erkennen, völlig zu ſeinem Eigenthum zu machen und praktiſch zu verwenden, war er eine höchſt ſchätzbare Kraft, doch nur zweiten Ranges, er war nicht genial, wohl aber genialreproducirend. Daß er ferner kein Modepädagog war, ſondern vielmehr unaufhörlich und in allen Tonarten wiederholte, was ihm in Sachen der Bildung zu ſagen wichtig erſchien, mochte es auch noch ſo unangenehm berühren, darauf muß man ſchon aus dem früher Geſagten ſchließen. Auch iſt ſchon angegeben worden, daß ihn anfangs und längere Zeit die erhobenen Widerſprüche nicht beunruhigten oder entmuthigten. Der denkfaulen oder der leidenſchaftlichen Leute Geſchrei achtete er nicht, gleichviel ob es Lob oder Tadel enthielt; auch wußte er, daß es Zeit braucht, bis Reformgedanken Eingang finden bei Lehrern, in den Schulbüchern und in den Schulen und daß man geduldig zuwarten müße, bis die Fruchtkeime Wurzel ſchlagen und aufſproſſen. Später machten dieſelben unklaren Widerſprüche und fortgeſetztes Nichtbeachten deſſen, für was er focht, den lebhaften Mann wohl hie und da ſehr ungeduldig und bitter; aber daß man in den letzten Jahren ſeiner Wirkſamkeit in der Revue ihn nicht mehr bekämpfte, ſondern ſich mehr und mehr nur vom Streite zurückzog und die Streitfragen ruhen ließ, das gefiel ihm übel; deshalb meinte er auch, es ſei keine beneidenswerthe Lage, trotz unſäglicher Arbeit im günſtigen Falle nur eine Minorität, ja nur eine Minimität für ſeine Anſichten gewonnen zu haben.

Doch Mager täuſchte ſich hierin über die Ergebniſſe ſeiner Thätigkeit. Denn unerachtet jener Widerſprüche und Gegenbeſtrebungen ſind durch ſein Bemühen bleibende Erfolge für Methodik und Didaktik erzielt worden, viel mehr als er erfuhr. Durch ſein Wort iſt von Anfang an manches beſſer geworden, auch wenn man es nicht Wort haben wollte; dadurch daß er die Hauptſachen immer wieder aufs neue ins Licht ſtellte, blieb ebenfalls viel haften, ohne daß man ſich deſſen recht bewußt war, und ſo lernte man von ihm viel in der Stille. Ja, manche Anſicht, welcher anfangs, als einer Irrlehre, niemand ſich zuwenden wollte, gelangte allmählich dem Weſentlichen nach zur Geltung und manches andere, das uns jetzt geläufig und ein ſicherer Beſitz geworden, hat beſonders er auf beharrliche Weiſe verfochten. *Aber warum unterblieb dennoch der reichlichere Beifall?* Seinen *Schulbüchern* entgieng er nicht; das franzöſiſche wie das deutſche Elementarwerk fanden eine weite Verbreitung in und außerhalb Deutſchland und erleben mit allem Rechte noch immer neue Auflagen. Hätte er wirklich als *lehrender Schriftſteller* nicht ebenfalls *Lob und Anerkennung* in größerem Maße verdient? Es iſt unbeſtreitbar, auf dem Felde der pädagogiſchen Literatur war zu ſeiner Zeit, d. h. von 1838—1848, keine zweite Perſönlichkeit zu finden ſo vielſeitig gebildet, ſo lebendig, ja Geiſt und Leben ſprudelnd, wie er. Welch vorzügliche Factoren wirken in den Abhandlungen und allen Erzeugniſſen ſeines Geiſtes zuſammen: Beleſenheit und Geiſtesfriſche, umfaſſende Kenntniſſe und Humor! Von der landesüblichen Trockenheit des Stils iſt bei ihm auch nicht

eine Spur zu finden, die genau bemessende, mehr oder minder künstlich gehaltene Bücherſprache meidet er und läßt uns vorherrſchend die leichterfließende, aber doch körnige und feſſelnde Rede eines lebhaft an- und eindringenden geiſtreichen Mannes vernehmen, der man von Blatt zu Blatt folgen muß, man wolle oder nicht. So haben wir bei ihm auch nicht eine Secunde Langeweile, man iſt vielmehr immer in anregender und belehrender Geſellſchaft. Vervollſtändigen wir jedoch dieſes Bild ſeiner ſchriftſtelleriſchen Weiſe noch durch ein paar weitere Züge: Magers Stil war lebhaft, aber oft bis zur Erregtheit, anſchaulich, aber oft leidenſchaftlich und draſtiſch, er entbehrt ſehr oft die ſchöne Ruhe und das Maßvolle der objectiven Darſtellung, ſo ſtehen wir an der Schwelle, auf der wir Antwort erhalten auf die obige Frage; denn mit dieſem Charakter ſeiner Schreibweiſe ſteht in engem Zuſammenhang die ſonſtige Art ſeines Auftretens in der Revue oder in ſeinen Abhandlungen. Eben dieſe Art haben wir nun noch genauer anzuſehen, wobei wir zugleich einen Blick in ſein Herz werfen können. Mager gab ſich nämlich in all ſeinen Schriften ganz wie er war, er ſtellte ſich niemals beſſer hin, ja er haßte den Schein dermaßen, daß er ſich ſehr oft eher ſchlimmer machte, als er wirklich war.

Nach ſeiner ganzen geiſtigen Begabung war Mager zur Leitung einer ſo viel umfaſſenden Zeitſchrift wie die P. R. in ſeltenem Maße geeignet. Er verband mit einem offenen Auge für alle Ereigniſſe in Staat und Kirche, Schule und Bücherwelt einen philoſophiſch geſchulten Geiſt, welcher Principien, Probleme und Perſönlichkeiten mit großer Schärfe nach ihrem innerſten Gehalte befragen konnte. In allen Schulwiſſenſchaften wußte er ſich auf dem Laufenden zu erhalten, und drang beſonders auch mit Eifer in die Geſchichte der modernen und in die vergleichende Pädagogik ein. Und alle dieſe Kenntniſſe beherrſchte er leicht und hatte ſie immer zur Verfügung. Von ſeiner Begabung endlich zu überſchaulich-zuſammenfaſſenden, zu hiſtoriſch-kritiſchen Darſtellungen hatte er ſchon in der deutſchen Bürgerſchule Proben abgelegt. All dieſes Wiſſen und Können verwerthete er nun, als leitendes Haupt der Revue, auf meiſterliche Weiſe. Vornehmlich jedoch entfaltete ſich die kritiſche Seite, indem es Mager für geboten erachtete, nicht nur alle Gebrechen „der Zunft", ſondern auch die mancherlei culturpolitiſchen Verkehrtheiten der Feudalen und der Romantiker, der Radikalen und der Abſolutiſten nach ihrem wahren Weſen zu zeichnen. Da er jedoch nicht als der Geiſt auftreten wollte, der nur verneint, ſo galt es auch Reformvorſchläge anzubieten, deren er ſtets eine Legion zur Hand hatte. Daß er dabei das Bewußtſein ſeiner Tüchtigkeit oft ſtärker hervortreten ließ, als ſich mit edler Beſcheidenheit verträgt, und die Gegner häufig ſchonungsloſer anfaßte, als weiſe und humane Mäßigung geſtattet, das hat wohl den Beifall, den er ſonſt verdient hätte, geſchmälert und ſeine Wirkſamkeit gehemmt.*) Er war unumwunden und freimüthig bis zum Uebermaß, ſo daß der andere das Wohlwollen, das Mager in ſich tragen mochte, wenigſtens nicht zu fühlen bekam.

Das Jahr 1848, das verhängnisvolle, traf Mager in ſeinem Arbeiten und Hoffen aufs empfindlichſte. Schon zuvor in der Geſundheit bedenklich angegriffen und auch in ſeinen Erwartungen heruntergeſtimmt, hielt er nur mit Mühe den Sommer hindurch noch einen Reſt von Hoffnungen feſt, bis ihm zuletzt über der irrthumsvollen Entwicklung der deutſchen Bewegung auf politiſchem, kirchlichem und ſcholaſtiſchem Gebiete und „über der geringen Widerſtandsfähigkeit in den ordentlichen Leuten Deutſchlands" der Muth brach. Weil er nun aber nicht allein an ſeiner Zeit verzweifelte, ſondern in ſeiner gereizten und krankhaften Stimmung auch am Erfolg ſeiner öffentlichen Arbeit in der Revue, ſo glaubte er ſich nicht mehr befähigt noch berechtigt, ſie fortzuſetzen, und

*) Wie M. in ſeiner Selbſtüberſchätzung denn doch zuweilen ſehr weit gieng, mag folgende — verbürgte — Anekdote beweiſen: M. traf einmal im Eilwagen mit Jakob Grimm zuſammen, ohne ihn zu kennen; bald waren ſie in einem Geſpräch über deutſche Grammatik, wobei es ſich herausſtellte, wer der Reiſegefährte wae, und nun ſetzte M. dieſem, dem Schöpfer der deutſchen Grammatik, auseinander, wie er ſeine Grammatik eigentlich hätte einrichten ſollen!! D. Red.

übergab befreundeten langjährigen Mitarbeitern und hochachtbaren Schulmännern die fernere Leitung seiner Zeitschrift. — Seit Ostern 1848 hatte er aber auch die Schweiz wieder verlassen. Er war einem Rufe aus Deutschland gefolgt und hatte in Eisenach als Director des dortigen Realgymnasiums aufs neue eine eigentlich schulmännische Wirksamkeit übernommen; leider wiederum eine kurze und die letzte. Auf dem neuen Posten, auf den er sich mit großer Freudigkeit begab, fand sich Gelegenheit zur rührigsten Thätigkeit. Er besorgte die vielfache Arbeit des Fort- und Ausbaus seiner Anstalt, war für einige Zeit an zwei weiteren Schulen der Stadt betheiligt, verkehrte mit den Behörden aufs eifrigste im Interesse seiner Schule und arbeitete auch für das großherzogliche Ministerium in Weimar mancherlei Referate über Schulsachen aus. Alles war großentheils nach seinem Wunsche und Geschmack und belebte ihn wunderbar. Leider dauerte es aber nicht lange. Das Nervenleiden, das schon in Zürich sich gezeigt, trat wieder auf, griff bald weiter um sich und zehrte sichtbar an seiner Kraft. Das Uebel wurde immer hemmender, die Lähmung immer fühlbarer, die stattliche Gestalt war gebrochen, und der Mann, der seinen Jahren nach eben jetzt auf der Sonnenhöhe der vollen, ruhigen Manneskraft hätte stehen sollen, war (im Spätjahr 1851) schon so geschwächt, daß zuletzt „eine tägliche Lection von 8—9 Uhr Morgens mit 4 guten Schülern und auf seinem Arbeitszimmer gegeben, ihn bis 12 Uhr erschöpfte." Im Frühjahr 1852, nach nicht ganz 4jähriger Arbeit, erhielt er, „unter Anerkennung der verzüglichen Dienste, die er seiner Anstalt geleistet," die erbetene Entlassung. Es war ihm nicht vergönnt, seine Principien in der Praxis, an einer Musteranstalt während einer Reihe von Jahren durchzuführen. Wie weit er neben dem eminenten Verstand, den umfassenden Kenntnissen, der musterhaften Darstellungsgabe auch die Klugheit besaß, die sich an die gegebenen Personal- und Localverhältnisse hält und bequemt, und die persönliche Würde, mit welcher der Vorsteher einer Anstalt auftreten soll, kurz, ob der glänzende Theoretiker auch als Leiter einer Schule sich ebenso bewährt haben würde, das wollen wir dahin gestellt sein lassen.

Mager blieb zunächst noch 2 Jahre in Eisenach, dann ließ er sich in Dresden nieder, für seine Schulbücher oder für neue Abhandlungen thätig (er suchte noch 1855 über die grammatischen Kategorien und über die Elemente des Satzes ins Reine zu kommen), soweit die zunehmende Abnahme der Kräfte es gestattete. Wieder nach 2 Jahren zog er nach Wiesbaden, seiner rheinischen Heimat, aber auch seinem Lebensziel näher. Denn nachdem er im ganzen 6 Jahre lang auf den Stuhl gebannt gewesen und ohne Murren und Klagen die Beschwerde des Siechthums und der Thatlosigkeit getragen hatte, erreichte er in eben dieser Stadt schnell das Ende seiner Wanderschaft, den 10. Juni 1858, in einem Alter von 48 Jahren.

Die kräftigen Impulse aber, die er der pädagogischen Wissenschaft gegeben, die er in so vielen Richtungen ausgestreut hat, sind nicht mit ihm zu Grab gegangen, sondern wirken fort als wesentliche Factoren bei der Arbeit der Gegenwart in den Kreisen der Schule und der Erziehung.*) Dr. Bücheler.

Maientag, s. Schulfeste.

*) Ein Wort von M. gegen den allgemeinen Religionsunterricht, welches Hollenberg in der Zeitschr. f. Gymn. 1863 Jun. S. 610 anführt, möchten wir auch unsererseits verbreiten helfen. Er sagt in einem Eisenacher Programm: „Die Mehrzahl unserer Schüler ist evangelisch oder soll es werden. Der Religionsunterricht, von einem orbinirten Geistlichen von anerkannter Frömmigkeit und Gelehrsamkeit gegeben, ist also kein sogenannter allgemeiner, wie ihn leere und dabei doch confuse Köpfe neuerlich anpreisen und fordern, sondern ein durch und durch besonderer, nämlich ein christlicher und zwar protestantischer und von jenem allgemeinen möglichst weit entfernt." Hollenberg setzt hinzu: Für mich ist dieses Wort von höherem Werthe, als alles naturalistische und sentimentale Gerede, das seit Rousseau gegen den concreten Religionsunterricht angestrengt worden ist. D. Red.

Malen. Das Malen wird in der Reihe der äſthetiſchen Fächer, welche die Pädagogik in ihren Bereich zieht, nicht wohl entbehrt werden können, da es ja nur die Spitze der zeichnenden Künſte bildet, d. h. da es erſt mit Hülfe der Farbe das graphiſche Bild (Zeichnung) zur vollkommenen Realität der natürlichen Erſcheinung erheben kann. Die Bedeutung dieſes Faches im öffentlichen Unterricht wird aber eine noch allgemeinere werden, ſo wie man ins Auge faßt, wie erfolgreich daſſelbe gewiße Fähigkeiten heranzubilden vermag, deren gänzliche Vernachläßigung kein Pädagog wünſchen kann; wir meinen nämlich die Entwicklung und Bildung des allgemeinen Farbenſinnes, alſo eine Fähigkeit, die im praktiſchen Leben die vielſeitigſte Anwendung findet und auf Phantaſie und Stimmung, ſo wie auf die Anregung höherer Gedankenreihen einen ſogar unmittelbareren Reiz ausübt, als dies bei der Formenwelt der Fall iſt. Die Farbe iſt daher auch das natürlichſte Symbol für dieſe Gedankenwelt geworden und hat als ſolches die menſchlichen Lebenskreiſe nach allen Seiten hin durchdrungen. Wie leicht identificiren wir z. B. die moraliſchen Begriffe der Unſchuld und Reinheit mit der Makelloſigkeit des Weiß, der Trauer mit dem Schwarz, der Feſtfreude mit dem Roth. Wie beſtimmt empfindet bei einigermaßen entwickelten Organen unſer Auge die erfriſchende Wirkung des Grün und wie natürlich trägt ſich dieſe rein phyſikaliſche Senſation auf unſer Bewußtſein über und geſtaltet ſich hier zum Analogon jenes Gefühls, das wir Hoffnung nennen.

Dieſe Farbenſymbolik, wie ſie zu jeder Zeit und bei jedem Volke je nach dem Grade ſeiner Culturſtufe gefunden wird, erweitert aber in der freien Auffaſſung des entwickelten Individuums ihren Kreis ins Unendliche und wird ſo für den Einzelnen immer mehr zu einer künſtleriſchen Wahl, deren ſicheres Gelingen nothwendig an äſthetiſche Geſetze gebunden ſein muß. Hier wird alſo auch die oft betonte Verwandtſchaft der Farbe mit gewißen Grundlagen der Tonkunſt und ihr muſikaliſch-lyriſcher Charakter ſich offenbaren. Denn wie in der Muſik die Töne, ſo treten in ähnlichem Sinne die Farben zu harmoniſchen Accorden zuſammen, und jede Lücke in dieſer Farbenharmonie, jeder Verſtoß in der Zuſammenſtellung ihrer complementären oder chromatiſchen Tonreihen müßte unſer Gefühl in nicht geringerem Grade verletzen, als es in der Muſik ein Miston oder eine unaufgelöste Diſſonanz thäte.*)

Keine Frage alſo, daß das Element der Farbe und ein für daſſelbe entwickelter Sinn in der humaniſtiſchen Bildung jedes Menſchen von entſchiedenem Werthe iſt und für ihn eine Quelle edler Genüſſe und idealer Beziehungen werden kann. Wie wenig iſt eine durchgebildete Perſönlichkeit denkbar ohne dieſen Sinn, und wie bitter müßte im praktiſchen Leben, in Natur- und Kunſtgenuß, ja ſchon in der Wahl unſerer äußeren Umgebungs- und perſönlichen Erſcheinungsformen ſich die gänzliche Vernachläßigung desſelben rächen.

Wenn wir aber ſo den Werth dieſes Farbenſinnes, der nichts anderes als ein integrirender Beſtandtheil des Schönheits- und ſittlichen Schicklichkeitsſinnes iſt, ſeiner allgemeinſten Faſſung nach vorausſtellen, ſo wird auch ſogleich einleuchten, daß das Malen der unmittelbar praktiſche und erfolgreiche Weg zur Heranbildung desſelben ſein muß. Denn erhebe ſich dieſe Kunſtübung nun zu ihrer eigentlichen Höhe, d. h. zum Figuren- und Landſchaftmalen, oder verharre ſie in den einfacheren Gebieten des Ornamentes, der Blumen u. ſ. w., immer wird aus dem Umgang mit der Farbe auch die Kenntnis ihrer Zuſammenſtellung und ihrer Miſchungen für den Schüler hervorgehen und ihm die allgemeinen Geſetze der Farbenharmonie leichter erſchließen, als es durch bloße theoretiſche Lehren zu hoffen ſtünde. — Fragt man zunächſt, was in der Ausübung des Malens beim allgemeinen Unterricht**) erreicht werden kann und ſoll, ſo

*) Ueber den Einfluß dieſes Elements auf Kunſt und Leben giebt den umfaſſendſten Aufſchluß: E. Chevreul: Die Farbenharmonie, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von einem Techniker. Stuttgart, 1840.

**) Da wir unſern Gegenſtand weſentlich von ſeiner populären Seite zu faſſen haben, alſo im Gegenſatz zum künſtleriſchen Fachunterricht in abgeſchloſſenen Kreiſen und auf beſondern Lehr-

ſind hier vor allem zwei einander entgegenſtehende Anſichten zu erörtern. Die eine möchte nämlich dieſe Thätigkeit aus dem Unterrichte am liebſten ganz ausgeſchloſſen wiſſen, da ſie die nöthige Vorbildung dazu beim Schüler für ungenügend hält und behauptet, es laſſe ſich ſchon aus Mangel an Zeit und ſteter Uebung ein erfreuliches Reſultat kaum erwarten. Die leidigen Ausartungen des Dilettantismus, die zu ſchildern wir ſogleich die unangenehme Pflicht haben werden, müßen dieſe negative Auffaſſung allerdings häufig unterſtützen, und man darf ſie dem ausübenden Künſtler, der von der Würde und dem unendlichen Umfange ſeiner Kunſt durchdrungen iſt, auch nicht eben verargen: der Lehrer aber, wir meinen alſo der Künſtler, der ſeinen Beruf weniger in einer ſelbſtſchöpferiſchen Thätigkeit findet, als in der Abſicht, die allgemein bildende und ſittigende Wirkung desſelben auch andern zu vermitteln, der Lehrer wird dieſe Anſicht nicht theilen dürfen. Er muß es von Anfang gelernt haben, ſich ſo weit ſelbſt zu verläugnen, daß, was jenen verletzt und entmuthigt, ſeine ausharrende Geduld und beſcheidene Erwartung befriedigen kann. Eine verhältnismäßig geringe Leiſtung beim Schüler wird ihn daher ſchon deshalb nicht ſtören, weil er die praktiſche Ausübung des Malens hier weniger als Selbſtzweck betrachtet, ſondern mehr als ein Mittel, das den Gewinn allgemeiner Anregung, leichteren Verſtändniſſes und einer eingehenderen Liebe zur Sache in ſich trägt. — Die andere Anſicht über das Malen und ſeine Ausübung im allgemeinen Unterricht findet ihre Anhänger freilich nicht unter Künſtlern und Lehrern, deſto öfter aber im Publicum ſelbſt, und ſetzt jener rigoriſtiſchen Strenge die ganze Leichtfertigkeit laxer Grundſätze entgegen. Ein ſpielendes Wohlgefallen, ein rein ſinnlicher Genuß bleibt hier maßgebende Abſicht und einziges Ziel der ganzen Beſchäftigung. Da man von Anfang an nur Geringes anſtrebt, ſo nimmt man auch dieſes Geringe ſo leicht als möglich und geräth ſo in alle jene Irrthümer hinein, mit denen der Lehrer nur zu oft erfolglos ringen muß. Es würde die Grenzen, welche uns gezogen ſind, weit überſchreiten, wollten wir hier in die Schilderung der verkehrten Anſichten eingehen, wie ſie bei Eltern oder Schülern ſich eingeniſtet haben. Genug, daß ein ſolcher Dilettant niemals darnach fragt, ob das, was er unternimmt, auch ſeinen Fähigkeiten und ſeiner Vorbildung entſprechen wird. Er verfährt daher rein ſtoffartig; er will z. B. malen, nicht weil ihn der Gang ſeiner Entwicklung mit vollem Rechte darauf hinführt, ſondern weil ihm eine farbige Darſtellung vielleicht beſſer gefällt, als eine bloße Zeichnung, weil er ein Albumblatt zu verſchenken wünſcht oder ein Bild copiren möchte, keineswegs um den Grad der künſtleriſchen Darſtellung desſelben ſich möglichſt anzueignen, ſondern nur weil er es beſitzen will, wenn auch in einem noch ſo unvollkommenen Nachbild. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß dieſer ganze Uebelſtand, der jedem Misbrauche und einer elenden Pfuſcherei Thür und Thor öffnen muß, weſentlich mit einer falſchen Geſinnung zuſammenhängt, die das Publicum in Betreff allgemein bildender Studien nicht ſelten hegt. Man weiß zwar, daß allgemeine Bildung nun einmal verlangt wird, und man will ſich hierbei bis zu einem gewißen Grade auch gerne betheiligen. Allein innerlich verhält man ſich kalt oder rein genußſüchtig dazu und maßt ſich das Recht an, die Art dieſer Betheiligung eigenmächtig zu beſtimmen. Hier muß es alſo die erſte Aufgabe des Lehrers ſein, mit aller Entſchiedenheit ſolchen Auffaſſungen entgegenzutreten. Er dulde es nicht, daß ſich im Schüler eine ſo niedrige, ja frivole Geſinnung über eine Thätigkeit feſtſetze, der er Mühe und Zeit opfert. Mag auch die Anwendung der Kunſt für ihn eine noch ſo beſcheidene ſein und, wie ſo oft beim Dilettanten, ſpäter wieder gänzlich bei Seite gelegt werden, die Beſchäftigung damit muß dennoch von jenem Ernſte und jener Pietät gegen die Sache getragen werden, welche die ſittliche Baſis jedes Unterrichts bilden ſollen

anſtalten, ſo begreifen wir unter dieſem „allgemeinen Unterricht" eben einen ſolchen, wie er der Jugend an Gelehrten- und Realſchulen, ſowie an polytechniſchen Anſtalten, endlich dem Dilettanten auf Privatwegen ertheilt wird.

und ohne welche weder ein äußerer Erfolg, noch eine innere Befriedigung zu erwarten steht.

Wir gehen nun zur näheren Betrachtung unseres Faches über, so weit sein eigentliches Wesen und sein Verhältnis zum Unterricht hier besprochen werden kann. Das Malen bietet streng genommen eine elementare Stufe nicht mehr dar, da es, wie schon oben bemerkt wurde, die letzte und höchste Form der zeichnenden Kunst bildet, somit auch die Grundelemente derselben, vor allem die volle Kenntnis im Zeichnen vorauszusetzen hat.*) Die Malerei verleiht nicht nur jedem Gegenstande die ihm eigenthümliche Farbe oder Färbung, also seine Localfarbe, seinen Localton, sondern sie setzt auch diese Localtöne in gegenseitige Beziehungen zu einander und schafft so ein, unter den Einflüssen des Lichtes (Optik) und der natürlichen Erscheinungsgesetze (Perspective), sich vollendendes Gesammtbild. Die Malerei ist somit ein Mikrokosmus und eine sehr umfassende Thätigkeit, welche die verschiedenartigen Momente der bildlichen Darstellung, nämlich Zeichnung, Modellirung, Farbe und Effect im Bilde zu concentriren hat. In der Ausübung nimmt sie naturgemäß einen freiern und selbständigern Charakter an, und erfordert daher nur um so gebieterischer beim Schüler wie beim Lehrer gewiße Vorbedingungen und Rücksichten, ohne welche ein lohnendes Resultat nicht vorauszusetzen ist, nämlich:

1) beim Schüler ein höheres Streben, eine besondere Liebe für die Sache und einen gewißen Grad von Begabung, die sich bei den Vorstudien desselben schon bewährt haben muß;

2) freie Verfügung über den nöthigen Aufwand an Zeit, da das Malen eine stete Uebung und ein eingehenderes Studium erfordert;

3) als unerläßlich nothwendig eine gründliche Vorbildung im Zeichnen seinem ganzen Umfange nach, also auch im Modelliren (Schattiren) und in den Hauptgrundsätzen der Perspective. Wer in der Auffassung der Formen nicht unabhängig wäre oder die Abstufung der Töne, die Wirkungen von Licht und Schatten und die Gesetze der Modellirung, insofern durch sie die Gegenstände sich erheben oder vertiefen, also plastisch werden, nicht ausreichend in seiner Gewalt hätte, der würde auch zum Malen die nöthige Befähigung noch nicht besitzen. Da der Schüler, vor allem der Dilettant, diese Rücksichten gerne außer Acht läßt und immer nur den Pinsel in die Hand nehmen möchte, so wird auch der Lehrer in keinem Puncte mehr Gelegenheit haben, seine Auctorität zu bethätigen, als in der Zurückweisung solcher unberechtigten Ansprüche und in Ermahnungen zur Geduld;

4) eine vollständige Ausrüstung in Betreff des nöthigen Materials und eine gute, ja vorzügliche Beschaffenheit desselben. Sie muß beim Anfänger um so mehr gefordert werden, als ihm ja die Gewandtheit nicht zuzumuthen ist, neben dem, was ihm obliegt, auch noch materielle Hindernisse zu besiegen. Sorglosigkeit in diesem Puncte führt denn auch beim Unterricht sehr oft die verdrießlichsten Folgen und selbst ein gänzliches Mislingen herbei.

5) Der Lehrer endlich wird vor allem auf eine passende Wahl zweckmäßiger Lehrmittel zu sehen haben, also auf Vorbilder, wie sie den schwachen Kräften des Anfängers entsprechen können. Er dulde nicht, daß der Schüler diese Wahl selbst treffe, oder etwa mit den Ansprüchen auftrete, diesen oder jenen Gegenstand aus irgend einer Nebenrücksicht zu copiren. Denn nicht der Lernzweck, sondern der sinnliche Reiz des Bildes bestimmt seine Wahl und verführt ihn nur allzu leicht, seine Kräfte zu überschätzen.

6) Die Vernachläßigung dieser wichtigen Regel, d. h. eines behutsamen, streng progressiven Lehrganges müßte überdies einen anderen Uebelstand beim Unterricht sehr begünstigen. Wir meinen das häufige Hineinmalen des Lehrers in die Arbeit des Schülers, also das Nachhelfen. Daß dieses nicht ganz vermieden werden

*) Auch wir setzen sie hier voraus, da „das Zeichnen" einem besonderen Artikel vorbehalten bleiben muß.

kann, ja nicht einmal vermieden werden ſoll, iſt gerne zuzugeben. In der Malerei giebt es, ſo gut wie in andern techniſchen Fächern, gewiße Dinge, die der Schüler auf das erſtemal nicht anzugreifen weiß, und die ſich ebenſo jeder mündlichen Unterweiſung entziehen. Manuelle Behandlungsarten und Kunſtgriffe müßen alſo auch gezeigt und praktiſch vorgemacht werden. Die perſönliche Nachhülfe des Lehrers wird aber nur ſoweit eine vollkommen berechtigte ſein, als ſie ſich auf ſolche Fälle beſchränkt, alſo überhaupt dem Lehrzweck dient. Sie würde aber alsbald jede Berechtigung verlieren, ſowie ſie aus der Ungeduld des Lehrers hervorgienge oder nothgedrungen ins Mittel träte, weil der Schüler einer zu ſchwierigen Aufgabe nicht allein Herr werden kann.

7) Man laſſe ſo viel als möglich den Anfänger nur ſolche Vorbilder copiren, die er mit denſelben Darſtellungsmitteln und demſelben Materiale wieder geben kann, welche beim Originale in Anwendung gebracht ſind, und man dulde nicht, daß dieſer wichtige Grundſatz aus den Augen geſetzt werde. Denn es iſt weſentlich das Material und die Art ſeiner jedesmaligen Handhabung, die dem Kunſtwerke, und ſo auch jedem Bilde, ſein charakteriſtiſches Gepräge verleiht, alſo das, was man Stil nennt, und es wäre ein großer Irrthum, dieſe ſogenannte Technik als etwas iſolirtes, vom geiſtigen Gehalte der Kunſt nicht durchdrungenes vorauszuſetzen. Jede techniſche Darſtellungsweiſe ſchafft ſich vielmehr ihren beſonderen Stil, der ihr eingeboren iſt und ohne ſie nicht zur Aeußerung kommen könnte. Beim Copiren eines Bildes wird es ſich aber ſtets darum handeln, das Original ſeinem ganzen Weſen und Geiſte nach möglichſt treu wiederzugeben, und es kann dies daher für den Anfänger auch nur unter gleichen Bedingungen, d. h. mit den gleichen Darſtellungsmitteln zu erreichen ſein. Die äußern Verhältniſſe beim Unterricht ſind nicht immer der Art, daß dieſe Bedingung leicht zu erfüllen ſtünde. Iſt der Lehrer nicht in der Lage, die Lehrmittel ſeinen eigenen Mappen zu entnehmen, ſo können ſie nur von anderen tüchtigen Künſtlern erworben werden, was mit Rückſicht auf die nöthige Auswahl für den Lehrzweck nicht immer leicht iſt, überdies koſtſpielig werden kann. Es tritt daher häufig der Fall ein, daß man ſich zu dieſem Zwecke nicht eigentlicher Originalbilder, ſondern gewißer Producte der Vervielfältigungskunſt bedient, wie colorirter Kupferſtiche, Lithographien und Farbendrucke; und es muß anerkannt werden, daß es vor allen die letzteren in der Nachahmung von Originalbildern neuerlich ſehr weit gebracht haben. Nichts deſto weniger werden auch ſie den Anfänger beim Copiren oft genug verwirren, da ſie eben mit anderen Mitteln und auf mechaniſchem Wege entſtanden ſind. Sie entbehren daher unter allen Umſtänden jener perſönlichen Unmittelbarkeit, die im Weſen jedes Originales ruht und ſo ſehr geeignet ſein muß, ein Gegenſtand faßlicher und erfolgreicher Belehrung zu werden. Echte Originalſtudien oder gute Copien nach ſolchen von tüchtiger Künſtlerhand werden alſo immer in der erſten Reihe der Lehrmittel ſtehen und allen anderen vorzuziehen ſein.

8) Der Lehrer wird ſtets dahin zu ſtreben haben, den befähigten Schüler über das Copiren hinauszuheben und ſo weit zu fördern, daß er ſich der unmittelbaren Auffaſſung der Natur zuwenden kann. Hierin erkennen wir das letzte Ziel des allgemeinen Unterrichts; denn was darüber hinaus läge, was alſo zu eigener Production und Erfindung fortſchritte, das könnte kein Gegenſtand des öffentlichen Unterrichts mehr ſein und müßte unmittelbar in das Gebiet der höheren Kunſt eintreten. Das Studium nach der Natur wird dagegen bei der nöthigen Vorbildung von Seiten des Schülers dieſem den vollen Genuß freier Reproduction gewähren und ein Prüfſtein ſeiner Begabung und ſeines Fleißes werden. Dabei mag der Lehrer ſich bemühen, die individuelle Auffaſſung, die erſt der Natur gegenüber im Schüler zur vollen Geltung kommen kann, gehörig zu würdigen, ſie alſo mehr durch ſeinen Rath zu unterſtützen und zu entwickeln, als eigenmächtig zu beſtimmen.

Wir betrachten nun die einzelnen Zweige der Malerei, welche im Unterrichte Aufnahme finden, und deren Wahl theils durch ſpecielle Zwecke, welche der Schüler verfolgt, theils durch eine gewiße Anlage und Vorliebe dafür beſtimmt wird.

Die Landschaft. Sie behauptet in den meisten Fällen den Vorrang, da ein natürliches Talent für dieses Fach, wenigstens in Deutschland, überwiegend auftritt und vielleicht in der lyrischen Richtung und dem landschaftlichen Naturſinne unſerer Jugend begründet liegt. Dazu kommt die leichtere Nutzanwendung desſelben, inſofern es dem Schüler bequemere Studien und den Vortheil in Ausſicht ſtellt, dieſelben auf Reiſen und Wanderungen nützlich zu verwerthen. An die Landſchaft ſchließt ſich unmittelbar die Architekturmalerei an, deren ſtrengere, alſo ſpeciell architektoniſche Auffaſſung auch die volle Kenntnis der Linien- und Luftperſpective nothwendig macht.

Blumen, Früchte u. ſ. w., nicht ſelten mit wiſſenſchaftlichen Nebenzwecken für Botanik; ein Fach, das im Stillleben, in der Arabeske und im Ornament einer ſehr anmuthigen und phantaſievollen Entwicklung fähig iſt und nach allen Seiten hin nützliche Anwendung finden kann. In ſeinen Beziehungen zur Botanik tritt dagegen dieſes Fach auf das naturwiſſenſchaftliche Gebiet. In dieſem Falle hat es ſeinen Gegenſtand nicht mehr beziehungslos, gleichſam um ſeiner ſelbſt willen zu faſſen, ſondern geleitet von wiſſenſchaftlichen Geſichtspuncten und Vorausſetzungen, z. B. als ſchematiſche, mikroſkopiſche oder anatomiſche Darſtellung. Solche Tendenzen werden dann die jedesmalige Auffaſſung des darzuſtellenden Gegenſtandes beſtimmen, und man hat dabei auf die Wahl einer Malweiſe zu ſehen, alſo auf Darſtellungsmittel, welche dieſe Auffaſſung unterſtützen; eine Rückſicht, die ein für allemal bei naturwiſſenſchaftlichen Darſtellungen zu beobachten iſt.

Thiere. Ein Fach, für das hie und da eine beſondere Anlage und Vorliebe auftritt, und das denn auch, abgeſehen von ſeiner wiſſenſchaftlichen Seite, wie ſie für den Zoologen, den Thierarzt oder Landwirth von Werth ſein kann, eine Sphäre eigenthümlicher Schönheit umfaßt und ſelbſt gemüthliche und humoriſtiſche Seiten in Menge darbietet.

Bildniſſe und Figuren, offenbar ein Zweig der Malerei, der die ſolideſte Vorbildung und das gründlichſte Studium erfordert, dann aber auch ein überaus reiches und intereſſantes Gebiet umſchließt und dem Schüler den Vortheil einer weit umfaſſenderen Kunſtbildung zuwendet, als ihn ein anderer Zweig der Malerei gewähren kann. — Natürlich ſoll hiermit keineswegs der Schluß geſtattet ſein, als ſei der Figurenmaler an ſich auch ein höher ſtehender und vorzüglicherer Künſtler als etwa der Landſchafter. Es iſt nur ſoviel damit gemeint, daß das Figurenmalen, beziehungsweiſe das Geſammtſtudium desſelben, ſich nicht in einem ſo eng umſchloſſenen und ſubjectiven Kreiſe bewegt, als es bei den anderen Fächern, unbeſchadet der größten Erfolge darin, der Fall iſt. Ein weiterer Geſichtskreis, eine objectivere, auf die geiſtige Lebendigkeit und Schönheit der Menſchenwelt gegründete Erkenntnis wird alſo auch das vorausſichtliche Reſultat eines ſo umfaſſenden Studiums ſein.

Zum Schluſſe laſſen wir noch die kurze Charakteriſtik aller der verſchiedenen Malweiſen folgen, welche, je nach Umſtänden, im Unterrichte Anwendung finden können; und wir nennen hier mit möglichſter Rückſicht auf den methodiſchen Gang zuerſt:

Das Tuſchiren. Bei dieſem handelt es ſich noch keineswegs um eigentliches Malen, d. h. um naturgetreue farbige Darſtellung, ſondern nur um ein mit neutralen oder conventionellen Farbentönen, wie chineſiſche Tuſche, Sepia, Biſter u. a. m. ausgeführtes monochromes Bild, das alſo nur den Effect, die Haltung und Stimmung des Gegenſtandes, dieſe aber bis ins feinſte zu erreichen fähig iſt. Allein dieſe Darſtellung geſchieht auf naſſem Wege und mit dem Pinſel, nämlich mit wäſſerigen und transparenten Flüſſigkeiten. Und hierin eben beruht der Hauptcharakter dieſer Malart, alſo ihr breiter, auf Maſſen gerichteter Vortrag, ihre weichen, der äußerſten Zartheit wie der tiefſten Schattenkraft fähigen Abſtufungen, mit einem Worte: ihr ausgeprägtes Helldunkel, zugleich aber auch ihre techniſche Verwandtſchaft mit der eigentlichen Malerei, da ſie Pinſelführung und Farbenauftrag mit jeder Waſſermalerei gemein hat. Das Tuſchiren wird demnach für gewiße Effecte eine ſehr wirkſame und überhaupt für Naturſtudien bequeme Malweiſe ſein. Beſonders aber wird es im methodiſchen Unterricht eine Vorſtufe bilden

können, die den Schüler mit Erfolg in die allgemeine Behandlungsart aller Wassermalerei einleitet. Indem wir in Betreff der Lehrmittel auf das oben unter § 7 Gesagte verweisen, wollen wir nichts desto weniger hier einige Blätter nennen, die im Falle eines gänzlichen Mangels an Originalbildern für den Unterricht noch brauchbar werden können: Alte gute Kupferstiche in sogenannter Aqua tinta, Schab- oder Tuschmanier, wie sie fast in allen Fächern vorliegen. Ferner Lithographien von ganz ähnlicher Wirkung, z. B. Leonhard Drost, Reiseskizzen, Tondruck, Görlitz 1847, kleine Landschaften, nur in vier Tönen dargestellt; sehr elementar, daher für Anfänger wohl geeignet. Orschwiller, Paris, Ritter u. Goupil, malerische Gebirgshäuser u. s. w., kl. Fol., ebenfalls gut, aber unvollkommen ausgeführt. A. Calame: Essai de lavis lithographique, Genève 1843. gr. 8., kleinere Landschaftsstudien; wie alles von diesem Meister, vorzüglich, aber schwer, daher schon für Geübtere. G. Engelhardt, bei W. Korn in Berlin, größere und durchgeführtere Landschaftsbilder in Fol. auf Torchon und in Handzeichnungsmanier, sehr gut.

Das photographische Bild nach der Natur, das seiner allgemeinen Wirkung nach der Tuschzeichnung so verwandt scheint, wird sich für Schüler niemals zum Copiren empfehlen lassen. Denn wie bekannt entsteht die Photographie durch einen physikalischen Proceß; sie bildet also in ihrem stofflichen Zusammenhang einen durchaus homogenen Guß, der der Behandlung des Pinsels schon deshalb schlechthin entgegengesetzt sein wird, weil er die Sonderung in einzelne Momente, wie sie das successiv entstehende Bild kennzeichnen, nämlich in Umriß, in feste Zeichnung u. s. w. total verwischt und dem Schüler bestimmte Anhaltspuncte nirgends darbietet. Dazu tritt die ungemeine Vollendung des Details in diesen Blättern, die nicht, wie im Werke der Hand, als eine Steigerung und ein Fortschreiten vom Allgemeinen zum Besonderen erscheint, sondern bei der Photographie eine fundamentale und mikroskopische ist, die nachzuahmen überhaupt unmöglich wäre.

Das Coloriren ist eigentlich eine Verbindung von Tuschiren und Malen oder auch nur von Zeichnen und Malen. Man versteht unter dem colorirten Bilde, im Gegensatze zur eigentlichen Malerei eine farbige Darstellung, die sich begnügt, in einer leicht schattirten oder tuschirten Zeichnung die Localfarben anzugeben, und zwar mehr oder minder stark betont, die aber den Charakter der Zeichnung vorherrschen läßt und auf jede umfassende Anwendung der Palette verzichtet. Auch das Coloriren wird also im Unterricht eine elementare Stellung einnehmen können, insofern es den Schüler in den Gebrauch der Farbe einleitet. Bei naturwissenschaftlichen oder technischen Darstellungen fügt es dem graphischen Bilde auch noch seine allgemeine Färbung hinzu, und es kann überhaupt bei jedem Fache, so auch bei Studien nach der Natur, auf nützliche und anziehende Weise verwendet werden. Unter einer Menge von Blättern, die theils aus der Hand, theils in Farbendruck colorirt vorliegen, nennen wir hier als brauchbar, für die Landschaft: Lindemann-Frommel, Skizzen aus Rom und der Umgegend, Carlsruhe bei dem Verfasser. Tondruck. Sie sind in der Auffassung sehr schön, eignen sich aber weniger zur Nachahmung, die manche Schwierigkeit darbietet, als zur Belehrung bei Studien nach der Natur. Für Architektur: F. Stroobant, Monuments d'Architecture en Belgique, in Lieferungen in Fol. mit reicher Staffage, sehr schön, aber schwer. Für Genre: F. Grenier, Etudes variées, Jeannin, Paris. Man hat sich vor schlechten Copien zu hüten, die von diesen Blättern verbreitet sind. Die Originale dagegen sind sehr geistvoll behandelt und mit Vortheil anzuwenden.

Das Aquarell, eine Wassermalerei, die ohne neutrales Medium für die Schatten, wie Tusche u. a. verfährt, also den Charakter der Zeichnung nicht mehr festhält, sondern die Farbe im umfassendsten Sinne anwendet und so hoch zu entwickeln hat, als es im Bereiche ihres Materials möglich ist. Das Aquarell erhebt sich somit im Gegensatz zur Colorirung zu einem vollendeten Farbeneffect, bewahrt aber trotz aller Kraft und Tiefe, die ihm zu Gebot steht, dennoch eine gewiße Frische und Leichtigkeit der Behand-

lung, ſowie Helle und Durchſichtigkeit der Töne, Eigenſchaften, die mit der transparenten Natur dieſer Aquarellfarben zuſammenhängen, in deren Beſchaffenheit es liegt, ihr Fundament oder den Grund, auf dem ſie ruhen, hier alſo das weiße Papier, noch durchſcheinen zu laſſen. Im Unterricht empfiehlt ſich das Aquarellmalen durch die bequeme Handlichkeit ſeines techniſchen Apparats, und der Zudrang der Schüler zu ihm iſt denn auch ein ſehr überwiegender. Dennoch iſt das Aquarell ſeiner vollen Bedeutung nach eine ſehr ſchwierige Malweiſe, und es muß als ein Irrthum von Seiten der Laien bezeichnet werden, ſich in dieſem Kunſtfach mit leichten Erfolgen zu ſchmeicheln. Vielmehr erfordert es eine umfaſſende Kenntnis der Farbenmiſchung, manuelle Gewandtheit und beſonders eine Vorbildung im Zeichnen, die die Form durchaus beherrſcht und Correcturen möglichſt entbehren kann. Wer es daher im Aquarellmalen zu eigentlichen Erfolgen und der nöthigen Unabhängigkeit bringen will der wird ſich der ſpeciellen Unterweiſung eines Meiſters jahrelang zu unterziehen haben. Beim Mangel an Originalbildern nennen wir hier für den Unterricht als anwendbar, in der Landſchaft: Rêveries d'un artiste, Paris, in fol. Landſchaften, ſtaffirt mit Figuren und Thieren in Farbendruck auf Torchon, ſehr gut. Ferner A. Caſſagne, Landſchaften mit Architektur, kl. Fol. Farbendruck auf Torchon, beide bei Gache, éditeur, Paris. Endlich Hoguet, Marinen, in Fol. Farbendr. auf Torchon, gut. Für Architektur: Anſichten aus Prag, Nürnberg, Chartres u. a. Farbendr. auf Torchon, Paris in Fol., ſehr ſchön, aber ſchwer.

Das Gouache-Malen, eine Manier, die beſonders im vorigen Jahrhundert ſehr cultivirt wurde, gegenwärtig aber weniger zur Anwendung kommt. Es unterſcheidet ſich vom Aquarell ſpecifiſch dadurch, daß die Farbe hier nicht transparent, ſondern im Gegentheil ſtark deckend iſt. Deshalb iſt die Behandlung in mancher Hinſicht, ſo auch in Betreff der Correcturen leichter für den Anfänger. Auch läßt dieſe Malart eine überaus zarte Abſtufung der Töne und feine Ausführung zu. Dagegen liegt in ihrem ganzen Charakter eine gewiße ſteife Trockenheit und ein ſchwerer erdiger Ton, was alles weſentlich aus der Beſchaffenheit dieſer Farbe, als einer undurchſichtigen Deckfarbe hervorgeht und ſchwierig zu überwinden iſt. Da nichts deſto weniger Deckkraft der Farben in vielen Fällen für den Maler von Werth ſein kann, ſo hat es die Technik in neuerer Zeit zu einer gewißen Vermittlung zwiſchen Gouache und Aquarellfarben gebracht. Dieſe Farben heißen Honigfarben und haben mehr Körper, folglich auch mehr deckende Eigenſchaft als die nur mit Gummi verſetzten. In noch erhöhtem Maße iſt dies der Fall bei den neueſten Moist Water Colours in Tubes. Es ſind flüſſige Waſſerfarben in kleinen Staniolcylindern, die der eigentlichen Deckfarbe wenig nachſtehen, dabei aber einen Glanz und eine leuchtende Friſche entwickeln, wie ſie der Gouachefarbe nicht eigen ſind.

Das Miniature, nur auf Bildnismalerei anwendbar und eigentlich auf Elfenbeintafeln auszuführen, deren zarter Ton und feine Textur im Eindruck des Bildes entſchieden mitwirkt. Dieſe Malart, früher ſehr cultivirt, wird ſchon durch ihren Namen als Kleinmalerei bezeichnet.*) Ihre Anwendung hat ebenfalls ſehr abgenommen.

Das Paſtell, eine Malweiſe auf trockenem Wege mit farbigen Zeichenſtiften, früher für Portraits ſehr viel benützt und auf Papier, ſtreng genommen aber auf Pergament auszuführen. Da die Stifte ſehr weich, dabei ſtark deckend ſind, ſo werden dieſe Farben mit kleinen Wiſchern oder mit den Fingerſpitzen in einander gerieben, was beſonders auf dem feinen wolligen Pergament dieſer Malerei eine große Zartheit der Modellirung, aber allerdings auch einen etwas weichlichen und geleckten Charakter verleiht. Um nun andererſeits auch einer gewißen Trockenheit dieſer Farben und ihrer ge-

*) Wenigſtens dem Sprachgebrauche nach, der ſich feſtgeſtellt hat. Denn eigentlich hängt das Wort mit Minium, Mennig, und mit den alten Miniatoren zuſammen, welche die Pergamentmanuſcripte mit farbigen Initialen und Bildern ſchmückten.

ringen Dauer abzuhelfen, sie also saftiger und durchsichtiger zu machen, sind in neuerer Zeit die Creta Polycolor oder Creta Laevis entstanden und in Handel gekommen. Diese Stifte sind in Holz gefaßt und mit Hülfe eines öligen oder seifenartigen Zusatzes ungleich härter, daher leichter zu handhaben. Sie haben ferner mehr Transparenz und Frische, als das eigentliche Pastell und haften so fest, daß sie wie schwarze Kreide präcise Contouren und regelmäßige Schraffirungen gestatten. In mäßiger Verbindung mit der Zeichnung, also als colorirte Zeichnung angewendet, werden sie, sowie überhaupt das Pastell, große Vortheile gewähren, z. B. bei Figuren und Bildnisstudien nach der Natur und in Lebensgröße, ferner zur Angabe der Farben bei botanischen und anatomischen Gegenständen u. s. w., und sie können auch dem Schüler in dieser Weise sehr nutzbar gemacht werden. In voller Anwendung und als durchgeführte Malerei stößt man dagegen auf viele Inconvenienzen in der Behandlung. Denn einmal ist die Vereinigung dieser Creta polycolor zu einem satten und homogenen Farbenton auf Papier gar nicht herzustellen, Correcturen sind fast unanwendbar und es scheint überhaupt, daß das passende, dieser Farbensubstanz vollkommen entsprechende Fundament erst aufgefunden werden müßte, wenn man sie über die colorirte Zeichnung hinausheben und zu einer vollen Farbenwirkung steigern wollte.

Das Oelmalen bietet unter allen bisher betrachteten Malarten die reichsten Mittel dar, und die Beschaffenheit seines Bindestoffs, des Oels, bringt es mit sich, daß in ihm kein anderes Medium mehr wesentlichen Einfluß auf die Wirkung des Bildes ausüben kann, als eben die Farbe selbst, sitze diese nun auf welchem Fundament sie wolle. Dazu treten die umfassenden Eigenschaften dieser Farbe, die theils Deckfarbe, theils Transparentfarbe ist, einen sehr großen Reichthum der Palette umschließt und eine Tiefe und Leuchtkraft entwickelt, deren Intensität durch das öftere Uebermalen und durch Lasiren sehr gesteigert werden kann. So entsteht ein Werk, das rein materiell betrachtet, an Solidität alle anderen Malereien weit übertrifft und sich auf einem Fundamente von Leinwand, Holz oder Metall zu einer fast monumentalen Dauer erheben läßt. Diese technischen Eigenschaften sind aber auch Ursache, daß beim Oelmalen der ganze äußere Apparat, sowie der Gang der Arbeit eine weit größere Ausdehnung gewinnen. Im allgemeinen Unterricht wird daher diese Malweise schon deshalb schwer Platz finden, weil sie einen Aufwand an Zeit und selbst an Raum in Anspruch nimmt, wie er eben nur in der Absonderung vom Allgemeinen gestattet sein wird. Wer also vermöge seines Talents und seiner Vorbildung zum Oelmalen Befähigung hat, und in der Lage ist, dieser Beschäftigung die nöthige Zeit zu widmen, der scheidet in gewißem Sinne aus dem allgemeinen Unterricht aus und hat sich unter die specielle Leitung eines Meisters vom Fach zu stellen; am besten wohl eines solchen, der ein Atelier hält, d. h. der einen mit den nöthigen Erfordernissen ausgestatteten Raum herstellt, woselbst eine Anzahl Schüler unter seiner Leitung dem Studium der Malerei obliegt. Hier wird jede Gelegenheit gegeben sein, nicht allein die Unterweisungen des Lehrers zu genießen, sondern auch den fördernden Einfluß begabter Commilitonen, wie er sich in der gemeinschaftlichen Arbeit mit ihnen geltend machen wird; ein Vortheil, der auch in der Kunst nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Wir schließen mit Angabe der Hauptliteratur unseres Faches, soweit sie geeignet ist, über allgemeine oder specielle Gebiete desselben Rath zu ertheilen.

Trattato della Pittura di Lionardo da Vinci, Milano 1859. — Anton Fried. Tischbein: Unterricht zur gründlichen Erlernung der Malerei. Hamb. 1771. 8. — F. X. Fernbach: die Oelmalerei, Lehr- und Handbuch für Künstler und Kunstfreunde. München 1846. 8. — John Burnets Principien der Malerkunst, in 4 Abth. Leipzig 1853. gr. 4. — A. W. Hertel: die Oelmalerei ꝛc. für Künstler und Dilettanten aller Art. Weimar 1857. — M. B. L. Bouvier: Manuel de jeunes artistes et amateurs en peinture. 3. édition avec 7 planches. Strassburg 1846. 8. Ist sehr gut übersetzt von D. C. F. Pranye, Halle 1828, ferner neu bearbeitet von A. Erhardt.

Braunſchweig 1862. — L. Hundertpfund: Die Malerei auf ihre einfachſten und ſicherſten Grundſätze zurückgeführt ꝛc. Augsburg 1843. — Thenot: Traité de peinture à l'Aquarell et de Lavis etc. aveo 24 planches. Paris 1836. Iſt deutſch bearbeitet, Leipzig 1837. 8. Vollſtändige Anweiſung zum Aquarellmalen und Tuſchen. — St. F. Constant-Viguier: Manuel de Miniature et de Gouache. Paris 1828. — Thomas Rowbotham: The Art of Lendscapo Painting in Water Colours. London 1850. 8. — Ch. W. Day: The Art of Miniature Painting. London 1852. 8.

Dr. Leibnitz.

Maria Thereſia, Kaiſerin von Oeſterreich (geb. 13. Mai 1717, geſt. 29. Nov. 1780) — ein Name, der in der Geſchichte des deutſchen Erziehungs- und Unterrichtsweſens nicht fehlen darf, weil er in ihr eine hervorragende Stelle einnimmt. Wenn in unſerer Zeit das Schulweſen, insbeſondere das Volksſchulweſen, immer mehr als weſentlicher Factor des Staatslebens begriffen wird, ſo verdanken wir den erſten Anſtoß zu einer ſolchen Anſchauung dieſer Regentin, welche auf der fürſtlichen Höhe, auf die die Vorſehung ſie geſtellt hatte, die ſtaatsökonomiſche und nationale Bedeutung des öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtsweſens mit klarem und ſcharfem Blicke erkannte und mit dem hellen und denkenden Geiſte des echten Staatsmannes erfaßte. Und zwar iſt dies eines der höchſten Verdienſte dieſer immer noch nicht in vollem Maße gewürdigten edlen Fürſtin. Während wir bei ihrem großen Zeitgenoſſen und Gegner, Friedrich II., jene Wahrheit nur von ferne aufdämmern ſehen, während bei den parallelen gleichzeitigen Beſtrebungen auf dem pädagogiſchen Felde in Deutſchland der mehr allgemein menſchliche und volksthümliche Geſichtspunct vorherrſcht, iſt es der Gedanke an die politiſche Bedeutung der intellectuellen Hebung ihres Volks durch ſtaatliche Unterrichtsanſtalten, der in ihre Regierungsprincipien eintritt, und ſie zu einem Mittelpunct entſprechender Thätigkeit für eine Reihe ſtaatsmänniſcher Perſönlichkeiten, zu einem Ausgangspunct ähnlicher ſtaatlicher Beſtrebungen in anderen Ländergebieten macht. Dadurch gewinnt ſie zugleich ein allgemeineres und höheres Intereſſe auch für unſere Zeit. Denn nicht nur iſt man in dem durch ſie einſt beherrſchten Staate Oeſterreich nach langem Schlaf und ſchweren Reactionszeiten genöthigt, an das von ihr begonnene Werk wieder anzuknüpfen, ſondern es iſt überhaupt der durch ſie vertretene Gedanke, welcher in unſerem modernen Staatsleben immer mehr zur Anerkennung gelangt und — freilich mit fortgeſchrittenem, geläutertem Verſtändnis und zweckentſprechenderen Mitteln — zur Aus- und Durchführung drängt. Um ſo belehrender iſt es, einen Einblick in die Geſchichte ihrer Beſtrebungen und ihres Wirkens auf dieſem Boden zu gewinnen.

Die Regierungszeit der großen Fürſtin (Kaiſerin ſeit dem 20. Oct. 1740) fällt in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts mit ſeinen eigenthümlichen geiſtigen Bewegungen, die auf ein denkend-prüfendes Erkennen der Dinge der ſichtbaren und unſichtbaren Welt und die allgemeine Verbreitung eines hellen Wiſſens unter dem Volke zur Brechung der dumpfen Zuſtände desſelben gerichtet waren. Wie bekannt, ſo war es dieſe Richtung, welche zur Förderung ihrer Tendenzen nun auch des Gebiets der Erziehung ſich zu bemächtigen und dasſelbe ihren Zwecken dienſtbar zu machen ſuchte, ſo daß man jene Zeit „das pädagogiſche Zeitalter" zu nennen verſucht ſein möchte. Aber mochten auch die leitenden Männer ihrer Umgebung und die Werkzeuge, deren ſie ſich bediente, unter dem Einfluß dieſes Geiſtes ſtehen und das ganze Streben der Zeit ihr von ſelbſt entgegenkommen — Maria Thereſia ſelbſt war nichts weniger als von dieſem Geiſte beherrſcht, ſo wenig als von irgend einem unkirchlichen Sinn. Vielmehr waren es allein die praktiſchen Staatsbedürfniſſe, die Einſicht in das, was zur Hebung der politiſchen und ökonomiſchen Kräfte ihrer Ländergebiete, zur Zuſammenfaſſung und Erſchließung ihrer zerſplitterten und verſchloſſenen Hülfsquellen und der Befreiung der gebundenen Mächte des Volkslebens nothwendig war, was ſie leitete und in natürlicher, allmähliger Entwicklung der Dinge ohne Beherrſchung durch allgemeine Ideen und ohne alle Gewaltſamkeit Schritt für Schritt vorwärts trieb. Es gab

keine conſervativere Natur als Maria Thereſia, die mit großer Pietät am Alten, Hergebrachten hieng und ihre Scheue vor allem neuen nur mit großer Anſtrengung überwand, und kein nüchterneres Weſen als ihre Natur, die von allem unklaren, phantaſtiſchen und von unbeſtimmter Planmacherei weit entfernt war. Aber gerade in Verbindung mit dieſem hellen, lichten Blick, der ſie nicht bloß alles nebelhafte ſcheuen, ſondern auch das Unzuträgliche und Unbefriedigende der gegebenen Zuſtände erkennen ließ, ſtand die praktiſche Richtung ihres Weſens, welche ſie auf das Nützliche, Brauchbare für Förderung der Lebenszwecke Nothwendige einen beſondern Werth legen ließ und ebendadurch hinwiederum für die Forderungen des Zeitgeiſts, ſo fern er weit ab von allem Idealen auf die realen Bedürfniſſe des öffentlichen Lebens gerichtet war, in ihren einzelnen Beſtrebungen beſonders empfänglich machte. Dieſe Züge ihres Charakters im Bunde mit ihrem lebendigen Nationalſinn, dem vollen Intereſſe für das Wohl ihrer Staaten und der feſten außerordentlichen Willenskraft, die ſie beſeelte, erklären uns ihre eigenthümliche Thätigkeit, wie auf andern Gebieten, ſo auch auf dem Felde der Schule.

Es iſt für die ganze Art und Weiſe des Wirkens von M. Th. bezeichnend, daß wir dieſe Thätigkeit von ihr nicht mit Ungeſtüm ergriffen, ſondern erſt in dem letzten Jahrzehnt ihrer vierzigjährigen Regierung hervortreten ſehen. „Da war es nicht bloß, als ob M. Th., die ſich nach dem erſchütternden Tode ihres Gemahls (Franz I., † 1765) von den Regierungsgeſchäften in die Mauern eines Kloſters zurückzuziehen im Begriff war, ſich hätte von dem geräuſch- und ränkevollen Tummelplatz der Welthändel mit vorliebender Genugthuung in die friedlichen Räume der Schule flüchten wollte, wo ſie die Kleinen zu ſich kommen laſſen, Mutter im weitern Kreiſe einer Familie ſein konnte“ (Helfert, die öſterreichiſche Volksſchule. Prag, Tempsky, 1860, S. 599); ſondern nach dem Schluß des verheerenden und erſchöpfenden ſiebenjährigen Kriegs galt es auch, die ſchweren Wunden, die derſelbe augenſcheinlich dem Lande geſchlagen hatte, zu heilen. Wie ſollten die ſtaatswirthſchaftlichen Kräfte Oeſterreichs, von deren Stärkung die politiſche Bedeutung des Landes abhängig war, gehoben, wie der Bann, der die Entwicklung eines friſchen, geſunden, regſamen Lebens und Strebens im Volke hemmte, gelöst werden? Dieſe Frage legte ſich der denkenden Fürſtin gerade jetzt nahe und führte ſie zur klaren Erkenntnis, daß die weſentliche Bedingung dafür neben anderem eine Förderung der bis jetzt unglaublich vernachläßigten intellectuellen Volksbildung ſei. Denn „die Erziehung der Jugend beiderlei Geſchlechts iſt die wichtigſte Grundlage der wahren Glückſeligkeit der Nationen“ (aus der Einl. der öſterreichiſchen Schulordn. v. 6. Dec. 1774). Die aus ſolchen Erwägungen natürlich hervorgehende Sorge für entſprechende Beſchulung des Volks hatte dabei in Oeſterreich noch ein ganz beſonderes politiſches Moment für ſich. Legte ſich einer Maria Thereſia von ſelbſt das Bedürfnis nahe, aus den nur loſe verbundenen und durch die Verſchiedenheit der Nationalitäten innerlich getrennten Theilen ihres Reichs eine concentrirtere Großmacht zu bilden und ſehen wir in Wirklichkeit durch ihre Regierungsprincipien und ihre Thätigkeit den Grund zu einem „öſterreichiſchen Geſammt- und Einheitsſtaat“ gelegt, ſo bot ſich ihr in dem neugeſchaffenen Schulweſen ein willkommenes Mittel dar, durch die in jenem gepflegte deutſche Sprache und deutſche Bildung dem deutſchen Element dasjenige Uebergewicht zu verſchaffen, durch welches es zu einer beherrſchenden und einigenden Macht werden konnte. Wie klar dies bereits in jenen Zeiten erkannt wurde, freilich auch noch oft ohne Einſicht in die ſchon damals dagegen ſich erhebenden Schwierigkeiten und das dadurch begangene mannigfache Unrecht, das zeigt uns eine Reihe kaiſerlicher Reſolutionen, die uns Helfert mitgetheilt hat (a. a. O. S. 466 f.). Die formelle Staatseinheit Oeſterreichs, zu der in jener Zeit die erſten Bande geknüpft wurden, konnte auch neben den verſchiedenſt gegliederten Landesverwaltungen in nichts klarer ihren Ausdruck finden, als in der ganz centraliſtiſch von Wien aus ſtattfindenden Oberleitung aller Studienanſtalten des großen Reichs (durch die Studienhofcommiſſion).

Von ſelbſt erſcheint auf dieſe Weiſe M. Th. als die Gründerin eines ſtaatlichen —

durch die Bedürfniſſe des Staats hervorgerufenen und durch ſtaatliche Fürſorge und Mittel gepflanzten und gepflegten Schulweſens. „Das Schulweſen iſt und bleibet allezeit ein politicum“ (kaiſ. Reſol. v. 28. Sept. 1770) mußte ihr erſter Grundſatz ſein, der ſie leitete. Und wenn wir gewöhnt ſind, die Behauptung, daß die Schule eine Tochter der Kirche ſei, oft als eine unbeſtrittene und allgemeine zu hören, ſo trifft ſie wenigſtens bei der öſterreichiſchen Volksſchule nicht zu. Sie iſt eine Schöpfung der weltlichen Macht, die zugleich nun auch das ſchon beſtehende Schulweſen durchaus in ihren Kreis zu ziehen ſuchte. Daß dies aber ſo war und kam, folgte aufs natürlichſte aus den gegebenen Verhältniſſen. So wie die Zuſtände waren, lag in ihnen ſelbſt die dringendſte Aufforderung für die Staatsgewalt, auf dieſem Gebiete ſchaffend und reformatoriſch einzuwirken. Der Jeſuitenorden, der an der Spitze des Unterrichts ſtund und unter deſſen Einfluß einſt wenigſtens das höhere Schulweſen eine eigenthümliche Kraft entwickelt hatte, hatte ſich auf dem Gebiete des Schul- und Erziehungsweſens überlebt und zeigte ſich zugleich viel zu ſpröde und abgeſchloſſen, um die Keime und Regungen einer neuen Zeit in ſich aufzunehmen; das Starre ſeiner Erziehungsprincipien und das Einſeitige ſeines Unterrichtsſtoffs, die bloß formaliſtiſche Behandlung der claſſiſchen Sprachen, ſein Mangel an nationalem, namentlich deutſchem Sinn und ſeine Abkehr vom Leben und der Natur, ſo wie ſeine Unfähigkeit, ſich den Bedürfniſſen und dem Willen einer andern ſelbſtändigen Macht zu unterwerfen, namentlich aber die Vernachläßigung aller Bildung des Volks forderten im eigentlichen Sinn die ſtaatliche Macht heraus, auf dieſem Gebiete ſebſtthätig und ich möchte ſagen, dictatoriſch einzuſchreiten. Dieſe Richtung wurde dabei unterſtützt und gefördert durch die in der ganzen Zeitſtrömung liegenden weitgehenden Vorſtellungen von der Hoheit der Staatsgewalt. Mochten unter Maria Thereſia bei Durchführung ihrer Regierungsprincipien verſchiedene Parteien einander bekämpfen, die Unterordnung des geſammten Unterrichtsweſens unter die Oberhoheit des Staates, ſeine ausgedehnte Verpflichtung im öffentlichen Intereſſe, das Schulweſen in ſeine Hand zu nehmen, ja zu dieſem Zwecke über alle für Schule und Erziehung errichteten Stiftungen ungehindert zu verfügen und das individuelle Recht hiefür aufs ſtärkſte zu beſchränken, wurde von keiner Seite bezweifelt. Wie weit in dieſer Beziehung die Begriffe giengen, weist am augenſcheinlichſten ein Einblick in die Theorien eines Sonnenfels (Lehrer der politiſchen Wiſſenſchaften an der Univerſität Wien; ſ. beſ. Grundlage der Polizei, Handlung und Finanzwiſſenſchaft 3. A. 1770) nach. — Merkwürdigerweiſe fanden die ſtaatlichen Beſtrebungen auch in der Kirche ſelbſt nichts weniger als einen Widerſtand. Es hatte (ſ. Wolf, Oeſterreich unter Maria Thereſia. Wien, Gerold 1855) im öſterreichiſchen Kaiſerſtaat nie jene Unabhängigkeit der Kirche vom Staate beſtanden, die man in der Regel in ſtreng katholiſchen Ländern vorausſetzt. Vielmehr hatte der letztere von jeher, da wo jene mit den politiſchen Formen der öffentlichen Ordnung zuſammentraf, eine beſtimmte Kirchenhoheit, ein Oberaufſichtsrecht als wichtiges Merkmal der Landeshoheit in Anſpruch genommen. Als aber im Anfang des 18. Jahrhunderts das ganze öffentliche Weſen in eine neue Strömung kam, die alten corporativen Formen auf dem weltlichen und geiſtlichen Gebiete wankten und vom Staatsleben überflutet wurden, konnte es nicht fehlen, daß man es ganz natürlich fand, wenn die ſouveraine Gewalt alle öffentlichen Thätigkeiten concentrirte, auch Elemente aufnahm, welche bisher außer der Staatsſphäre gelegen waren, und auf einen Boden übergieng, der unterdeſſen ziemlich brach gelegen war. Daher die für uns heutzutage kaum begreifliche, aber damals ganz von ſelbſt ſich ergebende Stellung der Kirche zu den Schulreformen einer M. Th., vermöge der wir jene in ihren höchſten Häuptern (vgl. z. B. die freundliche Zuſtimmung eines Cardinals, Erzbiſchofs Migazzi in Wien. Helfert a. a. O. S. 151 — 154) den Forderungen der Kaiſerin überall entgegenkommen und ſich als das willige Werkzeug zur Ausführung derſelben darſtellen ſehen. Es erklärt ſich dies nicht bloß aus der Anerkennung der über alle

Zweifel erhabenen echt katholiſchen Geſinnung der Kaiſerin, aus der bei allen ihren Reformen obwaltenden Schonung des katholiſchen Dogmas, ſondern auch aus der infolge der vorhandenen Sachverhältniſſe von ſelbſt ſich ergebenden Nothwendigkeit, auf einem Gebiete, das Neubildungen und Reformen dringend forderte, der Staatsgewalt ohne häkliche Bedenklichkeiten einen breiten Raum zu ſchaffen.

So waltete denn M. Th., nachdem ſie einmal zur Erkenntnis der Wichtigkeit dieſer Seite des Staatslebens gekommen war, mit großer Freiheit und Ungebundenheit innerhalb desſelben. In welcher Richtung — das war durch das unmittelbare praktiſche Bedürfnis und den ganzen Zeitgeiſt von ſelbſt vorgezeichnet. Es war die utilitariſch-realiſtiſche Strömung, der man zu folgen hatte. Und zwar tritt uns hier die bemerkenswerthe Erſcheinung entgegen, daß dies in Oeſterreich und den ſeinem Anſtoß folgenden Ländern in einem Grade und in einer Ausdehnung geſchah, wie es in dem proteſtantiſchen Theile Deutſchlands nirgends der Fall war. Der Grund davon liegt theils überhaupt darin, daß hier kein Staatsſchulweſen in der Beſtimmtheit und Schärfe ſich ausbildete, wie in den öſterreichiſchen Ländern, theils aber und *insbeſondere* auch darin, daß die katholiſche Kirche mit größter Willigkeit und Hingabe dieſem Zuge folgte. Wie dieſe Thatſache, die ſich auch ſonſt wiederholt, mit dem Weſen derſelben zuſammenhängt, ſoll hier nicht auseinandergeſetzt werden. Es iſt nur darauf hinzuweiſen, daß ſie trotz aller rationaliſtiſchen Färbungen und Anhängſel (vrgl. den Saganſchen Katechismus) doch im abgeſchloſſenen und fertigen Beſitz ihres Dogmas auch damals ſich ſicher wußte und darum dem Gährungsproceß, der in proteſtantiſchen Kreiſen von Seiten der pädagogiſchen Bewegungen auch dem religiöſen Gebiete drohte und eigenthümliche Spannungen herbeiführte, durchaus ferne blieb. Wir ſehen daher im Schulweſen einer M. Th. unvermittelt mit einer Fülle ſtrengkirchlichen Lehrſtoffs eine erſchreckende Maſſe „gemeinnütziger" Kenntniſſe in die Schulen eindringen, um die Menſchen „der unglückſeligen Unwiſſenheit, in welcher ſie bisher aufgewachſen ſind, zu entreißen" und dadurch das Wohl des Staats und der Einzelnen auf ſichere Grundlage zu ſtellen. Denn „bei der innern Einrichtung der Schule muß hauptſächlich darauf geſehen werden, daß die Jugend vorzüglich in dem unterrichtet werde, was zu den Pflichten des *bürgerlichen* Lebens gehört, die ſie dereinſt auszuüben verbunden ſein wird" (Sonnenfels, Grundſätze a. a. O. S. 101 f.).

Damit ſind die charakteriſtiſchen Grundſätze des öſterreichiſchen Schulweſens unter M. Th. gezeichnet. Bei der thatſächlichen Geſtaltung desſelben waren neben ihrer eigenen Perſon eine Reihe von ſtaatsmänniſchen Perſönlichkeiten betheiligt, deren Rath ſie ſich gerne hingab, deren Thätigkeit ſie bei der Ausführung ihrer Plane vorzugsweiſe in Anſpruch nahm. Unter dieſen ſteht voran *Gerhard van Swieten*, durch ſeine Kenntniſſe, ſein perſönliches Anſehen und die perſönliche Gunſt der Kaiſerin der bedeutſamſte Mann für die Reform des Studienweſens. Geboren den 7. Mai 1700 zu Leyden, ſtudirt er unter Boërhave daſelbſt Medicin, erhält ſpäter dort eine Anſtellung als Profeſſor der Medicin und als Arzt, durch Gegner „wegen ſeiner katholiſchen Confeſſion" vom Lehramt entfernt, 1745 nach Wien als Profeſſor an die mediciniſche Facultät berufen, ſpäter Präſes der mediciniſchen Facultät, Director des Medicinalweſens, Mitglied der Studienhof-Commiſſion, Präſes der Büchercenſur-Commiſſion und Präfect der Hofbibliothek, übt als ſolcher und als Leibarzt der Kaiſerin einen mächtigen Einfluß auf die Kaiſerin aus, den er von ſeinem freien — dabei aber doch der franzöſiſchen Philoſophie entſchieden abgekehrten — Aufklärungs-Standpuncte aus zur Bekämpfung des Jeſuitenordens, zu einer Reform der Wiener und anderer Univerſitäten und zur allgemeinen Förderung der modernen Volksbildungstheorien zu benützen weiß, weswegen er auch im Jahre 1771 nur durch ſein Alter ſich abhalten läßt, in das neue (Volks-) Schulen-Oberdirectorium einzutreten, ſtirbt den 18. Jun. 1772. — Neben ihm ſind zu nennen: Johann Anton Reichsgraf v. *Pergen*, geb. den 15. Februar 1715 zu Wien, ſpäter in der diplomatiſchen Laufbahn verwendet, wird 1766

als Staatsminiſter nach Wien zurückgerufen, wo wir ihn mit beſonderem Intereſſe die Idee einer gründlichen Hebung des Volksſchulweſens verfolgen ſehen werden, tritt infolge von darüber entſtandenen Differenzen aus dem Staatsminiſterium aus (1771), ſtirbt? — Franz Carl Kreßel, Freiherr von Onaltenberg aus einem böhmiſch-mähriſchen Geſchlecht, geb. 1728, 1761 Rath in der böhmiſchen Hofkanzlei, 1771 Staatsrath in inländiſchen Dingen an der Hof- und Staatskanzlei, nimmt als ſolcher den regſten und eingreifendſten Antheil an den Berathungen über eine verbeſſerte Schulordnung, nach Aufhebung des Jeſuitenordens 1773 Präſident der unter unmittelbarer Leitung der Kaiſerin eingeſetzten Studiencommiſſion; ſtirbt 17. Mai 1801. — Tobias Philipp Gebler, geb. zu Zeulenrode im Reuß-Greiziſchen den 2. Nov. 1726 aus einer proteſtantiſchen Familie, 1753 Convertit in öſterreichiſchen Dienſten, 1762 Hofrath bei der böhmiſchen Canzlei, 1768 Staatsrath, entſchiedener Freund der neueren Richtung und Gönner Felbigers; 1782 wirkl. geheimer Rath; auch Literat und Dichter; ſtirbt 60 J. alt. — Franz Carl v. Hägelin, geb.? ſtudirt in Halle unter Wolf, niederöſterreichiſcher Hofrath, wird 1771 zum Mitglied der niederöſterreichiſchen Schulcommiſſion ernannt, welche die projectirten Volksſchulverbeſſerungen ins Leben zu führen hatte, und iſt die Seele derſelben, bis innere Streitigkeiten bei der Berufung Felbigers ſeinen Wiederaustritt aus derſelben herbeiführen; ſtirbt 18. Jan. 1809. — Carl Anton v. Martini, geb. in Tyrol 15. Aug. 1726, 1754 Profeſſor des Rechts an der Univerſität in Wien, ſpäter Hofrath, 1760 Mitglied der Studienhofcommiſſion, 1773 Mitglied der Commiſſion in Angelegenheiten des aufgehobenen Jeſuitenordens und als ſolcher Verfaſſer des „allgemein verbeſſerten Plans in Studienſachen", welcher den ſofort folgenden Reformen im Gebiet des Schulweſens zu Grunde gelegt wurde; 1774 Rath an der böhmiſchen und öſterreich. Hofcanzlei, 1782 w. Staatsrath, ſtirbt 8. Aug. 1800. — Joſeph v. Sonnenfels, geb. 1733, 1763 Lehrer der polit. Wiſſenſchaften in Wien, 1770 niederöſterreich. Regierungsrath, 1779 Hofrath bei der böhmiſch-öſterreich. Canzlei; der bekannte Verfaſſer der Schrift: Ueber Abſchaffung der Tortur; ſtirbt 26. April 1801.

Dies ungefähr war der Kreis höherer Staatsmänner, an deſſen Mittelpuncte ſtehend M. Th. während des letzten Jahrzehents ihres Lebens ihre großartige Thätigkeit für die Entwicklung des Schulweſens entfaltete. Suchen wir dieſe nunmehr im einzelnen und des näheren kennen zu lernen, ſo haben wir ſchon früher bemerkt, daß das höhere und gelehrte Schulweſen weniger davon berührt wurde. Doch treten uns auch auf dieſem Felde ganz charakteriſtiſche Erſcheinungen und Veränderungen entgegen. — Wie in den übrigen Ländern, ſo hatten einſt auch in dem öſterreichiſchen Reiche die großen Univerſitäten, welche daſſelbe zählte (Wien, Prag, Freiburg u. ſ. w.), als großartige autonome Corporationen unter der Oberleitung der Kirche mit regem geiſtigem Leben beſtanden. Als aber im Laufe des 15. Jahrhunderts nach der allgemeinen Richtung der Zeit der Scholaſticismus in allen Fächern des Wiſſens zu Fall kam, als der Humanismus mit ſeiner vorwiegend antiken Richtung ſiegreich einzog und die Wiſſenſchaft ſich von der Gebundenheit des Mittelalters freimachte, erfolgte auch auf den Geiſt und das innere Leben der Univerſitäten eine mächtige Rückwirkung. Sie ſuchten aus dem Verhältnis der Dienſtbarkeit, in dem ſie zur Kirche ſtanden, herauszutreten. Ihre Formen blieben zwar noch ziemlich dieſelben. Bald aber zeigten ſich die Keime eines innern Verfalls, die ſich zur Zeit der reformatoriſchen Wirren und der ſie begleitenden Ereigniſſe namentlich auf den kath. Univerſitäten immer mehr entwickelten. Schon jetzt wurde dadurch das Einſchreiten der Staatsgewalt hervorgerufen. Die kirchliche Stellung gieng in eine mehr ſtaatliche über. Schon Ferdinand I. griff mit mehreren Reorganiſationen ein (Kiek, Geſchichte der Wiener Univerſität B. I. II., Tomek, Geſchichte der Prager Univerſität).

Zwar blieben die Univerſitäten nach ihrer äußern Erſcheinung noch ſelbſtändige Inſtitute mit beſondern Rechten und ſie ſollten „fortan Stätten der Wiſſenſchaften und

Bollwerke des Glaubens“ bleiben. Aber die eigentliche Vollgewalt der Körperſchaften war doch bereits an die Regierung übergegangen. Von ihr ward deswegen auch im Verlaufe der Zeit die verhängnisvolle neue Geſtaltung der Univerſitäten eingeleitet, welche zu derſelben Zeit, in der die proteſtantiſchen Univerſitäten in der Pflege der freien Wiſſenſchaft neue Blüten trieben, die öſterreich. Hochſchule in die Feſſeln eines neuen Scholaſticismus ſchlugen. Ferdinand II. war es, der dieſelben 1623 beinahe ausnahmslos der Macht der Jeſuiten überantwortet hatte. Dadurch waren ſo wenig ſchaffende und belebende Kräfte eingeführt worden, daß vielmehr — ſelbſt nach dem Zugeſtändnis echt katholiſcher Schriftſteller z. B. Wolfs — im grellen Misverhältnis zu den Zeitbedürfniſſen ein allmählich immer ſteigender Verfall des Univerſitätsſtudiums bewirkt worden war. Selbſt auf dem Gebiete der Theologie war ein förmlicher Stillſtand eingetreten („die Jeſuiten haben keinen großen Theologen hinterlaſſen“), und auch auf den benachbarten Feldern der Philoſophie und Philologie hatte eine formaliſtiſche Erſtarrung alles friſche Leben erſtickt. Die Jurisprudenz war zu einem gelehrten Handwerk, das ſich von römiſcher Rechtsdogmatik nährte, herabgeſunken. Was ſich bei allem am ſchmerzlichſten zu fühlen gab, das war die traurige Abkehr des geſammten Studiums von dem Leben und ſeinen wirklichen Bedürfniſſen, insbeſondere die Ignorirung des Volksthümlichen, des Nationalen, ſodann die grelle Vernachläßigung alles naturwiſſenſchaftlichen und realiſtiſchen. Durch dieſe unerträglichen Zuſtände, deren Reform weder von den Corporationen ſelbſt noch von der Kirche ausgehen konnte, ward ſchon längſt von ſelbſt ein immer ſtärkeres Einſchreiten des Staats hervorgerufen worden. Daher ſchon unter Karl VI. das Patent von 1735, das um das Nöthige durchzuführen das geſammte Studienweſen in die Hände der Regierung gelegt hatte, freilich ohne viele Erfolge zu erzielen. Jetzt aber, als nach dem öſterreichiſchen Erbfolgekrieg unter Maria Thereſia die ſtaatliche Kraft von einem friſchen und verjüngten Geiſt gehoben wurde, wird ſich dieſe um ſo ſtärker ihrer Aufgabe und ihres Rechts bewußt, in dieſe höheren Bildungsanſtalten und ihren Bildungsmodus Ordnung, Einheit und friſches Leben zu bringen und eine praktiſche Richtung derſelben zu erzielen. Daher unter dem mächtigen Einfluß G. v. Swietens ſchon 1749 zunächſt auf der Grundlage der Erweiterung der naturwiſſenſchaftlichen Studien eine Reorganiſation der mediciniſchen Facultät Wiens, zu deren „Director“ Swieten ernannt wurde; im Jahr 1752 die Reform der theologiſchen und der philoſophiſchen (wir finden hier nur Vorleſungen über Polizeiwiſſenſchaft, Phyſik, Landwirthſchaft, Aeſthetik, Erziehungslehre u. ſ. w.) Facultäten, deren Leitung mit Beſeitigung der Jeſuiten dem Erzbiſchof von Wien übertragen wurde, im Jahre 1753 der juridiſchen Facultät mit vorherrſchender Berückſichtigung der Staatswiſſenſchaften und des neuen Kirchenrechts unter einem weltlichen Director. Entſprechend auf den andern Univerſitäten. Infolge dieſer ſtaatlichen Reform löste ſich von ſelbſt das alte corporative Gefüge der Univerſitäten vollſtändig auf; ſie wurden öffentliche Staatsanſtalten, die der unmittelbarſten Leitung des Staats unterſtellt waren; die 4 vom Staate ernannten Directoren der 4 Facultäten ſtanden zuerſt unter einem Studienprotector, ſpäter von 1757 unter einer eigenen, 1760 „Studienhofcommiſſion“ genannten Behörde, deren hauptſächlichſte Glieder der Erzbiſchof von Wien und G. Swieten waren. Damit war nun freilich auch dem unbeſchränkteſten bureaukratiſchen Eingreifen der Staatsoberaufſicht mit ihren hohen Vorſtellungen von ſich in das Innere der Wiſſenſchaft Thüre und Thor geöffnet. So tritt von jetzt an in gar einſeitiger und verkehrter Weiſe in Oeſterreich mit den Univerſitäten nun auch die Wiſſenſchaft in den Dienſt des Staats. Die Profeſſoren werden ſchon in den Organiſationen der 50er Jahre in Beziehung auf die Behandlung und den Vortrag ihrer Disciplinen aufs genaueſte an die Weiſungen ihrer Directoren gebunden. Es werden ihnen die Leitfaden für die betreffenden Fächer vorgeſchrieben und die Vorleſebücher waren nun zugleich die Amtsinſtruction, welche die Profeſſoren eigenmächtig nicht ändern durften. Als man ſpäter im Jahre 1775 ſich zu neuen Reviſionen der

höheren Studieneinrichtungen veranlaßt ſah, konnte dieſe nur in der bereits eingeſchlagenen Richtung, der Steigerung der Omnipotenz des Staates erfolgen. Die ſtaatliche Aufſicht wurde, „um eine gleichförmige, praktiſche und dauerhafte Studieneinrichtung zu erzielen," nur noch ſchärfer und beſtimmter, der Geſchäftsgang noch gebundener, die Macht der Directoren noch größer. Wie durch ſolche Ueberſchreitungen der natürlichen Grenzen des Staates gegenüber der Wiſſenſchaft in eben dem Maße, wie früher durch die Vorherrſchaft der Kirche, die geiſtige Entwicklung des Univerſitätsweſens in Oeſterreich gehemmt wurde, iſt eine bekannte Thatſache. Sie mußte um ſo eher eintreten, als dadurch das formelle Recht der ſpäteren Nachfolger einer M. Th. begründet ward, die Gewalt des Staats nicht im Dienſte einer freieren Richtung und der modernen Ideen, ſondern reactionärer Tendenzen auszubeuten, und auf dieſe Weiſe eine nur zu berüchtigt gewordene drückende Geiſtesherrſchaft auszuüben, deren Einflüſſen ſich bloß die ihrem Weſen nach unabhängigere mediciniſche Facultät mit Erfolg zu entziehen vermochte. Zunächſt war es der oben gezeichnete, aufgeklärte realiſtiſche Geiſt, der ſich auch bei der ſtaatlichen Einrichtung der Univerſitäten und Ordnung der Studien durch Bevorzugung der entſprechenden Fächer geltend machte. Derſelbe trat aber auch in der Stiftung einer Reihe höherer Fach- und Standesſchulen für nützliche Staatszwecke ſchon in den erſten Jahrzehnten der Regierung M. Th. hervor. Im Jahr 1744 Gründung der erſten adelichen Akademie zu Kremsmünſter, 1746 der thereſianiſchen Ritterakademie in Wien ſelbſt, 1752 der thereſianiſchen Militärakademie zu Wiener-Neuſtadt, 1754 der Militärpflanzſchule in Wien und der Ingenieurſchule zu Gumpendorf u. ſ. w.

Um ſo weniger gelang es, den claſſiſchen Lehranſtalten der Gymnaſien von dieſem Standpuncte aus einen neuen wiſſenſchaftlichen Geiſt und inneres Leben einzuhauchen, ja bei dem Mangel an Verſtändnis ihres Weſens und ihrer Bedeutung hier auch nur weſentlichen Reformen den Weg zu bahnen, ſo nothwendig ſie erſchienen. Sie waren bis jetzt größtentheils in den Händen der Jeſuiten geweſen, die mit ihrer ſtreng formaliſtiſchen Methode weder ein lebendiges Verſtändnis des claſſiſchen Alterthums erzeugt hatten, noch irgendwie dem realiſtiſchen Zug der Zeit einige Conceſſionen zu machen geſonnen waren. Darum ward das Bedürfnis ihrer Umgeſtaltung und der Verbeſſerung der Studienordnung allgemein gefühlt. Von welch einſeitigem Standpuncte dieſelbe nun aber verſucht wurde, zeigte ein von Ritter v. Heß, Prof. der Geſchichte in Wien ausgearbeiteter und der Kaiſerin mit Befürwortung Martinis vorgelegter „Entwurf zur Einrichtung der Gymnaſien in den k. k. Erbländern, 1775," der darauf ausgieng, den Unterricht in den claſſiſchen Sprachen ganz in den Hintergrund zu drängen, dagegen den Geſchichtsunterricht, um den ſich ſodann Erdbeſchreibung, Naturkunde und Mathematik gruppirten, zum Mittelpunct der neuen Schulverfaſſung zu machen. Das war denn doch auch einer Maria Thereſia zu ſtark. Andere Männer, wie Hofrath Gollai und Bukenſtok verwandten ſich für den Plan, die griechiſche Sprache zur Hauptſache in dem Gymnaſialunterricht zu machen. Auch dieſer ward verworfen. Dagegen gewann ein von einem Piariſten, P. Gratianus Marx, in aller Stille ausgearbeiter und von ihm vorgelegter Plan (14. Oct. 1775) die Genehmigung der Kaiſerin, durch welchen das Latein in ſeinen alten Rechten geſchützt blieb und nur zugleich auf die Cultur der deutſchen Sprache hingewirkt und ziemlich viel an Realkenntniſſen nebenher gelehrt werden ſollte. Infolge davon ſetzte ſich auch die alte Unterrichtsmethode auf den Gymnaſien fort, da die von den Piariſten adoptirten Lehrgrundſätze nur eine Ausführung der alten Jeſuitenmethode waren. Die letztere blieb um ſo mehr herrſchend, als durch das Edict v. 1773 zwar der Jeſuitenorden aufgehoben ward, der Staat aber zur Beſetzung ſeiner Gymnaſiallehrerſtellen in Ermanglung anderer vorgebildeter Perſönlichkeiten an die Kräfte der einzelnen Jeſuiten gebunden blieb.

Der hauptſächlichſte Boden für die Thätigkeit der Kaiſerin war aber das Volksſchulweſen ihrer Staaten. Hier war überall noch ungebrochenes Land. Zwar hatte in den öſterreichiſchen Staaten mit der Reformation auch das Volksſchulweſen durch

Errichtung zahlreicher Schulen in Städten und auf dem Lande einen vielverſprechenden Anfang genommen. Aber bald kam die unerbittliche Härte der Gegenreformation, unter deren eiſernen Schritten die blühenden Schulen der Proteſtanten ſchon darum den Untergang finden mußten, „„weil durch die deutſchen Schulmeiſter nur der Letzere die Thüre geöffnet wurde““ (ſo ſelbſt Helfert a. a. O. S. 51). Die Jeſuiten, die allmählig beinahe das ganze höhere Schulweſen in ihre Hand bekommen hatten, ließen in ſehr charakteriſtiſcher Weiſe — abgeſehen von der Sorge für die mechaniſche Einführung der niedern Volksclaſſen in die äußern gottesdienſtlichen Formen — die geiſtigen Bedürfniſſe der Maſſe ganz außer Acht. Auch was der weitherzigere und allſeitigere Orden der Piariſten (Stifter: Joſeph v. Calaſanze zu Rom; der Orden conſtituirt 1620; Motto: Laſſet die Kindlein zu mir kommen; Aufgabe: „die armen kleinen Knaben von den erſten Anfangsgründen in der Art recht zu leſen, zu ſchreiben und zu rechnen, wie auch vorzüglich in den erſten Grundſätzen des Glaubens und der Frömmigkeit zu unterrichten“, der ſeit dem Anfang des 17. Jahrhunderts in die kaiſerlichen Erbländer eingeführt worden war, hatte weniges geleiſtet, theils weil der Staat ſich dieſer Beſtrebungen wenig annahm, theils weil auch hier äußerlich kirchliche Tendenzen vorherrſchten. Und als nun vollends der öſterreichiſche Erbfolge- und der ſiebenjährige Krieg ihre verwüſtenden Wirkungen äußerten, wurden auch die dürftigen Anfänge des Volksſchulweſens namentlich auf dem Lande großentheils vernichtet. Wie es in Böhmen und Mähren ausſah, hat der Artikel „Kindermann“ gezeigt. In andern Orten der öſterr. Erblande, in den Erzherzogthümern, in Tyrol, Steiermark ꝛc. ſah es nicht beſſer aus. Ja ſelbſt in Hauptſtädten, wie in Wien, beſtanden die traurigſten Verhältniſſe. Nach einer im Jahr 1770 aufgenommenen ſtatiſtiſchen Berechnung beſuchten von 19,314 Kindern nur 4,415 eine öffentliche Schule, 8017 Kinder genoßen überhaupt weder in ſonſtigen Gegenſtänden noch in der Religion einen Unterricht. Im ganzen Erzherzogthum Oeſterreich beſuchten von 133,419 ſchulfähigen (männlichen) Kindern nur 23,192 eine Schule und zwar welche Schule! Noch ſchlimmer ſah es in den ſüdlichen, deutſch-ſlaviſchen Erbländern, nicht beſſer in den italieniſchen und niederländiſchen Beſitzthümern aus. Schreiend waren die Bedürfniſſe, bis Maria Thereſia im letzten Jahrzehnt ihrer Regierung großartig ſchaffend und ordnend in dieſe Verhältniſſe eingriff. Sie hatte ſchon vorher im einzelnen, namentlich in den Militärgrenzländern für Errichtung von Schulen zu ſorgen geſucht. Aber jetzt erſt, nachdem die Beendigung des 7jährigen Krieges dieſem Friedenswerke Raum geſchafft hatte, traten die umfaſſenderen Plane und Organiſationen ins Leben. Der erſte Anſtoß dazu kam von außen. Leopold Ernſt Firmian, Fürſtbiſchof von Paſſau, deſſen geiſtliche Gewalt ſich auch über einen Theil des öſterr. Erzherzogthums erſtreckte, war es, der im Jahr 1769 der Kaiſerin ein pro memoria über „die Nutzbarkeit der Schulen für den Staat und die heilige Religion“ übergab und ſie bat, „allermildeſt zu verfügen, daß die allgemeinen Schulen mittelſt allerhöchſt landesfürſtlicher Anordnungen in gute Ordnung gebracht und nachdruckſam befördert werden möchten.“ Dies gab auf Befehl der Kaiſerin Veranlaſſung zu Verhandlungen mit der niederöſterreichiſchen Regierung und der ob der Ensſchen Landeshauptmannſchaft. Nun waren zwar die darauf erfolgenden Gutachten dieſer Landesbehörden, welche nicht im Stande waren, der neuen Idee gerecht zu werden, ausweichend, aber um ſo mehr zündeten die geregten Gedanken bei einzelnen Mitgliedern des mit freiſinnigen Männern beſetzten Staatsraths in inländiſchen Dingen, namentlich bei Staatsrath v. Gebler. Dieſem hatte ungefähr zu gleicher Zeit (Mai 1770) Joſeph Meſtmer (geb. 1731, 1733 zu?*), Schulhalter bei St. Stephan und als ſolcher Rector der bürgerlichen Schulen in Wien (auch Privatinformator der kaiſerlichen Jugend, namentlich im Schönſchreiben) unmaßgebliche Gedanken zur Verbeſſerung der

*) Geburtsort iſt nicht näher bekannt; er nennt ſich Marisburgensis Suevus; ſollte dies nicht auf Meersburg am Bodenſee hinweiſen?

Wiener deutſchen Stadt- und Vorſtadtſchulen übergeben, worin — unter ſichtlichem Einfluß der jetzt allgemein bekannt gewordenen Saganſchen Lehrart (ſ. d. Art. Felbiger) auf Verbeſſerung der Lehrart und eine größere Ordnung der Schulverhältniſſe gedrungen und hiefür einmal die Errichtung einer „Normalſchule“ und ſodann die Einſetzung einer eigenen „Commiſſion in Schulſachen“ in Anſpruch genommen wurde. Dieſe Vorſchläge wurden vom Staatsrath und der Kaiſerin ergriffen und nun ſofort der Anfang zu Verbeſſerungen gemacht mit Niederſetzung jener Commiſſion für die öſterreich. Erbländer, zu deren Mitglied unter andern Meſtmer ernannt ward, neben welchem der Regierungsrath Hägelin, ein von den Ideen der Neuzeit beſeelter Mann eine hervorragende Stelle einnahm. Die erſte Sorge der Commiſſion ſollte ſein, „mit Rückſicht auf das ſchleſiſche Schulreglement“ und unter Benutzung der Meſtmerſchen Vorſchläge „eine gute Schulordnung“ zu entwerfen. (Beſ. v. $^{19}/_{26}$. Mai 1770). Nun begann auf dem neuen Felde eine rege Thätigkeit. Man zog Erkundigungen über den Stand des Schulweſens ein und fand es viel trauriger, als man es ſich gedacht hatte, und als man über Maßregeln zur Verbeſſerung desſelben nachdachte, erſchien eine Verbeſſerung der Unterrichtsmethode und der Lehrerbildung als das vor allem dringendſte. Dieſer ſollte eine in Wien zu errichtende „Normalſchule“, welcher die doppelte Aufgabe einer Muſterlehranſtalt und — in der obern Claſſe — einer Lehrerbildungsanſtalt zufiel, dienen. Die Kaiſerin gieng trotz des Bedenkens der älteren Räthe mit Eifer auf die in dieſer Beziehung gemachten Vorſchläge ein und ſo ward den 2. Jan. 1771 die erſte Normalſchule zu Wien (im Kurhauſe bei St. Stephan) unter der Leitung des zum Director derſelben berufenen Meſtmer mit 4 Lehrern und 4 Claſſen, nach dem Muſter von Sagan eröffnet. Hand in Hand damit gieng ſofort das Beſtreben, dem verbeſſerten Schulweſen einen immer allgemeineren Eingang in Stadt und Land zu verſchaffen und Dank dem dafür ſchnell ſich entzündenden Eifer zeigte ſich bald, trotz der kümmerlichen Mittel und der Schwierigkeit ſie zu vermehren, fürs erſte noch ohne allgemeine zuſammenhängende Anordnungen eine überall rege Thätigkeit für Errichtung von Schulen und Verbeſſerung der Lehrart, die ſich auf alle Länder Oeſterreichs mehr oder minder erſtreckte. — Bald ſollte es ſich aber herausſtellen, daß in der Fülle dieſer Beſtrebungen die rechte Klarheit, Ordnung und Sicherheit noch fehlte. In die Gährung der damaligen Zeit und das Weitgreifende der damals auftauchenden Fragen laſſen uns die Verhandlungen der höchſten Kreiſe in der Schulangelegenheit, wie ſie namentlich durch die Anträge des Staatsraths Grafen v. Pergen veranlaßt wurden (ſ. Helfert a. a. O. S. 195), einen tiefen Blick werfen. Dieſer hatte ſchon unter dem 26. Aug. 1770 der Kaiſerin einen Plan zur durchgreifenden Regelung des Schulweſens eingereicht. Er gieng dabei von folgenden drei Grundgedanken aus: 1) Es muß ein möglichſt vollkommen ausgearbeiteter Plan über das geſammte Schul- und Erziehungsweſen *durch landesherrliches Anſehen* feſtgeſtellt werden, welcher in allen ſeinen Theilen auf den großen Endzweck gerichtet iſt, wahre aber zugleich aufgeklärte und zu den Dienſten des Vaterlandes ebenſo fähige als willige Chriſten zu ziehen. Dazu gehöre ein förmliches, zuſammenhängendes, wohlorganiſirtes, für die verſchiedenen Stände berechnetes Syſtem von öffentlichen Trivial-, Real- und lateiniſchen Schulen, wodurch allein „eine *Einförmigkeit* in der allgemeinen Denkungsart und den Grundſätzen, in den Begriffen von Vaterland und den ihm ſchuldigen Pflichten, welche das feſteſte Band zwiſchen der ſouverainen Gewalt und der ruhigen Folgſamkeit der Unterthanen abgeben müßen, hervorgebracht werden könne. 2) Die Aufſicht und Leitung über das Schul- und Erziehungsweſen in ganzer Ausdehnung und über alle Theile desſelben muß völlig und beſtändig *der Staat* an ſich ziehen.“ Dazu gehöre das durchgreifende Recht der Lehrerprüfung, der Lehrerbildung und der durch eigene mit beſondern und geheimen Inſtructionen verſehenen Inſpectoren zu übenden Schulviſitation. Von dieſem Aufſichtsrecht dürfe auch der häusliche Unterricht nicht ausgeſchloſſen ſein und es habe ſich ſogar auf das Verbot des Beſuchs auswärtiger Schulen

ohne beſondere Erlaubnis zu erſtrecken. 3) „Unterricht und Erziehung müßen den Händen der Ordensgeiſtlichen, denen ſie bisher, mit Ausnahme der mediciniſchen Wiſſenſchaften, faſt ausſchließlich anvertraut geweſen, durchaus abgenommen und die Schulen nur mit weltlichen, oder doch weltgeiſtlichen bewährten Lehrern beſetzt werden.“ Denn die Heranbildung der Jugend in den von religiöſen Orden geleiteten Schulen habe in keiner Weiſe bis jetzt die Anforderungen befriedigt und den Erwartungen genügt, welche der Staat ſtellen mußte und die Eltern hegen dürfen, und bei der Einrichtung, welche dieſe geiſtliche Körperſchaften nun einmal haben und bei dem Geiſte, der ihnen inwohne, ſei auch nicht zu hoffen, daß dieſe Anforderungen je werden befriedigt werden. Das waren nun freilich ſo kühne Vorſchläge, daß an eine ſofortige förmliche Sanctionirung der darin enthaltenen Principien nicht zu denken war. Selbſt Staatsmänner der entſchiedenſten modern liberalen Richtung, wie ein Fürſt Kaunitz, mußten an den dagegen ſich aufthürmenden Schwierigkeiten, namentlich an der geforderten Beſeitigung des geiſtlichen Elements Anſtoß nehmen. Darum, obgleich v. Pergen in einer neueren Ausführung v. 16. Juli 1771 ſeine Vorſchläge näher begründete, auf das dominium eminens des Staats über alle Stiftungen hinwies und bloß Feſtſtellung der Grundſätze, dabei aber nur allmählige Einführung der neuen Principien, namentlich der Anſtellung weltlicher Lehrer beantragte, ſo war doch Maria Thereſia nicht weiter zu treiben, als daß ſie (6. Sept. 1771) im allgemeinen ihre Entſchließung kund gab, „bei dem dermaligen Syſtem der Erziehung und des Unterrichts eine Verbeſſerung anzuordnen, zu dieſem Behufe ein Schulen-Oberdirectorium zu beſtellen, welchem ſodann obliegen werde, dasjenige weiter anzuordnen, was zu ſtufenweiſer Erzielung des vorgehabten Endzwecks dienlich ſein dürfte, und daß ſie endlich dem vermittelnden Vorſchlage Kreßels v. Qualtenberg, die Ordensſchulen beſtehen zu laſſen, dagegen denſelben immer mehr weltliche Schulen an die Seite zu ſetzen, ihre Zuſtimmung gab (15. Jan. 1772). — Neben dieſen principiellen Erörterungen ruhte die Sache der praktiſchen Verbeſſerung des Schulweſens keineswegs. Eine beſtändige Fürſorge war hier um ſo nothwendiger, als die Wiener Normalſchule bald in innere Unordnung gerieth. Es fehlte an feſter Grundlage, klarem Lehrplan, ſicherer Methode; der Mangel guter methodiſcher Hülfsmittel, die in der Eile geſchaffen werden mußten, gab Veranlaſſung zu Zank und Streit; die Tüchtigkeit der vorhandenen Lehrer war zweifelhaft. Insbeſondere zeigte ſich der Director Meſtmer nicht als der Mann, durch ſeine Auctorität und Intelligenz eine feſte Leitung des Lehrerkörpers und des Unterrichts zu bewirken. Trotz des entſchiedenen Eingreifens des Hauptreferenten in der Schulcommiſſion, Hägelin, und immer erneuter Proben und Verſuche, wollten ſich die inneren Verhältniſſe der Anſtalt nicht befeſtigen und befriedigend geſtalten. Da kam zu allen vorhandenen, unſicheren Zuſtänden im Jahre 1773 die Aufhebung des Jeſuitenordens (Bulle v. 21. Juli 1773, Promulgirung derſelben 9/10. Sept. 1773), welche nun namentlich auf dem Gebiete des Unterrichtsweſens eine vollſtändige Neugeſtaltung des bisherigen Schul- und Studienweſens unumgänglich forderte. Maria Thereſia verſpricht dieſem eben ſo heilſamen als höchſt nothwendigen Werk ihren ganzen Schutz, „indem ich alles, was nöthig ſein wird, mit Troſt und Freuden verwenden werde.“ Die unter Vorſitz Kreßels v. Qualtenberg neu beſetzte und unter dem unmittelbaren Reſſort der Kaiſerin ſtehende Studienhofcommiſſion ſollte ſich nun mit der Durchführung der von Hofrath Martini ausgearbeiteten „Grundzüge zur Entwerfung eines allgemein verbeſſerten Plans in Studienſachen“ beſchäftigen. Bei der durchgreifenden Umgeſtaltung des gelehrten Schulweſens, die jetzt im Plane lag, mußte man aber von ſelbſt wieder auf die vorbereitende Grundlage „der Anfangsſchulen“ ein Hauptaugenmerk richten. Die Martiniſchen Grundſätze ſtellten 3 Hauptſätze an die Spitze: 1) daß jedem Unterthanen nach ſeinem Stand und Berufe der nöthige Unterricht ertheilt, 2) daß allenthalben taugliche Lehrer angeſtellt und nachgezogen, 3) daß eine gleichförmige, vollſtändige, praktiſche und dauerhafte Studieneinrichtung getroffen werden ſollte. Der erſte Grundſatz ver-

langte für die Anfangsſchulen eine beſtimmte Gliederung und Feſtſtellung des Unterrichtsgebiets der Schulen in Dörfern, kleinen und größern Städten, der zweite die Einrichtungen für Heranbildung eines tüchtigen Lehrerſtandes und der dritte die Ausarbeitung eines genauen Lehrplans für das „geſammte Normalſchulweſen“. Zur Befriedigung aller dieſer Bedürfniſſe und Herſtellung einer feſten Ordnung an der Wiener Normalſchule erwieſen ſich aber die vorhandenen Perſönlichkeiten immer mehr als unzureichend und untauglich. So ward endlich — nach allen Nachrichten — die Kaiſerin ſelbſt im Anfang des Jahrs 1774 auf den Gedanken geführt, um in die wirren chaotiſchen Zuſtände Klarheit zu bringen, den Abt Felbiger aus Schleſien nach Wien zu berufen. Ueber ſein nun beginnendes Wirken ſ. den Art. Felbiger. Sein nicht gewöhnliches Organiſationstalent lernt man erſt wahrhaft reſpectiren, wenn man in die perſönlichen und ſachlichen Schwierigkeiten, deren Löſung ihm anheimgegeben war, einen Blick wirft. Das bedeutendſte Werk dieſes Mannes war — neben der Regelung der Wiener Normalſchule — bekanntlich die allgemeine Schulordnung vom 6. Dec. 1774. In der Vorausſetzung, daß die Geſchichte des öſterr. Schulweſens über die Grundzüge dieſes Geſetzes näheres berichten werde, wird hier auf den Inhalt desſelben nicht ſpeciell eingegangen. Genug, daß durch denſelben nun ein durchgreifendes Syſtem des Volksſchulweſens für den ganzen öſterreichiſchen Staat geſchaffen, und für die Controlirung desſelben eine wohlorganiſirte Gliederung von Aufſichtsbehörden (Ortsaufſicht: bei Normal- und Hauptſchulen, ein Director, bei „den übrigen Schulen“, zunächſt der Ortspfarrer, daneben aber ein „weltlicher“ Aufſeher*); Bezirksaufſicht: ein Oberaufſeher, in der Regel der Dechant und das Kreisamt; leitende Behörde in jeder Provinz eine „Schulcommiſſion“, beſtehend aus drei Räthen der Prov.-Landesſtelle, einem Bevollmächtigten des Ordinariats und dem jeweiligen Director der Provinzial-Normalſchule“) ins Leben gerufen wurde. Der innere Charakter der neuen Schulverbeſſerung war natürlich durch die „Saganſche Methode“, wie ſie des nähern im Art. „Felbiger“ geſchildert iſt, beſtimmt, für die äußere Form aber war der Grundſatz der ſtrengſten Gleichförmigkeit, der ſich am bezeichnendſten in der durchgängigen Gleichmäßigkeit der zu gebrauchenden Schulſchriften ausſprach (dafür ſchon 1772 der Normalſchulbücherverlag in Wien geſtiftet; das Verzeichnis der Normalſchulſchriften ſ. Helfert a. a. O. S. 491), maßgebend. — Mit großer Energie und nachhaltiger Entſchiedenheit wurde ſofort die Durchführung der neuen Ordnung in Angriff genommen, Provinzialſchulcommiſſionen ernannt, für Lehrerbildung geſorgt, Normal- und Hauptſchulen in den Städten (zum Theil durch Verwandlung abgängiger lateiniſcher Schulen) Trivialſchulen auf dem Lande gegründet und jedes zuläſſige Mittel ergriffen, um die neuen Schulen mit gehörigen Fonds auszuſtatten, wobei man ſich nicht ſcheute, durch directe und indirecte Zwangsmittel auch die geiſtlichen Fonds in Anſpruch zu nehmen. Auf den Ernſt dieſer Thätigkeit hatte es den weſentlichſten Einfluß, daß M. Th. ſelbſt in ihren letzten Lebensjahren dieſem Werke mit der vollen Hingabe ihres Herzens ſich widmete, und darum namentlich in der Errichtung und normalmäßigen Einrichtung der Landſchulen mit dem beſten Beiſpiel vorangieng. Ueberall, wo ſie das Kirchenpatronat hatte, baute ſie von Grund aus neue Schulen, oder gab Gebäude, die der Hof miſſen

*) „Weil die Geſchäfte in der Seelſorge, öfters auch die Entlegenheit der Filialorte die Pfarrer nicht wenig hindern, ſo ſollen, um auf die Befolgung der in Schulſachen getroffenen Anordnungen ſtetshin Obſicht zu tragen, in jedem Orte, wo eine Schule iſt, eigene Aufſeher benannt und hiezu in den größeren Städten von dem Magiſtrate ein Bürger, der ein Schulfreund iſt, in kleineren Städten, Märkten und Dörfern von der Obrigkeit ein herrſchaftlicher Beamter, dann ein verſtändiger Mann von den Gerichtsgeſchworenen oder ſonſt aus der Gemeinde beſtimmt werden, dem es obliegen wird, fleißig nach dem Zuſtande der Schule zu ſehen und zu bemerken, ob alles vorgeſchriebene mit wirklichem Nutzen der Schule geſchehe. Es muß aber das Nachſehen der Aufſeher zu keiner beſtimmten Zeit, ſondern nach derſelben Belieben ohne es vorher zu melden, mithin unverſehens geſchehen“. Allg. Schul.-Ord. 17./20.

konnte, für Schulzwecke her. In oder bei ihren Luſtſchlöſſern, zu Schönbrunn und Laxenburg, zu Schloßhof und Hetzendorf, legte ſie Schulen für die Kinder der niedern Schloßbeamten an, beſuchte ſie, wie einſt Karl M., ſelbſt, ließ ſich die Handſchriften und Preisverzeichniſſe vorlegen, ſpornte Lehrer und Schüler durch liebreiche Worte und Austheilung von Geſchenken zum Fleiß an, dictirte Strafen für Eltern, welche ihre Kinder der Schule entzogen. So kam es, daß ſchon im Jahre 1780 in den nicht-ungariſchen Erbländern 6197 und darunter 3993 „nach der neuen Einrichtung verbeſſerte“ Schulen gezählt werden konnten, nämlich 15 Normalſchulen, 83 Hauptſchulen, 47 Mädchenſchulen und 3848 Trivialſchulen mit 208,580 Schülern, von denen mehr als 20,000 unentgeldlich unterrichtet wurden. Das große entſcheidende Verdienſt der neuen Schulverbeſſerung war: einen zweckmäßigen und nutzbringenden Unterricht in der Maſſe ermöglicht, dem früher grob mechaniſchen (Volks-) Unterricht das erſte Leben eingehaucht und den Weg zu einer fruchtbringenden Ertheilung desſelben angebahnt, vor allem der Volksſchule den gebührenden Platz im großen Staatshaushalt überhaupt und insbeſondere in der Reihe des öffentlichen Erziehungsweſens geſichert zu haben, endlich den Lehrerſtand zu Ehren gebracht, ſeine äußere Stellung geſichert und ſein Bewußtſein gehoben zu haben. Hätte Maria Thereſia nichts anderes als dieſes Werk vollbracht, es wäre genug, um ihrem Namen für immer ein unvertilgliches Andenken in der Geſchichte der menſchlichen Cultur anzuweiſen. — Damit iſt freilich das Urtheil über die von M. Th. bei ihren Schulreformen befolgten Staatsprincipien und den innern bleibenden Werth der von ihr unter ſtaatlicher Auctorität normirten Organiſations- und Lehrgrundſätze nicht in jeder Beziehung abgeſchloſſen. Wir kennen vielmehr aus der Darſtellung unter Felbiger das vielfache Einſeitige und Verkehrte derſelben und erfahren im weitern, wie jenes Princip der Staatsomnipotenz, das M. Thereſia auch auf dem Boden des Unterrichts im Intereſſe ſteigender Aufklärung in Anwendung brachte, unter den reactionären Regierungen der ſpäteren Zeit zu einem zweiſchneidigen Schwerte gebraucht wurde, um mit Hülfe desſelben eine friſchere, ſelbſtändigere Bewegung des Volksgeiſtes niederzuhalten. Zur Feſtſtellung eines nüchternen, gerechten Urtheils kann aber wohl nichts mehr beitragen, als die Berückſichtigung des Kanons, den Schleiermacher für dieſe Verhältniſſe aufſtellt (Rede über den Beruf des Staats zur Erziehung. Nachlaß. Zur Philoſ. B. I., 225 f. und Erziehungslehre S. 191. 529): „Der Staat hat, er hat aber auch nur dann einen activen, unmittelbaren Antheil an der Erziehung des Volks zu nehmen, wenn es darauf ankommt, eine höhere Potenz der Gemeinſchaft und des Bewußtſeins derſelben zu ſtiften und wenn es an einem öffentlichen Leben fehlt, auch eine große Verſchiedenheit und große Paſſivität der Maſſe vorhanden iſt. Denn das Verhältnis des Erziehungs- und Unterrichtsweſens zur Staatsverwaltung muß immer das ſein, daß der Staat die fortſchreitende Entwicklung nicht hemme, ſondern fördere. Alle andern Motive ſind entweder verderblich und die Regierung ſetzt ſich dann in Streit mit der natürlichen Entwicklung des Volks, oder ſie ſind unhaltbar.“ — Aber eben daraus folgt, daß, ſobald das Gefühl der Einheit durch die Erziehung und durch ein öffentliches Leben hervorgerufen iſt, kein Grund mehr da iſt, warum die Regierung länger ſollte die Erziehung, die doch von Natur nicht ihr Geſchäft iſt, dazu machen und nicht in die Hände des Volks zurückgeben. Gleichwie daraus, daß der Staat gewiße Induſtriezweige urſprünglich geleitet hat, in keiner Weiſe folgt, daß er ſie fortwährend in der Hand behalten müße, ſo auch hier. Es iſt immer ein großer Unterſchied zwiſchen dem, was von der bürgerlichen Geſellſchaft ausgeht und dem, was von der Regierung geſchieht. Von dieſem Geſichtspunct würde alſo die Sache ſich ſo ſtellen, daß das Unterrichtsweſen zu gewißen Zeiten und unter gewißen Umſtänden, beſonders wo ihm ein neuer Schwung gegeben werden ſoll, in den Händen der Regierung ſein kann, aber daß es auch heilſam iſt, wenn dies wieder aufhört.*)

*) Vgl. über dieſe Frage die Artikel: Schule, ihr Verhältnis zur Kirche, Schulregiment. D. Red.

Literatur: Vor allem das genannte Werk von Helfert; ſodann Oeſterreich unter Maria Thereſia v. Dr. A. Wolf, Prof. in Peſth. Wien, Gerold 1855. Später wird noch manche Beiträge liefern das größere Werk über Maria Thereſia von Arneth, von dem ſo eben der erſte Band erſchienen iſt. Endlich die Vorträge von O. L. Gerichtsrath Beidtel: über öſterreichiſche Zuſtände in den Jahren 1740—1742 in den Sitzungsberichten der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften. Band VII. Wien 1851.

Eiſenlohr.

Märchen, Fabel. Das Märchen iſt eine kleine Märe: eine Erzählung, welche keine großen Anſprüche macht auf kunſtvolle, umfaſſende Ausführung, ein Phantaſiegemälde mit nur da oder dort auftauchender tieferer Bedeutung, daher neben dem Kunſtbau anderer epiſcher Formen nur wie eine poetiſche Arabeske erſcheinend. Zu ſeinem Charakter gehört, daß der Stoff ein völlig erdichteter, wie erträumter iſt, und daß in die Handlung überirdiſche Weſen und Mächte eingreifen. Dieſe Weſen, und das mag wichtig erſcheinen, ſind nicht die höchſten Mächte, ſondern zwiſchen dem Göttlichen und Menſchlichen ſtehende, nicht ſowohl gute und böſe, als vielmehr holde und unholde Zauber- und Wundermächte. Das Märchen iſt ein wirkliches Spielen mit dem Reiz des Phantaſtiſchen und Wundervollen, es behandelt das Leben nicht in der Form der verwickelten, von hemmenden Schranken umgebenen Wirklichkeit, es beſiegt dieſe Schranken, wie ſie in anmuthigen oder grauſigen Träumen beſiegt werden, und „bereitet, wie mancher Traum, durch ſeine Wunder dem Menſchen das Gefühl der Löſung ſeiner Naturſchranken.“ Das Wunder kommt nun aber zumal im germaniſchen Märchen gerne dem verfolgten Guten zu Hülfe, und zwar nicht der männlichen Tugend und dem Heldenthum, ſondern der kindlichen Unſchuld und Gutmüthigkeit, dem holden Leichtſinn, der nicht ſorgt und ſtets getroſt iſt, der rührenden ſchönen Dummheit, in welcher eine göttliche Anlage dunkel ſchlummert, und die vom Argen bedroht iſt. Der Held des Märchens iſt oft ein dummer Hans, ein jüngſtes Brüderchen oder Schweſterchen, ein Waiſenkind, deſſen die Zwerge ſich annehmen; es handelt ſich faſt immer mehr um das Glück, als um Verdienſte und Arbeit.

Eine didaktiſche Beziehung hat daher das Märchen an ſich durchaus nicht, während dieſe der Fabel eigenthümlich iſt, als der Darſtellung einer allgemeinen Wahrheit oder Regel der Lebensweisheit, zurückgeführt auf einen einzelnen Fall, der als Exempel dient. Charakteriſtiſch iſt für die Fabel ebenfalls, daß ſie dieſen Fall erdichtet, und zwar ſo, daß ſie die den Menſchen umgebende Naturwelt, vor allem die Thiere reden läßt, oder ſelbſt lebloſe Dinge, Berge, Bäume, Töpfe u. dgl. Damit der Zweck nicht von vorn herein als das Beabſichtigte erſcheine, ſucht ſie naiv zu ſein und thut als ob die Wahrheit erſt aus dem Exempel gefunden würde, welches doch gerade dafür gemacht iſt. Sie hat daher ein altkluges Weſen an ſich; der Kluge, der ſchlaue Fuchs iſt ihr Held, während das Märchen, ein Kind der Phantaſie, ohne Rückſicht auf verſtandesmäßige Anforderungen, harmlos von Wunder zu Wunder führt, die ſich wie von ſelbſt verſtehen. Andererſeits iſt die Fabel übrigens ebenfalls der kindlichen Phantaſie ganz nahe ſtehend, weil dieſe gewohnt iſt, den leichten Uebergang von irgend einem Menſchenähnlichen oder menſchenähnlich Gemachten zum Scheine des Menſchlichen im Spiel und ganz von ſelbſt zu machen. Das Menſchliche hat aber ja auf der natürlichen Stufe eine innige Verwandtſchaft mit den Creaturen der Natur. Die Kinder nun intereſſiren ſich bekanntlich auch ſehr für die Thierwelt, und es iſt gar nicht zu verwundern, daß zumal die Thierfabel ihre Aufmerkſamkeit feſſelt, das Epimythion aber, fabula docet, gänzlich unbeachtet bleibt. Ihren Kunſtwerth hat denn auch die einzelne Fabel nicht von der Moral, welche ſie enthält, ſondern von der Art und Weiſe, wie die Fabel erdichtet iſt, ob der Fall an wirkliche Erſcheinungen in der Natur gut und ungezwungen anknüpft, ob der Thiercharakter getroffen iſt.

Beide, das Märchen und die Fabel, haben ferner das gemein, daß ſie in der eigentlichen Kunſtpoeſie nicht mehr recht natürlich gedeihen: die eigentlichen, ächten

Märchen haben wie die eigentlichen Volkslieder keinen Verfaſſer; auch die meiſten Fabeln nicht, denn Aeſop iſt eine fabelhafte Perſon und Bidpai ebenfalls. Was die moderne Zeit auf dieſem Gebiet hervorgebracht hat, darf wohl als Nachahmung und gar oft nur als künſtliche Pflanze nnd gemachtes Weſen bezeichnet werden. Die eigentliche Heimat der Fabeln und Märchen iſt die Phantaſie des Volkes, welche kindlich naiv, nicht verſtandesmäßig dichtet; zumal die Märchen haben einen Duft der Urzeit an ſich. „Das innige, älteſte Hausleben iſt der Boden, auf dem das Märchen erwuchs und gedieh; und nun beſteht es, eine reine und köſtliche Perle aus den alten Tagen in perlmutterner Schale am ſchlammigen Geſtade. Die Kindheit der Völker, wie die Kindheit der einzelnen Menſchen überträgt das eigene, rege Leben, die Fülle der Empfindungen und die Ahnungen vom Zukünftigen, welche in denſelben aufſteigen, auf die Natur der Umgebung, ihr ſingen Bäume, reden Quellen, Thiere und Vögel; das Gefühl der Hülfsbedürftigkeit ruft die Fee, die Abhängigkeit von Naturkräften läßt vor dem Kobold zagen. Aus den früheſten Tagen des Erwachens zum Bewußtſein ſtammen die beſten Märchen. Darum mögen ſie wohl mit wunderbarer Anziehungskraft noch jetzt auf die Jugend wirken.“ (Vgl. die Art. Kleinkinderſchule S. 36. Kunſt S. 114.)

Sei der Grund nun dieſer, oder ein anderer, ſo viel ſteht feſt, daß dieſe Anziehungskraft wirklich und unläugbar beſteht. Die Kinder, ſie hören es gerne! Das wird wohl jeder einräumen, wer je beobachtet hat, wie Kinder, und zwar ganz kleine Kinder, mit geſpannter Aufmerkſamkeit horchen auf eine freundliche alte Kindermutter, oder einen guten Kinderfreund, der Märchen erzählen kann; er iſt merkwürdigerweiſe öfters ein alter Junggeſelle wie Mike im Nicolas Nickleby. Verfaſſer wenigſtens weiß wohl, welche Eroberungen man in der Kinderſtube machen kann mit der Geſchichte vom kleinen Däumling. Man mag ſie von vorne oder von hinten anheben, die Kleinen lauſchen mit offenem Munde, und ſtaunen und ſinnen. Ebenſo bewundern die kleinen Franzoſen unermüdlich den petit Poucet, die noch zarten Engländer den Tom Thumb, die Slaven den kleinen Nagelgroß mit dem ellenlangen Bärtchen und dem buckeligen Pferdchen. Solch ein consensus gentium iſt doch auch in die Wagſchale zu legen; er findet bei einer Anzahl ächter alter Märchen, die in der That Weltmärchen ſind, wirklich ſtatt. Wenn daher ein hochverdienter Pädagog und ernſtlicher Gegner der Märchen davon ausgeht, daß er andere Erfahrungen gemacht hat in der Kinderwelt, und daß er beim Vorleſen Grimmſcher Märchen von ſeinen Kindern bald hören mußte: aber Vater, das iſt ja Unſinn! ſo mag der Grund hievon entweder darin liegen, daß es unter den ſogenannten Kinder- und Hausmärchen ſolche giebt, welche nicht ſofort dem Kinde genießbar ſind, was auch von einer Anzahl der Grimmſchen Märchen gelten mag; oder daß es Kinder giebt, die für dieſes Gebiet weniger empfänglich ſind, namentlich wenn es ihnen ein gänzlich unbekanntes und ganz neues iſt. Jene abſichtlich um der Polemik willen unternommenen Verſuche und die Bekämpfung der Märchen ſelbſt wurden indeſſen hervorgerufen durch das Engouement, mit welchem ſchöngeiſtige Pädagogen den Werth der Märchen gar überſchwenglich erhoben haben. Sie hatte in dieſer Beziehung eine gewiſſe Berechtigung, und um ſie gehörig zu würdigen, müßen wir näher auf die Bedeutung der Märchen für die Erziehung eingehen.

Es iſt hier vor allem geltend zu machen, daß, ganz entſprechend dem oben auseinander gelegten äſthetiſchen Charakter des Märchens überhaupt, auch in Rückſicht auf ſeinen pädagogiſchen Werth dasſelbe zunächſt unter den Geſichtspunct des Spiels überhaupt fällt. Es combinirt die Elemente der wirklichen Welt zu Erſcheinungen, Geſtalten und Begebenheiten, wie ſie in dieſer ſublunariſchen Welt gewöhnlich nicht vorkommen, und großentheils nicht vorkommen können. Dadurch werden die Vorſtellungen des Kindes nicht bloß im allgemeinen der unmittelbaren, ſinnlichen Gegenwart enthoben und gegen dieſelbe frei gemacht, ſondern ſie werden auch in Verbindungen gezogen, welche ſie im gemeinen Leben gar nicht eingehen zu können ſcheinen; ihre Beweglichkeit und Verknüpfbarkeit wird dadurch unendlich vielſeitiger. Es iſt damit leicht

erklärlich, warum gerade das Ungewöhnliche, Ungereimte und Wunderbare ihrer Verbindungen eine so bedeutende Anziehungskraft auf das Kind ausübt, daß es sich zeitweise ganz in ihnen verlieren und die Außenwelt darüber momentan vergessen kann: denn mit spielender Leichtigkeit baut es sich dem Erzähler folgend aus den ihm bekannten Vorstellungselementen eine neue, bisher ungekannte Welt auf. Und das beruht nicht etwa auf einer künstlichen Reizung seiner geistigen Kräfte, sondern ist ganz natürliche, kindlich naive Entdecker- und Dichterlust.

Ganz wie beim Spielen überhaupt wird nämlich dabei die sinnliche Anschauung und Erfahrung häufig von der bloßen Vorstellung überwältigt. Das Kind bewegt sich in seinen Einbildungen, für die das Wirkliche nur als zufälliger, äußerer Anknüpfungspunkt benutzt wird, und denen allerlei Erinnerungen aus dem Bilderbuche, aus dem Treiben in der Meßwoche, wie aus dem Familienleben dienen müßen. Zum Beispiel: das Kind setzt sich in den umgekehrten Schemel, und fährt nun im Schlitten, oder es sagt: fertig, fort! wie der Eisenbahnzugmeister, und fährt: wohin? nach Stuttgart zu der Tante; es ißt dort zu Mittag, was? auf der Jagd erlegte Zwerghirsche und Meerdrachen; und als Tischgespräch erzählt es, wie es im Garten am Weg einen Löwen verjagt habe, wie David u. dgl. Das sind Anfänge productiver Geistesthätigkeit; es werden mit den erworbenen Vorstellungen neue Combinationen gebildet, ohne daß das sinnlich Gegenwärtige dazu unmittelbare Veranlassung oder Anleitung gäbe. Zwar bemerkt man wohl, daß häufig und anfangs das Kind nicht eine bewußte Auswahl trifft unter einer Menge willkürlicher Combinationen, sondern es läßt sie nach einander ablaufen, wie die Bilder sich bilden und giebt sich ihnen ganz hin, froh und mit harmlosem Behagen; die Spuren der Eitelkeit und Ruhmredigkeit aber sind ursprünglich diesem Ziel ganz und gar ferne. Um eine freie Auswahl treffen zu können, bedarf es ja auch für uns Gereifte vor allem einer solchen Reichhaltigkeit und Beweglichkeit der Vorstellungen, vermöge deren uns eine möglichst große Summe von Combinationen zu Gebote steht; diese haben zunächst auch nur den Werth subjectiver Einfälle, die einer weiteren Prüfung unterworfen werden müßen. Ferner bedarf es für alle höhere Geistesthätigkeit auch der Fähigkeit, unsern Vorstellungsverlauf von dem sinnlich Gegenwärtigen bis zu einem gewissen Grade unabhängig und ungestört zu erhalten. Das wird nun ebenfalls durch das Spiel, und insbesondere durch die Märchenerzählungen, welche die Phantasie des Kindes nicht bloß mit mannigfachem Stoffe beschäftigen, sondern sie auch in eine bunte wundervolle Welt über der gewöhnlichen erheben, so weit vorbereitet und angebahnt, als es überhaupt im Kindesalter geschehen kann.

Weit entfernt also es für schädlich zu halten, wenn dem Kinde der Gegensatz zwischen dem wirklichen äußeren Leben und einem nur in der Einbildung bestehenden, gleichsam bloß inneren Leben zeitweise zurücktritt oder ganz entschwindet, müßen wir dies sogar für ein wesentliches Erfordernis zur Entwicklung geistiger Productionskraft halten. Bei begabten Kindern macht sich das von selbst, ohne unser Zuthun, wie wir oben schon sahen, daß manche Kinder von selbst gleichsam Märchen machen und erleben ohne Zwang und ohne Schaden. Es geschieht dabei wohl, daß sich das Kind ganz und gar in seine Phantasien vertieft, zeitweise ganz in ihnen lebt, und daß es deshalb ihm durchaus ernst ist mit allem, was den Inhalt der Einbildungen ausmacht. Vom Märchen nun namentlich hat man befürchtet, daß es die Kinder dazu verleite oder darin bestärke, aus der wirklichen Welt heraus sich in eine phantastische hineinzuleben. Daß dies momentan gar wohl geschehen wird und bei den meisten Spielen überhaupt ohne allen Schaden geschieht, ist schon oben erörtert worden. Sicherlich aber ist der Contrast zwischen der Wirklichkeit und der Welt des Spieles, oder der Märchenwelt, selbst schon für das Kind zu groß und fühlbar, als daß es ihm möglich wäre, jene über dieser anders als bloß spielend und für die Dauer des Spiels zu verlieren, es müßte denn auf eine gekünstelte Weise der Phantasterei ein unnatürliches Uebergewicht gegeben worden sein. Die Wirklichkeit übt gewiß, zumal auf die reizbaren, allen Ein-

drücken offenen Kinderſinne hinreichend ſtarke Reize aus; die große Menge von Bedürfniſſen, deren Befriedigung das Kind nur von der ſinnlichen Welt zu erwarten gelernt hat, halten es hinlänglich feſt in derſelben. Es mag ſpielend, oder nach Anweiſung eines Märchens aus dem leeren Becherchen köſtlichen Wein ſchlürfen, aus leeren Nußſchalen oder vom Bilderbogen weg mit geſpitzten Fingerchen ſüße Gerichte ſpeiſen, darum wird es doch gleich darauf, keineswegs verwöhnt, um wirkliches Waſſer bitten, und an einem Stück Hausbrod und einem Apfel ſich köſtlich laben. Man erkennt gar leicht, daß bei aller Vertiefung in das Spiel doch der Gegenſatz von Wirklichkeit und Einbildung im Hintergrunde liegt und fortwährend vom Kinde gefühlt, wenn auch nicht feſtgehalten wird. Es weiß immer, daß die Puppe nicht hört und nicht ſpricht, daß das Wiegenpferd nicht vorwärts kommt und daß die Flinte nicht losgeht. Ganz ebenſo weiß es auch, daß die Siebenmeilenſtiefel, mit denen man über ſieben Welttheile und fünf Inſeln hinſchreitet, eben nur einmal in der Welt vorkommen, nämlich in der Geſchichte vom Däumerling, der ſie ſeinem Schwiegervater für das Raritätencabinet geſchenkt hat. Das Wunderbare in den Märchen verſteht ſich wie von ſelbſt, es iſt fertig und gegeben, ſelbſt der Humor und die Ironie, welche für uns Erwachſene darin ſpielt, geht für die Kinder verloren, welche nicht verſtandesmäßig reflectiren, und über ganz anderes lachen als die Erwachſenen. Auch wiſſen die Kleinen bald, daß in der Wirklichkeit ein daumengroßer Wicht nicht viel Steine in ſeiner Hoſentaſche tragen könnte, aber keines fragt danach; es wird nicht rationaliſtiſch kritiſirt, wie der winzige Burſch in das Bett der Rieſenkinder gekommen ſei, während ſeine Brüder ſchliefen. Wohl aber fragte mich ein aufmerkſames Kind jedesmal wieder, was eine Inſel ſei; und hörte jedesmal gerne die gleiche Erklärung, um ſich allemal wieder der Vorſtellung eines ſo reizenden Plätzchens recht zu freuen, das rings von Waſſer umgeben iſt, und auf welches man nur zu Schiffe kommen kann, — oder mit dem Siebenmeilenſtiefel, gelt? — So poetiſche Naturfreunde ſind ſchon die Kinder! Die Inſel, die iſt ſo gar was Apartes und Schönes! So zieht die Lebendigkeit ſeiner Vorſtellungen ein ſolches Kind allerdings fort in eine phantaſtiſche Welt; aber der müßte doch ein rechter Pedant ſein, wer fürchten würde, es möchte feſtlandmüde werden! Nur bei krankhafter, übergroßer Reizbarkeit der Einbildungskraft würde vorſichtige Beſchränkung und Ueberwachung, kurz wie bei allen Kranken eine gewiſſe Diät im Spiel mit ſolchen Vorſtellungen, wie Märchen ſie wecken und nähren, am Platze ſein: nicht anders als gegen jede einſeitige oder übermächtige Erregung der Phantaſie überhaupt gekämpft werden muß.

In einigem Zuſammenhang hiemit ſteht ferner ein Bedenken, welches von ſehr entgegengeſetzter Seite gegen die Märchen und Fabeln geltend gemacht worden iſt: nämlich ihre Unwahrheit. Eine ſehr beachtenswerthe Stimme hat, wie ſchon oben angedeutet wurde, die Erfahrung gemacht, „daß der Wahrheitsſinn, wenn er in einem Kinde genährt iſt, ſich gegen die Märchen ſträubt. In jener Welt des Heidenthums, aus der die Märchen ſtammen, war allerdings das Wunder auch zu Hauſe, aber nicht die Wahrheit. Das Kind aber nimmt die Dichtung auch als Wahrheit, ſie wurzelt ſich in ſein Glaubensleben ein, und — semper aliquid haeret.“

So begründet beweiſt die Oppoſition zu viel und verkennt ebenſoſehr die Natur des kindlichen Geiſtes als das Weſen der Poeſie. Gerade wie die wunderlichen Erzählungen, welche von Kindern nicht ſelten, wie im Selbſtgeſpräch, an die Puppe, an ein kleines Schweſterchen gerichtet werden, nicht als Unwahrheiten zu betrachten ſind, ſo wenig iſt ein Werk, in welchem die ſchaffende Phantaſie des Dichters ſich befriedigt, eine Lüge. Darum ſind denn auch die Märchen und die Fabeln keine Lügen, ſie ſind nicht wirklich, aber deswegen nicht auch unwahr. Sie machen auf Glauben von vorn herein auch gar keinen Anſpruch, vollends nicht auf den ehrfurchtsvollen Glauben, von dem hier die Rede iſt und der ſich nicht ſpielend und tändelnd behandeln läßt. Der rechte Erzähler, wie Vilmar ihn ſchildert (Schulreden über Zeitfragen, S. 27, wo das Märchen gegenüber von ſo einſeitiger Auffaſſung vortrefflich vertheidigt iſt), nimmt bei

Märchen gar nicht die Miene an, als erzähle er wirkliche Geschichte — ganz anders ist es, wenn er eine religiöse, biblische Geschichte erzählt. In jenem Falle, beim Märchen, handelt es sich nicht um den „Wahrheitssinn, der in einem Kinde genährt ist," sondern wenn die rechte Stimmung erzeugt ist, fragt das Kind gar nicht danach, ob die Erzählung wahr ist. Man wird wohl ebenfalls in der Erfahrung durchgehends finden, daß die Mädchen und Knaben mit einem vollkommen richtigen Gefühl der ästhetischen Wahrheit ebenso die deutschen Volksmärchen, wie die griechische und römische Sagengeschichte und Götter- und Heroenlehre, die Berichte vom Argonautenzug und Trojanerkrieg und des Odysseus Irrfahrt hören und lesen. Nur Gelehrte und Aufgeklärte fragen, wo die Insel der Kalypso in der realen Welt zu suchen sei, und schreiben Excurse über die Verfassung der Phäaken. Kinder sind viel klüger, dergleichen sieht sie nimmer an; es scheint fast hie und da die Gelehrten zu viel angefochten zu haben.

Es mag übrigens immerhin Fälle geben, wo man nach der individuellen Begabung vorsichtig und zurückhaltend verfahren muß; eines schickt sich nicht für alle, auch im Spiel nicht. Es wird gemeldet, daß einem Vater, welcher Abends Märchen erzählte, und Morgens mit der sechsjährigen Tochter die biblische Geschichte repetirte, diese mit der Frage kam: Papa, sind das auch Märchen? Er mußte eben sagen nein, aber er war in Verlegenheit. Auf irgend einer Seite, oder auf beiden war hier nicht alles wie es sein sollte. Die höhere Würde der in den biblischen Wundern festgehaltenen Idee des wahren, allmächtigen Gottes fühlt die Jugend, wenn sie richtig genährt ist, wohl heraus, und wagt aus heiliger Scheu nicht zu fragen. Leider wird sie durch taktloses Räsonniren Aelterer zuweilen früh gereizt und zum Zweifeln gespornt, zumal wenn man altklugen Scharfsinn an ihr bewundert. Ein Sechsjähriger hat kein eigentliches Glaubensleben, das ist gegen die einen zu sagen; darum kann er auch keine Scrupel und Zweifel natürlicherweise hegen, das gilt den andern. Der rechte Lehrer wird aber auch beim Erzählen biblischer Wundergeschichten auf solche Fragen, wenn sie von aufgeweckten, an eigenen Einfällen reichen Kindern versucht werden, unschwer die rechte Antwort zu geben wissen, ohne einen Stachel zurückzulassen. Allerdings muß die Krisis einmal natürlicherweise eintreten, in welche ein Kind aus der geträumten Welt in die Verstandeswelt hinein erwacht, und Knaben und Mädchen müßen die Märchen anders auffassen als Kinder. Bei dem einen früher, bei dem andern später tritt diese Scheidung ein zwischen dem Phantasieleben und der prüfenden, nach objectiver Wahrheit ringenden, erkennenden Verstandesthätigkeit. Mit ihr hört aber die Thätigkeit der Phantasie keineswegs auf, sie wird nur auf ein bestimmtes Gebiet verwiesen und muß ihre Herrschaft mit der andern Macht theilen. Wenn das Kind früher das Märchen glaubte, obschon es nur Märchen war, kraft der poetischen Stimmung des Subjects, glaubt es der Knabe anders und liebt es, nämlich als Dichtung, kraft der poetischen Wahrheit des Objects.

Merkwürdig ist aber doch nun auch die Thatsache, daß einzelne Pädagogen, welche an die Wahrheit der Bibel nicht glauben, auch die heilige Geschichte von den Kindern geflissentlich fern gehalten wissen wollten, worüber wir in diesem Artikel uns nicht weiter auslassen können. Sie sind darum noch nicht auch Gegner der Märchen, was beweist, daß es sich hier um eine andere Wahrheit handelt.

Ausdrücklich ist aber zu betonen, daß nicht etwa bloß von pietistischer, sondern auch von aufgeklärter und lichtfreundlicher Seite in der angegebenen Weise Opposition gemacht worden ist gegen diesen „Peststoff der Romantik." Die Zeit, welche nach Regeln des gesunden Menschenverstandes bloß für die Welt dieses Verstandes erziehen wollte, ist keineswegs ganz überwunden. Auch ein sonst so feine und scharfe Diagnosen stellender Autor wie Dr. Schreber erklärt es für unbegreiflich, daß Fabeln und Märchen für eine passende Geistesspeise der Jugend bis auf den heutigen Tag gehalten werden. Er glaubt namentlich, „die Fabel erschwere das Festwurzeln der Wahrhaftigkeit der

Geſinnung und bahne den Weg zur Lüge.“ Dieſer Glaube erſcheint nun hinwiederum uns unbegreiflich.

Eher verſtehen wir aber endlich einen letzten Vorwurf, nämlich den, daß die Märchen Furcht und Aberglauben in die kindlichen Seelen zu pflanzen geeignet ſeien, ein Vorwurf, welcher ebenfalls von beiden Seiten her gemacht wurde, obwohl ſich beide etwas verſchiedenes unter Aberglauben gedacht haben werden. Hieher gehört auch die tiefer gehende Bemerkung Völters, daß die Märchen meiſt Ueberreſte aus der Heidenzeit ſind, und falſche Götter ihren grimmen Schein darin werfen. Schon was das Fürchten betrifft, iſt in der That etwas daran; es giebt Kindermärchen, welche den Schlaf der Kleinen ſtören und nachtheiligen Einfluß auf ihr Nervenſyſtem haben können. Wir werden in der That auch hier eben alles prüfen, und das Beſte behalten müßen. Nicht jedes Märchen überhaupt paßt für kleine und größere Kinder; gar manche haben ſowohl in Beziehung auf abergläubiſche Vorſtellungen als in anderer Hinſicht bedenkliche Seiten. Man wird uns aber zugeben, daß auch in der heiligen Geſchichte nicht alles für Kinder paßt, wodurch eine paſſende Auswahl nicht ausgeſchloſſen, ſondern gerade empfohlen erſcheint. Wenn aber gegen das deutſche Märchen nichts weiter einzuwenden iſt, als daß es aus dem dornigen wilden Roſenſtamm entwachſen iſt, dem alle ſpätere Bildung inoculirt wurde, und aus deſſen Säften auch das chriſtliche Leben der germaniſchen Völker ſeine eigenthümliche Form gewann, ſo wird es wohl keine Noth haben. Der erfahrene Grube verſichert übrigens von ſich ſelbſt (Studien S. 357), daß die von ihm in ſeiner Jugend mit leidenſchaftlicher Vorliebe aufgeſuchten Märchenerzählungen ihn nicht abergläubiſch und nicht furchtſam gemacht hätten. Die Reaction der geſund und friſch erklärten Wirklichkeit, ſagt er, habe ſogar den Einfluß von Geſpenſtergeſchichten überwunden. Ein ſo vermittelter Sieg iſt aber beſſer, als die mühſam zu erhaltende Unſchuld in Beziehung auf ſolche geheimnißvolle, unheimliche Geſchichten. Wenn man aber einen recht würdigen Vertreter der vernünftigen modernen Weltbildung fragt, was iſt am Ende unſchädlicher und gedeihlicher Stoff, den man den Kindern bieten ſoll? ſo erhält man wohl etwas verwunderliche Antworten. Schreber ſagt: „Gebet den „Kindern Erzählungen aus dem reichen Bilderbuche des realen Lebens der Gegenwart, „denn das Kind lebt jetzt nur noch in der Gegenwart, harmloſe, einfache, liebliche oder „mit einer geſunden Moral verknüpfte Genrebilder, dazwiſchen zur Abwechslung einfach „luſtige, komiſche Geſchichten. Der beſte Weg, um ſich eines nur heilſamen Erfolges „der Erzählungen zu verſichern, iſt wohl der, daß man der Wärterin ſorgfältig ausgewählte Kindergeſchichten zu leſen giebt und es ihr zur Gewiſſensſache macht, keine „anderen als dieſe zu erzählen.“ Das klingt ja wie wenn Spitzbart ſpräche! Hilf Himmel! wie ſollen wir die rechten Wärterinnen finden und die rechten Geſchichten, die ſie leſen müßen, um ſie alsbald wieder von ſich zu geben! Die „einfache reale Geſtaltung der Dinge“ zeigt uns, daß an beiden kein Ueberfluß vorhanden iſt. Die ſtets ſchwitzende, auf alle Bedürfniſſe achtende deutſche Preſſe wird demnächſt wohl bald eine Bibliothek für Wärterinnen erzeugen, welche jeder Familienvater anſchaffen ſollte, und welche kein altes Weib unbefriedigt aus der Hand legen wird; und die organiſirenden Staatsbehörden werden auch Seminarien für leſende Kindermädchen gründen müßen. O ihr lieben alten Kinderfrauen, es wird euch „zur Gewiſſensſache gemacht“, nur die realen Geſchichten von dem Friedrich und dem Wilhelm zu erzählen! Steckt nicht auch hier eine Spur jener noch nicht überwundenen ſcheinbar rein vernünftigen Richtung, welche Theorien der unmittelbaren praktiſchen Nützlichkeit verkündet, unrealiſirbare Ideale der reinen Realität?

Wir fürchten nicht in eine ſolche Nutzenstheorie zu verfallen, wenn wir nun poſitiv auf den Werth und die Wichtigkeit aufmerkſam machen, welche das Märchen für die Bildung des Gemüths und Gefühls haben kann. Weil nämlich in der Märchenwelt ſo vieles möglich und wirklich wird, was dies im gewöhnlichen Leben nicht iſt, laſſen ſich ethiſche und religiöſe Motive häufig ungezwungen dem Gemüthe

der Kinder nahe legen, und viel freier und schöner, als in den gemachten „Genrebildern“ aus der Knaben- und Mädchenwelt, Klatschgeschichten über böse Kinder und Lobhudeleien der guten, die sich ihrer großen Tugend und Beliebtheit freuen. Das Märchen lehrt einen idealen Maßstab kennen, welcher an die Wirklichkeit gelegt wird, ohne daß man ihn in ihr selbst findet. Da wir nun aber ohne Zweifel ideale Normen und Ausgangspuncte für ein über das Irdische sich erhebendes Ziel früh in die zarten Seelen senken sollen, so wird ein Mittel unter vielen hiezu auch das Märchen sein können, wenn es in der Hülle des Wunderbaren einen Sinn birgt, den man freilich nicht am Schluß als einen abstracten Moralsatz dem Kinde an den Kopf werfen darf. Unausgesprochen wird er als Keim im Gemüth wurzeln und im Leben selbst groß gezogen werden.

Gerade so ist es mit der einfacheren Fabel. Wenn nämlich in der Thierfabel die Eigenthümlichkeit des Thiers, so wie es leibt und lebt, treu festgehalten ist, gewinnt das Kind durch die poetische Belebung der Gedanken und der Sprache, die dem Thiere geliehen werden, den höheren, wahrhaft menschlichen Einblick in das Thierleben. Wie oben bemerkt wurde, interessirt sich auch jedes aufgeweckte Kind leidenschaftlich für die „Brüder in Wald und Feld“ und erkennt in ihnen weit mehr als in der Pflanzen- und Steinwelt, mit welcher es ebenfalls spielend verkehrt, die nahe Beziehung zur eigenen Natur. Was die Fabel lehrt, schreibt der Fabeldichter allerdings bei, die Kinder aber lesen es nicht und hören nicht darauf; sie lernen es aber doch.

Ganz anders als mit Fabel und Märchen verhält es sich nun aber mit dem Roman, und zwar auch mit dem sog. Kinderroman. Märchen und Fabel nämlich stehen eben dem wirklichen Leben ferne genug, um Ideales darstellen zu können, welches als Musterbild, nicht aber als Abbild des eigenen und fremden Handelns zu gelten Anspruch macht. Der Roman aber begünstigt im Gegentheil jene vom Märchen mit Unrecht befürchtete Verwechslung der wirklichen Umgebung mit der erdichteten Erscheinung; und diese ist noch dazu so oft nicht rein und natürlich, sondern verschroben und armselig gezeichnet. In der That reizt auch in solchen Geschichten ein böser Konrad neugierige und lebhafte Kinder zur Nachahmung ähnlicher Streiche und Bosheiten, so sehr auch dabei gepredigt wird; der grimmige Fresser im Märchen aber, der Oger, der Rumpelstilz, der böse Zauberer u. s. f. erscheint, wie er soll, dem Kinde rein abscheulich und grauenhaft.

Es ist wohl klar, daß mit unserem Standpunct, welcher Märchen und Fabel, wie dies auch von Aesthetikern geschehen ist, als Phantasiespiele bezeichnet, zugleich auch in pädagogischer Beziehung ausgesprochen ist, daß diese Dinge nicht als Lernstoff zu betrachten, sondern daß sie nur wesentlich unter die den Geist der Kinder weckenden, anregend beschäftigenden propädeutischen Mittel zu rechnen sind, und auch wenn das Lernen schon begonnen hat, als eine geistige Unterhaltung und Erholung dienen, welche ebenfalls bildend und erziehend wirkt, und, wie alle rechte Erholung, von der Jugend selbst aufgesucht wird. Hievon ausgehend können wir noch über die Art der Verwendung einige Andeutungen geben.

Den kleinen Kindern wird man erzählen, sobald eine Erzählung sie fesselt. Schon die Kindlein in der Wiege sieht man der Geschichte staunen, sagt unser unvergleichlicher Dichter in der wundervollen Romanze vom kleinen Däumling. Man braucht keine große Auswahl, denn sie hören lange Zeit gerne immer und immer wieder dieselbe Geschichte, und sind wahrhaft unersättlich darin, auch wenn sie alles schon ganz genau kennen, so daß sie jede kleine Abweichung sogleich bemerken. Vom Verstehen wollen wir gar nicht reden; denn was verstehen überhaupt die ganz Kleinen? Das Köpfchen arbeitet sichtbar, aber — je ne l'ai pas conçu, sagt Rousseau, mais je l'ai bien senti! Die Mutter faltet ja auch dem Kinde die Händchen zum Gebet, es hört aufmerksam zu und lernt kleine Liederverse oder Sprüche beten, womit freilich manche

Erzieher auch warten wollen, bis die Kinder sie verstehen. Wie wahr hat Göthe gesagt: Das Wort verstehen versteht unsere Zeit nicht! Am gewöhnlichsten misbrauchen es jene aufgeklärten Schullehrer, welche Himmel und Erde zu verstehen meinen. Zudem paßt es auch gar nicht gerade auf solche Geschichten, welche den Kindern erfahrungsmäßig am meisten zusagen. So sollen sie denn haben, nicht was sie zu verstehen, sondern was sie zu lieben, woran sie sich zu freuen fähig sind. Darum lassen wir den süßen Geschichten aus dem alten jugendfrischen Born des Volkes ihr Recht; was wir andern an die Stelle setzen, kommt ihm selten gleich; ich möchte kaum Speckterſche Fabeln oder einige moderne Märchen ausnehmen. Die Geschichten der Erzväter und des Evangeliums aber dürfen wir nicht unter den Spielkram werfen. Diese Erzählungen sollen eine Weihe ganz anderer Art haben; hier ist das Kind von Ehrfurcht und von einer Art von Andacht durchdrungen. Die Helden der Märchen aber, obgleich oft fein und unbegreiflich genug, sind nichts göttliches und heiliges, auch bei richtiger Auswahl und Betonung nichts dämonisches; es sind Spielpersonen, nichts weiter.

Das Erzählen selbst weiß manche Kinderwärterin besser zu machen, als mancher Lehrer; es ist an sich nicht schwer, aber lehren kann man es kaum. Vorlesen aber eignet sich für kleine Kinder gar nicht; es ist für sie viel zu hoch und gelehrt, und recht vorlesen ist überdies eine viel größere Kunst als das einfache Erzählen einer kleinen Geschichte, welche anfängt: Es war einmal ein Mann, der war ein Holzhacker, und hatte sieben Kinder, lauter Buben u. s. w.

Wenn aber die Kinder lesen können, und anfangen auch zur Unterhaltung zu lesen, so sollen sie auch Märchen lesen dürfen und Fabeln, Knaben sowohl als Mädchen.*) Aus eigener Erinnerung weiß der Verfasser, daß alte Fabelbücher die ersten Bücher waren, die er selbst mit großer Lust ganz gelesen hat; und es stand ihm vielerlei anderes zu Gebot. Man braucht dabei gar nicht zu sorgen, daß die kleinen Leser sich zerstreuen und überdrüssig werden; sie bleiben trotz der Ermüdung durch die ungewohnte Anstrengung des noch mühsameren Lesens meistens so eifrig aufmerksam bei ihrer Lectüre, daß eben dieses zugleich eine der bessern Uebungen im Festhalten bei einer Beschäftigung ist, ein wichtiger Umstand, den manches andere Spiel nicht gewährt. Zugleich ist das nebenbei viel naturgemäßer und fruchtbarer, als die gewöhnlichen Leseübungen mit dem Herrn Provisor in der Privatstunde: es geschieht mit Lust und Liebe und aus freier Wahl. Auch Geschichten, die der junge Anfänger durch Erzählungen schon kennt, freut er sich nun lesen zu können, und wie er nicht müde wurde zuzuhören, und gar oft das gleiche Gericht genossen hat, so kann er sich nun noch nicht satt daran lesen. Es kommt meist bald so weit, daß der Erzieher sich aufgefordert sieht, der Lese-

*) Nach der Ansicht namhafter Autoren sollen die Märchen kaum mehr für das schriftreiche Alter gehören, und dem Verfasser des Artikels „Jugendlectüre" scheint Gervinus nicht unrecht gehabt zu haben mit der Bemerkung, daß, wenn der Knabe anfängt, Märchen zu lesen, die Zeit schon da sei, wo er sie nicht mehr lesen sollte. Allein das beruht doch wohl nur auf einer Verkennung des Unterschiedes zwischen Kindes- und Knabenalter in Beziehung auf die Auffassung des Märchens. Es ist von dieser Verschiedenheit schon oben die Rede gewesen, S. 575.

Wenn aber gesagt wird, es sei zu beklagen, daß die Märchenrede überhaupt in die Fesseln der Schrift gelegt werden mußte, so erscheint das denn doch als eine gar zu curiose Reflexion. Da wüßten wir Gebildeten also glücklicherweise nichts von den meisten Märchen und wären somit auch der Klage überhoben. Nun ist aber das Unglück geschehen, daß die Grimmschen Märchen eine „Schrift" sind, was die benamste Frankfurter Lehrerversammlung allein an ihnen auszusetzen fand. Grimms Märchen, ja, und Campes Robinson wären übrigens die besten aller Jugendschriften, so wurde entschieden, nur sollte die letztere anders geschrieben sein, die erstere gar nicht. Es ist das fast zu witzig. Die Gründe sind so gut, daß aus ihnen auch folgen würde, es sei zu beklagen, daß Homers Rhapsodien in die Schrift gebannt seien, daß Gesangbuchslieder und andere gelesen werden können u. s. s. Wer soll denn am Ende Märchen lesen? Nur die Kinderwärterinnen mit kurzem Gedärm?

sucht Zügel anzulegen. Der Schüler muß lernen, daß Unterhaltung und Spiel vor der ernsten Beschäftigung, daß das Vergnügen vor der Pflicht zurücktreten muß.

Wer aber einem kleineren oder größeren Kinde die Fabeln- und Märchenfreude gründlich verleiden will, der braucht nur erstlich die einfache Erzählung mit Anmerkungen zu unterbrechen, mit Aus- und Einlegungen zu garniren und mit einer Brühe von Nutzanwendungen zu übergießen. Er lasse durch die Hebammenkunst eines rechten Virtuosen in der Katechetik über die Moral, die darin steckt, examiniren, ein vortreffliches Mittel, in welchem nur ein solcher geschulter Lehrer eine stolze Befriedigung findet. Ein Feind der Märchen würde am klügsten handeln, wenn er die verbotene Frucht nur mit solcher Würze und nicht anders zum Genusse darbieten wollte; eine gründliche Abneigung wäre gewiß die Folge. Namentlich aber nöthige er das Kind auch, die ihm vorerzählte Geschichte wieder zu erzählen, und wenn das noch nicht hilft, so verlange er, daß sie mit andern Worten wieder erzählt werde, daß eine Fabel, die man in Versen gelesen, nun in Prosa vorgetragen werde, und was die unleidlichen pedantischen Schulkünste mehr sind, welche leider immer noch gepriesen und von manchem geistlosen Treiber des deutschen Sprachsaches als eine willkommene Ausfüllung einer Schulstunde willkommen geheißen werden. Der Verfasser kann sich nicht enthalten, so entschieden sich hierüber auszusprechen. Aus eigener Erfahrung weiß er, daß Kinder es als ganz unnatürlich fühlen, wenn sie dem, welcher ihnen ein Märchen erzählt hat, es wieder erzählen sollen. Sie wissen es perfect, hören es wieder und wieder von ihm, wie zur Controle, ob er nichts ausläßt, und das ist ihre Freude; aber dem, der es weiß, es erzählen zu sollen, ist eine zwecklose Plage, ähnlich der Quälerei mit dem Französischreden zum Beispiel, wozu sich deutsche Kinder mit Deutschen so schwer bringen lassen, während es mit der französischen Gouvernante oder Bonne wie von selbst geht, le cas échéant. — Dagegen wird man staunen, wie ein Kind sein Märchen mit Lust erzählt, wenn ein fremdes Kind zum Besuch kommt, welches noch nichts davon gehört hat. Ich kenne kein lieblicheres Bildchen, als einen solchen kleinen Erzähler, der liebevoll dem kleinen Freund in die Augen blickt, und nun in der That frei und etwas anders erzählt, nicht wörtlich, wie er selbst es immer verlangte, sondern mit malerischen Beschreibungen und lehrhaften Erklärungen oder Zusätzen: sieh! das kannst du noch nicht ganz verstehen, dazu bist du noch zu klein! Fénelon hat ganz recht, wenn er sagt: „Hat ein Kind nur erst einige Leichtigkeit im Sprechen, so wird es Geschichten, die ihm besondere Freude machen, gerne solchen wieder erzählen, welche es liebt, und von welchen es glaubt, daß sie die Geschichte noch nicht kennen. Aber gebotene Wiederholungen, auf welche die Kinder nicht von selbst verfallen, geniren sie und rauben ihnen das Vergnügen.“ Der Mutterwitz verlangt auch dergleichen nicht, nur der Aberwitz der Schullehrer ist darauf gekommen.

Die Märchen und Fabeln sind überhaupt nicht sowohl Sache der Schule, als der Familie; nicht der Lehrer hat damit zu wirken, sondern die Mutter und Großmutter, die Amme — daher die mit Unrecht von vorn herein verworfenen Ammenmärchen — die Wärterin und später auch der Vater und andere Freunde und Freundinnen des Hauses. In der Schule aber wird man in den für deutsche Sprache bestimmten Lehrstunden wohl auch anderes zu thun haben, als Märchen zu lesen, denn in der Schule spielt man nicht; die Fabel mag da und dort wohl ihrer Kürze und Abrundung, auch der gebundenen Form wegen, noch eher einen guten Stoff abgeben für Lernübungen, für sprachliche Zwecke.*)

Ob es aber außer dem Erzählen, Vorlesen und Lesen noch in anderer Form geboten und genossen werden soll, z. B. in dramatischen Aufführungen, das ist eine Frage, welche uns ferner liegt, und je nach dem Standpunct beantwortet werden wird,

*) Etwas ganz anderes ist es natürlich, wenn es sich darum handelt, Märchen und Fabeln als Literaturproben zu geben.

von welchem aus Kindertheater überhaupt betrachtet werden. Von öffentlichen Anſtalten iſt nichts von Märchenaufführungen bekannt, für eine gewöhnliche Familie geht es wohl auch kaum an; aber Privaterziehungsanſtalten, Penſionate, alſo künſtliche Familien könnten dieſen etwas gekünſtelten, raffinirten Genuß eines Märchens bewerkſtelligen. Mit großer Wärme und Begeiſterung hat Gilbert ſolche Leiſtungen, wie ſie im Benderſchen Inſtitut in Weinheim an Winterabenden geübt werden, geſchildert. Aber offen geſtanden, die Proben der dramatiſirten ſ. g. Märchen (des Kaiſers neue Kleider, und das Rathhaus von Schildburg) wollten uns nicht recht gefallen. Es weht etwas Kotzebueſches darin: die Bürgermeiſter und die Rathsherren ſind dumm, der Kaiſer und ſeine Miniſter dumm und ſchlecht, die Weber und Kasperle klug und afterweiſe, der Chor der Bürger ſingt einen Vers nach der Melodie des Menuets im Don Juan; kurz, wir können uns nicht recht hineinfinden, daß das von kleinen Jungen aufgeführt ſchön ſein ſoll. Dramatiſirte Märchen ſind doch eigentlich überhaupt eine gewagte Künſtelei; ſelbſt Tiecks geſtiefelter Kater war bekanntlich in Berlin, mit der beſten Ausſtattung, geradezu ungenießbar, als er auf der Bühne erſchien; für viele Leſer iſt er es von jeher geweſen. In jedem Falle hätten wir eine Anſtalt zu beneiden um die Fülle von Kräften und von Zeit, die ſie dazu verwenden kann. Zuerſt werden die Stücke vom Lehrer vorgeleſen; dann werden die Rollen vertheilt, beziehungsweiſe gewählt von den Zöglingen; dann folgen Leſeproben, Auswendiglernen, endlich mehrere Coſtümproben: kurz, eine öffentliche Schule könnte kaum ſo viel thun, und wenn ſie es thut, wird ſie ſicherlich würdigeren Stoff finden.

Dürfen wir wohl ſchüchtern andeuten, daß Aufführungen von Märchen für Marionetten ſich beſonders zu eignen ſcheinen? Wer Kindern den Genuß eines Puppentheaters gönnt, mag ein Feenſpiel, ein dramatiſirtes Märchen wohl am liebſten wählen, und die gelenkigen und doch ſteifen, die hölzernen, aber wie lebendig wandelnden, ſtets holdſelig lächelnden oder zornig blickenden Schauſpieler ſind der Idee nach gerade die rechten Perſonnagen für das Märchenſpiel: ſelbſt Spielzeug. Wahrhaft Hübſches, ja Vortreffliches in dieſer Art haben wir in Paris mit wahrem Vergnügen manchen Abend im Jahre 1845 und 46, und auch wieder 1855 geſehen. Da war in dem öſtlichen Säulengange des Palais royal nach dem Garten zu der Eingang zu dem kleinen théâtre Séraphin, im erſten Stock der Gallerie, welches Fremden wenig bekannt zu ſein ſcheint, auch verſchwindet es natürlich neben dem benachbarten eigentlichen théâtre du Palais royal; nur Kinder und ihre Begleiter und Begleiterinnen beſuchen es, aber Kinder der verſchiedenſten Stände, doch meiſt wohlgekleidete, viele aus den höheren Ständen. Die Stücke ſind größtentheils Marchen, mit Geſang und féeries, la belle au bois dormant (unſer Sneewitchen), Cendrillon (Aſchenbrödel), la poule aux oeufs d'or, le prince enchanté, der verwünſchte Prinz (nicht verwunſchene, wie neuerdings nach einem komiſchen Wienerdialektstitel manche andere Deutſche in gutem Ernſt zu ſagen anfangen). Die Ausſtattung iſt höchſt einfach, das Orcheſter beſteht aus einer Dame an einem Piano, die Verwandlungen, die Puppen ſind meiſterhaft, das Spiel köſtlich. Die kleinen Zuhörer und Zuſchauer waren für mich die Hauptſache, und die Nationalität verläugnete ſich auch hier nicht. Als der Prinz dem Publicum in ſchmerzlichen Tönen erklärte

Malgré mon noble caractère
Je ne puis à personne plaire:
Je suis trop laid, je suis trop laid!

nahmen die Mädchen herzlichen Antheil, und weinten zum Theil ein wenig; die ſchöne Prinzeſſin aber mußte ſagen, ſie ſei faſt im gleichen Fall; trotz ihrer großen Schönheit werde ſie nicht geliebt, denn

Je suis trop bête, je suis trop bête!

Nach vielen Abenteuern wird der Prinz durch die Fee ſchön, und die Prinzeſſin klug und weiſe und gelehrt gemacht. Man konnte ſehen, wie eifrig im Zwiſchenact über die Sache discutirt wurde. Das lebendige Intereſſe der Zuſchauer ſprach ſich auch in der manierlichen Ungeduld vor dem Anfange aus. Einmal ſtieg ein kleiner Lockenkopf auf eine Bank, und rief mit heller, das Geplauder der andern übertönender Stimme: Allons Monsieur, on vous prie de commencer; donnez le signal, le monde attend! Die andern Kinder klatſchten, und eine kleine Nachbarin ſagte: c'est un brave! Aber ihr weiblicher Mentor wies ſie alsbald zurecht und ſchnurrte: Taisez-vous, Mademoiselle, vous êtes une sotte!

Doch es iſt auch für uns Zeit zu ſchweigen, und mag ſich über dieſes letzte Genrebild aus dem Leben (Schreber) jeder Leſer weiter denken, was er will. Es bleibt uns nur noch übrig, über die Literatur einige Worte zu ſagen. Zuerſt von den Fabeln. Aeſops Vorgänger iſt von Dr. Philipp Wolff überſetzt: ſ. deſſen Morgenländiſche Erzählungen. 1. und 2. Bändchen: Calila und Dimna, oder die Fabeln Bidpais. Stuttgart 1837. Von Aeſops Fabeln giebt es eine Menge Ausgaben, bis zum ſog. Volksbuche herab, deſſen Holzſchnitte Ref. in ſeiner Jugend mit Luſt colorirt hat. Daneben ſtand ihm Boner, der Edelſtein, der älteſte deutſche Fabeldichter (am beſten herausgegeben von Benecke, Berlin 1816), und der vortreffliche Burkard Waldis in alter Ausgabe zu Gebote, ebenſo Erasmus Alber. Die neuen: Hagedorn, Zachariä, Lichtwer, Pfeffel, beſonders auch Gellert ſind bekannt genug, und haben werthvolles Material zur Auswahl; den Franzoſen dient bekanntlich Lafontaine als claſſiſches Fabelbuch in zahlloſen Ausgaben. Vgl. auch Fr. Haug, 200 Fabeln für die gebildete Jugend, größtentheils freie Nachbildungen franzöſ., dän., engl. und ſpaniſcher Originale. Ulm, 1823. — Walther, J. G. L., 60 Fabeln für Jung und Alt. Ulm o. J. — Für kleinere Kinder iſt Hey-Speckter ſehr berühmt geworden.

Was die Märchen betrifft, ſo iſt zunächſt die reiche Literatur der orientaliſchen, der indiſchen, perſiſchen, arabiſchen Märchen, unter welchen Tauſend und eine Nacht die im Abendlande verbreitetſte Sammlung iſt, nicht hier aufzuzählen; für unſere Zwecke iſt dieſes bunte, phantaſtiſche Gewimmel nur mit ſonderlicher Auswahl oder gar nicht zu benützen. Durchaus einverſtanden erklärt ſich Verfaſſer mit dem in dem Artikel „Jugendlectüre" hierüber Bemerkten. Die morgenländiſchen Märchen ſind aus andern Wurzeln empor gewachſen, ſie bilden eine ſehr weſentliche Form für ſich in der Literatur, und ſind in ihrer Art Repräſentanten des kunſtvoll ausgebildeten Märchens, aber ſo ſchön ſie auch ſein mögen, Kinder- und Hausmärchen ſind ſie nicht, und wenn ſie beſonders hierzu appretirt wurden, haben ſie den urſprünglichen Schmelz meiſt verloren. Die europäiſchen, näher die germaniſchen Volksmärchen ſind viel ſpäter, als man glauben ſollte, aus der Tradition ins Schriftthum gebracht worden; erſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hat man angefangen, ſie zu ſammeln und aufzuzeichnen, und zwar nicht immer ohne Zuthaten des eigenen Geſchmacks. Obenan wird immer als die reinſte Quelle ſtehen: Jakob und Wilhelm Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Berlin 1819—21. 3 Bde. 3 Thlr. 12 Ngr. Neuerdings auch in kleinerer Ausgabe. — Ihre Vorgänger ſind J. K. A. Muſäus, Volksmärchen der Deutſchen, 5 Bde., zuletzt Gotha, 1838, 2⅔ Thlr. und Frau Benedikte Neubert, Volksmärchen der Deutſchen. 6 Bändchen. 2. Aufl. Leipzig 1840. ¾ Thaler, beide ziemlich veraltet. — Reiche Sammlungen enthält Ludwig Bechſtein, Märchenbuch, 13. Aufl. Leipzig 1854. 10 Ngr., neu illuſtrirt 1857. 3 Thlr. 10 Ngr. — Heinr. Kletke, Almanach deutſcher Volksmärchen. Berlin 1839. 1⅔ Thlr. Desſelben Märchenſaal aller Völker. 3 Bde. Berlin 1845. 1⅔ Thlr. — Vergl. auch Franz Graf von Pocci, Märlein von Hanſel und Gretel, von Sneewittchen, von einem der auszog das Fürchten zu lernen u. a. München 1836 ff. 10 u. 8 Ngr. — Otto Speckter, das Märchen vom geſtiefelten Kater. 2. Aufl. Hamburg 1858. 20 Ngr. — J. W. Wolff, deutſche Hausmärchen, wohlfeile

Ausg. Göttingen 1858. 20 Ngr. — Ign. B. und Joſ. Zingerle, Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutſchland. Regensburg 1854. 1 Thlr. — Pröhle, Heinr., Kinder- und Volksmärchen, Leipzig 1853. 1 Thlr. 15 Ngr. Desſelben Märchen für die Jugend, mit einer Abhandlung für Lehrer und Erzieher. Halle 1854. 20 Ngr.

Neue Dichtungen oder Umdichtungen und Nachbildungen giebt es ebenfalls neuerdings in reicher Auswahl; auch wo ſie ſich nicht mit eigentlich pädagogiſchem Zweck ankündigen, findet ſich Vortreffliches, und immer, auch wo ſie als für die Jugend gedichtet auftreten, wird Prüfung und Sichtung nöthig ſein. Das Beſte iſt immer gut genug. Von Claſſikern wie Wieland, Göthe, Tieck, deſſen Schule der mondbeglänzten Zaubernacht, der wundervollen Märchenwelt beſonders günſtig war, wollen wir nur die Namen nennen, und darüber weggehen. Hervorzuheben wären namentlich etwa noch folgende: Clemens Brentano, Märchen herausgegeben von Guido Görres, 2 Bde., Stuttg. u. Tübingen 1847. 5 Thlr. 12 Ngr. — Wilhelm Hauff, Märchen. 5. Aufl. Stuttg. 1838. Neu 1853. 15 Ngr., überaus lieblich und nahezu das Beſte, was von modernen Märchen erdacht wurde. Der Verfaſſer hat auch Lieder gedichtet, welche Volkslieder geworden ſind, und von ſeinen Märchen gelten einige für alte Volksmärchen, ohne es zu ſein, was eben für ihre Vortrefflichkeit ſpricht. — H. C. Anderſen, ausgewählte Märchen für die Jugend. 4. Aufl. mit Illuſtr. v. Kretzſchmer. Leipzig o. J. enthalten des Schönen und wunderbar Anmuthenden viel, auch für Erwachſene. — Ottilie Wildermuth, Erzählungen und Märchen. Stuttg. o. J. — F. W. Hackländer, Märchen. Stuttg. o. J. — Grimm, Alb. Ludw., Kindermärchen. Frkf. a. M. 1844. 1⅓ Thlr. Märchen aus dem Morgenlande. Hamburg 1844. 1⅓ Thlr. Märchen der alten Griechen und Römer. Grimma 1844. 1⅓ Thlr. — Rebau, Heinr., die ſchönſten und lehrreichſten Märchen aus 1001 Nacht. Reutlingen 1843. ¾ Thlr. — Franz Hoffmann, Märchen und Fabeln für kleine Kinder. Stuttg. o. J. Desſelben 1001 Nacht, für die reifere Jugend bearbeitet. Stuttg. o. J. Desſelben, die Volksmärchen des Muſäus für die reifere Jugend bearbeitet. Stuttg. o. J.*)

Die pädagogiſche Literatur, welche zur Ausarbeitung dieſes Artikels dankbar benützt worden iſt, hat der Verfaſſer ebenfalls anzugeben:

Waitz, allgem. Pädagogik, S. 128 ff. Palmer, evang. Pädagogik, 3. Aufl. S. 348 ff. von Raumer, Geſchichte der Pädagogik Bd. III. Abth. 2. S. 212. Baur, Erziehungslehre S. 177. Vgl. Theolog. Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit 1854. 3. S. 724. Völter, Beiträge zur chriſtlichen Pädagogik und Didaktik. S. 63 ff. Schreber, Kallipädie. S. 123. Grube, A. W., pädagogiſche Studien und Kritiken für Lehrer und Erzieher. S. 343 ff. Desſ. Bildung der Jugend im erſten Jahrzehend des Lebens. S. 179. Wieſe, die Bildung des Willens. S. 37. 38. Gilbert, im Programm der Schule der Benderſchen Anſtalt in Weinheim 1849. S. Mager, pädagog. Revue. 1850. April II. S. 137 ff.

G. Veeſenmeyer.

Mäßigkeit und Unmäßigkeit. (Lüſternheit, Naſchhaftigkeit, Gefräßigkeit). Die Edelſten der antiken Welt, um nur an Solon, an die mehrfachen Ausſprüche von Sokrates und Platon zu erinnern, legten großen Werth auf das rechte Maßhalten in körperlicher wie geiſtiger Arbeit und im ſinnlichen wie im äſthetiſchen Genuſſe; ſie erkannten wohl, wie ſehr die Erhaltung der vollen Fähigkeit zu Arbeit und Genuß nur erzielt wird, wenn jede Uebung unſerer Energie das jedem geſetzte Maß nur ſelten überſchreitet, und wie jedes Unmaß im Genuſſe die Luſt des Genuſſes ſelbſt immer mehr abſtumpft oder den Menſchen ſchließlich durch die Erzeugung ſomatiſchen und pſychiſchen Krankſeins

*) Mehrere der Genannten geben auch orientaliſche Märchen in beſonderer Bearbeitung, nicht in Ueberſetzung, zum Theil ganz neu erfunden, und darunter ſehr hübſche Dichtungen. Daß dieſelben mit Vorſicht zu benützen und nicht unbedingt zu empfehlen ſind, iſt bereits bemerkt worden.

der rechten Fähigkeit des Genießens beraubt und nach dem Ausdruck von Sokrates den Menſchen im Falle körperlicher, ſittlicher oder ökonomiſcher Zerrüttung den Aerzten oder Sachwaltern in die Hände giebt.

Wir finden überdies im Alterthum das Verſtändnis der ſchweren Folgen einer zum Volkslaſter werdenden Unmäßigkeit für das Gemeinwohl; daher beſtrafte Sparta von Staats wegen Unmäßige und Schwelger, daher hielt das alte republikaniſche Rom ſtreng auf große Einfachheit in der ganzen Lebensweiſe und ebenſo aus Rückſicht auf das Wohl der Einzelnen als auf das gedeihliche Leben der Gemeinde forderte die apoſtoliſche Kirche von ihren Gliedern ſtrenge Mäßigung der ſinnlichen Genüſſe.

Die Bewohner des Orientes, von Griechenland und Italien — die Kaiſerzeit ausgenommen — waren und ſind noch jetzt von Natur auf größere Mäßigkeit im Eſſen und Trinken und auf eine harmoniſche Behandlung der ganzen Lebensordnung hingewieſen; Unmäßigkeit zumal in grob ſinnlichen Genüſſen iſt dagegen ein Grundzug der nordiſchen und leider zumal der germaniſchen Völker; die Schmauſereien, Spiel- und Trinkgelage unſerer Urahnen haben ſich durch das ganze Mittelalter bis auf unſere Tage fortgeſetzt, und nachdem die Rohheit des Sauſens nach und nach an den Höfen in Abgang gekommen iſt, blieb doch die ſtändige Unmäßigkeit in Tafelfreuden das Erbſtück der vornehmen, gichtkranken Welt und ein üppiger Tiſch die unvermeidliche Ausſtattung unſerer meiſten bürgerlichen Feſte; ebenſo iſt das wüſte Trinken ein Merkmal des tonangebenden Theils unſrer akademiſchen Jugend geblieben. Richtet ſich doch noch heutzutage der Grad der Achtung, in welchem der Burſche bei einem Theil ſeiner Commilitonen ſteht, mit nach dem Quantum der geiſtigen Getränke, welches er bei einem Trinkgelage in den Schlund ſchütten kann, ohne in die höchſten Grade der Alkoholvergiftung zu verfallen, und iſt die methodiſche Einübung des Trinkens ſeit Jahrhunderten eine Hauptaufgabe mancher akademiſcher Genoſſenſchaften. Nicht beſſer ſteht es bei anderen jugendlichen Verbindungen, welche in dieſem Stücke mit den akademiſchen Leiſtungen wetteifern, und während man ſo viel von der veredelnden Wirkung des Geſanges und der charakterbildenden, die Sinnlichkeit unterjochenden Macht des Turnens erwartet und zwar mit Recht, geben ſo manche Geſanges- und Turnfeſte die Belege für die Fortdauer dieſer mittelalterlichen Barbarei. Nur das Laſter der Berauſchung mit Opium oder mit den Zubereitungen des indiſchen Hanfes iſt faſt ausſchließliches Eigenthum der aſiatiſchen Völker geblieben, während dagegen von der neuen Welt aus der Genuß des Tabaks die Gebildeten und Ungebildeten Europas ſich unterworfen hat.

Wie der Erzieher aus ſittlichen, ſo iſt der Arzt aus phyſiſchen Gründen berufen, gegen die Verwüſtung der edeln Menſchennatur durch Völlerei zu ſprechen; der eine wird frühzeitig durch die Beſchädigung ſeiner Geſundheit zur Mäßigkeit gezwungen, der andere, Vorſichtigere erſt ſpäter, wenn ein ſchweres Leiden hereinbricht oder nach und nach ein unaufhaltſamer Zerfall ſeiner Conſtitution, nur dann zu ſpät, den Gehorſam gegen ſtrenge Diät erzwingt; jenes iſt der Fall, wenn ſich an gehäufte oder ſehr grobe Exceſſe die Erſcheinungen eines acuten Leidens des Magens oder von Kopfcongeſtionen, oder Blutſpeien und anhaltender Huſten, häufig die gefürchteten Vorboten der Lungenſchwindſucht, anreihen; langſam und ſchleichend entwickeln ſich dagegen bei den einen die ſog. Stockungen in den Unterleibsorganen ohne oder mit Hämorrhoidalblutungen, ohne oder mit den Vorboten der Gichtanfälle, bei den andern die Zeichen eines zerrütteten Nervenſyſtems, bald in der allgemeinen Form der reizbaren Schwäche und abnehmenden Kraft der pſychiſchen und motoriſchen Thätigkeit, bald als Säuferwahnſinn, als Epilepſie u. ſ. w.

Unſere Aufgabe kann an dieſer Stelle jedoch nur die ſein, auseinanderzuſetzen, wie von den Anfängen der Erziehung an die Mäßigkeit in ſinnlichen Genüſſen durch Zucht und Beiſpiel, ſpäter durch Belehrung zur vollkommenen Gewohnheit werden muß, damit der Menſch in ſeinem ſelbſtändigen Leben um ſo eher in der Lage ſei, daß er ſeinem Ver-

ſtande, welcher ihn durch die Erfahrung an andern und durch eigene Proben über die unmittelbaren und mittelbaren Gefahren der Unmäßigkeit belehrt, und der vernünftigen Selbſtbeſtimmung, welche ihn jede Unterjochung ſeines beſſeren Ichs durch die übermächtig gewordene Sinnlichkeit verachten und als ſchmählich erkennen läßt, auch gegenüber den Verſuchungen des Lebens Folge leiſten kann. Die Mittel hiezu ſind in der That einfach und leicht zu handhaben, wofern nur zur rechten Zeit der Anfang gemacht und mit rechtem Ernſt ihre Anwendung überwacht wird. Es iſt ſchon im Säuglingsalter der ſinnliche Trieb durch ſeine richtige Befriedigung und die ſtrenge Ordnung im Gewähren zu zügeln und iſt jeder Anlaß zur Steigerung und Erweckung übermäßiger und unſtatthafter ſinnlicher Begierden abzuhalten; eine frühzeitige Ueberwachung iſt um ſo nothwendiger, als es eben in der menſchlichen Natur liegt, daß das Bedürfnis nach Speiſe und Trank nicht bloß einfach befriedigt, ſondern durch den ſich raſch entwickelnden Sinn für Wohlgeſchmack und die gebotene mit dem Alter zunehmende Mannigfaltigkeit der Nahrungsmittel das Eſſen und Trinken zum Genuſſe erhoben wird. Es hat einen tiefen Sinn, wenn zwiſchen Nahrungs- und „Genuß"-Mitteln keine Grenze zu ziehen iſt. Nicht ſelten liegt übrigens der Grund, warum ſich zumal bei kränklichen, mit der engliſchen Krankheit oder mit Scrophuln behafteten Kindern eine unnöthige Eßluſt, ein Trieb nach maſſenhafter Aufnahme der gewöhnlichen, ſelbſt der gröbſten und einfachſten Koſt, oder bei andern eine Lüſternheit nach einzelnen beſonderen Nahrungs- und Genußmitteln, eine pathologiſche Naſchhaftigkeit, einſtellt, lediglich in einer geſtörten Function des Magens und einer dadurch gegebenen anomalen Aeußerung des Gefühles von Nahrungsbedürfniß, Hunger und Durſt; unter ſolchen Umſtänden müſſen den pädagogiſchen Mitteln diätetiſche Maßnahmen und Arzneigebrauch vorangehen.

Für den Erzieher liegt die Hauptſache in dem Fernhalten, in der ſpäteren Kindheit in dem ſparſamen Gewähren aller Genüſſe, welche den Gaumen kitzeln und die Begierde nach Leckereien erwecken, ebenſo in der ſtrengen Einhaltung der Zeiten des Eſſens, welches übrigens dem Bedürfniſſe vollkommen genügen muß, ohne dasſelbe zu überſchreiten; durch das Maßhalten in der Menge verhütet man die Angewöhnung an Gefräßigkeit, durch die ſtrenge Ordnung beſchränkt man den ſinnlichen Trieb nach Nahrung und die ſinnliche Luſt bei ihrem Genuſſe auf das rechte Maß. Ein Kind, welches zu eſſen bekommt, ſo oft es ihm einfällt, wird ſich viel zu viel in ſeinen Gedanken mit dieſem Genuſſe beſchäftigen und vollends ein Kind, deſſen Gaumen man unzeitig mit Süßigkeiten kitzelt, dem man die Freude faſt nur in Form dieſes Genuſſes gewährt, dem man nichts vom Tiſche der Erwachſenen und nichts außer der Zeit verſagen kann, oder welchem man geſtattet unliebſame, einfache Speiſen zu verſchmähen und dafür ſeinen Appetit vorzugsweiſe am Lieblingsgerichte zu ſtillen, muß nothwendig ſich an eine Ueberladung des Magens und an ſinnliche Begehrlichkeit überhaupt gewöhnen; hier fehlt es alsdann immer an dem rechten Gehorſam und der guten Richtung des Willens, daher die Folge, daß die ſinnliche Begierde leicht zu ſchlechten Mitteln verführt wird, um die Lüſternheit und Naſchhaftigkeit zu befriedigen; hieher gehört auch die widerwärtige Unart, daß das Kind bei jedem, welchen es eſſen oder im Beſitze eines eßbaren Stückes ſieht, zudringlich fordert, oder daß es das Gewünſchte durch Schmeichelei erſchleicht und ſich auf dieſem Wege in dies ganz unkindliche Laſter der Heuchelei einlebt. Ganz angemeſſen iſt dagegen die ausnahmsweiſe Gewährung von Genüſſen dieſer Art, nicht nur um der Freude des Kindes willen, ſondern auch um es durch dieſes nur zeitenweiſe Geſtatten an das Lernen des Entbehrens und die Zufriedenheit mit dem Dargereichten beſſer zu gewöhnen.

Iſt die Nahrung des Kindes nach und nach an Speiſen und Getränken mannigfaltiger und vermöge ihrer Beſchaffenheit ſinnlich reizender geworden, ſo iſt gleichwohl dieſelbe Beſchränkung des Eſſens auf beſtimmte Zeiten, derſelbe Ausſchluß des für ſein Alter Unpaſſenden und dieſelbe Einhaltung eines richtigen Maßes zu beobachten;

erſt ſpäter, wenn die Regel vollkommen eingelebt iſt, weiche man der Kräftigung des Magens wegen manchmal ab, laſſe bei beſonderen Gelegenheiten mehr und außer der Zeit genießen; immer aber verſage man Genüſſe, welche für den nicht erwachſenen Menſchen nichts taugen, namentlich verbiete man bei den Jungen den Tabak, ein narkotiſches Gift, welches nur für den geſunden Erwachſenen nach voller Angewöhnung und bei mäßigem Gebrauche meiſtens unſchädlich iſt. Im Kindesalter iſt es überdies eine weitere Quelle der Begehrlichkeit und geiſtigen Naſchhaftigkeit, wenn man dem Kinde auf einmal oder zu raſch nach einander eine bunte Mannigfaltigkeit von Spielſachen darbietet.

Für das ſpätere Alter, welches noch in den Bereich der Thätigkeit des Erziehers gehört, hat als ein weiteres und weſentliches Stück die Belehrung über die Folgen der Unmäßigkeit für die leibliche Geſundheit und für die Sittlichkeit hinzuzutreten und iſt das Ehrgefühl des jungen Mannes, welcher ſich doch wohl zu den „Gebildeten“ zählt und einer ſchönen, wirkungsreichen Zukunft entgegenblickt, zu erwecken.

In erſter Beziehung halte man beſonders der Berufung auf ſchlimme Altersgenoſſen, welche ſich trotz ihrer Unmäßigkeit guter Geſundheit erfreuen, die allgemeine Erfahrung entgegen, daß ſich der Schaden an der Geſundheit, wenn auch ſpät, doch regelmäßig einſtellt; es wird auch nicht an warnenden Beiſpielen aus dem Kreiſe der Bekannten fehlen, wie der eine durch häufige Unmäßigkeit im Eſſen nach dem bekannten Sprichwort ſeine Luſt und Kraft zu geiſtiger Arbeit immer wieder ſtört; wie ein anderer ſeine Anlagen zu Bruſtleiden durch Unmaß in berauſchenden Getränken raſch zu voller Krankheit geſteigert hat; wie ein dritter durch anhaltende Kopfleiden gerade in den Jahren, wo eine angeſtrengte Geiſtesarbeit die Vorbedingung zur Erreichung eines äußeren Lebensziels bildet, lahmgelegt iſt und ſeine geknickte Kraft durch Waſſercuren und Seebäder, ſtrenge Diät und allerlei Medicamente wieder aufzurichten ſucht.

Sodann iſt mit Ernſt der Gefahren zu gedenken, die ſich aus jeder die vernünftige Willensbeſtimmung der aufgeregten Sinnlichkeit unterwerfenden Schwelgerei an der Tafel mit gefülltem Becher ergeben; wer im Müſſiggange ſeinen Gaumen mit üppigen Gerichten bis zur Ueberſättigung kitzelt und wer dem Bacchus ein volles Opfer dargebracht hat, bleibt nicht der Mann, um einer Verführung zum Dienſte der Venus zu widerſtehen; gerade in Beziehung auf dieſen Punct iſt es beſchämend für die menſchliche Natur, wie raſch die ſittliche Selbſtbeherrſchung dem entfeſſelten Naturtrieb unterliegt.

Sodann muß ſich der „Gebildete“, welcher grobſinnlichen Genüſſen ſich hingiebt, ſchämen, in dieſer Beziehung auf gleicher Stufe zu ſtehen mit den Roheſten des Volkes, deren Glückſeligkeitsideal durch das möglichſt ergiebige Füllen des Magens, durch das Verſenken des Geiſtes in die Traumwelt der Alkoholnarkoſe und die Luſt des rein ſinnlichen Geſchlechtsgenuſſes erfüllt iſt; wie unwürdig iſt es eines jungen Mannes, der nach edler Geſtaltung ſeines Charakters ringt, wenn er die Herrſchaft über ſich ſelbſt an den Alkohol hingiebt, ſich von dieſem in einen ſchwatzhaften Gecken oder einen händelſüchtigen Prahlhans oder in ein gelungenes Bild des Blödſinns verzaubern läßt, und dann am andern Tage vernehmen muß, wie er anderen zum Geſpött oder Abſcheu geworden iſt, oder wenn er mit ernüchtertem Geiſte die Ausſchweifungen der wüſten Stunden ſelbſt verdammen muß. Gerade über den Misbrauch des Weins hat Uhland in ſeiner Ballade „die Bildſäule des Bacchus“ goldene Worte geſungen.

Jemehr die Ausſchweifung zur Gewohnheit geworden, um ſo weniger wird es gelingen, ihre Ketten abzuſtreifen, und um ſo weniger darf ihr Sklave erwarten, im öffentlichen Leben, in der Familie, in ſeinem Innern das dauernde Glück zu erhaſchen, das ihm in ſeinen beſſeren Tagen als Lebensziel vorgeſchwebt iſt.

Der gereiftere Jüngling mag ſich endlich auch an die Macht des Beiſpiels im Guten wie im Schlechten erinnern und wenn er ein Herz für ſein Volk hat, der Nemeſis gedenken, welche noch jedes rohe oder gebildete Volk ereilt hat, das ſich dem

Schwelgen hingab; denn trefflich sagt Johann Peter Frank (System einer vollst. med. Policei, IX, 17): „Man gebe mir das männlichste Volk, seine Gesundheit soll wie der ersten Menschen ihre sein, die einfache Kost führten und von wenigen moralischen und physischen Uebeln etwas wußten; ich will noch vor meinem natürlichen Ende alle Sehnen dieser Naturen abgespannt und ihre beste Anlage in die schlimmste verwandelt sehen, wenn ein Feind dieses Geschlechts den Vortheil gefunden hat, die natürliche einfache Nahrung zu verdrängen und sie mit einer allgemeinen und anhaltenden Schwelgerei zu verwechseln. Man hat eingestehen müßen, daß die größten Reiche allemal ihrem Untergange am nächsten gekommen waren, wenn der Luxus und besonders die Verschwendung in den Nahrungsmitteln am höchsten gestiegen waren. Nicht aber daß der größere Aufwand allein den Sturz befördert habe, . . . sondern die Entnervung derjenigen, welche mit ihrem Muthe das Vaterland zu vertheidigen haben, die Abartung derjenigen, welche, um ihres Geistes Kräfte zum Nutzen des Staats nach Erfordern verwenden zu können, eines gesunden Körpers bedürfen, und endlich die Verzärtelung aller derjenigen, deren Dasein einen näheren Bezug auf das gegenwärtige Wohl des Gemeinwesens hat, diese stürzen ganze Reiche in ihr voriges Nichts zurück und machen die Söhne der Ländereroberer zu den elendesten Sklaven der Aerzte."

Vergl. die Art. Ehrlichkeit, S. 59, erste Kindheit und Körperliche Erziehung. Ferner Schreber, Kallipädie, S. 76, 149, 166, 277; Schnell, organ. Erziehungspflege, S. 77; Palmer, ev. Pädagogik, S. 178; Raumer, Gesch. der Pädag. III, 2, S. 142; Reich, Nahrungs- und Genußmittelkunde II, 1, S. 5.

Dr. R. Köhler.

Materialismus in der Erziehung, s. Erziehung, falsche Richtung.

Mathematik. Der Name der Mathematik (von μάθημα, die Kenntnis, das Wissen) bezeichnet den Charakter dieser Wissenschaft, welche vor allen übrigen durch Anschaulichkeit ihrer Grundvorstellungen, durch Klarheit und Schärfe ihrer Begriffe und endlich durch die streng logische Verknüpfung von Grundsätzen, Schlüssen und Folgerungen jeden ihrer Aussprüche zur völligen Gewißheit zu erheben bestrebt ist. Der Grundbegriff, auf welchem sie beruht, ist der der Größe oder Quantität, daher man sie auch wohl mit dem deutschen Wort Größenlehre zu bezeichnen pflegt.

Dieser Grundbegriff der Größe ist aufs engste mit dem der Begrenzung oder Endlichkeit verbunden, indem man zu deutlicher Vorstellung einer Größe nur dadurch gelangt, daß man etwas als abgesondert von allem gleichartigen betrachtet. Dies ist z. B. mit der Vorstellung eines Würfels oder Quadrats, eines Monats oder Tages der Fall, die als abgesonderte, bestimmte Theile des Raumes oder der Zeit gedacht werden. Insofern nun, als die klare Vorstellung von Größe auf derjenigen eines Begrenzten, Endlichen beruht, darf man behaupten, daß Größen, die Gegenstand deutlicher Erkenntnis sein sollen, endlich sein müßen. Der Begriff unendlicher Größen, wie des Raumes und der Zeit überhaupt, drängt sich allerdings im Gegensatz jener dem Gedanken auf, so wie man sich auch eine ins Unendliche fortgesetzte Theilung einer Größe denken kann. Insofern die Mathematik auf deutlichste Erkenntnis ihrer Wahrheiten ausgeht, wird sie (wenigstens in ihren Anfangsgründen) endliche Größen zum Gegenstande ihrer Betrachtungen wählen müßen; sie kann es aber nicht vermeiden, auch die Vorstellung einer unendlichen Theilung, so wie der Summirung von unendlich vielen Theilen gelegentlich in dieselben aufzunehmen.

Jede endliche Größe ist als etwas begrenztes, außer welchem sich ein anderes begrenztes gleicher Art vorstellen läßt, einer zwiefachen Veränderung, der Vermehrung oder der Verminderung fähig, je nachdem man sich dieses Andere zu ihm hinzu oder von ihm hinweg denkt. Da nun aber die Größe bei stets fortgesetzter Vermehrung doch immer eine begrenzte bleibt, so kann man damit nie zu einem Größten gelangen. Eben so wenig ist es möglich, durch fortgesetzte Verminderung auf ein absolut Kleinstes zu kommen. Hieraus giebt sich also ein unbegrenztes Zu- und Abnehmen, ein Fort-

ſchreiten ins Unendlichgroße und Unendlichkleine bei immer fortgeſetzter Veränderung einer endlichen Größe zu erkennen, ohne daß dieſe dabei in ein abſolut Unendliches übergehen könnte. Die Vergrößerung oder Verminderung kann aber der Art ſein, daß dadurch eine unaufhörliche Annäherung an eine beſtimmte Größe erfolgt, welche dann die Grenze der allmählig vermehrten oder verminderten genannt wird. In dieſem Sinn iſt z. B. die Kreisfläche die Grenze aller umſchriebenen oder eingeſchriebenen Polygone, und wie in dieſem Beiſpiel kann häufig zwiſchen Größen, die ihrem Begriff nach weſentlich verſchieden ſind, für unſere Vorſtellung eine Annäherung ans Unendliche ſtatt finden.

Der Begriff der Größe geſtattet eine willkürliche Zerlegung in beliebige Theile, die ſtets gleichartig unter einander und mit dem Ganzen bleiben, und aus denen man ſich dieſes wiederum als zuſammengeſetzt vorſtellen kann. Da aber nicht jede Größe in der Wirklichkeit eine ſolche Theilung erlaubt, ſo iſt man genöthigt, einen Unterſchied zwiſchen jenen willkürlich zerlegbaren, ſtetigen oder continuirlichen Größen und ſolchen zu machen, die aus Beſtandtheilen zuſammengeſetzt ſind, an denen weiter keine Theilung vorgenommen werden kann, ohne ihren Begriff aufzuheben, weshalb man ſie als discrete oder durch ihre Natur bereits geſonderte Größen von jenen unterſcheidet. (Alle Zeit- und Raumgrößen ſind ſtetig, alle aus individuellen Dingen zuſammengeſetzte ſind discrete oder geſonderte Größen.)

Mag man nun die eine oder die andere Claſſe von Größen in Betracht ziehen: immer wird man, um ein beſtimmtes Quantum aufzufaſſen, angeben können, wie viel entweder von ſelbſt oder durch unſere Willkür geſonderte, gleiche Theile in ihr enthalten ſind. Man ſieht alſo, daß der einzelne Theil, welchen man als Maß des gegebenen Ganzen oder als die Einheit betrachtet, woraus jenes als Vielheit ſich erzeugt, bei continuirlichen ganz unſerer Willkür oder den Umſtänden überlaſſen, bei discreten aber durch ihre Natur immer gegeben iſt. Die deutliche Erkenntnis irgend eines Quantums fordert die unmittelbare Vorſtellung jenes urſprünglich Einfachen, wovon es als ein (durch mehrfaches oder auch theilweiſes Setzen) Entſtandenes betrachtet werden kann. Sind zwei gleichartige verſchiedene Größen fähig, aus demſelben Maß gebildet zu werden, ſo nennt man ſie commenſurabel und jenes Maß ein beiden gemeinſchaftliches. Giebt es hingegen für ſie kein gemeinſchaftliches Maß, ſo werden ſie incommenſurabel genannt.

Wenn man, um eine ſtetige Größe ihrem Inhalte nach erkennen, beſtimmen und angeben zu können, eine Zerlegung derſelben in einfache Beſtandtheile vorgenommen denkt, ſo wird ſie eben dadurch zu einer discreten gemacht. Man kann alſo alle Größen, inſoferne ſie in geſonderte zerlegt werden können, als aus Einheiten zuſammengeſetzt denken. Dies iſt der Weg, den die Arithmetik bei der Behandlung von Größen aller Art einſchlägt, indem ſie dieſelben in Einheiten zerlegt und mit dieſen weitere Operationen (Verbindungen und Trennungen) vornimmt. Die Zeichen, deren ſie ſich zu ſolcher Abſicht bedient, ſind theils Andeutungen des Inhalts der Größen, theils Andeutungen der damit vorzunehmenden Operationen, und indem ſie dieſe Symbole zum Gegenſtande ihrer Betrachtungen macht, hat ſie es nicht unmittelbar mit den Größen ſelbſt, ſondern nur mit den Andeutungen derſelben und ihren Verbindungen zu thun. Indem die Arithmetik verſchiedene, aber gleichartige Größen auf irgend ein beliebiges Maß als deren Einheit bezieht, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, ob jene Größen ein Vielfaches dieſer Einheit ſein mögen oder nicht, behandelt ſie dieſelben als beliebig zerlegbar, d. h. als ſtetig, ſelbſt in Fällen, wo ſie entſchieden als discrete Größen gegeben ſind (wie wenn z. B. die Hälfte von 7 Perſonen genommen werden ſoll). Obgleich es zur ausdrücklichen Bedingung gemacht werden kann, daß man die Einheiten als untheilbar betrachte, welches in der That in einem beſondern Zweige der Arithmetik (der höhern Zahlenlehre) geſchieht, ſo fordert doch die Allgemeinheit ihrer Unterſuchungen, daß ſie Größen aller Art als beliebig theilbar behandle, ſofern

nicht etwa das Gegentheil vorgeſchrieben wird. Der Widerſpruch zwiſchen einer Angabe, welche Theile der Einheit ausdrückt und der Vorſtellung, daß die Einheit untheilbar ſei, iſt dadurch zu beſeitigen, daß man ſich in ſolchen Fällen mit einer annähernden Beſtimmung begnügt, indem man Einheitstheile fallen läßt oder die genaue Beſtimmung unter der Fiction, daß eine Theilung möglich wäre, gelten läßt.

Im Raume erſcheinen die Größen in der Stetigkeit ihres Zuſammenhangs als Körper, Flächen, Linien. Mit dieſen Raumgrößen, ſowohl mit der von ihrer Begrenzung gegebenen Form, der durch ihre gegenſeitige Beziehung gegebenen Lage, als dem auf ein gleichartiges Maß bezogenen Inhalte, beſchäftigt ſich die Geometrie. Jene Form und Lage der Raumgrößen iſt es, wodurch ſie zu einem Gegenſtande der unmittelbaren Anſchauung werden und die höchſte Deutlichkeit des Begriffs und der Erkenntnis gewähren. Die Betrachtung der räumlichen Form und Lage iſt daher das der Geometrie weſentlich Eigenthümliche; nicht ſo des räumlichen Inhalts. Denn hier tritt, um das allgemeine Verfahren der Größenbeſtimmung zur Anwendung zu bringen, die Nöthigung ein, jene ſtetigen Größen durch die Beziehung auf ein als Einheit gewähltes Maß in der Vorſtellung zu discreten zu machen, ohne dadurch ihre fernere Theilbarkeit zu beſchränken. Die Geometrie, inſoferne ſie den Inhalt der Raumgrößen betrachtet, bewegt ſich alſo innerhalb der Vorſtellungen der Arithmetik und geſtattet eine ſpecielle Anwendung derſelben, wodurch einzelne Zweige der Mathematik ſich als eine innige Verbindung von Geometrie und Arithmetik darſtellen, wie dies namentlich von der Trigonometrie und der analytiſchen Geometrie gilt.

Das Syſtem der Mathematik, welches auf dem Fundament der hier entwickelten Grundbegriffe ruht und durch conſequente Fortbildung der aus ihnen fließenden Betrachtungen ſich im Laufe der Zeiten geſtaltet hat, umfaßt als einzelne Zweige der Wiſſenſchaft:

A. Arithmetik. I. Niedere Arithmetik (auch wohl Rechenkunſt genannt), welche die verſchiedenen Operationen an beſtimmten Zahlen vornimmt und an dieſen als Beiſpielen ihre Lehrſätze und Regeln zur Darſtellung bringt. Sie gründet ihre Numeration auf ein gegebenes Zahlenſyſtem (das dekadiſche), und bildet nach dieſem folgerecht ebenſowohl die Theile der Einheit (Decimalbrüche) als deren Vielfaches. Wenn ſie auch die Form der Gleichungen vermeidet, ſo behandelt ſie dennoch vielfache dahin einſchlagende Aufgaben, namentlich aber ſolche, welche auf dem Begriff der Verhältnisgleichheit beruhen (unter dem Namen von Regel de tri und Kettenregel). Von beſonderer Wichtigkeit für eine deutliche und ſcharfe Auffaſſung ihrer Begriffe und Operationen iſt in der ſpeciellen oder niedern Arithmetik die Unterſcheidung der benannten (auf eine beſtimmte concrete Einheit bezogenen) und der unbenannten Zahlen, namentlich bei der Multiplication, Diviſion und der Verhältnisregel. Der höheren Zahlenlehre entlehnt ſie, beſonders in der Bruchrechnung, die elementarſten Sätze über Primzahlen und deren Verbindung, ſo wie ſie überhaupt als niedere Stufe der wiſſenſchaftlichen Arithmetik betrachtet werden muß, auf deren Verſtändnis ſie durch eine an Beiſpielen in beſtimmten Zahlen geübte Gedankenentwicklung vorbereiten ſoll.

II. Allgemeine Arithmetik, die ſich zur Andeutung der Zahlen, welche ſie zum Gegenſtande ihrer Betrachtungen nimmt, völlig allgemeiner Symbole (der Buchſtaben) bedient, welche alle Arten derſelben (ganze wie gebrochene, poſitive und negative, bekannte und unbekannte, beſtändige wie veränderliche Werthe) bezeichnen können. Als beſondere Abtheilungen derſelben unterſcheidet man:

1) Buchſtabenrechnung, welche die arithmetiſchen Grundoperationen in vielſeitigen Buchſtabengrößen (ſ. g. Polynomen) ausführt, die Lehre von den Potenzen und Wurzeln in ihrer Allgemeinheit entwickelt und damit die der elementarſten Zahlenreihen (der ſ. g. Progreſſionen) verbindet.

2) Algebra oder Lehre von den Gleichungen und ihrer Auflöſung, ſowohl der allgemeinen oder Buchſtabengleichungen vom erſten, zweiten, dritten und vierten Grade,

wie der mit bestimmten Zahlencoefficienten gegebenen oder numerischen Gleichungen von höheren Graden überhaupt.

3) Analysis (s. d. A.) oder Functionenlehre, die sich mit der Entwicklung geschlossener arithmetischer Ausdrücke in unendlich fortschreitende Reihen, so wie umgekehrt mit der Reduction solcher Reihen auf geschlossene Ausdrücke (Summation der Reihen) beschäftigt.

4) Zahlentheorie oder höhere Zahlenlehre, deren Gegenstand die verschiedenen Eigenschaften und gegenseitigen Beziehungen der Zahlen von bestimmtem Inhalt oder einer bestimmten gemeinsamen Form bilden. Ihre Untersuchungen beschränken sich in der Regel auf ganze Zahlen, deren Theilbarkeit durch andere, Zusammensetzung aus Primfactoren u. s. w. in Frage kommt.

Für alle genannte Abtheilungen der allgemeinen Arithmetik leistet die s. g. Syntaktik oder Combinationslehre eine zweckmäßige Beihülfe. Dieselbe betrachtet nämlich die möglichen Zusammenstellungen aus einer gegebenen Menge verschiedener Dinge oder Elemente, wie solche bei arithmetischen Operationen sehr häufig in Beziehung auf Zahlen gefordert werden. Da die Combinationslehre nicht auf dem Grundbegriffe einer verschiedenen Größen gemeinsamen, gleichartigen Einheit beruht, ist sie streng genommen nicht als eine Abtheilung der Arithmetik zu betrachten, sondern nimmt vielmehr eine selbständige Stellung ein. Daher darf man eine ihrer interessantesten Anwendungen, die Wahrscheinlichkeitsrechnung, nicht als Bestandtheil der allgemeinen Arithmetik betrachten, wie sehr sie auch deren Dienste in Anspruch nimmt.

III. Differential- und Integralrechnung, die man auch als höhern Calcül oder Analysis des Unendlichen zu bezeichnen pflegt, beruhend auf der Vorstellung, daß das Verhältnis zwei gleichzeitig abnehmender Größen, wenn dieselben verschwindend klein gedacht werden, immer mehr einem bestimmten Werthe sich nahere, den man deshalb Grenzverhältnis zu nennen pflegt. Die Aufgabe der Differentialrechnung besteht darin, ein solches für gegebene Functionen veränderlicher Größen zu suchen, die Aufgabe der Integralrechnung dagegen, aus dem gegebenen Grenzverhältnis die ursprünglichen Functionen wiederherzustellen.

B. Geometrie. I. Geometrie der Ebene (Planimetrie), alle räumlichen Gebilde, Linien, Winkel und Figuren in einer Ebene voraussetzend. Ihre Betrachtungen richten sich theils auf die völlige Uebereinstimmung (Congruenz), theils auf die Gleichheit der Form (Aehnlichkeit), theils auf die Inhaltsbestimmung der Figuren.

II. Ebene Trigonometrie, welche die gegenseitige Abhängigkeit zwischen den Bestandtheiten (Seiten und Winkeln) des Dreiecks auf dem Wege der Rechnung ausdrückt, indem sie die Zahlenverhältnisse der Seiten rechtwinkliger Dreiecke als s. g. goniometrische Functionen zu Hülfe nimmt.

III. Geometrie des Raumes oder körperliche Geometrie (Stereometrie), welche ihre Betrachtungen räumlicher Gebilde nicht mehr auf eine einzige Ebene beschränkt, sondern Linien und Flächen in den verschiedensten Lagen nach allen Dimensionen des Raumes annimmt. Auch hier scheiden sich die Untersuchungen über Congruenz, Aehnlichkeit und Inhaltsbestimmung in besondere Abtheilungen.

IV. Sphärische Trigonometrie, d. i. Betrachtung der auf einer Kugeloberfläche durch drei größte Kreise gebildeten sphärischen Dreiecke nach trigonometrischer Auffassung mit Hülfe der Winkelfunctionen.

V. Descriptive (darstellende, beschreibende) Geometrie, die es sich zur Aufgabe macht, räumliche Gebilde aller Art (Linien, Winkel, Figuren, Körper) durch Zeichnung auf zwei senkrecht zu einander gedachten Ebenen zu projiciren.

VI. Analytische Geometrie, welche durch Anwendung der Buchstabenrechnung auf geometrische Vorstellungen die Untersuchung derselben einer völlig arithmetischen Behandlung unterwirft, wobei der Begriff veränderlicher Größen die Grundlage bildet. Wie sie deren zwei als Coordinaten einer Linie in einer Ebene gebraucht,

ſo wendet ſie drei für die Oberfläche eines Körpers oder einer doppelt gekrümmten Linie im Raume an.

Wenn Differential- und Integralrechnung in die Betrachtungen der analytiſchen Geometrie hineingezogen werden, pflegt man ihr auch wohl die Benennung höhere Geometrie beizulegen. Man denkt ſich nämlich die veränderlichen Größen (Coordinaten) gleichzeitig um gewiſſe Incremente wachſend und das Verhältnis derſelben bei fortwährender Verkleinerung einer beſtimmten Grenze ſich nähernd, ſo wie Flächen- und Körperräume in eine unendliche Menge unendlich kleiner Schichten zerlegt, welche die Integralrechnung zu ſummiren im Stande iſt.

Als eine intereſſante und lehrreiche Zugabe zur ebenen Geometrie empfiehlt ſich die Betrachtung der ſ. g. geometriſchen Oerter, d. h. der in ihren ſämmtlichen Puncten einer gegebenen Bedingung entſprechenden Linien, wobei der Begriff der Veränderlichkeit ebenfalls die Grundlage bildet.

Geſchichte der Mathematik. Es iſt begreiflich, daß der Urſprung der Mathematik hiſtoriſch ſich nicht nachweiſen läßt. Die einen ſuchen ihn in Chaldäa oder in Aegypten, die andern in Indien oder in China; die erſten zuverläſſigen Quellen der Wiſſenſchaft aber, auf welche unſere Kenntnis ihres früheren Zuſtandes ſich gründet, finden wir (abgeſehen von einigen Schriften der Hindus) bei den Griechen, die eine große Anzahl hervorragender Mathematiker aufzuweiſen und uns die werthvollſten Werke mathematiſchen Inhalts hinterlaſſen haben. Zu jenen gehören Thales von Milet (640 v. Ch.), ſowie Pythagoras (540) und Plato (400), die ſämmtlich ihre mathematiſche Bildung bei den ägyptiſchen Prieſtern geſucht haben ſollen, nebſt den Zeitgenoſſen des letztern, Menächmus, Eudoxus und Ariſtäus, beſonders aber Euklides (300 v. Ch.), der berühmte Verfaſſer der Elemente. Gleichzeitig mit ihm lebte Archimedes (250), der größte Mathematiker des Alterthums, welchem zunächſt Apollonius von Perga (200) ſich anſchließt, der ſeinen Ruhm durch mehrfache Schriften, namentlich aber durch die allgemeine Darſtellung der Kegelſchnitte begründete. Die Werke der letztgenannten großen Männer bezeichnen die glänzendſte Epoche der Mathematik im Alterthum und zeigen namentlich in den Unterſuchungen der Geometrie eine bewunderungswürdige Strenge und Vollendung. Erwähnungswerth ſind ferner Eratoſthenes (250) und Nikomedes, beſonders aber Hipparchus (beide 150 v. Ch.), letzterer der größte Aſtronom des Alterthums und eigentliche Begründer der mathematiſchen Aſtronomie, während ſein ſpäterer Nachfolger Ptolemäus (125 n. Ch.) die erſte Darſtellung der ebenen und ſphäriſchen Trigonometrie lieferte. Neben ihm muß Menelaus (80 n. Ch.) als einer der ſcharfſinnigſten Mathematiker jener Zeiten genannt werden.

Mit dem zweiten Jahrhundert nach Chriſti Geburt erlöſchen die Namen der originalen griechiſchen Mathematiker und ſtatt ihrer treten nun eine Reihe gelehrter Commentatoren auf, die aus der griechiſchen Schule von Alexandria hervorgehen. Der bedeutendſte unter dieſen iſt Pappus, der gegen das Ende des 4. Jahrhunderts in ſeinen mathematiſchen Sammlungen die zerſtreuten Entdeckungen der vorzüglichſten Mathematiker zuſammenſtellt und eine Menge erläuternder Bemerkungen hinzufügt. Außer ihm ſind aus jener ſpäteren Periode Serenus, Diokles, Proklus; Iſidorus von Milet und Eutocius zu erwähnen, welche ſämmtlich der alexandriniſchen Schule angehören.

Nachdem die Araber die Herrſchaft über Aegypten gewonnen, wo ihr Glaubenseifer die ſchriftlichen Denkmäler griechiſcher Wiſſenſchaft zerſtörte, wurden ſie unter der milderen Regierung ihrer Chalifen ſelbſt zu Pflegern der Aſtronomie und demzufolge auch der Mathematik, deren Kenntnis ſie theilweiſe den Schriften der Griechen, großentheils aber auch den Indern verdankten, bei denen wir die eigentliche Grundlage unſers gegenwärtigen Lehrgebäudes der Arithmetik zu ſuchen haben. Denn die von dem Engländer Colebrooke gegebene Ueberſetzung des im Sanskrit geſchriebenen Werks des Brahmegupta über Algebra und Arithmetik, welches dem ſechsten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung angehört, aber auf einen noch ältern Autor, Namens Aryabhatta, Be-

ziehung nimmt, macht es unzweifelhaft, daß den Hindus das Verdienst gebührt, für diese Zweige der Mathematik nicht nur den Grund gelegt, sondern dieselben auch zu einem bedeutenden Grade der Vollkommenheit gefördert zu haben. In dem frühesten der uns bekannten mathematischen Werke der Araber, der Algebra des Mohamed ben Musa, der unter dem Chalifen Al Mamun (814—833) lebte, findet man astronomische Tafeln indischen Ursprungs und überhaupt die größte Uebereinstimmung in der Darstellung arithmetischer Lehren mit den Schriften der Hindus, während andererseits, nach Weise der Griechen, geometrische Betrachtungen in die Arithmetik gezogen werden. Ein solches Zusammenfließen mathematischer Untersuchungen aus griechischen und indischen Quellen zeigt sich nicht minder in den späteren Schriften der Araber, unter denen die von Abul Wefa, Al Sindjiari, Albatani, Mohamed Geber, Alkhayami und Alhazen besonders zu erwähnen sind. Zum Theil liefern sie Uebersetzungen griechischer Werke (z. B. der Arithmetik des Diophantus und der Kegelschnitte des Apollonius) und erscheinen in dieser Beziehung von hohem Werth für die Geschichte der Wissenschaft. Diese zeigt uns in der Mathematik der Araber, ohne daß dieselbe original und productiv genannt werden könnte, das wichtige Mittelglied, welches das mathematische Wissen alter und neuer Zeit verknüpft, und in welchem Arithmetik und Geometrie, aus verschiedenen Quellen entsprungen, enger zusammengeflossen sind.

Als die Araber durch Ausdehnung ihrer Herrschaft über Spanien wie über Kleinasien, vornehmlich aber in Folge der Kreuzzüge, ein näheres Verhältnis zur Cultur Europas gewannen, konnte es nicht fehlen, daß diesem auch ihre mathematischen Kenntnisse zu gute kamen. Dies zeigt u. a. eine Schrift von Leonardo Bonacci, aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts, deren Inhalt zum Theil aus der Algebra von Mohamed ben Musa geschöpft ist. Von nun an findet die Mathematik Aufnahme und Pflege in den verschiedensten Gegenden Europas, in Frankreich, England und Deutschland wie in Italien. So werden uns außer Leonardo Bonacci oder L. von Pisa (1200), Jordanus von Nemours (1230), Campanus von Novara (1250), der Pole Vitellio (1260), Gerard von Cremona, Albertus Magnus von Cöln und der Engländer Roger Bacon (ebenfalls aus dem 13. Jahrhundert) als der Mathematik kundige Männer genannt. Zu ihnen kommen im 14. Jahrhundert in Italien Bianchini aus Bologna, Angelo aus Florenz, und Novera, der Lehrer von Copernicus, in Frankreich Jacob Lefevre, in Deutschland Joh. Engel. Aber erst im 15. Jahrhundert begegnen wir auf diesem Felde bedeutenderen Namen: einem Lucas de Borgo und Petrus de Alliaco in Italien, Nicolaus de Cusa, Purbach und Regiomontanus in Deutschland. Von jener Zeit an, wo die Wissenschaften neu erblühen, nehmen auch die mathematischen Studien und Forschungen bei allen Culturvölkern Europas einen neuen Aufschwung, so daß schon im 16. Jahrhundert die Namen ausgezeichneter Mathematiker in größerer Zahl auftreten. Zu ihnen gehören in Italien Maurolycus, Cardanus, Tartalea, Lodovico Ferrari, Bombelli; in Frankreich Ramus, Commandie und Fernel; in Deutschland Johann Werner, Ludolf van Ceulen (von Cöln) und Adrianus Romanus. Aber vollends mit dem folgenden 17. Jahrhundert entfaltet sich im Gebiet der Mathematik wie der Naturlehre ein Reichthum der Forschungen und Entdeckungen, der um so mehr in Erstaunen setzen muß, als gerade in jene Periode der verheerende und ganz Europa beschäftigende dreißigjährige Krieg, so wie die bekannten Raubkriege Ludwigs XIV. fallen. Italien, Frankreich, Holland, England und Deutschland wetteifern in Hervorbringung großer Mathematiker, von denen hier nur Cavalleri, Pascal, Fermat, Roberval, Wallis, Harriot, Snellius, vor allen aber Descartes, Huyens, Newton und Leibniz genannt werden mögen, so wie die unsterblichen Begründer der neueren Mechanik und Astronomie, Galiläi und Kepler. Es ist dies in der Geschichte der Mathematik die merkwürdige Periode, in welcher über dem Fundament der schon vorhandenen eine neue Wissenschaft aufgebaut ward, die man gegenwärtig kurz mit dem Namen der höhern Mathematik zu bezeichnen pflegt. Gefördert wurde dieselbe durch die Brüder Johann

und Jacob Bernoulli, Fontaine, Taylor, Cotes, Moivre, de l'Hopital, Maclaurin, d'Alembert und besonders durch Leonhard Euler, denen man noch eine bedeutende Zahl vorzüglicher Mathematiker des 18. Jahrhunderts hinzufügen könnte. Am Ende desselben und hineinragend in das folgende, erblicken wir als ausgezeichnet vor andern besonders die Franzosen Lagrange, Legendre, Monge und Laplace, in Deutschland aber den an mathematischem Tiefsinn und Erfindungsgeist alle seine Zeitgenossen überragenden Gauß.

Wenn wir nach diesen kurzen Andeutungen der Perioden, welche uns die Geschichte der Mathematik vor Augen stellt, zu einer gedrängten Darstellung der Entwicklung ihrer beiden Hauptzweige, der Arithmetik und Geometrie, übergehen, so geschieht dies billig mit der beschränkenden Rücksicht auf den Antheil, den diese Wissenschaften an der höheren Jugendbildung überhaupt nehmen, wie solche von unsern Mittelschulen aufgefaßt wird; eine Ausdehnung der geschichtlichen Entwicklung, wie ein umfassendes Studium der Mathematik sie fordern würde, gehört offenbar nicht zur Aufgabe der an diesem Orte zu gebenden Mittheilungen und muß Werken von speciell wissenschaftlichem Charakter überlassen bleiben.

Die Geschichte der Arithmetik zeigt uns die Annahme der Grundzahl Zehn schon in den frühesten Zeiten, wovon der Grund sehr einfach in dem ursprünglichen Abzählen nach den Fingern zu suchen ist. Zur Bezeichnung der Zahlen bedienten sich die Alten der Buchstaben ihres Alphabets, womit die Griechen auch Accentzeichen verbanden, z. B.

α	β	γ	...	ι	κ	λ	...	ϱ	σ	τ	...	͵α	͵β	͵γ	..
1	2	3		10	20	30		100	200	300		1000	2000	3000	

Noch viel unbequemer und verwickelter war bekanntlich die Zahlenbezeichnung der Römer, und wie wenig tauglich sie zur Ausführung irgend welcher arithmetischen Operation erscheint, lehrt jedes beliebige einfachste Beispiel einer damit auszuführenden Rechnung. Unter solchen Umständen sollte man glauben, daß die Alten, so wenig unterstützt von einem geeigneten Ziffersystem, in der Arithmetik hätten auf der untersten Stufe stehen bleiben müßen und keine irgend bedeutende Fortschritte machen können. Aber der Scharfsinn der griechischen Mathematiker wußte jenen Mangel durch den äußerst geschickten Gebrauch geometrischer Constructionen zu ersetzen und gelangte auf diesem Wege zu einem Umfange arithmetischer Kenntnisse, der uns in Erstaunen setzen muß. So beschäftigte sich, wenn wir einzelnen Nachrichten glauben dürfen, schon Pythagoras mit der Bildung der aus Factoren zusammengesetzten Zahlen, lehrte Quadratzahlen als Summe zweier anderer finden und veranlaßte die Untersuchung über die s. g. figurirten Zahlen. Bei den auf ihn folgenden Mathematikern finden wir die Kenntniß der Proportionen und Progressionen, der Quadrat- und Kubikwurzelausziehung, bei Plato und seinen Schülern die Bekanntschaft mit der geometrischen Auflösung unserer Gleichungen vom ersten und zweiten Grade, bei Eratosthenes eine Anleitung, die Primzahlen zu ermitteln, und bei Diophantus die höchst sinnreiche Verfahrungsart, unbestimmte Gleichungen zu lösen, so wie Untersuchungen über die Eigenschaften der figurirten Zahlen. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn behandelt Euklides im 7. bis 10. Buche seiner Elemente die Lehre von den geometrischen Proportionen und die Theorie der irrationalen Größen. Zu seiner Zeit sehr berühmt war ein späteres Werk über Arithmetik von Nikomachus (100 n. Ch.), das auch von andern vielfach benützt worden ist und in welchem man die erste Anwendung von Inductionsbeweisen findet. Eine besondere Erwähnung verdient hier noch Archimedes. In einer kleinen Schrift, die er Sandrechnung nennt, zeigt er, wie man durch fortgesetzte Potenzirung zu beliebig großen Zahlen gelangen kann; ein Gegenstand, auf welchen auch Pappus in seinen mathematischen Sammlungen eingeht, wobei er sich auf eine Schrift des Apollonius bezieht. Von dem Verfahren, aus einer gegebenen Zahl die Quadrat-

wurzel zu ziehen, giebt Theon in seinem Commentar des Ptolemäus eine ausführliche Schilderung, welche von der Geschicklichkeit zeugt, womit die Alten die Lehrsätze der Geometrie zur Lösung arithmetischer Aufgaben zu benützen wußten. Ohne Zweifel wandten sie ein analoges Verfahren bei Ausziehung der Kubikwurzel an, das für sie freilich sehr mühsam werden mußte. Hinsichtlich der arithmetischen Bezeichnung ist zu bemerken, daß Diophantus sich mancher abkürzenden Zeichen bedient. Das Quadrat einer Zahl (δύναμις) deutet er an mit δ^{ν}, den Kubus mit κ^{ν}. Für die verschiedenen Operationen und die Gleichheit zweier Größen hat er indessen keine Andeutung, so daß ihm die Vortheile unserer algebraischen Zeichensprache gänzlich entgehen, wenn er auch die Lösung der Aufgaben durch einen Gedankengang vollzieht, in welchem man die größte Uebereinstimmung mit den Schritten der Algebra warnimmt.

Nachdem die Wissenschaft des alten Griechenlands längere Zeit hindurch in der Geschichte aus dem Leben der Völker verschwunden scheint, taucht sie zunächst, wie bereits erwähnt ist, in Uebersetzungen der Araber wieder auf. Die Arithmetik verdankt ihrer Vermittlung aber noch mehr, das von ihnen aus den Schriften der Hindus entlehnte, so sinnreiche und einfache System der Numeration, dessen wir uns für die Grundzahl Zehn bedienen und das sich auf jede beliebige positive ganze Grundzahl anwenden läßt. Der berühmte Gerbert, später Papst Sylvester II., brachte — wie man gewöhnlich annimmt, obgleich es historisch nicht feststeht — die Kenntnis jenes Ziffersystems aus Spanien nach Frankreich, von wo sie sich (um das Jahr 960) durch das ganze übrige Europa mit raschen Schritten verbreitete. Wie auch die Auflösung von Gleichungen die Araber beschäftigte, verräth schon der Name Algebra; sie scheint ihren Weg aus dem Orient nach Europa zunächst über Italien genommen zu haben, wie das oben erwähnte Manuscript über Algebra vom J. 1202 bezeugt, welches Leonardo von Pisa (Bonacci) zum Verfasser hat. Derselbe beschränkt sich darin nicht, wie Diophantus, auf einfache und quadratische Gleichungen, sondern behandelt auch solche vom dritten Grade, so wie höhere Gleichungen, die sich auf quadratische und kubische zurückführen lassen. Aber die Schrift Leonardos war in Vergessenheit gerathen, und erst viel später fand die Algebra in Italien neue Bearbeiter, die sie mit großem Scharfsinn förderten. Zu ihnen gehören Tartalea aus Brescia (1479—1557), Scipio Ferno aus Bologna, Cardanus aus Venedig (1501—1576) und Ludovico Ferrari, welcher die Auflösung biquadratischer Geichungen fand, nachdem jene die der kubischen Gleichungen ermittelt hatten, welche durch Raphael Bombelli aus Bologna noch vervollständigt wurde. Zu gleicher Zeit beschäftigte sich der gelehrte Abt Maurolycus in Sicilien mit der Summation von Zahlenreihen, namentlich der figurirten Zahlen. Als der eigentliche Schöpfer unserer gegenwärtigen Buchstabenrechnung und Algebra muß aber der Franzose Vieta (1540—1603) genannt werden, da er zuerst die Bezeichnungsart der Buchstaben für bekannte wie unbekannte Größen einführte und die Theorie der Gleichungen bedeutend weiter führte. Noch mehr geschah dies durch den Engländer Harriot (1560—1621), dessen Schrift: Artis analyticae praxis namentlich zuerst die combinatorische Bedeutung der Coefficienten einer auf Null reducirten Gleichung erläutert. Mit ihm wetteiferte der Niederländer Albert Girard, der in seiner Invention nouvelle en Algèbre (1629) ausdrücklich auch auf die negativen und imaginären Wurzeln der Gleichungen eingeht, die noch gründlicher von Descartes untersucht wurden, der zugleich einen neuen Weg zeigte, Gleichungen des vierten Grades auf kubische zurückzuführen.

Eine besonders wichtige Bereicherung, welche die Arithmetik im Beginn des 17. Jahrhunderts erfuhr, war die Einführung der Logarithmen durch Neper (oder Napier) von Merchiston (1550—1608), einen schottischen Edelmann, der die ersten Tafeln im J. 1614 herausgab. Andere für die Grundzahl 10 berechnete Logarithmen veröffentlichte (1618) Henry Brigg, nach dessen Namen sie später bezeichnet wurden; sie

erfuhren eine wesentliche Erweiterung durch andere Mathematiker, Gellibrand, Günter und Adrian Vlacq, welche die Logarithmen der Winkelfunctionen berechneten und in einer Tafel zusammenstellten. Der aus der Abkürzung der Rechnungen erwachsende Gewinn kam aber nicht allein der Mathematik, sondern allen ihren vielfachen Anwendungen auf die Naturwissenschaften zu gute, welche im Verlauf des 17. Jahrhunderts die bedeutendsten Fortschritte machten, vor allem die Astronomie durch Galiläis und Keplers geniale Entdeckungen.

In dieselbe Zeitperiode fallen noch verschiedene interessante Bereicherungen der Arithmetik. So die Theorie der Kettenbrüche, deren Grundzüge Lord Brounker (1620—1684) gab; die Wahrscheinlichkeitsrechnung, veranlaßt durch die Lösung specieller Aufgaben von Pascal (1623—1662) und Huygens (1625—1695) in seiner Schrift: De ratiociniis in ludo aleae, 1657. Mit der Theorie der Zahlen beschäftigte sich besonders Fermat (1590—1663), mit den diophantischen Aufgaben außer ihm auch Bachet de Meziriac (1577—1638), mit der Summation verschiedener Zahlenreihen der Engländer Wallis (1616—1703) in seiner Arithmetica infinitorum. Hatte Descartes die Andeutung der Potenzen durch Exponenten auf ganze und positive Zahlen beschränkt, so dehnte Wallis sie auch auf negative und gebrochene Zahlen aus. Endlich erweiterte der große Newton das Gebiet der Algebra durch Zerlegung der Gleichungen in Factoren, die Summirung beliebiger Potenzen ihrer Wurzeln und namentlich durch eine allgemeine Methode, numerische Gleichungen näherungsweise aufzulösen.

Weitere Verdienste um die Ausbildung der allgemeinen Arithmetik (mit Einschluß der Analysis endlicher Größen) erwarben sich im Verlaufe des 18. Jahrhunderts besonders in Deutschland Leonhard Euler, in England Maclaurin, in Frankreich d'Alembert und Clairault. Der Theorie der Zahlen wurde durch die Untersuchungen von Gauß und Legendre eine wesentliche Bereicherung zutheil, welche in andern bedeutenden Mathematikern unserer Zeit, in Jacobi, Abel, Dirichlet Nachfolger auf diesem Gebiet fanden. Doch dürfen wir hier unsere übersichtlichen Mittheilungen über die historische Entwicklung der allgemeinen Arithmetik wohl abbrechen und hinsichtlich der sie betreffenden neueren Literatur auf die Artikel Algebra, Analysis und Arithmetik verweisen.

Die Geschichte der Geometrie, wenn auch durch sagenhafte Erzählungen auf die Zeiten des Sesostris zurückgeführt, beginnt erst mit Thales, der als sehr erfahren in mannigfachen Anwendungen der Geometrie von alten Schriftstellern geschildert wird. Sein größerer Nachfolger Pythagoras scheint, nach der Entdeckung der Allgemeinheit des nach ihm benannten wichtigen Lehrsatzes zu urtheilen, die Wissenschaft überhaupt wesentlich gefördert zu haben. Hippokrates von Chios (450 v. Ch.), der die Quadratur einer von zwei Kreisbögen eingeschlossenen, mondförmigen Figur nachwies, schrieb Elemente der Geometrie und versuchte sich an dem im Alterthum so berühmt gewordenen Problem, aus der Kante eines gegebenen Würfels die eines andern von doppeltem Körpergehalt zu finden. Unter den großen Philosophen Griechenlands zeichnet sich namentlich Plato als gründlicher Kenner der Geometrie aus; er war es, der zuerst die geometrische Analysis als folgenreiche wissenschaftliche Methode einführte. In engster Verbindung damit stand der Begriff der geometrischen Oerter als derjenigen Linien, welche in ihren sämmtlichen Puncten einer bestimmten Forderung genügen, und zumal der wichtigsten unter ihnen, der Kegelschnitte. Das Hauptverdienst um diese Erweiterung der Wissenschaft scheinen Menächmus, einer von Platos ausgezeichneten Schülern, und sein Freund Aristäus gehabt zu haben, während ein anderer, Eudoxus, sich besonders um die Stereometrie verdient machte, z. B. durch die Beziehung der Pyramide zum Prisma. Außer dem Problem von der Verdoppelung des Würfels war es namentlich auch das von der Trifection eines beliebigen Winkels, womit die platonische Schule sich beschäftigte und worin sie einen besondern Anreiz zu neuen Untersuchungen

fand, als es ſich zeigte, daß beide Aufgaben durch Anwendung des Kreiſes und der geraden Linie (Zirkel und Lineal) nicht zu löſen ſeien.

Den Inbegriff ſämmtlicher Lehren der elementaren Geometrie, deren Auffindung dem Scharfſinn der griechiſchen Mathematiker bis etwa 300 Jahre v. Ch. gelungen war, finden wir in den Elementen des Euklides mit großem Fleiß und bewunderungswürdigem Scharfſinn zuſammengeſtellt. Es zeigt ſich in ſeinem Werke ganz die eigenthümliche Strenge, mit welcher man bei der Beweisführung zu Werke gieng, und ein ſorgſames Streben der fortgeſetzten Anknüpfung einander bedingender Sätze, womit ſich freilich zuweilen eine unbequeme Trennung begriffsverwandter Gegenſtände verbindet. Was man bei Euklides noch vermißt, das iſt eine näher eingehende Betrachtung über Kreis und Kugel. Von jenem werden Umfang und Fläche, von dieſer Oberfläche und Inhalt noch nicht beſtimmt. Dieſe Beſtimmungen fügte Archimedes (250 v. Ch.) der Geometrie hinzu, indem er durch eine ſcharfſinnige Näherungsmethode das Verhältnis des Kreisumfanges zum Durchmeſſer fand. Bekanntlich rührt auch von ihm der Satz her, daß Kegel, Cylinder und Kugel von gleichem Durchmeſſer und gleicher Höhe ſich verhalten, wie 1 : 2 : 3. Auch giebt er das erſte Beiſpiel der vollſtändigen Quadratur einer von einer Curve und einer Geraden begrenzten Fläche in der genauen Beſtimmung eines Parabelſegments, vergleicht durch Rotation ebener Figuren (namentlich von Kegelſchnitten) entſtehende Körper und zeigt, daß der Inhalt eines Paraboloids die Hälfte des ihm umſchriebenen Cylinders iſt. Zugleich erweiterte Archimedes weſentlich den Gebrauch der geometriſchen Analyſis; von den Verdienſten, die der große Mann ſich um die Naturwiſſenſchaft (um Mechanik, Hydroſtatik, Optik) erwarb, iſt hier nicht der Ort zu reden.

Von den geometriſchen Werken des Appollonius von Perga iſt der größere Theil verloren gegangen; doch beſitzen wir noch faſt vollſtändig ſeine Schrift über die Kegelſchnitte, die erſten vier Bücher im griechiſchen Originaltext, drei andere in lateiniſcher Ueberſetzung aus dem arabiſchen, und das letzte von der Feder des berühmten Halley nach dem Plane des Apollonius hergeſtellt. Dieſer behandelt ſeinen Gegenſtand in viel größerer Allgemeinheit als ſeine Vorgänger und giebt eine Reihe von merkwürdigen Sätzen und Aufgaben, die vor ihm völlig unbekannt waren und ihm mit Recht den Namen des großen Geometers erwarben.

Die Trigonometrie bildete ſich unter allen Zweigen der Wiſſenſchaft am ſpäteſten aus, nämlich erſt dann, als man auf den Gedanken kam, die Sehnen der verſchiedenen Centriwinkel eines Kreiſes zu berechnen. Hierzu fand Hipparch, der große Aſtronom, in ſeinen Winkelbeobachtungen einen naheliegenden Anlaß, und ſo ſcheint er durch ſein Werk über den Auf- und Untergang der Geſtirne zuerſt den Grund der ebenen und ſphäriſchen Trigonometrie gelegt zu haben. Weiter ausgebildet wurde dieſelbe durch Menelaus (80 n. Ch.), dem auch die Planimetrie einen intereſſanten und folgenreichen Satz über das Durchſchneiden eines Dreiecks von einer beliebigen geraden Linie verdankt, deſſen Analogie er ebenfalls für die Sphärik nachweist. Hierauf geſtützt giebt Ptolemäus (125 n. Ch.) in ſeinem Almageſt eine vollſtändige Darſtellung der ebenen und ſphäriſchen Trigonometrie. Auch verdankt ihm die Geometrie die ſo wichtige Lehre von den Projectionen und die Grundidee der Beziehung alles Ausgedehnten im Raume auf drei zu einander rechtwinklige Achſen.

Unter den ſpätern, aus der griechiſchen Schule zu Alexandria hervorgegangenen Mathematikern, welche das ihnen Ueberlieferte bearbeiteten und commentirten, nimmt Pappus eine hervorragende Stelle ein. In ſeinen mathematiſchen Sammlungen hat er uns eine Menge der wichtigſten Sätze aus untergegangenen mathematiſchen Werken aufbewahrt und dieſelben durch eigene ſcharfſinnige Unterſuchungen vermehrt. Zu bemerken iſt, daß wir bei ihm u. a. die wichtige Lehre von den harmoniſchen Strahlen finden, von denen jeder transverſalharmoniſch getheilt wird. Auch beſchäftigt er ſich mit den Kegelſchnitten, die er als geometriſche Oerter von der Beſchaffenheit

betrachtet, daß „die Entfernungen jedes Punctes von dem Brennpuncte und der Directrix in conſtantem Verhältnis ſtehen.“ In Beziehung auf Körperberechnung giebt er ſchon die ſpäter nach Guldin benannte Regel, daß man „den Inhalt einer ebenen Figur mit dem von ihrem Schwerpuncte durchlaufenen Wege zu multipliciren habe.“ Intereſſant iſt ferner die von Pappus gegebene Auseinanderſetzung der ſynthetiſchen und analytiſchen Methode, ſo wie das, was er über die Porismen des Euklides ſagt, die er als den Weg zur Auffindung verborgener geometriſcher Wahrheiten bezeichnet, ähnlich der neueren analytiſchen Geometrie.

Von Serenus, einem Zeitgenoſſen des Pappus, iſt zu erwähnen, daß er den Schnitt eines ſchiefen Kegels als gewöhnliche Ellipſe nachwies. Ein Jahrhundert ſpäter erwarb ſich Diokles den Ruhm, eine von Archimedes hinterlaſſene Aufgabe mit Hülfe der Kegelſchnitte zu löſen, nämlich: die Kugel durch eine Ebene nach einem gegebenen Verhältnis zu theilen. Iſidorus von Milet erfand ein Inſtrument für die continuirliche Beſchreibung der Parabel, und ſein Schüler Eutocius (540 n. Ch.) hat uns Commentare zu den Kegelſchnitten des Apollonius und einigen Werken des Archimedes hinterlaſſen, welche Fragmente von den älteſten geometriſchen Schriften enthalten. Damit endet die Geſchichte der griechiſchen Mathematiker, an deren Stelle eine Zeit lang außer dem Römer Boëthius (470—524), welchen Käſtner den math. Lehrer des Mittelalters nennt, arabiſche Mathematiker treten, um die Pflege der Wiſſenſchaft zu übernehmen und ihre Schätze für kommende Jahrhunderte zu bewahren. Doch vermißt man in den geometriſchen Schriften der Araber die Strenge und Klarheit der griechiſchen Autoren und bemerkt in den Ueberſetzungen derſelben oft eine ganz ungerechtfertigte Umſtellung der Lehrſätze, ſo daß von einem eigentlichen Fortſchritt der Geometrie bei ihnen nicht die Rede ſein kann. Höchſtens mag dies von der Trigonometrie gelten, deren bereits bekannten Functionen des Sinus und Coſinus Albatani noch die der Tangente hinzufügte, wie denn auch die ſphäriſche Trigonometrie einige Erweiterungen erfuhr.

Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert wurden verſchiedene Werke griechiſcher Mathematiker (u. a. die Elemente des Euklides, die Sphärik des Theodoſius und der Almageſt) aus dem Arabiſchen ins Lateiniſche überſetzt; aber man betrachtete die Geometrie nur als Hülfswiſſenſchaft der Aſtronomie, wofür Johann von Halifax (Sacro-Bosco) in Paris (geſt. 1296) ein weitverbreitetes Lehrbuch verfaßte. Eine Geometrie nach Euklides, Archimedes und Theodoſius aus der Mitte des 14. Jahrhunderts hat den gelehrten Erzbiſchof von Canterbury, Thomas von Bradwardine, zum Verfaſſer. Aber weder durch ſeine, noch durch vieler anderer Arbeiten wurde die Wiſſenſchaft irgend erweitert, ſondern fand nur eine immer größere Verbreitung, wenn auch hauptſächlich auf die Klöſter beſchränkt, welche ihr Zuflucht und Pflege gewährten.

Erſt ein volles Jahrtauſend nach dem Erlöſchen der alexandriniſchen Schule, nachdem zuvor (in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts) in Deutſchland Georg Purbach und ſein Schüler Regiomontanus das Studium der Geometrie durch Ueberſetzungen griechiſcher Mathematiker (des Apollonius, Serenus, Ptolemäus u. a.), wie durch eigene Arbeiten geweckt hatten, zeigt ſich eine neue und eigenthümliche Geſtaltung der Wiſſenſchaft in dem Gedanken Vietas, Geometrie mit der Zeichenſprache der Algebra zu verbinden, worin der Keim der analytiſchen Geometrie lag. Zugleich erhob derſelbe die ſphäriſche Trigonometrie durch Ableitung umfaſſender Formeln zu ihrer Allgemeinheit. Dem unſterblichen Kepler aber (1576—1631) verdankte die Geometrie die Einführung des Begriffs des Unendlichen, womit er einen entſchiedenen Schritt weiter gieng als Archimedes in ſeiner Exhauſtionsmethode. Nach ihm ſtellte Cavalleri (1598—1647) ſeine zur Berechnung des Inhalts von Flächen und Körpern beſtimmte Geometrie des Untheilbaren auf. Dazu kamen die ſcharfſinnigen Methoden, Tangenten an gegegebene Curven zu ziehen, welche von Roberval und Fermat erſonnen wurden, während Pascal die Kegelſchnitte als Projectionen des Kreiſes

ableitete und gleichzeitig mit jenen die Eigenschaften der Cykloide entwickelte. Ein vorzügliches Verdienst um die Förderung der wissenschaftlichen Methode erwarb sich aber vor allen Descartes (1596—1650), daß er die Beschaffenheit der krummen Linien aus Gleichungen derselben abzuleiten lehrte und die Curven nach dem Grade dieser Gleichungen in verschiedene Ordnungen eintheilte, worunter z. B. die Kegelschnitte sämmtlich den Gleichungen vom zweiten Grade angehörten. Außer den genannten sind noch die englischen Mathematiker Barrow, Wren, Brounker, Mercator und Wallis wegen ihrer geometrischen Forschungen zu erwähnen, vor allen andern aber der Holländer Huygens, dem man die Theorie der Abwickelung (Evolution) einer Curve verdankt, welche er auf die Cykloide anwandte.

Nach so mannigfachen Fortschritten und Erweiterungen im Gebiet der Geometrie blieb nur noch übrig, durch ein leitendes, durchgreifendes Princip dieser Wissenschaft eine ganz neue Gestalt zu geben. Diesen entscheidenden Schritt thaten gleichzeitig und unabhängig von einander Leibnitz (1646—1716) und Newton (1642—1727), jener durch seine Differential- und Integral-Rechnung, dieser durch seine Fluxionsmethode, die ungeachtet der verschiedenen Benennung und Bezeichnungsweise im wesentlichen zusammenfallen. Seit jener Zeit steht der elementaren Geometrie der Alten die analytische, höhere Geometrie der Neuzeit gegenüber, welche mit Beihülfe des Calcüls geometrische Eigenschaften entwickelt, während jene zu solcher Absicht nur Constructionen anwendet. Es würde die für den Zweck dieser Mittheilungen gezogenen Grenzen überschreiten, wenn sie auf eine Darstellung der Fortschritte jener höhern Geometrie näher eingehen wollten; die Namen Bernoulli, Clairaut, Cotes, de l'Hopital, Riccati, Euler, d'Alembert, Lagrange ragen auf diesem Gebiete im achtzehnten Jahrhundert besonders hervor, und ebenso hat während des gegenwärtigen die Wissenschaft von vielen Seiten die mannigfachsten Bereicherungen erfahren, welche theilweise dahin geführt, neu entdeckte Wahrheiten ebenfalls auf dem constructiven Wege der alten Geometrie abzuleiten.

Dieser Weg der constructiven Geometrie, aus der Zeichnung räumlicher Gebilde und ihrer unmittelbaren Anschauung die Erkenntnis ihrer Wahrheiten zu schöpfen und mit Zirkel und Lineal statt durch Berechnung Aufgaben zu lösen, war von den Mathematitern des 16. und 17. Jahrhunderts, wenn auch nicht ganz verlassen, doch wenig betreten und weiter verfolgt worden. Glücklicherweise ist man in dem gegenwärtigen bemüht gewesen, das Versäumte nachzuholen. Die durch Monge geschaffene darstellende Geometrie (géométrie descriptive) ist eine sehr wesentliche Bereicherung der Wissenschaft, deren Werth durch ihre praktische Anwendbarkeit auf technische Constructionen noch in hohem Maße gesteigert wird, ein Umstand, der mit Recht zu ihrer allgemeinen Verbreitung beigetragen hat. Nach einer andern Richtung hat die Geometrie eine höchst interessante Erweiterung durch die Untersuchungen über projective Eigenschaften der Figuren erfahren, welche vorzüglich von Poncelet ausgehen und durch Anwendung des einfachen Princips der Projectionen aus den bekanntesten geometrischen Gebilden einen Reichthum von Folgerungen ableiten, der um so mehr überrascht, als er ohne jedes künstliche Hülfsmittel durch bloßes Denken und Vorstellen gewonnen wird. Außer den genannten haben noch eine Reihe anderer ausgezeichneter französischer Mathematiker sich um die Bereicherung der Geometrie verdient gemacht, von denen hier namentlich Carnot, Servois, Brianchon, Dupin und Gergonne erwähnt werden mögen. Chasles (in seiner Geschichte der Geometrie) bezeichnet als Methoden, welche die neuere Geometrie in den Werken dieser Männer begründen und Theorien entwickeln, zu denen der Keim schon seit Jahrhunderten in den Schriften der Geometer gelegen, wesentlich: 1) die Theorie der Transversalen in ihrer Allgemeinheit; 2) die Lehren von den Transformationen der Figuren nach Principien der Perspective oder durch Aenderung der Lage, sowie der Dimensionen ihrer Beziehungslinien; 3) die gegenseitige Beziehung räumlicher Gebilde (correlativer Figuren) nach

dem Princip der Dualität und in Verbindung damit die Theorie der reciproken Polären.

Um diesen letzten wichtigen Theil neuerer geometrischer Untersuchungen hat sich außer den französischen Mathematikern Gergonne und Poucelet namentlich Jakob Steiner großes Verdienst erworben, dessen „Systematische Entwicklung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten von einander" einen überraschenden Reichthum geometrischer Betrachtungen aus einfachen allgemeinen Principien gedrängt und übersichtlich ableitet, ganz besonders aber v. Staudt („Geometrie der Lage").

Wer ausführlichere Belehrung über die Geschichte der Mathematik sucht, findet dieselbe in folgenden Werken: Montucla, Histoire des Mathematiques. 4 Vol. Paris 1799—1802. Kästner, Geschichte der Mathematik seit der Wiederherstellung der Wissenschaften bis ans Ende des 18. Jahrh. 4 Bände. Göttingen 1796. Bossut, Versuch einer allgemeinen Geschichte der Mathematik. Deutsch von Reimer. 2 Theile. Hamburg 1804. Chasles, Geschichte der Geometrie, hauptsächlich mit Bezug auf die neueren Methoden. Deutsch von Sohnke, Halle 1839. Arneth, Geschichte der reinen Mathematik. Stuttgart 1852.

Pädagogische Bedeutung der Mathematik. Wenn auch der wissenschaftliche Werth wie die praktische Bedeutsamkeit der Mathematik nicht leicht von irgend jemanden in Zweifel gezogen werden mögen, so hat man ihr doch nicht selten überhaupt den Anspruch streitig gemacht, ihren gebührenden Antheil am Bildungsgeschäft der Jugend zu nehmen oder ihr doch nur ein höchst geringes Maß solchen Antheils einräumen wollen. Es sind ernstliche Bedenken geltend gemacht, ob die strenge Abstraction mathematischer Betrachtungsweise, nur geeignet den Verstand zu beschäftigen, dem jugendlichen Geiste angemessen und heilsam sei; man könne allenfalls ihre ersten Elemente, vornehmlich aus praktischen Rücksichten, gestatten, aber nicht die eigentliche Wissenschaft als humanes Bildungsmittel. Hören wir zunächst, wie ein süddeutscher Schulmann sich im entgegengesetzten Sinne über die vorliegende Frage äußert.

In seiner Schrift „Die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus und den Anforderungen der Zeit" spricht sich F. W. Klumpp über die Berechtigung der Mathematik in Beziehung zu jenen Lehranstalten in folgender Weise aus. „Die Wichtigkeit des mathematischen Studiums für gelehrte Anstalten, welche ihre Schüler nicht für den Beruf, sondern für die Wissenschaft bilden, liegt zunächst in seiner formellen Bedeutung. Allerdings ist zuzugestehen, daß die Mathematik nur einseitig bilde. Ihr Gegenstand ist Form und Größe; sie bleibt also gleichsam nur an der Oberfläche der Dinge hängen, ohne das Wesen und die inneren, wichtigeren Beziehungen, namentlich ihr Verhältnis zu Gefühl und Willen zu berühren und damit die höheren Seelenkräfte in Bewegung zu setzen. Ebenso aber bleibt auf der andern Seite das Gedächtnis und die Einbildungskraft größtentheils unbeschäftigt, so daß ihr, streng genommen, nur der Verstand übrig bleibt, und auch dieser wiederum nur in einer bestimmten Richtung gebildet und geschärft wird. Allein die wenn auch einseitige Anregung und Ausbildung des Geistes, welche die Mathematik erzeugt, ist so wichtig, sie besitzt gewisse, ihr so ganz eigenthümliche Vorzüge, daß sie unter den Lehrgegenständen einer wohlorganisirten Schule unentbehrlich erscheint. Eben darin nämlich, daß sie des Gedächtnisses beinahe gar nicht bedarf, besteht ein Vorzug der Wissenschaft. Der Unterricht nimmt sogleich die volle Verstandesthätigkeit des Schülers in Anspruch, und diese Nöthignng zum Denken ist sein erstes Verdienst. Die Thätigkeit des Geistes aber wird überdies noch durch inneres Interesse angeregt. Jeder Schritt vorwärts erscheint als neue Aufgabe, und dieses fortwährende Suchen und Combiniren, dieses Durcharbeiten zur Wahrheit, das regelmäßige Fortschreiten in der Wissenschaft und das angenehme Bewußtsein der mit Sicherheit wachsenden Kenntnisse — alles dieses hat nothwendig einen ganz eigenthümlichen Reiz, und fesselt mit einer Kraft, die jeder Freund der Mathematik an sich selbst schon beobachtet hat.

Eben dieſes ſichere Fortſchreiten beruht auf dem ihr vorzugsweiſe eigenen methodiſchen Denken, welches ſie als Unterrichtsgegenſtand ganz beſonders empfiehlt und immer durch die klarſte Einſicht, durch die vollkommenſte Evidenz belohnt wird, die in wenig andern Gegenſtänden des Wiſſens möglich iſt. Rechnen wir zu dieſen Vorzügen des mathematiſchen Studiums noch den Umſtand, daß die Mathematik im ſtrengſten Sinne ein Syſtem, d. h. eine in beſtimmter geſetzmäßiger Folge unter ſich zuſammenhängende und in ſich begründete Reihe von Wahrheiten, ein geſchloſſenes Ganze bildet, ſo kann es der Beobachtung nicht entgehen, daß ſie als Bildungsmittel auf die Richtung und Entwicklung des jugendlichen Denkvermögens höchſt wohlthätig einwirken muß. Es iſt nicht anders möglich, als daß dieſe Nöthigung zum Denken, und zwar zum methodiſchen Denken, dieſe Evidenz der Wahrheit und die Sicherheit des Beſitzes, dieſe bewußte Anſchauung einer wiſſenſchaftlichen Anordnung, und dabei endlich die Anregung des inneren Intereſſes auf die ganze Form des Denkens, auf Streben und Forſchen nach Wahrheit, und zwar auf klare bewußte Einſicht, auf gründliches, ſelbſtthätiges Prüfen des Gegebenen, überhaupt auf Bildung eines wiſſenſchaftlichen Sinnes einen ausgezeichneten Einfluß hat; einen Einfluß, der um ſo fruchtbarer ſein wird, je mehr die mögliche Einſeitigkeit und Schroffheit durch andere Bildungsmittel ausgeglichen und dadurch eine wohlthätige Harmonie in das Denken, Empfinden und Wollen des Jünglings gebracht wird. Ein letzter, entſcheidender Grund aber für die Aufnahme der Mathematik in unſere gelehrten Schulen iſt, daß die ſo verſchiedene Vertheilung und Entwicklung des jugendlichen Talents es zu einer Forderung der Gerechtigkeit macht, daß auch Gelegenheit zu verſchiedenartiger Anregung desſelben gegeben werde, damit nicht durch Einſeitigkeit des Bildungsganges ſo manches Talent verkümmere."

Den vorſtehenden Aeußerungen mögen die von einem norddeutſchen Schulmann ausgeſprochenen Anſichten über die Betheiligung der Mathematik am Gymnaſialunterricht ſich anſchließen, aus denen man die weſentliche Uebereinſtimmung beider erkennen wird.*)

„Die Beſtimmung der Gymnaſien, eine dem höheren wiſſenſchaftlichen Studium entſprechende allſeitige Bildung der Geiſteskräfte ihrer Zöglinge zu erſtreben, weiſt nicht allein der Mathematik unter den Hauptgegenſtänden ihres Unterrichts eine Stelle an, ſondern bezeichnet ebenſo entſchieden ihr Eingreifen in Hinſicht auf Umfang und Methode. Die Mitwirkung der Mathematik zur Erreichung jenes allgemeinen Zwecks iſt ihrer Eigenthümlichkeit gemäß in formeller Beziehung auf Beſtimmtheit, Klarheit und ſcharfe Entwicklung des Denkens, in materieller dagegen auf den Gewinn poſitiver Kenntniſſe zur Begründung anderweitiger Einſichten gerichtet. Der mathematiſche Unterricht ſoll nicht allein als Gymnaſtik des Geiſtes ſich dem reinen Sprachunterricht gegenüberſtellen, ſondern den Zögling auch fähig und geſchickt machen, die gefundenen Wahrheiten zu einer wiſſenſchaftlichen Naturanſchauung und zur Erkenntnis der Naturgeſetze zu benützen, ſie aber auch auf Beſtimmung quantitativer Verhältniſſe im praktiſchen Leben anzuwenden. Dieſe Zwecke müßen auf das beſtimmteſte hervorgehoben und nach ihrem verſchiedenen Gewichte gewürdigt werden, wenn der durch ſie bedingte Plan des mathematiſchen Unterrichts eine ſichere Grundlage gewinnen ſoll.

Faßt man zunächſt ausſchließlich deſſen formelle Seite ins Auge, ſo nöthigt die Zerſpaltung der Wiſſenſchaft in die weſentlich verſchiedenen Richtungen der Arithmetik und Geometrie ſogleich zur Unterſcheidung des beſondern Verhältniſſes, in dem dieſe ihre beiden Zweige zur Beſtimmung des Ganzen ſtehen. Die Arithmetik, vermöge ſinnreicher Bezeichnungs- und Verfahrungsarten aus den einfachſten Grundbegriffen eine große Mannigfaltigkeit von Reſultaten entwickelnd, die der Quelle unmittelbarer Einſicht häufig nur zu fern liegen, wird als Bildungsmittel von der Geometrie dadurch über-

*) S. Entwurf eines methodiſchen Lehrplans für den Unterricht in der Mathematik auf Gymnaſien, als Beigabe zu den Verhandlungen der weſtfäliſchen Directorenconferenz v. J. 1834.

wogen, daß der Schüler ſich hier auf dem Gebiete reiner Anſchauung befindet, indem er die räumlichen Beziehungen, welche ihm an der gezeichneten Figur ſichtbar entgegen treten, auf die allgemeine Vorſtellung derſelben leicht übertragen lernt, ſomit das Object der Betrachtung unmittelbar im Bewußtſein hat und in jedem beſonderen Falle das Zuſammengeſetzte mit klarer Einſicht in den Zuſammenhang auf ſeine Elemente zurückzuführen veranlaßt wird. Mit der hieraus entſpringenden mathematiſchen Gewißheit, der reinſten Befriedigung des wiſſenſchaftlichen Strebens, verbindet ſich als ſchätzbare Zugabe die Gewöhnung an ſchnelle und beſtimmte Auffaſſung räumlicher Verhältniſſe in Werken der Natur und der Kunſt, die als Grundlage mannigfacher geiſtiger Entwicklung angeſehen werden darf. Es rechtfertigt ſich daher bei näherer Betrachtung vollkommen die in neuerer Zeit von einſichtsvollen Mathematikern wiederholt ausgeſprochene Behauptung, daß die Geometrie als Hauptgegenſtand des mathematiſchen Gymnaſialunterrichts zu betrachten und die Beſtimmung dieſer Wiſſenſchaft für die Schule vorzugsweiſe zu erreichen geeignet ſei. Es darf dabei zugleich bemerkt werden, daß namentlich die Beſchäftigung mit der Geometrie der Flüchtigkeit der Zöglinge entgegenzuarbeiten und Ausdauer in ihre Thätigkeit zu bringen vermag. Beſonders günſtig zeigt ſich ihr Einfluß bei der häuslichen Bearbeitung geometriſcher Aufgaben, die in Hinſicht eigenthümlicher Wirkſamkeit nicht leicht durch eine Beſchäftigung anderer Art zu erſetzen ſein möchten. Denn es wird der Löſung ſolcher Aufgaben ein beſonderer Reiz durch vorkommende Schwierigkeiten ertheilt, deren Beſiegung die Erfindungsgabe der Schüler zu heiterm Wetteifer antreibt und ihr Streben zur Beharrlichkeit leitet. Gewöhnung an Ordnung der Gedanken und ihres ſchriftlichen Ausdrucks darf man im allgemeinen zum Erfolge des mathematiſchen Unterrichts rechnen, da die Zergliederung und Zurückführung verwickelter Betrachtungen auf einfachere, wozu Lehrſtoff und Aufgaben der Arithmetik wie der Geometrie gleiche Veranlaſſung darbieten, unaufhörlich zu ſtrengſter Beobachtung logiſcher Ordnung nöthigt."

Vom pädagogiſchen Standpuncte aus gewinnt der mathematiſche Unterricht gerade durch ſeinen Gegenſatz zum ſprachlichen und als Ergänzung desſelben eine vorzügliche Bedeutung, wie dies Bernhardi in ſeinem berühmten Programm „Mathematik und Sprachen, Gegenſatz und Ergänzung" (ſ. deſſen Anſichten über die Organiſation der gelehrten Schulen, S. 215) ſo vortrefflich ausführt. Derſelbe Gedanke bildet den Kernpunct in Drobiſch rühmlich bekannter Schrift „Philologie und Mathematik," worin er die Nothwendigkeit nachweist, beide neben einander als Grundlagen des gelehrten Unterrichts anzuerkennen. In gleicher Weiſe ſpricht ſich Waitz in ſeiner „allgemeinen Pädagogik" aus, woraus nachſtehende Aeußerungen in ihrer Vollſtändigkeit hier eine Stelle finden mögen: „Muß dem Sprachſtudium unter allen Bildungsmitteln die größte Vielſeitigkeit zugeſprochen werden, ſo iſt man verſucht, von der Mathematik das Entgegengeſetzte zu behaupten, da ſich ihr Gebiet nicht über das hinaus erſtreckt, was unmittelbar oder mittelbar unter den Begiff der Größe fällt. Näher betrachtet giebt es aber freilich kaum einen Gegenſtand des Denkens, auf den Größenvorſtellungen nicht in der einen oder andern Weiſe anwendbar wären. Die Mathematik iſt der Form nach die vollendetſte Wiſſenſchaft und inſofern das Vorbild für alle übrigen. Hierauf beruht ihre Bedeutung für die Aufgabe der intellectuellen Bildung, für das Hineinleben des Schülers in die höheren Intereſſen; denn mit dem Eindringen in die Mathematik und durch dasſelbe entwickelt ſich in demſelben Maße der Sinn für Wiſſenſchaftlichkeit in engerer und ſtrenger Bedeutung. Indem die Mathematik dazu dient, den Begriff der Wiſſenſchaft in voller Schärfe zu exemplificiren, giebt ſie dem intellectuellen Intereſſe dadurch eine feſte Begründung und bezeichnet ihm zugleich vorbildlich die Zielpuncte, nach denen auch auf andern Gebieten des Lebens zu ſtreben iſt. Kein anderer Lehrgegenſtand vermag dies in gleicher Weiſe zu leiſten; keiner kann deshalb die Mathematik vertreten oder erſetzen; denn ſelbſt die in Rückſicht der methodiſchen Strenge ihr noch am nächſten verwandten Naturwiſſenſchaften ſind nicht allein weit

davon entfernt ein ähnliches Bild consequenter und abgeschlossener Systematik liefern zu können, sondern müßten sich sogar so vielfach mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit im Einzelnen begnügen, daß sie eine Vergleichung mit der reinen Mathematik in dieser Rücksicht nicht aushalten. Demnach vertritt diese, trotz der Einseitigkeit der intellectuellen Thätigkeiten, welche durch die Beschränkung ihres Stoffes gegeben ist, ganz vorzugsweise das intellectuelle Interesse; aber es ist diese Vertretung allerdings eine so ausschließliche, daß sich eine ähnliche Brauchbarkeit der Mathematik zur Einführung des Schülers auch in die übrigen höheren Interessen nicht behaupten läßt. Dagegen erweist sie sich als um so fruchtbarer für die formale Entwicklung der Intelligenz und zwar zunächst dadurch, daß sie nur leicht faßliche und vollkommen deutliche Begriffe zur Grundlage ihres Raisonnements macht, die sie zugleich in ungetrübter Reinheit der Abstraction durchgängig festzuhalten verlangt. Die Mathematik besitzt, abgesehen von metaphysischen Schwierigkeiten ihrer Grundvoraussetzungen, von denen auch keine der übrigen Wissenschaften frei ist, eine Bestimmtheit der Begriffe und strenge Gleichmäßigkeit ihrer Bezeichnung, eine Evidenz der Grundsätze, eine Stetigkeit und Stringenz der Beweise, eine Vielseitigkeit der Controlen, wie sie kein anderes Gebiet des Wissens in ähnlicher Weise darbietet. Hierauf beruht der hohe formale Werth des mathematischen Unterrichts: er nöthigt zu vollständiger Bestimmtheit des Denkens im Einzelnen und genauer Unterscheidung des Verwandten, zu sorgfältiger Wahl und gleichmäßigem Festhalten der Bezeichnung des Gedachten, zu bündigem Zusammenhang und vielseitiger Prüfung des Raisonnements. Sehen wir auf die einzelnen logischen Operationen und Methoden, welche die Mathematik zur Anwendung bringt, so wird zunächst die Abstraction von ihr in vorzüglich hohem Grade in Anspruch genommen, nicht allein in dem Sinne, daß sie ein Aufsteigen vom Besondern und Einzelnen zum Allgemeinen verlangt, indem sie z. B. unter einem bestimmten anschaulichen Dreieck ein Dreieck überhaupt oder unter einem Buchstaben eine Zahlengröße überhaupt zu denken fordert, die zu andern in einer gewißen Beziehung stehe, sondern auch in dem Sinne, daß sie die Größen- und Gestaltenvorstellungen isolirt betrachtet wissen will, abgesondert von allen übrigen physikalischen Merkmalen, die in der Natur überall verbunden mit ihnen vorkommen. Ferner übt sie im genauen Erklären und Eintheilen, bei welchem letzteren sie stets nach scharf bestimmten Eintheilungsgründen verfährt und die Vollständigkeit der Glieder durch Unterscheidung der verschiedenen möglichen Fälle genau nachweist. Endlich exemplificirt sie die verschiedenen Formen der Schlüsse und Beweisarten, namentlich den Unterschied der directen und indirecten, und zwar sind ihre Beweise durchgängig von strenger Allgemeingültigkeit und begrifflicher Nothwendigkeit, lassen nicht die Möglichkeit einer Ausnahme übrig, wenn nicht eine Voreiligkeit im Beweise selbst begangen und eine nöthige Beschränkung übersehen wurde, und treten durch die Absurdität der Annahme des Gegentheils ihrer Lehren in Gegensatz zu den aus empirischen Thatsachen abgeleiteten Wahrscheinlichkeitsschlüssen, zur Induction der Naturwissenschaften. Es zeigt sich demnach, daß die Mathematik, weil sie der logischen Strenge nirgends etwas vergiebt, mit noch größerem Rechte als die Grammatik eine angewandte Logik genannt werden darf, sowie umgekehrt die Lehren der letzteren eine vielfache Unterstützung und neue Beleuchtung durch mathematische Betrachtungen erfahren haben." (Vgl. d. treffl. Abhandl. in Herbart WW. XI, 89—102. D. Red.)

Was dem mathematischen Unterricht an Gymnasien aber ganz abgesehen von seiner allgemeinen pädagogischen Bedeutung noch eine besondere Wichtigkeit giebt, ist die Rücksicht auf jene eigenthümlich mathematischen Köpfe, denen nicht selten Talent und Interesse für den sprachlichen Unterricht fehlt oder doch in geringerem Maße verliehen ist. Diese Erfahrung, auf welche oben auch Klumpp verweist und die mit den Namen großer Mathematiker belegt werden kann, zeigt sich dem aufmerksamen Lehrer, wenn auch nur in vereinzelten Fällen, auf so entschiedene Weise, daß er die Forderung der Gerechtigkeit nicht verkennen kann, es müße der höhere Jugendunterricht auch jener

Geistesthätigkeit zur Entwicklung Gelegenheit geben, welche im Gegensatz des historisch-sprachlichen Studiums sich mit eigenthümlicher Vorliebe und Befähigung dem der Mathematik und der Naturwissenschaften zuwendet. Wie manches Talent solcher Art mag bei der einseitigen Richtung der Gymnasien in früheren Zeiten verkannt und verkommen sein, während es in unsern heutigen Schulen sein Recht geltend machen kann und den Weg zu einem Lebensziele gebahnt findet, welches die Natur ihm durch ihre geistige Mitgift angewiesen hat.

Wenn die Mathematik bisher vom humanistischen Standpuncte aus in ihrer pädagogischen Bedeutung zunächst für den Gymnasialunterricht ins Auge gefaßt wurde, so gilt das Gesagte doch nicht minder in Bezug auf sämmtliche allgemeine Bildungsanstalten, an deren Lehrplan sie sich zu betheiligen hat, also namentlich in Beziehung auf die höhere Bürgerschule oder Realschule. Aber die Bestimmung dieser Anstalten, ihren Zöglingen eine auf das praktische Leben gerichtete und in sich abgeschlossene Vorbildung zu geben, bedingt ein entschiedeneres Hervortreten der Anwendungen, welche die Lehren der Mathematik in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, in technischen Beschäftigungen, vor allem aber in den Naturwissenschaften finden. In der That muß der mathematische Unterricht den physikalischen in der Realschule der gestalt durchdringen, daß er nicht allein die Naturgesetze soweit begründet, als dazu die bereits gewonnenen elementaren Kenntnisse der Schüler ausreichen, sondern überhaupt die Eigenthümlichkeit mathematischer Begriffs- und Entwicklungsweise an dem realen Gehalte zum Bewußtsein bringt, den die Wirklichkeit in reicher Fülle darbietet. Eine besonders eingehende Entwicklung dieser Ansicht finden wir in einer Abhandlung Langbeins: „Verlauf und Ziel des mathematischen Unterrichts in der höhern Bürgerschule" (in Magers pädag. Revue, Bd. 12, S. 89—110), woraus die schließliche Uebersicht des Inhalts mit des Verfassers eigenen Worten hier eine Stelle finden mag.

„Die Mathematik soll nicht um ihrer selbst willen bis ans Ende der Schule Gegenstand ihres Unterrichts sein, sondern sie soll schon in der Schule als das Mittel aufgezeigt und in möglichst ausgedehnter und umfassender Weise benützt werden, mit dem andere Felder zu bestellen sind. Sie hat als Wissenschaft allerdings auch in sich ihren Zweck und Werth. Ja, die h. Bürgerschule hat gerade an ihr die Gelegenheit und darum auch die Pflicht, den Schüler in eine Wissenschaft einzuführen und so dem Bürger den Respect vor der Wissenschaft beizubringen, den er haben muß, wenn er im Stande sein soll, das Leben eines so bedeutsamen Theils seiner Mitbürger — dessen nämlich, der sich der Wissenschaft hingiebt — zu würdigen und zu verstehen."

„Aber es hat ferner die Mathematik auch einen Zweck und eine Bedeutung außer sich, indem sie es gewesen ist, welche die Physik auf ihre jetzige Höhe gehoben hat. Sie in dieser Weise aufzufassen gehört aber gerade der höheren Bürgerschule an. Das zukünftige Leben ihrer Schüler ist nicht ein Leben in der Wissenschaft und für dieselbe; vielmehr sind sie berufen, die Resultate der Wissenschaft mit dem praktischen Leben zu vermitteln, berufen, über die Natur zu herrschen. Sie müßen daher angeleitet sein, was der einsame Denker in stiller Kammer mühsam erarbeitet hat, auf dem lauten Markte des schaffenden Lebens zu verwerthen; angeleitet, jene Resultate zu verstehen und ihnen das für ihre Zwecke Brauchbare abzulauschen, das dargebotene Werkzeug geschickt und verständig zu benützen. Es darf ihnen nicht unvermittelt gegenüberstehen Theorie und Praxis, die wissenschaftliche Einsicht und die gestaltende That, die in ihrer Allgemeinheit todte, leere Formel und der lebensvolle vorliegende einzelne Fall ihrer Realisirung. Sie müßen das gelernt haben, wie von dem einen zum andern zu kommen sei. Und zwar genügt dazu weder die abstracte Behauptung der Möglichkeit, noch die gelegentliche, vereinzelte Anleitung, jene Brücke zu suchen und zu überschreiten. Vielmehr muß die Schule es als ihre letzte und höchste Aufgabe nach dieser Seite hin aufstellen, was durch das ganze folgende Leben die Aufgabe ihrer Schüler ist und der

Prüfstein ihrer Tüchtigkeit; sie darf dem nicht nur hin und wieder einen Blick schenken, worauf späterhin das Auge des Schülers sich dauernd richten soll: dem nämlich, wie das Wissen als solches zum Können werde."

„Nun hat die Mathematik in sich selber ein Feld des Könnens vermöge eines Wissens: die mathematischen Aufgaben. Aber auch diese dürfen nicht der Prüfstein sein für die Bildung, welche dem Schüler die Schule in das Leben mitgiebt. Freilich kann die Frage, welche mathematische Aufgaben doch ein gebildeter Mensch müße lösen können, eben so gut in Bezug auf alles andere vereinzelte Wissen gestellt werden. Die Bildung haftet eben nicht an einem einzelnen Dinge, sondern entspringt aus der harmonischen Durchdringung der vielen einzelnen. Allerdings giebt auch die Mathematik eine Bildung, aber eine unbefriedigende, um so unbefriedigender, je weiter sie als rein mathematische gesteigert wird. Denn sie ist so eine rein formale; es fehlt ihr das Gegengewicht eines soliden realen Inhalts, woran sie sich zu bethätigen hat. Dieses aber können mathematische Aufgaben, wenn sie es auch einmal sind, nicht bis zu Ende bleiben. Sie sind eben nicht an sich ein Reales, sondern sie sind es nur für den anderweitigen synthetischen Unterricht. Ein außer der Mathematik liegendes Reales ist es, was der formal dafür gebildete Geist begehrt; es ist dies die Natur, insofern sich in ihr die Gesetze mathematischer Größen vollziehen. Hebt sich aber die Mathematik in der Schule soweit auf, daß sie für die Physik und in der Physik weiter arbeitet, dann kann der höchste Zweck des Unterrichts der höheren Bürgerschule erreicht werden, der nämlich: daß sie den Schüler befähige, einen gegebenen realen Inhalt mit der formalen Kraft geistig zu durchdringen. Der Prüfstein der mathematischen Bildung des abgehenden Schülers wird somit nicht diese oder jene mathematische Aufgabe sein, sondern man wird ihn fragen, welche physikalischen Erscheinungen und Gesetze kannst du mit deinem mathematischen Wissen und Können erklären, ableiten und durchschauen?"

In seiner gehaltvollen Schrift „Das Wesen und die Stellung der höheren Bürgerschule" erklärt sich Scheibert mit diesen Ansichten über Zweck und Bedeutung der Mathematik für solche Schulen völlig einverstanden und spricht (S. 134) seine Forderungen noch schärfer dahin aus, daß mit Verzichtleistung auf jede wissenschaftliche Vollständigkeit und die Behandlung rein mathematischer Aufgaben das Augenmerk des Unterrichts darauf gerichtet sein müße, die Schüler in ihren mathematischen Kenntnissen den Schlüssel für Erschließung der Natur finden zu lassen. „Hiermit — sagt er — ist denn auch ausgesprochen, daß die höhere Bürgerschule in ihrem höchsten Unterrichtsstadium keinen reinen, für sich bestehenden mathematischen Unterricht mehr haben kann, so wenig wie sie da noch einen rein grammatischen aufweisen darf. Das verbietet die geforderte abgeschlossene Bildung. Die Mathematik kann nur eine angewandte sein auf der letzten Bildungsstufe, und eine je reichere Anwendung sie finden kann, desto vollendeter erfüllt sie ihre Aufgabe im Sinne der höheren Bürgerschule. Je freier und geschickter diese Anwendung ein Schüler vollbringt, desto höher ist er für seinen künftigen Beruf nach dieser Seite hin gebildet. Die Einwendungen von Unmöglichkeit und Unausführbarkeit, wenn sie gültig wären, würden das Zeugnis geben, daß eine höhere Bürgerschule ihre wesentliche Aufgabe in der Mathematik mindestens nicht erfüllen könne."

So berechtigt nun aber auch die Forderung erscheint, daß der mathematische Unterricht einer Realschule auf ihrer oberen Stufe mit dem physikalischen in eine innige Verbindung gesetzt werde, wird man sich doch damit innerhalb gewisser Grenzen halten müßen. Denn der Umfang der s. g. angewandten Mathematik ist so groß, daß eine ausführliche Beschäftigung mit ihr nicht einer Schule, welche allgemeine Bildung geben soll, sondern vielmehr einer Fachschule zuzuweisen ist, wo man allein der Statik und Mechanik einen vollen Jahrescursus zu widmen pflegt. Der geschickte Lehrer der Realschule wird aber aus dem reichen Stoff der Anwendungen immerhin einen genügenden Vorrath von Betrachtungen und Aufgaben hervorzuheben wissen, zu deren Bewältigung

die von ſeinen Schülern gewonnenen mathematiſchen Kenntniſſe ausreichen, und die dann den großen Vortheil gewähren, bei dieſen ein erſehntes Intereſſe für Phyſik und Mathematik zugleich zu wecken. Einer ſolchen praktiſchen Richtung des mathematiſchen Unterrichts redet auch Nagel das Wort (die Idee der Realſchule S. 237) und macht dabei mit Recht auf den Werth der beſchreibenden Geometrie aufmerkſam, die wohl allgemein in den Unterricht der höhern Bürgerſchule gezogen zu werden verdiente.

Wenn die Bedeutung der Mathematik als Unterrichtsmittel bisher in Beziehung auf höhere Lehranſtalten (Gymnaſium und Realſchule) hervorgehoben iſt, ſo bleibt uns dieſelbe noch in Hinſicht auf niedere Schulen zu betrachten übrig. Ihre Wichtigkeit nach der arithmetiſchen Seite iſt ſo ſelbſtverſtändlich und durch allgemeine Aufnahme eines umfaſſenden Unterrichts im Rechnen anerkannt, daß hier nur kurz auf den betr. Artikel der Encykl. hingewieſen zu werden braucht. Zweifelhafter erſcheint dagegen der Anſpruch der Geometrie auf die Betheiligung am Unterricht niederer Schulen. In der Volksſchule wird er nicht über die einfachſten Vorſtellungen geometriſcher Figuren und Körper hinausgehen dürfen, deren Inhaltsbeſtimmung für praktiſche Zwecke in Frage kommen und an Beiſpielen hinreichend veranſchaulicht werden kann. In Anſtalten, die ſich über den Standpunct der gewöhnlichen Volksſchule erheben, empfiehlt ſich eine populäre Behandlung der Geometrie (ſ. Encykl. I, S. 402), womit Uebungen in mannigfachen Conſtructionen geometriſcher Figuren zu verbinden ſind (ſ. S. 393 a. a. O.). Die pädagogiſche Bedeutung des Unterrichts iſt hier die doppelte: klare und beſtimmte räumliche Vorſtellungen in den Schülern zu wecken und dieſelben zugleich zum Entwurf correcter Zeichnungen zu befähigen, wie ſolche im ſpäteren gewerblichen Leben häufig eine praktiſche Anwendung finden. Zum Theil gilt das Geſagte ebenfalls von jenen Elementarſchulen, die für einen höhern Unterricht vorbilden ſollen, dem die ſchon gewonnene Bekanntſchaft mit geometriſcher Formenlehre und geometriſchem Zeichnen ſehr willkommen ſein muß.

Ob ein, wenn auch immerhin nur beſchränkter, Unterricht in populärer Geometrie auch für Mädchenſchulen zu empfehlen ſei, iſt eine noch wenig gewürdigte Frage. Von den meiſten Seiten wird die Antwort verneinend lauten, obgleich ſich für ihre Bejahung die triftigſten Gründe anführen laſſen, da klare Vorſtellungen von Raumverhältniſſen, wie ſie doch zum richtigen Verſtändnis ſo mancher Einzelheiten in Geographie und Naturlehre nöthig ſind, nur durch Hülfe der Anſchauung und Beſprechung geometriſcher Conſtructionen gewonnen werden können. Daß Mädchen für einen derartigen populär gehaltenen Unterricht nicht befähigt ſein ſollten, darf man gewiß ein unbegründetes Vorurtheil nennen; ob er ihr Intereſſe erregen werde, wird allerdings ganz auf die Art ſeiner Behandlung ankommen. Begreiflich kommen hier übrigens nur ſolche Mädchenſchulen in Frage, deren umfaſſender Lehrplan einerſeits die für ſolchen Unterricht erforderliche Zeit geſtatten, und andererſeits ſich einen reellen Nutzen von demſelben zu verſprechen haben würde.

Umfang des mathematiſchen Unterrichts. In welchem Maße die Mathematik ſich am Jugendunterricht zu betheiligen habe, wird ſich immer nur unter beſtimmten Vorausſetzungen und gegebenen Bedingungen beurtheilen laſſen, da jenes Maß von der Art und Beſtimmung der Schule, von dem Lebensalter und dem geiſtigen Standpuncte der Schüler abhängig erſcheint. Faßt man überdies die allmähligen Wandlungen ins Auge, die der Jugendunterricht im Laufe der Zeiten erfährt, ſo iſt es nicht minder der Standpunct der Wiſſenſchaft an ſich, als ihre zeitige Geltung und Verbreitung, wodurch der Umfang ihres Eingreifens entſchieden wird. So darf man ſich nicht wundern, wenn heutzutage der mathematiſche Curſus in der Oberclaſſe einer Realſchule mehr bietet, als der Lectionskatalog mancher Univerſität vor hundert Jahren, und wenn in der Quarta eines Gymnaſiums Sätze der Geometrie zur Beſprechung kommen, die noch im Anfang unſers Jahrhunderts vielleicht für Prima aufgeſpart wurden. Es würde unſtreitig von Intereſſe ſein, die Entwicklung des mathematiſchen Schulunterrichts auf

verſchiedenen Puncten verfolgen zu können; doch ſucht man vergeblich nach Quellen, aus denen auch nur mit einiger Sicherheit etwas beſtimmteres über ſeine Beſchaffenheit zu entnehmen wäre; wo man Spuren davon findet, läßt ſich nichts daraus erkennen, als ſeine Dürftigkeit. Will man auf die Zeiten des Mittelalters zurückgehen, ſo geben uns allerdings einzelne ſchriftliche Denkmäler Nachricht von dem damaligen Stande mathematiſcher Studien, wie z. B. der Dom zu Hildesheim unter ſeinen Schätzen ein mathematiſches Compendium (nach Boëthius) aufzuweiſen hat, welches der heilige Bernwardus dem Unterrichte ſeines kaiſerlichen Schülers, Ottos III., zu Grunde gelegt haben ſoll. Aber eine nähere Durchmuſterung jener literariſchen Denkmäler früherer Jahrhunderte würde doch immerhin nur ein hiſtoriſch-wiſſenſchaftliches und kein pädagogiſches Intereſſe darbieten. Zur Beurtheilung deſſen, was in den alten Kloſterſchulen der Benedictiner (zu St. Gallen, Reichenau, Fulda, Hersfeld, Hirſau, Mainz, Trier, Paderborn, Corvey, Hildesheim u. ſ. w.) von Mathematik gelehrt worden, geben ſie keinen Anhalt; denn das ſ. g. Quadrivium, welches Arithmetik, Geometrie, Muſik und Aſtronomie umfaſſen ſollte, hat ſich unſtreitig nur auf die allerdürftigſten Elemente beſchränkt. Die in älteren mathematiſchen Manuſcripten erhaltenen Compendien dürfen aber nicht als Ausdruck des Lehrſtoffs jener Schulen betrachtet werden. Man erkennt daraus nur, wie weit die Kenntniſſe der Einzelnen reichten, die mit Mathematik ſich beſchäftigten, und dieſe Beſchäftigung blieb wie in Klöſtern ſo auch ſpäter auf Univerſitäten vorherrſchend Privatſtudium unter Anleitung eines kundigen Lehrers. Seit die Elemente Euklids im Abendlande bekannt geworden, beſchränkte man ſich wohl meiſtens auf das erſte Buch derſelben; das mathematiſche Intereſſe wandte ſich vorzugsweiſe der Aſtronomie zu, zumal ſeit man den Almageſt des Ptolemäus kennen gelernt, ſcheint ſich aber mit den allgemeinſten Vorſtellungen begnügt zu haben, für welche hauptſächlich das Büchlein de Sphaera von Sacrobosco als Hülfsmittel benützt wurde. Dieſe Bevorzugung aſtronomiſcher Lehren auf Koſten der mathematiſchen Elemente zeigen namentlich die Schulordnungen aus dem 16. Jahrhundert, ſoweit uns ſolche noch bekannt ſind. So ſchreibt eine für die Fürſtenſchulen in Kurſachſen gegebene Verordnung vom 1. Januar 1580 für Secunda „Arithmetica“ und für Prima etliche Quaestiones de Sphaera et primis rudimentis Astronomiae vor, während von Geometrie nicht die Rede iſt. In den vom Herzog Chriſtoph von Württemberg im J. 1556 aus dem Vermögen der aufgehobenen Klöſter geſtifteten Kloſterſchulen finden wir ebenfalls nur „Arithmetica“ und „Lectio sphaerica“ als mathematiſchen Unterricht. Etwa in denſelben Grenzen ſcheinen ſich die damaligen Jeſuitenſchulen gehalten zu haben, obgleich ſie unter ihren Lehrern einen Profeſſor der Mathematik zählten; denn indem ihre Schulordnung dieſen anweiſt, über Euklids Elemente zu leſen, fügt ſie hinzu: Aliquid Geographiae vel Sphaerae vel eorum, quae libenter audiri solent, adjungat. Auch der berühmte Straßburger Pädagog, Johannes Sturm, der lange Jahre hindurch einen mathematiſchen Unterricht in ſeinem Gymnaſium ganz unberückſichtigt läßt, erwähnt ſpäter im Lehrplan vom J. 1578, daß Arithmetik in Secunda, einige Sätze aus dem erſten Buche Euklids und Elemente der Aſtronomie in Prima gelehrt werden. „Alles zuſammengenommen — ſagt K. v. Raumer in ſeiner Geſchichte der Pädagogik, der wir hauptſächlich dieſe hiſtoriſchen Notizen entnehmen — ergiebt ſich eine große Hintanſetzung des mathematiſchen Unterrichts. Wer in Secunda etwa die Anfänge der Arithmetik, in Prima nur einige Sätze des Euklid erlernt hat, wie kann der auch nur die erſten Elemente der Aſtronomie in derſelben Prima begreifen? Dem von Sturm mitgetheilten aſtronomiſchen Examen nach zu urtheilen, ſcheint ſich auch dies Aſtronomiſche faſt nur auf Vorzeigen und Erklären einer Armillarſphäre beſchränkt zu haben, wobei der Lehrer im Jahre 1578 noch keine Notiz von dem im J. 1543 erſchienenen Syſtem des Copernicus nahm, ſondern die Jahresbewegung der Sonne lehrte.“

Eine eigentliche Beſchäftigung mit Mathematik vermittelſt der Beihülfe durch öffent-

lichen Unterricht war im 16. und 17. Jahrhundert faſt ausſchließlich den Univerſitäten vorbehalten, wo indeſſen ſelbſt die vorzüglichſten Lehrer nur wenige Zuhörer hatten. „Melanchthon ſchreibt an Herzog Albrecht von Preußen: Höchſt wenige legen ſich auf Mathematik und noch wenigere ſind unter den Mächtigen, welche dieſe Studien befördern. Gegen Spalatin äußert er: es thue noth, zwei Mathematiker in Wittenberg anzuſtellen, damit die außerordentlich nöthige, jetzt aber vernachläſſigte Mathematik in Achtung komme. Den beſten Beweis, wie ſchlecht es um die Mathematik ausſah, giebt die Einladungsrede eines Wittenberger Docenten der Mathematik. Er lobt die Arithmetik und bittet die Studirenden, ſich nicht durch die Schwierigkeit dieſer Disciplin zurückſchrecken zu laſſen. Die erſten Elemente ſeien leicht, die Lehre von der Multiplication und Diviſion verlange etwas mehr Fleiß, doch könne ſie von Aufmerkſamen ohne Mühe begriffen werden.“ (K. v. Raumer a. a. O. I. S. 319.) Man erkennt daraus zur Genüge, wie ſehr die mathematiſchen Studien auf Univerſitäten nicht minder wie in den Gelehrtenſchulen jener Zeit vernachläſſigt wurden, ungeachtet der dringenden Empfehlungen eines Luther, Melanchthon und Erasmus. Auch noch im Laufe des 17. Jahrhunderts zeigt ſich darin kaum ein merklicher Fortſchritt, obgleich Comenius in ſeinem Lehrplan Arithmetik, Geometrie und Aſtronomie der „lateiniſchen Schule“ (dem Gymnaſium) zutheilt, wenn auch freilich in höchſt ungeſchickter Weiſe, und Joh. Chr. Sturm in der Vorrede zu ſeiner Mathesis juvenilis (v. J. 1699) den mathematiſchen Unterricht für alle Gymnaſialclaſſen fordert. Auffallend muß es erſcheinen, demſelben zu jener Zeit faſt überall eine ſo ſpäte Stelle im Unterricht angewieſen zu ſehen, während doch in der Regel Phyſik und Aſtronomie unter den Lehrgegenſtänden erwähnt werden. Es entſpricht dies aber ganz der Aeußerung des berühmten Baco von Verulam, der in ſeinem Novum Organon die Mathematik im Syſtem der Naturwiſſenſchaften als Anhang derſelben aufführt (Mathematica philosophiam naturalem terminare, non generare aut procreare debet), womit Locke in ſeinen Thoughts concerning education (1693) inſofern übereinſtimmt, als er erſt auf die Geographie die Anfänge des Rechnens, auf die Aſtronomie die Geometrie nach Euklid folgen läßt.

Daß während des ganzen 17. Jahrhunderts der math. Unterricht in deutſchen Gelehrtenſchulen auf einer ſehr niedern Stufe geblieben ſein müße, läßt ſich ſchon zur Genüge aus dem damaligen Betriebe der Wiſſenſchaft ſchließen, wovon die ſpeciellen Mittheilungen in Käſtners Geſchichte der Mathematik eine ausreichende Vorſtellung geben können. Aber ſelbſt noch durch das 18. Jahrhundert zieht ſich großentheils jene Dürftigkeit des mathematiſchen Schulunterrichts, wenn auch allmählig neben der Geometrie noch die Trigonometrie eine Stelle findet, wie dies z. B. in den Schulnachrichten des Pädagogiums zu Clausthal und der Kloſterſchule zu Ilfeld geſchieht. In die Schulordnung für die churfürſtlich braunſchw. lüneb. Lande vom J. 1737 empfiehlt ausdrücklich neben der Arithmetik ihrer bildenden Kraft wegen die Geometrie, und Joh. Matthias Geßner verlangt von den Mitgliedern ſeines zur ſelben Zeit gegründeten philologiſchen Seminars „das Hören eines Cursus mathematicus, in welchem zum wenigſten Rechnen und Meßkunſt, allgemeine Aſtronomie und Mechanik tractirt werde.“ Die Rückſicht auf praktiſche Anwendung der Mathematik ſcheint übrigens zu jener Zeit bei weitem mehr, als die Anerkennung ihrer pädagogiſchen Bedeutung, das Motiv zu ihrer Aufnahme in höhere Lehranſtalten geweſen zu ſein. So finden wir im Lectionskatalog der Clausthaler Schule v. J. 1749 „Feldmeſſen mit Kette, Aſtrolabium, Meßtiſch und Bouſſole, Mechanik und Hydroſtatik“; und in dem der Ilfelder Kloſterſchule v. J. 1768 „Sternkunſt und Kriegsbaukunſt“ ausdrücklich unter den Lehrfächern bezeichnet. Die Beſchränkung dieſes Unterrichts, der gewöhnlich freiwilliger Betheiligung überlaſſen blieb, auf zwei wöchentliche Stunden zeigt deutlich genug, wie wenig es mit ſeinem Gehalt zu bedeuten gehabt, zumal es ihm an einer gründlichen elementaren Vorbereitung fehlte. Dies wird zum Ueberfluß durch einzelne Arbeitshefte der Schüler beſtätigt, die ſich aus jener Zeit noch hie und da erhalten haben.

Ausreichende Mittheilungen über den mathematischen Schulunterricht, aus denen sich Umfang und Vertheilung desselben mit Sicherheit erkennen lassen, finden wir eigentlich erst seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, weil in der That erst etwa seit jenem Zeitpuncte die Mathematik zu allgemeinerer Anerkennung ihrer pädagogischen Bedeutung nicht minder wie ihrer praktischen Wichtigkeit gelangt und in die Reihe der Unterrichtsfächer unserer Schulen eingetreten ist. Doch kann man dies nicht auf das ganze Deutschland beziehen, sondern muß zwischen seinen Gebietstheilen unterscheiden, von denen die einen den andern erst ziemlich spät nachgefolgt sind. Den mächtigsten Anstoß zu erhöhten Forderungen an den mathematischen Unterricht gab nach der unglücklichen Katastrophe vom J. 1806 das in Preußen hervortretende Bestreben, den geistigen Aufschwung in den Gemüthern durch eine tiefer gehende wissenschaftliche Bildung zu fördern, wozu alle höhern Lehranstalten mit gesteigerter Kraft wirken sollten. Die zu solcher Absicht gegebenen Instructionen wiesen auch der Mathematik um so mehr eine wesentliche Betheiligung am Jugendunterrichte zu, als man anerkennen mußte, welche Vortheile Frankreich aus der Pflege dieser Wissenschaft in seinen Schulen erntete. In dem Eifer, die erkannte Lücke auszufüllen, gieng man allerdings eine Zeit lang über die rechten Grenzen hinaus, indem man dem mathematischen Unterricht durch alle Classen 6 wöchentliche Stunden bestimmte und übermäßige Leistungen verlangte. Auf der untersten Stufe (vom 8. bis 11. Jahre) sollte das Zählen im weiteren Sinne des Worts, d. h. nach verschiedenen Systemen geübt und das ganze angewandte Rechnen erlernt sein; dazu die ersten Elemente der Buchstabenrechnung und die geometrischen Anfangsgründe aus den ersten Büchern des Euklides. Auf der mittleren Bildungsstufe (vom 11. bis 14. Jahre) folgte die Lehre von den Gleichungen des ersten und zweiten Grades, die Elementartheorie der Logarithmen, die Geometrie nach den späteren Büchern des Euklides, die ebene Trigonometrie und die analytische Geometrie in ihren Anfängen. Auf der obersten Stufe endlich (vom 14. bis 19. Jahre) umfaßte der Unterricht die Theorie der Gleichungen überhaupt, die der Reihen, die unbestimmte Analytik, die Wahrscheinlichkeitslehre und die angewandte Mathematik, namentlich die Mechanik. Das Uebermaß der Forderungen eines solchen Lehrplans mußte sehr bald zu einer wesentlichen Beschränkung desselben führen, die sich aus der Natur der Umstände von selbst ergab. Die Zeit des Unterrichts wurde auf 4 wöchentliche Stunden durch alle Classen bestimmt, und die Vertheilnng desselben giebt sich aus nachstehendem Lehrplan des Gymnasiums zu Stralsund vom J. 1827 zu erkennen, welchen Neigebaur in seiner bekannten Sammlung S. 86 mittheilt. „Die untere Stufe füllt das gemeine Rechnen aus, und zwar in Sexta die vier Species in ganzen Zahlen, unbenannten und benannten, in Quinta die vier Species in Brüchen mit Ausschluß der Decimalbrüche, und als Anwendung die leichteren Fälle der einfachen Proportionsrechnung (Regel de Tri). Stete Uebung bis zur mechanischen Fertigkeit und Sicherheit ist hier Hauptsache, daher die Kurse halbjährig sind. In Quarta fängt der streng wissenschaftliche Unterricht an, und zwar in einem halbjährigen Lehrgange: a) aus der allgemeinen Arithmetik Begründung der Elemente; die 4 Spezies in Buchstaben; Primzahlen; Decimalbrüche; b) aus der Geometrie gerade Linie, Winkel und Parallelen, Congruenz der Dreiecke. In Tertia in einem einjährigen Cursus a) aus der allgemeinen Arithmetik: Entgegengesetzte Größen, Polynome, Potenzen, Zahlensysteme, Quadrat- und Kubikwurzeln, Proportionslehre. b) Aus der Geometrie: Congruenz der Vielecke, Gleichheit der Figuren, Kreislehre, Messung der Figuren. In Secunda in einem einjährigen Cursus a) aus der allgemeinen Arithmetik: Gleichungen des 1. und 2. Grades; Reihen durch Division; Perioden der Decimalbrüche; Progressionen; Logarithmen; irrationale und imaginäre Formen. b) Aus der Geometrie: Ebene Trigonometrie, Stereometrie. Hierauf folgt in Prima ein zweijähriger Cursus, und zwar im ersten Jahre a) Combinationslehre; binomischer Lehrsatz; kubische und höhere Gleichungen. b) Sphärische Trigonometrie; Projectionslehre. Im zweiten Jahr a) Combinationslehre; binomi-

ſcher Lehrſatz; Functionenlehre. b) Sphäriſche Trigonometrie; Curven der zweiten Ordnung.

Ein ſolcher Lehrplan des mathematiſchen Unterrichts, mit welchem die der meiſten preußiſchen Gymnaſien in jener Zeit weſentlich übereinſtimmen, hat ſpäter allerdings Modificationen erfahren, iſt aber für die höheren Unterrichtsanſtalten im übrigen Deutſchland, namentlich in ſeinen nördlichen und weſtlichen Gebietstheilen von nicht geringem Einfluß geweſen. Denn allmählig ſehen wir in Sachſen, Hannover, Oldenburg, Heſſen, Baden u. ſ. f. die Mathematik eine entſchiedenere Betheiligung am Gymnaſialunterricht gewinnen und durch beſondere Fachlehrer vertreten, während man früherhin die ganz untergeordneten mathematiſchen Lectionen jüngern Lehrern als Laſt aufbürdete oder allenfalls dem Schreiblehrer als Nebenfach auftrug. Die außerordentlichen Fortſchritte der Technik, welche von der jüngeren Generation ein größeres Maß mathematiſcher Kenntniſſe gebieteriſch verlangten, trugen vielleicht mehr noch als pädagogiſche Erwägungen dazu bei, daß dieſen die gebührende Rückſicht endlich auch da gegönnt wurde, wo man ſich zeither ziemlich gleichgültig gegen ſie bewieſen hatte. Da aber die Anforderungen der techniſchen Studien mit denen der claſſiſchen Bildung ſich nicht ganz vereinigen ließen, trat einerſeits ein Widerſpruch der Vertreter jener Bildung gegen die Anſprüche der Mathematiker und andernſeits das Streben hervor, abgeſonderte Lehranſtalten (Real- oder höhere Bürgerſchulen) zu gründen, um dieſen ſpeciell das Geſchäft der Vorbildung für techniſche Berufsſchulen zu überweiſen. Es iſt begreiflich, daß ſeit der wirklich erfolgten Scheidung der höheren Bildungsanſtalten die Gymnaſien großentheils einen einfacheren Lehrplan für den mathematiſchen Unterricht angenommen und demgemäß auch die frühere Zahl der Lectionen vermindert haben. So ſehr man aber auch die Berechtigung des Princips anzuerkennen hat, daß eine Ueberſchreitung der angemeſſenen Grenzen desſelben nicht der Aufgabe der Gymnaſialbildung hinderlich werden dürfe, muß man es doch beklagen, wenn Vorurtheil oder Unkenntnis des Gegenſtandes hin und wieder zu Anfeindungen und Beſchränkungen geführt, die dem Sachkundigen geradezu als unbegreiflich erſcheinen müßen. Dahin gehört z. B. eine im Jahr 1843 vom kurheſſiſchen Miniſterium erlaſſene Verfügung, worin die Aufnahme der quadratiſchen Gleichungen unterſagt, die Vermeidung der Abſtraction geboten und den Lehrern empfohlen wird, „nicht ſo ſehr das Wiſſen als das Können auf dem Gebiete der Mathematik zu erzielen.“ Unter den Angriffen, welche der Lehrplan des mathematiſchen Unterrichts der preußiſchen Gymnaſien in neuerer Zeit von philologiſcher Seite erfahren und die auf eine weſentliche Beſchränkung desſelben hinausgehen, ſind beſonders die Aeußerungen Landfermanns in ſeiner Abhandlung: „Zur Reform des Lehrplans höherer Schulen“ (in Mützells Zeitſchrift für 1855, S. 745) zu beachten, da ſie von einem ſo ausgezeichneten Schulmanne herrühren. Nach ihm „wird die Auswahl bedingt durch die Frage, was der mittleren durchſchnittlichen Capacität und Leiſtungsfähigkeit der Schüler zugemuthet werden dürfe.“ Demgemäß verlangt er, „daß die Schüler die Arithmetik und Algebra, ſo wie die ebene und körperliche Geometrie (auf welche letztere jedoch unter Umſtänden verzichtet werden kann) in elementarer Weiſe durcharbeiten, mit Trigonometrie aber ſich nicht befaſſen.“ Er ſelbſt führt den Widerſpruch eines befreundeten Mathematikers mit deſſen völlig einleuchtenden Gründen an, verwirft aber dennoch die Trigonometrie, „weil man die geforderte Beſchränkung feſthalten müße, wenn man dem math. Unterricht ein mäßiges Gebiet abgrenzen wolle“ — eine Logik, wogegen freilich nichts einzuwenden iſt, als daß nach ihr dieſer Unterricht ſich jede beliebige Beſchränkung und Unterordnung gefallen laſſen müßte. Mit Recht bemerkt Erler (ſ. Mützell's Zeitſchrift für 1856, S. 629) gegen Landfermann, daß ſein für das Gymnaſium aufgeſtelltes Princip der hiſtoriſchen Bildung die Mathematik im Grunde ausſchließe, dagegen die harmoniſche Entwicklung der geiſtigen Kräfte, das Princip der Erziehung überhaupt und ſpeciell der Gymnaſialbildung weſentlich auch der Grundlage für die Erkenntnis der Natur

bedürfe. Nach Landsermanns Ansicht bleibe die Aufnahme der Mathematik in den Lehrplan der Gymnasien eine principlose, und dies zeige sich denn auch in der Berücksichtigung, die man ihr zutheil werden lasse. Es erscheint allerdings befremdlich, daß Erler sich heutzutage zu einer Rechtfertigung von Grundsätzen veranlaßt sieht, welche von Männern, wie C. F. Bernhardi, Klumpp und Drobisch längst in gründlichster und überzeugendster Weise entwickelt sind, während auf Seiten der Gegner sich viele Stimmen vereinigen, den math. Unterricht anzuklagen und ihn auf die möglichst engsten Grenzen zu beschränken. Das Richtige ist unstreitig die Forderung, daß derselbe nicht über das Maß dessen hinausgehe, was Erkenntnisvermögen und Arbeitskraft der großen Mehrzahl der Schüler auf jeder Stufe zulassen, eine Forderung, die u. a. Heiland (s. Mützells Z. für 1856, S. 85) ausspricht. Aber daraus folgt nicht, daß man (wie Landsermann und Ellendt dies verlangen) so wichtige und zugleich dem Verständnis leicht zugängliche Partien der Wissenschaft vom Unterricht der Gymnasien ausschließe, wie die ebene Trigonometrie, deren einfache Vorstellungen und mathematische Ausdrucksweise man zudem im Unterricht der Physik kaum entbehren kann.

In Preußen ist gegenwärtig der math. Unterricht der Gymnasien (durch Verfügungen vom 24. Oct. 1837 und 7. Jan. 1856) dergestalt geregelt, daß er in Sexta 4, in Quinta, Quarta und Tertia 3, und in Secunda und Prima 4 wöchentliche Stunden umfaßt. Nach Angabe der meisten Schulprogramme vertheilt sich der Lehrstoff in folgender Weise: Cl. VI. und V. Rechnen. Cl. IV. Geometrische Vorübungen und Rechnen. Cl. III. Elemente der Geometrie und der Buchstabenrechnung. Cl. II. Geometrische Aufgaben und ebene Trigonometrie, Potenzen, Wurzelausziehung und Logarithmen, die Gleichungen vom ersten und zweiten Grade. Cl. I. Anwendungen der Trigonometrie; Stereometrie; geometrische Aufgaben; Lehre von den Progressionen nebst Anwendungen; unbestimmte Analytik (nicht durchgängig). Die Maturitätsprüfung verlangt unter den schriftlichen Arbeiten „eine mathematische, deren Gegenstand die Lösung zweier geometrischer und zweier arithmetischer Aufgaben aus den verschiedenen in den Kreis des Schulunterrichts fallenden Theilen der Mathematik oder eine nach bestimmten vorher anzugebenden Rücksichten geordnete Uebersicht und Vergleichung zusammengehöriger Sätze ist.“ Es wird dabei bemerkt, daß zur Lösung der math. Aufgaben nicht sowohl ein besonderes math. Erfindungstalent als eine klare Auffassung der einzelnen Sätze und ihres Zusammenhangs vorausgesetzt werde. Die Beschränkung des math. Unterrichts in den beiden mittleren Gymnasialclassen auf 3 wöchentliche Stunden hat von manchen Seiten gegründeten Tadel erfahren, da er namentlich von der Tertia an 4 Stunden erfordert, wenn auf Erfolg gerechnet werden soll, wie dies u. a. Hincke (s. Mützells Zeitschrift für 1855) mit Recht bemerkt.

Die Lehrpläne der Gymnasien im übrigen Norddeutschland schließen sich hinsichtlich des math. Unterrichts dem in Preußen geltenden ziemlich nahe an. Im Königreich Sachsen räumen mehre Anstalten der Mathematik durch alle vier oberen Classen 4 Stunden ein und nehmen für Prima noch höhere Algebra, combinatorische Analysis und analytische Geometrie auf. In Hannover schreibt die Instruction für die Maturitätsprüfungen vom 15. August 1846 (bestätigt durch die Bekanntmachung vom 31. Juli 1861) folgendes Ziel des Unterrichts vor: „Kenntnis und Rechnungsfertigkeit in den vier Species in ganzen und gebrochenen Zahlen mit Einschluß der Decimalbrüche, so wie in der Proportionsrechnung und ihrer Anwendung auf das gemeine Leben; Bekanntschaft mit den Lehren der Arithmetik bis zu den Logarithmen incl. in ihrem Zusammenhange; Uebung in Behandlung einfacher und quadratischer Gleichungen; Kenntnis der Planimetrie und einige Fertigkeit in Constructionen; endlich Kenntnis der ebenen Trigonometrie.“ Die Programme der einzelnen Anstalten zeigen eine ziemlich verschiedene Vertheilung des Lehrstoffs auf die einzelnen Classen und theilweise auch Aufnahme der Stereometrie. Das nämliche gilt von den Gymnasien der andern nord-

deutſchen Staaten (Mecklenburg, Braunſchweig, Oldenburg) ſo wie von den Gelehrtenſchulen der ſächſiſchen Herzogthümer und ihrer Nachbarn.

In den Gymnaſien Kurheſſens beſchränkt ſich der geometriſche Unterricht in der Quarta auf Erörterung der Vorbegriffe, erſtreckt ſich in Tertia über die Lehre vom Dreiecke und vom Kreiſe, geht in Secunda zur Aehnlichkeitslehre und in Prima zur Trigonometrie und Stereometrie über. Die allgemeine Arithmetik beginnt in Tertia mit der Buchſtabenrechnung, den Decimalbrüchen und der Löſung einfacher Gleichungen, worauf in Secunda die Wurzelausziehung nebſt den quadratiſchen Gleichungen, ſowie die Entwicklung des binomiſchen Lehrſatzes und in Prima Logarithmen, Kettenbrüche und diophantiſche Gleichungen folgen. In jeder Claſſe ſind dem Unterricht 4 wöchentliche Stunden beſtimmt. Im Großherzogthum Heſſen überſchreitet der mathematiſche Lehrplan bei gleicher Stundenzahl bedeutend die hier bezeichneten Grenzen, da noch die Lehre von den Functionen und ihren Verwandlungen, deſcriptive Geometrie und ſphäriſche Trigonometrie, verwickelte Gleichungen und Kegelſchnitte als weiteres Penſum der oberen Claſſen hinzukommen, eine Ausdehnung des math. Lehrſtoffs, die man ſchwerlich gut heißen kann. (Vgl. Encykl. III, S. 522).

Unter den Gymnaſien des ſüdlichen Deutſchlands ſtehen die des Großherzogthums Baden den norddeutſchen in ihrer Organiſation des Unterrichts am nächſten, da derſelbe ſich auf 6 Claſſen vertheilt, von denen die 3 unteren einjährige und die 3 oberen zweijährige Curſe haben. Von der Mathematik finden wir dieſen 3 oberen Claſſen Planimetrie, Stereometrie und ebene Trigonometrie (an einzelnen Schulen auch noch die Kegelſchnitte), die Buchſtabenrechnung, Progreſſionen, Potenzenlehre und Logarithmen, die Gleichungen vom erſten und zweiten Grade und theilweiſe auch die Auflöſung höherer Gleichungen zugetheilt. (Vgl. Encykl. I, S. 408.) In Württemberg, wo der Lehrplan eines vollſtändigen Gymnaſiums auf 10 Claſſen berechnet iſt, deren 6 untere (für Knaben von 8—14 Jahren) ſich nur auf das Rechnen beſchränken, während die 4 oberen (für Schüler von 14—18 Jahren) den Unterricht auf 4 Jahrescurſe vertheilen, erſtreckt ſich der geometriſche Unterricht bis zur Stereometrie und ebenen Trigonometrie; der arithmetiſche umfaßt außer der Buchſtabenrechnung die Lehre von den Potenzen und Logarithmen, die Renten- und Zinsrechnung, die einfachen und quadratiſchen und zum Theil auch die unbeſtimmten Gleichungen. Sehr zweckmäßig wird die Zeit des Unterrichts zum guten Theil auf Repetitionen und auf Uebungen in der geometriſchen Analyſis verwandt. In Bayern ſind die Beſtimmungen der Schulordnung von 1854 durch die Novelle vom Jahr 1861 modificirt worden: Algebra und Geometrie werden ſchon in der Cl. IV. der lateiniſchen Schule in je 2 wöchentlichen Stunden begonnen, in Cl. I. und II. des Gymnaſiums mit der gleichen Stundenzahl fortgeführt, in Cl. II. noch Stereometrie dazu genommen, in Cl. III. Algebra in 2 Stunden, Trigonometrie in 2 Stunden behandelt, in Cl. IV. die Elemente der Statik und Mechanik, und populäre Aſtronomie in je 2 Stunden.

In Oeſterreich, wo die Gymnaſien in zwei Abtheilungen, ein Untergymnaſium von 4 und ein Obergymnaſium von 3 Claſſen zerfallen, ſind nach dem Organiſationsentwurfe von 1849 durchgängig jeder Claſſe 3 wöchentliche Lehrſtunden für den math. Unterricht zugetheilt, die mit jedem Semeſter abwechſelnd 2 und 1 Stunde auf die beiden Zweige der Arithmetik und der Geometrie verwenden. Das Penſum des Untergymnaſiums umfaßt außer dem Rechnen mit beſtimmten Zahlen in ſeinem ganzen Umfange die Elemente der Buchſtabenrechnung und die Auflöſung der einfachen Gleichungen, ſo wie die geometriſche Anſchauungslehre auf Figuren der Ebene wie des Raumes bezogen. Für das Obergymnaſium gilt als Ziel: Kenntnis und Durchübung der elementaren Geometrie und Algebra als ſtreng beweiſender Wiſſenſchaften. Der arithmetiſche Unterricht, der hier von den Zahlenſyſtemen ausgeht, ſchließt ab mit den quadratiſchen und den unbeſtimmten Gleichungen, den Progreſſionen, der Combinationslehre und dem binomiſchen Lehrſatze; der geometriſche, welcher mit den Elementen der

Planimetrie beginnt, ſchreitet fort bis zur ſphäriſchen Trigonometrie, den Elementen der analytiſchen Geometrie und den Kegelſchnitten.

Der mathematiſche Unterricht der Realſchulen oder höheren Bürgerſchulen erſcheint nach den Berichten dieſer Anſtalten von ſehr ungleichem Umfange, da dieſelben ihrer Einrichtung nach in ſolchem Maße von einander verſchieden ſind, daß der gemeinſame Name geradezu als ein Uebelſtand zu betrachten iſt, indem er faſt unvermeidlich zu irrigen Vorſtellungen und Urtheilen Veranlaſſung giebt. Wenn ſ. g. Realſchulen desſelben Staatsgebiets, wie z. B. in Baden (ſ. Encykl. I, 413) bald 5 oder 6, bald nur 3 oder 4 Claſſen zählen, ſo muß das Penſum eines beſtimmten Lehrfachs ihnen begreiflich in ſehr ungleichem Maße zugetheilt ſein und es wird unmöglich, etwas allgemeingültiges über ihr Lehrziel und ihre Leiſtungen zu ſagen. Die völlige Unbeſtimmtheit des Begriffs, der ſich im allgemeinen an den Namen knüpft, legt uns daher die Nöthigung auf, von vorn herein die Realſchulen zu claſſificiren, ehe von dem Unterrichtspenſum dieſer verſchiedenartigen Anſtalten die Rede ſein kann. Wir unterſcheiden daher 1) Höhere und vollſtändige Realſchulen von mindeſtens 6 Claſſen für 10- bis 17- oder 18jährige Schüler; 2) Mittlere, unvollſtändige, die um eine volle Lehrſtufe unter jenen ſtehen; und 3) Niedere Realſchulen, in denen das Ziel des Unterrichts mit 14 Jahren erreicht wird und die unter Umſtänden die untere Abtheilung einer vollſtändigen Anſtalt bilden, wie dies z. B. in Württemberg und in Oeſterreich der Fall iſt.*)

Im nördlichen Deutſchland iſt die erſte Claſſe von Realſchulen die vorherrſchende, und in Preußen wird durch die im J. 1859 erlaſſene „Unterrichts- und Prüfungsordnung der Realſchulen" der Umfang des mathematiſchen Unterrichts für dieſelben durch deſſen Endziel in folgenden Worten beſtimmt: „Der Abiturient hat den Nachweis zu liefern, daß er auf dem ganzen Gebiet der Mathematik, ſo weit ſie Penſum der oberen Claſſen iſt (Kenntnis der Beweisführungen ſo wie der Auflöſungsmethoden einfacher Aufgaben aus der Algebra, die Lehre von den Potenzen, Proportionen, Gleichungen, Progreſſionen, der binomiſche Lehrſatz und die einfachen Reihen, die Logarithmen, die ebene Trigonometrie, Stereometrie, die Elemente der beſchreibenden Geometrie, analytiſche Geometrie, Kegelſchnitte; angewandte Mathematik: Statik, Mechanik), ſichere, geordnete und wiſſenſchaftlich begründete Kenntniſſe beſitzt, und daß ihm auch die elementaren Theile der Wiſſenſchaft noch wohl bekannt ſind. Eben ſo muß Fertigkeit in allen im praktiſchen Leben vorkommenden Rechnungsarten, im Rechnen mit allgemeinen Größen und im Gebrauch der math. Tafeln vorhanden ſein." Aehnlichen Anforderungen entſprechen die Lehrpläne und Abgangsprüfungen anderer Realſchulen im nördlichen und mittlern Deutſchland (in Hannover, Oldenburg, Eiſenach). Doch iſt zu bemerken, daß manche der norddeutſchen Anſtalten durch Aufnahme der diophantiſchen Gleichungen und der ſphäriſchen Trigonometrie den math. Unterricht noch weiter ausdehnen, während ſie die oben erwähnte beſchreibende Geometrie vermiſſen laſſen. Das im Regulativ für die Realſchulen im Königreich Sachſen vom Jahr 1860 bezeichnete Lehrziel des math. Unterrichts iſt: Rechenfertigkeit in ganzen und gebrochenen Zahlen, Kenntnis und Fertigkeit in algebraiſchen Rechnungen, in der Behandlung von Gleichungen des erſten und zweiten (allenfalls auch des dritten) Grades, der Potenzirung und Radicirung, ſo wie im Gebrauch der Logarithmen; Kenntnis der Planimetrie, der Stereometrie und der ebenen Trigonometrie. Dieſe Forderungen ſind mäßiger als die des preußiſchen Regulativs, da beſchreibende und analytiſche Geometrie, Kegelſchnitte und angewandte Mathematik von ihnen ausgeſchloſſen bleiben. Nichtsdeſtoweniger gehen die Leiſtungen ſächſiſcher Realſchulen über ſie hinaus und möchten thatſächlich denen der andern gleichnamigen Anſtalten im nördlichen Deutſchland ziemlich gleich ſtehen.

*) Die ſeit 1859 in Preußen geltende Unterſcheidung von (vollſtändigen) Realſchulen erſter und zweiter Ordnung iſt hier außer Acht gelaſſen.

In Kurhessen befolgen die größeren Realschulen in Cassel und Hanau, im Großherzogthum Hessen die sechsclassigen Anstalten zu Darmstadt und Mainz einen ziemlich übereinstimmenden Lehrplan mit den bisher erwähnten Schulen. Dasselbe gilt von den höheren Bürgerschulen (vollständigen Realschulen) Badens zu Heidelberg und Mannheim, während die größere Zahl der gleichnamigen Anstalten in beiden Hessen und in Baden niedere Realschulen sind. In Württemberg zerfallen vollständige Realschulen, wie die in Stuttgart und Ulm, in eine untere Abtheilung von 6 Classen für 8- bis 14jährige Schüler und eine obere für solche von 14 bis 16 Jahren, welche entweder unmittelbar ins gewerbliche Leben oder aber zur polytechnischen Schule übergehen und demgemäß einen abweichenden Lehrplan verfolgen. Die erste Abtheilung (Unter-Realschule) erstreckt ihren math. Unterricht nur über die Anfangsgründe der Arithmetik und Planimetrie, wozu die zweite (Ober-Realschule) die Lehre von den Gleichungen des 1. und 2. Grades, den Progressionen und Logarithmen, die geometrische Analysis, Stereometrie und ebene Trigonometrie fügt, wodurch das Lehrziel der Gesammtanstalt etwa das nämliche wird, wie in den oben erwähnten vollständigen Realschulen, nur daß analytische Geometrie, Kegelschnitte und höhere Gleichungen ausgeschlossen bleiben. — In Bayern, welches seine früheren Realschulen (seit 1833) in technische Anstalten umgewandelt (s. Encykl. I, 459) und späterhin Realgymnasien projectirt hat (a. a. O. S. 486), sieht man der Gründung allgemein bildender Unterrichtsanstatten, wie das übrige Deutschland sie in seinen Real- und höheren Bürgerschulen besitzt, noch entgegen. Oesterreich endlich hat, um eine sichere Grundlage für Bürgerbildung — mehr freilich für gewerbliche als eine allgemein humane Bildung — zu schaffen, Realschulen gegründet, welche in Ober- und Unterrealschulen zerfallen, jede von drei Classen, in denen, auf Kosten der ethischen Bildung, neben den mit Lehrstunden reich ausgestatteten Fächern des Zeichnens, des Modellirens und der Chemie auch die Mathematik eine bedeutende Stelle einnimmt, ohne jedoch, wie es scheint, auf diesem Gebiete die vollständigen Realschulen im übrigen Deutschland, namentlich die in Preußen, zu übertreffen, mit deren Anforderungen an den rein theoretischen mathematischen Unterricht die durch den österreichischen Organisationsentwurf vom J. 1849 ausgesprochenen ziemlich übereinstimmen. Der Weg zum Lehrziel ist indessen sehr abweichend vorgezeichnet, insofern der eigentliche mathematische Unterricht in der 4. Classe von unten in wöchentlichen 8 Stunden mit allgemeiner Arithmetik und den Elementen der Geometrie der Ebene und des Raumes beginnt, darauf in der folgenden Classe in 5 wöchentlichen Stunden bis zum Schluß (analytische Geometrie, ebene und sphärische Trigonometrie, Theorie der Reihen) geführt, und in der höchsten Classe nur durch 2 wöchentliche Stunden in Erinnerung gehalten wird, wozu hier freilich noch 6 Stunden für Maschinenlehre, Linear- und Maschinenzeichnen kommen.

Wie den oben als Realschulen zweiter Classe bezeichneten Anstalten die letzte Stufe des Unterrichts einer höheren Realschule überhaupt mangelt, so entbehren sie nothwendig auch in Beziehung auf Mathematik des Eingehens auf die höheren Zweige der Arithmetik wie der Geometrie. Für untere Realschulen muß der math. Unterricht seine Anforderungen auf das Maß dessen reduciren, was in höchstens 2 Classen und bei 12—14jährigen Knaben zu erreichen ist. Wenn wir im Großherzogthum Hessen als Aufgabe einer solchen vierclassigen Schule angegeben finden (s. Encykl. III, 528): „Im Rechnen sollen die Schüler geführt werden bis zu den Potenzen, den Gleichungen des 1. und 2. Grades, arithm. und geom. Reihen, Logarithmen und deren Anwendung auf Zinseszins und Rentenrechnung; in der Geometrie wird von der Formenlehre und Vorübungen für geometrische Constructionen ausgegangen und bis zur Stereometrie und Trigonometrie vorgeschritten;“ so dürfte das (selbst in möglichster Beschränkung verstanden) wohl das äußerste sein, was man den Schülern einer Anstalt zumuthen kann, die solche in der Regel bald nach der Confirmation entläßt (S. 527 a. a. O.). Bei der größeren Anzahl derartiger Schulen wird man dem

mathematischen Unterricht ein viel niedrigeres Ziel stecken müßen, wenn man der Erreichung desselben sicher sein will.

In wie weit die Mathematik in den Bereich der Volksschule einzugreifen habe, muß durch die speciellen Verhältnisse jeder Anstalt bestimmt werden, da hier Stadt- und Landschulen wohl zu unterscheiden sind. Für jene, die vermöge einer Gliederung in viele Classen sich oft zu bedeutenden Leistungen erheben können, erscheint eine populäre Behandlung der Geometrie, die vornehmlich auf praktische Anwendung derselben in Zeichnung und Inhaltsbestimmung von Figuren und Körpern ausgeht, in einer oberen Classe ganz an ihrem Orte, wogegen in der gewöhnlichen Volksschule das Nöthigste von geometrischen Vorstellungen gelegentlich bei speciellen Aufgaben des Rechenunterrichts beigebracht werden kann. Denn immerhin bleibt für diese Art von Schulen der Rechenunterricht das eigentliche Gebiet, auf welchem hier die Größenlehre sich geltend zu machen und — wenn auch in beschränktem Maße — ein ähnliches Ziel zu verfolgen hat, wie der umfassendere mathematische Unterricht auf höheren Lehranstalten: die Aufgabe, das Denkvermögen der Jugend im Bereich der quantitativen Vorstellungen (in Beziehung auf Maß, Gewicht, Flächen und Körperräume) zu entwickeln, eine logische Verknüpfung der Gedanken praktisch zu üben und jene Fertigkeit des Rechnens einzuprägen, welche auch dem Geringsten in der bürgerlichen Gesellschaft zu täglichem Gebrauch nothwendig ist. Das Rechnen ist daher in der Volksschule als Repräsentant des mathematischen Unterrichts zu betrachten und hat dort den gegebenen Umständen gemäß dessen pädagogische wie praktische Bedeutung. Aehnliches gilt von ihm auch in Beziehung auf höhere Mädchenschulen, obgleich hier, wie bereits oben erwähnt, eine gedrängte populäre Besprechung der geometrischen Vorstellungen und einfachsten Sätze neben dem Rechenunterricht sich empfehlen würde. Hinsichtlich der Bedeutung, des Umfangs und der Methode des letzteren muß hier auf den betreffenden Artikel dieses Werks verwiesen werden, der bei der Wichtigkeit des Gegenstandes besondere Beachtung in Anspruch nimmt.

Es bliebe nun noch übrig, von dem Zustande des mathematischen Unterrichts in außerdeutschen Ländern zu reden, wenn uns dazu die erforderlichen Quellen in hinreichendem Maße zu Gebot ständen. Bei der Mangelhaftigkeit derselben müßen wir uns aber auf die beiden für Deutschland bedeutendsten Culturländer Europas, auf Frankreich und England, beschränken und zwar auf ganz allgemeine Mittheilungen in Betreff derselben, indem wir hinsichtlich des Details auf die betreffenden Artikel der Encyklopädie verweisen.

In Frankreich erfuhr der mathematische Unterricht in den höheren Schulen, der bis dahin höchst unerheblich gewesen war, einen mächtigen Anstoß während der Revolutionsperiode am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, wo man ein großes Gewicht darauf legte, durch die Verbreitung mathematischer Kenntnisse nicht allein dem Heere tüchtige Officiere zu erziehen, sondern auch der Industrie fördernde Kräfte zuzuführen. Hatte doch der berühmte Monge bei der Schöpfung seiner géométrie descriptive namentlich dies Ziel im Auge, wie die Vorrede seines Werkes es bezeichnend genug ausspricht, wenn sie mit den Worten beginnt: „Pour tirer la nation française de la dépendance, où elle a été jusqu'à présent de l'industrie étrangère, il faut diriger l'éducation nationale vers la connaissance des objets qui exigent de l'exactitude, ce qui a été totalement negligé jusqu'à ce jour.“ Indem die Ecole polytechnique die Bestimmung der speciellen Vorbildung für Artillerie und Ingenieurwesen im weitesten Umfange des Worts erhielt, wetteiferten alle allgemeinen höheren Bildungsanstalten (Lycées und Colléges) in dem Bestreben, ihren Zöglingen die zur Aufnahme in dieselbe erforderlichen mathematischen Kenntnisse mitzutheilen. Eine nicht geringe Anzahl ausgezeichneter Mathematiker kam diesem Bestreben durch Ausarbeitung vortrefflicher Lehrbücher zu Hülfe, so daß die Anregung zu den mathematischen Studien, welche sich im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts allmählig über ganz Europa und ferne

Welttheile ausgedehnt haben, im Anfange desſelben hauptſächlich von Frankreich ausgegangen iſt. Ausführlichere Mittheilungen über die Entwicklung des mathematiſchen Unterrichts in Frankreich und die leitenden Grundſätze bei ſeiner Einführung in die dortigen höhern Lehranſtalten findet man in Lacroix Essais sur l'enseignement en général et sur celui des mathématiques en particulier. Die weit verbreiteten Lehrbücher desſelben Verfaſſers bezeichnen zugleich den bedeutenden Umfang des mathematiſchen Unterrichts auf den Schulen Frankreichs, da ſie dieſem vorzugsweiſe zur Grundlage dienten (vgl. den Artikel Frankreich Bd. II, S. 459 u. 483).

Einen höchſt auffallenden Gegenſatz zu dem Betriebe der mathematiſchen Studien in Frankreich bildet das in England herkömmliche und großentheils noch immer vorherrſchende, durchaus mechaniſche Verfahren des mathematiſchen Unterrichts, der ſich auf ein Memoriren der elementarſten geometriſchen Lehrſätze des Euklid zu beſchränken pflegt. Die Gedankenloſigkeit, womit dieſer Misbrauch noch in ſo vielen engliſchen Schulen getrieben wird, läßt ſich nur aus dem Reſpect der Engländer vor allem Altherkömmlichen erklären. Allerdings haben einſichtsvolle Männer das Bewußtſein ſolcher Verkehrtheit und ihren gerechten Tadel darüber laut ausgeſprochen; Babbage und South rügen ſtreng die Vernachläſſigung des mathematiſchen Studiums, ſelbſt in den Inſtituten der Regierung. Erſt in neueſter Zeit haben dieſe kritiſchen Stimmen Gehör gefunden und wenigſtens in einem Theil der öffentlichen Schulen eine verſtändigere Behandlung des mathematiſchen Unterrichts bewirkt. So finden wir eine ſolche in der 1834 gegründeten City of London School und in der Kings-College School, deren Realabtheilung ſogar 9 bis 10 wöchentliche mathematiſche Lectionen in ihrem Lehrplan hat (S. Encykl. III, S. 148). In manchen Schulen, z. B. in Edinburgh, iſt die Theilnahme am mathematiſchen Unterricht völlig in die freie Wahl der Schüler geſtellt, und in Eton genießt derſelbe principiell ſo wenig Achtung, daß die Schüler nicht gehalten ſind, vor dem Lehrer der Mathematik den Hut abzuziehen. (S. Encykl. III, S. 137). Uebrigens bezeugt eine Reihe neuerer Compendien, namentlich über Arithmetik und Algebra, daß der mathematiſche Unterricht in England angefangen hat, eine andere Geſtalt anzunehmen und ſich mehr dem in Deutſchland und Frankreich herrſchenden anzunähern. Ausdrückliche Anerkennung verdient, daß engliſche Mathematiker ſich fortwährend bemühen, durch die Bearbeitung geometriſcher Aufgaben das Studium der Wiſſenſchaft zu fördern, wovon man in Grunerts Archiv für Mathematik und Phyſik häufig Proben findet.

Die Methode des mathematiſchen Unterrichts, nicht zu verwechſeln mit der rein wiſſenſchaftlichen (entweder ſynthetiſchen oder analytiſchen) Methode der Mathematik, iſt ein Gegenſtand von beſonderem Gewichte für den Lehrer und Pädagogen. Während die Wiſſenſchaft als ſolche ihre Wahrheiten nur in einer ſtreng logiſchen Form — ſei es progreſſiv oder regreſſiv — zu entwickeln und nachzuweiſen hat, unbekümmert um die Schwierigkeit des Verſtändniſſes wie um eine naheliegende Anwendbarkeit, muß der mathematiſche Unterricht, wenn er anders ſeinen Zweck erfüllen ſoll, eine Menge verſchiedener Rückſichten nehmen. Als Ergänzung der allgemeinen Bildung, welche die Schule Knaben und Jünglingen zu geben beſtimmt iſt, hat er vor allen Dingen die Behandlungsweiſe des Stoffes zu einer pädagogiſchen zu machen. Wie der Lehrer den Gegenſtand von der einen Seite rein objectiv, alſo nach ſeinem eigenſten und innerſten Weſen aufzufaſſen bemüht ſein muß, iſt er von der andern Seite genöthigt, ihn in ſeinem Verhältnis zur ſubjectiven Natur des Lernenden zu erkennen, um eben durch dieſe richtige Erkenntnis demſelben zur klaren Einſicht des Lehrobjects zu verhelfen. Gerade dieſe zweite Seite hat aber erfahrungsmäßig ihre großen Schwierigkeiten, und dieſe liegen nicht nur in der individuellen Verſchiedenheit der Lernenden, ſondern weſentlich in dem Umſtande begründet, daß ein jeder in fortgehender Entwicklung eine Reihe verſchiedenartiger Zuſtände durchläuft, in denen er nach Neigung, Kraft und Einſicht fortwährend ein anderer wird. Nun kann aber vernünftigerweiſe

von dem objectiven Inhalt einer Wissenschaft dem jugendlichen Geiste jederzeit nur das geboten werden, was ihm nach dem dermaligen Standpuncte angemessen und zugänglich ist. Mithin wird die Form, welche jene hier aus praktischen Rücksichten anzunehmen hat, eine durch die subjective Natur des Lernenden bedingte und daher selbst veränderliche sein müßen. Der Streit über die verschiedenen Methoden des mathematischen Unterrichts, insofern die eine oder die andere als die absolut richtige und allein angemessene betrachtet wird, erscheint daher ziemlich unfruchtbar; denn hier, wie in so vielen anderen Fällen, „schickt sich eben nicht eines für alle." Mit einem zwölfjährigen Knaben wird der Lehrer ganz anders verfahren müßen, als mit dem sechs Jahre ältern Jüngling, und seine Lehrgabe wird sich besonders darin bewähren, daß er nach den Umständen verschiedene Wege einschlägt, um das Interesse der Schüler von jedem Alter für mathematische Wahrheiten zu gewinnen und ihnen diese zu klarem Bewußtsein zu bringen. Im guten Sinne gedeutet hat auch hier Voltaires Ausspruch: „Tout genre est bon hormis le genre ennuyeux" seine Berechtigung. Denn die äußerste Gründlichkeit des mathematischen Unterrichts ist keine Tugend, wenn sie langweilig wird, und die umfassendste Gelehrsamkeit von sehr geringem Werthe, wenn sie nicht die rechte Auswahl des jedesmal Angemessenen zu treffen weiß.

Es ist selbstredend, daß damit der logischen Strenge in der Gedankenentwicklung des mathematischen Unterrichts nichts vergeben werden darf; vielmehr werden die allgemeinen Forderungen der wissenschaftlichen Methode nothwendig auch bei der pädagogischen Verwendung ihre Gültigkeit behaupten müßen. Wir können dieselben nach Pascal etwa in folgenden Regeln zusammenfassen: „1) Nichts definiren wollen, was sich nicht durch deutlichere Ausdrücke erklären läßt. 2) Keinen etwas dunkeln oder zweideutigen Ausdruck ohne Erklärung lassen. 3) In allen Definitionen nur völlig bekannte oder bereits erklärte Ausdrücke gebrauchen. 4) Keinen nothwendigen Grundsatz übergehen, wie klar er auch an sich sein möge. 5) Nur vollkommen augenscheinliche Wahrheiten als Axiome zulassen. 6) Niemals etwas beweisen wollen, das an sich so deutlich ist, daß man es nicht auf etwas deutlicheres zurückführen kann. 7) Behauptungen, die an sich nicht völlig klar sind, durch Zurückführung auf Axiome oder bereits bewiesene Sätze darthun. 8) Niemals eine Zweideutigkeit im Ausdruck benutzen, indem man unterläßt, im Gedanken die Definition zu substituiren, welche ihn beschränkt oder erläutert."

Daß die Pädagogik gemeinsam mit der Wissenschaft diese unerläßlichen Ansprüche an den mathematischen Unterricht zu machen habe, macht auch Waitz (Allg. Pädag. S. 411) geltend: „Da die strenge Form der Wissenschaft dasjenige ist, wodurch die Bedeutung der Mathematik als Unterrichtsgegenstand bestimmt wird, so ergiebt sich von selbst, daß der Unterricht in derselben einen vorzugsweise behutsamen und bedächtigen Gang nehmen muß, der im Vorwärtsschreiten stets zurückschaut und nach Grund sucht für jedes Spätere in dem Früheren. Er wird sich daher eher noch den Vorwurf der Pedanterie als den der Flüchtigkeit machen lassen dürfen, da jede kleine Nachlässigkeit in den Anfangsgründen, ja schon jede Unsicherheit in augenblicklicher Beherrschung derselben von Seiten des Schülers entweder die Stetigkeit des Fortschreitens selbst hindert oder es doch nicht zu der Klarheit der Uebersicht einer längeren Reihe zusammengehöriger Operationen kommen läßt, aus welcher erst die wissenschaftliche Befriedigung mit dem Resultat derselben entspringt. Diese Befriedigung, welche durch die streng systematische Form der Mathematik möglich wird, muß dem Schüler immer so weit fühlbar gemacht werden, als sein jedesmaliger Standpunct erlaubt; denn sie ist theils als Hebel des mathematischen Studiums selbst von Wichtigkeit, theils als Mittel, ihm die Sicherheit und den Abschluß der Erkenntnis bemerkbar zu machen, wozu es im einzelnen wie im ganzen auf diesem Gebiete des Wissens in höherem Grade kommt als auf irgend einem anderen. Es geschieht dies hauptsächlich dadurch, daß man auf jeder Lehrstufe dem Schüler ein für ihn unüberfehbares festgeschlossenes Ganze

darbietet, deſſen Grundzüge und innerer Zuſammenhang für ihn bis zu voller Evidenz und Sicherheit erhoben werden. Mag dieſes Ganze zu Anfang auch als klein und unbedeutend erſcheinen, es giebt darum doch den wenn auch noch minder vollſtändig ausgeprägten Typus ab für die Behandlung des Schwierigeren und Verwickelteren und bildet den erſten Anſatz zur Syſtematik der ganzen Wiſſenſchaft."

Wie für dieſe ſelbſt, ſo auch für ihre pädagogiſche Behandlung iſt nun die Beziehung zwiſchen Syntheſis und Analyſis von beſonderer Bedeutung, wie Pappus ſolche im 7. Buche ſeiner mathematiſchen Abhandlungen in folgenden Worten darſtellt: „Die Analyſis iſt der Weg, welcher von dem Verlangten ausgehend, das man für den Augenblick zugiebt, durch eine Reihe von Folgerungen zu etwas bereits Bekanntem oder einem als wahr anerkannten Grundſatz leitet. Dieſe Methode läßt uns alſo von einer Wahrheit oder Behauptung auf die andere zurückgehen und wir nennen ſie Analyſis oder Auflöſung, gewiſſermaßen eine Löſung im umgekehrten Sinne. In der Syntheſis gehen wir umgekehrt von dem Satze aus, der ſich am Schluß der Analyſis findet; indem wir die vorhergehenden Sätze dann in umgekehrter Folge ordnen und mit einander verbinden, gelangen wir an das geſuchte Ziel, von welchem wir im erſten Falle ausgegangen waren. Man unterſcheidet zwei Arten von Analyſis: in der einen, welche man die theoretiſche nennen kann, bezweckt man, die Wahrheit oder Falſchheit eines behaupteten Satzes zu erkennen; die andere bezieht ſich auf die Auflöſung von Problemen oder die Auffindung noch unbekannter Wahrheiten. Indem wir im erſten Falle den Inhalt des behaupteten Satzes als wahr oder wirklich annehmen, gelangen wir durch die Folgerungen aus der Vorausſetzung zu etwas bekanntem; und wenn dieſes Reſultat wahr iſt, ſo gilt dasſelbe von dem behaupteten Satze. Der directe Beweis bildet ſich dann, indem man in umgekehrter Ordnung die verſchiedenen Theile der Analyſis aufnimmt. Wenn die Folgerung, zu welcher wir am Schluß derſelben gelangen, ſich falſch erweist, ſo ſchließen wir daraus, daß der zergliederte Satz es ebenfalls ſein müße. Handelt es ſich um ein Problem, ſo nehmen wir dasſelbe als ſchon gelöst an und ſetzen die daraus fließenden Folgerungen ſo lange fort, bis wir zu etwas bekanntem gelangen. Erreichen wir ein ſolches von den Geometern ſogenanntes Datum, ſo läßt die vorgelegte Aufgabe ſich löſen; die Conſtruction erfolgt wieder durch Umkehrung der Analyſis. Die Unmöglichkeit im letzten Reſultat derſelben beweist dagegen offenbar zugleich die Unmöglichkeit einer Löſung der Aufgabe."

Man kann den hier entwickelten Gegenſatz einer die Wahrheit poſitiv ausſprechenden und hinterher beweiſenden, oder aber dieſelbe vielmehr erforſchenden und als Ziel der Unterſuchung auffaſſenden Behandlungsweiſe auch als dogmatiſche und kritiſche Methode bezeichnen, wie ſolches von A. Peters geſchieht. Nach ihm iſt „die dogmatiſche Methode die des bloßen Inhalts, dem ſie im allgemeinen eine willkürliche und daher künſtliche Geſtalt giebt. Sie legt ſomit nicht das hinlängliche Gewicht auf geiſtesgemäße Begründung und Entwicklung. Das Operative, Mechaniſche, Kunſtgriffliche iſt ihre Sphäre. Aber „nur in und mit der organiſchen Geſtalt entwickelt ſich vollendet der Gehalt." Dieſer Mahnung gemäß handelt die kritiſche Methode. Ebenſo weſentlich als der Inhalt iſt ihr deſſen organiſche Entfaltung. Sie iſt alſo die Methode der umfaſſendſten von innen herausgehenden wiſſenſchaftlichen Unterſuchung, der analytiſchen Entfaltung, die jeden künftigen Inhalt, auch den geringſten, zuvor als Frage erſcheinen läßt, die aber nicht allein die Wahrheiten ſelbſt, ſondern auch alle mögliche Handgriffe, Verfahrungsarten, Wege als nothwendige findet. Der dogmatiſchen Wiſſenſchaftsmethode entſpricht vorzugsweiſe das Wiſſen, der kritiſchen das Erkennen." (A. Peters über die Nothwendigkeit mathematiſcher Lehrerbildungsanſtalten, S. 9.)

Der nach dieſer Erörterung in der Wiſſenſchaft hervortretende Gegenſatz der ſynthetiſchen und analytiſchen oder der dogmatiſchen und kritiſchen Methode

iſt allerdings auch für den Jugendunterricht von höchſter Bedeutung. In Beziehung auf die Erkenntnis der Wahrheit erſcheint es freilich gleichgültig, ob man zu ihr gelange, indem man von den einfachſten Vorſtellungen allmählig zu der zuſammengeſetzten aufſteigt, oder ob man vielmehr von dieſer, als einer problematiſchen, in ſtreng logiſcher Schlußfolgerung zu jenen zurückgeht; für den Lernenden hat aber häufig der eine dieſer beiden Wege entſchiedene Vorzüge vor dem andern, ſo daß man die Wahl je nach Umſtänden wird treffen müßen. Auch ſteht ja der eine Weg ſtets in ſolcher Beziehung zu dem andern, daß er durch Umkehrung der ganzen Gedankenfolge ſich in dieſen verwandelt. Im allgemeinen wird freilich die ſynthetiſche Entwicklung ſich vorherrſchend für den Anfänger empfehlen, während die analytiſche ſich für den vorgerückteren Schüler eignet, der bereits eine gewiſſe Summe mathematiſcher Elementarſätze zu ſeinem Eigenthum gemacht hat, auf welche er verwickeltere Vorſtellungen und Probleme zurückzuführen im Stande iſt. Genau betrachtet miſcht aber dieſe regreſſive Erkenntnis mathematiſcher Wahrheiten ſich ſchon ſehr früh in den elementaren Unterricht ein, z. B. bei der Conſtruction des regulären Sechsecks, ſowie bei andern einfachen geometriſchen Aufgaben. Einem gleichen Wechſel von Syntheſis und Analyſis begegnen wir in den Betrachtungen der Arithmetik. Handelt es ſich z. B. um die Beſtimmung der Anzahl verſchiedener Formen beim Permutiren und Variiren, ſo findet ſich der Ausdruck dafür ſehr leicht auf ſynthetiſchem Wege, während die Menge der Combinationsformen vielmehr analytiſch beſtimmt wird. Dasſelbe gilt von der Beſtimmung der Summe einer geometriſchen Progreſſion, der Auflöſung einer Gleichung und ſo manchem andern Schritte der Arithmetik, ſo daß auch hier die Verbindung beider Wege der Erkenntnis als eine natürliche und nothwendige ſich ergiebt.

Meiſt iſt es freilich nicht die Arithmetik, ſondern die Geometrie, auf deren Behandlung früher das ganze Gewicht der mathematiſchen Methode gelegt zu werden pflegte, wobei der Streit ſich in der Regel um die Frage drehte, ob man die Elemente des Euklides als muſtergültige Norm anzuerkennen habe oder nicht. Es iſt bekannt, daß die bedeutendſten Mathematiker, von dem großen Kepler herab bis auf Käſtner, jene Elemente als die vollkommenſte ſynthetiſche Darſtellung preiſen und daß das berühmte Lehrbuch des alten Griechen auch noch heutzutage — vorzüglich in England — dem mathematiſchen Unterricht der Jugend vielfach zu Grunde gelegt wird, gleichwohl aber eine große Reihe anderer Lehrbücher der Geometrie entſtanden ſind, welche den Stoff in völlig abweichender Anordnung behandeln. Freilich urtheilt Käſtner, daß dergleichen Bücher um ſo ſchlechter ſind, je weiter ſie von Euklides ſich entfernen; man wird ſich aber die Erlaubnis nehmen dürfen, dieſen Ausſpruch mehr dem witzigen Kopfe als dem Mathematiker zuzurechnen. Mit Recht fragt K. v. Raumer (Geſch. der Pädagogik III. S. 186): „Waren denn Euklids Elemente urſprünglich ein Lehrbuch für Anfänger? Sollen wir etwa die gelehrten Mathematiker, welche aus allen Ländern nach Alexandrien kamen, um ſich da unter Leitung von Euklid, Eratoſthenes, Hipparch in ihrer Wiſſenſchaft zu vervollkommnen, mit 16jährigen Gymnaſiaſten vergleichen? Euklid ſchrieb ſeine Elemente für Männer, die ſchon ausgerüſtet mit mathem. Erfahrungen, Kenntniſſen und Uebungen zu ihm kamen.“ Eben deshalb aber iſt es, pädagogiſch betrachtet, ein Misgriff, ein derartiges Werk als Grundlage des Jugendunterrichts anzuwenden, wieviel Auctoritäten auch immerhin für dieſes Verfahren angeführt werden mögen. Man darf nur die beſſern der neueren Lehrbücher der Geometrie (z. B. die Eléments de géom. von Legendre) näher betrachten, um inne zu werden, daß die dort beobachtete und von Euklides ſo weſentlich abweichende Anordnung des Stoffes keineswegs auf Willkür des Verfaſſers, ſondern auf innerer Nothwendigkeit beruht. Der Fortſchritt vom Einfachen zum Zuſammengeſetzten geſchieht ſo, daß das Begriffsverwandte nicht zerriſſen, ſondern vielmehr in Gruppen zuſammengeſtellt wird. Wenn zuerſt von Linien und deren möglichen Lagen und Verbindungen, dann von Dreiecken, Vierecken, dem Kreiſe u. ſ. f. die Rede iſt, ſo hat der Schüler ein leicht zu überſehen-

des Material vor Augen, welches combinatorisch aufzufassen und zu verbinden ihm ganz natürlich erscheinen wird, so daß der Lehrer bei solchem Geschäft ihm nur leitend zu Hülfe zu kommen braucht, um ihm durch Fingerzeige den Weg zu erleichtern und abzukürzen.

Die in diesem Sinne fortschreitender Entwicklung verfahrende Methode, welche nicht etwa den Schüler durch ein ganz unerwartetes Kunststück zu überraschen, sondern ihn vielmehr zu überlegtem Fortschritt von einer zur andern Betrachtung anzuleiten sucht, hat man wohl mit dem Namen der genetischen Methode bezeichnet. Unter den neueren pädagogischen Schriftstellern hat sich namentlich Mager über dieselbe ausgesprochen, vorzugsweise in seinem Aufsatz „über die Methode der Mathematik als Lehrobject und als Wissenschaft," der die Einleitung zum ersten (und einzigen) Hefte seiner „Wissenschaft der Mathematik nach heuristisch-genetischer Methode" bildet. Ausgehend von der durch eigene Erfahrung gewonnenen Ueberzeugung, daß ein Unterricht für Knaben nach Euklides Elementen völlig verkehrt sei, weil er der subjectiven Forderung der Methode durchaus nicht genüge, will er folgendes Verfahren eingeschlagen wissen. „Sobald ein Satz gewußt wird, beginnt ein neuer Paragraph durch weitere Folgerungen und endet mit dem Resultat derselben. Was Euklid der Beweis ist, das sind hier die zum Resultat führenden Schlüsse; was dort das erste (der Lehrsatz), ist hier das letzte. Nach dieser Methode ist es der Schüler, der den Lehrsatz findet, weil er den Weg zu ihm mit sehenden Augen wandelt; er empfängt nicht die fertige Wahrheit, sondern er hat sie hervorzubringen." Nächst Mager hat sich Wittstein in der pädag. Revue (Bd. 16, S. 1—30 u. S. 297—323) sehr eingehend über die genetische Methode des mathematischen Unterrichts ausgesprochen. Nach ihm „liegt das Princip derselben in dem Werden und dem gleichzeitigen Beobachten dieses Werdens. Die Genesis geht von der Ursache zur Wirkung; sie erzeugt aus dem Grunde die Folge, so daß man dem Werden der Folge aus dem Grunde zuschauen, es beobachten kann." Ihr Verhältnis bestimmter zu bezeichnen, fügt W. hinzu: „Die Analysis verfährt nur regressiv; Synthesis und Genesis dagegen verfahren progressiv; jene besitzt das Motiv ihres Progressus in dem Zielpuncte, diese dagegen in dem Ausgangspuncte ihrer Bewegung. Die Synthesis ist nur ein halbes, denn erst durch den Zutritt der Analysis wird daraus eine vollständige Methode; die Genesis aber ist selbst schon Methode."

Jeder erfahrene Lehrer der Mathematik, der nicht etwa in den Vorurtheilen eines eingewohnten Mechanismus des Unterrichts befangen, sondern durch langjährigen, sorgfältigen Verkehr mit der Jugend zu klarbewußter Behandlung desselben gelangt ist, kann die Wahrheit dessen, was hier zur Empfehlung der genetischen Methode gesagt wird, nicht verkennen. Wenn aber Mager (a. a. O. S. 17) versichert, nichts könne ihm angenehmer sein, als die Kunde, „daß die heuristisch-genetische Methode längst in Anwendung und überhaupt nichts neues sei," so hat er während der Entwicklung seiner Gedanken wohl gefühlt, daß andere gleich ihm durch Nachdenken und Erfahrung schon längst müßten zu dem nämlichen Ergebnis gelangt sein.*) Die Wahrheit ist, daß bei richtiger pädagogischer Behandlung die synthetische Methode von selbst zur genetischen wird und daß der tüchtige Lehrer es sicher nicht versäumt, „die Brücke von Schlußketten," welche Mager zwischen den Lehrsätzen vermißt und „an welcher dem Lernenden just alles gelegen sei," unter seiner Leitung von diesem selber schlagen zu lassen. Wittstein erkennt es mit Recht als einen wesentlichen Fortschritt der Methode an, daß man in den neueren Lehrbüchern der Geometrie die Sätze nach Maßgabe

*) In Folge eines bei der Versammlung der Realschulmänner in Gotha im J. 1847 gehaltenen Vortrags „über die Behandlung des mathematischen Unterrichts" hatte der Vers. Gelegenheit, den geistreichen und verdienten Herausgeber der pädag. Revue persönlich zu überzeugen, daß die von ihm befürwortete genetische Methode viel verbreiteter sei, als er solches gemeint. Es wird nicht befremden, daß von jenem Vortrage (s. päd. Revue, Bd. 19, S. 233) oben einiges wörtlich aufgenommen ist.

der Gegenstände, welche ihren Inhalt ausmachen, geordnet findet, ohne der Forderung Magers beizustimmen, daß auch die „vermittelnden Schlüsse" in dem Buche enthalten sein sollten. In der That würde dadurch der Inhalt desselben zu ungebührlicher Breite ausgesponnen, die Uebersichtlichkeit des Stoffs und seiner Gliederung bedenklich gestört und der Einwirkung des vermittelnden mündlichen Unterrichts in unzweckmäßiger Weise vorgegriffen. Treffend bemerkt Arneth (Gesch. der reinen Math. S. 88), der ganze Unterschied zwischen Synthesis und genetischer Form bestehe allein darin, daß bei jener der Satz als Behauptung voranstehe, bei dieser als Ergebnis der Forschung folge. Jene sei der Jugend der Wissenschaft angemessen; diese setze schon eine Entwicklung derselben und ein natürliches System voraus.

Die der genetisch-kritischen Methode eigenthümlichen Vorzüge vor der dogmatischen charakterisirt Hunger in einer lesenswerthen Schulschrift, welche im Programm der Saalfelder Realschule vom Jahr 1849 enthalten ist, folgendergestalt. „Sie erweckt und erhält 1) das Interesse durch den ununterbrochenen Wechsel zwischen Spannung und Befriedigung. Diese liegt darin, daß der Schüler nach jedem Schritte, den er gethan, die gewonnenen Wahrheiten als ein bis zu diesem Puncte abgeschlossenes Ganze überschauen kann, daß also das Totalbewußtsein von dem, was er erfahren und gelernt hat, in ihm erwacht; die Spannung liegt darin, daß auf jeder Stufe die Keime zur Entwicklung für die folgende zu Tage liegen. Die genetische Methode erweckt 2) nicht das Gefühl der Unbehaglichkeit, da sie dem Lernenden nichts aufzwängt, sondern ihre Sätze stets als nothwendige Glieder eines organischen Ganzen aufstellt; sie macht nicht, wie die synthetische, den Schüler zum Sklaven des Objects, sondern bindet ihn nur an die Gesetze, die seinem Geiste ursprünglich eingepflanzt sind. Sie gewöhnt 3) den Schüler an ein stets bewußtes Handeln, indem sie ihn keinen ungerechtfertigten Schritt thun läßt und stets ein lebendiges Bild der bereits gethanen Schritte in ihm erhält. Ferner gewöhnt sie ihn 4) an Umsicht und Genauigkeit durch Anregung der combinatorischen Thätigkeit, indem er alle möglichen Fälle durchgeht, um keinen der Puncte zu übergehen, wo die weitere Untersuchung angeknüpft werden muß. Damit erweckt sie 5) zugleich den Sinn für Symmetrie, das Streben nach Abrundung und harmonischer Vollendung. Der Hauptgrund aber, der für die genetische Methode spricht, ist 6) der, daß der Schüler durch sie zur productiven Thätigkeit angeleitet wird, denn indem er die unmittelbar im Bewußtsein liegenden Elemente der Mathematik nach den Gesetzen der Denkthätigkeit in geordnetem Fortschritte verknüpft, sieht er gewissermaßen die Wissenschaft selbst unter seinen Händen entstehen. Die Freude am Schaffen aber erhöht den Reiz der Thätigkeit, und so wird diese immer mehr gesteigert, die Kraft des Schülers immer mehr geübt. Wir dürfen daher durchaus nicht durch Einführung einer dogmatischen Unterrichtsmethode der Mathematik dasjenige Bildungselement nehmen, welches sie vor den übrigen Unterrichtsgegenständen voraus hat." — Wenn der Verf. der Abhandlung sich daher sehr entschieden gegen den althergebrachten Gebrauch des Euklides beim geometrischen Schulunterricht erklärt, so steht ihm das Urtheil C. F. A. Jacobis zur Seite: „Die Strenge der geometrischen Beweise ist eine Erfindung der Griechen, welche dem menschlichen Verstande zur höchsten Ehre gereicht; aber sie ist nur dem reiferen Knaben- und angehenden Jünglingsalter eine passende und gesunde Nahrung und Zucht des Verstandes. Dem Knaben, dem diese Welt der geometrischen Formen noch eine gänzlich fremde ist, mit den ersten Vorstellungen, die man ihm davon überliefert, zugleich schon zuzumuthen, sich darin nach der Weise folgerechten Denkens nach systematischem Fortschritt zu bewegen, ist wider alle Pädagogik." Und hieran schließt sich das sehr verständige Wort K. v. Raumers: „Der mathematische Unterricht darf nicht der sinnlichen Naturbetrachtung vorauseilen. Der Jugendunterricht muß überhaupt dem geschichtlichen Entwicklungsgange der Künste und Wissenschaften einigermaßen folgen, der sich immer nach Naturgesetzen bildete und bei welchem deswegen nicht mit dem System begonnen, sondern von dem Gegebenen, Bekannten, dem Sinne

ſich Darbietenden ausgegangen, und nachdem die geiſtige Kraft ſich daran geübt hatte, zum Unbekannten übergegangen wurde. So muß deswegen der Lehrling auch bei der Geometrie mit der klarſten ſinnlichen Auffaſſung der Geſtalt anfangen. Fehlt ſolche Auffaſſung, ſo iſt des Schülers rein mathematiſche Entwicklung ein geiſtiges Luftſchloß ohne Grundlage." Man vergleiche hiermit *Spilleckes* Anſichten von der Nothwendigkeit, den geometriſchen Unterricht auf die ſinnliche Anſchauung von Körpern zu begründen, in ſeinen Schulſchriften (S. 102).

Welches Verdienſt man aber auch einer Behandlung des mathematiſchen Unterrichts einräumen möge, wie ſie im Vorſtehenden als genetiſche Methode charakteriſirt worden iſt, darf man doch eine nahe liegende Gefahr derſelben nicht überſehen. Dieſe liegt darin, daß nur zu leicht das ganze Gewicht auf den Proceß der Gedankenentwicklung und auf die Beobachtung der Größenveränderungen gelegt wird, während es für die Sicherheit des Fortſchritts unerläßlich iſt, den als Reſultat der Betrachtung gewonnenen Lehrſatz in ſcharf ausgeprägter Form auch dem *Gedächtnis* einzuprägen und den Schüler daran zu gewöhnen, daß er jeden ſolchen Satz *abgetrennt* beweiſe, d. h. von den nächſtvorhergehenden Sätzen in ſtreng überzeugender Folge ableite. Und eben hierin liegt die innige Verbindung der genetiſchen mit der ſynthetiſchen Methode, alſo die Berechtigung auch der alten Lehrweiſe, nur daß dieſelbe nicht die ſtarren Formen des künſtlichen euklideiſchen Lehrbuchs annehmen darf. Ueberhaupt ſollte man dieſe Form nicht, wie es ſo häufig geſchieht, mit der *ſynthetiſchen Methode* identificiren, die doch noch immer etwas davon durchaus verſchiedenes und allgemeineres iſt. In ihrem Begriffe liegt es, von dem Einfacheren in der Vorſtellung zum Zuſammengeſetzten ordnend, verbindend und erweiternd fortzuſchreiten und ſomit — ganz unabhängig von einer bloß ſcharfſinnig ausgedachten Verkettung von Sätzen — die mathematiſchen Wahrheiten in natürlich ſich ergebender Folge zu entwickeln. Für dieſe Entwicklung können verſchiedene Geſichtspuncte leitend ſein: man kann die Anzahl der Beſtandtheile einer zuſammengeſetzten Größe, deren Reihenfolge oder Lage in Betracht ziehen, die Analogie bei Unterſuchung inhaltsverwandter Gegenſtände zu Grunde legen, die Correlation von einander abhängiger Größen verfolgen, durch Erweiterung der Begriffe oder Verallgemeinerung der Methode aufſteigen oder durch deren Umkehrung zu völlig neuen Betrachtungen gelangen. Mit dieſem wiſſenſchaftlichen Reichthum der *objectiven* verbindet ſich für den Jugendlehrer nun noch die Mannigfaltigkeit der *ſubjectiven* Behandlung des mathematiſchen Unterrichts, bedingt durch Alter und Fähigkeit ſeiner Schüler. Aus dieſem allem ergiebt ſich ein bedeutender Spielraum für ſeine Thätigkeit, wie nothwendig und unabänderlich auch in vielen Puncten der Gang der Wiſſenſchaft und ihrer Lehrmethode beſtimmt ſein möge. Jedenfalls genügt dem Zwecke des Unterrichts keineswegs eine bloß *genetiſche* Erzeugung von Vorſtellungen und deren Beobachtung, wodurch etwa ein beſonderer Beweis überflüſſig gemacht werden ſoll; vielmehr bedarf es der ſtreng folgerechten Ableitung präcis formulirter Wahrheiten (Lehrſätze), die zu weiterer Verwendung feſtzuhalten ſind. Indem die Lehrbücher dieſe Sätze geordnet aufzählen und mit Beweiſen (oder deren Andeutungen) begleiten, erhalten ſie nothwendig ein dogmatiſches Gepräge, welches aber ihrer Verwendung zu einem genetiſchen Unterricht nicht im mindeſten im Wege ſteht und nicht zu dem Urtheil verleiten darf, als erwarte der Verfaſſer des Lehrbuchs nur eine mechaniſche Anwendung desſelben und nicht etwa die weſentliche Ergänzung der Gedankenentwicklung durch das lebendige Wort des Lehrers.

In dieſer mündlichen Ausführung wird nun übrigens, wie ſchon erwähnt, neben der ſynthetiſchen auch die analytiſche Betrachtungsweiſe ſich unaufhörlich geltend machen, inſofern für den Schüler eine fortlaufende Reihe theoretiſcher Probleme zu löſen iſt, die ſich erſt nach gefundener Löſung zu beſtimmt formulirten Lehrſätzen umgeſtalten. Indem der Schüler z. B. darauf geleitet wird, mit dem Centriwinkel im Kreiſe einen Peripheriewinkel zu vergleichen, der denſelben Bogen umfaßt, findet er anfänglich em-

piriſch durch Meſſung, dann aber durch Zurückführung auf das gleichſchenklige Dreieck mit Hülfe eines Durchmeſſers dieſen Winkel halb ſo groß, und ſpricht darauf die gefundene Wahrheit als beſtimmtes Theorem aus, das ein neues Glied in der Kette ſeiner geometriſchen Entdeckungen bildet. Eben ſo wird der Schüler zunächſt auf dem Wege der Erfahrung finden, daß Transverſalen im Dreieck einander in dem nämlichen Puncte ſchneiden, mögen ſie die Gegenſeiten halbiren oder ſenkrecht treffen, dann aber den Beweis für dieſe Behauptung ſuchen, indem er auf andere bereits erkannte Wahrheiten zurückgeht, um ſie aus dieſen folgerecht abzuleiten und ſomit als neue Sätze hinzuſtellen. Hierbei drängt ſich die Frage auf, ob man nicht pädagogiſch am zweckmäßigſten verfahren würde, die empiriſche Behandlungsweiſe von der wiſſenſchaftlichen völlig abzutrennen und dieſer als vorbereitenden Curſus voranzuſchicken. Die Erfahrung wird darüber entſcheiden müßen, ob ſolche Trennung, die dem hiſtoriſchen Entwickelungsgange der Wiſſenſchaft entſprechen würde, oder vielmehr eine Miſchung beider Wege zum Nachweis geometriſcher Sätze den Vorzug verdiene.

Aber nicht nur auf eine natürliche und geordnete Entwicklung der Theoreme hat die Methode des mathematiſchen Unterrichts Bedacht zu nehmen, ſondern eben ſo ſehr auf Anwendung derſelben in inſtructiven Aufgaben. Für die Arithmetik ergeben ſich dieſe mit Leichtigkeit in ſpeciellen Beiſpielen der allgemeinen Unterſuchung und ſind als weſentlicher Beſtandtheil des Unterrichts anzuſehen, der erſt durch ſie ſein volles Verſtändnis empfängt, ſo daß man wohl thut, ſtets die allgemeine Betrachtung mit einem Beiſpiele zu beginnen. Aber wie nothwendig es auch erſcheint, daß der Schüler fortwährend dergleichen ſpecielle Aufgaben zu löſen erhalte, ſo bieten ſie doch ſeinem Scharfſinn keine eigentliche Nahrung, da ihm der Weg der Löſung ſchon gewieſen iſt. Anders verhält es ſich mit jenen in Worten ausgedrückten Aufgaben, welche einer Umſetzung in die ſymboliſche Sprache der Arithmetik bedürfen, um Gleichungen zu ergeben, die dann auf bekanntem Wege zu löſen ſind. Die richtige Geſtaltung des mathematiſchen Ausdrucks bildet hier die Schwierigkeit und das Intereſſe, und daher ſind Aufgaben dieſer Art für den arithmetiſchen Unterricht beſonders zu empfehlen, wie wir denn in bekannten Sammlungen einen reichen Vorrath von ihnen beſitzen. (S. den Artikel Arithmetik B. I, S. 247).

Vor allen ſind es aber die geometriſchen Aufgaben, welche dem mathematiſchen Scharfſinne den reichſten Stoff darbieten. Hier iſt dem Suchenden für die Auffindung des geeigneten Weges zum Ziel ein ungleich weiterer Spielraum geſtattet als auf dem Gebiet der Arithmetik, und die Hoffnung, unter vielen Wegen, die möglicher Weiſe dahin führen, einen vielleicht noch ganz unbekannten entdecken zu können, gewährt der Auflöſung geometriſcher Aufgaben in den Augen der befähigteren Schüler einen eigenthümlichen Reiz. Allerdings tritt aber gerade hier der Unterſchied in Begabung und Kenntniſſen derſelben ſehr entſchieden hervor, ſo daß die ſchwächern ſich leicht entmuthigt fühlen und der Lehrer große Mühe hat, auch ihr Intereſſe und ihren Muth aufrecht zu erhalten. Jedenfalls wird er in dieſer Abſicht langſam und ſtufenweiſe fortſchreiten, die Löſung ſchwierigerer Probleme aber ſo eingehend beſprechen müßen, daß ſie allen völlig klar werde, wozu eine ſehr ſorgfältige Ausführung der geometriſchen Zeichnungen von Seiten ſämmtlicher Schüler weſentliche Beihülfe leiſtet. In Betreff der für die Behandlung dieſes Unterrichts einzuſchlagenden Methode darf hier nur auf den Artikel „Geometriſche Analyſis“ (Bd. II, S. 737—743) verwieſen werden, der auch die dahin gehörige Literatur beſpricht. Eine beſondere Erwähnung möchte es noch verdienen, daß für die Löſung einer großen Anzahl von Aufgaben die ausdrückliche Scheidung der Begriffe von Form und Größe von Wichtigkeit iſt, indem man zunächſt nur der einen und dann nachträglich auch der andern Bedingung zu genügen ſucht. Eine ſehr weſentliche Hülfe gewährt die Herbeiziehung der Sätze über geometriſche Oerter, durch deren Anwendung zugleich der Anſchein von Künſtelei und Willkür vermieden wird, der zuweilen an den ſinnreichſten Auflöſungen geometriſcher

Aufgaben haftet.*) Es ist übrigens einleuchtend, daß diese dem Schüler um so leichter sich darbieten werden, als er sich eine reichere und vertrautere Bekanntschaft mit den Lehrsätzen der Geometrie erworben hat und mit Recht sagt Nagel in seiner vortrefflichen „geom. Analysis" (S. 44): „Die Lehrsätze sind die Instrumente oder Werkzeuge, deren sich der Aufgaben Lösende bedient zur Verfertigung der ihm vorliegenden Arbeit, und wie der technische Arbeiter jede Arbeit um so leichter ausführen wird, je vollständiger seine Werkstätte ausgerüstet ist, so wird auch die Lösung von Aufgaben um so besser von statten gehen, je umfassender hier die geistige Werkstätte mit den Werkzeugen der Lehrsätze versehen ist, ja manche Aufgaben würden ohne vorangegangene Kenntnis bestimmter Lehrsätze gar nicht lösbar sein." Zu solcher Kenntnis muß sich — namentlich für die Lösung schwierigerer Probleme — außerdem noch Scharfsinn und Ausdauer gesellen, da sich allgemeine Regeln dafür nicht wohl aufstellen, sondern nur überhaupt leitende Fingerzeige geben lassen, wie dies u. a. sehr zweckmäßig im ersten Theil der geometrischen Analysis von Holleben und Gerwinn geschieht. Wie sehr sich aber auch auf einer höhern Stufe des Unterrichts die umfassende Behandlung geometrischer Aufgaben des mannigfachsten Inhalts empfiehlt, so sind dieselben doch nur in beschränktem Maße aufzunehmen, so lange der Lehrer es noch mit Anfängern zu thun hat, welche sich einen gewißen Vorrath begründender Lehrsätze erst zu erwerben haben. Hier erscheint es durchaus zweckmäßig, die Ableitung derselben von Zeit zu Zeit durch eine Reihe von Aufgaben, worin sie ihre Anwendung finden, zu unterbrechen. Durch solchen Wechsel zwischen Gruppen von Theoremen und Aufgaben, d. h. zwischen Erkenntnis geometrischer Wahrheiten und Anwendung derselben erhält die Beschäftigung mit der Geometrie für den Schüler einen erhöhten Reiz und wird zugleich das Erlernte in natürlichster Weise befestigt.**)

In allem, was bisher über die Methode des mathematischen Unterrichts gesagt worden, ist nun aber eines für seine Erfolge besonders wichtigen Moments noch keine Erwähnung geschehen. Es ist dies die Persönlichkeit des Lehrers, welche vielleicht für keinen andern Unterrichtszweig im gleichen Maße von Bedeutung ist. Denn hier tritt dem Anfänger ein in seinen Abstractionen ihm gar leicht trocken und langweilig erscheinender Gegenstand gegenüber, für den er erst allmählig Interesse gewinnen lernt. Eine pedantische Gründlichkeit des Lehrers ist da ganz geeignet, ihm sofort den gründlichsten Widerwillen gegen alle Mathematik einzuflößen, so daß er später auch bei anderer Behandlung sich nie mit ihr zu versöhnen vermag. Ihn so rasch als möglich für die Sache zu gewinnen, muß der tüchtige Lehrer auf jedes geeignete Mittel bedacht sein: er wird Aufgaben der einfachsten Art von anscheinend praktischer Wichtigkeit fingiren, die Schüler mit Lineal und Zirkel construiren und messen lehren, sie zu eigenen Warnehmungen veranlassen, richtige Bemerkungen lobend anerkennen, die Schüchternen dazu aufmuntern und alle möglichst in Thätigkeit erhalten. Später mag er auch manche sich ihm darbietende Gelegenheit ergreifen, aus der Anwendung, wie aus der Geschichte der Wissenschaft einzelne Notizen einzustreuen, die den Schüler zu interessiren geeignet sind, sei es, daß sie den Gegenstand selbst oder die Verdienste bedeutender Mathematiker betreffen. Für eine solche von individueller Richtung und Stimmung wesentlich abhängige Behandlung des mathematischen Unterrichts lassen sich kaum bestimmte Winke, viel weniger Vorschriften geben; mit Recht sagt Lattmann (in seiner trefflichen Schrift von der Concentration des Unterrichts) von ihr, daß man sie mehr eine gute Manier als eine pädagogische Methode nennen dürfe. Diese gute Manier, von besonderer Wichtig-

*) Da man jene Sätze sonst sehr zerstreut zu finden pflegt, habe ich in meiner „Vorschule der Mathematik" sie in einem besondern Anhange zusammengestellt, ein Verfahren, welches auch von andern Seiten Billigung und Nachahmung gefunden hat.

**) Von Schulschriften, welche den Gegenstand betreffen, mögen hier nur noch erwähnt werden: J. Helmes über Zweck und Methode des math. Unterrichts. Hannover 1844. Giffhorn zur Einführung in die geometrische Analysis. Braunschweig, 1856.

keit für die Fruchtbarkeit des mathematischen Unterrichts, sei mehr Sache des Naturells und des lehrerischen Taktes als des pädagogischen Studiums. Man darf wohl hinzufügen, daß sie in wesentlichem Zusammenhange mit dem ganzen Bildungsgange des Lehrers, dem Umfange seiner geistigen Interessen und positiven Kenntnisse, nicht minder aber auch mit der wohlwollenden Gesinnung steht, welche er in der Erfüllung seines Berufs der Jugend entgegenbringt.

Als eine Reihe praktischer Regeln, die sich aus der Erfahrung als heilsam für das Gedeihen des mathematischen Unterrichts ergeben, dürfen wohl folgende Puncte bezeichnet werden.

1) Das nächste Bestreben des Lehrers muß jederzeit auf volle Verständlichkeit gerichtet sein und jedes Mittel der Verdeutlichung aufsuchen. Zu dieser Absicht hat er womöglich statt bloßer Wiederholung, die leicht ermüdet, verschiedene Wege der Besprechung einzuschlagen, vielleicht nur dem Wortausdruck oder der erläuternden Zeichnung eine veränderte Form zu geben, da für manche Schüler oft schon dadurch der Zweck erreicht wird.

2) Die zur Erkenntnis zu bringende allgemeine Wahrheit muß anfänglich immer im speciellen Falle nachgewiesen werden, das arithmetische Theorem im Zahlenbeispiel, das geometrische in der besonderen Figur. Nur in den höheren Zweigen des Unterrichts (z. B. der Functionenlehre oder der analytischen Geometrie) erscheint der regressive Gang vom Allgemeinen zum Besondern unmittelbar zulässig.

3) Die stete Thätigkeit der Schüler ist dadurch in Anspruch zu nehmen, daß man alle sofort gewöhnt, arithmetische Rechnungen mit der Feder, sowie geometrische Zeichnungen mit Zirkel und Lineal in der Lehrstunde auszuführen. Die theoretischen Erörterungen sind daher fortwährend mit speciellen Anwendungen zu begleiten, welche die Schüler auf der Stelle von ihnen zu machen haben und deren Ausführung dem Lehrer zu erkennen giebt, wo das Verständnis der Sache gewonnen ist oder wo es noch fehlt.

4) An diese sofortigen Ausführungen in den Lehrstunden schließen sich diejenigen, welche der Schüler mit Muße und Sorgfalt als häusliche Arbeit vorzunehmen hat: für den arithmetischen Unterricht die Lösung specieller Aufgaben, für den geometrischen die Ausarbeitung der entwickelten Lehrsätze oder einzelner darauf beruhender Probleme. Es ist dabei auf eine deutliche Handschrift und saubere und correcte Zeichnung ein besonderes Gewicht zu legen.

5) Den Schülern der oberen Classen werden zweckmäßig von Zeit zu Zeit dergleichen Aufgaben verschiedenster Art zu sofortiger schriftlicher Bearbeitung unter den Augen des Lehrers (als mathematische Extemporalien) gegeben, um sie dadurch zugleich auf die spätere Ausführung solcher Prüfungsarbeiten vorzubereiten.

6) Der mündliche Unterricht wird um so erfolgreicher sein, je ferner er sich von der Form eines dogmatischen Vortrags hält und dagegen diejenige einer Besprechung annimmt, in welche der Lehrer die Schüler abwechselnd hineinzieht, indem er die Aufmerksamkeit aller auf ein bestimmtes Ziel hinleitet und dabei jedem die Aeußerung seiner Meinung gestattet. Um nicht zu entmuthigen, muß er halbrichtiges nicht ganz verwerfen, sondern zum Anknüpfungspuncte der weiteren Betrachtung benutzen und möglichst viele veranlassen, sich an der Besprechung zu betheiligen. Verbindet er hiebei Geduld mit anregender Lebendigkeit, so darf er nicht besorgen, daß der mathematische Unterricht dem Schüler trocken erscheine.

7) Wie der Lehrer Klarheit und Präcision des mündlichen Ausdrucks sich selbst zum Gesetz machen wird, muß er auch bei seinen Schülern streng darauf halten und jede Nachlässigkeit und Undeutlichkeit in ihren Antworten oder Erörterungen rügen. Den Wetteifer aller wird es beleben, wenn er nicht zu lange bei dem einzelnen verweilt, sondern rasch andere zur Verbesserung des mangelhaft Gesagten veranlaßt. Der

oft erſt mühſam gewonnene, völlig richtige Ausſpruch eines Satzes iſt von mehreren wörtlich zu wiederholen.

8) Für die gereifteren Schüler erſcheint es als eine vortreffliche Aufgabe, wenn die Schüler veranlaßt werden, in der Regel nach ausdrücklicher Vorbereitung den Beweis eines ſchwierigeren Theorems oder die Ableitung eines analytiſchen Ausdrucks vor der ganzen Claſſe zu entwickeln oder auch die Löſung einer etwas complicirten Aufgabe überſichtlich und in geordneter Folge darzulegen; eine Forderung, die freilich nicht von allen Schülern gleichmäßig erfüllt wird, wozu ſich aber ſtets Freiwillige finden werden.

9) Zu freiwilliger Bearbeitung empfehlen ſich für die reiferen Schüler der oberen Claſſen namentlich größere ſchriftliche Arbeiten, wozu der Stoff vom Lehrer gegeben oder auch der freien Wahl und Neigung überlaſſen werden kann. Dazu geeignet erſcheinen:

a. Die geordnete Darſtellung einzelner Theile der Wiſſenſchaft, z. B. der höheren Differenzreihen, der approximativen Wurzelbeſtimmung, der Lehre von den Transverſalen, der harmoniſchen Linien u. ſ. w. oder die Zuſammenſtellung verſchiedener Beweiſe eines Theorems (z. B. des Pythagoreiſchen Lehrſatzes).

b. Die Ausführung einer umfangreicheren Arbeit aus dem Gebiet der Arithmetik, Geometrie oder Trigonometrie, z. B. Auflöſung einer höhern numeriſchen Gleichung, einer diophantiſchen Aufgabe mit 3 oder 4 Unbekannten, Berechnung einer Functionen-Tabelle, Ausführung verwickelter geometriſcher Conſtructionen, Discuſſion der Gleichung einer Curve, trigonometriſche Berechnung der Seiten und Winkel eines Polygons aus gegebenen Beſtimmungsſtücken u. dgl. m.

c. Die mathematiſche Behandlung ſpecieller Aufgaben der Phyſik, für welche die empiriſchen Data aus der Beobachtung — wo möglich aus eigenen, einfachen und leicht anzuſtellenden Beobachtungen des Schülers, zu denen der Lehrer eine nähere Anleitung zu geben hat, — geſchöpft ſind. Den Stoff dazu bieten in hinreichendem Maße Statik und Mechanik, Akuſtik und Optik, zum Theil auch die Lehre von der Electricität, dem Magnetismus und der Wärme.

d. Aufgaben aus dem Gebiete der mathematiſchen Geographie und der Aſtronomie, namentlich wenn die ſphäriſche Trigonometrie mit in den Unterricht gezogen iſt, welche ſich auch auf die Beſtimmung der Winkel von Polyedern anwenden läßt.

10) Zur Erweckung des Eifers für Löſung mathematiſcher Aufgaben iſt es zweckmäßig, ein beſonderes Buch zu beſtimmen, in welches gelungene Löſungen, die von wirklichem Scharfſinn zeugen, eingetragen werden, ſo daß eine Beiſtener zu demſelben als Ehrenſache gilt.

11) Das Intereſſe am mathematiſchen Unterricht könnte bei ſolchen Schülern, denen es an wiſſenſchaftlichem Sinne fehlt, vielleicht dadurch einigermaßen belebt werden, daß der Lehrer auf Anwendungen in der Feldmeßkunſt Bezug nimmt unter Vorzeigung der einfachſten Meßinſtrumente und Erläuterung ihres Gebrauchs. Sind Data aus anderwärts vorgenommenen Meſſungen ſammt den Reſultaten darauf gegründeter Berechnungen verfügbar, ſo mögen die Schüler dieſe Reſultate aus jenen Daten durch eigene Rechnung zu gewinnen ſuchen.

12) Die Geſchichte der Mathematik liefert ebenfalls zur Belebung des Intereſſes am Unterricht dem Lehrer mannigfachen Stoff durch ehrende Erwähnung der großen Männer der Wiſſenſchaft bei Gelegenheit einzelner Sätze oder Lehren, an welche ihr Name ſich knüpft. Auch biographiſche Notizen, welche die Jugend anziehen, ſind nicht zu verſchmähen; ſie erfährt gern näheres über die Schickſale und den Ruhm eines Pythagoras, Archimedes, Kepler, Halley, Newton, Pascal, Tobias Mayer u. ſ. w. Die gelegentliche Einmiſchung derartiger hiſtoriſcher Mittheilungen iſt allerdings kein Erforderniß eines guten mathematiſchen Unterrichts, aber ſie iſt immerhin für ihn zu empfehlen.

Hinsichtlich der häuslichen Arbeiten der Schüler, welche den mathematischen Unterricht fortwährend zu begleiten haben, ist zu bemerken, daß die ausgezeichnetsten Lehrer und Pädagogen sich über deren Nothwendigkeit sehr bestimmt aussprechen. So sagt C. F. A. Jacobi in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der van Swinden'schen Geometrie: „Soll die Mathematik als Unterrichtsgegenstand auf gelehrten Schulen wirklich das leisten, was mit Recht von ihr erwartet und gefordert werden darf, soll sie den ihr gebührenden Antheil an der Erstrebung des letzten Zweckes alles Schulunterrichts, einer gründlichen, harmonischen, zu höheren Studien befähigenden Durchbildung des jugendlichen Geistes erlangen, so ist die erste zu erfüllende Bedingung die, daß die Lernenden zu ununterbrochener angestrengter Selbstthätigkeit dadurch angehalten werden, daß man von ihnen schriftliche Ausarbeitung des von dem Lehrer Vorgetragenen fordert." Spillecke (in seinen Schulschriften S. 190) fordert, daß dem Schüler zuerst die Figuren erklärt werden, die er zu Hause sauber nachzuzeichnen habe; hierauf geht es zu den Lehrsätzen und Aufgaben, deren Beweise und Auflösungen in ein Buch einzutragen sind, welches der Lehrer einer periodischen Revision unterwirft." Ueber größere, den Primanern zu freiwilliger Bearbeitung zu überweisende mathematische Aufgaben ist ein Aufsatz Erlers (in Mützells Zeitschrift f. d. g. W. Jahrg. 11, S. 401) zu beachten, worin er gewiß mit vollem Recht sagt: „Die hauptsächlichste Bedeutung erhalten diese Arbeiten dadurch, daß sie die allgemeine geistige Bildung fördern, daß sie das freie Interesse an wissenschaftlicher Thätigkeit beleben und Veranlassung geben, mit Energie und Ausdauer eine größere Aufgabe zu bewältigen."

Der Erfolg des mathematischen Unterrichts, wenn auch wesentlich bedingt durch die Lehrmethode und den pädagogischen Takt des Lehrers, erscheint doch zugleich von manchen andern Umständen abhängig. Vor allem möchten wir dazu die volle Achtung vor der Persönlichkeit des Lehrers rechnen, welche nicht nur auf seinem sittlichen Charakter, sondern auch auf seiner umfassendern Gesammtbildung beruht. Denn ohne eine solche wird es auch dem kenntnisreichsten Mathematiker schwerlich gelingen, namentlich an Gelehrtenschulen, den vollen Respect der älteren Schüler zu gewinnen, da dieselben nur zu sehr geneigt zu sein pflegen, neben den alten Sprachen die Mathematik als einen Gegenstand von untergeordneter Bedeutung zu betrachten. Ueber den Erfolg seines Unterrichts wird aber ganz besonders noch die Wärme und Theilnahme entscheiden, mit welcher er einerseits die Schüler, anderntheils den Gegenstand behandelt. „Es kann ein Lehrer," sagt Drobisch (Philologie und Mathematik, S. 92), durch Energie und Strenge der Disciplin bewirken, daß der ihm anvertraute Theil des Unterrichts zu einem gewißen Flor zu gedeihen scheint. Er nöthigt die Schüler zur Thätigkeit, durch Klarheit verschafft er seinen Lehren Eingang und macht es möglich, daß sein unbeugsamer Wille erfüllt werden kann, und die Schüler gewinnen dabei an Kenntnissen und Fertigkeiten. Ungleich mehr Verdienst aber erwirbt sich jener Lehrer, der die seltene Gabe besitzt, seiner Wissenschaft Liebe zu erwerben und so seine Zöglinge durch sanftere und doch haltbarere Bande an dieselbe zu knüpfen. Es ist schwer zu sagen, worauf dieses magische Talent beruhen mag; die Abstufungen bis zu diesem Gipfel der Lehrgabe, der gewöhnlich auch willig disciplinarischer Gehorsam geleistet wird, sind sehr zahlreich, besonders im mathematischen Lehrfach. Gediegenheit der Kenntnisse, Fluß und Gewandtheit der Rede, Vortrefflichkeit der Methode reichen an sich noch nicht hin, um wahre Liebe zur Sache zu erwecken; der Lehrer muß für seine Wissenschaft auch begeistert sein und diese Begeisterung nicht bloß durch das Licht, sondern auch durch die Wärme seines Vortrags zeigen. Lebendigkeit ist der Charakter der Jugend, das Feuer des Lehrers muß ihr entsprechen. Diese Lebendigkeit, die wir jedem Lehrer, zumal jedem Lehrer der Mathematik wünschen, ist freilich Naturgabe, Temperament; sie kann, erkünstelt, leicht zu lächerlicher Affectation werden, die alle Wirkung verfehlt.

Es giebt aber eine eigenthümliche mathematiſche Schönheit der Lehrſätze, Beweiſe oder Auflöſungen, die auf überraſchender Einfachheit der Reſultate, Symmetrie der Form, unerwarteter Kürze, Feinheit der Wendungen beruht, — für dieſe Schönheit ſo zeitig als möglich den Sinn zu entwickeln, muß ſich der Lehrer angelegen ſein laſſen, denn wo dieſer geweckt iſt, da keimt auch die reine, wahre Liebe zur Wiſſenſchaft, und wo auf dieſe aufmerkſam zu machen ſich Gelegenheit bietet, da wird wohl in der Regel auch die kältere Natur bewegter als ſonſt erſcheinen."

Beſonders wichtig für ein günſtiges Reſultat des mathematiſchen Unterrichts iſt die äußere Geltung, welche er unter den Lehrfächern der Schule findet, wie ſie ihm durch Stellung und Stundenzahl in den einzelnen Claſſen angewieſen wird. Wo ihm im Lehrplan eine merkliche Zurückſetzung widerfährt, da wird ihm eine ſolche auch von Seiten der Schüler nicht fehlen; wo dem Lehrer nicht die nöthige Zeit vergönnt iſt, durch gründliches Eingehen ein lebendigeres Intereſſe zu erwecken, die Kraft des Schülers durch fortgeſetzte Uebungen zu ſtärken und demſelben zu dem Bewußtſein befriedigender Leiſtungen zu verhelfen, da wird man begreiflich auch auf einen wirklichen Erfolg des mathematiſchen Unterrichts keine Rechnung machen dürfen. Die Reduction ſeiner Lehrſtunden auf eine geringere Zahl, welche er in neuerer Zeit auf manchen Gymnaſien erfahren hat, wo man glaubte, ihm füglich ein Viertel der Zeit entziehen zu können, hat einen doppelten Verluſt für ihn herbeigeführt, indem er dadurch nicht nur an Kraft und Umfang, ſondern auch an Bedeutung für die Schüler verloren. Auf der andern Seite hat man Recht, eine weiſe Beſchränkung des math. Unterrichts in deſſen eigenem Intereſſe zu wünſchen, da er nur dann eine allgemeinere Theilnahme von Seiten der Schüler gewinnen kann, wenn ſein Inhalt ihnen zu vollem Verſtändnis kommt, ihr Denken wirklich beſchäftigt und ihnen neue Geſichtspuncte und Wahrheiten eröffnet. Dabei tritt nun freilich dem Lehrer der Mathematik eine Schwierigkeit entgegen, die ihm ſein Geſchäft im beſondern Grade erſchwert: die Ungleichheit ſeiner Schüler in Bezug auf anhaltende Aufmerkſamkeit und Gewöhnung an Abstraction. Denn — wie Waitz mit Recht (S. 358 ſeiner allg. Pädagogik) ſagt — „die dauernde Fixirung der Aufmerkſamkeit gelingt nicht gleich gut für alle Unterrichtsgegenſtände. Manche derſelben beſitzen eine eigenthümliche Sprödigkeit, die es bedeutend erſchwert, den Schüler für ſie zu gewinnen. Von dieſer Art ſind namentlich die Mathematik und Grammatik der Geſchichte und Naturwiſſenſchaft gegenüber. Hierzu kommen noch die verſchiedenen Grade der Leichtigkeit oder Schwierigkeit, mit welchem ſich die einzelnen Schüler der abstracten Betrachtung zuwenden, wenn auch von einer ſpecifiſchen Unfähigkeit einzelner für beſondere Gegenſtände, wie namentlich Mathematik, aus leicht erſichtlichen pſychologiſchen Gründen keine Rede ſein kann. Eine Klage über ſolche Unfähigkeit hat durchaus nur den Sinn einer Klage über Mangel an Energie der willkürlichen Aufmerkſamkeit, die freilich beſonders gelernt ſein will und gerade unter allen Gegenſtänden an denjenigen am beſten und ſicherſten gelernt wird, welche theils an ſich, theils für das Individuum nach deſſen eigenthümlicher Begabung, deſſen Neigungen und Gewohnheiten in der Auffaſſung und Verarbeitung des wiſſenſchaftlichen Materials die größte Sprödigkeit beſitzen." — Zur Ueberwindung dieſer Schwierigkeit aber, welche in der Verſchiedenartigkeit ſeiner Schüler begründet liegt, wird der Lehrer der Mathematik nicht allein große Geduld üben müßen, um die Zerſtreuten allmählich zur Aufmerkſamkeit zu gewöhnen, ſondern auch um Schwächere, ſtatt ſie abzuſchrecken, mit freundlicher Nachhülfe zu fördern und zu ermuthigen. Gelingt es ihm, ein gewißes Selbſtvertrauen und Intereſſe bei denen zu erwecken, die ſich anfänglich ſchüchtern, gleichgültig oder gar widerwillig gegen die Mathematik verhielten, ſo darf er hoffen, ſie gemeinſam mit den andern zum Ziel der Claſſe zu führen, wenn ſie auch immerhin an Sicherheit und Gewandtheit hinter den Beſſeren zurückbleiben mögen.

Dem Anſchein nach müßten für den Erfolg des Unterrichts bei jedem einzelnen die ſchriftlichen Arbeiten einen beſonders ſichern Maßſtab abgeben, inſofern dem Schüler

dabei zur Sammlung der Gedanken und zu ruhiger Ueberlegung mehr Muße gegönnt ist, als bei mündlicher Besprechung des mathematischen Lehrstoffs. Leider zeigt aber die Erfahrung, daß schwächere Schüler nur zu leicht geneigt sind, sich mit Abschreiben fremder Arbeiten zu begnügen, statt die eigenen Kräfte daran zu versuchen oder in verständiger Weise die Beihülfe eines Mitschülers zu benützen. Diesem Uebelstande nach Möglichkeit zu begegnen, wird der Lehrer wohl thun, bei seiner Beurtheilung weniger Gewicht auf die Richtigkeit des Resultats als auf den Fleiß der Arbeit zu legen und vorzugsweise denen Anerkennung auszusprechen, die eine selbständige Behandlung an den Tag legen. Um etwaigen Versuchen der Täuschung noch sicherer vorzubeugen, erscheint es zweckmäßig, schriftliche Arbeiten häufiger in den Lehrstunden selbst ausführen zu lassen und dabei womöglich jedem seine besondere Aufgabe zu ertheilen, was sich namentlich bei Berechnungen durch die abweichende Bestimmung irgend eines numerischen Datums ohne Mühe bewerkstelligen läßt. Besonders wird man aber bei den schriftlichen Arbeiten, welche für die Prüfung der Abiturienten auszuführen sind, Bedacht darauf nehmen müßen, Versuchen der Täuschung vorzubeugen, die zu einem irrigen Urtheil verleiten könnten. Der sicherste Weg dazu möchte wohl die Austheilung ganz verschiedener Aufgaben an die einzelnen Examinanden sein, da in diesem Falle jeder genug zu thun hat, die eigene Arbeit in der ihm vergönnten Zeit zu vollenden und die Mittheilung derselben an andere für diese ohne Werth sein würde. Die größere Mühewaltung für den Lehrer bei der Durchsicht und Kritik solcher durchaus verschiedener Prüfungsarbeiten kann nicht als Grund gegen die Zweckmäßigkeit der Maßregel geltend gemacht werden; höchstens mag man ein Bedenken in der Schwierigkeit finden, bei der Aufstellung abweichender mathematischer Aufgaben in Bezug auf ein Gleichmaß der Anforderungen völlige Gerechtigkeit zu üben.

Angenommen aber, daß das Lehrziel des mathematischen Unterrichts wirklich von der überwiegenden Mehrzahl der Zöglinge unserer Schulen erreicht worden sei, so läßt sich immer noch die Frage nach seinem weitern Erfolge aufwerfen: die Frage, welchen Einfluß eine frühe Gewöhnung an mathematisches Denken und Schließen, die Erkenntnis einer zusammenhängenden Kette abstracter Wahrheiten, der Besitz einer gewißen Summe vielfach anwendbarer Kenntnisse im Gebiet der Zahlen und des Raumes, im Leben und Wirken des gebildeten, praktisch thätigen Mannes üben werde? Allerdings werden für ihre Beantwortung die besondere Art und Richtung seiner Thätigkeit wesentlich in Betracht kommen; aber selbst angenommen, daß die Erfüllung seines Lebensberufs unabhängig von jeder speciellen Bekanntschaft mit der Mathematik sei, wird der gebildete Mann ihren nachhaltigen Einfluß in der Gewöhnung an Schärfe des Denkens, dem Bedürfnis einer logischen Ordnung, einer klaren Uebersicht verwickelter Verhältnisse und endlich in der geistigen Befriedigung eines hellern Einblicks in die Erscheinungen und Gesetze der Natur als einen nicht geringen Lohn der auf jene Wissenschaft verwandten Anstrengungen empfinden.

„Naturwissenschaftliche Kenntnisse aber, sagt Drobisch (a. a. O. S. 49), kann der gelehrte Forscher sowohl als der gelehrte Geschäftsmann, wenn man auch alles andere nicht erwägt, schon deswegen nicht entbehren, weil alle andere gebildete Stände von Jahr zu Jahr unterrichteter in diesen Gegenständen werden. Ist dem Staate daran gelegen, daß Beamte und Volkslehrer fortwährend ein gewißes intellectuelles Uebergewicht behaupten, so muß er von ihnen Kenntnisse fordern, die unmittelbar praktische Grundsätze enthalten, auf deren Ausübung Künste, Gewerbe und Handel beruhen, und die den, welcher sie besitzt, nicht nur in den Stand setzten, sich in eine Menge technologisches, industrielles, mercantilisches Detail leicht zu finden, sondern wohl auch bald zu übersehen, wo der hergebrachte Schlendrian einer Verbesserung bedürftig erscheint. Hat eine Regierung, besonders in den administrativen Zweigen, solche rationell und zeitgemäß gebildete wissenschaftliche Diener, so schreitet sie den Bedürfnissen des Volks voran und erzieht dieses zu höherer Cultur und Civilisation, anstatt daß im entgegen-

gesetzten Falle die Staatsverwaltung hinter der Regsamkeit des Volks zurückbleibt und die Regierung diejenige Macht verliert, die aus der Billigung und Unterstützung ihrer Ansichten und Maßregeln durch die Einsichtsvollsten im Volke hervorgeht."

Blicken wir auf die Vergangenheit zurück, so können wir nicht verkennen, wie bedeutend das Studium der Mathematik, namentlich durch den Antheil, den man dieser Wissenschaft am höheren Unterricht der Jugend eingeräumt, sich seit etwa 50 Jahren bereits ausgebreitet hat. Welchen Gewinn die bürgerliche Gesellschaft in Hinsicht auf ihre praktischen Bedürfnisse solcher allgemeineren Verbreitung mathematischer Kenntnisse zu verdanken hat, wird man sich leicht sagen können, wenn man sich alle neueren Schöpfungen der Technik vergegenwärtigt, welche jene Kenntnisse als die nothwendige Grundlage und Vorbedingung technischer Ausbildung erfordern. Schwieriger möchte es allerdings sein, in Beziehung auf ethische, intellectuelle und künstlerische Bildung den wirklichen Erfolg der ausgedehnteren mathematischen Studien mit einiger Sicherheit zu erkennen, und wir enthalten uns, statt hierüber eine bestimmte Meinung auszusprechen, billig jeder Behauptung, die nicht aus der Erfahrung zu erweisen und daher immerhin gerechtem Zweifel ausgesetzt sein würde. **A. Tellkampf.**

Maturitätsprüfung, s. unter Prüfungen.

Mecklenburg. 1. Mecklenburg Schwerin (Einwohnerzahl 542,000). I. Das Volksschulwesen. A. Zur Geschichte desselben. Das mecklenburgische Volksschulwesen der früheren Zeit ist wesentlich von derselben Beschaffenheit und denselben Entwicklungen und Schicksalen unterworfen gewesen, wie das in den angrenzenden Ländern. Die Schulmeister auf dem Lande waren Handwerker, die für das Lehrfach nur dürftig vorbereitet und durch ihre geringe Diensteinnahme auf das Handwerk als ihr hauptsächlichstes Erwerbsmittel angewiesen waren. Die Dorfschule wurde nur im Winter gehalten, so daß die Lehrer im Sommer ausschließlich als Handwerker oder Ackerbauer thätig waren; die Schulhäuser waren schlecht, die Schulstuben eng, an Lehrutensilien gebrach es; die weiten Schulwege von den zugehörigen Ortschaften bis zum Schuldorfe waren sehr schlecht und beschwerlich. Eine umfassende Aufsicht über das ganze Schulwesen sollte nach der revidirten Kirchenordnung vom J. 1650 freilich in den geistlichen Behörden vorhanden sein, hieng aber im einzelnen zu sehr von der Willkür und Persönlichkeit der Prediger und Gutsbesitzer ab. Auch das Volksschulwesen in den Städten war nicht viel besser gestellt, selbst die studirten Lehrer waren schlecht besoldet, so daß sie das einengende, lästige Schulamt immer nur als einen möglichst leicht zu beseitigenden Durchgang zur Pfarre ansahen. Die Schulcollegen hatten Reihetisch, den die revidirte Kirchenordnung noch von der Mildthätigkeit der Bürger abhängig macht, wozu aber eine Verordnung vom 15. Mai 1694 alle Bürger, die Kinder haben und nicht die Ablösung mit Geld vorziehen, verpflichtet. Meistens existirten daneben noch Privatschulen, die aber, bei der mangelnden Vorbildung der Lehrer, meist heruntergekommener Männer aus anderen Lebensberufen, ihrer Aufgabe wenig genügen konnten.

Ueber das Schulhalten auf dem Lande giebt die R. K. O. nur die Vorschrift: „Auff den Dörffern sol der Pastor oder Cüster sampt jhren Frawen auch Schul halten, und etliche Knaben und Mägdlein im Catechismo, im Gebete, im Lesen, Schreiben und Nehen unterweisen, damit die Junge Leute daselbst nicht aufwachsen, wie das unvernünftige Vieh, sondern neben jhrer Arbeit auch Gott dienen mögen, der seine Kirche auch daselbst samlen wil, in welcher er wil von den Jungen Kindern auch recht erkand, geehret und gepreiset werden. — Derwegen auch die Pastores auff den Dörffern die Bawersleute und ihre Zuhörer dahin ernstlich ermahnen sollen, das sie ihre Kinder Gott zu Ehren, und zu jhrer eigenen Seligkeit in die Schule schicken sollen."

Die ländlichen Kirchspielschulen standen also unter der Aufsicht der Prediger und der Inspection der Superintendenten, doch wurde sie in wirksamer Weise wohl nur bei den Kirchenvisitationen gehandhabt. In einer Verordnung des Herzogs Gustav Adolph

vom 15. Mai 1694 heißt es: „Wegen Anrichtung gewiſſer Dorff-Schulen, da noch keine ſeyn, auch Erhaltung der ſchon vorhandenen wollen Wir die bei der Commiſſion uns ſchriftlich gethanene Vorſchläge in Conſideration ziehen, und darüber auch a part Unſere gnädigſte Meinung rescribiren."

Mit größerer Sorgfalt ließ ſich Herzog Friedrich (1756—85) eine weitere und vollſtändigere Entwicklung insbeſondere des Landſchulweſens angelegen ſein. In einer Verordnung vom 20. Dezember 1763 wurde die Anſtellung nicht geprüfter Dorfſchulmeiſter unterſagt und den Beamten aufgegeben, eine Liſte aller ſeit 1756 im Domanium ungeprüft angeſtellter Schullehrer einzureichen; durch eine andere vom 1. Dezember 1768 wurde den Beamten die Controle des Schulbeſuchs, die Regulirung der Schulgeldzahlung u. ſ. w. übertragen; endlich aber durch eine Inſtruction vom 18. October 1770 der Gehalt der Landſchullehrer, ſchulhaltender Organiſten und Küſter folgendermaßen beſtimmt: eine eigene Wohnung, worin eine mit Bänken und Tiſchen verſehene Schul- und, wenn die Anzahl der Schulkinder es erfordert, auch eine beſondere Wohnſtube nebſt einigen Kammern und gehöriger Viehſtallung, ein Garten von circa 100 □-Ruthen; etwa 4 Scheffel Saat-Acker, eine Wieſe zu 2 Fudern Heu; freie Weide für 2 Kühe, 1 Kalb, 10 Schafe und 2 Schweine: 3 oder 4 Faden 4füßiges Holz; Holz- und Buſchwerk zur Einfriedigung des Hof- und Gartenraumes; freie Mühlenfuhr; endlich der Schullohn, wozu jeder Hufner oder Büdner, er mag Kinder haben oder nicht, jährlich 1 Scheffel Roggen und ½ Thlr., dagegen jedes ſchulfähige Kind des Einliegers oder Hirten wöchentlich 1½ Schill. (faſt 1 Sgr. oder 3 Kreuzer) zahlen ſollte; wovon dann nach Maßgabe der Schülerzahl ein Beſtimmtes an den Schullehrer halb in Geld und halb in Roggen entrichtet wurde. Dann wandte ſich ſeine Fürſorge auch der inneren Schuleinrichtung zu: in einem eigenen Schulreglement vom 20. Auguſt 1771 verfügte er, daß der Schullehrer in dem (unmittelbar fürſtlichen) Domanium ſeine Schule auf Michaelis anfangen und ſie mit aller Treue bis Oſtern fortſetzen ſolle. Der Unterricht ſolle Vor- und Nachmittags (außer Sonnabendnachmittag) in je 3 Stunden ertheilt, des Abends unter andächtigem Gebet geendigt, außerdem aber noch den Erwachſenen zu ihrer Erweckung und Herzensbeſſerung unter erbaulicher Katechiſation und Erläuterung des Gelernten eine Abendſtunde gehalten werden. Von Oſtern bis Michaelis ſoll (die Erntezeit ausgenommen) alle Wochen einige Tage Schule gehalten werden zur Wiederholung des Gelernten und Vorbereitung auf das ſonntägliche öffentliche Katechismusverhör. In Schulen, die über 40 Schüler zählen, ſoll der Schullehrer ſeine Frau oder ſonſt jemand von ſeinen Angehörigen, der Fähigkeit dazu hat, zur Hülfe beim Unterricht der Kleinen benützen.

Dem Herzog lag aber die Erweiterung und Verbeſſerung der Sommerſchule beſonders am Herzen. Schon 1771 hatte er diejenigen Beamten und Prediger, die für Vermehrung und Verbeſſerung derſelben beitragen würden, des landesväterlichen, höchſten Wohlwollens verſichert; am 11. Juli 1777 ordnete er an, daß während des Sommers an zwei Wochentagen Schule gehalten werden ſolle, und zwar für die eigentlichen Schulkinder ſechsſtündig, von 6 Uhr Morgens bis 1 Uhr Mittags mit 1 Stunde Pauſe von 10—11; für die Erwachſenen, d. h. für die Hauskinder und Dienſtboten, die noch im Winter vorher die Schule beſucht, 3—4ſtündig, von 6—10 oder 10—1 Uhr. Aber er gieng noch einen Schritt weiter. Zur beſſeren und gleichförmigeren Ausbildung der Schullehrer im Domanium errichtete er 1782 in Schwerin ein Landſchullehrer-Seminarium, welches darin beſtand, daß die künftigen Lehrer vom Lehrer am dortigen Waiſenhauſe, ſpäter von verſchiedenen, dazu geeigneten Landſchullehrern zu ihrem künftigen Amte vorbereitet wurden. Im J. 1785 wurde dieſe Anſtalt mit der Kleinower Schule in Ludwigsluſt verbunden, wohin auch ſämmtliche auf dem Lande zerſtreute Präparanden kamen, und ſo der Grund zu dem dort lange Jahre hindurch beſtandenen Seminar gelegt, welches im October 1862 in die mit wahrhaft großartigen Gebäuden ausgeſtattete Anſtalt in Neukloſter verpflanzt worden iſt, wo die künf-

tigen Lehrer in einer Präparanden-Anſtalt vom 14. bis 18. Lebensjahre vorbereitet, dann als Aſſiſtenten beim Unterricht in verſchiedenen Stadt- und Landſchulen verwendet werden, hierauf eine zweijährige Militärdienſtzeit durchmachen und dann in einem zweijährigen Internat für ihren eigentlichen Beruf angehalten, auch in ländlichen Arbeiten und induſtriellen Beſchäftigungen unter methodiſcher Anweiſung geübt werden ſollen.

Aus der langen, mehr als 50jährigen Regierung des Herzogs (nachmaligen Großherzogs) Friedrich Franz haben wir die „landesherrliche Ermahnung," durch welche der erſte Anſtoß zur Vereinigung von Arbeits- oder Induſtrieſchulen mit den Dorfſchulen gegeben wurde, und die Anſtellung eines eigenen Referenten für Schulſachen bei der Landesregierung im J. 1831, für welchen ſeit 1853 zwei Referenten (früher Prediger) bei dem mit dem Juſtizminiſterium verbundenen Miniſterium für Unterrichtsangelegenheiten in Thätigkeit ſind.

B. Die Hauptpuncte der Geſetzgebung und Verfaſſung. Der für die Verfaſſung des Landes überhaupt maßgebende „landesgrundgeſetzliche Erbvergleich" vom 18. April 1755 handelt in 3 Paragraphen auch vom Schulweſen. Der erſte betrifft die Inſpection der Stadtſchulen, welche mit Vorbehalt des landesherrlichen Oberinſpectionsrechts den Magiſtraten ungekränkt gelaſſen werden ſoll, „daferne von der Stadt zum Unterhalt der Schulen ein Beitrag geſchieht, oder ſie ſolches wohl hergebracht, oder auch das Patronatrecht über die Schulen ex Concessione haben." Der zweite legt den Predigern die Verpflichtung auf, die Schulen in ihrer Gemeinde, ſowohl in den Städten als auf dem Lande, fleißig zu beſuchen, den Lehrern Anleitung zum richtigen Unterweiſen zu geben und ſich durch die mit den Kindern anzuſtellenden Prüfungen von dem Stande ihrer Kenntniſſe zu überzeugen; im Unterlaſſungsfall ſollen die Prediger an Geld oder durch Entziehung des Meßkorns (eines ſchwankenden kleinen Theils von Naturallieferung) beſtraft werden. In dem dritten endlich wird in Betreff der ritter- und landſchaftlichen Ortſchaften vorgeſchrieben, daß die Dorfſchulmeiſter, welche keine Küſter ſind, mit Beibringung guter Zeugniſſe und mit Zuziehung des Ortspredigers von der Gutsobrigkeit unter beliebigen Bedingungen angenommen und nach Willkür beurlaubt werden, auch der Jurisdiction der letzteren in allen Fällen, außer im Lehrpunct, unterworfen ſein ſollen.

Wie in der ganzen Verfaſſung und Verwaltung des Landes, iſt auch im Schulweſen zwiſchen dem unmittelbar fürſtlichen Domanium, dem ritterſchaftlichen Gebiete und den auf dem Landtage durch die „Landſchaft" repräſentirten, ziemlich autonomen Städten wohl zu unterſcheiden; dazu ſind Wismar und Roſtock völlig exemt und haben mit ihrer völlig ſelbſtändigen Verfaſſung auch die Schulverwaltung ganz allein für ſich. Das Reglement vom J. 1771 wurde 2 Jahre ſpäter mit Zuſtimmung der Ritter- und Landſchaft auch auf die ritter- und landſchaftlichen Schulen ausgedehnt, auch den Predigern der Beſuch der Schulen und die Prüfung der Schulkinder eingeſchärft. Die Prüfung der ritter- und landſchaftlichen Schullehrer, die nicht zugleich Küſter ſind, wurde am 5. Dezember 1783 den Superintendenten übertragen, jedoch durch eine Verfügung vom 14. Mai 1798 auch den Predigern freigelaſſen, an deren Stelle 1821 die Präpoſiti (von den Predigern aus ihrer eigenen Mitte gewählte und vom Landesherrn beſtätigte Synodalvorſteher, deren in Mecklenburg-Schwerin überhaupt 37 ſind) getreten ſind, denen ſeit einigen Jahren ein Prediger als ſtändiger Beiſitzer zugeordnet iſt.

Eine wichtige Patentverordnung zu verbeſſerter Einrichtung der Landſchulen war die vom 21. Juli 1821, wodurch dem ritter- und landſchaftlichen Schulweſen eine neue Ordnung bereitet ward. Getreu dem Grundſatze, daß jede Gemeinde die Pflicht und Laſt hat, für die Bildung und Erziehung ihrer Kinder zu ſorgen, läßt dieſes durch die Auflöſung des Bandes der Gutsunterthänigkeit veranlaßte Geſetz die Pflicht der Unterhaltung der Schule faſt ganz den Gutsherren. Es dürfen 60 Feuerſtellen, wenn

die Ortschaften nicht über eine halbe Meile von einander entfernt liegen, zu einem Schulverbande combinirt werden. Die Schulhäuser müßen nebst der erforderlichen Wohnung des Schullehrers eine abgesonderte, hinlänglichen Raum (im Domanium 6 Q.-Fuß für jedes Kind) gewährende, heizbare Schulstube erhalten. Die Lehrer sind in den Kirch- und Pfarrdörfern die Küster und müßen nach bestandener Prüfung vor dem competenten Präpositus von der Gutsobrigkeit spätestens 3 Monate nach geschehener Erledigung der Stelle angestellt werden; sie können jede Ostern auf den 24. October kündigen und gekündigt werden. Die Ausübung eines nicht störenden Handwerks ist ihnen in Nebenstunden und außerhalb der Schulstube gestattet. Nebendienste dürfen ihnen nicht auferlegt werden. Ihre Vorbildung können sie auf ihre Kosten bei einigen dazu sich eignenden und öffentlich zu denominirenden Predigern finden. — Ein eigenes Regulativ für die Industrieschulen wurde 1837 erlassen.

Eine für die ritter- und landschaftlichen Schulen beabsichtigte neue Schulordnung wurde auf dem Landtage von 1854 den Ständen vorgelegt, von diesen jedoch in der Weise abgelehnt, daß sie einen andern Entwurf zu einer Verordnung zur Ergänzung und Declaration der Gesetzgebung vom 21. Juli 1821 erbaten. Durch eine Patentverordnung vom 7. März 1823 waren einige nähere Bestimmungen noch angegeben worden; die Zuziehung eines Hülfslehrers in demselben Zimmer soll möglichst abgestellt und bei nächsteintretender Vacanz auf die Errichtung einer zweiten Lehrstelle Bedacht genommen werden. Für die mit Michaelis beginnende Winterschule sind diejenigen Kinder pflichtig, welche um die Zeit in Schuldörfern das 5., in eingeschulten Ortschaften das 6. Jahr vollendet haben. Mit Ausnahme der 3 Wochen der hohen Feste und 6 Wochen Ferien zur Zeit der Ernten soll täglich von 8—11 und 1—4 Schule gehalten werden; die Nachmittage am Mittwoch und Sonnabend sind frei. Ihre Vorbildung müßen die Seminaristen entweder auf dem Ludwigsluster Seminar oder einer ähnlichen öffentlichen Anstalt oder bei einem mecklenburgischen Prediger erhalten haben. Durch neue Verfügungen von 1827, 1829 und 1833 ist die Anstellung von Seminaristen für das Domanium obligatorisch gemacht, oder müßen die Lehrer wenigstens das Abgangsexamen beim Ludwigsluster Seminar bestanden haben. Die durch die Verordnung von 1823 angebahnte Classentrennung wurde durch die Einrichtung von Stellen für unverheirathete zweite Lehrer ausgeführt, die neben freier Wohnung und Heizung 96 (seit kurzem 120) Thlr. jährlich gewähren; nach mehrjähriger geschickter Amtsführung werden diese auf Familienstellen befördert. Außerdem wird erforderlichen Falls für die Unterrichtsbedürfnisse der Domanialschulen durch Verwendung von Assistenten gesorgt; dies sind mindestens 18 Jahr alte Seminar-Expectanten, die das Assistentenexamen bestanden haben und neben völlig freier Station wöchentlich 28 Schill. (17½ Sgr.) erhalten.

Durch eine Verfügung vom 19. September 1842 sind bei allen Domaniallandschulen eigene Schulvorstände errichtet worden; jede Schule hat zwei Schulvorsteher, deren einer in der Regel der Schulze ist, der andere aus zwei von den Hauswirthen und Büdnern Vorgeschlagenen durch die Beamten gemeinschaftlich mit dem Prediger bestimmt wird. Diese haben für die Erhaltung und Verbesserung der äußeren Schuleinrichtung zu sorgen. Auch ist in den letzten Jahren überall eine besondere Amtsschulkasse gebildet worden, aus der, wie oben erwähnt, der Schullohn, der mindestens 40, höchstens 56 Thlr. beträgt, halb in Geld und halb in Roggen gegeben wird.

Für die Sommerschule wurde 1850 ein neues Regulativ gegeben, wornach der Unterricht vom Montag nach Ostern bis zum Mittwoch oder Sonnabend vor Michaelis außer in den Ferien (Saatzeit 1 Woche, Erntezeit 4 Wochen) an allen Wochentagen 3stündig, Vormittags 7—10 Uhr, ertheilt und jede Versäumnis mit Geld- oder Gefängnißstrafe unnachsichtlich geahndet werden soll. Jedoch können Kinder über 10 Jahre, wenn sie die Schule regelmäßig besucht haben, fertig lesen können und mit dem Katechismus vertraut sind, den Sommer über in Dienst gehen, wenn sie sich vor Neu-

jahr melden und von dem Prediger nach einer in Gegenwart der Schulvorsteher und des Schullehrers von ihm gehaltenen Prüfung den Diensterlaubnisschein erhalten. — Hiernach wurde denn auch im J. 1854 die Bestimmung des schulpflichtigen Alters und der Zeit der Aufnahme geändert: diese findet zu Ostern eines jeden Jahres statt und schulpflichtig sind jedesmal dann diejenigen, welche zwischen dem vorigen und dem nächsten ersten October das sechste Lebensjahr zurückgelegt haben. — Durch eine Circularverordnung an die Superintendenten vom 29. November 1852 wurde die Beschränkung des Landschulunterrichts auf Religion, Lesen, Schreiben, Elemente des Rechnens und der Sprachlehre und einiges aus der Weltkunde eingeschärft.

C. Zur Statistik. Im J. 1859 waren im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin 1132 Landschulen, d. h. in Dörfern und Flecken, und zwar 575 im Domanium und 557 in ritterschaftlichen, Kloster- und städtischen Ortschaften. Von diesen letzteren kommen 485 auf die eigentlichen ritterschaftlichen Güter, 40 auf die Klostergüter, zu Dobbertin (23), Malchow (13), Ribnitz (3) und das Kloster zum heiligen Kreuz zu Rostock (1); 19 auf Ortschaften des Rostocker Districts und 13 auf Kämmerei- und Oekonomiegüter, wovon 7 der Stadt Parchim und 1 der Georgenkirche daselbst gehören.

II. Das städtische oder Bürgerschulwesen. A. Geschichtliches. Das Schulwesen in den zahlreichen Landstädten Mecklenburgs ist bis zum Anfange der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts ausschließlich in den Händen der Ortsobrigkeiten gewesen und gehört auch noch gegenwärtig in Bezug auf Geldmittel, Localitäten u. s. w. ihrer Sorge an. Die ältesten allgemeinen Schulordnungen sind von Herzog Ulrich aus dem J. 1602, verfaßt von Jakob Colerus, ferner von dem Herzog Hans Albrecht 1619 und Herzog Gustav Adolph 1662; aber diese sowohl wie die Verordnungen des Herzogs Christian Ludwig 1685 und 1686 geben über den Zustand des städtischen oder Bürgerschulwesens keinen näheren Aufschluß, haben ihr Absehen vielmehr auf die gelehrte Schulbildung gerichtet. Erst eine Verordnung über das Schulwesen in der Stadt Bützow von 1760 gestattet einen näheren Einblick; es bestimmt das schulpflichtige Alter von 7, höchstens 8 Jahre an, die Schulzeit Vormittags von 7—10 und Nachmittags von 1—4 Uhr; die Schule wird Morgens mit Gesang und Gebet eröffnet, Nachmittags in gleicher Weise geschlossen. Die Lehrer sind Rector, Conrector und Rechenmeister. Cantor soll gegen Rectoren in einer wohlgeordneten Subordination stehen; doch soll weder Rector Cantori, noch Cantor Rectori in der ordentlichen Disciplin weder directe noch indirecte hinderlich sein. Dem Cantor gehören diejenigen Knaben, welche erst lateinisch lesen lernen, privative an; derselbe soll auch mit Decliniren und Conjugiren den Anfang machen. Es soll kein anderer Schulmeister in der Stadt sein, der die Knaben in der Latinität informire. Beide Classen sollen unter Aufsicht der Lehrer dem Gottesdienste beiwohnen und unter der Leitung des Cantors vom Chor singen; auch sollen beide Classen mit beiden Lehrern die Leichen begleiten. Am Gregorientage sollen Rector und Cantor, zusammen mit der Schule, vor den Thüren ihr gewöhnliches Accidenz sammeln, und es soll Rector sich diesem Geschäfte nicht eigenmächtig entziehen. Michaelis ist öffentliches Examen. Frei sind nur die Mittwoch- und Sonnabendnachmittage, die Nachmittage vor den drei hohen Festen und der auf jedes derselben nachfolgende Werkeltag, in der Zeit zwischen Jakobi und Bartholomäi (den sog. Hundstagen) auch die Nachmittage des Montags und Donnerstags, und endlich ein Nachmittag an jedem eintretenden Jahrmarkt.

Eine planmäßige und wesentliche Verbesserung dieses Zweiges des öffentlichen Schulwesens erfolgte erst mit dem J. 1834 durch Vereinbarungen der Regierung mit den Ortsobrigkeiten. Natürlich mußte sich aber hier nach Maßgabe der den einzelnen Städten zu Gebote stehenden Mittel eine große Verschiedenheit zeigen; in einigen Städten ist erst sehr viel später, aber aus eigenem innerem Antriebe derselben, eine angemessene Organisation eingetreten, die sich dann auch in einzelnen Bestimmungen

ſchon als eine freiere und weitere zu erkennen giebt, bisweilen dem Charakter eigentlicher Realſchulen ſich nähert. Zu Rectoren und Conrectoren ſollen immer nur ſtudirte Theologen genommen werden, die in der Regel das zweite theologiſche Examen gemacht haben; aber bei dem außerordentlichen Mangel an jungen Theologen in Mecklenburg werden jetzt in der Regel ſchon ſolche, die das erſte Examen beſtanden haben, und oft auch ſeminariſtiſch gebildete Lehrer zu den zweiten Stellen genommen. Das Gehalt dieſer Stellen varirt zwiſchen 400 und 700 Thlrn. Die unteren, theilweiſe mit Kirchendienſten verſehenen Stellen (die Rectoren ſind oftmals zugleich Hülfsprediger) werden mit Lehrern aus dem Schullehrerſeminar beſetzt; die geringſtdotirten Stellen gehen bis zu 150 Thlr., mit Einſchluß der Naturalemolumente, als Wohnung, Feurung, herab. Den Schulen ſind Schulvorſtände vorgeſetzt, in welchen wenigſtens ein Prediger und ein Magiſtratsmitglied Sitz haben. Auch in den Domanialflecken iſt das Schulweſen in gleicher Weiſe geordnet, nur daß hier die Beſtimmungen ausſchließlich vom Unterrichtsminiſterium abhängen. In den ritterſchaftlichen Flecken (Daſſow, Klütz) beruht das Schulweſen auf beſonderen Vereinbarungen mit den Gutsobrigkeiten.

B. Statiſtiſches. Die ſtädtiſchen Schulen ſind theils Volksſchulen mit 1—3 Claſſen, zu denen dann noch gewöhnlich eine Nebenſchule und eine Induſtrieſchule hinzukommt, theils Bürger- oder Stadtſchulen (in Ludwigsluſt Real- oder Rectorſchule, in Waren höhere Schule genannt) von ſehr verſchiedener Ausdehnung. Es beſtehen ſolche von 9 Claſſen in Parchim, von 8 in Teterow, von 7 in Bützow, Grevismühlen, Ludwigsluſt, Waren, von 6 in Boizenburg, Dargun, Grabow, Malchin, Plau, Röbel, Wittenburg, von 5 in Gnoien, Goldberg, Krakow, Laage, Lübz, Malchow, Penzlin, Stavenhagen, Schwan, Teſſin, von 4 in Brüel, Crivitz, Doberan, Dömitz, Gadebuſch (die ſeit 1554 beſteht und damals nach Melanchtons Plane eingerichtet ward), Hagenow, Kröpelin, Lübtheen, Marlow, Neubukow, Neukaten, Neuſtadt, Ribnitz, Sternberg, Sülze, Warin, Zarrentin, von 3 in Neukloſter und Rehna, von 2 in Daſſow, von 1 in Klütz. Hiernach iſt auch die Schülerzahl eine ſehr verſchiedene, z. B. in Bützow 400, in Malchin 459, Goldberg 517, Grabow 540, Grevismühlen 600, Teterow 703, Parchim 916.

Die Lehrer werden dem bei weitem größeren Theile nach dem Schullehrerſeminar, bisher in Ludwigsluſt, entnommen; die keinere Zahl der ſtudirten, namentlich alſo ſämmtliche Rectoren, ſind die meiſt nach kürzerer Zeit in eine Pfarre übergehenden jungen Theologen, die gewöhnlich unmittelbar nach beendigtem 3jährigem Studiencurſus und nach abſolvirtem erſtem Examen als ſolche angeſtellt werden. Der früher denſelben durch Verfügung von 1832 auferlegte dreimonatliche methodologiſche Curſus am Ludwigsluſter Seminar, iſt wieder abgekommen, wenn auch nicht ausdrücklich aufgehoben.

C. Innere Ordnung. Da bei dieſen zahlreichen ſtädtiſchen Schulanſtalten, abgeſehen von den völlig exemten Städten Wismar und Roſtock, eine mehr oder minder ſelbſtändige Verwaltung von Seiten der ſtädtiſchen Behörden beſteht, die zum Theil das Recht zur Ernennung der Lehrer entweder ausſchließlich oder unter höherer Beſtätigung genießen, während an den meiſten Schulen das Unterrichtsminiſterium ſie beſtellt, ſo herrſcht auch in der inneren Einrichtung eine vielfache Verſchiedenheit. Ein allgemeiner, öffentlicher Normallehrplan iſt nicht vorhanden; während aber die gewöhnlichen Lehrgegenſtände des Volksſchulunterrichts auch hier zur Anwendung kommen, wird an manchen Anſtalten noch ein (gewöhnlich beſonders zu bezahlender) Unterricht in neueren Sprachen, hie und da auch ein Unterricht im Lateiniſchen zur Vorbereitung auf die Gymnaſien ertheilt. Obgleich das Verhältnis von Kirchſpielsſchulen durchweg verſchwunden iſt und eine Beziehung der Schulen zu den einzelnen Kirchen und kirchlichen Gemeinden nirgend mehr hervortritt (wenn auch einzelne Lehrer zu kirchlichen Dienſten herbeigezogen werden), obgleich daher auch die in anderen Ländern allgemein

geltende unmittelbare und ausschließliche Aufsicht der Prediger über die Schulen bei den städtischen Anstalten principiell nicht vorhanden ist: so werden doch in der Regel zu den Schulvorständen, in denen der Bürgermeister den Vorsitz zu führen pflegt, neben Beamten und Mitgliedern der Bürgerschaft ein oder mehrere Prediger zugezogen. Endlich muß aber noch das hervorgehoben werden, daß die mecklenburgischen Schulen überhaupt an dem im Lande seit langer Zeit im Gebrauch befindlichen Gesangbuch und Katechismus einen Schatz besitzen, der, namentlich in Bezug auf die bekannten Verhältnisse anderer deutscher Länder, in der That nicht gering anzuschlagen ist. Das im J. 1764 vom herzogl. Consistorium in Rostock veröffentlichte Gesangbuch enthält in 686 Numern einen Schatz der schönsten Kernlieder (nur einige gehören der pietistischen Richtung jener Zeit an, und einige allerdings vortreffliche vermißt man) in reiner, namentlich unverwässerter Gestalt. Ebenso enthält der im J. 1717 bei Gelegenheit der damaligen Reformationsjubelfeier von sämmtlichen Landessuperintendenten herausgegebene Katechismus den lauteren Ausdruck der christlichen Lehre in ihrem vollen Gehalt, wenn auch an einzelnen Stellen ebenfalls jene pietistische Färbung zu erkennen und bisweilen die rechte Berücksichtigung der didaktischen Zwecke zu vermissen ist.

D. Die äußeren Lehrer-Verhältnisse erscheinen sehr ungleich, die Gehalte derselben, die vielfach zum Theil in Naturalien bestehen, gehen bei den Rectoraten von 1000 und 1100 Thlrn. (Schwerin und Ludwigslust) bis zu 480 Thlrn. herunter; bei manchen derselben ist außerdem noch eine freie Wohnung vorhanden; die Einnahmen der seminaristisch gebildeten Lehrer schwanken meistens zwischen 200 und 400 Thlrn., gehen aber bisweilen auf 120 und bei Hülfslehrern auf 80 Thlr. herunter. Da der Unterricht von 8—12 und 2—4 Uhr ertheilt zu werden pflegt und die Zahl der Lehrer gewöhnlich der der Classen gleichkommt, haben die Lehrer in der Regel wöchentlich 32—36, die Rectoren 20—24 Stunden Unterricht zu ertheilen; für den officiellen Privatunterricht, den sie hie und da im Französischen und Englischen ertheilen und für den ein besonderes Honorar an die Schulkasse von den Theilnehmern gezahlt wird, erhalten sie gewöhnlich eine Vergütung. Zum Halten pädagogischer Zeitschriften und Hauptwerke ist an manchen Schulen ein kleiner jährlicher Betrag ausgeworfen.

E. Sonstige Bildungsanstalten. Wir haben der Töchterschulen bisher nur da gedacht, wo sie mit den Knabenschulen in irgend welchem näheren oder entfernteren Zusammenhange standen. Oeffentliche Töchterschulen, insbesondere für die höheren Stände, giebt es in Mecklenburg überall nicht; diese sind vielmehr lauter Privatunternehmungen, aber als solche allerdings ziemlich zahlreich, indem in jeder der oben aufgezählten Städte mindestens 1, nicht selten 2—3, ja in den größeren Städten noch mehrere vorhanden sind. Ebenso sind auch durch eine Verordnung vom J. 1836 in sämmtlichen Städten des Landes Gewerbeschulen errichtet worden, wozu die Stände 1850 eine jährliche Unterstützung aus Landesmitteln, und zwar von 250 Thlrn. für jede der 6 größeren Städte, von 150 Thlrn. für jede der 10 anderen und von 100 Thlrn. für jede der übrigen 24 gewährten. Lehrlinge und Gesellen der Handwerker sollen hier für ihren Beruf weiter ausgebildet werden; sie erhalten in folgenden Gegenständen Unterricht: Zeichnen geometrischer Figuren und Körper, architektonischem und Ornamentenzeichnen, Anleitung für die fähigeren zum Modelliren, Forthülfe im Rechnen und Schreiben, in den Anfangsgründen der Mathematik und Naturkunde. Des bisherigen Schullehrer-Seminars in Ludwigslust ist schon früher erwähnt worden, über das Michaelis 1862 statt dessen beginnende, in weit großartigerem Maßstabe angelegte Seminar in Neukloster wird erst künftig gesprochen werden können. Das Ludwigsluster wurde 1786 von Schwerin dorthin verlegt, bald aber, da das alte Gebäude 1804 bei einer größeren Feuersbrunst abbrannte, in ein neugebautes Haus mitten im Orte verlegt. Es steht unter der Aufsicht eines Curatoriums von 3 Mitgliedern und hat 5 Lehrer, von denen der eine ausschließlich für Gesang und Musik angestellt ist. Eine Seminarschule mit

6 Classen ist zugleich Uebungsschule für die Seminaristen, welche nach einer bestimmten Reihenfolge den Unterricht in den verschiedenen Lehrgegenständen je in einer Stunde des Tags unter Aufsicht der Seminarlehrer und der Unterlehrer übernehmen. Die regelmäßige Anzahl der Seminaristen beträgt 64, welche in 2 Classen, bei 2jährigem Cursus, Unterweisung und Uebung in allem ihnen nöthigen erhalten, so daß jährlich nach dem vor Michaelis stattfindenden Abgangsexamen 32 für die Landesvolksschule, entweder als zweite (resp. dritte) Lehrer an Dorfschulen des Domaniums oder als Hülfslehrer an städtischen und Fleckenschulen zur Verwendung kommen können. Die Aufzunehmenden müßen sich unter Einsendung eines Lebensabrisses und einer Skizze ihres Bildungsgangs melden, das Curatorium wählt dann darunter zur Prüfung aus; dieselben dürfen nicht unter 21 und nicht über 26 Jahre alt sein. Sie wohnen im Seminar: nur in dem Zeitraum vom Mai 1848 bis Michaelis 1851 wurde ihnen eine von der eigenen Wahl abhängige Wohnung im Orte verstattet. Für Unterricht, Wohnung und Mittagstisch zahlen sie für den Cursus nur 52⅔ Thlr.; die übrigen Unterhaltungskosten (7—8000 Thlr.) sind aus landesherrlicher Kasse bestritten worden. Ob in Zukunft der lange (10jährige) Gang vom Eintritt in das Präparandum bis zum Austritt aus dem Seminar, einschl. der ihnen obliegenden militärischen Dienstzeit, den Verhältnissen der sich dem Lehrberuf widmenden jungen Männer und den Interessen des Schulwesens dienen wird, muß die Erfahrung lehren. — Neben diesem für das Domanium und die Städte bestimmten Seminar ist neuerdings der Anfang mit einem zweiten, für die ritterschaftlichen Schulen bestimmten Seminar in Dobbertin durch Unterstützung des Landtags gemacht worden. Die Leitung ist dem dortigen Organisten, in dessen Hause sie auch wohnen, unter Aufsicht und Theilnahme des Ortspredigers übertragen. Es sollen hier solche Landschullehrer gebildet werden, die den in der Schulordnung von 1821 gestellten Anforderungen an den Lehrer in jeder Hinsicht genügen können. Auf 10 Zöglinge ist vorläufig die Anzahl beschränkt; jeder zahlt für Unterricht und freie Station während eines 2jährigen Aufenthalts im voraus 100 Thlr., wozu die Klosteramtskasse noch 60 Thlr. legt.

Zu erwähnen ist hier ferner das Taubstummeninstitut zu Ludwigslust, gegenwärtig besucht von 58 Zöglingen, in 6 Classen, zur Hälfte Knaben und zur Hälfte Mädchen, dieselben wohnen aber zerstreut in den Familien des Orts. Unterhalten wird die Anstalt durch jährlich 3000 Thlr. aus der Landesrecepturkasse, durch Zuschüsse aus der Renterei, Stipendien und Vermächtnisse; sie steht unter einem Curatorium von 3 Mitgliedern, hat 1 Inspector und 5 Lehrer, 1 Lehrer im Korbflechten und 2 Lehrerinnen für weibliche Handarbeiten. Auf die passende Unterbringung der ausscheidenden Zöglinge wird besondere Fürsorge verwandt. Den Handwerksmeistern, die ihre taubstummen Lehrlinge tüchtig ausbilden, und den Familien, die die Mädchen in Dienst nehmen, werden Prämien ertheilt. Zu ihrer Weiterbildung dient eine Sonntagsschule. Am liebsten werden sie nach vollendetem 8. Lebensjahre aufgenommen; über 12 Jahr alte nur mit besonderer Erlaubnis des Ministeriums. Im Durchschnitt ist alle Jahre für die Aufnahme von 9—10 zu sorgen.

Endlich sind 3 Navigationsschulen, zu Wustrow, Rostock und Wismar, namhaft zu machen; die erste ist 1846 begründet, hat 2 Hauptclassen und 1 Vorbereitungsschule, besitzt ein großes Schulgebäude und ist mit nautischen Instrumenten und Apparaten gut versehen. Das Curatorium besteht aus dem ersten Beamten zu Ribnitz und 2 Schifferältesten. Diese bilden mit dem Professor der Math. in Rostock und dem Director der Anstalt die Prüfungscommission; vor ihr wird das Steuermannsexamen und, nach mehrjähriger Fahrt, die Schifferprüfung abgelegt. Außer dem Director hat es 3 Lehrer und 4 Elementarlehrer. Seit dem Bestehen der Schule (1846) wurden zu Schiffern 199, zu Steuerleuten 249 geprüft; die gesammte Schülerzahl betrug seitdem 1655. — Die zu Rostock steht unter der Direction des Prof. Karsten in Rostock und zählt außerdem noch 4 Lehrer, worunter 3 Sprachlehrer; sie besteht aus

3 Classen, in deren dritter nur im Winter unterrichtet wird, mit etwa 100 Schülern. — Eine dritte in Wismar, errichtet 1858, ertheilt nur im Winter Unterricht und hat 2 Classen, eine Vorbereitungs- und eine Steuermannsclasse; der Rath und die Rheder unterhalten die Schule.

In vielen der genannten Ortschaften sind Kleinkinderschulen oder Kinderbewahranstalten errichtet worden, aber lediglich der Privatwohlthätigkeit und Fürsorge anheim gegeben; ebenso befindet sich ein Rettungshaus in Gehlsdorf, gegründet von dem Verein für innere Mission in Mecklenburg und fortwährend durch freiwillige Beiträge unterhalten, die im Lande gesammelt werden.

III. Das höhere Schulwesen. A. Allgemeines und Geschichtliches. Der Ursprung der mecklenburgischen Gelehrtenschulen reicht bis in das Reformationszeitalter, ja noch über dasselbe hinauf. In Parchim wird schon 1305, in Wismar 1340 und in Neubrandenburg 1376 ein rector scholarum erwähnt. Die Schulen dieser Städte traten also wohl schon damals über den Kreis der elementaren Kloster- und Pfarrschulen hinaus. Aber im Reformationszeitalter ward diesem Gegenstande größere Aufmerksamkeit zugewendet und die Einrichtung der Schulen wesentlich verbessert. Dies geschah zuerst in Wismar, wo im J. 1541 die große Stadtschule eingerichtet ward, darauf in Schwerin und Güstrow im J. 1553, indem dort vom Herzog Johann Albrecht I. unter dem Beistande von Andreas Mylius (s. G. C. F. Lisch, Andreas Mylius und der Herzog Johann Albrecht I. von Mecklenburg Schwerin 1853) die Burgschule gestiftet wurde, mit deren Eintritt die im J. 1532 von Herzog Heinrich dem Friedfertigen gestiftete lutherische Stadtschule wieder aufhörte, hier von demselben Fürsten die frühere Domschule mit der Stadtschule vereinigt ward; weiter wurde die Schule zu Parchim im J. 1563 reorganisirt, wenn auch der Abschluß der desfallsigen Verhandlungen sich noch bis ins folgende Jahr verzögerte; endlich trat auch nach mehreren gescheiterten Versuchen im J. 1580 zu Rostock die große Stadtschule als höhere Bildungsanstalt ins Leben. Neben der Burgschule in Schwerin stiftete der Herzog Ulrich als Bischof zu Schwerin 1565 eine Domschule, die aber bereits im J. 1576 mit jener vereinigt ward. Diese ward im J. 1781 von dem Herzoge Friedrich mit einem Theile des Bützowschen Pädagogienfonds aufs neue dotirt und vom Großherzoge Friedrich Franz mit erweiterten Verbesserungen 1818 zum Gymnasium Friedericianum erhoben. Die Güstrower Domschule wurde vom Herzoge Ulrich 1602 erweitert und neu geordnet, abermals im J. 1662 von dem Herzog Gustav Adolph mit neuen Verbesserungen ausgestattet, endlich vom Herzoge (nachmaligen Großherzoge) Friedrich Franz I. im J. 1787 und von dessen Nachfolger Paul Friedrich im J. 1840 zeitgemäß umgestaltet und durch Abzweigung einer besonderen Bürgerschule (die wiederum 8 Jahre später in eine Bürger- und Realschule abgetheilt worden ist) für ihre ursprüngliche Bestimmung neu organisirt. Jene Periode ihrer ersten Stiftung im Reformationszeitalter ist überhaupt eine in sich glänzende und reiche; die Fürsten, welche selbst an den Interessen wissenschaftlicher Bildung theilnahmen und mit den Höfen und Gelehrtenkreisen Italiens verkehren, wenden eine außerordentliche Sorgfalt auf. Die Schweriner Schule hatte 3 Classen und 4 Lehrer, einen rector, prorector, cantor und infimus oder hypodidascalus, eine zeitlang auch noch einen fünften, dessen Wahl aber mislungen war. Es ragen Männer von großer Bedeutung, wie M. M. Taberonstus und Laurentius Rhodoman, aus jener Periode hervor, von denen jener, der erste Rector von Johann Albrechts Fürstenschule, noch im Tode die Ehre genoß, daß sein Fürst nebst Gemahlin, beiden Söhnen und dem ganzen Hofgesinde ihm zur Bestattung in die Domkirche folgte, dieser 1606 als Professor der Geschichte in Wittenberg starb. Zu den ursprünglichen 4 Lehrern kam 1588, als der vierte Lehrer, damals Subconrector genannt, zugleich Prediger an der Schelfkirche ward, noch ein besonderer Schreiblehrer hinzu, 1650 ein Rechenmeister; im J. 1781 wurden noch 2 Collaboratoren angestellt, zu denen 1786 noch ein dritter hinzukam, an dessen Stelle eine zeitlang ein

Cantor ſich findet. So iſt denn in allmählicher Erweiterung zu dieſen 1818 noch ein zehnter, 1819 ein elfter und 1827 noch ein zwölfter hinzugekommen. — Auch die Güſtrower und Parchimer Schule haben ähnliche Entwicklungsphaſen durchgemacht; beide haben im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts mehrfach neue Schulordnungen erhalten, durch welche jedoch mehr das Alte und Beſtehende in den Stürmen und Wirren ſchwerer Zeiten aufrecht zu erhalten als eigentlich Neues zu ſchaffen verſucht worden iſt. Die Parchimſche Schule wurde im J. 1827 zum Gymnaſium erhoben und das Patronat desſelben vom Großherzoge übernommen; die anfänglich geringe Lehrerzahl erweiterte ſich allmählich, beſonders als im J. 1841 zum Zweck des Realunterrichts beſondere Erweiterungen veranſtaltet wurden. Zu den 11 ſeitdem an der Anſtalt wirkenden Lehrern iſt im J. 1853 noch ein zwölfter hinzugekommen. Ebenſo hat die Güſtrower Domſchule, die bis vor wenigen Jahren nur 4 Claſſen hatte, noch 2 Claſſen hinzubekommen, und iſt dieſem Bedürfniſſe gemäß das Lehrerperſonal bis zu 9 Lehrern vergrößert worden. In Wismar und Roſtock ſind namentlich im Laufe der letzten 3 Decennien fortwährende Verbeſſerungen eingeführt und neue Lehrkräfte hinzugefügt worden, wie ſie nicht allein von den ſteigenden Anforderungen der Zeit und der Wiſſenſchaft, ſondern in gleichem Maße auch von der wachſenden Bevölkerung und der zunehmenden Zahl der nach höherer Bildung ſtrebenden Jugend in Anſpruch genommen wurden.

Der Mangel an Einheit und Uebereinſtimmung, der bereits im Volks- und Bürgerſchulweſen bemerklich gemacht worden iſt, tritt begreiflicherweiſe in dem höheren Schulweſen, insbeſondere bei den Gymnaſien, in noch ſtärkerem Maße hervor. Auch hier iſt daran zu erinnern, daß die Städte Wismar und Roſtock, wie ihre eigene, völlig unabhängige Verfaſſung und Verwaltung überhaupt haben, ſo auch in der Organiſation ihrer „großen Stadtſchulen," der Berufung und Ernennung der Lehrer u. ſ. f. durchaus ſelbſtändig ſind. Nur dem gemeinſamen Maturitätsprüfungsedicte ſind ſie für ihre Schulen ſchon um deswillen unterworfen, weil die dortigen Stadtkinder ſowohl als die die Lehranſtalten beſuchenden auswärtigen Schüler, wenn ſie im mecklenburgiſchen Lande künftig eine Anſtellung ſuchen, dieſem Prüfungsedicte natürlich mit ihren Leiſtungen genügen müßen. Hier ſteht denn auch, wie überhaupt in allen allgemeinen, die Landeswohlfahrt berührenden Angelegenheiten, der Landesregierung eine commiſſariſche Einſicht und Theilnahme zu, die ſie aber bei den Abiturientenprüfungen höchſt ſelten, in allen übrigen Fällen ſo gut wie gar nicht ausübt. Es bleiben alſo nur 3 landesherrliche Gymnaſien übrig, die beiden Domſchulen zu Schwerin und Güſtrow, gegründet im J. 1553, erſtere 1818 zum Gymnasium Friedericianum erhoben, letztere im J. 1840 bei Abzweigung einer Realſchule neu organiſirt und von der Regierung allein übernommen, während die Stadt Güſtrow, die bis dahin an der Ausrüſtung des Gymnaſiums mit allen erforderlichen Mitteln theilnahm, nunmehr die Fürſorge für die Realſchule allein behielt. Was etwa außerdem noch für beide Gymnaſien verwendet wird, fließt aus den Stiftungen, deren ſie ſich, zumal bei ihrer früheren Verbindung mit den beiden Domkirchen, zu erfreuen haben. Das dritte Gymnaſium, zu Parchim, im J. 1563 begründet, iſt als Stadtſchule geſtiftet und im J. 1827 zum Friedrich-Franz-Gymnaſium erhoben worden, bezieht aber ſeine Einnahmen fortwährend ſowohl aus ſtädtiſchen als aus Staatsmitteln, und zwar für alle als nothwendig zum Wohle der Anſtalt erkannten neuen Bewilligungen in dem Verhältnis von $^2/_3$ vom Staate und $^1/_3$ von der Stadt Parchim. Aus allen dieſen Eigenthümlichkeiten erklären ſich daher manche, zum Theil weſentliche Abweichungen in der ganzen Einrichtung und Anordnung dieſer Anſtalten. Alle haben locale Aufſichtsbehörden, Scholarchate, in welchen an den 3 landesherrlichen Gymnaſien der Superintendent den Vorſitz führt; außerdem befinden ſich in Parchim 2 von der Stadt beſtellte Magiſtratsmitglieder und 1 vom Miniſterium gewählter Prediger (im ganzen 4), in Güſtrow 2 Prediger und 1 Magiſtratsmitglied (im ganzen 5), in Schwerin keiner vom Magiſtrate, ſondern 2 anderweitig gewählte Beamte (im ganzen 3) darin. Dagegen haben in den Scho-

larchaten in Wismar und Roſtock keine Prediger, ſondern ausſchließlich Rathsmitglieder (in Wismar die beiden Bürgermeiſter, der Syndicus, der zugleich mit der ſpecielleren Aufſicht vertraut iſt, und zwei Rathsherren; in Roſtock 2 Bürgermeiſter und die beiden Syndici) Sitz und Stimme. Ferner tritt die eigenthümliche Verſchiedenheit hervor, daß neben den Gymnaſien in Schwerin und Roſtock völlig ſelbſtändige Realſchulen unter abgeſonderter Direction beſtehen, in Wismar und Roſtock neben den Gymnaſialabgeſonderte, aber im gemeinſamen Verbande damit ſtehende und derſelben Direction untergebene Realclaſſen eingerichtet ſind, während am Friedrich-Franz-Gymnaſium in Parchim nur Parallelleetionen für die Naturwiſſenſchaften und neueren Sprachen vorhanden ſind, an welchen die vom Griechiſchen und theilweiſe auch vom Lateiniſchen diſpenſirten Realſchüler theilnehmen, indeſſen ſie in allen übrigen, ſoweit die Ueberfüllung der Claſſen nicht etwa eine Trennung nothwendig macht, mit den Gymnaſiaſten völlig gemeinſamen Unterricht erhalten.

Dieſer Mangel des Gemeinſamen geht aber allerdings noch weiter. Sämmtliche Gymnaſien verharren in einer inſelartigen Abgeſchloſſenheit von einander; es iſt vielleicht in 20 Jahren kein Fall vorgekommen, daß ein Lehrer von der einen Anſtalt an die andere berufen oder verſetzt worden iſt. Gemeinſchaftliche Berathungen der Directoren unter ſich oder in Verbindung mit der Behörde kommen niemals vor. Wahl und Approbation der Lehrbücher von Seiten der Regierungsbehörde findet nicht ſtatt; allgemeine oder organiſche Verfügungen in Bezug auf Unterricht, Einrichtung oder ſonſtiges ſind im letzten Jahrzehent und länger von derſelben nicht ausgegangen. Eine wiſſenſchaftliche Prüfungscommiſſion exiſtirt nicht, von einem Amtsexamen kann alſo nicht weiter die Rede ſein, als etwa, inſofern auswärtige Bewerber um die oftmals zur Concurrenz ausgeſchriebenen Stellen das Zeugnis eines ſolchen aus einem andern deutſchen Lande beibringen. Aus gleichem Grunde giebt es in Mecklenburg auch keinen eigenen Gymnaſiallehrerſtand, es kann und ſoll auch keinen ſolchen geben und es iſt daher nicht zu verwundern, daß die wenigen jungen Mecklenburger, die ſich dennoch dem Lehrfache gewidmet haben, ſämmtlich aus dem Lande haben gehen müßen und meiſt in Preußen angeſtellt ſind.*) Wenn im Lande geprüfte Schulamtscandidaten vorhanden ſind, fühlt man eine gewiße Verpflichtung zu ihrer Verwendung (die jedoch nach dem eben Geſagten wenigſtens keine praktiſche Wirkung hat); an ſämmtlichen ſtädtiſchen Schulſtellen außer den Gymnaſien werden eben nur Theologen angeſtellt, die in eine Pfarre übergehen, weil man durchaus keine haben will, die ſich dem Lehrberufe als ihrer Lebensaufgabe widmen und daher bei vorgerücktem Alter in demſelben penſionirt werden ſollen. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß an den Gymnaſien ſehr wenige Mecklenburger angeſtellt ſind; aber man hat kaum eine Vorſtellung davon, aus wie vielerlei Ländern und Gegenden an Einem Gymnaſium die Lehrer zum gemeinſamen Dienſte an der einen mecklenburgiſchen Jugend vereinigt ſind. So ſind z. B. von den gegenwärtigen Lehrern des Friedericianums in Schwerin nur 2 der älteren und 1 der jüngſtangeſtellten (Strelitzer) Mecklenburger; von den übrigen 2 aus der preuß. Provinz Sachſen, 2 aus dem Königreiche Sachſen, 1 aus Kurheſſen, 1 aus Altenburg, 1 aus Hannover, 1 aus Braunſchweig. Von 6 anderen, die im Laufe des letzten Jahrzehents dort thätig geweſen ſind, waren 2 aus Mecklenburg, 1 aus Emden, 1 aus Hannover, 1 aus Leipzig, 1 aus Helmſtädt.

Als das eigentlich Gemeinſame und Verbindende müßte demnach das auf ein einheitliches Ziel hinarbeitende Maturitätsprüfungsedict vom 4. Mai 1833 betrachtet werden können, obwohl nicht zu ſagen iſt, mit welcher Strenge es beobachtet und in welcher Uebereinſtimmung es von den einzelnen Schulen gehandhabt wird, wäh-

*) Bei dieſem, wie bei mehreren anderen Puncten der obigen Darſtellung drängt ſich uns die Frage auf, wie es denn zu erklären ſei, daß ſolche Zuſtände in einem deutſchen Lande im achtzehnten Jahrhundert noch beſtehen können! D. Red.

rend in dem Gesetze festgestellt ist, daß, um ein gleichmäßiges Verfahren der Prüfungsbehörden zu befördern, denselben von Zeit zu Zeit ein Regierungscommissarius zugeordnet werden soll. Die Eigenthümlichkeiten desselben werden daher um so mehr uns entgegentreten müßen, als, wie sich weiter unten zeigen wird, in dem sonst so nahverbundenen Mecklenburg-Strelitz wesentlich abweichende Bestimmungen gelten.

Die Prüfungsbehörde besteht hier aus den Scholarchen und denjenigen Lehrern, welche durch Universitätsstudien zu ihrem Amte sich befähigt haben. Neben diesem weitern Kreise, der eigentlich nur die Zuhörerschaft bei der mündlichen Prüfung bildet, wird ein engerer Kreis unterschieden, von dessen Urtheil und Abstimmung die Entscheidung abhängt und der aus dem Protoscholarchen, dem Director und den Lehrern, welche geprüft haben, besteht. Um zum Examen zugelassen zu werden, muß ein Schüler „mindestens ein Jahr in allen Gegenständen, also auch im Griechischen," am Unterrichte in der Prima theilgenommen haben. Die unzweckmäßige Bestimmung, daß die schriftliche Prüfung an 3 verschiedenen, nicht unmittelbar auf einander folgenden Tagen, jeden zu 8 Arbeitsstunden (Vor- und Nachmittags) gerechnet, stattfinden soll, ist wohl längst an allen Schulen einer zweckmäßigeren Zeitvertheilung gewichen. Die Aufgaben dieser Prüfung sind: ein deutscher Aufsatz, aus dem die Gesammtbildung zu ersehen ist; ein lateinischer, dessen Thema sich zu einer historisch-oratorischen Behandlung eignet; eine mathematische Arbeit, in der Lösung mehrerer zur Auswahl gestellter Aufgaben aus den verschiedenen zum Schulunterricht gehörenden Theilen der Mathematik bestehend; eine Uebersetzung aus dem Deutschen ins Griechische, wozu ein zusammenhängendes Stück zu wählen ist, das nicht aus einzelnen, abgerissenen Sätzen besteht; eine Uebersetzung und Interpretation einer in der Schule nicht gelesenen und erklärten horazischen Ode; ein französischer Aufsatz, dessen Thema am passendsten aus der neueren Geschichte genommen wird, oder auch ein französisches Exercitium. Hiernach ergeben sich auch die Grundsätze für die Beurtheilung der Reife, in welcher ein doppelter Grad unterschieden wird. Für den ersten gehört wesentlich Folgendes: daß der Abiturient das Thema zum deutschen Aufsatze in seinen wesentlichen Theilen aufgefaßt, logisch richtig geordnet habe, und daß in der Darstellung selbst ein geläufiger und angemessener Ausdruck herrsche; daß er die griech., latein. und franz. Prosaiker ohne Vorbereitung ins Deutsche übersetze und sich im Horaz und Virgil nach kurzer Ueberlegung zurecht finde, mit dem Homer soweit vertraut sei, als es die üblichen Schulwörterbücher und Schulgrammatiken verstatten, daß er in der Formenlehre und gewöhnlichen Syntax überall Festigkeit beweise, über andere sprachliche Eigenthümlichkeiten, wie sie in dem Kreise der Schulerklärung vorkommen, und über das Versmaß genügende Auskunft zu geben im Stande sei und in der Erklärung sinnverwandter Wörter sich nicht unkundig zeige; daß seine schriftlichen lat. und franz. Arbeiten sprachrichtig und ohne Germanismen abgefaßt seien und Gewandtheit im Ausdruck zeigen; daß er das deutsche Pensum ohne grammatische Verstöße und mit richtiger Accentsetzung ins Griechische übertragen habe; daß er die Hauptbegebenheiten der allgemeinen Geschichte nach Zeit, Veranlassung und Folgen kenne, in der griechischen, römischen und deutschen Geschichte außerdem den Zusammenhang der Begebenheiten nachzuweisen vermöge, sichere Kenntnis in der natürlichen und neuen politischen Erdbeschreibung nach ihren wesentlichen Theilen, in der alten aber und der des Mittelalters eine für den Standpunct des Geschichtsunterrichts ausreichende Bekanntschaft sich erworben habe; daß er in der Mathematik die Eintheilung und Erklärung der mathemat. Wissenschaften angeben könne, die Buchstabenrechnung, die Rechnung in Potenzen und Wurzelgrößen inne habe, Ueberblick und Gewandtheit in der Formirung und Auflösung der Gleichungen des ersten und zweiten Grades besitze; jeden Satz aus der Geometrie, soweit sie in den sechs ersten und im 11. und 12. Buche des Euklides vorgetragen wird, beweisen könne und auch den Zusammenhang sämmtlicher Sätze des systematisch geordneten Vortrags klar aufgefaßt habe, Kenntnis und Anwendung der Logarithmen

und Bekanntſchaft mit der ebenen Trigonometrie zeige; dazu die entſprechenden Forderungen im Hebräiſchen. Wer dieſen Anforderungen entſpricht, erhält Nr. 1; aber auch — um der freien Entwicklung eigenthümlicher Anlagen keine Feſſeln anzulegen — wer im Deutſchen, Lateiniſchen, in der Mathematik und noch einem Fach mehr leiſtet, wenn auch ſeine übrigen Leiſtungen nicht völlig genügen. Dagegen muß, um das Zeugnis des zweiten Grades zu erwerben, im Lateiniſchen, Deutſchen und noch zwei anderen Fächern nach freier Wahl dasſelbe wie für den erſten Grad geleiſtet werden. Nach Ermeſſen der Prüfungsbehörde kann dem erſten Grade noch eine Auszeichnung, dem zweiten eine Auszeichnung oder rühmliche Auszeichnung beigegeben werden.

Wir gehen zur näheren Charakteriſtik der einzelnen Gymnaſien über. Die Einrichtung, welche die „große Stadtſchule“ in Wismar ſeit etwa 12 Jahren hat, iſt im weſentlichen folgende. Sie hat 4 Gymnaſial-, 3 Real- und 2 Elementarclaſſen, oder Quinta und Sexta, gemeinſam für beide Richtungen. Der Curſus der 4 Gymnaſialclaſſen iſt 2jährig, der beiden Elementarclaſſen 1jährig. Griechiſcher Unterricht iſt für die Gymnaſialſchüler allein beſtimmt; Hebräiſch wird in den beiden oberen Claſſen gelehrt und iſt die Theilnahme freigeſtellt; am Latein nehmen in den Elementar- und Gymnaſialclaſſen alle Schüler theil, in der Realſchule nur die Schüler der dritten Claſſe. Engliſch wird in den 3 Realclaſſen, Franzöſiſch in allen bis Quinta, Deutſch bis Sexta getrieben, die übrigen Gegenſtände in allen Claſſen; Schreiben in den Elementarclaſſen, in der 4. Gymnaſial-, in der 2. und 3. Realclaſſe; Zeichnen in den 3 Realclaſſen; Singen mit Berückſichtigung der Anlagen, aber ohne Ausſchließung der Minderbegabten; die Theilnahme am Turnen iſt immer freigeſtellt.

Das Schweriner Fridericianum, ein reines Gymnaſium ohne Realclaſſen, zerfällt nach ſeiner neueſten Einrichtung in 3 Bildungsſtufen, eine obere, mittlere und untere; zu jener gehören die beiden oberſten, zu der zweiten die beiden mittleren, zu der letzten die drei unterſten Claſſen. Der Curſus in I iſt 2jährig, in II und Ober-III 1½jährig, in den 4 übrigen Claſſen 1jährig. Die Ueberſicht der Lectionen iſt folgende:

Fächer.	I. 1.	II. 2.	IIIa. 3.	IIIb. 4.	IVa. 5.	IVb. 6.	V. 7.	Summa.
Lateiniſch	9	9	10	9	10	10	8	65
Griechiſch	6	6	6	5	—	—	—	23
Deutſch	3	3	3	3	4	4	5	25
Franzöſiſch	3	3	2	3	3	—	—	14
Religion	2	2	2	2	3	3	3	17
Geſchichte	3	3	2	2	2	2	2	16
Geographie	—	—	2	2	3	3	3	13
Geometrie	2	2	2	2	—	—	—	8
Arithmetik	2	2	2	2	3	4	3	18
Naturwiſſenſchaft	2	2	1	2	2	2	2	13
Schreiben	—	—	—	—	2	2	4	8
Summa:	32	32	32	32	32	30	30	220
Hebräiſch	2	2	—	—	—	—	—	4
Engliſch	2	2	—	—	—	—	—	4
Singen in 4 Claſſen	—	—	—	—	—	—	—	4

Die Einrichtung der „großen Stadtſchule“ zu Roſtock iſt vielleicht am leichteſten aus folgender Ueberſicht des Lehrplans zu erkennen:

Lehrgegenstände.	A. Gymnasium. I.	II.	III.	IVa.	IVb.	V.	VI.	Sum.	B. Realschule. 1.	2.	3.	4.	5.	Sum.
1. Latein	9	9	8	8	6	6	6	52	—	—	—	—	—	—
2. Griechisch	5	5	5	4	2	—	—	21	—	—	—	—	—	—
3. Deutsch	3	3	2	2	3	4	4	21	3	3	5	5	6	22
4. Französisch	3	3	3	2	3	4	2	20	6	6	4	4	4	24
5. Englisch	2	2	—	—	—	—	—	4	5	5	2	2	—	14
6. Hebräisch	2	2	—	—	—	—	—	4	—	—	—	—	—	—
7. Religion	2	2	2	2	2	2	2	12	2	2	2	2	2	10
8. Mathematik	4	4	4	4	2	—	—	18	4	4	2	—	—	10
9. Geschichte	3	2	2	2	2	2	—	13	2	2	2	2	—	8
10. Naturwissensch.	2	2	2	2	—	—	—	8	6	2	—	—	—	8
11. Geographie	—	—	2	2	2	2	2	10	2	2	2	2	2	10
12. Rechnen	—	—	2	2	2	2	4	12	2	4	6	6	6	24
13. Schreiben	—	—	—	2	2	2	4	10	2	2	4	4	4	16
14. Zeichnen	2	2	2	2	2	2	2	10	2	2	2	2	2	10
15. Singen in 3 Classen zu je 4 Stunden					—	—	—	12	2	2	2	2	2	10
16. Technologie	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	2
							Summa	227					Summa	168

Von den Gymnasien zu Güstrow und Parchim gilt das oben III, A. in der geschichtlichen Darlegung Bemerkte. Da keine allgemeinen Bestimmungen über den didaktischen Theil des Schulwesens vorhanden sind, aber auch keine Einwirkung darauf von den vorgesetzten höheren (Unterrichtsministerium) und niederen (Scholarchate) Behörden geübt wird, so sind auch die Lehrbücher und selbst die leitenden Principien wesentlich verschieden. Wir wollen von dem Hauptsächlichsten eine kurze Uebersicht geben. Im Lateinischen werden von den 5 schwerinischen Gymnasien die Grammatiken von Kühner, Berger, Putsche, Weißenborn, Schulz und Zumpt gebraucht; für die Lectüre dienen außer den Classikern (unter denen auch Catull vorkommt) die Lehr- und Uebungsbücher von Ellendt, Schönborn, Blume, Jacobs, Dünnebier, Döll, Spieß, Gedike, Bleske, Ostermann, Stern, Franke, Siebelis, Böttticher und das Hildburghauser; für die Exercitien Gröbel, Drake, August, Hüfner, Krebs, Feldbausch, Süpfle, Haake, Weber, Seyffert, Nägelsbach. Im Griechischen, wo unter den Classikern auch Aeschylos und Kallimachos vorkommen, werden die Grammatiken von Krüger und Buttmann, die Elementarbücher von Jacobs und Schmidt-Wensch, die Chrestomathie von Bäumlein, die Exercitienbücher von Rost-Wüstemann, Franke, Heß, Lübker und Bäumlein benutzt (in Rostock kommen keine griechischen Exercitien vor). Im Französischen Grammatiken: Eisenmann, Frege, Knebel, Plötz; Lesebücher: Plötz, Lüdecking, Hölting, Wolff, daneben Classiker; Exercitien nach Höchsten, Tollin, Graf. Im Englischen die Grammatiken, Elementar- und Lesebücher von Heußi, Callin, Petersen. Im Deutschen kommt nur die Grammatik von Götzinger vor, Uebungsaufgaben von Riffert, Lehrbücher von Oltrogge, Wackernagel, Lüben und Nacke, Masius, Simrock. In Wismar ist das Altdeutsche in den Lehrplan aufgenommen, in Schwerin principiell ausgeschlossen. Im Religionsunterichte werden für die biblische Geschichte Kohlrausch und Zahn gebraucht; in Wismar der hannoversche Katechismus (der alte, nicht der so viel bestrittene neue), dagegen an andern Schulen der mecklenburgische Landeskatechismus, auch Kurz und Preuß, für die obersten Stufen Hülsmann und Hollenberg. Beim Geschichtsunterrichte werden nur die Lehrbücher von Dielitz, Dietsch und Dittmar, sowie die Tabellen von Schäfer namhaft gemacht; in der Geographie Daniel, Voigt; in der Mathematik Weber, Dippe, Steffenhagen, Gerlach, Heis; in der Naturgeschichte Burmeister und Schubert; in der Physik Koppe, Brettner und Heußi; in der Chemie Schubart.

Selbständige Realſchulen neben den Gymnaſien unter abgeſonderter Direction ſind vorhanden: 2 in Schwerin und Güſtrow; Privatinſtitute, die beiden Zwecken der Vorbereitung für Gymnaſien und Realſchulen dienen, ſind in beſchränkterem Maße in faſt allen Städten des Landes vorhanden, in etwas weiterem Umfange und auch von auswärtigen Schülern beſucht in Ludwigsluſt und Doberan. Die Realſchule in Güſtrow, ſtädtiſchen Patronats, iſt Oſtern 1848 eröffnet und im J. 1861 reorganiſirt worden, hat 6 Claſſen, 10 Lehrer und 192 Schüler. Die Schweriner Realſchule, landesherrlichen Patronats, iſt am 18. October 1847, abgezweigt aus der früheren Verbindung mit dem dortigen Gymnaſium, eröffnet worden, hat 6 Claſſen mit 228 Schülern und eine Vorclaſſe mit 44 Schülern, 10 Lehrer und folgenden Lehrplan:

Lehrgegenſtände.	VII.	VI.	V.	IV.	III.	II.	I.	Sum.
Religion	6	3	3	3	3	2	2	22
Deutſch	9	6	4	4	4	3	3	33
Lateiniſch	—	6	4	3	3	3	3	22
Franzöſiſch	-	—	5	4	4	4	4	21
Engliſch	—	—	—	2	2	4	4	12
Geographie	1	2	2	2	2	2	2	13
Geſchichte	1	2	2	2	2	2	2	13
Naturgeſchichte	—	2	2	2	2	—	—	8
Phyſik	—	—	—	—	2	2	2	6
Chemie	—	—	—	—	—	2	2	4
Rechnen	5	4	4	2	3	2	2	22
Mathematik	—	—	—	3	4	4	4	15
Zeichnen	—	2	2	2	2	2	2	12
Schreiben	4	4	3	2	—	—	—	13
Singen	2	1	1	1	1	1	1	8
Summa der wöchentl. Stunden	28	32	32	32	34	33	33	224

Wir ſchließen mit einer Ueberſicht der Frequenz dieſer höheren Lehranſtalten in Mecklenburg-Schwerin (1861):

								Realclaſſen.					
Lehranſtalten.	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	1.	2.	3.	4.	5.	Sum.
Gymnaſium u. Realſchule zu Roſtock	24	33	37	50	39	48	54	17	32	51	67	52	504
Große Stadtſchule zu Wismar	17	24	46	45	45 u. 34	52	39	17	32	46	—	—	397
Friderecianum zu Schwerin	29	31	41	48	35	36	22	—	—	—	—	—	242
Realſchule zu Schwerin	9	31	39	50	51	56	40	—	—	—	—	—	276
Friedrich-Franz-Gymnaſium zu Parchim	25	23	23	36	35	31	—	5	7	11	16	15	227
Domſchule zu Güſtrow	20	26	34	29	25	18	—	—	—	—	—	—	152
Realſchule zu Güſtrow	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	192
												Summa	1990

Mecklenburg-Strelitz. (Einwohnerzahl 99,600). I. Landſchulweſen. A. Allgemeines und Geſchichtliches. Auch in dem Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz muß zwiſchen den Domanial- und den ritterſchaftlichen Landſchulen unterſchieden werden. Der Einfluß und die Macht der Regierung und einer organiſch-geordneten Verwaltung erſtreckt ſich nur auf jene; die ritterſchaftlichen dependiren in Hinſicht der regulativen Beſtimmungen „von dem in dieſen Dingen leider nur zu ſeltenen Einver-

ſtändnis zwiſchen den beiden (zum Landtage verbundenen) Staatsregierungen und den Landſtänden, in denen eine bunte Reihe von Meinungen von der Sehnſucht wo möglich nach präadamitiſcher Bildungsloſigkeit an bis zu der Bewunderung modernſter Vielwiſſerei ihre Repräſentanten und Boten finden; in Hinſicht des Einzelnen dagegen von Laune, Einſicht oder gutem Willen der Rittergutsbeſitzer. Das allgemeine Urtheil irrt daher nicht mit der Behauptung, die ritterſchaftlichen Schulen ſtänden im allgemeinen unter dem Niveau der Domanialſchulen; indeſſen darf doch nicht verkannt werden, daß einſichtsvolle und wohlwollende Patrone die ganze Freiheit ihrer Ausnahmeſtellung zu einer höchſt gedeihlichen Förderung ſo der Kirche wie der Schule ihrer Güter zu verwenden Macht und Gelegenheit haben." In der Geſchichte der Domanialſchulen iſt aber eine frühere Periode vom Anfange des vorigen Jahrhunderts bis zu den Freiheitskriegen und eine ſpätere von da an bis jetzt wohl zu unterſcheiden. Die Beſtimmungen der revidirten Kirchenordnung von 1650 müßen ganz in Vergeſſenheit und Abgang gekommen ſein, ſonſt hätte Herzog Adolph Friedrich III. in einer Verordnung von 1711 ſich nicht dahin äußern können, wie er es „mit höchſtem Misfallen vernehme, wie die Schulen ſowohl in den Städten als auf dem Lande in den Dörfern je mehr und mehr in Abnahme gerathen und daraus entſtehe, daß die Jugend in den zum Chriſtenthum und Glauben nothwendigſten Stücken theils ſehr ſchlecht, theils gar nicht unterrichtet ſei, und folglich dadurch alles ruchloſe Leben zunehme, auch viele Sünde, Schand und Laſter verſpüret werde." Er befiehlt daher ſeinen Beamten und Predigern „dahin zu ſehen und mit Fleiß darob zu halten, daß die Jugend insgeſammt zur Schule geſchickt und damit ſo lange, bis ſie zum wenigſten das Leſen, Beten und den Catechismum Lutheri wohl begriffen, continuiret werde;" die Schulmeiſter auf dem Lande ſollen „mit Vorwiſſen und Prüfung" des Paſtors der Gemeinde angenommen werden; wöchentlich ſollen Lehrer und Schüler einmal vor den Prediger „kommen, damit derſelbe auf die Information ſehen und die Jugend ſelbſt examiniren möge." Man fühlte auch hier, und in ſtarkem Maße, die Leiden und Nachwehen des 30jährigen Kriegs und wollte, um dem Schaden entgegenzuwirken, mit der Jugend in allen Stücken den Anfang machen. Im J. 1773 erneuert Adolph Friedrich IV. den Befehl an die Geiſtlichen, die Schulen fleißig zu beſuchen, die vorgeſchriebenen Katechiſationen zu halten, die Eltern zum regelmäßigen Schulbeſuch ihrer Kinder anzuhalten, den Schulmeiſtern Anleitung zu geben, wie ſie die Kinder anweiſen ſollen u. ſ. f. Und ſchon im Jahr 1796 ſah ſich Herzog Karl zu ernſtlicher und verſchärfter Mahnung in dieſer Beziehung veranlaßt. Gleichzeitig wurden auch die Lehrerſtellen verbeſſert und ſo eine günſtige Gelegenheit gewonnen, um mit beſſeren Lehrern auch beſſere Schulen einrichten zu können. Zu Sicherſtellung dieſer Verbeſſerungen wurde im J. 1772 ein „Schulreglement" von 4 Paragraphen veröffentlicht und auch nachgehends für die Lehrer wie für die ärmeren Eltern zu Gunſten ihrer Kinder manche Erleichterung bewilligt. Dem 1801 in Woldezk errichteten Privatſeminar zur Ausbildung von Landſchullehrern gewährt Herzog Karl bereitwilligſt eine landesherrliche Beihülfe; doch ward ſchon 1805 die Verlegung des Inſtituts nach Neuſtrelitz und die Vereinigung mit der dortigen Schulanſtalt beſchloſſen. Ebenſo wurde für die Errichtung beſonderer und geeigneter Schulhäuſer von da an Sorge getragen. Da auch die bisherige Beſetzung der Lehrerſtellen im Domanium durch die Aemter dem Zwecke nicht immer entſprochen zu haben ſchien, ſo wurde 1800 die im Amte Mirow übliche Praxis allgemein angenommen, wornach ein oder zwei von dem Ortsprediger mit guten Zeugniſſen verſehene Subjecte durch die Beamten dem Conſiſtorio bezeichnet und von dieſem confirmirt werden ſollen. Die Sache war um ſo leichter ausführbar, als ſeit der Errichtung des Landſchullehrerſeminars die Landſchulſtellen nur mit den Zöglingen desſelben beſetzt werden ſollen. — Die Dauer der Schulzeit, des Unterrichts und der Ferien ſcheint theils vom Herkommen, theils vom Belieben des Schulmeiſters oder der Schulgemeinde abhängig geweſen zu ſein; doch wird 1795 feſtgeſetzt, daß die Kinder

wenigſtens von Martini bis Oſtern ſchulpflichtig ſeien und für dieſe Zeit unter allen Umſtänden der Schulſchilling bezahlt werden ſolle. Auch iſt 1805 von einer Sommerſchule von 6—8 oder doch wenigſtens von 6—7 Uhr die Rede.

Die lange und ſegensreiche Regierung des jüngſt verſtorbenen greiſen Großherzogs Georg rief für das ganze Volksſchulweſen eine neue Epoche hervor. In einem Regulativ von 1826 ſpricht der ebenſo mild als wohlwollend denkende Fürſt ſein lebendiges Gefühl für das vorhandene Bedürfnis unverholen aus: „Daß, ſo lange nicht die Schulſtellen durchweg mit tüchtigen Subjecten beſetzt ſind, auch durch die beſte Schulordnung und durch den regelmäßigſten Schulbeſuch das Ziel nur unvollſtändig erreicht werden kann, iſt ebenſo gewiß als es unmöglich iſt, auf einmal alle unbrauchbaren und unfähigen Schulmeiſter zu entfernen ꝛc.“ „Dieſe (die moraliſch oder ſonſt untüchtigen) müßen unnachſichtlich removirt werden, auch wenn dadurch Opfer aus Unſern Kaſſen erforderlich werden ſollten. So oft ein neuer Schulmeiſter angeſtellt wird, muß die Wahl nur ein wirklich fähiges und unbeſcholtenes Subject nach vorausgegangener ſtrenger Prüfung treffen. Um Concurrenz zu der Stelle zu eröffnen, muß dieſelbe ſo verbeſſert werden, daß ſie einem tüchtigen Mann annehmlich erſcheint. Auch ohne Handwerk, deſſen Betreibung in der Regel für den Schulmeiſter unzweckmäßig iſt, muß derſelbe leben können und vor drückenden Nahrungsſorgen geſchützt ſein ꝛc.“

Zur Erreichung ſolchen Zwecks war die Herſtellung eines tüchtigen Seminars unerläßlich. Es ward zu Mirow 1820 neu begründet und auf das liberalſte ausgeſtattet, auch die für die Leitung desſelben deſignirten Männer zum Beſuche auswärtiger Seminare und Muſterſchulen in den Stand geſetzt. So war der nachmals als Provinzialſchulrath in Königsberg verſtorbene Gieſebrecht, der das Seminar von 1820—26 leitete, ein Jahr bei Peſtalozzi; der verdienſtvolle Prof. Gerling, der die lange Zeit von 1829—56 die Leitung hatte, ein Jahr lang in dem damals durch Harniſch in großem Rufe ſtehenden Seminar in Weißenfels. Hiernach erſchien unter dem 28. October 1826 eine Schulordnung in 15 Paragraphen, der noch 2 Regulative über das Dienſtverhältnis der ſchulpflichtigen Jugend in den Domänen und über die Dotirung der Schulſtellen folgten. Auch wird die Gültigkeit dieſer Schulordnung im J. 1828 auf die Cabinetsgüter ausgedehnt und 1830 eine Verordnung wegen der Penſionen der emeritirten Küſter und Schulmeiſter und ihrer Wittwen erlaſſen. Für die hinterbleibenden Familien ſorgte auch ein eigener, von den Lehrern errichteter Sterbekaſſenverein und eine „Staatsminiſter v. Oertzen-Stiftung“, die, von einem Lehrer aus dem Ertrage einer Liederſammlung begründet, 1850 landesherrlich beſtätigt und mit den Rechten eines pium corpus ausgeſtattet ward. Seit 1854 ſind auch verſchiedene Kleinkinder-Bewahranſtalten errichtet und theils durch den landwirthſchaftlichen Verein zu Woldezk, theils durch landesherrliche Huld unterſtützt worden. Gleichzeitig wurde auch die Zahl der Strick- und Nähſchulen in den Domänen vermehrt.

B. Innere Ordnung und Verfaſſung. Die maßgebenden Beſtimmungen ſind in der Schulordnung vom 28. October 1826 enthalten. Sie iſt in 15 Paragraphen abgefaßt und beginnt mit der Anordnung, daß ſowohl im Winter als im Sommer Schule gehalten werden ſolle, im Winter von 9—12 Uhr Vormittags (gegenwärtig allgemein von 8—11 Uhr) und von 1—4 Uhr Nachmittags, im Sommer von 7—9 Uhr. Schulfrei ſind, außer den Sonn- und Feſttagen und den bisher üblichen beiden Nachmittagen, in der Heu- und Kornernte 4 Wochen, in der Kartoffelernte 14 Tage. Die Schulpflichtigkeit währt vom zurückgelegten 6. Lebensjahre bis zur Confirmation; letztere beendigt nur für diejenigen Kinder den Schulbeſuch, welche in der Schule hinreichend vorbereitet ſind, den Religionsunterricht des Predigers zu verſtehen und ſich ſelbſt davon Rede und Antwort zu geben. Weder häusliche Arbeit, Hüten des Viehes, Warten der Kinder ꝛc., noch Dienſtverhältniſſe ſollen ſchulpflichtige Kinder vom ordentlichen Schulbeſuch entbinden, und nur beſcheinigte Krankheit oder zu ſchlechte Wege und zu ſchlechtes Wetter ſind in der Regel für diejenigen, welche von andern

Ortschaften her zur Schule gehen müßen, als gültige Entschuldigungsgründe wegen Versäumung der Schule anzusehen. — Ein Schulvorstand, bestehend aus dem Prediger und zwei auf Vorschlag desselben vom Amte zu ernennenden Gemeindemitgliedern, hat das Beste der Schule auf alle Weise zu befördern, die Befolgung der Schulordnung treu und gewissenhaft zu überwachen und besonders auf den regelmäßigen Schulbesuch zu halten; endlich hat er die Schulkasse zu berechnen, welche aus etwaigen Strafgeldern und freiwilligen Beiträgen gebildet wird. — Als nächste Aufsichtsbehörde werden die Prediger bestellt und verpflichtet, monatlich wenigstens einmal jede Schule ihrer Parochie zu besuchen und über den Befund derselben halbjährlich dem Consistorio Bericht zu erstatten (später jährlich nach Ostern). Aber auch den Beamten wird es zur Pflicht gemacht, die Schule möglichst oft zu besuchen, auf Befolgung der Schulordnung zu halten, den Lehrern obrigkeitliche Unterstützung zu gewähren und alljährlich darüber an die Landesregierung zu berichten. Die Schulordnung fordert von dem Lehrer einen „christlichen, anständigen Lebenswandel, treue Pflichterfüllung, ein liebevolles, aber ernstes Betragen in und außer der Schule, damit er sich die Achtung der Gemeinde, insbesondere der Kinder erwerbe. Während der Schulstunden hat er sich eifrig und ausschließlich mit der Aufsicht über die Kinder und mit dem Unterrichte zu beschäftigen und sich einen ruhigen und klaren Vortrag zu eigen zu machen. Von selbst versteht es sich, daß er während des Unterrichts ordentlich bekleidet sein muß, auch nicht Tabak dabei rauchen oder sonst etwas störendes vornehmen darf." Strafe, insonderheit körperliche Züchtigung darf er erst dann eintreten lassen, wenn wiederholte Zurechtweisungen und Ermahnungen nichts gefruchtet haben. Niemals aber sollen Kinder bloß darum, weil sie bei geringeren Naturanlagen etwa schwerer und langsamer als andere begreifen, gestraft werden, wie denn auch solche Kinder, die von schwacher Gesundheit sind, mit angemessener Schonung und Nachsicht behandelt werden müßen. Endlich muß der im Schulzimmer aufgehängte Lehrplan genau befolgt und der Rath der Vorgesetzten willig angenommen werden; auch muß der Lehrer sich treu und unausgesetzt für seinen wichtigen Beruf immer mehr auszubilden suchen. — Als Gebiet des Unterrichts wird im allgemeinen bezeichnet: Religion, Lesen, Kalligraphie und Orthographie, Rechnen, besonders Kopfrechnen, Verstandesübung und Auswendiglernen, Gesang; alles einzelne: Lehrplan, Methode, Lehrhülfsmittel, das die Unterrichtsgegenstände selbst Betreffende, wird durch das Consistorium festgestellt, und die Lehrer dieserhalb von den Predigern angewiesen werden, „damit in den verschiedenen Schulen Uebereinstimmung und möglichst gleichmäßige Bildung erreicht werde." Wenn die Anzahl der Kinder und die Verschiedenheit des Alters es erforderlich machen, dürfen nach der Bestimmung des Predigers zwei Abtheilungen eingerichtet, auch die kleinen Schulkinder eine Stunde früher als die älteren aus der Schule entlassen werden. Jährlich zweimal (seit 1846 einmal) soll eine öffentliche Prüfung stattfinden (und zwar nach anderweitiger Bestimmung Sonntags Nachmittags in der Kirche und „soll dieselbe durch einen gottesdienstlichen Charakter einen religiösen Anstrich erhalten"); für bewiesenen Fleiß und Folgsamkeit soll ein nützliches Buch zur Aufmunterung auf Kosten der Schulkasse verliehen werden.

Als Norm für die Dotirung der Stelle eines Landschullehrers, wenn er kein Handwerk treibt (sonst fällt der Gehalt, d. h. die Geldbesoldung s. u., ganz oder theilweise weg), ist aufgestellt: 1) freie Wohnung nebst Garten von mindestens 100 Quadratruthen, 2) Kartoffel- und Leinland 1—200 Quadratruthen, 3) Weidefreiheit für eine Kuh und ein Haupt Jungvieh, 2 Schweine, 2 Gänse mit Zuzucht und so viel Heu und Stroh, als zur Durchwinterung des Rindviehs erforderlich ist, 4) Contributionsfreiheit, auch Befreiung von Nachtwachen und Gemeindediensten, Nothfälle ausgenommen, 5) 8—10 Faden Brennholz oder für einen Theil desselben verhältnismäßig Torf, 6) 24 Scheffel Roggen und 12 Scheffel Gerste, 7) 10—20 Thlr. Gehalt außer dem Schulgelde. Ist der Schullehrer zugleich Küster, so wird ihm natürlich das, was er

an Einnahme ſchon hat, die Accidentien ausgenommen, an- und abgerechnet. Es wird im ganzen als beſſer anerkannt, daß die Schulmeiſter nur ſo viel Land, als ohne Anſpannung beſtellt werden kann, beſitzen, weil ſie dadurch nicht allein unabhängiger von einzelnen Gemeindegliedern werden, ſondern auch, wenn ſie ſtatt des Landes Korn und Futter für ihr Vieh erhalten, eine mehr geſicherte Subſiſtenz haben. Der Flachs-, Seide-, Tabaks-, Kümmel-, Krapp-, Karden-, überhaupt der Gartenbau, ſo wie die Baum- und Bienenzucht werden außer den häuslichen Verrichtungen die zweckmäßigſte und einträglichſte Nebenbeſchäftigung des Schulmeiſters abgeben. Als die höchſte Zahl von Kindern, welche in einer Schule zu vereinigen ſind, werden 60—70 bezeichnet; wo dem Bedürfniſſe einer größern Zahl durch Abzweigung von Filialſchulen abgeholfen werden kann, ſollen neue Schulen gebildet werden.

C. Statiſtik. Der Landſchulen giebt es im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz mit Einſchluß des zwiſchen Lübeck und Ratzeburg gelegenen Fürſtenthums Ratzeburg 231, nämlich 177 im Herzogthum Strelitz und 54 im Fürſtenthum Ratzeburg. Von den 177 im Herzogthum Strelitz kommen 111 auf die Domanialämter, 66 auf die ritterſchaftlichen Diſtricte; die 54 im Fürſtenthum Ratzeburg ſind auf 5 Vogteien vertheilt, darunter iſt nur 1 Allodialgut.

II. Städtiſches Schulweſen, und zwar a) Bürgerſchulen und b) höhere Schulen. A. Allgemeines und Geſchichtliches. Da beide vielfach in eine nähere Verbindung mit einander geſetzt ſind, ſo iſt es am angemeſſenſten, beides neben einander nach der Reihenfolge aller 10 Städte zu behandeln. Die nähere Aufſicht führt das Conſiſtorium, die Oberaufſicht die Landesregierung. Die Fürſorge der beiden letztverſtorbenen Großherzoge Karl und Georg und die Erfahrung und Weisheit einſichtsvoller Staatsmänner und Schulräthe, wie v. Kampz (ſpäter preuß. Staatsminiſter), v. Türk (ſpäter Schulrath in Potsdam), v. Oertzen (ſpäter Staatsminiſter), Wisbeck, Kämpffer und Sieſert (bewährter Schulmänner) hat im Laufe dieſes Jahrhunderts auf dieſem Gebiete Großes geſchaffen. Man darf dabei nicht vergeſſen, daß 3 Gymnaſien (Neuſtrelitz, Neubrandenburg und Friedland) für das kleine Ländchen eine unverhältnismäßig große Zahl iſt. Früher war noch ein viertes am Dom in Ratzeburg vorhanden, iſt aber vor 15 Jahren aufgehoben worden. 1) In Neuſtrelitz wurde im J. 1806 eine Ober- und Unterſchule für Knaben und eine Mädchenſchule nebſt einer Armenſchule eingerichtet. Im J. 1811 wurde die Oberſchule in ein aus 4 Claſſen beſtehendes Gymnaſium Carolinum und die Unterſchule in eine 3claſſige Elementarſchule verwandelt und mit den übrigen Schulen unter die Direction eines Schulraths geſtellt. Von der erſten Elementarclaſſe wurde 1825 eine einclaſſige Realſchule abgezweigt, 1828 durch eine zweite und 1833 durch eine dritte Claſſe erweitert. Zur Vorbereitung für das Gymnaſium und die Realſchule wurde 1841 eine Vorbereitungsclaſſe (Quinta) eingelegt und zu dieſem Zwecke ſpäter ebenfalls die zweite Elementarclaſſe (Sexta) mehr entſprechend eingerichtet, während der erſten Elementarclaſſe die Beſtimmung einer abſchließenden untern Bürgerſchule gegeben wurde. Neben der höheren Mädchenſchule, die erſt 3 Claſſen hatte, nachher 4 erhielt, wurde eine untere Mädchenſchule von zwei Claſſen gebildet. Als Vorbereitung dazu ſind ſeit 1830 Vorſchulen conceſſionirt und unter einen beſonderen Schulvorſtand geſtellt worden. Die beiden Realclaſſen ſind ſchon ſeit 1828 zu einer Realſchule erhoben worden, die, nachdem 1836 noch ein vierter Lehrer hinzugekommen war, zu Oſtern 1837 ihre völlige Selbſtändigkeit und eigene Verwaltung erhielt. Die höhere Mädchenſchule war bis 1831 im Gebäude des Gymnaſiums und ſtand unter der Aufſicht des Gymnaſialdirectors. In jenem Jahre bekam ſie ein eigenes Gebäude und 1838 völlige Selbſtändigkeit, indem ſie unter einen eigenen Rector und unter die Aufſicht des Conſiſtoriums geſtellt ward. — 2) Auch in Neubrandenburg läßt ſich die Geſchichte des Schulweſens nicht hoch hinauf verfolgen, da alle älteren Documente in dem großen Stadtbrande im J. 1696 ein Raub der Flammen geworden ſind. Die lateiniſche Schule, wie ſie früher hieß, hatte nur zwei

Classen; 1811 wurden diese nominell zu 4 erweitert (zwischen zweien blieben aber starke Combinationen); erst 1830 wurde die Quarta selbständig, 1846 wurden 2 Realclassen errichtet und 1856 noch eine dritte hinzugefügt, so daß die Anstalt jetzt aus 7 Classen (3 Realclassen parallel mit der Secunda, Tertia und Quarta) besteht. Die 1838 reorganisirte Bürgerschule dient zugleich als Vorschule des Gymnasiums. — Eine Schule für Bürgertöchter existirt seit 1810, neben welcher 2 concessionirte, s. g. französische Schulen, bestanden. Die Unvollkommenheiten dieser Einrichtung führten 1825 und wiederum 1849 zu durchgreifenden Umgestaltungen; seit dieser letzten besteht sie aus 5 Classen, in welchen von der dritten an die französische Sprache, in der zweiten französische Conversation neben der Handarbeit, in der ersten Englisch getrieben wird. — 3) Das Gymnasium in Friedland ist sehr alt, wahrscheinlich schon in der Reformationszeit gegründet; wir wissen aber von seiner älteren Geschichte wenig oder nichts. 1805 wurde der Anstalt der Elementarunterricht abgenommen und eine Bürgerschule von einer Elementarclasse gebildet; 1828 kam eine zweite und 1833 eine dritte Classe hinzu; 1834 aber wurde eine eigene Mädchenclasse gebildet, zu der 1853 noch eine zweite Classe hinzugekommen ist. Seit 1854 ist der erste Lehrer und Dirigent der Bürgerschule zugleich sechster ordentlicher Gymnasiallehrer; dagegen ertheilte der Cantor des Gymnasiums auch Unterricht in der Bürgerschule, die später noch durch eine Lehrerstelle erweitert ward. — Außerdem bestehen städtische oder Bürgerschulen mit 4—5 Classen (letztere Zahl das gewöhnliche) in Fürstenberg, Stargard, Strelitz, Wesenberg und Woldezk. — In Schönberg, im Fürstenthum Ratzeburg, bestand nur eine 3classige Stadtschule, es wurden aber zu Ostern 1846 8 Classen mit 8 Lehrern und 1 Lehrerin errichtet und seitdem allmählich bis zu 10 Classen erweitert. — Das Schullehrerseminar in Mirow, 1820 mit 4 Zöglingen eröffnet, trat an die Stelle des mit der „städtischen Schulanstalt" in Neustrelitz verbundenen Seminars. Anfänglich wurden Knaben von 11—12 Jahren in dasselbe aufgenommen, welche bei 8jähriger Anwesenheit in der Anstalt ganz unentgeltlich unterrichtet und verpflegt wurden und in der Familie des Vorstehers, später des Hausverwalters, den Ersatz für das Elternhaus finden sollten. Waren diese für das Domanium bestimmt, so wurde 1822 ein Pensionat mit dem Seminar verbunden, welches Lehrer für „ritterschaftliche und städtische Landgüter" gegen ein jährliches Kostgeld von 57 Thlrn. ausbilden sollte. Die jüngeren Seminaristen wurden mit den älteren Schülern der Ortsschule gemeinsam unterrichtet, die ältesten Seminaristen dagegen in der Schule zu den nöthigsten Unterrichtsübungen zugelassen. Es ward 1829 unter die Oberaufsicht des Consistoriums gestellt und bekam 1838 eine veränderte Einrichtung. Zur Aufnahme wurden fortan alle 3 Jahre 6 Zöglinge im Alter von 14—16 Jahren, seit 1845 bis zu 20 Jahren zugelassen, zugleich die Ausbildungszeit im Seminar auf 5 Jahre beschränkt. Die Zöglinge sollten hinfort für Kleidung, Schreibmaterialien und Schulbücher selbst sorgen, alles übrige aber frei erhalten. Die Zahl der Pensionäre wurde auf 10 ermäßigt. Aus diesen wurden seit 1841 die Zöglinge des Seminars genommen. Von 1845 an mußten alle Seminar-Aspiranten als Vollpensionäre eintreten, um je nach ihrer Aufführung bald in eine Halbpensionär- oder Freistelle einzurücken. Jener Stellen (jährlich 30 Thlr. zu zahlen) gab es 10, der Freistellen 9. Nachdem das Seminar 1845 sein 25jähriges Bestehen festlich begangen hatte, brannte das schöne Gebäude im Januar 1848 bis auf die Ringmauern ab, wurde aber noch in demselben Jahre innerhalb der alten Ringmauern wieder aufgebaut. Im J. 1852 beschloß man, zunächst versuchsweise, geeignete militärfreie Handwerksgesellen in einem Alter von 24—26 Jahren in das Seminar aufzunehmen, ohne jedoch jüngere Aspiranten vom Eintritt auszuschließen. Eine Anzahl von 14—16 Zöglingen erweist sich für das Bedürfnis des Landes als ausreichend; ihr Aufenthalt dauert in der Regel 3 Jahre. Die jährliche Pension für Wohnung, Unterricht, Beköstigung, Licht und Schreibmaterialien wurde auf 25 Thlr. herabgesetzt; die Inhaber von Freistellen zahlen auch dies nicht und haben noch außerdem Arzt und Arzneimittel

umſonſt. Anleitung zur Betreibung des Seidenbaus iſt ſeit 1826 gegeben worden, an die Stelle der Turnübungen traten unter den veränderten Verhältniſſen ſeit 1852 wirthſchaftliche Beſchäftigungen in Feld, Garten und Wieſe; mit Bienen- und Obſtbaumzucht iſt ein neuer Anfang wieder gemacht worden. Die Leitung des Seminars und der Ortsſchule liegt in Einer Hand, und von den 4 am Seminar thätigen Lehrern unterrichten 3 auch in der Ortsſchule.

B. Statiſtiſche Ueberſicht. a. Die Gymnaſien ſind folgendermaßen beſucht: Neuſtrelitz in 5 Claſſen, 146; die damit verbundene Elementarſchule hat 3 Claſſen, die Realſchule gleichfalls 3 Claſſen; Neubrandenburg in 4 Gymnaſial- und 3 Realclaſſen, 131 (68 auswärtige); die Bürger- oder Elementarſchule (Vorſchule des Gymnaſiums) hat 3 Claſſen: Quinta, Sexta und Septima; Friedland 5 Claſſen, 135 Schüler; die Bürgerſchule 3 Knaben- und 2 Mädchenclaſſen. — b. Die Bürgerſchulen in Fürſtenberg und Mirow haben 4 Claſſen; Schönberg 3 Real-, 3 Knaben-, 3 Mädchen- und 1 Elementarclaſſe; Stargard 5 Claſſen (von Strelitz oder Altſtrelitz fehlen die Zahlenangaben); Weſenberg und Woldezk 3 Claſſen.

C. Innere Einrichtung. Für dieſe dürfte weſentlich als maßgebend zu erachten ſein das Publicandum vom 8. Auguſt 1837, betreffend die Maturitätsprüfung der Abiturienten auf den Gelehrtenſchulen des Großherzogthums M.-Strelitz. Es unterſcheidet ſich in weſentlichen Stücken von der etwas früheren Verordnung im Schwerinſchen, weshalb es gerathen ſein wird, die unterſcheidenden Puncte näher hervorzuheben. Die allgemeinen Forderungen im deutſchen Aufſatz, der griechiſchen, lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache, in der Mathematik und Geſchichte (wo ausdrücklich die genauere Bekanntſchaft mit der griechiſchen, römiſchen und deutſchen Geſchichte hervorgehoben wird) werden nicht bloß mit den ſchwerinſchen, die nur etwas ſpecieller noch formulirt ſind, ſondern auch mit den gewöhnlichen übrigen Reglements übereinſtimmend ſein; ebenſo die Forderung im Hebräiſchen für die künftigen Theologen und Philologen. Nur als eigenthümlich tritt die Forderung hinzu, daß der Abiturient in der Phyſik eine Ueberſicht über die Hauptlehren von den allgemeinen Eigenſchaften der Körper, den Geſetzen der Bewegung und des Gleichgewichts, von Electricität und Magnetismus, Licht und Wärme haben, und in der Chemie die Elemente und ihre hauptſächlichſten Zuſammenſetzungen kennen ſoll. Dieſem entſprechen denn auch die einzelnen Beſtimmungen in der ſchriftlichen und mündlichen Prüfung. Wie in Schwerin an dem deutſchen Aufſatze die Geſammtbildung, ſo ſoll hier die geiſtige Reife des Abiturienten daran gemeſſen werden. Für den lat. Aufſatz wird vorherrſchend hiſtoriſcher Inhalt gefordert, und zwar ſo, daß die Darſtellung ſich leicht an die alterthümliche Vorſtellungsweiſe anſchließen kann. Für die Mathematik werden 2 arithmetiſche und 2 geometriſche Aufgaben verlangt, an denen der Schüler ſeine Fähigkeit zu einer ſelbſtthätigen Anwendung des in der Schule Vorgetragenen darlegen kann. Neben dem Aufſatz wird noch ein lat. Extemporale und neben dem griechiſchen Exercitium noch eine Ueberſetzung aus dem Griechiſchen ins Deutſche gefordert, wozu Abſchnitte aus Dialogen eines in der Schule nicht geleſenen Stückes von Sophokles oder Euripides zu wählen ſind. Auch kann ſtatt des franzöſiſchen Exercitiums ein freier Aufſatz aufgegeben werden, deſſen Thema am paſſendſten aus der neueren Geſchichte genommen wird. Endlich wird von den künftigen Theologen und Philologen ein hebräiſches Exercitium geliefert. Es wird alſo im ganzen zwar mehr (was die Beurtheilung erleichtert), aber nicht ſchwereres verlangt als nach der ſchwerinſchen Ordnung; auch werden den Schülern die Hülfsmittel eines latein.-deutſchen Lexikons für den lat. Aufſatz, eines deutſch-griechiſchen für das griechiſche Exerciz, eines griechiſch-deutſchen für die Ueberſetzung aus dem Griechiſchen, eines franz. und eines hebräiſchen für die Arbeiten in dieſen Sprachen geſtattet, dabei auch mehr Zeit eingeräumt, indem namentlich für die math. Arbeit 5, für das griech. und franz. Exerciz je 3 Stunden bewilligt ſind (außerdem je 5 für die Aufſätze, je 3 für die Ueberſetzung aus dem

Griechiſchen und das hebräiſche Exercig, 2 für das lat. Extemporale, ſo daß die Prüfung faſt eine ganze Woche, nämlich 6 Vormittage und 2 Nachmittage, dauert).

Noch in einigen anderen Puncten treten unterſcheidende Beſtimmungen dieſes Geſetzes hervor. Zur Prüfungscommiſſion gehören außer der Local-Schulbehörde (dem Ephorate, Scholarchate) nur die Lehrer der oberen Claſſen. Die Schüler müßen in der Regel den vorgeſchriebenen 3jährigen Curſus in der Prima beendigt haben. Dem Fachlehrer iſt ein beträchtliches Uebergewicht bei der Entſcheidung über den Ausfall der Prüfung eingeräumt: nicht bloß nimmt über ſeine Prüfung der Lehrer, der ſie angeſtellt hat, ein kurzes Protokell auf, ſondern auch, wenn die Berathung über die Annahme oder Modification ſeines Urtheils zu keiner Einigung führt, giebt er bei der Abſtimmung, die vom jüngſten Lehrer an bis zum Ephorat oder Scholarchat hinaufgeht, im Falle der Stimmengleichheit den Ausſchlag. Endlich wird ausdrücklich verordnet, daß, wenn junge Leute durch ihre natürlichen Fähigkeiten und Neigungen auf einen einzelnen Gegenſtand hingeführt worden ſind und ſich durch ausdauernden Fleiß in demſelben bedeutende Kenntniſſe erworben haben, ihnen von den Forderungen in den übrigen Disciplinen, mit Ausnahme des Lateiniſchen und Deutſchen, etwas nachgelaſſen und dennoch gleichfalls das Zeugnis der Reife ertheilt werden ſoll.

Was die einzelnen Anſtalten des Landes betrifft, ſo hat das Gymnasium Carolinum in Neuſtrelitz 5 Claſſen, benutzt aber auch die zweite Elementarclaſſe mit als Vorbereitungsclaſſe, die deshalb 8 lat. Stunden hat. Die Vertheilung iſt dieſe:

Lehrgegenſtände.	I.	II.	III.	IV.	V.	Sum.
Lateiniſch	8	10	9	3	8	43
Griechiſch	6	6	5	5	—	22
Deutſch	3	3	2	2	4	14
Franzöſiſch . . .	2	2	2	3	2	11
Religion	2	2	2	3	3	12
Mathematik . . .	4	4	4	4	2	18
Geſchichte . . .	3	2	2	2	—	9
Geographie . . .	—	—	2	2	2	6
Naturwiſſenſchaft .	2	1	1	1	—	5
Rechnen	—	—	—	1	4	5
Schreiben . . .	—	—	—	—	3	3
Singen	(2 in den 4 erſten Cl.				1	3)
	30	30	29	31	28	151

Das Gymnaſium zu Neubrandenburg hat 4 Gymnaſial- und 3 Realclaſſen (neben II — IV), in welchen ebenfalls Latein in je 2 Stunden wöchentlich getrieben wird, die aber vielfach mit den Gymnaſialclaſſen combinirt ſind.

Am Friedländiſchen Gymnaſium iſt vor 11 Jahren ein weſentlicher Schritt zur Vereinigung des Gymnaſial- und Realunterrichts gethan worden, infolge deſſen 5 Claſſen vorhanden ſind, die 3. und 4. in getrenntem Cötus für beide Richtungen. Hierdurch wurde zugleich bewirkt, daß der lat. und griech. Unterricht in IV in 2 Cötus zerfiel und der franz. Unterricht ſchon in V begann, auch 2 engliſche Claſſen für die vom Griechiſchen dispenſirten Schüler eingerichtet wurden. Ferner hörte die Combination des Religionsunterrichts auf den beiden unterſten Stufen auf und der geſchichtliche, mathematiſche und naturwiſſenſchaftliche Unterricht wurde durch alle Claſſen hindurchgeführt.

D. Lehrerverhältniſſe. Zuſammenſtellend wollen wir hier noch auf die äußeren Verhältniſſe des Lehrſtandes in beiden Mecklenburg aufmerkſam machen. Der allgemeine Titel des erſten Lehrers und Vorſtehers eines Gymnaſiums iſt Director, nur der der Wismarſchen großen Stadtſchule führt den Titel Rector; den Profeſſortitel daneben führen die mecklenburg-ſchwerinſchen Directoren nicht (der Director der Roſtocker

großen Stadtschule ist zugleich ordentlicher Professor der alten Literatur an der dortigen Universität). Die Directoren der 3 strelitzschen Gymnasien sind zugleich Schulräthe; diesen oder einen andern Titel führt keiner der schwerinschen. Die übrigen Lehrer der schwerinschen Gymnasien führen theils den Oberlehrertitel, der stets speciell den einzelnen verliehen wird, theils heißen sie Collaboratoren, Lehrer ꝛc.; in Wismar heißen alle (außer den Elementarlehrern) ordentliche Lehrer, an den strelitzischen bekommen die ersten oder älteren Lehrer den Professortitel, der dafür in Mecklenburg-Schwerin nicht existirt (der dritte Lehrer in Rostock, der eigenthümlicherweise, ebenso wie der zweite, den Titel Condirector führt, ist zugleich außerordentlicher Professor in der dortigen philosophischen Facultät). Die Gehaltsstellungen der Lehrer sind nach den einzelnen Schulen sehr verschieden: in Güstrow gehen sie von 1500 bis zu 450 Thlrn. in Parchim von 1724 bis 448, in Rostock von 1300 bis 400, in Schwerin von 1550 bis 600, in Wismar von 1300 bis 240 Thlrn. herunter, an der Realschule in Güstrow von 1000 bis 400 Thlrn. In Mecklenburg-Schwerin sind 2 Wittweninstitute vorhanden, gegründet am 1. Septbr. 1797, erweitert 5. Decbr. 1833, eins für Civil- und Militärdiener mit einem Capitalfond von 356,166⅔ Thlr., an welchem die Gymnasiallehrer betheiligt sind, und eins für Prediger und Schullehrer mit einem Capitalfond von 303,833⅓ Thlr., wohin alle übrigen Lehrer gehören; beide stehen unter einer gemeinsamen Direction. Außerdem giebt es eine Unterstützungs-Vereinigung für vater- und mutterlose Waisen von Predigern und studirten Schullehrern (landesherrlich bestätigt am 7. April 1835), welche unter der wechselnden Verwaltung der Präposituren steht, gegenwärtig 195 Mitglieder zählt und die Waisen zweier Familien versorgt. Außerdem bestehen noch besondere Wittwen- und Waisenkassen, z. B. eine vor kurzem begründete und landesherrlich bestätigte am Gymnasium zu Parchim, deren Erträge den Betheiligten neben den allgemeinen zufließen, während z. B. die am Gymnasium zu Wismar bestehende für die nicht an jenem landesherrlichen Institut betheiligten Lehrer die einzige ist. In Mecklenburg-Strelitz ist vor kurzem eine Georgenstiftung errichtet worden, durch die es auch den Lehrern möglich gemacht wird, vermittelst einer verhältnismäßig sehr geringen Beitrages sich eine Verbesserung ihrer Lage im Alter zu verschaffen. Die Emeritirung und Pensionirung der Lehrer ist nicht durch ein besonderes Gesetz geregelt, sondern von der landesherrlichen Gnade abhängig. Sämmtlichen Lehrern kann, wie allen Staatsdienern (nur die Prediger und Universitätsprofessoren sind davon ausgenommen), ihr Dienst von der Regierung halbjährlich gekündigt werden. In Sterbefällen haben die Hinterlassenen auf das Sterbequartal und 2 Gnadenquartale Anspruch.

Quellen und Hülfsmittel für das mecklenburgische Schulwesen sind: Siggelkow, Handbuch des mecklenburgischen Kirchen- und Pastoralrechts, 3. Aufl. Schwerin 1797, besonders Abschn. X. vom Schulwesen, S. 99—129. — Die Gesetzsammlungen von Ackermann und Gesenius, so wie die neue vollständige Gesetzsammlung von Raabe, 1. Folge: von Anbeginn der Gesetzgebung bis zum Anfange des 19. Jahrh. 2. Folge: vom Anfange dieses Jahrh. bis 1858. — Mecklenburgische Vaterlandskunde von W. Raabe, vorzugsweise die 3. und 4. Lieferung des 2. Bandes. Wismar und Ludwigslust 1860. — E. Boll, Geschichte Mecklenburgs mit besondrer Berücksichtigung der Culturgeschichte. 2 Thle. Neubrandenburg 1855 ff. — Der jährlich erscheinende Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinsche Staatskalender, desgleichen der Strelitzische. — F. C. Wex, Zur Geschichte der Schweriner Gelehrtenschulen. Schwerin 1853. — G. C. H. Raspe, Zur Geschichte der Güstrower Domschule. Güstrow 1853. — C. F. Crain, Die Reformation der christlichen Kirche in Wismar. Wismar 1841. — Derſ. Nachricht über die neue Einrichtung der großen Stadtschule. Das. 1850. — Fr. Brasch, Die Lehrverfassung der Bürgerschule zu Schwerin. Schwerin 1836. — Die allgemeine mecklenburgische Schulordnung von 1552 und die besonderen für Wismar von 1566 und Güstrow von 1572, abgedruckt in R. Vormbaum's

Evangelischen Schulordnungen, I, S. 68 ff., 547 und 576 ff. Außerdem die zahlreichen Programme der Anstalten selbst.

Meierotto, Johann Heinrich Ludwig, geboren zu Stargard in Pommern am 22. Aug. 1742, der Sohn eines wackeren Schulmanns, des Rectors der dortigen reformirten Schule, hatte seine letzte eigentliche Vorbildung für die Universität als Alumnus des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin erhalten und nachdem er nach beendigten Universitätsstudien einige Jahre dem praktischen Erzieherberufe in einer gebildeten Familie gewidmet hatte, trat er in der vollsten Blüte der Kraft, reich ausgestattet mit Geist und Gelehrsamkeit, die Brust erfüllt von der höchsten und edelsten Auffassung der Thätigkeit eines Lehrers und Erziehers, in dieselbe Anstalt als Professor ein, welcher er seine Vorbereitung für die Universität zu danken gehabt hatte. Hier nahm er bald in dem Conell der Professoren, welches nach der Verfassung des Gymnasiums einen wesentlichen Antheil an der Leitung des Ganzen hatte, eine bedeutende Stellung ein, bis er im Jahre 1775, obwohl der jüngste Professor, mit dem allgemeinsten Vertrauen von dem Schuldirectorium als Rector an die Spitze der Anstalt berufen wurde. Mit welcher Begeisterung er dieses Amt antrat, mit welchem Bewußtsein von der Schwere der Verantwortlichkeit, die er damit übernahm, mit welcher Bescheidenheit und Aufopferungslust er an seine Aufgabe gieng, davon legen die der tiefsten Brust entquollenen Worte ein unvergängliches Zeugnis ab, mit denen er die Einladungsschrift zu seiner öffentlichen Einführung als Rector schloß: Jamque vale otium, tuque otii alumna remissio animi: valete ingenii lusus, excursus, studia genio hactenus data! Tu vero almum Joachimicum! en accipe totum istud meum, quicquid est, intentionis et mentis, qua utinam quidem acrius, nobilius quid Tibi offerre possem! Eingetreten in das Amt, welches seine ganze Seele füllte, schritt er rastlos, wie es der damalige Zustand der Anstalt bedurfte, von Verbesserung zu Verbesserung. Die universellste Auffassung seines Berufes leitete aber sein ganzes Thun. Wir irren wohl nicht, wenn wir an dem Ganzen seines Wirkens die tiefen Spuren warzunehmen glauben, welche ein Herrscher wie Friedrich der Gr. seinem Zeitalter und vornehmlich allen denjenigen, welche unter ihm in seiner unmittelbarsten Nähe zu wirken berufen waren, nothwendig aufprägen mußte. Das hohe Beispiel rastloser Thätigkeit und Arbeitsliebe, welches von dem Thron herab gegeben wurde, die Forderung strengster Ordnung und Pünctlichkeit in Erfüllung jeglicher Pflicht, die vorwiegende Richtung auf das Gemeinnützige, die Zwecke der bürgerlichen und staatlichen Wohlfahrt Fördernde, die selbst in den wissenschaftlichen Bestrebungen sich nicht verleugnete, alle diese Züge finden sich in dem Leben und Wirken Meierottos. Unermüdlich und unerschrocken überwachte er alle Zweige seiner Anstalt. Nicht das Arbeiten, nicht das Ruhen seiner Zöglinge ließ er unbeachtet. Ihr Leben in der Schule, wie außer derselben, ihr Verhalten unter sich, wie zu ihren Lehrern und Erziehern, das Aeußere der Anstalt, wie die Regungen ihres innersten Lebens, alles umfaßte und durchdrang er mit seinem scharfen Blick, allem war seine Zeit, seine Einsicht, seine erfindungsreiche und ausdauernde Thatkraft gewidmet. Mit Wärme ergriff er die Anordnungen des großen Königs über die Verbesserung des Unterrichts. Naturrecht, Moralphilosophie, Metaphysik, Statistik, verschwanden als unfruchtbar von den Lehrplänen der Anstalt. Dagegen wurde der Rhetorik nach dem Willen des Königs, wie nach der individuellen Ueberzeugung Meierottos selbst ein weiterer Spielraum zugestanden: an die Stelle trockener Lehre trat anregende Uebung nach mustergültigen, in reicher Fülle mit Kennerschaft dargebotenen Beispielen. Die Alten wurden gelesen auf dem Fundamente gründlicher, grammatischer Belehrung, die gleichfalls nicht aus ertödtendem Regelwerk, sondern aus fruchtbaren Beispielen geschöpft ward. Die Historiker Tacitus, Livius, Sallustius wurden der Jugend zugänglich gemacht, nicht bloß um daran die Sprache kennen zu lernen, sondern um sie in den reichen Schatz ihrer reifen, geläuterten Lebensanschauungen einzuführen. Diese Umänderungen wurden von ihm mit solchem Eifer und Erfolg betrieben, daß der König

Verlangen empfand, den begeisterten Schulmann selbst persönlich kennen zu lernen und ihn einer längeren Unterredung würdigte, bei welcher er sich noch ernstlich vorbehielt auch einige Schüler des Joachimsthalschen Gymnasiums zu sich kommen zu lassen, um durch eigenes Examiniren sich zu überzeugen, mit welchem Erfolge seine Weisungen an ihnen vollzogen worden seien. Höhere Regentensorgen haben es jedoch dazu nicht kommen lassen. Der unermüdliche Rector gab ferner auch den ersten Anlaß zur öffentlichen Vertheilung von Prämien, zur Veranstaltung von Entlassungsprüfungen, gewährte den Zöglingen bei feierlichen Gelegenheiten, wie am Geburtstage des Königs, Festmahlzeiten, regelte die Lehrgelderkasse und bahnte die Errichtung der Lehrer-Wittwen- und Waisenkasse an, erwirkte unter der wohlwollenden Regierung Friedrich Wilhelms II. die Verbesserung der Gehalte sämmtlicher Lehrer und den Ankauf eines Spiel- und Turnplatzes für die Zöglinge. Seiner Wirksamkeit war es zu danken, daß sich dem Gymnasium ein reicher Segen wohlthätiger Schenkungen zuwandte. Die Schwester Friedrichs des Gr., Prinzessin Amalie, vermachte demselben ihre besonders durch classische Werke alter Musik werthvolle Bibliothek. Noch unter seinem Rectorat wurde das reiche Oelrichssche Vermächtnis für die Anstalt vorbereitet. Seine Thätigkeit beschränkte sich aber nicht bloß auf das, was er seiner Anstalt als Rector und Lehrer sein wollte, sondern auch als Gelehrter nahm er einen würdigen Platz in der Akademie der Wissenschaften ein und bewährte seine Meisterschaft auch auf anderen Gebieten, als auf dem des classischen Alterthums in einer Reihe von Abhandlungen. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten aus dem Bereiche der römischen Alterthumskunde erinnern wir hier an: Sitten und Lebensart der Römer in verschiedenen Zeiten der Republik, welche Schrift in 2. Auflage von seinem Collegen Philipp Buttmann herausgegeben worden ist; Ciceronis vita ex ipsius scriptis excerpta et ad Coss. seriem digesta; Schilderung der Erziehung und Unterweisung, welche M. Tull. Cicero seinem Sohne gegeben; de candore Livii; de testimoniorum Livii fide; de Livii arte narrandi et artificio historico; de praecipuis rerum Romanarum auctoribus et quidem de Sallustii moribus; de Plinii Epist. III, 5: nullum librum tam malum esse, ut non aliqua parte prodesset; de fontibus, quos Tacitus in tradendis rebus ante se gestis videatur secutus; de praecipuis rerum Romanorum auctoribus ac primum de Taciti moribus. Als Schriftsteller wirkte er selbst für einen Zweig menschlicher Thätigkeit, der den meisten Gelehrten wohl völlig fremd zu bleiben pflegt. Er schrieb ein Exempelbuch für Seefahrer und Strandbewohner und widmete es seinen Pommerschen Landsleuten am Strande der Ostsee, ein Buch, welches eingegeben und ganz durchzogen ist von dem kindlichsten Gottvertrauen. Das Interesse für diesen Stoff hieng bei ihm eng zusammen mit seiner Würdigung des Naturlebens überhaupt, von dessen Kenntnis auch seine Schüler nicht ausgeschlossen bleiben sollten. Er hatte zu diesem Zwecke unter seinen Zöglingen eine sogenannte gelehrte Gesellschaft gegründet, in welche nur die bewährtesten älteren Schüler aufgenommen werden durften, denen er im Gebäude der Anstalt ein eigenes Local, Refectorium genannt, zu ihren Zusammenkünften einrichten ließ. Hier wurden Aufsätze der besten Alumnen, öfters auch in Gegenwart des Rectors und der Lehrer vorgelesen und recensirt. Es reihte sich hieran eine Conversation, zuweilen in lateinischer Sprache. Zur Belebung dieser Gespräche dienten die besten neuern Schriften, ausgesuchte Journale, Kupferstiche, Münzen, Kunstsachen und namentlich auch Naturalien. Es befanden sich dort ein herbarium vivum, ein Skelett eines menschlichen Körpers, Sammlungen von Conchylien, Petrefacten und andern Mineralien. Bestimmte von Meierotto entworfene Gesetze regelten dieses ganze freiere wissenschaftliche Treiben. Am liebsten jedoch behandelte Meierotto in seinen literarischen Arbeiten, wie in seinen öffentlichen Reden in der Anstalt, Gegenstände aus dem eigentlichen pädagogischen Gebiete. So verfaßte er z. B. eine Anzahl Briefe „an die zur Universität abgehenden hoffnungsvollen Schüler des Joachimsthalschen Gymnasiums über die öffentliche Schulprüfung," Berlin 1785, worin er die Methode des Examinirens

und die Vorbereitung auf Examina mit sachkundiger Wärme bespricht. Einem Mann von solcher schaffenden Kraft fiel noch in den letzten Jahren seines thätigen Lebens eine Vermehrung seiner Berufsgeschäfte zu durch seine Berufung in das reformirte Kirchendirectorium und in das Oberschulcollegium der Monarchie, als dessen Mitglied er durch zwei organisatorische Reisen nach Preußen, Schlesien und Polen eine reiche Saat des Wirkens auch auf diesem weiteren Schauplatze verwaltender Thätigkeit ausgestreut hat. Die zweite dieser Reisen, auf denen er seine Kräfte nicht zu schonen verstand, legte den Grund zu der Krankheit, durch welche er in seinem 59sten Jahre, am 24. Sept. 1800, hinweggerafft wurde. (Vgl. Versuch einer Lebensbeschreibung J. H. L. Meierottos. Herausgegeben von F. L. Brunn, Prof. am Joachimsthalschen Gymnasium. Berlin 1802. Zum Andenken des Rectors und Professors J. H. L. Meierotto. Berlin 1801. Kurze Uebersicht des bisherigen Lehrplans im kön. Joachimsthalschen Gymnasium. Berlin 1802. Die beiden letzteren Schriften sind Programme des Joachimsthalschen Gymnasiums.*) F. G. Kießling.

Melanchthon, Philipp. In verschiedenen Artikeln dieser Encyklopädie, besonders über Gelehrtenschulwesen und Humanismus ist schon auf die hervorragende Bedeutung M.s in der Geschichte der Pädagogik hingewiesen worden. Im eigentlichsten Sinne des Wortes hat er ein Menschenalter hindurch im Mittelpunct aller wissenschaftlichen und pädagogischen Bestrebungen Deutschlands gestanden und den Ehrennamen des Praeceptor Germaniae mit einem Rechte, wie keiner vor und nach ihm, sich erworben. Bei dem bahnbrechenden, auf lange Zeiten hin bestimmenden Einfluß seiner Wirksamkeit wird es darum immer eine schwierige Aufgabe bleiben, auch wenn hier von seiner kirchlichen Thätigkeit ganz abgesehen wird, den Umfang und Inhalt seines Wirkens auf diesem Gebiet in irgend befriedigender Weise zu würdigen. Der Versuch dazu wird sich vielfach auf Andeutungen und Nachweise zu beschränken haben.

Die authentische, schwer zu erschöpfende Quelle haben wir in der durch Bretschneiders und seines Nachfolgers H. E. Bindseil aufopfernden Fleiß gesammelten Werken M.s, welche in dem Corpus Reformatorum von 1834 bis 1860 bei C. A. Schwetschke (Bruhn) in Halle und Braunschweig erschienen sind, und von denen der letzte, der XXVIII. Band, bei der Feier seines dreihundertjährigen Todestags, am 19. April 1860 ausgegeben worden ist. Eben dieser Anlaß hat eine bedeutende Anzahl von größeren und kleineren Gelegenheitsschriften, Reden, Monographien, populären Darstellungen

*) Für die Geschichte der lateinischen Methodologie ist M.s „lateinische Grammatik in Beispielen aus den classischen Schriftstellern" (1785) von Interesse, weshalb auch M. in Raumers Geschichte der Pädagogik im dritten Theil in dem Abschnitt: „Methoden des Lateinlernens" besprochen wird. Dieser Mann, von dem man sagte, was Friedrich der Große unter den Königen, sei er unter den Rectoren (Raumer S. 103), stellte eine Darstellung der lateinischen Grammatik mit unsäglicher Mühe aus lauter classischen Beispielen zusammen. Der erste Theil enthält auf 422 Seiten Beispiele zur Formenlehre und Syntax nach der gewöhnlichen Ordnung der Grammatik ohne ein erläuterndes Wort außer den lateinischen Ueberschriften der Seiten und Abschnitte, „eine Grammatik ohne Definitionen, ohne Axiome, Forderungen, Voraussetzungen, kurz ohne Regeln, eine Grammatik in Beispielen." Der zweite Theil enthält eine Anleitung zum Gebrauch des ersten Theils mit einer Einleitung (I—LXVII), welche viele treffliche, zum großen Theil auch jetzt noch beherzigenswerthe pädagogische Rathschläge enthält. Aber der richtige Grundsatz, daß der Unterricht sich an die Selbstthätigkeit des Schülers zu wenden habe, ist in dem Buche auf die Spitze getrieben und die natürliche Entwicklung des Knaben zu wenig beachtet; es ist unnatürlich, wenn man damit anfängt, den jungen Anfänger alles selbst abstrahiren zu lassen; dieser soll vielmehr zunächst das Dargebotene auffassen und seinem Gedächtnis einprägen; ist er einmal im Besitze einer hinreichenden Menge von Stoff, so regt sich von selbst oder von dem Lehrer geweckt, jedenfalls unter seiner Leitung, der Trieb zu vergleichen, Analogieschlüsse zu machen und so den Stoff zu ordnen, zu beherrschen und s. f. M.s Methode scheint auch in seiner eigenen Anstalt nicht lange in Uebung gewesen zu sein. — Vgl. auch Schmidt Gesch. der Pädagogik Bd. III, S. 680—686. D. Red.

ſeines Lebens und Abhandlungen in verſchiedenen Zeitſchriften hervorgerufen, welche alle zu ſammeln für den Einzelnen unmöglich iſt. Um ſo dankenswerther iſt es, daß der Wittenberger Verein für Heimatkunde des Kurkreiſes eine Sammlung ſämmtlicher Melanchthonſchriften mit gutem Erfolge verſucht und das Verzeichnis desſelben in ſeinem vierten und fünften Jahresbericht 1860 und 1861 veröffentlicht hat. Aus der überaus reichhaltigen Literatur heben wir von älteren Arbeiten die claſſiſche vita Mel. von Camerarius und die im Corp. Ref. X, 179 — 316 abgedruckten, von der Wittenberger Univerſität 1561 herausgegebenen auf das Leben und Streben M.s bezüglichen Schriften hervor, unter denen die beim Begräbnis ſelbſt von Vitus Oertel von Winsheim und die kurze Zeit darauf von Jakob Heerbrand in Tübingen gehaltene Gedächtnisrede beſondere Beachtung verdienen. Mit Uebergehung der in den Beiträgen zur Literatur beſonders des 16. Jahrhunderts (Nürnberg und Altorf 1784 u. ff.) niedergelegten überaus verdienſtlichen Forſchungen Strobels und anderer mehr theologiſchen Schriften nennen wir von den neueſten: Heppe, Ph. M. der Lehrer Deutſchlands (Marburg 1860). Schlottmann, de Ph. Melanchthone rei publicae literariae reformatore (Bonnae 1860). A. Planck, M. Praeceptor Germaniae (Nördlingen 1860) und Ph. M.s Schola privata von L. Koch (Gotha 1859). Unter den vorhandenen Biographien bietet die von C. Schmidt, Ph. M. Leben und ausgewählte Schriften (Elberfeld 1861) das Geſammtmaterial in der wünſchenswertheſten Vollſtändigkeit und hat die früher erſchienenen antiquirt. Von Programmabhandlungen beſchäftigen ſich beſonders mit M.s pädagogiſcher Thätigkeit die von Chr. Panſch in Eutin: M. als Schulmann (1860) und die Skizze des Unterzeichneten im Oſterprogramm des Ev. Gymn. in Glogau 1860. Unter den überaus zahlreichen Charakteriſtiken und Reden erwähnen wir vor allen den Aufſatz von A. Neander in Pipers evangeliſchem Jahrbuch 1851 und den Vortrag von K. J. Nitzſch über Ph. M. (Zwei Vorträge Berlin 1855); ſodann noch die Reden von R. Rothe (Heidelberg 1860), von Schmalz (Programm von Parchim 1861), von Keil (in der Ehrengedächtnisfeier des Todestages M. an der Univ. zu Erlangen 1860), von Guthe (Hannover 1860), von Eckſtein (Programm der lat. Schule in Halle 1860) u. a. m. Fortgeſetzte kritiſche Berichte über die Melanchthon-Literatur in Rudelbach und Guerikes Zeitſchrift für Luth. Theologie 1860 S. 520 ff., und Zimmermann, Theol. Literaturblatt. *)

Unſere Darſtellung wird, wenn ſie auch das Biographiſche im allgemeinen als bekannt vorausſetzen darf, doch nicht umhin können, auf den Bildungsgang, den M. genommen, näher einzugehen: er iſt ebenſo charakteriſtiſch für jene Zeiten, wie nothwendig zum Verſtändnis ſeines Wirkens.

M.s Vater, Georg Schwarzerd (nicht Schwarzert), war ein in weiten Kreiſen, ſelbſt vom Kaiſer Maximilian, geſchätzter Waffenſchmied und Rüſtmeiſter des Kurfürſten Philipp von der Pfalz, welcher ſelbſt ſeine Verheirathung mit Barbara, Tochter des angeſehenen Kaufmanns und Schultheißen Joh. Reuter in Bretten vermittelt hatte, und welchem zu Ehren der älteſte am 16. Februar 1497 geborene Sohn Philipp genannt wurde. Die alten Berichte bezeugen einſtimmig, daß er ein gottesfürchtiger Mann war, welcher „mit der Gabe eines ſolchen Kindes geſegnet wurde, deſſen hernach nicht ein Land, ſondern viele Länder, ja die ganze Chriſtenheit groß genoſſen hat und ohne Zweifel bis ans Ende der Welt genießen wird.“ Die häufigen Reiſen des Vaters in den Geſchäften ſeines Berufes nöthigten den Großvater, die Sorge für die Erziehung der Enkel auf ſich zu nehmen: wir hören, daß der junge Philipp ſehr früh die öffentliche Schule beſuchte, daß aber eine anſteckende Krankheit, welche auch den Lehrer ergriffen hatte, den Großvater 1504 veranlaßte, den ihm von Reuchlin empfohlenen

*) Vgl. auch die gründliche und allſeitige Darſtellung und Würdigung Melanchthons von Landerer in der Theol. Realencyklopädie. D. Red.

Joh. Unger aus Pforzheim als Lehrer in sein Haus zu nehmen, und daß unter seiner strengen Zucht der Knabe zu einem gründlichen Studium der lateinischen Grammatik angeleitet wurde. (C. R. XXV, 448; er starb als evangelischer Prediger in Pforzheim 1553.) An den Gedichten des Carmeliten Baptista von Mantua wurden die Regeln gelernt und sorgfältig eingeübt. Neben dem guten Gedächtnis trat sehr bald das Geschick des Knaben im Disputiren hervor, welches er zur Freude des Großvaters manchem fahrenden Schüler gegenüber bewährte. Eben so eifrig war Unger auf die sittliche Bildung seiner Zöglinge bedacht: „seid vorsichtig und gebt gern nach" — war ein oft von ihm gehörtes Wort; von früh an trat dasselbe in M. Selbstbeherrschung und Unterordnungsfähigkeit als ein Charakterzug hervor. Am 16. October 1507 starb der Großvater, elf Tage nachher der Vater, welcher seit mehreren Jahren, man sagte infolge eines Trunkes aus einem vergifteten Brunnen, gekränkelt hatte, noch 47 Jahre später dachte M. am Jahrestage des Todes der letzten Worte des Vaters, welcher die Kinder ermahnt hatte eins mit der Kirche zu bleiben und in den kommenden großen Veränderungen, die er ahnte, Gott zu fürchten (C. R. VIII, 367). Damals blühte in Pforzheim, der Heimat Reuchlins, die Schule unter Georg Simler von Wimpfen, einem Zöglinge Dringenbergs, welcher auch griechisch und hebräisch verstand und später Professor der Jurisprudenz in Tübingen war; neben ihm lehrte Joh. Hildebrand, ebenfalls ein tüchtiger Humanist. Mehrere ausgezeichnete Männer wie Simon Grynäus, der Baseler Philolog und Theolog, Berthold Haller, der Reformator Berns, u. a. haben hier ihre Jugendbildung empfangen. In diese Schule brachte man den jungen Philipp und zwar in das Haus der Schwester Reuchlins, Elisabet, die ihm, wie der Bericht der Wittenberger Universität sagt, in Freundschaft verwandt war. Sicher scheint es zu sein, daß sie seine Großmutter war, ungewiß, ob die Mutter seines Vaters oder seiner Mutter; das letztere behauptet Schmidt ohne Angabe der Auctoritat, das erstere erscheint nach der Angabe im C. R. X, 255, welche der väterlichen Großmutter M.s den Namen Elisabet beilegt, wahrscheinlicher. Hier wurde er auch dem großen Reuchlin persönlich bekannt, welcher bei seinen Besuchen in Pforzheim an dem geweckten und fleißigen Knaben seine Freude hatte. Immerhin bemerkenswerth bleiben jene kleinen Züge der Theilnahme, welche für das empfängliche Gemüth des Knaben sicherlich von der größten Bedeutung waren, wie daß der hochgefeierte Mann, um den Eifer des Schülers anzuerkennen und anzuspornen, ihm den Doctorhut gab, den er einst selbst in Italien erhalten hatte, daß er ihm zur Belohnung für gelungene lateinische Verse eine griechische Grammatik und sein Lexikon schenkte und daß der Knabe durch die von ihm veranstaltete Aufführung einer seiner Komödien ihn aufs höchste erfreute. Damals hat Reuchlin, der erste Lehrer des Griechischen in Deutschland, welcher durch seine Kenntnis der Sprache einst die Bewunderung gelehrter Griechen in Rom erregt hatte, auch den deutschen Namen des Knaben Schwarzerd in Melanchthon verwandelt, einen Namen, den dieser jedoch erst später in constanten Gebrauch nahm und seit dem Jahre 1531 stehend Melanthon schrieb (C. R. I, 131). Die vollere Schreibung ist freilich die gebräuchliche geblieben und hat ein gewißes geschichtliches Recht erlangt, obschon der Wille dessen, der den Namen geführt, hätte entscheidend sein sollen.

Auf Reuchlins und Simlers Rath bezog er 1509, obschon noch sehr jung, die Universität zu Heidelberg und ward am 13. October immatriculirt. In dem letzten Decennium des 15. Jahrhunderts hatte hier ein reges wissenschaftliches Leben geblüht; Dalbergs, des pfälzischen Kanzlers, Bemühungen hatten Männer wie Agricola, Wessel, Celler, Wimpheling, Reuchlin zu Lehrern gewonnen. Jetzt herrschte wieder das ganze Unwesen der alten scholastischen Zeit: nach M.s eigener Aussage (C. R. IV, 715) wurde nichts vorgetragen, als die alte geschwätzige Dialektik und ein wenig Physik. Doch fehlte es ihm auch nicht an Anregungen mancherlei Art. Schon daß er bei dem Theologen Pallas Spengel, dem Genossen jener Blütezeit, wohnte, welcher die neue Wissenschaft wenigstens zu würdigen wußte, war nicht ohne Bedeutung; ihm verdankte er

anregende Kunde von jenen Männern, namentlich von Agricola, wie er selbst bezeugt (C. R. III, 673). Mit Wimpheling, welcher 1510 in Heidelberg war, trat er in persönliche Berührung: ein kleines lateinisches Gedicht aus den Jahren 1510, das erste gedruckte Wort des jungen Gelehrten, der sich hier noch Pullisolus latinisirte (C. R. XX, 765), nahm derselbe in einer damals herausgegebenen Schrift auf. Ebenso berührten ihn die Predigten des geistvollen Geiler von Keisersberg, auf dessen am 10. März 1510 erfolgten Tode er ein Epicedium verfaßte (C. R. X, 469) und dessen körnige Sprüche er auch später gern noch anführte. Aber für die eigentlichen classischen Studien fehlte ihm Anweisung und Lehre; sich selbst überlassen studirte er ohne Wahl die alten und neuen Dichter und Historiker und bildete seinen Stil, was er später sehr beklagte, besonders nach Politian; auch die Mathematik und Astronomie blieb ihm nicht fremd. Seine Gelehrsamkeit machte unter den Studenten Aufsehen; der einst bei einer Disputation von einem Professor gesuchte Grieche war in ihm bald gefunden. Auch als Lehrer zweier junger Grafen von Liebenstein (oder Löwenstein) finden wir ihn in jener Zeit thätig; der erste Entwurf zur griechischen Grammatik ist aus diesem Unterricht hervorgegangen. Die Würde eines Baccalaureus erlangte er 1511; als er sich aber schon im folgenden Jahre, gewiß nicht ohne einige Selbstüberhebung, um die Magisterwürde bewarb, wies die Universität sein unzeitiges Begehren ab. Im Unmuth darüber und weil er viel vom Fieber litt, verließ er Heidelberg und begab sich nach Tübingen, wo er am 17. September 1512 immatriculirt wurde.

Auf dieser Universität hatte ein frischerer Geist sich zu regen begonnen. Heinrich Bebel hatte seit 1496 den classischen Studien trotz des Widerstrebens der Gegner Eingang verschafft; neben ihm lehrte Joh. Brassicanus. Außer diesen hörte er noch den Aristoteliker Franz Stadianus, seinen früheren Rector Simler, welcher neben der Jurisprudenz auch Dialektik vortrug, und den Mathematiker Joh. Stöffler, den Verfasser der lange Zeit vielverbreiteten astronomischen Ephemeriden oder Kalender, welcher seinen eigenen astrologischen Glauben dem Jüngling für sein ganzes Leben einprägte. Griechisch und Hebräisch mußte er aus Mangel an Lehrern privatim treiben; mit Joh. Oekolampadius las er den Hesiod; hier wird es auch gewesen sein, wo ihm derselbe Agricolas Dialektik schenkte, welche ihm über diese bisher verachtete Wissenschaft ein neues Licht gab und ihn zu einem gründlicheren Studium der Redner antrieb. So legte er hier den Grund zu jener mit Recht bewunderten Gelehrsamkeit, welcher keine Facultätswissenschaft, selbst die Medicin nicht, fremd blieb. Mit besonderem Eifer trieb er aber eine Zeitlang Theologie, so wenig er auch an den Spitzfindigkeiten und Abgeschmacktheiten der allein herrschenden Scholastik, mit der er sich nach seinem Wort sechs Jahre abgequält hat, Gefallen fand: noch in spätester Zeit wußte er manche lächerliche Einzelnheit zu erzählen. Die Schriften Gersons und Wessels wurden ihm indes schon hier bekannt, auch empfing er von Reuchlin eine Bibel, die er auf das eifrigste las; es scheint aber nicht, daß er schon jetzt zu einer tieferen und lebendigeren Erkenntnis der evangelischen Wahrheit gelangte. Aber er war Humanist mit ganzer Seele, und von diesem Standpunct aus konnten ihm die Gebrechen der Kirche und ihrer Wissenschaft nicht entgehen, so wenig er auch an eine Bekämpfung derselben denken mochte. Indes wurde er zeitig genug in den Streit hineingezogen.

Seitdem er am 25. Januar 1514, der erste unter elf Candidaten, Magister geworden war, trat er als Lehrer an der Universität auf. Er erklärte Virgil und Terenz, diesen mit besonderer Vorliebe, die er sein ganzes Leben hindurch bewahrte; er gab ihn auch metrisch abgetheilt zuerst heraus, im März 1516: eigenthümlich war ihm schon jetzt die sittliche Anwendung, welche er mit der sprachlichen Erklärung verband. Nach Bebels Tode erhielt er den Auftrag, Eloquenz und Geschichte zu lehren, d. h. Ciceros rhetorische Schriften und die ersten 6 Bücher des Livius zu erklären, und trat dies Amt mit der noch vorhandenen Rede de artibus liberalibus (C. R. XI, 5) an, welche in mehr als einer Beziehung merkwürdig ist. Mit großer Wärme werden die artes

liberales als die Saiten des von Hermes erfundenen Heptachords und im Verein mit der Geschichte und Poesie als die neun wahrhaftigen Musen gepriesen, es fehlt ihr aber an Einfachheit und Klarheit in der Ausführung. Ueberall macht sich das Streben geltend, Gelehrsamkeit zu zeigen und das Spiel, welches mit der Mythologie getrieben wird, ist fast ungenießbar: andererseits finden sich in ihr allerdings alle die Gedanken gleichsam reimartig, welche er später mit Meisterschaft auszusprechen und zu vertreten berufen war. In derselben Zeit beginnt auch seine eigentliche literarische Wirksamkeit: M. folgte dem Drange der damaligen Humanisten, die Resultate ihrer classischen Studien möglichst bald zu einem Gemeingut zu machen; man darf dieses dem Bedürfnis entgegenkommende Streben nicht vergessen, um die Beschaffenheit vieler Schriften jener Zeit recht zu würdigen.*) Damals entstanden aus Vorträgen, welche er in einem literarischen Vereine hielt, die ersten Grundzüge der Rhetorik und Dialektik, welche er später in Wittenberg herausgab. Aus seinem griechischen Unterricht wuchs die griechische Grammatik, die im Mai 1518 zuerst gedruckten institutiones linguae graecae, hervor. Als Corrector in der Officin des Thomas Anshelm, welcher seine Druckerei später nach Hagenau verlegte, arbeitete er die Chronik des Joh. Bergenhans von Wyl, der unter dem Namen Nauclerus als Rector und Kanzler in Tübingen gewirkt hatte (um 1516). Daneben ist er mit einer Uebersetzung des Aratus beschäftigt; ja, nachdem er von seiner Entdeckung über den wahren Inhalt der Analytica posteriora des Aristoteles seinen Lehrer Stadianus überzeugt hatte, gieng er mit dem Gedanken um, die sämmtlichen Werke des Aristoteles, „der dunkler als die sibyllinischen Orakel geworden war," neu herauszugeben und zu übersetzen (C. R. I, 26), ein Unternehmen, welches, wenn es hätte ausgeführt werden können, auf die Philosophie eine ähnliche Wirkung geübt haben müßte, als des Erasmus Ausgabe des N. T. auf die Theologie: aber diese Arbeit blieb liegen, es mochte zu sehr an allen Hülfsmitteln fehlen. Wir übergehen anderes, um noch zu erwähnen, daß er während der sechs Jahre seines Aufenthaltes in Tübingen im innigsten Verkehr mit Reuchlin stand, welcher damals in Stuttgart lebte, und daß er an seinem berühmten Streite mit den Cölner Dominicanern den lebendigsten Antheil nahm. Zu der von Anshelm veranstalteten Sammlung der Briefe illustrium virorum ad J. Reuchlinum (März 1514) schrieb er eine Vorrede, ja es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß er für das Gegenstück, die Briefe obscurorum virorum (1516) einen Beitrag geliefert: wenigstens ist die Vermuthung nicht ohne Schein, daß das (auch C. R. X, 472 mitgetheilte) carmen rithmicale M. Philippi Schlauraff von ihm herrührt, eine witzige Erzählung von den Wanderungen und Leiden eines Cölner Magisters, der sämmtliche Musensitze Deutschlands durchzieht und überall nur Hohn und Spott erntet. Wie dieser Streit die Geister mächtig erregte und den Gegensatz der Humanisten und Poeten zu dem mönchischen Geist der alten Scholastik in seiner ganzen Schärfe zeigte, so hat er sicherlich nicht wenig dazu beigetragen, zumal bei M.s naher Verbindung mit dem Angefeindeten, ihm die Kläglichkeit der Gegner zu enthüllen und seine eigene Stellung entschiedener zu machen. Er selbst war in weiteren Kreisen bekannt geworden und hatte die ehrende Anerkennung der hervorragendsten Gelehrten, besonders des Erasmus sich

*) Erasmus hatte ein klares Bewußtsein von der durch die Umstände gebotenen Flüchtigkeit vieler seiner Arbeiten und nannte sich wohl auch scherzend einen „Vielschreiber", der das Geschriebene nicht einmal mehr durchlese. Auch wenn er von M. einmal sagt: „Nullum hoc ingenio felicius, si totum vacasset Musis," „Extemporali dictioni natus videtur," und wenn Camerarius in der vita es ausspricht, daß M. den alten Attikern näher gekommen sein würde, wenn er nur die gehörige Muße für die Ausfeilung seiner Schriften gehabt hätte, so ist das sicher im allgemeinen richtig. Die ungeheure Arbeitslast, welche auf ihn drückte, ließ ihm wenig Zeit. Dennoch zeigen sie ein unverkennbares Talent, und von den öffentlichen Schriften bezeugt Cam. selbst, wie er gesehen cum in talibus operibus non modo sententiarum pondera examinantem, sed verba singula quasi aurificis statera perpendentem.

erworben. Aber auch die Vertreter des Alten hatten ſich zum Widerſtand geſchaart und die Unentſchiedeneren, welche dem neuen Geiſt nicht rückhaltlos zu folgen wagten, zum Schweigen genöthigt; für M. insbeſondere begann eine ſchwere Zeit, die ihm den Aufenthalt in Tübingen je länger je mehr verleidete. Nicht bloß der Argwohn, mit welchem man alle „Poeten“ anſah, ſondern auch der Neid der älteren Collegen auf die Gelehrſamkeit und den Ruhm des Jünglings verurſachte ihm manche Anfeindung; wir haben ein Spottepigramm auf ihn aus jener Zeit, welches ihn als allgemein ſchädlich darſtellt. Dazu kam noch das Drückende ſeiner Stellung als Leiter einer „Burs“, wo er unter Knaben ſelbſt wieder zum Knaben zu werden fürchtete, und die Sehnſucht nach einer umfaſſenderen Wirkſamkeit, die er in der Heimat gar nicht oder wenigſtens nur als Prieſter, was er nicht wollte, finden zu können ſchien. M. war zum Gehen bereit, er wollte ſich von Reuchlin ſenden laſſen. Das Haupt der deutſchen Humaniſten, welches ihm die Bahn ſeiner Studien vorgezeichnet hatte, ſollte ihm auch ſeine Lebensbahn zeigen, und ſein ehemaliger Rector Simler wagte bei ſeinem Abgang ihm das Zeugnis zu geben, daß alle Tübinger Gelehrten nicht gelehrt genug ſeien, um zu begreifen, wie groß die Gelehrſamkeit des von ihnen Abgerufenen ſei.

Am 24. Juli 1518 meldete Reuchlin ſeinem geſippten Freunde die durch ihn vermittelte Berufung als Lehrer der griechiſchen Sprache nach Wittenberg, das eigenhändig unterzeichnete Schreiben des Kurfürſten beilegend, mit den denkwürdigen Worten: „Jetzt will ich dich nicht poetiſch anreden, ſondern mit der wahrhaftigen Verheißung, welche Gott dem gläubigen Abraham gegeben hat: Gehe aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundſchaft in ein Land, das ich dir zeigen werde! (1 Moſ. 12, 1. 2.). So ahnt mein Geiſt, ſo hoffe ich von dir, mein Philippus, du mein Werk und mein Troſt! Komm alſo, frohen und heiteren Muthes. Sei unerſchrocken, kein Weib, ſondern ein Mann. Der Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande.“ Dem Kurfürſten ſchrieb er am folgenden Tage, M. werde nach Augsburg kommen und dort ihm aufwarten; der hohen Schule werde er zu Ehr, Lob und Nutzen dienen. „Daran ſollt Ihr keinen Zweifel haben. Denn ich weiß unter den Deutſchen keinen, der über ihm ſei, ausgenommen Herr Erasmus Roterodamus, der iſt ein Holländer; der übertrifft uns alle im Latein.“ M.s Sendung nach Wittenberg war eine ſeiner letzten Thaten geweſen; durch ſie allein hatte er ſich den Dank der Nachwelt verdient. Seine letzten Lebensjahre verfloſſen noch in großer Unruhe. Auch ihm ward es nicht gegeben, ſich in das Werk der Reformation, in deren Mittelpunct er ſeinen jungen Freund eintreten ſah, zu finden. Wir hören, daß er ſich 1520 Mühe gab, zwiſchen ihm und Dr. Eck zu vermitteln und ihn für Ingolſtadt zu gewinnen. M.s Ablehnung verſtimmte ihn, der Gang der Ereigniſſe erfüllte ihn mit Angſt, ſo daß er ihn bat, die Correſpondenz mit ihm abzubrechen und ſchließlich ſeine reiche Bibliothek nicht ihm, wie er verſprochen hatte, ſondern dem Pforzheimer Stift vermachte. Er ſtarb am 30. Juni 1522.

Melanchthon, welcher ſeinen Weg über Augsburg, wo er mit Spalatin Freundſchaft ſchloß, Nürnberg, wo er die perſönliche Bekanntſchaft Pirkheimers machte, und Leipzig genommen hatte, an dem letzten Ort beſonders ehrenvoll empfangen worden war und den wiederholten Verſuchen, ihn von Wittenberg abwendig zu machen, widerſtanden hatte, weil er durch göttliche Fügung gebunden ſei, kam am 25. Auguſt in W. an und ward am folgenden Tage als Lector der griechiſchen Sprache in die Matrikel eingetragen. Sein Aeußeres entſprach dem großen Rufe, der ihm vorangegangen war, wenig. Jung, unſcheinbar und ſchüchtern, von mittlerer Statur und zartem Körperbau, mit einigen auffallenden Gewohnheiten, wie daß er die eine Schulter etwas ſinken ließ, dazu mit ſtotternder Ausſprache, erſchien er ſehr unbedeutend, „als wäre er nur ein Knabe, nit über 18 Jahr alt, ſo er neben dem Martino gieng.“ Nur der ſchöne Kopf, die großen blauen Augen und die hohe Stirne ließen etwas von dem Geiſte ahnen, der in ihm wohnte. Und dieſer Geiſt offenbarte ſich in ſeiner ganzen Kraft ſofort in ſeiner Antrittsrede, welche er am 29. Auguſt „de corrigendis adolescentiae studiis“ hielt.

Diese Rede enthält gleichsam das Programm seiner Thätigkeit und läßt das Bewußtsein der ihm in dem großen Werke des 16. Jahrhunderts überwiesenen Aufgabe mit bedeutsamer Klarheit erkennen. Als Vertreter der classischen Studien und der wiederauflebenden Musen habe er sie, so begann er, gegen die Freunde der alten barbarischen Studien zu rechtfertigen, welche von der Beschäftigung mit den Sprachen bei ihrer Schwierigkeit nur geringe Frucht erwarteten und durch lügenhafte Reden die deutsche Jugend abzuhalten suchten, die ruhmwürdige Bahn der Wissenschaften zu betreten. In kurzen Zügen schildert er sodann den Zustand der Wissenschaften seit Karl dem Großen, die Bemühungen dieses Fürsten um ihre Neubelebung, den allmählichen Verfall des Studiums der griechischen und lateinischen Literatur, das Verkommen der Theologie und Philosophie und das unheilvolle Sinken der Kirche. Besonders weist er auf die Dialektik hin, welche von ihren eigentlichen Aufgaben keine löse und in ein leeres Gezänk um eitle Possen und Spitzfindigkeiten ausgeartet sei. Die Wiedergeburt der Wissenschaften könne nur durch das Zurückgehen auf die Quellen ermöglicht werden; aber man müße das Studium des Griechischen mit dem des Lateinischen verbinden. Grammatik, Rhetorik und Dialektik seien die προγυμνάσματα der Jugend, um sie denken und reden zu lehren, und zugleich das Lehrgeld auf dem Wege zur Philosophie d. h. der humanae literae, deren Studium unerläßlich sei, um in irgend einer Wissenschaft etwas tüchtiges zu leisten. Namentlich könne sich die Theologie nur auf der Grundlage der Sprachstudien erbauen, durch welche der Zugang zu ihren Quellen, der h. Schrift und den Vätern, erschlossen werde. Mit einer dringlichen Ermahnung zum eifrigen Betreiben der Studien schließt er die Rede: „Capessite sane studia; dimidium facti qui coepit habet. Sapere audete, veteres Latinos colite, Graecos amplexamini, sine quibus Latina tractari recte nequeunt. Ea pro omnium literarum usu ingenium alent mitius atque elegantius undequaque reddent.“ Und wie eine prophetische Ahnung von dem durch sie unserem Vaterlande beschiedenen Geistesfrühling klingen die Worte: „Videor enim videre mihi tacitus aliquot locis reflorescere Germaniam planeque moribus et communi hominum sensu mitescere et quasi cicurari, quae barbaris olim disciplinis effera nescio quid immane solita est spirare.“

Mit dieser Rede war auch sofort über M.s Stellung in Wittenberg entschieden. Alles war seiner Bewunderung voll; namentlich wußte Luther mit dem ihm eigenen Scharfblick die Bedeutung des jugendlichen Magisters zu würdigen. Seine in den nächsten Tagen geschriebenen Briefe an Spalatin sind voll der ungetheiltesten Anerkennung; „so lange er uns bleibt, verlange ich keinen andern griechischen Lehrer,“ sagte er, schon im December kann er dem Reuchlin melden, daß er mit ihm höchst vertraut lebe. Eben so ist auch Mel. bald voll von Verehrung für Luther; ein der gedruckten Antrittsrede beigefügtes Gedicht aus dem October drückt sie aus; er ist ihm ein Elias, ein Herakles voll heiligen Geistes. Schon den Zeitgenossen hat sich die providentielle Bedeutung dieser in jenen Tagen geborenen Freundschaft nicht entzogen; Winsheim sagt in der Leichenrede (C. R. X, 194): Coniunxit igitur deus haec duo organa sua atque hos duos viros tantos mirabili quodam temperamento: cum Lutherus Erasmo et aliis quibusdam medicis morborum ecclesiae immitior videretur, Philippus vero eundem cursum urgens nec ab eo deflectens lenior ac mitior haberetur, tali συγκράσει medicationis deo, sicut videtur, libuit uti in hac extrema ecclesiae senescentis aegritudine, quae iam neque morbos suos facile nec remedia ferre potest. Und in der That, in ihrer Verbindung vereinigte sich der Süden unseres Vaterlandes mit dem Norden, die Blüte des Humanismus mit der Kraft des christlichen Glaubens zur Wiedererneuerung der Kirche und Wissenschaft. Verschieden in ihrem Wesen und in ihrer gesammten Entwicklung mußten sie in ihren persönlichen Beziehungen, besonders nachdem M. zu größerer Selbständigkeit herangereift war, sich gegenseitig anziehen und abstoßen, „weil die Natur nicht einen Mann aus ihnen gemacht“: die Einheit aber in dem letzten und höchsten Ziele ihres Strebens hat sie

über gar manchen Anstoß, welchen die stürmende, unnachsichtige Heftigkeit des einen und die zurückhaltende, fast ängstliche Milde des andern darbot, oft hinweggeführt und den Bruch zwischen den Lebenden unmöglich gemacht, welcher zwischen den Nachfolgern zum großen Schaden der Kirche, nicht ohne beiderseitiges Verschulden, zu einer unausfüllbaren Kluft wurde. Melanchthon, dessen Jugend von so „außerordentlichem Bildungsglück" bestrahlt gewesen war, daß er mit staunenswerther Schnelligkeit alle wissenschaftlichen Elemente der Zeit in sich aufnahm, würde ohne die Verbindung mit Luther „ein zweiter Erasmus geworden oder geblieben sein, aber gemäßigter in Ironie und größer an Wirksamkeit durch mündlichen Unterricht"; durch seine Gemeinschaft mit Luther ist er der Mitbegründer der evangelischen Kirche geworden. Was er ihr aber als der Gehülfe des Reformators, als ihr erster und wirksamster Theolog, als der Urheber ihrer theologischen Wissenschaft geleistet hat, wenn er das edle Metall der Wahrheit, welches der Sohn des Bergmanns aus der Tiefe geholt, als ein rechter Sohn des kunstverständigen Waffenschmieds in schöne Formen gebracht und geistige Waffen daraus geschmiedet hat, wenn er als der Wortführer der Reformation ihre Sache namentlich unter den Gebildeten geführt und ihr die geistigen Leiter des Zeitalters gewonnen hat, welche Luthers urkräftige Sprache und Persönlichkeit eher abstieß, so daß die erbitterten Gegner dem glatten und gewandten Magister die angebliche Verführung der Nation weit mehr Schuld gaben: das hat er durch den Humanismus vermocht, der ihn zu diesem Werke innerlich gebildet und befähigt hatte. Andererseits ist es allein seine Stellung zur Reformation gewesen, welche ihn zu einem so umfangreichen Wirken theils durch die Fülle von Verbindungen, in die sie ihn brachte, theils durch die Erweiterung seines Blickes und die Vertiefung seiner Einsicht und den Reichthum an Erfahrungen, die sie ihm verschaffte (vgl. C. R. III, 22 ff.), in den Stand gesetzt hat; durch sie ist es ihm gelungen, den Humanismus zu einem Ferment der modernen Bildung zu machen und ihn namentlich der evangelischen Kirche als ein unveräußerliches Erbtheil zu hinterlassen. Hier ist nun diese Seite seines Wirkens zu verfolgen.

De corrigendis studiis hatte seine Antrittsrede gehandelt: Verbesserung der Studien blieb das Ziel seines Strebens, die Aufgabe seines Lebens. Damit ist aber ebenso der Umfang wie die Schranke seines Wirkens bezeichnet. Die Richtung, welche der Humanismus in Deutschland von Anfang an genommen hatte, ist von ihm vollendet worden.

Die Begeisterung der Italiener für die neuerweckten Schätze des Alterthums, welcher der Zusammensturz des byzantinischen Reiches neue, lebenskräftige Keime zuführte, beruhte vor allem „auf der stolzen Freude über ein nach langer Verdunkelung wieder gewonnenes Nationalgut," an welches die Erinnerung nie ganz erloschen war; sie schienen die natürlichen Erben des alten Roms und vor allen andern Nationen berechtigt, die Herrlichkeit des Alterthums neu zu erwecken. Und in der That, es erstand mit all seiner sinnlichen Schönheit und Eleganz der Form, in einer dichten Folge von Meisterwerken in Kunst und Wissenschaft, durch den mächtig erregten Nachahmungstrieb des künstlerisch hochbegabten Volkes; aber mit ihm erstand auch der heidnisch ungläubige Sinn, welcher in der humanistischen Bildung den Deckmantel für die dem Christenthum entfremdete Gesinnung suchte und an der Kirche den ihr zugeschriebenen Sturz des Alterthums rächen zu wollen schien, um schließlich in bodenlose Unsittlichkeit und in schwächliche Tändelei auszuarten. Obenein blieben es doch nur die höheren Schichten der Gesellschaft, welche lebendig erregt wurden; die Kreise der Bildung wurden nicht erheblich erweitert. Ganz anders in Deutschland. Hier war es die in Italien entzündete Begeisterung einzelner, welche den classischen Studien, der Verwilderung der Sitte und der mächtigen Barbarei der mönchischen Scholastik gegenüber, einen Boden erringen mußte; hier kam ihnen nicht eine Fülle kunstsinniger Fürsten und Großen fördernd entgegen und sie entbehrten des Glanzes, den Italien zu bieten wußte. Die deutschen Humanisten mußten daher von vorn herein in den Studien des Alterthums

das Mittel sehen, ihrem Volke die Gaben zuzuwenden, welche den Kindern des südlichen Himmels die Natur gegeben zu haben schien, und die unstete Wanderlust der ersten hat nicht wenig dazu beigetragen, an verschiedenen Orten Keime auszustreuen, welche zu ihrer Zeit fröhlich aufblühten. In dem deutschen Humanismus hat der deutsche Geist mit ruhiger Besonnenheit und frei von den Extravaganzen des Südens gearbeitet, sich die in den Schätzen des Alterthums enthaltenen Bildungselemente anzueignen. Natürlich lag einem solchen Streben ein wahrhaft historisches Verständnis des Alterthums noch völlig fern: so wenig man einen Unterschied der antiken und modernen Bildung ahnte, eben so wenig konnte damals eine Alterthumswissenschaft erstehen. Das war aber eine nothwendige Schranke der Zeit, die Melanchthon so wenig überschritten hat als ein anderer neben ihm. Classische Bildung und Wissenschaft deckt für jene Zeiten den Begriff der Bildung und Wissenschaft überhaupt; die classischen Studien haben noch durchaus wesentlich propädeutische Bedeutung. Diese aber vertritt Mel. nach allen Seiten als der einflußreichste Repräsentant des deutschen Humanismus; die Schule des evangelischen Deutschlands ist seine Schöpfung, besonders die auf der Grundlage der classischen Studien, als ihrem sichersten Fundament ruhende gelehrte Schule verdankt seinem Wirken ihren Bestand.

Die nähere Darlegung der Anschauung Mel.s, welche wir wenigstens in aller Kürze versuchen wollen, wird dadurch erschwert, daß eine Auswahl der bezüglichen Stellen aus seinen Schriften, namentlich den Briefen, Vorreden und akademischen Reden nicht leicht ist. Wir verweisen daher vorzugsweise auf folgende im XI. Band des C. R. abgedruckte Reden, in denen er sich am ausführlichsten ausgesprochen hat, encomium eloquentiae p. 50, de studiis adolescentum p. 181, de ordine discendi p. 209, de studio linguarum p. 231, de amore veritatis p. 266, de philosophia p. 278 und ähnliche p. 364, 487, 606, 811 und 855, und werden unserer Uebersicht zugleich das wesentlichste über seine wissenschaftlichen Leistungen anschließen.

Die Barbarei der früheren Zeiten ist durch das Aufgeben der sprachlichen Studien hereingebrochen; als die Quellen verschüttet waren, ist der Strom der Wissenschaft allmählich versiegt. Um eine neue Zeit heraufzuführen, gilt es den Zugang zu den Quellen zu eröffnen und die vergrabenen Weisheitsschätze des Alterthums wieder zu einem Gemeingut zu machen: die neue Entwicklung muß daher auf allen Puncten an dem geistigen Erwerbe der Alten wieder anknüpfen. Bonas literas nisi cognoris, ne dici quidem potest quam infeliciter reliquas tractaturus sis. Si perrexerit iuventus bonas literas contemnere, haud dubie futurum est, optimis neglectis, ut rursus sacrae bonaeque res omnes pessum eant. Das Alterthum ist ihm demgemäß ebenso eine Grundlage aller höheren Bildung, wie die Fundgrube alles Wissens und aller Wissenschaft; die classischen Studien, die bonae, elegantiores, politiores literae, die literatura elegantior darum das Hauptmittel für den Jugendunterricht: sie gewähren geistige Bildung und veredeln die Sitten. Das sapere ac fari als die durch sie zu erlangende Frucht hat er zuerst mit voller Klarheit und Bestimmtheit ausgesprochen und die Worte Homers, Odyss. XI, 367, welche er so wiedergiebt: „Mente vales: iuncta est facundis gratia dictis“ und so umschreibt: „Bene dicendi scientiam et animi iudicium natura cohaerere“ wiederholt zum Motto seiner Empfehlung gemacht. Ganz vortrefflich führt er aus, wie die Sprachstudien denken lehren, wie durch sie die geistige Kraft geübt und gestählt werde, wie die ernste und eindringliche Beschäftigung mit den Musterwerken der Alten, den Schriften der erfahrensten und weisesten Männer, zu einer verständigen Beobachtung anleite, das Urtheil schärfe und auf den Geist befruchtend und belebend wirke. Nicht minder aber lernt man durch sie sprechen und schreiben, d. h. seine Gedanken klar, deutlich und schön ausdrücken, eine nach allen Seiten hin folgenreiche Fertigkeit. Freilich konnte M. hierbei nur an den Gebrauch der lateinischen Sprache denken, welche zu seiner Zeit allein die der Gebildeten war. Es gehört das auch zu den Schranken seiner Zeit, für welche er nicht persönlich ver-

antwortlich gemacht werden kann, und mit Grund macht man darauf aufmerksam, daß bei ihm kein bewußter Gegensatz gegen das nationale Element, keine Verachtung und Aechtung der deutschen Sprache warnehmbar ist, wie bei seinen Nachfolgern; hat er doch auch mehrere Schriften in deutscher Sprache verfaßt (auch die Uebersetzung der beiden Bücher der Makkabäer ist von ihm) und in seinen Vorlesungen nicht selten der Deutlichkeit halber sich ihrer bedient. Mit gleichem Nachdruck hebt er den sittigenden Einfluß der classischen Studien hervor. „Quid in consilio fuisse censetis veteribus Latinis, cur dicendi artes humanitatem appellarint? Iudicabant illi harum disciplinarum studio non linguam tantum expoliri sed etiam feritatem barbariemque ingeniorum corrigi. Nam cultu perinde ac plerique silvestrem indolem exuunt, mansuescunt ingenia cicuranturque.“ „Bonorum scriptorum cognitione non os tantum et linguam sed pectus etiam formari.“ Es ist ein oft wiederkehrender Spruch: eruditio non solum acuit iudicium sed conducit etiam moribus, und auch nach der Seite gilt sein schönes Wort an den Camerarius: Puerilia scribo, sed quae ego magis pia duco quam omnes istorum Ψευδοθεολόγων disputationes. Ego mihi ita conscius sum non aliam ob causam τεθεολογηκέναι, nisi ut vitam emendarem (C. R. I, 722). Er ist davon überzeugt: Literarum inscitiam publica comitatur impietas. Vgl. C. R. IX, 605. Die sittliche Zucht, in welche die sprachlichen Studien den Willen nehmen, weiß er treffend zu bezeichnen: quae proprie et perspicue dicuntur, moderatissime dicuntur. Und so kennt und betont er auch das real Bildende in den Classikern für die lernende Jugend, wie das Anschauen und der Verkehr mit den plastischen Gestalten schöner Menschlichkeit und fester Männlichkeit den Sinn für das Große, Schöne und Edle wecken und so nothwendig zur Veredelung wirken müße.

Daher verlangt er zuerst und zunächst ein solides Studium der Grammatik und wird nicht müde, Schüler und Lehrer dazu zu ermuntern, illa maximarum rerum elementa tüchtig zu treiben. „Discite grammaticam pueri qui caetera vultis Discere; namque viam prima elementa dabunt“ (C. R. I, 822. 1111; II, 11. 665). Er empfiehlt ein sicheres und festes Memoriren der Regeln und strenges Gewöhnen des jugendlichen Geistes (C. R. II, 482; III, 531; V, 509), weiß aber auch, daß man hier weises Maß halten und sich auf das nothwendigste beschränken müße. Wenn er daher auch zugab, daß in seiner lateinischen Grammatik, von welcher noch die Rede sein wird, manches fehle, so warnte er doch bei der von Micyllus beabsichtigten Erweiterung: „modus adhibendus est in locupletandis praeceptis, ne deterreantur adolescentes prolixitate (C. R. III, 1119). Doch sollte man seiner Meinung nach bald zur Lectüre schreiten, weil durch Lesen und Hören die Regeln erst lebendig würden. Behufs schnellerer Aneignung des mündlichen Gebrauches der lat. Sprache empfahl er täglich 10 Verse aus dem Terenz zu lernen und nach Absolvirung desselben etwa die Aululuria des Plautus; unter den Schriftstellern empfahl er besonders die Reden und Briefe Ciceros, Livius, Virgil, Ovid und Quinctilian und von den Griechen Homer, Herodot, Demosthenes und Lucian (C. R. X, 99; II, 460 u. a. O.). Die Lectüre soll aber auch in das Verständnis des Alterthums einführen (XI, 369; XII, 25); sie soll nicht etwa darauf ausgehen, nur Einzelnheiten wie geistreiche Worte festzuhalten (C. R. II, 23), sondern den Bau und die Schönheit des Ganzen zu erfassen streben, die wie in einem Kunstwerk in der Harmonie der Theile, nicht in einem losgetrennten Stück enthalten ist (C. R. XI, 104. 114. 714). Recht beherzigenswerth auch jetzt noch ist seine Vorrede zu einer Ausgabe des Terenz von Camerarius „de legendis tragoediis et comoediis V, 567, die zum Homer IX, 397, wie sein Urtheil über Cicero XVI, 690; XXV, 670. Vorzugsweise soll aber die Lectüre den Stilübungen dienen, deren Nothwendigkeit er C. R. XI, 59 und 60 völlig erschöpfend begründet. Als Vorübungen empfahl er für das jüngere Alter die Anfertigung von Briefen und Versen und Uebersetzungen aus dem Griechischen (C. R. X, 100. 101; III, 112. u. a. O.), für Vorgerücktere Reden und Bearbeitungen geschichtlicher Themata. Einen besondern

Werth legte er auf die an der Universität seit 1525 monatlich gehaltenen Disputationen und Declamationen und ermahnt wiederholt die Studenten dringend zur Theilnahme (z. B. III, 189. 190) Band X. theilt 78 quaestiones academicae mit, welche, wenn sie auch für die Promotionen bestimmt waren, die Gebiete kennen lehren, aus denen er den Stoff nahm. „Materias adferimus utiles ad vitam in his nostris declamationibus," sagt er: neben theologischen Fragen finden sich solche wie: An iure Caesar sit interfectus? Utrum recte Naboth recusaverit vineam Regi vendere? An leges damnent praediationes astrologicas? An Achilles iure potuerit vocare populum in concionem? An sufficientes causae terrae motuum ostendi possint et an aliud significent praeter effectus physicos? Das einzige Mittel, zu einem klaren und schönen Stil zu gelangen, ist die imitatio guter Schriftsteller, unter denen ihm Cicero oben an steht, ohne daß er jedoch die ihm nahe stehenden Autoren ausschloß, wie er denn überhaupt von den Uebertreibungen der Ciceroniani sehr fern war (C. R. III, 539). Das Nähere legte er im 2. Buch seiner noch zu besprechenden Rhetorik dar, dessen vorletzter Abschnitt de imitatione handelt. Ueber seinen eigenen Stil urtheilte er sehr bescheiden (C. R. I, 680; V, 176); mochte ihn auch das Streben nach Deutlichkeit mitunter zur Weitschweifigkeit verführen und vermißt man zuweilen lebendige Frische, so verdient er doch das Lob der arguta et subtilis concinnitas, der anmuthigen Leichtigkeit und edlen Einfachheit, welches Camerarius ihm spendet. Stilus arguit mores, sagt er, und wenn er verlangt: Luceat in oratione tamquam in vultu ingenuitas dicentis; plerumque perspicuitas orationis est signum rectae et honestae voluntatis, so meinen wir, daß er dieser Forderung vollkommen entsprochen habe. Daß er auch die Versübungen für die Bildung des Stils sehr warm empfohlen hat, wurde schon bemerkt; er hat für ihre Nothwendigkeit alles beigebracht, was sich dafür sagen läßt (C. R. I, 573. 783; III, 759. 393; IX, 956) und seine Geltung auch jetzt noch nicht verloren hat, und selbst eine große Anzahl lateinischer Gedichte gemacht, von denen die meisten im 10. Bande des C. R. gesammelt sind. (Vgl. den Index XXVIII, 347 ff.). „Wie ein Rabe unter Schwänen" kam er sich darin den anderen Dichtern seiner Zeit gegenüber vor (C. R. I, 809; IX, 939; VII, 962), über deren Werth mit Unrecht so geringschätzig geurtheilt worden ist, Urtheile, welche Classen in seinem Leben Micylls so treffend zurückgewiesen hat. Doch finden sich darunter nicht wenige besonders artige Epigramme und Epitaphien, wenn auch den meisten nur das Lob großer Gewandtheit der Sprache und geschickter Nachahmung der alten Muster gebührt. Vgl. C. R. X, p. 462 ff.*)

Der höchste oder eigentlich praktische Zweck der classischen Studien ist so die Bildung der Sprache; es gilt das Lateinische, das allgemeine Verkehrsmittel der Zeit, von dem Wuste der scholastischen Barbarei zu befreien und auf seine ursprüngliche Reinheit zurückzuführen und nach diesem Zwecke wird auch der Inhalt und Umfang des Schulunterrichts bemessen. M. aber erkannte sehr wohl, daß für ein erfolgreiches Betreiben des Lateinischen ein wesentliches Erfordernis das des Griechischen sei. Die Förderung desselben ließ er sich daher, seiner ersten Berufung gemäß, besonders angelegen sein, so große Schwierigkeiten er auch zu überwinden fand. Es fehlte nicht bloß an griechischen Büchern und an einer Druckerei, so daß die Zuhörer sich den Text aus seinem oft einzigen Exemplare abschreiben mußten, wie Winsheim erzählt (C. R. X, 193) und M. selbst noch 1537 als höchst nützlich empfehlen muß (C. R. III, 378; V, 230), sondern auch der großartige, von Luther gerühmte Eifer der Studenten erkaltete bald; für seine Vorlesungen über Homer, Demosthenes und Sophokles fand er,

*) Durch Verdeutschungen waren bisher nur zwei dieser Gedichte in weiteren Kreisen bekannt, das von Job. Gigas übersetzte Gebet „Ich armer Mensch doch gar nichts bin" und das von Paul Eber übersetzte Engellied „Herr Gott, dich loben alle wir." Jetzt ist eine größere Zahl in meist vortrefflicher Uebertragung durch Chr. Overbey (M.s Gedichte ausgewählt und übersetzt. Halle 1862) zugänglich gemacht worden.

wie ſeine Klagen und Ermahnungen in den Anſchlägen aus den Jahren bis 1540 erkennen laſſen (C. R. II, 557. 629. 791. 650.; III, 570.; V, 274), ſehr geringe Theilnahme. Dazu mochte neben den mangelnden Vorkenntniſſen auch anfangs das verſteckte Widerſtreben mancher Collegen kommen (C. R. I, 575. 576). Seinem unermüdlichen Eifer iſt es vorzugsweiſe beizumeſſen, wenn in der Mitte des Jahrhunderts ein Umſchwung unverkennbar iſt. Und hierbei war es nicht allein die Rückſicht auf die Theologie, um deren willen er allerdings wie das Hebräiſche, deſſen ſprachlichen Werth er übrigens auch zu würdigen wußte (vgl. die Reden de studiis linguae hebraicae C. R. XI, 708 u. 868), ſo auch das Griechiſche empfahl: es ſtand ihm feſt, „sine Graecis Latina tractari recte nequeunt," und zum Erweiſe berief er ſich auf die Zeugniſſe der lateiniſchen Autoren, wie z. B. des Horaz, Ep. ad Pis. 323 und auf die Barbarei des Mittelalters, deren Urſache er weſentlich in der Vernachläßigung des Griechiſchen erkannte. Vor allen Dingen aber betont er, daß durch die Kenntnis dieſer Sprache allein der Zugang zu den wahren Quellen aller Wiſſenſchaft eröffnet werde: „ex qua alia lingua tu mihi petes omnes paene partes philosophiae?" (C. R. XI, 862). Und eben dieſe Zurückführung der Wiſſenſchaften auf ihre griechiſchen Quellen gehört zu ſeinen hauptſächlichſten Beſtrebungen und Verdienſten.

Was nun zuvörderſt die Philoſophie anlangt, ſo war es das Studium des Ariſtoteles, auf welches er das größte Gewicht legte, nachdem er eine zeitlang unter Luthers Einfluß von ſeiner früheren Bewunderung für ihn zurückgekommen war und in ihm die Quelle der verdorbenen Scholaſtik, in ſeiner Philoſophie „nil nisi quaedam libido rixandi" erkannt zu haben glaubte,*) aber ſich bald von ſeinem Irrthum überzeugt hatte. „Profecto sine hoc auctore non solum non retineri pura philosophia sed ne iusta quidem docendi aut discendi ulla ratio poterit (C. R. II, 956), ſagt er, und ſeine Beſorgnis, magnam doctrinarum confusionem secuturam esse, si Aristoteles negleotus fuerit, qui unus ac solus est methodi artifex (C. R. XI, 349), hat die Folgezeit zur Genüge beſtätigt. Die Zweckmäßigkeit ſeiner Methode und die Beſtimmtheit ſeines Ausdrucks ließ ihn denſelben allen andern Philoſophen des Alterthums vorziehen, namentlich auch dem Plato, bei dem er die zuſammenhängende Darſtellung der Wiſſenſchaft vermißte und von deſſen verwirrendem Einfluß auf die Meinungen mancher Kirchenväter er wußte, wenn er auch ſeine Beredtſamkeit und ſelbſt ſeine Bedeutung für das Verſtändnis des Ariſtoteles nicht verkannte (C. R. II, 957). Er erklärte demgemäß mehrere Ariſtot. Schriften in ſeinen Vorleſungen, das Organon, die Ethik, einzelne Abſchnitte aus den Problemen, die Schrift de mundo (C. R. X, 83), gab von der Ethik das 1. und 2. Buch mit Scholien 1529 heraus, 1532 unter Hinzufügung des 3. und 4., einer ausführlichen Erläuterung und vollſtändigen Ueberſetzung des 5. (C. R. XVI, 277—417; II, 586) und ſuchte auch ſonſt durch empfehlende Reden (C. R. XI, 342. 647) die Studenten für den Stagiriten zu gewinnen. Die reifſte Frucht ſeiner Ariſtoteliſchen Studien dürfte aber ſeine noch unten zu beſprechende Dialektik ſein, in welcher er im Anſchluß an Agricola dieſe „Kunſt der Künſte" auf ihre von Ariſtoteles gegebene Grundlage zurückführte, wie denn auch der Einfluß dieſes Buches als ein bahnbrechender zu bezeichnen iſt. Aber ſchon hier tritt es zu Tage, daß er nicht ein ſklaviſcher Anhänger des Ariſtoteles war, ſondern „eine Art Eklekticismus zu bilden verſuchte," er fand in ihm, wie er geradezu ausſprach (XII, 691), nur die weiter auszubildenden Elemente. Beſonders erkennbar iſt das in ſeinen nicht verächtlichen Leiſtungen für die Phyſik, Ethik und Politik, für die Phyſik vorzugsweiſe, welche als Kunde der geſammten Natur für ihn eben ſo die weſentlichſten Fragen der Metaphyſik wie der Aſtronomie, Anthropologie und Pſychologie umfaßte. Von der Nothwendig-

*) Von dieſem Standpunct aus hatte er die Wolken des Ariſtophanes Ende 1520 herausgegeben, damit man erfahre, wie ſchon das Alterthum von den Philoſophen gedacht hätte. Die Vorrede an Amsdorf ſteht C. R. I, 273 ff.

keit der „Naturſtudien“ war er lebendig erfüllt, und wie er ſelbſt ſie mit Eifer trieb, ſo hat er für ihre Verbreitung durch Wort und That gewirkt und nicht wenig zu ihrer für die damaligen Zeiten ſeltenen Blüte in Wittenberg beigetragen. Längſt fand er, daß illa Aristotelica, quae vulgo in scholis traduntur, nimis exilia et ieiuna esse. Si quid extaret uberius, prodesset et ad accendenda studia philosophiae et ad erudiendam iuventutem et illis ipsis Aristotelicis disputationibus lumen adderet“ (C. R. IV, 1021). Die Reſultate ſeiner Forſchungen ſind in den beiden wichtigen Werken, in dem zuerſt 1540 und in verbeſſerter Geſtalt 1553 herausgegebenen Liber de anima und in den im Verein mit P. Eber bearbeiteten, 1549 zuerſt erſchienenen Initia doctrinae physicae niedergelegt (C. R. XIII, 1—412), Schriften, welche bis auf die Zeiten von Wolf und Kant von dem größten Einfluß geweſen ſind. Die Vorrede zu den letzteren redet eindringlich von dem Nutzen dieſer Wiſſenſchaft in der beherzigenswertheſten Weiſe (C. R. VII, 472); mit der Lehre von der erſten Urſache, von Gott und ſeinem Daſein, für welches neun Gründe aufgeführt werden, wird begonnen, und nach der Erörterung über die behauptete Ewigkeit der Welt, über die Nothwendigkeit und den Zufall die Aſtronomie abgehandelt. Der zweite Theil entwickelt die Begriffe Materie und Form, Urſache und Bewegung, Raum und Zeit, der dritte die Lehre von den Elementen, ihren Eigenſchaften, Miſchungen und Veränderungen. Die nach ſeiner Auffaſſung zur Phyſik gehörige Lehre vom Menſchen iſt in dem Buche de anima ausführlich behandelt; es iſt dies der erſte Verſuch einer vollſtändigen Anthropologie, als deren Schöpfer man Mel. bezeichnen darf. Die Kenntnis des Menſchen nach Seele und Leib erſchien ihm für jeden Gebildeten und für den Theologen insbeſondere unentbehrlich, ſo wenig er ſich auch die Schwierigkeit der Forſchung und die Dunkelheit der Probleme verbarg: tamen inchoanda est haec doctrina, et inchoatio ad intelligendam ecclesiae doctrinam et ad vitae gubernationem necessaria est (C. R. IV, 1125). Den Ausgangspunct nahm er auch hier von Ariſtoteles, erweiterte aber und berichtigte ſeine Sätze durch platoniſche und chriſtliche Anſchauungen. Seine Beſchreibung des menſchlichen Körpers, bei welcher er ſich der Beihülfe mehrerer Freunde — er nennt die Aerzte Leonhard Fuchs in Tübingen, Jacob Milich in Wittenberg und ſeinen Schwiegerſohn Peucer — bediente, iſt ein intereſſantes Denkmal ſeiner umfaſſenden anatomiſchen Kenntniſſe und ließ wenig zu wünſchen; ſie ruhte auf eingehenden Studien Galens, den er als die eigentliche Quelle der Medicin, aus welcher die arabiſchen Schriften alle entſprungen, durch eine 1538 in Baſel gedruckte Ausgabe (C. R. III, 490) allgemeiner zugänglich gemacht hatte. Ihr geht eine Erörterung über das Weſen der Seele voraus, in welcher er mit Cicero das Wort ἐντελέχεια als ariſtoteliſch feſthält und durch agitatio, qua acquiritur forma erklärt, zugleich aber auch ſie mehr bibliſch als intelligenten, vom Körper verſchiedenen unſterblichen Geiſt definirt. Es folgt ihr die Darſtellung der „Seelenkräfte“, der vegetativa, sentiens, appetitiva, motiva secundum locum, intellectiva und nacheinander wird von der Ernährung, dem Wachsthum und der Erzeugung, von den fünf Sinnen, als den äußeren gegenüber den „inneren Sinnen“ (nach Galen), dem Vermögen der Warnehmung und der Combination und dem Gedächtnis, dann von dem Begehrungsvermögen und den Affecten, von der Erkenntnisthätigkeit, von ihren Objecten und ihren Mitteln, zur Gewißheit zu gelangen, gehandelt. Erörterungen über den Willen, die Freiheit, das Ebenbild Gottes und die Unſterblichkeit machen den Schluß. Bemerkenswerth iſt, daß er ſich in Betreff der angeborenen Ideen, der urſprünglichen Poſtulate der Vernunft, gegen Ariſtoteles für Plato entſchied und darum den Satz nihil est in intellectu, quin prius fuerit in sensibus auf die Anregung der Gedanken durch die Warnehmungen der Sinne reſtringirte. — Kein Theil der Naturkunde ſprach ihn jedoch perſönlich mehr an, als die Aſtronomie; mochte das immerhin mit ſeiner ſchon berührten, übrigens genügend bekannten und erklärlichen Befangenheit in aſtrologiſchen Träumereien (man findet C. R. II, 817; III, 105. 118; V, 817; VIII, 61. 337; XI, 261 ſeine An-

ſichten darüber ausgeſprochen) zuſammenhängen, ſo ruhte ſeine Liebe doch auch auf ſoliderem Grunde, wie er ſehr ſchön in der Vorrede zu den aſtronomiſchen Grundzügen des Joh. de Sacro Busto „de sphaera“ (1531 von ihm edirt) darlegte: er hielt mit Plato dafür, astronomiae causa hominibus oculos datos esse (C. R. II, 531. Vgl. auch XI, 292 ff.; XII, 46 ff.). Uebrigens blieb er dem Syſtem des Ptolemäus getreu, deſſen Quadripartitum er wegen ſeines aſtrologiſchen Inhaltes häufig in Vorleſungen erklärte und mit lat. Ueberſetzung 1553 herausgab (im folgenden Jahre ließ er auch die Paraphraſe des Proclus zuerſt drucken); auch über den Almageſt hat er Vorleſungen gehalten und das erſte Buch 1549 griechiſch und lateiniſch, ut enarrari in schola possit, herausgegeben (VII, 353). Außer in den Grundzügen der Phyſik hat er dieſe Wiſſenſchaft ſelbſt nicht bearbeitet, und nur noch mehrere Vorreden zu den Werken anderer geſchrieben (II, 530. 814; III, 115. 400; VII, 405. 950; VIII, 61); nicht unerwähnt mag auch ſein, daß er mit ſeinem Freunde Caspar Cruciger, welcher obſchon Theologe die Aſtronomie ſehr eifrig betrieb, vielfache Beobachtungen gemacht und mit ihm z. B. zuerſt die Breite Wittenbergs auf 51° 54′ beſtimmt hat (C. R. XI, 839). — In gleicher Weiſe war er für die Verbreitung der mathematiſchen Studien thätig, welche er nicht bloß als geiſtſchärfende Disciplinen, ſondern auch wegen ihres vielfältigen Nutzens, beſonders für die Chronologie und Aſtronomie dringend empfahl. Arithmetik und Geometrie nennt er die Flügel des menſchlichen Geiſtes; dringend wünſchte er ihre Aufnahme in den Jugendunterricht, da ſie in ſpäteren Jahren ſchwerer erlernt würden. Aus der Rede, welche er für einen Docenten der Mathematik 1536 ſchrieb, iſt ja bekannt genug, wie er den Wahn der Studenten, als ſei die Multiplication und Diviſion zu ſchwierig, bekämpfen mußte (XI, 290); die Vorleſungen eines andern empfahl er dringend unter der beſondern Hervorhebung, daß er in der Diviſion einen kürzeren und leichteren Weg als gewöhnlich zeige (VIII, 79; V., 487. 844). Man erkennt daraus zur Genüge, wie tief die Mathematik in der Werthſchätzung der Zeitgenoſſen ſtand, und wie nothwendig die empfehlenden Vorreden eines Mannes wie Mel., mit denen er mehrere Lehrbücher einführte (III, 93. 107; V, 6), ſo wie ſeine eindringlichen Ermahnungen an die Studenten waren.

Die alſo auf dem Grunde der Alten neu erbaute Phyſik erklärte Mel. zunächſt für die unentbehrliche Vorſchule für die Medicin (XIII, 197), da dieſe die verſchiedenen Seiten ihres Inhalts nur weiter zu verfolgen und tiefer zu erforſchen habe. „Iatricae manus admovere nisi physicen didiceris est sine pennis volare,“ ſagt er; denn ſie verlangt Wiſſenſchaft und Erfahrung in der innigſten Verbindung. Daher wünſchte er auch geſetzliche Beſtimmungen, „ne quis exerceat medicinam sine auctoritate collegii doctorum medicinae. In mehreren Reden (C. R. XI, 191. 197. 202. 495. 503. 806. 939; XII, 27. 113. 221), deren große Anzahl das eigene Intereſſe an dieſer Wiſſenſchaft darlegt, finden ſich die anregendſten Gedanken ausgeſprochen. — Die Phyſik zumal in ihrem pſychologiſchen Theil iſt aber auch die Vorſchule der Ethik, quae hinc doctrinam exstruit de fine hominis, de legibus naturae, quae regunt omnes actiones (XIII, 197). Sie behandelte Mel. lange Zeit in engem Anſchluß an die ethiſchen Schriften des Ariſtoteles, über welche er Vorleſungen hielt und Erklärungen veröffentlichte; daraus erwuchs die Epitome philosophiae moralis in zwei Büchern, und ſpäter 1550 „Ethicae doctrinae elementorum libri duo“ (C. R. XVI, 21—276). Die letztere Schrift iſt weit bedeutender als die erſte; es iſt der erſte „Verſuch einer theologiſchen Moral, welcher die fruchtbarſten Keime weiterer Entwicklung in ſich ſchloß:“ M. ſuchte ihr abweichend von Ariſtoteles eine neue Begründung zu geben und folgte auch in der Eintheilung der Tugenden dem Plato. In der Folgezeit iſt man in der Ethik einfach zu Ariſtoteles zurückgekehrt und M.s Arbeit hat erſt in weit ſpäteren Zeiten Früchte getragen. Ebenſo befolgte er in der Politik nicht ſchlechthin das ariſtoteliſche Syſtem; in dem Commentare in aliquot politicos libros Arist. (1530. C. R. XVI, 477) handelte er von dem Recht der Obrigkeit, den Pflichten der

Unterthanen, den Geſetzen und ihren Quellen; man weiß, daß das in jenen Jahren brennende Fragen für die „Proteſtanten“ waren. Ein näheres Eingehen liegt unſerem Zwecke fern; aus dem Geſagten ergiebt ſich auch von ſelbſt, wie ihm ebenfalls für die Jurisprudenz die durch die claſſiſchen Studien neu geborne Wiſſenſchaft als die unentbehrliche Grundlage erſcheinen mußte. Vgl. die Reden de dignitate studii iuris XII, 152; do legibus XI, 908—923 und Schlottmann a. a. O. S. 55—62. In höherem Maße intereſſiren uns ſeine Arbeiten auf dem Gebiete der Geſchichte. (Vgl. den ſchönen Aufſatz von G. Stier über M.s Stellung zur vaterländiſchen Geſchichtsſchreibung im Correſpondenzblatt des Geſammtvereins der deutſchen Geſchichts- und Alterthumsvereine (Stuttgart 1861. Nro. 6 S. 58—62). Geſchichtlichen Sinn hatte er aus dem Studium der Alten gewonnen; die reichen Erfahrungen ſeines Lebens, ſeine perſönliche Betheiligung bei den wichtigſten Ereigniſſen der Zeit, ſeine Beziehungen zu den hervorragendſten Zeitgenoſſen hatten ihn geübt und geſchärft (C. R. III, 22); an den Muſtern der alten Hiſtoriographie hatte er erkannt, daß ihre Aufgabe eine höhere ſei als Chroniken zu ſammeln wie die des Mittelalters. Eligere ea, quae plurimum habent ponderis, intelligere consilia atque occasiones negotiorum hominis est non solum non hebetis sed etiam usu periti et versati in re publica, et haec apte distribuere et diluoide recitare nemo nisi liberali doctrina excultus potest (III, 217); der zu erſtrebende Pragmatismus in der Geſchichtſchreibung war, wie man ſieht, ihm nicht fremd, wie er denn auch in den beiden Vorreden zu der lateiniſchen und deutſchen Ausgabe des Chronicon Abbatis Urspergensis beherzigenswerthe Winke über den Werth der geſchichtlichen Studien giebt (III, 216. 877. Vgl. auch die Vorrede zur Ausgabe des Xenophon III, 1113). Dennoch iſt er in ſeiner größeren Darſtellung der Weltgeſchichte über die chronikartige Zuſammenſtellung eines allerdings ſehr reichhaltigen, höchſt ſorgſam geſammelten Materials nicht viel hinausgekommen. Es iſt dies das Chronicon Carionis (XII, 712—1094). Joh. Carion nämlich, ſein Schüler aus der erſten Wittenberger Zeit, Hofaſtrolog des Kurfürſten Joachim von Brandenburg, hatte ihm eine nach den Monarchien Daniels geordnete Chronik zur Durchſicht und Herausgabe überſendet; nach ſorgfältiger Ueberarbeitung (C. R. II, 505) war dieſe „Chronika“ 1532 in deutſcher Sprache erſchienen und hatte (auch in lat. Ueberſetzung durch Herm. Bonnus in Lübeck) eine überaus große Verbreitung gefunden. Mel., der ſich derſelben bei ſeinen Vorleſungen bedient hatte, entſchloß ſich nach dem Tode des Verfaſſers zu einer völligen Neugeſtaltung des Werks; der erſte Theil erſchien 1558 (IX, 531), der zweite 1560 (IX, 1073) kurz vor ſeinem Tode und reichte bis auf Karl den Großen; zu Ende wurde das Ganze durch C. Peucer nach den Andeutungen M.s geführt und iſt lange das verbreitetſte Geſchichtswerk geweſen, welches zur Erweiterung der geſchichtlichen Kenntniſſe ſehr viel beigetragen hat. — Außerdem beſitzen wir von M. eine große Anzahl von Biographien in ſeinen akademiſchen Reden, werthvolle Darſtellungen des Lebens und Wirkens theils von Zeitgenoſſen, wie des Kaiſers Maximilian, der Kurfürſten Friedrich und Johann, ſeiner Collegen Cruciger, Schurff, Bugenhagen u. a., theils von alten Philoſophen, Kirchenlehrern und den großen Humaniſten, wie Agricola, Reuchlin und Erasmus, theils von deutſchen Kaiſern, wie Otto I., Heinrich IV., Friedrich I. und Siegismund. Mit Recht hat man darauf aufmerkſam gemacht, wie er die Eigenthümlichkeiten und Aufgaben der verſchiedenen Völker und Stämme mit großer Feinheit zu finden und zu ſchildern weiß, und wie er vorzugsweiſe einen echt deutſchen Sinn in der Auffaſſung und Beurtheilung der Geſchichte unſers Volkes bewährt. Deshalb iſt ihm Tacitus Germania beſonders beachtenswerth; in der Vorrede zu ihrer Ausgabe erwartet er von der Lectüre einen Sporn zur Vaterlandsliebe (III, 565); weil er ſieht, daß unſere Helden den geprieſenſten der Alten gleichkommen, wünſcht er, daß man ſich mehr mit der Bearbeitung der deutſchen Geſchichte beſchäftige (XI, 306) und beklagt es, daß der Plan des Kaiſers Maximilian, die deutſchen Chroniken alle ſammeln und dadurch eine möglichſt voll-

ſtändige deutſche Geſchichte zuſammenſtellen zu laſſen, nicht zur Ausführung gekommen (III, 218). In der Monographie über die Wahl und Krönung Karls V. (XX, 475 bis 514) hat er eine wahrhaft claſſiſche Darſtellung des Hergangs gegeben; auch den letzten Reichstag Maximilians und ſeine exhortatio ad bellum Turcis inferendum (ib. 453) mit großer Lebendigkeit geſchildert. Dieſer Krieg als eine Nationalſache beſchäftigte ihn überhaupt ſehr, wie man aus ſeiner Vorrede zu einer türkiſchen Geſchichte erkennen kann (III, 440); zur Abwehr dieſer Barbaren erſehnt er die Wiederkehr eines Barbaroſſa und Armin (C. R. XI, 377; XVII, 637). Mag Mel. immerhin, wie man bemerkt hat, jenes tieferen politiſchen Blickes, der in Luther unverkennbar iſt, entbehrt haben, ſo war er doch von aufrichtiger, warmer Vaterlandsliebe durchdrungen, von der auch die von ihm ſeit 1552 aufgezeichneten deutſchen Annalen Zeugnis geben. Den deutſchen Patriotismus der Reformatoren näher zu beleuchten wäre noch eine dankenswerthe Arbeit.

Die bisherige Darſtellung erweist zur Genüge, wie Mel. ein klares Bild von den Wiſſenſchaften als einem zuſammenhängenden Ganzen, in welchem jede einzelne ſo nothwendig für das Gedeihen aller iſt wie das Zuſammenſtimmen von Conſonanten und Vocalen zum Wort, in ſeiner Seele hatte, und wie er darum auf ein geordnetes Studium, auf ein ſachgemäßes Aufſteigen von den ſprachlichen und philoſophiſchen zu den eigentlichen Fachſtudien und demgemäß auf möglichſt univerſale Bildung den größten Nachdruck legen mußte. In den alten akademiſchen Graden fand er die weiſe Beſtimmung dieſer nützlichen und nothwendigen Stufenfolge „per quos ordine ab inferioribus artibus traduceretur ad superiores.“ Wenn er aber mit der Klage fortfährt: „Nunc quasi perfractis illis repagulis nullo ordine res geritur, subito sicut fungi nascuntur nobis theologi, iurisconsulti, medici sine grammatica, sine dialectica, sine ratione dicendi, sino incunabulis philosophiae naturalis et moralis,“ ſo fand er einen Troſt in der freilich erſt nach ſeiner Zeit, aber reichlich erfüllten Hoffnung, daß nach Beſeitigung der Wirren der Gegenwart „magistratus olim de his rebus novas leges condituri sint“ (XI, 212. 213). Daß die Medicin und Jurisprudenz der Grundlage der allgemeinen claſſiſchen Bildung nicht entbehren könne, wurde ſchon bemerkt; es liegt in der Natur der Sache, daß M. für die Theologie, die höchſte Wiſſenſchaft, ſie mit noch weit größerem Nachdruck fordern mußte. Eine Ilias malorum iſt ihm eine ungelehrte Theologie; ein größeres Verbrechen als Kirchenraub iſt es ihm, wenn man die Kirchen der Kenntnis der Sprachen beraubt: denn dieſe himmliſchen Gaben verbreiten über das Evangelium Licht und ſind wahrhaftiger das Hauptgeräth der Kirche als irgend welcher Schmuck von Gold (XI, 238). Es mag genügen, auf einige ähnliche, oft noch ſtärkere Ausſprüche zu verweiſen C. R. I, 573. 594. 613; II, 576 u. ſ. w., in den oben angeführten Reden kommt er wiederholt darauf zurück. (Vgl. Schmidt a. a. O. S. 696—709). Welches Beiſpiel er ſelbſt durch ſeine auf claſſiſcher Bildung ruhenden Leiſtungen in der Theologie gegeben hat, iſt hier nicht zu verfolgen.

Wir haben bisher Mel.s wiſſenſchaftliche Anſchauungen und die dadurch beſtimmten Leiſtungen zur Verbeſſerung der Studien ins Auge gefaßt; wir wenden uns nunmehr ſeiner den gleichen Zweck verfolgenden praktiſchen Thätigkeit zu und betrachten ihn zunächſt als akademiſchen Lehrer. Als Profeſſor der griechiſchen Sprache war er zuerſt mit Vorleſungen über Homer und den Brief an den Titus aufgetreten und hatte ſich durch ſie wie im Sturme die Herzen der Wittenberger erobert; ſchon wenige Tage nachher ſchrieb Luther: „Bei uns haben die griechiſchen Vorleſungen begonnen; wir lernen alle griechiſch, um die Schrift zu verſtehen.“ „Sein Hörſaal iſt von Zuhörern vollgepfropft, ſonderlich zieht er die Theologen alle zum Studium der griech. Sprache.“ Er ſelbſt hatte den Studenten zugerufen: „Verwendet nur einige Nebenſtunden auf das Griechiſche! ich werde es durch meine Anſtrengung zu bewirken ſuchen, daß eure Arbeit nicht vergeblich ſei. Denn gleich anfangs werde ich die Schwierigkeit

der Grammatik durch die Lectüre mäßigen, damit das, was dort die Regel, hier die Beispiele lehren" (XI., 25). Man sieht, daß er es zumeist mit Anfängern zu thun hatte, deren Eifer bald nachlassen mochte, auch abgesehen von dem schon erwähnten Büchermangel, der ihn nöthigte, die Texte für seine Vorlesungen erst drucken zu lassen, woher denn auch die Menge der von ihm besorgten Ausgaben der Classiker erklärlich wird, von denen jetzt nur noch seine Vorreden einen Werth haben dürften, und welche wir darum nicht alle aufzählen. Neben der Ilias, welche er mit seinem Collegen Joh. Rhagius zusammen bearbeitete (I, 77), finden sich in den ersten Jahren nur Vorlesungen über Plutarchs Schrift von der Erziehung, über die Rhetorik und Dialektik: Luthers Einfluß und die Ereignisse jener Jahre, besonders die Leipziger Disputation, hatten ihn zu eingehenderen theologischen Studien getrieben. Die Vorlesung über den Römerbrief im Sommer 1519, welcher im Winter die Erklärung des Matthäus folgte, legte zu seinen berühmten Loci theologici den Grund; gleichzeitig erklärte er den Psalter, nachdem er Luthers operationes in psalmos mit einer herrlichen Vorrede begleitet hatte (I, 70). Daher promovirte er am 19. Sept. 1519 zum Baccalaureus der Theologie jedenfalls auf Luthers Anlaß „pro admissione ad Bibliam," und war überhaupt fast ausschließlich mit dem Studium der h. Schrift beschäftigt (I, 128); die Würde eines Doctors der Theologie anzunehmen hat er sich bekanntlich nie entschließen mögen (IV, 811). Umsonst versuchte jedoch Luther ihn ganz in die theologische Facultät hinüber zu ziehen (I, 575); Mel. erkannte immer klarer, daß sein nächster Beruf die Verbreitung des vom christlichen Geiste beseelten Humanismus sei. Schon 1523 wünschte er von theologischen Vorlesungen ganz befreit zu werden (I, 607), um sich den darnieder liegenden classischen Studien ungetheilt widmen zu können und dadurch der Kirche zu dienen (I, 613), und verlangte die Vermehrung der Lehrkräfte an der Universität (I, 612). Noch stärker werden seine Klagen in den nächstfolgenden Jahren, zumal er auch mit Nahrungssorgen (er war seit 1520 verheirathet) zu kämpfen hatte (I, 697). Endlich wurde zu Anfang 1526 bei der neuen Regelung der akademischen Verhältnisse sein Gehalt auf 200 fl. erhöht (seit 1541 betrug es 400 fl.) und ihm die Verpflichtung auferlegt, wenigstens eine theologische Vorlesung zu halten. Und so ist es denn auch in der Folgezeit geblieben. Er hat regelmäßig einzelne Bücher der h. Schrift erklärt oder über seine loci und verwandte Gegenstände gelesen, sich aber vorzugsweise mit der Interpretation classischer Schriftsteller neben den fortgehenden Vorlesungen über Rhetorik und Dialektik oder über Geschichte, Ethik und Physik beschäftigt. Der Umfang der von ihm in den Kreis seiner Interpretation gezogenen Schriftsteller ist möglichst weit bemessen; 4 Bände des C. R. XVI—XIX. enthalten die aus seinen Vorlesungen hervorgegangenen und theils von ihm, theils von seinen Schülern herausgegebenen Einleitungen, Erklärungen und Anmerkungen zu classischen Autoren. Von Cicero sind die Officia und Laelius, die Bücher de oratore, orator und topica und part. orat., 22 Reden, zum Theil mit sorgfältiger Angabe der Disposition, wie er denn gern mit der Rhetorik die Erklärung einer Rede verband, und sehr ausführlich die Briefe ad fam. behandelt; außerdem sind Anmerkungen zu Sallusts Schriften, zum 10. Buch des Quinctilian und der Commentar zu Tacitus Germania vorhanden. Von Demosthenes, Aeschines und Lykurg sind 8 Reden vollständig übersetzt, aus andern so wie aus Xenophon, Thukydides (aus ihm die Reden der ersten 7 Bücher) und Lukian einzelne Stellen. Vor seinen Homerstudien ist nur die metrische Uebersetzung einiger Abschnitte, so wie Scholien zur Batrachomyomachie erhalten; Hesiods Werke und Tage, über welche er 1522 zuerst las, sind ausführlicher erklärt; von Sophokles hat er, so viel ich finde, die Antigone zuerst 1534, später noch Elektra und Ajax erklärt, man kennt indes nur die Uebersetzung weniger Stellen; häufiger hat er den Euripides behandelt und sämmtliche Stücke bis auf die Elektra übersetzt. Vom Aristophanes hat er die „Wolken" und „Ritter" öffentlich erklärt, zu jenen auch einige Scholien geschrieben. Theognis und Pindar sind vollständig übersetzt;

außerdem hat er noch die Argonautica des Apollonius interpretirt. Von lateinischen Dichtern hatte er eine besondere Vorliebe dem Virgil und Terenz, welche er selbst mit Einleitungen und Erklärungen wiederholt edirt hat, zugewendet; daneben hat er auch die Fasten und Metamorphosen Ovids, von Horaz, wie es scheint, nur die ars poetica zuerst 1544 (C. R. V, 521) behandelt. Nimmt man dazu seine schon besprochenen Vorlesungen über Aristoteles, welche von Jahr zu Jahr wiederkehren, so wie über Ptolemäus, so wird man den staunenswerthen Umfang seines akademischen Unterrichts ziemlich vollständig überschauen: die in C. R. XX, 521—608 abgedruckten, von einem Zuhörer Mel.s gesammelten historiae recitatae inter publicas lectiones können eine Vorstellung davon geben, wie mannigfaltige Stoffe er herbeizuziehen wußte, um das Interesse der Studenten zu wecken. Aber seine Thätigkeit für die Universität reichte noch weiter: er verfaßte nicht bloß als ihr beständiger Schriftführer fast alle Proclamationen und Anschläge an die Studenten (Beispiele in C. R. III, 589. 591. 1110; IV, 99. 780; V, 686. 890) und sehr viele Ansprachen bei akademischen Feierlichkeiten, dem Rectorwechsel, den Promotionen, den Vorlesungen der Gesetze (X, 905—992), welche er im Jahr 1545 sammt den Statuten der theologischen und philosophischen Facultät*) neu redigirt hatte, sondern auch eine große Anzahl der seit 1525 eingeführten monatlichen Declamationen (I, 737) und der Thesen für die öffentlichen Disputationen (C. R. XII, 400—704). Die Sitte der Zeit gestattete es, daß andere Docenten die von ihm verfaßten Reden vortrugen, ja daß er sogar ganze Collegienhefte zum Dictiren für andere abfassen durfte (C. R. XV, 1053. 1295; XIV, 535), wie sich denn auch sein Schwiegersohn Sabinus in Frankfurt und Königsberg ungescheut seiner Arbeiten bediente. Dieser Dienstfertigkeit gegen die Freunde und Collegen kam sein väterlicher stets zur Hülfe bereiter Sinn gegen die Studenten gleich. „Vere hoc affirmare possum, sagt er in einer Rede (XI, 268) me paterno affectu atque amore complecti omnes studiosos ac vehementer vestris periculis affici.“ Wie es üblich war und lange geblieben ist, hatte er stets eine Anzahl von Tischgenossen, convictores, — seinen Hausstand leitete 34 Jahre sein treuer Diener Joh. Koch (gest. 1553) vgl. C. R. VIII, 65 — in seinem Hause; semper iudicavi, schrieb er ihnen einmal, mihi cum iis perpetuam amicitiam esse sancitam, quibus mecum fuit communis mensa (VII, 912). Camerarius, sein vieljähriger Freund, den er von allen am meisten liebte, bezeugt es ausdrücklich, daß es zu M.s Hausordnung gehört habe, niemandem etwas abzuschlagen. Bald sollte er Empfehlungsbriefe geben, bald Arbeiten corrigiren u. s. w. Erwägt man, wie zu dem allem die ausgebreitetste Correspondenz (haec est decima epistola quam hodie scribo; ita obruimur laboribus V, 321), welche in 9 Bänden des C. R. nicht einmal vollständig vor uns liegt, und seine Thätigkeit für die evangelische Sache kommt, so wird man keine Uebertreibung darin finden, wenn er schreibt: Non poeticae carnificinae apud inferos pares sunt meae carnificinae, qua excrucior scribendis disputationibus, legibus, praefationibus, epistolis (VIII, 693). Es ist wahr, seine europäische Berühmtheit, welche ihm wiederholte, höchst ehrenvolle Berufungen an andere Universitäten, selbst nach Frankreich und England verschaffte, verdankt er seiner Stellung zum Reformationswerke: aber sie kam seinem Wirken für die Wissenschaft

*) Nach diesen sollten in dem collegium facultatis artium 10 Professoren sein, 2 inspectores collegii, welche über Rhetorik und Dialektik und Physik lesen, 2 für die Mathematik, 2 für die lat. Literatur, je einer für die Physik des Aristoteles und Botanik, für die hebräische und für die griechische Sprache (dem letzten wird außer der Wiederholung der Grammatik die Erklärung des Homer, Hesiod, Eurip., Sophokl., Theokrit, Demosth. und eines Historikers, sowie die streng grammatische Interpretation eines pauliuischen Briefes auferlegt). Ein Docent ist ausdrücklich für die Elemente im Lateinischen bestimmt. Die Vorlesungen über die Ethik sollen einem von den 10 übertragen werden. Außerdem berechtigte die Magisterwürde zum Halten von Vorlesungen und zum Anschluß an das Collegium; der Decan hatte das Recht, de collegii sententia horas et materias lectoribus zu bestimmen.

und Schule zu gute. Ihr gehörte bis ans Ende sein ganzes Herz; M. ist das Ideal eines deutschen Lehrers, gleich ausgezeichnet durch seine Geduld wie durch die nie ermattende Begeisterung für seinen Beruf. „Vetus est dictum, sagt er: Extra universitatem nulla est vita.“ Den Wunsch des Jünglings „in wissenschaftlicher Muse das Leben unter dem heiligen Schweigen der Studien hinzubringen“ (I, 32) hat das vielbewegte Leben des Mannes nicht erfüllt; aber die Sehnsucht danach erfüllte ihn stets (III, 294). Die vita scholastica blieb sein Stolz und seine Freude; ihre Mühen fand er stets süß, wie die Leichenrede so schön sagt. Man lese die beiden Reden de miseriis paedagogorum und de laude vitae scholasticae (XI, 122 u. 298); die Leiden und Freuden des Lehrers sind nicht leicht mit größerer Wahrheit und Lebendigkeit geschildert worden. (Vgl. u. a. III, 290; IV, 904; VII, 916. 814.; VIII, 326.) Nichts aber hat er eifriger bekämpft, als den banausischen Sinn, welcher nur Geld und Gewinn sucht (XI, 398) und die Streitsucht, die Tochter des Ehrgeizes und des Neides (XI, 330); die reine Liebe zur Wahrheit allein und der Haß gegen jeden Schein gilt ihm als die einzig lautere Quelle jedes wissenschaftlichen Strebens (XI, 266). — Wenn Bernhardy (Grundriß der Röm. Lit. 4. B. S. 133) es wahrhaft rührend findet, diese Philologen des protest. Deutschlands kurz vor und nach der Mitte des 16. Jahrhunderts in ihrer undankbaren Thätigkeit zu beobachten, wie sie häufig genug vom Elend des jämmerlichen Amtes gedrückt und nicht einmal durch Anerkennung belohnt dennoch in frommer und reiner Gesinnung bloß um der Sache willen aushalten, so darf man hinzufügen, daß dieser Geist, welcher die Lehrerwelt durchdringt, der Geist des Lehrers aller, Melanchthons, war, daß er ihn durch sein Wort und Beispiel gepflanzt und gepflegt hat. — Wenn irgend Hoffnung vorhanden war, daß die Nation an den classischen Studien ein Gemeingut gewinnen würde, so war es in jener Zeit, wo im Mittelpunct der frischen und freien Bewegung der Geister Mel. stand, als der von allen Pädagogen und Philologen verehrte Präceptor, wie ihn die Wittenberger Universität in der Regel ehrerbietig nannte. Die bedeutendsten Gelehrten und jene Musterschulmänner wie Camerarius in Leipzig, Micyllus in Heidelberg, Sturm in Straßburg, Trotzendorf in Goldberg, Neander in Ilefeld, Wolf in Augsburg, Mylius in Görlitz, Fabricius in Meißen sind seine Schüler. Aus seinem Unterricht sind zahlreiche Lehrer hervorgegangen; wie ihn einst Reuchlin gesendet hatte, so hat er von Wittenberg seine Zöglinge nach allen Gegenden Deutschlands ausgeschickt und schon dadurch auf die humanistische Erziehung der Nation gewirkt, wie vor ihm und nach ihm keiner.

Daß der Zudrang zu seinen Vorlesungen ein eben so bedeutender war, wie er es verstand durch seine gewinnende Persönlichkeit und durch die Klarheit seines Vortrages die Jugend an sich zu fesseln, wird vielfach bezeugt. Spalatin zählte einst in seinem Hörsaal 600 Zuhörer; ob man Heerbrandts Wort: Discipulos habuit ot auditores singulis temporibus plerumque bis mille (X, 301) genau nehmen darf, mag dahin stehen. Gewiß aber ist, daß der Ruhm seines Namens viele Zuhörer aus den angrenzenden Ländern, selbst aus Italien und Griechenland nach Wittenberg zog. Dennoch hatte er in den ersten 20 Jahren vielfach über Theilnahmlosigkeit unter den Studirenden zu klagen. In der Vorrede zu Ciceros Topica v. J. 1524 bricht er in die Worte aus: O ferreos animos, qui toties gravissimis bonorum virorum vocibus ad harum literarum studium invitati usque adeo stupent, ut humanitatem omnem exuisse videri possint. Utinam publicis legibus hae pestes hominum in Anticyras doportentur, ne contagione morbus latius serpat (I, 701). Die Ankündigung seiner Homererklärung (aus der wir beiläufig ersehen, daß er gewöhnlich gratis las) hat er mehrere Male mit dem schmerzlichen Vergleich geschlossen: „Ego memini non potuisse talium scriptorum copiam fieri studiosis quamlibet magna mercede proposita: nunc tantus est contemptus optimarum rerum, ut nisi gratis offerantur et quidem praelegantur a peritis, mendicare Homerus auditores cogatur“ (II, 557; V, 274). Aber er wußte, daß das Schulleben wahrhaftig

ein Kriegsdienſt iſt, daß es ſich jedoch für Soldaten nicht ſchickt, ſofort den Muth zu verlieren, wenn nicht alles nach Wunſch geht. Das größte Hindernis lag ohne Zweifel in der mangelhaften Vorbildung der Studenten. Der 10. Abſchnitt der von ihm, wie erwähnt, verfaßten Statuten der philoſophiſchen Facultät erklärt es für wünſchenswerth, daß nur ſolche junge Leute auf die Akademie geſchickt werden möchten, welche mit der Grammatik vertraut und im Lateiniſchen etwas geübt wären; da das aber nicht der Fall ſei, ſo giebt er für die Privatlehrer eine genaue Inſtruction, wie ſie die Vorbereitung der ihnen anzuvertrauenden Jugend und ihre Erziehung zu leiten hätten (X, 1016). Dieſe Privatſchulen mußten in Wittenberg den Mangel einer öffentlichen Anſtalt erſetzen und ſtanden, wie man ſieht, unter der Aufſicht der Univerſität. Das Bedürfnis dazu hatte M. gleich anfangs lebendig gefühlt, aber umſonſt auf Abhülfe gedrungen und endlich ſeit 1521 etwa durch Errichtung einer Schola privata Hand ans Werk gelegt. „Nemo praeter me et Longicampianum ex illa turba docentium domi ludum habet, aut si quis habet, me auctore habet. Bona pars magistrorum absterretur oneris magnitudine; alios pudet sordidi muneris docendorum puerorum“ ſchreibt er noch Ende 1524 (I, 697). (Der während der durch die Zwickauer Schwärmer veranlaßten Unruhen bekannt gewordene Cellarius ſcheint ein ſolcher Knabenlehrer geweſen zu ſein, auch Vitus Winsheim beſchäftigte ſich 1527 nach Mel. Zeugniſſe mit großem Erfolg in gleicher Weiſe [C. R. I, 938]). Es zeugt in der That von einer großen Liebe zur Jugend — Camerarius meint ſogar, er habe die Kinder faſt zu ſehr geliebt! — und von dem lebhafteſten Intereſſe für den Unterricht, daß Mel. zu einer ſolchen Arbeit noch Zeit und Luſt finden konnte, aber er hielt ſich ſelbſt dazu geeigneter als zu anderen Dingen (I, 607) und ſehnte ſich ſtets nach der Stille und Zurückgezogenheit der Schule (I, 830). Näheres iſt über die Ordnung des Unterrichtes nicht bekannt; es wird ſich um ſichere Kenntnis der Grammatik und ihre Einübung durch Lectüre und ſchriftliche Arbeiten gehandelt haben und das zur Ausführung gekommen ſein, was er andern empfahl. Vielleicht war das 1524 verfaßte Enchiridion elementorum puerilium (C. R. XX, 394—412) ebenſo wie die lateiniſche Grammatik zunächſt für ſeine Privatſchüler beſtimmt: es enthält nach dem Alphabet das Vaterunſer, das Ave Maria, das symb. ap., und den Dekalog, dann eine Reihe von Schriftſtellen, auch die metriſche Ueberſetzung eines Pſalms und ein Gedicht de vita humana, ferner Ausſprüche der ſieben Weiſen nach Erasmus und Auſonius und eine Reihe für Knaben geeigneter Gedichte, zum Schluß zwei Stellen aus Ovid und Plautus und ein Tiſchgebet. Es iſt alſo eine Sammlung von Leſeſtücken, an welche ſich der grammatiſche Unterricht anſchloß. Aehnlich iſt die 1525 zuerſt gedruckte und mit dem Compendium der hebräiſchen Grammatik des Matth. Aurigallus verbundene Institutio puerilis literarum graecarum (XX, 181—192) eine Chreſtomathie, welche 14 Abſchnitte aus dem N. T., Homer, Heſiod, Soph., Eurip. Dem. und Plato als exercitia lectionis mit verſchiedenen praktiſchen Winken für den Lehrer giebt. Intereſſant iſt, daß er für die damals üblichen ſceniſchen Darſtellungen, welche auch Luther empfahl, Stücke des Terenz, Plautus, Euripides und Seneca wählte und für dieſelben eine Reihe von Prologen, zum Theil um dieſe Neuerung zu rechtfertigen, ſchrieb (C. R. X, 496—501 hat 6, Koch a. a. O. dagegen 10 S. 67—81). Ueber andere häusliche Einrichtungen dieſer „Privatſchule“, namentlich über die durch die beſte Arbeit zu erringende προεδρία bei Tiſche, über den rex domus oder puerorum, welcher eine Art Inſpection im Hauſe zu führen hatte, vgl. Koch S. 48 ff. Wiederholte und längere Abweſenheiten von Wittenberg, wie ſeine Reiſe in die Heimat 1524 und die Kirchenviſitation 1527, hatten dieſe Thätigkeit zeitweilig unterbrochen; ganz aufgegeben hat er ſie wohl erſt 1529 oder 1530 unter den Vorbereitungen zum Augsburger Reichstage „propter haec negotia publica, quae me saepe domo avocabant nec nunc mihi multum concedunt ad ea studia colenda otii, quae maxime colo (II, 639). Doch fuhr er bis an ſein Ende fort, junge Leute in ſein Haus und an ſeinen Tiſch zu nehmen: ſein Haus „wurde je mehr und mehr ein commune museum,“ zu welchem Zugang

gehabt zu haben vielen eine bleibende Erinnerung für das Leben gewesen ist. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß er zum Besten der des Deutschen nicht mächtigen Ausländer in W. Sonntags lectiones matutinas, Privatvorlesungen über religiöse Gegenstände hielt, welche ihnen die deutsche Predigt ersetzen sollten. Eine Anzahl noch vorhandener Studienpläne (II, 456; III, 1110; IV, 934; X, 86. 99 — besonders bemerkenswerth ist der für einen Herzog von Pommern VIII, 382) sind Beweise seiner fortgesetzten persönlichen Fürsorge für einzelne Jünglinge.

Wir kommen zu Mel.s Wirksamkeit für die Errichtung von Schulen. Das Bedürfnis dazu hatte die Reformation aller Orten geweckt; der bahnbrechende Aufruf Luthers an die Bürgermeister und Rathsherrn aller Stände deutschen Landes, Schulen aufzurichten, war 1524 ergangen, und noch in demselben Jahre von Vincentius Opsopaeus ins Lateinische übersetzt mit einer Vorrede Mel.s herausgegeben worden (C. R. I, 666). Die Wissenschaften, sagt er darin, sind der glänzendste Schmuck der Religion und der Zustand des Staates hängt durchaus von ihnen ab. Die Zungen müßten denen ausgeschnitten werden, welche sogar in Predigten die unerfahrene Jugend von den Studien abmahnten. — Hatte es in der früheren Zeit als das ausschließliche Vorrecht des Klerus gegolten, Schulen zu halten und war den vereinzelten Versuchen einzelner Städte, auf eigene Hand dem allgemeiner gewordenen Bildungsbedürfnis abzuhelfen, fast überall ein heftiges Widerstreben der Geistlichkeit entgegengetreten, welche höchstens Elementarschulen unter allerhand Beschränkungen dulden wollte, so hat die Reformation das Recht und die Pflicht der Obrigkeiten, der Städte und Fürsten, für die Erziehung zu sorgen zur Anerkennung gebracht. Luthers Wort gab dazu den Anstoß. Schon im April 1525 sehen wir daher beide Reformatoren die vom Grafen von Mansfeld gestiftete Schule in Eisleben einrichten; der bekannte Joh. Agricola war ihr Rector (C. R. I, 757). Gleich darauf reiste Mel. zu demselben Zwecke nach Magdeburg, wo Casp. Cruciger Rector geworden war (I, 744. 870). Schon im October 1524 hatte der Rath von Nürnberg seine Leitung für eine neu einzurichtende Schule verlangt; er hatte abgelehnt, aber Männer wie Camerarius und Eoban Hesse für die neue Gründung zu gewinnen gewußt. Die nach seinem Rathe eingerichtete Anstalt wurde im Mai 1526 eingeweiht; der zur Feier persönlich erschienene Mel. hielt die Inauguralrede (XI, 106—111), in welcher er mit voller Ueberzeugung die alte Stadt pries, welche für Deutschland durch die Pflege der Wissenschaft das zu werden verspreche, was für Italien Florenz gewesen war, jetzt zumal, „wo die Bischöfe statt mit den Studien sich mit den Waffen befassen und die Fürsten diese Sorge ihrer nicht würdig achten.“ In dieser Schule sollten die Zöglinge von den ersten Elementen bis zur Rhetorik geführt werden und die Wissenschaften lernen „quae ad humanitatem teneros animos instituunt“ (C. R. I, 720). Im 2. Bande dieser Encyklopädie S. 638 ff. ist bereits das Nähere über diese und ähnliche Anstalten beigebracht; dort ist auch der Inhalt des am Schlusse des Visitationsbüchleins v. J. 1528 gegebenen, gewöhnlich Luthern zugeschriebenen, aber ohne Zweifel von Mel. herrührenden Schulplanes mitgetheilt, welcher sehr bald weit über die Grenzen Kursachsens hinaus Eingang fand und in vielen Kirchenordnungen des Jahrhunderts angenommen wurde (C. R. XVI, 49—96. Vormbaum eröffnet daher seine „Sammlung der evang. Schulordnungen des 16. Jahrh.“ [Gütersloh 1860] mit ihm. Vgl. auch Ph. Mel.s evang. Kirchen- und Schulordnung v. J. 1528 von K. Weber. Schlüchtern 1844). Wir tragen hier nur den Schluß der beherzigenswerthen Einleitung nach: „Damit die Jugend recht gelehrt werde, haben wir diese Form gestellt. Erstlich sollen die Schulmeister Fleiß ankehren, daß sie die Kinder allein lateinisch lehren, nicht deutsch oder griechisch oder hebräisch, wie etliche bisher gethan, die armen Kinder mit solcher Mannigfaltigkeit zu beschweren, die nicht allein unfruchtbar, sondern auch schädlich ist. — Zum andern sollen sie auch sonst die Kinder nicht mit viel Büchern beschweren, sondern in allewege Mannigfaltigkeit fliehen. Zum dritten

iſts noth, daß man die Kinder theile in Hauſen.“ Von den einfachen Grundzügen dieſes Schulplanes, welcher den Unterricht auf das Weſentlichſte beſchränkt und in ihm das neuerwachte Bildungselement des Humanismus zu bleibender Geltung gebracht hatte, ſind alle die zahlreichen Schulverfaſſungen und Lehrordnungen ausgegangen, durch welche in den nächſten Jahrzehenden das geſammte Schulweſen des evangeliſchen Deutſchlands neugeſtaltet worden iſt (vgl. Heppe, Das Schulweſen des Mittelalters und deſſen Reform im 16. Jahrhundert. Marburg 1860) und ſchwerlich wird man ein Gymnaſium aus der erſten Hälfte des Jahrhunderts finden, welches nicht in der Geſchichte dieſer Zeit eine nähere oder entferntere Beziehung zu Mel.s ſegensreicher Einwirkung nachweiſen könnte (Claſſen, Ueber die Beziehungen M.s zu Frankfurt a. M. 1860. S. 2). Wie oft dieſelbe eine perſönliche war, ergiebt ſich aus ſeinem Briefwechſel mit Magiſtraten, denen er auf ihre Anfragen Lehrer empfiehlt und denen er die Verbeſſerung der äußeren Verhältniſſe derſelben ans Herz legt, und mit den geſendeten Schülern und Freunden, welchen er bald Ermahnungen und Warnungen, bald tröſtenden Zuſpruch zu ſchreiben hat. Dieſe Beziehungen im einzelnen zu verfolgen iſt mehr die Aufgabe der localen Schulgeſchichte, wie es z. B. von Claſſen in d. a. Schrift überaus lehrreich geſchehen iſt, unſerem allgemeineren Zwecke liegt es ferner, zumal wir uns mit der Namhaftmachung einer bedeutenden Anzahl von Städten begnügen müßten. Es ſei darum nur noch erwähnt, daß auch von Mel. eine eindringliche Aufforderung zur Errichtung lateiniſcher Schulen, die zunächſt an den „Stadtrath von Soeſt“ gerichtet war, im Druck 1543 herausgegeben worden iſt (V, 125—137) und daß die Bitte der 1537 zu Schmalkalden verſammelten „Prädicanten“ an die Fürſten, infolge deren beſchloſſen wurde, die Kloſtergüter zum Beſten der Kirchen und Schulen zu verwenden, von ihm herrührt (III, 289). Scripsimus, berichtet er darüber, adhortationem ad principes de conservandis bonis monasteriorum, ut scholis et ecclesiis consulatur. Placuit consilium et sunt dictae sententiae perscribendae in actis. Landgravius graviter concionatus est et addidit non verbis tantum, sed re hoc praestandum esse (III, 298). Wie ſich endlich M. die Organiſation des Univerſitätsunterrichts dachte, ſieht man aus den ſchon beſprochenen Statuten für die Univerſität Wittenberg; ähnlicher Art waren ſeine Vorſchläge für Leipzig, als dieſe Hochſchule nach dem Tode Georgs von Sachſen evangeliſch wurde 1539 (C. R. III, 712. 1136). Unter ſeinem Beirath wurde der Unterricht in Tübingen, Heidelberg, Frankfurt a. O. und namentlich in Roſtock neu geſtaltet; die Rede, mit welcher hier die neuen Statuten publicirt wurden, iſt von ihm geſchrieben (C. R. XII, 161—173). Den größten Antheil hatte er aber an der Gründung der Königsberger Univerſität, deren erſter Rector ſein Schwiegerſohn Sabinus wurde. Vgl. Erbkam M.s Verhältnis zu Herzog Albrecht v. Preußen und zur Königsb. Univ. Königsberg 1860.

Hat uns bisher der Einfluß beſchäftigt, den M. perſönlich durch die Ausbildung von Lehrern und durch ſeine berathende Theilnahme an der Errichtung von Schulen auf die Verbeſſerung der Studien übte, ſo haben wir endlich jener weit über ſein Grab hinaus währenden Wirkſamkeit zu gedenken, welche er durch ſeine Lehrbücher übte. Heerbrandt ſagt ohne Uebertreibung: In tota Germania omnes cathedrae, scholae et pulpita scripta ipsius sonant, haec omnium manibus tam puerorum quam adultorum teruntur (X, 301). Es ſind, von den Büchern über die Phyſik und die Seele abgeſehen, ſeine Grammatiken, ſeine Rhetorik und Dialektik, welche hier in Betracht kommen: unmittelbar aus dem Unterricht hervorgewachſen, die Signatur aller echten Schulbücher, haben ſie in dem Unterricht ſich bewährt und darum ihren Platz in den Schulen ſehr lange behauptet.

Die griechiſche Grammatik, die er „faſt ſelbſt noch ein Knabe“ geſchrieben hatte, erſchien zuerſt 1518 (C. R. I, 24—26), danach in zwei Umarbeitungen von ihm als Integrae graecae gramm. institutiones 1520 (I, 275) und Grammatica graeca Ph. M. jam novissime recognita 1542 und zuletzt in etwas erweiterter Geſtalt von

Camerarius 1545. Bindſeil zählt in der Einleitung zum Abdruck von C. R. XX, welcher nach der Ausgabe von 1542 gemacht iſt, bis zum Jahre 1622 im ganzen 44 Ausgaben auf (C. R. XX, 3 ff.). Sie enthält nur die Formenlehre; der ſyntaktiſche Theil war allerdings ausgearbeitet, iſt aber nie gedruckt worden, obſchon in der Grammatik mehrere Male auf ihn hingewieſen wird (XX, 129. 143). Benutzt hatte er, wie man aus Anführungen ſieht, auch die Schriften griechiſcher Grammatiker wie des Apollonius Dyskolos und Georgius Choeroboskos. Das Hauptverdienſt der Arbeit beſteht in der Sorgfalt, die er auf die Faſſung der Regeln gewendet hatte, und in der Ueberſichtlichkeit, in welcher die Declinationen, deren er fünf zählt, und die Conjugationen geordnet und durch Paradigmen anſchaulich gemacht ſind. Auch der dialektiſchen Abweichungen wird Erwähnung gethan. Die verba anomala ſollten der Syntax beigegeben werden (XX, 129). Den praktiſchen Schulmann läßt die beigefügte grammatiſche Analyſe zweier Stellen aus Heſiod (472—482) und Homer (144—146) erkennen und die wiederkehrende Aufforderung an den Schüler, nach den Muſterbeiſpielen andere zu ſammeln. — Wichtiger iſt die lateiniſche Grammatik, deren mehr als zweihundertjährige Geſchichte in ihren Grundzügen zu überſchauen erſt Bindſeil in ſeinen Prolegomenen (C. R. XX, 193—244. 336—348. 375—378) möglich gemacht hat. Mel. hatte ſie zunächſt zum Nutzen des ſeit 1522 in ſeinem Hauſe unterrichteten Erasmus Ebner, eines Nürnberger Patricierſohnes, verfaßt und ſich ihrer für ſeine Privatſchule überhaupt bedient. Ohne ſeine Einwilligung erlangt zu haben, ließ den etymologiſchen Theil Kilian Goldſtein im Januar 1525 in Hagenau drucken; die Syntax erſchien erſt im Juni 1526 ebendaſelbſt zugleich mit der Proſodie und wurde auch noch ſpäter, beſonders ſeitdem ſie durch Vitus Winsheim i. J. 1538 (C. R. III, 530) und Andreas Winkler im J. 1545 erweitert worden war, beſonders aufgelegt. Auch der etymologiſche Theil erſchien noch mehrmals in einer von Mel. ſelbſt verbeſſerten Geſtalt allein, bis die Pariſer Ausgabe von R. Stephanus ihn mit der Syntax und der Proſodie 1532 zu einem Ganzen verband. Die erſte größere Umarbeitung erfuhr die Grammatik durch Jakob Micyllus in Frankfurt a. M. i. J. 1540, die zweite durch Joach. Camerarius i. J. 1550 unter Mitwirkung von zwei jüngeren Gelehrten, diesmal mit Erweiterungen, welche nach dem Titel nützlich ſein ſollten tam magistris quam discentibus. Beide Bearbeitungen hatten aber das Buch ſo ſehr angeſchwellt, daß es für den Schulunterricht unbrauchbar und unangemeſſen wurde; Mel.s Warnung (C. R. III, 1119) aber hatte ſich als begründet erwieſen. Darum billigte er den Plan des Lucas Loſſius vollſtändig, welcher einen Auszug „ad usum puerorum in breves interrogationes contracta“ ſchon im Jahre 1544 herausgab, und ſagte in der Vorrede dazu: Etsi scio non brevitatem sed modum in praeceptis laudandum esse, tamen cum Etymologiam et Syntaxin scriberem, vidi prolixitatem . . . . remorari discentes. Scripsi igitur praecepta breviora, postea alius aliud addidit: et in Syntaxi nimis multa παέργα accesserunt.“ Der Herausgeber bemerkte ſelbſt noch, daß das Bedürfnis einer Epitome für die Anfänger ein von vielen Lehrern anerkanntes ſei. Die Wahrheit dieſer Behauptung beweiſen hinlänglich 13 andre Compendien, welche bis zum Jahre 1613 erſchienen, unter denen das von M. Neander in Ileſeld verfaßte Raumer Geſch. der Pädag. I, S. 204 beſprochen hat. Es gab aber auch Compendien für die Schulen von Württemberg und Sachſen, für die von Nürnberg, Regensburg u. a., woraus die große Verbreitung des Buches erhellt. — Eine weitere Umgeſtaltung erfuhr die größere Grammatik in der Ausgabe „ex admodum necessariis notis M. Joh. Fabri“ i. J. 1602; doch ſcheint ſich dieſelbe auf eine Reviſion und Vervollſtändigung der Beiſpiele und auf die Beigabe eines genaueren Verzeichniſſes der Anomala beſchränkt zu haben. Eben aber um jene Zeit erhob ſich eine lebhafte Oppoſition gegen Mel.s Grammatik, und es wurden Verſuche gemacht ſie aus den Schulen zu verdrängen. Beſonders eifrig war der Rector in Eisleben Joh. Rhenius, welcher mit einer „Sylloge grammaticalium incommoditatum“ i. J. 1611 gegen ſie auftrat

und ihr eine größere und kleinere Grammatik gegenüberstellte, welche, nach der Menge der Auflagen, die sie im 17. Jahrhundert erfuhren (C. R. XX, 238), zu urtheilen, eine sehr große Verbreitung gefunden haben müßen. Daneben fanden auch die Grammatiken von Petrus Ramus und Nicod. Frischlin vielfachen Eingang; ja es wurden sogar Versuche gemacht, die Arbeiten dieser Männer mit der Mel.s zu verschmelzen: so erschien 1591 schon eine Grammatica Philippo-Ramea latina, später Lat. Gramm. praecepta Rheniana et Melanthoniana. Um deshalb die alte Grammatik den Schulen zu erhalten, schien eine Neugestaltung der kleineren sowohl wie der größeren unabweislich: sie wurde auf Befehl des Kurfürsten Joh. Georg von Sachsen nach Einholung der Gutachten von der Universität Leipzig und von den Fürstenschulen einer Commission in Wittenberg übertragen, an deren Spitze der Prof. der griech. Sprache und Mathematik, Erasmus Schmid, stand und welche den Auftrag hatte „Philippica praecepta adhibitis ex Julio Caesare eiusque filio Josepho Scaligero, Petro Ramo, Nicodemo Frischlino, Johanne Wankelio, Johanne Rhenio aliisque adminiculis revidere, in locis quibusdam corrigere, defectus supplere, abundantia eximere.“ Das Compendium erschien zuerst 1620 (48 Blätter stark); die Grammatik 1621 (570 Seiten). Einen Commentar dazu bildeten die Hypomnemata et alia quaedam ad Gramm. Ph. Mel. pro usu adultiorum et docentium von Er. Schmid, welche 1621 herauskamen. In dieser Gestalt blieb die Grammatik bis in die Mitte des 18. Jahrh. im Gebrauch; zuletzt wurde sie nach Bindseil im Jahre 1757 zu Leipzig neu aufgelegt. Derselbe kennt vom Jahre 1525 bis dahin nicht weniger als 84 Ausgaben, die Separatausgaben der Syntax und die Compendien nicht mitgerechnet. Diese Daten erweisen zur Genüge, welche Bedeutung Mel.s Arbeit gehabt hat, und nimmt man dazu, daß, worauf Raumer a. a. O. S. 205 hinwies, die größere märkische Grammatik in der Totalanlage wie in der Ausführung auffallend mit der Mel.s zusammenstimmt und daß an diese mehrere von den in der Gegenwart verbreitetsten sich eng anschließen, so wird man den Einfluß Mel.s nicht hoch genug anschlagen können. — Um von der ursprünglichen Anlage eine Vorstellung zu geben, so wird die Grammatik als certa loquendi et scribendi ratio definirt und in die Orthographie, Prosodie, Etymologie und Syntax zerlegt. Der Abschnitt über die Orthographie ist ganz kurz; erst Camerarius hat ihn 1552 ausgeführt. Die Etymologie wird nach den acht Redetheilen behandelt. Nomen, heißt es, est pars orationis quae rem significat, non actionem, aber dennoch wird das Adjectiv eingeschlossen und sofort mit dem Comparativ begonnen; dann folgen die allgemeinen und speciellen nach den Endungen geordneten Genusregeln in bündiger aber genügender Kürze, zuletzt die Declinationen. Als nota casuum et generum wird das Pronomen hic gebraucht, aber ausdrücklich vor dem Misbrauch desselben als Artikel gewarnt. Eben so werden die acht „Accidentia“ des Verbums behandelt; die Grundformen sind übersichtlich geordnet. Paradigmen fehlen; hinsichtlich derselben wird auf den Donat (Aelii Donati methodus seu declinandi coniugandique prima elementa, vgl. die praefatio Mel.s C R. II, 664) verwiesen, „quem semper oportet pueris in manibus esse, ut inde analogiam discant.“ Wiederholt kehrt der Hinweis auf den mündlichen Unterricht wieder: haec monebunt praeceptores — haec committo fidelibus praeceptoribus, ut copiosius explicent. Die Beziehungen auf Priscian sind nicht selten, Beispiele für Einzelnheiten werden aus den Schriftstellern aller Zeiten beigebracht. Die Syntaxis als ratio contexendae orationis giebt zuerst Regeln über das nomen ohne rechte Ordnung, dann über das Verbum und seine Rection, ferner über die Zeit- und Maßbestimmungen und die Städtenamen, weiter über die Impersonalien, Participien, Adverbien und einige Conjunctionen. Einige Bemerkungen über die Periode machen den Schluß. Man sieht, es fehlt jede systematische Anordnung. Dagegen giebt die Prosodie die Regeln mit großer Klarheit und fügt auch das Nöthigste über die Verse bei. Die Präcision, mit welcher die Regeln im ganzen Buche gefaßt sind, machte ohne Zweifel diesen ersten Versuch zu

einem ſo lebenskräftigen Anfang; Mel.s Arbeit hatte die Bahn gebrochen, die weitere Ausführung überließ er andern.

Größeren Fleiß hat er ſelbſt auf die Rhetorik und Dialektik verwendet und darum dieſen Büchern auch größeren Werth beigelegt, indem er hofft, hos libros in manibus hominum fore (C. R. I, 1085). Die Rhetorik erſchien zuerſt 1519, „de Rhetorica libri tres“ (C. R. I, 62), dann in einer nach ſeinen Vorleſungen von einem Ungenannten etwas erweiterten Geſtalt, als Institutiones rhetoricae“ 1521, zuletzt in einer neuen Bearbeitung als „Elementorum rhetorices libri duo“ 1531 (C. R. II, 542), den ſpäter unveränderten Ausgaben finden ſich ſeit 1542 beigegeben zwei Briefe des Seneca (83. 84), de ratione et ordine studii und de varietate lectionis und der des Plinius (VII, 79) de exercitio stili. (Die weiteren Beigaben, zwei Briefe des Picus pro barbaris philosophis und des Hermolaus ſ. IX, 678 ff.). Von dieſem Buche werden C. R. XIII, 413 ff., wo es abgedruckt iſt, bis zum Jahre 1584 mehr als 22 Ausgaben aufgezählt. Gearbeitet iſt es in ſtrengem Anſchluß an Cicero und Quinctilian und zerfällt in zwei Theile. Der erſte handelt, nachdem der Begriff der Rhetorik, ihr Nutzen und Unterſchied von der Dialektik erörtert iſt, zunächſt von der inventio. Den bekannten drei generibus causarum (dem demonstrativum, deliberativum und iudiciale) wird die Predigt als genus didascalicum hinzugefügt und zuerſt beſprochen, indem unter dem Hinweis auf die Dialektik die loci namhaft gemacht werden, welche bei den einfachen Fragen z. B. Quid est virtus, poenitentia, fides und den zuſammengeſetzten z. B. Oporteatne Christianum abicere facultates suas in Betracht kommen können, nämlich Begriff, Theile, Urſachen, Wirkungen, Analogie und Gegenſatz. Bei dem genus iudiciale werden die Theile der Rede und die ſog. status, bei dem deliberativum die loci der Argumentation (honestum, utile, facile), bei dem demonstrativum die möglichen Geſichtspuncte der Lobreden auf Perſonen und Sachen beſprochen. Dieſer kurzen Darlegung der Topik folgen noch einige Bemerkungen über die loci communes und die affectus und einige Winke über die Diſpoſition. Der zweite Theil handelt von der elocutio (die memoria und pronunciatio wird übergangen) und zwar 1) von dem sermo grammaticus und 2) von den Tropen, deren acht aufgezählt werden (angeſchloſſen iſt hier ein Excurs über den vierfachen Schriftſinn, den literalis, tropologicus, allegoricus und anagogicus) und den Figuren, den Wort- und Sachfiguren, denen er als eine dritte Reihe diejenige beifügt, quae augent orationem et reddunt locupletiorem, eine Eintheilung, welche weit überſichtlicher iſt als viele der neueren. Es folgt noch ein außerordentlich lehrreicher Abſchnitt de imitatione, in welchem die Sprache Ciceros als muſtergültig empfohlen, aber vor pedantiſcher Nachahmung, welche ſogar moderne, chriſtliche Begriffe in ſeine Formen zu zwängen ſuche, gewarnt wird. Mit einer guten Charakteriſtik der drei Stilgattungen wird geſchloſſen. Eine beſondere Beachtung verdient die geſchickte Auswahl der überall angezogenen Beiſpiele.

Auch die Dialektik war in drei Bearbeitungen vorhanden. Die erſte erſchien 1520 unter dem Titel „Compendiaria dialectices ratio“ (C. R. I, 152) und bis zum Jahre 1526 noch in zehn Ausgaben; Bindſeil hat ſie C. R. XX, 711—764 abdrucken laſſen. Die zweite erſchien 1527 unter dem Titel „Dialectica Phil. Mel. ab autore adaucta et recognita, ita ut in multis veterem non possis agnoscere,“ von der man bis zum Jahr 1544 ebenfalls zehn Ausgaben kennt. Die letzte Geſtalt erhielt das Buch durch eine völlige Umarbeitung im Jahr 1547, welche im September vollendet wurde. Dieſe „Erotemata dialectices continentia fere integram artem ita scripta, ut iuventuti utiliter proponi possint,“ (C. R. XIII, 513—752), dem Joh. Camerarius dedicirt (C. R. VI. 653) fanden ſolchen Beifall, daß ſchon im October 3000 Exemplare verkauft waren (VI, 705), und bis zum Anfang des folgenden Jahres noch zwei Abdrücke nothwendig wurden; welchen noch viele andere folgten. Die Verbreitung dieſes Buches war unter Proteſtanten und Katholiken ungemein groß; es genoß ein ſo be-

deutendes Ansehen, daß als Flacius eine Dialektik schreiben wollte, man es für eine Art Frevel an der Wissenschaft hielt, die nur von Magister Philippus vertreten sein durfte (Schmidt a. a. O. S. 678). Das Hauptverdienst desselben besteht darin, daß M. durch das Zurückgehen auf Aristoteles die Dialektik von dem scholastischen Wust befreit hat und eine einfache klare Auseinandersetzung seiner Logik mit zahlreichen Beispielen versehen gegeben hat. Er definirt sie als die Ars seu via recte, ordine et perspicue docendi, quod sit recte definiendo, dividendo, argumenta vera connectendo et male cohaerentia seu falsa retexendo et refutando und will ihren Nutzen nicht bloß auf die Rhetorik beschränkt wissen, da alle Wissenschaften ihrer Anleitung bedürften, auch wenn sie einer anmuthigen Darstellung nicht fähig wären. Doch ist sie keinesweges bloße Methodenlehre. Denn der Lehre von der Definition, von welcher das erste Buch handelt, geht die Erweiterung der aristotelischen Kategorien voraus (vgl. Trendelenburg Geschichte der Kategorienlehre S. 252 ff.) als Anleitung zur Gewinnung des Begriffes (XIII, 518—583); an sie schließt sich die Eintheilung und die Zerlegung der Begriffe. Das zweite Buch giebt die Lehre vom Urtheil, das dritte vom Schluß, wobei die bekannten Schlußfiguren mit ihren scholastischen Namen genau erörtert werden, das vierte die sogen. Topik, die loci argumentorum, in großer Ausführlichkeit.

Was Mel. als praeceptor Germaniae für die Wissenschaft und Schule, für die Verbesserung der Studien geleistet hat, haben wir im Zusammenhang dargelegt. Ueber sein Wirken für die Kirche der Reformation, durch welches auch der äußere Gang seines Lebens vielfach bestimmt worden ist und welches ihm, zumal seit Luthers Tod, bis an sein Ende die schwersten Kämpfe und herbsten Erfahrungen auferlegt hat, haben wir uns nicht zu verbreiten: ihr hat sein Schaffen auf dem Gebiete der Schule die reichsten Früchte getragen. Durch ihn war ein Geistesfrühling für Deutschland angebrochen; „Inclyta quidquid habet studiis Germania laudis Ingenio peperit, clare Philippe, tuo," rühmt das Epitaphium des Georg Fabricius mit Recht. Am 19. April 1560 kurz vor 7 Uhr Abends starb er in Wittenberg so still und feierlich, daß man den Moment des Sterbens nicht warnahm; von den Professoren der philosophischen Facultät getragen ward sein Sarg am 21. April in der Schloßkirche neben dem Luthers eingesenkt. — Die sichtbaren Nachwirkungen des Melanchthonischen Geistes währten wenig über das 16. Jahrhundert hinaus. Es gelangte der enge Geist einer neuen Scholastik zur Herrschaft, die Philologie und der Unterricht fiel immer mehr in die Hände der Verbales, denen über den Worten jeder Geist abhanden kam; das Studium des Griechischen verkümmerte wieder und allmählich verfiel auch das Latein fast ganz in die früheren Verderbnisse: dazu kam der dreißigjährige Krieg und mit ihm eine unerhörte Barbarei und Verwilderung der Sitten und des Geschmackes. Langsam und erst nach langen Irrwegen ist eine Besserung eingetreten; in der Schule erhielten sich nur Anklänge an alte Traditionen, meist durch die Melanchthonischen Schriften, bis seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Alterthumswissenschaft neu erstand, die deutsche Literatur ein völlig neues Leben gewann und mit dem erwachten Volksgeiste die Kirche neu erstarkte. Was in Melanchthon und um ihn her noch völlig ungeschieden lag und sich zu einer fast von selbst verstehenden Harmonie verband, liegt jetzt völlig getrennt neben einander und nicht selten im Widerspruch mit einander. Unser Jahrhundert hat wie keines zuvor das Andenken des großen Praeceptor Germaniae gefeiert: möchte darin die Gewähr liegen, daß der Melanchthonische Geist, welcher den Bund des Christenthums und des Humanismus für die neue Zeit geschlossen hat, stark genug geworden ist, auf einer höheren Stufe der Entwicklung dasselbe Ziel mit den die Gegenwart bewegenden Bildungselementen zu erreichen!*) Klr.

*) Wir fügen aus der oben angeführten Rede von Rothe noch eine Stelle bei, welche uns für die Charakteristik Melanchthons bedeutend zu sein scheint. Der Redner hat nachgewiesen,

Memoriren. Memorirübungen. Memoriren heißt Wörter, Sätze, Redeabschnitte durch öftere Wiederholung seinem Gedächtnisse einprägen, so daß sie in demselben haften

wie sich das Christenthum im Beginn der neuen Zeit ein neues Haus bauen wollte zum Mittel seiner Wirksamkeit in der Welt, aber nicht wieder in der Weise des bisherigen aus dem Stoff der Frömmigkeit für sich allein, außerhalb ihrer Beziehung zum thatsächlichen, natürlich bedingten menschlichen Leben, sondern umgekehrt aus dem Element des sogenannten weltlichen d. h. des nicht unmittelbar religiösen, sondern des religiös-sittlichen Lebens; damit diese neue Erweckung der echten christlichen Frömmigkeit möglich würde, mußte sich die Fülle der Gnade Gottes in der Macht und Herrlichkeit des gotgewirkten Glaubens in Luther verkörpern und durch ihn wie ein Feuerstrom wirken, der sich bis ins Herz des Volkes hinein Bahn brach; wenn aber jene Aufgabe gelöst, wenn ein religiös-sittliches Christenthum in der europäischen Menschheit ausgestaltet werden sollte, so mußte die neue religiöse Erweckung sich in lebendige Beziehung und Wechselwirkung setzen mit dem damals vorhandenen Zug und Drang der Geister zu den sittlichen Ideen und Aufgaben hin und mit dem, worin derselbe seinen bewußtesten und kräftigsten Ausdruck fand, dem Humanismus, es mußte die innige Ineinsbildung der in ihrer Reinheit wieder erstandenen christlichen Frömmigkeit mit dem neuen Geiste der neuen Geschichte, mit den auf die Welt, auf die sittlichen Aufgaben gerichteten Trieben der Zeiten, vor allem dem Humanismus, erstrebt werden. Für diese Aufgabe war Luther nicht der Mann, für sie hatte Gott ihm einen Gehülfen zugerüstet in Melanchthon, dessen hohe Gaben sofort geschildert werden. Aber „die staunenswerthe intellectuelle Begabung des Mannes empfängt ihre eigenthümliche Signatur erst von dem Adel und der Liebenswürdigkeit seines Charakters. Dieser hat eine Weihe, die auch jene über den Rang einer bloßen Naturgabe erhebt. Denn zwar ist eigentliche Salbung an ihm nicht zu spüren, das religiöse Interesse herrscht als solches bei ihm nicht vor, am wenigsten von vornherein; aber dafür beseelt ihn das sittliche desto gleichmäßiger und durchdringt ihn innigst mit einer ruhigen Wärme. Er hat nie wie Luther im inneren Kampf auf Leben und Tod mit seinem Gott gerungen, nie eine tiefe, sein ganzes Wesen gewaltsam und plötzlich umkehrende Erweckung erfahren, sondern von seiner Kindheit an hat in ihm eine aufrichtige und innige christliche Gläubigkeit und Frömmigkeit Wurzel geschlagen und in gleichmäßigem Fortgang immer vollständiger von ihm Besitz genommen. Aber diese Frömmigkeit nahm in ihm ihre Richtung nicht auf die Beschäftigung mit den dogmatischen Dingen, auch nicht auf die Frage des erschreckten Gewissens: was muß ich thun, daß ich selig werde? sondern auf die sittliche Aufgabe, darauf, sich selbst, und soweit sein Arm reichen würde auch andere, zu einem menschenwürdigen Leben, innerlich und äußerlich, heranzubilden, allerdings aber ausdrücklich auf dem Grunde gläubiger christlicher Frömmigkeit, den er allezeit zweifellos als unerschütterlich voraussetzte. Das eben zog ihn so unwiderstehlich hin zur classischen Literatur, daß ihm in ihr überall Bilder menschlichen Adels entgegentraten, anschauliche Darstellungen der Ideen, die dem menschlichen Dasein seine eigenthümliche Würde verliehen, eindringende Versuche, sich des inneren Wesens dieser Ideen bewußt zu werden, und überhaupt Erzeugnisse des menschlichen Geistes, die durch die maßvolle Naturwahrheit ihrer Form den angestammten Adel des menschlichen Geschöpfes hervorleuchten lassen. In den classischen Studien erblickte er wirklich die bonas artes, die humaniora: deshalb gab er ihnen sein Herz hin. Und so nahm nun von ihnen her sein ganzes Wesen frühzeitig eine edle, gehobene und schöne Art an. Da der Grund seiner Seele von früh an durch den Einfluß des Christenthums gereinigt und geheiligt worden war, so konnten sie ja bei ihm diese Wirkung hervorbringen. Sie setzten so in ihm keinen heidnischen Sinn an, sondern führten dem demüthigen und reinen Christensinn in ihm die Nahrung zu, kraft welcher er sich mit sittlichem Gehalt erfüllte und sich auch in der Richtung auf die Dinge dieser Welt entfalten und bethätigen und dadurch in sich gesund erstarken konnte. Man hat M. einen christianisirten, einen christlich geweihten Hellenen genannt. Freilich war er das nur in einem sehr bescheidenen Stil; aber gerade an einer so harmonisch angelegten, an einer so kindlich gemüthvollen, so zart und friedlich organisirten Individualität wie die seinige konnte eine Vermählung des christlichen Geistes mit der menschlich schönen und adligen Art des Hellenenthums am leichtesten glücken. Ein tiefer Widerwille gegen alles Unschöne und Unharmonische, gegen alles Rohe und Maßlose auf dem sittlichen Gebiete, gegen die vita cyclopica, wie er sich gern ausdrückt, gehört mit zu den besonders charakteristischen Zügen der Signatur M.s, und eben aus dieser Quelle entspringt bei ihm, ungeachtet der großen Reizbarkeit seiner natürlichen Gemüthsart, der tiefe Widerwille gegen den Streit und die Streitsucht, und die Friedensliebe, die immer als eine der schönsten Zierden

und von dem Geiſte jederzeit wieder ins Bewußtſein gerufen werden können. Von der Natur des Gedächtniſſes ſelbſt und ſeiner pſychologiſchen Thätigkeit überhaupt reden wir hier nicht des weiteren. (S. darüber den Art. Gedächtnis, auch: Lehren und Lernen.) In Beziehung auf das Memoriren aber als beſondere Lernoperation muß vor allem auf die gedoppelte Art hingewieſen werden, wie das Gedächtnis die ihm werdenden Eindrücke aufnimmt. Es geſchieht dies entweder *ohne* oder *mit Abſicht*.

In erſterer Weiſe wird uns die unabſehbare Menge von Eindrücken zu theil, die von den erſten Tagen unſeres Lebens an unſere Seele berühren und bereichern. Die Bilder der ſichtbaren Dinge fallen in ſie, wie in einen Spiegel, die Nachklänge und Spuren der mit den Sinnen warnehmbaren Gegenſtände hängen ſich ihr ungeſucht an. Die Seele verhält ſich dabei nur receptiv. So regiſtriren ſich die ſinnlichen Eindrücke und Anſchauungen wie von ſelbſt ein auf der Tafel des kindlichen Gedächtniſſes und ſo geht es im Laufe der Entwicklung im Grunde auch mit den Eindrücken, die dem Geiſt und Gemüthe werden. Aber auch uns Erwachſenen kommt noch täglich eine Menge von ſinnlichen nicht nur, ſondern auch geiſtigen Eindrücken zu im Umgang mit Menſchen, aus ihrem Thun, aus ihren Geſprächen, faſt ohne all unſer Zuthun. Sie drücken ſich unſerem Geiſte ein, wie die Bilder auf der Platte des Photographen. Ich ſehe z. B. im Vorübergehen einen Menſchen und erkenne ihn nach Wochen und Monaten wieder, ohne daß ich bei dem erſtmaligen Sehen irgend die Abſicht hatte, mir ſeine Erſcheinung feſtzuhalten. So kann ſich mir ein gutes Wort, wie ein guter Engel, im Gedächtniſſe haftend, beigeſellen, oder ein böſes anhängen, wie eine Klette, beides ohne daß ich die Abſicht habe, es zu behalten. Nach dieſer Seite geſehen zeigt das Gedächtnis eine Thätigkeit, die man faſt *mechaniſch* nennen könnte, ſo ſehr verſchwindet dabei die ſpontane Kraft des Geiſtes.

Dieſer unabſichtlichen und ſo gut wie unbewußten Art der Aufnahme von Anſchauungen, die dem Gedächtniſſe gleichſam nur ſo anfliegen, ſteht nun aber gegenüber die wiſſende, wollende, *abſichtliche*. Man kann etwas *merken* im Sinne von: inne werden, ſo daß es uns wie von ſelbſt zum Bewußtſein kommt; man kann aber auch etwas merkn oder behalten wollen, d. i. ſorgen und machen, daß es im Geiſte gleichſam ab- und eingegrenzt (merken von Marke), in einer beſtimmt gegebenen Form eingegraben wird und ihm ſo als Eigenthum zu freier Verfügung ſteht. Dieſer Unterſchied des mehr unbewußten, leidentlichen und des bewußten, abſichtlichen Merkens klingt auch in der Einnerung an dasjenige nach, was ſich dem Gedächtniſſe eingegraben hat. Wenn mir etwas in die Erinnerung tritt, oft wie ein Blitz, ohne alle oder unter ſehr zufälliger Vermittelung, ſo ſage ich: „es fällt mir ein;“ ich kann mich aber auch einer Sache „entſinnen,“ die Erinnerung daran gleichſam aus der Tiefe meines geiſtigen Beſitzes ſinnend hervorholen, ich kann mich, oft nach längerem Suchen und Sinnen auf etwas „beſinnen.“ Manchmal ruft ein ganz äußerlicher Umſtand, zufällig oder vorbedacht uns unter die Augen kommend, ein Papierſchnitzel in der Schnupftabaksdoſe, ein Knoten am Sacktuch, die Erinnerung wach; ſelbſt die pädagogiſche Ohrfeige wird zu einem „Merke!“ und unſere ſinnigen Alten haben davon je und je zur Wahrung der Ackergrenzen Gebrauch gemacht, indem ſie zum Setzen eines Grenzſteines einen oder mehrere Knaben als Zeugen beizogen und ihnen die Erinnerung daran durch eine unvergeßliche Ohrfeige einhefteten.

im Kranze ſeiner Tugenden geprieſen worden iſt. Doch war die ſittliche Schönheit ſeines harmoniſch geiſtvollen Weſens von höherer Art als die helleniſche, die ſie abſpiegeln wollte; verklärt durch den chriſtlichen Geiſt der Reinheit und der Demuth leuchtete ſie in einem ſtrahlenderen Licht. Ja dieſe kindliche Reinheit und Unſchuld, dieſe zarte Jungfräulichkeit des Sinnes und des Lebens, die bis zu ſeinem Sterbebette nicht von ihm gewichen iſt, goß über den ſo aufrichtig anſpruchsloſen und äußerlich gar unſcheinbaren Mann jene anmuthige und doch Ehrfurcht gebietende Würde aus, die Erasmus, indem er von dem kaum neunzehnjährigen Jünglinge ſpricht, als verecunda regiaeque prorsus indolis festivitas bezeichnet.“ D. Red.

So kommt ſchon vieles in unſer Gedächtnis vor aller Thätigkeit des verſtandesmäßig operirenden Geiſtes und ohne dieſelbe, und das mag uns von vorneherein ein Wink ſein, daß wir nicht Urſache haben, auf dasjenige verächtlich herabzuſehen, was uns auf einem andern Wege als dem des verſtandesmäßigen Denkens zugeführt worden iſt, ein Wink, der auch in der Würdigung des Memorirens nicht zu überſehen iſt, wiewohl allerdings bei dieſem, dem Memoriren, zunächſt lediglich die zweite Art des Merkens in Betracht zu ziehen iſt: das wiſſende, abſichtliche Einprägen des Lernſtoffes, das Merkenwollen. Unſer „Einlernen" dürfte dem Worte Memoriren vielleicht noch mehr entſprechen als das dafür gewöhnliche „Auswendiglernen," mit welch letzterem die Sprache das zunächſt äußerliche Verhältnis des Merkſtoffes zum Geiſte des Lernenden, und zugleich den Gegenſatz des Inwendiglernens, des innerlichen Aufnehmens in das Verſtändnis, bezeichnet. Der Memorirende ſucht nun eben etwas ihm zunächſt auswendiges in ſich aufzunehmen, in ſich hineinzulernen und als geiſtiges Eigenthum zu erfaſſen.

Aber auch bei dieſem abſichtlichen Einlernen iſt die Thätigkeit wieder eine verſchiedene. Das Gedächtnis faßt entweder den zu merkenden Stoff gerade in derſelben Form auf, wie er gegeben iſt, ohne auf den geiſtigen Inhalt zu achten, oder es achtet zunächſt eben auf dieſen. Für jene Art des Memorirens iſt die Form das Primäre, der Sinn das Secundäre, für dieſe kehrt ſich beides um. Im erſteren Falle hat das Gedächtnis die Art eines Knechtes, im andern die Art eines Freien. Es giebt alſo eine knechtliche und eine freie Art des Memorirens. Die knechtliche iſt die, wie das Kind und überhaupt der noch auf der Stufe der Kindheit ſtehende Menſch, der Unmündige, etwas einlernt. Wir ſagen knechtlich, nicht knechtiſch, nur zur Erklärung, nicht zur Verachtung dieſer mehr mechaniſchen Art des Memorirens, des eigentlichen Auswendiglernens. „So lange der Erbe ein Kind iſt, ſo iſt unter ihm und einem Knechte kein Unterſchied, ob er wohl ein Herr iſt aller Güter" (Gal. 4, 1.). Das Kind lernt in der Einfalt, im Gehorſam, im Glauben, im Glauben an den, der ihm etwas zum Memoriren aufgiebt, und im Glauben an das, was er ihm aufgiebt. Es glaubt ihm aufs Wort und lernt es auch Wort für Wort. Der Mann dagegen, der mündige und freie, hat das Bedürfnis, zu erkennen, zu verſtehen; er achtet auf den Geiſt und Inhalt des Wortes, er ſetzt das, was er memorirt, mit dem, was er ſchon in ſich hat, in Verbindung und ſucht ſich vor allem den Inhalt des Memorirſtoffes und dann immerhin auch die Form, darin er verleiblicht iſt, bis aufs Wort hinaus klar, bekannt, geläufig und ſo zu eigen zu machen. Anders memorirt das Kind ſeine Schulaufgabe, anders der Mann den Entwurf einer Rede, mit der er auf Kanzel oder Tribüne auftreten will. Jenes achtet rein auf die Worte, wie ſie lauten und auf einander folgen, meiſt ohne an ihre Bedeutung zu denken, lernt manchmal den hellen Unſinn, dieſer geht den Gedanken nach, prägt ſich ihren Zuſammenhang ein, ihre innere Verwandtſchaft, ihre Gegenſätze und wird ſo ihrer Meiſter. Ein Knabe und ein Gelehrter lernen eine fremde Sprache, und da geht es beiderſeits nicht ohne Memoriren ab; aber wie verſchieden iſt die Art, wie beide ihr Vorhaben ausführen! — In dieſer Verſchiedenheit der Auffaſſung bei Unmündigen und Mündigen liegt auch der Grund, warum die frühere Jugend nicht nur überhaupt ſo friſch und leicht memorirt, ſondern namentlich auch vereinzelte, durch keine geiſtigen Beziehungen mit einander verknüpfte Dinge, wie einzelne Wörter, Zahlen, Thatſachen merkt. Darum wird denn auch der Anfang im Erlernen fremder Sprachen am zweckmäßigſten in die Jahre des Knabenalters gelegt.

Aus dem allen ergiebt ſich die Ordnung: das Kind memorire als Kind, der Mann als Mann. „Da ich ein Kind war, da redete ich, wie ein Kind, und war klug, wie ein Kind, und hatte kindiſche Anſchläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindiſch war," ſagt Paulus (1. Kor. 13, 11.). Wer das Kind, den Knaben mit Memoriren verſchont oder nur Verſtandenes memoriren laſſen will, der verſündigt ſich nicht weniger an geſunder Didaktik, als wer dem Jünglinge noch nach Jeſuitenart vorzugs-

weiſe auswendig gelernten Stoff abhört und abfragt. — Indes der Unmündige ſoll doch mündig, der Knecht ein Freier, das Kind ein Mann werden, und darum iſt auch ſchon auf der Stufe des knechtlichen Memorirens das freiere und freie anzubahnen, und in der Kunſt, den „Erben," ſo lange er noch zart und unter den Vormündern und Pflegern iſt, ſchon weislich und rechtzeitig für die freie Verwaltung des Erbes vorzubereiten und andererſeits den ſchon gereifteren nicht zu frühe von der Demuths- und Gehorſamszucht der Memoriraufgaben zu emancipiren, mit der jungen Kraft nicht zu ſpielen und zu zärteln, aber auch nicht ſie vorgreifend oder hemmend zu vergewaltigen, ſondern ihr jederzeit zu geben, was und wie es ihr gebührt, darin bewährt ſich der wahre Lehrer.

In früheren Zeiten gieng faſt alles Lernen der Jugend im Memoriren auf und in der Sprache des Volkes iſt heute noch das Lernen hauptſächlich Auswendiglernen. „Pueri statim, ut praecepi, quam plurima edisoant," ſagt Quintilian (XI, 2, 40), und das blieb Jahrhunderte hindurch die Regel. Man hat den Magen des Geiſtes mit möglichſt viel Nahrungsſtoffen gefüllt und es dann ſeiner Verdauungskraft überlaſſen, ob und wie er dieſelben verarbeiten und in Saft und Kraft verwandeln möge. Kräftigere Naturen ſind wohl auch damit zurecht gekommen, ſchwächere konnten ſich daraus immerhin ein und anderes, das für ſie paßte, aſſimiliren; bei den meiſten mochte das alſo eingenommene Nahrungsmaterial unverdaut liegen bleiben oder wieder abgehen mit mehr oder weniger Nachtheil für die Geſundheit des Geiſtes ſelbſt. Der Motor dieſes Lernmechanismus war in der Regel der Stock. Dieſe einſeitige Vergewaltigung des Gedächtniſſes verfehlte nicht, je und je auch eine Reaction im Intereſſe einer freieren Auffaſſung der Wiſſensſtoffe hervorzurufen. So war es einer von den didaktiſchen Grundſätzen des Ratich († 1635): „Nichts ſoll auswendig gelernt werden. Urſach, es iſt ein Zwang der Natur, man thut dem Verſtand Gewalt an, darum giebts die Erfahrung, daß wer ſich viel an Auswendiglernen bindet, dem gehet viel ab am Verſtand und Scharfſinnigkeit, denn weil der Verſtand muß an die Wort gebunden ſein, hat er nicht Raum einem Dinge recht nachzuſinnen." (K. v. Raumer Pädag. II, 33.) Auch der treffliche Am. Comenius († 1671) warnt in ſeiner Didactica magna: „der Schüler lerne nichts auswendig, was er nicht begriffen hat." Rouſſeau erklärt dem Auswendiglernen entſchieden den Krieg. Baſedow („Memorirt wird bei uns ſehr wenig") und die Philanthropiſten ſtimmen damit überein. Peſtalozzi will zwar manches „bis zur Unvergeßlichkeit" eingeprägt wiſſen, aber in ſeiner Schule wurde nach Ramſauers Zeugnis „weder etwas weltliches noch etwas geiſtliches auswendig gelernt."

Während ſo der Zug der Lehrmethode ſich in neuerer Zeit vom Auswendiglernen als etwas mechaniſchem, das den Geiſt tödte, das die Kinder verdumme, abwendete, machten Hamilton und noch mehr Jacotot wieder eine Schwenkung und meinten, in zunächſt ganz unverſtandenen Sprachſtücken (? d. Red.), die mechaniſch einzulernen, und woran nach und nach die ganze Sprache zum Verſtändnis zu bringen ſei, den ſichern Grund der Geiſtesbildung legen zu können. Aus dieſen langen Schwankungen des Züngleins bald nach rechts, bald nach links, bald zu Gunſten des Memorirens, bald der freien Aneignung hat ſich mehr und mehr in den letzten Jahrzehnten die Anſchauung durchgebildet, daß beides, die freie und die knechtliche Behandlung des Gedächtniſſes, ihr Recht habe und daß es die Aufgabe der Lehrkunſt ſei, dieſes beiderſeitige Recht zu achten und zu pflegen. Und in der That heißt es die Natur des Gedächtniſſes gänzlich verkennen, wenn man ihm auf jeder Stufe nur Verſtandenes überliefern will, wenn man alles zunächſt auf Treu und Glauben Angenommene ohne weiteres als todten Kram, als nutzloſen Ballaſt wegſchätzt und die Erwerbung desſelben durch Memoriren als grauſame Plackerei der Jugend anſieht; aber es heißt auch andererſeits die Natur des menſchlichen Geiſtes und das Ziel aller menſchlichen Bildung aus den Augen verlieren, wenn man nicht auf ein verſtändiges Auffaſſen der gelernten

oder zu lernenden Dinge hinſteuert. Daß nach beiden Seiten, und nach der letzteren beſonders in der Volksſchule geſündigt worden iſt und immer noch geſündigt wird, iſt wohl unleugbar.

Es kommt auch hier alles darauf an, daß die Regel beachtet werde: alles zu ſeiner Zeit, alles in rechtem Maß und in rechter Ordnung. Dem Unmündigen im Anfange des Schullebens ſpreche man den ihm anzueignenden Memorirſtoff ſo lange vor und laſſe ihn nachſprechen, bis er haftet, ohne alle Erklärung. Das ſind die harmloſen Lerner, die ſchon die Thätigkeit ihres Mundes und der Klang der Worte freut, nnd die ſich hoch belohnt fühlen, wenn ſie nur etwas können, es ſei, was es wolle. Sobald die nöthige Leſefertigkeit erworben iſt, tritt das eigene Leſen und leſende Wiederholen an die Stelle des Vorſprechens. Nach und nach werde die Aufmerkſamkeit auch auf den Inhalt der Worte, auf Sinn und Bedeutung derſelben gerichtet, aber in ſehr beſcheidenem Maße. Es genügt die Verſtändigung über den grammatiſchen Sinn, über die Vertauſchung eines unbekannten Wortes mit einem bekannteren. Mit der Entwicklung des Denklebens iſt auch mehr für das Verſtändnis des zu memorirenden Stoffes zu thun, doch iſt Vorſicht und Geduld ſehr anzurathen; denn die Kindesart der Auffaſſung iſt in dem Alter vor Eintritt der Pubertät in der Regel weitaus die vorherrſchende. Eine rein mechaniſche, eine knechtiſche Behandlung des Gedächtnisſtoffes kann allerdings auch Schaden anrichten, aber faſt noch größer dürfte der Nachtheil ſein, der aus dem Beſtreben, alles zu erklären und zu verdeutlichen, erwächst. Jene Beladung mit unverſtandenem Stoffe kann in ſpäteren Jahren und unter allerlei Lebenseinflüſſen ihr Correctiv finden und der ſicher memorirte Stoff bildet eine Grundlage, aus der unter günſtigen Umſtänden noch allerlei werden kann; das vorzeitige Verſtändeln aber beeinträchtigt die Einfalt des jungen Geiſtes, ſeine geſunde Entwicklung, läßt vor lauter Erklärung nicht zur Klarheit kommen, verhindert Sicherheit und Gründlichkeit, macht oberflächliche Raiſonneure und kann eine „Verdummung“ herbeiführen von nur etwas ſcheinbarerer Form als jene, die dem einſeitigen Memorirmechanismus zur Laſt gelegt wird.

Daß bei dem Memoriren auch ſonſt die Regeln einer geſunden Didaktik einzuhalten ſind, daß man Größe und Schwierigkeit der Aufgabe nach der Kraft des Schülers bemeſſe, daß man dieſe nie überfordere, aber auch nicht allzuzärtlich ſchone, ſondern dem Geiſtesmagnet allmählich ein weiteres Gewicht anhänge, daß man eine gewiße Ordnung und Regelmäßigkeit einhalte und dgl., verſteht ſich von ſelbſt. Namentlich dringe man auf eine ſaubere, ſorgfältige Leiſtung, auf ein rechtes, ſicheres Wiſſen und Können als nächſten Lohn für die aufgewendete Mühe, dulde, wenn es ſich um Herſagen des Memorirten handelt, kein Stocken, Stottern, Wiederholen, kein Bedecken der Verlegenheitslücken mit der von C. L. Roth entdeckten „neuen Interjection,“ lege Gewicht auf lautes, deutliches Sprechen des angeeigneten Stoffes, und wache beſonders da, wo es ſich um ganze Stücke von ſachlichem oder ſprachlichem Werthe handelt, z. B. bibliſche Abſchnitte, Gedichte, über entſprechend langſamem, wohl articulirtem und richtig betontem Vortrage (ſ. d. Art. Abhören). Das Memorirte werde von Zeit zu Zeit wiederholt. Ob das Gedächtnis etwas, was es einmal gewußt, abſolut wieder verlieren kann, iſt noch die Frage; gewiß aber iſt, daß das Gelernte zurücktreten, bis zur Unkenntlichkeit erbleichen kann, ſo daß es dem wollenden Geiſte nicht mehr zu Gebote ſteht. So vergeſſen Kinder in der Fremde ihre Mutterſprache, und wie meiſterlich oft Schüler jene Kunſt handhaben, die Themiſtokles der beſten Mnemonik vorgezogen hätte, iſt jedem Lehrer bekannt. Daher iſt die bekannte mater studiorum unentbehrlich, ſoll das Memorirte nicht nur recht für die Schule, ſondern noch über dieſe hinaus für das Leben gelernt ſein. Ganz beſonders würde in der Volksſchule, die ihre Kinder noch in den Kinderſchuhen entlaſſen muß, nichts nachtheiliger wirken, als eine ungebührliche Beſchränkung des Memorirſtoffs, namentlich des religiöſen. Das Ergebnis ihrer ganzen Thätigkeit wäre damit großentheils in Frage geſtellt. Phil. Wackernagel ſagt zwar

(D. Leſebuch IV, 98): „Ich kenne Menſchen, die nie etwas auswendig gelernt und doch viel auswendig wiſſen.“ Mag ſein. Aber wer möchte daraus die Regel für alle ziehen: alſo laſſe man nichts auswendig lernen!? — Und weiter: „Wer etwas inwendig weiß, weiß es auch leicht auswendig.“ Auch richtig; darum möge man „das eine thun und das andere nicht laſſen.“

Auf die Frage nach dem, was namentlich memorirt werden ſolle, nach dem Memorirſtoff, iſt der Lehrer nicht verlegen; denn auf den Acker des Gedächtniſſes wird bei jedem Lehrfache mehr oder weniger geſät. Wer wollte Rechnen und Geometrie, überhaupt Mathematik, wer Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte, Naturlehre, Chemie lehren, ohne auf ein feſtes Wiſſen von Regeln, Sätzen, Formeln, Thatſachen, Zahlen, Namen, Geſetzen hinzuarbeiten, was alles dem Gedächtniſſe anzuvertrauen iſt? Namentlich aber bietet ſich dazu dar Sprache und Gottes Wort.

Schon die Mutterſprache, wiewohl ſie im gewöhnlichen Umgang ohne Mühe erlernt wird, lädt dazu ein, das Gedächtnis der Jugend mit dem Beſten und Schönſten, was in ihr zur Blüte und Frucht gekommen iſt, zu befrachten, es geſchehe nun durch öfter wiederholtes Vorführen, Leſen und Leſenlaſſen von muſterhaften Sprachſtücken oder durch eigentliches Memoriren. Beſonders eignen ſich dazu dichteriſche Stücke, weil ſie Wahres und Gutes auch in ſchöner Form geben und dadurch mit dem Vortheile der ſachlichen Bereicherung zugleich auch den Sinn für das Schöne wecken und bilden und weil mit dem Wohlgefallen an dem muſikaliſchen Gang und Klang der Worte auch Sinn, Geiſt und Gemüth der lernenden Jugend in ein wohlthuendes Mitbeben und Mitklingen gezogen wird. Aber auch gute Proſaſtücke ſind nicht ausgeſchloſſen; denn auch gute Proſa hat ihre Muſik, „nur iſt (nach Phil. Wackernagel) in der Proſa die Muſik aufgelöst, während ſie in der Poeſie Kryſtall, Melodie wird. In der Proſa fließen tauſend Melodien, tauſend Strophen in einander; während der Aufgeſang der einen vorüberrauſcht, bricht in die zweite Welle ſchon eine andere herein, und ehe dieſe ihren Abgeſang vollendet, ſtört ſie in leiſer Verſchmelzung eine dritte bereits auch ſchon zertheilte Weiſe,“ und alle bilden ſo, was Jacobs „die freiere Muſik des proſaiſchen Numerus“ nennt. Derſelbe feinhörige Beobachter der Muſik in der Proſa (Wackernagel) ſpricht ſich zwar gegen das Auswendiglernen von Stücken gerade aus der Mutterſprache aus. Er ſagt (D. Leſebuch IV, 97. 98): „Nur die Liebe zum Gegenſtande, die Liebe die von ihm ausgeht, die ich nur erwidere, ſeine Schönheit vereinigt mich mit ihm; dieſe innerliche Vereinigung kann nicht auswendig gelernt werden. — Das Schöne behält man als Eigenthum, als unmittelbar Begriffenes; der Verſuch, es auswendig zu lernen, entfremdet es. — Etwas mit Freuden leſen und hören, es immer wieder leſen und ſich liebevoll damit beſchäftigen, das führt zu einem Wiſſen, das, wo es noth thut, auch auswendig erſcheinen kann.“ Das iſt immerhin beherzigenswerth; allein der Standpunct, von dem aus das geſagt wird, iſt doch wohl ein zu idealer und überſieht namentlich die Natur der früheren Jugend, die eben für die hier erforderte freie Liebe will gezogen und gewöhnt werden, und überſieht zugleich auch die Möglichkeit, daß ja eben die Liebe zu einem ſchönen Sprachſtück wenigſtens den begabteren Knaben oder Jüngling reizen kann, ſich ein ſolches bis in ſeine einzelnen Theile hinein zu eigen zu machen, um es ſich in jedem Augenblicke wieder vergegenwärtigen zu können, und da würde er es denn doch vollends memoriren. Was ſo der Begabtere in freier Liebe thut, das läßt man die anderen im Gehorſam thun. Ein Schatz von ſchönen Sinnſprüchen, Liedern, es ſeien Singlieder mit den Tonweiſen oder Lieder mehr didaktiſcher Art, von ausgewählten Abſchnitten aus größeren Werken von Dichtern oder auch Rednern wäre ein ſchöner Lohn, der dem Memoriren auf dieſem Gebiete zu theil würde. Für die Volksſchule, die Dorf- und niedere Stadtſchule wenigſtens, wird man über Bibel und Geſangbuch ſammt dem kirchlichen Bekenntnisſtoffe für die Jugend nicht hinausſchreiten dürfen. Für die Kleinode der weltlichen Poeſie fehlt die nothwendige Bildungsgrundlage. Nur in der gehobenen Volks-

ſchule der Städte könnte davon einigermaßen die Rede ſein und auch da mit großer Vorſicht. Für Singlieder, deren Stoff dem einfachſten Natur-, Gemüths- oder Gemeinſchaftsleben entnommen iſt, und ihre Einübung in das Gedächtnis legt billig ſchon die Volksſchule und mehr noch die höhere Schule den Grund. Singlieder muß man auswendig können; nur ſo thun ſie ihren Dienſt ganz. Am beſten lernt man ſie auswendig durch öfteres Singen. So hat ſich das Volkslied hauptſächlich fortgepflanzt. Es iſt nur halbe Luſt, wenn man zum Liederſingen nach dem Liederbuch greifen muß.

Ganz unabweislich iſt vollends das Memoriren in der höheren Schule, die einen großen Theil ihrer Thätigkeit dem Erlernen von einer oder mehreren fremden Sprachen widmet. Hier muß alles, Stoff und Form zunächſt gedächtnismäßig aufgefaßt werden. Ohne vielfaches Memoriren von Formen, Regeln, von ganzen Perioden, Geſchichten, Gedichten, Reden, wird ſchwerlich eine Fertigkeit gewonnen werden, in der fremden Sprache zu denken und zu reden. Die engliſchen Gelehrtenſchulen machen bei ihren Sprachſchülern vom Memoriren den ausgedehnteſten Gebrauch und — nach ihrem Bildungsideal wenigſtens — nicht zum Schaden der Jugend. Parlamentsverhandlungen und ähnliche Gelegenheiten haben ſchon bewieſen, wie dadurch kürzere oder längere Stellen aus Claſſikern den Schülern zum unverlierbaren Eigenthum geworden ſind. Die loci memoriales von Ruthardt (Raumer Päd. III, 90 ꝛc.), das Wiederauftauchen von Vocabeln und Memorialverſen zum Einlernen von Regeln und Ausnahmen und ähnliche Erſcheinungen auf dem Gebiete der Sprachlehre ſind Zeichen, daß auch hier das Memoriren in ſeine von der falſchen Aufklärung bedrohten Rechte wieder eingeſetzt worden ſei. Und ſelbſt in demjenigen Lehrgegenſtande, der das innerlichſte Leben des Geiſtes und Gemüthes, das Leben in Gott, berührt, der Religion, iſt dem Memoriren eine wichtige Aufgabe geſtellt. Das religiöſe Leben ſelbſt läßt ſich nicht an- oder einlernen, und wenn irgendwo, ſo wäre hier gegen das Auswendiglernen und Auswendigwiſſen Verwahrung einzulegen. Allein die vollkommene Religion, das Chriſtenthum, trat geſchichtlich in die Welt. Die Anfangsthat, damit es geworden, war die Verleiblichung des ewigen Wortes (Joh. 1, 14), es hat ſich in That und Wort dargeſtellt, und dem geſammten Reiche Chriſti eignet eine geiſt-leibliche Natur, ſo iſt es begreiflich, daß der Unterricht in demſelben und für dasſelbe kein rein geiſtiger ſein kann. Es giebt hier nicht nur geſchichtliche Thatſachen zu wiſſen und zu behalten, die es vorbereitet, gegründet, bezeugt haben (bibliſche Geſchichte des A. und N. T.) ſondern auch die Zeugniſſe des Wortes, darin der Geiſt der Wahrheit für alle Zeiten geredet und ſich kund gegeben hat. (Kernſtellen der h. Schrift, Lieder der ſingenden Kirche und Summa des kirchlichen Bekenntniſſes). Der rationaliſirenden Pädagogik war begreiflich der religiöſe Memorirſtoff ein Fels des Aergerniſſes und iſt es noch. Sie hat aber auch, indem ihr alles in das Wiſſen von der Religion und in Moraliſiren aufgieng, indem ſie dem freien Denken in demſelben Maße viel zugemuthet, als ſie das Gedächtnis ſchonen zu müßen meinte, viel zu der Unwiſſenheit, Hohlheit, Oberflächlichkeit und Urtheilsloſigkeit in Sachen des Chriſtenthums und der Kirche beigetragen, an der wir heutzutage unſer Volk in allen Kreiſen, den höheren verhältnismäßig noch mehr als den niedrigen, kranken ſehen.

So viel über das Memoriren, über ſeinen Werth und ſeine Berechtigung auf dem Gebiete der Schule. Nun noch ein Wort über Memorirübungen.

Die Stärke der Gedächtniskraft iſt bei den Menſchen ſehr verſchieden. Ein gutes, d. i. leicht faſſendes und ſicher behaltendes Gedächtnis bedarf der zum Memoriren erforderlichen Wiederholungen wenige; einem ſchlechten Gedächtniſſe dagegen, das ſchwer faßt und leicht vergißt, thut vielfache Wiederholung noth. Es giebt Menſchen, für welche ein einmaliges Hören oder Ueberleſen einer Namenreihe, eines Gedichtes, einer Rede ſchon zum Merken hinreicht. So der Engländer Morton, ſo der Redner Hortenſius, Picus Mirandola, Joſeph Scaliger u. a. Bekannt iſt, wie Voltaire einmal von ſeinem gekrönten Freunde in Sans-soucis mit einem ſolchen Gedächtnisgenie in Ver-

legenheit gesetzt wurde, welches auf Veranstaltung des Königs ein nagelneues Gedicht des Philosophen von Ferney hinter einem Verschlage vortragen hörte und es dann zum Erstaunen des Autors als etwas ihm altbekanntes vortrug. Welch ein Abstand zwischen solchen hochbegabten Merkern und etwa einem hartköpfigen Schulkinde, das sich mit seiner Aufgabe stundenlang plagt!

Es hält sich aber mit der Gedächtniskraft wie mit jeder Kraft des Leibes und Geistes: sie ist der Bildung, der Stärkung fähig. Und daß das Gedächtnis gestärkt und frühe schon gestärkt werde, ist von großer Wichtigkeit; denn das sichere Fassen und Behalten desselben ist für Schule und Leben von unberechenbarem Werthe. Schöpfen doch die inneren und äußeren, die höchsten und niedersten Thätigkeiten des Menschen beständig aus diesem Brunnen der Erinnerung, und Wissenschaften und Künste, Hantierungen und Gewerbe greifen beständig in diesen wunderbaren Speicher. Wie wäre Erfahrung und was sich von Klugheit, Vor-, Um- und Einsicht darauf gründet, möglich, ohne ein tüchtiges Gemerke? Man verschließe dem Gelehrten, dem Dichter, dem Künstler die wohlgefüllte Vorrathskammer des Gedächtnisses, man hemme ihn in der freien Verfügung über ihren wunderbaren Inhalt, und er ist ein Maler ohne Pinsel und Farben, ein „Johann ohne Land." Wie jämmerlich gemahnt uns der Abt in Göthes Götz, dem jedesmal der Name fehlt, den er nennen will! Darum ist Stärkung des Gedächtnisses eine hochwichtige Aufgabe der Pädagogik.

Wie soll das geschehen? Wir wissen im Grunde heute noch kein besseres Mittel dazu, als Quintilian (XI, 2. 40) angiebt: Si quis tamen unam maximamque a me artem memoriae quaerat, exercitatio est et labor: multa ediscere, multa cogitare, et si fieri potest, quotidie, potentissimum est. Also tüchtige Anstrengung, vielfache und womöglich tägliche Uebung. Der Stoff dazu ist nicht erst weit her zu holen, er bietet sich, wie schon oben gesagt, bei jedem Lehrgegenstande dar. Alles Lernen ist zugleich auch eine Memorirübung, und es darf nur auch diese Rücksicht dabei gehörig im Auge behalten werden. Oder sollte man etwa eine Reihe von wohlbemessenen Uebungen an zusammenhangslos gewählten Wörtern, Zahlen, Sätzen ersinnen, die mit der wachsenden Kraft immer schwerer und verwickelter würden? etwa wie man gemachte Finger- und Treffübungen hat für das Clavier, Solfeggien für den Gesang oder systematisch auf die Stärkung aller Glieder und Muskeln berechnete gymnastische Bewegungen für Gesunde und Kranke? Selbst die neueren Flügelstudien eines Cramer, Czerny, ja die Fingerübungen des alten Sebastian Bach, seine lieblichen „Inventionen," könnten uns vor solcher Unnatur warnen. Wie sich die Sprachkraft nnd Spracherkenntnis an den Wörtern, Formen und Sätzen nicht etwa einer zu diesem Zweck erfundenen Mustersprache, sondern einer bereits gegebenen Sprache übt und bildet, so übt und stärkt sich auch das Gedächtnis am zweckmäßigsten an den für die Bildung überhaupt nöthig erachteten Lehrgegenständen. Also keine eigenen, selbständigen Memorirübungen, so wenig als systematische Denkübungen. Jeder Unterricht sei eine Denkübung und jeder Unterrichtsgegenstand eine Gelegenheit und Aufforderung zur Uebung der Gedächtniskraft. Der Lehrer habe nur sein Augenmerk beständig auch darauf gerichtet, daß dem Gedächtnisse seine passende Uebung werde. Kein Tag, womöglich, ohne eine solche, Nulla dies sine linea. Wenig, aber tüchtig und regelmäßig, das sichert am meisten das Erstarken der Kraft. Auf die künstlichen Manipulationen der s. g. Mnemotechnik (s. d. Art.) halten auch wir nicht viel, so weit sie der Schule dienen soll. Ein bekannter neuerer Mnemotechniker hatte vor einigen Jahrzehnten die Lehrer und Zöglinge der Erziehungsanstalt Stetten durch seine Leistungen in Erstaunen gesetzt. Er vermochte ganze Reihen von Namen, Sätzen ꝛc. auf einmaliges Vorsagen in und außer der Ordnung nachzusprechen. Die Lehrer und älteren Zöglinge wendeten sechs Nachmittage daran, die Kunst zu lernen und am Ende der Woche thaten mehrere der Schüler es dem Meister nach. Allein zu viel mehr als zu Schau-

ſtücken dürfte die Sache doch kaum zu gebrauchen ſein. Wir halten es nach wie vor mit des alten Römers labor et exercitatio. **B. Strebel.**

Menſchenſcheu. Da das Wohlſein und die ganze Entwicklung des Menſchen an ſein Zuſammenleben mit den Menſchen gebunden iſt, ſo bleibt eine menſchenſcheue Abſonderung und Iſolirung immer etwas naturwidriges und krankhaftes. Die Neigung zum Alleinſein, zur ſtillen, von zerſtreuenden Reizen der Außenwelt ungeſtörten Beſchäftigung kann ſchon bei Kindern hervortreten, ohne tadelnswerth zu ſein (vgl. d. Art. „Abneigung") und ohne Gefahr, in Menſchenſcheu auszuarten. Ebenſo natürlich iſt es, wenn einſam erzogene Kinder nur mit Furcht und Bangigkeit in die Geſellſchaft Erwachſener oder in die ihnen fremden Kreiſe der Stadtkinder eintreten; mit dem Eindruck des Ungewohnten und Fremden verliert ſich die Scheu von ſelber. Es giebt aber auch ſchon unter der Jugend Melancholiker, die bei allzugroßer Reizbarkeit des Gefühls und einem überwiegend nach innen gerichteten Weſen ſich ſcheu vor jeder rauhen oder ſchmerzhaften Berührung ſeitens ihrer Spielgenoſſen oder der Erwachſenen zurückziehen, jede Kränkung doppelt tief empfinden, Verſpottung nimmer verwinden und durch ungeſchickte Behandlung ſo verbittert und auf ſich ſelbſt zurückgetrieben werden, daß die Neigung zum Alleinſein ſchon früh bei ihnen zum unwiderſtehlichen Hang wird. Andererſeits treten auch ſchon in der Jugend ſtarre Gemüther hervor, die aus eigenſinnigem Trotz und Luſt an der Oppoſition ſich in ihrer Abſonderung gefallen und die wegen übergroßer Sprödigkeit ſich ſchwer bei der Gefühlsſeite faſſen laſſen, ſo daß ſie einer Verwilderung des Gemüthes anheim fallen, welche, wenn die ſpäteren Lebensverhältniſſe ungünſtig bleiben und das Herz nicht aufſchließen, als wirkliche Menſchenſcheu ſich offenbart. In beiden Fällen, bei zu großer Weichheit, wie bei zu großer Härte des Gefühls, muß die theilnahmsvolle Liebe der Eltern und Erzieher die Verſchloſſenheit heben; mit blos negativer Zucht, mit Drohungen, Scheltworten oder Strafen iſt hier gar nichts zu erreichen. Der Zögling muß es nicht bloß wiſſen, ſondern auch fühlen, daß man Antheil an ihm nimmt, daß man ihn werth hält und lieb hat; er muß die Erfahrung machen, daß mit jedem Schritte, den er aus ſeiner Verſchloſſenheit heraus thut, auch das Gemüth ſich erleichtert, die moraliſche Geſundheit zurückkehrt. Und ſo unbeholfen auch dieſe erſten Schritte ausfallen, ſie müſſen auf jede Weiſe anerkannt und zum Fortſchritt ermuntert werden. Es liegt in jeder Menſchenſcheu, auch da wo ſie ſich in den Mantel des Trotzes oder der Selbſtgenügſamkeit hüllt, ein drückendes Gefühl der Schwäche und Unfähigkeit, mit Menſchen zu verkehren. Iſt aber einmal das Eis gebrochen und das Gefühl eigener Kraft wieder gewonnen, dann wird auch die Neigung hervortreten, dieſe Kraft weiter in Uebung zu ſetzen.

Ein Menſch, in deſſen Gemüth die Liebe von Kind auf gepflegt worden iſt und dem die böſen Geiſter der Empfindlichkeit und des Ehrgeizes, der hohen Anſprüche an Welt und Leben fern geblieben ſind, der ebenſo mit klarem Verſtand einſieht, wie ſehr er der Menſchen zu Rath und That bedarf, wie ihn das eigene Herzensbedürfnis treibt, anderen Menſchen Liebe zu erweiſen, alſo einfach: ein Menſch, der in chriſtlicher Gemeinſchaft aufgewachſen und für ſolche erzogen iſt, wird nie menſchenſcheu werden, ſondern überall, wo Menſchen ſind, wird er ſich daheim fühlen. Wenn ſich jemand in ſeine Nebenmenſchen, in deren Eigenheiten und Schwächen nicht finden kann, ſo wird zwar dies leicht zu jenem Uebel führen, aber eben dieſes „ſich nicht finden können," wie es am leichteſten bei alten Leuten vorkommt, die für die anders gewordene Zeit kein Verſtändnis mehr haben, iſt ſelber die Frucht eines Mangels an Liebe, eines eigenwilligen ſich Zurückziehens auf ſich ſelber. Möglich iſt es in allweg, daß phyſiſche Urſachen zu Grunde liegen; es giebt körperliche Uebel, die einem den Verkehr mit Menſchen, außer etwa einem ganz kleinen Kreiſe der Allervertrauteſten, läſtig und ſogar peinlich machen, wie z. B. übles Gehör oder auch tiefer liegende Krankheiten; hiegegen kann die Pädagogik von ſich aus nichts thun, außer ſofern ſie

durch die religiöſe und ſittliche Kräftigung des innern Menſchen die Mittel giebt, um auch ſolche Uebel in Geduld zu tragen, und ſtatt von den Menſchen ſich abzukehren, vielleicht nur weil ſie glücklicher ſind, als man ſelbſt iſt, vielmehr neidlos und dankbar das zu genießen, was auch dem Unglücklichen von Lebensgenuß noch geblieben iſt.

A. W. Grube.

Menſchenverſtand, geſunder. An nichts in der Welt wird ſo häufig appellirt, als an den geſunden Menſchenverſtand, auch bezeichnet ihn ja ſein bloßer Name ſchon als nothwendiges Eigenthum eines jeden wohlorganiſirten Menſchen. Aber eben weil er in ſolchem Grade Gemeingut ſein ſoll und gleichſam den Extract der geſammten Geiſtesthätigkeit eines Menſchen bildet, inſofern dieſe urtheilend und unſer Handeln regelnd ſich äußert, iſt es nicht leicht, zu definiren, was eigentlich geſunder Menſchenverſtand ſei, und der Verfaſſer dieſes Artikels fühlt ſich dieſer Aufgabe gegenüber in eine ähnliche Lage verſetzt, wie die, in welcher er ſich bei Beſprechung des Taktes in der Erziehung befand. So viel ſteht freilich feſt, daß der geſunde Menſchenverſtand eine Species des Genus Verſtand iſt, was aber unter Verſtand zu verſtehen ſei, auch darüber iſt ja erſt Verſtändigung nöthig. Früher nahm man Verſtand im weiteſten Sinne und gleichbedeutend mit Vernunft, indem man darunter überhaupt das Vermögen geiſtiger Warnehmung verſtand. Neuerdings erſt hat man zwiſchen beiden Begriffen beſtimmter zu unterſcheiden angefangen, und namentlich der kritiſchen Philoſophie verdankt man deren nun herrſchende beſtimmtere Faſſung; und aus neuerer Zeit datirt auch — vielleicht weil der Artikel ſelbſt ſeltner geworden iſt? — die häufigere Nennung des geſunden Menſchenverſtandes. Während man ſich nun gewöhnt hat, unter Vernunft „das Vermögen und den Inbegriff der ſelbſtthätig erkannten und erſchloſſenen überſinnlichen Wahrheiten zu verſtehen,“ bezeichnet Verſtand das Vermögen „durch Erfahrung vermittelte Vorſtellungen zu haben und ſie gedankenthätig angemeſſen zu verwenden.“ Um dieſer Richtung auf die Anwendung ſeiner Vorſtellungen willen wird der Verſtand von Kant geradezu als „das Vermögen der Regeln“ definirt, und je nachdem von dem Verſtande die Urtheilskraft unterſchieden oder darunter mit begriffen wird, als das Vermögen, die Regeln nur zu erzeugen, oder zugleich als das Vermögen, den einzelnen Fall unter die Regel zu ſubſumiren. In dem Begriff des geſunden Menſchenverſtandes iſt nun der der geſunden Urtheilskraft offenbar miteingeſchloſſen: er iſt nicht ein rein theoretiſches, ſondern zugleich ein entſchieden praktiſches Verhalten, er iſt nicht bloß das Vermögen, richtige Vorſtellungen zu bilden und richtige Regeln daraus zu abſtrahiren, ſondern zugleich das Vermögen, von dieſen Regeln im wirklichen Leben einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen. Ihn als einen gemeinen oder allgemeinen Menſchenverſtand zu bezeichnen, iſt pleonaſtiſch: im Worte Menſchenverſtand liegt es ſchon, daß er etwas naturgemäß allen Menſchen gemeinſam zukommendes iſt, das, was die Franzoſen als sens commun oder bon sens, die Engländer als common sense bezeichnen. In dem Attribute der Geſundheit liegt aber ſowohl die Forderung ſeiner inneren Kräftigkeit, als die des richtigen Gleichgewichtes, in welchem er mit anderen Thätigkeiten des Geiſtes ſtehen muß, ausgeſprochen. *)

Ungeſund iſt der Verſtand darum noch nicht, daß er, den Entwicklungsgeſetzen des geiſtigen Lebens gemäß, noch nicht zu ſeiner vollen Entfaltung gelangt, oder auch bereits wieder unter die Einflüſſe der „rückbildenden Metamorphoſe“ des menſchlichen Lebens getreten iſt. Da er eine durch Erfahrung vermittelte Erkenntnis und Thätigkeit iſt, ſo kann er in Jahren noch nicht vorhanden ſein, in welchen reichere Erfahrungen noch

*) Noch eine Definition zur Auswahl: Geſunden Menſchenverſtand hat der, der alle Dinge nach ihrer Wirklichkeit, wie ſie unmittelbar erkannt und wie ſie in einfachen Zuſammenhängen von Urſache und Wirkung aufgefaßt werden kann, auffaßt und beurtheilt, ohne ſich durch irgend welche Vermittlungen, ſei es Poeſie oder Speculation, ſei es Tradition oder Vorurtheil, darin beirren zu laſſen. D. Red.

nicht gemacht werden können, und darum ſagt das Sprüchwort, daß der Verſtand nicht vor den Jahren komme. Inſofern er aber zugleich in der Anwendung der von ihm gefundenen Regel auf das wirkliche Leben ſich zeigt, kann andrerſeits ſeine volle Wirkſamkeit auch dadurch beeinträchtigt werden, daß mit den Jahren die friſche entſchloſſene Thätigkeit abnimmt und ein allzubedenklicher, grübelnder Verſtand entſteht. In der Regel wird darum der geſunde Menſchenverſtand in vollſter Thätigkeit in dem Mannesalter ſich zeigen, wo mit der erforderlichen Lebenserfahrung die volle Kraft der Lebensthätigkeit ſich verbindet; der Knabe und Jüngling aber beweist ſeinen geſunden Menſchenverſtand dadurch, daß er der Einſicht Erfahrener vertraut und folgt, der Greis dadurch, daß er den Sinn ſich offen hält für die Beſtrebungen der heranwachſenden Generation und dieſen wohl ermäßigend, nicht aber in mistrauiſcher Voreingenommenheit und mürriſcher Unempfänglichkeit nur ablehnend und hemmend entgegentritt. Wirkliche *Ungeſundheit* dagegen tritt da ein, wo der natürliche Verſtand entweder *der Anlage nach ungewöhnlich gering* iſt oder *über ſeine Zeit hinaus unentwickelt geblieben* iſt, wo er *durch einſeitige Richtung und Ausbildung des Geiſtes nach anderen Seiten hin verkümmert*, und wo er ſeinerſeits *durch einſeitige Ausbildung andere geiſtige Thätigkeiten überwuchert*. Wenn wir hier auch, wie dies unſere Aufgabe fordert, von eigentlichen Seelenkrankheiten ganz abſehen, von der krankhaften Schwachheit des Verſtandesvermögens, welche wir als Blödſinn, und von der krankhaften Störung desſelben, welche wir als Wahnſinn bezeichnen, ſo müßen wir doch, da zur vollen Geſundheit des Verſtandes nicht allein die Richtigkeit, ſondern auch die Kräftigkeit ſeiner Thätigkeit gehört, ſagen: es kommen ſo dürftige Verſtandesanlagen vor, daß aus ihnen ein geſunder Menſchenverſtand im vollen Sinne ſich nicht entwickeln kann. In Bezug auf ſolche Individuen iſt eine beſcheidene Anwendung des Grundſatzes wohl geſtattet, welchen Wieland im Ariſtipp in Bezug auf „Onokradias, den Sohn Onolaus des zweiten, des Enkels von Onomemnon, der Urenkel von Onocefalus dem Großen war“ empfiehlt: „So einem ſoll man geſunde Begriffe, Grundſätze und Maximen in den Kopf, oder wenigſtens ins Gedächtnis einrammen, weil er ſie ohne fremde Hülfe nie bekommen würde. Wer nicht vom bloßen Zuſehen gehen lernt, muß es in einem Hängelwagen oder am Führbande lernen; wer blind iſt, muß geführt werden; wer nicht denken kann, ſoll andern glauben; wer ſelbſt kein Urtheil hat, mag, wenn er nicht ſchweigen kann, verſtändigen Männern nachſprechen. So will es die Natur und ſo iſts recht.“ Auch da, wo eine unter dem ſchweren Drucke äußerer Verhältniſſe vernachläßigte, oder im Uebergenuſſe äußerer Güter verweichlichte Erziehung die Verſtandesanlage zur geſunden Entwicklung nicht hat kommen laſſen, wird man ähnliche Grundſätze befolgen dürfen damit aber um ſo mehr nachlaſſen müßen, je mehr es der Erziehung gelingt, das Verſäumte nachzuholen.

Verkümmert wird die volle Geſundheit der Verſtandesanlage nicht bloß durch einſeitige Pflege der Phantaſie und des Gefühls, ſondern auch durch einſeitige Richtung des Verſtandes ſelbſt von der empiriſchen auf die ſpeculative Seite ſeiner Thätigkeit hin. Durch die erſtere Einſeitigkeit, infolge deren Phantaſie und Gefühl ihr eigenes Reich ſich ſchaffen und der Geiſt Sinn und Intereſſe für die Wirklichkeit und ihre Aufgaben verliert, entſteht jene weltſchmerzliche Sentimentalität, welche das Auge für die geſunde Beobachtung der nächſten Umgebung trübt und die friſche Kraft für die Erfüllung der nächſtliegenden Pflichten lähmt und gegen deren eitle und unfruchtbare Lamentationen *Göthe* in dem Gedichte „Rechenſchaft“ einen ſo ſchönen und kräftigen Proteſt im Namen des geſunden Menſchenverſtandes erhoben hat:

Ich verfluchte das Gewäſche,
Nannte meinen alten Lauf:
Narre, wenn es brennt, ſo löſche;
Hats gebrannt, bau wieder auf.

Derſelbe Dichter hat denn auch in dem „Kerl, der ſpeculirt," das treffende Bild der anderen einſeitigen Verſtandesverkümmerung gezeichnet, welche von dem böſen Geiſte ſpeculirender Voreingenommenheit im Kreis herumgeführt und des Sinnes für die ringsherum ſie umgebende ſchöne Weide friſcher Wirklichkeit beraubt wird, und welcher er ſeinen Mephiſtopheles zurufen läßt:

Daran erkenn ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht taſtet, ſteht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr ſei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das glaubt ihr gelte nicht.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß in der Innerlichkeit des deutſchen Geiſtes eine Verſuchung liegt, den ſo eben charakteriſirten Einſeitigkeiten zu verfallen, eine Verſuchung, welche bei dem mehr auf das äußerliche Praktiſche gerichteten Sinn anderer Völker in geringerem Maße vorhanden iſt. Von der Franzöſin Madame Staël hat Heine ſehr treffend geſagt, ſie habe große Mühe gehabt, nach der Vorſchrift ihres Freundes A. W. v. Schlegel die gar zu kindlichen Schöpfungen Tieckſcher Romantik zu bewundern; und bekanntlich wurde jener Mann, welcher auf einer deutſchen Landungsbrücke den Nagel einklopfte, über den alle andern geſtolpert waren, von einem Kenner der nationalen Eigenthümlichkeiten ſofort als ein Engländer cognoscirt. So ſind denn auch, im Gegenſatze gegen ſpeculative Erkenntnistheorien, vorzüglich Engländer und Franzoſen als die Theoretiker des geſunden Menſchenverſtandes aufgetreten (Reid, Inquiry into the human mind on the principle of common sense. 3. Ausg. 1769, und Marquis d'Argens, La philosophie du bon sens. 1737). Uebrigens fehlt es auch bei unſerem Volke nicht an Proteſten gegen die gelehrte Verkehrtheit. Es ſind deutſche Sprüchwörter, die uns belehren: „Die Gelehrten, die Verkehrten;" „Je gelehrter, je verkehrter;" „Es iſt kein Gelehrter, er hat ſeinen Schiefer;" „Gelehrte Leute ſind auch oft große Narren;" „Die Gelehrteſten ſind nicht immer die Klügſten;" „Von den Gelehrten leidet Chriſtus am meiſten." Gerade in ſeinen Sprüchwörtern, deren es einen ſo großen Reichthum beſitzt, ſpricht ſich der geſunde Menſchenverſtand unſeres Volkes am prägnanteſten aus. Das Intereſſe daran offenbarte ſich am kräftigſten in der Zeit, da der geſunde Sinn der deutſchen Nation gegen den unnatürlichen Zwang reagirte, welchen die römiſche Kirche ihr auferlegt hatte. Damals traten neben der volksthümlichen Komik, Lehrfabel und Satire von Hans Sachs, Burkhart Waldis und Fiſchart, die Sprüchwörterſammlungen von Agricola (1528) und Sebaſtian Frank (1541) hervor, und mit beſonderem Behagen ergieng ſich der Volkswitz in der ihm ſo ſehr zuſagenden Form der Priamel; Luther ſelbſt aber iſt der vollkommenſte Repräſentant, wie der Hoheit des Sinnes und der Tiefe des Gemüthes, ſo auch des geſunden Verſtandes des deutſchen Volkes. Auch der Sturm des dreißigjährigen Krieges weckte neben der energiſchen Vertretung, welche der geſunde Menſchenverſtand in den Schriften Moſcheroſchs und des trefflichen Balthaſar Schupp fand, die Sinngedichte von Logau, und der Faden der deutſchen Epigrammatik, in welcher im Gegenſatz zu Phantaſterei und Pedanterie der geſunde Verſtand unſeres Volkes zu Worte kommt, ſpinnt ſich durch Wernicke und Käſtner fort bis in Göthes köſtliche „Zahme Xenien". Neben dieſem können wir, als auf einen Beweis dafür, daß der geſunde Menſchenverſtand auch der Poeſie nicht ſchadet, nicht bloß auf den Kritiker Leſſing, ſondern auch auf den Romantiker Uhland verweiſen; ſollten wir aber einen recht kerngeſunden Vertreter des geſunden Menſchenverſtandes nennen, durch deſſen Beiſpiel das Weſen dieſer Geiſteskraft am beſten ſich illuſtriren läßt, ſo wüßten wir keinen beſſeren als den trefflichen Juſtus Möſer. Aber auch unter den ſpeculativen Philoſophen hat gerade derjenige, von welchem die neue ſpeculative Philoſophie datirt, Kant, das gute Recht des „ſogenannten geſunden Verſtandes" im Gebiete der Erfahrungsurtheile anerkannt, und Schiller, der als Dichter

die Einfalt des kindlichen Gemüthes gegenüber dem Verſtand der Verſtändigen ſo ſchön zu preiſen wußte, hat auch als Philoſoph den Werth der „gemeinen Empfindung“ bei Beurtheilung der Reſultate von Philoſophemen mit Entſchiedenheit geltend gemacht.

Ganz anders lautet es freilich, wenn Schelling ſagt: „Die Philoſophie iſt nur dadurch Philoſophie, daß ſie dem Verſtande und damit noch mehr dem geſunden Menſchenverſtande, worunter man die locale und temporäre Beſchränktheit eines Geſchlechts der Menſchen verſteht, gerade entgegengeſetzt iſt; im Verhältniſſe zu dieſem iſt an und für ſich die Welt der Philoſophie eine verkehrte Welt.“ Ein ſo ſtarker Proteſt des ſpeculativen Philoſophen gegen den Verſtand erklärt ſich nur dadurch, daß der ſogenannte geſunde Menſchenverſtand in Wahrheit ein wirklich geſunder Menſchenverſtand oft nicht iſt, ſondern ein Verſtand, welcher durch krankhafte Ueberwucherung andere geiſtige Thätigkeiten unterdrückt und nun in ſeiner Einſeitigkeit mit vollkommen unberechtigten Prätenſionen jeder kräftigen Begeiſterung des Gemüthes, jedem kühneren Fluge der Phantaſie, jeder tieferen Forſchung des ſpeculativen Denkens entgegentritt. Man wird dem Verſtande gerne das Recht laſſen, dem erregten Gefühle mit männlicher Beſonnenheit ermäßigend zur Seite zu treten, wie Pallas ihren zu wildem Ungeſtüm aufgeregten Liebling freundlich begütigend an den bräunlichen Locken zupft; aber wenn der nüchterne Verſtand ſeine Geſundheit dadurch glaubt documentiren zu müßen, daß er jeder Begeiſterung ſpottet, ſo beweist er vielmehr das Gegentheil und wird ein Feind alles höheren Lebens und jeder wahrhaft großen That. Der geſunde Menſchenverſtand mag immerhin gar manches im zweiten Theil von Göthes Fauſt bedenklich finden und es ſoll „dem alten Schartenmaier“ unbenommen ſein, ſeine luſtigen Witze darüber zu machen; aber wenn er wirklich geſund iſt, ſo wird er auch einer wahrhaft geſunden Poeſie ihr Recht laſſen und ſie nicht, wie im Prolog zu Fauſt der Schauſpieldirector den Dichter, in ſeine proſaiſche Haushaltung ſchlachten wollen. Nur wenn man zu Gunſten des geſunden Menſchenverſtandes mit Schiller „ohne alle weitere Prüfung“ ein Philoſophem für irrig erklären kann, ſobald daſſelbe, dem Reſultat nach, die gemeine Empfindung gegen ſich hat, um damit jeden zum Stillſchweigen zu bringen, der auf Koſten des Menſchenverſtandes neue Syſteme gründen will; ſo wird man doch auch nicht umhin können, mit derſelben Auctorität ein Philoſophem „für verdächtig zu halten, wenn es der Form und Methode nach die gemeine Empfindung auf ſeiner Seite hat,“ und den Schriftſteller nicht tadeln, „der eine philoſophiſche Deduction nicht, wie manche Leſer zu erwarten ſcheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann.“ Dieſer kalte, nüchterne, ſeichte Verſtand verdient nicht den Namen des geſunden Menſchenverſtandes, ſondern er iſt der in ſeiner Einſeitigkeit und Beſchränktheit ſich breit machende Verſtand des ordinären Menſchen, den, „obgleich nicht viel er iſt,“ das Wort „Philiſter“ ziert, und der die Trauben ſauer ſchilt, weil ſie ihm zu hoch hängen. Vor der Förderung dieſes ordinären Menſchenverſtandes wolle Gott die Erziehung in Gnaden bewahren, denn er iſt der Tod aller Begeiſterung, aus welcher das wahrhaft Große und Gute im Gebiete des Denkens und Dichtens, wie des Wollens und Handelns, hervorgeht. Wir können aber dieſe allgemeineren Erörterungen nicht beſſer ſchließen, als mit folgenden Worten von Kant, in welchen dieſer mit ebenſoviel Entſchiedenheit das Recht des geraden Menſchenverſtandes anerkannt, als ſeine unberechtigten Anmaßungen zurückgewieſen hat (Prolegomena. In Hartenſteins Ausg. III, S. 169 f.): „In der That iſts eine große Gabe des Himmels, einen geraden Menſchenverſtand zu beſitzen, aber man muß ihn durch Thaten beweiſen. Dieſe Thaten beſtehen darin, daß dasjenige, was man denkt und ſagt, auch überlegt und vernünftig iſt. Dadurch aber bewährt man ſeinen geraden Menſchenverſtand nicht, daß, wenn man nichts kluges zu ſeiner Rechtfertigung vorzubringen weiß, man ſich auf ihn, als ein Orakel beruft. Wenn Einſicht und Wiſſenſchaft auf die Neige gehen, alsdann, und nicht eher ſich auf den gemeinen Menſchenverſtand zu berufen, das iſt eine von den ſubtilen Erfindungen neuerer Zeiten. Der ſchalſte Schwätzer kann es bei dieſem

Princip mit dem gründlichſten Kopfe anfnehmen und es mit ihm aushalten. So lange aber noch ein kleiner Reſt von Einſicht da iſt, wird man dieſe Nothhülfe nicht ergreifen. Dieſe Appellation iſt auch, beim Lichte beſehen, bloß eine Berufung auf das Urtheil der Menge. Der Philoſoph erröthet aber über dies Zuklatſchen, nur der populäre Witzling triumphirt darüber, und thut darauf trotzig. — Nur dann wird der geſunde Verſtand ein ſolcher bleiben, wenn er ſich beſcheiden innerhalb der Grenzen der Erfahrung hält, weil er ſonſt ein ſpeculativer Verſtand wird, mit Grundſätzen, die für die Speculation keine Gültigkeit haben. Meißel und Schlägel können ganz wohl dazu dienen, ein Stück Zimmerholz zu bearbeiten, und ſind alsdann ſehr brauchbare Werkzeuge; aber zum Kupferſtechen muß man die Radirnadel brauchen. So ſind gemeiner Verſtand ſowohl, als ſpeculativer brauchbar; beide aber in ihrer Art, keiner von ihnen ſtatt des andern. Der ſogenannte geſunde Verſtand iſt unentbehrlich, wo es auf Erfahrungsurtheile ankommt; der ſpeculative Verſtand aber, wo im allgemeinen aus bloßen Begriffen geurtheilt werden ſoll. In der Metaphyſik hat der ſogenannte geſunde Verſtand ganz und gar kein Urtheil, vielmehr iſt er in dieſem Felde ein ſehr ungeſunder Verſtand, oder verdient den Namen des geſunden Verſtandes dann nur per antiphrasin, d. i. der Name bedeutet das Gegentheil."

Auf die Frage, wie durch die Erziehung die Entwicklung des geſunden Menſchenverſtandes bei dem Zögling zu fördern ſei, liegt die Antwort zum großen Theile ſchon in dem bisher Geſagten. Zunächſt handelt es ſich darum, den Geiſt des Kindes, wo er unter dem Drucke ungünſtiger äußerer Verhältniſſe darniederliegt, zu befreien und zu friſcher Thätigkeit zu erwecken, da, wo er unter dem Einfluſſe einer weichlichen Erziehung erſchlafft iſt, ihn zu ſelbſtthätiger Arbeit anzuregen. Inwiefern hierzu der „Anſchauungsunterricht" und die „Denkübungen" dienen können, iſt in den bezüglichen Artikeln nachzuleſen. Im allgemeinen iſt das zu große Vertrauen, welches man eine zeitlang in dieſe Unterrichtsmittel ſetzte, allmählich der Ueberzeugung gewichen, daß in ihnen keineswegs das eigentliche Geheimnis tüchtiger Verſtandesbildung liegt, in deſſen Beſitz der Lehrer in den übrigen Unterrichtsſtunden von der Pflicht, ſeine Schüler ſelbſt denken zu lehren, ſich dispenſiren dürfte. Und gerade da, wo es um die Entwicklung des geſunden Menſchenverſtandes ſich handelt, iſt dieſe Ueberzeugung an ihrer Stelle. Denn in ihm liegt ja weſentlich die Fähigkeit, über die verſchiedenartigſten Dinge eine richtige Vorſtellung ſich zu bilden, die verſchiedenartigſten Lagen und Verhältniſſe richtig zu beurtheilen und für das jedesmalige richtige Verhalten die Regel zu erkennen. Darum darf man auch um des Werthes willen, welchen er für die Bildung der abſtracten Verſtandesthätigkeit hat, den Werth eines beſonderen Unterrichtsgegenſtandes, wie namentlich der Mathematik, für die Entwicklung des geſunden Menſchenverſtandes nicht überſchätzen. Es hat zu allen Zeiten große Mathematiker gegeben, bei welchen ein Defect an dem letzteren nicht zu verkennen war: Unterrichtsgegenſtände, welche mit der concreten Wirklichkeit in unmittelbarer Verbindung ſtehen, müßen hier ergänzend eintreten, ſo Geographie und Geſchichte, und namentlich kann eine lebendige Behandlung des Unterrichtes in der Naturkunde von ganz beſonderem Nutzen ſein. „Hier hat man es mit der concreten Mannigfaltigkeit des wirklichen Lebens zu thun, die Unterſcheidung des Charakters der einzelnen Arten von Geſchöpfen ſchärft den Verſtand, die Vereinigung derſelben unter einen gemeinſamen Gattungsbegriff übt das Urtheil, die mannigfaltige Verbindung und Wechſelwirkung von Kräften fordert zu Schlüſſen auf und das Gelernte kann an der Umgebung des Zöglings ſofort zu lebendiger, fruchtbarer Anwendung gebracht werden (Baur, Erziehungslehre §. 42)." Die Hauptſache aber bleibt, daß der Erzieher es verſteht, jeden Unterrichtsgegenſtand zu einem Mittel der Denkübung zu machen, daß er die verſchiedenen Unterrichtsgegenſtände ſtets aufeinander bezieht und das in der Schule Erlernte in lebendiger Beziehung zum Leben erhält. Spaziergänge und Fußreiſen bieten treffliche Mittel dar, den Sinn für die Gegenſtände und Verhältniſſe der

Wirklichkeit aufzuſchließen und Urtheil und Thätigkeit darauf hinzuwenden. Wo nun in dem Zöglinge ein regeres geiſtiges Leben überhaupt vorhanden iſt, da tritt mit dem Herannahen der Jünglingsjahre leicht ein Ueberwiegen der Phantaſie und des Gefühls über die ruhige Verſtandesthätigkeit ein. Dem in dieſem Alter ſich kräftig regenden Streben nach Selbſtändigkeit im Urtheil und Handeln kommt die erforderliche Weltkenntnis noch nicht entgegen, und Phantaſie und Gefühl bauen ſich ihre eigene Welt. Der weiſe Erzieher wird dieſer jugendlichen Erregtheit ihr Recht und ihren Werth gerne zuerkennen, aber ſie darum nicht für etwas abſolut berechtigtes halten, ſondern darauf Bedacht nehmen, daß der Zögling einen offenen und klaren Blick für die Verhältniſſe und Anforderungen der Wirklichkeit behalte, daß er Maß halten lerne und das erregte Gefühl nicht mit dem Verſtande durchgehe. Insbeſondere wird er ſich wohl hüten, poetiſchen Ergüſſen, wie ſie auch bei ſolchen, welche keinen dichteriſchen Beruf haben, die Maizeit des Lebens häufig hervortreibt, einen zu großen Werth beizulegen und dadurch die Neigung dazu zu begünſtigen, vielmehr wird er dieſer ein Gegengewicht zu verſchaffen ſuchen, indem er den Zögling anhält, in treufleißiger Arbeit einen tüchtigen Schatz von poſitiven Kenntniſſen ſich anzueignen, und dieſe ſind auch das beſte Mittel gegen die Neigung, mit leichter Mühe eine „Portion Abſolutes“ ſich anzuſchaffen, in deren Beſitz der vermeintliche junge Philoſoph über Gott und Welt mit bequemer Sicherheit abſpricht und verachten zu dürfen glaubt, was zu erlernen er keine Luſt und Energie hat. Gegen unklare und müßige Gefühlsſchwelgerei giebt es kein beſſeres Mittel, als die ernſte Wahrheit des Evangeliums, von deren Bekennern neben der feurigen Begeiſterung auch die Nüchternheit gefordert wird und deren Jünger an ihren Früchten erkannt werden ſollen, gegen die wildſchwärmende Phantaſie kein beſſeres, als die Einführung in die claſſiſche Kunſt alter und neuer Zeit, die aber dadurch zu einer claſſiſchen geworden iſt, daß in ihr mit dem Feuer der Begeiſterung die klare männliche Beſonnenheit des geſunden Menſchenverſtandes ſich paart. Das weibliche Naturell begünſtigt eine mehr harmoniſche Ausbildung der verſchiedenen Kräfte des Geiſtes. Darum bleibt das weibliche Geſchlecht von ſolchen Excentricitäten in höherem Grade bewahrt, und gerade bei ihm findet ſich oft, wo ſie dem Manne ausgeht, die klare, ruhige Sicherheit des geſunden Menſchenverſtandes, die Einfalt des kindlichen Gemüthes, welche richtiger ſieht, als der Verſtand der Verſtändigen. Um ſo unangenehmer berührt darum aber auch gerade bei ihm die müßige Sentimentalität, die phantaſtiſche Träumerei, die für das Nächſtliegende blinde einſeitige Verranntheit des Blauſtrumpfs. Wie dagegen anzukämpfen iſt, nicht ſowohl mit den „träumeriſchen, einſeitigen Dreifingerarbeiten,“ ſondern mit den „vielſeitigen Geſchäften des Hausweſens,“ mit einem friſchen, thätigen Umgange mit der Natur, das hat Jean Paul in der Levana (§. 94 ff.) vortrefflich auseinandergeſetzt. — Aber indem man ihren wuchernden Auswüchſen ſteuert, ſoll man Phantaſie und tieferes Gefühl nicht ausrotten zu Gunſten, nicht des geſunden, ſondern eines im ſchlechten Sinne gemeinen Menſchenverſtandes. Auf eine ſolche Ausrottung hat, ohne es zu wollen, mancher enthuſiaſtiſche Verehrer der „Denkübungen“ hingearbeitet, indem er das Kind alles nur auf das für das äußere Leben Nützliche beziehen lehrte, es nichts wollte lernen laſſen, als was es vollſtändig begriff, ihm Reflexionen zumuthete, die weit über ſeine Jahre hinaus waren, und die darum nicht einmal zur wirklichen Entwicklung auch nur der Verſtandeskräfte führten, ſondern zu einer Vorgeſagtes nachplappernden altklugen Aberweisheit. Auch die Berufung der Engländer auf den common sense iſt oft eine Appellation nicht an den geſunden, ſondern an den ordinären Menſchenverſtand; und daß dies auch von des Marquis d'Argens Philosophie du bon sens gilt, das beweiſt ſchon die ausdrückliche Beſtimmung ſeines Buches „à l'usage des cavaliers et du beau-sexe.“ Ein wirklich geſunder Menſchenverſtand iſt eben nur bei einem geſund organiſirten Geiſte möglich, und zur Geſundheit eines Organismus gehört die harmoniſche Ausbildung aller ſeiner Gaben und Kräfte. **G. Baur.**

Methode. Erſter Artikel. Wenn durch ein länger oder kürzer andauerndes, immer aber aus mehreren Acten beſtehendes Handeln ein beſtimmter Zweck erreicht, ein Werk zu Stande gebracht, eine ſittliche oder intellectuelle Qualität erzielt werden ſoll; wenn jenes Handeln einer feſten Ordnung, einer Regel folgt, deren man ſich als einer dem Zweck des Handelns entſprechenden bewußt iſt; wenn eben darum das Verfahren nach dieſer Regel auf jedes ſachliche oder perſönliche Object angewendet, alſo immer wiederholt wird, ſo oft jener Zweck erreicht werden ſoll, und auch die Ungleichheiten des Verfahrens, die durch die Verſchiedenheiten der ihm unterworfenen Objecte nothwendig werden, ſchließlich von der Regel ſelbſt gefordert, in ſie ſchon eingeſchloſſen ſind: ſo iſt ſolches Handeln ein methodiſches, die Regel, der es folgt, die es in Wirklichkeit umſetzt, eine Methode. Sie iſt weſentlich dasſelbe, was man ſonſt auch ein rationelles Verfahren nennt, denn ſie iſt der Gegenſatz 1) von einem überhaupt regelloſen Vorgehen, das durch jeweilige Willkür beſtimmt wird, — dieſem gegenüber kommt der Methode das Merkmal der Gleichmäßigkeit, des Zuſammenhanges, der Conſequenz zu; — 2) ſie ſteht entgegen einem zwar conſequenten, inſofern regulären Verfahren, deſſen Regel aber nicht aus ſelbſt eingeſehenen, frei anerkannten Gründen befolgt wird, ſondern weil es ſo herkömmlich oder befohlen iſt; — dieſem Schlendrian gegenüber iſt die Methode das rationelle; — ſie unterſcheidet ſich endlich 3) von dem zwar conſequenten und möglicherweiſe auch auf Gründe ſich berufenden Verfahren, das doch nur dem Einzelnen als angemeſſen vorkommt, während ſeinen Gründen oder (was ſie in dieſem Falle allein ſind) ſeinen Meinungen ſchlechthin keine Allgemeingültigkeit, keine objective Vernünftigkeit zukommt, — d. h. die Methode iſt etwas anderes als die Manier. Jene kann ſich vermöge ihrer Objectivität jeder Vernünftige aneignen; dieſe iſt Geſchmacksſache; ja, wenn ſie ihrem Urheber noch leidlich anſtehen mag, ſo wird ſie, ſobald ein zweiter ſie copirt, geradezu abgeſchmackt.

Dieſem Begriffe nach kann von Methode bei allen menſchlichen Thätigkeiten, die einen nicht bloß ſingulären, ſondern allgemeineren Zweck haben und daher als Gattungen menſchlichen Thuns im gemeinſamen Leben vorkommen, die Rede ſein; oder vielmehr, je höher dieſe Thätigkeiten ſich ausbilden, je mehr der cultivirte Menſch auf ſein eigenes Thun aufmerkſam wird, je mehr er ſich Rechenſchaft geben lernt über dasſelbe und Zwecke und Mittel denkend vergleicht, um ſo mehr werden nach und nach alle ſeine Thätigkeiten methodiſch werden. So iſt das rationelle Verfahren des Landwirths, des Forſtmanns, des Fabrikanten, es iſt die Taktik des Feldherrn, das Heilverfahren des Mediciners, es iſt die Politik, wenn ſie anders wirklich politiſch iſt, — eine Methode. Selbſt der Künſtler, — obgleich hier die rationelle Abwägung von Zwecken und Mitteln der unmittelbaren geiſtigen Intuition und ſchöpferiſchen Production weit untergeordnet iſt, und in der Kunſtproduction das, was man Methode heißen könnte, vielmehr zur Manier, das Vorherrſchen derſelben zur Manierirtheit, alſo zu einem äſthetiſchen Fehler wird, — arbeitet dennoch, ſobald er denkender Künſtler iſt, nicht ohne Methode; die Art z. B. wie ein Componiſt die Blasinſtrumente ins Verhältnis ſetzt zu den Saiteninſtrumenten, das Inſtrumentale überhaupt zum Vocalen, iſt nichts anderes als Methode; der Stil des Baumeiſters, des Malers, die Art, wie ein dramatiſcher Dichter den Knoten ſchürzt und löst — das iſt, trotz aller dichteriſchen Freiheit und Neuheit ſeine Methode. Selbſt das ſittliche Handeln, in ſoweit es als Mittel zu einem Zwecke — zur ſittlichen Vollendung, welche eins iſt mit der Seligkeit — betrachtet wird, iſt Methode; wird es doch als ein Weg zum Ziele, als ein Wandeln bezeichnet, und da dieſer Weg durch eine Regel vorgezeichnet iſt, ſo iſt dieſe ὁδός in Wahrheit eine μέθοδος, ein Nachgehen.

In ein engeres Gebiet aber treten wir ein, wenn wir eine eigene Lehre von der Methode aufſtellen. Und zwar iſt dies zuvörderſt das Gebiet der Logik. Dieſe begnügt ſich nicht damit, die Geſetze des allgemein menſchlichen Denkens in einer Lehre von den Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen aufzuſtellen, ſondern als Propädeutik des

wiſſenſchaftlichen Denkens zeigt ſie auch, wie nun Begriffe, Urtheile und Schlüſſe zu verbinden, wie aus dieſen Bauſteinen ein Ganzes, ein Syſtem herzuſtellen ſei; das nennt ſie Methodenlehre; wofür freilich auch andere Titel vorgeſchlagen und angewendet ſind, z. B. von Bachmann (Logik, 1828 S. 27. 267) Syſtematik oder Architektonik, aber ohne damit den Inhalt ſelber abzuändern. In dieſer Methodenlehre der Logik wird abgehandelt die Lehre von den Definitionen, von den Eintheilungen, von den Beweiſen; Kant hat ſich in ſeiner Logik (1800) ſogar mit den beiden erſten von dieſen drei Gegenſtänden begnügt, und nur noch eine überſichtliche Erklärung der gangbaren Methoden hinzugefügt; andere haben den Kreis mehr oder weniger erweitert (Sigwart, Bachmann, Drobiſch, Troxler, Beneke). So vielfach ſich aber dieſe logiſche Methodenlehre mit demjenigen berührt, was der Pädagog in ſeiner Methodik zu lehren oder zu lernen hat, ſo beſteht doch zwiſchen beiden ein weſentlicher Unterſchied; das Ueberſehen dieſes Unterſchieds, das Uebertragen von Begriffen aus der Methodenlehre der Logik in die Methodenlehre der Pädagogik hat viel Verwirrung angerichtet. Jene ſetzt ſich zum Zweck, das Denken in einen derartigen geordneten Zuſammenhang zu bringen, daß daraus Wiſſenſchaft wird. („Wie die Elementarlehre in der Logik die Elemente und Bedingungen der Vollkommenheit einer Erkenntnis zu ihrem Inhalte hat: ſo hat dagegen die allgemeine Methodenlehre, als der andere Theil der Logik, von der Form einer Wiſſenſchaft überhaupt, oder von der Art und Weiſe zu handeln, das Mannigfaltige der Erkenntnis zu einer Wiſſenſchaft zu verknüpfen.“ Kant, Log. § 96). Dieſer Zweck läßt aber ſelbſt wieder eine doppelte Faſſung zu. Ich kann die Methode beſchreiben, die das Denken zu befolgen hat, um zum Wiſſen, zur Aneignung der Wahrheit überhaupt, alſo namentlich auch auf Gebiete zu gelangen, die noch verſchloſſen ſind. In dieſem Sinne hat Bachmann (a. a. O. S. 294 ff.) eine Lehre von den Verſuchen (vom Experimentiren), eine Lehre von dem Zeugnis (welche Qualität der Zeuge oder das Zeugnis über irgend eine Begebenheit, ein Phänomen ꝛc. haben müße, um für wiſſenſchaftliche Reſultate verwendet zu werden), eine Lehre von der Induction und Analogie, von den Inſtanzen in die Methodenlehre aufgenommen, und geht dann erſt unter dem Titel: verſchiedene Formen der Methode (S. 357) zur Erörterung der ſynthetiſchen und analytiſchen weiter. Derſelbe Geſichtspunct iſt bei Drobiſch der leitende, indem er (Neue Darſtellung der Logik nach ihren einfachſten Verhältniſſen, Leipz. 1851 S. 125) den methodologiſchen Theil als Lehre „von den methodiſchen Formen des Denkens“ bezeichnet, die er dann wieder in einen Abſchnitt „von den ſyſtematiſchen Formen des Denkens“ und in einen zweiten „von den heuriſtiſchen Formen des Denkens“ theilt; im erſteren kommt die Lehre von den Erklärungen, Eintheilungen und Beweiſen, im zweiten die Lehre von der analytiſchen Methode, von der Löſung hypothetiſcher, abſoluter, antithetiſcher Probleme, Analogie, Wahrſcheinlichkeit ꝛc. zur Sprache. Von dieſer Auffaſſung iſt nun aber diejenige wohl zu unterſcheiden, wornach die Methodenlehre nicht den Weg zeigen ſoll, auf welchem das Denken ſelber erſt zum Wiſſen gelangt, ſondern denjenigen, auf welchem es ſein ſchon erlangtes Wiſſen darſtellt, auf welchem alſo das Wiſſen ſich erſt zur Wiſſenſchaft geſtaltet. Die beiden Wege werden zwar vielfach in einander laufen, ja man kann ſagen, die Darſtellung einer Wiſſenſchaft wird um ſo gelungener ſein, je mehr ſie einfach denſelben Weg verfolgt, auf welchem das Denken zu jenem Wiſſen gelangt iſt; derjenige, welchem ſolche Darſtellung zur Anſchauung kommt, durchläuft dann in ſich ſelbſt den gleichen Denkproceß, aus dem urſprünglich das Ganze erwachſen iſt. Das wäre in der That ein richtiges, ein genetiſches Verfahren. Gleichwohl dürfen wir die beiden Wege nicht für einen und denſelben nehmen. Erſtens kommt bei der Darſtellung einer Wiſſenſchaft — (auch wenn von pädagogiſchen Rückſichten dabei völlig Umgang genommen wird, wie denn der Gelehrte, der ein Werk für Gelehrte ſchreibt, hierin nicht als Lehrer den Schülern gegenüber ſteht, alſo wohl ſich mittheilen will und ſich darum der Verſtändlichkeit für ſeine Leſer befleißigen, aber nicht wie der Lehrer nach einem beſtimmten

Maße von Faſſungskraft ſich richten muß) — es kommt, ſagen wir, bei jener Darſtellung ein künſtleriſches Moment mit in Betracht; das Ganze, welches wir ein Syſtem nennen, will und ſoll ſich architektoniſch präſentiren und ſo nicht nur durch ſeinen logiſchen Zuſammenhang, ſondern auch durch die Symmetrie des Einzelnen und die Harmonie des Ganzen, d. h. durch Schönheit wirken — ganz mit Recht, da vermöge ſeiner Einheit der Geiſt das Wahre ebenſo zugleich als das Schöne, wie umgekehrt das Schöne zugleich als das Wahre erkennen und genießen will. Fordert man ja doch ſelbſt von einem einzelnen mathematiſchen Beweiſe, wenn er vollkommen befriedigen ſoll, nicht bloß Evidenz, ſondern auch Eleganz, alſo nicht bloß Befriedigung des logiſchen, ſondern zugleich eines äſthetiſchen Bedürfniſſes. Zweitens aber iſt der ordentliche Weg, auf dem ich mit den von der Methodenlehre aufgeführten Mitteln meinen Leſer oder Zuhörer zu einem wiſſenſchaftlichen Reſultat leite, keineswegs immer derſelbe Weg, auf dem ich urſprünglich zu dieſem Reſultat gelangt bin. Ich kann erſt viele Irr- und Umwege gemacht haben, die ich begreiflich dem Leſer und Zuhörer erſpare, weil ich nun, am Ziele ſtehend, auch den geraden Weg dazu entdeckt habe; ich kann aber ebenſo auch eine Wahrheit durch geiſtige Intuition, durch Divination, durch Inſpiration oder wie man das nennen will, plötzlich finden, ſie ſteht mir mit ſiegender Macht, mit einer dem Augenſchein gleichkommenden Klarheit vor der Seele; erſt hinterher kann und muß ich diejenigen Vermittlungen ſuchen und in Anwendung bringen, die die Methodenlehre aufführt, weil ich nur auf dieſem Wege auch andern das mir unmittelbar Gewiße zur Evidenz bringen, ja mich ſelbſt auch wiſſenſchaftlich darüber beruhigen kann. Hiernach hat die Methodenlehre der Logik, auch wenn ſie den Denkproceß rein für ſich beſchreiben will, doch immer ſchon vorzugsweiſe die wiſſenſchaftlich-architektoniſche Darſtellung desſelben im Auge, durch welche das durch jenen Proceß zu erzielende Wiſſen ſammt ſeiner objectiven Begründung zu einem Gemeingut zu werden fähig wird.

Hierin liegt nun allerdings ſchon eine Tendenz, die demjenigen Zwecke verwandt iſt, den die Pädagogik im Auge hat, wenn auch ſie eine Methodenlehre aufſtellt. Zwar geht die letztere in dem Fall wieder auf jenes allgemeinere Gebiet zurück, auf welchem uns oben die Methode als etwas auf alle möglichen Thätigkeiten des Menſchen anwendbares begegnete, wenn ſie von Methode der Erziehung überhaupt ſpricht. Es kann dagegen im allgemeinen nichts erinnert werden, denn jede erziehende Thätigkeit, die ein beſtimmtes, bewußtes Ziel verfolgt, die dazu nach vernünftiger Ueberlegung die Mittel auswählt und dieſe conſequent in Anwendung bringt, iſt eine methodiſche. Wenn der Erzieher z. B. der Lüge oder dem Eigenſinn eines Kindes gegenüber ein beſtimmtes Verfahren beobachtet, um beides zu beſiegen; oder wenn der Philanthropismus alle Tugenden dadurch einprägen will, daß er über die ſchlimmen Folgen der Laſter dem Zögling vorpredigt; oder wenn Peſtalozzi glaubt, durchs Vorſprechen ſittlicher Maximen dieſe dem Zögling ſo einzuprägen, daß er unwillkürlich zuletzt darnach handle: ſo ſind das offenbar erzieheriſche Methoden. Aber es iſt ſicherlich nicht ohne Grund, daß der Sprachgebrauch dieſes Wort vorzugsweiſe für das didaktiſche, nicht aber ſo auch für das erzieheriſche Verfahren im engern, ethiſchen Sinn fixirt hat. Denn erſtlich ruht dieſes auf Grundſätzen, die feſtſtehen und in jedem entſprechenden Falle zur Anwendung kommen. Es iſt nicht ſowohl eine μέθοδος, ein Fortſchreiten, als vielmehr ein Feſtſtehen, dem ſich der Wille des Zöglings, ſo oft er dagegen reagiren will, unterwerfen muß; und es iſt nicht ſowohl eine nach einer Regel geſchehende Bearbeitung eines Objects, nämlich des Zöglings, als vielmehr die geheimnisvolle, in keine Regel faßbare Kraftwirkung der Liebe, die den freien Willen des Zöglings zu freier Selbſtbeſtimmung ihrem Zuge gemäß bewegt. Wenn man von Peſtalozzi im Blick auf die erſte Periode ſeines Wirkens geſagt hat: „die Fülle der Liebe, dieſes göttlichen Lebens in ihm, war der Zug, mit dem er erzog, ihre Macht die Bildnerin, die jedes Kind auf die ihm eignende Weiſe faßte und bildete; er ſelbſt mit ſeinem

Vaterſinn und ſeiner Muttertreue war die Methode“ (Blochmann, Peſtalozzi S. 138): ſo iſt dies zwar völlig richtig, aber das Wort Methode hat doch in dieſem Zuſammenhang einen uneigentlichen Sinn. Zweitens iſt die Erziehung ein Vorgang, der ſich unmittelbar und perſönlich zwiſchen zwei Subjecten, Erzieher und Zögling, vollzieht, ohne daß, wie beim Unterricht ein dritter ſachlicher Factor, nämlich der Wiſſensſtoff, der für die ordnende, geſtaltende Einwirkung der Methode das eigentliche Object bildet, zwiſchen beide in die Mitte träte. Beide Subjecte ſind Perſonen, ſind vernünftige mit Willensfreiheit begabte, individuell beſtimmte Weſen, daher ihr Verkehr auch den Charakter der Freiheit — unbeſchadet jener Feſtigkeit der Zucht — an ſich tragen muß. Dieſer Punct iſt es, der die Anwendung einer Methode im eigentlichen Sinn des Wortes nicht zuläßt. Gerade die peſtalozziſche Methode iſt darin lehrreich. Mit ihr wollte er — ſeinem bekannten Ausſpruche gemäß — die ganze Erziehung mechaniſiren, d. h. ihr dieſelbe Gleichmäßigkeit und Unfehlbarkeit geben, mit der eine Maſchine ihren Stoff verarbeitet und ihr Fabrikat liefert. Aber das eben war der ſchwere Irrthum, den Peſtalozzis Begeiſterung nur überſehen, nicht heben konnte. Wird in irgend einem Gebiete geiſtigen Verkehrs eine Methode mit der vollen Conſequenz, die dieſer Begriff fordert, angewandt, ſo entſteht daraus — nicht ſowohl ein methodiſches, als vielmehr ein methodiſtiſches Verfahren. Denn der Methodismus, der Alte und Junge (man erinnere ſich an die Vorgänge im Elberfelder Waiſenhauſe im Herbſt 1860) nach einer Methode bekehren will, läßt ebenfalls der Freiheit des Subjects und der ſich daraus ergebenden unendlichen Mannigfaltigkeit geiſtiger Selbſtbewegung und Entwicklung nicht den gebührenden Spielraum. Der Arzt kann einen Kranken methodiſch behandeln, denn er hat es mit dem Leibe zu thun; wenn aber der Seelſorger ſein Amt an den Seelen nach einer Methode regulirt, d. h. ſein Verfahren nicht in jedem einzelnen Falle, z. B. bei jedem Krankenbeſuche, einzig nach dem jetzt eben vorliegenden Zuſtand und Bedürfnis des Kranken, ſondern nach einem vorher entworfenen Plane einrichtet, den er durchführen will, ſo iſt er auf dem Wege, in Methodismus zu verfallen.

Anders dagegen verhält es ſich mit dem Unterricht. Wenn, wie oben gezeigt wurde, die Darſtellung einer Wiſſenſchaft für den des Stoffes ſchon mehr oder weniger Kundigen eine methodiſche ſein muß, ſo iſt dies nicht minder, ob auch theilweiſe aus andern Gründen, dann der Fall, wenn irgend ein Wiſſen oder Können dem noch Unkundigen mitgetheilt werden ſoll. Da handelt es ſich 1) um den rein praktiſchen Zweck, in einer vielleicht durch äußere Verhältniſſe gegebenen, jedenfalls einer möglichſt kurzen Zeit — denn das Leben iſt kurz und die Jugendzeit noch kürzer — dem Zögling das von ihm zu Erlernende anzueignen; alſo darf der Lehrer es nicht aufs Gerathewohl ankommen laſſen, wie und wann er damit zu Stande kommen wird, ſondern er muß den kürzeſten, geradeſten Weg, d. h. eine Methode, ſuchen. 2) Die wahre Bildung giebt ſich aber mit dieſem rein praktiſchen Geſichtspuncte weit nicht zufrieden; ſie weiß zwar den Werth der Zeit ſehr wohl zu ſchätzen und läßt daher ein raſches Vordringen mit dem Schüler ſich ſtets angelegen ſein: aber es genügt ihr nicht, denſelben etwa, wie die Charlatanerie zu verheißen pflegt, in zwölf Stunden fertig franzöſiſch oder engliſch ſprechen zu lehren, ſondern ſie will mit allem Wiſſen und Können den Menſchen ſelbſt geiſtig heben; er ſoll nicht bloß etwas wiſſen und etwas können, ſondern etwas ſein. Deshalb muß ſie den Gegenſtand, der hiezu als Mittel dient, d. h. das betreffende Unterrichtsmaterial, ſo anwenden, daß es als Mittel zu jenem Zwecke dient; daß der Schüler nicht bloß zu einer beſtimmten Zeit jenen Stoff ſich angeeignet hat, ſondern daß dieſer innerlich in ihm wirkt, daß an demſelben der Geiſt ſelber ſich bildet, ſich ſtärkt, ſich höher und reicher entwickelt. Das wird nicht erreicht, wenn Geiſt und Stoff einfach zuſammengebracht, dieſer jenem ohne weiteres eingeknetet wird, ſondern es muß der Stoff erſt bearbeitet, erſt in ſolche Form gebracht werden, daß jene Wirkung möglich iſt. Dieſes alles zuſammen macht für allen und jeden Unterricht eine

Methode nöthig; der Lehrer muß, ehe er das Unterrichtsgeſchäft beginnt, darüber im Klaren ſein 1) auf welche Weiſe er den Unterrichtszweck am einfachſten, directeſten, alſo auch raſcheſten erreichen könne; 2) wie er den Stoff zu behandeln habe, damit er jenem allgemeinen, höheren Bildungszweck, zu dem ſich der Unterrichtszweck ſelbſt nur wie ein Mittel verhält, wirklich diene. Um nun dieſe Weiſe des Unterrichts, d. h. die Methode, finden und beſtimmen zu können, muß der Lehrer die beiden Factoren, d. h. den Zögling und den Lehrſtoff, die einander annehmen ſollen, vergleichen; muß prüfen, von welchen Seiten der letztere dem erſteren zugänglich iſt, und zwar ſo, daß den Lehrſtoff als ein Ganzes, nicht bloß einzelne Notizen davon, zu bewältigen dem Schüler möglich ſein muß. Hiernach hängt die Feſtſetzung jeder Methode zuvörderſt von der Fähigkeit des Schülers und von der Natur des Gegenſtandes ab, die beide einander entſprechen müßen; verſchiedene Zöglinge erfordern verſchiedene Methoden (die Geſchichte z. B. wird in einer Volksſchule anders als in einem Gymnaſium, und im akademiſchen Hörſaal wieder anders als in jenen beiden gelehrt); und verſchiedene Stoffe machen ebenfalls verſchiedene Behandlung nothwendig; Botanik z. B. kann man nicht lehren wie Clavierſpielen, und Philoſophie nicht wie Rechnen. Wenn (namentlich ſeit Peſtalozzi) nur Eine Methode als die abſolute proclamirt worden iſt, ſo iſt der Streit darüber ein müßiger; denn gewiße Grundſätze laſſen ſich für alles Unterrichten, eben weil es Unterrichten iſt, aufſtellen, wie es für alles Schriftſtellern, für alles Kriegführen u. ſ. w. gewiſſe gemeinſame Nothwendigkeiten giebt, die eigentlich jeder Vernünftige von ſelbſt befolgt; aber ob mit dieſen allgemeinen Sätzen (z. B. dem Ausgehen von Anſchauungen, der Lückenloſigkeit des Fortſchritts vom Bekannten zum Unbekannten) für die Kunſt methodiſchen Lehrens viel gewonnen iſt, ob dieſelben nicht wenigſtens bloß auf einen kleinen Kreis von Lehrfächern (wie die peſtalozziſche auf die Elementarfächer) ſich beſchränken, iſt eine andere Frage. — Zu jenen zwei Factoren, von denen die Methode abhängt, geſellt ſich aber ein dritter, den eben die peſtalozziſche Schule, d. h. ihre Theorie, gänzlich außer Acht gelaſſen hat. Das iſt der Lehrer, der ganze Mann, der denn doch beim Unterrichten eine Hauptperſon iſt. Wie das trefflichſte Muſikſtück doch nur, wenn ein Meiſter es ſpielt, ſeine Wirkung ausübt, wie er in ähnlicher Weiſe, wie der Componiſt, ſeine eigene Seele in die todten Notenreihen legen muß, damit etwas lebendiges daraus werde: ſo mag eine Methode noch ſo ſinnreich erdacht ſein, der Mann erſt, der ſie handhabt, muß Leben in ſie bringen; und wenn er nicht eigenes Leben hinzubringt, wenn er nur gehorſam vollzieht, was ſein Lehrbuch oder ſeine Methodik ihn thun heißt, ſo wird nichts ſonderliches dabei herauskommen. Deswegen hatten in alter Zeit — und haben eigentlich auch heute noch — die rechten Lehrer ihre eigene, ihrem Innerſten entſproßte Methode; und wenn ein Schüler, der ſelbſt Lehrer wird, die Methode ſeines Lehrmeiſters ſich aneignet, ſo wird das doch nur dann eine Wirkung haben, wenn er dieſem nicht bloß abgeſehen hat, „wie er ſich räuſpert und wie er ſpuckt," ſondern wenn auch „ſein Genie, ich meine ſein Geiſt" ſich auf ihn irgendwie vererbt hat, eben damit aber auch ihm ein Maß von Originalität inwohnt.

Näher aber ſind es nun folgende verſchiedene Seiten des Unterrichts, die durch die Methode geregelt werden, für die ſie das Geſetz aufzuſtellen hat. Erſtens kann alles Aneignen einer Wiſſenſchaft oder Kunſt nur ſucceſſiv bewerkſtelligt werden. Ein Ganzes, das mir auf einmal als ſolches vorgeführt wird, kann ich nicht auch als Ganzes augenblicklich mir aneignen; die Maſſe der zu einer Wiſſenſchaft oder Kunſt vereinigten Materialien iſt viel zu groß, als daß auch der reiſe, geübte Geiſt, geſchweige der Schüler, ſie mit einemmal auch nur überſchauen könnte. Alſo muß das Ganze in Theile aufgelöst, ja auf ſeine Elemente zurückgeführt werden, damit dem Geiſte des Schülers, entſprechend ſeiner Fähigkeit, eins ums andere zur Nahrung und Aſſimilirung dargeboten werde. Allein dieſe Elemente ſind nicht gleichartig, wie die Körner, aus denen ein Getreidehaufen beſteht, ſo daß es einerlei wäre, wo wir an-

fiengen, und das Fortſchreiten nur ein quantitatives wäre — nur immer Weiteres aſſimilirt und etwa auch jede folgende Doſis etwas größer wäre als die vorangehende. Jeder Wiſſensgegenſtand hat in ſich ſelbſt ſchon eine Ordnung; er hat Elemente, hat Einfacheres nnd Zuſammengeſetztes, Urſprüngliches und Abgeleitetes, Concretes und Abſtractes, Anſchaubares und rein Begriffliches. Jedes Lehrfach hat Anfangsgründe, die ſchlechterdings als Erſtes gelernt ſein müßen, bevor man ein Zweites lernen kann; und es hat Zuſammenhänge zwiſchen Grnnd nnd Folgerung, die man nicht zerreißen oder umkehren kann, ohne die Erkenntnis ſelbſt unmöglich zu machen. Alſo muß die Methode, während ſie einerſeits die Faſſungskraft des Schülers ſowohl auf dem erſten Puncte als auch in ihrem Wachſen genau im Auge behält, zugleich den Gegenſtand ſeiner eignen Natur nach, der Architektonik nach, die er in ſich ſelber trägt, anordnen. Aus beiden zuſammen entſteht derjenige Theil der Methode, den man als Lehrgang zu bezeichnen pflegt, d. h. die dem Unterrichtsgeſchäft vorangehende Anordnung des Stoffes, die Beſtimmung, in welcher Reihenfolge die einzelnen Beſtandtheile desſelben mit dem Schüler tractirt werden ſollen. Dieſer Theil der Methode iſt verhältnismäßig am wenigſten durch die ſelbſtändige Auffaſſung des Lehrers bedingt; den Lehrgang kann, ſo lange die betreffende Wiſſenſchaft im allgemeinen nicht einen Umſchwung erleidet, möglicherweiſe Einer für alle machen, vorausgeſetzt, daß ebenſo ſachliche wie pädagogiſche Meiſterſchaft ihm zuzuerkennen iſt. Es iſt ſogar, um die verſchiedenen Lehranſtalten eines Landes mit ihren Leiſtungen einigermaßen in gleichem Schritte zu halten, ſehr zweckmäßig, daß, indem ein bewährtes Lehrbuch eingeführt, d. h. von Amtswegen vorgeſchrieben wird, der Lehrgang damit gemeinſam ſich feſtſtellt. Solch eine Methodik iſt jede eingeführte Grammatik, jeder Katechismus, jedes Leſebuch; die alten Schulordnungen, wenn ſie derartiges geſetzlich feſtſtellten, gaben ſich da und dort ſelbſt den Namen „Schulmethodus“ (ſ. z. B. Heppe, Geſchichte des deutſchen Volksſchulweſens, V, S. 13 vgl. S. 31). Aber ſchon die Vertheilung der im Lehrbuch gegebenen Penſen auf eine beſtimmte Zeit, namentlich die Repartition der verſchiedenen, neben einander beſtehenden Fächer auf die Stunden der Woche, kann nicht mehr durch eine allgemeine Vorſchrift für ein ganzes Land beſtimmt werden, ohne Nachtheil für die freie Bewegung der einzelnen Lehrer, die ſich mit ihren Schulen ſo vielfach an locale Verhältniſſe gewieſen ſehen. (S. hierüber den Art. Lectionsplan, Bd. IV, S. 180 f.)

Läßt ſich aber obiges erſte Stück der Methode ſchwarz auf weiß fixiren, ſo iſt das deſto weniger thunlich mit dem zweiten: der wirklichen, unmittelbar lehrenden Mittheilung der den Unterrichtsſtoff bildenden Wahrheit an den Zögling. Wie der Dispoſition eines Buchs, einer Abhandlung, einer Predigt gegenüber die Ausführung wieder eine eigene Kunſt und Aufgabe iſt, ſo auch im Unterricht die perſönlich geſchehende Vorführung und Darreichung des durch die vorausgegangene Anordnung nur erſt unter ein Schema geſtellten Einzelnen und Einzelſten. Der Lehrplan iſt nur erſt das Regiſter; das wirkliche Lehren macht die dort in Reih und Glied geſtellten Namen und Begriffe erſt lebendig, legt ihren Inhalt auseinander, bringt das Trockene in Fluß nnd es wirkt ſo durch das Medium des Stoffes Geiſt auf Geiſt. So frei nun aber dieſe Einwirkung ſein muß, — denn im Unterricht giebt der Lehrer ſich ſelbſt, es iſt freier, menſchlicher Verkehr zwiſchen ihm und dem Schüler — ſo ſteht ſie doch unter dem Geſetze des ſpeciell vorliegenden Unterrichts-, wie des geſammten Bildungszweckes; dieſer Verkehr darf nichts enthalten, was dieſen Zwecken fremd iſt, er darf aber auch nichts übergehen, was denſelben dient. Darnach läßt ſich nun immerhin das Stoffliche für den Unterricht leicht beſtimmen; aber die Art, es dem Zögling beizubringen, ſein Verſtändnis wie ſein Intereſſe dafür zu gewinnen, und ſchließlich das Aufgenommene ihm einzuprägen und unverlierbar zu eigen zu machen, kann eine ſo mannigfaltige ſein, ſie kann ſich individuell nach dem Vermögen und der ganzen geiſtigen Conſtitution eines Zöglings richten müßen, ſie kann aber auch aus der ganzen Denk- und Aus-

druckweise des Lehrers entspringen, daß wie jeder tüchtige Schriftsteller seinen eigenen Stil hat, so auch der Stil des Lehrens, d. h. die Methode wesentlich individuell ist. Ist es aber deshalb unmöglich, eine Schablone zu fertigen, nach der jeder Lehrer sich richten müßte: so liegt doch darin, daß der Zweck überall derselbe, der Stoff wesentlich derselbe, und der menschliche Geist in allen Lehrern wie andererseits in allen Schülern sich selbst wesentlich gleichartig ist, die Möglichkeit, gewiße Hauptformen gleichsam a priori zu bestimmen, von denen jene individuellen Unterrichtsweisen immer nur Modificationen und Combinationen sein werden, über die aber eben darum auch mit der allgemeinen, wissenschaftlichen Würdigung jener Hauptformen zugleich das allgemeine Urtheil gefällt ist. Nach dem bisher Entwickelten wird sich also die Methode zuvörderst beziehen 1) auf die den Unterricht vorbereitende Anordnung des Lehrstoffes, d. h. a) auf den Ausgangspunct, an welchem der Unterricht im Ganzen und in den einzelnen Haupttheilen beginnen muß (also gleichsam auf die Frage, an welchem Punct sich beide, Lehrer und Schüler, zur gemeinsamen Fahrt einschiffen sollen); und b) auf die Richtung, die von diesem Punct aus der Weg nehmen muß, um zu dem bestimmten Ziele zu gelangen (gleichsam auf den Curs, den das Schiff nehmen soll); 2) auf die wirkliche Lehrthätigkeit, die wiederum a) dem Schüler das noch Unbekannte bekannt zu machen, b) das so bekannt Gemachte ihm zu fixiren, zu einem bleibenden Bestandtheil seines Bewußtseins zu machen hat. Wenn alles dies auf eine dem Bildungszweck entsprechende Weise geordnet wird, so nennen wir diese Ordnung, dieses Gesetz die Methode. Sehen wir nun näher zu.

1, a. Der Punct, von welchem jeder Unterricht auszugehen hat, bestimmt sich naturgemäß zunächst durch den Lehrgegenstand selbst. Theilt sich dieser, sobald ich ihn analysire, in eine Reihe von Erkenntnissen oder Fertigkeiten, von denen immer eine die andere zur nothwendigen Voraussetzung hat, so muß mich diese Analysis — die ich aber nicht mit dem Schüler, sondern für mich als Lehrer im voraus vornehme, um einen Anfang zu finden, um überhaupt das, was als Wissenschaft oder Kunst ein Ganzes ist, so in seine Elemente zu zerlegen, daß sie zu etwas successiv erscheinendem, allmählich anzueignendem wird — auf einen ersten Punct führen, der die Voraussetzung für alles weitere ist, d. h. nicht das Realprincip des Ganzen, sondern eine erste Erkenntnis, ohne welche der Schüler die zweite, also auch die dritte u. s. f. sich nicht aneignen könnte. Wenn man diesen ersten Punct häufig bezeichnet als ein Leichtestes, was dem Schwereren, oder als ein Nächstes und Bekanntestes, was dem Entfernteren und Unbekannten je vorangehen müße: so trifft dies nur theilweise zu; es kann möglicherweise jener erste elementare Punct relativ schwerer sein, als vieles Nachherige, aber, weil dieses scheinbar Leichtere doch nur dann recht gelernt, wahrhaft begriffen wird, wenn jenes vorausgeht, so entscheidet nicht die geringere Schwierigkeit, sondern das objective Verhältnis der Dinge zu einander. (Die Noten zu lernen ist sicherlich mühevoller, als eine Melodie nachsingen oder mitsingen; gleichwohl muß jenes vorausgehen, wenn dieses zu einem wirklichen Können werden soll.) In verschiedenen Wissenschaften steht dieses Verhältnis des Elementaren zum Complicirten objectiv so fest, daß über den Ausgangspunct kein Zweifel sein kann. Wenn dies z. B. in Betreff der fremden Sprachen in sofern doch streitig gemacht ist, als die Analytiker nicht mit dem Laut, dem Buchstaben, dem Wort anfangen, sondern dem Zögling gleich einen ganzen Satz oder ein ganzes Capitel an den Kopf werfen: so ist das eben die Frage, ob solches Verfahren noch methodisch heißen kann — und überdies waltet dabei (wie bei Hamilton) die Illusion ob, als fienge der Schüler mit solch einem Satze an wirklich zu lernen, während sein Lernen in Wahrheit erst beginnt, wenn er durch Abstractionen erst selber bis zu jenen Elementen, wenigstens bis zur bewußten Unterscheidung von einigen Wörtern und Wortformen gelangt ist;*) der Unterschied ist nur noch der, daß

*) Nach der Ansicht des Unterz. wäre der hier vorausgesetzte Begriff von Lernen doch erst festzustellen, da der Hamiltonianer dagegen sagen kann: „1) Ein verständiger (nicht ein sprech-

diejenige Analyse, die vernünftigerweise nur der Lehrer als präparatorische Arbeit mit seinem Gegenstande vorzunehmen hätte, um dann mit dem Schüler erst bei den auf diesem Wege gefundenen Elementen zu beginnen, hier dem Schüler selbst mitzumachen zugemuthet wird. Ist das an sich schon ein weder natur- noch sachgemäßes Verfahren, so ist es auch eine Täuschung, wenn man dies als analytische Methode für eins hält mit demjenigen analytischen Verfahren, wie es die Logik beschreibt, das lediglich von dem Forscher angewendet wird, um neue wissenschaftliche Entdeckungen zu machen (z. B. mit Hülfe von Hypothesen); der Schüler untersucht nicht und analysirt nicht, sondern für ihn ist auch dies die pure Synthese. Deshalb ist auch, beiläufig gesagt, das Meiste von dem, was sich in den Lehrbüchern der Logik über analytische und synthetische Methode findet, für die Unterrichtslehre unbrauchbar. Die kantische Erklärung, daß der Analytiker a principiatis ad principia, der Synthetiker a principiis ad principiata gehe, findet pädagogisch nur an den speciellen Puncten ihre Anwendung, wo es sich darum handelt, ob zuerst eine Regel eingeprägt und dann erst ihre Anwendung an Beispielen gezeigt werden soll, oder umgekehrt z. B. einige durch eine Regel bestimmte Sätze vorgeführt, und von ihnen die Regel nicht bloß abstrahirt, sondern auch in ihrer lebendigen Wahrheit, in ihrem logischen Grunde erkannt werden soll. Aber das sind specielle Lehrprobleme, die für den Didaktiker nicht unter den Gegensatz eines Princips und des durch dasselbe Bestimmten, also der Bedingung und des Bedingten fällt, sondern unter einen rein pädagogischen Gesichtspunct, daß nämlich (wovon für uns erst unter 2, a zu sprechen der Ort ist) der Schüler erst von einer gegebenen Anschauung aus zum Verständnis des Abstracten und Allgemeinen gelangt. Das ist eine Frage, die sich vielmehr auf die richtige Art der Mittheilung, als auf die Anordnung bezieht. Noch weniger brauchbar, wie an sich schon unklar ist die Definition von Troxler (Log. S. 234): „Analytisch geht man vorwärts und aufsteigend, synthetisch rückwärts oder absteigend“ — sonst wenigstens nennt man umgekehrt das erstere regressiv, das zweite progressiv. Wenn dann ebd. (S. 235) gesagt wird: „Es ist die Meinung eingewurzelt, die analytische Methode sei die Methode der wissenschaftlichen Untersuchung und Erfindung, die synthetische dagegen die der Mittheilung und des Unterrichts,“ so ist das Eingewurzeltsein dieser Meinung ein gar nicht unbegründetes, wie auch Kant (Log. S. 230) die Analysis als Methode der Erfindung anerkennt. Aber ungenau und wenigstens für den Pädagogen unbefriedigend ist jene Verhältnisbestimmung deshalb, weil auch der Lehrer die Analyse sehr nöthig hat, theils, wie schon bemerkt, um überhaupt einen Lehrgang festsetzen zu können, theils, worauf wir unten zu sprechen kommen werden, weil er auch den Schüler, wenn dieser einmal eine gewiße Erkenntnisstufe erreicht hat, dazu anleiten muß, weitere Erkenntnisse auf analytischem Wege zu gewinnen. In diesem Fall ist nicht die Lehrmethode analytisch, sondern die Synthese des Lernens kommt an einen Punct, wo das Analysiren selbst ein Gegenstand des Lernens ist. Dieser Unterschied ist nur allzusehr übersehen worden. — Neben den oben ins Auge gefaßten Lehrfächern, die von selbst und objectiv einen bestimmten Ausgangspunct und ein Gesetz des Fortschreitens darbieten, stehen nun aber andere, bei denen dies durchaus nicht der Fall ist. Die Geographie z. B. führt uns auf ein Gebiet, wo jeder Punct ausnahmslos ebensogut der erste wie der letzte sein kann; in der Religion, sofern sie nicht wissenschaftlich, sondern eben als Religion dem Zögling beigebracht werden soll, kann ich mit gleichem Rechte an sehr verschiedenen Puncten anfangen und werde von jedem aus einen offenen Weg

lich gebildeter) Deutscher, der nach Frankreich versetzt ist, hört zunächst nur französische Sätze und lernt auf dem Wege des praktischen Lebens und der Nothwendigkeit ihren Sinn verstehen; das ist doch auch ein Lernen, wenngleich kein elementarisches. 2) Er lernt auf diesem Wege mehr von der Sprache und lernt sie schneller, als auf dem grammatikalischen, kann aber von der so erlernten Bekanntschaft mit der Sprache aus sie auch analysiren lernen.“ Disputabel wird von diesen Sätzen hauptsächlich der zweite sein. Schmid.

zu den übrigen finden; von Physik und Chemie hat auch Mager (die modernen Humanitätsstudien, III, S. 16) zugestanden, daß man darin mit jedem Capitel anfangen könne. (Der verstorbene Prof. Nörrenberg in Tübingen hat seine Vorlesungen über Physik nach diesem Grundsatze in höchst ungezwungener Weise gehalten.) In diesen Fächern nun werden, weil der Gegenstand selber freie Hand läßt, für den Lehrer anderweitige Rücksichten maßgebend sein; er wird z. B. im Religionsunterricht auf die erste Linie die biblische Geschichte setzen, weil dies die dem Kindesalter zugänglichste und anziehendste Seite des ganzen Gebietes ist; auf einer höheren Stufe wird er sich an den kirchlichen Katechismus halten, nicht als ob nicht eine andere Anordnung als die der Hauptstücke desselben ebenso wohl möglich wäre, sondern weil hier ein kirchliches Interresse mitwirken muß. In der Geographie könnte er methodisch mit gleichem Rechte vom Globus beginnen und herabsteigen zu den einzelnen Ländern, wie umgekehrt; und wiederum hätte er ebensogut Gründe, um mit Afrika zu beginnen, als etwa mit Palästina oder mit Deutschland: was ihn zum einen oder andern bestimmt, sind hier anderweitige Rücksichten, sofern ihm z. B. eine kürzer zugemessene Zeit nur das Nächste und Nöthigste erlaubt und alsdann das vaterländische Interesse den Vortritt anspricht. Auf diesen Lehrgebieten kann abermals von analytischer und synthetischer Methode gesprochen werden; aber es sind das bloße Unterscheidungsnamen, die über den Werth, über die höhere wissenschaftliche oder pädagogische Berechtigung der einen oder andern schlechthin nichts sagen, weil der eigentliche Lernproceß, den der Schüler durchzumachen hat, stets der gleiche ist und nur der Stoff bald von der einen, bald von der andern Seite betrachtet wird. Der Lehrer hat das Recht, sich hier nach seinem Geschmack und Geschick zu entschließen, auch wohl zwischen verschiedenen Wegen nach Gefallen abzuwechseln.

1, b. Wenn es sich sofort um ein Gesetz handelt, das den Fortgang des Unterrichts reguliren soll, so kommt hiebei materiell der Begriff des Genetischen, formell die Forderung der Lückenlosigkeit zur Sprache. Eine Definition des ersteren Begriffs, die in einer pädagogischen Dissertation von Lindner (s. Gräfe, Allg. Päd. II, S. 193) gegeben wird, lautet: geneticam methodum eam dicimus instituendi aut docendi rationem, qua res naturali suo ordine et ita exponuntur, ut a simplicioribus ad composita, a causa ad effectum, a minori ad majus, a faciliori ad difficilius pergatur, singulorum tamen momentorum apte inter se conjungendorum diligentissima habita ratione. Hört man diese Begriffsbestimmung, so giebt es keine genetische Methode neben andern, sondern alles vernünftige Unterrichten ist dann von jeher und überall nur genetisch gewesen. Aber wie vieles und disparates ist in dieser Definition zusammengeworfen! Werde ich consequent in allen Dingen a causa ad effectum verschreiten, nicht aber auch umgekehrt, so werde ich oftmals nicht a faciliori ad difficilius gehen, sondern umgekehrt mit dem schwereren anfangen müßen. Besser ist es, wenn Gräfe (a. a. O.) das Genetische so übersetzt, man müße dem Schüler die Dinge so vorführen, wie eins aus dem andern entstehe; das sei aber auf zweierlei Art möglich, indem man entweder das wirkliche, geschichtliche Auseinanderentstehen der Dinge, oder das Entstehen der Begriffe von denselben aus einander ins Auge fasse; jenes sei der historisch-genetische, dieses der philosophisch-genetische Weg. Wenn ich etwa Geschichte der römischen Staatsverfassung oder Geschichte der Erfindungen zu dociren hätte, dann wäre der erstere Weg ein ganz angemessener; aber schon beim Rechnen, bei der Geographie und zwanzig andern Dingen ließe mich jene Regel gänzlich im Stich. Die zweite Fassung, wornach immer ein Begriff den nächsten erzeugt, jeder folgende ein Product des oder der vorangehenden wäre, ließe sich schon eher hören; aber die einzige Wissenschaft, die dieses wirklich durchführen kann, ist die Philosophie; bei andern Wissenschaften kommt durch diejenige Synthese, die wir Lernen nennen, zum vorigen nur ein neues, zu diesem ein drittes, zu diesem ein viertes u. s. w. hinzu. Der neue Begriff (z. B. der des Multiplicirens) ist nicht aus dem vorigen (Addiren oder Sub-

trahiren) von selbst erwachsen, sondern er kommt als ein neuer hinzu, weil nicht nur jenes, sondern auch dieses Verhältnis zwischen Zahlen oder Größen überhaupt besteht. Wir müßen aber, wollen wir es einmal genau nehmen, gegen die Anwendung des Begriffs einer Geneſis auf das Entstehen einer Wiſſenſchaft ein großes Bedenken erheben. Dieſe Anwendung kann doch eigentlich nur als Uebertragung eines heterogenen, phyſiſchen Verhältniſſes auf ein Gedankengebiet, mithin als Bild und Gleichnis, nicht als wirkliche, ſcharfe Begriffsbeſtimmung betrachtet werden. Aus einem Samenkorn entwickelt ſich die Pflanze, aus der thieriſchen Zeugung entſteht ein neues, gleichartiges Exemplar der Gattung. Wo aber iſt eine Erkenntnis, aus der, wenn man ſie einmal gewonnen hat, durch eine ähnliche immanente Zeugungskraft alle weitere Erkenntniſſe ſich entwickeln? Es giebt wohl einen philoſophiſchen Idealismus, der auf dieſem Wege ſich den Urbegriff, die Idee, das Princip ſelbſt entwickeln läßt, und durch dieſen dialektiſchen Proceß aller Weisheit Meiſter zu werden behauptet. Was es damit in Wirklichkeit auf ſich habe, können wir hier getroſt auf ſich beruhen laſſen; aber welcher Lehrer hat jemals einem Schüler auf dieſem Wege in Wahrheit alle zu einem Lehrfach gehörigen Kenntniſſe beigebracht? Es ſpielt wohl auch in dieſer Sache etwas von der Sokratik herein, wornach die Erkenntniſſe zwar nicht alle aus einem Kern von ſelbſt erwachſen, aber doch aus dem Geiſte des Zöglings ſich ſelbſt erzeugen ſollen; es würde alſo der Lehrer allerdings zur Erzeugung jeder neuen Erkenntnis — vorzugsweiſe mittelſt der Frage — den Geiſt des Schülers befruchten, die Geburt der Erkenntnis würde aber immer aus dieſem ſelbſt erfolgen. Allein es iſt längſt erkannt, daß ſolche Theorie nur einen Sinn hätte, wenn man auch die platoniſche Lehre von der Präexiſtenz der Seelen mit in Kauf nähme; und die Sokratiker haben von ihrer Idee auch nur Gebrauch gemacht auf dem Gebiete der Religion, man weiß jedoch, was für eine Religion durch dieſe Geneſis zu Tage kommt. Der einzige vernünftige und wahre Sinn, in welchem man von genetiſcher Methode, abgeſehen von der idealiſtiſchen Philoſophie, reden, in welchem man ſie für den Unterricht fordern kann, iſt der, daß die Syntheſe, wodurch der Schüler Kenntnis um Kenntnis ſammelt, nicht eine äußerliche, mechaniſche ſei, daß vielmehr der innere Lebenszuſammenhang der mitgetheilten und aufgenommenen Wahrheiten dem Schüler klar werde. Je unmündiger er iſt, um ſo weniger kann ſchon genetiſch verfahren werden, um ſo mehr muß er nur erſt das Einzelne als Einzelnes aufnehmen; je mehr aber ſein Denken ſich zeitigt, je mehr eben deshalb ihm ſelber das Bedürfnis fühlbar wird, das Einzelne zu verknüpfen, um ſo mehr muß der Lehrer ihm auch helfen, dieſen Lebenszuſammenhang, dieſe Circulation des Blutes im Körper einer Wiſſenſchaft immer vollſtändiger zu erkennen. Damit kann man nicht anfangen, aber ſobald ein gewißes Maß von Kenntniſſen geſammelt iſt, kann ſchon begonnen werden, zu zeigen, wie eins aufs andere deutet und hintreibt, eins am andern ſeine Stütze oder ſeine Vollendung hat. So kann der Lehrer der Geſchichte, wenn der Zögling einmal eine gewiße Summe einzelner Thatſachen ſich angeeignet hat, ſchon auf die höheren Geſetze aufmerkſam machen, die in der Weltgeſchichte wirken, und denen gemäß auf die eine Periode die andere folgen mußte. So wird der Lehrer fremder Sprachen, wenn einmal bis auf einen gewißen Grad der Schüler ſich zwei oder drei derſelben angeeignet hat, durch Vergleichung derſelben den Genius einer jeden erkennen lehren, aus dem dann allerdings vermöge einer wirklichen Geneſis die einzelnen Sprachgeſtaltungen, Formen und Regeln, die gemeinſamen wie die entgegengeſetzten mit Nothwendigkeit hervorgehen. Für das frühere Alter aber werden wir anſtatt des, etwas ganz beſonderes ankündigenden Namens genetiſch lieber mit der Lindnerſchen Erklärung uns beſcheiden, daß alle Dinge naturali suo loco exponantur. — Es ſoll aber, ſo ſagt das zweite Geſetz, das der Lückenloſigkeit, der Fortſchritt ſo geſchehen, daß nicht nur nirgends ein Sprung gemacht, alſo ein Mittelglied übergangen wird, ſondern auch jeder einzelne Gegenſtand erſt dann verlaſſen wird, wenn er völlig erſchöpft iſt. Letzteres hat Peſtalozzi, der Urheber dieſes Ge-

ſetzes, allerdings angeſtrebt, man weiß aber, wie endlos dadurch ſeine Uebungsreihen geworden ſind. Wenn wir daran erinnern, daß nach dieſem Geſetz z. B. im Turnunterricht erſt alle möglichen Bewegungen mit den Fingern gemacht werden müßen, ehe man zu denen des Armes fortſchreitet, und im geometriſchen Unterricht erſt alle die Lagen, in welche zwei gerade Linien gegen einander und mit einander gebracht werden können, vollſtändig abgehandelt werden müßen, ehe man zu einem Dreieck fortſchreitet, ſo reicht das hin, um die Pedanterie und den Zeitverluſt ermeſſen zu können, den ſolch ein Verfahren zur Folge hat. Wäre dies das richtige, ſo müßten auch jene alten Profeſſoren recht gethan haben, die eine Reihe von Jahren brauchten, um ein einziges Capitel des Jeſajas in ihren Vorleſungen durchzuerklären. Erſchöpft kann im Unterricht kein einzelner Punct in abſolutem Sinne werden, denn jede Wahrheit iſt etwas in ſich unerſchöpfliches; nur in ſoweit iſt allerdings Vollſtändigkeit, d. h. Gründlichkeit an jedem Punct zu fordern, als der ganze Unterrichtszweck, als ſpeciell das Verſtändnis des Nachfolgenden die volle Einſicht in das Vorangegangene fordert, weshalb das festina lente, das non multa, sed multum ſtets Hauptregeln guter Methode ſind. Wie viele Bemerkungen zu einer Stelle in einem alten Autor muß der Präceptor unterdrücken, die für den Gymnaſialprofeſſor und den akademiſchen Lehrer zur Sache gehören! Auch der erſtere läßt aber darum keine Lücken, er geht nur, wie es den kürzeren Beinen ſeiner Schüler entſpricht, einen kürzeren Weg. Sofern aber Lückenloſigkeit in dem Sinn gefordert wird, daß nichts fragmentariſch daſtehen, nichts unvorbereitet bleiben, ſondern eins immer mit dem andern innerlich verbunden ſein ſoll, ſo iſt dies im allgemeinen ganz richtig. Aber das Princip leidet ſchon dadurch eine Einbuße, daß es doch nur auf jedes einzelne Lehrfach für ſich angewendet werden kann, während die Lehrfächer untereinander ſelber beim Schüler noch nicht ſo verbunden werden können, daß nicht Lücken dazwiſchen bleiben, — muß ſelbſt der Unterrichtetſte bekennen, daß ſein Wiſſen Stückwerk iſt, ſo wird das Wiſſen des Schülers um ſo weniger darob in Anſpruch genommen werden dürfen, daß es fragmentariſch iſt —. Aber auch innerhalb jedes Lehrfaches beſteht ſchon zwiſchen den Theilen desſelben nicht überall ſolch eine Cohärenz, daß jeder Satz ganz genau einen anderen zur logiſchen Vorausſetzung hätte, dem er alſo immer an demſelben Orte zu folgen hätte; oft auch liegen die Zuſammenhänge in einer Tiefe, für die der Schüler noch gar kein Auge hat; oft ſogar — worauf ſchon Niemeyer gegen Peſtalozzi aufmerkſam gemacht hat (Grundſätze der Erz. u. d. Unt. III, S. 429) — läßt der erfahrne Lehrer abſichtlich eine Lücke, damit der Zögling ſich auch in einem Gebiet ſelber heimiſch finden lerne, auf das ihn niemand unmittelbar vorbereitet hat. Und wie Kant (a. a. O. S. 280) einen aphoriſtiſchen Vortrag als ſolchen definirt, der äußerlich fragmentariſch, aber innerlich nichts deſtoweniger methodiſch ſei, ſo liegt es gerade in der Art talentvoller Schüler, daß ſie gerne etwas noch ganz fremdes in Angriff nehmen; der kräftigere Geiſt macht, wie der kräftigere Leib, auch gern einen Sprung; würde man wohl einen Lehrer, der das nicht geſtattet, wegen ſeiner guten Methode loben? Die Regel kann als allgemeines Geſetz nur ſo lauten: es ſoll dem Schüler nie eine neue Aufgabe geſtellt, ein neues Begreifen oder Produciren zugemuthet oder der Verſuch dazu geſtattet werden, bevor die Kraft dazu vorhanden iſt; aber es ſoll ihm auch nicht weniger zugemuthet werden, als er begreifen oder leiſten kann. Der Maßſtab jenes ordo naturalis, nach welchem lückenlos fortgeſchritten werden ſoll, liegt alſo vielmehr im geiſtigen Wachsthum des Zöglings, als in der objectiven Reihenfolge der Gegenſtände, wiewohl allerdings durch dieſe, durch die Steigerung der Aufgaben auch jenes Wachsthum ſelbſt wieder bedingt iſt.

2, a. Für das Lehrgeſchäft ſelbſt nun, als Mittheilung von Wahrheit, die dem Zögling noch unbekannt iſt, dient als Hauptmittel, als Erſtes und Letztes, das Wort des Lehrers; die Wahrheit iſt als Gedanke bereits vorhanden im Geiſte des Lehrers, ſie ſoll hinfort als Gedanke auch dem Geiſte des Schülers innewohnen, der Geiſt aber

kann dem Geiſte den Gedanken nur durchs Wort mittheilen; das iſt der zündende Funke, der auf den rechten Punct geworfen ſeine Wirkung nicht verfehlen kann. Die Grundforderung aller richtigen Methode iſt daher, daß der Lehrer des Wortes mächtig ſei. Wer mit der Sprache nicht fortkommt, wer ſtockt und ſtottert, oder wer Mühe hat, den rechten Ausdruck zu finden; wer wortkarg iſt („der Unterricht ſei beredt, die Erziehung dagegen wortkarg," ſagt Schleiermacher, Erz. L. S. 681), aber auch wer zu redſelig iſt, ſo daß unter der Flut von Worten das Wort kein Gewicht mehr hat, der hat eine ſchlechte Methode, ob er auch aller methodiſchen Weisheit voll wäre. Wenn die didaktiſchen Lehrbücher die akroamatiſche Methode als eine unter vielen aufzählen, ſo iſt das inſofern unpaſſend, als unter allen Umſtänden der Schüler hören muß; was auch ſonſt noch hinzu kommen mag, ohne ἀκοή giebt es keinen Unterricht; iſt doch auch der Selbſtunterricht aus Büchern nichts als ein Hören auf den lehrenden Schriftſteller, ein Surrogat für die mündliche Mittheilung, das aber nur dem reifen Menſchen dieſe ganz erſetzen kann. — Allein mit dieſem ſchweigenden Hören (dieſer „heiligen Stille, in der allein beobachtet und erfahren werden kann, dieſer eigentlich ſpeculativen Haltung des Geiſtes," wie es Wackernagel nennt, Deutſches Leſebuch IV. S. 55), mit dieſem pythagoreiſchen Quinquennium würden wir beim Knabenalter nicht weit kommen. Erſtens: damit das gehörte Wort nicht bloß als Wort, als leerer Schall ohne Inhalt vom Schüler angeeignet werde, damit er vielmehr hinfort, ſo oft das Wort von ihm vernommen wird, auch die Sache habe, d. h. ſie ſich ſachlich vorſtellen könne, muß ihm jede Erkenntnis zuerſt in der Form der Vorſtellung beigebracht, d. h. mit dem Wort eine Anſchauung gegeben werden, denn nur was er geſchaut hat, kann er ſich innerlich jeden Augenblick wieder zum Anſchauen bringen, d. h. eben vorſtellen. Es giebt daher nicht bloß eine deiktiſche Methode neben der akroamatiſchen, ſondern Peſtalozzi hat Recht, wenn er alle Methode von der Anſchauung ausgehen läßt; Wort und Sache müßen zugleich dem Kinde vorgehalten werden, damit jenes künftig immer zugleich dieſe ihm repräſentire. Je nach der Art der Lehrgegenſtände muß daher der Unterricht ein Vorzeigen der Dinge ſein, ſei es in natura, ſei es im Bilde, unter welch letztere Kategorie z. B. auch der Globus und die Karte für den geographiſchen Unterricht gehören. Bei andern Penſen fällt dies nur darum weg, weil der Schüler, wenn er unter die Hand des Lehrers kommt, bereits einen Vorrath von Anſchauungen in ſich hat; ich kann ihm z. B. eine Geſchichte erzählen ohne etwas vorzuzeigen, weil der Junge von den in der Geſchichte vorkommenden Factoren, von Menſchen und Städten, was ein König oder was ein Heer iſt, bereits aus dem Leben eine Vorſtellung mitbringt. Wiewohl auch dazu die Vorzeigung von bildlichen Darſtellungen, z. B. Porträts von Männern, Abbildungen von Städten, Bauwerken u. ſ. f. und wenigſtens für die jüngeren Kinder ſelbſt Bilder zu den bibliſchen Geſchichten ſehr förderlich ſind. Beim mathematiſchen Unterricht verſteht ſich dieſes Vorzeigen wieder aus andern Gründen von ſelbſt; die Geometrie kann dem Schüler nur an der ſichtbaren Darſtellung der Raumgrößen durch Linien vorgeführt werden, und im arithmetiſchen Unterricht bedarf der Schüler wenigſtens anfangs irgend welcher ſichtbaren Gegenſtände, ſeien es Linien oder Puncte oder ſeien es — was jedenfalls das Beſte iſt — Körper, um an ihnen die Zahlverhältniſſe grundlegend zu erkennen, wogegen ſpäter dieſer Unterricht nichts mehr der Art bedarf, außer ſofern als Hülfsmittel fürs Rechnen gewiße Anſatzweiſen zu lehren ſind. — Der akroamatiſche Unterricht in ſeiner reinſten, conſequenteſten Form eignet ſich nur für Schüler, wie ſie der akademiſche Lehrer im Hörſaal findet; manche wollen denſelben ſogar nur einer noch höheren Stufe zuweiſen, nämlich einer Akademie der Wiſſenſchaften, in welcher die Schüler ſelbſt ſchon Gelehrte von Bedeutung ſind, die einander gegenſeitig Vorträge halten. Wenn man aber für die Univerſitäten ſtatt zuſammenhängender Lehrvorträge (ſogenannter Vorleſungen) eine Art katechetiſchen Verfahrens hat empfehlen wollen, ſo hat man

dabei überſehen, daß der Studirende gerade durch dieſe Form des Unterrichts ſich an die rein wiſſenſchaftliche Behandlung, an die durch nichts unterbrochene Gedankenentwicklung gewöhnen muß, um als Mann aus Büchern lernen und ebenſo ſelber zuſammenhängend denken und wiſſenſchaftlich arbeiten zu können. Beim gereiften Menſchen fällt das Hören und das Selbſtreden, die receptive und die ſpontane wiſſenſchaftliche Thätigkeit in größeren Dimenſionen auseinander, jedes von beiden geſchieht nach größerem Maßſtab, während beim Kinde beides viel unmittelbarer, gleichſam in kürzerem Rhythmus, in einander greift. Denn allerdings, mit bloßem Hören würde ein Knabe weder ſich zufrieden geben noch auch an Kenntnis viel gewinnen; ſeine Bildung ſoll nicht darin beſtehen, daß er ein Quantum von Daten ſich merkt und damit ſein Gedächtnis einigermaßen anfüllt, ſondern er iſt als freie menſchliche Perſönlichkeit dazu beſtimmt, die Wahrheit ſich ſelbſtthätig anzueignen, ſie ſelbſtthätig zu verwalten, daher denn die richtige Methode den Schüler nicht bloß wie einen Almoſenempfänger behandelt, der alle Tage ſein Stück Brod empfängt und damit abzieht, ſondern ihn gleich von Anfang als Arbeiter auf dem Felde der Erkenntnis in Bewegung ſetzt, und dadurch ihn tüchtig macht, die Wahrheit dereinſt als freies, von keiner Auctorität abhängiges Erbe zu beſitzen und damit hauszuhalten. Bei denjenigen Unterrichtsgegenſtänden, die nicht ſowohl ein theoretiſches Wiſſen, als ein praktiſches Können bezwecken, iſt es ohnehin klar, daß, wenn der Lehrer bloß ſagen würde: ſo und ſo muß man verfahren, und wenn er es auch vormachen würde, das dem Schüler noch nichts nützte, ſo lange dieſer nicht ſelber Hand anlegte, um die Fertigkeit, die er haben ſoll, ebenſo durch Selbſtthätigkeit zu finden, wie in theoretiſchen Dingen von ihm die Wahrheit durch Selbſtthätigkeit kann gefunden werden. Deshalb ſtellt die Methodik dem reinen Mittheilen, der akroamatiſchen Lehrweiſe (mit den daran ſich anſchließenden Demonſtrationen) ein anderes Verfahren, das ſog. heuriſtiſche gegenüber, nicht als ob dies eine Methode wäre neben jener, ſondern ſie iſt nur die andere Seite, die nothwendige Ergänzung der erſteren. Aufs Selbſtfinden der Wahrheit den Zögling ſchlechthin verweiſen, das hieße alles Lehren aufgeben und jeden ſeinem eigenen Genius überlaſſen; ſoll er die Wahrheit ſelbſt finden, ſo muß ihm der Weg dazu gezeigt, es muß der Boden, auf dem man allein ſuchen und finden kann, erſt feſtgeſtellt ſein. Das aber geſchieht nicht im großen, ſo daß etwa zuerſt Jahre lang der Schüler ſchweigend zuhören müßte, dann aber ſich ſelbſt überlaſſen bliebe, um ſich die höheren Gebiete ſelber zu erobern, ſondern beides muß ganz der Art jedes Lehrfachs anpaſſend, von Anfang mit einander verbunden werden, ſo daß, ſobald der Zögling durch das, was er ſchon weiß, überhaupt durch ſeine Fähigkeit, ſo weit ſie bis jetzt ausgebildet iſt, ſich in Stand geſetzt ſieht, den nächſten Schritt ſelbſtändig zu thun, er auch dazu Raum und Aufforderung erhält, und ſo durch die ganze Lehrzeit hindurch. Nur iſt auch dies nicht in der pedantiſchen Weiſe zu verſtehen, als ob, auch wenn dieſes Selbſtfinden nur mühſam und mit Zeitaufwand möglich wäre, dennoch unter allen Umſtänden dasſelbe der einfachen, lehrenden Mittheilung vorzuziehen wäre; wie viel tauſend Kenntniſſe haben wir nicht durch eigene Erfindung erlangt, die dennoch von uns mit voller Freiheit und Klarheit gefaßt worden ſind. — Die einzelnen Formen oder Mittel der Heuriſtik ſind mannigfach; dahin gehört zuerſt die Frage, dann die Stellung ſchriftlicher oder mündlicher Aufgaben aller Art (jede Aufgabe iſt ja nichts anderes als eine Frage, wie umgekehrt); es gehört dazu auch das Auffordern oder Anhalten zur Privatlecture, zum Privatſtudium. Hier hat nun aber auch ein analytiſches Verfahren innerhalb des im ganzen ſynthetiſchen Unterrichtsgeſchäfts ſeinen Platz, den wir ihm außerdem nur in der Vorbereitung des Unterrichts von Seiten des Lehrers oder Lehrbuchs einräumen konnten. Wenn nämlich der Zögling in irgend einem Fache ſchon einen gewißen Vorrath von Kenntniſſen beſitzt, die er ſich ſynthetiſch ſchon erworben, dann kann ich ihm die Aufgabe ſtellen, eins und anderes ſelbſt zu unterſuchen, es zu analyſiren, um auf dieſem Wege eine neue Erkenntnis zu erlangen. Da findet dann

auf höheren Stufen des Unterrichts auch solches Platz, was die Logik zum analytischen Verfahren rechnet, der Schüler kann z. B. schon lernen von einer Hypothese aus rückwärts zu schließen (Aehnliches kommt schon beim Rechenunterricht in der Volksschule vor); ebenso wird schon auf nicht allzuhoher Stufe der Lehrer es versuchen können, den Schüler aus einer Anzahl Sätze eine Sprachregel abstrahiren, also aus dem Gegebenen durch Induction das Allgemeine erkennen zu lassen. Aber auch das Construiren eines Satzes in einem lateinischen Autor, oder die Zergliederung eines Bibelspruches in der Katechese, ja selbst die Auflösung eines Wortes in seine Laute, wie sie beim Lautirunterricht vorkommt, — all das ist Analyse, so daß wir auch hier sagen müßen, es giebt nicht eine analytische Methode, die von Anfang bis Ende einen Unterrichtscurs beherrschte und jedem Acte ein ganz anderes Gepräge gäbe, als wie sich derselbe Act oder dieselbe Stufe nach synthetischer Methode gestalten müßte; sondern die Analysis tritt als eine geistige Thätigkeit, als einer der gesetzmäßigen Vorgänge des Denkens an einzelnen Puncten ein, während sonst für den Schüler die Synthese als die natürliche allgemeine Form des Lernens vorherrscht.

2, b. Was endlich das Einprägen, das Festmachen des durch Lehre Mitgetheilten betrifft, so bedarf es, je jünger und darum flüchtiger noch der Zögling ist, um so mehr besonderer Maßregeln, die in ihrer Einfachheit und Naturgemäßheit wesentlich überall dieselben sind. Bei allem, worin man es zur Fertigkeit bringen soll, — z. B. beim Uebersetzen eines Schriftstellers, wie beim Schreibenlernen, beim Zeichen- und Musikunterricht ꝛc. ist die Wiederholung das Unerläßliche; sei es, daß genau ein und dasselbe Thun unmittelbar nach einander, oder nach einiger Frist wiederholt und so abermals wiederholt wird (z. B. ein Schriftsteller repetirt, ein und dasselbe Musikstück wiederholt gespielt, ein und dasselbe kalligraphische Vorlegeblatt öfter abgeschrieben); oder sei es, daß dieselbe formelle Thätigkeit an verschiedenen Stoffen geübt, also z. B. eine Reihe Rechnungsaufgaben nach einer Regel gelöst, an einer Reihe lateinischer Sätze eine und dieselbe Construction aufgezeigt oder angewendet wird. Bei denjenigen Stoffen aber, die nicht unter die Kategorie der Fertigkeiten, sondern der Kenntnisse fallen, wird das Wiederholen zum Memoriren (s. d. Art.); dieses ist ja gar nichts anderes, als gleichsam ein obstinates Wiederholen, dessen Wirkung, nämlich das Festsitzen im Gedächtnis, unmittelbar im Recitiren des Gelernten zu Tage tritt. So sehr man dieses Stück der Methode als mechanisch, d. h. als unmethodisch herabgesetzt hat, so unentbehrlich ist es, um einen festen Boden für die unerläßlichen Kenntnisse zu legen. Vocabeln für den Sprachunterricht, das Einmaleins fürs Rechnen, Namen und Jahreszahlen für die Geschichte, Sprüche und Lieder für den Religionsunterricht — dergleichen Dinge alle müßen memorirt werden, wenn der Lehrer nicht einen ewigen Verdruß wegen mangelnder Vorkenntnisse haben soll. Daß aber nicht aus diesem Memoriren ein Mechanismus werde, der, statt dem fortschreitenden Lernen rasch den Ertrag der seitherigen Arbeit zur Verfügung zu stellen, vielmehr den Geist träge macht und das Denken lähmt: dafür muß durch ein vernünftiges Maß und durch die richtige Verbindung des Memorirens mit dem übrigen Unterricht gesorgt werden. Um das Behalten selbst zu erleichtern, sind mancherlei Mittel ersonnen worden, die sich den Namen Methoden geben, während sie nur Kunstgriffe sind, die ebenso leicht wieder durch andere ersetzt werden. (So z. B. die Reventlowsche Mnemotechnik [s. d. Art.]; so die zur Zeit Maria Theresias und Felbigers [s. d. Art.] so berühmte Saganſche Methode, die dem Schüler damit helfen wollte, daß von den einzuprägenden Sätzen immer nur der erste Buchstabe jedes Wortes an die Tafel geschrieben wurde, bei dessen Anblick sich derselbe des ganzen Wortes und Satzes erinnern sollte. Man hieß sie deshalb auch die Literalmethode, später in Oesterreich die Normalmethode. S. Helfert, Gründung der österreichischen Volksschule ꝛc. I. S. 86 ff.) — Zu den Mitteln, das mündlich Gelehrte einzuprägen, gehört auch die Wiederholung durch schriftliche Aufzeichnung, sei es, was am besten ist, daß die Schüler dies aus dem Gedächtnisse thun, oder sei

es, daß der Lehrer, das Durchgesprochene bündig zusammenfassend, den Schülern dictirt. Letzteres kann umgekehrt auch als Vehikel der ersten, lehrenden Mittheilung dienen, als Surrogat mündlichen Vortrags, das den Vortheil bringt, daß der Schüler daran für die nachfolgende mündliche Erörterung einen Text hat. Deswegen aber von einer Dictirmethode zu sprechen, ist ebenso absurd, wie wenn man, wo auswendig gelernt wird, von einer mnemonischen Methode redet. Alles, was wirklich methodisch ist, d. h. dem am Anfange dieses Artikels aufgestellten Begriffe von Methode entspricht, kommt, wie wir im Bisherigen zeigten, als ein Moment innerhalb des richtigen Verfahrens vor, daher wir in diesem Sinn allerdings sagen können, es giebt nur eine, die absolute Methode. Aber diese läßt nicht nur für das, was jedem tüchtigen Lehrer eigen ist, — für die Manier im unverfänglichsten Sinne des Worts — den nöthigen Raum, sondern sie hindert auch nicht, daß pädagogische Erfahrung und Erfindung in den verschiedenen Lehrfächern immer wieder Hülfsmittel für einzelne Lehrzwecke entdecke und ausbilde, die sich dann gern auch Methoden nennen und sich einen historischen Namen machen. Jedes Lehrfach und jede Zeit hat deren aufzuweisen; es giebt sogar auch im Gebiete der Methoden eine Mode, die auf eitle und unselbständige Lehrer ganz dieselbe Macht ausübt, wie die Erfindungen der Pariser Schneider und Schneiderinnen auf die elegante Welt. Sie alle aufzuzählen ist hier nicht nöthig, da, was davon irgend einen Werth gehabt hat und noch hat, in den Artikeln über die einzelnen Lehrgegenstände, wie auch in denjenigen biographischen Artikeln, deren Helden einer Methode ihren Namen gegeben haben, beschrieben und gewürdigt wird, das Werthlose und Ephemere dagegen nicht verdient, als pädagogische Tradition von Geschlecht zu Geschlecht fortgeführt zu werden. (Ein freilich nicht sehr vollständiges Register der namhaftesten Methoden, neben welchen auch mehreres als eine Methode aufgeführt wird, was gar keine ist, findet sich u. a. in Scherrs „Leichtfaßlichem Handbuch der Pädagogik," Zürich 1839. Bd. I. S. 473—485.) Das Urtheil über jede neu auftretende Methode ist in der Regel ein zwiespältiges; die einen, man könnte sagen: die Fortschrittspartei, sind stets geneigt, dieselbe mit Pomp zu empfangen und eine goldene Zeit davon zu erwarten; es begegnet dann den Pädagogen sehr leicht, daß sie den Werth einer Schule nicht darnach taxiren, was sachlich in ihr geleistet, sondern nur ob nach der belobten Methode unterrichtet wird; geschieht nur dies (wurde z. B seiner Zeit nur Becker-Wurst im Sprachunterricht getrieben), so denkt man nicht daran, zu fragen, ob nun wirklich die Kinder die Sache besser handhaben können, als zuvor. Die Conservativen dagegen betrachten das Neue eher mit Mistrauen; Männer, die nach ihrer Weise vielleicht seit Jahrzehenten mit tüchtigem Erfolge gearbeitet haben, sind begreiflich wenig geneigt, dieselbe gegen irgend eine neue, noch unerprobte Methode umzutauschen, und würden, auch selbst vorausgesetzt, daß das Neue das Bessere wäre, doch damit weniger leisten, weil dasselbe ihnen nicht mehr handlich würde. Strebsame, geistig jung bleibende Lehrer werden zwar auch in diesem Puncte sich dem Wahren und Guten, komme es woher es wolle, offen halten, und, je weniger ihre Methode ihnen zum Mechanismus erstarrt ist, um so mehr dieselbe durch neue Fermente stets wieder erneuern. Aber durch äußere Vorschriften das herstellen, überhaupt eine Methode durch gesetzlichen Zwang einführen zu wollen, ist immer eine gewagte, ja eine verderbliche Sache. Es hat wohl Zeiten gegeben, wo der Staat, wie es in den älteren Schulordnungen geschieht, selbst die Methode den Lehrern vorzuschreiben sich genöthigt sah, weil es an aller wissenschaftlichen und praktischen Vorbildung des Lehrstandes fehlte, somit die Schulordnung als allgemeine Amtsinstruction diesen Mangel ersetzen mußte. Aber je mehr der Lehrstand das Lehrverfahren im allgemeinen und einzelnen durch Seminarien oder geordnete Incipienz gründlich kennen lernt, je mehr durch seine ganze Stellung und durch besondere Institutionen (Conferenzen, Lesegesellschaften ꝛc.) dafür gesorgt ist, daß er über seine Methode sich stets Rechenschaft geben könne und deshalb in der wissenschaftlichen Pädagogik auf dem Laufenden bleibe: um so mehr ist das ge-

ſetzliche Vorſchreiben von Methoden überflüßig und höchſtens dann am Platze, wenn ſich eine neue Methode ſattſam erprobt hat, ein Theil der Lehrer aber aus Gleichgültigkeit oder Bequemlichkeit noch ein altes, anerkannt minder zweckmäßiges Verfahren beibehält. („So lange die pädagogiſche Wiſſenſchaft noch nicht ein Gemeingut des geſammten Lehrſtandes, ja der Gebildeten überhaupt, ſondern der Beſitz einiger hervorragenden Männer war, hat der Staat eine ſtellvertretende Thätigkeit geübt und diejenige Macht vertreten, welche jetzt in der entwickelten Wiſſenſchaft der Pädagogik gegeben iſt. Wir ſind ihm für dieſe Bemühungen zum größten Danke verpflichtet. Was wäre aus unſerer Pädagogik geworden, wenn ſie nicht in dieſem Schutze groß geworden wäre! Gleichwohl müßen wir bei dem jetzigen Stande der Dinge behaupten, daß der Staat in der Regelung des inneren Lebens des Gymnaſiums zu weit greift und daß er in dieſer Beziehung wieder etwas zurücktreten darf und ſoll.“ Lattmann, über die Frage der Concentration ꝛc. S. 258. Was hier in Betreff der Gymnaſien geſagt iſt, gilt im ganzen von allen Lehranſtalten.)

So viel aber und ſo vielerlei unter dem Titel Methoden auf den pädagogiſchen Markt gebracht worden iſt, eine beſtimmte Tendenz, die in verſchiedenen Zeiten verſchieden iſt, aber jede Zeit pädagogiſch charakteriſirt, läßt ſich immer herauserkennen. Es finden ſich hierüber in der ſo eben angegebenen Schrift von Lattmann S. 118 ff. lehrreiche Bemerkungen, die zwar nur den Gymnaſialunterricht betreffen, aber auf das ganze Unterrichtsgebiet übergetragen werden können. Die alten Humaniſten verlangten von ihrer Methode gar nichts, als daß, was zu lernen war, recht und tüchtig gelernt werde; es war einfach der Zweck des Wiſſens und Könnens, den man im Auge hatte; wurde das erreicht, ſo war damit die Methode, auf die man überhaupt nicht abstract reflectirte, auch gerechtfertigt. Anders aber faßte man die Sache von Ratich und Amos Comenius an; jetzt ſollte die Methode das Lernen abkürzen und erleichtern, ja aus der Mühe ein Vergnügen machen. Das Extrem dieſer Meinung repräſentirt der Philanthropismus; die Methoden, die er, nach Baſedows ſelbſtgefälligem Ausdruck, alle Tage erfand, waren nichts als Kunſtgriffe, um den Schüler möglichſt vieler Mühe zu überheben, ſo zu ſagen kleine Maſchinerien, die das von ſelber thaten, was ſonſt der Menſch im Schweiße ſeines Angeſichtes thun mußte. Peſtalozzi, den Lattmann a. a. O. auch noch inclusive hieher rechnet, gehört doch ſchon einer andern Kategorie an. Da ihm überhaupt an einem beſtimmten Quantum von poſitiven Kenntniſſen nicht gelegen iſt, ſo hat er keinen Grund, zu eilen (ſeine Methode kann weit mehr beſchuldigt werden, daß ſie die Koſtbarkeit der Zeit zu wenig in Anſchlag bringe); eben darum hat er auch keine Urſache, auf Erleichterungen zu denken, denn was er ſchließlich will, iſt an ſich ſchon nichts ſchweres, es iſt ja nur die volle Entfaltung der Naturkraft. Die Methode dient bei ihm vielmehr dem Zwecke, den Zögling als Subject, als Perſon zur Entwicklung zu bringen; Kenntniſſe ſind nicht Zwecke, ſondern immer nur Mittel, die Methode daher nur berechnet auf Uebung der Kraft. Daraus müßen wir uns auch erklären, wie man auf den ſonſt ganz unbegreiflichen Wahn gerathen konnte, das Heil der Welt von einer Methode, nämlich eben von der peſtalozziſchen und nur von ihr allein zu erwarten. So, wie man es meinte, war das viel weniger abſurd, als es erſcheint; wenn einmal das Mittel gefunden wäre, die Menſchen anders zu machen als ſie ſind, dann würde die goldene Zeit unzweifelhaft anbrechen, und eben dieſes Mittel glaubte man gefunden zu haben. — Man könnte den Unterſchied zwiſchen Baſedow und Peſtalozzi in dieſer Beziehung, wenn ein thieriſches Exempel erlaubt iſt, damit veranſchaulichen, daß man ſagt: ein junges Pferd ſoll einen beladenen Wagen ziehen; jener nun macht die Laſt möglichſt leicht, damit das Rößlein mit dem Wagen luſtig davon rennen kann; dieſer kümmert ſich nicht darum, was geladen iſt, dafür will er das Füllen tüchtig füttern und ſpringen laſſen, damit es ſtark genug wird, jede Ladung zu bemeiſtern. Wer von beiden das Richtigere getroffen hat, wird niemand erſt fragen; aber die Folge, die die peſtalozziſche Anſicht

in den Volksschulen gehabt hat und die am stärksten im Sprachunterricht hervortrat, daß man nämlich aufs Ueben im Sinne der Methode ausschließlich Gewicht legte und deshalb zufrieden war, wenn man nur an Becker und Wurst die Sprech- und Denkkraft übte, ohne das schließliche Resultat, d. h. den geringen materiellen Werth desselben gehörig zu beachten und das Misverhältnis zwischen jenem und diesem zu würdigen, — diese Folge machte die Gymnasialpädagogen, überhaupt alle diejenigen, denen an bestimmten Resultaten des Lernens nicht nur etwas, sondern sehr vieles liegen mußte, nothwendig geneigt, zu versuchen, wie sich beides, tüchtige Kraftübung und tüchtige Kenntniserwerbung vereinigen lasse. Es wirkte dazu, worauf Lattmann richtig hinweist, das äußere Moment mit, daß seit dem Ende der zwanziger Jahre fast überall für die Maturitätsprüfungen bestimmte Normen gegeben wurden; „seitdem sind die Lehrer nicht mehr in der behaglichen Lage, Ziel und Weg nach eigenem Ermessen zu wählen. Die Methode muß demzufolge jetzt in einem höheren Grade darauf aus sein, ein bestimmtes gegebenes Ziel zu erreichen. Während die frühere Methode darnach strebte, die Arbeit zu erleichtern, muß die jetzige darnach streben, die Arbeit energischer zu machen; die frühere hatte an erster Stelle das arbeitende Individuum im Auge, die jetzige mehr die Arbeit selbst, die gethan werden soll. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß dadurch den Gymnasien eine weit größere Arbeitslast auferlegt ist und daß eine gewiße Ueberladung stattfindet." (Ebd. S. 119.) Diese rührt aber (S. 120) nicht bloß von der Vermehrung der Fächer und relativen Erhöhung der Ziele her, sondern auch von dem Anspruch, den man jetzt macht, daß in einer guten Schule die Schüler nicht nur etwas lernen *können*, wofern sie *wollen*, und darum immer wenigstens einzelne treffliche Schüler ihr zum Ruhme gereichen, sondern die Schüler etwas lernen *müßen*, auch wenn sie nicht wollen, und darum alle Schüler, auch die mittelmäßigen und schwachen das vorgesteckte Ziel erreichen sollen. Daran stelle sich aber eben heraus, daß die Kunst der Methode eine Grenze habe. Die Einsicht hiervon nun hat in der Gegenwart dahin geführt, daß man, wie der technische Ausdruck lautet, den Unterricht zu concentriren bedacht ist; *Concentration* ist es, was man von einer guten Lehrmethode jetzt verlangt. Von den einen wird dies nun so verstanden, daß man, um das Eine was noth ist desto energischer zu betreiben, die Zahl der Lehrfächer beschränken soll; daher sind z. B. den niedern lateinischen Schulen in Württemberg einzelne Fächer abgenommen und erst den Obergymnasien vorbehalten worden, die früher allgemein für jene schon obligatorisch waren. („Vereinfachung und Beschränkung der Lehrobjecte ist das Nothgeschrei, wenn die Gymnasien das leisten sollen, wozu sie berufen sind." *Thaulow*, Gymnasialpädagogik S. 86. §. 279.) Von andern wird die Aufgabe so verstanden, daß (s. Lattmann a. a. O. S. 121) jeder Lehrer als Fachlehrer sich auf Ein Pensum beschränkt, und dieses, nach akademischer Weise, so behandelt, als ob es das einzige, das Centrum wäre, worauf alles ankommt. Jeder sieht ein, daß das eine bloß illusorische Concentrirung ist, die für den Schüler vielmehr ins gerade Gegentheil umschlägt. Noch andere endlich sehen die Aufgabe einer concentrirenden Methode darin, daß jede Lehranstalt Einen Gegenstand als den ersten und dominirenden behandle und alles übrige in stete Beziehung zu diesem setze, was zugleich eine Unterordnung unter diesen Einen ist. So wird für die Volksschule Bibel und Katechismus, für das Gymnasium das Latein oder allgemeiner die classischen Sprachen, für die Realschule die Naturkenntnis, — oder auch, wie *Lattmann* thut (a. a. O. S. 24), für die Volksschule die Religion, fürs Gymnasium die Humanität, für die Realschule die Nationalität als das Centrum bezeichnet. Allein — (ohne daß wir diese Aufstellungen hier materiell zu prüfen hätten, s. darüber die Artikel über Concentration, Bd. I, S. 838—864) es steht der consequenten Durchführung dieses Grundsatzes die große Schwierigkeit im Wege, daß die organische Verbindung der verschiedenen Wissensstoffe zu einer lebendigen, das Bewußtsein erfüllenden und beherrschenden Einheit immer erst Sache des gereiften, durchgebildeten Mannes ist; der

Knabe hat mit der Aneignung des Einzelnen, des Materiellen noch viel zu viel zu thun, als daß er schon vermöchte, von dem Einzelnen immer aufs Ganze hinaus- und vom Ganzen aufs Einzelne zurückzuschauen. Man wird also den Gedanken der Concentration wohl als einen in der Idee ganz richtigen und als ein Präservativ gegen Zersplitterung festhalten müßen, aber ihn nicht in einer gezwungenen, dem materiellen Lernen mehr hinderlichen als förderlichen Weise zu realisiren suchen, sondern einerseits sich begnügen, wenn in jeder Lehranstalt einige solcher Centralpuncte neben einander bestehen, wenn jeder einen in sich abgeschlossenen Lehrkreis beherrscht, so daß z. B. der mathematische Unterricht, der Sprachunterricht, der Religionsunterricht im Gymnasium unabhängig von einander, jeder nach seiner Weise betrieben wird, was natürlich gelegentliche Hinweisungen von einem auf den andern nicht ausschließt, aber doch keinem irgend einen Zwang anthut; und andererseits wird man anerkennen müßen, daß das tiefste und wahre Centrum, von dem aus seiner Zeit alles einzelne sich einigen wird, gar nicht irgend ein Lehrstoff — selbst die Religion nicht als Lehrstoff, als Ganzes von Lehrsätzen —, sondern der sittliche Mensch selber, der Charakter ist. Die rechte Concentrirmethode hat derjenige gefunden, der in seinen Zöglingen den offenen Wahrheitssinn, den gewissenhaften Ernst und die hingebende Liebe weckt und pflegt; wenn diese alles Studiren umfassen, dann bildet sich aus den disparatesten Kenntnissen und Fertigkeiten ein harmonisches Ganzes, in welchem das Einzelne selbständig und dennoch nicht abgerissen und lose, sondern als ein integrirender Factor der ganzen Persönlichkeit erscheint.

Dies führt uns zum Schlusse noch auf einen Punct, der in einer Lehre von der Methode nicht übersehen werden darf. Schelling hat eine berühmte Schrift über die Methode des akademischen Studiums geschrieben, und schon aus alter Zeit giebt es nicht wenige Schriften, die namentlich dem Theologen den Weg zeigen wollen, wie er sein Studium einzurichten habe; ebenso sind Herders Briefe über diesen Gegenstand überall in bester Erinnerung. Manchmal hören wir auch von einem Studenten sagen, er sei fleißig, aber er arbeite unvernünftig, treibe alles untereinander oder fange mit dem an, womit er aufhören sollte. Methode also muß nicht nur im Lehren, sondern auch im Lernen sein. Nun trifft dies allerdings im vollen Sinn erst beim Studenten ein, wovon wir an diesem Orte nicht weiter zu sprechen haben; je jünger dagegen ein Schüler noch ist, desto mehr ist die Methode seines Lernens noch identisch mit der Methode, nach welcher gelehrt wird. Aber zwischen dem civis academicus und dem Elementarschüler liegen doch Alters- und Entwicklungsstufen in der Mitte, die bereits solch freies, durch eigene Neigung hervorgerufenes Lernen zulassen, also auch eine Leitung für dasselbe wünschenswerth machen. (Der Verf. dieses Art. erinnert sich noch, daß er einst als 13jähriger Knabe eine Ferienzeit neben Musik und andern Liebhabereien dazu benützt hat, zum eignen Vergnügen die Bergpredigt ins Hebräische zu übersetzen. Wie in Schulpforte die sogenannten Ausschlafetage, deren in jeder Woche einer und außerdem noch manche gegeben zu werden pflegten, von den Schülern zu Privatstudien — zum Lesen einer Ciceronischen Rede, zum Uebersetzen einer Schillerschen Ballade u. s. w. verwendet wurden, darüber s. die Schilderung von Heiland, Zeitschrift für das Gymnasialwesen X, 1, S. 79 f.) Dafür nun kann der Natur der Sache nach eine Methodik nicht als Gesetz aufgestellt werden, solche Dinge haben ja eben darin ihren Werth, daß der Zögling seinem eigenen Triebe folgt. Aber was dazu von Seiten des Lehrers gegeben werden muß, das ist einiger freie Raum, Anregung und Aufmunterung. Wissen soll der Lehrer davon, damit er von subjectiv oder objectiv Ungeeignetem abbringen, zum Rechten aber guten Rath geben kann. Solche Handreichung ist auch dem akademischen Schüler, ja diesem ganz besonders nöthig, damit er weiß, was er neben den Vorlesungen für Bücher lesen, wie er seine Collegienhefte benützen, wie er Excerpte machen, welche Themen und wie er dieselben in eigenen Aufsätzen bearbeiten soll. Das ist der hohe Segen von Seminarien oder ähnlichen Instituten,

daß sie Methode in das Studium bringen. — Eine treffliche Anleitung dazu hat einst in einer Gymnasial-Abschiedsrede C. L. Roth gegeben, s. seine „Kleine Schriften pädag. und biog. Inhalts," Stuttg. 1857 I, S. 156—168; er dringt darin insbesondere auf Concentrirung der Kraft und Arbeit: „der Studirende lerne Eines wirklich studiren, in Einem selbständig arbeiten, für Eines mit seiner Zeit und seinen Kräften geizen. Was außerdem gefordert wird, kann er allerdings nur in compendiarischer Form sich aneignen, und seiner Verpflichtung wegen muß er es auch. Aber es ist doch um vieles besser, Eines zu studiren, und das Uebrige compendiarisch zu lernen, als alles compendiarisch sich anzueignen. Der Einem Fache vorzugsweise gewidmete Fleiß schließt Notizen aus andern Fächern so gar nicht aus, daß er vielmehr erst begierig macht, solche Notizen zu sammeln, und daß er im Kopfe des Studirenden die Kategorien bildet, in die sie zu bleibendem Besitz eingereiht werden." Es versteht sich von selbst, daß damit ein Nacheinander der zu einem Gesammtfache gehörigen Specialfächer nicht ausgeschlossen ist, und eben diese Reihenfolge richtig zu treffen, gehört auch zur rechten Studirmethode. Vortrefflich aber ist noch insbesondere die Belehrung, daß (S. 165 f.) die Einheit des Studirens gestützt und aufrecht erhalten werden müße durch Einheit des Lebens. Man kann und muß seine Tagesstunden eintheilen, aber seinen Sinn kann niemand theilen. Wollten wir, wie unsern Tag in Arbeit und Erholung, so unsre Stimmung zwischen Ernst und Leichtsinn theilen, so würde der Leichtsinn vom Ernste bald nichts mehr übrig lassen. Das Leben und das Studiren muß gleichsam aus Einem Gusse, beides zusammen muß nur Eines sein, wenn die Wissenschaft ihre Früchte tragen soll. **Palmer.**

Methode. Zweiter Artikel.*) Wenn wir das Wesen der Methode bestimmen wollen, so haben wir ins Auge zu fassen, daß es unumgänglich ist, dem Verhältnis, welches der Schüler zum Lehrgegenstand hat, Rechnung zu tragen. Alles Lehren trifft den Schüler entweder in der Lage an, die in Rede tretende Erkenntnis in fertiger Zubereitung zu überkommen, oder nicht d. h. in derjenigen Lage, wo der Schüler die bestimmte Aufgabe durch den Lehrer erhält, die betreffende Erkenntnis sich im Wechselverkehr mit dem Lehrer erst mit zu erarbeiten. Hieraus ergeben sich die zwei bekannten Grundformen alles Unterrichtens: 1. das Akroama, die Mittheilung; 2. die Leitung zur Selbstthätigkeit und in ihr. In der ersteren Form erscheint der Schüler nur im Interesse eines Receptiven; in der letzteren in dem der Mitactivität. Die erstere Unterrichtsform leitet zur Vorführung der akademischen Lehrmethoden; die letztere erweist sich als das Gebiet, innerhalb dessen sich der Hauptsache nach alles Unterrichten zu halten und zu bewegen hat, das den Schüler zu solcher Bildung führen will, bei der sich derselbe nachmals entweder vom Leben selbst oder von der Wissenschaft weiter bereichern lassen kann. Das Unterrichten in der eigentlichen Schule, nämlich sowohl in der Volksschule als auch in der sogenannten gelehrten Schule, mag sie Gymnasium oder Realschule heißen, ist und bleibt ein nach der Schülergattung und nach dem Lehrgegenstande modificirtes, ein elementarisches.

Halten wir uns wie das Eigenthümliche so auch das Geschichtliche in der Um- und Fortbildung der akademischen Lehrmethoden vor, so tritt uns vor Augen, wie die Eigenthümlichkeit dieser Lehrmethode sich darin beschließen und behaupten mußte, daß der Lehrgehalt in seiner vollkommensten d. i. wissenschaftlichen Organisirung zur Hauptsache für den Lehrenden wurde. Den unterrichtsfähigen akademischen Zuhörern ist nur in solcher Behandlungsweise zu genügen. Die dialogischen und conversatorischen Handbietungen mußten hier naturgemäßer Weise zurücktreten. Die dialektisch richtige Verarbeitung des Gegenstandes durch den Lehrer erhielt die Aufgabe, die vermittelnde

*) Um den wichtigen Gegenstand obiger Artikel möglichst allseitig beleuchtet zu sehen, haben wir es für zweckmäßig gehalten, zwei, verschiedenen Lebensstellungen angehörige Referenten sich darüber aussprechen zu lassen. D. Red.

Unterredung zu ersetzen. Darum konnte der Praeceptor Germaniae sagen: Dialectice est ars docendi. — In dem Grade aber, als vorwiegend die Rücksicht auf die Verarbeitung des Lehrgegenstandes genommen wurde, trat die Pflege, welche an anderer Stelle den Beziehungen zu den Schülern gebührt, und eben damit die gesammte Beachtung des Lehrens als eines besonderen Geschäftes oder einer Kunst zurück.

Es mag lange genug gewährt haben, ehe man die akademische Lehrweise von den scholis majoribus in die minores, in das, was unsere oberen Gymnasialclassen sind, hereinführte. Als man aber die Berechtigung des Schülers, nach Altersgrad und Bildungsstand wie nach seiner eben hieraus sich ergebenden Stellung zur Sache beachtet zu werden, begriffen und anerkannt hatte: mußte sich eine andere Form, die unterrichtliche Thätigkeit zu vollbringen, mit Bestimmtheit heraus bilden, die elementare, in welcher, unter selbstverständlicher Berücksichtigung der Natur des Lehrgegenstandes, der Zweck, die Vorbildung für Weiteres, in Gestalt von Kraftentwicklung und Grundlegung für das noch nicht verwendbare Wissen und Können maßgebend wurde.

Wie unbeholfen diese elementare Unterrichtsmethode in den alten gelehrten Schulen und an den alten Sprachen anfangs mag gehandhabt worden sein: ohne ein irgendwie nach Methode aussehendes Thun konnte man zu einem voraus festgestellten Ziele aber niemals gelangen; oder alle Bildung, die doch so reichlich und vielfach zu Stande gebracht wurde, hätte müßen ein Werk des Zufalls oder des Wunders oder der Autodidaxie sein. Das aber ist sie nicht gewesen, sondern immer Frucht einer mit der Absicht zu lehren erfolgten Einwirkung der Liebe und des Fleißes, der von einem andern auf den Lernenden statt hatte. Alle großen Schulmänner von Melanchthon, Sturm, Neander an bis auf die heutigen wußten und wissen auf das deutlichste, daß zwischen Unterricht und Unterricht ein Unterschied ist, das heißt, daß es ein methodisches Handeln giebt, welches in der Schule sein Recht hat, das ganz und voll zur Anwendung gebracht werden muß und bei dessen Nichtvorhandensein die Schule alles andere ist, nur nicht Schule. Je mehr aber das Unterrichten so gut als die Eloquenz sich als ein tractare animos begriff, um so mehr mußte es dem Rechte des Schülers gerecht zu werden sich befleißigen, und sowohl Ratichs als Comenius Bemühungen und Unternehmungen sind hieraus zu begreifen und zu beurtheilen. Während die einen, die alten Schulmänner, das Recht des Lehrgegenstandes in ihrer Methodik glaubten prävaliren lassen zu müßen — wie alle ihre Lehrmittel darthun — und deshalb den Schüler nöthigten, sich wohl oder übel in den Lehrgegenstand zu schicken d. h. zu vertiefen: meinten die sogenannten „Neuerer," — und das ist eben ihre Neuerung nnd zugleich ihre methodische Verbesserung — des Lehrgegenstandes Behandlung müße sich nach dem Schüler strecken und formiren. Basedow, welcher reicher Herren Kinder zu unterrichten beabsichtigte, die nicht eben ernst oder viel lernen wollen, in der Absicht, das Lernen des Gegenstandes den jungen Herrchen zu verannehmlichen, kürzte, würzte, versüßte, modificirte und alterirte ihn nach seiner Anschauung; Pestalozzi, um an dem nach dem Schülerbedürfnisse angemessen gegliederten Gegenstande die Lernenden ihre Geisteskraft zeigen, entfalten und daran die Befähigung für weitere Bildungsstufen gewinnen zu lassen; für ihn hatte daher der Lehrstoff nur soviel Werth, als derselbe sich als ein Mittel in der von ihm vorgezeichneten Bildungsweise benutzen ließ.

Bis hieher war in der geschichtlichen Entwickelung der Lehrmethode noch alles abgesehen auf die Bildung des Einzelnen an und für sich. Das Recht, welches die Gemeinschaft, die staatliche, die kirchliche, aus welcher der Einzelne hervorgegangen ist, unstreitig gleichfalls an ihr Nachgeschlecht hat, um ihn wie zur Sicherung ihrer Wohlfahrt so zu ihrer Ehre sich ausbilden zu lassen, war ganz außer Acht gelassen. Die Sprache, das große Gemeingut, faßte Pestalozzi nur als ein Unterrichtsmaterial auf, das im Interesse der formellen Bildung des einzelnen Schülers zu verwenden sei, nicht aber als den Fonds, worin die Volksgemeinschaft, aus der der Schüler erwachsen, ihre Bildung darthut und wahret und worin ebenso sehr die Bildung des Einzelnen für die

Gemeinſchaft d. i. für die Nation, der er angehört, enthalten iſt. Religion faßten mit und nach Peſtalozzi viele als ein Unterrichtsmittel inſoweit ins Auge, als lediglich den religiöſen Bedürfniſſen, welche an den Einzelnen entſtehen können, dadurch entſprochen wird. Daß derſelbe auch durch dieſen Unterricht in die Anſchauungen und in das Intereſſe der religiöſen Gemeinſchaft, in welcher er geſchichtlich ſtehet, einzuführen und zu tauchen ſei, blieb dieſen verborgen oder gleichgültig. Der Unterrichtszweck ward im Intereſſe des Einzelnen geſehen und es beſtimmte ſich, dieſer Auffaſſung entſprechend, die Methode von Grund aus, welche, mag ſie nun dynamiſch oder ſentimental heißen ſollen, immer nur ins Individuale und Egoiſtiſche ausgehen mußte. Selbſt die ſogenannte „wechſelſeitige Schuleinrichtung," die man durch das Vorgeben, daß ſie den Sinn, anderen zu dienen und Handreichungen zu thun, wecke und bilde, in Gunſt und Schwang bringen wollte, war, ſofern Lehrmethode dabei war, im Grunde ebenfalls nur egoiſtiſch, weil ſie nur auf die formale Ausbildung des Individuums als ſolchen ausgieng. Dieſe Ausbildung des Individuums war, wo ſie gelang, als Herbeiführung der Unterrichtsfähigkeit d. h. als Entwickelung der natürlichen Anlagen in dem Grade, um die Gedanken der anderen in gedeihlicher Weiſe aufnehmen zu können, allerdings ein ſehr wichtiges und großes Reſultat, nur iſt es ein ſolches nicht, in welchem ſich derjenige Unterricht befriedigen kann, den ein Volk, das ſich ſelbſt verſteht, ſeinem Nachgeſchlecht in ſeinen öffentlichen Anſtalten ertheilen laſſen darf. Es bleibt ein Unterricht, der nach der Idee irgend eines Einzelnen an die in abstracto gedachte und gehaltene Menſchennatur gegeben wird, welcher ſich aber der Pflicht entſchlägt, den concreten Lebensbeziehungen Rechnung zu tragen, in welche der Lernende zu treten berufen iſt.

Dieſe elementare Methode hat ſeit Peſtalozzi nun inſoweit auf den entſprechenden Bereichen der Schule einen Fortſchritt wirklich gethan, als erkannt iſt, daß die Beziehungen, welche das Individuum zu der ihn umgebenden Lebensgemeinſchaft und welche dieſe zu ihm hat, mit in Cultur genommen werden müßen, nicht bloß aus dem prophylaktiſchen Grunde, daß ſich die Gemeinſchaft vor dem Schaden ſchütze, den ein roh oder fremdartig gebliebenes Individuum ihr bereiten kann, ſondern auch und zwar hauptſächlich, um dasſelbe theilhaben zu laſſen an der Fülle der Culturgüter, welche eben die Lebensgemeinſchaft beſitzt und an deren Erhaltung, Erweiterung, Steigerung und Verwerthung ihr alles gelegen iſt. Wer nur ſchlechthin das Individuum in abstracto formal bilden d. h. durch Unterricht für den Unterricht fähig machen will, hat dieſen Fortſchritt nicht mitgemacht, der ſich auf dem Gebiete des Volksunterrichtes unaufhaltſam vollzieht. Wer das abstracte Schülerindividuum, Kopf für Kopf, für eine abstracte ſogenannte Humanität alſo auszubilden befliſſen iſt, muß den feſten Boden des concreten Lebens verlaſſen, trotz alles Vorgaukelns, das er unter dem Vorgeben „anſchaulich" zu werden durch Vorführung der Dinge aus der Sinnenwelt treibt, (anſchaulich werden iſt noch nicht = ethiſch wirken) und ſchreitet ins Nichtige und Geſtaltloſe fort. Er macht Menſchen nach ſeiner Ideologie unterrichtsfähig, er lehrt ſie naturgemäß den Mund für allerlei Sprache öffnen, allerhand Zahlen und Formenverhältniſſe erkennen, bezeichnen, vergleichen, die Hand ſicher werden laſſen in Vollbringung von Zügen und Strichen für Schreiben und Zeichnen; aber damit hat er noch nicht Naturen gebildet, deren Aeußerungen gegenüber eine Volksgemeinſchaft ſagen müßte: „das iſt Fleiſch von meinem Fleiſch, Bein von meinem Bein;" nicht Naturen, an denen ein beſtimmtes Volk, ein beſtimmter Glaube, ein beſtimmter Staat ſich erkennen müßte. Spes patriae puer! Wer die Bildung des Einzelnen wie durch den Unterrichtsſchatz, welchen die Gemeinſchaft durch ihre geſchichtliche Entwickelung in Geſtalt der Sprache und Kunſt ausgearbeitet hat und worin ihre ganze Bildung in gediegener Objectivität enthalten iſt, ſo durch ſeine Beziehungen auf dieſe Gemeinſchaft und für dieſelbe zu entwickeln ſucht: der ſtehet mit ſeinem Unterrichte auf dem feſten Boden der concreten Gegenwart; ſein Unterrichtsſpiel und mithin auch ſeine Methode

kann nicht ins Egoistische ausgehen, sondern nur auf solche Zwecke, welche in der Bildungsgestalt der Nationalität, der kirchlichen und staatlichen Verfassung, gegeben sind. Die Bildung des homunculus in abstracto für unfindbare Situationen in einem Utopien war der Zweck des in Veralterung tretenden verseichtigenden Unterrichtens; Bildung im und am concreten Leben der Gemeinschaft, in welche der Einzelne gepflanzt ist und für welche er da zu sein sich verpflichtet fühlen muß, ist das Zweckprincip der Modernen und bei Verwirklichung desselben kann es erst kommen zu einer Volksbildung, die Hand und Fuß, Blut und Leben hat.

Diese Betrachtung wirft ihr Licht auch auf das Wesen der Persönlichkeit des Lehrers in ihrem Verhältnis zur Methode. Der Begriff der Persönlichkeit ist am Lehrer meistentheils die ultima ratio derer, welchen die Schritte und Bewegungen des bewußtvoll Unterrichtenden nicht nach ihrer innern Nothwendigkeit, Angemessenheit und Wirksamkeit im klaren liegen. Man hat in der neuern Zeit dem Begriffe von einer besondern Wirksamkeit der Lehrerpersönlichkeit mehr Raum zu schaffen gesucht, als er bei deren Unberechenbarkeit von den Freunden des methodischen, lediglich auf Wissensbildung ausgehenden Unterrichts, welche von eines jeden Zuges Wirksamkeit, den die Methode zu thun anwies, sich Rechenschaft geben zu müßen meinten, bewilliget erhalten kann. Das ist theils aus einer Furcht geschehen, die unberechtigt war, theils aus einem Gefühle, das sein Recht hatte. Die Furcht bestand in der Besorgnis, daß die unterrichtliche Kunst zu einer äußerlich erlernbaren Geschicklichkeit herabsinken könne, die durch Handhabung auch bei innerer Unbildung sich anmaßen könne, Bildungserfolge zu haben, welche in Wahrheit keine sein können und wobei die Würde des Lehramtes und Lehrstandes unverdiente Einbuße leiden müße; allein echt methodenmäßige Geschicklichkeit wird nicht ohne treue Hingebung an Schüler und Gegenstand erlangt, wo aber diese in Anwendung gebracht wird, da wird auch der Lehrende mit seiner Person durch seine Methode in voller Würde verbleiben. Das Gefühl bestand darin, daß man in der Methode, als in einem Gesetze für das Verfahren den Mangel eines Lebens, das ins Bestimmte gestaltet ist und das allein gemüthbildend zu werden fähig ist, empfand. Diesen Mangel an der Methode soll die Persönlichkeit als Zuthat ausfüllen. Ist der die Methode Vollziehende ein Künstler, so ist er es aber eben dadurch, daß Methode und Persönlichkeit an ihm in eins zusammen gehen und die Methode an ihm individuell wird, wie die theoretische Therapie an einem, der ein wirklicher Arzt ist. — Hier kann das methodische Handeln keinen Mangel merkbar werden lassen; wo aber Person und Methode auseinander verbleiben, da wird die Person weder den Mangel zu decken im Stande sein, welcher der Methode anhaftet, noch die Vortheile erhöhen, welche die Methode mit sich führt. In der Persönlichkeit liegt in Wahrheit ein Complement der Methode beim Unterricht — das Moment der Vitalität (Vim vox mirificam viva docentis habet.), durch welches Religiosität, Nationalität und Patriotismus in die Erscheinung tritt und wirksam wird. Bei dem allen verliert die Methode nichts von ihrem Werthe und ihrer Würde sowenig als die Gerichtsordnung auch bei schlimmer Rechtspflege der Richtenden. Die Unterrichtenden haben sich daher mit ebensovielem Rechte auf die Art besinnen dürfen, wie das Unterrichten zu geschehen habe, um wirksam zu werden, als alle anderen, die ein Geschäft zu vollbringen hatten, bei welchem sich bestimmte Acte, Mittel und Zwecke wiederholen. „Der denkende Künstler ist noch eins soviel werth!“ läßt Lessing den Maler sprechen und Schiller sagt später: „Den schlechten Mann muß man verachten, der nie bedacht, was er vollbringt.“ Aus solchem Denken und Bedachtnehmen erwächset Methode. Sie ist nicht Capriee, sondern Gesetz; nicht Liebhaberei, sondern nothwendig Erfordertes; sie ist nichts anderes als das Wissen um und über die Behandlungsweise, wie sie in der Natur der Sache und im erstrebten, berechtigten Zwecke liegt. Sie ist weder Mysterium noch Hokuspokus, sondern die klare Erkenntnis von allen in einem unterrichtlichen Hergange eintretenden und zu behandelnden Momenten. Sie wissen heißt aber noch nicht sie haben. Das ist eben ein wirklicher Lehrer, der in

ſeiner Perſönlichkeit ſolch Wiſſen mit Sicherheit und Freiheit ins Können verſetzt und dadurch zur Kunſt erhebt. Aber das Wiſſen um die Methode bleibt unerläßlich. Niemals darf vom inſtinctiven Lehrverſuche ein befriedigendes Reſultat der Bildung erwartet werden. Sind es nur Thoren, welche die Heilung ihrer Leibesſchäden von ſogenannten unwiſſenſchaftlichen Naturärzten erwarten, ſo ſind die noch größere, welche die Ausbildung des Geiſtes und Herzens von denen erwarten wollen, welche entweder überhaupt ſelbſt nicht gebildet ſind, oder, wenn ſchon ſittlich gebildet, keine Einſicht haben in die Vorgänge, welche an einer Seele, die gebildet werden ſoll, zu veranlaſſen oder zu beachten ſind. Wenn ſogar Lehrer — ich weiß nicht aus welchem Fanatismus — ſich vergeſſen können, wie es auf dem Brandenburger Kirchentage 1862 geſchehen, auf Methode zu ſchelten, ſo erklären ſie nur indirect, daß ſie darauf Verzicht leiſten, daß ein verſtändiger Mann ſie für Lehrer, d. h. für Perſonen halte, welche wiſſen, was ſie unterrichtlich wollen, und daß ſie ſich genügen laſſen, für ſolche angeſehen zu werden, welche Friedrich Wilhelm II. „Fuſcher“ nannte. Ein Lehrer ohne Methode iſt ein Componiſt ohne Generalbaß; ein Virtuos ohne Takt. Wir wiſſen recht wohl, woher der Eifer der einen wider die Methode ſtammt, aber weil er nur das Zerrbild der Methode trifft, ſo läßt er fürchten, daß er aus einer nicht völligen Einſicht in ihr wahres Weſen und in ihre Geſchichte hervorgehe.

Es hat vielleicht außer der Trägheit, ſie zu erlernen, auch das Göthesche Wort: „Es trägt Verſtand und rechter Sinn mit wenig Kunſt ſich ſelber vor!“ — viel Anlaß und Anreiz zu ſolcher Misachtung gegeben. Ja, es trägt ſich *was ſelber* vor!! — Warte einer nur auf ſolchen *Selbſtvortrag*! Verſuche es einer nur an irgend etwas, das er *nicht* verſteht; er wird bald merken, daß Verſtand und Witz in einer ſattſamen Doſis wirklich nöthig ſind, wenn die Sache *lehrmäßig* d. i. Stufe für Stufe, Moment für Moment geordneter Weiſe *ſich* in Licht und Erſcheinung bringen d. i. *vortragen* ſoll! Sic ubi tolluntur festis aulaea theatris, Surgere signa solent, primumque ostendere vultum, Cetera paulatim, placidoque educta tenore Tota patent imoque pedes in margine ponunt (Ov. Met. III, 110). Verſucht es einer, der die Sache verſteht, ſo iſt eben *er* es in ſeinem Verſtändnis, der ſie vorträgt und nur dem Anſchein nach iſt es die kunſtvoll in Fluß und Bewegung geſetzte *Sache* ſelbſt. Es mag einem alſo Verſtändigen immerhin verhältnismäßig leicht ſein, eine Sache, die ſich als ſolche in allen ihren Momenten auf einmal herandrängt, in Gelaſſenheit und gehöriger Aufeinanderfolge vorzutragen (Scribendi recte *sapere* est et principium et fons. Hor. a. poet. 309.): gewiß aber macht es auch bei einem Kundigen ſich nicht von ſelbſt, ſondern er in ſeiner Verſtändigkeit und durch die aus ihr folgende Methodicität iſt es, der den Vortrag, den lehrgemäßen, um den es ſich handelt, ſchafft. Dieſe Verſtändigkeit aber, eine Sache unterrichtsmäßig anzufaſſen und vorzuführen, will gelernt, will erworben ſein. Der Fleiß nun, ſolche Verſtändigkeit zu erlangen und zu erweiſen, ſoll nicht misachtet werden: der Beſitz ſolcher Verſtändigkeit, welche den Meiſter in ſeinem Fache macht, ſoll nicht geringgeſchätzt werden! Daß darüber noch zu reden und zu ſchreiben nöthig iſt! — „Ehrt den König (das Genie) ſeine Würde, ehret uns (methodiſch ehrſame Lehrer) der Hände Fleiß.“ — Wäre das Unterrichten etwas von ſelbſt ſich verſtehendes und ſich ergebendes: wie kommt es, daß auf Kanzel, Katheder und Lehrſchemel ſo wenig wirkliche Lehrer vorhanden ſind?! Das Land müßte ihrer ja voll ſein. Der Meiſter, der in ſeiner Kunſt ſtehet, mag ihre Geſetze unterſuchen und ſie abſchätzen: aber er wird ſich nicht herbeilaſſen, Vernunft und Wiſſenſchaft, die in ſeiner Kunſt ſind und ihre Methode bedingen, zu verkennen oder zu verachten.

Wir haben ſonderlich von der *Geſchichte* der Elementarunterrichtsmethode im ganzen noch einiges zufügen zu ſollen gemeint, wenn wir unſer Vorhaben hier ausführen dürfen.

Während man im Bereiche der niedern, ich meine der ungelehrten Schulen dunkeln Triebes anfänglich nur darauf ausgieng, gewiße für nöthig erachtete *Lernſtoffe* auf

dem Gebiete des kirchlichen Interesses den Schülern zuzuleiten und die Lernenden mehr an die Ziffer- und Buchstabenübungen zu gewöhnen, wobei der eigentliche Lehr- und Lernproceß ganz außer Acht und Betracht verblieb, und von welcher Verfahrungsweise nicht wenige Unwissende unserer Tage den Glauben festhalten, es sei ehedem mehr und besser gelernt worden und durch den Lehrenden mehr geleistet worden — was grundfalsch ist —: fieng Rochow im vorigen Jahrhundert auf dem Gebiete der brandenburgischen Dorfschule an, weniger schon den Unterrichtsproceß als vielmehr das Unterrichtsresultat und das in Verwendung kommende Unterrichtsmaterial zu revidiren. Er fand, daß „der gemeine Mann," wie er die Leute auf dem Lande nannte, ohne die Kenntnisse verbleibe, durch welche derselbe in den Stand gesetzt werden könne, an allen den Vortheilen der sich mehrenden Cultur seinen bescheidenen Theil zu haben. In diesem Sinne hielt er es für angemessen, daß die Kinder des gemeinen Mannes in den Schulen nicht bloß mit Buchstabiren, Katechismuserlernung und mechanisch betriebenem Bibellesen hingehalten würden, sondern daß ihnen ein gewißes Capital von Kenntnissen gemeinnütziger Art aus Natur- und Menschenleben zugeführt würde. Immerhin mag diese wohlwollende Richtung, welche Rochow dem Unterrichte durch sein methodisirendes Eingreifen (vgl. d. Art. Rochow) zu geben trachtete, nur auf Erzielung von Bildungsresultaten am einzelnen Schüler ausgegangen sein; dem Einzelnen wollte er nützlich werden; den Einzelnen wollte er fähig gemacht sehen, durch die Mitwirksamkeit des öffentlichen Schulunterrichtes Theil zu haben an den Vortheilen der sich verbreitenden Cultur, von welchen er denselben nicht durch die Willkür oder Gewalt anderer, sondern durch die eigene Unwissenheit, Ungeschicklichkeit und Roheit ausgeschloßen sah. Diese subjective Bildungsrichtung, die auf Zubereitung des Einzelnen für seine individuelle Wohlfahrt, Glückseligkeit, Würde, Kraft — oder wie sonst die Tendenzen genannt wurden, welche beim Unterricht von den Einzelnen genommen wurden, auslief, verfolgten im allgemeinen demnächst alle methodischen Unternehmungen, bis auf Graser. Darin liegt auch die eigentliche Achillesferse von Pestalozzis nimmer zu tadelnder Bildungsintention. Des Schülers Kräfte sollten entbunden, entfaltet, entwickelt, gestärkt, erhöht, vervollkommnet werden — unterrichtsfähig sollte er werden: wozu — wofür — wodurch, das blieb auf sich beruhen, es galt Selbstentwicklung, Selbstthätigkeit, Selbstgenuß! Nicht ins blaue hinein strebet aber ein Baum mit seiner Aeste und Gezweige Bau, seine ganze von sichern Fundamenten getragene Erscheinung ist gemäß dem Raume, in den sie geht, und den Elementen, aus denen sie erfolgt. Nicht ins unbestimmte hat des Menschen Bildung durch den Unterricht Anlauf und Richtung zu nehmen, sondern analog sich zu halten zu den Elementen, die ihn in der Gemeinschaft, in welcher er hervortritt, lebt und ist, umgeben und umfließen! Pestalozzi, der in Erziehungs- und Unterrichtsunternehmungen, wer wüßte nicht wie?, nach und nach hineingezogen wurde; Pestalozzi, der so gut wie ein anderer ein Kind seiner Zeit und ihrer sie erfüllenden Verhältnisse war, konnte nach seiner Zeit, nach seinen beengten Schweizer-Verhältnissen in Staat und Kirche auf mehreres zuerst gar nicht ausgehen, als jedem einzelnen seiner anfänglichen Schüler in dem Sinne förderlich zu sein, daß er ihn in Stand setzte, etwas zu sein oder zu werden, nach seiner eigenen Art. Als nachmals Pestalozzi sich nicht bloß von Schweizerkindern, sondern auch von spanischen, amerikanischen, französischen und deutschen Knaben umgeben fand: wie hätte er in solch kosmopolitischem Kinderallerlei aus aller Herren Ländern daran zu denken versucht sein sollen, ein bestimmt nationales, patriotisches, kirchliches Interesse mit Entschiedenheit an der Bildung dieser wie durch einen Zufall zusammengeweheten Schüler zu faßen. Er mußte an den allerallgemeinsten d. i. alleräußerlichsten Momenten ihrer Entwickelungsfähigkeit nicht bloß anknüpfen, sondern haften bleiben, wenn er ihnen, die so verschieden geartet waren, zusammen bildend gerecht werden wollte. Für diese Mannigfaltigkeit von Schülern gab es kein gemeinsames Unterrichtsmaterial, das allen gleich werth und wichtig zu machen gewesen wäre; es gab nur solches, das allen in gleichem Grade gleichgültig

ſein konnte. Dies Unterrichtsmaterial konnte nur eben verwendet werden, um ſogenannte formale Bildung, die freilich an dem Allerhand von Schülern die gleiche bleiben konnte und durfte, zuwege zu bringen. Es war ganz natürlich, daß dem Peſtalozzi nur Sprache, Zahl und Form als dasjenige in Händen blieb, womit er die beabſichtigte formale Bildung, welche von allen Volks-, Staats- und Glaubensunterſchieden abſieht, bewirken zu können hoffte. In der Praxis aber zeigte es ſich bald deutlich, daß er mit dem erſten ſogenannten Bildungsfactor, der Sprache, ſich geirrt hatte; denn als derſelbe in Anwendung kommen ſollte, machte ſich in der Natur der Sprechenden die beſtimmte ſprechende Volkseigenthümlichkeit als etwas ſofort geltend, das eben ſo ſehr von geſchichtlicher als von naturmäßiger Geſtaltung ſei, und der ganze Sprachunterricht nach Peſtalozziſcher Intention mußte bei der principmäßigen Hintanſetzung und Nichtbeachtung der geſchichtlichen und nationalen Seiten und Hervorbringungen der Sprache in alle die Irrwege gerathen, in welche wir ihn haben gerathen ſehen und die wir lange genug ſelbſt mitgegangen ſind. Peſtalozzi konnte in ſeinen theils improviſirten theils octroyirten Bildungsinſtituten ſeine Unterrichtsbeſtrebungen d. i. ſeine Methode nur eine Richtung nehmen laſſen, welche auf die Bildung der Subjectivität am Schüler ausgieng. Das iſt das Pathos, das ihm mehr aus der Lage als aus der Abſicht erwuchs. Eine andere Zeit, eine andere Nation hätte ihn Lebens- und Gehaltvolleres erfaſſen und verwenden laſſen. Er hätte ſich nicht daran genügen laſſen müßen, ſeine Schüler nur das Lernen zu lehren d. h. ihre Fähigkeit unterrichtet zu werden auszubilden: er würde durch ſeinen Unterricht ein Chiron zu werden getrachtet haben, der das nährende Mark von Löwen in der gedankenvollen Weisheit einer großen Vorzeit, eines weiten Reiches, einer ſtrebenden Nation ſeinen Heldenſöhnen zuzuleiten und anzueignen wußte.

Graſer hatte erkannt, daß es der Bildung durch einen Unterricht im peſtalozziſchen Sinne immer an einem Inhalte ermangeln müße und daß ein inhaltlos verbleibender Unterricht und eine im Stoffloſen geſuchte Bildung Undinge ſeien. Mit Deutlichkeit erkannte er, daß es darauf ankomme, dem Unterrichte einen Inhalt — nicht einen bloßen Gegenſtand oder ein bloßes Mittel, an dem er geſchieht —, der Bildung eine Materie zu ſuchen, in und an welcher ſie zu Stande kommen möchte. Mit dem Ausdruck „Leben“ glaubte Graſer dieſen Schatz nicht blos gefunden, ſondern gehoben zu haben und er baute nun ein Unterrichtsſyſtem von methodiſcher Structur daranf. In der That war von Graſer damit ſoviel entdeckt und feſtgeſtellt, als in ſeiner Zeit und an ſeinem Orte zu ſehen und zu ſagen war. Seine Zeit war eine für Volksbildung überaus traurige, eine ſolche, in welcher für den Blick des Forſchers an ſeinem Volke weiter nichts als nur das kahle, fahle, ſchale Leben zu entdecken war; ſein Ort, wenn vielleicht nicht ohne Naturreize, hatte doch nichts von einer geſchichtlichen Bedeutung, die ihn über die Armſeligkeit der Zeit hätte erheben können; ſeine Kirche, die römiſche, war ihm Laſt und Schranke mehr als Schwung und Geiſtesfülle; ſein Staat — das napoleoniſche Königreich Bayern! ſein Deutſchland — der Rheinbund! Wie hätte er in damaligen Zeiten etwas mehreres, volleres, beſtimmteres in den Blick als Bildner nehmen können, als das, was damals allein noch übrig war, das — Leben, das damals ſo verarmte, verſchränkte, verkümmerte! Vaterland — das war kein Ausdruck im Rheinbund, der ſtraflos verblieben wäre; die gouvernementale Adminiſtration des Landes — das ſollte, wie im Graſer zu ſehen, Gegenſtand von Heimats- und Vaterlandskunde ſein. An der Sprache iſt es die Buchmäßigkeit ihrer Form, nicht aber der lebensreiche Inhalt ihres Schriftthums, das er verwenden lehrt. Kurz Graſer entdeckte und ſtellte ſoviel, Peſtalozzi gegenüber und ihn weiter führend, feſt, als er nach ſeiner Lage konnte, und ihm gebührt das Verdienſt, die Bedeutung objectiven Inhaltes für den Volksunterricht als Erforderlichkeit unter den Neueren ſicher geſtellt zu haben (ſ. d. Art. Graſer).

Was im rheinbündiſchen Deutſchland Graſer „Leben“ nannte, als wodurch oder wofür die Bildung des Volkes erſtrebt werden müße, das nannte an ſeinem Orte und

zu seiner Zeit Fichte bestimmter, treffender, sicherer, muthiger: Nationalität. Er forderte in Berlin in schwerer bedrängter Zeit (1808), daß durch eine „nationale" Bildung das durch das Elend der Zeit körperlich, geistig und sittlich herabgekommene deutsche Volk regenerirt werde. Mit dem Ausdruck Nationalität war jedenfalls ein hand-, stand- und ehrenfesterer Begriff gewonnen, als der in dem Ausdrucke Grasers: Leben, oder gar in dem der „Divinität" im Unterschiede zu der damals den Gymnasien anheimgefallene „Humanität" aus den alten Classikern, sowie zur Deckung gegen den Klerus seiner Kirche. In Fichtes Begriffe lagen die von der in Deutschland immer geschätzten Naturwüchsigkeit gezogenen Lineamente, wie sie schrankenstellend und gestaltgebend anschaubar und erfaßbar in Sprache, Sinn und Interessen aller Art in eine Gemeinschaft eingreifen und die die Gemeinschaft, nicht ohne strafenden Widerstand zu thun, sich am Einzelnen antasten läßt, weil sie fühlt, daß eben damit ihr eigenes Bestehen gefährdet ist. Fichte hat das Verdienst, auf dem Unterrichtsgebiete mit starkem Fingerzeige zuerst darauf hingewiesen zu haben, daß die Nation durch den Unterricht solchergestalt ihren Vortheil haben müße, daß die Bildung des Einzelnen nicht im Interesse dieses Einzelnen zu geschehen habe, sondern in dem des Ganzen. Solche Bildung der Einzelnen für das in nationaler Ausprägung vorhandene Ganze in der Absicht, diesem nationalen Ganzen zuzugehören, um es zu stärken, zu beleben, zu erneuern, — nannte er Nationalbildung. Weniger glücklich als mit diesem großen Blicke war er in der Erkenntnis der Art und Weise, wie diese nationale Bildung durch methodischen Unterricht bewerkstelliget werden sollte. Er sah, seltsamer Weise! die Regeneration der deutschen Nation in der formalen Aufrüttelung, Läuterung, Ausbildung ihrer sittlichen und intellectuellen Kräfte im allgemeinen und so konnte er in Ermanglung eines anderen Mannes, der in seiner Zeit das Banner eines Unterrichts in würdigem Geschichtsinhalte hochgehalten hätte, auf den damals in seinem Zenith stehenden Schweizer Pestalozzi verweisen, als von welchem die Weisheit zur weiteren Bewerkstelligung der deutschen Nationalbildung zu entnehmen sei. Nun, Anregung und Begeisterung für formell veredelte Unterrichtsertheilung haben sich die trefflichen jungen Männer bei Pestalozzi schon eingeholt, die in Veranlassung von Fichtes Fingerzeig die preußische Regierung in den Zeiten ihrer tiefsten Erniedrigung gesendet hatte. So wenig ohne Frucht haben sie dort gelebt, wie die zugleich mit ihnen dort anwesenden Schweizer, Franzosen und Russen. Reiche Kräfte haben sie in der Gemeinschaft mit dem edlen Schweizer gewonnen und sind mit dieser Erwerbung in ihr Land zurückgekehrt. Aber national sind nicht geworden die durch sie nach den pestalozzischen Ideen organisirten Schulen und — konnten es nicht werden, nämlich Volksschulen, deutsche Volksschulen nicht in des Wortes wahrer und voller Bedeutung; sondern wo pestalozzische Methode und Geist in Unterrichtsanstalten drang, da ist wohl an die Stelle des geistigen Todes ein Leben, an die Stelle eines schlaffen Mechanismus ein reger Pulsschlag gekommen, aber Kräftigung des frohen und sittlichen Bewußtseins, gerade dieser und keiner andern Volksgemeinschaft mit dem ganzen Vorrathe von Geist und Kraft anzugehören, ist nicht dadurch erzeugt worden. Unterrichtsfähig ist geworden die Schuljugend durch Anregung ihrer Erkenntniskräfte, wie es auch die Kinder der Russen und Franzosen werden mußten, wo unter ihnen pestalozzische Methode in Anwendung gebracht wurde; aber in deutschen Sinn und Geist, in deutsches Wesen, Leben und Bewußtsein sind sie durch die Pestalozzianer als solche nicht gepflanzt, ja nicht einmal getaucht worden. Selbst der Leben weckende Ruf Friedrich Wilhelms III. an „sein Volk", der aus den „Bewohnern des Staates" (!) wie dessen Einsassen noch am 3. Febr. 1813 in officieller Behutsamkeit und Frostigkeit von Hardenberg genannt werden konnten, erst ein Volk, ein preußisches Volk machte, der weltgeschichtliche Ruf Friedrich Wilhelms III., der erst die Ausdrücke Volksschule, Volksbildung theils berechtigte, theils schuf, konnte der Idee der Nationalerziehung und Nationalbildung noch keine wesentliche Hülfen zuführen, um sie zu verwirklichen; konnte ihr weder Methode noch Inhalt schaffen, durch welche ihre Aus-

führung erstrebt würde. Der eine Theil der Lehrenden lenkte deshalb in den abstracten Formalismus Pestalozzis wieder ein und gerieth, wenn er zugleich als antigouvernemental sich geberdete und tendenziös wurde und antikirchlich, auf den Wahn, er sei *eben in dieser oppositionellen Haltung* und Stellung und durch sie national! Der andere Theil fiel entweder in einen cruden Materialismus und Mechanismus ordinärer Schulmeisterei zurück, oder wurde *gemüthvoll* und betonte mehr als vordem das allerdings wichtige Moment, daß die Bildung des Volks nicht nach dem Grade seines *Wissens* abzuschätzen sei, sondern wie nach der Sittlichkeit seiner Bestrebungen so nach der Reinheit, dem Adel und der Tiefe seines Sinnens und Empfindens. Es fehlte auch diesen letzteren der Farbe, Leben und Bestimmtheit gebende Inhalt. Die einen derselben suchten durch Anbau des Aesthetischen, die anderen durch Pflege des Religiösen diesen Mangel zu ersetzen oder zu verdecken, indem sie hienach die Behandlung ihres Unterrichtes gestalteten und das Princip ihrer Methodik modificirten. Aber wenn schon das Nationale eines gebildeten Volks nicht aus dem Auge lassen kann weder das Aesthetische noch das Religiöse, so ist weder in unbestimmter allgemeiner Sentimentalität, noch in unbestimmter, allgemeiner Religiosität jemals das Wesen einer gesunden und vielseitig durchgebildeten Nationalität enthalten und beschlossen gewesen.

Der Hauptgesichtspunct, durch welchen allein ein Unterricht nationalen Halt und Kern gewinnen kann, wurde über allen diesen Versuchen lange übersehen und wird auch noch in der Gegenwart von vielen und auch noch von vielen, welche Säulen des Unterrichtswesens geheißen werden, übersehen — der *historische*. Im Wesen des Nationalen am Einzelnen wie an der Gemeinschaft liegt die Vorstellung von der Erforderlichkeit, irgend welche Lineamente, Charakterzüge, Güter oder Interessen festzuhalten und zu wahren, in denen eben das Eigenartige einer bestimmten Nation enthalten und geborgen ist; die Vorstellung von der Erforderlichkeit, die Continuität des werdenden Geschlechtes mit der Anschauungs- und Empfindungsweise der gegenwärtigen Generation und der früheren sicher zu stellen. Dieser Gesichtspunct ist, wenn man die Rücksicht ausnimmt, welche im Interesse der Confessionen mehr schwach und siech, mehr beschränkend und gehäßig, als in starkem und gesundem, befreiendem und liebevollem Nationalbewußtsein genommen worden, — nicht gefaßt worden. Solange man in den Schulen lediglich die *Nothdurft* des Einzel- oder des Gesammtlebens zur Anstifterin und Maßgeberin des Egoismus fördernden Unterrichtes und seiner Methode macht, solange das bischen Bildung, das mit Kummer und Noth dem Einzelnen zugeführt wird, nur ein elender Bettelbrocken vom Tische reicher und gelehrter Herrn ist, kann von einer Bildung zur Nationalität und von einer Bewahrung derselben durch die Bildung kaum schon die Rede sein. Bildung ist nicht Remedur eines Nothstandes, Bildung ist Offenbarung eines Wohlergehens, Bildung ist nicht Wurmcur, Bildung ist Darstellung des Lebens in seinen schönsten, gesundesten und wesentlichsten Momenten. Wen man bildet, versetzt man nicht in einen Zwangsstall, sondern in die Lage, sich zu freuen an den edelsten Gütern, welche das Leben eines Volkes hat. Nationale Bildung besteht mit Sicherheit in einem Volke, wenn man das junge Geschlecht desselben in Stand setzt, in der Kraft, in dem Sinne, Streben, Wesen, Wege und in der Weise seiner edlen Vorgänger zu leben, glücklich zu sein und nicht aus der Art zu schlagen, nachdem sich dieselbe als berechtigt vor Gott und aller Welt bewähret hat. Mögen es die Stände der sogenannten vornehmen Welt bei ihrem Volk verantworten, wenn sie ihre Kinder in ihres Standes Luxus als Welsche und Fremde in Sitte, Sprache und Religion auferziehen lassen; das Volk aller Schichten hat ein Recht — wie es auf den gesunden auch einen Drang und Trieb hat —, sich seines Wesens Identität gewahrt zu sehen. Proprium est earum, selbst Polacken. Das darf dem Zufall und der ordinären Naturnothwendigkeit nicht überlassen werden, wenn ein Volk in einen Bildungs- und Blütestand getreten ist, in welchem es sich glücklich fühlt. Einem rohen oder charakterlosen Volke mag es gleichgültig sein, ob es noch das Eigenthümliche seines Wesens an sich trägt, einem Volke

aber, das seine Energie in seiner Bildung hat, ist es nicht gleichgültig, ob es diese bewahre oder verliere, weil es hoffen darf, eben durch sie ein würdiger Mitfactor in der Entwickelung der ganzen Menschheit zu werden. Die Pflege der Nationalität muß daher Werk geflissentlichen Wirkens durch Erziehung im Hause und durch anstaltsmäßig eingehaltenen öffentlichen Unterricht werden. Der Weg, welcher hiebei allgemein und unter öffentlicher Gewähr einzuschlagen, ist die Methode. Sie kann keine andere sein als eine nach dem Geschichtsleben der Nation bestimmte, d. i. von ihrem Geschichtsinhalte erfüllte und im Selbstgefühle, welches die Nationalgeschichte verleiht, gehandhabte. Wenn sich die Unterrichtsgegenstände, die keines geschichtlichen Gehaltes sind, hievon ausschließen und ebendadurch aufhören Hauptgegenstände in dem methodisch geordneten Volksunterrichte zu sein, wie das Rechnen und die Formenlehre, so gewinnen dagegen die inhaltsvollen Gegenstände bei recht eingehaltener Stufenfolge eine erheblich andere und größere Bedeutung. Der Religionsunterricht wird nun nicht mehr bloß zur dienermäßigen Vorarbeit für den confirmirenden Kleriker, der in die Ernte des Schulmannes tritt, werden, sondern ergehet ebenso wie der Sprachunterricht und der weltkundliche Unterricht im Sinne und Interesse eines nationalen d. i. geschichtlichen Selbstgefühls. Wie wäre es möglich, daß man ein Jude wäre, ohne geschichtsmäßig die Religion der Väter mitzubesitzen! Sollte man ein Deutscher sein können, ohne vollbewußt in seine christliche Gemeinschaft eingeführt zu sein? — Die Kirche mag vielleicht von dem Volke absehen wollen; die Volksschule nimmt aber das Religiöse auch in ihre nationale Bildungsrichtung herein. Und was kann bei solcher Abzweckung der Religionsunterricht anders sein als geschichtlicher Unterricht, da er die Aufgabe hat, den Einzelnen in Stand zu setzen, ein Genosse nicht sowohl seiner Kirche zu sein, als vielmehr ein lebendiges Glied am Organismus der Volksgemeinschaft, welche diesen oder jenen christlichen Grundzug ausgeprägt hat. Weshalb anders wird biblische Geschichte, weshalb werden die Lehren der heiligen Schrift und die kirchlichen Lieder erlernet, als um in Mitbesitz und Mitgenuß zu setzen von allen den Gütern, welche die Gemeinde im Laufe der Geschichte erzeugt oder erworben hat und nun als einen beglückenden Schatz in ihrem Schoße wahrt. — Was hat der Muttersprachunterricht in der nationalen Elementarschule für einen andern Sinn als um unter Zuleitung von geschichtlich gewordenen Sprachschätzen und Sprachweisen den Einzelnen sich fühlen und erweisen zu lassen als einen Mitgenossen der großen reichen nationalen Gütergemeinschaft, in welche zu gehören er als Deutscher stolz sein darf. Die mehr oder minder hiedurch gesicherte grammatische Correctheit in der Ausdrucksweise seiner Gedanken ist ein Moment von minderem Belang als das Vermögen, Theil zu haben an der Weisheit, welche in dem Schriftenthum deutscher Nation für alle Lebensschichten derselben in so reicher Fülle niedergelegt ist. — Was ist von der Weltkunde Wichtigeres, Näheres, Nöthigeres für ein Kind deutscher Nation als die Kunde von Heimat und Vaterland; was ist das aber anders als Historie in Gestalt von Beschreibung und Erzählung? — Was ist der Gesangunterricht in der Volksschule? Nicht leeres Stimmbildungsmittel — wie bei Pestalozzi, sondern, wie nach Erk und andern nach ihm, Mittel, die Empfindungsweise, welche die Nation über Gott und Welt in ihren Melodien ausgedrückt hat, an den Nachwuchs in bewußter, sicherer und bildender Weise zu bringen, und von dieser Seite her von größter nationaler Bedeutung, nämlich von geschichtlicher. Welcher Lehrer wird in Deutschland seine Knaben die Marseillaise lehren oder: „Schöne Minka, ich muß scheiden" ꝛc. — oder: „Noch ist Polen nicht verloren"! — Der Lehrer nun, insofern er selber ein wahres und lebendiges Glied seines Volks ist, wird den also angemessen gewählten, geordneten und behandelten Unterrichtsgehalt in einer nationalbildenden Weise an seine Schuljugend zu leiten haben. In dieser Richtung, nachdem der Einzelne in pestalozzischer Weise vorbereitet d. h. fähig gemacht ist für die gedankenmäßige Entgegennahme des Unterrichtsinhalts, wird dann abgesehen von jener, dem Individuum als solchem dienenden formalen

Witzigung, Erregung und Entfaltung und der Einzelne wird vielmehr eingeführt und eingepflanzt in die Empfindungs- und Anschauungsweise seiner Väter und es wird von den Weisheitsschätzen und Aufgaben derselben ihm soviel zugeleitet, als er nach Alter und Bildungsstandpunct zu tragen und zu fassen vermag, um sich, wenn er zur vollen Reife gelangt ist, als ein tüchtiges Glied seiner Nation zu fühlen und zu erweisen; in dieser Richtung waren in Preußen viele Lehranstalten mit ihren Zöglingen, eingeladen von der immer dringender mahnenden und durch ihre Gaben immer günstiger werdenden Zeit, mit solchem Erfolg gegangen, daß durch ein Zeugnis, welches selbst ein Moment in der Geschichte der Unterrichtsmethodik bildet, constatirt werden konnte, „es ist ein Umschwung eingetreten," ein Umschwung in den Anschauungen von den Forderungen, welche die Lehrthätigkeit in der Volksschule d. h. die Methode im allgemeinen vom Standpunct des nationalen Interesses aus zu stellen hat. Es war der Fall, daß Einzelne in ihres Schulmeister-Berufes engerer Dienstbahn von diesem „Umschwunge" nichts wargenommen oder erfahren hatten — Wenigstens bestritten sie dessen Vorhandensein; — dies hinderte indes nicht, daß auf einem Gebiete wirklich von der Zeit thatsächlich ein Schritt weiter geschah. — In deutscher Nation ist allgemach eine Lebensfülle von erfaßbarer Eigenthümlichkeit realisirt vorhanden, daß negirend ihr entgegen- oder, sie nichtbeachtend, aus dem Wege zu gehen rein unmöglich ist. Auf allen Gebieten des öffentlichen und gemeinsamen Lebens ist das offenbar und macht geradezu Anspruch, daß die Jugend zu ihrer Freude und Wohlfahrt in angemessener Weise in sie hineingezogen werde. Es ist lediglich der Nimbus, welchen einige um den pädagogischen Namen Pestalozzi verbreitet sehen wollen, der die Meinung erhält, daß in und mit pestalozzischer Lehrweise jenes nationale deutsche Geistesleben von selbst der Jugend zufallen werde. Der Pestalozzismus aber wie jeder Boden der Schule ist untauglich zur Erzeugung eines lebensgültigen Inhaltes für die Schule. Im Pestalozzismus hat aller und jeder Inhalt des Unterrichts an und für sich überhaupt keinen Werth; er gilt nur nach seiner Tauglichkeit, für formale Zwecke verwendet zu werden. Was diesen Zwecken nicht dient, ist nichts werth; je geschichtsartiger der Inhalt, desto ungeeigneter. Der Inhalt, der in nationaler Lehre, Dichtung und Berichtweise enthalten ist, hat aber, wo es nationale Bildung gilt, einen absoluten Werth und dem Unterricht fällt eben keine andere Aufgabe zu, als diesen werthvollen Inhalt der für sie geeigneten Jugend getreu und jugendgemäß zu übermitteln. Ein Engländer mag genug gethan zu haben glauben, wenn er die Jugend seines Volkes zur formalen Lesefertigkeit gebracht hat und sie dann laufen läßt, unter dem Vorgeben, daß nun im selfgovernment sich ein jeder so sein Fortkommen zu suchen im Stande sei. Einem herzlosen Engländer wäre mit einem formalbildenden Pestalozzianer, wenn er nur technisch praktischer als die bisherigen wäre, völlig genug geschehen; einem Deutschen aber, der auf seine Nationalität bedacht ist und sie versteht, welcher also weiß, was er will — wenn er nicht ein Revolutionär ist, — noch lange nicht. Der Deutsche rechter Art meint, da er die köstlichsten Güter der Nation zur Verwendung hat, aus deren Erwerbung sich nationale Gefühls- und Denkweise d. h. Nationalbildung ergeben muß, diese köstlichen Güter mit unterrichtlicher Sicherheit auch der Jugend übermitteln zu müßen. Das ist des thatsächlich vorhandenen Umschwunges Sinn und Bedeutung, welche ihn zu einem Fortschritte machen, ja der zu einem Liebesdienste, der dem Vaterlande geschieht, wird, und nicht zu einem solchen, der dem Individuum in seinem selbstischen Interesse geleistet wird.

In Preußen war dieser Umschwung in die nationale Richtung schon vor 1850 eingetreten, ob gleichfalls in dem übrigen Deutschland, ist uns aus Selbsterleben nicht also bekannt; mit mehr oder minder klarem Verständnis wurde in hunderten von Bittschriften, oft nicht ohne Heftigkeit, gefordert, die Volksschule müsse eine „Nationalbildungsanstalt" werden. Das konnte, wie jedermann fühlte, sie als reine Pestalozzischule, die sie ja bereits wohl oder übel war, nimmer werden; das konnte sie nur werden durch

entſchiedenſte Hingabe an die Pflege concreteſter Geſchichtsmomente und ganz beſtimmter Lehrgüter der Nation, wie dieſelben für die Schule in den edelſten Spracherzeugniſſen wohlgeſtaltet allerwärts nunmehr zur Hand ſind. Dieſe nationalen Güter, dieſe Hervorbringungen, in welchen der Nationalgeiſt ſich geſtaltet zeigt, pflegen, erwerben und würdigen lehren, wird diejenige Seite an der nationalen Bildung ausmachen, welche die Volksſchule leiſten kann. — Es iſt wahr, die Schulregulative, welche in Preußen unterm 1—3 Oct. 1854 ergiengen, hatten manchen Ausdruck gewählt, durch den ſie den Schein auf ſich zogen, mehr im Dienſte und im Intereſſe der Confeſſion wirken zu ſollen als des vollen, ganzen und freien Nationalintereſſes; wer ſie aber — und wir hoffen, daß ſie ſelbſt das beabſichtigten — in dem Zuge des Entwicklungsganges der deutſchen Volksunterrichtsmethode erfaſſet und verſtehet, der kann in ihnen den Verſuch nicht verkennen, eine gründliche nationale Bildung im Volke herbeiführen zu helfen auf dem bis dahin erkannten und zur Methode ausgebildeten hiſtoriſirenden Unterrichtswege. So ſtarken Angriffen ſie ſich ausgeſetzt haben durch den Schein, daß ſie nur ein confeſſionelles Intereſſe verfolgten, ſo wenig Beachtung und Verſtändnis hat ihr mit oder ohne Bewußtſein eingehaltenes Bemühen gefunden, das nationale Element in der Volksbildung zu wahren und zu pflegen. Es mochte noch im Jahre 1854 gewagt erſcheinen, dieſe Seite wiederum in voller Helligkeit hervorzukehren und es mag ſicherer zu erachten geweſen ſein, nur das kirchliche Intereſſe, das im nationalen nur ein einzelnes iſt, vorwiegen zu laſſen: aber weniger Anlaß zu Misverſtand und Mistrauen würden ſich dieſe ſo wichtigen Verordnungen, in welchen wir die Methodik der preußiſchen Volksſchule nach den Auffaſſungen der Staatsverwaltung ſich zuſammenfaſſen ſehen, ausgeſetzt haben, wenn ſie offener und freier die Methodik nationaler Bildung proclamirt hätten, die ſie in der That als λόγος ἐνδιάθετος in ſich tragen. Aus dieſem und keinem andern Grunde haben die preußiſchen Schulregulative die formalbildenden Intentionen ganz princip- und geſchichtsgemäß ſobald in Hintergrund treten laſſen, als mit Erfolg bildender Inhalt in Anwendung zu bringen iſt; aus dieſem Grunde ſind die Zeugniſſe unmittelbaren evangeliſchen Lebens für wichtiger erkannt als die Meinungen der über ſie Reflectirenden; aus dieſem Grunde iſt gediegenes Sprachgebilde in ihnen für mehr gehalten als abstracte Sprachlehre; aus dieſem Grunde iſt ihnen Nahes, Anſchaubares und Verehrenswerthes im Vaterlande mehr als Entlegenes, Dunkeles und Gleichgültiges aus der Fremde; aus dieſem Grunde iſt Pflege und Bethätigung des Gedächtniſſes in ihnen naturgemäßer als Veranlaſſung zur Ausbildung des Raiſonnements; aus dieſem Grunde lehren ſie ebenſo ſehr auf Lieben und Glauben halten als aufs Wiſſen. Discere cupientem credere oportet. Dieſe in den Regulativen in Anwendung gebrachte Methodik auf die Bildung der evangeliſchen Volksjugend in Preußen wird ſich überall da, wo es einer Nation ankommen wird, ihre Jugend in Uebereinſtimmung mit ihrer Geſchichte bildend verſetzt zu ſehen, von ſelbſt an die Hand geben. (Der Lehrplan für die Bremiſchen Volksſchulen von Lüben iſt höchſtens ein ins Bremiſche überſetztes preußiſches Schulregulativ.) Wenn die gegenwärtigen Gegner den Entwicklungsgang, welchen die nach und nach ſich ausgeſtaltende Elementar- oder Volksunterrichtsmethode genommen, in ordentlichem Zuſammenhange zu begreifen ſich werden Zeit gelaſſen haben und von ihrem Vorurtheile, das ihnen aus der Verfaſſer- und Erlaſſerſchaft erwachſen zu ſein ſcheint, werden abgekommen ſein: ſo werden ſie nicht nur zu einer billigeren, wenn nicht gerechteren Anſicht über die Regulative und die in ihnen implicite enthaltene Methode kommen, ſondern auch erkennen, daß wo irgend etwas in ihnen der beſtimmteren oder erweiterten Ausgeſtaltung bedürftig erſcheinen ſollte, die Fähigkeit zu weiterer Entwickelung in Wirklichkeit in ihnen iſt, nämlich ſo, daß ſie ſowohl eine Ausbildung auf weiter entfaltete Elementarſchulen als auf einclaſſige zulaſſen, als auch die Behandlung des eigentlichen Unterrichtes in demjenigen Sinne geſtatten, wie wir dieſelbe als in der Gegenwart zu Recht beſtehend und als keimartig in ihnen enthalten behauptet haben. — Auch wenn ein

Unterrichtsgesetz in Preußen zu Stande gebracht sein wird, so werden die auf nationale Bildung abzielenden methodischen Principien, welche es vielleicht aufstellen wird, keine andere sein können, als welche bereits in der preußischen Volksschule in Anwendung sind und von den Regulativen verordnungsmäßig festgestellt warden.

Das ist nach unserer Beobachtung der geschichtliche Gang und gegenwärtige Stand und Geist der Methode des evangelischen Elementar- und Volksunterrichtswesens in Preußen in einem Umrisse, in welchem die Beschreibung der besonderen Behandlungsweisen, welche die einzelnen Lehrgegenstände erfahren haben, nach ihrer wechselnden und immer angemessener geordneten Betriebsweise, die sich aus der immer genaueren wissenschaftlichen Erkenntnis des Gegenstandes ergeben muß, vollkommen Platz finden kann; diese wird aber zweckmäßiger, jede an ihrem Orte d. i. bei dem betreffenden Lehrgegenstande, in der Encyklopädie ihre Darstellung gefunden haben. **Thilo.**

Metrik, s. lateinische Sprache.

Mineralogie, s. Naturgeschichte.

Missionsschulen in Heidenländern. Alle Missionsgesellschaften ohne Ausnahme haben es für eine der wichtigsten Aufgaben ihrer Missionsarbeit gehalten, das junge Geschlecht aus den Heiden in Schulen zu sammeln, und durch Erziehung und Unterricht entweder für das Christenthum empfänglich zu machen, oder im Christenthum fester zu begründen. Manche sind in der Werthschätzung der Missionsschulen für Heidenkinder so weit gegangen, daß sie dieselben fast als das Hauptstück aller missionarischen Thätigkeit ansehen, und demnach ihre Hauptkraft auf Gründung und Leitung der Schulen verwenden. So z. B. die meisten amerikanischen Gesellschaften. Andere dagegen, wie die Methodisten, halten dafür, daß durch die Schulen eigentlich nichts anderes erzielt werden solle, als den Heiden die Kunst des Lesens beizubringen, damit sie das Wort Gottes und christliche Schriften lesen können. Die deutschen Gesellschaften lassen Predigt und Schule Hand in Hand gehen, und die Gemeinde wächst ihnen eben so oft aus der Schule heraus, als umgekehrt die Schule aus der Gemeinde.

Der große Unterschied, welcher zwischen den gebildeten und den ungebildeten Heidenvölkern (Wilden) besteht, macht sich natürlich auch in den Missionsschulen geltend. Die Schulen unter den Hindu und Chinesen, die eine vieltausendjährige Literatur aufgespeichert haben, und wo fast jeder lesen kann, müßen ganz anders beschaffen sein, als die Schulen unter den Indianern und Eskimo, unter den Neuseeländern und Negern. Den letzteren muß aller Wissensstoff vom ABC an bis zur Erd- und Geschichtskunde erst als etwas ganz neues und fremdes zugebracht werden; bei den ersteren dagegen gilt es einen ungeheuren Wust verkehrten Wissens hinwegzuräumen, tausend mit der Muttermilch eingesogene Irrthümer zu bekämpfen, und eine tabula rasa für die christliche Wahrheit zu gewinnen. Nur wo es den Missionaren gelingt, die Kinder noch in ganz zartem Alter in ihre Schulen zu bekommen, und darin gegen die heidnische Umgebung möglichst abzusperren, werden diese Schwierigkeiten etwas beseitigt, aber andre dafür herbeigezogen. Die Kostschulen und Waisenhäuser, die Institute für Findlinge, verkaufte und weggeworfene Kinder sollen dergleichen Uebelstände vermeiden helfen. Ein großer Unterschied ergiebt sich ferner aus dem verschiedenen Zweck der Schulen. Das Bedürfnis hat die Missionare dazu gedrängt, keineswegs bloß sogenannte Elementarschulen in den Heidenländern anzulegen, sondern auch höhere Schulen, Seminare, in welchen sie sich eingeborne Schulmeister und Gehülfen heranbilden, ja sogar theologische Seminare für die hier und da schon kräftig sich entwickelnde eingeborene Geistlichkeit. Denn schon giebt es rothe, gelbe, schwarze und braune Pastoren in ziemlich großer Zahl, welche einen regelmäßigen Lehrcursus theils in Europa theils in ihrer Heimat durchgemacht und in aller Form die Ordination empfangen haben.

Treten wir der Uebersicht über die Missionsschulen etwas näher, und beginnen mit denen, welche unter den wilden Völkern errichtet sind, so machen wir gleich auf den ersten Blick die Warnehmung, daß kein Volk auf der ganzen Erde, auch das

verkommenste nicht, bildungsunfähig ist. An den entgegengesetztesten Puncten der Erde, auf den paradiesischen Inselgruppen des stillen Meeres, wie in den Eiswüsten Labradors, machen die Missionare die gleiche Bemerkung, nämlich: die weißen Kinder in manchen Elementarschulen Europa's werden von dem Lerneifer und der Tüchtigkeit vieler schwarzen oder braunen Schüler in den Heidenländern sehr beschämt. Daß es große Mühe kostet, die wilden, nie gebändigten, nie an Stillesitzen und Aufmerken gewöhnten Kinder nur erst zur Schule zu bringen, und unter die Schulzucht zu beugen, ist selbstredend; wo aber die Schule erst etwas bekanntes, und die Lernlust geweckt ist, da fehlt es nirgends an den erfreulichsten Fortschritten. Gleich der erste protestantische Missionar, von dessen Wirksamkeit wir ausführlicheres wissen, machte diese Erfahrung. Es war der Missionar Eliot unter den Indianern Nordamerika's (1631—1690). Er hatte nicht eher mit der Schule begonnen, als bis er durch seine unermüdeten und geistgesalbten Predigten eine Anzahl Gemeinden um sich gesammelt, sie von ihrem umherschweifenden Leben entwöhnt und zu festen Ansiedlungen bewogen hatte. Dann aber gründete er nicht Elementarschulen, sondern gleich höhere Schulen, Gymnasien, gab den rothen Jünglingen die Meisterwerke der alten Griechen und Römer in die Hand, und suchte sie so weit zu fördern, daß sie, den englischen Studenten im Wissen ebenbürtig, die Universität beziehen könnten. Es gelang ihm auch, und der Beweis lag vor jedermanns Augen, daß an Denkkraft, Scharfsinn und Gedächtnisstärke die indianischen Kinder den weißen nicht nachstehen, vielfach sie übertreffen. Gleichwohl bewährte sich dieser Versuch Eliots nicht. Die in ihrer früheren Jugend an unabläßiges Umherschweifen im Freien gewöhnten Knaben konnten das anhaltende Sitzen und Studiren nicht ertragen: nur wenige waren im Stande, den Cursus bis zu Ende durchzuführen, und zuletzt rissen furchtbare Kriegesstürme, welche über seine Pflanzungen hereinbrachen, die Früchte seiner sorgsam gepflegten Schulen fast gänzlich wieder hinweg.

Die späteren Missionare unter den Indianern sind zwar alle mit Eliot darin einig, daß diese rothen Stämme zu den geistig begabtesten und intelligentesten Völkern zählen, aber sie haben den von ihm begangenen Misgriff zu vermeiden gesucht. Nur langsam und in allmählicher Stufenfolge haben sie von Geschlecht zu Geschlecht den neugegründeten Schulen höhere Ziele gesteckt, und das Resultat ist, daß unter verschiedenen Stämmen dieses edlen, aber rasch aussterbenden Volkes begabte und bewährte Prediger, Lehrer, Missionare aus den Eingeborenen selbst hervorgegangen sind. Ein bekehrter Cherokese erfand 1825 selbständig ein eigenes Alphabet, aus Buchstaben und Sylbenzeichen gemischt, für die unbehülflich langen Wörter der indianischen Sprachen. Ein anderer übersetzte das Neue Testament unmittelbar aus dem Griechischen; ein dritter leitete eine Druckerpresse; ein vierter gab eine Zeitung in cherokesischer und englischer Sprache heraus; andere gründeten ein Museum, eine Nationalbibliothek u. s. w. Jetzt haben die Cherokesen unter sich 22 Elementarschulen und 2 Seminare, jedes für 100 Zöglinge bestimmt. Für den Unterhalt der Seminare verwenden sie eine Summe von 80,000 Dollars. Unter den Choktaws wurde 1819 die erste Schule eröffnet, und jetzt haben die Choktaws und die ihnen verwandten Chikasaws einen besonderen Stipendienfonds errichtet, damit ihre Söhne, nachdem sie auf den eigenen Schulen die nöthige Vorbildung erhalten, auf den Colleges der Vereinigten Staaten ihre Studien fortsetzen können. Und das alles trotz der grausamen Störungen, welche das Missionswerk 1830 und in den folgenden Jahren durch die Vertreibung aller Indianerstämme bis hinter den Missisippi erlitt, Störungen, welche eine schon fast vollendete Civilisation unterbrachen, und ganz neue Anfänge in ferner fremder Wildnis erforderten. Die Wyandots z. B. standen nach dem Zeugnisse eines amerikanischen Regierungsbeamten schon 1827 hinter ihren weißen Nachbarn in keinem Stücke zurück. „Ackerbau und Viehzucht," heißt es in dem Bericht, „sind ihre Hauptbeschäftigung; ihre Ansiedelungen gleichen europäischen Dörfern und Städtchen. Bei den niedlichen Häusern mit schönen Glasscheiben sieht man Pferde, Kühe, Schafe, Wagen, Pflüge und eine volle Geschäf-

tigkeit der Handwerker; für ihren Prediger haben ſie eine niedliche Wohnung aufgebaut, mit Garten und Weizenacker. Die Schule wird von 70 Schülern beſucht, und die Gattin des Lehrers unterrichtet die Mädchen in weiblicher Handarbeit."

Es iſt um ſo mehr zu bedauern, daß dieſe trefflichen Anfänge durch die Vertreibung der Indianer in die weſtliche Wildnis, wohin nur wenige eingeborene Lehrer ſie begleitet haben, wieder geſtört iſt, da gerade das hier aufblühende Schulweſen der Natur der indianiſchen Knaben am meiſten zuzuſagen ſchien. Es war nemlich die Einrichtung getroffen, daß die Schulſtunden beſtändig abwechſelten, für die kleineren Schüler mit Spielen, für die erwachſeneren mit Handarbeit im Freien. So wurde jeder Ermüdung vorgebeugt. Die Knaben lernten regelmäßig ein Handwerk; außerdem aber halfen ſie den Vätern beim Ackerbau, und eben dieſem raſchen und anregenden Wechſel ſchreibt der Berichterſtatter es zu, daß er ſo viel Frohſinn und Heiterkeit unter der Schuljugend fand. Wie ſehr ſchwer ſich die indianiſche Jugend an das 3—4ſtündige ununterbrochene Stillſitzen unſerer Schulen gewöhne, erſieht man beiſpielsweiſe aus der Geſchichte einiger Oneidaknaben, die 1800 von ihrem Vater in eine Schule in Maſſachuſets gebracht wurden. Sobald es ihnen nur ein bischen eng wurde in den dumpfen Schulzimmern, oder wenn es ihnen mit dem Nachſprechen des Alphabets nicht gelingen wollte, dann war kein Halten mehr. Wild über die Tiſche und die Köpfe ihrer Mitſchüler hinweg, mit einem gewaltigen Sprunge zum Fenſter hinaus, durch die Straßen und aus der Stadt fortſtürmend, ſchienen ſie aller Zucht unzugänglich; durch Strafen und Drohungen wurde ihr ſtolzer Trotz nur noch unbändiger. Aber durch nachgiebige Freundlichkeit gelang es gleichwohl dem Lehrer, die ſcheuen Söhne der Wildnis zu feſſeln, ihre Wißbegier zu erregen, ſie zum Wetteifer zu ſpornen, und ſie wurden ſpäter durch ihren Geiſt und ihre Fortſchritte die Zierden der Schule. Einer ſtudirte auf dem theologiſchen Seminar, ward zum Geiſtlichen ordinirt und Prediger des Evangeliums unter ſeinen Landsleuten.

Die meiſten Indianerſtämme, ſofern ſie überhaupt noch einige Ausſicht auf längere Exiſtenz haben (ſie ſind größtentheils nahe am Ausſterben) ſtehen unter der Einwirkung amerikaniſcher Miſſionen. Von den Deutſchen hat ſich eigentlich nur die Brüdergemeinde der Indianer in nachhaltiger Weiſe angenommen. Ihr war es von Anfang an mehr um Predigt als um Schule zu thun, und erſt das Bedürfnis der Gemeindejugend, ſowie die Nothwendigkeit, ſich eingeborene Gehülfen heranzubilden, leitete bei der Anlegung von Elementarſchulen und Seminaren. Die unaufhörlichen Kriege und Verpflanzungen der Stämme ſind natürlich der Ausbildung auch ihres Schulweſens ſehr wenig günſtig geweſen. Andere Hinderniſſe beeinträchtigen die Schulen der Brüdergemeinde in Mittel- und Südamerika, ſowie in Grönland und Labrador, worüber das Nähere in dem angeführten Artikel. In neuerer Zeit iſt bei der Stadt Paramaribo in holländiſch Guiana von einer Anzahl wohlwollender Pflanzer ein kleines Gehülfenſeminar veranlaßt worden. Um nämlich auf ihren Plantagen kleine (Sonntags-) Schulen für die Sklavenkinder aufzurichten, ſchicken ſie etliche ihrer tüchtigſten Negerknaben von 12—14 Jahren nach Beekhuizen zu dem Miſſionar der Brüdergemeinde und laſſen ſie dort zu Schulgehülfen heranbilden. Sie lernen dort bibliſche Geſchichte, Katechismus, Leſen, Schönſchreiben, Rechnen, Geographie und Singen. Mit allen Gedächtnisſachen werden die Schüler trefflich fertig, und leiſten zum Theil ungewöhnliches. Aber wo der Verſtand angeſtrengt werden muß, wie z. B. im Rechnen, wills nicht recht fort. Mit Trägheit, Unreinlichkeit und Unaufrichtigkeit haben die Lehrer viel zu kämpfen. Doch ſind die Reſultate im ganzen erfreulich, und die kleinen Plantagenſchulen, welche dieſe jungen Gehülfen nach der Rückkehr zu ihren Herren zu leiten haben, ſcheinen in guten Gang zu kommen.

In Grönland, dem jetzt faſt völlig chriſtianiſirten Lande des eiſigen Nordens arbeiten neben den zahlreichen Sendboten der Brüdergemeinde auch däniſche Caplane und Miſſionare. Bisher hatte man die Fähigkeit der grönländiſchen Eskimo, an der Entwicklung ihres Kirchen- und Schulweſens ſich ſelbſtändig zu betheiligen, vielfach bezwei-

felt. Jetzt, nachdem sie nicht bloß Bücher und Zeitblätter auf ihrer eigenen Presse zu drucken, sondern auch selbst theilweise zu verfassen angefangen haben, hat man es doch gewagt, zwei Seminare zu gründen zur Heranbildung von Lehrern und Katecheten. Von den daraus hervorgegangenen Zöglingen will man etliche ordiniren, anderen die Leitung einer Schule anvertrauen. Die dänische Regierung schenkt diesem neuen Unternehmen viel Aufmerksamkeit, und hat einen Beamten mit der Untersuchung der Schulen und der Seminare beauftragt. Die Anstellung eingeborener Schulmeister erscheint um so dringender, da der Europäer völlig außer Stande ist, die Lebensweise der Eskimo zu theilen. Während des Sommers nemlich müßen sämmtliche Familien um der Jagd und des Fischfangs (Seehundsfang) willen an der Küste sich zerstreuen, so daß, wenn nicht eingeborene Schulgehülfen diese Familien begleiten, während der größeren Hälfte des Jahrs aller Schulunterricht aufhört. Nur die kleineren Kinder, die etwa eine Missionarfrau als Kindertante um sich sammelt, oder die Kostschüler, welche von den europäischen Familien ins Haus genommen sind, können während des ganzen Jahres unterrichtet werden.

Das entwickeltste Schulwesen auf den amerikanischen Missionsgebieten finden wir auf den westindischen Inseln. Auch hier hat die Brüdergemeinde den Ruhm, von allen deutschen Missionsgesellschaften die erste und einzige auf diesen Inseln gewesen zu sein. Nach ihr sind dann die Engländer gekommen, Wesleyaner, Anglikaner, Independenten, Baptisten u. s. w. Ein Engländer hatte zuerst die Idee, einen Neger das Lesen zu lehren, mit der Verpflichtung, es wieder einen anderen zu lehren, der die gleiche Verpflichtung übernahm, und so fort. Dadurch verbreitete sich das Lesen sehr schnell unter den Schwarzen; doch läßt sich denken, daß solcher Unterricht oft ziemlich kümmerlich und stümperhaft blieb. Diese Methode des gegenseitigen Unterrichts ist nun aber auch bei den Kindern eingeführt. Jede Abtheilung hat einen geförderten Schüler zum Lehrer oder Monitor, und die angestellten Lehrer (meist farbige Lehrerinnen) haben nur die Monitoren selbst zu unterrichten und die Oberaufsicht zu führen. In der Schreibstunde wird die Vorschrift auf eine große Tafel geschrieben. In den Wochentagsschulen sind die Gegenstände des Unterrichts vornehmlich folgende: Lesen, Rechnen, Schreiben, etwas Rechtschreibung und Religion; für Mädchen kommt der Unterricht im Nähen hinzu. Seit der Emancipation der Neger bezahlen die Kinder Schulgeld (1 — 2 Groschen wöchentlich). Doch gibt es viele Freischüler, und die Kosten für den Lehrer (60 Thaler jährlich bei freier Station) und für die Erhaltung der Gebäude werden nicht überall durch das eingegangene Schulgeld aufgewogen. Deshalb sind, um den Ausfall zu decken, hier und da mit den Schulen noch besondere Arbeitsstunden verbunden; etwa in dieser Weise: von 10—3 der gewöhnliche Unterricht, von 3—5 Uhr Arbeit der Kinder zum Besten der Mission. Die Mädchen nähen, die Knaben arbeiten mit Hacken, bessern Wege aus, bearbeiten Land, pflanzen Bäume, schneiden Gras, sammeln Brennholz u. s. w. Außerdem sind aber auch höhere Schulen begründet, zur Ausbildung von Lehrern und Gehülfen aus den Schwarzen. Besonders hervorragend sind die Anstalten der Brüdergemeinde zu Fairfield auf Jamaica mit 30 Zöglingen, und zu Cederhall auf Antigua mit 25 Zöglingen. In der biblischen Geschichte, Weltgeschichte, Geographie, Schönschreiben, Zeichnen pflegen die jungen Leute sehr gute Fortschritte zu machen, weniger in Stilübungen und den sogenannten exacten Wissenschaften. Die Energie und Ausdauer des Europäers fehlt diesen Negerjünglingen allzusehr. Die geförderten Zöglinge werden zum Schluß auf das Schullehrerseminar der kirchlichen Missions-Gesellschaft (Mico Charity) gesandt. Die Miesstiftung war etwa 100 Jahr früher begründet zur Befreiung von Christensklaven aus den Raubstaaten. Da das für diesen Zweck ausgesetzte Capital nicht mehr zur Verwendung kam (durch Anhäufung der Zinsen hatte es sich bis auf 100,000 Pfund vermehrt), so wurde es 1836 für den Unterricht der Negerkinder in Westindien bestimmt, und ein Schullehrerseminar für Schwarze auf Antigua erbaut. Andere englische Gesellschaften haben ähnliche

Seminare errichtet, z. B. die Gospel society ein College auf Barbadoes, die Londoner eins zu Ridgemount auf Jamaica, wo es jedoch mehr auf Heranbildung von Hülfspredigern als von Schullehrern abgesehen ist. Aehnlich steht es mit dem Seminar der Baptisten zu Calabar auf Jamaica u. a. Aus diesen Seminaren sind nicht bloß mehrere sehr tüchtige Evangelisten hervorgegangen, sondern auch die dort ausgebildeten Schullehrer genießen allgemeine Anerkennung.

Wenden wir uns von Amerika nach Süd-Afrika, so finden wir auch dort, im Capland, bereits die ersten Schritte gethan, um eingeborene farbige Schullehrer für ihre gelben und schwarzen Volksgenossen heranzubilden. Das seit 1838 eröffnete Seminar zu Gnadenthal nimmt junge Hottentotten, Fingu, Bastards, Kaffern, Mozambiter u. s. w. auf, um sie in der englischen und holländischen Sprache, biblischen Geschichte, Glaubenslehre, Kirchengeschichte, Geographie, Weltgeschichte, Naturgeschichte, Schreiben, Rechnen, Singen und Musik sorgfältig auszubilden. Im ganzen sind bisher etwa 50 eingeborene Lehrer aus diesem Institut hervorgegangen, und haben bis auf wenige, die durch eigne Schuld wieder verloren giengen, an den Schulen der englischen Kirche oder verschiedener Missionare recht Tüchtiges geleistet. Was aber dem raschen Wachsthum dieser und dem Aufblühen ähnlicher Anstalten besonders in den Weg tritt, ist die merkwürdige Verachtung, welche die meisten eingebornen Stämme gegen einander und gegen Lehrer aus ihren eigenen Stammgenossen hegen. Kein Schwarzer will sich hier von einem Schwarzen, kein Fingu will sich von einem Hottentott, kein Bastard von einem Kaffer beaufsichtigen und unterrichten lassen. Nur vor dem weißen Lehrer haben sie alle gleichen Respect; und wenn es denn doch ein farbiger sein soll, so muß es wenigstens ein langhaariger Mischling, kein echter Wollkopf (Peperkop) sein. Viele einzelne Missionare in der Capcolonie und in den darüber hinausliegenden Missionsgebieten unter den Namaqua, Damra, Betschuanen und Kaffern haben sich bemüht, selber sich Gehülfen für ihre Schulen heranzuziehen, und nicht wenigen ist es gelungen, etliche tüchtige Leute auszubilden, die nicht bloß als Schulmeister, sondern auch auf Nebenstationen als Katecheten fungiren können. Allein immer müßen sie doch unter der strengsten Controle der weißen Missionare bleiben, nicht bloß weil sie sich so leicht geben lassen, sondern auch weil ihre Auctorität bei ihren Volksgenossen sofort schwindet, wenn der weiße Mann nicht beständig hinter ihnen steht, und sie mit seinem Ansehen aufrecht hält. Bei dieser Lage der Dinge ist die Entwicklung eines selbständigen eingeborenen Lehrerstandes, noch vielmehr einer eingeborenen Geistlichkeit freilich in ziemliche Ferne gerückt, und scheint auch kaum Gegenstand des Wunsches zu sein. Denn schwerlich sind diese Stämme Süd-Afrika's noch zu einer besonderen nationalen Entwicklung und einer selbständigen Rolle in der Reihe der Völker bestimmt. Sondern Europäer sind die Herren Süd-Afrika's und werden es immer mehr, die Farbigen sind ihre Diener und Unterthanen, und werden sich in den Kirchen und Schulen der Weißen allmählich verlieren. So lange die Holländer Herren des Landes waren, schien das Loos der Eingeborenen freilich kein anderes zu sein, als Unterdrückung und Untergang. Allein unter der Herrschaft der Engländer wird besser für sie gesorgt. Die englische Kirche, mit ihrem Bischof an der Spitze, ist sehr bereit, die Farbigen zu ihren Gottesdiensten und Altären zuzulassen, und das englische Schulcollegium, nach dem Tode des trefflichen Dr. Innes den Dr. Dale an der Spitze, hat mit derselben Liberalität sich der Schulen für die Farbigen angenommen, wie der Schulen für die Weißen. Für die letzteren wurde eine Anzahl Regierungsschulen in Capland gegründet mit folgendem Unterrichtsplan: 1. Elementarunterricht: Lesen, Schreiben, Zeichnen, Elemente der Naturgeschichte und Physik. 2. Geographie, Geschichte, Mathematik (Arithmetik, Algebra). 3. Englische und holländische Sprache, Grammatik, Rechtschreibung, Uebersetzen. 4. Biblische Geschichte und Religion. Für all diesen Unterricht darf kein Schulgeld gefordert werden. Dagegen 5. der Unterricht im Lateinischen und in der höheren Mathematik wird besonders bezahlt. Nicht in allen Regierungsschulen werden

sämmtliche Fächer gelehrt. Aber dasselbe Programm liegt in allen Schulen zu Grunde und soll nach und nach zur Ausführung kommen. Um die Lehrer für diese Regierungsschulen zu gewinnen, ist seit 1842 in Capstadt ein Schullehrerseminar errichtet, wo aber nur Weiße zu Lehrern ausgebildet werden. Vorher hatte man die Lehrer zum größern Theil aus England (Schottland) kommen lassen. Die Meinung der Regierung war übrigens keineswegs, daß die von ihr begründeten Schulen nur den Weißen offen stehen und für die Farbigen verschlossen sein sollten. Allein durch den Kastenstolz der holländischen Kolonisten, welche die Hauptbevölkerung im Lande bilden, hat sich doch im allgemeinen die Praxis herausgestellt, daß kein weißes Kind mit einem farbigen zusammen die Schule besucht. Folglich waren die Farbigen immer wieder auf die für sie speciell errichteten Missionsschulen verwiesen. Ziemlich auf allen Stationen bestehen solche Missionsschulen. Nach dem neuesten Rechenschaftsbericht des Dr. Dale bestanden in Capland 20 Regierungsschulen, 90 Privatschulen (die aber auch von der Regierung unterstützt werden) und 133 Missionsschulen. Die Zahl dieser Missionsschulen vertheilt sich folgendermaßen: Mission der anglikanischen Kirche 39 Schulen, der holländisch-reformirten Kirche 23, der Wesleyaner 20, der Rheinischen 17, der Independenten 15, der Brüdergemeinde 9, der Berliner 2, der Pariser 1 und andrer kleiner südafrikanischer Gesellschaften noch 6 oder 8. Meist werden sie von den Missionaren selbst und den von ihnen herangezogenen Monitoren geleitet. Diejenigen, welche in der Nähe der Capstadt und in volkreicheren Orten errichtet sind, haben sich möglichst dem Schulplan der Regierung accommodirt, und werden von derselben auch in liberalster Weise unterstützt. Dagegen auf den entfernteren Stationen, wo die Kinderzahl eine geringe ist, geht der Unterricht meist nicht über Lesen, Schreiben und biblische Geschichte hinaus. Der Schulinspector Dr. Dale spricht sich nach seiner letzten Rundreise im allgemeinen (wiewohl unter dem öffentlichen Widerspruch der Missionare) sehr unzufrieden mit dem Zustand der meisten Missionsschulen aus. Er urtheilt, daß sie nur sehr Geringes leisten, und daß die Kinder weder fließend lesen, noch gut schreiben und rechnen. Drei Fünftel der Kinder, sagt er, können nicht viel anderes, als biblische Geschichten in mechanischer Weise hersagen. Obgleich zum Beding der Staatsunterstützung gemacht wird, daß auch Englisch in den Schulen gelehrt wird, so sind von 3300 Schülern doch kaum 400 im Stande, fließend und deutlich englisch zu lesen. Die Unterstützung wechselt zwischen 15 und 75 £. Abgelegene Stationen, wo die Schulen nur klein sind und wenig leisten, empfangen 15 £. Wo 30—40 Kinder von einem geschickten Lehrer unterrichtet werden, empfangen sie 30 £., und wenn auch Nähunterricht gegeben wird, 45 £. Die höchste Summe empfangen nur solche mehrclassige Schulen, welche außer dem Hauptlehrer einige tüchtige Hülfslehrer haben. So z. B. die große 4classige Schule der rheinischen Missionsgesellschaft auf Stellenbosch, welche über 500 Kinder zählt. Die von den Missionaren herangebildeten und von dem Schulinspector geprüften Monitoren (meist Mädchen) werden von der Regierung noch extra mit 15 £ jährlich salarirt mit stufenweiser Erhöhung im Fall einer tüchtigen Fortbildung und größerer Leistungen bei erneuter Prüfung. Die Regierungsverfügungen darüber sind so instructiv, daß wir sie in der Note mittheilen.*) Die Leistungen der entlege-

*) Regulativ in Bezug auf Erziehung junger Leute zum Lehrerberuf: Capstadt d. 28. Decbr. 1859. 1) Dem Ober-Schul-Inspector wird die Vollmacht ertheilt, den Lehrern an Schulen, welche er nach gehöriger Prüfung für befähigt und deren Schulen er für geeignet erachtet, um junge Leute zu Lehrern heranzubilden, ein Certifikat darüber auszustellen. 2) Von solchen bestätigten Lehrern werden Gesuche um Zulassung geeigneter junger Leute in die Liste der bezahlten Kinderlehrer aufgenommen. 3) Solche Gesuche müßen begleitet sein von einer Bescheinigung, daß die Bewerber um das Amt der Elementarlehrer nicht weniger als 13 Jahr alt und keiner Krankheit unterworfen sind, die ihre Lehrerthätigkeit beeinträchtigen würde, und von dem ausdrücklich ausgesprochenen Wunsch, daß sie zum Beruf eines Elementarlehrers herangebildet werden möchten. 4) Eine jährliche vorläufige Prüfung der Bewerber und aller Elementarlehrer wird

neren Miſſionsſchulen ſind beſonders deshalb ſo gering, weil Eltern und Kinder ſelten für längere Zeit auf dem Schulplatz zuſammen zu halten ſind. Etliche Monate, höchſtens etliche Jahre ſitzen ſie wohl ſtill, dann aber treibt ſie der angeborene Wandertrieb, oder die Dürre und Hungersnoth, oder die Furcht eines feindlichen Ueberfalls wieder in die Weite. Die Kinder müßen ihren Eltern folgen, und vergeſſen beim Umherſchwärmen in der Wildnis ihre eben geſammelten Kenntniſſe. Trifft der Miſſionar wieder mit ihnen zuſammen, ſo muß er ſie gewöhnlich ganz von vorn wieder anfangen laſſen. Man hat vielerlei verſucht, um dieſem Uebelſtande abzuhelfen, doch immer noch ohne den rechten Erfolg. Die Miſſionare haben kleine Penſionate oder Erziehungsanſtalten gegründet, um, wenn die Eltern fortzogen, die Kinder zurückzubehalten. Sie haben die fähigſten Schüler in ihr eigenes Haus und in ihre Familie aufgenommen. Sie haben einen Fonds geſammelt, um die Kinder während der Abweſenheit der Eltern bei andern Stationsbewohnern in Koſt zu geben. Sie haben eine Ziegenheerde angeſchafft zum Unterhalt dieſer Kinder, die faſt ausſchließlich von Milch leben. Als beſtes Mittel hat ſich noch immer bewährt, den Kindern ſelbſt eine ſolche Liebe und Freude an der Schule

eingerichtet. 5) Wird ein Bewerber als Elementarlehrer zugelaſſen, ſo iſt die geringſte ihm zuerkannte Summe 15 £., als Stipendium für das erſte Jahr. Hiezu werden jährlich 5 £. hinzugefügt, wenn nicht der Zögling bei der jährlichen Prüfung ganz ohne Auszeichnung in irgend einem Fache verbleibt. In dieſem Fall wird das Stipendium nicht erhöht. 6) Die Zeit, für welche das Stipendium bewilligt wird, iſt 5 Jahre. Nach dieſer Zeit iſt das Gouvernement befugt, die Zöglinge anzuweiſen, noch einen einjährigen Curſus in einem Seminar durchzumachen, ehe ſie bei einer vom Staate unterhaltenen oder unterſtützten Schule eintreten. Für die Zeit dieſes Curſus wird jedem ein Stipendium von höchſtens 40 £. bewilligt. 7) Die Lehrer und Lehrerinnen werden wenigſtens 1 Stunde täglich, außer den gewöhnlichen Schulſtunden, zur Unterweiſung ihrer Zöglinge verwenden. Denjenigen Lehrern, deren Zöglinge ein genügendes Examen am Ende jedes Jahres machen, wird ein Zuſchuß von 5 £. für einen, 9 £. für 2 und 12 £. für 3 und mehr Zöglinge bewilligt. 8) Der 5jährige Curſus endet um die Weihnachtszeit, ſo daß wer vom Januar bis Juni 1860 aufgenommen iſt, zu Weihnacht 1864 ſeinen Curſus beendet hat, wer aber vom Juli bis December 1860 aufgenommen iſt, erſt Weihnacht 1865.

Bekanntmachung vom 4. Februar 1860.

Als Gegenſtände der Prüfung ſind 1) für die Schulaſpiranten folgende beſtimmt: fertig Engliſch leſen, eine vorgeleſene einfache Erzählung correct und deutlich niederſchreiben, die 4 Species. 2) Für die Gehülfen nach Ablauf des 1. Jahres: Engliſch leſen mit Leichtigkeit und Ausdruck, grammatiſche Zerlegung eines einfachen Satzes, Rechenexempel in einfacher Gleichung, Elemente der beſchreibenden Geographie und Grundlinien der bibliſchen Geſchichte. 3) Nach Ablauf des 2. Jahres: grammatiſche Analyſe einfacher engliſcher Sätze, Beſchreibung eines bekannten Gegenſtandes, einfache Brüche, Geographie von England und Süd-Afrika, Kartenzeichnen, die engliſchen Könige von Ekbert bis jetzt mit den Jahreszahlen, Hauptſachen aus der bibliſchen Geſchichte und Geographie. 4) Am Ende des 3. Jahres: engliſche Grammatik vollſtändig, Abfaſſung eines Claſſenberichts, Decimalbrüche und Euklides, beſchreibende Geographie, engliſche Geſchichte bis Heinrich VII., lateiniſche Grammatik (regelmäßige Conjugation), bibliſche Geſchichte und Geographie, Karte von Paläſtina. 5) Am Ende des 4. Jahres: engliſche Grammatik und Analyſe, Bericht über die Organiſation der Schule und die Methode des Unterrichts, Euklid und Algebra, Grundzüge der phyſiſchen Geographie, Engliſche Geſchichte von Heinrich VII. bis jetzt, engliſche Grammatik und leichte Ueberſetzungsſtücke, holländiſche Grammatik, genauere Schriftkenntnis. 6) Am Ende des 5. Jahres: engliſche Grammatik und Analyſe, Aufſatz über einen Gegenſtand aus der Pädagogik, Logarithmen, Algebra, Gleichungen mit mehreren unbekannten, Geographie vollſtändig, ebenſo engliſche Geſchichte, Ueberſetzung von Cäſars Commentar ins Engliſche, Ueberſetzung aus dem Engliſchen ins Holländiſche, vollſtändige Bibelkenntnis. — Der Fortſchritt der Gehülfen in der Kunſt des Unterrichtens wird jedes Jahr beſonders bemerkt. In Mädchenſchulen wird kein Latein, weniger Kenntnis von Rechnen und Geſchichte, dafür eine ſteigende Geſchicklichkeit in weiblichen Handarbeiten erfordert. Muſik und Zeichnen werden als Privatſtudium beſonders empfohlen, wenn die nöthigen Lehrmittel vorhanden, und jede Auszeichnung darin wird beſonders in Anmerkung gebracht.

einzuflößen, daß sie die Eltern durch ihr Bitten und Drängen von ihren Wanderungsplänen zurückbrachten und sie an die Station fesselten. Wirklich ist das an vielen Orten der Fall gewesen, besonders von Seite der Mädchen, die an dem Näh- und Strickunterricht der Missionarsfrauen und an dem biblischen Unterricht des Missionars gewöhnlich das meiste Interesse haben.

Mit Uebergehung des Ostens und Nordens von Afrika, wo die Mission entweder noch in der Kindheit steht, oder wo der Muhamedanismus sein ungestörtes Regiment hat, wenden wir uns zu dem andern großen Missionsgebiet auf der afrikanischen Westküste, um den Busen von Guinea herum. Sowohl an Zahl als an Intelligenz und Thatkraft übertrifft die westafrikanische Bevölkerung bei weitem die heruntergekommenen unstet umherziehenden Bewohner der menschenleeren Steppen Süd-Afrika's. Zwar droht das Klimafieber an den sumpfigen Küsten, aber nur dem Europäer, nicht dem Eingeborenen. Zwar dringt der Sklavenhändler vom Süden herein, und der muhamedanische Eroberer vom Norden her, aber noch ist Hoffnung, daß die zum Evangelium bekehrte und gesittete Bevölkerung, von den Engländern unterstützt, sich beider Feinde erwehren werde. Der Kern und Mittelpunct aller missionarischen und civilisatorischen Bestrebungen für diesen Theil Afrika's ist in Sierra Leone zu suchen. Diese merkwürdige Neger-Republik ward 1787 durch einen Verein englischer Menschenfreunde für befreite Negersklaven begründet, und hatte in ihren Anfängen mit unglaublichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Eine der größten war, daß die hier zusammenströmenden Neger, Männer, Weiber und Kinder mehr als 20 oder 30 verschiedenen Volksstämmen angehörten, also auch gänzlich abweichende Sprachen redeten, die zum Theil niemand kannte. Sie konnten sich weder unter einander, noch mit ihren Vorgesetzten verständigen. Nur mühsam wurden sie allmählich von einander gesondert, und nach ihren Sprachen in besondere Dörfer vertheilt. Die Missionare, welche diesen zusammengelaufenen Haufen unterrichten sollten, der jeden Augenblick durch Wegnahme neuer Sklavenschiffe noch vermehrt ward (in einem einzigen Jahre wurden 13000 befreite Negersklaven in die Colonie gebracht), wußten kaum wo anfangen und wie sich mit ihnen verständigen. Als einer der ersten Missionare, den die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft auf das schwierige Arbeitsfeld sandte, seine Schule eröffnete, stürmten ihm nahe an 200 wilde Geschöpfe, groß und klein, mit gewaltigem Geschrei nnd Toben ins Haus, und er konnte doch noch kaum mit ihnen sprechen. Er entschloß sich kurz, las sich ein Duzend Köpfe, die ihm die fähigsten und ansehnlichsten schienen, heraus, und brachte ihnen in aller Eile die 4 ersten Buchstaben des Alphabets bei. Dann theilte er die ganze Schaar in 12 Abtheilungen, und ließ in jeder Abtheilung einen der neugebackenen Monitoren seine 4 Buchstaben-Weisheit auskramen. Wer zuerst fertig war, kehrte zum Missionar zurück, und erhielt von ihm 4 neue Buchstaben. Auf diese Weise wurde hier das System des gegenseitigen Unterrichts sofort praktisch ins Werk gesetzt. Es bewährte sich vortrefflich. Ohne viel besondere Veranstaltung zogen sich die Missionare ihre schwarzen Schulgehülfen inmitten ihrer großen Schulclassen selber heran. Bald konnten sie diese Gehülfen zu Lehrern in den Sonntagsschulen oder auf den Dörfern benützen, und mit unglaublicher Schnelligkeit wuchs die Zahl der Schulen in Freetown und der ganzen Umgegend. Schon vor 20 Jahren waren auf den 12 Hauptstationen 70 Schullehrer angestellt, größtentheils Eingeborene, und an 6000 Kinder besuchten die Sonntags- und die Wochenschulen. Von jetzt an wurde in das ganze Unterrichtswesen mehr Ordnung gebracht Jedes Dorf erhielt außer der Sonntagsschule eine besondere von eingeborenen Lehrern und Lehrerinnen geleitete Wochenschule für Knaben und Mädchen. Außer den Mädchenschulen in den Dörfern wurden 2 höhere Töchterschulen in Kissey und Freetown errichtet. Ebenso wurden fähige Knaben aus den Ortsschulen in die Stadtschule zu Freetown aufgenommen, um höherer Unterricht zu erhalten, und diejenigen, welche mit vorzüglichen Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet schienen, wurden in das Seminar zu Furahbay gebracht, um dort zu Katecheten oder Pfarrern für ihre

Landsleute ausgebildet zu werden. Um Schullehrer zu werden, braucht man jedoch nicht das Seminar zu beſuchen, ſondern nur die höhere Schule zu Freetown. Dieſe Schule, in der außer den gewöhnlichen Fächern auch Mathematik, Latein und Griechiſch gelehrt wird, pflegt etwa 100 Schüler zu zählen, die zum Theil bis zum 20. Jahre darin verweilen. Doch werden ſie keineswegs alle Schulmeiſter, ſondern gehen auch zu anderen Berufsarbeiten über. Das Seminar, welches 1815 begründet und 1828 an ſeinen jetzigen Platz in Furahbay verlegt ward, entſprach durchaus nicht ſeinem Zweck, ſo lange es in den Händen der Regierung war. Erſt als es in den vierziger Jahren völlig in die Hände der Miſſionare übergieng, gelangte es ſchnell zu einer ſehr erfreulichen Blüthe. Es wurde in 2 Abtheilungen geſondert, in deren oberſter die heilige Schrift in den Urſprachen geleſen und erklärt, Dogmatik und Kirchengeſchichte fleißig getrieben, und Predigtübungen aller Art gehalten werden. Die Zahl der Seminariſten, früher 6 bis 10, mehrte ſich auf 20—30. Eine Anzahl wackrer Miſſionsgehülfen gieng aus ihnen hervor. Der erſte ordinirte Geiſtliche, der ſeine Ausbildung in dieſem Seminar empfieng, war Samuel Crowther, deſſen Name ſeither in England und Deutſchland ſehr bekannt geworden iſt. Zahlreiche Nachfolger traten in ſeine Fußſtapfen. Am 8. Juni 1856 wurden 8 junge Schwarze von dem Biſchof der Colonie zu Predigern des Evangeliums geweiht, nachdem ſie ein Examen beſtanden, „deſſen ſich kein Student in England zu ſchämen brauchte.“ Die Vorſteher und Lehrer des Seminars, ſowie der höheren Schule wurden großentheils aus den ſchwarzen Schülern ſelber entnommen. Denn das iſt das Hocherfreuliche bei dieſen Negerſtämmen, daß ſie, ungleich den ſüdafrikaniſchen Eingeborenen, ſich ihrer eigenen Landsleute nicht ſchämen, ſondern ſich gern von ihnen unterrichten laſſen, und ſich geehrt fühlen durch die Ehre, die ihren ſchwarzen Brüdern von den Weißen widerfährt. Die Predigt aus ſchwarzem Munde iſt ihnen nicht bloß verſtändlicher, ſondern noch willkommener und anſprechender als aus weißem, und dem ſchwarzen Vorſteher gehorchen ſie lieber als dem weißen. So iſt die Hoffnung wohl begründet, daß in kurzer Zeit das Kirchen- und Schulſyſtem in Sierra Leone der Beihülfe und Wirkſamkeit der Weißen nicht mehr bedürfen wird. Ja man behauptet, daß wenn in dieſem Augenblick alle europäiſchen Arbeiter abgerufen, alle auswärtigen Unterſtützungen zurückgezogen würden, die Kirche und Schule in Sierra Leone zwar einen ſtarken Stoß erhalten, aber keineswegs untergehen würde. Schon jetzt beſtehen eine Anzahl chriſtlicher Gemeinden, welche ohne nähere Verbindung mit Europäern ſich ganz ſelbſt erhalten, ihre Prediger ſelbſt wählen, ihre Kirchenzucht ſelbſt üben, und dabei beſtändig zunehmen. Ueberall werden auch die übrigen Gemeinden dazu angehalten, ihre eingeborenen Prediger und Lehrer ſelber zu beſolden, auch ihre Kirchen und Schulhäuſer ſelber zu bauen oder doch in Stand zu halten. Mehrere hundert eingeborene Katechiſten und Schullehrer haben in langjährigem Dienſte ihren Eifer, ihre Treue und Geſchicklichkeit hinlänglich erprobt. Die Inſtitute in Freetown und Furahbay liefern jährlich eine Anzahl wackrer junger Männer, die mit den europäiſchen Schulamtscandidaten ſich ſehr wohl meſſen könnten; eine ſehr thätige Preſſe ſorgt für Druckſchriften aller Art, und jegliche Hülfsmittel des Unterrichts ſind vorhanden. Ja bereits hat die Wirkung von dieſer chriſtlichen Negerrepublik ſich weithin nach außen erſtreckt, und zahlreiche Lehrer und Prediger ſind von hier zu ihren ſchwarzen Landsleuten an andern Theilen der Guineaküſte, beſonders nach den Nigermündungen freiwillig gegangen oder ausgeſandt. Eine neue Miſſion mit zahlreichen Schulen iſt im Lande der Yoruba und Egba, von der Sklavenküſte aus bis zu den Rändern des Kworra und Tſchadda durch dieſe eingeborenen Lehrer und Miſſionare ins Leben gerufen. Die ſchwarzen Häuptlinge nehmen dieſe fremden ſchwarzen Lehrer mit großem Reſpect und Freude bei ſich auf, und fürchten nur, daß dieſe jungen Männer, die in den Erziehungsanſtalten in Sierra Leone ausgebildet, und an das dortige civiliſirte Leben unter Chriſten gewöhnt ſind, das Alleinſtehen unter rohen Heiden allzu ſchmerzlich empfinden und deshalb ihren Poſten bald wieder aufgeben möchten.

Aehnlich wie Sierra Leone hat ſich die amerikaniſche Negercolonie Liberia bei Cap Palmas eines überaus raſchen Aufſchwungs und Wachsthums erfreuen dürfen. Es waren die freien Schwarzen der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, für welche hier ſeit 1816 eine Freiſtätte eingerichtet ward. Gleiche, vielleicht noch größere Schwierigkeiten häuften ſich hier wie in Sierra Leone. Heidniſche Ueberfälle drohten der neuen Colonie gleich in ihrem Entſtehen ein Ende zu machen. Da waren es wiederum die Prediger und Miſſionare, welche den Muth hatten, in der todbringenden Anſiedlung auszuharren, die wilden Haufen der Schwarzen zur Ordnung und zur Geſittung zu führen und durch Kirche und Schule der allgemeinen Rohheit zu ſteuern. Kläglich genug ſah es mit den Anfängen des Schulweſens aus. In einem elenden Loche mit einer Lehmbank, die quer hindurchgezogen war, wurden etwa 50 Schüler zuſammengepreßt. Wenn ſie ein Buch gebrauchen ſollten, ſo mußten ſie vor der Bank hinknieen, denn ein Tiſch war lange nicht zu bekommen. Es fehlte aber auch an Büchern, an Schreibmaterial, an Schulmitteln jeglicher Art. Eine Preſſe, die 1826 ein ſchwarzer Buchdrucker ins Land brachte, half allmählich dem Büchermangel ab; das Schulweſen kam in beſſeren Gang, und jetzt iſt die ganze Colonie erfüllt mit Wochentags- und Sonntags-Schulen, mit eingeborenen Lehrern und Gehülfen, mit Druckſchriften, Zeitungen und öffentlichen Anſtalten aller Art. Die nordamerikaniſche Civiliſation iſt in dieſer Negerrepublik vollſtändig eingeführt, und der ſchwarze Präſident beſuchte 1861 England und Deutſchland, um ſeine Tochter in eine hieſige Penſionsanſtalt zu bringen. In ſeiner Hauptſtadt Monrovia beſteht ein Gymnaſium, welches faſt ausſchließlich mit ſchwarzen Lehrern beſetzt iſt, und welches den Unterricht in den claſſiſchen Sprachen ganz ebenſo betreibt, wie wir es in engliſchen und amerikaniſchen Gymnaſien gewohnt ſind. Dies Gymnaſium ſteht unter der Leitung der presbyterianiſchen Miſſionsgeſellſchaft. Eine andere höhere Schule, etwa unſern Mittelſchulen oder Bürgerſchulen entſprechend, wurde von den Baptiſtenmiſſionaren gegründet. Beide zählen etwa 200 Schüler. Auch eine Ackerbau- und Gewerbſchule war errichtet zu White Plains, und ſtand, wenigſtens zu Anfang, unter miſſionariſcher Leitung. Die Methodiſten-Miſſionare, die auf dieſer Küſte eine ausgebreitete Wirkſamkeit üben, haben auch außerhalb der Colonie in Cap Coaſt ein Seminar für Nationalgehülfen gegründet, aus welchem ſchon etliche hundert tüchtige Schullehrer und Prediger hervorgegangen ſind. Auch die deutſchen Miſſionare an der Goldküſte und am Rio Volta laſſen ſich die Heranbildung eingeborener Gehülfen ſehr angelegen ſein,*) nicht minder die Schotten am Calabar, und die Amerikaner am Gabuhn, ſo daß die Erwartung, dieſe Küſtenſtrecke des weſtlichen Afrika bald ganz von evangeliſchen Schulen und eingeborenen evangeliſchen Lehrern überdeckt zu ſehen, nicht unbegründet iſt. In neueſter Zeit hat zwar die katholiſche Kirche am Cap Palmas, auf Fernando Po, und am Gabuhn ebenfalls feſten Fuß gefaßt, doch ſcheint ſie ihr Schulſyſtem noch nicht entwickelt zu haben.

Reſumiren wir die Angaben über die Miſſions- und Schulthätigkeit in Weſtafrika

*) Als ein Beiſpiel, wie die deutſchen Miſſionare ſolche Anſtalten einzurichten pflegen, fügen wir hier den Unterrichtsplan des Katechiſteninſtituts zu Akropong bei. Daſſelbe beſteht aus 4 Claſſen (jedes Jahr wird eine neue Claſſe aufgenommen), drei europäiſche und zwei eingeborene Lehrer beſorgen den Unterricht. Die Unterrichtsgegenſtände ſind in der unterſten Claſſe: 4 Std. Engliſch leſen, 4 Std. Bibelleſen (Landesſprache mit engliſcher Ueberſetzung), 4 Std. Rechnen, 1 Std. Schönſchreiben, 3 Std. Rechtſchreiben, 3 Std. Geographie, 3 Std. Geſchichte, 2 Std. Grammatik, 1 Std. Katechetik, 5 Std. bibliſche Geſchichte, 2 Std. Singen. Dagegen die oberſte Claſſe (die beiden mittleren ſind in vielen Fächern mit der oberſten oder unterſten Claſſe vereinigt), 4 Std. Bibelauslegung, 4 Std. Religionslehre, 1 Std. Predigtentwürfe, 2 Std. Singen, 2 Std. Einleitung in die bibliſchen Bücher, 5 Std. Kirchengeſchichte, 1 Std. Choralſpiel, 1 Std. Theorie der Muſik. In den mittleren Claſſen kommen außer den genannten Fächern noch vor: Arithmetik, Declamation, Zeichnen, Weltgeſchichte und Geographie. Die Lectionen beginnen Morgens 6 Uhr; um halb 6 wird die gemeinſame Andacht gehalten.

aus dem Jahr 1862. In Sierra Leone hat die anglikanische Kirche 15 Stationen, 12 weiße und 10 farbige Missionare, 10 weiße und 64 eingeborene Schullehrer, 3 Seminare, 60 Schulen und 5000 Schüler. Die englisch-wesleyanische Mission hat hier 6 Stationen, 10 weiße Missionare, 156 schwarze Prediger, 30 Schulen, 70 Lehrer, und ein theologisches Seminar. Die amerikanische Mission hat in den Districten von Sherbro und Mendi 4 Stationen, 3 Hauptschulen und eine Anzahl Dorfschulen, die von Eingeborenen in der Landessprache gehalten werden. Von Liberia bis Cap Palmas haben die Wesleyaner 1 afrikanischen Bischof, 19 Reiseprediger, 100 eingeborene Gehülfen und Lehrer, 900 Schüler, 1 Seminar und 1 Akademie. Die Presbyterianer haben 4 Pastoren, 9 eingeborene Gehülfen, 1 Gymnasium, 1 Bürgerschule, mit nahe 200 Schülern. Die Episkopalkirche hat 1 Bischof, 4 weiße, 8 farbige Missionare und 550 Schüler. Dazu kommen noch die 70 Missionsagenten der Baptisten, und das besondere Schulsystem des Staats Liberia mit lauter eingeborenen Lehrern. An der Goldküste von Cap Coast bis Lagos haben die Wesleyaner 7 Hauptstationen und 30 Nebenstationen mit 3 weißen und 9 eingeborenen Missionaren und 31 schwarzen Predigtgehülfen, 35 Schulen mit 28 Lehrern und 1350 Tagesschülern. Die Basler Mission hat in Akropong*) ein Seminar für eingeborene Katechisten, und hat eine Anzahl Schulbücher und Bibelabschnitte in die Negersprachen übersetzt, ebenso ihre Nachbarin, die Bremer Mission. An der Sklavenküste in Lagos ist 1 Baptistenkirche, 1 wesleyanische Kirche, 2 Kirchen der Anglikaner mit eingeborenen Geistlichen und den entsprechenden Schulen. In den nördlicher gelegenen Städten des Yorubalandes (Abeokuta) haben die Anglikaner 7 europäische und 6 schwarze Missionare und 34 eingeborene Lehrer. In ihren Schulen haben sie 950 Schüler. In derselben Gegend haben auch die Wesleyaner und amerikanische Baptisten ihre Schulen; letztere haben in ihren Tagesschulen 500 Kinder. Am Cameroon haben die englischen Baptisten ihr Werk, auf Corisco die amerikanischen Presbyterianer: letztere haben 3 Stationen und 50 Kostschüler. Die Isuba- und die Bengasprachen sind von den Missionaren bemeistert. Am Gabuhn stehen die Amerikaner, sie haben gleichfalls 2 Sprachen in ihre Gewalt gebracht, und haben 3 Stationen mit 36 Kostschülern und 31 Tagesschülern. Vom Senegal bis zum Gabuhn sind im ganzen etwa 15000 Afrikaner bekehrt, und 200 Missionsschulen angelegt mit 16000 Schülern.

Unter den Schwarzen in Neuholland und den nordöstlich zunächst gelegenen Inseln steht es in Bezug auf Unterricht und Bildungsfähigkeit nicht so gut wie unter den afrikanischen und westindischen Negern. Die sogenannten Papua-Neger Neuhollands sind ein aussterbendes Geschlecht, welches an seinen eigenen Lastern und Greueln zu Grunde geht. Der Continent selbst gehört schon jetzt im Süden und Osten der europäischen Einwanderung, und wird ihr bald vollständig gehören. Die Schwarzen werden vor der eindringenden europäischen Civilisation verschwinden. Die Missionsarbeiten, welche bisher unter diesem stumpfen und fast verthierten Geschlecht unternommen wurden, sind zwar nicht ganz erfolglos geblieben, haben aber doch nichts geleistet, woraus sich auf eine nahe Regeneration der Schwarzen schließen ließe. Der anglikanische Bischof von Perth hat ein Seminar für eingeborene Schwarze zu Poonindie bei Port Lincoln errichtet, und darin an 50 schwarze Seminaristen versammelt, die, wie der Bericht lautet, „durch ihr ernsthaftes, einfaches und ehrerbietiges Benehmen während des Gottesdienstes, durch ihren Gesang und Flötenspiel, durch ihre liturgischen Vorlesungen und Gebete schon manchem fremden Europäer zum Segen geworden sind.“ Ebenso haben die Be-

*) Die Londoner Missionsgesellschaft hat in der Südsee etwa 830 Schulen mit 15000 Schülern, davon 50 auf den Neuhebriden, 18 auf den Loyalitäts-Inseln, 242 auf den Samoa-Inseln, 12 auf den Hervey-Inseln und 39 auf den Gesellschafts-Inseln. Außerdem in Jamaica 25 und in Demerara und Berbice 27 Schulen mit zusammen 4000 Schülern, in Süd-Afrika 50 mit ebenfalls 4000 Schülern, in Mauritius 5 mit 400 Schülern, in China 3 mit 80 Schülern, in Indien 300 Schulen mit 12000 Schülern.

nedictiner seit 1846 an der Westküste 2 Klöster erbaut, deren Insassen sich außer mit Landbau besonders mit der Erziehung der Schwarzen beschäftigen. Drei junge Schwarze, die in den Klosterschulen unterrichtet waren, sind nach Rom gesandt, um dort zu Predigern ihrer Landsleute ausgebildet zu werden. In beiden Fällen ist nur zu fürchten, daß mehr von einer mechanischen Abrichtung, als von der Weckung eines neuen geistigen und geistlichen Lebens die Rede ist. Auch auf den nordöstlichen Inseln, welche die Fortsetzung von Neu-Guinea bilden, haben die Katholiken, besonders die Missionare der französischen Picpus-Gesellschaft ihre Lehranstalten errichtet. Das schönste derselben ist das Collegium auf der Insel Wallis bei Futuna, in welchem an 30 junge Leute Handwerk und Ackerbau lernen, und sich mit ihrer Hände Arbeit durchbringen. Einer ist ein Schreiner, ein anderer ein gewandter Steinhauer, drei verstehen sich auf die Druckerei u. s. w. „Mehrere wären fähig, Latein zu lernen" (lernen es also nicht). Vor allen ist die große Insel Neu-Caledonien das schönste Besitzthum der katholischen Franzosen, und wird auch demgemäß katholisirt und französirt, während die benachbarten sehr bevölkerten Fidschi-Inseln eben jetzt in den Besitz Englands überzugehen scheinen, und also bald vollends mit protestantischen Schulen und Kirchen sich füllen werden. Bisher ist für den Unterricht und das Schulwesen auf den Fidschi-Inseln noch nicht viel geschehen, obwohl die Predigt des Evangeliums bereits seit Jahrzehenden große Erfolge daselbst erzielt hat. Man zählt auf diesen bis vor kurzem noch ganz dem Kannibalismus ergebenen Inseln 50—60 Kirchen und 30,000 Kirchgänger. Aber die Wesleyaner, welche hier ihr Arbeitsfeld haben, legen nicht so hohen Werth auf Schulbildung, und gestehen jetzt selbst, daß der Unterricht bisher allzusehr vernachläßigt sei. Sie führen dabei zur Entschuldigung an, daß das heiße Klima, und die Leichtigkeit, mit welcher die Bewohner ihren Lebensunterhalt gewinnen, sie nicht sehr willig mache, aus ihrer bequemen barbarischen Existenz herauszutreten.

Auf den Fidschi-Inseln kreuzt sich schon die Neger-Race mit der malaiischen, welche die übrige ganze Inselwelt Oceaniens von Neuseeland bis zu den Sandwich-Inseln besetzt hält. Neuseeland ist, ähnlich wie Neuholland, bereits als ein Stück europäischer Erde anzusehen. Europäische Städte, Dörfer, Landstraßen, Schiffe, Handel und Industrie, Ackerwirthschaft und Bergbau. Für die eingeborenen Maori bleibt kaum noch Raum übrig. Auch sterben diese einst so mannhaften Stämme mit überraschender Schnelligkeit aus. Sie sind fast alle zum Christenthum übergetreten, wenigstens auf der nördlichen Insel. Auch jetzt, da sie mit den englischen Einwanderern den, wie es scheint, letzten Entscheidungskampf bestehen mußten, sind sie darum doch nicht wieder in ihr Heidenthum zurückgefallen. Vor 40 Jahren waren diese Neuseeländer noch verrufen und gefürchtet wegen ihrer alles Maß übersteigenden Wildheit, Rachgier, Blutdürstigkeit und Menschenfresserei. An ihrer Insel zu stranden und in ihre Hände zu fallen, war gleichbedeutend mit dem qualvollsten Tode. Der englische Caplan Marsden in Neusüdwales wußte diese unzähmbaren Blutmenschen durch Wohlthaten und Freundlichkeiten zu gewinnen, da etliche von ihnen zum Besuch nach Neusüdwales herübergekommen waren. Den ersten wilden tätowirten Kriegern, die in des Caplans Hause so freundlich bewirthet worden waren, folgten bald mehrere. Marsden konnte in seinem Hause ein kleines Missionsseminar errichten, in welchem neuseeländische Jünglinge, meist Söhne von Häuptlingen, die wetteifernd von ihren Vätern hinübergesandt wurden, den nöthigsten elementarischen und biblischen Unterricht empfiengen, d. h. lesen und schreiben lernten, und mit Bibel und Katechismus sich vertraut machten. Im Geleit dieser Jünglinge und etlicher weißer Missionare, von seinen alten Gastfreunden mit Freuden bewillkommt, wagte es Marsden zuerst 1815 die verschrieenen Küsten Neuseelands zu betreten. Er richtete sofort Elementarschulen ein, und es war possirlich genug, diese ungebändigten Naturkinder in dem engen Raum der Schule wie wilde Katzen über einander herfallen, oder bei guter Laune mit unaufhörlichem Springen, Tanzen, Singen, Lärmen und Spielen um den Missionar herumgaukeln zu sehen.

Beim ersten Versuch der Strenge ergriff natürlich alles die Flucht und war nicht wieder zusammen zu bringen. Schlimmer als dies war die scheußliche Menschenfresserei, die unmittelbar vor den Wohnungen und Augen der weißen Lehrer geübt wurde, und von der auch die Schulkinder selbst nicht frei blieben. Etliche Schüler wurden von den Missions- und Schulfeinden getödtet und gefressen, andere halfen selbst bei günstiger Gelegenheit ihre eigenen Kameraden verzehren. Jetzt klingen alle diese Greuel fast nur noch als Märchen aus entschwundenen Jahrhunderten, so vollständig ist die Umwandlung. Die Missionsarbeit hat in Neuseeland nahezu aufgehört, an ihre Stelle ist die gewöhnliche pfarramtliche Thätigkeit getreten, und die Schulen, meist durch eingeborene Lehrer geleitet, entsprechen überall den englischen Musterschulen. In den 240 Schulen, welche unmittelbar unter der Aufsicht des anglikanischen Bischofs stehen, finden sich etwa 14,000 Schüler, weiße und schwarze. Was die Neuseeländer ganz besonders auszeichnet, ist ihre Begierde, sich selbst zu unterrichten, und wiederum andere zu unterrichten. Um Bücher zu erlangen, geben sie gern ihr Bestes hin. Die Missionare sind auf ihren Reisen im Innern der Insel in Gegenden gekommen, wohin noch nie ein weißer Mann einen Fuß gesetzt hatte, und sie fanden dort Schulen und eingeborene Lehrer, die von niemand gesandt waren, sondern lediglich aus Lust am Unterrichten ihre Landsleute als Schüler um sich her versammelt und wesentlich gefördert hatten.

Dasselbe schöne, begabte und leicht zugängliche Geschlecht malaiischer Abkunft, nur in etwas zierlicheren und anmuthigeren Formen, wohnt auf der paradiesischen Inselkette nordostwärts von Neuseeland, den Freundschafts-, Schiffer-, Hervey-, Georgs-, Gesellschafts-Inseln u. s. w. Auf den beiden letztgenannten Inselgruppen wurden seit 1797 die ersten Missionsversuche gemacht. Die Bekehrungsgeschichte von Tahiti, Eimeo, Rajatea, Rarotonga, Aitutaki und wie die hervorragenden Inseln dieses Archipels noch weiter heißen, gehört zu den bekanntesten und ergreifendsten Abschnitten in der Missionsgeschichte. Hieher gehören natürlich diese Erzählungen nicht. Als in den Jahren 1815 bis 19 der wilde Wütherich König Pomare auf Tahiti sich zum Christenthum gewendet, die Heiden in einer Schlacht besiegt, die Götzentempel umgestürzt und die Götzenbilder verbrannt hatte, fiengen die Londoner Missionare an, Kirchen und Schulen zu bauen, eine Druckerpresse aufzurichten, christliche Bücher in die Landessprache zu übersetzen und zu verbreiten, statt des alten Tabu den christlichen Sonntag einzuführen u. s. w. Auf Eimeo wurde das erste Seminar für eingeborene Lehrer angelegt, und theils von den jungen Seminaristen, theils von den älteren Gemeindegliedern wurden in rascher Folge die sämmtlichen benachbarten Inselgruppen besucht, und überall Capellen und Schulen aufgerichtet in den Lagerstätten des tiefsten und rohsten Heidenthums. Es ist eine der bemerkenswerthesten Thatsachen, daß gerade in dieser Inselwelt die bedeutendsten Erfolge durch eingeborene Lehrer erzielt sind. Europäische Missionare würden auch nie ausgereicht haben, um diese große Masse von vereinzelten, zum Theil sehr kleinen Inseln mit christlichem Unterricht zu versehen. Die Evangelisirung und Civilisirung der östlichen Inselgruppen (Georgische Inseln, Gesellschafts-, Austral-, gefährliche Inseln, Gambier u. s. w.) war ungefähr vollendet, als unter dem Schutze französischer Kriegsschiffe römische Missionare sich auf Tahiti und den Nachbarinseln niederließen, Frankreich sich sogar zum Protector dieser Gruppen erklärte, und eine wesentliche Umgestaltung in allen inneren Verhältnissen der Insulaner erfolgte. Seitdem scheint mehr zerstört als aufgebaut zu sein, und eine vollständige Verdrängung der eingeborenen Kanals durch europäische Ansiedler steht in naher Aussicht.

Ein zweiter Mittelpunct dieser insularen Kirchen und Missionen ist Rarotonga, eine der Hervey-Inseln. Hier wurde 1839 ein Seminar zur Heranbildung eingeborener Lehrer gegründet. Außer dem besonders eifrigen Studium der heil. Schrift und der Glaubenslehren, der englischen Sprache und mechanischer Künste umfaßt der Unterricht so ziemlich alle die Fächer, die in englischen Colleges vorkommen. In diesem Seminar sind im Lauf von 20 Jahren über 200 Jünglinge ausgebildet, und als Prediger

und Schullehrer über die kleineren und größeren Inſeln der Südſee verbreitet. Davon ſind etwa 40 auf ihrem Arbeitspoſten geſtorben (6 ermordet), 30 aus verſchiedenen Gründen entlaſſen, und 130 noch in der Arbeit, außer denen, die in der Vorbereitung begriffen ſind. Und doch beträgt die ganze Bevölkerung von Rarotonga nur 3000 Seelen, von denen 1000 noch die Schulen beſuchen. Auffallend iſt unter den Schülern und Zöglingen die große Gedächtniskraft. Nicht bloß einzelne Capitel der Bibel können ſie herſagen, ſondern ganze Evangelien, ja etliche ſogar ſämmtliche Evangelien nach der Reihe oder gar das ganze Neue Teſtament. Täglich um einige Verſe fortſchreitend, und immer wieder das Ganze repetirend, werden ſie allmählich auch der ſchwierigſten Stellen Meiſter. Seitdem das Alte Teſtament in ihrer Sprache gedruckt iſt, haben ſie mit Erlernung der Geneſis oder der Pſalmen ſchon wieder einen friſchen Anfang gemacht.

Auch auf den noch weiter weſtlich gelegenen Gruppen der Samoa- und Freundſchaftsinſeln ſind neben den gewöhnlichen Elementar- und Strickſchulen ein paar höhere Schulen angelegt z. B. auf Upolu und Vavau. Das Samoa-Seminar beſteht ſeit 1844. Seit dieſer Zeit ſind 300 Eingeborne darin unterrichtet worden, von denen jetzt noch 130 auf den benachbarten Inſeln als Schullehrer und Katecheten in der Arbeit ſtehn, viele bereits die Krone des Märtyrerthums nach treuer Arbeit erlangt haben, oder in ſtillem Frieden heimgefahren ſind. Das Seminar macht faſt gar keine Koſten. Nur die eigentlichen Schulbedürfniſſe müßen angeſchafft werden, und die dafür nöthigen 50 £ bringen die Kinder der Sonntagsſchulen in Hoberttown zuſammen. (!) Sonſt muß jeder Zögling ſich ſelbſt erhalten. Jeder hat ſein eigen Gärtchen, worin er ſich ſeine Früchte zieht, Kokosnüſſe und Brodfruchtbäume ſind reichlich vorhanden, und dazu bietet das Meer eine große Auswahl Fiſche. Sobald der Tag graut, ſind die Zöglinge bei der Hand, und nach dem Morgengebet fleißig an der Arbeit bis 8 Uhr. Dann wird gebadet und gefrühſtückt. Von 9 bis 4 Uhr dauert der Unterricht. Darnach haben ſie wieder freie Zeit zur Handarbeit bis zur allgemeinen Abendandacht. Bis zur Schlafenszeit pflegen ſie noch zu ſtudiren, zu leſen und zu ſchreiben. Manche von ihnen haben Familie, doch ſcheinen ſie dadurch in ihren Studien durchaus nicht behindert zu werden. Leider ſind inzwiſchen, wie ſchon erwähnt, auch in dieſe bereits vollſtändig evangeliſirten Inſeln römiſche Miſſionare eingedrungen, und haben mit bedeutenden Mitteln Gegenanſtalten errichtet, ſo daß ſchwerlich noch ein durchgreifender Erfolg von Seminaren und Schulen zu erwarten iſt.

Endlich bleibt uns, bevor wir von den oceaniſchen Inſeln Abſchied nehmen und nach Aſien hinübergehen noch die Sandwich-Gruppe zu erwähnen. Dieſe Gruppe mit ihren 14 Inſeln bildet jetzt ein ganz chriſtliches Königreich mit einem beſonders wohlgepflegten Schulſyſtem. Denn die Bekehrung dieſer Inſulaner iſt von amerikaniſchen Miſſionaren erzielt worden, die wie ſchon geſagt, überall ein ganz beſonderes Gewicht auf den Schulunterricht legen. Dieſe Miſſionare hatten ſchon 1831 auf der Inſel Maui ein Lehrerſeminar gegründet, das nach unſern deutſchen Begriffen wohl etwas gar zu hohe Ziele ſteckte. Der Lehrplan hieß nämlich ſo: Erſtes Jahr, Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie, Bibliſche Geographie, Grammatik und Unterricht in fremden Sprachen. Zweites Jahr: Algebra und praktiſche Geometrie, Weltgeſchichte, fremde Sprachen. Drittes Jahr: Mathematik, Naturgeſchichte, Sittenlehre, fremde Sprachen. Viertes Jahr: Aſtronomie, Chemie, Sittenlehre, Kirchengeſchichte und Sprachen. Die Miſſionare ſelbſt waren ſehr befriedigt von den Erfolgen dieſes Unterrichts und bedauerten, daß die Verhältniſſe es ihnen nicht erlaubten, auch auf die höheren Zweige der Philoſophie und Metaphyſik mit ihren Zöglingen einzugehen, da denſelben eine große Befähigung für die abſtracten Wiſſenſchaften beiwohne. Eine andere höhere d. h. für die jungen Adeligen, die Söhne der Häuptlinge beſtimmte Schulanſtalt wurde 1838 auf der Inſel Oahu gegründet, welche aber geringere Anforderungen ſtellte und auch

für Bibel und Katechismus mehr Raum ließ. Dies Oahu-College iſt vom König und dem hawaiiſchen Parlament mit beſondern Privilegien verſehen; vom Staat wird ein jährlicher Beitrag von 3000 Doll. geleiſtet, dazu kommen die Zinſen eines Capitals von 8000 Doll., welches durch den Verkauf eines von der Regierung geſchenkten Grundſtückes erzielt iſt. Das Seminar zählte 1862 etwa 100 Zöglinge, als es abbrannte. Die vierte Claſſe mit 33 Schülern mußte entlaſſen werden, die übrigen Claſſen mit etwa 60 Schülern ſetzten den Unterricht in den Häuſern ihrer Lehrer fort. Das Parlament bewilligte ſogleich 6000 Doll. zur Wiederaufrichtung und die Gemeinden gaben anſehnliche Beiträge. Ueberhaupt thut die parlamentariſche Regierung unter dem König Kamehameha IV. außerordentlich viel für die Schulen, auch für die Elementarſchulen. Etwa 50,000 Doll. werden jährlich für Schulzwecke verwendet. Allein es ſind nicht mehr wirklich hawaiiſche Schulen, ſondern es werden mehr und mehr engliſche (amerikaniſche) Schulen. Die Eingebornen begehren ſelbſt immer lebhafter, engliſch zu lernen, und je mehr ihre Zahl unter der friſch zuſtrömenden weißen Bevölkerung hinſchwindet, deſto eher ſcheint auch ihre Sprache ausſterben zu ſollen. Der König ſelbſt ſpricht am liebſten engliſch, und die Miſſionare ſind faſt alle der Meinung, daß in wenigen Jahren es nur noch engliſche Schulen auf dieſen Inſeln geben werde. An der Spitze des geſammten Unterrichtsweſens ſtand bis 1860 der Dr. Armſtrong. Er war der Cultusminiſter und bereiste alle 2 Jahre die ſämmtlichen Elementarſchulen, Bürgerſchulen und Colleges auf allen Inſeln, und zwar nicht bloß die proteſtantiſchen, ſondern auch die katholiſchen. Denn auch hier haben die katholiſchen Miſſionare und Biſchöfe ihre Wirkſamkeit neben den proteſtantiſchen begonnen, und wie es ſcheint, energiſcher und umſichtiger als auf den andern Inſelgruppen geführt, ſo daß ſie keinen unbedeutenden Erfolg erzielt haben. Ein Viertel der ganzen Bevölkerung iſt römiſch. Es beſtehen 7 Hauptkirchen, ein Collegium und etwa 100 römiſche Schulen, die freilich von dem proteſtantiſchen Cultusminiſter nicht ſehr begünſtigt ſein mögen. In neueſter Zeit ſcheint hier jedoch das engliſch-amerikaniſche Syſtem der Neutralität angenommen und die Staatsſchulen für religionslos erklärt zu ſein, ſo daß darin kein Gebet mehr verrichtet, kein katechetiſcher Unterricht ertheilt, und die chriſtliche Unterweiſung ganz daraus verbannt wird. Wenn ſich auch die proteſtantiſche Bevölkerung bei ſolchem Syſtem beruhigen ſollte, ſo würden ſich doch die Katholiken gezwungen ſehen, Privatſchulen neben den Staatsſchulen aufzurichten, deren Unterhalt dann freilich ausſchließlich den Gemeinden zur Laſt fallen würde. Auf den Marqueſas haben die Sandwich-Inſulaner unter Leitung eines Amerikaners eine ſelbſtändige Miſſion errichtet, mit 8 Stationen, eben ſo viel Schulen und über 200 Schüler unter 2000 Einwohnern. Der Bericht eines Reiſenden erklärt, daß die Schulen ſehr gut geleitet, jedoch mehr von Mädchen, als von Knaben beſucht werden. Ebenſo hätten wir die eingeborenen Lehrer und Miſſionare von den Sandwich-Inſeln eigentlich noch nach Mikroneſien zu begleiten, jenem ausgebreiteten Archipel nördlich vom Aequator, der von den chineſiſchen Inſeln aus ſich oſtwärts tief in den ſtillen Ocean hinein erſtreckt. Seit 8 Jahren ſind zahlreiche braune Lehrer und Evangeliſten dorthin gezogen, und haben beſonders auf den Ladronen und Karolinen eine Anzahl Schulen und Capellen aufgerichtet. Allein da das Unternehmen noch zu jung und die Erfolge noch zu wenig bekannt ſind, ſo gehen wir über dieſe Inſelgruppen hinweg, geradewegs nach Aſien auf China zu.

Hier treten wir auf einen ganz andern Schauplatz, in ein gebildetes Volk, in eine vieltauſendjährige Cultur hinein. Schon 2000 Jahre vor Chriſto gab es ein Miniſterium für das Unterrichtsweſen in China, und zu Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung waren alle Dörfer und Städte mit hohen und niedern Schulen erfüllt. Kein Beamter wurde angeſtellt, der nicht ein oder mehrere Examen beſtanden, und nur durch die Schulen hindurch führte der Weg zu einer einflußreichen bürgerlichen Stellung. Bis auf dieſen Tag iſt nirgends ein Mangel an Schulen und Lehrern im „himmliſchen Reiche“ zu ſpüren. Eine Anzahl Eltern thut ſich zuſammen, und engagirt einen Lehrer

für 15—25 Knaben, jedesmal auf ein Jahr. Das Gehalt beträgt zwischen 30 und 80 Thaler, dazu Reis nebst sonstigen Eßwaaren in natura. Zu Schulstuben werden unbenutzte Räume in alten Ahnentempeln oder in Privatwohnungen genommen. Jeder Schüler bringt seinen eigenen Tisch mit. Der Lehrer hat nicht selten sein Bett in einer Ecke des Schulzimmers, und kocht seine Speisen unter Beihülfe der Knaben. Für den etwa eintretenden Gast muß einer der Knaben in einer Ecke des Zimmers den Thee kochen und präsentiren. Der Unterricht beginnt kurz nach Sonnenaufgang und dauert bis Nachmittag 5 Uhr. Nur die Essensstunde ist dazwischen frei. Die einzigen Lehrgegenstände sind Lesen und Schreiben, welches beides bekanntlich bei den 20,000 Silbenzeichen der chinesischen Sprache sehr schwierig ist. Der Lehrer sagt einem Knaben einige Zeichen mit lauter Stimme vor. Während dieser das Gehörte an seinem Tische mit lauter Stimme wiederholt, nimmt der Lehrer einen andern Schüler vor, bis sie alle ihr Pensum vor sich hinschreien. Deshalb wird es schwierig, mehr als 20 Schüler zugleich zu unterrichten. Haben die Knaben für ihren künftigen Beruf als Handwerker oder Kaufleute eine ausreichende Anzahl Zeichen kennen gelernt, so verlassen sie je nach 2, 3 oder 5 Jahren die Schule und treten unmittelbar ins Leben ein. Sollen sie jedoch eine höhere Stellung erstreben, und Examen machen, so gehen sie in die hohen Schulen über. Hier wird das Studium der altchinesischen Classiker zur Hauptsache gemacht. Erst werden sie durch mehrjährige Wiederholung auswendig gelernt, dann erklärt sie der Lehrer, und der Schüler muß Aufsätze darnach schreiben. Auf dies Auswendiglernen, Erklären und Schreiben beschränkt sich der ganze Unterricht. Sonstige Gegenstände, als Zeichnen, Singen und dgl. werden gar nicht getrieben. Den Missionaren konnte diese Art von Unterricht nicht genügen. Die systematische Einprägung des alten heidnischen Wustes und Aberglaubens (von Vögeln, die viereckige Eier legen, von einer Frau, die den geplatzten Himmel zusammennäht und dgl.) mußte ihnen als eines der Haupthindernisse für die Verbreitung der evangelischen Wahrheit erscheinen, und sie mußten wünschen, die heranwachsende Generation womöglich in christlicher Atmosphäre und christlicher Gedankenwelt aufwachsen zu sehen. Deshalb sucht der Missionar in den Städten oder Dörfern, wo er sich niederläßt, selbst den Unterricht in die Hand zu nehmen. Er miethet ein Local und stellt einen chinesischen Lehrer an, womöglich einen schon getauften, und ladet nun die Eltern des Orts ein, ihre Kinder in seine Schule zu schicken. Er selbst betheiligt sich natürlich sehr eifrig am Unterricht im Christenthum, in der biblischen Geschichte, Singen, Geographie, Naturgeschichte u. s. w. Der Unterricht im Lesen nnd Schreiben bleibt dem angestellten Lehrer überlassen, doch sucht der Missionar dessen Methode möglichst nach europäischem Muster umzuformen, so daß er auch eine bedeutend größere Anzahl von Schülern aufnehmen kann. Solche Schulen blühten besonders in Canton, während die Stadt in den Händen der Engländer und Franzosen war, und in dem Theile der Provinz Canton, in welchem die deutschen Missionare thätig sind. Missionarsfrauen haben zugleich Mädchenschulen eingerichtet, wobei aber viel Vorurtheile zu überwinden sind, denn Mädchen werden sonst in China gar nicht unterrichtet. Die Schüler sind verpflichtet, sonntäglich in den Gottesdienst zu kommen, bringen auch zum Theil ihre Eltern mit, und es wird durch sie manche christliche Erkenntnis in die Familie gebracht. Bisher wurde der Unterricht unentgeltlich ertheilt, und wohl eben darum weniger respectirt. Die Kinder kamen unregelmäßig, und manche Eltern der Schüler gaben doch noch den echt chinesischen Schulen den Vorzug. Jetzt haben einige Missionare angefangen, wenigstens die Naturallieferung an Reis und dgl. den Eltern wieder zur Pflicht zu machen, und hoffen, daß letztere dadurch mehr Interesse für den Lehrer und seine Arbeit gewinnen werden. Ferner haben die Missionare Schulen für die Kinder christlicher Eltern oder Tauscandidaten eingerichtet, also eigentliche Gemeindeschulen. Jedoch da die Christengemeinden in China nur noch klein und zerstreut sind, so befinden sich auch diese Schulen erst in ihren Anfängen. Der christliche Unterricht tritt in ihnen natürlich in den Vordergrund, doch wird das Lesen

der altchinesischen Classiker darum nicht bei Seite gelegt. Außerdem bestehen einige höhere Christenschulen (colleges), in denen Knaben reiferen Alters von den Missionaren unterrichtet und zugleich beköstigt werden. Solche Anstalten, in denen auch die alten Sprachen gelehrt werden, sind in Hongkong im Palast des anglikanischen Bischofs, so wie im Hause der Londoner Missionare, und auf den Baseler und Rheinischen Stationen. In diesen Schulen sucht man Christen, eingeborene Katecheten und Lehrer zu erziehen. Allein bis dahin sind meist Dollmetscher, Schreiber, Unterbeamte, gewandte und schlaue Handelsleute aus ihnen hervorgegangen. Der Grund ist, daß die Kenntnis der englischen Sprache, die in diesen Schulen gewonnen wird, sofort die sichere Aussicht auf eine geehrte und gewinnreiche Existenz erschließt. Deshalb haben manche Missionare bereits den Entschluß gefaßt, die englische Sprache von ihren Schulen gänzlich auszuschließen. Eigenthümlich war die Entstehung der Morrisonschen Erziehungsanstalt. Nach dem Tode des bekannten Missionar Morrison errichteten englische Kaufleute zu seinem Andenken in Hongkong eine Erziehungsanstalt unter Aufsicht von Missionaren und Geistlichen. Einige tüchtige Leute sind hier gebildet, die dann nach Amerika und England giengen, und Medicin studirten oder dgl. Aber im allgemeinen ist auch dies Unternehmen misglückt. Die Anstalt wurde aufgelöst, und jetzt werden von den vorhandenen Fonds die Schulen der Missionare unterstützt. Endlich sind noch die englischen Regierungsschulen in China zu erwähnen, die natürlich nur auf dem kleinen englischen Gebiete der Insel Hongkong zu suchen sind. Es sind 15 Schulen, in denen 19 Lehrer arbeiten, sämmtlich Chinesen. Die Schülerzahl besteht aus etwa 500 Knaben und 20 Mädchen. Die Regierung bezahlt den Gehalt der Lehrer, die Miethe der Schulräume, und die Schüler haben keinerlei Kosten, außer bei Anschaffung der sehr billigen Schulbücher. Außer den chinesischen Classikern werden auch christliche Schriften, ja sogar die heilige Schrift gelesen. Ein von der Regierung angestellter Schulinspector führt die Aufsicht. Früher war es meist ein englischer Geistlicher, der nicht chinesisch verstand. Neuerdings ist es ein tüchtig ausgebildeter Missionar, der des Chinesischen vollkommen mächtig ist, und durch genaue Controle die Schulen recht in Schwung gebracht hat. Hier wo die englische Regierung keinerlei religiösen Fanatismus zu fürchten hat, bietet sie gern selbst die Hand zur Christianisirung der Schule, was sie in Ostindien so ängstlich vermeidet.

Ehe wir aber nach Ostindien hinübergehen, müßen wir noch einen vergleichenden Blick werfen auf die katholischen Lehranstalten in China und Hinterindien. Die bedeutendsten und tiefsteingewurzelten katholischen Missionen finden wir nämlich außer in China, Korea und Mandschurei in den Reichen Tonkin, Anam und Cochinchina. Hier hat die katholische Kirche bereits mehrhundertjährigen Bestand. Im Jahre 1780 wurde in Yunnan im südlichen China das erste Seminar gegründet. Nachdem es während der Unruhen und Verfolgungen im Anfang dieses Jahrhunderts in Verfall gerathen war, wurde es 1814 wieder aufgerichtet, und ein anderes dazu gestiftet in Schensi. Außerdem sind 2 Collegien in Macao gegründet. Die Zahl der chinesischen Studenten in diesen Anstalten ist jedoch meist nur gering, und während 20 Jahren wurden nur 27 eingeborene Priester ausgebildet. Es fehlt nämlich den Chinesen nicht sowohl an geistigen Fähigkeiten als an Charakterstärke. Auf Elementarschulen hatten die Katholiken in früheren Zeiten in China wenig Werth gelegt. Jetzt, nachdem die Gefahren und Verfolgungen aufgehört haben, und größere Duldung eingetreten ist, zählen sie mehr als 200 Knaben- und Mädchenschulen, die von ungefähr 3000 Kindern besucht werden. In Korea, wo die Zahl der katholischen Christen sich auf 15,000 belaufen soll, giebt es ebenfalls 2 in den Bergen verborgene Collegien, wo 14 Jünglinge das Lateinische lernen und sich zum geistlichen Stande vorbereiten. Auch in der Mandschurei, wo die zerstreuten Gemeinden 5000 Seelen zählen sollen, befindet sich eine solche Anstalt, doch nur in den kleinsten Dimensionen.

Die ersten Anfänge der anamitischen Mission gehen bis 1596 zurück. Im Jahr

1639 gehörten zur katholischen Kirche 82,000 Anamiten, darunter eine Schwester des Königs, mehrere Oberbefehlshaber der Armee, 200 ehemalige Götzenpriester, die eifrige Katecheten wurden, und 100 junge Seminaristen. Die letzteren waren dazu bestimmt, eine inländische Priesterschaft zu bilden. 1670 wurde der erste eingeborene Priester geweiht und 1855 belief sich ihre Zahl auf 240, dazu nahe an 500 Katecheten und eine große Anzahl Klosterleute. Schwere Verfolgungen haben schon seit länger als einem Jahrhundert die anamitische Kirche bedrängt. Drei grausame und blutdürstige Kaiser haben nach einander mit unmenschlicher Wildheit die Christen und ihre Bischöfe und Priester verfolgt, und Ströme von Märtyrerblut sind dort vergossen. 1786 mußte das Priesterseminar aufgehoben werden. Der apostolische Vicar von Cochinchina zog sich mit etwa 60 Zöglingen nach Siam zurück, wo seit 1662 ebenfalls eine Anzahl katholischer Gemeinden und jetzt auch ein „Seminarcollegium" mit etwa 30 einheimischen Zöglingen besteht. 1820, wo die anamitische Kirche an 400,000 Seelen zählte, wurden 3 katholische Bischöfe ergriffen und hingewürgt. Das war der Anfang einer neuen schrecklichen Verfolgung. 80,000 Christen verließen Häuser und Felder, 400 Capellen wurden zerstört, die geistlichen Genossenschaften aufgelöst, das geistliche Seminar zerstreute sich oder siedelte sich wiederum nach Siam über. Fünf europäische Missionare und 24 einheimische Priester folgten ihren vorangegangenen Bischöfen im Märtyrertod. Mit ihnen starben eine Menge Neubekehrte, Katecheten, Gelehrte, Aerzte, Ackersleute, Seeleute und Soldaten, alle Classen des Volks lieferten ihren Beitrag zu dieser Märtyrerschaar. Vermuthlich wird die jetzt erfolgte Eroberung Cambodjas durch die Franzosen der römischen Kirche und Schule in jenen Ländern einen neuen Halt gewähren, und die zerstörten Seminare und Klosterschulen wieder ins Leben rufen.

Die evangelischen Missionsunternehmungen in Hinterindien beschränken sich außer Siam auf die Länder der Birmanen und Karenen, unter welchen letztern die amerikanischen Baptisten seit den letzten 25 Jahren in der That einen außerordentlichen Erfolg gehabt haben. Aus den Karenen selbst sind Männer hervorgegangen, welche nicht bloß als Prediger bei ihren Landsleuten umherzogen, sondern ohne Zuthun von Europäern wieder andere Evangelisten ausgebildet haben. Ganze Provinzen sind vollständig zum Christenthum bekehrt, und die Zahl der Communicanten beläuft sich auf 20,000. Im Jahr 1844 versuchte Miss. Binney zuerst ein Predigerseminar für die Karenen aufzurichten. Dieser Versuch stieß auf große Schwierigkeiten. Da die Karenen keine Schriftsprache besitzen, so konnte er seinen Zöglingen nur wenig Bücher in die Hand geben, ja manche unter ihnen hatten noch nicht einmal ordentlich lesen gelernt. Indes gelang es doch, eine schöne Anzahl junger Leute so weit heranzubilden, daß sie mit Nachdruck predigen und mit Geschick die Schrift auslegen konnten. Seitdem ist diese theologische Lehranstalt in gedeihlichem Fortgang begriffen. Am 1. Mai 1858 war der neue Cursus mit 32 Zöglingen eröffnet. Die oberste Classe beschäftigte sich mit dem Studium der alttestamentlichen Propheten und der kleineren Briefe. Noch vor Ablauf des Jahres konnten 14 Zöglinge als Candidaten des Predigtamtes entlassen werden. Unterricht in der englischen Sprache ist grundsätzlich ausgeschlossen. Die Karenen sollen eine „durchaus nationale Bildung in ihrer Muttersprache" empfangen. Die Gemeinden selbst, welche bisher auf Schulen wenig Werth gelegt hatten, fiengen allmählich an einzusehen, wie wichtig die christliche Bildung sei, und es erwachte ein lebhafter Durst nach Kenntnissen. Ein umfassender Schulplan ist entworfen. In jedem Karenendorfe, wo Christen sind, soll eine Schule errichtet werden für Schreiben, Lesen und Katechismus, nöthigenfalls auch für Rechnen und Geographie. Dann sollen 5 höhere Schulen in den Städten folgen, zu welchen die befähigten Schüler aus den Dorfschulen gesandt werden. Eine Normalschule ist in Maulmein gegründet. Der darin ertheilte Unterricht umfaßt: Biblische Geschichte, Naturkunde, Zeichnen, Geographie, Kopfrechnen und Tafelrechnen, letzteres bis zu den Gleichungen, Quadrat- und Kubikwurzeln. Hier werden etwa 60 Schüler unterrichtet, Knaben und Mädchen, letztere von Missionarsfrauen, die sich

sehr eifrig an der Unterweisung und Erziehung ihres Geschlechts mit betheiligen. Die Frau Mason, Gattin eines der thätigsten Missionare hat eine weibliche Erziehungsanstalt gegründet, die sich selbst erhalten soll. Die Regierung gab das nöthige Land und 1400 Rupien zum Bau. Die Männer aus den benachbarten Gemeinden kamen zu zweihunderten von den Bergen herab, um das Dickicht auszuroden und beim Bau zu helfen. Frau Mason hatte den Leuten gesagt, sie errichte diese Anstalt nicht für die Missionsgesellschaft, sondern für das Volk. Deshalb sollten sämmtliche Gemeinden, das ganze Volk sich zu einer karenischen Erziehungsgesellschaft zusammenthun, den vollständigen Unterhalt der Zöglinge übernehmen, und die Gebäude und die Ländereien unterhalten. Endlich die Besoldung der Lehrer und Lehrerinnen übernahm die Frauengesellschaft zur Beförderung weiblicher Bildung im Morgenlande, welche in London zusammengetreten ist. Aus dieser Erziehungsanstalt hat die Frau Mason bereits mehrere Lehrerinnen an ziemlich entfernte Puncte des Landes geschickt, um während des noch andauernden Mangels an wohl vorbereiteten männlichen Lehrkräften die karenische Jugend zu unterrichten, und es scheint, daß die Sache gut geht. Um dem Lehrermangel abzuhelfen, beschlossen die Gemeinden die Errichtung eines förmlichen Schullehrerseminars. In demselben sollten 40—50 junge Männer auf allgemeine Kosten ausgebildet werden, die dann in eben soviel neue Districte des Landes vertheilt werden, um ihre Landsleute in den Elementarkenntnissen und besonders im Lesen der h. Schrift zu unterrichten. Ein solches Seminar ist jetzt errichtet in Salagyee mit 30 Zöglingen, mitten in der Waldwildnis des Jungle, und zwar ganz von den Karenen selbst, so daß der Gesellschaft keine andern Kosten erwachsen außer dem Gehalt der Lehrer. — Unter den Birmanen, die zum Theil zwischen den Karenen, mehrentheils aber von ihnen gesondert in den Städten wohnen, bestehen 4 Schulen: 3 in Maulmein und 1 in Amherst. Die eine der Schulen in Maulmein ist eine Mädchenschule, die von der Frau des eingeborenen Pastors gehalten wird. Sie zählt 30 Schülerinnen, mit denen Lesen, Rechnen, Geographie und biblische Geschichte getrieben wird. Die zweite ist eine Knabenschule mit 70 Knaben, die dritte eine gemischte Schule mit 60 Knaben und 10 Mädchen. In den beiden letzten wird birmanisch und englisch gelehrt, in der Mädchenschule nur birmanisch. Die englisch treiben, müßen Schulgeld bezahlen und ihre Schulbücher selbst anschaffen. Die Lehrer sind alle getaufte Eingeborene, nur den biblischen Unterricht geben die Missionare. Aehnlich ist es in Amherst. Auch dort werden die 30 Schüler zunächst nur in birmanischer Sprache unterrichtet; die englisch lernen wollen, müßen es besonders bezahlen. Nach der allgemeinen Erfahrung, daß die erwachsenen Schüler nur um des Englischen willen die Schulen besuchen, und nur deshalb englisch treiben, um eine gewinnreiche Carriere machen zu können, ist dies eine nothwendige, aber schwerlich durchgreifende Maßregel.

Die großen und kleinen Inseln der Sundasee, an welchen vorüber wir unsern Weg nach Ostindien fortsetzen, bieten nichts bemerkenswerthes hinsichtlich des Schulwesens dar. Denn das Missionswerk ist auf ihnen noch zu jung oder zu wenig entwickelt, oder trifft bei der großentheils muhamedanischen Bevölkerung auf zu vielen Widerstand, als daß sich Eingehenderes darüber berichten ließe. Der einzige Punct, wo bereits ein wirkliches Gemeindeleben aus den Eingeborenen hervorgegangen ist, ist die nördliche Halbinsel von Celebes, die Menahasse von Menado. Hier haben die Rotterdamer Missionare unter den Alfuren sehr bedeutende Erfolge gehabt. Aber sie halten ihre Schulen wie ihre Kirchen selbst, und ein eingeborener Lehrerstand hat sich unter ihnen noch nicht entwickelt, nur brauchbare Monitoren sind bis jetzt aus den Eingeborenen herangebildet. Merkwürdig aber ist, daß auf manchen dieser Inseln sich seit zwei Jahrhunderten christliche Gemeinden erhalten haben, die von holländischen Caplanen gegründet, später von ihrer Mutterkirche verlassen und völlig der Vergessenheit anheimgefallen waren. Jetzt da sie gleichsam wieder neu entdeckt sind (auf den Sangirinseln, auf Talaut u. s. w.), sucht die Regierung ihnen wieder Lehrer zu ver-

ſchaffen, und übernimmt von verſchiedenen Miſſionsvereinen die ihr angebotenen jungen Miſſionsgehülfen, beſoldet ſie und weist ihnen auf dieſer oder jener Inſel unter den völlig verwahrlosten und verkommenen Halbchriſten eine Schulſtelle an. Aber die Verſuche dieſer Art ſind noch zu neu, als daß ſich ſchon von einem Erfolg berichten ließe.

In Oſtindien begegnet uns wiederum jene bis in die Einzelheiten hinein vollſtändig ausgeprägte alte Culturwelt, welche mit ihrer vieltauſendjährigen Weisheit und Bildung verachtend herabſieht auf die moderne Cultur der Europäer. Schulen waren von Alters her durchs ganze Land verbreitet; die hohe Schule der Bramanen war in Benares, die hohe Schule der Muhamedaner in Delhi, und das ganze Bildungsſyſtem war in feſte heidniſche Geleiſe eingezwängt. Die engliſchen Regierungsbeamten der oſtindiſchen Compagnie hatten ſich mehr als ein Jahrhundert lang um das indiſche Schulweſen durchaus nicht bekümmert, erſt ſeit den Jahren 1813 und 1815 fiengen ſie an, davon Notiz zu nehmen. Um dieſe Zeit nämlich faßten etliche angeſehene Hindu, in Verbindung mit mehreren indiſch denkenden Engländern den Gedanken, den jungen bengaliſchen Herren eine zweckmäßigere Ausbildung zu geben, als ſie bisher unter den unfähigen Händen der heidniſchen Pundits (Gelehrten) und der Guru (Gewiſſensführer) empfangen hatten. Sie beſchloſſen ein Hinducollegium in Calcutta zu gründen, in welchem europäiſche Wiſſenſchaften ſollten gelehrt werden, jedoch mit Ausſchluß aller Religion. Die Eröffnung deſſelben fand am 20. Januar 1817 ſtatt. In den erſten Jahren entſprach es den Erwartungen der Gründer keineswegs. Wenig Zöglinge meldeten ſich; den Eltern blieb die neumodiſche Schule verdächtig. Im Jahr 1824 trat die Regierung hinzu. Sie hatte ſchon ſeit längerer Zeit den Plan gehabt, ein Sanskritcollegium zu errichten. Ein ſolches wurde jetzt mit dem Hinducollege verbunden, und die Regierung zahlte außer den Anlagekoſten jährlich eine bedeutende Summe zur Unterhaltung der Anſtalt und der Lehrer. Auch ſo wollte es mit dem College nicht fort. Erſt als der ausgezeichnete Prof. Wilſon zum Director gemacht wurde, nahm es einen außerordentlichen Aufſchwung. Die Zahl der Schüler mehrte ſich auf 400. Es wurde Ehrenſache unter den vornehmen jungen Herren in Calcutta, und im ganzen engliſchen Indien, ſich die europäiſche Weisheit auf dieſem College geholt zu haben. Mit hochmüthigem Vergnügen ſahen ſie vor den einfachen Sätzen der Geographie, der Aſtronomie, der Naturkunde einen Pfeiler ihres alten heidniſchen Religionsſyſtems nach dem andern umſtürzen. Wie zur Zeit der Reformation tauſend und abertauſende die neuen Aufklärungen der Humaniſten mit ungezügeltem Eifer auffaßten und zum Sturz ihrer althergebrachten mittelalterlichen Vorſtellungen ausbeuteten, ſo bemächtigten ſich dieſe jungen Heiden, verſtändig und wißbegierig wie ſie ſind, mit wahrem Fanatismus der neuen Kenntniſſe und Ideen, um mit Eltern und Nachbarn, mit Gurus und Heidenprieſtern aller Art über die Nichtigkeit ihrer Schaſtras zu diſputiren, ihre Kaſte zu brechen, Rindfleiſch zu eſſen, und einen aufgeklärten Atheismus und Materialismus gefliſſentlich vor ſich her zu tragen. Denn über die Negation kamen ſie nicht hinaus, die poſitiven Lehren der wahren Religion durften ihnen ja nicht mitgetheilt werden. Auf dieſe Weiſe wurde bald der Schaden größer als der Vortheil. Die heidniſchen Gründer und Mitleiter der Anſtalt erſchraken, aber der entfeſſelte Strom war nicht mehr einzudämmen. Die wiſſensſtolzen Jünglinge machten Propaganda unter der geſammten Jugend, und die Verhöhnung des alten Aberglaubens, die Leugnung der Gottheit, die Abwerfung aller nationalen Zucht und Sitte ward unter der heidniſchen Jugend der höheren Stände allgemein.

Die Miſſionare, welche unter der Regierung der oſtindiſchen Compagnie mit viel Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, waren bis dahin wenig mit Errichtung von Schulen beſchäftigt geweſen. Die Baptiſten hatten ein Collegium zu Serampore, welches aber weniger beſucht wurde, und die Anglikaner hatten ein biſchöfliches Collegium in Calcutta, welches aber lediglich die Aufgabe verfolgte, junge Hindu zu engliſchen Prieſtern und Katecheten zu erziehen. Jetzt aber ſeit 1830 trat die ſchottiſche Kirche mit ihrem

berühmten Dr. Duff auf den Kampfplatz und eröffnete in Calcutta eine Hochschule, welche bald das Hindncollege der Regierung verdunkelte. Dr. Duff hatte eine so ungemeine Begabung und Anziehungskraft für die indische Jugend, daß sie wie gefesselt an seinen Lippen hieng, und selbst die hochmüthigsten jungen Herren, welche in ihrem aufgeblähten Wissensdünkel den Aberglauben des christlichen Europäers höhnisch verlachten, fühlten sich doch von seiner glänzenden Gelehrsamkeit, seinem spannenden Vortrag, seiner erstaunlichen Gewandtheit und Schärfe in der Beweisführung, seiner gewinnenden Freundlichkeit soweit überwunden, daß sie ihm ihre Hochachtung nicht versagen konnten, und mit höchstem Interesse seinen Vorlesungen über das Christenthum beiwohnten. Manche der fähigsten und kühnsten seiner jungen Gegner, die ihm mit aller Spitzfindigkeit und Unverschämtheit einer ungläubigen Logik entgegentraten, wurden durch ihn derartig überführt, und in ihrem Gewissen erfaßt, daß sie sich aufrichtig zum Christenthum bekehrten. Das „junge Bengalen" verlor seine thatkräftigsten Führer, seine Zeitschriften und Tagblätter geriethen in die Hände mittelmäßiger Redacteren, bald wurde es zu einem trägen faulen Sumpf, aus dem nur noch Giftblasen aufsteigen. Dies emancipirte Geschlecht, welches alle Religion gänzlich von sich zu werfen sucht, versinkt nach den Zeugnissen seiner eigenen Lobredner, indem es den Europäer in Sprache, Kleidung, Beschäftigung und Lebensweise nachzuäffen sucht, immer tiefer in die Laster der Trunkenheit und Unzucht. Die Romanliteratur Englands und Frankreichs hat das alte Bramanenland überschwemmt, und die lasciwsten Bücher finden den meisten Beifall. Inzwischen gewann die Hochschule des Dr. Duff fortwährend an Einfluß. Sie wurde besucht von 1200—1300 Schülern. Viele derselben, die zu Lehrern und Predigern herangebildet waren, verpflanzten seine geistanregende Lehrmethode in weite Kreise des ostindischen Gebiets. Von allen Seiten mehrten sich die Gesuche um derlei Lehrer. Indische Fürsten, heidnische Gemeinden, ja sogar die Räthe der ostindischen Compagnie wollten auf die Gefahr der Bekehrung der Schüler zum Christenthum gern solche treffliche Lehrmeister in ihren Schulen angestellt sehen. Nach und nach wurden auch an andern Orten ähnliche Institute angelegt z. B. in Chinsurah, Culna, Bambaria. Besonders aber wetteifert mit der Duffschen Schule die in neuester Zeit angelegte Erziehungsanstalt in Bhowanipur, einer Vorstadt von Calcutta. Diese Anstalt gehört der Londoner Missionsgesellschaft an, und ist hauptsächlich darauf berechnet, junge Leute von höherer Classe, intelligente und einflußreiche Männer anzulocken und für das Christenthum zu gewinnen. Auch für die Töchter und Frauen der höheren Kasten hat man in neuerer Zeit angefangen Sorge zu tragen. Nicht bloß höhere Töchterschulen sind angelegt, sondern die Missionarsfrauen haben den Eingang gefunden in die Frauengemächer der Bramanen, sammeln eine Anzahl der wißbegierigsten unter diesen verwöhnten Geschöpfen um sich, locken sie durch ihre bunten Stickereien und künstlichen Nadelarbeiten, und lehren sie dabei zugleich die einfachsten Wahrheiten des Christenthums.

Die ostindische Compagnie war übrigens bis zum Jahr 1845 ihren bisherigen Weg unbekümmert weiter gegangen, den Weg: das Christenthum von aller Schulbildung auszuschließen, und allen ihren Beamten die Begünstigung christlicher Schulen aufs strengste zu untersagen. Der Generalgouverneur Dalhousie hatte unter den wilden Bergstämmen der Santhals Schulen eingerichtet oder doch mit Regierungsgeldern unterstützt, welche völlig unter die Leitung von Missionaren gestellt waren. Sowie der Directorenhof in London davon Kunde bekam, mußte Dalhonsie die Unterstützung zurückziehen. Nur für unchristliche Schulen durfte er Hülfe zusagen. Die arabische und Sanskritliteratur wurde nach wie vor in den Regierungsschulen tüchtig getrieben, etliche moderne Kenntnisse aus der Mathematik, Naturwissenschaft, Chemie, Anatomie u. s. w. in der Volkssprache und möglichst durch eingeborene Lehrer den Schülern mitgetheilt, und den Studenten reichliche Stipendien gewährt. Indes die Ueberzeugung brach sich immer weiter Bahn, daß alles, was die Regierung für diese arabischen und

ſanskritiſchen Anſtalten thäte, nicht bloß weggeworfenes Gold ſei, ſondern einen gefährlichen Feind im Herzen des Landes groß ziehe, der ſeiner Zeit mit allen Mitteln eines aufgeklärten Unglaubens die Herrſchaft der Engländer in Oſtindien bekämpfen werde. Macaulay, Bentink, Cameron ſind die Namen der ausgezeichneten Staatsmänner, welche dieſen Geſichtspunct ganz beſonders hervorhoben, und durch ihre unabläſſigen Forderungen und Beweisführungen es endlich dahin brachten, daß am 19. Juli 1854 unter lautem Beifall des Parlaments der Hof der Directoren in London den Beſchluß faßte, daß in den indiſchen Regierungsſchulen zwar der eigentliche Religionsunterricht auch fernerhin von dem amtlichen Studienplan ausgeſchloſſen bleibe, jedoch die heil. Schrift in die Schulbibliothek aufgenommen, und außerhalb der amtlichen Lehrſtunden mit den Schülern geleſen und erklärt werden dürfe. Alle Privatſchulen (auch Miſſionsſchulen), welche ſich einer amtlichen Inſpection unterwerfen wollen — die ſich aber auf den religiöſen Unterricht nicht mit erſtreckt — ſollten eine Geldunterſtützung (grant in aid) von Seiten der Regierung empfangen. Ferner ſollten an verſchiedenen Orten im Lande Univerſitäten errichtet werden nach dem Muſter der Londoner Univerſität, und in jeder Statthalterſchaft ſollte ein beſonderes Erziehungsdepartement das Unterrichtsweſen übernehmen und regeln. In der Hauptſache ſind dieſe Verſprechungen gehalten und durchgeführt. Aber beſonders in den nördlichen Provinzen, in dem geſammten Gebiet des Ganges und theilweiſe auch des Indus brachte die große Militärrevolution von 1857 und der bald darauf erfolgte Rücktritt der oſtindiſchen Compagnie und die Einſetzung einer königlichen Regierung ſo gewaltige Erſchütterungen, daß begreiflicherweiſe dort vieles Begonnene wieder zerſtört und liegen geblieben, und anderes erſt im Werden iſt. Wir beſchränken deshalb unſere ſtatiſtiſchen Andeutungen vorzugsweiſe auf Bengalen und die Präſidentſchaften des Decan. Halten wir alſo in Betreff des indiſchen Schulweſens den Unterſchied feſt zwiſchen den Volksſchulen der Eingeborenen, den Miſſionsſchulen und den Regierungsſchulen. Von den eigentlichen Miſſionsſchulen wird ſogleich weiter die Rede ſein. Von den Volksſchulen iſt hier nichts weiter zu ſagen, als daß ſie ſich in jedem Dorf finden, und obwohl bis dahin ganz unbedeutend, jetzt anfangen ſich zu heben. Unter den Lehrern finden ſich bereits viele, die aus den Schulen der Miſſionare hervorgegangen ſind und ihre Ehre darin ſehen, etwas bedeutendes zu leiſten. Durch ſie werden auch ihre Collegen angeſpornt. Endlich treibt auch die Hoffnung auf Unterſtützung der Regierung zu höheren Leiſtungen. Im ganzen iſt freilich die Regierungsunterſtützung nur gering. Denn die Geſammtſumme, welche auf das indiſche Schulweſen verwendet wird, ſoll nicht über ¾ Million Pfund betragen. Von dieſer Summe wird bei weitem das Meiſte auf die Univerſitäten und Colleges der Regierung verwandt, ſo daß für die Unterſtützung der Elementarſchulen nur wenig übrig bleibt. Deshalb ſcheint die Regierung auch ihre Forderungen, als Bedingung ihres Beitrags, ſo hoch geſpannt zu haben, daß kaum hier und da eine Volksſchule ſie zu erfüllen vermag. Die Regierung ſelbſt hat ihr Schulweſen von oben herab zu bauen unternommen, ſtatt von unten herauf. Sie hat Univerſitäten, Collegien und andere höhere Schulen gegründet, aber keine Elementarſchulen. Zunächſt wurden 1855 zwei Univerſitäten errichtet, in Calcutta und Madras. Die Aufnahme der Studenten hängt von einer Prüfung ab. Im Jahr 1860 hatten ſich in Calcutta 809 zur Maturitätsprüfung gemeldet, nämlich 59 Chriſten, 28 Muhamedaner, 722 Hindu. Von dieſen 809 wurden nur 414 aufgenommen, ein Beweis für die Strenge der Prüfung. Die Studenten, welche den Univerſitätscurs durchlaufen haben, haben eine neue Prüfung zu beſtehen, wenn ſie einen gelehrten Grad erlangen wollen. Sie werden B. A. (Baccalaurens artium oder juris) und darnach M. A. (Magister artium). Von 39 Bewerbern haben 13 den geringern Grad eines B. A. erlangt. Der erſte Hindu, der nach ſehr glänzendem Examen zur Würde eines M. A. emporgeſtiegen iſt, war ein Bramane aus Bengalen, der auch die ſtrengſte engliſche Univerſitätsprüfung nicht hätte ſcheuen dürfen, und nament-

lich in der höheren Mathematik unglaubliches geleiſtet hat. Nicht ſo frequent iſt die Hochſchule zu Madras. Sie wurde im ganzen von ungefähr 300 Studenten beſucht, darunter 50 Juriſten. Im Jahr 1860 meldeten ſich dort nur 84 Studenten zur Maturitätsprüfung und 10 zum Baccalaureat. In dem mediciniſchen Collegium wurden 170 Schüler gezählt. Außerdem hat die Regierung eine Geometrieſchule, eine Induſtrieſchule, eine Zeughausſchule, eine Normalſchule und eine Hauptſchule in Madras. Die letztere ſollte praktiſche Uebung bieten für die in der Normalſchule herangebildeten Volkslehrer. Endlich ſind noch 4 Provincialſchulen und 5 Zillahſchulen (Diſtrictsſchulen niedrigen Ranges) gegründet, zuſammen mit etwa 1300 Schülern. In allen dieſen Schulen iſt Engliſch die eigentliche Unterrichtsſprache, und das Verlangen nach Engliſch, als dem Mittel zur Erlangung einträglicher Regierungsämter, iſt bei den jungen Eingeborenen bis auf den äußerſten Punct in die Höhe geſchraubt. Selbſt in den eigentlichen Volksſchulen (im Regierungsbezirk Madras beſtehen 70—80 ſog. Talukſchulen) in denen grundſätzlich die Volksſprache als Lehrmittel benutzt werden ſoll, iſt jenes krankhafte Verlangen nach Engliſch zu bemerken, welches mit der europäiſchen Civiliſation zugleich Glaubens- und Sittenloſigkeit in Oſtindien verbreitet. Eine Schulbuchgeſellſchaft iſt beſorgt, eine wohlfeile und volksmäßige Literatur im Lande zu verbreiten, natürlich völlig ohne Beziehung auf das Chriſtenthum. Die ihr gegenüber geſtiftete Christian vernacular education Society, deren Zweck es iſt, nicht bloß gute chriſtliche Schulbücher in der Landesſprache zu beſchaffen, ſondern vornehmlich chriſtliche Schullehrerſeminare in Verbindung mit Normalſchulen zu gründen, hat bisher noch wenig geleiſtet. Für die Präſidentſchaft Bombay hatte die Regierung ſchon 1821 eine Sanskritſchule in Puna eröffnet, mit der ausgeſprochenen Abſicht, ſich die Anhänglichkeit gelehrter Bramanen zu ſichern. Allein dieſe Abſicht wurde ſo wenig erreicht, daß das Seminar vielmehr der Brutheerd einer fanatiſchen Feindſchaft gegen die Britten wurde. Auch das Studium europäiſcher Medicin, Aſtronomie, engliſcher Sprache und Literatur wollte keine Wirkung thun. Deshalb wurde 1851 die Sanskritſchule mit dem ſchon früher begründeten engliſchen Seminar in Puna verbunden, in welchem zugleich die dort geläufige Volksſprache, das Marathi, gebraucht und gelehrt wurde. Für arme Schüler an dieſem Puna-College wurden an 6000 Rupien jährlicher Unterſtützung ausgeſetzt, und dazu nicht unbedeutende Prämien, um die befähigteren Schüler zur Abfaſſung nützlicher Schriften in der Landesſprache anzufeuern. Endlich wurde mit dem College eine Normalſchule zur Heranbildung eingeborener Lehrer verbunden. Aehnlich iſt die Einrichtung der ſog. Elphinstone Institution in der Stadt Bombay. Sie wird theils durch Regierungs- theils durch Privatbeiträge unterhalten, und beſteht aus 3 Abtheilungen, von denen die oberſte ebenfalls den Titel College führt. Zur Erlangung einer Freiſtelle im College iſt eine (übrigens nicht ſehr ſchwere) Prüfung erforderlich. Meiſt aber geſchieht es, daß die Schüler die Anſtalt verlaſſen, nachdem ſie kaum die beiden unteren Abtheilungen durchgemacht haben. Sie ſind dann mit ihrer eigenen Literatur und den Anfangsgründen des Sanskrit ein wenig bekannt, verſtehen ein leichtes engliſches Buch, wiſſen etwas Geographie, Geſchichte und Naturlehre, dazu verhältnismäßig viel Mathematik — kurz ſie ſind ſoweit, daß ſie einen einträglichen Beamtenpoſten beanſpruchen können, und weiter gehen ihre Wünſche nicht. Demnach iſt die Frequenz in den 3 Abtheilungen dieſe: 50 im College, 150 in der zweiten, 700 in der dritten Abtheilung. Bei weitem die meiſten halten alſo nur die 2—3 Jahre aus, die für den Curſus der letzten Abtheilung erforderlich ſind. In das College treten meiſt nur Parſi, weniger Hindu, und nur ganz vereinzelt Muhamedaner. Der Curſus im College dauert 4 Jahr. Geſchichte, Literatur, Logik, Staatswirthſchaft, Mathematik, Phyſik, Chemie und Botanik ſind die Gegenſtände des Unterrichts; genug und übergenug, um ihnen ihre eigene Religion völlig zu rauben, und ihr Herz aufzublaſen zum vornehmen Zweifel an allem, was wahr und heilig iſt. Das große mediciniſche College zählt nur einige 20 Schüler, denn die Hindu wie die Parſi haben eine unüberwindliche

Scheu vor der anatomischen Zergliederung des menschlichen Körpers. Wenn sich dennoch Studenten finden, so ist es die Aussicht auf die einträglichen Posten wundärztlicher Gehülfen mit 1200 Rupien Gehalt, was sie lockt.

Kommen wir auf die eigentlichen Missionsschulen. Im Gegensatz zu den religionslosen, aber Aemter verheißenden Regierungsschulen locken die Missionsschulen durch ihre Unentgeltlichkeit. Die Schüler nehmen den Religionsunterricht gern mit in den Kauf, wenn sie ohne Kosten lesen, schreiben und rechnen lernen können. Sie können das auch um so unbedenklicher thun, da die Lehrer an sehr vielen Missionsschulen zum Theil selbst noch Heiden sind, denn man hat noch nicht so viel christliche Hindu als Lehrer heranbilden können. Sie theilen sich in Heidenschulen, in welchen meist noch heidnische Lehrer, aber christliche Lehrbücher sich finden, in Gemeindeschulen mit Christenkindern und christlichen Lehrern, in Waisenanstalten für Knaben und Mädchen, die Pflanzstätten der künftigen Christengemeinde, in Mittelschulen, zur Vorbereitung für künftige Seminaristen, in Katechistenschulen, zur Ausbildung von Lehrern und Predigern, und in sog. englische Schulen, wo heidnische Jünglinge hauptsächlich in englischer Sprache und Wissenschaft unterrichtet werden; aus ihnen gehen die meisten eingeborenen Regierungsbeamten hervor. Der Einfluß dieser Schulen auf die Civilisation des ganzen Landes ist unberechenbar. Es ist nur zu beklagen, daß die Regierung mit ihrer Unterstützung so sparsam ist.*) Auch scheinen viele Missionsgesellschaften oder doch einzelne Missionare Anstand zu nehmen, sich der erforderlichen Inspection eines obersten Schulbeamten zu unterwerfen, oder überhaupt in eine nähere Verbindung mit der Regierung einzugehen; besonders diejenigen, welche es fort und fort als unerläßliche Forderung hinstellen, daß auch in den Regierungsschulen — um des christlichen Bekenntnisses willen — der christliche Unterricht nicht bloß privatim, sondern förmlich in die Schulzeit und in den Unterrichtsplan eingeordnet ertheilt werde. Sämmtliche Missionsgesellschaften haben übrigens ihre eigenen sehr ausgebildeten Schulsysteme, und auch ihre Schullehrer- und Predigerseminare. Da ist zuerst die alte anglikanische Gesellschaft für Ausbreitung des Evangeliums. Diese Gesellschaft hat sich vorgesetzt, die vornehme englisch gebildete, ungläubige Jugend der heidnischen Bevölkerung ganz besonders ins Auge zu fassen, und dazu ein paar graduirte Theologen nach Madras gesandt. Allein diese Männer haben den Weg, auf welchen sie ihren Samen streuen, so hart getreten gefunden, daß sie bisher sich keines Erfolges rühmen können. Desto kräftiger haben sie mit der Diöcesan-Committee ihrer Gesellschaft in Madras sich des Schulwesens angenommen. Auf Anregung des Directors des öffentlichen Unterrichts haben sie seit 1858 in fast allen größeren Städten ihres Hauptarbeitsfeldes Tinnevelly höhere Schulen angelegt — es werden ihrer 8 aufgezählt — dazu 4 englische Schulen niederen Ranges und 4 Kostschulen an anderen Orten, deren indische Namen wir hier nicht aufzählen wollen. Besonders in den Landgemeinden von Tinnevelly werden die Schulen dieser Gesellschaft als ganz ausgezeichnet gerühmt, und einer der vorhin erwähnten Theologen erklärt, daß in keiner Landgemeinde von Altengland die Kinder so systematisch sorgfältig und erfolgreich im Christenthum unterrichtet werden, wie die Christen in Tinnevelly. Besondere Sorgfalt wendet die Gesellschaft auf ihre 3 Seminare. Sie zählen durchschnittlich etwa 50 Zöglinge, von denen etwa ein Dritttheil Freistellen hat. Nach englischer Weise wird auf Algebra und „Euklid" in diesen Seminaren ganz besonderer Werth gelegt. Die Zöglinge scheinen jedoch meist den untern Kasten anzugehören und auch nicht absonderlich befähigt zu sein. An 300 eingeborene Katecheten und Schullehrer sind bereits aus diesen Se-

*) So wird aus der Präsidentschaft Bombay berichtet, daß 1862 die Regierung 682 Schulen mit 40,000 Schülern beaufsichtigt und unterstützt habe, aber die Unterstützung betrug im ganzen nur etwa 300,000 Rupien. Das Uebrige, etwa 70,000 Rupien, wurde für die höheren Lehranstalten verwendet. Der Director des Erziehungswesens Howard hält sich streng daran, keine Schulen zu unterstützen, in denen die Bibel gelesen wird. So bleiben die Missionsschulen ohne Unterstützung.

minaren hervorgegangen, und die Zahl ihrer Schüler ſcheint ſich auf 8—9000 zu belaufen. — Der eben genannten Evangeliumsgeſellſchaft ſteht zunächſt die anglikaniſche kirchliche Miſſionsgeſellſchaft. Auch ſie kann ſich überaus großer Erfolge in Tinnevelly, Travancore und Teluguland rühmen. Sie hat in dieſen Gegenden über 400 Kirchen und Gemeinden, über 100 eingeborene Prediger und Katecheten, und nahe an 300 ſog. Leſer (die den Heiden die heilige Schrift vorleſen), faſt 400 Schullehrer mit 8000 Schülern. In Bombay arbeiten die Anglikaner zuſammen mit den Schotten. Letztere, welche in Oſtindien vor allen Dingen den wiſſenſchaftlichen Kampf mit dem Heidenthum zu führen ſuchen und ein viel geleſenes Zeitblatt herausgeben, haben außer den gewöhnlichen Miſſionsſchulen eine höhere engliſche Schulanſtalt mit 4—500 Zöglingen errichtet, und mit ihr ein förmliches College verbunden, welches die Ausbildung von ganz europäiſch ausgerüſteten Predigern erſtrebt. Bei etlichen jungen Parſi und Hindu iſt das Ziel erreicht, aber doch nur erſt bei wenigen. Die Anglikaner dagegen haben zwar auch eine höhere engliſche Schule mit 200 Zöglingen zur Heranbildung eingeborener Prediger und Lehrer, aber ſie haben ſich kein ſo hohes Ziel geſetzt, und ſcheinen mehr zu erreichen. Dagegen legen die Anglikaner ein ganz beſonderes Gewicht auf weibliche Erziehung. Sie unterhalten ein beſonderes Seminar zur Ausbildung eingeborener Lehrerinnen in Palamcottah. Leider ſteht das Inſtitut noch ziemlich allein. Die Geſammtzahl aller Schülerinnen in der ganzen Präſidentſchaft Madras mag ſich nicht einmal auf 7000 belaufen. Die meiſten Miſſionsgeſellſchaften haben nicht ungegründete Bedenken gegen heidniſche Mädchenſchulen. Durch den europäiſchen Unterricht werden die Mädchen aus ihrer Sphäre herausgehoben, und dann zur Rückkehr in ihre alten Verhältniſſe innerlich untüchtig. So hat ſich z. B. die Londoner Miſſionsgeſellſchaft veranlaßt geſehen, ihre Mädchenſchulen in Oſtindien weſentlich zu beſchränken oder ganz aufzugeben. Sie will ſich auf die Erziehung von Waiſen- und Chriſtentöchter beſchränken, und aus den tüchtigſten unter ihnen ſpäter wieder Lehrerinnen zu bilden ſuchen. Dagegen legt die Londoner Geſellſchaft ein großes Gewicht auf ihre Gewerbeſchulen. Denn ſie erkennt die Nothwendigkeit, die Knaben, die in ihren Waiſenſchulen aufwachſen, und die jungen Leute, die zum Chriſtenthum übertreten, in ehrlichen und nützlichen Handwerken zu unterrichten, damit ſie ſpäter ſelber für ihr Fortkommen ſorgen können. In ihren Elementarſchulen hat die Londoner Geſellſchaft unter etwa 400 Schullehrern an 12000 Schüler. Ein Seminar für eingeborene Prediger und Lehrer hat ſie ſeit 1851 in Madras errichtet, in welches ſich auch einzelne Jünglinge höherer Kaſten und Muhamedaner haben aufnehmen laſſen. Die 350 Zöglinge ſollen „eine gute engliſche Erziehung“ haben in Grammatik, Geographie, Geſchichte, Mathematik und Naturwiſſenſchaft. Es werden Beweiſe fürs Chriſtenthum vorgetragen neben den Elementen der Aſtronomie und Phyſiologie. Täglich wird die Bibel geleſen und Sonntags erhalten die Zöglinge noch einen beſondern Bibelunterricht. Fünf kleinere Volksſchulen ſind in Madras und der unmittelbaren Nachbarſchaft gegründet, die von etwa 800 Schülern beſucht werden. Neben dieſer Centralanſtalt in Madras hat die Londoner Geſellſchaft übrigens noch eine höhere engliſche Anſtalt in Bangalore, welche aber keineswegs bloß chriſtlichen Unterricht ertheilt, ſondern die Schüler nur in eine gewiſſe Verbindung mit den Miſſionaren bringt, übrigens aber ſie ſo weit zu fördern ſucht, daß ſie die Aufnahmeprüfung in die Regierungsuniverſität zu Madras wohl beſtehen können. Die Erfolge dieſer Anſtalt ſcheinen übrigens nicht ſehr befriedigend zu ſein. Schon durch die vielen Hinduſeſte, welche natürlich in toleranter Weiſe mitgefeiert werden, erleidet die Schule häufige Unterbrechung. Dann aber verlaſſen beſtändig eine Anzahl Schüler noch während des Curſus die Anſtalt, um Anſtellungen in den Regierungsbureaus oder in den großen Handelscomtoiren zu ſuchen. Kurz auch hier zeigt ſich dieſelbe Erſcheinung: die Heiden machen ſich die engliſchen Schulen für ihr weltliches Fortkommen beſtens zu Nutze, denken aber nicht daran, Chriſten zu werden.

Die amerikanische Mission hatte früher auch ihre Hauptaufgabe in der Errichtung von Schulen gesehen und namentlich ihre Madura-Mission sah lange Zeit eher wie eine Erziehungs- als wie eine Missionsanstalt aus, denn sie hatte den ausdrücklichen Plan: Kenntnis des Christenthums durch Schulen für heidnische Knaben unter der Masse auszubreiten. Sie hatte nicht weniger als 114 Schulen mit fast 6000 Schülern.*) In Madura hatte sie in ihrem Seminar etwa 50 Zöglinge, ebensoviel in ihrer höheren Mädchenschule, in ihren Freischulen etwa 1100. Aus diesen sind hervorgegangen 115 eingeborene Gehülfen, 53 Schulmeister und 18 Lehrerinnen. In Ceylon hat ihr Seminar 20, die höhere Mädchenschule an 40, die Freischulen an 1700 Schüler. Ganz besonders ist noch zu erwähnen das Schulsystem der Amerikaner im Mahratta-Land. Dort sind in ungef. 20 neubegründeten Christengemeinden 24 Dorfschulen errichtet mit christlichen Lehrern und 275 Schülern, Christenkinder und Heidenkinder durcheinander, außerdem noch eine große Anzahl Abendschüler. Die geförderten Schüler werden in die Katechistenschule zu Ahmednuggur gebracht, wo sie einen Cursus von 2—3 Jahren durchmachen. Hier lernen sie Mathematik, Naturphilosophie, Astronomie, Bibelkunde und Moral, und die meist geförderten auch Englisch. Die Eltern müßen, wenn möglich, etwas zum Unterhalt ihrer Söhne beitragen; 3—4 Rupien kostet der Unterhalt eines einzelnen, 4—5 Rupien eines verheiratheten Schülers. Die Frauen empfangen Unterricht in einer besonderen Classe. Die ausgezeichnetsten unter den Katechisten machen noch einen theologischen Cursus durch, 10 derselben sind schon als Geistliche angestellt.

Welches sind nun die Resultate dieses ausgebreiteten und wohlgeordneten Schulwesens der Amerikaner in Ostindien? Sie sind keineswegs muthmachend. Die meisten mit großer Mühe und Kosten in diesen Schulen herangebildeten Schüler sind später in höhere heidnische Unterrichtsanstalten oder heidnische Berufskreise übergegangen und sind heidnische Aerzte, Ingenieure, Telegraphisten, Eisenbahnbeamte u. dgl. geworden; der an sie gewandte christliche Unterricht ist nach menschlichem Ermessen zunächst verloren. Durch diese Erfahrung ist die amerikanische Gesellschaft neuerdings zu dem Beschluß gekommen, die Zahl ihrer Schulen wesentlich zu vermindern, namentlich keine heidnischen Lehrer in ihnen zu dulden. Aehnlich ist es mit den Mädchenschulen. Trotz aller Fortschritte, welche die Schülerinnen in Katechismus, biblischer Geschichte, „Beweisen für das Christenthum," machten, haben sie sich später fast alle mit Heiden verehelicht, und aus den Schulen nichts anderes mitgenommen, als ihre Kenntnisse im Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Singen und Nähen. Nur sehr vereinzelte Mädchen traten zum Christenthum über und sind unter Anrufung des Namens Jesu gestorben. — Auch die Wesleyaner haben eine Normalschule in Madras, wo sogar Vorlesungen über Chemie und Literatur gehalten werden, sie haben außerdem eine englisch-tamulische Anstalt und verschiedene Knaben- und Mädchenschulen (Kostschulen), welche fast alle von der Regierung ziemlich freigebig unterstützt werden. Nennenswerthe Erfolge sind für die christliche Kirche auch durch diese wesleyanischen Schulen nicht erzielt. Ebenso ist es im nördlichen Theil der Insel Ceylon. Die 500 Schüler, welche dort in den wesleyanischen Schulen sich sammeln, machen wohl alle ganz gute Fortschritte, bestehen trefflich in den Prüfungen, aber schließlich kehren sie fast ohne Ausnahme in ihre heidnischen Familien und Berufskreise zurück.

Zwei deutsche Missionsgesellschaften sind im Decan thätig, die Leipziger auf der Coromandelküste mit den Hauptpuncten Madras und Trankebar, und die Baseler auf der Malabarküste mit den Hauptpuncten Mangalore und Calicut. Dazu kommt noch die Goßnersche Mission in Chota Nagpore mit 4 Schulen und 150 Schülern, und einer höheren Schule zu Ranschee mit etwa 50 Knaben und 30 Mädchen, die aber

*) Die große amerikanische Missionsgesellschaft hat im ganzen auf ihren 113 Stationen in der Türkei, Ostindien, China und unter den nordwestlichen Indianern 9 Seminare mit 276 Zöglingen, 10 höhere Schulen mit 236 Schülern, an 300 Freischulen mit 8000 Schülern, 29 ordinirte eingeborene Pastoren, 200 eingeborene Landprediger und 400 eingeborene Gehülfen.

entweder von christlichen Eltern geboren oder Waisen sind. Der Aufschwung dieser Goßnerschen Mission unter den Kohls in den letzten Jahren wird indes diese Zahlen schon bedeutend vergrößert haben. Die Leipziger Mission unterhielt an 40 Volksschulen mit 1100 Schülern und 1 Seminar in Trankebar, als Pflanzschule für künftige Lehrer, Katecheten und Prediger. Die Baseler haben ihr Seminar in Mangalore. Ursprünglich wurden die Zöglinge aus allerlei heidnischen, muhamedanischen, römisch-katholischen und protestantischen Halbblutsknaben genommen, wie sie gerade vorkamen. Das konnte nichts geben. Die meisten Schüler liefen weg oder mußten entlassen werden. Jetzt werden die Schüler der Katechetenschule meist nur aus Christenkindern entnommen. Die daneben seit 1840 errichtete englische Schule in Mangalore, ebenso die Baseler englische Schule zu Cananore mit 90, die Malajalimschule mit 80 Schülern, meist reifern jungen Leuten, und die Volksschulen mit etwa 3000 Schülern haben zwar auch vielfach zu klagen über Misbranch des genossenen Unterrichts zu heidnischen Erwerbszweigen, aber im ganzen bietet das Schulwesen der Deutschen in Indien doch viel günstigere Erfahrungen, als das der Engländer. So berichten die Baseler von mehreren ihrer höheren Schüler, welche nach Vollendung ihres Cursus aus eigenem Antrieb im Lande umher Privatschulen anlegen, und obwohl selbst noch Heiden, und unabhängig von der Mission, sogar die heil. Schrift als Schulbuch in ihren Schulen benutzen. Jedenfalls wird auf diesem Wege die biblische Erkenntnis weit im Lande verbreitet. Eine besondere Sorgfalt verwenden die Baseler auf Industrie- und Gewerbeschulen, um ihre Gemeindeglieder, die nach Brechung ihrer Kaste fast jedes Nahrungszweiges beraubt sind, zur selbständigen Gewinnung des eigenen Unterhalts anzuleiten. Besonders sind es Webeschulen und Seidezucht, die sie in ihr Missionsgebiet einführen. Eine Schmiederei, eine Buchbinderei, ein Kaufladen ist aufgerichtet, und der Erfolg ist bisher außerordentlich günstig. Schon sind die ersten Auslagen ziemlich wieder ersetzt. Die Frage, ob nicht deutsche Volksschullehrer in Ostindien mit Vortheil zu gebrauchen sind, wird übrigens von den deutschen Missionaren verneint. Ein Europäer findet sich nur mit Mühe in das indische Rechensystem; so schön mit dem Griffel auf Palmblätter schreiben, wie der Hindu, wird er wohl nie lernen, und mit seinem fremden Accent auch den Leseunterricht nie so gut geben wie der Eingeborene. Dazu kommt, daß man ihm die Wohnung eingerechnet, doch mindestens das Zehnfache an Gehalt geben müßte. Die eingeborenen Schullehrer müßen sich an 3—5 Gulden monatlich, alles in allem, genügen lassen. Ebensowenig könnten europäische Colonisten oder Handwerker dort ihr Bestehen haben. Höchstens sind ein paar Handwerker erwünscht, um einer indischen Gewerbschule vorzustehen, d. h. um eingeborene Jünglinge in den Hinduhandwerken durch europäische Werkzeuge und Handgriffe zu vervollkommnen.

Das Resultat unserer Betrachtung des ostindischen Schulwesens ist dieses: Zwar sind die Schulen in den englischen Besitzungen noch keineswegs so zahlreich, daß sie dem vorhandenen Bedürfnis genügten — bis jetzt genießt kaum ein Procent der schulfähigen Kinder irgend welchen Unterricht —, aber nichts desto weniger dringt die europäische Civilisation vermittelst der Schulen unaufhaltsam wie ein Sauerteig in alle Schichten des Volks; ja die höheren Classen stehen an Bildung den gebildeten Europäern ziemlich gleich. Aber die europäische Schulbildung, auch wo sie unter christlichen Formen dargereicht wird, führt die Hindus, Muhamedaner und Parsi keineswegs zum Christenthum, sondern zum Atheismus und Materialismus. Nur da, wo durch die Missionen christliche Gemeindeschulen unter getauften Eingeborenen angelegt sind, erweist sich die Schule als eine Pflanzstätte des Christenthums.

Von Ostindien wenden wir uns schließlich nach dem eigentlichen Orient. Seit 30—40 Jahren ist das Schulwesen des Westens auch in die östlichen, türkischen, armenischen, syrischen Länder eingedrungen, und zwar hauptsächlich durch amerikanische Missionare, welche unter den verfallenen christlichen Nationen des Orients sich einer ganz besonderen Erfolges erfreuen durften. In der Türkei gab es von Alters her Pri-

märſchulen, in welchen Knaben im Leſen und Schreiben und im Ritual des Islam unterrichtet wurden. Aus dieſen Schulen giengen die heranwachſenden Knaben in eine Art Lyceum über, wo Türkiſch, Arabiſch und Perſiſch, Syntax, Rhetorik, Poeſie, Logik, Philoſophie und Geſetzeskunde gelehrt wird. Der Unterricht iſt unentgeltlich, die Studenten wohnen in einer Art Stift zuſammen, die Lehrer ſind geprüfte Ulema's. Neuerdings ſind Militärſchulen und Arzneiſchulen dazu gekommen, und eine Art Bürgerſchule iſt zwiſchen den Elementarſchulen und den Lyceen eingerichtet. In dieſes weite Gebiet einer halben Aufklärung hat ſich die amerikaniſche große Miſſions-Geſellſchaft mit dem ganzen Apparat ihres wohlgepflegten Schulweſens geworfen, und hat mehrere hundert Schulen aufgerichtet mit etwa 5000 Schülern. Davon zählt die Stadt Conſtantinopel in den Elementarſchulen der Miſſion 900 Kinder, eine weibliche Erziehungsanſtalt mit 30 und ein Seminiar mit 50 Schülern. Im Jahr 1835 hatten die Miſſionare zuerſt eine höhere Bildungsanſtalt in Pera (Vorſtadt von Conſtantinopel) angelegt, die beſonders von griechiſchen und armeniſchen Knaben aus der Hauptſtadt beſucht ward. Zwei Jahre darauf gelang es dem armeniſchen Patriarchen, ſie zu ſchließen. Sie wurde in anderer Weiſe wieder aufgerichtet, aber der treffliche armeniſche Schulmeiſter wurde von ſeinem Biſchof als proteſtantiſcher Ketzer in die Verbannung geſchickt. Nach Sultan Mahmuds Tode kehrte er zurück. Das große und vielverſprechende Seminar zu Bebek am Bosporus zur Ausbildung von Nationalgehülfen und Geiſtlichen entſtand 1840, und begann nach 6jährigen unausgeſetzten Verfolgungen ſich zu einer höchſt erfreulichen Blüte zu erheben. In dieſem Seminar wird gelehrt: im erſten Curſus Grammatik, Arithmetik, Geographie, Mathematik, Philoſophie, Naturwiſſenſchaft, Engliſch, Armeniſch, Türkiſch und Griechiſch. Im theologiſchen Curſus folgt Bibelkunde, ſyſtematiſche und Paſtoraltheologie, Predigtentwürfe u. dgl. Die Dauer des Unterrichts iſt 7 Jahr; die Zahl der Schüler 40—50. Aus der 1845 gegründeten weiblichen Erziehungsanſtalt, der ſpäter andere zu Beyrut, Aintab, Jeruſalem und Damascus folgten, ſind nicht minder treffliche Lehrerinnen hervorgegangen, die zum Theil mit den eingeborenen proteſtantiſchen Geiſtlichen verheirathet und ihre Gehülfinnen geworden ſind. Dabei muß man erwägen, daß bisher im Orient im allgemeinen die Mädchen gar nicht unterrichtet wurden, ja daß man zweifelte, ob die Mädchen überhaupt bildſam wären. Seit der Grundſatz der Glaubensfreiheit im türkiſchen Reich proclamirt wurde und die Willkürherrſchaft der Patriarchen und Biſchöfe über ihre Volks- und Glaubensgenoſſen aufhörte, alſo ſeit 1846 begann die Bildung beſonderer proteſtantiſcher Gemeinden unter den Armeniern, Griechen u. ſ. w., welche ihre eigenen Vertreter bei der Pforte haben. Seitdem haben ſich die amerikaniſchen Miſſions- und proteſtantiſchen Gemeindeſchulen ſchnell über das ganze türkiſche Reich verbreitet, bis Erzerum und bis Diarbekir am Tigris, bis Antiochien und Damascus, ja bis Jeruſalem und Hebron. Merkwürdig genug haben ſeit der Eröffnung proteſtantiſcher Schulen auch die Alt-Armenier eine Anzahl neuer Schulen für ihre eigenen Kinder eröffnet und wetteifern mit den Miſſionsſchulen. Einige derſelben ſind ſehr beſucht, ſogar von Mädchen, was einen großen Fortſchritt in der Volksbildung anzeigt. Die Miſſionsgeſellſchaft kann dieſen Wetteifer nur gerne ſehen. Je mehr die alte Finſternis und Unwiſſenheit verſcheucht wird, deſto eher darf ſie hoffen, daß das wahrhaftige Licht ſich Bahn brechen wird. Deshalb iſt ſie unermüdlich, immer neue Schulen aufzurichten und tüchtigere Lehrer heranzubilden. Am ausgezeichnetſten iſt ihre theologiſche Schule zu Karput in Armenien mit 24 Studenten, demnächſt die theologiſche Claſſe zu Aintab mit 10 Studenten. In beiden werden ſchon gereiftere Männer in einem kürzeren Curſus unterrichtet und zwar iſt der Unterricht verbunden, oder vielmehr wird regelmäßig unterbrochen durch längere Predigtreiſen der Zöglinge. Während 4 Monate haben ſie Ferien, um in den benachbarten Dörfern und Städten zu vicariren und zu miſſioniren. Man ſucht die Studenten außerdem zur Selbſterhaltung und zum Erwerb des eigenen Lebensunterhalts anzuleiten, was freilich dort wie überall ſich ſehr ſchwierig erweiſt. Die

Schüler lernen mit großem Eifer, machen gute Fortſchritte, und die jährlichen Prüfungen pflegen recht gut auszufallen. Neben dieſen höheren Anſtalten werden noch eine Menge eingeborener Gehülfen durch die einzelnen Miſſionare auf ihren eigenen Stationen herangebildet. Dieſe Gehülfen ziehen entweder als Reiſeprediger umher oder eröffnen Volksſchulen. Die Schulen werden, abgeſehen von einem Geldbeitrag der Miſſionsgeſellſchaft, von den neugebildeten Gemeinden ſelber erhalten, und es iſt alle Hoffnung vorhanden, daß, wenn auch jetzt die Miſſionare völlig zurücktreten würden, doch die proteſtantiſch-armeniſche Miſſion mit ihrem Kirchen- und Schulweſen, mit ihren 200 eingeborenen Predigern und Lehrern ſich ſelber erhalten und ohne alle weſtliche Hülfe ſich würde fortentwickeln können. Ueber das ganze Land ſind mit den proteſtantiſchen Schulen und Schulbüchern auch proteſtantiſche Grundſätze verbreitet. Die vielen Jünglinge, die nach dem neuen Syſtem unterrichtet ſind, werden ſchwerlich wieder ihrem alten Aberglauben huldigen. Aber freilich eine andere Frage iſt, ob ſie ſtatt deſſen ſich entſchieden dem bibliſchen Glauben zuwenden, und nicht vielmehr bei der Negation des Unglaubens ſtehen bleiben und als Zweifler und Spötter mehr verderben, als ſie durch ihr ausgebildeteres Wiſſen ihren Landsleuten nützen könnten.

Ueber die Miſſion am Libanon, in Beyrut und Damascus mit ihren glänzenden Erfolgen und blühenden Schulen iſt ſeit 1860 der Trauerſchleier gebreitet. Auf dem Libanon wurde 1856 von Beyrut aus ein College eröffnet, in Abeih mit 25 Schülern, ſpäter ein anderes in Suk el Gurb; ſchon einige Jahre früher entſtand eines in Damascus mit ebenfalls ungef. 20 Zöglingen. Der Curſus umfaßte 4 Jahre. Gelehrt wurde: Arabiſche Grammatik, Geographie, Mathematik, Naturgeſchichte, Logik; dann im zweiten Curſus Engliſch, Latein und Griechiſch. In den Elementarſchulen der Miſſion am Libanon waren mehr als 1000 Schüler. Es wären aber wohl noch 100 neue Schulen erforderlich geweſen, wenn man für alle ſchulfähige Kinder hätte Sorge tragen wollen. Eine Mädchenſchule beſtand in Deir el Kamar mit faſt 100 Schülerinnen, eine andere in Tripoli mit 30, worunter 11 Muhamedanerinnen, während früher im ganzen Libanon kein Mädchen zu finden war, welches leſen konnte. Durch die wilden muhamedaniſchen Metzeleien im Juni 1860 wurde alles zerſtört. Mit Mühe und wie es ſcheint, mit glücklichem Erfolg verſucht man jetzt von Beyrut aus das Niedergeriſſene wieder herzuſtellen. Beſonders die Diakoniſſenſchulen und Waiſenanſtalten im gelobten Lande und an den bedeutendſten Hafenplätzen der orientaliſchen Meere blühen in der lieblichſten Weiſe auf, neben ihnen die proteſtantiſchen Schulen, die der Biſchof von Jeruſalem, die engliſchen Miſſionare, und die Brüder des Rauhen Hauſes oder der Criſchona in jenen dunkeln Orten errichten. Aber dies ganze Werk iſt nur erſt in ſeinen Anfängen. Dagegen läßt ſich ſchon mehr ſagen von dem Schulweſen der neſtorianiſchen Miſſion an den Ufern des Tigris und um den Urumiahſee her. Die erſte, 1836 begonnene Knabenſchule fieng an mit 7 kleinen Knaben in einem Keller, und ähnlich 1838 die erſte Mädchenſchule. Jetzt iſt aus der Knabenſchule ein Seminar mit 60 Zöglingen geworden, und 150 ſind ſchon nach vollendetem Curſus entlaſſen, die jetzt meiſt als Prediger oder Schullehrer fungiren. Aus der Mädchenſchule ſind 103 entlaſſen und mehrentheils tüchtige Gehülfinnen der einzelnen Prediger und Lehrer geworden, 40 ſind noch in der Schule. Um dieſe erſten Schulen her ſind etwa 70 andere aufgerichtet mit 1400 Schülern. Die Bibel iſt das Hauptleſebuch, und der ganze Unterricht weſentlich ein bibliſcher, doch ſo, daß auch die ſonſtigen Elemente der Bildung zu ihrem Rechte kommen. Durch dieſe Schulen und durch die Thätigkeit der Zöglinge und der ausgebildeten Geiſtlichen iſt die Bibelkenntnis jetzt in weiten Kreiſen verbreitet, in vielen Familien wird die Bibel täglich geleſen, alles mit Zuſtimmung des beſſeren Theils der neſtorianiſchen Geiſtlichkeit. Von den alten eingeroſteten Chriſtenkirchen des Orients giebt keine ſo viel Hoffnung einer innerlichen Erneuerung, als die neſtorianiſche an den Grenzen Perſiens. Alles in allem aber müßen wir geſtehen, daß durch das Kirchen- und Schulweſen der Miſſionare eine Fülle von Licht und Er-

kenntnis bis in die entlegenſten Heidenländer getragen iſt, die jetzt ſchon eine nicht kleine Anzahl rother Indianer, ebenholzfarbiger Neger, gelbbrauner Indier oder Parſi befähigt mit den hochgebildeten europäiſchen Gelehrten in die Schranken zu treten.*)

Quellen: die Berichte und Zeitblätter ſämmtlicher Miſſionsgeſellſchaften und originale Correſpondenzen. v. Rohden.

*) Wir geben zu Obigem eine Mittheilung von befreundeter Hand als Schlußbemerkung: „Bei voller und freudiger Anerkennung der in vorſtehendem Artikel zuſammengeſtellten Thatſachen vermögen doch andere Freunde und Kenner des Miſſionsweſens, ſonſt auf gleichem Standpunct ſtehend, die Anſichten über die wiſſenſchaftliche Ebenbürtigkeit der dunkleren Racen und die darauf gebauten Erwartungen nicht in gleichem Maße zu theilen, wie der Verfaſſer.

Es möge erlaubt ſein, hier zur Vergleichung einige augenſcheinlich ohne alle Tendenz und ganz unbefangen geſchriebenen Worte aus der Einleitung in die Grammatik einer Sprache anzuführen, welche zu der über den größten Theil des Südens von Afrika von den Aequatorialgegenden an verbreiteten Sprachenfamilie gehört. „„Wir erwarten nicht, ſagt der geiſtreiche Miſſionar, daß der afrikaniſche Menſch je bedeutende Erfolge in philoſophiſchen Disciplinen und in den rein theoretiſchen Zweigen des Wiſſens erringen wird, aber wir glauben feſt, daß er vollkommen dazu geartet iſt, die praktiſche Seite und die ins Leben tretende Erſcheinung der Civiliſation und des Chriſtenthums darzuſtellen und auszubilden. Seine Sprache — der Ausdruck ſeines Geiſtes — hat einen eigenthümlichen Typus, den wir den hamitiſchen nennen können. In Vergleich mit den ſemitiſchen und japhetitiſchen Sprachen mag ſie in mannigfacher Beziehung mangelhaft erſcheinen, dagegen können wir ihre Kraft und Gelenkigkeit in grammatiſchen Erſcheinungen und Bildungen, die auf gegenſtändliche Klarheit des Auszuſprechenden hinzielen, nur bewundern. Sie iſt weniger geeignet zu philoſophiſchen Unterſuchungen und Deductionen, ſie hat etwas Maſſiges, ſtark Sinnliches in ihrem Weſen, aber eben das macht ihren eigenthümlichen Charakter, ihre Schönheit aus, mit der ſie prangt, wie nach dem Fall eines tropiſchen Regens die Natur ihr üppiges Leben in einer Fülle von großartigen, gewaltigen, faſtſtrotzenden Gebilden entfaltet: eine Schönheit, welche vollkommen in Uebereinſtimmung iſt mit der leiblichen und ſeeliſchen Eigenart des Afrikaners, die ihren eigenthümlichen Stempel hat. Wir erkennen und verehren in dieſer Thatſache die gleiche göttliche Weisheit, welche den Kindern Sems und von ihnen aus den Kindern Japhets ſich in hellerem Lichte geoffenbart hat, damit ihre verſchiedenen Gaben an den verſchiedenen Enden der Erde erkannt werden. Wenn wir bedenken, daß die welthiſtoriſche und kosmopolitiſche Beſtimmung der Afrikaner eine andere ſein wird als die der Semiten und der Söhne Japhets, warum ſollen wir wünſchen und erwarten, daß ſie die gleichen Bildungsproceſſe und Kämpfe durchmachen ſollen, wie dieſe?"" (S. Outline of the Elements of the Kisuaheli language by the Revd Dr. Krapf. Tübingen 1850. S. 6.) Damit ſoll nur angedeutet werden, daß überhaupt die Frage über die Bildungsfähigkeit der Racen, der Volksſtämme, ja der Generationen in einem und demſelben Volke noch nicht ſo einfach und fertig zu beantworten iſt, wie ein gläubiges Gemüth es ſich wohl denken mag. Vielleicht iſt aus dieſem Grunde der Artikel „Bildungsfähigkeit" ſo leicht darüber weggegangen. Wir ſind weit entfernt, auch nur theilweiſe in die liebloſen Urtheile ſolcher einſtimmen zu wollen, welche angeblich aus wiſſenſchaftlichen Gründen die Inferiorität der Eingebornen anderer Welttheile behaupten. Bloß naturwiſſenſchaftliche Inſtanzen ohne Sinn für geſchichtliche Entwicklung und ohne religiöſen Sinn reichen hier nicht aus. Oberflächliche Schilderungen auch vielerfahrener Reiſenden, welche für Miſſionäre und ihre oft recht verkehrten, ungezogenen Kindern ähnlichen, ungeſchlachten Zöglinge nur Spott und Hohn oder kühle Geringſchätzung haben, beweiſen ebenſowenig in unſerer Frage ſie zeigen meiſt unwillkürlich, wie vorurtheilsvoll ſie ſind. Wahre Bildung iſt im Stande, ſich auf den Standpunct der fremden Nationalität zu verſetzen und auf denſelben einzugehen mit theilnehmender Liebe zu dem Tieferſtehenden; daß dies dem letzteren nicht möglich iſt in gleicher Weiſe, weil er eben roh iſt, das bedenkt man nicht. Dazu kommen noch manche andere Gründe, welche Shakeſpeares rührend ſchönes, echt humanes Wort nicht gelten laſſen wollen: Sei mir nicht abhold meiner Farbe wegen, der Schattentracht des heißen Sonnenſtrahls! Auf der andern Seite iſt es aber ebenſo ſehr geboten, nicht von den Sahnen ganz anders gearteter, hiſtoriſch ganz anders erzogener und genährter Stämme die Bildungsreſultate des modernen Europas zu erwarten, als ob zu glauben wäre, daß es nur des Unterrichts bedürfte, um Philoſophen, Philologen und Theologen zu ſchaffen. Der beſte Lehrer giebt die Wiſſenſchaft nur halb: wenn der

Misgunst, s. Neid.

Mitgefühl (Wohlwollen, Dienstfertigkeit, Wohlthätigkeit). a. Ein gewißes Mitgefühl mit den Leiden und Freuden des andern ist jedem Menschen eingeboren; d. h. die unangenehmen oder angenehmen Empfindungen eines einzelnen theilen sich anderen, welche Zeugen derselben werden, mit. Deswegen ist es mit allen den Tugenden, die in seinem Gefolge sind, dem Heidenthum nicht fremd. „Sondern allein das denk ich und rathe dir, was ich mir selber möchte zum Heil ausdenken, wenn Noth mich ebenso drängte. Denn wohl achtet mein Geist der Billigkeit; nimmer ja war auch mir das Herz im Busen ein eisernes, nein voll Mitleid" läßt Homer Od. 5, 188—191 die Kalypso sagen, indem er uns eine Zeichnung wirklicher Nächstenliebe giebt. Aber diese hat in der Selbstsucht einen gewaltigen Widerstand, durch welchen sie entweder auf den engen Kreis der Angehörigen beschränkt wird oder da, wo Furcht vor gleichem Leide, Freude über die eigene Rettung ins Spiel kommen, ganz zurücktritt; daher hat es auch das alte Heidenthum nirgends zu einer freien, Staat, Gemeinde und Haus durchdringenden Wohlthätigkeit gebracht; einzelne Erweisungen derselben konnten ihren Mangel an andern Stellen nur schärfer hervorheben. Die mosaischen Gesetze bezeugen, daß ein Wissen von der vollen Nächstenliebe bei den Juden vorhanden war, aber die Sitte nicht durchdrang; das moderne Heidenthum endlich hat den schreiendsten Contrast dargestellt, da es gleichzeitig die Menschenrechte verkündete und die Guillotine errichtete. Das wahre Mitgefühl, das, welches auch die ungläubigen Erzieher so gern bei ihren Kindern sehen, ist daher als eine Frucht des Christenthums anzuerkennen und nirgends finden wir eine sicherere Anweisung zu demselben als in der hl. Schrift. Das A. T. spricht das Gebot und die Verheißung aus, das Neue beschreibt das Wesen der Sache, erklärt ihren Grund, läßt uns den Weg finden. Allerdings führt bereits Ps. 103 mit seiner Mahnung an die Seele, des Guten, das ihr der Herr gethan, der ihr alle Sünde vergeben, nicht zu vergessen, zu einer schönen Höhe; denn gewiß ist und bleibt die Dankbarkeit für erfahrene Gnade der rechte Grund der Frömmigkeit (vgl. Heidelberger Kat. Eintheilung). Aber nicht nur hat erst das N. T. das rechte und volle Verständnis für das Psalmenwort gegeben, sondern das dankbare Herz selbst wäre rathlos, wohin es sich mit seinem Opfer zu wenden habe, käme ihm nicht das Evangelium zu Hülfe, indem es das wiedergeborne Gemüth in seine eigene Tiefe verwiese. Denn das ist ja das wunderbare Geheimnis der Erlösung und der Wiedergeburt, daß wir ein neues Selbstbewußtsein empfangen. Wir fühlen uns als die Kinder Gottes in Jesu Christo, somit eben auch als die Glieder seines Leibes und als solche wesentlich eines mit einander. Dieses Bewußtsein, das uns das Wohl und Wehe unserer miterlösten oder erlösbaren Brüder wie unser eigenes empfinden läßt, ist das christl. Mitgefühl (vgl. Nitzsch, System der christl. Lehre § 181). Seine Beschreibung finden wir 1 Cor. 12, 26. 27. „Und so ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit. Ihr seid aber der Leib Christi und Glieder, ein jeglicher nach seinem Theile;" oder in der Form des Gebotes an jener Stelle, wo Paulus überhaupt das christliche Leben als ein lebendiges und heiliges Opfer beschreibt.

Schiller sie nicht ergänzt, so ist er bloß ein Nachsprecher. Die Missionäre und andere Europäer schicken ihre Kinder in die Heimat, wenn sie europäisch erzogen werden sollen; die Kinder vereinzelter Colonisten, die Kreolen und Anglolinder wachsen eben dort in einer ganz anderen, auch rechtlich und sittlich, nicht bloß intellectuell verschiedenen Bildungsatmosphäre auf, und werden andere als die Eltern waren. Wenn das schon an den Kindern und Enkeln weißer Väter und Mütter augenscheinlich sich zeigt, wie soll es nicht bei den Eingebornen, den Kindern dunkler Ahnen aus der Wildnis noch viel mehr wahr sein, daß sie nicht alsbald zu europäischen Hochschülern und Professoren gemacht werden können. Darum aber wollen wir sie nicht gering achten: ihre Zeit wird auch kommen, und wie der Verfasser uns zeigt, sie ist schon mit Macht im Anbrechen."
D. Red.

„Freuet euch mit den Fröhlichen, weinet mit den Weinenden.“ Röm. 12, 15. Bereits Chryſoſtomus hat es ausgeſprochen, daß die erſtere Forderung ein „viel weiſeres Herz“ verlange, denn das andere „vollbringt wohl die Natur von ſelbſt und ſo ganz von Stein iſt wohl niemand, daß er den Unglücklichen nicht beweine.“ Alle Pſychologen ſtimmen dem bei und wir haben dafür auch noch ein Zeugnis aus dem Munde Chriſti: Matth. 20, 1—15. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Freude am Wohlergehen anderer, Wohlwollen, ihre eigentliche Bedeutung in dem Gegenſatz gegen den Neid oder das phariſäiſche Sauerſehen bei fremder Luſt (darauf weist Luther hin WW. ed. Walch XII, 474 ff.) habe. Praktiſch iſt das Mit leiden fruchtbarer. Wie dieſes von dem Erbarmen über das Geſchehene zu der rechten Hülfe für die Gegenwart und der fortliebenden Sorge für die Zukunft weiter gehe, zeigt das Gleichnis vom barmherzigen Samariter Luc. 10. Aber dieſes Bild erſchöpft die Aeußerungen des Mitgefühls nicht; vielmehr ſind dieſelben je nach dem Subject und Object, nach deren gegenſeitigem Verhältniſſe, nach den Mitteln, welche dabei in Anwendung kommen u. ſ. f. ſehr mannigfaltig. Sie ſteigen „von der allgemeinen Aufmerkſamkeit auf das, was des anderen iſt und von der im Kleinen treuen Dienſtfertigkeit nicht allein bis zu der entbehrenden, ſparenden Mildthätigkeit, ſondern auch bis zum Wagnis alles Eigenen zur Rettung des Nächſten auf“ (ſo Nitzſch a. a. O. § 182. Die einzelnen Erweiſungen des Mitgefühls ſind in Bezug auf unſere beſonderen Verhältniſſe zur Geſellſchaft beſchrieben und als Reflex der göttlichen Liebesthätigkeit dargeſtellt bei Schneider, Lehrbuch der chriſtlichen Religion für die Oberclaſſen evang. Gymnaſien § 138, 34. u. §§ 154, 1. 157, 3). Hierher gehört eine weitere Ausführung der Modalitäten der chriſtlichen Wohlthätigkeit, ihrer Weisheit, Uneigennützigkeit u. ſ. w. nicht. Doch mögen um ihrer ſchönen Eigenthümlichkeit wegen die Worte einen Platz finden, in denen Zeller die Nächſtenliebe als eine Aeußerung der Gottesliebe darſtellt. „Aus der Liebe Gottes quillt und nährt ſich die Nächſtenliebe; in der thätigen Nächſtenliebe aber beſteht, inſofern ſie aus der Liebe Gottes quillt, der Gottesdienſt; denn dem allein ſeligen Gott und Herren, der in der Herrlichkeit des Himmels wohnt, können wir keine perſönlichen Dienſte leiſten. Er iſt der Gott, der die Welt und alles, was darin iſt, hervorgebracht hat. Er, als der Herr des Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln, mit Menſchenhänden gemacht. Seiner wird auch nicht von Menſchenhänden gepflegt, als der jemandes bedürfte. Er ſelbſt iſt es, der jedermann Leben und Odem und alles giebt, Ap.-Geſch. 17, 24. 25. Menſchen ſind es, in denen Gott wohnen und die er zu Tempeln ſeines h. Geiſtes machen will. An Menſchen kann man Gott dienen; da kann ein wahrer Tempeldienſt ſtatt finden, denn jeder Menſch iſt mancherlei Hülfe, Unterſtützung und Dienſtleiſtung bedürftig. Menſchen können von Menſchenhänden gepflegt und bedient werden. An Leuten und Gelegenheiten dazu fehlt es nirgends; dafür hat Gott geſorgt und uns jedesmal an diejenigen gewieſen, die zu unſerer Umgebung gehören und uns ſo nahe ſtehen, daß da allerlei Dienſte möglich und nöthig ſind. Das ſind unſere Nächſten.“ (Lehren der Erfahrung II. 78 ff.)

b. Der Pädagog wird den evangeliſchen Standpunct feſt und das Auge offen halten müßen, um nicht für Wohlthätigkeit und Mitgefühl zu erachten, was dieſem fern liegt, ja entgegengeſetzt iſt. Das ſind einmal jene Handlungen, welche äußerlich den oben beſchriebenen gleichen, aber einen anderen Grund haben, d. i. die Augendienerei und der Phariſäismus, die um des Gewinnes oder auch nur um des Beifalls willen anderen Gutes erweiſen, ferner die Vordringlichkeit und Geſchäftigkeit, welche ohne Beruf und ohne Liebe, entweder aus Ehrgeiz oder aus Drang des unruhigen Temperamentes in fremde Angelegenheiten eingreifen (Uſa 1 Chron. 13, 9. 10); endlich die Willfährigkeit und Verſchwendung des Leichtſinnigen. Zum anderen giebt es auch eine Gefühlsſtimmung, Weichheit, Weichlichkeit, welche nur aus dem Temperamente geboren ſich leicht zu Werken der Liebe beſtimmen läßt, denen aber mit der ſittlichen Kraft auch der Werth fehlt. Es iſt bekannt, welches harte Urtheil Göthe über dieſe Art geſprochen

hat. Damit verwandt und nicht bloß bei Weibern häufig ist die Empfindsamkeit, welcher, wie irgendwo gesagt wird, die Thränen so nahe, wie die Gedanken ferne sind, die den Vater hindert, seinem Kinde strafend wehe zu thun, den Lehrer quält, wenn er den Knaben um seiner Faulheit willen in einer Unterclasse zurückhalten soll u. s. f. Nicht ein Schritt auf dem Wege zum Mitgefühl, sondern eine Entfernung von demselben sind solche Erscheinungen.

c. Bei der Erörterung über den Antheil, welchen die Erziehung an der Ausbildung des Mitgefühls nehmen könne, haben wir uns zunächst mit dem Satze: *Liebe kann nicht erzwungen werden* auseinanderzusetzen. Wäre er richtig, so hätten wir allerdings nichts zu thun und nichts zu lassen. Ein Körnchen Wahrheit liegt nun freilich darin, denn es giebt keine directe Einwirkung des Willens auf das Gefühl: aber so wie das Wort gewöhnlich gebraucht wird, ist es nur ein Polster für selbstsüchtige Trägheit. Gewöhnen, zur Liebe, zu ihren Erweisungen anleiten, die Versuchungen zur Lieblosigkeit, Gefühllosigkeit überstehen, deren Ausbrüche zügeln, kann man allerdings und nirgends findet die Selbstzucht eine schönere Stelle als bei der Gefühlsbildung. Man kann also sich und andere zum Mitgefühl und zur Mildthätigkeit erziehen. Mit mehr Recht dürfte man vielleicht geltend machen, daß natürliche Anlage und besondere Verhältnisse die Thätigkeit des Erziehers an der einen Stelle fast entbehrlich machen, an der anderen bis aufs Aeußerste steigern. „Die Liebe ist eine angeborene, aber verschieden ausgetheilte Kraft und Blutwärme des Herzens; es giebt kalt- und warmblütige Seelen wie Thiere. Manche sind geborene Ritter von der Liebe des Nächsten, wie Montaigne, manche bewaffnete Neutrale wider die Menschheit." (Jean Paul, Levana III, § 117.) Eine Steigerung erfährt diese natürliche Verschiedenheit durch die Umgebungen, in welche die göttliche Vorsehung das Kind gesetzt hat. Jean Paul (Selbstbiogr. I, 30) und nach ihm Beneke (Erziehungslehre I, 407) erinnern daran, wie vielfache Anregung das junge Gemüth erhalte, wenn es sich in dem engen und belebten Kreise des Dorfes oder der kleinen Stadt entwickeln könne, wie arm es in der großen Stadt und vollends dann bleibe, wenn es von einem „noch größeren Unglück betroffen würde, von dem, unterwegs erzogen zu werden, als ein vornehmes Kind, das Jahre lang durch fremde Städte und Menschen fährt und kein Haus kennt als den Kutschkasten." Diese beiden überschätzen das Gewicht der Sache; nicht nur hat auch das Dorf seinen starken Egoismus, sondern es ist auch in den meisten Fällen über das Gemüth des Kindes bereits in den ersten Jahren entschieden, in denen ihm das Elternhaus die Welt ist. Desto gewichtiger wird aber dessen Beschaffenheit, der dasselbe belebende Geist, der darin sich regende Verkehr; und in Erwägung dessen läßt sich behaupten: es gebe in diesem Bezug kein größeres Unglück für ein Kind, als ein einziges, vielleicht gar noch spätgeborenes Kind zu sein. Aber auch hier ist die Aufgabe zu lösen und im allgemeinen bleibt die erziehliche Thätigkeit sogar auf diesem Lebensgebiete die gleiche. Es kömmt ihr überall dies angeborene Mitgefühl und, was doch ja nicht außer Acht zu lassen ist, in Wirkung der Taufgnade auch schon ein christlich bestimmtes Gefühl entgegen und überall reagirt wiederum die natürliche Selbstsucht gegen dasselbe. „Folglich habt ihr nicht sowohl die Blütenknospe der Liebe einzuimpfen, als das Moos und Gestrüppe des Ich wegzunehmen, das ihr die Sonne verdeckt. Jeder will gern lieben, wo er nur dazu könnte und dürfte. Wo eine Ader schlägt, ruht ein Herz im Hintergrunde, wo irgend ein Liebetrieb, dahinter die ganze Liebe" (Jean Paul a. a. O. § 118). Daher ist unsere Thätigkeit nur eine *abwehrende* und eine *ausbildende*. Unter diesen beiden Gesichtspuncten ist sie in der Levana in einer Correctheit dargestellt, die wir sonst an dem durch seine Innigkeit ausgezeichneten Buche nicht gewöhnt sind. Die positive Thätigkeit ist wiederum eine doppelte: *vertiefend* und *ausbreitend*, d. h. sie geht zunächst darauf aus, dem Gefühle die gehörige Kraft und Dauer zu geben, sodann aber darauf, dasselbe über seine nächsten Objecte, Eltern und Geschwister, hinauszuführen. „Von der Bruderliebe die allgemeine

Liebe." Nach dieſen Seiten giebt uns Beneke in ſeiner bekannten Feinheit Weiſungen, von denen wir die Erinnerung daran, daß die Familienliebe oft nur „verlängerte Selbſtſucht" ſei, hervorheben. Ehe wir ihnen folgen, haben wir indeſſen erſt noch unſer Auge auf die pädagogiſchen Verirrungen und Verſündigungen zu wenden, gegen welche Palmers Evang. Pädagogik ihren ſittlichen Ernſt richtet.

d. Die größte Verſündigung, welche an dem Kinde begangen werden kann, iſt die, ihm die Liebe zu verſagen oder ſein junges offenes Gemüth durch Hohn und Spott, ſei es über kindliche Schwäche, ſei es über wirkliche leibliche oder geiſtige Gebrechen, zu verſchüchtern und zu verbittern. Wir erhalten ein trauriges Bild davon in dem bekannten „Anton Reiſer" von K. Ph. Moritz; auch Byron klagt den Spott, den er von ſeiner Mutter zu erleiden hatte, als Urſache der Nachtſeiten ſeines unglücklichen Gemüthes an. Wen niemand ſucht, wen niemand liebt, der liebt, der ſucht ſich ſelber, der wird eitel und ſelbſtſüchtig und „unterdrückter Liebe helfen Jahre nicht auf" (Jean Paul). — Der Wirkung nach ſteht das Zuviel der Zärtlichkeit mit dem Zuwenig auf gleicher Stufe; les enfants gâtés sont toujours les enfants les plus mauvais, ſagt das franzöſiſche Sprüchwort, verzärtele dein Kind, ſo wirſt du es ſchlagen müßen, der Siracide. Eine beſondere Schwierigkeit entſteht aus den Krankheiten der Kinder, welche eine ungewöhnliche Nachſicht gegen ſie erfordern, aber der aufmerkſame Erzieher wird es wohl verſtehen, mit der Geſundheit auch die Strenge wiederkehren zu laſſen (vgl. d. Art. Krankheiten der Kinder). — Der dritte Weg, ſein Kind um alle die Freuden, welche ihm aus ſeinem Mitgefühl kommen könnten, zu betrügen, die Keime desſelben ſchon zeitig zu erſticken, liegt in der Achtungsloſigkeit und Liebloſigkeit, mit welcher die Eltern vor den Ohren der Kinder von andern reden, von denen zu ſchweigen, welche ihnen das Schauſpiel der Härte oder ehelichen Zwiſtes geben. — Damit verwandt iſt die Gedankenloſigkeit, mit welcher man ihnen oft Thiere zu Spiel und Qual überläßt. Sehr treffend erinnert Jean Paul daran, daß dem kleinen Kinde, welches alles perſonificirt, das Thier faſt auf einer Stufe mit dem Menſchen ſtehe und deshalb der kleine Thierquäler zu einem harten, grauſamen Manne erwachſe. Auch Leibnitz (ſ. d. Art.) warnt in ſeinem projèt de l'éducation d'un Prince davor, durch Thierquälerei den Keim zur Bosheit und Schadenfreude in dem Gemüthe des jungen Fürſten aufkommen zu laſſen (vgl. d. Art. Gefühlloſigkeit). — Aber auch bei der redlichſten Abſicht hat ſich die Pädagogik verirrt und das Gegentheil von dem, was ſie beabſichtigte, erreicht, ſo namentlich durch künſtliche Rührungen und müßiges Moraliſiren, noch mehr aber durch ideales Ueberſpannen. Die Thätigkeit des Mitgefühls geht durchaus von dem Nächſten aus und erſt muß man den Menſchen lieb haben, ehe man die Menſchen lieben kann. Hier gilt Göthes Wort: Willſt du ins Unendliche ſchreiten, ſo geh' ins Endliche nach allen Seiten. Die beſtimmten Ausſprüche der heil. Schrift ſind bekannt: Gal. 6, 10. 1 Tim. 5, 8. und 2 Tim. 1, 7. Wer ihrer nicht achtete, würde Leute erziehen, welche unter dem Vorgeben von Pflichten gegen das Allgemeine diejenigen gegen die Nächſten verſäumten. Philarète Chasles giebt in einem intereſſanten Aufſatz (Dictionnaire de la convers. par N. K. Duckett. Paris 1857. tome XIV, p. 457 ff.), wo er nachweist, wie mit dem Aufkommen des Wortes Philanthropie die charité geſchwunden ſei, ein Bild von der durch ihre hohen (vastes) Ideale geſchwächten und gelähmten franzöſiſchen Jugend. — Endlich iſt zu dieſen Verirrungen die ganze Reihe der Bemühungen zu rechnen, welche Wohlwollen und Mildthätigkeit bei den Kindern erzwingen wollen, ohne auf eine Wiedergeburt zu dringen. Befohlene Küſſe, gewaltſam weggenommene Spielſachen, unter Sauerſehen der Kinder vor deren Munde weg vertheilte Näſchereien können den Eigenſinn brechen, aber kein Mitgefühl ſchaffen. „Ihr verfälſcht die Liebe, indem ihr deren äußere Zeichen gebietet" (Jean Paul). — Auch die jetzt ſo modernen Kunſtſtückchen der Mildthätigkeit, da Kinder-Miſſionsvereine beſtehen, daß bei keiner öffentlichen Sammlung das: „Aus der Sparbüchſe von Anna und Paul" fehlt, verwirft Palmer mit ſchlagenden Gründen: „Einen Beſitz, wie man ihn haben muß, wenn man eine

wirkliche Wohlthat erweisen will, hat das Kind noch nicht und soll ihn nicht haben" (a. a. O. S. 250 ff.). Es bleibt ihm noch ein weites Feld, die Mildthätigkeit zu üben, übrig. — Ueberhaupt muß man nicht kleingläubig und ängstlich provociren, sich nicht durch Aeußerungen echter Kindlichkeit, als durch angebliche Zeichen von Selbstsucht ängstigen lassen. Kindergezänk hat nicht viel auf sich und verträgt sich mit der größten Herzlichkeit. Unschuldiges, kindisches Lachen ist noch keine Schadenfreude (Baur, Grundzüge S. 163 ff.). Am allerwenigsten aber braucht uns eine gewiße, namentlich den Knaben eigenthümliche Kälte zu erschrecken, welche theils in deren Naturell, theils in falscher Scham, theils nur in Mangel an Erfahrung und an Bekanntschaft mit der Noth begründet ist.

Nach alledem ergiebt sich der richtige und sichere Weg, auf dem wir unsre Kinder zum Mitgefühl erziehen, von selber: Erziehe dir Kinder, d. h. sei Vater, sei Mutter, Lehrer u. s. w., d. h. komme mit deiner Liebe entgegen, mit der rechten, heiligen. Einen stärkern Beweggrund zur Liebe als den: er hat uns zuerst geliebet, weiß auch die Schrift nicht. Der Heide Seneca lehrt: „unermüdliche Liebe überwindet selbst die Bösen" und nach Augustinus giebt es keine stärkere Einladung zur Liebe, als entgegenkommende Liebeserweisung. — Erziehe Geschwister. Hat Gott diesen Segen (Ps. 127, 5) dem Hause nicht versagt, so wird viel davon abhängen, wie er ausgebeutet wird. Namentlich Sache der Mutter wird es sein, mit Weisheit im häuslichen Kreise zu herrschen, die Kinder zu lehren, daß sie mit einander lernen und spielen, auf ihre gegenseitigen Bedürfnisse Acht, mit ihren Schwächen unter einander Geduld haben, u. s. w. Vorzüglich können im Geschwisterkreise Strafen und Belohnungen, welche so oft trennend wirken, die Herzen binden, wofern nur die Gerechtigkeit der Erzieher unbedingtes Vertrauen begründet. — Lasse dich lieben, d. h. nimm kleine Erweisungen kindlicher Dienstfertigkeit freundlich auf, auch wo sie deine eigene Mühe vergrößern (beim Aufräumen, bei der Gartenarbeit); gieb den Kindern sogar Gelegenheit, dir solche Dienste zu erweisen, und gönne ihnen die Freude und den Stolz, eines deiner Bedürfnisse befriedigt zu haben; denn es ist ein eigenthümlicher Zug des menschlichen Herzens, daß wir den mehr lieben, dem wir Gutes gethan, als von dem wir es empfangen haben. In dem Hause des Professors Oberlin zu Straßburg war es Sitte, daß die Kinder die kleinen Geldgeschenke von Verwandten zusammensparten, und dem Vater, wenn ihm eine größere Ausgabe für die Kinder schwer wurde, zu Hülfe kamen. Ueberall wäre das nicht anwendbar; aber in jenem Familienkreise hat es Segen gebracht und ist auch an mancher anderen Stelle mit gutem Erfolge geübt worden. Ueberhaupt: verkümmere den Kindern die Freude der Wohlthat nicht, d. h. erleichtere ihnen die Last oder die Entbehrung, die sie freiwillig auf sich genommen haben, nicht. „Laß dein Kind sich mit dem heftigsten Hunger schlafen legen, nachdem es sein Abendbrod einem andern Kinde freiwillig gegeben." Die kleinen Schultern müßen durch Tragen stark werden, sonst brechen sie später unter der Last zusammen oder werfen sie, sobald sie dieselbe wirklich empfunden, ab. Solchergestalt intensiv gestärkt greift das Mitgefühl von selber über den häuslichen Kreis hinaus. Daß es mit Erfolg geschehe, dazu sind nur zwei Dinge nöthig: Man gehe ihnen voran. „Wie man die Kinder durch Vordenken zum Nachdenken erweckt, so lernen sie auch durch Vorlieben, durch ein wahres, herzliches und thätiges Vorlieben ihrer Eltern und Lehrer nachlieben den, der uns zuerst geliebt und sich selbst für uns dahin gegeben hat" (Zeller a. a. O. II. 74). Die Eltern seien also: freundlich unter einander, gegen die Hausgenossen, auch das Gesinde in den Kreis der Familie ziehend, den Nachbarn gefällig und bei jeder Noth hülfsbereit. Jean Paul will lieber eine Polizeistrafe zahlen, als Angesichts seiner Kinder einen Bettler abweisen. — Zweitens lasse man sie die Noth sehen, damit sie auch später von ihr wissen, denn nicht bloß bei Kindern ist Mangel an Bekanntschaft mit der Noth der Grund der geringen Wohlthätigkeit. Elisabeth Fry nahm ihre Kinder mit in die Gefängnisse „und so blieb und wuchs in der Mutter der Armen die Mutter der Kinder" (Merz, Armut und Christenthum S. 196). Frau

Profeſſor Oberlin erzählte ihren Kindern von jeder Noth, die ſie geſehen hatte und erzog ſich dadurch in ihrem Fritz, dem berühmten „Heiligen der proteſtantiſchen Kirche“ (ſo nennt ihn K. Haſe), nicht nur einen Virtuoſen der Samariterliebe, ſondern auch einen Mann, der ſie zu lehren und fortzupflanzen wußte (Schubert, Züge aus Oberlins Leben). Wiſſen nun die Kinder von dem Jammer, der in der Welt iſt, wobei man ja der geiſtlichen Noth nicht vergeſſe (vgl. Nitzſch a. a. O.), und gehen ihnen die Eltern in Wort und That voran, ſo wird ihnen das andere von ſelbſt zufallen.

Zu weiterer Belehrung empfehlen ſich Schriften wie Jeremias Gotthelfs Armennoth, die Fliegenden Blätter des Rauhen Hauſes u. dgl., ferner die Erklärungen zu Luc. 10 und Röm. 12, 13; darunter die vortrefflichen in Niſſens Unterredungen.

Dr. Schneider.

Mitſchüler. Der Menſch iſt nicht zum Einzelleben beſtimmt. Qui solitudinem amat, aut Deus est aut fera, ſagt Baco. Der Menſch iſt weder das eine noch das andere. Das Leben in gottgeordneter Gemeinſchaft mit anderen iſt ſein Beruf und zur Erziehung für dieſen Beruf vereinigen ſich denn auch in der Regel die Kräfte und Einflüſſe vieler Menſchen. Das zeigt ſich ſchon am Kinde. Wenn auch ein Herein- und Mitwirken anderer Menſchen bei der Erziehung desſelben abgehalten werden könnte, in den Geſchwiſtern wachſen eben ſo viele Miterzieher zu. Ohne es zu wiſſen noch zu wollen, werden ſie Gehülfen der Eltern, die älteren als Vorbilder für die jüngeren, Lehrer, Warner, Beſtrafer, Hüter, Beſchützer, freilich auch manchmal Verführer, die jüngeren den älteren gegenüber Objecte, an denen ſich die edelſten Kräfte der Liebe, der Geduld, der Selbſtverleugnung, der Verträglichkeit vorüben können, ſo wie freilich durch ſie auch manche Aeußerung der vorhandenen ſündigen Selbſtſucht hervorgerufen wird. Die Erfahrung, daß das geiſtige Leben jüngerer Geſchwiſter ſich oft verhältnismäßig früher und kräftiger entwickelt, und die andere, daß das ſittliche Gerathen der älteren Kinder oft auch das der jüngeren nach ſich zieht, zeugen von der Macht, welche ſolche Miterzieher ausüben. Reicher Kinderſegen iſt ein Segen auch für die Kinder, und jenes ſalomoniſche „Wohl dem, der ſeinen Köcher derſelben voll hat!“ (Pſ. 127, 8.) breitet ſich auch auf die dort gemeinten lebendigen Pfeile ſelbſt aus. Das Leben in der Familie, wie reich und wohlgeordnet es auch ſei, reicht für die geiſtige und ſittliche Bildung des Kindes in der Regel weit nicht aus. Die Kinder einer Familie ſind, den ſeltenen Fall von Zwillingsgeſchwiſtern abgerechnet, einerſeits verſchiedener nach Alter und Entwicklungsſtand und andrerſeits wieder als Sprößlinge eines und desſelben Stammes und Gewächſes, in einer und derſelben Familienluft aufgewachſen, ähnlicher, als das Bedürfnis jener Vielſeitigkeit und Kraftübung, wie ſie das vielgeſtaltige Leben verlangt, wünſchen läßt. Sie ſuchen ſelbſt ihre Geſpielen, Kinder ähnlichen Alters, aus anderen Familien und geſellen ſich zu ihnen, angezogen theils durch Uebereinſtimmung der Neigungen, theils durch ergänzende Verſchiedenheit ihres Weſens (vgl. d. Art. Familie, Geſpielen). Dieſes Bedürfnis nun wird mit dem Eintritt in die Schule reichlich, oft überreichlich befriedigt. Sie führt das Kind aus dem kleinen Kreiſe des Hauſes auf einmal in die Oeffentlichkeit eines geordneten Gemeinlebens, ſie ſtellt es unter Kinder gleichen Alters und Geſchlechts, ſchafft ihm eine Menge von Genoſſen auf einmal und deckt ſo den einen Mangel des geſchwiſterlichen Lebens, die Altersungleichheit, während ſie zugleich auch dem anderen, der oben bezeichneten Einſeitigkeit dieſes oder jenes beſtimmten Familiengeiſtes, abhilft und Kinder aus den verſchiedenſten Lebenswurzeln und Familienatmoſphären zuſammenwürfelt. Das Kind wird Schüler, Schülerin und ſteht unter Mitſchülern, Mitſchülerinnen. Daß dieſes Verhältnis der Mitſchülerſchaft nicht ohne tiefen und vielſeitigen Einfluß auf die geiſtige und ſittliche Entwicklung der alſo zuſammengeführten Kinder ſein könne, liegt am Tage. Nimmt doch die Schule den beſten Theil der Tageszeit, ja einen bedeutenden Bruchtheil der geſammten Lebenszeit in Anſpruch und zwar gerade denjenigen, der für die Aneignung von geiſtigen und ſittlichen Eindrücken am empfänglichſten, für Bildung und Gewöhnung, für Stimmung

und Umſtimmung am geeignetſten iſt. Hänschen lernt ja bekanntlich leichter als Hans. Wir wollen einige von den in dieſem Verhältniſſe hervortretenden Momenten hervorheben, indem wir den Blick zuerſt vorwiegend 1. auf das intellectuelle oder Lernleben und dann 2. auf das ſittliche oder Gemüths- und Charakterleben richten.

1. Die Hauptmacht für alle Wirkungen, welche die Mitſchülerſchaft hervorruft, iſt die Gemeinſamkeit. Sie macht ſich ſchon geltend in der geiſtigen Lernarbeit der Schule und wirkt vielfach weckend, ermunternd, ſtärkend auf die jungen Geiſter. Man weiß, wie der gemeinſame Marſch in gleichem Schritt und Tritt, das Taktmäßige der Bewegung auch die ſchwächeren Kräfte mit fortzieht. So ziehen auch die Mitſchüler einander auf ihrem Lernmarſche fort, und vieles, was bei dem einzelnen mit allerlei Kunſt- oder Gewaltgriffen erſtrebt werden müßte, giebt ſich in der Schule von ſelbſt. Das Wirkende dabei iſt einerſeits die Macht des Beiſpiels (exempla trahunt), andererſeits der Ehrtrieb. Daraus entwickelt ſich das mächtige Ferment des Wetteifers, da dem ja eine gewiſſe Gleichheit der Kräfte die Grundvorausſetzung bildet. Abſolute Ueberlegenheit läßt keinen Wetteifer aufkommen. Der Eintritt in die Schule, unter Alters- und Geſchlechtsgenoſſen iſt darum auch der Eintritt in die gemeinſame Rennbahn. Die jungen Kräfte meſſen ſich da mit einander auch ohne Zuthun des Lehrers auf dem Gebiete des Wiſſens und Könnens, wie ſie ſich ſonſt wohl nach der Leibesſtärke gemeſſen, und ringen um den Vorrang. Einige fleißige und wacker voranſchreitende Schüler, die den Wetteifer der übrigen reizen, ſind für die Bildung eines munteren Lerngeiſtes, für das Fortſchreiten in Kenntniſſen und Fertigkeiten von großem Einfluß. Ja die Macht des guten Vorgangs und Wetteifers wirkt ſelbſt bis auf die Form der Arbeiten hinaus. Ich erinnere mich eines 14jährigen Knaben, der, mit einem feinen Sinn für das Schöne begabt, ſeine lateiniſchen Ausarbeitungen immer ſehr ſchön ſchrieb, und namentlich auf die erſte Zeile in Fracturſchrift und kunſtreichen Initialen viel Sorgfalt verwendete. Die Macht des Schönen wirkte mehr und mehr auf ſeine Mitſchüler, und ohne alles Mitwirken des Lehrers ahmten die meiſten derſelben, ja ſpäter auch die Schüler jüngerer Claſſen dieſe Kunſtbeſtrebungen nach. Dies ein Beiſpiel für viele und auf vielerlei Gebieten. Es geſellen ſich aber zu dieſen mehr unbewußt wirkenden Einflüſſen wohl auch noch ſolche, die mit Wiſſen und Abſicht von Schülern auf Schüler ausgeübt werden, entweder freiwillig, indem ſich geförderte Schüler der zurückbleibenden annehmen und ihnen theilweiſe den Lehrer erſetzen, oder auf Anordnung des Lehrers ſelbſt. Das ganze Syſtem des Bell-Lancaſterismus ruht ja auf geordneter Mithülfe einzelner Mitſchüler (ſ. Bell).

Die Mitſchülerſchaft hat freilich auch ihre Kehrſeite. Es werden nicht bloß ſchwächere Schüler von den ſtärkeren mit fortgezogen, es werden auch dieſe von jenen aufgehalten. Wie vieles muß um der ſchwächeren, trägeren oder achtloſeren willen länger betrachtet, wieder und wieder gebracht werden! Das iſt nicht ſelten Blei an den Füßen der rüſtigeren Läufer. Aber auf der andern Seite iſt in ſolch einem Bleigewichte auch ein nicht ſelten heilſamer Moderator beigegeben, der vor zu haſtigem Vorwärtseilen, vor Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit oder vor geiſtiger Uebertreibung und Vergewaltigung ſichert. Auch in der Schule erfindet ſichs als weislich gethan, daß Gott den Armen neben dem Reichen gemacht hat. So kann, was ſich erſt als Uebel empfindet, zur Wohlthat werden.

Schlimmer wird die Sache freilich, wenn die Zahl der trägeren und für den Reiz der Ehre weniger empfindlichen Naturen überwiegt und dieſe ſich an einander tröſten, noch ſchlimmer, wenn ſich jene leidige Aſſecuranz dazu ſchlägt, damit man ſich gegenſeitig die Arbeitsnoth zu erleichtern ſucht. Wenn die Einbläſerei in der Schule getrieben wird, das Abſchreiben von Arbeiten in und außer derſelben, das Zuſammenarbeiten von Schülern außer der Schulzeit, wobei die ſtärkeren ſelten die nöthige pädagogiſche Rückſicht auf die ſchwächeren nehmen, ſondern ſammt dieſen eben bald fertig zu werden ſuchen und darum ihnen die Mühe des Denkens erſparen (ſ. Einflüſtern S. 68. Ab-

ſchreiben. S. 27.), ſo fällt es auf die Schule wie Mehlthau und es iſt um ein gründliches, ſicheres Vorwärtsſchreiten gethan. Gewiſſenhafte Lehrer werden dieſen einerſeits meiſt aus Trägheit oder Achtloſigkeit, andererſeits oft aus einer unbedachten fleiſchlichen Gutmüthigkeit fließenden Schulſünden mit allem Ernſt entgegentreten und die Regel der württembergiſchen Volksſchulgeſetze: „Sei kein Einbläſer und dulde keinen; du betrügſt ſonſt und wirſt betrogen," mit ihren Conſequenzen auf das nachdrücklichſte einſchärfen und handhaben.

Die Mitſchülerſchaft iſt ſomit ein ſehr bedeutendes Moment im Arbeits- und Lernleben der Schule. Gute, fleißige, ſtrebſame Schulgenoſſen zu haben, iſt ein Vortheil, der für Söhne und Töchter nicht hoch genug angeſchlagen werden kann. Er iſt um ſo größer, als dieſe Schulgenoſſenſchaft in der Regel durch die ganze Schulzeit fortgeht und alle Wechſel der Lehrer überdauert. Welche Verſchiedenheit findet ſich oft unter den Claſſen, Jahrgängen, Promotionen desſelben Alters! Jeder ältere Lehrer weiß davon zu ſagen. Natürliche Begabung, Vorarbeit durch andere Lehrer thut viel; aber gewiß iſt der Einfluß, den die Schüler ſelbſt auf einander üben, dabei keiner der unbedeutendſten Factoren. (Vgl. d. Art. Cötus.)

Der gewiſſenhafte Lehrer wird ſeinerſeits dieſen Einfluß, den die Schüler ſelbſt untereinander wiſſentlich und unwiſſentlich auf ihr geiſtiges Leben üben, genau beobachten, wird ihn nicht unterſchätzen, den von daher drohenden Gefahren entgegenwirken und ihn zum Beſten des Ganzen ſowie namentlich einzelner ſchwächerer Schüler zu benützen wiſſen. Daß man je und je einen oder etliche ſolche einem geförderteren Mitſchüler behufs der Nachhülfe zuweiſe, kann beiderſeits wohlthun, wenn der helfende ſeinen ſchwächeren Bruder dabei auch nicht gerade, wie Peſtalozzi will, um den Hals nimmt.

2. Wie groß aber auch der Einfluß ſei, den Mitſchüler auf einander üben in Beziehung auf das intellectuelle, auf das Lern- und Arbeitsleben, ſo dürfte er doch noch viel bedeutender ſein rückſichtlich des ſittlichen, des Gemüths- und Charakterlebens. Im Grunde blickt dieſes auch in dem bisher Geſagten ſchon durch; denn der Nacheiferung, der ſchulbrüderlichen Hülfe, der Treue und Selbſtändigkeit in der Arbeit liegen ſelbſt ſchon ſittliche Momente zu Grunde, ja alles Aufmerken, Lernen, Arbeiten iſt ſelbſt ſchon eine ſittliche That.

Die Schüler einer Schule, wenn auch äußerlich nach Jahren ſortirt und zuſammengeordnet, ſtellen doch in der Regel eine wahre Muſterkarte von ſittlichen Eigenthümlichkeiten dar. Scheiden ſich auch die Kinder der niederen Stände von denen der höheren ab in der Volksſchule gegenüber den höheren Schulen der Söhne und Töchter, ſo bleibt doch auch unter den ſo geſchiedenen Kindern eine große Verſchiedenheit in Sinn und Sitte und Gewöhnung. Die verſchiedenſten Temperamente nehmen auf der Schulbank neben einander Platz, und dieſe hinwiederum unter der verſchiedenſten Pflege des elterlichen Hauſes aufgewachſen, gewöhnt oder verwöhnt. Wie ſich aus den verſchiedenen dunſtartigen und — wenn v. Reichenbach recht hat — odiſch-magnetiſchen Ausſtrahlungen der jungen Leiber jene eigenthümliche Atmoſphäre bildet, die man Schulluft nennt, ſo bildet ſich auch aus den verſchiedenen Seelen- und Geiſtesausſtrahlungen des jungen Schulvölkleins ein geiſtig-ſittlicher Dunſtkreis, ein Schulgeiſt. Dieſer kann geſund ſein oder ungeſund, er kann darum auch auf den einzelnen entweder ſtärkend wirken oder ſchwächend, fördernd oder lähmend, heilſam oder vergiftend und muthet bald wie heitere Morgenluft an, bald wie Gewitterſchwüle.

Hätten wir die Auswahl der Schüler in der Hand, wir würden vermuthlich lauter gute, wohlgeartete Kinder zuſammenordnen, die böſen und unartigen am liebſten ganz ausſondern und uns ſo eines guten Schulgeiſtes zu verſichern ſuchen. Allein die Ordnung Gottes und der Dinge, wie ſie ſind, erſpart uns dieſes Experiment, deſſen Gelingen von vorne herein bei der ganzen Natur der Menſchenkinder ſchon ſehr zweifelhaft ſein dürfte. Sie ſetzt uns auch in das Netz der Schule, wie der Kirche, gute

und faule Fiſche durcheinander, und dieſe Thorheit göttlicher Unpädagogik iſt doch am Ende auch weiſer, denn die Menſchen ſind (1. Kor. 1, 25.). Durch dieſe Miſchung wird die Schule zu einem Kampfplatz, auf dem ſich die ſittlichen Kräfte der Jugend üben, ſtärken und für das künftige Leben in Staat und Kirche vorbilden mögen. Iſt ja ſolch eine Schule im Grunde ſelbſt ein Staat im Kleinen, durch Recht und Geſetz geordnet, mit Obrigkeit und Unterthanen, wie ſie denn auch für das Gemeinleben der Kirche in Lehre und Zucht den Grund legt. Auf dieſem Kampfplatz wirken die ſittlichen Kräfte bald anziehend, bald abſtoßend auf einander, da wird eines des andern Führer oder Verführer, Vor- oder Schreckbild; Freundſchaft und Feindſchaft, Liebe und Haß, „Herzen und Fernen von Herzen“ (Prediger 3, 5.) hat da ſeine Zeit und findet ſeinen Raum. Da treten Wahlverwandtſchaften hervor, alte Verbindungen löſend, neue eingehend, da werden Herzensverbindungen geſchloſſen, die oft bis an die Grenze des Erdenlebens reichen, ſowie für manche Widrigkeiten, die ſpäter hervortreten, der Grund ſchon im Schulleben zu ſuchen iſt. Albrecht Dürer, der arme Goldſchmiedsſohn, und Willibald Pirkheimer, der Sprößling einer reichen Patricierfamilie in Nürnberg, blieben ihr Leben lang in Freundſchaft verbunden und einer diente dem andern mit ſeiner Gabe. Auf der Schulbank fing ihre Freundſchaft an. — Die ſächſiſche Stadt Pegau verdankt ihre Erhaltung i. J. 1644 der Macht der Schulfreundſchaft. Torſtenſohn belagerte ſie, der ſächſiſche Oberſt v. Gersdorf vertheidigte ſie und wies alle Aufforderungen zur Uebergabe ab. Der ergrimmte ſchwediſche Feldherr ließ nun Feuergranaten werfen. Alle Bitten des Raths um Verſchonung fanden taube Ohren. Da zieht der Superintendent, M. Lange, mit zwölf weißgekleideten Knaben ins Lager, ſie ſingen knieend: „Wenn wir in höchſten Nöthen ſein.“ Vergebens. Da nimmt Lange das Wort zur Fürſprache. Kaum hat er begonnen, ſo ſtürzt ihm Torſtenſohn um den Hals. Er hatte in ihm einen Studiengenoſſen erkannt, der ſich noch dazu ſeiner liebreich angenommen. Die Stadt war gerettet. — Es iſt eine ebenſo tiefe und nachhaltige als freie und unberechenbare Einwirkung, die Mitſchüler auf einander ausüben, und oft wird die ganze Lebensrichtung eines Menſchen durch ſeine Schulkameraden beſtimmt. Gottlob, daß der chriſtliche Lehrer auch hiebei ſich der Hand getröſten darf, die auch das Kleinſte und ſcheinbar Zufälligſte doch vorbedacht hat und ihre Werke weislich zum Ziele zu führen vermag. Daß dieſer Troſt ihn nicht der treueſten und aufmerkſamſten Sorge und Arbeit entbindet, davon weiter unten noch ein Wort.

Als beſonderes Moment für den bedeutenden Einfluß der Mitſchülerſchaft auf Sitte und Charakter der einzelnen tritt uns auch hier wieder entgegen die Gemeinſamkeit. Da iſt die Gemeinſamkeit des Rechtes und der daraus fließenden Ordnung und Zucht. Die Warnehmung, daß alle ſich derſelben Regel zu fügen haben und fügen, zieht auch hier den einzelnen mit fort, erleichtert ihm die von jeder Ordnung erforderte Verleugnung des eigenen Dünkens, Gelüſtens und Wollens und macht ſie ihm durch tägliche Uebung zur Gewohnheit.

„Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen,“

denkt der einzelne mit „Herrn Gottfried lobeſan,“ und geht den gewieſenen Gang. Da iſt die Gemeinſamkeit der Arbeit und Mühe, des Schulkreuzes, wie es ſich theils in ſeiner Nothwendigkeit, theils durch zufällige Umſtände erſchwert auflegt. Da iſt die Gemeinſamkeit der Schulfreuden, wie ſie der zarteren und reiferen Schuljugend in und außer den Lehrſtunden erblühen; denn an das Leben in der Schule, welche die Schüler, ſo zu ſagen, beruflich einigt, ſchließt ſich das Leben der freien Perſönlichkeit; die Lerngeſellen werden auch Spielgeſellen in der Freizeit und nach der Schule. Nichts aber fügt die Menſchen leichter und inniger zuſammen als gemeinſames Leiden und Freuen. Auch unſerer Schuljugend ſingt der Dichter:

„Getheilte Freud iſt doppelt Freude,
Getheilter Schmerz iſt halber Schmerz.“

Da offenbaren ſich Sympathien und Antipathien, da reicht man ſich die Hand zu Scherzen und Schelmereien wie zu Werken des Friedens, der Kunſt, der Wohlthätigkeit, da zieht einer den anderen in ſeine Erholungen, Liebhabereien, Phantaſien, wohl auch in ſeinen Familienkreis, kurz in ſein eigenſtes Sein und Treiben; da bilden ſich Parteien, Bündniſſe zu Schutz und Trutz, da blühen Kämpfe, reifen Siege, Friedensſchlüſſe, tout comme chez nous, könnten die großen Leute ſagen. Und wahrlich den kleinen Leuten iſt es in ihrem freien Thun nicht weniger Ernſt als den großen. Wie tief und innig Mitſchüler zuſammenwachſen, zeigt das ſpätere Leben. „Ich bin mit ihm in die Schule gegangen, er war mein Schulkamerad," iſt genug, um Menſchen, die weit und lang getrennt waren, ſchnell und innig zu vereinen.

Iſt der Geiſt einer Schule ein *geſunder*, ſo iſt viel gewonnen für das ſittliche Leben der Schüler. Sie ſind da oft ſicherer bewahrt als unter den aufmerkſamſten Augen von Eltern und Lehrern. Das Wort und Urtheil eines Mitſchülers hat nicht ſelten größere Macht als das eines wenn auch noch ſo achtungswerthen und wohlwollenden Mannes. Das iſt nun einmal der Jugend Art. Der bekannte Abt Steinmetz war durch böſe Mitſchüler im Gymnaſium zu Brieg auf ſchlimme Wege geführt worden und in Gefahr, zu verderben. Da bringt ihn, den 16jährigen Jüngling, das liebende Wort eines Mitſchülers zur Beſinnung; und er wird ſo entſchieden ein anderer, daß ſich ſeine Lehrer über dieſe Veränderung des von ihnen oft vergebens gewarnten nicht genug wundern konnten. Das geht bis zur Hochſchule hinauf. Die ſittliche Ueberwachung, wie ſie z. B. die deutſche Burſchenſchaft in ihrer beſſeren Zeit da und dort über ihre Glieder übte, war eine Bürgſchaft für eine geſunde ſittliche Haltung, wie ſie von keiner Seite ſonſt ſo wirkſam gehandhabt werden konnte, und die Hand, welche in dieſes jugendliche Gemeinleben, von einſeitigem Wohlmeinen geleitet, zerſtörend eingriff, hat viel zerſtört, von deſſen Werth für Staat und Kirche ſie keine Ahnung gehabt zu haben ſcheint.

Aber die *Gefahren*, welche von dem Geiſt einer Schule dem einzelnen Schüler drohen oder welche auch von einzelnen energiſcheren Mitſchülern ausgehen können, ſind freilich auch in demſelben Maße bedeutend, als eine tüchtige Mitſchülerſchaft ſegensreich zu wirken vermag. Da ſteht oben an die Macht des *böſen Beiſpiels*, das oft gerade von entſchloſſenen, thatkräftigen Naturen gegeben wird und eben dadurch um ſo verführeriſcher wird für die unbefeſtigten Mitſchüler (ſ. d. Art. Beiſpiel). So lange ſolche tonangebende Naturen etwa nur auf loſe Streiche außer der Schule gerichtet ſind, mag das noch gehen. Dergleichen hat das Schulleben manches ſpäteren Ehrenmannes aufzuweiſen. Bedenklicher wird es ſchon, wenn ſich der Muthwille, die Neckerei gegen einzelne Kameraden kehrt, die denſelben durch irgend eine Schwachheit oder ſonſtige Eigenthümlichkeit reizen. Wie weit das gehen kann, hat Göthe als Schüler erfahren, indem ſein vorher etwas zur Schau getragener Stoicismus in Ertragung von Schmerzen gegen Ende einer vom Lehrer nicht eingehaltenen Lehrſtunde von drei miswollenden Mitſchülern mit grauſamen Ruthenhieben auf eine harte Probe geſetzt wurde, und nicht alle, die ſo verſucht werden, ſind eines ſo energiſchen Rückſchlags fähig, wie unſer junger Liebling der Muſen, der ſich mit dem erſten Glockenſchlage der neuen Stunde, die er ſich als Ziel geſetzt hatte, unverſehens in Berſerkerwuth auf ſeine Peiniger ſtürzte, und damit zeigte, wie er Manns genug ſei, ſeine eventuelle Drohung mit Augen auskratzen, Ohren abreißen, wo nicht gar erdroſſeln, wahr zu machen. — Noch bedenklicher wird die Sache, wenn ſich der jugendliche Muthwille gegen den Lehrer ſelbſt kehrt. Daß in der Regel die moraliſche Verantwortlichkeit dafür in erſter Linie auf dieſen ſelbſt fällt, iſt wohl unwiderſprechlich. An einen charaktervollen und ſattelfeſten Mann, der mit ſcharfem Blick und richtigem Takt unter der Jugend ſteht und das Salz der wahren Liebe bei ſich hat, wird ſich der junge Uebermuth nicht leicht wagen, und wenn er es einmal ſollte, ſo wird ihm die geeignete Zurückweiſung weitere Verſuche gründlich verleiden. Selbſt körperliche Gebrechen, wie etwa zachäiſche Leibeslange, äſopiſche Mis-

geſtaltung und dgl. wird durch die perſönliche Kraft und Tüchtigkeit des Lehrers vollkommen gedeckt („ubi animi bona praevalent, corporis mala nihil nocent"), während umgekehrt die Länge eines Saul und die Stärke eines Milo nicht vor den Pfeilen des jugendlichen Uebermuths ſchützen, wenn ſolche Vorzüge nicht durch geiſtig-ſittliche Würde, Haltung und richtigen Takt geſtützt ſind. Wo es hieran fehlt, da geſchehen in der Schule, der höheren wie der niederen, manchmal Dinge, die man nicht für möglich halten ſollte. Dabei gehört es unter die mancherlei Räthſel, welche das Werdeleben der Jugend, beſonders der im Austreten der Kinderſchuhe begriffenen, zur Löſung aufgiebt, daß auch edlere Naturen ſich den Kreuzzügen gegen ſolche Lehrer anſchließen können. Wenn auch nicht jeder für ſich zur Offenſive ſchritte, ſo fehlt doch vielfach noch die innere Kraft, ſich dem von entſchloſſeneren Mitſchülern geleiteten Angriff und der Macht des „Si omnes consentiunt" mit einem muthigen „Ego non!" zu widerſetzen. Da haben z. B. die Schüler einer Gymnaſialclaſſe (um nur ein Bild aus dem Leben herauszugreifen) es dem Lehrer bald abgemerkt, daß das Griechiſche nicht eben ſeine ſtarke Seite ſei. Im Nu iſt ein Plan entworfen: eine Subſtantivform, die ungefähr wie eine Verbalform ausſah, ſoll für letztere erklärt werden. Der Lehrer fragt herum; überall die gleiche Antwort. Zuletzt wendet er ſich an den Primus der Claſſe, einen durchaus edel angelegten Charakter: „Sie wiſſen es „alsdann" gewiß." Aber ſiehe da, auch der Primus erklärt das Wort, „wiewohl mit ſchwerem Herzen," im Sinne der Kameraden. Der Lehrer ſchweigt, wird durch den consensus omnium irre, — und „das iſt der Humor davon." Derſelbe Primus ſitzt dann aber Abends in der Luft freiwilliger Jugendarbeit mit gleichgeſinnten Mitſchülern zuſammen und erlabt ſich mit ihnen an Homers Odyſſee oder an der metriſchen Ueberſetzung von homeriſchen Hymnen, Liedern des Tyrtäus, Anakreon u. a. Vorgänge ähnlicher Art weiſen auf die Eigenthümlichkeit der Moral hin, die ſich die Jugend oft ihren Lehrern gegenüber bildet und die von der ſonſt gewöhnlichen bedeutend abweicht. Sie ſieht ſich der Lehrermacht gegenüber in einer Art von Kriegszuſtand, der ihr allerlei Kriegsliſten und Neckereien als harmlos erſcheinen läßt. Wie ſchwer fällt es da dem einzelnen, wider den Strom zu ſchwimmen! Furcht vor der Ungnade der Kameraden, vor dem Spott, oft auch vor der Fauſt derſelben zieht mit fort oder verhindert Geſtändniſſe, Wahrheitszeugniſſe ꝛc. — Geht der Einfluß der ſtärkeren, entſchloſſeneren Mitſchüler gar auf unſittliche Dinge hinaus: auf Ausübungen und Rachehandlungen, auf Diebereien, Wirthshausſitzen, Liebeleien und dgl., ſo kann manche Schulgemeinſchaft recht eigentlich verderblich werden. Wer kennt nicht die haarſträubenden Geſchichten, die Salzmann in Beziehung auf geheime Sünden aus den Kloſterſchulen anführt? Mancher Verlorne ſucht mit Recht die Anfänge ſeines Verderbens in der Schulkameradſchaft; mancher Verderber hat ſein böſes Geſchäft dort begonnen.

Das Schulleben, überblicken wir es als das geordnete jugendliche Gemeinleben, wird ſo recht eigentlich zu einer Schule des Lebens in einem andern Sinn, als es gewöhnlich genommen wird. Alle die ſittlichen Kräfte, welche ſich ſpäter in Amt und Beruf, in den weiteren und engeren Kreiſen des geſellſchaftlichen Lebens, in Staat und Kirche zu bethätigen haben, regen in der kleinen Welt der Schule ſchon die Flügel. Der Unterſchied der von Gott verliehenen Gaben und Kräfte, die Gunſt oder Ungunſt der Natur nach Leib, Seele und Geiſt wird hier an den Mitſchülern vor Augen geſtellt, da beſchämend, dort ermunternd. Der Knabe, der Jüngling lernt den Tüchtigeren neidlos über ſich ſehen und entnimmt hinwiederum der Erfahrung, wie Fleiß und gewiſſenhafte Treue oft nicht ohne Erfolg mit der glücklichen Begabung wetteifert. So bilden Schule und Mitſchülerſchaft für die realen Unterſchiede im Leben vor. Und doch ſchweben ſie wieder in einer gewiſſen Idealität über denſelben. Das Kind des armen Taglöhners und das des reichen Grundbeſitzers, des Handwerkers und des Edelmanns ſind vor dem Geſetze der Schule gleich und lernen einander menſchlich achten. In der Schule gilt jeder, was er nach Geiſt, Gemüth und Verdienſt wirklich iſt, nicht mehr und nicht

weniger. Der Unterſchied von Armut und Reichthum mag immerhin auch am Kleide ſchon in der Schule hervortreten, aber die Unterſchiede des conventionellen Lebens auch in die Schule („Herr Baron, Herr Graf von N.“) hereinzutragen, iſt eine arge Verkennung dieſer idealen Seite des Schullebens und in den Augen der Schüler ſelbſt entweder ärgerlich oder lächerlich.

Bei aller Gleichheit aller bietet indes das Bedürfnis der Schule doch auch Gelegenheit, gewißermaßen amtliche Dienſte einzelner zum Zwecke der Beſchaffung von Unterrichtsmitteln, ſowie zur Unterſtützung des Lehrers in Handhabung der äußeren Ordnung in Anſpruch zu nehmen. (Ordner, Cuſtos, Cenſor, Lector ꝛc.) Amtsbewußtſein, Amtstreue, nicht ohne Moment für das kommende Leben.

Die Mitſchülerſchaft bietet ferner in ganz ungeſuchter Weiſe Gelegenheit, einen guten Schatz von Menſchenkenntnis zu ſammeln; kennen doch die Schüler meiſt einander beſſer, als der Lehrer ſie kennt. Sie kann eine Vorſchule werden für jene Selbſtändigkeit, die ſich von dem Wege des Rechts und der Pflicht weder weglocken noch wegſchrecken läßt, eine Vorübung für jene Freiheit von Menſchenfurcht und Menſchengefälligkeit, die den echten Mann kennzeichnet. Hier kann ſich Treue und Gewiſſenhaftigkeit im Kleinen erproben, und die Ueberwindung ſeiner Kameradenwelt iſt die Vorläuferin für jene Weltüberwindung, die uns das Wort Gottes (1 Joh. 5, 4.) als im Glauben des Chriſten beſchloſſen darſtellt.

Für den Lehrer iſt der Einfluß, den die Schüler auf einander ausüben, ein Umſtand von hoher Wichtigkeit. Dieſen unberufenen und doch ſo wirkſamen Collegen in ſeinem Lehr- und Erziehgeſchäfte gegenüber nimmt er zunächſt eine eigenthümliche Stellung ein: er ſteht einer unbekannten, nicht leicht zu berechnenden, nicht wohl greifbaren Macht gegenüber. Er muß ſie, dieſe Mitarbeiter, nehmen, wer und wie ſie ſind, ohne eigene Auswahl oder Proteſt, und weiß nicht, wie ſie, ſo oder ſo gemiſcht, auf einander wirken werden. Es iſt eine luſtige Geiſterſchaar, die er vor ſich hat. Es wird ihm da manchmal zu Muthe, wie der Henne, der man Enteneier untergelegt: ſie blickt mit Angſt und Sorgen auf die jungen Pfleglinge, die ihrerſeits luſtig in ihrem Elemente treiben. Kaum vermag irgend eine andere Schulnoth ſich ſo ſchwer auf ein treues Lehrerherz zu legen, als die unheimliche Spannung der geiſtig-ſittlichen Atmoſphäre, wie ſie ſich manchmal in der Schule bildet. Sie mag aber auch vor anderen Nöthen in das Seufzen und Bitten treiben zu dem, der dieſe Geiſter bereitet und gemiſcht hat und der auch den „Geiſtern, die in der Luft herrſchen,“ gebieten kann. Doch die Hände, die ſich ernſtlich zu dem Haupterzieher erheben, werden ſich auch nicht müßig in den Schoß legen. Es bietet ſich auch den jungen Miterziehern gegenüber ein weites Feld menſchlicher Thätigkeit. In der Regel kommt es früher oder ſpäter bei ſolch einer geiſtig-elektriſchen Spannung auch zu Exploſionen. Da werden die Geiſter ſichtbar, greifbar. Da gilt es, raſch und entſchieden in die Breſche zu treten. Da wirkt denn oft ein Wort zu rechter Zeit und im rechten Ton geredet, oder eine wohlbemeſſene Strafe Wunder. Die Sinne werden nüchtern, die Luft kühlt und klärt ſich ab. Ein aufmerkſamer Blick erkennt und unterſcheidet nach und nach die jungen Geiſter. Was das öffentliche Wort nicht wirkt, iſt oft dem vertraulichen, herzlich väterlichen unter vier Augen aufbehalten. Ein junges Menſchenkind — und wäre ihm ſchon der Milchbart angeflogen — iſt, allein genommen und in väterlichem Tone angeredet, oft ein ganz anderes als in der Gemeinſchaft mit ſeines gleichen. Sonſt pflegt wohl der Eindruck des Lehrerwortes auf den einzelnen durch die Anweſenheit ſeiner Mitſchüler verſtärkt zu werden; aber nicht ſelten wirkt dieſe Oeffentlichkeit auch wieder entgegengeſetzt, und falſches Ehrgefühl, geheimer Trotz, ungelenker Selbſtändigkeitstrieb verſchließen das Herz. Dem Lehrer allein gegenüber tritt das eigenſte Weſen des Schülers manchmal mehr ans Licht. Selbſt Wildfänge und Trotzköpfe werden da oft zahm, und auch an rohen, bösartig ſcheinenden Kameraden zeigen ſich da wohl noch zugängliche Seiten. Der Macht der Vergeſellung gegenüber iſt wohl das divide et impera! am Platz. „Zertrenn' und

herrſche! tüchtig Wort," dolmetſcht es Göthe; aber den beſſeren, etwa vereinzelt ſtehenden Elementen gegenüber mag auch das von demſelben Dolmetſcher gegebene Supplement zu ſeinem Rechte kommen: „Verein' und leite! beſſ'rer Hort." Nägelsbach ſagt in ſeiner Gymnaſialpädagogik (S. 53.): „die rechte Claßkameradſchaft muß gehegt und gepflegt, aber jedes Parteiweſen um jeden Preis geſprengt werden; beſonders dulde man nicht, daß die Schlechteren oder Stärkeren in irgend einer Weiſe etwa über die Minderzahl der beſſeren Schüler eine Art Tyrannei ausüben, wie früher der Terrorismus des Pennalismus ſogar auf Gymnaſien Eingang gefunden hat."

Wir können hier auf die Art, wie die Einflüſſe der Mitſchüler auf einander beobachtet, benützt, gelähmt, neutraliſirt, verſtärkt, geleitet werden mögen, nicht näher eingehen und begnügen uns mit der Bemerkung: je weniger die Mitſchülerſchaft bei unſeren öffentlichen Schulen von der freien Beſtimmung der Lehrer und Schulbehörden abhängt, je zufälliger die Schüler und Schülerinnen in ihren Schulen und Schulclaſſen zuſammen kommen, je mehr ſich aus der häuslichen Erziehung und Gewöhnung ſo wie aus der jungen Natur ſelbſt unberechenbare Factoren mit in die Schulerziehung einmiſchen und je tiefer ihre Wirkung ſein kann, deſto ernſter wird es der Lehrer mit dem zu nehmen haben, was in den Bereich ſeines Willens, Vermögens und Einfluſſes fällt, und deſto mehr wird er ſich wahren müßen ein offenes Auge zur ſcharfen Beobachtung ſeiner Schüler, einen geweiheten Mund für ſeinen Unterricht wie für Worte der Ermunterung oder Beſtrafung, eine feſte Hand für den Zügel der Zucht und ein treu meinendes, heilig liebendes und prieſterlich fürbittendes Herz. **V. Strebel.**

Mittelalterliches Schulweſen. Der Charakter des mittelalterlichen Schulweſens beſtimmt ſich, wie natürlich, durch den allgemeinen Charakter des Mittelalters. Um aber dieſen recht zu zeichnen, dazu gehört vor allem die Unterſcheidung der drei großen Culturgebiete, in denen alle Mannigfaltigkeit geiſtiger Entwicklungen, ungeachtet zahlreicher Berührungen und Wechſelwirkungen, auf eigenthümlichen Grundlagen und in beſondern Formen ſich erhoben hat: das byzantiniſch-ſlaviſche, das römiſch-germaniſche, das islamitiſch-jüdiſche. Dabei erſcheint das zuerſt genannte Culturgebiet als dasjenige, welches, weil in ihm aus den geiſtigen Errungenſchaften der alten Welt zunächſt noch ein außerordentlicher und ſicher vererbter Reichthum für die Bildungsfähigen bereit liegt, nach dem Weſten wie nach dem Oſten hin anregend und bildend wirken kann und fort und fort auch, wie verſchieden immer infolge der nationalen und religiöſen Gegenſätze Maß und Kraft der Wirkung ſein mag, eine gewiße Ueberlegenheit bewahrt. Für alle drei Culturgebiete kommt dann aber als in hohem Grade bedeutſam das Vorwalten der religiöſen Ueberzeugungen in Betracht, die, je mehr ſie mit dem Herzen erfaßt und unter Kämpfen in das Leben geführt ſind, auch eine um ſo größere Vielfachheit der Intereſſen zur Geltung bringen und zu deren Vertretung die verſchiedenſten Kräfte und Mittel aufzubieten wiſſen. Daß gerade in dieſer Beziehung zwiſchen den drei Gebieten durch Jahrhunderte der heftigſte Widerſtreit beſteht, läßt die religiöſen Ueberzeugungen und Intereſſen nur um ſo einflußreicher werden und auch da, wo in dem einzelnen Gebiete für weltliche Intereſſen die Geiſter ſich regen, das Uebergewicht behaupten. Je mehr nun unter ſolchen Bewegungen die Vertreter des Religiöſen Halt und Sicherheit in dem, was über alles menſchliche Meinen und Wollen hinausliegt, haben ſuchen müßen, deſto entſchiedener hat ſich eine Herrſchaft der Auctoritäten feſtgeſtellt, die ja auch den in die Kreiſe der Cultur hineingezogenen Völkern gegenüber ſo nothwendig erſchienen und ſo wirkſam geweſen ſind, alſo daß überall das Denken und Streben ſeine genau beſtimmten Ausgangspunete und Ziele, wie ſeine für den Einzelnen unverrückbaren Schranken hat. Es fehlt ſelten an Widerſpruch, ja er wächst zuweilen zu trotziger Auflehnung heran; aber in weiteſter Ausdehnung gilt die geheiligte Ueberlieferung und leitet die Geiſter auch dann noch in den geordneten Bahnen, wo ſie neue Wege in Freiheit gefunden zu haben meinen. Eine durchgreifendere Emancipation des individuellen Denkens und Strebens erfolgt im Weſten doch erſt dann, als die Nationalitäten

bestimmter und bewußtvoller auseinandertreten; aber eben mit diesem Auseinandertreten hängen folgenreiche Entwickelungen zusammen, die verschiedensten Verhältnisse gewinnen damit eine andere Gestalt, die Nationalliteraturen zumal erscheinen in diesem Zusammenhange als höchst wichtig, da ihr Fortschritt, wie er durch das freiere Aufstreben der Geister bedingt gewesen ist, so auch zu rascher Steigerung und Erweiterung der geistigen Thätigkeit so Großes beigetragen hat. Für das Abendland kommt endlich noch als charakteristisches Moment der stetige Uebergang der Bildung von einem Stande auf den andern hinzu, der zugleich für Jahrhunderte eine Parallele bildet zur Fortleitung der Nationalliteraturen, die, langsam und dürftig im Klerus, lebendig und reich im Adel entwickelt, zuletzt doch fast überall in den Kreisen des Bürgerstandes ihre ausdauerndsten Pfleger gewonnen haben.

Das Schulwesen nun, das aus diesen Verhältnissen herauswuchs, ist aber auch nur bei steter Rücksicht auf diese recht zu würdigen und in seiner Eigenthümlichkeit zu begreifen. Dann aber kann eine Geschichte desselben sehr anziehend und lehrreich werden. Im besondern bieten hier noch folgende Momente zu eingehender Würdigung sich dar. Zuerst nämlich haben wir zu beachten, daß in den drei bezeichneten Culturgebieten die für Jugendbildung benutzten Stoffe, obwohl es zum Theil die gleichen sind, doch auf sehr verschiedene Weise und in sehr verschiedenen Mischungen angewendet worden sind, Während z. B. die Byzantiner reiche Schätze griechischer Literatur bewahrten und nützten, hatte das Abendland davon Jahrhunderte lang nur einzelne Brocken, und was die Araber von den Werken der Griechen sich aneigneten, das beschränkte sich auf Wissenschaftliches und war ihnen erst durch Vermittelung der Syrer zugekommen. Ferner sehen wir: die Bildung ist überall Eigenthum und Vorzug enger Kreise, und der Gedanke einer allgemeinen Volksbildung ist, wenn wir Karl d. Gr. ausnehmen, kaum irgendwo hervorgetreten; aber sie wirkt doch viel energischer im Abendlande als im Bereiche byzantinischer Pedanterie, die auch von den unter den Islam gestellten Orientalen an Rührigkeit weit sich übertreffen läßt. Ueberall jedoch ist sie, wo sie Schulbildung wird, in einem Formalismus befangen, der es zu recht lebendiger Aneignung und zu freierer Fortbildung nicht kommen läßt, wie groß auch die Anstrengungen bei Aufnahme und Bearbeitung des Dargebotenen sind. Was endlich die Theilnahme der leitenden Gewalten an den Bestrebungen für Sicherung und Mehrung der Bildung anlangt, so weiß das Mittelalter wohl von großen Impulsen zu reden, welche von geistlichen und weltlichen Regenten ausgegangen; aber viel häufiger ist Sorglosigkeit und Mangel an Einsicht gegenüber so hohen Aufgaben, für deren Lösung nirgends bedeutendere Mittel aufgeboten und größere Opfer gebracht werden, wenn nicht etwa das persönliche Bedürfnis eines Mächtigen mit ins Spiel kommt. Es ist jedoch immer ein anziehendes Geschäft, das mittelalterliche Bildungswesen etwas genauer ins Auge zu fassen, seine Richtungen und Ziele, seine Mittel und Methoden, seine Mängel und Erfolge sich zu vergegenwärtigen.

Literarisches Material zu einer Geschichte des mittelalterlichen Schulwesens ist in Fülle vorhanden; aber für ernste Forschung ist hier noch außerordentlich viel zu thun, und gerade die umfassenden Darstellungen, welche wir bereits besitzen, zeigen doch sehr deutlich, wie nöthig zunächst noch specielle Untersuchungen sind und wie vieler Vorarbeiten es noch bedürfen wird, ehe an eine wahrhaft befriedigende Geschichte des mittelalterlichen Schulwesens gedacht werden kann. An die in Specialartikeln schon wiederholt genannten Arbeiten von Launoi und Mabillon, von Ruhkopf und Heeren, von Cramer, K. Schmidt und Heppe braucht hier nur kurz erinnert zu werden; alles Specielle führen wir besser an den entsprechenden Stellen der folgenden Uebersicht auf. Daß wir in dieser alles, was dieses Werk bereits in besondern Artikeln (wie Alcuin, Benedictiner, Hieronymianer, Hrabanus Maurus, Karl d. Gr.) ausführlicher dargestellt hat, nur berühren, versteht sich von selbst.

Die Geschichte des mittelalterlichen Schulwesens legt sich in vier Perioden auseinander, die wir im Folgenden zu charakterisiren versuchen.

I. Das Zeitalter der Neubildungen: im Osten gegenüber den ermattenden Byzantinern, die unter den Bilderstürmen auch die edle Verlassenschaft des Alterthums zu vergessen scheinen, die rasche Erhebung und Ausbreitung der Araber, die bald auch in die Bildung der Besiegten eintreten; im Westen erste Entwicklung und engere Verbindung der auf dem Boden des römischen Reichs entstandenen germanischen Staaten unter dem Einflusse Roms, Verschmelzung germanischer und romanischer Elemente unter harten Conflicten, stilles Fortwirken der antiken Bildung in engen Formen und in vereinzelten Kreisen.

II. Das Zeitalter des Aufstrebens; im Osten Wiederaufnahme und glänzende Förderung der Studien bei den Byzantinern, die weithin auch die slavische Welt bestimmen, eifrige Pflege der Wissenschaft im Chalifenreiche, auch nach der Auflösung der Staatseinheit; im Westen völlige Einigung der Völker unter Rom, festerer Zusammenhang und regere Thätigkeit in den Arbeiten für Bildung und Wissenschaft, Blüte der Stifts- und Klosterschulen.

III. Das Zeitalter des Höhestandes: im Osten unter den Erschütterungen der Kreuzzüge zwar nicht Mehrung und Steigerung des geistigen Erwerbs, aber energische Bewahrung und fleißige Benutzung des Ueberlieferten; im Westen allbestimmende Macht der Hierarchie, Entwicklung der Scholastik und der Universitäten, Eintritt des Adels in die Kreise der Bildung, reicheres Aufblühen der Nationalliteraturen.

IV. Das Zeitalter des Uebergangs: im Osten Verwüstung des byzantinischen Culturgebiets durch die Osmanen, die rasch eine höhere Cultur bei sich entwickeln; im Westen freudige Aufnahme des aus dem Osten Geretteten, Entwickelung des Humanismus im Gegensatze zu dem kirchlich-scholastischen Bildungswesen, das doch in zahlreichen Universitäten neue Pflegestätten gewinnt, entschiedenes Hervortreten des selbstbewußten, nach gesunder Bildung verlangenden, in neue Bahnen strebenden Bürgerthums, das überall auch in seiner Sprache dichtet und schreibt.

Auf künstlichere Constructionen verzichten wir. Der Reichthum der Entwicklungen auf so verschiedenen Gebieten und unter so mannigfaltigen Lebensbedingungen läßt sich nicht in ein aus dürftigen Abstractionen gebildetes Schema zwängen. Jeder in solcher Art gemachte Versuch führt zu Gewaltsamkeiten, bei denen die natürlichen Gesichtspuncte sich verschieben und für wahre Einsicht in das Thatsächliche nichts gewonnen wird.

Erste Periode (5—8. Jahrhundert).

I. Die Byzantiner seit Justinian. Wenn wir bei Darstellung des byzantinischen Schulwesens von Justinian ausgehen, so bestimmt uns dazu die Thatsache, daß die von ihm zunächst aus finanziellen Gründen angeordnete Einziehung der Lehrergehalte in allen Städten des Reichs*) und die damit zusammenhängende Schließung der Philosophenschulen zu Athen (529)**) die so lange bewahrte antike Bildungsweise aufhob, was von selbst das stärkere Hervortreten des geistlichen Elements beim Unterricht zur Folge hatte. Es begreift sich nun freilich schon hiernach, daß wir für längere Zeit auf dürftige Notizen über den Fortgang und die Einrichtung des Unterrichts beschränkt sind; aber auch die allgemeinen Verhältnisse wirkten gerade seit Justinian in hohem Grade nachtheilig und ließen weit umher die Länder in Dunkelheit sich hüllen. Selbst über das eigentliche Griechenland legte sich für lange Zeiten dunkle Nacht, und noch vor dem Ende des 6. Jahrhunderts war vor den avarischen und slavischen Banden, die bis in die südlichen Theile des Peloponnes sich ausgebreitet hatten, das hellenische Leben überall zurückgewichen, wie ja auch nordwärts alle Länder bis an die Donau von barbarischen Völkern überflutet wurden. Kleinasien war in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts Hauptsitz der byzantinischen Macht geworden, und wie es lange in höherem Wohlstande sich behauptete, so hielt es wohl auch an dem aus früheren Zeiten

*) Zonaras XIV., S. 50.

**) Ueber die Aufhebung der atheniſchen Philoſophenſchulen ſ. beſ. Joh. Malala II, 187.,

überlieferten geistigen Besitze fest, und auch gegen die Saracenen war es zu tapferer Gegenwehr stark genug; aber in welcher Weise hier wissenschaftliche Thätigkeit fortgedauert hat und für Unterricht gesorgt worden ist, darüber fehlen uns befriedigende Nachrichten gänzlich. Die Armenier bewahrten auch nach der Theilung ihres Reichs durch Römer und Perser ihre nationale Eigenthümlichkeit und entwickelten sogar eine ziemlich reiche Literatur (Neumann, Versuch einer Geschichte der armen. Literatur nach den Werken der Mechitaristen. Leipzig 1833); doch fehlt auch auf diesem Gebiete rechter Anhalt für unsere Zwecke. In Syrien waren Syrer und Griechen durch kirchlichen Hader einander entfremdet, während zwischen ihnen die Juden in ungewöhnlichem Gedeihen emporwuchsen und die Araber immer stärker andrängten, um endlich über alle als Gebieter sich zu erheben; aber auch hier gewinnen wir für Darstellung wissenschaftlicher und pädagogischer Bestrebungen kein zusammenhängendes Material; was durch Nestorianer und Jakobiten von da aus und weithin im Osten geleistet worden, das gehört in einen andern Zusammenhang. In Aegypten machte die Härte der nationalen und kirchlichen Gegensätze schon den Persern die Eroberung leicht (616), und mit dem Eindringen der Araber verlor Alexandria völlig, was es etwa noch an Resten wissenschaftlicher Bildungsstätten und Bildungsmittel besaß. Im allgemeinen aber haben wir noch zu beachten, daß einerseits der Gegensatz zwischen städtischer und ländlicher Bevölkerung auch in den besten Landschaften, sowie die Geschiedenheit der höheren Stände von der Masse des Volks, andererseits die auf schonungslose Ausbeutung der Besitzenden gerichtete Staatsverwaltung, der doch häufig Kraft und Mittel zur Beschützung der Bevölkerung gegen andringende Barbaren fehlten, jedes wahre Gedeihen der Bildung unmöglich machten.

Aber eine gelehrte Tradition setzte sich fort, und die alte Literatur, von deren Schätzen noch so viel erhalten war, fand immer wieder Pfleger und Nachahmer. Freilich war die gelehrte Tradition pedantisch, und die Beschäftigung mit unvergleichlichen Mustern führte nicht zu wahrem Verständnis, befruchtete das Leben nicht und zog sich in enge Kreise von Liebhabern zurück, die das, was sie kannten, entweder nur als Sache eitler Unterhaltung oder als Mittel zu Förderung äußerlicher Interessen anfahen. Die vorzüglichsten Bewahrer profaner wie kirchlicher Bücherfammlungen waren jetzt unstreitig die Geistlichen, die auch für zahlreiche und genaue Abschriften forgten und zugleich immer am besten im Stande waren, durch Wort und Schrift die geistige Bildung zu fördern. Auch wurde jetzt das byzantinische Unterrichtswesen fast durchaus unter den Einfluß der Geistlichen gestellt, und damit stand im Zusammenhange die Aufnahme der Bibel und der Kirchenväter in den Unterricht, welche besonders auch auf die Gestaltung der Sprache in sehr bedeutsamer Weise gewirkt hat. In Constantinopel bestand noch im 8. Jahrhundert eine Akademie von zwölf Geistlichen als Lehrern der Wissenschaften, denen ein stattliches, mit einer Bibliothek versehenes Gebäude (das Oktagon?) eingeräumt war, an ihrer Spitze der *Οἰκουμενικός*; Gegenstände des Unterrichts waren Grammatik (fast nur Formenlehre nach dürftigen Compendien), Rhetorik nach Hermogenes und Aphthonius, mit beschränkten Uebungen, die keinen warnehmbaren Einfluß auf die sprachliche Darstellung geübt haben, und Philosophie in Abhängigkeit von der Dogmatik und an Paraphrasen oder Erläuterungen des Aristoteles angelehnt. Gelesen wurden von den Dichtern Homer, Hesiod, Pindar, einige Stücke der Tragiker und des Aristophanes, auch wohl noch Menander und andere Komiker, von den spätern Theokrit, selbst der dunkle Lykophron und Dionysius der Perieget; von den Prosaikern Thukydides (mehr als Herodot), Demosthenes (die Staatsreden) und „als anderer Demosthenes" Libanius, auch Plutarch und Dio Cassius, dann der durch Eleganz der Sprache empfohlene Philostratus, Themistius, Himerius, Achilles Tatius, Heliodor. Freilich brachte man es zu wahrer Einsicht in Geist und Leben der alten Welt nicht, vielmehr verengte sich der Kreis wissenschaftlicher Kenntnisse fortwäh-

rend; die römische Geschichte schrumpfte zu einer Reihe von Märchen zusammen, und was man von Mythologie mitzutheilen wußte, zeigte mehr als alles, wie völlig die Welt sich verwandelt hatte. Mathematische, juristische, medicinische Kenntnisse hatten Geltung; doch sind wir für jene Zeit über die Weise der Mittheilung wenig unterrichtet.*) Große Zerrüttung führte der Bilderſturm herbei. Je mehr in die Hände der Geistlichkeit die Pflege der Wissenschaft und die Besorgung des Unterrichtswesens gekommen war, desto verderblicher mußten die Verfolgungen werden, welche Leo der Isaurier und seine Nachfolger über jene verhängten. Leo, ein rauher Soldat, ließ die höheren Schulen schließen, als deren Vorsteher seine Decrete gegen die Bilderverehrung nicht vertreten mochten, und nach einer freilich nicht ganz sicheren Erzählung hat er selbst die oben erwähnte Akademie mit ihrem Bücherschatze verbrennen lassen. Sein energischer Sohn Constantinus Copronymus dehnte die Verfolgung über alle Landschaften und besonders auch über die Mönche aus, deren Wohnungen geschlossen, deren Bibliotheken verschleudert oder verbrannt wurden. Die von der Kaiserin Irene herbeigeführte Restauration des Bilderdienstes wurde nicht auch Wiederherstellung des Studienwesens. (Heeren I, 86 ff.)

II. Die Araber. Die Länder, welche die Araber zunächst sich unterwarfen, waren seit langen Jahrhunderten Sitze der Cultur, und wie vieles auch in den spätern Zeiten verfallen und verkommen sein mochte, so war doch immer genug übrig geblieben, um die reich begabten Eroberer anzuziehen und zu fesseln. Nirgends aber geschah dies rascher als in Syrien, wo ja auch die Ommajaden ihren Thron aufgerichtet hatten, und in den Landschaften zwischen Euphrat und Tigris, wohin die Abassiden den Schwerpunct des Reichs verlegten. In Syrien hatte ja eine christlich-nationale Literatur zu schöner Blüte sich erhoben; neben den älteren Lehranstalten in Antiochia und Berytus hatten die Nestorianer erst in Edessa, dann in Nisibis und vielen anderen Städten Schulen errichtet, in denen außer der Theologie auch profane Literatur mit Grammatik, Rhetorik und Philosophie, sowie Medicin gelehrt wurde. In vielen Klöstern hatte die Wissenschaft eifrige Pfleger. S. über Jakob von Edessa A. H. Hoffmann bei Ersch und Gruber, 2. Sect. XIII. 165 f. Zahlreiche griechische Werke waren in das Syrische überfetzt, schon im 5. Jahrhundert hatten die Syrer fast alle Schriften des Aristoteles in ihrer Sprache lesen können. Die Araber nun übten bald eine größere Duldsamkeit, als der Ungestüm ihres ersten Auftretens hatte erwarten lassen; auch die Klöster wurden geschont, und was in diesen an Denkmälern alter Bildung oder an Anstalten für Unterricht erhalten war, gieng wenigstens nicht durch Gewaltthaten der Sieger zu Grunde. Als dann Bagdad, die Stadt des Friedens, Sitz der Herrscher geworden war, sammelten sich dort rasch die Elemente zu einer neuen Culturentwicklung, und die Literatur der Syrer, den Arabern auch durch Verwandtschaft der Sprachen leicht zugänglich, gewann selbst am Hofe der Chalifen schnelle Anerkennung; bekannt ist, daß schon Al Mansur glänzende Belohnungen denen in Aussicht stellte, welche medicinische, philosophische, astronomische (astrologische) Werke der Griechen in das Arabische überfetzen würden. (Buhle, De studii litterarum graecarum inter Arabes initiis et rationibus, in den Commentt. Soc. Gotting. XI. 216 ff.).

III. Das christliche Abendland. Die germanischen Völker, welche in die Westhälfte des römischen Reiches sich getheilt hatten, sahen die romanische Bevölkerung zwar überall vor ihnen sich beugen und auch rohe Gewalt scheinbar geduldig tragen; aber die Ausgleichung und Versöhnung zwischen so verschiedenen Elementen gieng doch sehr langsam vorwärts, und wo den orthodoxen Romanen arianische Eroberer gegen-

*) Bernhardy, Grundriß der griech. Lit. I., §. 88. Daß aus dem fränkischen Gallien junge Männer zu medicinischen Studien nach Constantinopel giengen, sieht man aus Gregor. Tur. X, 15.

über ſtanden, mislang jeder Verſuch, die tiefe Kluft zu ſchließen. Die orthodoxe Kirche des Abendlandes machte jede Verſöhnung unmöglich und half die arianiſchen Germanenvölker ruiniren. Ebenſo energiſch aber ſuchte ſie die Völker, welche den nicäniſchen Glauben angenommen hatten, den alten Einwohnern zu befreunden und aus beiderlei Elementen endlich ſich neue Nationalitäten bilden zu laſſen. Wir wiſſen, wie die Vandalen und die Oſtgothen zu Grunde gegangen ſind, wie ſicher dagegen die Franken, weil von Anfang rechtgläubig, trotz aller Conflicte zwiſchen den Gliedern des regierenden Geſchlechts in die ſie umgebende romaniſche Welt ſich eingelebt haben, wie ferner die Weſtgothen und die Longobarden nur durch den Uebergang zum nicäniſchen Bekenntnis aus gefährlicher Lage ſich herausgewunden, wie endlich die Angelſachſen geradezu von Rom aus für das Chriſtenthum gewonnen worden ſind und eben dadurch für Jahrhunderte eine ſehr gedeihliche Entwicklung ihnen ſich eingeleitet hat. Die Verſchiedenheit dieſer Verhältniſſe beſtimmte natürlich auch einen ſehr verſchiedenen Bildungsgang der einzelnen Völker. Die Iren, auf beſondern Wegen zum Chriſtenthum gelangt, behaupten in ihrer Abgeſchiedenheit lange die ihrem Bedürfnis entſprechenden Lebens- und Bildungsformen, bis auch ſie in den großen Zuſammenhang der römiſch-katholiſchen Welt ſich hineinziehen laſſen.

Der Einfluß, den Rom ſchon in dieſer Periode nach allen Seiten ausübt, iſt außerordentlich. Als die altrömiſche Welt aus den Fugen gieng, ſtand die Kirche in unerſchütterlicher Feſtigkeit, und unter den Wirren und Wehen einer Uebergangszeit, in welcher Altes und Neues in wüſter Gährung durch einander wogte, verkündigte die Kirche den Völkern ein über alle menſchlichen Dinge hinausragendes und doch zu wahrer Geſtaltung derſelben beſtimmtes Geſetz. Dieſe Kirche aber hatte ihren Mittelpunct in Rom, wo der Thron der Imperatoren geſtanden hatte und nun der Stuhl des h. Petrus ſtand. Von dieſem Stuhle ſprach apoſtoliſche Auctorität und machte ſich unter dem Geräuſch der ſchrecklichſten Kataſtrophen weithin vernehmbar. Der Zauber des römiſchen Namens kam hinzu, die Ueberlieferungen der zerfallenen Reichsverwaltung wirkten lebendig fort, und unmerklich, aber ſicher, traten die Inhaber des heiligen Stuhls in das Erbe der Imperatoren ein, damit noch einmal für Jahrhunderte römiſche Kraft und Disciplin ordnend und geſtaltend einen weiten Völkerkreis umſpanne. Kein Wunder, daß in dieſem Kreiſe aller Augen auf Rom ſich lenkten, die Stadt der Apoſtelfürſten, der Märtyrer und Bekenner, von welcher Wahrheit, Bildung und Geſetz, alle Gnaden- und Heilsgüter fort und fort auszugehen ſchienen, wie ſeit Jahrhunderten ſchon Biſchöfe und Glaubensboten, Lehrmeiſter und Zuchtmeiſter von dort gekommen waren. Die Sprache Roms blieb das Bindemittel für die Nationen des Abendlandes, als Sprache der Kirche für Geſetzgebung, Gottesdienſt und Schule, und was einſt in dieſer Sprache große und freie Geiſter geſchrieben hatten, das wirkte jetzt als Muſter unter empfänglichen Barbaren, das wirkte auf ſie, auch wenn es kaum verſtanden wurde, wie ein Zauber mit unwiderſtehlicher Gewalt.

Damit ſtehen wir wieder bei unſerer eigentlichen Aufgabe. Es iſt aber ein ſehr anziehendes Geſchäft, genauer zu betrachten, wie antike Bildung und Wiſſenſchaft neben dem, was die Kirche aus eigenen Mitteln darzubieten hatte, in dieſen Zeiten fortgewirkt haben. Wir gehen bei dieſer Betrachtung von Rom und Italien aus und wandern dann in weitem Bogen durch die jungen germaniſchen Reiche bis zu den ſchottiſchen Gebirgen und in die germaniſchen Wälder.

In Italien erhielt ſich unter der Herrſchaft der Oſtgothen die antike Bildung in faſt unverkümmerter Sicherheit. Theodorich der Gr., einſt in Conſtantinopel dem Glanze dieſer Bildung ſo nahe getreten, hatte ſie zwar auch nicht völliger in ſich aufgenommen, aber doch ſchätzen gelernt, und wie er nun auch ſonſt das Ueberlieferte ſchonte, um ſo die Unterworfenen leichter mit ſich und ſeinem Volke zu verſöhnen, ſo hielt er auch die Träger und Förderer der alten Bildung in Ehren. S. Du Roure, Hist. de Théodoric-le-Grand, roi d'Italie. 2. Vols. Par. 1846. Die Glieder ſeiner

Familie hatten derſelben mit friſcher Empfänglichkeit ſich zugewandt: an Amalaſuntha, ſeiner Tochter, konnte von Caſſiodor (Var. XI, 1) impretiabilis notitia litterarum gerühmt werden; eine Nichte des Königs empfahl derſelbe (Var. IV, 1) dem Thüringer Hermanfried, ihrem Bräutigam, als litteris doctam, moribus eruditam; Theodorichs Neffe Theodat war mit Plato vertraut. Sonſt freilich drang die Bildung der Beſiegten wenig in die Kreiſe der Sieger, und Theodorich ſelbſt ſuchte ſolches Eindringen zu verhindern, um die kriegeriſche Tüchtigkeit ſeiner Gothen nicht zu gefährden. Als gothiſche Männer der Königin Amalaſuntha ihren Sohn Athalarich, den ſie in römiſcher Weiſe wollte bilden laſſen, entriſſen, um ihn der Freiheit zurückzugeben, beriefen ſie ſich auf des großen Königs Grundſatz. (*Ἔλεγον δὲ, ὡς οὐδὲ Θεοδόριχός ποτε Γότθων τινὰς τοὺς παῖδας ἐς γραμματιστοῦ πέμπειν ἐῴη. λέγειν γὰρ ἅπασιν, ὡς, ἥνπερ αὐτοῖς τὸ ἀπὸ τοῦ σκύτους ἐπιγέγνηται δέος, οὐ μήποτε ξίφους ἢ δορατίου ὑπερφρονεῖν ἀξιώσουσιν.* Procop. b. Goth. p. 14 ed. Bonn.) Aber der römiſchen Bevölkerung blieb, woran ihr Stolz und ihre Liebe ſich heftete, unverkümmert. Wie der römiſche Senat ſeine durch Jahrhunderte geheiligte Würde behielt und die alte Rechtsverfaſſung in voller Geltung fortbeſtand (vgl. von Glöden, D. röm. Recht im oſtgothiſchen Reiche. Jena 1843), ſo wurde auch für die Erhaltung der alten Bauwerke geſorgt und dem Volke die Freude an den dramatiſchen, circenſiſchen, amphitheatraliſchen Spielen fort und fort möglich gemacht (Gregorovius, Geſch. der Stadt Rom im Mittelalter I, 275 ff.). Und ſo ließ die Regierung auch die Fortführung der Studien ſich angelegen ſein, wie ſie die Kaiſer eingerichtet hatten. Derſelbe Athalarich, dem ſeine Gothen den Eintritt in antike Bildung unmöglich machten, ſicherte durch ein Edict (Caſſiodor Var. IX, 21) den Lehrern der Grammatik, Rhetorik und Jurisprudenz die in halbjährlichen Terminen auszuzahlenden Honorare, und daß noch immer, auch aus weiterer Ferne, Studirende in großer Zahl nach Rom kamen, zeigen zwei Edicte Theodorichs (a. a. O. IV, 6, 8), in denen jungen Syrakuſanern ein längerer Aufenthalt ausdrücklich geſtattet wird, mit Rückſicht auf frühere Anordnungen, welche, um die Anhäufung von Studirenden in Rom zu mindern, den jungen Leuten, ſobald ſie das zwanzigſte Jahr erreicht hatten, Rom zu verlaſſen geboten. Und wie in Rom, ſo erhielten ſich die Studien wohl auch in Ravenna, Mediolanum, Ticinum. Dürfen wir aus den Schriften des Ennodius auf die Beſchaffenheit des damaligen Unterrichts ſchließen, ſo werden wir anzunehmen haben, daß die auf alte Sagen und ſeltſame Möglichkeiten gerichteten Declamationen ganz in hergebrachter Weiſe fortbeſtanden, daß feierliche Schulreden bei Einweihung von Auditorien und Einführung von Lehrern noch immer beliebt waren, daß alle ſprachliche Darſtellung, wenn ſie gefallen wollte, durch künſtliche Wendungen und geſuchte Gedankenſpiele ſich auszeichnen mußte. Vgl. Fertig, Magnus Felix Ennodius u. ſ. Zeit 1. Abth. Paſſau 1855 und Daniel, Claſſiſche Studien in der chriſtlichen Geſellſchaft (deutſch von Gaißer) 46 ff. Noch unter den letzten Schrecken des Gothenkriegs fand Arator bei der öffentlichen Vorleſung ſeiner in Verſe gebrachten Apoſtelgeſchichte unendlichen Beifall.

Die ehrwürdigſten Zeugen freilich für das wiſſenſchaftliche Leben jener Zeit ſind Boethius und Caſſiodorus. Jener, wenn auch nicht in Athen ſelbſt für die griechiſche Literatur gewonnen, muß doch als ein ausgezeichneter Kenner derſelben gelten, und hat theils durch ſeine Ueberſetzungen ariſtoteliſcher Werke, theils durch ſeine Schriften über Arithmetik, Geometrie und Muſik, theils endlich und beſonders durch ſeine fünf Bücher de consolatione philosophiae einen außerordentlichen Einfluß auf das geiſtige Leben des Mittelalters ausgeübt.*) Während er aber rückwärts ſchaut

*) Bekannt iſt, daß das zuletzt genannte Werk ein Lieblingsbuch des Mittelalters geweſen, und in das Griechiſche (durch Maximus Planudes), Angelſächſiſche (durch K. Alfons), Althochdeutſche (durch Notker), Altflämiſche, Altfranzöſiſche, Engliſche (durch Chaucer, der ſich großentheils an B. emporgebildet hatte), überſetzt worden iſt. Vgl. Fiedler in Herrigs Archiv für

und wie in der Vergangenheit lebt, iſt ſein großer Zeitgenoſſe Caſſiodor der Zukunft zugewandt, in die er auch dann noch mit Hoffnung blickt, als das oſtgothiſche Reich, dem er ſo lange Zeit und Kraft gewidmet hat, zuſammengebrochen iſt. In der ſchönen Einſamkeit des Monasterium Vivariense ſchuf er den Wiſſenſchaften ein beglückendes Aſyl mit Bücherſammlung und Schule. Wie er aber die Studien auffaßte, zeigen auf das deutlichſte ſeine Institutiones ad divinas lectiones. Nachdem er hier den theologiſchen Lehrplan, wie er ihn in Rom nach dem Muſter der Schulen von Alexandria und Niſibis hatte ausführen wollen, gezeichnet, hebt er doch auch mit Nachdruck die Nothwendigkeit der claſſiſchen Studien hervor, wie ja auch die heiligen Väter die Wiſſenſchaften nicht verachtet und Moſes, der treue Knecht Gottes, in aller Weisheit der Aegypter ſich heimiſch gemacht habe. Und weil in den heiligen Schriften und ihren Erklärern viele Wahrheiten figürlich ausgedrückt und nur durch Grammatik Rhetorik, Dialektik u. ſ. w. verſtändlich ſind, widmet er einen zweiten Theil der Behandlung der ſieben freien Künſte, und dieſe Expoſition iſt ein Geſetzbuch für den ganzen Unterricht der mittelalterlichen Kloſterſchulen geblieben. Dabei mag noch hervorgehoben werden, daß er den Genoſſen ſeiner Einſamkeit als die vorzüglichſte Handarbeit das genaue Abſchreiben der Bücher, beſonders der h. Schrift, dringend empfahl (Inst. div. I, 27. 28. 30). Wir wiſſen, wie folgenreich dieſe Anregungen auch für das Unterrichtsweſen geworden ſind.

Uebrigens hatten es Biſchöfe Italiens ſchon vorher nicht an Veranſtaltungen fehlen laſſen, durch welche überall eine Ergänzung des Klerus geſichert werden konnte. Wenigſtens weiſt das Concil von Vaiſon (529) auf den durch ganz Italien beſtehenden Gebrauch hin, daß die Pfarrer aller Orten junge Leute, die ſie in ihre Wohnungen aufgenommen, im Singen von Pſalmen, im Leſen der heil. Schrift und im Geſetze des Herrn unterrichteten. Vgl. Villa, De studiis literariis Ticinensium (Tic. 1782) 46—51. Und bald begannen auch die Benedictiner (ſ. d. Art.) in Italien ihre ſegensreiche Thätigkeit, neben welcher alles andere Unterrichten in Schatten zurücktreten ſollte.

Aber auch nach dem Sturze des oſtgothiſchen Reichs erhielten ſich noch die alten Schulen der Grammatiker und Rhetoren. In der pragmatiſchen Sanction vom 13. Aug. 554, durch welche die Verhältniſſe der wieder gewonnenen Halbinſel geordnet wurden, ſtand auch die Anordnung, daß die bisher üblichen Gehalte der Grammatiker und Rhetoren, der Aerzte und Rechtsgelehrten Roms wie bisher ausgezahlt werden ſollten, damit die in den liberalen Künſten unterrichtete Jugend in Blüte käme, — was man freilich nach dem oben von Juſtinian Erzählten (mit Gregorovius I, 446) für eine wohlwollende Phraſe erklären darf. Daß es aber in Rom auch in den erſten Zeiten der longobardiſchen Herrſchaft noch leidlich gute Schulen gab, ergiebt ſich doch wohl aus dem Beiſpiele des jungen Römers Betharius, der um 590 nach Chartres kam und durch ſeine wiſſenſchaftliche Bildung bald allgemeine Anerkennung gewann, ſpäter ſogar Biſchof wurde; ebenſo wiſſen wir aus den Gedichten des Venantius Fortunatus, daß zu jener Zeit noch in den Sälen der Trajaniſchen Bibliothek die Gedichte Virgils und die Verſe noch lebender Poeten unter großer Theilnahme vorgeleſen wurden (Ozanam La civilisation chrétienne chez les Francs (Par. 1849) 398 f.). Gregor der Gr. war in den römiſchen Schulen gründlich unterrichtet worden. Allerdings hat er ſpäter bekannt, daß er vor grammatiſchen Schnitzern keine Scheu habe und es für unwürdig halte, die göttlichen Wahrheiten an die Regeln des Donat zu binden, und ſein Tadel hat diejenigen Kleriker getroffen, welche an heidniſchen Dichtern Wohlgefallen hatten, weil es unſchicklich ſei, daß in demſelben Munde mit dem Lobe Jupiters der Preis Chriſti ſich begegne; aber die zuerſt bei Johannes von Salisbury (12. Jahrh.) auftretende Erzählung, daß er die Palatiniſche Bibliothek den Flammen überliefert und

das Studium der neueren Sprachen und Lit. II, 393 f. Im allgemeinen Fr. Nitzſch, Das Syſtem des Boethius und die ihm zugeſchriebenen theol. Schriften. Berlin 1860.

dabei auch die Werke des Livius vernichtet habe, darf man als eine Fabel ansehen (Heeren I, 66 f., Gregorovius II, 90 ff.). Immer jedoch muß anerkannt werden, daß gerade Rom nach Gregor sehr arm an wissenschaftlichen Bestrebungen gewesen ist, wenn auch vielleicht die von ihm begründeten Sängerschulen nicht ohne Unterstützung anderer Schulkenntnisse bestehen konnten (S. d. Art. und Ozanam 450 f.). Die Kenntnis des Griechischen war, obwohl Italien mit Byzanz zunächst noch in so enger Verbindung stand, in jenen Zeiten sehr selten, und selbst Gregor, der doch viele Jahre als päpstlicher Apokrisiarius in Constantinopel gelebt hatte, verstand das Griechische nicht (vgl. Cramer, De graecis medii aevi studiis I, 24. f.). Später begegnen wir zwar einzelnen Spuren griechischer Sprachkenntnis (Gregorovius II, 194 f. 228. 259. 269. 286), wie auch zuweilen ein Streiflicht auf römische Schulen fällt (ebd. 392. 452. 454 f.); aber über dürftige Andeutungen kommen wir nicht hinaus.

Während nun in Rom selbst und in den vorzugsweise romanischen Landschaften Italiens das wissenschaftliche Leben Italiens fast zu erlöschen scheint, setzt es sich energischer bei den Longobarden fort, die ja überhaupt nach mehr als einer Seite in einem tüchtigen Aufstreben erscheinen. Es ergiebt sich aus Muratori (Antiquitt. III, 811 f.), daß im obern Italien seit dem 8. Jahrhundert Parochialschulen vorhanden waren und neben den kirchlichen Lehranstalten fort und fort auch weltliche Grammatikerschulen bestanden, in denen die Lehrtradition der alten Welt sich erhielt und später eine Opposition gegen das Kirchliche rege ward (Giesebrecht, De litterarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis 7 und Gregorovius II, 452 f.). In Pavia, der Hauptstadt des Reichs, scheint auch unter den letzten Königen die Wissenschaft treue Pflege gefunden zu haben. Beweis dafür ist Paulus Diaconus, der, am Hofe des Königs Ratchis († 749) erzogen, an Flavianus einen vorzüglichen Lehrer (auch im Griechischen) gehabt haben muß. Daß in dieser späteren Zeit der Longobarden auch die Benedictiner für den Unterricht höhere Thätigkeit entwickelten, geht aus mancherlei Thatsachen hervor (Vgl. Villa 54 f.).

In Nordafrika erhielt sich die alte Bildung auch unter den Vandalen in kräftigem Gedeihen und gewann selbst die rauhen Eindringlinge, deren Name doch in späteren Zeiten für bildungsfeindliches Treiben sprüchwörtlich geworden ist. In Carthago fehlte es auch jetzt an Schulen nicht, in denen selbst das Griechische ausgedehntere Pflege fand. So hatte den Diacon Fulgentius seine Mutter im Griechischen mit solchem Eifer unterrichten lassen, daß er endlich den ganzen Homer auswendig wußte und vieles auch von den Komödien Menanders gelesen hatte; erst dann führte sie ihn einem lateinischen Lehrer zu. Daß Vandalen an dieser Bildung der Unterworfenen theil nahmen, dafür fehlt es an Zeugnissen nicht (Cramer, Gesch. der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden 12 f.). Und in diesem vandalischen Nordafrika ist Marcianus Capella gebildet worden, auch zum Theil als Lehrer thätig gewesen, dessen Satira in neun Büchern, eine auf den vielwissenden Varro, ja auf die Alexandriner zurückweisende Encyklopädie der sieben freien Künste in Versen und Prosa, wunderbaren Erfolg gehabt hat. Man hat diese lang ausgedehnte Allegorie de nuptiis Philologiae et Mercurii im ganzen Mittelalter sehr ergötzlich gefunden, und die Bücher 3—9, welche Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik als Dienerinnen der in den Olymp eingeführten Philologie auftreten und ihre Schätze ausbreiten lassen, haben mehrere Jahrhunderte als Fundgruben der Gelehrsamkeit gegolten. Wir begegnen dem merkwürdigen Schulbuche an sehr verschiedenen Stellen wieder. (Ausg. von Kopp. Frkft. 1836.)

In Spanien, wo die Westgothen Herren geworden waren, scheint der Arianismus sehr lähmend gewirkt zu haben. Eine regere Thätigkeit beginnt erst mit dem Siege der Orthodoxie unter Reccared (585), womit ja auch die Verschmelzung der romanischen und der germanischen Bevölkerung zu einer Nation eingeleitet wurde. Der jetzt zu höchstem Einfluß sich erhebende Klerus hatte manche auch durch wissenschaftliche Kennt-

niſſe ausgezeichnete Vertreter. Der bedeutendſte Iſidorus von Sevilla aus einem alten Geſchlechte. Unter den Augen ſeines Bruders Leander ſorgfältig erzogen, ſammelte er raſtlos alles Wiſſen der Zeit, und noch als Nachfolger ſeines Bruders auf dem Stuhle von Sevilla (601—636) arbeitete er unermüdlich an Erweiterung ſeiner Kenntniſſe, die er in zahlreichen Werken niedergelegt hat (Ed. Arevali. Rom. 1797—1803. 7 Bde. 4). Er iſt minder gründlich als beleſen, minder geſchmackvoll als belehrend; aber er iſt neben Boethius, Caſſiodorus und Marcianus Capella für das ganze Mittelalter ein überaus nützlicher Bildner geworden. Für uns hat unter ſeinen Werken die größte Bedeutung das unter dem Titel Originum s. etymologiarum libri XX bekannte — eine Encyklopädie, welche den ganzen Inhalt der ſieben freien Künſte nebſt der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin, der Naturgeſchichte ꝛc. umfaßt und für die folgenden Geſchlechter aus der geſammten alten Literatur eine Fülle anziehender und nützlicher Mittheilungen gerettet hat. Für den Unterricht des Mittelalters waren natürlich von beſonderer Wichtigkeit die drei erſten Bücher, in denen die ſieben freien Künſte behandelt werden. (Ueber Iſidors Verhältnis zu Boethius, Caſſiodor und Victorinus ſ. Eckſtein, Analekten zur Geſch. der Pädagogik [Progr. der lat. Hauptſchule in Halle 1861] 12 ff.) Die Beleſenheit übrigens, welche in dieſem Werke zu Tage tritt, läßt mit Sicherheit vermuthen, daß zu Iſidors Zeit noch zahlreiche Handſchriften der Alten in Spanien vorhanden waren, und ſo dürften ſich alſo auch die claſſiſchen Studien, obſchon vielleicht durch die ſtrenge Kirchlichkeit mehr und mehr beſchränkt, bis zum Untergange des Reichs durch die Araber erhalten haben. Freilich hat Iſidorus ſelbſt den Mönchen in der Lebensregel, die er für ſie ſchrieb, das Leſen heidniſcher Bücher unterſagen zu müßen geglaubt.

Im Frankenreiche leitete ſich die Verſchmelzung der romaniſchen und der germaniſchen Bevölkerung durch die Bekehrung Chlodwigs ein. Der Einfluß der Biſchöfe, ſchon in den Zeiten der Invaſion ſehr groß, ſteigerte ſich noch unter den Merowingern und bewirkte mit Sicherheit die Entwickelung eines einigen Volkslebens. Als Sprößlinge reicher patriciſcher Geſchlechter, als Verwalter eines öfter vermehrten als bedrohten Kirchenguts, als Inhaber der ganzen Wiſſenſchaft und Bildung jener Zeit, als Männer des Vertrauens für die ganze romaniſche Bevölkerung gewannen ſie, obſchon die Willkür der Machthaber zuweilen ſie bedrängte, noch höhere Wichtigkeit dadurch, daß ſie auch Rathgeber und Hofbeamte der Könige, Erzieher der königlichen Kinder, Interceſſoren und Sittenrichter, Theilnehmer an den Placitis und den Regentſchaften, Geſandte an andere Fürſten waren. Durch ſie behauptete nun aber auch die römiſche Cultur im fränkiſchen Gallien noch lange ihren Einfluß. Im römiſchen Gallien hatte ja fortwährend eine höhere geiſtige Regſamkeit auch durch die ſelbſt von den Kaiſern gepflegten Unterrichtsanſtalten ſich geltend gemacht, und bei allen Zerrüttungen der Invaſion war von dem, was an Werken der Bildung ſich angeſammelt hatte, noch ein guter Theil übrig geblieben, woran bald auch Germanen ſich erfreuten. Nun verſteht ſich auch für das fränkiſche Gallien zweierlei von ſelbſt: die Studien hatten im ganzen doch nur wenige Verehrer und nur unter den durch äußere Verhältniſſe beſonders Begünſtigten, und überall beſchränkte man ſich auf Bewunderung und Nachbildung des Aeußerlichen und mit zunehmendem Ungeſchick. Zu einem freien, originalen Schaffen konnte auch eine ſtetigere Schulbildung nicht mehr führen. Die große Maſſe der romaniſchen Bevölkerung bewahrte freilich noch gar vieles aus alter Zeit; aber was ſie am treueſten feſthielt und was die Kirche nach Möglichkeit bekämpfte, das war altheidniſcher Brauch und Aberglaube, Celtiſches, Griechiſches, Römiſches in trüber Miſchung. Auf die Maſſe der germaniſchen Bevölkerung fiel von der römiſchen Bildung ſelten ein Strahl, und ſie hätte auf dieſes Licht verzichten können, wenn ihr nur die chriſtliche Wahrheit als ein recht heller Schein geleuchtet hätte. Dennoch hat die damalige Schulbildung den einen in ſchlimmer Zeit mancherlei Erquickung dargeboten, die andern in eine heilſame geiſtige Zucht genommen und, wenn auch ſcheinbar mit dem ganzen Leben

der Zeit in hartem Widerſpruch ſtehend, doch in dieſes Leben ausgleichende und befruchtende Elemente übergeleitet.

Die Romanen im fränkiſchen Gallien erkannten zum Theil recht gut, daß ihnen bei treuer Bewahrung der überlieferten Bildung fort und fort eine geiſtige Ueberlegenheit über ihre germaniſchen Gebieter geſichert ſei, und ſie fanden in einer Anzahl von Schulen noch immer alles, was ſie in höherem Sinne gewandt, zu Geſchäften tüchtig, den Fürſten unentbehrlich machen konnte. Die ſenatoriſchen Geſchlechter ſtanden während des 6. Jahrhunderts ziemlich auf derſelben Stufe, auf welcher wir die Zeitgenoſſen des Auſonius und Sidonius Apollinaris ſehen. Als ſie ſpäter ihre Wohnſitze aus den Städten auf das Land, mitten unter die Höfe der fränkiſchen Großen verlegten, nahmen ſie zwar immer raſcher fränkiſche Sitte und Unſitte an; aber im Beſitze ſtädtiſcher Aemter, als Räthe der Könige, als Grafen und Herzoge, als Patricier und Heerführer fühlten dieſe Romanen fortwährend das Bedürfnis, durch höhere Bildung ſich hervorzuthun. Noch immer indes waren am meiſten die Biſchöfe im Beſitz literariſcher Bildung und rhetoriſcher Kunſt; einzelne verſuchten ſich wohl auch als Poeten. Was ſie leiſteten, war freilich wunderlich, verkünſtelt, ſchwülſtig, mühevolle Nachahmung; aber es gefiel ihrer Umgebung und wirkte.

Wie während des 6. Jahrhunderts die literariſche Bildung des fränkiſchen Galliens noch beſchaffen war, das läßt ſich am beſten aus den Gedichten des aus Italien gekommenen Venantius Fortunatus erkennen. Welche Fülle individueller Züge, welch anmuthige und belebte Bilder ſie darbieten, das haben in unſerer Zeit zwei Meiſter hiſtoriſcher Charakteriſtik auf ſehr erfreuliche Weiſe gezeigt. (Aug. Thierry, Récits des temps Mérovingiens [Oeuvres complètes. Par. 1846. T. VIII,] II, 139 ff. und Ampère, Hist. litt. de France avant le XIIe siècle II, 312 ff. Vgl. Bormann, Ueber das Leben des lat. Dichters V. F. Fulda 1848. 4). Noch wichtiger aber iſt in anderer Beziehung Gregorius von Tours. Freilich klagt er gleich in der Vorrede ſeiner Hist. eccl. über den Untergang der wiſſenſchaftlichen Studien; aber ihm ſelbſt fehlte es weder an Kenntnis der theologiſchen Literatur noch an Beleſenheit in den claſſiſchen Autoren (er kannte Virgil, Salluſt, Plinius, Gellius), und wenn auch keine Spur von altrömiſchem Sinne, von Trauer über den Untergang altrömiſcher Herrlichkeit bei ihm ſich findet, ſo berichtet er doch ſelbſt über die Anfänge der fränkiſchen Geſchichte, mit faſt gänzlicher Ausſchließung alter Volksſagen, nach lateiniſchen Gewährsmännern (Fauriel, Hist. de la poésie provençale I, 193 f.). Aber je weniger er der philologiſch-rhetoriſchen Schulbildung ſeiner Zeit fremd geblieben iſt, deſto lebhafter fühlt er ſeine Schwächen, und gar nicht unrecht hat er, wenn er ſelbſt ſich anklagt, daß er falſche Caſus ſetze, die Genera verwechsle, mit den Präpoſitionen nicht umzugehen wiſſe, überhaupt in keiner Weiſe rechte grammatiſche Bildung habe. Es mag nun wohl zugegeben werden, daß er gerade deshalb, weil er von der dünkelhaften Schulweisheit, die um ihn her galt, minder beherrſcht war, ein um ſo trefflicherer Geſchichtsſchreiber — der Herodot des Mittelalters — geworden iſt (Gieſebrecht in der Einleitung zur Ueberſetzung von Gregors fränk. Geſchichte XLIII); aber er blickte ſtets mit wehmüthiger Theilnahme auf diejenigen, welche als Redner oder Dichter höher ſtanden, er war voll Bewunderung für Venantius Fortunatus, dem er auch den Wunſch nahe legte, daß er ſein Werk über die Wunder des heil. Martin poetiſch bearbeiten möge, und nach dem Schluſſe der Hist. eccl. hätte er nichts dagegen gehabt, wenn ein fähiger Mann auch dieſe in Reime gebracht hätte. Vgl. im allgem. Löbell, Gregor von Tours und ſeine Zeit. Leipzig 1839. 8.

Was nun den Unterricht ſelbſt anlangt, ſo ſehen wir aus einer bemerkenswerthen Stelle bei Gregor (X, 31), welche Geltung bereits Marcianus Capella gewonnen hatte. Wir erkennen dabei ſogleich auch, worauf man das Hauptgewicht legte und welchen Studiengang man nehmen ließ. Vgl. Ozanam 406 f. Auch Virgils Anſehen iſt faſt ſchon wie geheiligt, und bekannt iſt, daß man in ſeinen Gedichten bald die voll-

kommenſte Kunſt und die tiefſte Weisheit fand (Gregor. IV, 47). Die Pracht der Eloquentia Gallicana war dieſen römiſchen Spätlingen noch immer Gegenſtand freudigen Selbſtgefühls, und man brachte fort und fort auch das Studium der Redekunſt in enge Verbindung mit dem des römiſchen Rechts, das ja unter der romaniſchen Bevölkerung noch volle Geltung hatte. Die größeren Städte des Südens ſuchten ſich jedenfalls Schulen für vollſtändigen Unterricht in dieſen Diſciplinen ſo lange als möglich zu erhalten. Daß auch der Unterbau eines Elementarſchulweſens vorhanden war, ſieht man aus der Erzählung bei Gregor (V, 45) von dem Verſuche des Königs Chilperich, das Alphabet um einen Buchſtaben zu bereichern und dieſes neue Alphabet ſofort durch den Leſeunterricht einzuführen. Und da zugleich verordnet wurde, daß alle Handſchriften mit Bimsſtein radirt und dann umgeſchrieben werden ſollten, ſo kann auch an Bücherabſchreibern damals kein Mangel geweſen ſein. In reichen Familien hatte man Privatlehrer (Ampère II, 280 f.).

Ein merkwürdiges Treiben muß in Toulouſe geherrſcht haben. Wir ſehen aus den acht Briefen eines Grammatikers Virgilius Maro, welche (nebſt einer andern Schrift desſelben Verfaſſers, Epitomae) Angelo Mai im fünften Bande ſeiner Auctores classici herausgegeben hat, daß damals in der genannten Stadt die grammatiſchen Studien auf ganz beſondere Weiſe getrieben wurden.*) Der Grammatiker erzählt von einer Disputation, welche 14 Tage und Nächte um die Frage ſich drehte, ob das Pronomen ego einen Vocativ habe; dann auch von einer zweiten, wo eben ſo lange erörtert wurde, ob alle Zeitwörter ein Frequentativum haben können. Obwohl aber ſelbſt Frauen an dieſen Studien den lebhafteſten Antheil nahmen, ſo theilten doch nicht alle den Enthuſiasmus für ſolche Unterſuchungen, und der Grammatiker beklagt ſich über Tadler, welche etwas ſcharf über die zwiſchen den gelehrten Herren verhandelten Dinge ſich geäußert hatten. Er fügt zur Vertheidigung hinzu, es ſei dieſen Tadlern offenbar unbekannt, quod latinitas tanta sit et tam profunda, ut multis modis et fanisfaris (?) sensibus explicare necesse sit, praesertim quum latinitatis ipsius genera duodecim numero habeantur et unumquodque genus multas in se complectatur artes. Da war aber freilich nur den Eingeweihten ein Verſtändnis möglich und nur die wenigſten konnten in die geheimnisvollen Tiefen dieſer Schulweisheit dringen. Dennoch hat ſie einen weitgehenden Einfluß auf das Bildungsweſen der abendländiſchen Völker gehabt und unter denſelben durch Jahrhunderte den Scharfſinn der kräftigſten Geiſter beſchäftigt. Mit den zwölf Latinitäten war es aber ſo gemeint. Man hatte ſo lange mit den Geſetzen der Grammatik ſich beſchäftigt, ſo vielfach die Claſſiker geleſen, erklärt und nachgeahmt, daß endlich, unbefriedigt durch das Gewöhnliche, der aſiatiſche Virgilius (wohl ein früherer Grammatiker von Toulouſe) zur Beſchäftigung für die Spitzfindigen eine kühne Neuerung unternommen hatte: er hatte es eingeführt, daß für die einzelnen Begriffe außer der herkömmlichen Bezeichnung noch elf andre rein willkürliche angenommen und ſo je nach Bedürfnis in der einen oder andern Reihe geſprochen und bald in dieſer bald in jener Weiſe ein capriciöſes Spiel getrieben werden konnte.**) Unſtreitig beſchränkte ſich der Gebrauch dieſer zwölf Latinitäten auf gewiße Schulübungen, und ſo weit reichte die Geduld dieſer pedantiſchen Grammatiker gewiß nicht, daß ſie ihre Vervielfältigung

*) Daß ein Grammatiker Virgilius in ſo ſpäter Zeit auftaucht, kann bei der Verehrung, welche den Dichter Virgilius ſeit Jahrhunderten umgab, nicht auffallen; der Name kommt überdies in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters auch ſonſt vor. Unſern Grammatiker verſetzen mit Angelo Mai Orelli (Lectiones Petronianae 3) und Ozanam (a. a. O. 434 ff.) an das Ende des 6. Jahrhunderts, Oſann (Beiträge zur griech. und röm. Lit. Geſch. II. 125 ff.), dem andere gefolgt ſind, rückt ihn bis in die Zeit Karls d. Gr. herab.

**) Man ſagte z. B. ſtatt ignis auch qnoqnevibabis, ardon, colax, spiridon, rusin, fragon, fumaton, nstrax, seluscus, aeneon etc. Für die zwölf Latinitäten hatte man die Bezeichnungen: vulgaris, assena, semedia, numeria, lumbrosa, syncolla, metrofia, belsabia, bresina, militana, spela, polema. Ozanam 426 f.

der lateiniſchen Sprache durch das ganze Wörterbuch ausgeführt hätten. Dafür erfanden ſie noch anderes: andere Declinationen und Conjugationen, neue Präpoſitionen, eine neue Metrik; das Hauptſtück ihrer Leiſtungen aber war die ſogenannte Scinderatio phonorum, ein durchaus willkürliches Zerreißen der Sätze, Wörter und Sylben. — Uebrigens iſt unſer Gewährsmann ein rechtſchaffener Chriſt. Er will, daß alles Wiſſen und alle Beredſamkeit dem Dienſte des göttlichen Wortes ſich widme; menſchliche Philoſophie ſoll in Sachen des Glaubens als Richterin nicht zugelaſſen werden, vielmehr ſollen die Orakel der Erde ſchweigen vor denen des Himmels. Und doch zeigt er ſich auch wieder duldſam. Er hat nichts dagegen, daß die vom Heidenthum zum Chriſtenthum Uebergetretenen fort und fort der alten Schriften ſich bedienen; nur ſollen die Schriften der Heiden und der Chriſten nicht zuſammengeworfen, beide vielmehr in beſonderen Sammlungen aufgeſtellt werden. Die erſte Beſchäftigung des Weiſen und die Grundlage aller Philoſophie iſt ihm die Erkenntnis des Menſchen, in welchem ein Dreifaches unterſchieden werden ſoll: anima, mens, ratio: der Menſch eine kleine Welt, irdiſch ſein Leib, Feuer ſeine Seele, ſeine Gedanken wie Blitze, ſein Wiſſen wie Sonnenglanz, ſein Schickſal wechſelvoll wie der Mond, ſeine Jugend ein blühender Frühling, aber auch mare undosum et belluosum in turbinosa cordis profunditate.

Die in ſo eigenthümlichen Formen bei der romaniſchen Bevölkerung des Frankenreichs ſich erhaltende Bildung gieng doch ziemlich früh auch auf die germaniſche Bevölkerung über. Wir ſehen die Könige der Franken, die auch ſonſt gern mit Formen des römiſchen Lebens ſich umgaben, eifrig bemüht, die Bildung der Unterworfenen ſich anzueignen. Schon Chilperich machte lateiniſche Verſe, die nach Gregor von Tours (VI, 46) freilich etwas lahm waren; Chlotar I. galt als litteris eruditus (vgl. Fauriel I, 150—156); in Bezug auf die Erziehung der königlichen Kinder iſt anziehend, was Gregor von Tours IX, 38 mittheilt. Solchem Beiſpiel folgten die fränkiſchen Großen. Gogo, ſpäter Hausmeier in Auſtraſien, hatte den Unterricht des Rhetors Parthenius genoſſen und verſuchte ſich als Dichter, wie er denn auch mit Venantius Fortunatus in Verbindung ſtand. Ebrulf, nachher St. Evroult, hatte ſchon als Jüngling ſeine Lehrmeiſter überflügelt, und war dann am Hofe Childeberts hoch angeſehen als orationis facundia praeditus, ad agendas causas inter aulicos doctissimus (Mabillon). Auch die Frauen traten in ſolche Beſtrebungen ein. Von Wilithruda, der Gattin des Franken Dagulf, heißt es bei Venantius Fortunatus (Carm. IV, 17), daß ſie Romana studia barbara prole geweſen. Da darf es nicht auffallen, daß ſelbſt ein Hirt der Auvergne, Walarich, nicht eher Ruhe findet, bis er von einem Praeceptor infantium in der Nähe leſen gelernt hat und nun im Stande iſt, die Pſalmen auswendig zu lernen (Mabillon). Daß übrigens ſehr vielen Franken die Sprache der Unterworfenen geläufig wurde, begreift ſich leicht; nur iſt nicht gerade anzunehmen, daß viele ſie anders als durch unmittelbaren Verkehr des Lebens kennen lernten. Die Kirche hat keinen Verſuch gemacht, den Franken in ihrer Sprache die chriſtliche Wahrheit oder die hl. Schrift ſelbſt nahe zu bringen. Vgl. H. Rückert, Culturgeſchichte des deutſchen Volks II, 98 f.

Auch ein eigentliches Schulweſen hat den Franken der merowingiſchen Zeit nicht gefehlt. Wir haben da zuerſt der Hofſchule (schola palatina) zu gedenken. Wie ſchon die früheren Kaiſer Roms ein Paedagogium ingenuorum in ihrer Nähe gehabt und dann die in Augusta Trevirorum (Trier) wohnenden Herrſcher eine Hofſchule (schola Gallica Palatii) unterhalten hatten, ſo waren auch die fränkiſchen Könige, die ja ſo gern Römiſches copirten, frühzeitig darauf bedacht geweſen, an ihrem Hofe eine Schule zu errichten, in welcher die nach altgermaniſchem Brauche (durch die ſogenannte Recommendatio) unter ihre Obhut geſtellten Söhne der Vornehmen, neben der Erziehung für den Waffendienſt, durch die in der königlichen „Capelle“ thätigen Geiſtlichen auch literariſche Bildung erhalten ſollten, um ſpäter die ſolche Bildung verlangenden Aemter und Geſchäfte übernehmen zu können. Wahrſcheinlich beſtand dieſe Schule ſchon unter König Childebert; beſtimmter tritt ſie hervor unter Chlotar II. und ſie läßt ſich dann

bis auf Pipin den Kurzen verfolgen, dessen großer Sohn sie zu neuem Gedeihen brachte. Es scheint nun, daß in dieser Anstalt, welche die edelsten Jünglinge des Reichs, Romanen und Germanen, vereinigte, die römische Unterrichtsweise, freilich wohl vereinfacht, beibehalten war. Man trieb also Grammatik, Rhetorik, Dialektik, um dann auch zu Rechtsstudien überzugehen oder Vorbereitung für den Dienst in der Kirche zu suchen. Gewiß trug die Anstalt viel dazu bei, daß aus Gallo-Römern und Franken allmählich ein Volk erwuchs, und daß sie fort und fort ein Seminar von Staatsbeamten und Kirchenhäuptern war, ließe sich durch zahlreiche Beispiele erweisen. Erschöpfende Nachrichten über dieselbe, von der bei uns die Geschichte der Pädagogik noch wenig Notiz genommen hat, giebt Pitra, Histoire de Saint Léger et de l'eglise des Francs au septième siècle (Par. 1846) 10—43. 112—129. Vgl. Ozanam 458 ff. und Destombes, Histoire de Saint Amand et du christianisme chez les Francs du nord au septième siècle (Lyon et Paris 1851) 169 f. 177 f. Beispiele junger Romanen, die in aulam palatinam gerufen und hier jedenfalls auch erzogen wurden, bei Roth, Geschichte des Beneficialwesens 82. Ueber die Theilnahme der königlichen Prinzen am Unterrichte der Hofschule Rückert II, 490 f.

Zahlreich waren im Frankenreiche die bischöflichen Schulen. Die Histoire littéraire de France T. III weiß deren wohl 20 aufzuführen: in Neustrien zu Paris, Chartres, Troyes, le Mans, Lisieux, Beauvais, in Aquitanien zu Poitiers, Bourges und Clermont, in Burgund zu Arles, Gap, Vienne, Châlons-sur-Saône, in Austrasien zu Utrecht, Maestricht, Trier, Yvois, Cambrai, Metz und Mouson im Sprengel von Rheims. So lange nun noch Bischöfe aus alten senatorischen Geschlechtern walteten, erhielten sich auch die wissenschaftlichen Ueberlieferungen früherer Zeiten mit einer gewissen Stetigkeit, und natürlich noch mehr in den südlichen Landschaften als im Norden, wo die Franken dichter wohnten. Später, als Germanen sich zu den Stühlen der Bischöfe drängten, geriethen bald auch die von ihnen abhängigen Schulen in Verfall. Uebrigens sind die Nachrichten über diese Anstalten, welche der Fleiß der Forscher besonders aus den Actis Sanctorum zusammengestellt hat, nicht ausreichend, um ein klares Bild von den Einrichtungen derselben gewinnen zu lassen. Aber wir dürfen annehmen, daß auch in diesen Schulen die schon in der römischen Zeit üblichen Schulstudien (nach Marcianus Capella) mit mancherlei Verkürzungen getrieben wurden. Ausnahme war es, wenn man in Clermont auch den Codex Theodosianus behandelte. Vom heiligen Leodegar erzählt sein Biograph, daß derselbe zu Poitiers diversis studiis, quibus saeculi potentes studere solent, ausgebildet wurde; und auch die Kenntnis des Griechischen scheint dort und anderwärts noch in einigen Resten sich erhalten zu haben. Die Vorbereitung zum Kirchendienste war der hauptsächliche Zweck, und es ist anzunehmen, daß in dieser Beziehung eine ziemlich feste und stetige Tradition sich erhielt und der so gegebene Unterricht die Glieder des Klerus doch im allgemeinen noch lange über die Masse emporhob. Fragt man freilich nach den Resultaten, welche aus diesen Anstalten damals für die Wissenschaft gewonnen worden, so wird sich kaum eine befriedigende Antwort geben lassen. (Bossuet-Cramer V, 2, 67 ff.). Daß es unter den Lehrern der bischöflichen Schulen zuweilen recht üble Subjecte gab, kann nicht wunder nehmen. Ein Beispiel bei Gregor von Tours VI, 36. Im allgemeinen Ampère II, 3 ff., Pitra, 45 ff., 58 ff., Ozanam 454 ff., Löbell 384 ff. — Mit demjenigen, was der Bischof Chrodegang von Metz (742—766), der Begründer des kanonischen Lebens, über Erziehung und Behütung der Knaben vorgeschrieben hat (Regulae canonicorum c. 48), nähern wir uns bereits einer neuen Periode. Der Bischof verlangt, daß die der kanonischen Genossenschaft anvertraute Jugend durch die kirchlichen Zuchtmittel nachdrücklich beschränkt werde, damit nicht dieses ohnehin zum Sündigen aufgelegte Alter Anlaß zu Verirrungen erhalte; darum soll einer aus der Genossenschaft, ein Mann von bewährtem Lebenswandel, sie in besondere Zucht nehmen, damit sie, mit kirchlicher

Wiſſenſchaft und geiſtlichen Waffen ausgerüſtet, einſt würdig zu den Ehrenſtufen der Kirche emporſteigen können; Läßigkeit des Vorſtehers ſoll ſtreng geahndet werden.

Von der Unterweiſung in den biſchöflichen Schulen konnte ſich die in den Kloſterſchulen nicht ſonderlich unterſcheiden. Die Frequenz aber war zuweilen ſo groß, daß eine wahre Ueberflutung der Klöſter eintrat. Im Kloſter des heiligen Medardus zu Soiſſons zählte man 500, in Mici einmal ſogar 5000 Schüler. In ſolchen Klöſtern mußte doch auch die Genoſſenſchaft der Mönche in lebendigſter Bewegung ſein, und man gewinnt ein ſtattliches Bild, wenn man lieſt, daß Jumièges im 7. Jahrhundert 900 Mönche zählte und dieſe ſämmtlich die Lectionen des trefflichen Aicadrus benutzten. Daß in bedeutenden Klöſtern der Unterricht auch zu den höheren Aufgaben emporſtieg, iſt anzunehmen; doch dürfte in den meiſten, wenn man über die Elemente hinaus war, viel mehr den Schriften der Väter, als denen der großen Heiden die Theilnahme ſich zugewandt haben, wie denn auch die Thätigkeit des Abſchreibens, die übrigens ſelbſt in Frauenklöſtern eifrig betrieben wurde, neben dem Pſalter und den Evangelien beſonders patriſtiſchen Werken zu gute kam. Außer den genannten Kloſterſchulen blühte damals beſonders die im Kloſter des heiligen Hilarius zu Poitiers, wo der Lehrgang ſieben Jahre erforderte; Fontenelle in der Normandie gewann bereits jene Anerkennung, die es lange behauptet hat; daneben Solignac, Moutier-la-Celle im Sprengel von Troyes, St. Vincent in Laon u. a. Der Abt von Lourey Francard wird als nutritor et doctor filiarum nobilium gerühmt, und daß die Bildung des weiblichen Geſchlechts damals nicht vernachläßigt wurde, ließe ſich noch in mancherlei Weiſe belegen. Uebrigens gelangten ſehr oft gerade durch die Kloſterſchulen auch Kinder des Volks zu höherer Bildung, und gewiß hatten in den nördlichen Gegenden des Frankenreichs vorzugsweiſe die Klöſter den Beruf, den Samen der Cultur auszuſtreuen und, während ſie dadurch, daß ſie eine Wildnis um ſich her urbar machten, das Vorbild einer verſtändigen praktiſchen Thätigkeit gaben, auch durch das in ihnen gepflegte Wiſſen auf das Höhere und Höchſte hinzuleiten. Für die Wiſſenſchaft ſelbſt haben damals auch die Klöſter viel mehr durch ihre erhaltende und fortpflanzende, als durch frei ſchaffende Thätigkeit ſich nützlich gemacht. Immerhin muß unter den Mönchen eine nach den Verhältniſſen jener Zeit nicht unbedeutende Gelehrſamkeit verbreitet geweſen ſein; Zeugniſſe dafür ſind die zahlreichen Biographieen heiliger Asketen namentlich des 7. Jahrhunderts, die meiſtens doch von ihren Zöglingen geſchrieben ſind und auch im Stile zum Theil nicht eben ſehr hinter dem zurückſtehen, was etwa im 5. Jahrhundert geleiſtet worden war. Im allgemeinen vergl. Pitra 99 ff., Ozanam 456 f., Destombes 97 und 328, Rückert II. 338 f.

Und es dauerten ja ſelbſt die alten Grammatikerſchulen im fränkiſchen Gallien, wie in Italien, noch im 7. Jahrhundert fort. Der heil. Paul von Verdun († c. 647) ſtand in dem Rufe, mit allen Feinheiten, die man in jenen lernen konnte, vertraut zu ſein, und in Clermont, wo einſt der zierliche Sidonius Apollinaris Biſchof geweſen war, erhielten ſich dieſe Schultraditionen bis tief in das 7. Jahrhundert herab. Der unbekannte Grammatiker, deſſen Büchlein de generibus nominum s. de dubio genere Profeſſor Otto in Gießen (1850) herausgegeben hat, gehört vielleicht gar in das 8. Jahrhundert. Aber allmählich wandte man ſich doch von den Subtilitäten dieſer Schulen ab, und der hl. Ouen, Erzbiſchof von Rouen, hat im Prolog zu ſeiner Vita S. Eligii ſehr nachdrücklich gegen die fumos grammaticorum ſich ausgeſprochen; doch läßt die Heftigkeit des Proteſtes vermuthen, daß die Grammatiker immer noch wirkſam waren, und welchen offenen Sinn Einzelne für die großen Aufgaben des Denkens und Forſchens hatten, zeigt der unbekannte Verfaſſer einer Lebensbeſchreibung des Abtes Maximin von Mici (Pitra 65 f.).

Ganz vernachläßigt waren doch auch die Maſſen des Volks im Zeitalter der Merowinger nicht. Die oben erwähnte Anordnung des Concils von Vaiſon (529), daß nach dem Beiſpiele Italiens alle Prieſter auf dem Lande junge Leute in ihr Haus

nehmen und sie theils im Lesen und Schreiben unterrichten, theils mit dem Worte Gottes bekannt machen sollten, blieb gewiß nicht ohne Frucht. Freilich wird man deshalb noch nicht sagen können, daß die Ahnung von der Nothwendigkeit eines allgemeinen Volksschulunterrichts vorhanden gewesen. Wie seltsame Wirkungen damals die Bekanntschaft mit etwas höherem Schulwissen hervorbringen konnte, zeigt die Geschichte vom Sklaven Andarchius bei Gregor von Tours IV, 47. Daß zahlreiche Kinder des Volks durch den Eintritt in den Dienst der Kirche und die klösterliche Lebensordnung den Weg zu wissenschaftlicher Bildung fanden, ist schon berührt.

Ein eigenthümliches Culturleben hat sich während jener Jahrhunderte in Irland entwickelt. Schon Patricius, der Apostel der Iren (5. Jahrh.), soll neben den zahlreichen Kirchen, die er baute, auch Schulen (zu Sletty, zu Armagh) gegründet haben. Sein Geist überlebte ihn in den großen Mönchsvereinen von Clonard, Lismore und Bangor, und wunderbar ist es, zu sehen, wie bald nun das von der übrigen Welt abgeschlossene Volk der Iren von unauslöschlichem Wissensdurst erfüllt ist.*) Man suchte in den Klöstern, die in ihren Einrichtungen zum Theil an das morgenländische Mönchthum erinnern, von allen Seiten Schriften zusammen zu bringen und vervielfältigte dann durch rastloses Copiren namentlich die Werke der Kirchenväter, auch der griechischen. Dieser Thätigkeit entsprach das eifrigste Studiren. Nirgends stand Marcianus Capella in höherem Ansehen, und auf der grünen Insel gab es kaum einen Asketen, der nicht den Ruf der Gelehrsamkeit zurückgelassen hätte. St. Columban war im Studium der Grammatik, der Rhetorik und der Geometrie ergraut; St. Finlan war als Dialektiker berühmt. Mit besonderer Liebe pflegte man Musik und Astronomie, letztere vornämlich wegen des Festkalenders; bei der Theologie hatte der Scharfsinn Stoff zu den subtilsten Untersuchungen, als die Annahme eines vierfachen Schriftsinns (des buchstäblichen, allegorischen, moralischen und anagogischen) zur Geltung gelangt war. Aber auch die Prosan-Literatur war in Irland wohl bekannt, und daß Sprache und Schriftwerke der Griechen die Geister beschäftigten, läßt sich aus zahlreichen Spuren erkennen,**) wobei man ganz darauf verzichten kann, den Namen der Grafschaft Ulster mit dem Namen Ulysses zusammenzustellen und die Erzählungen von St. Brandans Fahrten aus Erinnerungen an die Abenteuer des homerischen Helden abzuleiten. Finden wir doch selbst alle Künsteleien und die zwölf Latinitäten der gallischen Grammatiker in der sicher von einem Iren abgefaßten Schrift Hisperica famina, welche Angelo Mai im fünften Bande seiner Classici auctores mitgetheilt hat. Es darf nun nicht auffallen, daß namentlich aus dem fränkischen Gallien Lernbegierige öfter nach Irland giengen, um in den dortigen Klöstern Kenntnisse zu sammeln. Aber bald kamen auch Iren nach dem Festlande herüber, und in den vom hl. Columban gegründeten Klöstern Luxeuil und Bobbio, wie in der Stiftung seines Schülers St. Gallus erhielt sich lange irische Wissenschaft und Kunstübung. Luxeuil wurde eine Pflanzschule von Bischöfen, und auch St. Valery, das Columbans Jünger Walarich erbaute, war unter diesem ein vielbenutzter Studiensitz (vergl. Rückert II. 412 f). Bobbio blieb für das obere Italien durch Menschenalter eine Pflegestätte der Wissenschaft. Von St. Gallen reden wir in einem anderen Zusammenhange. Ozanam 472 ff.; vergl. 96 ff.

In Irland holten auch die zum Christenthume bekehrten Angelsachsen wissenschaftliche Bildung; nach glaubwürdigen Erzählungen schifften ganze Schaaren zur „Insel der Heiligen" hinüber, wo die Gastfreundlichkeit der Klöster ihnen leibliche und geistige Nahrung gewährte, aber nicht verhüten konnte, daß Hunderte durch Seuchen

*) Es ist in diesem Zusammenhange eine bedeutsame Sage, daß St. Patrik, der 365 Kirchen gegründet und 365 Bischöfe eingesetzt haben soll, ebenso viele ABC-Bücher copirt habe.

**) Der sehr alte Hymnus S. Comgalli beginnt:

Audite pantes ta erga
Allati ad angelica
Athletae dei abdita —.

weggerafft wurden. Aus dem Frankenreiche ließ K. Sigebert von Oſtangeln (c. 636), nachdem er von dort aus den Thron wieder gewonnen hatte, Lehrer kommen, um Schulen, wie er ſie bei den Franken geſehen, auch in ſeinem Lande anzulegen. Ein Menſchenalter nachher kam aus Rom Theodor von Tarſus, den erzbiſchöflichen Stuhl von Canterbury einzunehmen, ein Mann von umfaſſender Gelehrſamkeit. Derſelbe bewirkte, alle Staaten der Angelſachſen durchreiſend, entſchiedene Anerkennung der römiſchen Kirche und indem er ſo zugleich das ganze Kirchenweſen der Angelſachſen in feſtere Verbindung brachte, war er eifrig auch darauf bedacht, die Geiſtlichkeit des Landes durch Mittheilung der ihm ſelbſt eigenen Bildung auf eine höhere Stufe zu erheben. Unterſtützt von dem Mönche Hadrian, einem Afrikaner, der ihn begleitet hatte und Abt in St. Auguſtins Kloſter zu Canterbury wurde, ſammelte er um ſich eine große Anzahl junger Kleriker, die er in der Metrik, Aſtronomie (auch hier zunächſt für kirchliche Zeitrechnung) und Muſik, ſowie in der hl. Schrift unterrichtete, und mit ſolchem Erfolge, daß es noch drei Jahrzehnte Männer gab, welche das Griechiſche und Lateiniſche wie ihre Mutterſprache redeten. (Der bei den Angelſachſen übliche Itacismus wird auf Theodor zurückgeführt). Ein Schüler des Afrikaners war Aldhelm, vielleicht aus dem königlichen Hauſe von Weſſex. Erſt Lehrer in der Kloſterſchule von Malmesbury, in welcher er ſelbſt die erſte Bildung (auch im Griechiſchen) erhalten hatte, dann Abt dieſes Kloſters, wurde er ſpäter Biſchof von Sherburn, als welcher er noch eine Pilgerfahrt nach Rom unternahm. Ob er hier zu Abfaſſung der Schrift de septenario et de re grammatica et metrica (Ang. Mai's Auctores classici T. V.) angeregt worden, kann unentſchieden bleiben; was er ſelbſt nach dieſen bis ins kleinſte gehenden Vorſchriften zu leiſten vermochte, läßt ſich aus ſeinem Gedicht de laude virginum erkennen, das nicht arm an ſchönen Verſen, aber überreich an den ſeltſamſten Künſteleien iſt. In anderer Weiſe wiederholt dieſelben ein Brief, den Aldhelm an ſeinen aus Irland zurückgekehrten Freund Eadfried gerichtet hat. Wir haben auch hier die Wiſſenſchaft der aquitaniſchen Grammatiker vor uns, mit welcher nicht minder Aldhelms Schüler Edelwald und der große Winfried vertraut geweſen ſind. Uebrigens hat Aldhelm auch um Ausbildung ſeiner Mutterſprache ſich verdient gemacht und durch Kenntnis des römiſchen und des kanoniſchen Rechtes alle Gelehrten jener Periode übertroffen. Er ſtarb 705. (Lappenberg, Geſch. von England I, 259). Ueber ſeinen jüngern Zeitgenoſſen, den bis zur Todesſtunde im Lernen und Lehren unermüdlichen Beda ſ. d. Art. Neben beiden mag noch der northumbriſche König Alfried (685—705) genannt werden, der bei den Iren Theologie und Dialektik ſtudirt hatte und den Beinamen des Weiſeſten oder des Gelehrteſten trug. In Irland war auch der Mönch Egbert gebildet, der die dort erlangte Kenntnis und Gewandtheit zur Bekehrung der Mönche von Jona aufbot und in Willibrord den Frieſen, in den beiden Ewalden den Altſachſen Glaubensboten ſandte.

Die Neigung der Angelſachſen zum Kloſterleben war wunderbar. Auch Männer und Frauen aus königlichem Geſchlecht ſuchten in großer Zahl den Frieden der Kloſterzelle. Schon vor Errichtung einheimiſcher Klöſter hatte man häufig geſehen, wie edle Familien ihre Söhne und Töchter in die fränkiſchen ſandten, um ſie in dieſen erziehen und dem geiſtlichen Stande weihen zu laſſen. Allmählich wurde das Land ſehr reich an Klöſtern, auch für Frauen, und daß die angelſächſiſchen Nonnen gelehrten Beſchäftigungen nicht abhold waren, vielmehr, wie ſie die heiligen Bücher fein und prächtig abſchrieben, ſo ſelbſt claſſiſche Studien ſich zur Aufgabe machten und lateiniſche Verſe fertigten, iſt bekannt. Wahrſcheinlich war mit jedem bedeutenden Kloſter Bibliothek und Schule verbunden; aber man wird annehmen dürfen, daß die Bibliotheken ſelten reichhaltig, die Schulen nicht immer blühend waren. Eine beſondere Erſcheinung war gewiß jener Abt Benedict von Wirmuth (in Northumberland), der fünf Mal nach Rom reiste, um für ſein neuerbautes Kloſter Bücher zu erwerben, und auch bei ſeinem Tode

(689) Sorge trug, daß diese Sammlung nicht zerstreut würde. (Heeren, I, 84 f.) Im allgem. vergl. Ozanam 487 ff.

Die Beschäftigung mit alter Literatur und die auch durch häufige Pilgerfahrten unterhaltene Verbindung mit Rom, wo übrigens die Schola Saxonum mehr Hospital als Lehranstalt war, verleitete die Angelsachsen doch nicht, die eigene Sprache zu vernachläßigen. Wir wissen, daß für sie die Muttersprache auch Kirchensprache blieb und in derselben die heiligen Schriften mannigfach überfetzt, Hymnen und Homilien in großer Anzahl geschrieben worden sind, was auf die ganze Bildung des Volks von tiefgehendem Einfluß sein mußte (Lappenberg I, 189 ff.) Wie reich überhaupt die angelsächsische Literatur sich entwickelte, braucht hier nur angedeutet zu werden.

Welche Elemente der Bildung Winfried und seine Begleiter nach Deutschland trugen, wem wäre es unbekannt! Die Klöster Amöneburg (722), Fritzlar (734), Buraburg (741), Fulda (744), obwohl zunächst dazu bestimmt, Uebungsstätten asketischer Tugend und Ausgangspuncte der Missionsthätigkeit zu sein, mußten doch bald auch Unterrichtsanstalten werden und Winfried selbst hatte die Mönche zu Unterweisung der Jugend verpflichtet (ep. 17). Fritzlar, wo der gelehrte Wigbert († 747) in der von ihm geleiteten Schule den hl. Sturm bildete, wurde die Wiege aller Humanität für Hessen. Das von Lullus 770 gestiftete Kloster Hersfeld erhielt eine Schule erst in der folgenden Periode. — Zu dieser lenken wir jetzt über.

Zweite Periode (9—11. Jahrhundert).

I. Die Byzantiner. Während sich das byzantinische Reich vom westlichen Europa entschiedener trennte, eröffnete es nach andern Seiten ausgedehnte Gebiete seinem Einfluß; und wenn nun auch die Versuche, die Westslaven für die griechische Kirche zu gewinnen, misriethen, so traten um so mehr die Ostslaven in Zusammenhang mit Byzanz, und durch Bekehrung Rußlands erschloß sich den Byzantinern ein kaum zu überschauendes Gebiet. Was nun in dieser byzantinisch-slavischen Welt damals sich entwickelt hat, das ist freilich im einzelnen noch nicht so erforscht, daß nicht für den Culturhistoriker noch eine reiche Ernte übrig wäre; für die Geschichte der Pädagogik ist hier noch wenig vorgearbeitet. In unseren Darstellungen dürfen wir uns auf Andeutungen beschränken.

Auch bei dieser Periode werden wir unsere Blicke vorzugsweise auf Constantinopel zu richten haben. Das Bildungswesen anderer von dort aus regierter Länder liegt für uns in Nacht begraben; selbst Griechenland war lange ein slavisches Barbarenland (Curtius, Peloponnesos I, 86 ff.), wenn auch der hellenische Stamm nicht so völlig ausgetilgt worden ist, wie Fallmerayer angenommen hat, der dies zu wenig beachtet zu haben scheint, daß die slavischen Eroberer, wenn sie die Männer erschlugen, sicher die Frauen am Leben ließen und mit diesen dann ein neues Geschlecht zeugten, auf das eben durch die Mütter auch die hellenische Sprache sich fortpflanzte. Von Athen ist bei den byzantinischen Historikern dieser Periode tiefes Schweigen; aber das Eine zeigt der von Ludw. Roß bekannt gemachte Anonymus Viennensis in seiner Descriptio urbis Athenarum (Wien 1840), daß noch lange die Erinnerung an die Philosophen der alten Zeit viele dortige Ruinen mit dem Titel der Schulen (διδασκαλεῖα) schmückte.

Am Anfange der Periode sitzt auf dem byzantinischen Throne die Kaiserin Irene, die mit Karl d. Gr. in Berührung kommt; ihr Sturz bringt den wunderlichen Nicephorus I. zur Gewalt, der nach Theophanes als ein halber Freigeist erscheint, ganz auf das Materielle gerichtet, durch Beraubung der reicheren Geistlichen, der Kirchen und Klöster, der Wohlthätigkeitsanstalten verhaßt. Aber die ihm folgende zweite Reihe der bilderstürmenden Kaiser erscheint minder bildungsfeindlich; der auf die Mönche geübte Druck traf nicht gerade die Wissenschaft, und auf den völlig rohen Kaiser Michael folgte 829 der wissenschaftlich gebildete Theophilus, der die Hauptstadt mit prächtigen Bauten schmückte und mit dem Glanze der Literatur zu erfüllen strebte. Johannes der Grammatiker und Leo der Mathematiker, jener des Kaisers Lehrer, dieser selbst nach

Bagdad berufen und nachher durch die Gunst des Theophilus auf den erzbischöflichen Stuhl von Theſſalonich geſetzt, laſſen einigermaßen erkennen, wie es damals um wiſſenſchaftliche Bildung ſtand. Daß auch Frauen an ſolchen Beſtrebungen ſich betheiligten, zeigt das Beiſpiel der Dichterin Ikaſia, die in dem von ihr geſtifteten Kloſter den Studien oblag. Die Nachricht, daß ſchon Leo der Armenier († 821) die Bibliotheken der Kirchen und Klöſter habe durchſuchen laſſen, um Beweiſe gegen die bilderfreundlichen Mönche zu finden, zeigt übrigens doch auch dies, daß die früher erwähnten Verwüſtungen nicht durchgreifend geweſen waren.

Epochemachend war die Regierung des Kuropalaten Bardas († 866), welcher, obwohl ſelbſt ohne wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, dennoch (nach Zonaras XVI, p. 126) in vielen Städten die Schulen herſtellte und durch Einkünfte ſicherte, in Conſtantinopel ſelbſt aber eine allgemeine wiſſenſchaftliche Bildungsanſtalt mit völlig weltlicher Verfaſſung ſtiftete. Sie erhielt ihren Sitz in dem von Conſtantin d. Gr. erbauten Palaſt Magnaura und hatte Curſe und Lehrer für Grammatik, Philoſophie, Geometrie und Aſtronomie; Bardas ſelbſt beſuchte die Vorleſungen und belohnte die Gelehrten. Ein Mann von der umfaſſendſten wiſſenſchaftlichen Bildung, der Patriarch Photius, war bei ſolcher Wirkſamkeit ſein Berather.

Und eben dieſer erſcheint nun auch an der Seite des Kaiſers Baſilius I., mit welchem das Zeitalter der Makedonen beginnt, eine Zeit der eifrigſten und vielſeitigſten wiſſenſchaftlichen Arbeiten, die Blütezeit der byzantiniſchen Cultur. Baſilius, mehr durch das Leben, als durch Bücher gebildet, hatte vielleicht gerade darum um ſo offeneren Sinn für das Heilſame und Zweckmäßige, und wenn er gleich, wo es auf Forderung des Höheren ankam, am liebſten Paläſte, Kirchen, Klöſter, Hoſpitäler, öffentliche Brunnen baute, ſo folgte er doch gern auch den auf Pflege der wiſſenſchaftlichen Studien gerichteten Rathſchlägen des Photius. Dieſem übertrug er auch die Erziehung ſeiner Kinder, und durch dieſelbe wurde Leo VI. (886 — 911) ein Fürſt von ſeltener Bildung, wie denn auch die Nachwelt ihn den Weiſen genannt hat. Ein ganzes langes Leben hat dann Conſtantinus Porphyrogennetus († 959) gelehrten Studien gewidmet und, da ihm andere die Regierungsſorgen abnahmen, in einer Weiſe, wie nie ein Fürſt, ſchriftſtelleriſch arbeiten können. Und was ihn nun beſchäftigt hat, das bezeichnet ſo ziemlich auch den Umkreis der Studien, welchen man damals durchmeſſen konnte, wenn nicht dasjenige, was den erſtaunlichen Fleiß des Photius beſchäftigt hat, noch als eine weſentliche Ergänzung anzuſehen iſt. Wenn jenen mehr diejenigen Theile der Literatur anzogen, welche für Hof- und Staatsordnung, für Heerweſen und Kriegführung, für die mannigfachen Bedürfniſſe des Lebens Werth zu haben ſchienen, ſo lebte dieſer, obwohl ihn zu Zeiten auch theologiſche Fragen und juriſtiſche Arbeiten in Anſpruch nahmen, in dem noch immer außerordentlichen Reichthum der claſſiſchen Literatur, und was er in ſeiner „Bibliothek“ benutzt hat, läßt bedauern, daß aus ſolcher Fülle für ſeine Zeitgenoſſen nicht noch ein höherer geiſtiger Gewinn ſich ergab. Es iſt nun freilich wahr, daß alle wiſſenſchaftliche Thätigkeit dieſer Periode mehr oder weniger Compilation, encyklopädiſche Zuſammenſtellung und Verkürzung, mechaniſche Zurichtung für praktiſche Zwecke oder äußerliche Wißbegierde geweſen iſt; aber dennoch darf man ſolcher Thätigkeit lebhaft ſich freuen, da ſie viel Treffliches eben in die Formen gebracht hat, in denen es ſicherer durch ſchlimme Zeiten gerettet werden konnte. Dabei mag noch erwähnt werden, daß die Sorge für Abſchriften alter Werke damals ſehr groß geweſen und auch durch ſie manches Kleinod uns erhalten worden iſt. Daß die makedoniſchen Kaiſer bedeutende Bibliotheken angelegt, davon erfahren wir nichts; aber wir können uns Männer wie Photius und Conſtantin nicht anders als umgeben von ſtattlichen Bücherſammlungen denken, und anzunehmen iſt, daß damals auch in Klöſtern (auf dem Athos und auf den Inſeln des ägeiſchen Meeres) Handſchriften in größerer Zahl geſammelt wurden.

Freilich auch jetzt blieb die wiſſenſchaftliche Thätigkeit innerhalb kleiner Kreiſe, und

daß durch das Gesammelte kräftigere Geister zu freierem Produciren angeregt worden, kann man nicht sagen. Da war also auch der Unterricht beschränkt in dem, was er zu verarbeiten hatte, beschränkt in seinen Methoden, beschränkt in seinen Zielen und Erfolgen. Indes ist, namentlich durch Constantin, manches Anerkennenswerthe auch für Jugendbildung geschehen. Unstreitig führte er weiter, was Bardas begründet hatte. Es gab unter ihm höhere Anstalten für Philosophie, Rhetorik, Geometrie und Astronomie, und er hatte, wohl schon in der früheren Zeit seiner Regierung, zum Aufseher der Philosophen den Protospatharius Constantin gemacht, während die rhetorischen Studien Alexander von Nicäa, den geometrischen Unterricht der Patrizier Nicephorus, die astronomischen Arbeiten der Geheimschreiber Nicetas leitete. Dem Beispiele des Bardas folgend wandte auch Constantin diesen Anstalten seine persönliche Theilnahme zu: er zog die Schüler in seine Gesellschaft und an seine Tafel, ermunterte sie durch Geschenke und freundliche Ansprache; er machte aus ihnen später Richter, Senatoren, Statthalter, auch wohl Bischöfe. Klar ist dabei übrigens, daß dieser ganze Unterricht ein vorzugsweise weltlicher und den Händen des Klerus gänzlich entzogen war. In welcher Weise die Kirche für ihre Diener die nöthige Vorbildung gewann, erfahren wir nicht. Ebensowenig wissen wir, wie das für jene höheren Studien die Grundlage gebende Unterrichtswesen beschaffen war; es kann aber an besonderen Anstalten für Grammatik ꝛc. nicht gefehlt haben, was schon durch die aus jener Zeit noch erhaltenen grammatischen und lexikalischen Arbeiten bewiesen wird. Ueber den Umfang der Classikerlectüre, der nach dem noch Vorhandenen sehr groß sein konnte, wissen wir wenig genaues.*) Ein liebevolles Eingehen auf Denken und Leben der alten Welt war jetzt noch weniger möglich als früher. Selbst Photius, der so großartige Hülfsmittel zu solchem Eingehen besaß, war voll tiefer Verachtung für das Heidnische, dessen letzte Spuren eben in seiner Zeit verschwanden. (S. Chastel, Hist. de la destruction du paganisme dans l'empire de l'Occident 313 f., 318 f.) Das Lateinische war damals kaum noch für die Rechtsgelehrten, die ja die griechischen Basilica erhielten, ein Gegenstand der Beachtung. S. im allgem. Heeren I, 119—127. 148—154. Bernhardy §. 89. Jaeger, Hist. de Photius. Par. 1844.

Der Einfluß der byzantinischen Cultur auf Rußland zeigte sich unmittelbar nach der Bekehrung des Volks zum Christenthume auch im Unterrichtswesen. Der Großfürst Wladimir (980—1015) suchte seine Unterthanen im Christenthume auch dadurch zu befestigen, daß er sie im Lesen der schon vor längerer Zeit in das Slavonische übersetzten heiligen Schrift unterweisen ließ. Namentlich zwang er die Söhne der Vornehmen, die Schulen zu besuchen, und dabei kam es vor, daß die Mütter ihre zur Schule gehenden Kinder als todt beweinten, weil sie glaubten, daß dieselben in Zauberkünste eingeweiht und so dem Verderben überliefert würden. Der Großfürst Jaroslav (1019—54) gründete zu Nowgorod eine Schule für 300 Kinder der Weltgeistlichen und Kaufleute, ließ zahlreiche Schriften aus dem Griechischen in das Slavonische übersetzen, suchte die Klöster, die er vermehrte, zu Pflanzstätten der Künste und Wissenschaften zu machen und suchte die Popen durch Aussetzung fester Gehalte zu größerem Eifer für Ausbreitung des Christenthumes anzuregen. Strahl, Geschichte des russ. Staates I, 112. 168 f.

II. Die Araber. Die in der vorigen Periode eingeschlagenen Richtungen verfolgten die Araber auch in diesem Zeitalter. Der berühmte Zeitgenosse Karls d. Gr. Harun al Raschid (787—809), freigebiger Gönner der Dichter und Gelehrten, gründete in Bagdad, das auch jüdische und christliche Lehranstalten besaß, eine Akademie,

*) Der gründliche Kenner der byzantinischen Literatur würde allerdings im einzelnen manches Anziehende zusammenstellen können, z. B. über die Benutzung Homers. Vgl. Hase, Praef. ad Leon. Diac. im Corpus Byz. T. XI. p. XIX f.

und andere Schulen in allen großen Städten seines Reichs, während er zugleich zahlreiche Gelehrte wissenschaftliche Reisen machen und die rührige Thätigkeit im Uebersetzen aus dem Griechischen ins Arabische und Syrische fortsetzen ließ. Die syrischen Lehranstalten erhielten sich noch lange in fröhlichem Gedeihen und hegten einen ziemlich freien Geist. In Damascus, Emesa, Haleb lehrten neben einander Bekenner des Islam, Juden und Christen und sahen sich von zahlreichen Schülern umgeben. Aehnlich entwickelten sich die Dinge in Aegypten und Nordafrika. Im Ommajaden-Reiche von Cordova hielt die geistige Cultur gleichen Schritt mit der Entwicklung des äußeren Wohlstandes. (Schäfer, Gesch. von Spanien II, 61 ff.) Schon Abdorrhaman II. (822—852), selbst hochgebildet, sammelte um sich Dichter, Philosophen und Musiker; unter Abdorrhaman III. (912—961) und seinem Sohne Hakkem II. (—976) erhob sich die geistige Bildung zu bewundernswürdiger Höhe. In Cordova selbst zählte man damals 80 öffentliche Schulen, unter denen auch Lehranstalten für das weibliche Geschlecht (mit Frauen als Lehrerinnen) sich befanden. Aber in allen größeren Städten des Reichs gab es höhere Schulen, in denen für Grammatik und Rhetorik, Mathematik und Philosophie, Astronomie und Medicin, Religion und Rechtskunde, Geschichte und Geographie, ähnlich wie im Osten, muhamedanische, jüdische und christliche Lehrer neben einander thätig waren.

Im allgemeinen darf man sagen: das arabische Unterrichtswesen war in durchgreifender Weise, wie damals nirgends in christlichen Ländern, organisirt. Neben den umfassenderen Akademien, in denen anfangs die an den Koran sich anschließende Wissenschaft des Rechts Hauptsache war, allmählich aber auch andere Disciplinen Pflege fanden, gab es noch besondere Schulen für die Naturwissenschaften; die Medicin wurde oft an Krankenhäusern (Cordova hatte deren 50) gelehrt. Die Regsamkeit im arabischen Lehrwesen muß uns außerordentlich erscheinen. Die Freiheit des Lehrens war wenig beschränkt, die Mannigfaltigkeit in der Studienordnung groß, aller höhere Unterricht, lange Zeit an die Moscheen sich knüpfend, öffentlich und mit steter Reibung der Geister verbunden. Daß dictirt und nachgeschrieben wurde, hob die Lebendigkeit des Unterrichts nicht auf; denn die Lehrer fragten auch und ließen sich fragen, ließen ihren Vortrag vorübergehend auch ganz in Conversation übergehen und traten dann, von ihren Sitzen steigend, mitten unter ihre Zuhörer. Besoldungen gab es in dieser Zeit nicht; aber dafür entschädigten einträgliche Nebenämter und reiche Gaben der Fürsten für überbrachte Gedichte ꝛc. Oft suchten junge Männer die gewonnene Bildung durch ausgedehnte Reisen zu ergänzen. Und solchem Lehrwesen fehlte ein breiter Unterbau nicht. Denn mit den meisten Moscheen standen Schulen für Elementarunterricht in Verbindung, in denen Knaben und Mädchen Lesen, Schreiben und Grammatik lernten, besonders eifrig aber zum Auswendiglernen des Koran angehalten wurden. Haneberg, Ueber das Schul- und Lehrwesen der Muhamedaner des Mittelalters. München 1850, 4.

Es war natürlich, daß die Araber, indem sie die Jugendbildung mit solchem Ernste bedachten, auch zu genauerer Erwägung der dabei ins Auge zu fassenden allgemeinen Bildungsgesetze und Bildungsaufgaben sich aufgefordert fühlten. In dieser Beziehung ist von großem Interesse „das Buch des Kabus" aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. (Auszug bei Schmidt, Gesch. der Pädagogik II, 112 ff.)

Gewiß haben wir gegenüber so umfassenden Bestrebungen die Pflicht, über die dabei leicht warzunehmenden Mängel und Einseitigkeiten ein schonendes Urtheil zu fällen, und nicht am wenigsten da, wo wir die Araber bemüht sehen, aus der Fülle der griechischen Literatur zu schöpfen. Daß sie gerade die edelsten und freiesten Leistungen derselben unbeachtet ließen, kann nicht auffallen, wenn man an die tiefgehende Verschiedenheit zwischen beiden Entwicklungskreisen sich erinnert. Haben doch auch wir es erst sehr spät und nach vielfachen und mühevollen Versuchen zu einem lebendigen Verständnis jener Leistungen gebracht.

Wie vielfach die Christen des Abendlandes bei den Arabern in die Schule giengen

und wie durch Vermittlung derselben auch selbst die Weisheit und Gelehrsamkeit der Alten nach Westen gelangte, das ergiebt sich aus vielen Thatsachen. Dabei ist noch besonders der Juden zu gedenken, die überall in den Reichen des Islam eine große geistige Thätigkeit entfalteten und für ihre eigenthümlichen Bedürfnisse Lehranstalten schufen. In Spanien und Südfrankreich sind diese zum Theil Vermittelungen zwischen orientalischer und christlicher Cultur geworden. In dem letzteren Lande gab es nach dem Reiseberichte Benjamins von Tudela blühende jüdische Schulen in Narbonne, Beziers, Montpellier, Lunel, Beaucaire, Marseille bis zur Zeit der Albigenserkriege; in Narbonne stand die Schule neben dem stattlichen Tempel mit der Bundeslade (Fauriel III, 313 ff). Da ist es wohl auch der Erwähnung werth, daß in Spanien und Südfrankreich damals auch jüdische Poesie zu erfreulicher Entwicklung gelangt ist. Vgl. Mich. Sachs, Die religiöse Poesie der Juden in Spanien. Berlin 1845. Zunz, Zur Geschichte der Literatur, Bd. I. ebd. 1846 (über die jüdischen Dichter der Provence). Abr. Geiger, Divan des Castiliers Abu'l Hassan Juda Ha-Levi (11. Jahrh.) Breslau 1851.

III. Das christliche Abendland. Der germanische Völkerkreis, am Anfange der Periode durch die Kraft eines unvergleichlichen Herrschers beinahe ganz geeint und so scheinbar auf die Bahnen gemeinsamer Kraftentwicklung geleitet, geht zunächst doch wieder auseinander, um erst nach tiefen Erschütterungen und wehevollen Kämpfen unter der Macht der römischen Hierarchie sich wieder zusammenzuschließen. Rom selbst aber ist lange durch eigene und fremde Schuld in arge Zerrüttung hineingezogen und scheint, obschon die Ehrfurcht der Völker immer wieder nach diesem Mittelpuncte blickt und dort die Quelle der Weisheit und des Trostes, die Pforte des Himmels zu suchen nicht aufhört, das Bewußtsein seiner welthistorischen Bedeutung zu verlieren, bis es sich zum kühnsten Aufstreben ermannt und, unterstützt von den dringendsten Bedürfnissen der ihm noch immer zugewandten Welt, die allgemeine geistige Leitung wieder in die Hand nimmt. Ist nun auch die Entwicklung der Cultur in dieser Periode vielfach gestört, ja hie und da bis zum Erlöschen unterbrochen, so tritt uns doch im ganzen ein großer Reichthum an Entwicklungen entgegen, und wie verwildert auch die Stadt St. Peters sein mag, wie wenig auch von ihr durch Menschenalter geistige Impulse auszugehen scheinen, sie gilt doch fort und fort als Bewahrerin der edelsten Güter, als Spenderin der reichsten Gaben. Und immer weiter dehnt sich das Gebiet der Kirche aus: die Völker Skandinaviens, die Westslaven, die Ungarn werden, vorzugsweise von Deutschland aus für das Christenthum und für Rom gewonnen. Die festere Ausprägung der nationalen Unterschiede, die doch nur sehr allmählich erfolgt, läßt das Gefühl der Zusammengehörigkeit noch sehr lebendig wirken, und endlich hat sich in den Tiefen des Völkerlebens ein so starkes Verlangen nach Erneuerung der kirchlichen Verhältnisse entwickelt, daß eine überall auftretende Reformpartei auch das Kaiserthum ergreift und durch dieses das Papstthum wieder zur Einsicht in seine Aufgaben bringt.

Wie ist nun unter diesen Entwicklungen das Werk der Jugendbildung getrieben worden? Da tritt uns doch viel Bedeutsames entgegen. Im allgemeinen werden wir sagen können: auf dem von Karl d. Gr. gelegten Fundamente hat sich in dieser Periode trotz aller Stürme das Unterrichtswesen stattlich erhoben und gedeihlich entfaltet, und es ist der Orden der Benedictiner noch einmal mit voller Kraft und Liebe dafür eingetreten; wir stehen in der Blütezeit der Benedictinerschulen, die, wie sehr sie auch durch den Geist der Askese und die fast ausschließliche Rücksicht auf die Anforderungen der Kirche beschränkt wurden, durch Treue im Lernen und Lehren Großes gewirkt und Größeres vorbereitet haben. Uebrigens ergeben sich nach Völkern und Zeiten manche nicht unerhebliche Verschiedenheiten, die wir zu berücksichtigen haben.

Auf dasjenige, was bereits in dem Art. Karl d. Gr. mitgetheilt ist, kommen wir nicht wieder zurück. Aber wir haben noch manches nicht Unwichtige zur Würdigung jener Zeit anzuknüpfen.

Ludwig der Fromme, ein ſorgfältig erzogener und wiſſenſchaftlich gebildeter Fürſt, war im ganzen redlich bemüht, das von dem großen Vater Begründete zu erhalten und weiter zu führen. Daß die Hofſchule unter ihm fortbeſtand, verſteht ſich von ſelbſt; eine Spur davon in des Prudentii Trecensis Ann. a. 839 in Pertz Monum. I, 435. Zeuge ſeiner Fürſorge iſt dann das Capitulare von 823, worin er (c. 5) den Biſchöfen, indem er an ihre frühere Zuſage ſie erinnert, die Einrichtung von Schulen ad filios et ministros ecclesiae instruendos vel edocendos verlangt. Im Jahr 829 auf einem Concil zu Paris vereinigten ſich die Biſchöfe ſelbſt, die Lauheit mancher in dem edlen Werke beklagend, zu dem Beſchluſſe, auf größere Sorgfalt und Thätigkeit in dieſer Sache zu ſehen und bei jedem Provincialconcil die Vorſtellung der Scholastici durch die einzelnen Biſchöfe verlangen zu wollen, damit ſo ihr Eifer für den Dienſt des Herrn allen offenbar werde; den Kaiſer aber baten ſie noch beſonders, an drei geeigneten Stellen ſeines Reichs höhere Schulen (als Muſterſchulen?) errichten zu laſſen, quoniam ex hoc facto et magna utilitas et honor sanctae Dei ecclesiae et Vobis magnum mercedis emolumentum et memoria sempiterna accrescet. Noch bedeutſamer erſcheint, was um dieſelbe Zeit Ludwigs Sohn, Kaiſer Lothar, für Italien anordnete. In einer Conſtitution vom Jahre 825 (Pertz, Mon. Legg. I, 249) erklärte er, daß, nachdem er wargenommen, wie durch Sorgloſigkeit und Schwäche der Vorgeſetzten der Unterricht überall in Verfall gekommen, Lehrer von ihm an beſtimmten Orten eingeſetzt worden ſeien, damit weite Entfernung und Armut keinem zur Entſchuldigung dienen könne; als ſolche Studienſitze aber hatte er die Städte Pavia, Turin, Cremona, Florenz, Fermo, Verona, Vicenza, Forum Julium (in Friaul) erkoren, während in Ivrea der Biſchof ſelbſt die Leitung des Unterrichts übernommen hatte. Wohl im Einverſtändnis mit Lothar verfügte der Papſt Eugenius II. im J. 826, daß in ſämmtlichen biſchöflichen Städten und überall, wo das Bedürfnis vorliege, Lehrer angeſtellt werden ſollten, qui studia litterarum liberaliumque artium habentes dogmata assidue doceant, quia in his maxime divina manifestantur atque declarantur mandata. Als eine Wiederholung dieſer Verfügung haben wir den Erlaß des Papſtes Leo IV. vom J. 853 anzuſehen, wo indes noch hinzugefügt wird, ex si liberalium artium praeceptores in plebibus, ut assolet, raro inveniuntur, tamen divinae scripturae magistri et institutores ecclesiastici officii nullatenus desint. S. Giesebrecht, De litt. studiis apud Italos primis medii aevi saeculis 10 ſ. Wenn aber hier angenommen iſt, daß Lothars Conſtitution nur kirchlichen Unterricht gewollt, die artes liberales ausgeſchloſſen habe, die wir freilich ſpäter in Italien von den kirchlichen Studien ziemlich geſchieden ſehen, ſo ſteht das doch mit dem Wortlaute des faſt gleichzeitigen päpſtlichen Erlaſſes in Widerſpruch. In keinem Falle freilich dürfen wir glauben, daß Lothars Geſetz nachhaltigere Wirkungen gehabt habe; nur in Pavia ſcheint das damals Begonnene von feſterem Beſtande geweſen zu ſein. S. Villa, De studiis litterariis Ticinensium (Ticini 1782) 39 ſ. 72—78.

Im ſüdlichen Italien hatte ſich wiſſenſchaftliche Bildung mit größerer Sicherheit erhalten. Wir ſehen ſchon aus des Paulus Diaconus Dedication zur Historia miscella, die an Adilberga, die Gemahlin des Longobardenfürſten Arichis († 787) in Benevent, gerichtet iſt, wie ſehr dieſe mit ihrem Gemahl wiſſenſchaftlichen Studien hold war, und es iſt anzunehmen, daß auch nachher Benevent und Salerno längere Zeit Pflegeſtätten der Wiſſenſchaft blieben. Ein Beleg dafür iſt auch die Nachricht des Anonym. Salernit. c. 122 (Pertz, Mon. III, 334), daß zur Zeit des Kaiſers Ludwig II. in Benevent 32 Philoſophen (geehrte Mönche oder Kleriker) gelebt, von denen einige wohl an der Domſchule oder an Kloſterſchulen, die meiſten aber wahrſcheinlich privatim lehrten. Vgl. Giesebrecht 9 ſ. 15 f. und Cramer, De graecis medii aevi studiis II, 20 ſ. In Monte Caſſino war unter Paulus Diaconus die Schule trefflich gediehen.

Neben dem höheren Unterricht blieb übrigens in Italien während der Carolinger-

zeit auch der religiöse Volksunterricht Gegenstand der Aufmerksamkeit. In einem Capitulare von 856 (Pertz III, 439) befiehlt Kaiser Ludwig II., ut oratio dominica, in qua omnia necessaria humanae vitae comprehenduntur, et symb. ap., in quo fides catholica ex integro comprehenditur, ab omnibus discatur tam latine quam barbarice, ut quod ore profitetur (?), corde credatur et intelligatur.

Auch im Reiche der Westfranken hielt man zunächst an dem von Karl d. Gr. Geschaffenen fest, und sein Enkel Karl der Kahle, so schwach er war als Regent, bewies sich einsichtsvoll und thätig als Förderer der Studien. Durch Fretulf und Lupus von Ferrières mit Liebe zur Wissenschaft erfüllt und auch mit der alten Literatur bekannt gemacht, umgab er sich späterhin gern mit Gelehrten, er zog selbst Griechen in seine Nähe, und nach Herik von Auxerre (in der Vorrede zur Vita S. Germani) schien ganz Irland seine Philosophen an den fränkischen Gestaden ausgesetzt zu haben. Das Griechische war an Karls Hofe so bekannt, daß pedantische Spielerei griechische Wörter und Verse in lateinische Gedichte einflocht. Aber wir wissen auch, daß der Grieche Maunon platonische und aristotelische Schriften, der zwischen 840—846 an den Hof gekommene Johannes Scotus (Erigena) die Schriften des vermeintlichen Areopagiten Dionysius für den König übersetzte. Beide Männer übten nun auch an der Hofschule (in Paris) großen Einfluß und hoben dieselbe zu solcher Blüte, daß man nicht mehr Schola Palatii, sondern Palatium Scholae sagen zu müßen glaubte. Die selbständig an der Lösung der höchsten Fragen sich versuchende Speculation des großen Irländers haben wir an dieser Stelle nicht zu begleiten; aber die Bemerkung ist am Platze, daß in den geistigen Bestrebungen, wie sie Karl der Kahle um sich zur Entwicklung kommen ließ, die bedeutsamsten Früchte des von Karl d. Gr. Gepflegten zu erkennen sind. Was sonst noch für die Schulen im westfränkischen Reiche geschah, entspricht dem Geiste, der im Mittelpuncte waltete. Das erste Concil zu Meaux ordnete an, daß jeder Bischof einen sittenreinen, uneigennützigen Mann unterhalten solle, der außer dem gründlichen Verständnis der Kirchenväter auch die Fähigkeit besitze, die Geistlichen über den Glauben und die göttlichen Gebote zu belehren. Das zweite Concil von Meaux beschäftigte sich mit der Frage, wie Schulen für göttliche und menschliche Weisheit zu gewinnen seien, das Concil von Toul aber bestimmte, daß aller Orten, wo geeignete Männer sich fänden, öffentliche Schulen für Erklärung der hl. Schriften und für Ausbildung menschlicher Weisheit eingerichtet werden sollten. Ausdrücklich erwähnt wird auch, daß Karl der Kahle, wie sein Großvater, es liebte, an die Bischöfe seines Reichs um Beantwortung schwieriger Fragen (z. B. über die Körperlichkeit der Seele) sich zu wenden.

Auch im ostfränkischen Reiche ist damals manches Erfreuliche geschehen. Was nun aber den primus Germaniae praeceptor Hrabanus Maurus anlangt, so genügt es, auf das Bd. III, 583 ff. Mitgetheilte zu verweisen; über die Entwicklung der Dom- und Klosterschulen im damaligen Deutschland s. Bd. I, 534 f., Bd. III, 263 f. Was wir etwa nachzubringen haben, verbinden wir mit demjenigen, was im allgemeinen noch über die Zustände der kirchlichen Schulen des Karolingischen Zeitalters zu sagen ist.

Die Domschulen beschränkten ihre Thätigkeit überall auf Heranbildung von Klerikern und im allgemeinen wird anzuerkennen sein, daß diesseits der Alpen während dieser ganzen Zeit der Klerus, wie oft auch in weltliche Geschäfte und politische Kämpfe verwickelt, eine würdige Haltung bewahrt und viele tüchtige Männer in seinen Reihen gezählt hat, Männer, die ihre Bildung doch vorzugsweise den Domschulen verdankten. Auch sorgten einzelne Bischöfe und Provincialsynoden immer wieder für diese Bildungsanstalten. Wenn nun auch Sorglosigkeit eine solche Anstalt für einige Zeit verfallen ließ, so fehlte es doch nicht leicht an Restauratoren. So erneuerte z. B. Fulko von Rheims (seit 882) — sollicitus circa Dei cultum et ordinem ecclesiasticum, amore quoque sapientiae fervens — die zwei Schulen seiner Stadt (Canonicorum loci at-

que ruralium clericorum, alſo zwei Prieſterſeminare) und berief an dieſelben Remigius von Auxerre (als Magister liberalium artium) und Hucbald von St. Amand (virum disciplinis sophicis nobiliter eruditum), während er ſelbſt auch eifrig mitwirkte. (Flodoardus, Hist. Rem. L. IV, c. 9 bei Launoius, De scholis celebrioribus c. 21).

Aber zu ungleich größerem Gedeihen kamen in dieſer Zeit die Kloſterſchulen. Und an äußern Mitteln zu entſprechender Ausſtattung fehlte es den großen Abteien in keiner Weiſe. Abteien wie St. Denis und St. Riquier im Weſten, Fulda und St. Gallen im Oſten des Frankenreichs waren unter den reich begüterten eben nur die reichſten.*) Da ſammelte ſich doch auch in manchen Klöſtern anſehnlicher geiſtiger Beſitz, man ſagte wohl: claustrum sine armario quasi castrum sine armamentario. Bibliotheken gab es damals z. B. in Paris (St. Germain des Près), Tours, Chartres, Cambrai Douai, Valenciennes, Lille, Corbie, St. Omer (St. Bertin), Fontenelle, Corvei, Fulda, Hirſchau, Reichenau, St. Gallen, Regensburg, Salzburg.**) Iſt nun auch nicht zu leugnen, daß dieſe Sammlungen vorzugsweiſe Schriften der Kirchenväter, Rechtsbücher, liturgiſche Werke enthielten, wie denn auch der Fleiß der Abſchreiber meiſt nach dieſer Seite ſich lenkte; ſo erfahren wir doch auch, daß eine Anzahl von Claſſikern bewahrt, mannigfach copirt und der Benutzung zugänglich gemacht wurde.***) Es verſteht ſich, daß das ſo Geſammelte auch den Kloſterſchulen zu gute kam, deren viele in dieſer Zeit zu ſchöner Entwicklung gelangten. Wir erinnern nur an die Schule von St. Amand, die beſonders unter Milo († 872) blühte, an die von Corbie, wo Ansgar Lehrer war, an die von Corvei, Fulda, Hirſchau, St. Gallen. In der Einrichtung derſelben gieng nach Karl d. Gr. in ſofern eine bedeutendere Veränderung vor, als durch die Synode von Aachen im J. 817, die auch ſonſt für Jugendbildung gewichtige Beſchlüſſe faßte, die Zulaſſung von Laien in die Kloſterſchulen für unzuläßig erklärt wurde. Damit begann wahrſcheinlich die Unterſcheidung von zweierlei Kloſterſchulen. Man trennte von denjenigen Zöglingen, die, gewißermaßen durch eine geiſtliche Recommendatio, dem Herrn geweiht und für das Kloſterleben beſtimmt waren (die Oblati), diejenigen, welche, ohne in feſteren Verband mit dem Kloſter treten zu wollen, nur den Unterricht desſelben benutzten und großentheils in weltliche Stellungen überzugehen gedachten (die Nutriti). Demgemäß unterſcheiden ſich die schola interna oder claustralis und die schola externa oder canonica. Der Unterricht nun war wohl in beiderlei Schulen weſentlich derſelbe, die Zucht aber, obgleich dort und hier ſtreng, durch Verſchiedenheit der Zwecke von zweierlei Art. Bei den Oblatis kam es ja von vornherein darauf an, ſie völlig in die klöſterliche Askeſe hereinzuziehen; bei den andern Zöglingen, unter denen Knaben und Jünglinge aus den edelſten Geſchlechtern, ließ ſich der Einfluß der Welt nicht ganz beſeitigen. Uebrigens mag dieſe Scheidung doch auch nur bei den größeren Klöſtern durchgeführt worden ſein. Gewiß hat man den Einfluß dieſer Kloſterſchulen ſehr hoch anzuſchlagen. Im Sachſenlande z. B. haben ſie unſtreitig dazu geholfen, daß das zunächſt nur mit dem Schwerte niedergeworfene Volk innerlich umgebildet wurde. Die in denſelben gebildeten Jünglinge wurden eben ſo viele Miſſionare und wirkten ganz anders für den chriſtlichen

*) St Denis erhielt unter Karl d. Gr. ſelbſt in England reiche Schenkungen. Lappenberg I, 226 f. Ueber St. Riquier Chateaubriand, Etudes historiques III, 278—281 (Brux. 1831). Für St. Gallen vgl. Keller, Bauriß des Kloſters St. Gallen vom Jahr 820. Zürich 1844.

**) Heeren I, 140—143. Cramer, Geſch. d. Erz. und des Unterr. in den Niederlanden 72—75. Sehr belehrend Delisle, Récherches sur l'ancienne bibliothèque de Corbie, Par. 1860. (aus d. Bibl. de l'école des chartes): über Zuſammenſetzung der Bibliotheken nach den alten Katalogen, über Copiſten und Bibliothekare 8—13. Jahrh., Erwerbungen 9—13. Jahrh. Ausleihung und Mittheilung der Bücher, Einband. Die Sammlung ſtand in engem Zuſammenhang mit der Schule des Kloſters.

***) Ueber den wiſſenſchaftlichen Verkehr der Klöſter Launoius c. 16, vgl. c. 34.

Glauben, als es bis dahin Fremde hatten thun können. Merkwürdig ist immer, daß schon 836, als die Reliquien des hl. Vitus nach der neuen Klosterstiftung Corvei gebracht wurden, ganze Schaaren der Sachsen sie durch das Land begleiteten. Und wie nun, wenn, wie man vermuthet hat, der Dichter des Heliand in einer Klosterschule gebildet worden wäre? Da mag noch im besonderen hervorgehoben werden, daß je doch seit Hrabanus Maurus die deutschen Klöster Pflegestätten der deutschen Sprache und Poesie auf mancherlei Weise gewesen sind, am meisten St. Gallen, und sicher trat die nach dieser Seite entwickelte Thätigkeit in enge Verbindung auch mit dem klösterlichen Unterrichte.

Die Verwüstungen, welche in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts und noch in den Anfängen des zehnten Normannen und Magyaren über das Frankenreich brachten, trafen, wie bekannt, besonders auch die Klöster und unterbrachen weit umher das so kräftig gewonnene Werk der Bildung. Wir versuchen jetzt in Kürze darzustellen, was in den immer bestimmter auseinandertretenden Ländern besonders während des zehnten und in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts auf dem Gebiete des Unterrichtswesens geschehen ist.

Und hier zuerst von Italien. Dort erhielt sich nach dem Untergange der longobardischen Selbständigkeit noch lange die longobardische Kraft und Tüchtigkeit, und bei der allmählichen Verschmelzung mit der romanischen Bevölkerung der Halbinsel wirkte das Longobardische fort und fort als edelster Bestandtheil. Noch in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts sind Gregor VII. und die große Gräfin Mathilde Zierden des longob. Stammes, der noch immer die Geschichte und die Cultur Italiens bestimmte. (Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom, IV, 206 f.) Freilich hinderte dieses Fortwirken deutschen Lebens in Italien nicht, daß sich der Gegensatz zwischen Deutschen und Italienern seit dem Anfange des elften Jahrhunderts schärfer ausbildete, wie denn gerade im Gegensatze zu den Italienern der Name der Deutschen zur Geltung gelangt ist.

Im Unterrichtswesen des damaligen Italiens sehen wir nun, daß gerade in denjenigen Landschaften, wo das Longobardische in größerer Ausdehnung sich erhalten hatte, auch größere Regsamkeit in den Studien herrschte. Rom selbst war durch Jahrhunderte arm an wissenschaftlichem Leben. Im zehnten Jahrhundert, wo Deutschland, Frankreich, England in dieser Beziehung Erfreuliches entwickelten, konnten französische Bischöfe einem päpstlichen Legaten vorhalten, daß in Rom fast niemand sei, der die Wissenschaften gelernt habe, und nun doch auch der Papst nicht wagen dürfe, Dinge zu lehren, von denen er nichts verstehe; und der Legat hatte nur dies zu entgegnen, daß Petri Stellvertreter mit seinen Schülern allerdings zu Magistern weder Plato, noch Virgil, noch Terenz, noch das übrige Vieh der Philosophen wolle, da Gott vom Anfange der Welt nicht die Redner und Philosophen, sondern die Illiteraten und Bauern erwählt habe. Demgemäß war nun auch das Schulwesen Roms in tiefem Verfall. Mit den Klöstern der Benedictiner verkamen auch die Schulen; selbst die Sängerschule am Lateran, seit Gregor d. Gr. als die einzige und wesentlich geistliche Universität Roms wirksam, scheint damals tief gesunken zu sein. An Pflege der classischen Literatur dachte kaum jemand. Bei dem nach der Eroberung Aegyptens durch die Araber eingetretenen Mangel an Papyrus gewöhnte man sich überall in Italien, die alten Pergamenthandschriften auszulöschen und statt der Werke des Aristoteles, des Livius, des Cicero Antiphonarien und Heiligengeschichten einzutragen; aber in Rom ist damals auch von Bibliotheken und Abschreibern nicht die Rede und die ganze classische Bildung schrumpfte gerade auch dort zum Begriffe der Grammatik zusammen. Aber während unter argen Factionskämpfen und wüsten Genüssen alles Edlere in Rom verdarb, dauerte eine römische Rechtsschule fort; es war ja die Zeit, „wo die lex Romana neuen Glanz erhielt und der römische Richter unter feierlichem Ceremoniel das Rechtsbuch Justinians empfieng, um Rom, Trastevere und den Erdkreis darnach zu

richten." (Gregorovius III, 525 ff., vgl. 161 ff.) Der Einfluß der Cluniacenſer, unter Alberich, dem Fürſten und Senator aller Römer († 954) auch in Rom ſich begründend, ſcheint dem dortigen Unterrichtsweſen keine Förderung gebracht zu haben. Auch im elften Jahrh. dauerte die Oede fort, und nur die lateraniſche Sängerſchule erhielt vielleicht durch Guido von Arezzo, den Erfinder der Noten, bei ſeinem freilich nur kurzen Aufenthalte in Rom eine Anregung zum Beſſern.

Im übrigen Italien fehlte es an Schulen nicht, aber auch in den kirchlichen Anſtalten wurden ungleich mehr als die kirchlichen Studien die Studia liberalia gepflegt. Dies verſichert von Mailand Ratherius von Verona; nach Landulphus (bei Muratori Scriptt. IV, 92) beſtanden zu ſeiner Zeit (gegen Ende des 11. Jahrh.) in Mailand zwei biſchöfliche Schulen — philosophorum diversarum artium peritiam habentium, ubi urbani et extranei clerici philosophiae doctrinis studiose imbuebantur (philosophia Collectiv-Ausdruck für die artes liberales); die Lehrer erhielten vom Erzbiſchof reichlichen Lohn. (Saxius, De studiis litt. Mediolanensium prodromus [Med. 1729] 87 ff.) In Parma blühte wenigſtens ſeit dem J. 1000 eine biſchöfliche Schule, für deren Unterhalt der Biſchof kräftig ſorgte, und auch hier waren die artes liberales Hauptſache; Petrus Damiani hatte ſie in dieſer Schule ſtudirt. (Giesebrecht, De litt. studiis 14.) Die Kloſterſchulen des damaligen Italiens blieben dagegen weit zurück und hielten am wenigſten einen Vergleich aus mit denen in Deutſchland und Frankreich. Selbſt Monte Caſſino, „das Mekka der ſüdlichen Longobarden wie der ſüdlichen Normannen," hatte nach Petrus Damiani in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts, wo es ſo rege wiſſenſchaftliche Thätigkeit ſah, scholas puerorum nicht. (Giesebrecht 15. 25 ff.) Indes zeigen die Kataloge anderer Klöſter (z. B. Bobbio's aus dem 10. Jahrh.) eine ſolche Menge grammatiſcher und rhetoriſcher Schriften, daß man auch auf entſprechenden Unterricht ſchließen darf, für deſſen Vorhandenſein auch die in den ſpäteren Zeiten dieſer Periode unter den Laien ſehr verbreitete literariſche Bildung ſpricht. (Rockinger, Ueber die ars dictandi und die Summae dictaminum in Italien, in den Sitzungsberichten der bayr. Akademie 1861, I, 1, 102.) Vor allen freilich gaben dieſe Bildung die scholae privatae, in denen wir eine Fortſetzung der alten Grammatikerſchulen erkennen dürfen. Sie waren zahlreich, wurden von den höhern Ständen ſehr benutzt und ſtanden zum Theil in unfreundlichem Verhältnis zur Kirche, die nicht ohne Grund darüber klagte, daß von ihnen aus heidniſches Denken und Leben durch das Volk ſich verbreite. (Sehr anziehende Belege bei Giesebrecht 12 ff.; vergl. Vogel, Ratherius von Verona I, 40 f.) Die ganze Literatur dieſer Zeit läßt übrigens auf überkünſtliche Schulübungen, auch im Verſificiren, ſchließen; zahllos ſind auch in den hiſtoriſchen Schriften die claſſiſchen Reminiſcenzen. Eine eigenthümliche Stellung nahm in dieſer Zeit die Schule in Pavia ein. Während nämlich auch ſie die artes liberales mit beſonderem Eifer pflegte, entwickelte ſie ſich allmählich auch zu einer bedeutenden Rechtsſchule, von welcher die Ausbildung des longobardiſchen Rechts und deſſen ganze Literatur mehrere Jahrhunderte hindurch vorzugsweiſe ausgieng. (Rockinger 107 f.) In ähnlicher Weiſe erwuchſen zu Salerno aus den grammatiſchen und poetiſchen Studien die mediciniſchen, die ja zunächſt nur durch ſprachliche Kenntniſſe (und durch Ueberſetzungen ins Lateiniſche) möglich waren. Ueber Conſtantinus Afer, der nach einem faſt vierzigjährigen Aufenthalte im Morgenlande um 1080 in Salerno eine Zufluchtsſtätte ſuchte, ſpäter in Monte Caſſino Mönch wurde und hier viele mediciniſche Werke aus dem Griechiſchen und Arabiſchen ins Lateiniſche überſetzte, ſ. beſ. Wenrich, Commentarii rerum ab Arabibus in Sicilia gestarum (Lips. 1845) 313 ff.

Daß in Deutſchland ſeit Otto d. Gr. das Schulweſen nach den Verluſten, die es in ſturmvoller Uebergangszeit erlitten hatte, raſch wieder ſich hob und an manchen Stätten zu glänzender Entwicklung gedieh, erklärt ſich aus dem innigen Zuſammenwirken von Staat und Kirche. Jener, durch die Einſicht der Biſchöfe nicht minder als durch die Kraft der Könige zuſammengehalten und gerade dadurch auch nach außen zu machtvollem

Wirken in den Stand gesetzt, stellte der Kirche wieder reiche Mittel zur Verfügung und schützte sie gegen die Begehrlichkeit und Gewalt der Großen. In der Förderung der Schulen aber begegneten sie sich: beide wollten für ihre Zwecke tüchtige Männer, und wie nun die Hofschule auch ein Seminar von Bischöfen war, so sah der Staat wieder viele seiner Diener aus Dom- und Klosterschulen hervorgehen. Ueberall im wesentlichen dieselben Grundsätze, dieselben Ziele, dieselben Mittel.

Unter solchen Verhältnissen wurde besonders die Hofschule der Ottonen von großer Bedeutung. Ottos I. jüngster Bruder Brun erwarb sich das Verdienst, diese Anstalt wieder empor zu bringen und sie zu einer Pflanzschule von Bischöfen und Staatsbeamten zu machen. Unter der Leitung des Bischofs Baldrich von Utrecht zu glücklichster Entwicklung seiner eminenten Fähigkeiten gelangt und durch die Einwirkungen angelsächsischer und irischer Mönche, welche vor den Normannen aus der Heimat geflohen waren, zu einer sein ganzes Leben verklärenden Frömmigkeit erhoben, brachte er zu Erfüllung seiner kirchlichen Pflichten eben so viel Hingebung als Einsicht und widmete seit dem J. 939, wo ihn Otto in seine Nähe gerufen hatte, vor allem der Hofschule die eifrigste Thätigkeit. Fortwährend noch bereit zum Lernen benutzte er die Griechen, welche an den Hof seines Bruders kamen, wie den Iren Israel, der längere Zeit neben ihm erscheint, zu Erweiterung seiner Kenntnisse, um dann desto erfolgreicher als Lehrer zu wirken. Neben dem Studium des Trivium brachte er auch die Disciplinen des Quadrivium zu voller Geltung, war aber stets bereit, auch zu den Schwächeren freundlich sich herabzulassen. Um d. J. 950 hatte die Hofschule ihre volle Ausbildung erreicht. Nicht lange darauf trat als Lehrer Ratherius ein, in welchem die Gelehrsamkeit der Karolingerzeit noch einmal scharf ausgeprägt sich darstellt (Vogel I, 166 f.). Ohne sich durch die Bedenken der Frommen, denen er sonst sehr nahe stand, irre machen zu lassen, gab Brun auch den classischen Studien mit ganzer Liebe sich hin, und durch sein Beispiel gefördert gewannen sie eine noch ganz andere Bedeutung als unter Karl d. G. Aus Italien brachte Gunzo, einer Aufforderung Ottos entsprechend, zahlreiche Handschriften classischer Autoren über die Alpen; Virgil, Ovid, Horaz, Terenz, Cicero, Sallust wurden die Lehrer der empfänglichen Jugend; bald begann man sie in poetischen und historischen Darstellungen nachzuahmen, die doch um ein Bedeutendes über das in der Karolingerzeit Erreichte hinausgiengen. „Eine Literatur eigenthümlichster Art entwickelte sich aus diesen Bestrebungen: sie ruht ganz auf nationaler Grundlage und kleidet sich doch in das Gewand der classisch-römischen Sprache; sie ist klösterlich und ascetisch, aber dabei sinnlich-naturalistisch nach den Anschauungen der Alten; sie ist geistlich, aber sie kümmert sich wenig um dogmatische Streitigkeiten und kanonistische Gelehrsamkeit; sie ist endlich höfisch, aber dabei doch schlicht, treuherzig und aufrichtig; die altdeutsche Heldensage klingt in Hexametern wieder, die dem Virgil nachgebildet oder entlehnt sind; die naive Thiersage muß sich dem strengen Takte antiken Versmaßes fügen; die wunderbaren Geschichten von den Anfängen der Sachsen werden in der Sprache des Sallust und Tacitus vorgetragen; eine Nonne behandelt die Legende der Heiligen in der Form terentianischer Komödien." (Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit I, 308 f.).*) In der That war Brun zunächst überall die bestimmende Persönlichkeit, und was damals sich entwickelte, das wirkte dann durch ein Jahrhundert fort.

Denn die Hofschule regte nun auch zu Wiederaufnahme der Studien in den Dom- und Klosterschulen an, und weithin reichte auch hier Bruns Einfluß. Als er 953 Erzbischof von Cöln und Regent von Lothringen geworden war, suchte er im ganzen Bereiche seiner Macht einen Klerus sich zu bilden, der durch geistige Bildung und untade-

*) Hrotswitha von Gandersheim hat in neuerer Zeit auch bei den Franzosen Aufmerksamkeit erregt. S. Théâtre de Hrotswitha, religieuse allemande du X. siècle, traduit pour la première fois en Français, avec le texte latin revu sur le manuscrit de Munich, précédé d'une introduction et suivi de notes par Ch. Magnin. Par. 1848. Ueber die historische Literatur der sächsischen Zeit Giesebrecht I, 739 ff.

ligen Wandel werth erſchiene, das Volk zu leiten. Domſchulen und Kloſterſchulen wurden mit großer Sorgfalt neu geordnet; alle überragte die Schule zu Cöln, aus welcher zahlreiche Biſchöfe hervorgegangen ſind, die alleſammt Träger einer großen reformatoriſchen Bewegung wurden. Bald war dieſe Geiſtlichkeit durch wiſſenſchaftliche Strebſamkeit, durch Tüchtigkeit in der Amtsführung, durch ſtraffe Handhabung der Kirchenzucht ein Vorbild für den geſammten Klerus des Abendlands, den dann auch die von Cluny ausgehenden Beſtrebungen mächtig erregten. Im übrigen Deutſchland erhoben ſich gerade damals namentlich die Kloſterſchulen zu erfreulicher Blüte: St. Gallen und Reichenau, Hersfeld und Corvei, in Bayern Altaich, das ſelbſt auf Monte Caſſino Einfluß übte; aber auch Nonnenklöſter, wie Gandersheim und Quedlinburg, zeichneten ſich aus. Fulda ſcheint nach der Mitte des neunten Jahrhunderts geſunken zu ſein und erſt unter Heinrich III. ſich wieder gehoben zu haben. *)

Eine eigenthümliche Steigerung erfuhr die wiſſenſchaftliche Bildung in Deutſchland, als die oſtrömiſche Kaiſertochter Theophano mit Otto II. vermählt worden war und die engere Verbindung mit Conſtantinopel auch der griechiſchen Sprache und Literatur erneute Theilnahme verſchaffte. Man wird freilich dieſen Einfluß nicht überſchätzen dürfen; aber die Wirkſamkeit, welche Theophano ganz unmittelbar als Erzieherin ihres Sohnes Otto III. ausübte, ſchien doch auch mittelbar für weite Kreiſe bedeutend werden zu ſollen. Was der herrlich erblühende Fürſt von dem Calabreſen Johannes und von dem erfinderiſchen Sachſen Bernward lernte, das hob ihn ſo hoch, daß ſeine Zeit ihn ein Wunder der Welt nannte. Wir wiſſen aber, wie ſeine Ideale vor der harten Wirklichkeit zu Boden fielen und ſein ſtolzer Geiſt in nutzloſem Ringen erlag. Der gefeierte Gerbert, der, von dem wiſſensdurſtigen Otto eingeladen, 997 nach Sachſen kam, um dann raſch von Stufe zu Stufe zum päpſtlichen Throne emporzuſteigen, hat mehr dazu beigetragen, daß der Kaiſer auf falſche Bahnen ſich verlor, als daß er ſeiner Sehnſucht Befriedigung gegeben hätte. Aber ein großer Mann war Gerbert doch. Alle Wiſſenſchaft ſeiner Zeit umfaßte er, und was ihn die Schulen der ſpaniſchen Mark (nicht die Akademie in Cordova) gelehrt hatten, das wußte ſein raſtloſer Fleiß ſo trefflich zu mehren und zu benutzen, daß überall, wo er auftrat, helles Licht von ihm auszuſtrömen ſchien. Am wenigſten unſtreitig wußte ſeine Bedeutung das verwilderte Rom zu würdigen. Ueber ihn Hock, Gerbert oder P. Silveſter II. u. ſ. Jahrhundert. Wien 1837. Schmidt, Gerbert oder P. Silveſter II. als Freund und Förderer claſſiſcher Studien. Schweidnitz 1843. Büdinger, Ueber Gerberts wiſſenſchaftliche und politiſche Stellung. Caſſel 1851. Von ſeinem Einfluſſe auf Frankreich unten.

Unter Heinrich II. hörte die Hofſchule auf, dem geiſtigen Leben unſeres Volks ſtärkere Impulſe zu geben, hörte überhaupt Deutſchland auf, der Mittelpunct der wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen des Abendlandes zu ſein. Heinrich ſelbſt war ohne tieferes Intereſſe für Wiſſenſchaft und Kunſt, und die Art, wie er die Klöſter behandelte, konnte leicht auch deren Schulen in Gefahr bringen. Indes erhielten ſich manche dieſer Schulen noch immer ſtattlich, und neben ihnen einige Domſchulen, wie die von Hildesheim unter Bernward, die von Paderborn unter Meinwerk, die von Eichſtädt unter Heribert, die von Würzburg unter Bruno. Aber mit Konrad II., der keinen Sinn für Wiſſenſchaft hatte, begann für die Schule eine trübere Zeit. Heinrich III., ſorgfältig erzogen und von Wippo, der beſonders ſeine Rechtskunde hervorhebt, als eine Zierde der Studien geprieſen, ſuchte doch die Reformation, an welcher er mit heiligem Ernſte arbeitete, nicht gerade in der Hebung der Schulen. Und ſo iſt auch die Wiſſenſchaft dieſer ſpäteren Zeit (z. B. die Geſchichtsſchreibung), obwohl ſie an Ausbreitung nicht verlor, zu freierer Entwicklung nicht gelangt.

Wir verſuchen gleich hier, vom Leben und Lehren der Schulen dieſer Zeit eine etwas anſchaulichere Darſtellung zu geben. Was nun die Domſchulen anlangt, ſo war

*) Wie auf St. Gallen auch in dieſer Zeit Iren Einfluß übten, ſieht man aus der Erzählung bei Ekkehardt IV. Casus S. Galli in Pertz, Mon. II, 78 f.

die Blüte derselben überall durch die Persönlichkeit der Scholaster (scholastici) bedingt und der Wechsel der Personen führte nicht selten plötzlich Gedeihen oder Verfall von Schulen herbei. Freilich waren nicht alle Kanoniker, welche zur Würde des Scholasticus gelangten, fähig und willig, die Mühen des Unterrichts zu übernehmen; doch dürften Beispiele, wo den Scholastern Substituten (secundarii) gegeben werden mußten, vor dem letzten Drittel des 10. Jahrhunderts selten zu finden sein. Aber damals begann auch schon die Auflösung des kanonischen Lebens. Die zu Prälaten gewordenen Scholaster fanden das Schulhalten bald lästig und ließen entweder die auf sie angewiesenen Schulen eingehen oder übertrugen den Unterricht einem Rector scholarium, indem sie sich selbst nur die Inspection und Vertretung der Schule im Capitel, sowie die Verwaltung der äußern Angelegenheiten vorbehielten (vgl. d. Art. Freie Städte Bd. II, S. 509 ff.). Zunächst dem Scholaster stand überall der Cantor, der den Kirchengesang durch seinen Unterricht vorzubereiten und bei der Ausführung selbst zu dirigiren, aber auch die Leseabschnitte für die Kirchenfeste zu bezeichnen und den Kirchenkalender anzufertigen hatte. Der seltener erwähnte Primicerius hatte die Geistlichen der niedern Weihen zu den kirchlichen Functionen und zum Chorgesange anzuleiten. Unstreitig blieb der Unterricht der Domschulen fast überall auf die künftigen Diener der Kirche beschränkt, und wohl nur eine durch die Persönlichkeit des Lehrers herbeigeführte Ausnahme war es, wenn in Lüttich neben der eigentlichen Kathedralschule noch eine besondere Anstalt für Jünglinge weltlichen Standes eingerichtet wurde. Diese Schule war ja überhaupt durch die Bischöfe Everaclus (959—972) und Notker (972—1008) zu ganz ungewöhnlicher Blüte gelangt und gleichsam die Hochschule des gesammten nordwestlichen Deutschlands geworden. Everaclus, der sich zu den unter ihm stehenden Lehrern in ein wahrhaft väterliches Verhältnis setzte und wohl selbst von Calabrien aus aufmunternde Briefe an sie richtete, scheint da, wo es noch an Lehrern mangelte, eine Art wechselseitigen Unterrichts eingeführt zu haben. Notker war so eifrig im Lehren, daß er selbst auf Reisen Schüler mit sich führte, die er unter seinen Augen durch einen Capellan unterweisen ließ. (Cramer, Erziehung u. Unterricht i. d. Niederlanden 91—106.)

Der Unterricht selbst war auch während dieser Periode bei den Domschulen, so lange sie höher strebten, wesentlich derselbe wie bei den Klosterschulen. Was damals in Paderborn gelehrt wurde, sagt uns die Schilderung in der Vita Meinwerci c. 52 (Pertz, Mon. XI): ubi mathematici claruerunt et astronomici habebantur, physici atque geometrici. Viguit Horatius magnus et Virgilius, Crispus ac Sallustius et urbanus Statius ludusque fuit omnibus insudare versibus et dictaminibus jucundisque cantibus. Beachtenswerth ist auch der Bericht, welchen Thankmar, der Lehrer Bernwards, über seinen Lehrgang giebt (vita Bernw. Pertz IV, 758). Bis zum Studium der Theologie und des kanonischen Rechts erhoben sich die Domschulen wohl immer nur unter besonders günstigen Verhältnissen. (Vgl. für Paderborn Bade, Nachrichten über das Gymnasium zu Paderborn [1845] 17; im allgem. Krabbe, Nachrichten über die höhern Lehranstalten in Münster [1852] 51 ff.)

Auch in den Klöstern war Ausdehnung und Behandlung des Unterrichts natürlich überall durch die überlieferten Normen bestimmt, wenn auch in einzelnen Klöstern eine eigenthümliche Lehrtradition sich erhielt und in manchen Fällen ein bedeutender Mann dadurch, daß er in einem weitern Kreise Einfluß erhielt, wie Richard, der Abt des Laurentiusklosters in Lüttich († 1046), dem 21 Abteien in Lothringen und Frankreich zur Leitung anvertraut waren, seine Grundsätze für viele zu Vorschriften werden sah. Eine gewisse Besonderung mag dann noch darin gefunden werden, daß in den niederländischen Klöstern, die hierbei den von Cluny gegebenen Impulsen folgten, das strenge Festhalten am Kirchlichen ein Zurücktreten der classischen Studien zur Folge hatte, während diese in St. Gallen mit Eifer gepflegt wurden. Daß auch in den Klosterschulen Steigen und Fallen des Unterrichts vielfach von den Persönlichkeiten der mit dem Lehramte Betrauten abhieng, versteht sich von selbst. Im ganzen wohl überall gleich war die Einführung in die

Wahrheiten und Gebräuche der Kirche: ſie beſtand in Einprägung von Gebets- und Bekenntnisformularen und in Einübung des zum Cultus Gehörigen; beim übrigen Unterrichte konnte Maß und Methode, obgleich im allgemeinen feſtſtehend, auch durch die Bedürfniſſe der Schüler auf ſehr verſchiedene Weiſe modificirt werden, da offenbar da, wo Fürſten und Herren als Schüler eingetreten waren, ganz andere Anſprüche ſich geltend machten, als da, wo Söhne des Volkes zu Klerikern und Mönchen zu bilden waren.

Was nun den Unterricht in den alten Sprachen anlangt, ſo wurde das Lateiniſche zunächſt überall noch darum gelernt, weil es im Dienſte des Staates und der Kirche unentbehrlich war, nicht aber deshalb, weil die Kenntnis dieſer Sprache den Zugang zu einer reichen Literatur und durch dieſe wieder in eine großartig entwickelte Welt eröffnete. Was jene Literatur darbot, das nahm man, ſobald die Fähigkeit zu ihrer Benützung gewonnen war, in manchen Fällen dankbar auf, und die Freude namentlich an den lateiniſchen Dichtern, die auch zu mannigfacher Nachahmung und Anwendung führte, giebt ſich in den Schriften jener Zeit zuweilen auf rührende Weiſe zu erkennen, aber ſehr wenige erhoben ſich zu einer ſo umfaſſenden Kenntnis wie Sigebert von Gembloux und einige Gelehrte in St. Gallen. Der grammatiſche Unterricht (nach Donat, Priscian, Beda, Alcuin ꝛc.) war meiſt ſehr mühſam, langwierig, auf Einübung der Regeln, Wörtern und Phraſen beſchränkt; doch fehlte es auch an Erleichterungsverſuchen nicht ganz, wie Ratherius ſeine Grammatik Servadorsum oder Sparadorsum deshalb nannte, weil die rechte Benützung derſelben die Schüler gegen die Schläge des Lehrers ſicher ſtellen konnte. (Vogel, I, 101; II, 146.) Die Dichterlectüre läßt ſich nach zahlreichen Zeugniſſen abgrenzen; man las mit beſonderer Vorliebe Virgil, nächſt ihm Ovid und Horaz, aber auch Lucan und Statius, ſeltener Terenz. Sehr fleißig war man im Verſemachen, wobei man aber freilich, ſtatt nach den großen Vorbildern geſchmackvolle Darſtellung zu erſtreben, lieber an Dichtern wie Prudentius, Sedulius und Juvencus ſich hielt und, da auch die gewählten Stoffe (z. B. bibliſche Geſchichten und Heiligenlegenden) andere Darſtellung zu empfehlen ſchienen, in den mehr kirchlichen Formen ſich bewegte, die allmählich im Anſchluß an das dem Volksleben Entſtammte ſich gebildet hatten. Die Kenntnis der lateiniſchen Proſaiker war eine ſehr beſchränkte, und gewiß wurde Oroſius öfter als Livius oder Cäſar, Seneca öfter als Cicero geleſen; ziemlich bekannt ſcheinen Salluſt und Sueton geweſen zu ſein.

Von den griechiſchen Studien im Zeitalter der Ottonen darf man ſich, ſo ſehr einzelne Nachrichten eine gewiße Blüte derſelben vorausſetzen laſſen, doch keine glänzende Vorſtellung machen. Es fehlte zwar keineswegs an Anweiſungen zum Erlernen dieſer Sprache und wie man dabei zu Werke gieng, zeigt ein von Eckſtein aus einem dem 9. oder 10. Jahrhundert angehörigen Codex der Stadtbibliothek zu Laon in den „Analekten zur Geſchichte der Pädagogik“ (Halle 1861) mitgetheiltes „griechiſches Elementarbuch“; aber wie wenig doch auch bedeutende Gelehrte in die Kenntnis des Griechiſchen eingedrungen waren, erſehen wir hinreichend aus der einen Thatſache, daß Notker Labeo den von Boethius citirten homeriſchen Vers: ἀργαλέον δέ με ταῦτα θεὸν ὧς κεν ἀγορεύειν in lateiniſchen Lettern ſo hat ſchreiben können: argalthon demetanta theonpanta gopiin, um dann zu überſetzen: fortissimus in mundo deus omnia peregit. Daß die nicht ganz ſeltenen Erwähnungen Homers neben Virgil, der dann wohl aber Homerus heißt, für eine Bekanntſchaft mit den homeriſchen Geſängen nichts beweiſen, iſt einleuchtend (vgl. Philologus XV, 3, 477 f.); aber genauere Kenntnis der griechiſchen Literatur war überhaupt ſehr vereinzelt, und ſelbſt die wegen ſolcher Kenntnis gerühmten Männer brachten es kaum zu belohnendem Verſtändnis. Ueber Brun von Cöln Giesebrecht I, 304. Vgl. Vogel, Ratherius I, 25 und 161. Mit der nach der Mitte des elften Jahrhunderts vollbrachten Scheidung der griechiſchen von der römiſchen Kirche hören auch für Deutſchland auf längere Zeit beſtimmtere Einwirkungen von Oſten her auf. (Vgl. Cramer, De graecis medii aevi studiis I, 10; II, 3 f.

Wie weit damals in den deutſchen Kloſterſchulen das Deutſche zu ſeinem Rechte gekommen, läßt ſich nach den mancherlei aus jenen Zeiten erhaltenen Gloſſarien und Ueberſetzungen nicht völlig erkennen; ſehr bedeutſam iſt aber ein noch erhaltener Brief von Notker Labeo, worin er bemerkt, daß er, um ſeine Schüler in das Verſtändnis der Claſſiker einzuführen, etwas ungewöhnliches gethan und die lateiniſchen Schriftſteller in die Mutterſprache überſetzt und in dieſer erläutert habe; denn in der heimiſchen Sprache werde leicht gefaßt, was in einer fremden kaum oder nicht ganz begriffen werden könne. S. J. Grimm in d. Gött. Gel. Anzeigen 1835, 92.

Die edle Kunſt des Geſanges iſt in dieſer Periode beſonders bei den Niederländern durch Hukbald, den Vorſteher der Schule von St. Elno († 930), welcher als erſter Begründer der Harmonie bekannt iſt, und Franko von Cöln, Scholaſticus bei St. Lambert in Lüttich († 1088), den Erfinder der Menſuralmuſik, fortgebildet worden. (Cramer, Erziehung und Unt. in den Niederlanden, 83 f. und 103 f., der die von Kiefewetter in d. Geſchichte unſerer heutigen Muſik 30 ff. ausgeſprochene Anſicht, daß der Erfinder der Menſuralmuſik ein ſpäterer Franko ſein müße, nicht als ſtichhaltig erkennt). Aber auch in St. Gallen fand der Geſang ausdauernde Pflege; man ſuchte dort den Knaben ſelbſt das Declamiren durch Muſiknoten zu erleichtern. (Vgl. d. Art. Geſang, Bd. II, S. 763, 764.) Ueberhaupt darf angenommen werden, daß auch da, wo andere Lehrgegenſtände vernachläßigt wurden, der Geſang, der beim Cultus ſo gar nicht zu entbehren war, ſorgfältig geübt wurde.

Ein Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit war wohl auch beim Unterrichte das Schreiben, worin die ganze Zeit noch eine hochwichtige Kunſt erkannte, die nirgends ſo eifrig ausgeübt wurde, als in Klöſtern. Ebenſo wird anzunehmen ſein, daß befähigte Zöglinge der Kloſterſchulen den Mönchen, die als Maler, Bildſchnitzer, Architekten thätig waren, näher treten durften, um von ihnen zu lernen; bekannt iſt ja, wie zahlreich damals in Klöſtern auch Künſtler waren, obwohl (nach Springer, De artificibus monachis et laicis medii aevi. Bonn 1861) die Anſicht, daß bis zum 13. Jahrhundert die Kunſt faſt ausſchließlich in den Händen der Kleriker ſich befunden, ſtark zu beſchränken iſt.

Daß die Schulzucht ſtreng war, ergiebt ſich aus mannigfachen Berichten. Die Ruthe wurde häufig, auch bei Reichen und Vornehmen, gehandhabt. Als Aufſeher waren die Circatores beſtellt. Aber es fehlte der Jugend doch auch an Ergötzlichkeiten nicht: man geſtattete ihnen zu Zeiten das Würfelſpiel, den Wettlauf nach einem geſetzten Preis; das Ringen mit geſalbten Händen, das Stockſpiel, oder ſie durften auch gepanzert einander mit Steinen werfen. An ſolchen Tagen erhielten ſie wohl auch Wein, Bäder und, um ihre Spiele bis in die Nacht fortſetzen zu können, Lichter. In St. Gallen verdankten die Schüler dem Könige Konrad I. drei freie Spieltage. Denn derſelbe hatte einſt bei einem Beſuche im Kloſter auch an den kleinen Schülern, die bei der Tafel vorleſen mußten, ſeine Freude gehabt und, als er die muſterhafte Haltung der Kinder geſehen, die bei einem Umzuge in der Kirche die auf ſeinen Befehl durch den Gang hin ausgeſtreuten ſchönen Aepfel alle unberührt gelaſſen, jene Tage ausdrücklich für ſie erbeten. Eben dort hatten die Schüler bereits das festum sanctorum innocentium, an welchem ſie der Zucht völlig entbunden (exleges) waren und jeden bei ihnen eintretenden Fremden, auch wenn es ein Biſchof war, feſtnehmen, als Schulabt auf das Katheder führen und zu einer Loskaufung nöthigen konnten, wie Ekkehard IV (Pertz, Mon. IV, 91) gar anmuthig erzählt hat.

Die Töchter edler Familien Nonnenklöſtern zur Erziehung zu übergeben, lag ſehr nahe. Daß es geſchehen, ließe ſich an einer Reihe von Beiſpielen zeigen. Die Königin Mathilde hatte ihre Erziehung im Kloſter Herford erhalten; aber ſie hatte noch als Wittwe Heinrichs I. manches nachzuholen. In dieſer Zeit war es ihr auch ein liebes Geſchäft, in ihrem Kreiſe für Bildung des weiblichen Geſchlechts zu ſorgen, und noch im letzten Jahre ihres Lebens (967) wandte ſie bei einem Beſuche des von ihr geſtif-

teten Nonnenklosters in Nordhausen besondere Theilnahme auch der Schule desselben zu, in der allerdings wohl nur die jüngeren Nonnen und die Novizen von den ältern Schwestern unterrichtet wurden. (Pertz, Mon. IV, 299.) Wie weit man es in weiblicher Bildung damals brachte, lassen die Beispiele der Nonne von Gandersheim und der Herzogin Hedwig erkennen. Im allgemeinen Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter 91 ff. Zuweilen haben in Nonnenklöstern auch Knaben ihren ersten Unterricht erhalten.

In Frankreich treten für diese Periode Süden und Norden noch sehr bestimmt aus einander. Dort erhielt sich das von griechischen Elementen durchzogene römische Wesen auf mancherlei Art, auch in der Fortdauer heidnischer Gebräuche; von den Reformen Karls des Großen aber war der Süden wenig oder gar nicht berührt worden. Doch wurde allmählich der Einfluß des südfranzösischen Klerus auf die Gestaltung der Sprache und die Bildung der religiösen Ideen ein sehr bedeutender (Fauriel, Hist. de la poésie prov. I, 234 ff. und De Laveleye, Hist. de la langue et de la litt. prov. 52 ff.), und daneben trugen die freieren politischen Verhältnisse, der rege Handelsverkehr, die fortgehende Berührung mit arabisch-maurischer, wie mit jüdischer Bildung viel dazu bei, daß sich vom Rhône bis zur Mündung der Gironde eine sehr eigenthümliche Cultur mit einer klangvollen Sprache entwickelte. Im Norden war der Uebergang von den ausartenden Karolingern zu den Capetingern um so wehevoller, je langsamer er war, und die königliche Macht der letzteren hob sich nur langsam zwischen den Ansprüchen stolzer Vasallen empor; aber an geistiger Regsamkeit fehlte es auch hier nicht.

Anknüpfend nun an das oben vom Zeitalter Karls des Kahlen Gesagte erwähnen wir zunächst noch des trefflichen Servatius Lupus, der, nachdem er unter Hrabanus Maurus gelernt und gelehrt hatte, als Abt von Ferrières auch durch Pflege der classischen Studien Verdienste sich erwarb. Heirik von Auxerre, eine Zeit lang in Fulda des Lupus Schüler, galt als einer der gebildetsten Geister seiner Zeit und war, nach seinem Gedicht von dem h. Germanus zu schließen, mit Virgil und Horaz genau bekannt. Seinen Unterricht hatte dann wieder Remigius von Auxerre genossen, der später als Scholasticus von Paris oder Rheims († 908) weitreichenden Ruhm gewann. Unter ihm hatten wieder Hildebold von St. Michiel (an der Maas) und Rudulf von Metz ihre Studien gemacht. Bald sollten die von Cluny ausgehenden Reformen auch den Studien zu gute kommen. Denn wenn auch die Cluniacenser für Schulunterricht geringere Thätigkeit entwickelten, als für Restauration des asketischen Lebens und des Kirchenthums im großen; so wirkte doch die geistige Energie, mit der sie auftraten, mittelbar wohlthätig auch auf den Unterricht.*) Für diesen wurde aber noch besonders Fleury an der Loire bedeutend, wo nach Constantin, dem Freunde Gerberts, Abbo, den Paris und Rheims gebildet hatten, besonders durch philosophische, mathematische und astronomische Kenntnisse Aufmerksamkeit erregte († 1004). Gerbert selbst, im Geroldskloster von Aurillac, in Rheims, in Spanien gebildet, wirkte dann einige Zeit als Meister der Schule von Rheims. Aus seinem Unterricht sind hier eine Reihe bedeutender Männer hervorgegangen: K. Robert der Fromme, Fulbert von Chartres, den seine Zeitgenossen den Sokrates der Franken nannten, einer der Männer, welche zuerst die Künste der Dialektik in die Theologie einführten, Adalbero, später Bischof von Laon, Leutherik, Erzbischof von Sens, Bruno, Bischof von Langres, Rethard und Erluin von Cambrai, Franciscus von Paris, K. Roberts Kanzler, Adelhold, erst Scholasticus, dann Bischof von Utrecht, Johannes, Bischof von Auxerre, Ingo, Abt

*) Odo von Cluny freilich deutete einen Traum, welcher ihm einen Drachen in einem schönen Gefäß gezeigt hatte, auf die Gefahren, denen beim Studium der alten Literatur sein Seelenheil ausgesetzt sein würde, und den classischen Studien scheinen dann die Cluniacenser niemals hold gewesen zu sein.

von St. Germain des Près, Herbert, Abt von Latigny u. a. Gewiß war Gerbert, wie oft auch in politische Verhältnisse hineingezogen, stets wieder gern bei wissenschaftlichen Studien, und er faßte dann das Verschiedenste zusammen, zog das Entlegenste herbei, wußte auch dem scheinbar Kleinen Interesse abzugewinnen. Sehr umfassend war unstreitig seine Kenntnis der classischen Literatur; aber am größten war er doch auf dem Gebiete der mathematischen Wissenschaften, obschon hier manches noch immer dunkel ist. Vgl. Friedlein, Gerbert, die Geometrie des Boethius und die indischen Ziffern. Erlangen, 1861. (Ein Versuch zu zeigen, daß das, was man in der Regel als Geometrie des B. bezeichne, von Gerbert herrühre, der seine Kenntnisse aus arabischen Quellen geschöpft habe.) Wichtiger Cantor Mathem. Beiträge (Halle 1863) S. 314 ff.

Der Anschluß der Bischöfe an die neue Dynastie der Capetinger half der Kirche aus schweren Anfechtungen heraus und zu kräftiger Entwicklung empor, und dies kam rasch auch den kirchlichen Bildungsanstalten zu gute. Daß dabei doch lange noch viele Mängel merkbar blieben, darf nicht auffallen. Lehrreiche Einblicke in dieser Beziehung macht uns Guibert von Nogent durch seine Mittheilungen über den Erzieher seiner Jugend möglich. S. Théry, Histoire de l'éducation en France (seconde édition. Par. 1861) I, 227—236. Aber selbst des Volksunterrichts begann man wieder sich anzunehmen. Während die Synode von Trosly 909 geklagt hatte, daß bei so großer Vermehrung des Klerus viele alt würden, die selbst Glaubensbekenntnis und Vaterunser nie gelernt hätten, gab es um d. J. 1000 im Sprengel von Soissons, wie weiterhin in Lothringen, Kinderschulen, in welche Knaben mit dem siebenten Jahre traten, um den Glauben und das Vaterunser zu lernen.

Einen besondern Aufschwung nahm das Schulwesen in der Normandie. Rouen und St. Ouen, Jumiéges, Fontenelle, Fécamp, Lisieux, Mont Saint-Michel hatten ihre Schulen. Alle aber überragte später die Klosterschule von Bec unter der Leitung Lanfranks. Dieser, einer senatorischen Familie in Pavia entsprossen, hatte in Bologna die Rechte studirt und war dann auch als Lehrer daselbst aufgetreten. Nach Frankreich gekommen lehrte er zuerst kurze Zeit in Avranches, dann unter Todesgefahren auf einer Reise nach Rouen zu dem Entschlusse gelangt, sein Leben dem Herrn zu weihen, trat er 1042 in das eben gestiftete Kloster Bec und übernahm bald nachher die Leitung der jungen Schule, die er rasch zu großem Gedeihen brachte, wenn er auch nicht, wie freilich versichert wird, neben dem Lateinischen und Griechischen noch das Hebräische und Arabische lehrte; seine Bedeutung liegt in der Gründung der scholastischen Theologie.*) Im J. 1062 wurde er Abt des von Herzog Wilhelm errichteten Klosters zu Caen und gründete auch hier eine Schule. Wie groß sein Ruhm war, ergiebt sich aus der Thatsache, daß Papst Nicolaus II. Jünglinge, die er imperatorios capellanos et nostros nennt, zu Lanfrank schickte, um in Dialektik unterrichtet zu werden. (Vergl. Gfrörer, Gregor VII, I, 625, der freilich zu viel aus dieser Nachricht herausspinnt.) Im allgem. Charma, Lanfranc Notices biogr., litt. et phil. Par. 1849.

Von der Normandie ist leichter Uebergang nach England. Die Vereinigung der angelsächsischen Reiche unter Ecgbert (800—828) schien auch der geistigen Cultur, die schon so feste Unterlagen gewonnen hatte, eine noch größere Concentration und damit eine um so kräftigere Entwicklung möglich zu machen. Aber die bald darauf beginnenden Raubzüge der Dänen, deren Wuth und Habgier besonders gegen die Klöster sich richtete, unterbrachen jene Entwicklung in schmerzvoller Weise und zerstörten viel Gutes

*) „Gründung der scholastischen Theologie" ist wohl ein etwas zu starker, wenigstens mißverständlicher Ausdruck; er führt leicht auf die Meinung, als hätte Lanfrank mit Absicht und Bewußtsein eine neue theologische Schule gegründet, während sein Streit mit Berengar nur den Anstoß zu derjenigen Behandlung der kirchlichen Dogmen gab, die nachher in umfassender Weise angewendet worden ist und den Namen Scholastik erhalten hat. Gründung der scholast. Theologie wäre ein Ruhm, der eher dem Anselm von Canterbury gebührte. Anm. d. Red.

völlig. Um so bedeutsamer erscheint das Restaurationswerk des Königs Alfred (871 bis 901). Unter den schwersten Bedrängnissen erstarkt und endlich Sieger über die wilden Feinde entfaltete er für die Erneuerung des geistigen Lebens unter seinem Volke die preiswürdigste Thätigkeit. Wie er im Staate durch Weisheit und Strenge eine musterhafte Ordnung und einen durchaus sicheren Rechtszustand herstellte, so baute er mit unermüdlicher Sorgfalt die Kirche wieder auf und öffnete der Bildung neue Pflegestätten. Wir wissen, wie er ausgezeichnete Männer um sich sammelte, wie er selbst Hand anlegte, seinem Volke Bildungsmittel zu schaffen, in denen es zugleich seine Sprache für die folgenden Zeiten sicher gestellt sah. Und er hat, wie kein anderer Fürst des Mittelalters, den Gedanken einer nationalen Volksbildung gehabt. Denn wie ja überhaupt die Angelsachsen auf ziemlich rein gefegtem Boden leichter als die germanischen Völker des Festlandes, die unter zahllosen Ueberresten der alten Welt sich einleben mußten, ihre Eigenthümlichkeit bewahrt hatten, so war es auch jetzt dem großen Könige näher gelegt, dem nationalen Leben eine selbständige Entwicklung zu sichern. Sein Streben gieng nun besonders darauf, daß Schulen nicht allein zum Unterricht im Lateinischen, sondern zugleich solche, in denen alle englisch lesen und schreiben lernen und aus englischen Büchern unterrichtet werden könnten, angelegt würden; er wollte daher auch (nach seiner Zuschrift an die Bischöfe, denen er seine Uebersetzung des liber pastoralis von Gregor d. Gr. zusandte), daß, wie Griechen und Lateiner, so nicht minder die Angelsachsen das Gesetz Gottes in ihrer Sprache haben sollten. Nicht mit Unrecht bemerkt daher auch Neander: „Hätte dieser Plan einer von der römischen Sprache unabhängigen christlichen Volksbildung in Alfreds Sinne weiter fortgesetzt werden können, so würde wohl schon früher eine Reaction gegen das römische Kirchensystem von der englischen Kirche ausgegangen sein.“ Alfred selbst war übrigens ein sehr treuer Sohn der römischen Kirche. Wie er als Knabe schon 853 mit dem Vater eine Wallfahrt nach Rom gemacht hatte, so hielt er sich auch als König in steter Verbindung mit Rom, und es ist anzunehmen, daß durch Vermittelung der dortigen Schola Saxonum mancherlei Bildungsmaterial für England gewonnen wurde. (Vgl. Lappenberg I, 339.) Im allgem. Pauli, König A. und s. Stellung in der Geschichte Englands. Berlin 1850. Weiß, Gesch. Alfreds des Gr. Schaffh. 1852. Vgl. d. Art. Großbritannien, S. 79.

Das von Alfred Geschaffene gedieh auch nach ihm fröhlich. Zahlreiche Schulen kamen empor. Die Schule in Oxford, nach der gewöhnlichen Annahme eine Gründung des Königs (für Grammatik, Philosophie, Theologie) und bestimmt, einst alle übrigen zu überragen, kam zunächst über die Klosterschulen von Hyde Abbey und Athelney noch nicht hinaus; bald erreichte die Schule der alten Abtei Glastonbury besondern Ruhm. Dort finden wir bald nach Alfred viele dahin ausgewanderte Scoten, die durch Erziehung der Söhne angesehener Sachsen ihren Unterhalt erwarben; dort machte der bald so einflußreiche Dunstan (geb. 924) seine Studien, und bezeichnend ist, daß derselbe, der auch mit dem Griechischen vertraut wurde, zugleich ein besonderes Wohlgefallen an Nationalliedern und altväterlicher Geschichte hatte, was dann freilich seine Neider als Hinneigung zum Götzendienste und zur Zauberei verdächtigten. Durch ihn kam später, als er zur höchsten kirchlichen Würde des Landes sich erhoben hatte und mit großartiger Entschiedenheit an die Seite der Könige getreten war, die Benedictinerregel in England zu durchgreifender Anerkennung, was auch der geistigen Cultur ein mehr kirchliches Gepräge aufdrückte, so jedoch, daß diese im wesentlichen vielfach gefördert ward. (Lappenberg I, 397 ff.) Mit Dunstans Tode (988) begann neuer Verfall, und die schweren Zeiten der dänischen Herrschaft ließen im besten Falle das früher Entwickelte leidlich fortführen. Unter Edward dem Bekenner (1042—66) erhielt die Schule zu Canterbury von Fleury aus neue Anregung (Launoi c. 44); seine ebenso gebildete als liebreiche Gemahlin Editha machte es sich zur Freude, einen Schüler, der öfter in den Palast kam, grammatische Regeln und Verse hersagen zu lassen oder

ihn mit seinen Syllogismen zu bedrängen. (Aug. Thierry, Hist. de la conquête de l'Angleterre par les Normands [Par. 1838] I, 249 f.) Der Tag von Hastings führte für England tief gehende Umgestaltungen herbei, von denen in der nächsten Periode zu handeln ist.

Dritte Periode (vom Ende des elften bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts).

I. Die Byzantiner. Die Mittelstellung, welche dieselben seit Jahrhunderten einnahmen, war im Zeitalter der Kreuzzüge, welches die Heere des Abendlandes auf den Osten sich stürzen sah, besonders darum eine höchst gefährliche, weil ihre doch sehr gerechtfertigte Furcht vor fränkischer und normannischer Waffengewalt und ihre infolge des letzten Conflicts bis zum äußersten verschärfte Antipathie gegen die römische Kirche sie zu einer stets unzuverlässigen, oft geradezu feindlichen Politik gegen diejenigen trieb, welche als Helfer und Retter sich ankündigten. Aber in solcher Gefahr nahmen sie auch ihre Kraft nach Möglichkeit zusammen, und die rauhen Männer des Abendlandes, welche die Kreuzfahrten an den Bosporus brachten, empfanden immer wieder Bewunderung wie vor den prangenden Werken der Kunst, so vor der Feinheit und Mannigfaltigkeit der Bildung bei einem Volke, das sie bald haßten, bald verachteten. Was die Byzantiner auszeichnete, das war freilich fast durchaus ererbtes Gut; aber sie bewahrten es treu und handhabten es mit Geschick, und wenn sie dadurch nicht immer innerlich sich förderten, so wußten sie um so besser äußerlich damit Staat zu machen. Doch haben sie gerade damals auch mancherlei neue Bildungselemente in Dichtungen des Orients wie des Occidents aufgenommen. S. Gött. Gel. Anzeigen 1830, 171 f. und 1843, 73 und Mullach, Conjectaneorum Byzantin. libri II. (Berl. 1852) 33 ff. In dieser Beziehung dürfte noch manches Interessante zu ermitteln sein. Die Kaiser des elften Jahrhunderts hatten die Studien nicht sinken lassen, und einzelne waren eifrige Pfleger derselben gewesen. Der junge Michael VII. (1071—78) hatte unter der einseitigen Leitung des gelehrten Michael Psellus zu seinem Unglück mehr Geschmack an literarischer Thätigkeit, als an den Staatsgeschäften gefunden; des Kaisers Sohn Constantin war bereits vom zweiten Lebensjahre an unter die Leitung des Erzbischofs Theophylactus von Achridus gestellt worden, der für seinen Zögling ein mit den nützlichsten Lehren angefülltes Werk schrieb. Alexius I. Comnenus (1081—1118) begünstigte die theologischen Studien vor den classischen *προηγεῖσθαι τὴν θεῶν θείων βίβλων μελέτην τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας ἐπέτρεπε*, sagt Anna Comnena, seine Tochter, von ihm in der Alexias S. 148), aber seine kräftige und bei großen Bedrängnissen ruhmvolle Regierung gab dem geistigen Leben mannigfach wohlthätige Impulse und förderte die überhaupt noch möglichen Entwicklungen mit Erfolg. Kaiser Manuel war mit der aristotelischen Philosophie vertraut und schrieb, wie sein zweiter Nachfolger Andronicus, über theologische Fragen; aber er wurde auch wegen seiner Beredsamkeit bewundert und hob zugleich die medicinischen Studien. Daß eine so ereignisvolle Zeit auch tüchtige Historiker hervortreten sah, kann nicht auffallen; aber bedeutsam ist es, daß unter ihnen die Kaisertochter Anna Comnena die erste Stelle behauptete.

Die Studienanstalten der vorhergehenden Periode bestanden unstreitig fort; als neues Institut aber kommt das von Alexius I. gegründete Waisenhaus in Betracht, in welchem neben Einheimischen auch Fremde („Latiner und Scythen") in griechischer Sprache und Literatur unterrichtet wurden. Mit der Weise dieses Unterrichts ist nun freilich Anna Comnena nicht einverstanden. Für die Grammatiker dieser Anstalt nämlich, die einer aus dem zehnten Jahrhundert stammenden und damals wohl allgemeinen Praxis folgten, war die *σχεδογραφία* (*ἡ τοῦ σχέδους τέχνη*, von Anna als *πολύπλοκος πλοκὴ* oder *πεττεία* getadelt) die Hauptsache im Unterrichte geworden. Sie faßten in Compendien eine Menge von Wortformen durch das ganze Alphabet hin nach rein äußerlichen Gesichtspuncten zusammen und suchten bei diesem Verfahren, welches von zufälligen, anomalen

oder ſchwierigen Formen ausgieng (mittelſt der theoretiſch aufgehäuften oder aus Stellen der Claſſiker gezogenen *ἐπιμερισμοί* in neckender Fragweiſe und mit überraſchenden Sprüngen die Kenntnis der Schüler zu erproben und durch Erinnerung an die betreffenden Regeln zu ſichern. (Bernhardy.) Läßt nun auch ſolche Uebung einen zuſammenhängenderen Unterricht in gewiſſen Theilen der Grammatik vorausſetzen, ſo iſt doch auch wieder klar, daß Weſentliches vernachläßigt wurde. Anzuerkennen iſt aber, daß jenes Zeitalter im ganzen dem claſſiſchen Studium ſorgſame Pflege angedeihen ließ. Es fehlte namentlich im zwölften Jahrhundert nicht an Commentatoren und Lexikographen, und wenn unter dieſen Johannes Zonaras vielleicht nur mäßige Anerkennung fordern darf, ſo ſteht Johannes Tzetzes mit ſeinen Chiliaden, einem Werke vielſeitigſter Beleſenheit, hoch genug, daß man ſeine Dünkelhaftigkeit ihm nachſehen kann. Euſtathius aber, auch ein großer Theolog, und als ſolcher zu den höchſten Würden der Kirche erhoben, — er war Erzbiſchof von Theſſalonich wahrſcheinlich von 1175—1194, — bezeichnet durch ſeine Commentare zu Homer und Dionyſius Periegetes den Höheſtand der damaligen claſſiſchen Studien, welche in ihm, der früher auch Vorſteher der Rhetorenſchule in Conſtantinopel geweſen war, einen wahrhaft liberalen und gründlich gelehrten Pfleger beſaßen. Wie ſehr bei dieſen Studien die Dichter im Vordergrunde ſtanden, ergiebt ſich aus zahlreichen Thatſachen, und daß Homer noch immer Gegenſtand beſonderer Vorliebe war, zeigen auch die Paraphraſe der Ilias von Michael Pſellus und die Arbeiten des Comnenen Iſaak zur Erklärung des Dichters. Die Verbindung theologiſcher und philologiſcher Studien aber, die wir bei Euſtathius warnehmen, begegnet uns auch bei Euthymius Zigabenus, und wenn die Theologie jener Zeit einen im ganzen erfreulichen Aufſchwung nahm (vgl. Ullmann, Nicolaus von Methone, Euthym. Zig. und Nicolaus Choniates oder die dogmatiſche Entwicklung der griech. Kirche im 12. Jahrh., in den Studien u. Kritiken 1833), ſo lag ein Grund davon doch wohl im Gedeihen der claſſiſchen Studien. Daß denſelben damals auch Gegner nicht fehlten, zeigen die ſcharfen Jamben, welche Theodorus Prodromus (c. 1150) gegen ſolche gerichtet hat, der ganz treffend auf die drei großen Cappadocier des vierten Jahrhunderts und auf Johannes Chryſoſtomus ſich beruft,

οἷς εἰς τόσον μέτεστι τῶν ἔξω λόγων,
ὡς καὶ Πλάτωνας ἐκτρέπειν καὶ Σωκράτας,

und ſchließlich erklärt,

εἰ μὲν τὸ λεχθὲν αἱρετικίζειν λέγεις,
συναιρετικίζοιμι τοῖς λελεγμένοις.

(Fabric. B. G. V, 2, 801 f.) — Der Unterricht in der Rhetorik, vom Leben wenig getragen, beſchränkte ſich wie früher auf die in den herkömmlichen Progymnasmen geſtellten Aufgaben und führte ſelten über verkünſtelte und wunderlich überladene Schauſtellungen hinaus. — Zu ganz anderer Bedeutung gelangte damals die an Ariſtoteles ſich anſchließende Dialektik, als deren Meiſter Michael Pſellus und Johannes Italus erſcheinen. Jener aus patriciſchem, aber wenig begütertem Geſchlecht, war bereits als fünfjähriger Knabe von ſeiner Mutter dem erſten Lehrer zugeführt worden und hatte ſogleich mit regſtem Eifer den Studien ſich hingegeben (*καὶ ἦν μοι παιδιὰ ἡ σπουδή, σπουδὴ δὲ παιδιὰ οὐχ ὡς ταῦτα παίζοντι, ἐκεῖνα δὲ σχολάζοντι*, ſagt er ſelbſt); als dann das Schwanken der Eltern über den für den Sohn zu wählenden Beruf ein Traum der Mutter, welcher Johannes Chryſoſtomus und die Apoſtel erſchienen waren, gehoben hatte, gelangte er raſch zu glänzenden Erfolgen und wurde Vorſteher der Philoſophenſchule in Conſtantinopel. Seine literariſche Thätigkeit iſt eine ſehr mannigfache geweſen (ſ. Leo Allatius de Psellis in Fabric. B. G. V.); für die Geſchichte der Pädagogik dürften zwei ſeiner Schriften der Beachtung zu empfehlen ſein: die *Διδασκαλία παντοδαπή* (abgedruckt bei Fabr. a. a. O.), ein Compendium aller damaligen weltlichen Wiſſenſchaft, beſonders auch der Phyſik und Methaphyſik, und das *Σύνταγμα εἰς τὰς τέσσαρας μαθηματικὰς ἐπιστήμας* (Arithmetik, Muſik, Geome-

trie, Astrologie), ed. Venet. 1532, Basil. 1536, Witeb. 1560. Der andere hat den Psellus, seinen Lehrer, in Gegenwart des Hofes durch dialektische Gewandtheit vom Lehrstuhle heruntersisputirt und erscheint auch in seinen Schriften als tüchtiger Aristoteliker.

Geringen Antheil an wissenschaftlicher Thätigkeit nahmen in jener Zeit die Klöster, die sogar, statt für Erhaltung oder Mehrung der Bibliotheken zu sorgen, ihre Bücher verschleuderten oder verkommen ließen und nach Eustathius Sitze der Lüge, Trägheit und Bosheit waren. (S. des Eustathius *Ἔπλοκεψις βίου μοναχικοῦ*, Deutsch von Tafel, Berlin 1847.)

Sicher jedoch waren noch große Bücherschätze in Constantinopel und dessen Umgebung im Zeitalter der Comnenen vereinigt. Aber schon 1185 bei der Einnahme Thessalonichs durch die Normannen mag die alte Literatur mannigfache Einbuße erlitten haben; die Eroberer gaben Bücher um den geringsten Preis weg. Verderblich wirkten in demselben Jahr auch die Verwirrungen, welche in Constantinopel selbst der Sturz des ältern Andronicus hervorrief. Da stürzte das Volk sich auch auf die Gelehrten, die es spottend das faule Glied (*μέλος σεσηπός*) am Staatskörper nannte. (Nicetas in Andron.) Unter den Schrecken aber, welche die Einnahme und Verheerung der unvergleichlichen Stadt durch die Franken im J. 1204 begleiteten, giengen viele bis dahin erhaltene Werke des Alterthums, der bildenden Kunst und der Literatur für immer verloren, wie damals unstreitig auch die in den letzten Jahrhunderten so eifrig gepflegten Bildungsanstalten zerstört wurden. Die rohe und drangsalvolle Herrschaft der lateinischen Kaiser konnte nur dazu dienen, das etwa noch Vorhandene zu verderben, soweit nicht Stolz und Pietät der Unterdrückten für Rettung der Ueberreste durch Aufsuchen und Sammeln, für Fortbildung der Studien durch Privatunterricht Sorge trugen. Im allgem. s. Heeren 170 ff., 192 ff., 214 ff., Bernhardy §. 90.

II. Die Araber. Die schon in der vorigen Periode durch die Welt des Islam gegangenen Spaltungen und Gegensätze minderten sich freilich in dieser späteren nicht; aber sie führten so wenig zum Verfall wissenschaftlicher Studien und geistiger Bildung, daß wir vielmehr auf sehr verschiedenen Puncten, auch da, wo türkische Dynastien sich erhoben hatten, reger Thätigkeit begegnen. Sprachliche, philosophische, astronomische, medicinische Studien hatten auf Thronen und Lehrstühlen warme Freunde und Förderer; in geographischer und historischer Forschung wurde Großes geleistet; gefeierte Dichter sangen an den Höfen. Noch hatte man an den Hauptplätzen des wissenschaftlichen Verkehrs stattliche Bücherssammlungen; Spanien soll noch im zwölften Jahrhundert 70 öffentliche Bibliotheken gezählt haben. Das Unterrichtswesen bewegte sich im ganzen wohl in den alten Geleisen; blühende Lehranstalten gab es in Bagdad, Bassora, Bochara, Kahira, Alexandria, Fez, Marokko, Granada, Cordova. Dasjenige Land freilich, wo früher das reichste geistige Leben sich entfaltet hatte, Spanien, sah seit dem Einsturz der Ommajadenmacht schwere Bedrängnisse auch über die Stätten der Bildung kommen. Erst wurde der bildungsfeindliche Fanatismus der aus Afrika herüberdringenden Moraviden und Mohaden, dann die aus dem Norden der Halbinsel herabdrückende Gewalt der Christen für das aus glücklicheren Zeiten Erhaltene verderblich. Je feindlicher nun im allgemeinen damals Christenthum und Islam einander gegenüberstanden, desto geringer war zunächst auch der Einfluß, den arabische Bildung und Wissenschaft auf das Abendland übten. Selbst die auf jener Seite unter heftigen Verfolgungen kühn emporsteigende Philosophie — es genügt hier an Abubekr Ebn Tophail in Sevilla und seinen Schüler Abul Walid Mohamed Ebn Roschd (Averroes) zu erinnern — gewann für die Entwicklung der abendländischen Scholastik nicht die Bedeutung, welche sie zu verdienen schien. Ebn Tophails „Naturmensch" (Deutsch von Eichhorn, Berlin 1782) ist übrigens auch für pädagogische Betrachtung, die in dem Philosophen einen Vorläufer Rousseaus erkennen muß, eine höchst merkwürdige Erscheinung. (Auszug in Schmidts Geschichte der Pädagogik II, 120 ff.)

In vielfacher Verbindung mit der Wissenschaft des Islam stand auch in dieser Zeit die der Juden. Sie war durch eine Reihe der bedeutendsten Männer vertreten, die theils für Sprachforschung und Schriftauslegung, theils in philosophischer Forschung Bewundernswürdiges leisteten. Wir brauchen nur an Abn Esra den Weisen († 1165), an Salomo Ben Isaak (Jarchi † 1180), an Moseh Ben Maimon (Maimonides † 1204), an David Kimchi († 1262) zu erinnern. Aber auch die Ergebnisse jüdischer Thätigkeit konnten in dieser Zeit auf die Christen des Abendlandes keine nachhaltigere Wirkung ausüben, da der unter den Bewegungen der Kreuzzüge gegen das heimatlose Volk immer wieder angefachte Fanatismus jede eigentliche Verständigung, jeden stetigen Verkehr unmöglich machte. Im allgem. Jost, Geschichte des Judenthums und seiner Sekten, 2. Abth.

III. Das christliche Abendland. Geeint unter dem Papstthum, das schließlich jede Opposition religiöser wie politischer Art überwältigte, haben die Völker des Abendlandes in dieser Zeit auf allen Gebieten des Lebens großartige Entwicklungen durchgemacht. Indem nach jeder Seite der Horizont sich erweiterte und eine Fülle neuer Anschauungen den Blicken sich entgegendrängte, bildete sich auch eine Menge neuer Bedürfnisse und Interessen aus, und indem unter den schwersten Kämpfen und Erschütterungen das Denken auf die höchsten Probleme hingeleitet wurde, zu deren Behandlung es in der strengen Schule der vorhergehenden Zeit seine Vorbereitung gewonnen hatte, ergab sich ein solcher Reichthum geistiger Bildungen, daß das aus früheren Tagen Ererbte daneben arm erschien. Neben demjenigen aber, was die Kirche als Lehre verkündigte oder als Hülfsmittel empfahl, wuchs jetzt auch unter der Pflege des neben dem Klerus entschiedener hervortretenden Herren- und Ritterstandes im Süden und Norden Frankreichs, in England und in Deutschland eine weltliche Literatur empor, die, wie sie den stärksten Gefühlen in neuen Formen reizenden Ausdruck gab, so auch für die kühnsten Gedanken die rechte Trägerin werden zu wollen schien. Und schon regte sich auch in den Städten ein selbständigeres Leben, das bald gegen die Mächte, welche es niederhalten wollten, entschlossen sich erhob. Dennoch gelang es der Kirche im ganzen, die Leitung in diesem Völkerkreise zu behaupten, nicht in kleinlich zähem Widerstande, sondern oft in wuchtvoller Initiative; hart gegenüber den Oppositionen, verstand sie es auch unter Umständen entgegenzukommen und nachzugeben, wußte sie selbst gefährliche Kräfte in Bahnen zu lenken, wo sie nützen konnten. Ihr Einfluß war ein kaum zu ermessender.

Oft mehr Zuchtmeisterin als Lehrerin der Völker, hat sie doch auch dem Bildungswesen der Zeit einsichtige Theilnahme zugewandt und, während sie vieles, was von selbst aus der Bewegung des Lebens hervortrat, einfach gelten ließ, immer wieder auch Großes und Heilsames angeregt, geleitet, unterstützt. Sie hätte freilich bei der außerordentlichen Fülle ihrer äußeren Mittel gerade für Zwecke der Bildung noch viel mehr thun können; aber man darf doch fragen, ob sie viel weniger gethan, als die sich regenden Bedürfnisse verlangten. Das fühlte sie freilich, daß sie die auf neuen Grundlagen sich entwickelnde weltliche Bildung auf die Dauer kaum werde beherrschen können, und aus den Liedern der Troubadours, wie aus der Lyrik der Nordfranzosen tönte ihr mancher feindliche Laut entgegen; aber doch hat sie es dahin gebracht, daß, wie das Ritterthum von ihr seine Waffen segnen, seine Formen sanctioniren ließ, auch die ritterliche Bildung und Poesie unter die Macht ihres Geistes sich öfter und entschiedener beugte, als zu hoffen war.

Zunächst entwickelte sich aber das kirchliche Unterrichtswesen in bedeutungsvoller Weise. Allerdings gefährdete der große Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum in Deutschland und Italien, indem er einen tiefen Riß durch alles Kirchenwesen hindurchgehen ließ, auch die kirchlichen Lehranstalten; aber die straffe Leitung, die den Päpsten im ganzen möglich blieb, hielt die Geister unter allen Erschütterungen zusammen, während sie doch auch neuen Entwicklungen Raum gab. Eine besondere

Aufmerksamkeit wandten die Päpste dieser Zeit, denen alles an der Bildung des Klerus liegen mußte, den Kathedral- und Domschulen zu. So verordnete Alexander III. durch das dritte Lateran-Concil (1179), daß bei allen Kathedralen Schullehrer mit bestimmter Besoldung angestellt und die eingegangenen Schulen wieder hergestellt werden sollten. Aehnlich verfügte Innocenz III., der auch sonst auf Hebung des Klerus eifrig bedacht war, durch das vierte Lateran-Concil (1215), daß bei allen Kathedralen Lehrer der Grammatik und Lectoren der Theologie angestellt werden sollten, damit nicht ferner ein Mangel an wissenschaftlicher Bildung wargenommen würde. Mit kluger Besonnenheit benahm sich die Hierarchie gegenüber der Scholastik und den rasch gedeihenden Universitäten, die zur Hierarchie in ein so folgenreiches Verhältnis kommen sollten. Die Hochschule von Paris, aus der Kathedralschule von Notre-Dame und den grammatisch-logischen Schulen von St. Genoveva erwachsen, erhielt bereits 1215 durch Innocenz III., dessen Schutz sie gegen die Ansprüche des Kanzlers der Kathedrale angerufen hatte, Corporationsrechte, welche die folgenden Päpste erweiterten und bestätigten, so daß noch vor dem Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts die vier Facultäten (Artisten, Theologen, Decretisten, Mediciner) und die vier Nationen der Artistenfacultät (die französische, die normännische, die picardische, die englische, denen nach nationaler Verwandtschaft auch die Deutschen, Flamänder und Italiener sich anschlossen) vollkommen entwickelt erscheinen. Wir haben hier nicht darzustellen, wie gerade diese Universität seit Wilhelm von Champeaux und Abälard für die Entwicklung der kirchlichen Theologie die höchste Wichtigkeit gewonnen hat; aber erwähnen dürfen wir, daß die Päpste mit der ganzen Kirche von dem Gefühle durchdrungen waren, daß diese Lehranstalt den segensreichsten Einfluß übe und der höchsten Schätzung werth sei. Alexander IV. († 1261) nannte sie den Lebensbaum im Paradiese, den Leuchter im Hause Gottes, eine Quelle der Weisheit, die den nach Gerechtigkeit dürstenden Seelen zuströme. (Dubarle, Hist. de l'université de Paris. Par. 1829, I. Théry, Hist. de l'éducation en France I. Vgl. d. Art. Frankreich, 442 f.) In minder festem Zusammenhange mit den Kirchengewalten stand zunächst die Rechtsschule von Bologna, wie sie denn auch aus Privatschulen, in denen die Studia liberalia die Grundlage bildeten, hervorgegangen war; aber das entschiedene Auftreten des kanonischen Rechts (Decretum Gratiani c. 1143) sicherte auch hier der Kirche tiefgehenden Einfluß, und bei dem außerordentlichen Zudrange Lernbegieriger, welcher diese Universität noch vor dem Schlusse des 12. Jahrhunderts als die Rechtsschule für das gesammte Europa erscheinen ließ, mußte solcher Einfluß mit allem Nachdruck gesucht und festgehalten werden. (An die Darstellungen in Savignys Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter und Bickels Gesch. des Kirchenrechts braucht hier nur erinnert zu werden.) Beiläufig sei noch erwähnt, daß zu Bologna die Unterweisung im Briefstil (ars dictandi) im Anschluß an die Rechtsstudien als eine wichtige Sache galt. (Rockinger in d. Sitzungsberichten der bayr. Akademie der Wiss. 1861, I, 133 ff.) — Die Schola Salernitana, medicinischen Studien gewidmet, trat natürlich für die Kirche hinter so großartigen und so unmittelbar für kirchliche Interessen wirksamen Instituten zurück.

Freilich muß nun gesagt werden, daß mit der Entwicklung der Universitätsstudien der Verfall der Klosterschulen und der classischen Studien beginnt. (Heeren I, 237 ff., Cramer 136 ff., Daniel 86 ff.) Die neuen Orden der Cartäuser, Cisterzienser, Prämonstratenser haben dann wohl auch, wie die jetzt ermattenden und zurücktretenden Benedictiner, durch fleißiges Copiren und Sammeln von Büchern, viel weniger aber durch Unterhaltung von Schulen für die geistige Cultur gewirkt. Daß indes die Cisterzienser auch Schulen hatten, läßt sich schon aus dem Dialogus miraculorum des Cäsarius von Heisterbach (Ausgabe von Strange 1851) zeigen.*) Einen außer-

*) Z. B. IV, 25, wo er von zwei Schülerinnen eines Cisterz. Frauenklosters in Friesland erzählt, von denen die eine, krank geworden, keine größere Sorge hatte, als daß unterdes die

ordentlichen Einfluß gewannen die Bettelorden, die, mitten in den Städten ſich anſiedelnd und fort und fort mit dem Volke verkehrend, als eine überaus zahlreiche, allezeit ſchlagfertige Miliz der Kirche, wie im allgemeinen ſo auch für das Unterrichtsweſen thätig waren und ebenſowohl auf die Lehrſtühle der Univerſitäten ſich drängten, als zu den armen Kindern des Volks ſich herabließen.

Aber allmählich entwuchs die allgemeine Bildung den kirchlichen Inſtituten doch. Unter den Bewegungen der Kreuzzüge hatten Völker und Stände unaufhörlich ſich gemiſcht, hatten wundervolle Fernen vor den ſtaunenden Blicken ſich aufgethan, hatte die perſönliche Kraft in den ungewöhnlichſten Lagen herrlich ſich bewähren können, hatten überall neue Bedürfniſſe, Gewohnheiten, Rechte ſich gebildet. Das Leben der Städte, welches der durch die Kreuzzüge erweiterte Völkerverkehr raſch entwickelt hatte, war noch beſonders durch den Kampf geſteigert worden, welchen zu gleicher Zeit das Papſtthum und die weltliche Macht mit einander ausgefochten hatten. Aber eine freiere Bildung, die man im Gegenſatze zur kirchlichen beſſer Laienbildung als weltliche Bildung nennt, hat der aus dem Feudaladel erwachſene Ritterſtand gewonnen. Unter den Gefahren und Abenteuern der Kreuzzüge war Schwung in ſein Leben, ein ideales Element in ſein Denken und Fühlen gekommen; er begann ſich frei zu machen vom Geiſte der Askeſe, die ihn freilich in ſeinen höchſten Entwicklungen, den geiſtlichen Ritterorden, auch wieder auf eigenthümliche Weiſe band; er wendete Sorgfalt auf Uebung der körperlichen Kraft, auf edle Haltung und feinen Anſtand; er hob die Frau aus düſterer Beſchränkung empor und weihte ihr, zu derſelben Zeit, wo durch Gregor VII. den Männern der Kirche Eheloſigkeit zu einer unabweisbaren Pflicht gemacht war, einen bis zu Extremen gehenden Cultus; er hatte ſeine Freude daran, die Gefühle des Herzens in Lauten der Mutterſprache kund zu geben, und entwickelte eine Poeſie, die, hier in leichtern Liedern, dort in mächtigen Epopöen ſich ergießend, immer ganz anders wirkte, als alles, was die Kirche in ihren Formen darbot. Aber der Ritterſtand wollte doch von der Kirche ſich nicht löſen. Er ſchickte ſeine Söhne zur Ausbildung für das Leben allerdings an die Höfe der Fürſten und Herren und ließ ſie in genau beſtimmter Abſtufung zur Waffenführung und zur Courtoiſie (Hoveſcheit) anleiten (vgl. Bd. I, 38—42); aber er ſchickte ſie zur Erlangung höherer Geiſtesbildung noch immer gern in die Kathedral- und Kloſterſchulen, die unter Umſtänden auch wieder ſich entſchloßen, Heldengedichte (wie das Alexanderlied des Gautier de Lille oder de Châtillon um die Mitte des 12. Jahrhunderts) ſolchen Zöglingen zugänglich zu machen. Vgl. über Hartmann von Aue, der ſeine Bildung wohl im Kloſter Reichenau, der Bildungsſtätte für den allemanniſchen Adel, erhalten hatte, Cramer 178 f. und Lemcke, Hartmann von Aue (Stettin 1862, Progr.) 2 f.

Der Bürgerſtand, ſeine Kraft und Bedeutung fühlend, begann zum Theil auch ſchon über die ſeiner Bildung bisher gezogenen Linien hinauszuſtreben und Scholae privatae (ſ. u.) gaben ihm zunächſt, was er ſuchte; aber ſelbſt da, wo Oppoſitionsparteien gegen das Kirchenthum ſich regten, behauptete dieſes doch im ganzen ſeinen Einfluß, und die ſtrebſameren Geiſter fanden leicht noch überall im Dienſte der Kirche die Möglichkeit zu energiſcher Entwicklung und Wirkſamkeit. Daß im Zeitalter der Kreuzzüge die Anfänge eines freien Bauerſtandes liegen, iſt bekannt. Die Befreiung, eingeleitet durch das Gebot der Päpſte, jedem zu geſtatten das Kreuz zu nehmen, und die daraus für die Herren ſich ergebende Nothwendigkeit, der verminderten hörigen Bevölkerung Schonung angedeihen zu laſſen, wurde in eigenthümlicher Weiſe fortgeführt

andere, mit der ſie bis dahin gewetteifert, ihr vorauskommen werde, weshalb ſie auch durch ihre Mutter die Vorſteherin dahin beſtimmen wollte, die andere einſtweilen nicht lernen zu laſſen. Ebd. XII, 46 ſagt die einer Inclusa erſcheinende Jungfrau Maria am Grabe eines Schülers: Re vera scholares, si innocentes vivunt et libenter discunt, martyres sunt; quodsi postea artes doctas in civitate, maxime in Dei servitio exercuerint, magnam ex Deo mercedem consequentur. Vgl. IV, 40. VII, 16, 24. X, 64.

theils durch die Gründung von Bauerncolonien aus Holland und Flandern weithin im nördlichen Deutſchland, theils durch Aufnahme flüchtiger Leibeigenen in den Städten, die überdies den Außenwohnenden als Pfahlbürgern gern Schutz gewährten. Wie kräftig damals die Bauern im ſüdöſtlichen Deutſchland auftraten, ſieht man aus den Liedern Neitharts von Reuenthal (vgl. Freytag, Neue Bilder aus dem Leben des deutſchen Volkes 13 ff.). Da mußten auch neue Bildungsbedürfniſſe entſtehen; wie ſie hie und da durch Unterricht befriedigt worden ſind, werden wir unten ſehen. Wir wenden uns jetzt zu den beſonderen Entwicklungen der einzelnen Länder.

Für Italien mußte die machtvolle Erhebung des Papſtthums eine Erhebung des geiſtigen Lebens überhaupt und eine Steigerung des nationalen Selbſtgefühls zur Folge haben; zumal als die Päpſte mit den Städten gegen die transalpiniſchen Dränger in Bund getreten waren. (Vgl. Villemain, Tableau de la litt. du moyen âge, pr. leçon, und Gfrörer, Gregor VII., I, 663 f.) Die artes liberales hatten in Italien (nur nicht gerade in Rom) fortwährend zahlreiche Freunde und Pfleger gehabt; neben den öffentlichen Schulen hatten an vielen Orten Scholae privatae beſtanden, die gerade für die artes liberales beſonders thätig waren, und außerdem hatte es wohl niemals an Grammatikern gefehlt, die als poetae vagantes ſich nützlich machten. Durch ſolche Studien waren nun auch diejenigen gebildet, die jetzt, von dem die Kirche erneuenden Geiſte ergriffen, die kirchliche Wiſſenſchaft zu fördern unternahmen, Lanfrank und Petrus Damiani. Während aber jener für Frankreich und England Lehrer wurde (ſ. o.), iſt dieſer für Italien Wiederherſteller der theologiſchen Wiſſenſchaft geworden: kein philoſophiſcher Denker, doch vielſeitig gebildet und durch Homilien, dogmatiſche und exegetiſche Tractate, Heiligenleben, Lobſchriften auf das Mönchthum, Briefe, Gedichte weithin wirkſam. Die artes liberales freilich verleugnete er jetzt, er verdammte, wie Gregor der Gr., die Regeln des Donatus und mahnte die Mönche vom Studium der Grammatik ab, von ſich ſelbſt verſichernd: mea grammatica Christus est (vergl. Vogel, P. Damiani. Ein Vortrag. Jena 1856). Dieſer Befangenheit folgten die kirchlich geſtimmten Kreiſe, und ſelbſt Monte Caſſino, das unter dem Abte Deſiderius (1058—87) ein ſo reges wiſſenſchaftliches Leben entwickelte und den Claſſikern eine ſo ausgedehnte Theilnahme zuwandte, hielt an dieſer Richtung nicht feſt, wie denn auch ſchon Deſiderius, um das asketiſche Leben ſeines Kloſters gegen weltliche Einflüſſe zu verwahren, die Scholas exterorum puerorum geſchloſſen hatte (Gieſebrecht 33 ff).*) Aber die Städte, in denen großer Eifer für Schulbildung thätig war (Hüllmann, Städteweſen des Mittelalters IV, 335 f.), hielten die studia liberalia feſt und gewannen aus ihnen bald friſche Anſchauung des antiken Lebens, Muſterbilder für die freie Geſtaltung des Gemeinweſens, Muth auch im Kampfe für ihre Rechte. Die poetae vagantes, die auch im zwölften Jahrhundert uns vielfach begegnen, — wir finden ſie auch in Deutſchland, Frankreich, England (J. Grimm, Gedichte des Mittelalters auf K. Friedrich I., S. 47) — erſcheinen in ihrer Vorliebe für antike Bildungsformen wohl ſelbſt als Widerſacher des Klerus. Wie ſehr das durch ſolche Studien Gewonnene in das Leben eingreifen und in volle Praxis ſich umſetzen konnte, beweiſt auf ganz beſondere Art die Entwicklung der römiſchen Gemeinde um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Denn obgleich auch damals in wiſſenſchaftlicher Beziehung gerade Rom völlig öde war, der Blick auf die ſo lange unverſtandenen Denkmäler des Alterthums und die wunderbare Bewegung, die durch die ganze Halbinſel gieng, rief doch auch in den Römern mit den Erinnerungen an eine große Vergangenheit den Entſchluß zu Erneuerung früherer Größe wach. (Gregorovius IV.) Daß das in Bologna mit ſo großem Erfolge gelehrte römiſche Recht viel dazu beitrug, den Werken

*) Mit den hier gegebenen Notizen über die damals verfertigten Handſchriften des Homer und Tacitus iſt freilich zu vergleichen, was Lucian Müller im Philologus XV, 3, 475 ff. bemerkt hat.

des Alterthums die Geister zu gewinnen und zu politischen Neubildungen nach antiken Mustern anzuleiten, braucht hier wohl nur berührt zu werden. — Im Königreiche beider Sicilien, das ja überhaupt in einem gewißen Gegensatze zum übrigen Italien sich entwickelte, erhielt unter Friedrich II. das Unterrichtswesen vom Throne aus eine feste Organisation und in der Universität Neapel, die Nebenbuhlerin für Bologna werden zu sollen schien, ihren Mittelpunct, zu dessen Gunsten andere Schulen aufgehoben wurden. Ausgenommen aber waren die zahlreichen Grammatikerschulen, welche, obwohl die Universität auch Grammatik lehren ließ, doch als Vorschulen zu dieser erscheinen mußten. Friedrich selbst war von ungewöhnlicher Bildung, wie er denn auch eine reiche Bibliothek besaß und gern wissenschaftlich tüchtige Männer (wie Michael Scotus) in seine Nähe zog. Auf seine Veranstaltung geschah es auch, daß eine Reihe aristotelischer Schriften aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt wurde. Griechische Studien hatten sich im südlichen Italien wohl immer mit einer gewißen Stetigkeit erhalten und bei dem damals so gesteigerten Verkehr mit Byzanz leicht manche Förderung erfahren können.

Der Name des großen Hohenstaufen leitet uns wieder nach Deutschland. Der große Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum hat gerade auf das deutsche Bildungswesen sehr nachtheilig gewirkt. Aber bei aller Zerrüttung der kirchlichen Ordnungen gedieh doch selbst in den kirchlichen Lehranstalten noch manches Erfreuliche, und auf dem Gebiete des weltlichen Lebens reifte das Schönste in Lied und Heldendichtung. In jenen Anstalten hielt man an den Normen und Formen der früheren Zeit fest, und auch die neuen Orden, soweit sie überhaupt Schulen unterhielten, versuchten Neuerungen nicht, so nahe dies auch z. B. den Franziscanern lag, die bei ihrem vielfachen Verkehr mit dem Volke in Stadt und Land so viel ungestillte Bildungsbedürfnisse wahrnehmen konnten und zum Theil als Volksprediger, wie Berthold von Regensburg, auch wirklich mit großem Erfolge befriedigten. Die Schulen an den Domen und Kathedralen, die anderwärts gerade in dieser Zeit unter den unmittelbaren Anregungen der Päpste sich hoben, litten in Deutschland unter Heinrich IV. und auch nachher heftig; Beweis dafür z. B. ein Schreiben der Domschüler zu Hildesheim an den Bischof Hezil (aus den Jahren 1070—73) über inediae diram asperitatem, quae non solum aufert voluntatem studendi, sed etiam infert taedium vivendi. (Sudendorf, Tabularium für die deutsche Geschichte 17 f.) Die weitergehende und bis 1228 in den deutschen Domstiften vollbrachte Aufhebung des kanonischen Lebens wurde auch den Domschulen sehr nachtheilig, und es half wenig, wenn hie und da die Obliegenheiten des Scholasticus aufs neue bestimmt wurden. (Vgl. mit Bezug auf die Statuten des Lübecker Capitels Raspe, Zur Geschichte der Güstrower Domschule S. 7.) Der Scholasticus beschränkte sich jetzt wohl überall auf das Aeußere und überließ den Unterricht einem kärglich bezahlten Rector scholarium, wie auch der Domcantor nicht selten seine Geschäfte durch einen Succentor besorgen ließ. Aber es fehlte doch auch an blühenden Domschulen nicht ganz; wir wählen als Beispiel die Olmützer, die nach der Wiederherstellung des mährischen Bisthums im Jahr 1064 längere Zeit für die Bischöfe Gegenstand der Fürsorge war und 1235 nicht weniger als 369 Schüler zählte. (D'Elvert, Gesch. der Studien-, Schul- und Erziehungsanstalten in Mähren XV.) Die Schulen der Benedictiner hatten freilich ihre Blütezeit hinter sich; aber sie führten zum Theil wenigstens fort, was ein früheres Geschlecht energisch entwickelt hatte, und einzelne zeigten auch wohl ein regeres Leben. Die Schule in Corvei brachte der in Lüttich gebildete Abt Wibald (1147—74) so empor, daß die Söhne der edelsten Geschlechter ihm zugeführt wurden und er selbst der Reformator der Schulen, der unvergleichliche Abt hieß. Hirschau hatte unter seinem großen Abte Wilhelm (1069—91), dem Urheber der in einem weiten Kreise zu Geltung gelangten Consuetudines Hirsaugienses einen neuen Glanz und große Bedeutung für die Studien gewonnen. (Ueber das wissenschaftliche Hauptwerk Wilhelms, Philosophicarum et astronomicarum institutio-

num libri III, das auch für die Pädagogik wichtig ist, s. Prantl in den Sitzungsberichten der bayerischen Akademie der W.W. 1861, 1 ff., und Floto, Heinrich IV., Bd. 1, 126 ff.) Das von Hirschau aus bevölkerte Bischbach wurde unter dem Abte Erchambald eine Erziehungsanstalt für den jungen Adel. Ein Schüler Wilhelms von Hirschau, Azelin war der erste Abt von Blaubeuren, das bald eine treffliche Büchersammlung (mit Handschriften der Classiker) besaß. Unter den bayrischen Klöstern ragten durch wissenschaftliche Thätigkeit, die auch auf Pflanzenkunde und Medicin sich ausdehnte, besonders Tegernsee, Benedictbeuren, Chiemsee hervor. — Von sehr vielen Klosterschulen finden sich freilich nur gelegentliche und meist dürftige Notizen; zuweilen eröffnen sie aber doch einen etwas tiefern Einblick. So die Bemerkung im Chronicon montis sereni (des Klosters auf dem Lauterberge oder Petersberge bei Halle) a. 1212, wornach bei einer streitigen Wahl die Glieder der einen Partei assumtis scholaribus, quorum magister partis ipsorum erat, elevatis in cantum vocibus, electum suum ducentes ad ecclesiam festinabant.

Aber gegen das Ende der Periode scheint überall in Deutschland Verfall einzutreten. Dazu trug neben der Ungunst der allgemeinen Verhältnisse auch die zunehmende Concurrenz der Privatschulen bei. Hatte doch schon um 1066 Gozechin von Lüttich beim Hinblick auf die umherziehenden und um Lohn lehrenden Pseudomagister ausrufen können: „Wer sollte nicht Muße der Thätigkeit vorziehen, da beides gleichviel gilt? Die Jünglinge, welche wir bilden und erziehen, vergessen uns alsbald: der Mammon herrscht über Könige und Tetrarchen; jeder ist nur so viel werth, als er hat; alle Gebote Gottes gelten weniger als Geld.“ Und Wilhelm von Hirschau hatte die Klage erhoben, daß durch die neuen Charlatane die leichtfertige, neuerungssüchtige, jeder strengen Zucht abholde Jugend ins Verderben gestürzt werde; wie Strohhalme vom Winde, werde sie von jeder neuen Lehre umgetrieben, kehre vollgepfropft mit leeren Spitzfindigkeiten und oberflächlichem Geschwätz, ungewohnt jedes Zügels heim und bringe alles in Verwirrung, die Lehrer seien zu Speichelleckern der Schüler geworden, die Schüler zu Richtern der Lehrer, ihr Beifall oder ihr Tadel ermuntere die Lehrer fortzufahren oder gebiete ihnen Schweigen.

In den Niederlanden erhielt sich der Unterricht im ganzen auf der gewonnenen Höhe. Freilich drohte auch hier die Verweltlichung und Zuchtlosigkeit des Klerus, die mit dem Zudrange des Adels zu den besseren Pfründen sich steigerte, sehr nachtheilig zu wirken; aber eine gewiße Schulbildung konnte der Klerus doch nicht entbehren, und so blieben namentlich einzelne Kathedralschulen, wie die zu Lüttich und Tournai, in besserem Zustande. Von den Klosterschulen behaupteten die in der Bernhardinerabtei zu Aduard bei Gröningen, die bei St. Martin zu Tournai, die bei St. Bertin zu Gent ihr Ansehen. Klosterbibliotheken waren nicht selten; doch boten sie, wie der Unterricht, ungleich mehr kirchliche als classische Literatur dar. Daß jüngere Kleriker und Mönche zu Gewinnung höherer Wissenschaft nach Paris reisten, dafür giebt es Beispiele genug.

Frankreich stand während dieser Periode durch geistige Regsamkeit sicherlich allen Ländern voran. Wie es bei den Kreuzzügen eine ganz besondere kriegerische Thätigkeit entwickelte, so gewann es im Zusammenhange damit auch für sein geistiges Leben einen außerordentlichen Aufschwung. Wir erinnern hier nur ganz flüchtig an die Blüte der provenzalischen Cultur, die freilich rasch unter den Verwüstungen der Albigenserkriege vergieng, an den Reichthum der nordfranzösischen Poesie, die mit Philipp II. August am königlichen Hofe einen festen Mittelpunct erhielt, aber besonders in Flandern und der Champagne gedieh, von wo aus sie nach Deutschland hinüberwirkte (Wackernagel, Altfranz. Lieder und Briefe 189 ff.), an die Wirksamkeit der Volkssprache im Süden und Norden als Trägerin der weltlichen Bildung, die in solcher Form dann auch in vornehme deutsche Familien durch Franzosen getragen wurde, wie denn überhaupt bei der eingetretenen Vielseitigkeit des Verkehrs Kenntnis verschiede-

ner Landessprachen auch bei Frauen öfter gefunden wurde; wir erinnern ferner an die großartige Entfaltung der Scholastik und Mystik, die beide gerade in Frankreich die hervorragendsten Vertreter entweder sich bilden oder zu höherer Anerkennung gelangen sahen, an den fast unberechenbaren Einfluß der Universität Paris auf Wissenschaft, Kirchenpraxis, Recht und Sitte, an das Anstreben des Bürgerstandes unter der klugen Pflege der königlichen Macht, die in den Städten ein zuverlässiges Gegengewicht zu den großen Vasallen erkannte. (Aug. Thierry, Essai sur l'histoire de la formation et des progrès du tiers état [Par. 1853] 20 ff.)

Das Unterrichtswesen in Frankreich erhielt, seitdem Lanfrank die Klosterschule zu Bec so kräftig emporgehoben hatte, eine ganz entschiedene Richtung auf Dialektik und scholastische Ausbildung der Theologie, und als die Universität Paris namentlich durch Abälards überlegenen Geist ein Sammelplatz der Strebenden geworden war, folgte den von ihr kommenden Impulsen ganz Frankreich. Wie man aber damals das zum Schulwesen Gehörige zusammenfaßte und gruppirte, zeigen vielleicht am besten, wenn auch in etwas sonderbarer Form, die drei Abhandlungen des Scholasticus Honorius von Autun († nach 1130) „von der Verweisung der Seele und von ihrem Vaterlande und von der größeren und kleineren Leiter zum Himmel." Darnach ist die Unwissenheit der Seele das Land ihres Exils, die Weisheit ihr Vaterland, zu welchem der Weg durch die freien Künste als durch eben so viele Städte zu suchen ist. Er zählt deren zehn auf (Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie, Physik, Mechanik, Oekonomik), mit Beziehung auf die heil. zehn Gebote, auf die zehn Kategorien der weltlichen Weisheit, auf die zehn Jungfrauen im Evangelium, und weiß dann bei den einzelnen Schilderungen alles allegorisch auszudeuten, wie er es wohl auch bei seinem Unterrichte gethan hatte. So führen ihn in der ersten Stadt, der Grammatik, die Selbstlauter und die Mitlauter zu den Wohnungen der Sätze, die langen und kurzen Sylben sind die Eingänge der Häuser, die Stadt selbst hat acht Reviere; das Nennwort und das Zeitwort sind die Consuln, das Vorwort der Proconsul, das Adverbium der Präfectus ꝛc. Die Dörfer im Gebiete dieser Stadt sind die Bücher der Poeten, der Tragiker, der komischen, der satyrischen, der lyrischen Dichter. (Bossuet — Cramer V, 2, 328 ff.) — Berührt ist schon, wie die Dialektik und die durch sie entwickelte Wissenschaft rasch alles überwucherte und den humanistischen Studien (der Grammatik) eine freie Bewegung mehr und mehr erschwerte, und auffallen kann es nicht, daß dies am meisten in Paris der Fall war, wo die Tausende der Studirenden schon in der Facultät der Artisten, die doch gerade jene Studien zu pflegen hatte, mehr für die dialektischen Fechterkünste eine Vorbereitung, als Nahrung und Bildung für den Geist durch die Lesung der Alten suchten. Schon Wilhelm von Conches hatte darüber herbe Klage erhoben, und über die mit solchem wissenschaftlichen Treiben zusammenhängende Ausgelassenheit der Studirenden haben Johann von Hauteville und Thomas Brabantinus (Cantipratanus), der Verfasser des früher fälschlich auf Boethius zurückgeführten liber de scholarium disciplina (vgl. Daniel 104 ff.) sehr Unerfreuliches zu sagen gehabt.

Aber bei der großen Regsamkeit der Geister gieng man doch auch wieder über die berührten Studien weit hinaus. Das römische Recht schon im zehnten Jahrhundert zu Angers, im elften auch zu Toul Gegenstand des Studiums, gewann jetzt auch in Montpellier und Paris, ja selbst in den Klöstern Ansehen, obwohl die kirchlichen Gewalten eher entgegenstrebten und selbst die Dialektiker in Paris gegen die „Legisten" Abneigung hatten. Das kanonische Recht gelangte seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts in Orleans, Auxerre und Paris zur Geltung, wurde aber freilich auch sehr bald Spiel der Spitzfindigen. Die Medicin, früh in Montpellier gepflegt, wo Hippokrates höchste Auctorität war, fand jetzt ihren Weg auch nach Paris.

Daß nicht eben nur in Paris die Wissenschaften Pflege fanden, sondern auch sonst in Frankreich wissenschaftliches Leben herrschte, geht schon aus den letzten Bemerkungen hervor. Freilich hatte die mit der Steigerung der königlichen Gewalt rasch gedeihende

Metropole einen besondern Vorzug auch darin, daß sie dem Unterrichte größere Freiheit gewährte, während derselbe sonst überall in den Kloster- und Domschulen an die alten Formen gebunden war; aber diese Anstalten waren zahlreich und erwiesen sich thätig. In Saint-Denis, in St. Germain-des-Près, in St. Remi zu Rheims, in St. Nicaise und St. Thierry, in St. Médard zu Soissons, in Marmoutier, Bezelai, Aurillac, Blois, Vendôme lehrten noch die ehrwürdigen Benedictiner; in Cluny, das auf die weitesten Kreise Einfluß übte, wußte man unter Petrus dem Ehrwürdigen doch auch die classischen Studien zu schätzen und zu schirmen. Auch in den Frauenklöstern wurde für Unterweisung der weiblichen Jugend gesorgt, und selbst das Lateinische hielt man dabei für nöthig; eine Bildung freilich, wie sie uns in Heloise entgegentritt, kann nur als Ausnahme gelten. — Die bischöflichen Schulen waren wie früher theils eigentliche Schulen, theils Priesterseminare; in manchen derselben nahmen die Bischöfe noch an der Unterweisung der Zöglinge Theil. Es gab solche Schulen damals außer der Kathedralschule in Paris, die im freien Unterrichte der Universität eine so gefährliche Concurrenz erhalten hatte, in Rheims, Laon, Soissons, Châlons-sûr-Marne, Amiens, Arras, Sens, Bourges, Poitiers, Tours, Orleans ꝛc. — Neben den kirchlichen Schulen bildeten sich übrigens auch in Frankreich seit dem Ende des elften Jahrhunderts zahlreiche Privatschulen durch Clericuli vagantes. Bekannt ist, wie diese Vaganten (Goliardi) gerade auch in Frankreich während des dreizehnten Jahrhunderts eine eigenthümliche lateinische Schulpoesie entwickelt haben; darüber s. Bd. I, 365 f.

In einzelnen Theilen Frankreichs scheint doch auch die ländliche Bevölkerung nicht ganz versäumt worden zu sein. So hatten die meisten Kirchspiele der Normandie eine Schule, in denen man auch die Anfangsgründe des Lateinischen lernte. Hier bildeten sich die jungen Leute, welche zum Priesterstande bestimmt waren und nach Beendigung ihrer Studien so lange noch das Land bauten, bis sie die Weihen oder eine Pfründe erhalten konnten; aber neben ihnen besuchten diese Schulen auch die halbfreien Vavasseurs. Die eigentlichen Leibeigenen freilich waren von Schulbildung ausgeschlossen. (Delisle, Etudes sur la condition de la classe agricole et l'état de l'agriculture en Normandie au moyen âge. 1851.) Doch brachten die Kreuzzüge auch diesen Erleichterung, und 1246 bestimmte die Kirchenversammlung in Biterre, daß die Knaben des niedern Volks, sobald sie sieben Jahre alt geworden, an Sonn- und Festtagen zur Kirche gesandt und im katholischen Glauben unterwiesen werden sollten.

Daß für den höheren Unterricht auch Anleitungen selbst von bedeutenden Männern geschrieben wurden, kann bei der Regsamkeit, welche auf diesem Gebiete herrschte, nicht auffallen. Wir erinnern nur an den Anticlaudianus des Alanus von Lille, an die Schrift Hugos von St. Victor de eruditione didascalica. Eine eigenthümliche Stelle nimmt Johannes von Salisbury mit seinem Metalogicus (in 4 Bänden) ein, ein Mann, der, obwohl in England geboren und längere Zeit dort einflußreich, mit seiner Thätigkeit doch vorzugsweise nach Frankreich gehört, das ihn 1176 zum Bischof von Chartres machte. Er eröffnete in dem genannten Werke einen heftigen Krieg gegen das Vorwalten der Dialektik und für die classischen Traditionen. Er hatte selbst die Dialektik mit großem Eifer in Paris studirt, dann aber der Grammatik wieder sich zugewandt und drei volle Jahre den Vorlesungen Wilhelms von Conches beigewohnt, um weiterhin noch bei Richard Lévêque und Harduin dem Deutschen in die Schule zu gehen. Als er hierauf zu den früheren Studiengenossen, die inzwischen der Dialektik treu geblieben waren, zurückgekommen, fand er, daß sie in ihrer Bildung keinen Schritt vorwärts gethan. Da war er doch bei seinen Lehrmeistern, die selbst unter Bernhard von Chartres sich gebildet hatten, ganz anders gefördert worden. Der „Alte von Chartres" aber hatte den höchsten Fleiß auf Lesung und Analyse der Classiker gewandt, sie auswendig lernen, in Prosa wie in Versen nachbilden lassen; bei der Erklärung hatte er die Regeln der Syntax, den Schmuck der Rhetorik, die Feinheiten der Dialektik, die mannigfachen Fragen der gelehrten Bildung vorgenommen, alles in fester Ordnung

und in Angemeſſenheit zur Faſſungskraft ſeiner Schüler, die er zugleich durch moraliſche und religiöſe Betrachtungen täglich zu bilden bemüht geweſen war. Und das iſt nun auch die Richtung, welche Johannes von Salisbury vertritt. Sein Werk iſt reich an Vorſchlägen über die feſtzuhaltende Methode, wobei er bis auf Quintilian zurückgeht und Donatus, Servius, Priſcianus, Caſſiodorus, Iſidorus, Beda berückſichtigt. Daß er eine ausgebreitete Beleſenheit in den Claſſikern beſaß, zeigt jedes Blatt ſeiner Schriften; auch das Griechiſche war ihm bekannt. (Schaarſchmidt, Johannes Sarisberiensis nach Leben und Studien, Schriften und Philoſophie. Lpzg. 1862). Nach ſeinen Grundſätzen lehrte auch ſein Schüler Peter von Blois.

Aber zu einer durchgreifenden Reaction kam es nicht, vielmehr behauptete die Scholaſtik ihr Uebergewicht, und wie ſehr die Humanitätsſtudien am Ende des dreizehnten Jahrhunderts im Nachtheile waren, zeigt die Schilderung, welche Heinrich von Andely in ſeiner „Schlacht der ſieben Künſte", einem franz. Gedicht, darbietet. Da ſehen wir in ausgeführter Allegorie die Hochſchule von Orleans als Vertreterin der Grammatik gegen die Pariſer Univerſität, wo die Logik herrſchte, zu kriegeriſcher Bewegung gerüſtet, während dieſe von Tournai Hülfe herbeiruft und auch ſonſt durch Streitkräfte aus dem Trivium und Quadrivium ſich verſtärkt; im Kampfe ſelbſt iſt Donatus mit Plato dem Heere der Grammatik voran, aber ein von der Aſtronomie geſchleuderter Blitz bringt Schrecken in dieſes Heer, deſſen Rückzug den Sieg der Logik für ganz Frankreich entſcheidet.

Den Verfall hat auch Vincenz von Beauvais, der gelehrte Zeitgenoſſe des heiligen Ludwig und vielleicht Erzieher der königlichen Prinzen (er ſtarb c. 1264), nicht aufhalten können. Was er in ſeinem vierfachen Speculum (doctrinale, historiale, naturale, morale) zuſammengefaßt hat, enthält allerdings einen reichen Schatz bildender Wiſſenſchaft; aber der Verfaſſer iſt kein Nachfolger des Johannes von Salisbury, er behandelt vielmehr im Zuſammenhange der ſieben freien Künſte die Grammatik faſt nur als einen Inbegriff von Regeln und rechnet die zur Leſung dargebotenen Schriften der Alten zu den Nebendingen, die ernſteren Beſchäftigungen Reiz geben können als angenehme Unterhaltung; außerdem läßt er ſie darum gelten, weil ſie brauchbare Moralvorſchriften geben. Aber die Dichter der Heiden will er aus dem Unterrichte der Jugend ganz verbannt und dafür die Gedichte des Juvencus, Arator, Prosper, Prudentius, Sedulius aufgenommen ſehen. Was Vincenz für die Königin Margaretha über Erziehung geſchrieben hat, iſt in ſeinem etwas ſcholaſtiſchen Zuſchnitt doch immer eine erfreuliche Schrift, klar, verſtändig, maßvoll und mild, am wichtigſten vielleicht durch das, was ſie über die der weiblichen Jugend zu gebende Bildung enthält (Schmidt II, 301—307). Im allgem. Bourgeat, Etudes sur Vincent de Beauvais, théologien, philosophe, encyclopédiste, ou spécimen des études théologiques, philosophiques et scientifiques au moyen âge. 1210—1270. Par. 1856.

Ueber das Lehrverfahren jener Zeit im einzelnen noch Folgendes. Man ließ gern, nach den erſten Leſeübungen, den Pſalter von den Kindern durcharbeiten und auswendig lernen, damit ſie fromme Gedanken daraus ſchöpfen und an der Pſalmodie Theil nehmen könnten; dann kamen die auch ſonſt viel benutzten moraliſchen Diſtichen Catos an die Reihe, denen wieder Aeſops Fabeln ſich anſchloßen.*) Für den grammatiſchen Unterricht diente noch fortwährend Donat und Priscian; von den lateiniſchen Dichtern las man mit Vorliebe Virgil, Ovid, Lucan und Statius, außerdem die chriſtlichen Dichter Prosper, Prudentius, Juvencus; von den Proſaikern ſtanden im Vordergrunde Cicero und Quintilian, auch wohl Salluſt, ſeltener Livius. Peter von Blois hatte öfter auch Curtius, Sueton und Tacitus geleſen. Das Griechiſche war noch immer

*) Bekannt iſt, wie noch Luther es als eine abſonderliche Gnade Gottes pries, „daß des Catonis Büchlein und die Fabeln Eſopi in den Schulen ſind erhalten worden," da beide nützliche und herrliche Büchlein.

sehr vernachläßigt; auch die größten Scholastiker verstanden den Aristoteles und Plato nicht im Original zu lesen. Manches Interessante über den Schulunterricht jener Zeit enthält des Eberhard von Bethune Labyrinthus de miseriis rectorum scholarum, in Polyc. Lyseri Hist. poetarum et poematum medii aevi. Magdeb. 1721, wie auch die in Versen abgefaßte lateinische Grammatik desselben, die Graecismus nur darum heißt, weil die aus dem Griechischen abgeleiteten Wörter besonders berücksichtigt sind, in der Geschichte der Pädagogik zu beachten ist.

Das von Frankreich aus durch die Normannen unterjochte England erlitt infolge dieser Unterjochung die schwersten Verluste. Die weitgehende Wegnahme des Kirchenguts und die Einsetzung normannischer Bischöfe zerrüttete die angelsächsische Nationalkirche und that der von der Kirche abhängigen Bildung des Volkes, namentlich der höheren Classen, den größten Schaden. Ueberdies bestand für längere Zeit ein unausgleichbarer Gegensatz zwischen den Eroberern, die den neuen Adel des Landes bildeten und französische Sprache und Bildung beibehielten, und den Unterworfenen, die zwar mehr und mehr die reine Sprache ihrer Vorfahren ausarten ließen und ihre so reich entwickelte nationale Literatur mit der Fülle volksthümlicher Ueberlieferungen vergaßen, aber darum doch nicht das ihren Drängern Gefallende aufnahmen. Uebrigens gab dasjenige, was die Eroberer nach England brachten, in keiner Weise Ersatz für das, was zu Grunde gieng, und gewiß darf man sagen, daß, wenn späterhin das englische Volk doch wieder so kräftig sich aufgerichtet hat, das geringste Verdienst dabei dem normannischen Klerus gebührt, der geflissentlich auf Ausrottung des Nationalen hinarbeitete und selbst die angelsächsischen Namen zu verdrängen suchte.

An Sinn für höhere Bildung fehlte es indes den Normannen nicht. Schon unter Heinrich I. entwickelte sich in dieser Beziehung Erfreuliches. Die Kenntnis römischer Classiker und die Nachahmung derselben in Prosa und Versen erreichte damals eine Höhe, die sie nicht lange behauptete. Damals schrieben Eadmer, Ingulf, Galfried von Monmouth, Wilhelm von Malmesbury, Florenz von Worcester, Simeon von Durham. In der Klosterschule zu Dunstaple führte der Scholasticus Geoffroy, nach dem Muster dessen, was er in Paris gesehen hatte, geistliche Spiele auf, die ersten, denen wir im nördlichen Europa begegnen. An Bildungsanstalten fehlte es nicht. Neben den Schulen, welche man in der Normandie besaß, hatte man in England selbst Schulen zu Canterbury, York, Oxford, Abingdon, Wincheſter, Peterborough. Nach dem Studium in Orleans richtete der Abt Joffrid, ein Zögling der Schule von Fleury, ein Studium in Cambridge ein (1109), aus welchem später die berühmte Universität sich entwickelte. Der Unterricht dieser Anstalt hielt sich für die Grammatik an Priscian und die Commentare des Remigius von Auxerre; für die Logik hatte man Aristoteles und Porphyrius, in der Rhetorik schloß man sich an Cicero und Quintilianus an. Gern besuchten die Engländer auch damals noch ausländische Lehranstalten, und man glaubt beobachtet zu haben, daß dabei die Angelsachsen mit Vorliebe den Dingen der Erfahrung sich zuwandten, während die Normannen in der Theilnahme an dialektischen Kämpfen sich gefielen. Aber gerade solche wissenschaftliche Thätigkeit trug wesentlich dazu bei, das nationale Leben niederzudrücken, wie denn schon damals die angelsächsische Sprache aus den Kreisen der Vornehmen mehr und mehr verschwand und im Volke durch Einmischung fremder Elemente entstellt wurde. (Lappenberg, Gesch. Englands I, 289 ff. Vgl. Heeren I, 210 ff.) Unter Heinrich II. setzte sich dieser Auflösungsproceß fort; alle feinere Bildung kam von außen her; der König selbst hatte besonderes Wohlgefallen an Troubadours und Trouvères. Aber er stattete doch auch (wie sein Sohn Richard I.) die Schule in Oxford mit Privilegien aus, welche diese Anstalt rasch zu großer Blüte brachten. Johann ohne Land, obwohl im Besitz einer Bibliothek, hatte für wissenschaftliche Bildung keinen Sinn. Höher stand in Schätzung derselben Heinrich III., unter dessen Regierung die Universität Oxford die Studirenden nach Tausenden zählte, wie sie denn auch ausgezeichnete Lehrer, namentlich aus dem Domi-

nieanerorden beſaß. Für Erlernung der alten Sprachen wirkte Robert Groſſeteſte, der aus ganz niedrigen Verhältniſſen ſich empor gearbeitet und in Oxford und Paris ſtudirt hatte; er verſtand auch Griechiſch und Hebräiſch. Neben ihm lehrten ſeine Freunde Adam von Marſh und Johann von Baſingſtoke, der, in aller Wiſſenſchaft heimiſch, auch des Griechiſchen mächtig war und die modernen Zahlzeichen nach England brachte. Die höheren Stände erfreuten ſich noch vorzugsweiſe an franzöſiſchen Geſtes und Romanzen; aber das Volk hob ſich ſeit den Tagen Johanns ohne Land kräftiger wieder empor, und das Engliſche begann ſich zu entwickeln. (Pauli, Geſch. Englands III, 198 f., 485 f., 853 f.) — Das römiſche Recht, welches, wohl zum Vortheile des Volksthümlichen, unter den erſten Nachfolgern des Eroberers noch fern gehalten worden war, gewann im dreizehnten Jahrhundert doch Eingang und allmählich eine größere Wirkſamkeit, als man gewöhnlich anerkennt. (Güterbock, Henricus de Bracton und ſein Verhältnis zum röm. Recht. Berlin 1862.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt Roger Baeon ein, der größte Forſcher, der ſelbſtändigſte Denker ſeines Jahrhunderts, auch für die Pädagogik von hoher Bedeutung. Er ſtrebte in jeder Wiſſenſchaft von der Tradition und Auctorität zu klarer Anſchauung und voller Sachkenntnis; er wünſchte die in der Verdorbenheit der Texte und in den Misverſtändniſſen der Ueberſetzungen ſo arg irreleitenden Bücher des Ariſtoteles alleſammt verbrennen zu können und ſtrebte in Sachen der Kirchenlehre auf die Baſis der heiligen Schrift zurück, die er auch den Laien in den Grundſprachen zugänglich zu machen wünſchte; die claſſiſche Literatur war ihm wohl bekannt, obwohl kaum anzunehmen iſt, daß er des Griechiſchen ſo weit mächtig geweſen, um den Homer leſen zu können, wie man nach einer von ihm gemachten Bemerkung vermuthet hat; in der Mathematik erkannte er die erſte Wiſſenſchaft, bei den Naturwiſſenſchaften aber drang er ganz beſonders auf Beobachtung und Erfahrung, die ihn ſelbſt zu ſo überraſchenden Reſultaten geleitet haben und in ihm den Vorläufer der großen Entdecker, welche das moderne England gehabt hat, erkennen laſſen. Es kann nicht auffallen, daß er in ſeinen Ordensbrüdern, den Franciscanern, Widerſacher und Verfolger fand und die Kühnheit ſeines Strebens in langjähriger Haft büßen mußte. Dafür iſt ihm die Bewunderung ſpäterer Geſchlechter zu theil geworden. Er ſtarb 1294 in Oxford. Eine erſchöpfende Darſtellung ſeines Lebens und Wirkens fehlt uns noch.

Was bei andern Völkern des chriſtlichen Abendlandes in dieſer Periode ſich entwickelt hat, das iſt nur Nachbildung und Wiederholung des in den Hauptſitzen der damaligen Cultur Gereiften.

Vierte Periode. (Von der Mitte des dreizehnten bis in die Anfänge des ſechszehnten Jahrhunderts).

I. Die Byzantiner. Das von den Paläologen 1261 wiederhergeſtellte Reich blieb in Wahrheit doch eine Ruine auf ſehr unſichern Fundamenten, und wenn man ſich vergegenwärtigt, welche Stürme bald gegen dieſen Bau ſich erhoben, ſo muß man ſich wundern, daß derſelbe doch noch beinahe zwei Jahrhunderte widerſtanden hat. Aber die Byzantiner wurden durch ein ſtarkes Gefühl geiſtiger Ueberlegenheit aufrecht erhalten, und dies kam ihnen zumeiſt aus ihrer wiſſenſchaftlichen Bildung. Die Kaiſer ſelbſt ſchätzten ſie und beriefen fort und fort die kenntnisreichſten Männer zu den erſten Stellen des Staats oder der Kirche. Die claſſiſche Literatur war noch immer Gegenſtand ſorgfältiger Studien, und Männer wie Nicephorus Blemmydas, Georgius Acropolites, ſein Schüler, Georgius Pachymeres gaben dem geiſtigen Leben doch gleich in den erſten Zeiten nach der Reſtauration einen ſtattlichen Ausdruck. Allerdings wurde ſchon am Ende des Jahrhunderts über beginnenden Verfall der Studien geklagt; aber durch das ganze vierzehnte Jahrhundert zogen ſich vielfache wiſſenſchaftliche Beſtrebungen, und alle Bedrängnis von außen durch die Osmanen, alle Aufregung im innern durch kirchliche Streitigkeiten hemmten ſolche Thätigkeit nicht. Der Palaſt des ältern Andronicus († 1332) galt als eine Schule der Gelehrſamkeit und als ein Kampfplatz der

Beredsamkeit; ebenso konnte sein gleichnamiger Enkel und Nachfolger, der sonst wenig taugte, als Freund der Wissenschaften gepriesen werden. Johannes Cantacuzenus hat ein von oratorischem Schwulst freieres historisches Werk hinterlassen. Noch Kaiser Manuel († 1435) zeichnete sich durch Gelehrsamkeit und selbst durch schriftstellerische Thätigkeit aus. Solche Fürsten hatten unstreitig auch große literarische Schätze um sich versammelt, und bekannt ist, daß Ueberreste derselben noch aus den Schrecken der Eroberung in den Besitz der osmanischen Sultane übergegangen sind.

Ob und in welcher Ausdehnung während dieser Periode Constantinopel öffentliche Lehranstalten hatte, läßt sich kaum bestimmen; doch darf man annehmen, daß das Restaurationswerk der Paläologen auch auf die Bildungsstätten sich bezogen habe, die freilich auch jetzt nur den höheren Ständen nützlich geworden sein würden. Außer Zweifel ist, daß es zahlreiche Privatlehrer gab und unter ihnen sehr tüchtige Männer, die großen Ansehens sich erfreuten. Manche derselben, durch die andringenden Wetter des Untergangs nach Westen gescheucht, haben dort z. Th. in ganz ähnlicher Weise ihre Thätigkeit fortgesetzt. (Heeren I, 224 ff., 246 ff., 306 f.)

Da die Werke der classischen Literatur noch immer als besonders wirksames Bildungsmittel geschätzt wurden, wandte sich ihnen fort und fort auch eine ausgedehntere literarische Thätigkeit zu. Für Grammatik arbeiteten mit mehr oder weniger Tüchtigkeit Manuel Holobolus, Thomas Magister, Maximus Planudes, Georgius Lecapenus, die Moschopuli; Maximus Planudes, eine Zeit lang in Italien als Gesandter thätig, hat auch durch Uebersetzungen lateinischer Schriftsteller (Cicero, Cäsar, Ovid) in das Griechische zu nützen gesucht. Unter den Historikern zeigt vor allen Nicephorus Gregoras eine genauere Bekanntschaft mit der alten Literatur, wie derselbe überhaupt merkwürdige Einblicke in das geistige Leben seiner Zeit uns möglich macht. Die Sprache der höheren Kreise fand Franciscus Philadelphus, der 1420—1427 in Constantinopel lebte und viel mit diesen Kreisen verkehrte, noch sehr rein, namentlich bei den Frauen, die auch an der wissenschaftlichen Bildung theilnahmen (Epp. X, 6).

In Trapezunt, wo mit dem gestürzten Geschlechte der Comnenen viele der edelsten Familien Constantinopels eine Zufluchtsstätte gefunden und einen neuen Kaiserthron aufgerichtet hatten, den sie dann schirmend und mitgenießend umgaben, erhielt sich unter allen Stürmen und Wechseln und neben einem stark entwickelten Wahnglauben durch Jahrhunderte ein Schimmer wissenschaftlicher Bildung; theologische und philosophische, mathematische und astronomische, sowie historische Studien fehlten nicht, und auch hier nahmen die Regenten ermunternd und belohnend theil, wie sie denn auch eine reiche Bibliothek besessen zu haben scheinen. Aber von Lehranstalten erfahren wir nichts, und der höhere Unterricht war hier wohl ausschließlich in den Händen von Privatlehrern, die dann in den alten Traditionen sich bewegten. Die strebsamsten Geister zogen es vor, nach Constantinopel zu gehen, wo höherer Lohn winkte. Die Sprache der Trapezuntier war durch mannigfache Zumischungen arg entstellt, und in den letzten Zeiten dieses Reichs hatten wohl selbst der Hof und die vornehmsten Familien der Hauptstadt die Reinheit des griechischen Ausdrucks völlig aufgegeben. Daß der berühmte Bessarion aus Trapezunt gekommen, konnte den Italienern, die ihn bewunderten, eine günstige Vorstellung von der an den fernen Gestaden des Pontus noch blühenden Wissenschaft geben; aber sein Zeitgenosse Georgius der Trapezuntier, der für Italien in noch höherem Grade ein Erneuerer griechischer Studien geworden ist, stand mit Trapezunt nur durch seine Familie in Verbindung; er selbst war auf Kreta geboren und in Constantinopel gebildet. (Fallmerayer, Gesch. des Kaiserthums von Trapezunt 321 ff.)

Das mit Ostrom in so enge Verbindung getretene Rußland hat in dieser ganzen Zeit ein eigentliches Unterrichtswesen sich nicht entwickeln sehen. Unter den Gefahren der mongolischen Oberherrschaft und bei den unaufhörlichen innern Streitigkeiten konnten auch kräftigere Fürsten nicht daran denken, das in der ersten Zeit der Verbindung mit

Ostrom Begonnene fortzusetzen; der Klerus aber blieb in tiefer Unwissenheit und brachte das Volk über mechanische Religionsübung und düstern Aberglauben nicht hinaus.

II. Der Orient. Das Bildungswesen der Reiche des Islam sank in dieser Zeit, wenn auch noch weit und breit die Wissenschaften Freunde hatten und der Jugend viele in schöneren Tagen gegründete Schulen sich öffneten. Wir können es auch nicht einmal versuchen, die bedeutenderen Leistungen, welche damals noch im Bereiche der arabischen und der persischen Literatur hervorgetreten sind, aufzuzählen, und kaum noch zu unserer Aufgabe dürfte es gehören, das unter dem Einflusse der Mongolenherrscher für Förderung und Mittheilung der Wissenschaften Geschehene anzugeben; aber wir müßen einen Augenblick bei dem verweilen, was im Reiche der Osmanen, das über so weite christliche Gebiete sich ausdehnte, für Wissenschaft und Unterricht geschehen ist. Im allgemeinen wiederholte sich hier, was in früheren Zeiten schon unter der Herrschaft des Islam zu voller Ausbildung gelangt war; aber diese Wiederholung hatte etwas besonders energisches. Bereits der Sultan Urchan hatte nach der Einnahme von Nicäa (1330) in dieser Stadt, den Christen zu tiefem Kummer, die als Versammlungsort der ersten ökumenischen Synode berühmte Kirche in eine Moschee verwandelt und neben derselben eine hohe Schule (Medrese) erbaut, in welcher tüchtige Gesetzgelehrte und Philosophen als Lehrer (Muderris) wirken sollten. Das herrlich gelegene Brussa, vom Sultan als Residenz erkoren, erhielt in eben dieser Zeit neben seinen Moscheen auch Schulen, und bald war die Stadt auch ein Lieblingssitz türkischer Dichter. (v. Hammer, Gesch. des osmanischen Reiches I, 113 f., 2. Aufl.) Größeres aber vollbrachte Mohammed II. nach der Eroberung Constantinopels. Der Gewaltige ließ sogleich die acht bedeutendsten Kirchen dieser Stadt in Moscheen verwandeln und an denselben ebenso viele Medresen errichten, zu deren Unterhalte die Einkünfte der Kirchen verwendet wurden. Als er hierauf die nach ihm genannte Moschee erbaut hatte, stiftete er an dieser allein acht Medresen und stattete deren Professoren mit glänzenden Einkünften aus. Im Zusammenhange damit stand die Organisation des ganzen Gelehrten- und Beamtenthums. Die Zöglinge der Medresen hießen Thalib (Begehrende, d. h. Wißbegierige) oder Suchte (Brennende, nämlich in Liebe zur Wissenschaft). Sie wohnten in besonderen, mit den acht Schulen verbundenen Gebäuden und erhielten Nahrung und Kleidung, ihr Unterricht aber umfaßte (nach Hammer I, 594) Grammatik, Syntax, Logik, Metaphysik, Philologie, Tropik, Stylistik, Rhetorik, Geometrie und Astronomie. Hatten sie diesen Cursus durchgemacht, so hießen sie Daniſchmende (Wissenschaftbegabte) und hatten nun als Repetenten (Muid) Jüngeren das von ihnen Angeeignete einzuprägen oder auch in untern Schulen als Lehrer einzutreten. Strebten sie höher und suchten sie zu den lohnenderen Stellungen von Muderris und Molla zu gelangen, so war in einem sieben Jahre umfassenden Cursus das Studium des Rechts und ein stufenmäßiges Fortschreiten in der Bahn der Ulema erforderlich. Die Candidaten zu jenen Stellen hießen Mulasim und hatten vor dem Eintritt in dieselben einer strengen Prüfung sich zu unterwerfen. Die Muderris hatten ein tägliches Einkommen von 20 bis 60 Aspern und hießen hiernach wohl auch die Zwanziger, Dreißiger, Vierziger ꝛc. Die begehrtesten Muderrisstellen wurden natürlich die an den acht Medresen der Moschee Mohammeds, die man wohl die acht Paradiese der Gelehrsamkeit nannte. Rang und Einkommen der Muderris bestimmte sich nach ihren Functionen: die über ein bestimmtes dogmatisches Werk Lesenden waren Zwanziger, die Lehrer der Rhetorik Dreißiger, die Lehrer des bürgerlichen Gesetzes Vierziger, die an die Ueberlieferung gewiesenen Fünfziger, die Ausleger des Koran Sechziger. Für die höheren Richterstellen sollten erst diejenigen als tauglich gelten, welche die ganze Stufenreihe der Muderris erstiegen hatten, als Molla aber wieder sechs Stufen der Ehren vor sich sahen. — Als Selim I. das Mamelukenreich zerstört hatte, und nun auch die alten Bildungsanstalten Syriens und Aegyptens, wie die acht Akademien, welche der große Nureddin in eben so vielen Städten seines Reichs und die Schulen, welche Salaheddin in Damask und Kairo

errichtet hatte, unter osmanische Herrschaft kamen, mußte dies von erheblichem Einfluß auf das türkische Unterrichtswesen sein. — Welchen großartigen Aufschwung unter Mohammed II., der selbst umfassende Kenntnisse besaß, Wissenschaft und schöne Literatur bei den Osmanen genommen hat, darüber s. Hammer I, 595 ff.

Die Bildungsanstalten der Juden bewahrten im ganzen den früheren Charakter; aber der durch die steigende Unduldsamkeit des späteren Mittelalters verstärkte Druck, unter welchem das Volk zu leiden hatte (Inquisition in Spanien), wirkte lähmend auch auf sie. Dennoch blühte fort und fort das Studium der hl. Schrift und des Talmud, wie denn auch jüdische Gelehrte die ersten Drucke des alten Testaments (in Soncino 1488, in Brescia 1494) besorgt haben. Die wissenschaftliche Polemik zwischen Juden und Christen, die in dieser Periode eine sehr herbe wurde, hat weder bei jenen noch bei diesen auf die Studien einen erheblichen Einfluß ausgeübt; doch mag bemerkt werden, daß bereits um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts der General des Dominikaner-Ordens Raymund von Pennaforte zu Bildung von Missionaren unter Juden und Mohammedanern Lehranstalten für Erlernung des Hebräischen und Arabischen gestiftet hatte, und daß später zu gleichem Zwecke Clemens V. auf der Kirchenversammlung zu Vienne 1311 Unterricht im Hebräischen Chaldäischen und Arabischen den Universitäten von Paris, Oxford, Bologna und Salamanca zur Pflicht machte, freilich ohne nachhaltige Wirkung.

III. Das christliche Abendland. Als der Sieg der Hierarchie über die Staatsgewalten in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ihr eine fast unbeschränkte Herrschaft über die Geister gesichert zu haben schien, begannen im Völkerleben so vielseitige und so großartige Entwicklungen, daß zu Leitung derselben die höchste Weisheit und die freieste Auffassung der menschlichen Dinge gehörte. Aber gerade jetzt erschütterte die Hierarchie durch Misbrauch ihrer Macht die Fundamente, auf denen sie ruhte, und als dann das Papstthum in Avignon, obwohl nicht immer schlecht vertreten, diese Gebrechen offenbarte und endlich gar in einem die Welt aufregenden Schisma sich entwürdigte, konnten die treuesten Anhänger desselben besorgen, daß die Bewahrung der bisherigen Allgewalt unmöglich geworden sei. Denn auch die Organe dieser Gewalt schienen großentheils untauglich geworden: der Klerus, ganz verweltlicht, lebte in Ueppigkeit und Unzucht, die älteren Orden waren in Schlaffheit versunken und ließen ihre Klöster zu „Spitteln des Adels" werden, die Orden der Bettelmönche aber ließen zwar immer wieder einzelne durch Eifer, Kenntnisse und Beredsamkeit ausgezeichnete Männer aus sich hervortreten, im ganzen jedoch bildeten sie eine wüste, faule Masse, von welcher die verderblichsten Einwirkungen auf die Welt ausgiengen. Und überall kam höheres Selbstgefühl in das Volk, der Bürgerstand erhob sich, während er zu großem äußeren Gedeihen gelangte, zu kräftiger innerer Entwicklung, und da er in seinen heiligsten Bedürfnissen sich versäumt, ja verhöhnt sah, so wagte er in Wort und Schrift auch scharfe Kritik und laute Opposition.

Dennoch behauptete die Hierarchie im großen und ganzen die geistige Leitung der abendländischen Völker, und nicht am wenigsten dadurch, daß es ihr gelang, das Unterrichtswesen in Abhängigkeit von sich zu erhalten. Denn auch die Universitäten, obwohl sie in der Zeit des Schisma für ihre Aussprüche fast schiedsrichterliche Geltung für sich zu fordern schienen und eine derselben (Prag) Ausgangspunct der drohendsten Bewegung wurde, blieben schließlich in vollständiger Obedienz, und die Schultheologie, unterstützt von den Lehrern des kanonischen Rechts, sorgte dafür, daß alles höhere Studienwesen doch gut päpstlich blieb. Die Dom- und Klosterschulen hielten freilich fast überall ganz mechanisch am Hergebrachten fest und führten zum Theil ein klägliches Scheinleben; aber sie hinderten doch das Emporkommen des Neuen. Und auch die rasch sich mehrenden Stadtschulen, obwohl die Erlaubnis zu Gründung derselben von den um ihr Einkommen und Ansehen besorgten Kirchenoberen oft unter hartem Kampf

erwirkt werden mußte, blieben in enger Verbindung mit der Kirche, die schließlich auch zu Erhaltung derselben oft das Beste thun mußte.

Auf welche Weise in Frankreich später die königliche Gewalt das gelehrte Unterrichtswesen unter ihre Leitung zu bringen suchte, ist oben Bd. II, 445 berührt; aber die tiefgehenden Reformen der Pariser Universität in den Jahren 1366 und 1452 wurden doch im Namen des päpstlichen Stuhles ausgeführt, wenn auch bei der letzteren der König schon stark concurrirte (Théry I, 377 f., 393 ff., II, 306 ff.). In Bezug auf England vgl. oben Bd. III, 80 f. Merkwürdig ist es, in welcher Unabhängigkeit von klerikalem Einfluß die Universitäten Lerida (1300) und Valencia (1412) hergestellt wurden; abhängiger war die in Barcelona (1450). Schäfer, Gesch. von Spanien III, 497 ff. Eine ausgeprägt kirchliche Universität war von Anfang an (1425) die von Löwen. Cramer 314 ff. (Die Considérations sur l'hist. de l'univ. de Louvain im Annuaire de l'univ. cath. de L. 1854 sind mir nicht näher bekannt geworden).

Im ganzen können wir nicht ohne tiefe Trauer auf das Unterrichtswesen dieser Zeit blicken. Wir sehen, daß es den kirchlichen Leitern desselben in weiten Kreisen an dem Bewußtsein über die Größe der hier vorliegenden Aufgaben, zu deren Lösung doch so große äußere Mittel verwendbar waren, völlig fehlt, daß die Heilswahrheiten an den höheren Schulen vor einer streitlustigen Scholastik zurücktreten, in den niederen Schulen, wie im ganzen kirchlichen Leben, bis auf dürftige Formeln verdrängt sind, daß die Schulen überall nur als Vorbereitungsanstalten für den Kirchendienst oder auch für äußerlich bürgerliche Zwecke, nirgends als eigentliche Bildungsanstalten, in denen Menschen mit dem Edelsten für Zeit und Ewigkeit auszustatten sind, behandelt werden, daß der Unterricht handwerksmäßig, schwerfällig, abstumpfend, die Zucht pedantisch, oft rauh und hart, das ganze Schulleben, mit Ausnahme der Erquickungen, welche Kirchenfeste und Schulfeierlichkeiten bringen, düster und freudlos ist. Und doch bietet sich noch manches, was der Aufmerksamkeit und Theilnahme werth ist. — Welche gewaltige Anregungen zum Bessern die Hieronymianer für die Niederlande und das nördliche Deutschland, die Humanisten für das ganze Abendland gegeben haben, ist in besonderen Artikeln bereits dargestellt.

Im Folgenden beschränken wir uns auf eine Reihe ausführender Bemerkungen über Einzelnes, wobei wir auf den bei den drei vorhergehenden Perioden gewählten geographischen Gang verzichten dürfen.

Das vielfach empfundene Bedürfnis nach Schulbildung suchte man zunächst überall durch Gründung von Universitäten zu befriedigen, denen freilich, weil es ja doch an dem rechten Unterbau, an ausreichenden Vorbereitungen für die durch sie zu vermittelnden wissenschaftlichen Studien fehlte, eine überaus schwierige Aufgabe gestellt wurde, die nur dann zu lösen schien, wenn sie die Vorbereitungsstudien so viel als möglich mit in sich aufnahmen. Dies ist nun auch in mancherlei Art geschehen; aber es braucht kaum gesagt zu werden, welche Uebelstände sich dabei ergeben mußten. Immerhin ist es von großem Interesse, das mit der Gründung so zahlreicher Universitäten Zusammenhängende zu betrachten; doch beschränken wir uns auf dasjenige, was dabei in pädagogischer Beziehung beachtenswerth sein kann.

Zu leugnen ist nicht, daß die vielen Universitäten, welche in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters entstanden, für die Wissenschaften eben so viele Freistätten geworden sind, in denen zugleich für einen weiten Umkreis alles sich darbot, was die vorhandenen Bildungsbedürfnisse befriedigen, die geweckteren Geister vielfach üben und für Kirche und Staat brauchbare Diener bilden konnte. Die Vereinigung so vieler Gelehrten unter dem Schutze großer Privilegien und eines stark entwickelten Corporationsgeistes hatte für sich allein schon hervorragende Bedeutung, und daß nun zu ihren Lehrstühlen die strebsame Jugend sich drängte, in welcher die Vertreter sehr verschiedener Stämme und Nationen sich mischten und die Sprößlinge der edelsten Geschlechter mit den Söhnen schlichter Handwerker zusammentrafen, das war, auch wenn

zunächst nicht viel gelernt wurde, für die allgemeine geistige Entwickelung doch in mancherlei Beziehung förderlich. Dazu trug nun auch dies nicht wenig bei, daß zwischen Lehrenden und Lernenden, schon wegen der längeren Dauer der Studienzeit nicht selten ein innigeres Verhältnis sich bilden konnte, während umgekehrt viele auch wieder durch die Peregrinatio academica Förderungen besonderer Art sich schaffen konnten.

Jede Universität war ein in sich abgeschlossenes Gemeinwesen, dessen Verfassung, dessen Ordnungen und Satzungen, von den höchsten Auctoritäten der Kirche und des Staates sanctionirt und über das persönliche Meinen und Wollen erhoben, vielfach zwar die Geister beengten und banden, aber doch auch wieder in ziemlicher Ausdehnung ein reges Spiel der Kräfte gestatteten, ja forderten. Wir haben nun hier auf die Verfassung der Universitäten nicht specieller einzugehen, also auch nicht zu beschreiben, wie ihre rechtliche Stellung und ihre finanzielle Sicherung beschaffen war, wie ihre Lehrer und Schüler nach Facultäten und Nationen sich zusammenschloßen, welche Befugnisse und Pflichten ihre Senate, ihre Kanzler, Rectoren und Dekane zu üben hatten, in welcher Stufenfolge die akademischen Würden und Grade vergeben wurden;*) aber wir erinnern selbst bei so flüchtigen Bemerkungen an Zustände, die in ihrer zusammengreifenden Wirkung doch auch für Bildung von Geist und Charakter Bedeutung hatten.

Unmittelbarer freilich wirkte das Zusammenleben der Studirenden in den Collegien und Burſen. Um Bedeutung und Einrichtung dieſer Anſtalten, der Alumnate des Mittelalters, recht kennen zu lernen, verſetzen wir uns zunächſt an die große Mutter-Univerſität Paris. Man hatte es hier lange mit Kummer geſehen, wie Hunderte von Knaben und Jünglingen, welche der Studien halber herbeigekommen waren, oft jeder Aufſicht und Fürſorge entbehrten und, rathlos in der weiten Stadt ſich verlierend, leiblich und geiſtig unheilbaren Schaden leiden konnten. Da hatte zuerſt im J. 1209 die Mildthätigkeit das Collegium oder Hoſpiz der guten Kinder von St. Honoré eröffnet, urſprünglich allerdings nur, um Obdach und Nahrung darzubieten. Im J. 1250 gründete hierauf Robert Sorbon, Capellan Ludwigs des Heiligen, das Collegium, welches ſeinen Namen (la Sorbonne) behalten und in der Geſchichte der franzöſiſchen Kirche durch Jahrhunderte einen eigenthümlichen Einfluß ausgeübt hat (Duvernet, Hist. de la Sorbonne, dans la quelle on voit l'influence de la Théologie sur l'ordre social. Par. 1790. 2 Bde.). Zuerſt war dieſes Collegium für 16 arme Studenten der Theologie beſtimmt; eine Filialanſtalt, das Collegium von Calvi, gab jüngern Zöglingen ein Unterkommen. Noch vor dem Schluſſe des dreizehnten Jahrhunderts kamen drei andere Collegien hinzu, denen dann in den beiden folgenden Jahrhunderten eine große Anzahl anderer, von Fürſten, Biſchöfen und Staatsbeamten geſtiftet, ſich angeſchloſſen hat. (Aufzählung bei Kilian, Tableau historique de l'instruction secondaire en France [Par. 1841] 11—14.) Hiezu kamen noch die Häuſer, in welchen die Orden die ihnen zugeführten jungen Leute bis zum Eintritt in die höheren Studien unterhielten, ſowie eine Menge von Pädagogien oder Privatanſtalten, welche Studirende für Geld in Penſion nahmen und allmählich auch von den Behörden der Univerſität einer gewißen Aufſicht unterworfen wurden. Im J. 1463 wurde allen auswärtigen Studenten, die weder in ein Collegium noch ſelbſt in ein Pädagogium Aufnahme gefunden hatten, zur Pflicht gemacht, ihre Wohnung bei Verwandten oder ſonſt anſtändigen Leuten zu ſuchen. — Nahe lag es nun, daß die Beneficiaten der Collegien bald unter eine regelmäßige Leitung geſtellt, bald auch in beſonderer Weiſe von Lehrern, welche mit ihnen dieſelbe Wohnung theilten, unterrichtet wurden. Da dieſer Unterricht immer mehr Stetigkeit und Ausdehnung gewann, konnte es leicht auch geſchehen, daß Externen ſich anſchloßen, was allmählich wieder dazu führte, daß der ganze Unterricht der Univerſität ſich in die Collegien zog und endlich nur noch in ihnen zu finden war. So gewannen neben der Sorbonne manche

*) Vgl. den Artikel „Univerſitäten" von Tholuck, in Herzogs theologiſcher Real-Encyklopädie, Bd. 16, S. 720 ff.

Collegien eine höhere wissenschaftliche Bedeutung, und das Collegium von Navarra, im J. 1304 von der Gemahlin Philipps des Schönen, Johanna von Navarra, für 70 Studirende gestiftet, wurde (nach Mézerai) l'école de la noblesse française, l'honneur de l'Université. (Sehr anziehende und reichhaltige Geschichte desselben in Launoji Opp. T. IV.)

Daß in kleinerem Maßstabe solche Einrichtungen auch an den übrigen kleineren Universitäten Frankreichs als zweckmäßig erkannt wurden, begreift sich leicht. Universitäten aber erhielten Toulouse 1228, Montpellier 1289, Orleans 1312, Cahors 1331, Perpignan 1349, Angers 1398, Aix 1409, Dôle 1426, Caen 1430, Poitiers 1431, Valence 1452, Nantes 1460, Bourges 1465, Bordeaux 1473. — Aehnliche Verhältnisse finden wir in England.

Die älteste der deutschen Universitäten, in Prag 1347 von Kaiser Karl IV. nach der Pariser geschaffen, wurde selbst wieder ein Vorbild für die späteren: Wien 1365, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392, Würzburg 1403, Leipzig 1409, Rostock 1419, Greifswald 1456, Freiburg im Breisgau 1457—1460, Trier 1472, Mainz 1477, während das eine Tübingen (1477 gestiftet) seine Einrichtungen nach denen in Bologna formte und selbst auch wieder das Muster für Wittenberg (1501) darbot. Es kehren also fast überall die oben geschilderten Einrichtungen wieder, nur daß an den deutschen Universitäten zwischen Collegium und Bursa ein Unterschied sich bildete. Collegien waren bei uns in der frühesten Zeit reicher ausgestattete Institute, durch welche eine Anzahl von Universitätslehrern in gemeinsamer Wohnung unter einem Vorsteher verbunden waren. So in Prag das Collegium Carolinum, welches Karl IV. 1366 für zwölf Lehrer (zwei Theologen und zehn Artisten) eingerichtet und mit den Einkünften von sechs Dörfern auf ewige Zeiten begabt hatte. Aber auch in Prag entstanden schon unter Wenzlaw Anstalten, in denen Lehrende und Lernende Wohnung und Unterhalt erhielten, und jene zur Ueberwachung des Fleißes und des Verhaltens dieser verpflichtet wurden. Auch anderwärts, z. B. in Erfurt, entstanden Collegia nach französischem Zuschnitt, die z. Th. frühzeitig auch Bibliotheken erhielten. Die Bursen waren von anderer Art. Nach der ursprünglichen Bedeutung des Worts war bursa = crumena ex corio (Börse), dann eine gewiße Summe zur Bestreitung der Promotionskosten, weiterhin ein Kosthaus, in welchem Aermere und Reichere um einen niedrigern oder höhern Preis Aufnahme fanden. Nachdem nun in Prag und Wien eine bessere Ueberwachung der Studirenden zuerst dadurch eingeleitet worden, daß man Lehrenden und Lernenden in denselben Bezirken der Stadt Wohnungen anwies, gieng man bald zu der Einrichtung über, wornach die Studirenden in Bursen sich vereinigten, deren Obhut die rectores bursarum zu führen hatten, welche wieder dem Rector der Universität verantwortlich waren. In engern Kreisen hatten dann wieder Magistri oder Baccalaurei die Aufsicht über die Bursales (Bursarii) und im besondern war es ihre Pflicht, das sittliche Verhalten der jungen Leute zu überwachen, sie zu regelmäßigem Besuche der Vorlesungen anzuhalten und für Beköstigung Sorge zu tragen. Ausführliche Statuten regelten das Leben in den Bursen. Gewiß konnte nun solches Zusammenleben in vieler Beziehung wohlthätig wirken; aber sehr bald schlichen grobe Misbräuche sich ein und machten die Bursen zu Wohnstätten der Roheit und Ausschweifung. — An den italienischen Hochschulen hatte man weder Collegien noch Bursen.

Der Unterricht der Universitäten zerfiel in Vorlesungen, Repetitionen und Disputationen. Für die Vorlesungen waren, um der Willkür Schranken zu setzen und Collisionen und Streitigkeiten zu vermeiden, in Bezug auf Gegenstände, Orte und Zeiten genaue Bestimmungen getroffen. Statt der abstumpfenden Dictirmethode, die in Paris gewöhnlich war und auch an den deutschen Universitäten ihr Wesen trieb, kam an diesen doch früh auch freier Vortrag und Nachschreiben in Brauch, an jenen schloßen dann kurze Glossen sich an. In Frankreich und Italien scheute man Einreden der Zuhörer nicht; in Deutschland scheint man solche für unzuläßig gehalten zu haben. Da die Vorlesungen

den Studirenden die kostspieligen Handschriften und Bücher mit ersetzten, kam auf das in ihnen Dargebotene natürlich viel an; doch war in den ersten Zeiten die Thätigkeit der Abschreiber, seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts die der Buchdrucker gerade an den Universitäten eine sehr geschätzte.*) In den Repetitionen arbeiteten die Magistri, für ein bedeutend höheres Honorar, als bei den Vorlesungen üblich war, das in diesen Vorgetragene nochmals mit den Studirenden durch und unterzogen dabei den vorliegenden Text mit Beachtung von Zweifeln und Einwürfen einer gründlichen Erörterung. Einen sehr breiten Raum nahmen im Leben der Universitäten die Disputationen ein, die besonders seit der Entwicklung der akademischen Grade, deren Ertheilung durch sie wesentlich mit bestimmt wurde, zur Ausbildung gelangt waren und in allen Facultäten fast unaufhörlich die Geister in Bewegung setzten, sehr oft freilich zu leerem Spiel mit Worten und Formeln.

Die Facultät der Artisten (philos. Fac.) hatte zu einem großen Theile unsern Gymnasialunterricht mit zu ersetzen. Sie nahm im Verbande der Universitätsstudien die letzte Stelle ein, wurde aber doch in ihrer Bedeutung als pia nutrix coterarum facultatum anerkannt. Freilich fehlte ihr überall vor dem Auftreten des Humanismus der rechte Inhalt, da sie unter dem Einflusse der Scholastik mehr und mehr von den classischen Studien sich entfernt und darauf sich beschränkt hatte, ihre Vorlesungen an die schlecht verstandenen alten Grammatiker, an die Werke des Aristoteles und Boethius, des Euklid und Ptolemäus anzuknüpfen. In Deutschland blieben bis tief in das fünfzehnte Jahrhundert hinein die Classiker von der Universität so gut wie ausgeschlossen, und erst Erfurt hat in dieser Beziehung einem freieren Geiste Wirksamkeit gestattet. (Kampschulte, Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnis zu dem Humanismus und der Reformation, I. Th.)

Die reiche Literatur zur Geschichte der Universitäten ist hier nicht aufzunehmen. Nur für die deutschen mag auf folgende Schriften verwiesen werden: L. Passow, Beitrag zur Gesch. der deutschen Universitäten im vierzehnten Jahrhundert. Berlin 1836. 4. Zarncke, Die deutschen Universitäten im Mittelalter; Beiträge zur Gesch. u. Charakteristik derselben. 1. Beitrag. Leipzig 1851. 8. Außerdem sei nur kurz an dasjenige erinnert, was für Prag Tomek, für Wien Rink, für Cöln v. Bianco, für Rostock Krabbe, für Freiburg im Breisgau Schreiber geleistet haben.

Ueber die Dom- und Stiftsschulen dieser Zeit ist wenig zu sagen. Es fehlte nicht durchaus an gutem Willen; aber es blieb auch im besten Falle bei vorübergehenden Reformversuchen und sehr mäßigen Resultaten. S. z. B. über die Kathedralschule in Utrecht Cramer 227, über die Domschule in Meißen Müller, Gesch. der Fürstenschule zu Meißen I, 2 f., über die Domschule zu Osnabrück Hartmann, Beiträge zur Gesch. der Schulen in Osn. 4 ff., über die Domschule zu Güstrow Raspe, Zur Gesch. der Güstr. Domschule 1—7. Wenig erhebliches ist auch von den Parochialschulen zu sagen.

Eine größere Regsamkeit finden wir in den Klosterschulen; aber erfreuliche Resultate treten uns auch hier nur selten entgegen. Von der Thätigkeit der Benedictiner bemerken wir wenig mehr; auch ist bekannt, daß ihre Reichthümer sie in Trägheit versinken ließen und hie und da die Verwandlung ihrer Abteien zu Collegiatkirchen für Weltgeistliche angemessen erscheinen ließen (ein Beispiel Ellwangen). Die Benedictiner in Amorbach unterhielten eine etwas bedeutendere Schule bis 1400; seitdem ließen sie

*) Schreiber der bezeichneten Art finden wir am frühesten in Paris, später auch in Cöln, Erfurt, Prag, Heidelberg, Wien und Leipzig. Sie wurden, wie die librarii stationarii, pergamenarii und illuminatores zum Unterrichtspersonale gerechnet und befanden sich im Genusse besonderer Privilegien. (Sotzmann, Gutenberg und s. Mitbewerber, in Raumers hist. Taschenbuch, N. F. 2. Jahrg. 532). Seit etwa 1440 machte ihnen die Holzschneidekunst Concurrenz, die sehr bald zur Vervielfältigung von Schulbüchern angewandt wurde; aber noch eine geraume Zeit nach Erfindung der Buchdruckerkunst finden wir Abschreiber.

ſich durch die Erfolge der benachbarten Stadtſchulen entmuthigen und beſchränkten ſich darauf, ſogenannte grammatikaliſche Claſſen für die Jugend der nächſten Umgegend zu unterhalten (Archiv des hiſtor. Vereins von Unterfranken XIV, 1. 32). Von der pädagogiſchen Thätigkeit der Dominicaner iſt äußerſt wenig zu erfahren. Dagegen treffen wir an vielen Orten auf Franciscanerſchulen; auch hatte ja gerade der Orden der Franciscaner durch Innocenz III. und Clemens VI. das Recht erhalten, überall zu predigen, Meſſe zu leſen, Beichte zu hören und Schulen zu errichten. Beſſere Anſtalten hatten ſie am Ende des Mittelalters z. B. in Straßburg (Röhrich in Niedners Zeitſchrift für hiſt. Theologie 1848. 587 f.), in Brünn (d'Elvert XVII.), in Zwickau (Herzog, Chronik von Zwickau I, 154 f.); daß ſie in Magdeburg keine Schule beſaßen, hat, gegen die gewöhnliche Annahme, Wiggert (Ueber Luthers Schulleben in Magdeburg, 1851) gezeigt. Vgl. Ruhkopf I, 73 ff.

Wie wenig im ganzen die Stifts- und Kloſterſchulen taugten, dafür liegt der ſicherſte Beweis in dem überall hervortretenden Beſtreben der Stadtgemeinden, eigene Schulen zu erlangen unter dem Patronate ihrer Obrigkeiten. Die in ihrer Art großartige, aber vielfach in's kleine verlaufende Bewegung gieng von den Niederlanden aus, wo ja die Städte früh zu fröhlicher Entwicklung gekommen waren und lebhaftere Bildungsbedürfniſſe ſich regten. Aber hier entzündete ſich nun auch ſofort der Kampf zwiſchen den Stadtgemeinden und dem Klerus, der ſo lange das alleinige Recht des Unterrichtens gehabt hatte und mit ſicherem Inſtincte von dem Emporkommen ſelbſtändiger Stadtſchulen große Einbuße an Geltung und Einkünften fürchtete. Der Kampf iſt oft, in den Niederlanden und anderwärts, ein ſehr heftiger und hartnäckiger geweſen und nicht überall mit dem Siege der Stadtgemeinden beendigt worden. Selbſt in dem mächtigen Gent, wo das Verlangen nach ſelbſtändigen Schulen am erſten hervorgetreten zu ſein ſcheint und allerdings ſchon 1192 der große Freiheitsbrief, welchen die Bürger ſich ſelbſt abfaßten, den Grundſatz völliger Lehrfreiheit ausgeſprochen hatte, blieb man endlich (1235) bei dem Compromiß ſtehen, nach welchem den Stiftsherren von St. Pharahild das Recht gelaſſen wurde, jedes Jahr die Schulen, welche übrigens unentgeltlich gehalten werden ſollten, einem zu dieſem Amte fähigen Manne, den dann der Graf beſtätigen ſollte, zu übertragen. Bei einer Ausgleichung zwiſchen der Bürgerſchaft von Ypern und dem dortigen Stifte von St. Martin im J. 1253 behauptete letzteres auch das Collaturrecht über die drei großen Schulen der Stadt und geſtattete außerdem nur Privatunterricht in den einzelnen Häuſern durch einen Kleriker und freie Errichtung kleiner Schulen, in denen bloß bis zum Cato gelehrt werden dürfe. Auch in andern Städten ſuchte der Klerus das zunächſt dem Scholaſticus zuſtehende Privilegium, das er niemals verkaufte, durch Zugeſtändniſſe zu retten, wobei ihm wenigſtens die oberſte Aufſicht über die neuen Schulen und an den in Stiften und Klöſtern noch beſtehenden Lehranſtalten der höhere Unterricht geſichert blieb. Aber in vielen Fällen errangen die Stadtgemeinden doch auch das Collaturrecht und gaben ſich Schulen mit höherem Unterrichte. So nun vielfach in Deutſchland und deſſen öſtlichen Nebenländern. Es iſt unmöglich, den überaus reichen Stoff, der in zahlloſen Stadtchroniken und Schulgeſchichten vorliegt, den Gang, welchen die Verhandlungen und Kämpfe genommen haben, ausführlicher darzuſtellen; wir beſchränken uns auf Hervorhebung des Charakteriſtiſchen. Da iſt nun Folgendes zu bemerken: 1) Nicht bloß in den größeren Städten, ſondern ſehr oft auch in den kleineren wird das Verlangen nach eigenen Schulen auf ſehr vernehmliche Weiſe laut und kommt nicht leicht eher zur Ruhe, als bis in irgend einer Form den Bedürfniſſen genügt iſt (ſ. z. B. das Verzeichnis bei Pfaff, Verſuch einer Geſchichte des gelehrten Unterrichtsweſens in Würtemberg 6—16). 2) Gerade in den Städten, wo Domcapitel und Collegiatkirchen oder anſehnliche Klöſter beſtehen, iſt der Widerſtand der kirchlichen Gewalten beſonders ſtark, führt zuweilen wohl ſelbſt zu Anwendung des Bannfluchs und ſetzt ſich in einzelnen Fällen durch Menſchenalter fort, auch dann noch, wenn die Stadtgemeinden

päpstliche Gewährungen erwirkt haben, wie z. B. in Leipzig, wo, obwohl bereits im J. 1395 die päpstliche Erlaubnis zu Gründung einer Schule (bei St. Nicolai) erlangt war, noch am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der Widerstand der Augustiner-Chorherren nicht besiegt war. 3) Wo der Klerus nachgiebt, sucht er den Unterricht der neuen Schulen auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken, um seinen eigenen Anstalten die höhere Auctorität und den Schein der Unentbehrlichkeit zu bewahren, obwohl die entstehende Concurrenz nur selten ein Anstoß zur Verbesserung der kirchlichen Anstalten wird. 4) So lebhaft empfunden das Bedürfnis ist, welches auf Errichtung neuer Schulen hinleitet, so begründet es sich doch oft in sehr unsicherer und schüchterner Weise (etwa durch Beziehung auf die Weite und Gefährlichkeit des Weges, den die Kinder bis zur Dom- oder Stiftsschule zu machen haben), und führt auch bei vollständigerem Siege sehr selten zu bedeutenderen Schöpfungen oder zu Durchführung neuer Gedanken. 5) Wenn eine Entscheidung des Papstes eingeholt wird, ist sie eher zustimmend als abweisend, wie auch da, wo Landesherren im Besitze des Patronates sind, den Wünschen der Städte meist gern entsprochen wird; der schiedsrichterliche Spruch der Landesherren aber bringt die Dinge gewöhnlich nicht über Halbheiten hinaus und führt wohl auch zu ganz wunderlichen Einrichtungen, z. B. in Königsberg, wo 1339 der Hochmeister Dietrich von Altenburg die Altstadt in zwei Hälften theilte und die eine Hälfte an die Schule der Hauptkirche, die andere an die Schule der Pfarrkirche wies und zugleich bestimmte, daß alle zwei Jahre ein Wechsel eintreten sollte. (Möller, Gesch. des Altstädt. Gymnasiums in Königsberg I, 4—9). 6) Sehr selten haben die Stadtgemeinden Trieb und Lust, für ihre Schulen größere Opfer zu bringen, vielmehr lassen sie es sich gerne gefallen, wenn die Kirche mit ihren Mitteln aushilft und Kleriker als Schulmeister bei ihnen eintreten, wie denn überhaupt ein vielfacher Zusammenhang der Stadtschulen mit dem kirchlichen Leben besteht (die Schüler wirkten als Chorsänger bei den zahlreichen Kirchenfesten und Gottesdiensten mit) und häufig auch weltliche Schulmeister sobald als möglich in den Dienst der Kirche einzutreten suchen (denn die Belohnung für kirchliche Functionen war für sie eine wichtige Einnahmsquelle). 7) Der Unterricht der Stadtschulen lehnt sich meist an die Praxis der kirchlichen Lehranstalten an und benutzt fast überall dieselben Lehrbücher und Methoden,*) wie auch ihre Zucht meist eine mönchisch-düstere ist,**) wo nicht etwa bei großer Frequenz statt der Zucht arge Zuchtlosigkeit eintritt. 8) Der häufige Wechsel der fast immer nur auf Kündigung angestellten und schlecht bezahlten Lehrer hatte nothwendig schlimme Schwankungen und Unterbrechungen zur Folge, während das Kommen und Gehen der fahrenden Schüler (s. d. Art. Bachanten) sehr gefährliche Elemente der Bewegung in die Stadtschulen bringt. 9) Der Gedanke an ein eigentliches Volksschulwesen ist auch dieser Zeit noch fremd, obwohl man z. B. der weiblichen Jugend etwas größere Theilnahme zuwendet (vgl. für Braunschweig Sack, Gesch. der Schulen in Braunschweig I, 34 ff.) und die Kinder der Armen durch zahlreiche Stiftungen und Spenden zum Besuche der Schulen ermuntert werden (Sack, I, 21, 64 f., 82 f.). 10) An eine zusammenhängende und durchgreifende Leitung des Unterrichtswesens denken auch ausgezeichnete Fürsten und Bischöfe nicht, vielmehr bestimmt sich das Meiste entweder nach örtlichen Bedürfnissen oder nach persönlichen Neigungen, wo nicht allgemein gültige Traditionen träge und mühsam fortwirken.***) 11) Ueberall bleibt der Familie sehr vieles über-

*) Interessantes über die Unterrichtsweise der Stadtschule in Ulm bei Pfaff 23 ff.

**) S. z. B. was Erasmus Alberus in seiner Schrift „Ein gut Buch von der Ehe" von seinen Erlebnissen in der Schule zu erzählen hat (Theol. Literaturblatt 1856. 842 f.) und wie namentlich auch Luther über die in der Schule zu Mansfeld ihm widerfahrene Härte klagt (Jürgens, Luther I, 159 f.)

***) Nahe hätte es von Anfang an gelegen, die Universitäten zu Mittelpuncten des Unterrichtswesens in fest bestimmten Kreisen zu machen und ihren Vorständen eine umfassendere Leitung der Studien in die Hand zu geben. Doch finden wir solche Leitung, wenn wir von Paris absehen,

laſſen, die oft zu einiger Ergänzung Schreib- und Rechenſchulen oder ſonſt kleine von Klerikern und Laien gehaltene Winkelſchulen*) benutzt; wo in jugendliche Herzen triebkräftige Keime der Frömmigkeit gelegt werden, da iſt es meiſt das ſtille Werk der Mütter und Väter.

Nach einzelnen Landſchaften und Orten die Stadtſchulen jener Zeit zu betrachten, würde nur z. Th. eine lohnende Beſchäftigung ſein, die wir hier nicht als unſre Aufgabe anſehen dürfen. Aus der Literatur über die Stadtſchulen des Mittelalters führen wir zur Ergänzung noch einiges an. Hüllmann, Städteweſen IV. 331—346 (anziehende Ueberſicht). Heppe, Schulweſen des Mittelalters 25 ff. Für Hamburg Meyer, Geſch. des Hamburg. Schul- und Unterrichtsweſens im MA. Hamb. 1843. Für Breslau Schönborn, Beiträge zur Geſch. der Schule und des Gymnaſiums zu St. Maria Magdalena in Br. 1843 f. (2 Stücke). Für Görlitz Knauth, Das Gymnasium Augustum in G. (1765) 3 ff. Für Olmütz d'Elvert XV. f. Für Iglau Klumpar, Geſch. des Gymnaſiums zu Iglau 1853. Für Nürnberg Schultheiß, Geſch. der Schulen in Nürnberg 1853 f. Für Ulm Kapff, Zur Geſch. des Ulmer Gymnaſiums 1858. (Vgl. die in dem Art. Geſchichte des Gelehrtenſchulweſens angeführte Literatur. D. Red.) Da aus vielen dieſer Stadtſchulen im Zeitalter der Reformation Gymnaſien ſich entwickelt haben, müßen die in ſehr erfreulicher Weiſe ſich mehrenden Geſchichten von Gymnaſien reiche Beiträge zur Geſchichte auch jener Stadtſchulen darbieten.

Ueber die Lehrbücher, welche damals Kirchen- und Stadtſchulen gebrauchten, ließen ſich ſehr ausführliche Mittheilungen zuſammenſtellen; hier beſchränken wir uns auf einiges beſonders Charakteriſtiſche. An die Stelle der alten Grammatiker trat im ſpätern Mittelalter (etwa ſeit 1240) weit und breit das Doctrinale puerorum Alexanders von Villedieu, eine Grammatik in Verſen und Reimen von übler Beſchaffenheit (Daniel 102 f., Röhrich, in Illgens Zeitſchrift für hiſt. Theol. 1834, 2, 205 f.). Das Buch ſchließt ſich an Priſcianus an und beſteht aus drei Theilen, der Etymologie, der Syntax und der Pronunciation. So unvollkommen es iſt, hat es doch eine ganz außerordentliche Benutzung erfahren: man rechnet, daß im 15. Jahrhundert mehr als 50 Auflagen desſelben erſchienen ſind: die Ausgaben des 16. Jahrhunderts enthalten meiſt nur das dritte Buch, da man für das erſte und zweite ſchon vielfach andere Grammatiken (wie Diomedes von den Alten, Johannes Deſpauterius von den Neueren) zu brauchen ſich gewöhnt hatte. Ein Grund für den ſo ausgedehnten Gebrauch des Doctrinale lag wohl auch darin, das er der Grammatik den Inhalt der Hauptabſchnitte des alten und des neuen Teſtaments in 212 Verſen mit einer die Aufmerkſamkeit beſchäftigenden und das Gedächtnis unterſtützenden Kürze hinzugefügt hat. Andere Lehrbücher für den lateiniſchen Unterricht waren die Gemma Gemmarum, das Catholicon (von Joh. de Balbis, einem Dominicaner des 14. Jahrh.), der Modus latinitatis. Ein ſehr merkwürdiges Schulbuch iſt der Cisio-Janus, ein aus 24 lat. Verſen beſtehender Feſtkalender, der vielleicht ſchon im zehnten oder elften Jahrhundert entſtanden iſt. Es waren recht eigentlich Versus memoriales, wie folgende Probe für den Januar erkennen läßt.

Cisio-Janus Epi sibi vendicat Oc. Feli. Mar. An.
Prisca Fab. Ag. Vincenti Pau. Pol. Car. nobile lumen.

faſt nur bei der Univ. Prag. Der Rector derſelben hatte nach Karls IV. Anordnungen die oberſte Aufſicht über die niedern Schulen des ganzen Landes, er überwachte und leitete den Gang des Unterrichts, ſchrieb die Lehrbücher vor, beſetzte die erledigten Stellen mit Baccalaureen und Magiſtern oder auch mit Studenten, die nach einigen Jahren an die Hochſchule zurückkehrten oder in lohnendere Aemter übertraten, übrigens weit davon emfernt waren, Volksſchulunterricht geben zu wollen. S. v. Helfert, Die Gründung der öſterr. Volksſchule durch Maria Thereſia (Prag 1860) 50.

*) Von dieſen giebt Fechter, Geſch. des Schulweſens in Baſel bis zum Jahr 1589 (Baſel 1837) S. 26; Schultheiß, Geſch. der Schulen in Nürnberg (Nürnb. 1853) II, S. 33, nähere Nachricht. S. auch d. Art. Volksſchule.

Hier iſt Cisio = Circumcisio Christi, Epi = Epiphania, Pau = Pauli conversio. Die erſte Silbe in Epi hat die ſechste Stelle in den Silben des Januar, was den Tag des Feſtes (6. Jan.) anzeigt, Pau iſt die 25. Silbe, weil Pauli Bekehrung auf den 25. Januar fällt. — Noch Melanchthon hat ſich mit dem Cisio-Janus zu thun gemacht. Es iſt natürlich, daß alle dieſe Schulbücher ſehr ſelten geworden ſind. Fand doch ſelbſt Daniel nur in der kaiſerlichen Bibliothek zu Paris vollſtändige Exemplare des Doctrinale puerorum. Als Quellen der Sprach- und Alterthumskunde ſind noch jetzt die lateiniſch-deutſchen Vocabularien jener Zeit wichtig, wie der von W. Wackernagel 1847 herausgegebene Vocabularius optimus, wohl in Oberſchwaben während des vierzehnten Jahrhunderts entſtanden, intereſſant beſonders dadurch, daß darin der ganze Wortvorrath nach Maßgabe des Inhalts, und nur, wo dieſer nicht leiten konnte, nach dem Alphabete geordnet iſt; die Grundlage für dieſe, wie für alle ähnlichen Zuſammenſtellungen des Mittelalters bilden die Etymologien Iſidors von Sevilla, die hie und da eingeſchalteten grammatiſchen Denkverſe aber mögen aus Handbüchern entlehnt ſein, wie wohl auch die öfter angeführten Sentenzen aus Virgil, Ovid, Horaz, Lucan und Juvenal aus Sammlungen für praktiſche Zwecke ſtammen werden. Ein viel umfaſſendes Schulbuch war die Margaritha philosophica des Carthäuſers Gregor Reiſch (Ende des 15. Jahrhunderts), die in 12 Büchern grammaticae rudimenta (in Verſen), dialecticae principia, rhetoricae partes, arithmeticae species, musicae principia (mit Muſiknoten), geometriae elementa, astronomiae theorematica, naturalis philosophiae principia, alchimiae principia, einiges de anima und de principiis philosophiae moralis darbot. Die nicht ſelten erwähnten Geſangbücher (Cantuale) der Schüler waren Notenbücher zu den Meßgeſängen. Anziehend iſt es zu betrachten, wie die junge Buchdruckerkunſt überall gleich in den Dienſt der Schule genommen wird, und wie ſchnell dann die Ausgaben der beliebteren Schulbücher auf einander folgen.

Sehr bunte, z. Th. wunderliche Bilder erhalten wir, wenn wir uns die Schulfeſte jener Zeit zu vergegenwärtigen ſuchen. Schulfeſte waren im Grunde alle Kirchenfeſte, weil dabei in den Proceſſionen auch die Schüler mit Fahnen, Bändern und andern Emblemen theilnahmen, zumal das Frohnleichnamsfeſt, die Marienfeſte, die Feſte der Schutzpatrone; beſonders aber treten für die Schulen hervor das Gregoriusfeſt, das Nicolausfeſt, das Maifeſt, an welche frühzeitig auch allerhand Mummereien und ſceniſche Spiele ſich anſchloßen. (S. d. Art. Schulfeſte.) Eine anziehende Zuſammenſtellung bei Sack 107 ff.

Was in dieſen Jahrhunderten die kleine religiöſe Genoſſenſchaft der Waldenſer namentlich für religiöſe Bildung der Jugend gethan hat, das entzieht ſich der Forſchung faſt ganz. Dagegen wiſſen wir von den böhmiſchen Brüdern, daß ſie die Unterweiſung der Kinder und Erwachſenen im Bekenntnis den ordinirten Geiſtlichen übertrugen, während in Zeiten der Verfolgung den Unterricht der Kinder die Hausväter übernahmen. Im J. 1505 erhielten die Brüder durch ihren thätigen Senior Lucas von Prag den erſten Katechismus unter dem Titel „Fragen der Kinder." Wie groß im allgemeinen die geiſtige Regſamkeit, wie groß namentlich auch die literariſche Thätigkeit bei den Brüdern war, davon ſ. Gindely, Geſch. der böhm. Brüder I.

So haben wir die Entwicklungen eines Jahrtauſends durcheilt. Wir haben für Jugendbildung viel edle Kräfte wirken, Großes unternehmen, Dauerndes aufbauen ſehen. Aber wir haben auch wargenommen, wie beſchränkt man blieb in der Stellung der Aufgaben, in der Wahl und Anwendung der Mittel, in den Erfolgen einer oft doch ſehr eifrigen und angeſtrengten Thätigkeit, weil dieſe leicht auch wieder in Mechanismus ſich verlor. Als nun der Humanismus auf breiterer Baſis die Reform des Studienweſens begann und gegenüber den ſchwerfälligen Vertretern des Alten mit voller Lebendigkeit, mit kühner Leidenſchaft, mit ſtolzem Selbſtvertrauen an die Jugend ſich wandte, um in dieſer die Zukunft ſich zu ſichern und durch ſie die Güter echter Weisheit und reinen Geſchmacks weiter tragen zu laſſen, hätten die alten Normen und Formen auf-

gegeben werden müßten, auch wenn die Reformation, die noch ganz anders die Geister erregte und noch viel gewaltigere Mächte in den Kampf führte, nicht so bald an die vom Humanismus ausgegangene Bewegung sich angeschlossen hätte. Was solchen Angriffen erlag, war sicherlich des Fortlebens nicht werth; aber nicht alles, was verurtheilt ward, hörte zu wirken auf, sondern wirkte weiter in neuen Zeiten und neuen Verbindungen.

H. Kämmel.

Mittelschule. Eine „mittlere Schule" bezeichnet nach dem Wortsinn zunächst eine solche, welche zwischen zwei anderen Schulen oder Schulgattungen, natürlich zwischen einer niedereren und einer höheren, in der Mitte steht. Der bestimmtere Sinn des Wortes hängt also davon ab, welcher Art diese beiden Schulgattungen seien, die jenseits der Grenzen der Mittelschule liegen. Da ist denn vorzugsweise entweder an Volksschule und Hochschule zu denken — und in diesem Sinn war z. B. der Titel der für die Interessen der Gymnasien, lateinischen und Realschulen bestimmten Zeitschrift „Mittelschule" gemeint, welche mehrere Jahre lang in Württemberg erschien —, oder an Volksschule und Realschule — und dann bezeichnet man mit dem Worte Stadtschulen, welche sich über das Niveau der gewöhnlichen Volksschule erheben, ohne darum Realschulen sein zu wollen. Das Nähere s. unter den bestimmteren Aufschriften: Stadtschule u. s. w.

Mnemotechnik. Eine uralte Kunst ist in unsern Tagen, wo sie gerade nur ein Minimum von Werth besitzt, wieder hervorgezogen und übermäßig angepriesen worden. Es geht eben mit der Gedächtniskunst wie mit so manchen Ueberlieferungen der Vorzeit, die wieder auftauchen, weil Neugier und Neigung zum Merkwürdigen jetzt fast mehr bewirken, als früher der directe Gebrauch. Bei alledem schließt die Mnemotechnik doch auch für denjenigen, der sich weder durch blinde Neugier, noch auch durch die Hoffnung außerordentlicher Früchte zu ihr hinführen läßt, genug wirkliches Interesse in sich, und namentlich der Pädagoge wird aus ihrer Betrachtung Vortheil ziehen, wenn er sie als psychologisches Experiment begreifen und so weit verallgemeinern kann, daß ihre Grundsätze auch außerhalb der engen Spuren der eigentlichen Technik verwendbar werden.

Die Mnemotechnik hat es mehr mit dem Behalten, als mit dem Erinnern zu thun. Wo es gilt, zwei oder mehrere Vorstellungen so mit einander zu verbinden, daß nach Anregung der einen sofort auch die andere ins Bewußtsein tritt, oder daß sich eine ganze Reihe in geordnetem Verlaufe entwickelt, da kommt eine Unzahl von Ursachen und Wirkungen in Betracht, welche insgesammt das Gebiet der Mnemotechnik bilden. Von diesem weiten Gebiete bauen die Mnemoniker gewöhnlich nur einzelne Theile an, da die Virtuosität in der Verwendung weniger, ganz bestimmter Mittel sie praktisch weiter führt, als die Beherrschung des ganzen Feldes. Der Pädagoge ist hier nicht in demselben Falle. Ihm muß gerade die Aufmerksamkeit auf das ganze Gebiet dessen, was nach psychologischen Gesetzen mnemonisch wirkt, von Bedeutung sein, während er die meist nur zu Kunststücken taugliche Virtuosität in der Anwendung einzelner besonderer Mittel nicht brauchen kann. Hievon ausgenommen ist nur etwa das gewöhnliche Memoriren, welches von der Mnemotechnik im weitesten Sinne einen Specialfall bildet.

Jede zusammenhängende Entwicklung zweier oder mehrerer Vorstellungen beruht auf dem Zusammenwirken einer leitenden Zweckvorstellung und einer an sich unbegrenzten Reihe von Einflüssen der Aehnlichkeit, der begrifflichen Verwandtschaft und der habituellen Verbindung. Die Vorstellung „Ritter" kann ebensowohl die Vorstellungen „bitter", „Gewitter", „Retter" u. s. w. als z. B. „eques" „knight", oder auch „Panzer", „Mittelalter", „Heros", „Soldat", oder etwa „Geograph", „treue Schwesterliebe" und zahlreiche andere nach sich ziehen. Die Zweckvorstellung, welche während der Entwicklung einer Vorstellungsreihe im Hintergrunde des Bewußtseins ruht, lenkt den Verlauf in die richtigen Bahnen. Je nachdem wir also bei Entwicklung der Vorstellung „Ritter" etwa Reime und dgl. suchen, oder übersetzen, Geschichte treiben, ein Gericht

declamiren, wird bald dieſe bald jene Verbindung wirklich eintreten. Die bloße Unähnlichkeit, wie z. B. zwiſchen „Fledermaus“ und „Cicero“ hat keine reproductive Wirkung, wohl aber der Gegenſatz, deſſen Bedeutung ſich jedoch auf die der logiſchen Verwandtſchaft zurückführen läßt. Unterſcheiden wir nämlich die mnemoniſchen Elemente ſo, daß wir ein logiſches, ein ſinnliches und ein mechaniſches*) annehmen, ſo findet in erſterer Beziehung die Reproduction theils ſo ſtatt, daß der in der Vorſtellung liegende Begriff einen übergeordneten oder untergeordneten, theils ſo, daß er einen beigeordneten näher bringt, und im letzteren Falle ſind es gerade die entgegengeſetzten Endpuncte einer Vorſtellungsreihe (conträre Gegenſätze), welche ſich beſonders ſtark verbunden zeigen; ſo „groß“ und „klein“, „hell“ und „dunkel“, „warm“ und „kalt“, während z. B. „lau“ „kühl“ ꝛc. oft nicht ſo nahe liegen. Bei der ſinnlichen Wirkung ſpielt im ganzen in der Mnemonik das Gebiet des Geſichtsſinnes eine hervorragende Rolle, während das gewöhnliche Gedächtnis ſich mehr auf das Ohr ſtützt; doch brauchen wir nur an die Versregeln der lateiniſchen Grammatik zu erinnern, um zu zeigen, wie eine künſtliche Unterſtützung des Gedächtniſſes auch auf den Sinn des Gehörs begründet werden kann. Die mechaniſche Wirkung ergiebt ſich überall, wo zwei oder mehrere Vorſtellungen zufällig einmal miteinander oder nacheinander im Bewußtſein waren; ſie iſt an ſich ſchwächer als die logiſche und die ſinnliche, kann aber theils durch die begleitenden Umſtände, theils aber namentlich durch Wiederholung eine außerordentliche Kraft erlangen. Erſteres geſchieht beſonders beim Auffallenden, z. B. bei der Vorſtellung eines Pferdes und eines Wohnzimmers, wenn wir eben das Pferd mit Verwunderung im Wohnzimmer erblickt haben. Letzteres findet beim Auswendiglernen ſtatt, aber auch bei fehlerhaften Gewohnheiten, bei den Eindrücken der täglichen Umgebung u. ſ. w. —

Die vollendetſte Mnemonik würde immer die Herſtellung eines vollkommenen inneren Verſtändniſſes der Zuſammengehörigkeit der zu verbindenden Vorſtellungen ſein; allein ein ſolches Verſtändnis iſt nur ſelten zu erreichen. Wer ſagt uns z. B. ſprachgeſchichtlich, phyſiologiſch und pſychologiſch den Grund davon, daß der Lateiner den Menſchen homo nennt? So weit ſich aber dergleichen Nachweiſe geben laſſen, ſollten ſie nicht verſchmäht werden, und eine geſunde Etymologie, ſelbſt wenn ſie z. B. einmal den (ſprachwiſſenſchaftlich vollkommen feſtſtehenden) Zuſammenhang von „rana“ und „Froſch“ mit Zuziehung des engliſchen und des Sanskritwortes darthut, kann deshalb in kundiger Hand ſelbſt in untern Claſſen trefflich wirken. Mein verehrter Lehrer H. Schweizer in Zürich verſtand es vortrefflich, dergleichen Lichtblicke zu geben, ohne irgendwie ſich von der Hauptaufgabe des Unterrichtes zu verlieren. Es iſt aber nicht jedermanns Sache, und wer es kann, der giebt damit auch mehr als eine bloße Mnemonik. In Wiſſenſchaften, welche einen ſtrengen inneren Zuſammenhang haben, ſollte nun aber freilich dieſe höchſte Art der Mnemonik durch genaue Verdeutlichung des logiſchen Zuſammenhangs ſtets im Auge behalten werden. Schon der alte Morhof, welcher die Mnemotechnik mit großer Vorliebe behandelte, will aus den Gebieten der Logik, der Mathematik, der Phyſik und Metaphyſik, eben des ſtrengen inneren Zuſammenhanges wegen, alle beſonderen mnemoniſchen Kunſtgriffe verbannt wiſſen. An Fälle, in denen es ſich z. B. um das Behalten der Baſis des natürlichen Logarithmenſyſtems, der Zahl π und dergl. handelt, mag Morhof nicht gedacht haben. Daß es aber auch für die didaktiſche Unterſtützung der reinbegrifflichen Auffaſſung eines Stoffes eine beſtimmte Kunſt giebt, iſt nicht zu bezweifeln. Die Hervorhebung des Hauptgedankens, der anſchauliche Nachweis der Gliederung, die ſummariſche Zuſammenfaſſung und dann wieder das ruhige Weilen beim Einzelnen, ſind Dinge, an denen ſich jeder Pädagoge zu verſuchen hat. Schon Hugo von St. Victor und nach ihm Vincenz von Beauvais (vgl. Schloſſer, Vinc. v. Beauv., Hand- und Lehrb. für Kön. Prinzen und ihre Lehrer, Frankf. 1819 I. S. 37) erkannte wohl, in wie engem Zuſammenhange dieſe Kunſt mit dem Gedächtniſſe ſtehe. In der ſpeciellen Technik unſerer Mnemoniker ſpielt das logiſche Element die geringſte Rolle, und es iſt jedenfalls irrthümlich, wenn ſie glauben, mit der Zurück-

führung der Zahlen auf Wörter, mit Abänderung ſchwer zu behaltender Eigennamen und ſolchen Kunſtſtücken der begrifflichen Auffaſſung der Sache zu dienen, oder ſich auf eine ſolche zu ſtützen. Es kommt hiebei weit mehr das ſinnliche Element in Betracht, welches überhaupt in die Proceſſe des Vorſtellens weiter hineinreicht, als man gewöhnlich annimmt. In den Bewegungsnerven gehen auch bei der abſtracteſten Vorſtellung gewöhnlich merkbare und vielleicht immer unmerkliche Functionen vor, von denen es für unſern Zweck nicht nöthig iſt, zu unterſuchen, ob ſie mit dem Vorſtellen ſelbſt in einem näheren oder ferneren Zuſammenhange ſtehen. Namentlich kann man bei einiger Aufmerkſamkeit leiſe Zuckungen in den Muskeln der Sprachwerkzeuge warnehmen, die jedoch nicht genügen, das Ausſprechen der bloß gedachten Worte zu bewerkſtelligen. Aehnliche Strebungen finden in den Geſichtsmuskeln ſtatt und zwar nicht nur, wenn ſie ſtark genug ſind, unſre Züge merklich zu verändern. Auf dem Gebiete der Empfindung entſprechen dieſen Vorgängen die Phantaſiebilder des Sehens, Hörens ꝛc., welche vermuthlich im Centrum der Sinnesempfindungen ihren Urſprung haben. Auch dieſe Thätigkeiten, deren Verwandtſchaft mit den wirklichen Sinneswarnehmungen, für welche die Nerven nur Leiter ſind, ganz unverkennbar iſt, haben ihre Abſtufungen bis zur Grenze der Unmerklichkeit, doch iſt ſehr fraglich, ob die Forderung Hegels, daß den Schülern beim begrifflichen Denken „das Hören und Sehen vergehen“ ſoll, jemals zu erfüllen iſt.

Die Mnemotechnik knüpft mit zwei Erfahrungsſätzen an dieſe ſinnlichen Elemente des Vorſtellens an: mit dem Satze, daß möglichſte Lebhaftigkeit derſelben das Behalten unterſtützt, und, daß Vorſtellungen, bei denen die ſinnlichen Elemente ähnlich ſind, einander auch bei völliger Verſchiedenheit des begrifflichen Inhaltes ins Bewußtſein heben. Ueberhaupt kann man ſich ja abſtracte Begriffe, z. B. Obſt als ſolches, im Unterſchiede von Aepfeln, Birnen ꝛc. nicht vorſtellen; mit ſolchen Begriffen kann man nur rechnen. Der Mnemotechniker knüpft daran an, daß man bei ihrer Erwähnung doch immer eine Reihe von Phantaſiebildern ſolcher Gegenſtände hegt, die unter den betreffenden Oberbegriff fallen, und er verlangt dann, daß man die betreffenden Phantaſiebilder recht lebhaft faſſe und ausmale. Die Mnemoniker des 15—17. Jahrhunderts, welche ſich alle mehr oder weniger auch mit der dialektiſchen Erfindungskunſt des Raymundus Lullus befaßten und deshalb auf abſtracte Begriffe und deren Einprägung in mannigfachen Verbindungen Werth legen mußten, wandten die Einprägung ſymboliſcher Figuren an. Dieſe wurden den Dichtern, alten Denkmälern, Münzen u. ſ. w. entlehnt, oder auch nach der Analogie ſolcher Darſtellungen erſonnen. In der Phantaſie konnten dieſe Figuren dann aufs mannigfachſte gruppirt und mit beſtimmten Orten, Handlungen u. ſ. w. in Verbindung gebracht werden. Neben der Phantaſie ſind nun aber die Thätigkeiten der Sprachwerkzeuge von vorzüglicher Wirkſamkeit. Ein fremd klingendes Wort wird von einem Schüler leichter behalten, wenn er es ſelbſt ausgeſprochen, als wenn er es noch ſo deutlich gehört hat. Aehnlich klingende Worte heben einander ins Bewußtſein, auch wenn ſie durchaus verſchiedene Begriffe bezeichnen, und von dieſer Aehnlichkeit haben die Mnemoniker der modernen Jahrhunderte einen ſehr ausſchweifenden Gebrauch gemacht, indem ſie aus unbekannten Worten bekannte machen, namentlich ſolche, welche zugleich ein Phantaſiebild geben, oder welche ſich durch einen logiſchen Zuſammenhang leicht behalten laſſen. Der bizarre Unſinn, der bei dieſem Verfahren in der Regel herauskommt, ſchadet dem Behalten leider gar nicht, und eine auf das Aeußerliche gerichtete Pädagogik glaubt daher leicht an dieſem Verfahren einen Schatz zu haben, während es in der That aus überwiegenden Gründen ganz zu verwerfen iſt (Beiſpiele u. a. bei Curtman, Lehrb. der Erz. § 111 und ſehr zahlreich bei den neueren Mnemonikern).

Das mechaniſche Element des Gedächtniſſes zeigt ſich am reinſten in der Thatſache, daß Vorſtellungen, welche einmal nacheinander oder nebeneinander ins Bewußtſein traten, auch ohne alle Aehnlichkeit oder logiſche Zuſammengehörigkeit, ſich wieder ins Bewußtſein heben, wenn eine derſelben auftritt. Auf dieſer Wirkung beruht das

mechaniſche Auswendiglernen, das für ſich allein verwerflich, aber verſetzt mit Anſchauung und logiſcher Auffaſſung für die vollendete Sicherheit im Reproduciren eine unentbehrliche Stütze iſt. Die Wirkung einer einmaligen zufälligen Verbindung von Vorſtellungen iſt meiſt ſehr ſchwach, wird aber durch Wiederholung, die urſprünglich abſichtslos ſein kann, immer ſtärker. So entſteht z. B. das für den Lehrer ſo beachtenswerthe Auswendiglernen von Fehlern, in die der Schüler, obwohl er auf ſie aufmerkſam gemacht iſt, bei jeder Wiederholung zurückfällt. In der Mnemonik, welche gerade die zeitraubende Wiederholung möglichſt zu beſeitigen ſucht, wird das mechaniſche Element des Gedächtniſſes meiſt nur in Verbindung mit den übrigen angewandt, wie denn überhaupt gerade die bekannteſten und wirkſamſten Mittel der Gedächtniskunſt ſich auf Miſchungen der wirkſamen Vorgänge ſtützen.

Hieher kann man vor allen Dingen die Benutzung der Raumbilder, welche ſchon den Alten bekannt war, rechnen. Die bekannte Erzählung von der Erfindung des Simonides (Cic. de or. II, 86), welcher übrigens dem unzweifelhaft höheren Alter der Mnemotechnik gegenüber kein Gewicht beizulegen iſt, zeigt, wie früh man ſchon über die Theorie dieſer Kunſt nachdachte. Bei dieſen Raumbildern iſt das logiſche Princip durch die Ordnung und Eintheilung, das ſinnliche durch die lebhafte Vorſtellung gewißer Räumlichkeiten, das mechaniſche endlich durch die willkürliche Verbindung beliebiger anderer Vorſtellungen mit den Raumbildern vertreten. Im Mittelalter und den erſten Jahrhunderten der Neuzeit bauten die Mnemoniker ſich in Gedanken ganze mnemoniſche Städte mit zahlreichen Straßen, Plätzen und Häuſern. Durch fortgeſetzte Meditation brachte der Künſtler es dahin, daß er in ſeiner Gedankenſtadt ſich ganz zu Hauſe fühlte; die Zahl der Straßen und Häuſer, ihre Größe und Reihenfolge — alles war nach den damals beliebten Univerſal-Eintheilungen alles „Wißbaren“ zum voraus bemeſſen, und nach denſelben Grundſätzen erfolgte nun der innere Ausbau der Häuſer und die Ausſchmückung der Wände, Niſchen u. ſ. w. mit den zu behaltenden Gedankendingen. Die abstracten Begriffe wurden dabei in der eben angedeuteten Weiſe für die Phantaſie faßbar gemacht. Es liegt auf der Hand, daß der Werth dieſer Kunſt mit dem relativen Werth des Gedächtniſſes ſteigen und fallen muß, und daß daher in einer Zeit, wo das eigene Forſchen zurücktrat und das encyklopädiſche Behalten des überlieferten Wiſſens neben der gewandten dialektiſchen Verwendung desſelben dem Gelehrten das höchſte Lob erwarb, ungleich mehr Kraft und Ausdauer auf die Erwerbung des ſchwerfälligen Apparates verwandt werden durfte, als in einer entwickelteren Zeit, welcher der organiſche Fortbau der Wiſſenſchaften als Aufgabe zugetheilt iſt. Vorzüglich groß mußte daher auch der Werth mnemoniſcher Mittel für jene frühen Bildungsſtufen ſein, auf welchen die Völker ſchon einen beträchtlichen Schatz des Wiſſens zu bewältigen hatten, ohne das Mittel der Buchſtabenſchrift zu beſitzen. Nicht mit Unrecht vermuthet Aretin (Syſtemat. Anleitung zur Mn. Sulzb. 1810, II, S. 2), „daß die Mnemonik in einem Zeitalter entſtanden ſein muß, in welchem man ſich noch der Bilderſprache bediente.“ Es iſt ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß die Bilderſchrift und indirect alſo die ganze Schrift aus mnemotechniſchen Beſtrebungen der älteſten Culturvölker hervorgewachſen iſt. Ein Syſtem mnemoniſcher Aufzeichnung durch Fäden mit angeknüpften Nebenfäden hatte z. B. bei den Peruanern eine große Vollkommenheit erreicht. Jeder Erinnerungsknoten, der in ein Schnupftuch gemacht wird, ſtellt den einfachſten Keim dieſes mnemoniſchen Syſtems wieder dar. Die Unterſtützung des Gedächtniſſes durch ein äußerlich ſichtbares Mittel kann zwar nicht wohl mehr Mnemotechnik genannt werden, ſobald die gewählten Zeichen nichts mehr zu errathen übrig laſſen; doch knüpfen ſich auch an ein ſolches Verfahren noch beachtenswerthe mnemoniſche Momente. Die gewöhnliche Schrift unſrer Sprache iſt im Bewußtſein mit den entſprechenden Lauten ſo vollſtändig verſchmolzen, daß das Schreiben eines fremd klingenden Wortes ähnliche Wirkungen hat, wie wir ſie oben dem Ausſprechen zuſchrieben. So verkehrt es auch iſt, die Schüler Declinationen, Conjugationen u. dgl. unendlich oft nach einander abſchreiben zu laſſen, wobei

dann das Bewußtsein gar nicht mehr thätig ist, und oft sogar ein und derselbe Fehler zwanzigmal nacheinander niedergeschrieben wird, so ist doch keineswegs jeder mnemonische Gebrauch des Schreibens zu verwerfen. Es empfiehlt sich z. B. beim Unterrichte in der Geschichte, Geographie u. s. w., bemerkenswerthe Namen erst von mehreren Schülern deutlich aussprechen und sie dann von allen niederschreiben zu lassen. Die bekannte Praxis, Formen und Regeln, die man zu vergessen geneigt ist, in großen Buchstaben auszuführen und im Zimmer anzuheften, kann Schülern noch immer gelegentlich mit Vortheil empfohlen werden. Die Wirkung besteht dann nicht sowohl in dem häufigen Sehen, da sich hiefür die Aufmerksamkeit sehr schnell abstumpft, als vielmehr in der mnemonischen Wirkung des Phantasiebildes jener Schrift, das immer leicht zu reproduciren ist. Auch das gewöhnliche Abschreiben kann übrigens fruchtbarer gemacht werden, wenn man eine kurze Regel, einige Formen u. dgl., statt hundert- oder tausendmal nach einander, wie die frühere Pädagogik es nicht selten verordnete, vielmehr nur 8—14 Tage hindurch täglich ein einziges mal sauber und deutlich hinschreiben läßt. Was so behandelt wird, läßt sich nicht leicht wieder vergessen.

Hier wäre denn auch das Rechenbrett der Russen und der asiatischen Völker zu erwähnen, da es keineswegs bloß dazu dient, das Rechnen durch die unmittelbare Anschauung zu mechanisiren, sondern nicht minder, um die Zahlen durch Erinnerung an die Figuren, welche die verschobenen Steinchen bilden, dem Gedächtnisse besser einzuprägen, und schließlich auf Grund dieser Anschauung auch das Kopfrechnen zu erleichtern.*) Die entwickeltere Zahlenmnemonik ist jedoch von jeher darauf ausgegangen, die Zahlen durch anschaulichere Vorstellungen zu ersetzen. Die nackte Zahl bietet, wo ihr nicht eine leicht übersichtliche Rechnung zu Grunde liegt, dem Gedächtnis fast gar keine Anhaltspuncte. Nur jene Specialtalente für quantitative Auffassung, wie Dase und vor ihm Colborn, Buxton und andere, scheinen die Zahlen gleichsam lebendig vor sich zu sehen, und daher einer besondern Technik zu ihrem Behalten nicht zu bedürfen. Der außerordentliche Ueberblick, mit welchem Dase eine Handvoll Erbsen, die man auf einen Teller schüttete, in 1—2 Secunden zu zählen pflegte, giebt einen Wink dafür, in wie bedeutender Weise hier die sinnliche Organisation mitwirkt. Die Uebertragung der Zahlen in geordnete Vorstellungen ist ein uralter Theil der Gedächtniskunst, doch pflegten die älteren Techniker sie nur beineben, während sie bei den neueren und namentlich bei den neuesten, Reventlow und Kothe, fast zum Hauptgegenstande der ganzen Kunst geworden ist, und jedenfalls verhältnismäßig am meisten Anklang gefunden hat. Allerdings wendeten die älteren Mnemoniker auch ein schwerfälligeres System der Uebertragung an, als die neueren, doch ist das Vorwalten der Zahlenübertragung nicht sowohl auf diese Verbesserung zurückzuführen, als vielmehr hauptsächlich auf die Herstellung eines inneren Zusammenhanges in den meisten Wissenschaften, der die Einzelnheiten durch die principielle Erkenntnis dermaßen trägt, daß es keiner technischen Stützen mehr bedarf. Die specielle Technik bleibt daher nur noch auf dem Felde willkommen, wo Aeußerlichkeiten zu merken sind, denen nicht leicht anders beizukommen ist. Es ist nicht erfreulich, aber auch nicht wohl zu widerlegen, daß z. B. für das Abiturientenexamen in der Geschichte in Preußen noch jetzt die Zahlenmnemonik verwendbar wäre. Die erdrückende Masse eines chronologischen Stoffes, der durch die geistige Bildung junger Leute von 18—20 Jahren noch gar nicht organisch zusammengehalten werden kann, selbst wenn der Unterricht darauf abzielt, führt eine Art der Auffassung der Zahlen herbei, an welcher die Abgeschmacktheiten der Gedächtniskunst nicht viel verderben können, während eine consequente An-

*) Ein viereckiger Rahmen in senkrechter Ebene hält 9 horizontal und parallel laufende Stäbe, an denen sich je 9 Steinchen oder Knöpfe so angereiht befinden, daß man sie von links nach rechts hinüberschieben kann. Die hinübergeschobenen Steinchen bedeuten auf dem untersten Stabe Einer, auf dem folgenden Zehner u. s. w., so daß man an der Vorrichtung Zahlen bis zu 999999999 ausdrücken kann. Die Nullen brauchen kein Steinchen, daher die Zahl 9 zur Darstellung des Decimalsystems dient.

wendung derſelben den meiſten Köpfen noch als harmloſe Efelsbrücke viel Quälerei erſparen könnte. Noch radicaler würde freilich die Abſchaffung des geſchichtlichen Examens helfen. Ein annäherndes Wiſſen der Zeiten, welches auf der Einſicht in den Zuſammenhang der Ereigniſſe beruht, aus dem ſich der ungefähre chronologiſche Ort einer Thatſache mit Nothwendigkeit ergiebt, iſt dagegen äußerſt werthvoll, und auch hiefür giebt es eine unterſtützende Kunſt. Man gebe vor allen Dingen den Zeitepochen ein möglichſt beſtimmtes Colorit, wozu der Farbſtoff aus den culturgeſchichtlichen Verhältniſſen zu entnehmen iſt. Dieſes Colorit darf wohl, mit demſelben Recht, mit welchem man z. B. bei geographiſchen Reliefs die Höhendimenſionen verſtärkt, recht kräftig aufgetragen werden, und wenn es ſich dann auf Jahrhunderte abrunden und mit hervorragenden Bildern einzelner Perſonen und Vorgänge andeuten und gleichſam in nuce immer wieder zur Anſchauung bringen läßt, ſo dürfte die Grenze der wahren mnemoniſchen Kunſt erſchöpft ſein. Könige, Feldherrn und große Schlachten, um die ſich der Geſchichtsunterricht überhaupt noch zu einſeitig bewegt, ſind hiezu ſelten brauchbar; doch können wir wenigſtens die Hunnenſchlacht, Karl den Großen, Wallenſtein als ſolche Symbole ganzer Zeiten anführen. Luther, Peter von Amiens, Mohammed, Columbus, die Eroberung Conſtantinopels mögen hiefür als Beiſpiele dienen. Das Beſte bleibt freilich local oder individuell. So erinnere ich mich ſehr deutlich, wie ich in früheren Jahren mir faſt das ganze dreizehnte Jahrhundert an den Cölner Dom kettete, den ich genau kannte, und deſſen Gründungsjahr ſich mir vorzüglich feſt eingeprägt hatte. Das minder Bedeutende wird durch die Friſche individueller Beziehungen oft wirkſamer als Gegenſtände von durchgreifender allgemeiner Bedeutung. Dieſer Umſtand, welcher auch die ſpecielle Kunſt der Mnemonik ſo ſchwer lehrbar macht, iſt von Reventlow und Kothe zwar beachtet, aber viel zu wenig in Anſchlag gebracht worden, wenn ſie glaubten, durch fertige mnemotechniſche Wörterbücher ihre Kunſt allgemeiner nutzbar zu machen. Faſt nur diejenigen haben Erfolg in der Mnemonik, welche ſich nicht nur die Anwendungen ſelbſt machen, ſondern auch das Syſtem ſich durch eigene Erfindungen mehr oder weniger zurecht zu legen wiſſen. Winkelmanns Gedanke (Relatio novissima, 1648; bei Aretin II, 370 u. ff.), die Ziffern durch Conſonanten auszudrücken und aus dieſen mittelſt beliebiger Einſchaltung der Vocale Gedenkworte zu bilden, iſt die Grundlage der Zahlenmnemonik der meiſten neueren geblieben; doch haben Fainaigle (1804), Otto (Reventlow), Kothe und andere ihn in eigenthümlicher Weiſe behandelt und fortgebildet. Eine ſpecielle Darlegung dieſer Kunſtſtücke ſcheint uns nicht im Zweck der Encyklopädie zu liegen. Näheren Aufſchluß geben am beſten Dr. Karl Otto (nannte ſich in früheren Werken Reventlow und wurde unter dieſem Namen bekannt), praktiſches Lehrbuch der Mnemotechnik 2. Aufl. Stuttg. u. Tübingen 1847 und Kothe, Lehrbuch der Mnemotechnik, 2. Aufl. Hamburg 1852. Die weit intereſſantere hiſtoriſche Seite der Sache haben am ausführlichſten Morhof im Polyhiſtor und der Freiherr von Aretin, Syſtemat. Anleit. zur Theorie und Praxis der Mnemonik, Sulzbach 1810, behandelt. Einen kurzen Wink geſtatte man uns nur noch über die merkwürdigen geſchichtlichen Zuſammenhänge der Mnemonik mit der Stenographie, mit der Kunſt des Raymundus Lullus und mit den hie und da auftauchenden Beſtrebungen zur Erfindung einer für alle Nationen gleich verſtändlichen Begriffsſchrift (Paſigraphie). Hier liegen noch Probleme einer fernen Zukunft vor, welche ein Geiſt wie Leibnitz in fruchtbarer Tiefe und Einheit zu faſſen wußte, während ſie in gewöhnlichen Händen zu Spielereien zerbröckeln. **A. Lange.**

Mode, ſ. Mädchenerziehung S. 534.

Moderne Bildung, ſ. Bildung.

Modiſten. Dies iſt der Name einer eigenen Gattung von Schullehrern, die mit ihren Schulen zuerſt unter den aus der Reformation hervorgegangenen Organiſationen des öffentlichen Unterrichts zum Vorſchein kommen, im vorigen Jahrhundert ſich infolge der Entſtehung der Realſchulen wie infolge der allmählichen Hebung und Erweiterung der Volksſchulen verloren haben und nun ſeit etwa 50—60 Jahren auch mit ihren

letzten, vereinzelten Spuren verſchollen ſind. Ueber den urſprünglichen Sinn und Zweck des Inſtituts der Modiſten giebt am klarſten ein Artikel der württembergiſchen großen Kirchenordnung vom J. 1559 Auskunft. Dort heißt es Fol. 363: „Dieweil an guten Handſchreibern und Rechnern bei unſrer Landſchaft Städten und Stadtſchreibereien nicht kleiner Mangel, und dannoch Uns und dem gemeinen Nutz, auch guter Haushaltung nit wenig daran gelegen ſeyn will: demnach wöllen wir, wie ſolches Unſer geliebter Herr Vater ſeligen Gedächtniß verordnet, daß von unſern Kirchenräthen Drei fromme, chriſtliche, gottseiffrige teutſche Schulmeiſter, die von der Hand gute Modiſten und Schreiber, auch mit der Feder und auf der Linien rechnen zu lehren geſchickt und fleißig ſeien, verordnet werden ſollen. Nämlich den einen gen Stuttgarten, den andern gen Tübingen, und den Dritten gen Urach, an dieſen Orten ihre Schulen mit guter Ordnung, die ihnen hierum zugeſtellt und gegeben ſolle werden, anrichten.“ Alſo Schreib- und Rechenſchulen ſind es, für welche dieſe Lehrer beſtellt wurden. Nun war aber wenigſtens das Schreiben ſchon von Anfang auch allgemein in den Lehrplan der deutſchen Volksſchule mit aufgenommen; es handelte ſich alſo in dieſen beſonderen Schreibſchulen um die höhere Schreibekunſt, die beides, die Kalligraphie und die Kenntnis der üblichen Formeln für Schriftſätze aller Art, Briefe, Urkunden, Protokolle u. ſ. w., umfaßte. Beides aber diente einem Zwecke des öffentlichen Lebens, nämlich, wie obige Verordnung deutlich ſagt, der Schreiberei in den Kanzleien des Staats und der Gemeinden; außerdem aber lag es nahe, daß auch der Handelsſtand ſeine Berufsbildung in jenen Schulen finden konnte. Dasſelbe gilt vom Rechnen, das in den meiſten Ländern anfangs noch ganz allein bei dieſen Rechenlehrern erlernt werden konnte, wogegen einzelne Schulordnungen allerdings gleich bei der Errichtung der Volksſchulen das Rechnen, jedoch nur die erſten Elemente desſelben, unter die allgemeinen Lehrfächer aufnahmen (vergl. Heppe, Geſchichte des deutſchen Volksſchulweſens I, S. 319); auch im letzten Falle blieb ſomit den Modiſten noch die ganze höhere Rechenkunſt, d. h. neben Regel de Tri und Algebra auch die Anwendung derſelben auf die mannigfachen Verhältniſſe im Handel und Wandel, die Kunſt der Buchhaltung und Rechnungsſtellung u. ſ. w. Es iſt bezeichnend, daß der die Einrichtung der Modiſtenſchulen betreffende Artikel der württembergiſchen Kirchenordnung gar nicht in dem das geſammte Schulweſen umfaſſenden Capitel derſelben, ſondern ſpäter, nach dem Capitel von der Kaſtenordnung und von den Wundärzten und unmittelbar vor dem Capitel von den Stadtſchreibern ſeinen Platz erhalten hat. — In der „Geſchichte der Schulen in Nürnberg“ von W. K. Schultheiß (Nürnb. 1853) wird (II. Heft S. 107 ff.) ein vollſtändiges Examen mitgetheilt, das ums Jahr 1620 derjenige zu beſtehen hatte, der bei einem ſolchen Schreib- und Rechenmeiſter die geſetzlich vorgeſchriebenen 6 Jahre (vom 18. bis 24. Lebensjahre) abſolvirt hatte und nun zu öffentlichen Dienſten legitimirt oder angeſtellt werden wollte. In dem das Schreiben betreffenden Theile kommen z. B. folgende Prüfungsfragen und Aufgaben vor: Was iſt Orthographia? — Es ſoll Examinandus einen teutſchen Periodum mit denen dazu gehörigen signis distinctionis machen, und auch darinnen vor Augen legen, welche und was für Wörter mit Versal oder großen Buchſtaben geſchrieben und wie die Wörter eines ſolchen Periodi syllabizirt, oder recht abgetheilet werden müßen? — Wie ſoll eine wohl proportionirte Feder präparirt und zum Gebrauch ſchicklich gefaßt werden? — Wie vielerlei Arten ſind der teutſchen Schriften? — Was haben die Buchſtaben der teutſchen Schriften für ein Fundament und worauf beruhet ihre Zierde und ſonderlicher Wohlſtand? — Wie werden die Buchſtaben der teutſchen Schriften ordentlich zergliedert oder zerſtreuet? — Was für Buchſtaben ſollen in ihrer Vollkommenheit auf gerader Linie ſtehen? Welche ſollen über der Linie gleich hoch? unter der Linie gleich tief? ob und unter der Linie aber in gleicher Höhe und Tiefe ſein? — Dann im Fache des Rechnens: Was iſt Arithmetica und was lehret ſie? Was iſt eine Zahl? Worzu wird das Eins angenommen und was für Eigenſchaften hat das Null? Was ſind die fürnehmſten Eigenſchaften der Zahlen und wie werden ſie zum Gebrauch gezogen? Was

ſind gebrochene Zahlen? Iſts auch nützlich, darin zu laboriren und ſowohl die Jugend als Andere darin zu informiren? Was iſt und lehret Regula de Tri? Was hat ſie für eine Ordnung und wie wird damit procediret? Warum multiplicirt man die mittlere und hintere Zahl mit einander und dividirt das Product durch die erſte oder vordere Zahl? Woher hat dieſer Process ſeinen Grund und Demonstration? Was iſt Progressio und wie vielerlei ſind Progressiones? Was iſt Progressio harmonica und deren Eigenſchaft? — Was iſt Algebra oder Coss? und was für signa oder Zahlen werden dazu gebraucht? Was ſind Radices? Wie extrahirt man radicem quadratum und cubicum (sic!)? und wozu dient ſolche Extraction? — Was ſind Binomia und Residua? und wie werden ſie den Speciebus applicirt? — Was iſt die Diff. einer Chilioheptacosioheptagontatetragonal-Zahl? Wie wird ſolche generirt und vom primo termino an bis auf den Sechsten extendirt?

Man ſieht, daß dieſe Modiſtenſchulen — freilich nicht mit ſolchen Ichthyoſauriern in ihrer Terminologie, aber doch mit ihrem allgemeinen Zwecke — die Vorläufer der Realſchulen waren; auch darin treffen ſie mit dieſen zuſammen, daß ſie (wie bei Fechter, Geſchichte des Schulweſens in Baſel von 1589—1733, S. 26 zu ſehen) ausdrücklich für ſolche Schüler geeignet erklärt werden, die nicht lateiniſch zu lernen und doch eine höhere Bildung, als die von der Volksſchule gewährt werden konnte, zu erlangen wünſchten. Ebenſo aber iſt aus Obigem auch erſichtlich, daß hier ſchon die Idee einer rationellen Methode im Verborgenen mitwirkt; was in einer Volksſchule im Schreiben und Rechnen nur eben mechaniſch vor- und nachgemacht wird, das ſoll der Modiſt auf beſtimmte Geſetze zurückzuführen wiſſen. Allein hierin liegt auch der Grund davon, daß, ſobald einerſeits das Materielle der Lehrgegenſtände in den Realſchulen eine viel umfaſſendere Vertretung fand, andererſeits die Methode des Schreibens und Rechnens auch in der Volksſchule eine rationelle wurde, die Modiſtenſchulen als beſondere Claſſe ganz überflüſſig wurden. Ein Reſt von ihnen hat ſich bis in die erſten Jahrzehente des gegenwärtigen Jahrhunderts nur in der Weiſe erhalten, daß da, wo die Rechenſchule mit einer Volksſchule combinirt wurde, d. h. in dieſe ſich auflöste, der Hauptlehrer an letzterer noch den Ehrentitel Modiſt behielt. Ein ſolcher, der aber ſchon 1680 unter dem Titel: „Modiſt der deutſchen Knabenſchule" vorkomnt, alſo bereits nicht mehr jenen höheren Standpunct einnimmt, — der dann 1789 auch mit der Armenkinderſchule im Spital betraut wird — exiſtirte noch bis zum Jahr 1822 in Tübingen; er hatte unter anderem auch das Privilegium, die Leichenreden auf dem Gottesacker zu halten, da es damals nur bei Reſpects-Perſonen gebräuchlich war, dieſe Function, und zwar in der Kirche, von einem Geiſtlichen halten zu laſſen. — Uebrigens ſei noch bemerkt, daß ſelbſt dieſen Schreib- und Rechenmeiſtern der Religionsunterricht nicht entzogen oder erlaſſen war; es ſcheint auch in dieſer Beziehung in methodiſcher Kunſt ſogar mehr von ihnen verlangt worden zu ſein; wenigſtens wird nach der oben angeführten Nürnberger Examensordnung der Schreiberei-Befliſſene auch darin geprüft: „ob und wie er die Fragſtücke des Katechismus zergliedern und ſeinen Schulkindern deutlich erklären könne?" eine Forderung, die um 1620 noch an keinen deutſchen Schulmeiſter geſtellt wurde.

Es fragt ſich noch: woher der ſonderbare Titel Modiſt wohl kommen mag? Außer Zweifel iſt es jedenfalls, daß derſelbe nicht ein erſt an dem öffentlichen Schulamte ſolch eines Schreib- und Rechenlehrers haftender Amtsname ſein kann, ſondern den Schreib- und Rechenkünſtler als ſolchen bezeichnet, alſo urſprünglich nur der perſönlichen Qualität gegolten hat. Er kommt daher in den Schulordnungen und Schulurkunden weit nicht überall als Titel vor, wo die Sache ſelbſt vollſtändig organiſirt iſt, und auch die genannte Kirchenordnung, von welcher aus er in Württemberg für jene Drei zum ſtehenden Amtstitel geworden iſt, lautet, wie man ſieht, ganz ſo, daß der Modiſt als ſolcher ſchon vorher exiſtirt, ehe er zum Schulmeiſter gemacht wird,

um ſeine Kunſt nun zum allgemeinen Beſten zu verwerthen. Das Wort kann zunächſt an den modus, das mathematiſche Verhältnis, erinnern; allein die Stelle der württ. K. O.: „die von der Hand gute Modiſten und Schreiber ſind," und der von Schultheiß a. a. O. S. 23 angeführte Titel des Anton Neudorffer: „Rechenmeiſter und Modiſt," deutet vielmehr darauf, daß damit vorzugsweiſe der Schreibekünſtler, der Buchſtabenzeichner gemeint iſt. Der modus iſt hiernach entweder im Sinne einer Vorſchrift, einer Regel überhaupt, oder als quantitatives Maß gemeint, das die Höhe, Länge und Breite jedes Buchſtabens beſtimmt. So haben — wie dies auch in andern Dingen das Naturgemäße iſt — dieſe Modiſten als Meiſter in der Schreib- und Rechenkunſt früher exiſtirt, ehe man ſie zu öffentlichem Lehrdienſte verwendete, d. h. Schulen für ſie ſtiftete. Das war namentlich an Orten der Fall, wo, wie in Nürnberg, die Kunſt einer ſo treuen und erfolgreichen Pflege ſich erfreute. Da lebten ſolche Meiſter als Künſtler; war es doch einer dieſer Männer, Johann Neudorffer (Großvater des vorhin genannten Anton), geb. 1497, † 1563, dem unſere deutſche Druckſchrift ihre jetzige Geſtalt verdankt, indem er, ſowohl im Unterſchiede von der alten Mönchsſchrift, als von der durch zwei deutſche Buchdrucker in Rom hergeſtellten jetzigen lateiniſchen Curſiv-Druckſchrift (der ſog. Antiqua), eine deutſche Fracturſchrift erfand, die nun von den Schriftgießern als deutſche Schrift gebraucht wurde (ſ. Schultheiß a. a. O. S. 5). Solchen Meiſtern ſchloßen ſich ſchon von ſelbſt Schüler an, daher wir vielfach Schreib- und Rechenſchulen ſchon als Privat- und Nebenſchulen vorfinden (ſ. Heppe a. a. O. S. 297. 302, Fechter a. a. O. S. 103.) Oft aber waren dieſe Männer als Schreiber und Rechner vom Magiſtrat für ſeinen Dienſt angeſtellt, und es wurde ihnen nur durch beſondere, auf einzelne ſich beſchränkende Erlaubnis geſtattet, auch Schüler anzunehmen. Ohne Zweifel ſind dies die „Stuhlſchreiber," von denen (ſ. Vormbaum, Evangel. Schulordnungen I, S. 177) die Pommerſche Kirchenordnung von 1563 ſagt, daß nicht jeder, der dieſes Amt habe, auch eine Privatſchule errichten dürfe, dagegen der Rath ſelbſt ſolche Stuhlſchreiber als Lehrer anſtellen ſolle; ſie ſollen jedoch dem rectori scholae ordinario unterworfen ſein und dürfen nicht sine judicio pastoris et ludimagistri Knaben annehmen, damit die rechte Schule nicht verderbet werde." Nach dieſer Anordnung ſtellte alſo die Schreibſchule nicht, wie ſonſt, eine höhere Gattung von Schulen dar, ſondern mußte ſich noch nach Art der vorherigen Winkelſchulen behandeln laſſen. In der Heilbronner Schulordnung vom J. 1675 dagegen (ſ. Vormbaum II, S. 670) wird beſtimmt, daß Arithmetica „auß dem gewohnlichen Arithmetik-Büchlein am Mittwoch und Samſtag von 12—1 oder halb 2 Uhr von Herrn Güldenſchreibern — als welcher deßwegen eine abſonderliche Beſoldung und alſo von dergleichen Schülern nichts zu fordern hat — den discipulis 1. 2. 3. 4. classium fleißig vorgetragen werden ſoll." Hier nimmt alſo der Schreiber des Rathes, der zugleich wohl als öffentlicher Rechner fungirt (der Name Güldenſchreiber deutet auf beides) ganz die Stellung eines Fachlehrers der Arithmetik ein. **Palmer.**

Monitoren, ſ. Cenſoren, Helferſyſtem, Bell-Lancaſter.

Montaigne. Michel Seigneur de M. war am 28. Februar 1533 auf dem gleichnamigen Schloſſe in Perigord geboren, bekleidete, da er ſich nach dem Wunſche ſeines Vaters dem Rechtsfache gewidmet hatte, ſeit 1554 die Stelle eines Rathes am Parlamente zu Bordeaux, legte aber nach dem Tode des Vaters 1571 ſein Amt nieder, um von da an in Muße auf ſeinem Schloſſe zu leben. In den öffentlichen Dienſt kehrte er nur noch einmal zurück, als die Stadt Bordeaux ihn zweimal nacheinander zu ihrem Maire wählte. In der Zeit der Bürgerkriege, wo er allein von allen Edelleuten ſein Schloß ohne Vertheidigungsanſtalten ließ und einem jeden öffnete, hatte er zwar keine Gewaltthätigkeiten zu erleiden, aber er hatte doch zu klagen, daß er in die Unannehmlichkeiten gerathen ſei, welche die Mäßigung mit ſich führe, indem er „den Gibellinen als Guelfe, den Guelfen als Gibelline galt" und deshalb von beiden Seiten

verdächtigt wurde. Die Schrecken des Kriegs und eine Peſt ſchildert er Ess. III, 9 und 12. Er ſtarb zu Montaigne 13. Septbr. 1592.

Emerſon in ſeinen Representative men entnimmt die Züge zu dem Bilde des Skeptikers von Montaigne: der Skeptiker ſteht zwiſchen dem Idealiſten und dem Realiſten oder, wie Em. ſagt, zwiſchen dem Abstractioniſten und dem Materialiſten, und will die Einſeitigkeiten beider vermeiden. Er erkennt, daß die Stärke des Menſchen nicht in Extremen, ſondern im Vermeiden der Extreme beſteht. Darum beſcheidet er ſich eben ſowohl, in der Erkenntnis überall zu einer Entſcheidung zu gelangen, als in der Moral die dem Menſchen zugemeſſene Kraft der Tugend übertreiben zu wollen. Das Leben mit ſeiner tauſendfachen Mannigfaltigkeit iſt ein Proteus, der dem Theoretiker entſchlüpft: in jeder praktiſchen Frage iſt nur eine annähernde Löſung möglich. Darum iſt die Aufgabe nur, die Dinge zu betrachten, σκέπτεσθαι, und das Erreichbare zu ergreifen. Wir brauchen keine ſtarre, ſondern eine flüſſige Philoſophie, ein aus elaſtiſchem Stahl gewobenes, zugleich feſtes und geſchmeidiges Kleid in der Welt. So leitet E. ſeine Betrachtungen über M. ein, den er als den freimüthigſten und ehrlichſten unter allen Schriftſtellern, und deſſen Eſſais er bezeichnet als ein unterhaltendes Selbſtgeſpräch, welches mit feſtem, männlichem Sinn, aber in unbefangenem Geplauder die größte Gedankenfülle darlegt. In der That iſt M. eine der glänzendſten Erſcheinungen in der franzöſiſchen Literatur: die Vorzüge einer reichen, auf ausgedehnte Kenntnis des Alterthums geſtützten, durch Reiſen und Lebenserfahrungen geförderten Bildung, einer ſcharfen Beobachtungsgabe und eines klaren, unabhängigen Urtheils über die mannigfaltigſten Lebensverhältniſſe, endlich einer lebhaften, ſchlagenden, durchaus originellen, in Ernſt und Ironie, in Anmuth und Kraft unerſchöpflichen Darſtellung ſind in ſeltener Weiſe in ihm vereinigt. Auf den Wunſch ſeines Vaters, der von der neuen Glut erwärmt war, mit welcher Franz I. die Wiſſenſchaften umfaßte und in Aufnahme brachte, hatte M. für ihn die Theologia naturalis sive liber creaturarum magistri Raimondi de Sebonde ins Franzöſiſche überſetzt: er ſelbſt hielt (Ess. II, 12) ein Buch, das den Atheiſten gegenüber alle Sätze der chriſtlichen Religion zu beweiſen unternimmt und dem Leſer zeigt, daß kein Stück in der Welt ſei, das ſeinen Schöpfer verleugne, für beſonders nützlich in einer Zeit, wo die Neuerungen Luthers aufkamen und, wie M. meinte, das Volk in die Verſuchung brachten, durch die Unterſuchung einzelner bisher heilig gehaltener Meinungen ſeinen ganzen Glauben zu verlieren. Sein berühmtes eigenes Werk aber ſind die Essais (livre I. II. 1580, III. 1588): in dieſem iſt der Gegenſtand ſeines Studiums, wie er II, 17 ſagt, der Menſch; ſeine Anſchauung vom menſchlichen Leben iſt, ſo unbedingt er ſich auch (I, 56) der römiſchen Kirche unterwirft, doch einfach eine heidniſche, wie ihm das Pascal (Pensées I, 11) mit vollſtem Rechte vorwirft. „Der höchſte Wunſch meines Lebens beſteht darin, es bequem (mollement) hinzubringen.“ Ess. III, 9. „Es iſt das glückliche Leben, und nicht, wie Antiſthenes ſagte, das glückliche Sterben, was die menſchliche Glückſeligkeit ausmacht.“ Ess. III, 2. Die Skepſis dient ihm dazu, „in dem Widerſtreit der Syſteme die Wahrheit der ſubjectiven Geſinnung hervorzukehren: wenn nicht den Menſchen überhaupt, aber den franzöſiſchen Menſchen hat M. dargeſtellt, mit ſeinem ganzen geiſtig und ſinnlich angeregten Weſen; der eigenthümliche Genius der Nation findet ſich in ihm wieder,“ ſagt Ranke, Franz. Geſch. I, 385, und ebenſo weiſt v. Raumer darauf hin, wie in M. der leichte, ja der frivole Charakter eines Franzoſen ſich darſtelle. Peſchier, Cours de litt. fr. p. 47 nennt ihn einen Egoiſten ohne Schmerz und ohne Begeiſterung, den perſonificirten Individualismus. Aber dieſe zwanglos und ſyſtemlos hingeworfenen Reflexionen eines gegen die Pedanterie und den Scholaſticismus ſeiner Zeit keck ankämpfenden Denkers haben 75 Ausgaben erlebt (eine gute deutſche Ueberſ. von Bode 1793), und ſchon dies zeugt für die Anziehungskraft, die ſie für ſeine Zeitgenoſſen, wie für die folgenden Jahrhunderte gehabt haben.

Für die Pädagogik ſind beſonders das 24. und 25. Capitel des I. Buches der

Essais bedeutſam, von denen das erſte, du Pedantisme, vorzugsweiſe von dem Ziel der Erziehung, das andere, de l'institution des enfans, von der Methode derſelben handelt. Das Ziel der Erziehung kann nicht ſein, den Kopf mit einem Hausrath von Wiſſen auszuſtatten, ſondern den Verſtand und das Herz zu bilden, nicht das Gedächtnis des Zöglings anzufüllen, ſondern ihn beſſer und verſtändiger zu machen. Im Alterthum ſehen wir ebenſowohl Feldherrn und Staatsmänner im Beſitze einer gelehrten Bildung, als Philoſophen zu praktiſcher Tüchtigkeit befähigt. Dagegen iſt eine Gelehrſamkeit, die nur zum Prunke dient, werthlos für ihren Beſitzer: Apud alios loqui didicerunt, non ipsi secum. Cic. Begnügen wir uns, die Anſicht eines Cicero oder Plato zu kennen, ſtatt unſer eigenes Urtheil zu bilden, ſo machen wir uns zu Wächtern über fremdes Gut, ſtatt es zu unſerem Eigenthum zu machen: man wärmt ſich bei dem Nachbar, ſtatt ſich von ihm Feuer mit nach Hauſe zu nehmen, man füllt umſonſt den Magen mit Speiſe, wenn ſie nicht verdaut und verwandelt wird und Kräfte und Wachsthum giebt. Weiſe werden wir nur durch eigene Weisheit. Nequidquam sapere sapientem, qui ipse sibi prodesse non quiret. Ennius ap. Cic. Ein volles Gedächtnis findet ſich oft bei einem ſehr hohlen Verſtand: ὡς οὐδὲν ἡ μάθησις, ἢν μὴ νοῦς παρῇ. Gnom. graec. Non vitae, sed scholae discimus. Sen. Man muß der Seele das Wiſſen nicht anhängen, ſondern einverleiben, ſie nicht damit befeuchten, ſondern färben, und wenn es ſie nicht ändert und vollkommener macht, ſo iſt es ein Schwert, das ſeinen eigenen Herrn hindern und verletzen kann: ut fuerit melius non didicisse. Cic. Postquam docti prodierunt, boni desunt. Sen. Ein ſchlecht angewandter Unterricht ſchlägt zum Verderben aus: ἀσώτους ex Aristippi, acerbos ex Zenonis schola exire. Cic. Ageſilaus gefragt, was nach ſeiner Meinung die Kinder lernen müßten, antwortete: was ſie thun ſollen, wenn ſie Männer ſind. In Athen lernte man, ſich aus einem ſophiſtiſchen Beweis herauswirren und die Täuſchung verfänglich ineinander geſchlungener Worte zurückweiſen: in Sparta, ſich von den Reizen der Wolluſt losmachen und die Drohungen des Schickſals und des Todes muthig zurückſchlagen. Das Studium der Wiſſenſchaften erſchlafft den Muth der Völker eher als es ihn aufregt: die roheſten Nationen ſind die ſtreitbarſten.

Die Gedanken über die Methode der Erziehung lehnen ſich wieder mit Vorliebe an das Beiſpiel der Spartaner an, oder an die Erzählung des Plato von der Erziehung des perſiſchen Thronfolgers, der bis zum 14. Jahre in körperlichen Uebungen, von da an durch die Lehren von vier Männern, des Weiſeſten, des Gerechteſten, des Mäßigſten und des Tapferſten der Nation unterrichtet worden ſei. Es laſſen ſich jene Gedanken ungefähr auf folgende fünf Puncte bringen:

I. Vor allem verlangt M. Erziehung zur Selbſtändigkeit. Der Lehrer ſoll nicht immer allein reden und wie in einen Trichter ſchütten: ohest plerumque iis, qui discere volunt, auctoritas eorum, qui docent. Cic. Er laſſe den Schüler das, was er gelernt hat, in hunderterlei Geſtalten betrachten und anwenden: der Magen hat ſeine Arbeit nicht gethan, wenn er nicht Beſchaffenheit und Form der Speiſen, die er verdauen ſoll, verändert hat. Der Zögling ſoll jede Meinung ſcharf prüfen, keine Auctorität als ſolche annehmen: che non men che sapor dubbiar m'aggrada. Dante. Auswendigwiſſen iſt kein Wiſſen: die Büchergelehrſamkeit diene zur Zierde, nicht zur Grundlage, wie nach Plato die wahre Philoſophie ſich nur auf ſittliche Bildung bezieht, die übrigen Wiſſenſchaften, die auf etwas anderes zielen, nur Schminke ſind. Man lernt auch nicht tanzen, reiten, fechten, ohne den Körper in Bewegung zu ſetzen: ebenſo wenig kann der Schüler aber gut urtheilen und ſprechen lernen ohne ſelbſtthätige Bildung und Uebung.

II. Die Seele muß geſtützt werden durch einen feſten Körper: alſo keine Verweichlichung, wozu die natürliche Liebe ſelbſt die verſtändigſten Eltern nur zu geneigt macht. Labor callum obducit dolori. Cic. Der Knabe gewöhne ſich an die Mühſeligkeit der Leibesübungen, um gegen den Schmerz abgehärtet zu ſein. Es iſt nicht

eine Seele und nicht ein Körper, den man erzieht: es ist ein Mensch, diesen dürfen wir nicht trennen, wir müßen jene beiden nach Plato gleichmäßig leiten, wie ein paar an dieselbe Deichsel gespannte Pferde. Anstand, Geschick, freie Beherrschung des Körpers sollen zugleich mit der Seele gebildet werden.

III. Man lasse auch den Umgang mit Menschen, die Anschauung des Lebens bei seiner Erziehung mitwirken. In Gewöhnung an Stillschweigen und Bescheidenheit, an Anerkennung der Wahrheit, wo immer sie sich findet, lerne der Zögling zugleich die Augen überall haben: Hirten, Handwerker, Reisende, Gebäude, Stätten geschichtlich merkwürdiger Begebenheiten, das alles lerne er für seine Bildung benützen. Dieser Umgang mit Menschen bezieht sich auch auf jene, die nur noch in den Büchern leben; die Welt sei das Buch des Schülers, vermittelst der Geschichte wird er nicht nur seinen Gesichtskreis erweitern, sein Urtheil berichtigen, sondern zugleich auch einerseits Muth, andererseits Bescheidenheit und Erkenntnis der eigenen Beschränktheit daraus gewinnen. Aber er lerne nicht sowohl die Begebenheiten selbst, als richtig darüber urtheilen: man präge ihm nicht sowohl das Datum der Zerstörung von Karthago ein, als die Charaktere des Hannibal und des Scipio, nicht sowohl wo Marcellus starb, als warum es gegen seine Pflicht war, sich dort in die Todesgefahr zu begeben. Nur ein Theil der Gäste, sagt Pythagoras bei Cicero, kommt zu den olympischen Spielen, um dort um den Preis zu ringen: ein anderer, und nicht der schlechteste, sucht dort keinen anderen Vortheil, als zu sehen, wie und warum ein jegliches so gemacht wird, um ihr eigenes Leben nach dem der andern zu regeln.

IV. Die Philosophie ist mit Unrecht als schroff und mürrisch in Miscredit gekommen: sie predigt nichts als Frohsinn und gute Tage. Ihr Ziel ist die Tugend, welche nicht, wie die Schule lehrt, auf einem steilen und unzugänglichen Berge wohnt. Die Tugend ist die Pflegamme der menschlichen Freuden: indem sie diese regelt, macht sie sie sicher und rein. Der größere Theil der Wissenschaften, die im Gebrauche sind, ist in der That für uns von keinem Gebrauche. Aristoteles hielt nach Plutarch seinen großen Zögling nicht sowohl mit der Kunst auf, Syllogismen zu bilden, oder mit den Grundsätzen der Geometrie, als er ihm Unterweisung zum Heldenmuth, zur Großherzigkeit und Mäßigung gab. Die Philosophie hat Lehren für jedes Alter: auch ist der Schüler nicht zu einem unmäßigen Bücherstudium anzuleiten, sondern Garten und Mahlzeit, Gesellschaft und Einsamkeit, jeder Ort und jede Zeit soll ihm zum Studium taugen. Man machte dem Diogenes einen Vorwurf, wie er, ein Ungelehrter, sich mit Philosophie abgebe: er erwiderte, er könne es um so angemessener. — Die Schule hält sich mit Unrecht zu lange bei der sprachlichen Bildung auf: verbaque provisam rem non invita sequentur. Hor. Die echte Redekunst überwältigt den Zuhörer durch den Gehalt der Gedanken und Thatsachen, so daß er an die Worte gar nicht denkt: die Sprache sei natürlich, kräftig und nachdrücklich, gedrungen, eher ungestüm und schneidig als gefeilt und gekünstelt. Haec demum sapiet dictio, quae feriet. Epitaph. Luc.

V. Die Erziehung verfahre mit strenger Sanftmuth, nicht mit Zwang und Gewalt: soll der Zögling Schimpf und Strafe fürchten, so darf man ihn nicht dagegen verhärten. Die Bilder der Freude und der Munterkeit, Flora und die Grazien sollten die Schule umgeben, wie bei Speusippus. Auch Plato ist viel sorgfältiger für die Fröhlichkeit nnd den Zeitvertreib der Jugend in seinem idealen Staat bedacht, als für die gelehrten Wissenschaften. Die Hauptsache bleibt, daß Liebe zum Studium und eine Begierde darnach angeregt werde. Vgl. Ess. II, 8: der Vater soll den Kindern nicht bloß durch das Bedürfnis seiner Hülfe werth sein, sondern sich durch Tugend und Einsicht ihnen ehrwürdig, durch Güte und durch die Milde seiner Sitten liebenswürdig machen. Kein Zwang bei der Erziehung einer weichen Seele, die man für die Ehre und Freiheit bilden will.

M. beruft sich auf das Beispiel der Erziehung, die er selbst genoß: weil sein

Vater glaubte, daß die lange Zeit, die wir auf das Erlernen der alten Sprachen verwenden, die einzige Urſache ſei, warum wir nicht zu der Seelengröße und der wiſſenſchaftlichen Höhe der alten Griechen und Römer gelangen könnten, wurde er von ihm vor der erſten Entwicklung ſeiner Zunge einem Deutſchen übergeben, der gar kein Franzöſiſch verſtand, aber im Lateiniſchen ſehr bewandert war. Es wurde in ſeiner Gegenwart kein anderes Wort geſprochen als lateiniſch, indem ſelbſt die Eltern und die Bedienten die nothwendigſten Formeln zu dieſem Verkehre lernten. So habe er noch im 7. Jahre vom Franzöſiſchen nicht mehr gewußt als vom Arabiſchen, und ohne Kunſt und ohne Buch, ohne Ruthe und ohne Thränen ein ſo reines Latein gelernt, als ſein Lehrer es verſtand. (Vgl. III, 2: das Latein iſt mir wie eine Mutterſprache, und nachdem ich ſeit 40 Jahren mich desſelben zum Sprechen gar nicht, und zum Schreiben nur wenig bedient habe, habe ich bei außerordentlichen und plötzlichen Gemüthsbewegungen ein paarmal die erſten Worte aus dem Innerſten meiner Seele lateiniſch ausgeſtoßen.) Das Griechiſche lernte er regelmäßig, aber durch ſpielende Uebung (par forme d'ébats et d'exercice): ja weil manche meinen, daß das zarte Gehirn der Kinder geſtört werde, wenn ſie plötzlich aus dem Schlafe geriſſen werden, ſo ließ ſein Vater ihn immer durch Muſik aufwecken. — Sein Lehrer hinderte ihn nicht, als er ſich jedem anderen Vergnügen entzog, um Ovids Metamorphoſen zu leſen (dieſe ſchon mit 7 oder 8 Jahren), obgleich er dadurch nachläßiger für ſeine anderen Lectionen wurde; ebenſo als er hierauf in einem Zuge die Aeneide, den Terenz, Plautus und italieniſche Komödien durchlas, die ihn alle durch den Reiz des Gegenſtandes anlockten. „Wäre er ſo thöricht geweſen, mich in dieſem Gang zu ſtören, ſo hätte ich wahrſcheinlich aus dem Collegium nichts mitgebracht, als den Haß gegen die Bücher, wie faſt unſer ganzer Adel. Er benahm ſich dabei einſichtsvoll, indem er that, als ob er nichts davon ſähe: er ſchärfte meinen Hunger, indem er mich dieſe Bücher nur verſtohlen verſchlingen ließ und mich auf ſanfte Weiſe in meiner Pflicht gegen die anderen vorgeſchriebenen Studien erhielt."

Karl v. Raumer hat dem Manne, der „aus dieſer weichlichen, Mühe und Arbeit von ihm abwehrenden Erziehung als ein durchgebildeter endämoniſtiſcher Epikureer hervorgieng," einen eingehenden Abſchnitt im I. Theile ſeiner Geſch. d. Pädag. gewidmet. Wir verweiſen beſonders auf die feine Darſtellung begleitende Kritik und die eingeſtreuten Bemerkungen darüber, wie M. auf Locke und noch mehr auf Rouſſeau anregend gewirkt hat (vgl. den Art. Locke S. 442). Er iſt das Vorbild des einen oder des andern in der Zeichnung eines idealen Hofmeiſters, in der Forderung des Anleitens zum ſelbſtändigen Urtheil, der Ausbildung und Abhärtung des Körpers, des regelloſen Unterrichts in dem Hervorheben des Ethiſchen gegen das Intellectuelle, der Erziehung zum Handeln gegen die Mittheilung eines unfruchtbaren Wiſſens. Andererſeits trifft M. in manchen Beſtimmungen über den Unterricht mit dem Realismus ſeines Zeitgenoſſen Baco zuſammen.*) Dr. **Schiller.**

*) Vgl. auch noch die kurze und treffende Kritik in G. Baur, Grundz. der Erziehungslehre S. 56 f.: „ſeine Forderungen waren gegenüber der Einſeitigkeit der herrſchenden Erziehung wohl berechtigt, freilich aber riß ihn der Eifer der Oppoſition oft genug über die Grenze der Wahrheit hinaus zu dem entgegengeſetzten Extreme fort. Der bildende Unterricht ſchlug in einen ſpielenden, die billige Berückſichtigung der Realien in eine gemeine Richtung auf das materiell Nützliche, die Pflege des Leibes in deſſen Verweichlichung um, und über factiſche Mängel der herrſchenden Schulen wurden die von Baco mit vollem Rechte anerkannten großen Vorzüge eines richtig geleiteten öffentlichen Unterrichts verkannt. In allen dieſen Wahrheiten und Irrthümern aber iſt Montaigne der Vorgänger Rouſſeaus, auch darin, daß der richtige Grundſatz, die frühere Erziehung habe deswegen nichts geleiſtet, weil ſie die Natur des Zöglings nicht berückſichtigt, ſich ihm oft genug in den grundfalſchen Satz umwandelte, der die Pädagogik bis auf den heutigen Tag verwirrt hat, daß der Zögling von Natur ganz gut ſei und erſt böſe werde durch die Geſellſchaft und die Erziehung. Es iſt, als ob Rouſſeaus pädagogiſche Schriften nur die Ausführung wären der von Montaigne gelieferten Texte." D Red.

Moral, s. Ethik, Philosophische Propädeutik.

Morgen- und Abendgebet, s. Hausgottesdienst.

Mundart. Die Berechtigung der Mundart auf dem pädagogischen Gebiete, natürlich der deutschen Sprache, oder genauer die Grenzen dieser Berechtigung, so gut dies gehen mag, festzustellen, erscheint hier als unsere specielle Aufgabe. Zu einer wissenschaftlichen Verständigung hierüber ist es aber augenscheinlich geboten, etwas weiter auszuholen.

Der Mundart steht gegenüber die Schriftsprache des Gesammtvolks: unser Hochdeutsch ist gleich Schriftdeutsch. Man nennt dieses wohl auch Neuhochdeutsch, im Grunde mit Unrecht: denn es giebt eine Anzahl auf dem Boden des Mittelhochdeutschen entstandener neuhochdeutscher Mundarten, welche von der Schriftsprache ganz und gar verschieden sind. Diese aber ist gerade nicht aus dem Mittelhochdeutschen fortgebildet, so wenig als die neue Literatur eine Fortsetzung der mittelhochdeutschen ist. Es ist ein Riß dazwischen, der auch in der Geschichte gefühlt wird. Mit dem Sinken des mittelhochdeutschen Schriftthums trat eine Periode der sprachlichen und literarischen Verwilderung ein: die Volkssprache verlief sich fort zu den neuen hochdeutschen Dialekten, wie sie heute gesprochen werden, die Schriftsprache der neuen Zeit aber hat einen besonderen Ausgangspunct, und sie hat ebenfalls einen Entwicklungsgang durchgemacht, aber ihrem Ursprung gemäß einen so zu sagen künstlichen, nicht naturwüchsigen, daher in organischen Lautformen weniger erkennbaren. In jenem Mangel eines unmittelbaren Zusammenhangs mit den alten Sprachformen ist denn wohl auch der Grund des Mangels an etymologischem Sprachgefühl, des Vergessens der Abstammung und Zusammensetzung zu suchen, welcher der Schriftsprache eigen ist, und ebendaher rührt ihre meisterlose Rechtschreibung. Ganz natürlich ist eine solche Sprache in der Wahl und Mischung verschiedener Bestandtheile willkürlicher und, wie man sich neuerdings ausgedrückt hat, anarchischer, als irgend ein Dialekt: sie duldet als solche auch eine amtliche Maßregelung eher, als dieser.

Bekanntlich läßt sich unser heutiges Schriftdeutsch in ununterbrochener Folge zurückführen bis auf Luther: die Sprache, die wir heute schreiben und deren wir uns in feierlicher und lehrhafter Rede bedienen, ist wesentlich dieselbe, welche Luther schrieb. Luther ist allerdings nicht der Schöpfer derselben, denn keine Sprache, auch die Schriftsprache nicht, kann ein einzelner Mann machen; ebensowenig hat er eine der bis dahin in Deutschland gebräuchlichen Volksmundarten zur Schriftsprache erhoben, wie mancher sich gerne vorgestellt hat. Er spricht sich selbst deutlich und unverfänglich darüber aus in den Tischreden (S. 578 der Eislebener Ausg. 1566 Fol.): „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen Deutschen Sprache, also das mich beide Ober- vnd Niederlender verstehen mögen. Ich rede nach der Sechsischen Cantzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten vnd Könige in Deutschland. Alle Reichsstedte, Fürstenhöfe schreiben nach der Sechsischen vnd vnsers fürsten Cantzeley. Darumb ists auch die gemeinste Deutsche Sprache. Keiser Maximilian vnd Churfürst Fride. H. zu Sachs. ꝛc. (Friedrich der Weise, † 1525) haben im Römischen Reich die Deutschen Sprachen alle in eine gewiße Form gezogen."

Diese authentische Auskunft Luthers weist uns ganz unwiderleglich hin auf die eigentliche Quelle unserer Schriftsprache. Daß eine allgemeine deutsche Sprache im Reiche schon vor ihm in Uebung war, und zwar eine der seinen recht ähnliche, ersieht man auch anderwärts: zum Beispiel aus der deutschen Bibel „nach rechter gemeyner teutsch" „Gedruckt durch anthonium koburger in der loeblichen kayserlichen reychstat Nuerenberg 1483."*) Wie es kam, daß diese gemeindeutsche Sprache vorzugsweise auf den Mund-

*) Wie bedeutend der Einfluß der früheren deutschen Theologen und Mystiker („die Theologie deutsch") auf Luthers Sprache war, stellt sich immer deutlicher heraus, je weiter Franz Pfeiffers kritische Ausgaben dieser Schriften vorrücken. Auch den Zusammenhang mit der Thä-

arten des mittleren Deutſchlands ruhte, das iſt hier nicht weiter zu erörtern. Jedenfalls iſt ſie, wie wir ſehen, auf dem Papier entſtanden, durch den ſchriftlichen Gebrauch, und eine Miſchung von Mundarten, in welcher keine Provinz den Ton angab, aber jede ſich zurecht finden konnte. Darum ſagt mit Recht der gelehrte und feinhörende Caspar Schoppe (Scioppius), daß man die deutſche Geſammtſprache, dialectus communis, am beſten zu Speier erlernen möge, wo von 1530 bis 1688 das Reichskammergericht ſeinen Sitz hatte, „denn hier treffen aus allen Gegenden Deutſchlands Leute zuſammen, und jeder hüte ſich daher dort aus Furcht verſpottet zu werden vor dem Gebrauch landſchaftlicher Eigenheiten und Solöcismen.“ Jene Miſchung hatte ſich in der kaiſerlichen Canzlei zur herrſchenden allgemeinen Reichsſprache wie von ſelber gemacht, nach ihr ſchrieb man in der „ſechſiſchen Cantzeley“ und mehr und mehr auch in den übrigen, ſo kam es, daß ihr „nachfolgen alle Fürſten und Reichsſtädte in Deutſchland.“ Und wenn anfangs noch, in der Incunabelnzeit und bis in das Zeitalter der Reformation tief hinein auch Bücher in den ſüddeutſchen Mundarten, im Schwitzerdeutſch und im Plattdeutſchen gedruckt wurden, ſo hörte das allmählich von ſelbſt auf. Durch den officiellen Gebrauch überall feſten Boden beſitzend, und durch den reformatoriſchen Geiſt Luthers überall hingetragen und gewaltig auftretend verdrängte jene Geſammtſprache nach und nach die Mundarten aus der Schrift- und Bücherſprache, ſie drang ebendamit ſowohl in die Raths- und Gerichtsſtuben, als in Kirche und Schule, und verbreitete ſich auch in der höheren Geſellſchaft, mit ſolchem Erfolge, daß heutzutage nur noch beim gemeinen Mann und namentlich bei der ländlichen Bevölkerung die Mundarten in ihrer Reinheit zu treffen ſind, und daß unter den ſogenannten Gebildeten manchmal ſogar das Gehör dafür abhanden gekommen iſt. Hochdeutſch iſt auch dermalen im Sprachgebrauch wohl nach eines jeden Empfindung ſoviel als edles, geläutertes Deutſch, und ein Gegenſatz zur vulgären Mundart; urſprünglich enthielt es ſicher nur den Gegenſatz zu Niederdeutſch, und war nicht mehr noch weniger als Oberdeutſch: noch im Jahr 1640 hat Martin Zeiler ſein „Reisbuch durch Hoch- und Niederdeutſchland“ drucken laſſen.

Die Mundarten alſo, um es zuſammenzufaſſen, ſind die natürlichen nach den Geſetzen ſprachgeſchichtlicher Veränderung gewordenen Formen der deutſchen Sprechweiſe der einzelnen Stämme, und ihrer Bruchtheile oder Glieder; ſie ſind naturwüchſig im Gegenſatz zu der mehr oder minder gemachten, ſchulmeiſterlich geregelten, und ſchreibermäßig zugeſtutzten Sprache der Schrift, ein Charakter, welchen die aus den Canzleien hervorgehende Literatur niemals hat verläugnen können. Der hohe Werth der Mundarten für die wiſſenſchaftliche Erkenntnis unſerer Sprache iſt damit ſchon ausgeſprochen: abgeſehen von dem vielſeitigen andern, nicht bloß in der Verwendung deſſen, was ſie haben und geben, für die Schriftſprache aufgehenden, ſondern vielmehr rein natürlichen Intereſſe, welches an denſelben als dem ſo recht Heimlichen, nicht Angelernten eine unbeſchreibliche Freude hat. Sie wurzeln unmittelbar im Boden der Heimat, und machen die Saiten des Gemüths erklingen, in der unmittelbarſten, nicht reflectirten, daher tief und voll die Stimmung unſerer Seele beherrſchenden Weiſe. So manches iſt eben ſeelenvoll und „verſtändnisinnig“ nur in der heimiſchen Mundart auszudrücken; eine Ueberſetzung in das Schriftdeutſche läßt den lebendigen Puls nicht fühlen!

Wer einer Mundart recht kundig iſt, bei dem hat ſein Deutſch eine Heimat, dürfen wir daher mit vollem Recht ſagen. Nichts iſt thörichter und verräth mehr den Mangel

tigkeit des früheren deutſchen Mittelalters hat Rudolph v. Raumer in der Schrift über die Einwirkung des Althochdeutſchen auf das Chriſtenthum nachzuweiſen geſucht. Wie aber das alles in Luthers Geiſt zuſammengefaßt, beſeelt und eben damit noch viel mehr Gemeingut des ganzen deutſchen Volkes wurde, auch des katholiſchen, das ſollte niemand in Abrede ſtellen; gleicherweiſe hat man andererſeits aus unwiſſenſchaftlichen Gründen die offenbare Thatſache einer bereits vorhandenen von Luther angewendeten gemeindeutſchen Sprache nicht gelten laſſen wollen.

gründlicher, wohl gewurzelter Bildung, als das vornehme Verachten der Mundart, und nichts ist lächerlicher, als das Streben, die angestammte Mundart völlig verbergen zu wollen, oder vollends gar die Aussprache einer anderen nachzuäffen, welche man für besser hält. Wenn wir die Sache genau betrachten, so müßen wir am Ende bekennen, daß eben bis auf den heutigen Tag das Hochdeutsche mehr eine Schriftsprache ist, denn eine auch für das Sprechen fixirte Lautsprache. Es giebt nun einmal in der That schlechterdings keine allgemein gültigen Regeln über die Aussprache des g, über die Fälle, in welchen das e ein offenes oder geschlossenes ist, über Diphthongen wie ei und au, eu und äu. Man denke an steigen, neigen; Haus und Staub, Rauchwerk (Pelz) und Rauchwerk (Parfum), in welchen das Mittelhochdeutsche und die neuhochdeutschen Mundarten vollkommen feststehende Unterschiede in der Aussprache machen, die das Schriftdeutsch gar nicht schreiben kann. Aehnlich ist es mit Reue und Freude, beugen und streuen u. s. s. In der weitverbreiteten deutschen Sprachlehre von Heinsius steht die Regel: g lautet wie k am Ende einer Silbe nach einem n, also eng, Ding, Gang wie enk, Dink, Gank. Bei andern kann man lesen, daß Freude ausgesprochen werde wie Froide: daher kommt es wohl, daß umgekehrt in Sprachlehren, die uns Deutsche über die Aussprache des Englischen belehren wollen, zu lesen steht, daß oi und oy in Wörtern wie oil, noise, boy laute wie das deutsche eu! Wer andererseits Grammatiken vergleichen will, aus welchen Ausländer deutsch lernen sollen, wird im Capitel über die Aussprache große Discrepanzen finden. Mit einem Worte, die sog. Anarchie in der Rechtschreibung ist gering in Vergleich mit der Regel- und Rechtlosigkeit der Aussprache. Doch nein, wenn sich auch in der Wissenschaft, d. h. vorerst in den Sprachlehren, noch keine Sprecheinigkeit findet, wie denn überhaupt vieles, und gerade das Feinste, in der Schrift gar nicht darstellbar ist, so existirt doch noch irgendwo ein Gemeinsames, ein Maß und Gesetz, nämlich die an den großen Theatern durch Tradition fixirte, schön deutsche Aussprache, über welche der Regisseur wachen soll, sorgfältig und streng. Provincialismen im Ton und im einzelnen Laut werden da nicht geduldet. Also wirklich, ein sogenanntes reines, nicht provinciell gefärbtes Deutsch hören wir in der That nur sporadisch; in irgend einem besonderen Gau gewiß nicht. Es giebt allerdings Leute, welche glauben, daß in Kur- und Livland am schönsten gesprochen werde; charakteristisch genug in Landschaften, wo es keine breite Grundlage deutschen Volkes, keinen gemeindeutschen Mann giebt, sondern an dessen Statt unterjochte Letten und Lieven, und wo die höhergestellten nun allerdings auch sprechen wie ein Buch, und fast nur wie ein Buch. Es scheint die Vibration des Naturlauts in dieser Sprache zu fehlen, sie kommt einem wohl zuweilen vor wie ein ausgebeintes, ausgestopftes Präparat. — Andere, und zwar namentlich gelehrt räsonnirende Süddeutsche haben die Ueberzeugung, daß die nordwestlichen Lande unseres Vaterlandes die schönste Aussprache besitzen: Hannover und Celle insbesondere sollen als Muster voranleuchten. Darüber ist nun nicht zu streiten, daß gerade diese Art vorzüglich fein und schön klingt. Was uns aber hier besonders angeht, ist das, daß ihr sicherlich ebenfalls nur mundartliches St und Sp im Anlaut mit scharfem S von einigen als die richtigste Aussprache bewundert wird. Daß die Schreibung dieser Aussprache zur Seite steht, beweist nichts. Es giebt aber Leute, welche meinen, gerade um der Schrift willen müße man eigentlich so sprechen. Consequent sollten dieselben dann auch ſchön, ſchwer sagen, wie die Westfalen; oder nach einer andern Seite hin folgerecht müßte die sogenannte s impura vor Consonanten überhaupt, nicht bloß vor t und p wie ein reines ſ ausgesprochen werden: also Sloſſer, Smied, Sreiner, Swein u. s. w. so gut wie S-tein, S-paß. Das ist aber nordwestlichniederdeutsch, auch englisch, aber nicht deutsch insgemein.

Und weil wir nun einmal auf den Streit über den Vorzug unter den Mundarten gekommen sind, dürfen wir wenigstens vorübergehend auch nicht verschweigen, daß geraume Zeit hindurch auch die Gelehrten uns haben bereden wollen, die Meißener

Mundart ſei die edelſte von allen und um dieſes Vorzugs willen zum Muſterdeutſch erhoben worden. Die Sache iſt umgekehrt: „die Mundart der Meißener, übrigens hauptſächlich in Beziehung auf Wendungen und Ausdrücke, iſt vornehmlich darum rein und ſchriftgemäß, weil in dieſen Gegenden die Gemeinſprache, jenes Lutherdeutſch, beſonders auf das Leben eingewirkt hat.“ Man betrachte nur, abſehend von der ſtädtiſchen Redeweiſe, die Sprache des Landvolks in jener Landſchaft, und man wird von jenem Vorurtheil zurückkommen. Die letztere aber verdient doch wohl vorzugsweiſe den Namen der Mundart. Die Begründer und Verfechter jener Meinnng beſtätigen im Grunde durch ihre eigenen Worte dieſe unſere Anſicht. Gottſched in der Grundlegung der deutſchen Sprachkunſt, Leipzig 1748 beſteht mit der beruhigtſten Siegesgewißheit darauf, „daß Meißen und ſeine Nachbarſchaft die beſte Hochdeutſche Mundart haben, und daß wir in Deutſchland der churſächſiſchen Reſidenzſtadt Dresden, zumal des Hofes angenehme Mundart mit den Sprachregeln und kritiſchen Beobachtungen verbinden müßen, die ſeit Jahren in Leipzig gemachet und eingeführt worden.“ Auch Adelung (über den deutſchen Stil, 1785 I, S. 58 und ſonſt an anderen Stellen) war mit ihm darin einverſtanden, daß „die Sprache der oberen Claſſen Ober-Sachſens“ das eigentlich maßgebende, claſſiſche Hochdeutſch ſei. Auch hat Gottſched nicht leugnen können, „daß der Pöbel auch in den ſächſiſchen Städten nicht gerade die richtigſte Ausſprache hat“ (a. a. O. S. 3, vgl. S. 404). Schon der oben angeführte Caspar Scioppius, der canis grammaticus, von ſeiner Wachſamkeit auf Sprachfehler ſo genannt, hat mit ſehr richtigem Takt die meißniſche Mundart wohl hochgeſtellt, aber nicht einſeitig der Ausſprache wegen, von welcher er ſogar zu ſagen wagt, daß ſie manches Lächerliche habe. Das aber iſt wohl wahr, daß die Verſchiedenheiten des landſchaftlichen Idioms von der Schriftſprache am ſtärkſten in den Gebieten längs der nördlichen und ſüdlichen Grenze unſeres Vaterlandes hervortreten, am wenigſten in der mittleren Zone. In den Niederlanden hat ſich die Mundart zu einer ſelbſtändigen, wohl geſchiedenen Schriftſprache verdichtet. Das Plattdeutſch ſeinerſeits hat neben dem Hochdeutſchen im ganzen Norden ein ſelbſtändiges Beſtehen. Es ſteht dort in einem anderen Verhältnis auch zur Schule, und der Verfaſſer dieſes Artikels hat ſehr gewünſcht, daß ein geborener Norddeutſcher, in dieſer Beziehung erfahren und kundig, den Art. „Mundart“ übernommen hätte, wie es auch urſprünglich eingeleitet war.

Und alſo denn noch einmal, wer eine andere Mundart nachzuahmen ſich bemüht, der bringt ſich ſelbſt um das Beſte, was eine Mutterſprache bietet, nämlich um die völlige Freiheit und Ungezwungenheit ſeiner Zunge, er verdammt ſich ſelbſt zum fortwährenden Spielen einer ihm fremden Rolle. Die Rede eines Schwaben hört ſich widrig oder lächerlich an, wenn er ſich zwingt, vollkommen ſo zu reden, wie die übliche Schreibweiſe es darſtellt. Meint doch mancher rein deutſch zu ſprechen, wenn er ſagt: mit den Flügäln fliegenn (oder fliägenn) die Vögäll, indem er mit geſpitztem Munde das ü und ö wie ein franzöſiſch u und eu erfäuſeln läßt, und gleich dancben breitmäulige Vocale ſetzt. Doch fällt ein ſolcher leicht aus der Rolle, und ſpricht z. B. auch wieder die Türken aus wie Därgen u. dgl. Von Predigern und Lehrern iſt hierin ſchon wunderbares geleiſtet worden. Solche ſcheinen keine Ahnnng davon zu haben, daß das Gedruckte von jedem deutſchen Stamm wirklich verſchieden geleſen wird —. Dagegen ſagt ein feinhörender Kenner wie Auguſt Schleicher in Jena: Wie herzig lautet doch die ungekünſtelte Ausſprache des ſchwäbiſchen Stammes! Uns Schwaben geht es dann mit andern Dialekten ähnlich, und den Süddeutſchen überhaupt klingt die Sprache der Norddeutſchen insgemein beſonders fein und edel, gewiß auch deswegen, weil ſie die Formen der Geſammtſprache ſorgfältiger beobachten und dabei die Extreme provincieller Eigenheit mit Geſchmack zu mildern wiſſen. Auch bei gebildeten Schweizern, welche die grammatiſche Reinheit und den Geiſt des Hochdeutſchen haben, thut uns die Klarheit und beſtimmte Kraft des Ausdrucks wahrhaft wohl. So ketzeriſch dieſe Behauptung ſcheinen mag, es bleibt dabei, daß jeder Stamm

am andern ſich erfreuen ſoll, ja von ihm ſoll lernen können, und fern bleibe die enge Anſicht, daß edles Hochdeutſch ſich nur denken laſſe, wo den Mundarten alles Recht genommen iſt.

Verbannt ſei alſo vor allem in Gottesnamen und mit beſtem Gewiſſen die Sprachkünſtelei und das ſonderbare Vorurtheil, daß man einem gebildeten Mann nicht anhören ſolle, aus welchem Theile Deutſchlands er gebürtig ſei; eine Forderung, welche überdies eine rein theoretiſche iſt, die in der Praxis meiſt unerfüllt bleibt. Es giebt naturgemäß nun einmal in dem redenden Deutſchland nur Mundarten, und wir werden ſtets etwas davon in die allen gemeinſame höhere Vortrags- und Umgangsſprache hineintragen, welche der Schriftſprache entſpricht. Nur ſehr bornirte und dickohrige Leute glauben das nicht, und wähnen ohne Dialektklang zu ſprechen, ſobald ſie Gedrucktes leſen. Es iſt dies eine wirkliche Eigenthümlichkeit der deutſchen Nationalität, welche bis jetzt noch keine dominirende Spitze, weder eine akademiſche Orthographie, noch eine ähnlich feſtgeſtellte Ausſprache beſitzt. In den einzelnen Stammesmundarten geht die Differenzirung wieder ſo weit, daß ſich eine Menge Unter- und Nebenmundarten als Zweige jener unterſcheiden laſſen: ja ein gehörig mit dem Dialekt Vertrauter erkennt ſogar die Bewohner ganz nahe benachbarter Dörfer in der gleichen Provinz an gewiſſen Eigenheiten der Betonung und Ausſprache ohne Schwierigkeit. Es wäre intereſſant zu erkunden, ob auch bei anderen Sprachen die Mannigfaltigkeit der Patoisformen ſich ebenſo bis auf die Dörfer hinaus verzweigt. Unſeres Wiſſens iſt das am eheſten noch der Fall in Oberitalien, wo ein ähnliches germaniſch angelegtes Zerſpringen in kleine politiſche Kreiſe Platz gegriffen hat. Auf dem Gebiet dieſer feinen Unterſcheidungen hat der Dilettantismus und die unbefangene, unmittelbare geſunde Auffaſſung zumal von Volksdichtern vieles, die Wiſſenſchaft verhältnismäßig noch wenig gethan. Wir dürfen uns leider auch hier nicht weiter darauf einlaſſen.

So werth uns nun aber auch die Mundart ſein mag, ſo hat doch die Sache noch eine andere Seite. Wer ſich vom Reiz ſeines Dialekts ſo hinreißen läßt, daß er vermeint, ihn wie eine ſeiner Heimat eigene Schrift- und höhere Umgangsſprache ohne weiteres brauchen zu dürfen, der verſündigt ſich unſeres Bedünkens an ſeiner Mutter, der deutſchen Nation, indem er das einzige ſie umſchlingende lebendige Band zu zerreißen verſucht. Poetiſche und proſaiſche Schriften im Volksdialekt, wenn echt volksthümlich in Sprache und Inhalt, ſind natürlich nicht bloß berechtigt, ſondern nach dem oben Ausgeführten ſelbſt ein Gewinn für die Geſammtſprache, das große Deutſch; nur ſollen ſie ſich nicht anmaßen, über ihre Sphäre hinauszugehen, d. h. ſie müßen immer die Darlegung des mundartlichen Weſens, der localen Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe zum Zwecke haben.*) Nicht aber ſoll die mundartliche Sprache

*) Das iſt übrigens nicht einſeitig und engherzig zu nehmen. Obgleich es der uns ſpeciell geſtellten Aufgabe ferner liegt, müßen wir doch hier von dem in ſeiner Art claſſiſchen Schriftthum, welches in Mundarten ſpricht, einige Worte ſagen: es wäre ſchwer, in einem Artikel, der über die Mundart handeln ſoll, Namen wie Claus Groth, Hebel, von Kobell, Grübel u. a. gar nicht zu nennen. Die Frage, ob man in einer Mundart abgefaßte Stücke ſolcher Claſſiker in der Schule leſen ſolle oder dürfe, gehört augenſcheinlich ſo gut wie die Frage über das Leſen alt- und mittelhochdeutſcher Sprachproben in den Artikel von dem Unterricht in der deutſchen Sprache. Weil aber dort (Bd. I. S. 918. 919) wohl von den Nibelungen und Walther von der Vogelweide und Reineke Fuchs, aber nicht von modernem Mundartlichen die Rede iſt, ſo wollen wir es wagen, hier wohl ganz im Geiſte und auf dem Standpunct jener vortrefflichen Abhandlung unſere Meinung kurz dahin abzugeben, daß ſolche Stücke in der Schule zu leſen nicht nur ganz unverfänglich iſt, ſondern ſogar empfohlen werden ſoll. Zur Vorſchrift wird es aber wohl nicht gemacht werden können. Denn manche Deutſche, unter ihnen auch Lehrer, können merkwürdigerweiſe ſogar den eigenen Dialekt, wenn ſie ihn im gedruckten Bann vor Augen haben, nicht leſen. Es iſt wirklich ſo, die Erfahrung zeigt es. Aber wenn ein Lehrer es kann, wird er ſicherlich mit Erfolg für die Sprachbildung der Schüler auch ſolche Dialektproben leſen laſſen. Namentlich jüngere Schüler üben ſich an ihnen mit ſichtbarer Luſt und Freude an der klaren Mundart z. B.

als Mittel der Mittheilung ſchlechthin auftreten wollen. Dieſes Recht ſteht nur der einen allgemeinen hochdeutſchen Schriftſprache zu, da nur ſie die überall mit Recht vorauszuſetzende iſt, wenn ſie auch nach Bedürfnis der Hörenden ſowohl als nach heimatlicher Anlage zuweilen eine mehr oder weniger leichte mundartliche Färbung erhalten wird. Richtig und klar erkannte das bereits Luther, ſeinem Takte verdanken wir jene unſchätzbare Wohlthat, die uns kein Querkopf mehr rauben kann. Schon im gewöhnlichen Leben iſt es zu bemerken, daß nur der Stolz des Antiſthenes, oder der bornirte, der Bauernſtolz dabei bleibt, den Dialekt mit abſichtlich geſuchter, oder mit roh natürlicher Breite recht derb klingen zu laſſen. Wer hat nicht ſchon ſolche Biedermänner gehört, welche gerade damit zu imponiren ſuchen? „Man merkt die Abſicht, und man wird verſtimmt!“ Bei uns gewöhnlichen Menſchen geht mit der Bildung, auch ſchon in ihren Anfängen, eine gewähltere, feinere, allgemeinere deutſche Sprechweiſe Hand in Hand, auch bei dem Niederen im Volke iſt es ſo, und viel zu erkennen aus der Art, wie er ſeine Mundart ſpricht, und ſie zu heben verſucht, ſo wie umgekehrt manches gefolgert werden kann aus der Manier, wie der echte und der unechte Volksmann zum Volke redet. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Jeremias Gotthelf und irgend einem Demagogen auf breiteſter Grundlage! Auch mancher Kalendermann hat dem rheinländiſchen Hausfreund nur abgeguckt, wie er ſich räuſpert und wie er ſpuckt, aber nicht mehr.

Mit dieſen Betrachtungen iſt nun wohl die Sache ſelbſt einer Entſcheidung näher geführt, und zugleich hinlänglich gerechtfertigt, wenn es unthunlich erſcheint, eine ſcharfe Grenze der Berechtigung für die Mundart ziehen zu wollen. Wir haben geſehen, daß unſer ſo zu ſagen ſittliches Sprachgefühl und unſere deutſche Bildung weder einerſeits eine pedantiſche Gleichmäßigkeit, den Tod friſchen, überall ſproßenden Sprachlebens verlangt, noch andererſeits das rohe, bloß natürliche Flegeln eines Dialekts erlaubt; jenes iſt Tyrannei, dieſes Ochlokratie, beides eine Deſpotie, welche an dem feſtgewurzelten Gleichheitsſtreben unſerer Stämme, die ja auch keine Hauptſtadt haben, ewig ſcheitern wird. Woran ſoll man ſich nun aber halten?

Es giebt einen Hausgebrauch, innerhalb deſſen man im vertraulichen und gemüthlichen Verkehr die Mundart ſpricht, ungekünſtelt und ohne ängſtliche Sorge. Aber wie ſelbſt das bequeme Hausgewand reinlich und anſtändig ſein ſoll, ſo auch die Mundart. Was an ſich, in Feld und Flur, in Scheuer und Stall kräftig, friſch und naiv ſchön ſein kann, hört auf es zu ſein, wenn man den Gegenſatz gebildeter Lebensform fühlt; und ohne Zweifel giebt es Fälle, wo die Mundart mit der Reinheit der Sprachformen, mit Wohllaut und Geſchmack in Colliſion kommt und geradezu gemein wird. Dieſen Misklang zu heben, iſt Sache einer Grazie, die man nicht lehren kann. Zumal vor den Kindern iſt in dieſem Punct ſonderliche Achtſamkeit geboten, da ſie Gemeines mit ihrem empfänglichen Sinn ſo leicht aufnehmen und dabei eben ſo leicht ein Gefühl davon haben, daß der, von welchem ſie es lernen, ſich gemein macht. — Es iſt allerdings nicht zu leugnen, daß aus dieſer Ausgleichung und Vermittlung eine hybride Sprechweiſe hervorgeht, zwiſchen dem reinen Dialekt und der Schriftſprache. Sie iſt nun einmal nicht zu vermeiden; wie ſie gehandhabt wird, darauf kommt es an, und hier eben iſt es, wo das Regelmachen ſeine Grenze hat; der eine wird, wie der Herr Hampelmann ſo ſchön ſagt, „en Leipzger Lattich uf e Frankforter gele Rieb proppe“, der andere von einem veredelten Wildlinge Früchte ernten, deren Duft an den Wald erinnert; kurz, der Gebildete wird ohne Affectation die Härten und ſchroffen Gegenſätze gegen die Geſammtſprache zu mildern wiſſen. An den Früchten, die ſeine Bildung trägt, wird man ihn erkennen: — ſobald er den Mund aufthut, ſagt man im Volk. Das iſt ja

Hebel'ſcher Dichtungen, und tragen ſie mit Verſtändnis und liebenswürdigem Freimuth vor; ältere aber werden neben den älteren Sprachproben auch die ihnen vielfach verwandten lebenden Muſter in den Dialekten gerne kennen und ſchätzen lernen.

auch eines der expediten Mittel, um Modedamen rasch zu taxiren. Gerade der richtige Takt und das feine Ohr der Frauen trifft das Richtige am ehesten. Göthe's Spruch gilt auch hier, daß man nur bei edlen Frauen anfragen soll, wenn man lernen will, was sich ziemt. Wenn aber der Tänzerin unversehens ein rothes Mäuschen aus dem Munde springt: — da wendet man sich ab.

Wir sind hiemit bereits über die Familie, über das Haus hinausgegangen. Es werden nun aber auch Gebildete derselben Landschaft, wenn sie unter sich sind, durch keine Rücksicht gehindert sein, sich der heimischen Mundart zu bedienen, die, um wieder mit Göthe zu reden, das Lebenselement bleibt, in welchem die Seele am freisten ihren Athem schöpft. Gebietet aber gegenseitige Achtung, sich im Verkehr mit andern Deutschen dessen zu entschlagen, was dem andern nicht geläufig ist, oder sein Ohr beleidigt, dann erwächst in Folge schönen, stillschweigenden Einverständnisses, und geleitet von dem, was die Schriftsprache unveränderlich an die Hand giebt, eine Uebereinstimmung des Geschmacks, wie Albert Schott sich ausdrückt. Je feiner dann die Bildung, der sprachliche Kunstsinn der gesellig Verbundenen ist, desto mehr wird ihre Sprechweise als edles Muster gelten. Aus diesem Grunde allein ist wohl die Sprache unserer gehobenen Schaubühnen dahin gelangt, eine Auctorität zu haben, die etwas auf sich hält, aus diesem selben Grunde waren im Mittelalter, wo der Adel vorzugsweise die Bildung in Händen hatte, was man jetzt nicht mehr sagen kann, die Fürstenhöfe solche Mittelpuncte, Heimat und hohe Schule der feinsten Sprache (lingua cortigiana); und wieder aus diesem Grunde werden wir einen Ausländer, der gut und fein hochdeutsch lernen will, in die großen Städte schicken, wo er gerade solche Vereine und Gesellschaften am liebsten aufsuchen soll, in welchen die Vertreter aus ganz Deutschland am buntesten gemischt sind. So räth abermals Albert Schott: es handelt sich hiebei natürlich nur um freien mündlichen Verkehr, das Studium des Schriftthums gehört hieher nicht.

Und von der Schule werden wir nun wohl hinzufügen müßen, daß im vertraulichen Verkehr des Lehrers mit den Schülern die Mundart ebensowenig absolut verbannt sein kann und soll, als anderwärts. Es wird kaum nöthig sein, das zu befehlen. Aber die Grazien sollen auch hier nicht trauern! In humanistischen Gelehrtenschulen versteht sich das so sehr von selbst, daß diese Warnung ihnen gar nicht geltend sein soll. Allein auch die Realschulen, die Bürger- und Volksschulen haben sich die gleiche Aufgabe zu stellen, der Lehrer darf vertraulich, gemüthlich und natürlich, aber nie roh, unedel und gemein reden. In dem Artikel Heimatsinn ist ferner bereits von einem pädagogischen Fehlgriff die Rede gewesen, von dem Falle nämlich, wenn ein Lehrer einen aus der Fremde gekommenen Schüler wegen seines Dialekts sofort dem Spott der Mitschüler Preis giebt, wobei manchmal der Balken im eigenen Auge nicht gesehen wird, wie das in der Regel geht, wenn die Mundarten einander meistern und höhnen wollen. Ueberall aber, wo es sich um das ernste Mittheilen und Auffassen von Wahrheiten handelt, vom eigentlichen Lehren und Lernen, da ist das beste und reinste Hochdeutsch gerade gut genug, ganz wie in der Kirche. Die Aussprache wird wohl mundartlich gefärbt bleiben, und dadurch der Inhalt so wenig leiden, wie die Form, ja das Ganze noch eindringlicher und werther werden. Mündlich thut darin jeder das Seine nach Kräften und in seiner Eigenart. Was aber geschrieben wird, oder geschrieben oder gedruckt sein könnte, daran ist die strengste Norm, so gut wir sie haben, anzulegen; in necessariis soll auch hier unitas sein, denn hier ist überall heiliger Boden der deutschen Spracheinheit, den man nicht mit unreinem Fuß betreten soll. Die Kinder auch der Volks- und Elementarschule, so wortarm und unfähig zum Sprechen sie sich wohl von Anfang an zeigen mögen, lernen doch die feinere Rede ihrer Lehrers bald verstehen. Es bildet sich im Munde des Kindes bald eine Schulsprache neben der Hausprache, deren es sich im Verkehr mit den Seinigen fortbedient. In jener ist alles abgefaßt, was es in der Schule gedruckt liest und geschrieben zeigen muß: und es ist eine grundlose Behauptung, daß dieser Grad der Sprachbildung nur ganz allmählich und sehr

langſam zu erreichen ſei, da die üble Gewohnheit des elterlichen Hauſes ſtets von neuem und ununterbrochen ſo nachtheilig einwirke, daß die Bemühungen des Lehrers keinen Erfolg haben können. Von Bemühungen um einen unmittelbaren Erfolg iſt auch eigentlich nicht zu reden; es kommt mehr auf ein treues, freundliches, die Aufmerkſamkeit feſſelndes Vorſprechen und Einwirkenlaſſen an: die Schule hat ſogar gerade in Beziehung auf Sprachbildung eine Fülle von Mitteln, — laut leſen, erzählen, z. B. bibliſche Geſchichte, ſchreiben, — und vermag dieſelben in einem Maße in Anwendung zu bringen, daß der Einfluß des Hauſes dagegen ſehr herabgeſetzt wird. Die Schulſprache übt ſogar bald einen ſichtbar befruchtenden und veredelnden Einfluß; ſie wird in der Schule ganz natürlich gehandhabt und iſt hier zu Hauſe.*) Mehr als dies iſt aber auch nicht zu erſtreben, es ſoll und darf der Lehrer nun einmal nicht auf Ausrottung der Hausſprachen und ihrer mundartlichen Eigenthümlichkeiten ausgehn, wenn er gleich denſelben in der Schule nur ganz geringe Zugeſtändniſſe machen darf, und eben nur ſolche, wie er ſie ſelbſt nicht vermeiden kann, weil er kein abſtracter Deutſcher, ſondern concreter Angehöriger eines Stammes iſt.

Für uns Evangeliſche iſt in der Luther'ſchen Bibel ein Band gegeben, welches ſie in der gemeinſamen nationalen Sprache einigt, und aus der reinen ſtärkenden Quelle derſelben beſtändig ſchöpfen läßt, ohne daß ſie darum Sprachmuſter und Leſebuch abgeben ſoll. In Predigt und Kirchenlied, wie im Gebet, ſogar im ſtillen Gebet in der Kammer, erhebt ſich ein jeder im Volke, auch der Geringe und Niedrige, zu der edlen, durchgebildeten, für das Heilige nach dem Gefühle aller allein recht paſſenden Form. Es thut auch hier dieſer Form keinen Eintrag, wenn ſie naiv provinciell gefärbt wird, äußerlich, in Ausſprache und Betonung, ſie bleibt doch die hochdeutſche Bibelſprache: die Bibelſprüche citirt jeder gleich und erkennt ſie alsbald, wenn nur ein paar Worte derſelben angeſchlagen werden. Kurz, daß die Bibel ihr Haus- und Volksbuch iſt, allen gemeinſam, nicht von den verſchiedenen Conſiſtorien und Studienbehörden eingeführt, alſo auch nicht ſo leicht vertauſchbar mit einem neuen immer andern, dies iſt ein unſchätzbarer Vortheil auch für die Sprache. Wir wiſſen ſehr wohl, daß es kein proteſtantiſches und katholiſches Hochdeutſch giebt, und geſtehen gern, daß auch proteſtantiſche Kapuzinerpredigten vorkommen, im blühenden Dialekt, das ändert aber die Sache ſelbſt nicht. Es iſt jedenfalls im Geiſte der Reformation und Luthers begründet, daß alle, Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte Hochdeutſch verſtehen und wiſſen ſollen. Wir könnten das nicht beſſer ausdrücken, als mit den Worten Palmers (Ev. Päd. 3. Aufl. S. 569): „Wäre das niedere Volk eine Kaſte, ſo brauchte es keine andere Sprache zu verſtehen, als ſeine eigene Mundart. Allein das iſt wieder der Geiſt der Kirche und der Bildung, die ſie bringt, daß ſie keine Heloten, keine Parias duldet, ſondern den Armen das Höchſte bringt, das Wort des Lebens."

In Beziehung auf die Literatur hat der Verfaſſer außer den Werken von Palmer, Raumer, Waitz, von Jakob Grimm, Pfeiffer, Schleicher hier noch dankbar anzuführen Albert Schott, Ueber Nationalität und Sprache; in der deutſchen Vierteljahrſchrift 1842, 2. Band. — Goltzſch, Einrichtungs- und Leſeplan für Dorfſchulen. Berlin 1855. — Günther, Das Schulweſen im proteſtantiſchen Staate. Elberfeld 1852. — K. E. P. Wackernagel, Deutſches Leſebuch. 4 Thle. Stuttgart 1843. Der 4. Theil, für Lehrer, auch unter dem beſondern Titel: Der Unterricht in der Mutterſprache, enthält

*) „Der Unterſchied zwiſchen dem Hochdeutſch und der Mundart hat ſogar für Kinder einen ungemeinen Reiz; ſie gebrauchen die in der Schule gelernte Sprache auch beim Spielen. Ein kleines Mädchen z. B., wenn es mit ſeinen Puppen ſpielt, läßt unter dieſen die Frau wohl meiſt hochdeutſch mit der Magd reden, weil das Kind in ihr die höhere Geſellſchaft repräſentiren will. Bei ſolcher Gelegenheit kann man die intereſſanteſten Warnehmungen darüber machen, in wie weit ſchon jene höhere Sprache dem Kinde ſich eingeprägt hat, und wie es dieſelben zwiſchenein wieder mit ſeinem gewohnten Dialekt ergänzt." Dieſe aus dem Leben gegriffene Bemerkung Palmers (evang. Pädag. 1. Aufl. S. 196) kann ich mir nicht verſagen hier wiederzugeben.

vieles unſern Gegenſtand treffend und ſchön Beleuchtende. — Für praktiſche Zwecke iſt unter andern zu nennen: Gutbier, A., Deutſches Sprachbuch als Grundlage des vergleichenden Sprachunterrichts, enthaltend Leſeſtücke in hochdeutſcher Sprache und in den deutſchen Mundarten nebſt zahlreichen Uebungsaufgaben und einem Sprachkärtchen Deutſchlands. Augsburg 1833. 25 vgl. Burgwardt, Grundlagen und Aufgaben zur Uebung im Hochdeutſchen für die niederdeutſche Jugend. 2 Thle. Leipzig 1859—60, und deſſelben Morgenſtimmen eines naturgemäßen und volksthümlichen Sprach- und Schulunterrichts in niederdeutſchen Volksſchulen. Leipzig 1857. — Das Verhältnis der neuhochdeutſchen Schriftſprache zu den landſchaftlichen Mundarten und zur früheren Schriftſprache betreffend vgl. man Koberſtein, Grundriß der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur 1845. 1. S. 307 f. — W. Wackernagel, Geſchichte der deutſchen Literatur. S. 128. Ueber die Eigenthümlichkeiten der Luther'ſchen Bibelüberſetzung handelt ſpeciell Hupfeld in der Neuen Jenaiſchen Literaturzeitung 1842. Nr. 253 f. — Eine reiche Fundgrube von Proben enthält Firmenich, J. M., Germaniens Völkerſtimmen. Sammlung der deutſchen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksreden ꝛc. Berlin 1846 ff. — Wer aber höchſt anziehende und mit ſeinem Ohr aufgefaßte Beobachtungen über die Ausſprache des Schriftdeutſchen in verſchiedenen Theilen unſeres Vaterlandes vortrefflich dargeſtellt genießen will, der leſe Moritz Rapp's Phyſiologie der Sprache. 4. Band. Stuttgart 1841.

Daß auf die einzelnen deutſchen Mundarten im beſondern näher eingegangen werde, erwartet wohl niemand von einem Artikel in einer pädagogiſchen Encyklopädie. Für manchen Leſer iſt übrigens vielleicht doch eine Ueberſicht über dieſelben von Intereſſe, wie ſie hier nach dem Schema von Berghaus ſtehen mag:

I. Oberdeutſche Mundarten. 1. Allemanniſche in a) der Schweiz und Vorarlberg, b) Schwarzwald, c) Elſaß bis gegen Thionville. — 2. Schwäbiſche. a) Ober-, b) Mittel-, c) Niederſchwäbiſch. — 3. Bayriſch-öſterreichiſche in a) Bayern öſtlich vom Lech, b) Tirol, c) Salzburg-Oberöſterreich, d) Niederöſterreich, Wienerdialekt, e) Steyermark-Kärnthen. — 4. Oberpfälziſch, im Nabgebiet. — 5. Böhmiſch, Dialekt des Egergebiets. — 6. Oberſchleſiſcher Gebirgsdialekt, nur im Glatzer Gebirgskeſſel.

II. Mitteldeutſche Mundarten. 7. Fränkiſche a) Obermain (Nürnberg), b) Mittelmain (Würzburg), c) Henneberg (Coburg-Meiningen), d) Rhein- und bayriſche Pfalz (Heidelberg-Zweibrücken). — 8. Mittelrheiniſch, Oberheſſiſch. — 9. Niederlotharingiſche in a) Trier, b) Luxemburg, c) Eifel, d) Aachen. — 10. Weſterwäldiſch. — 11. Niederheſſiſch. — 12. Thüringiſch a) im Gebirge, b) im Flachland nördlich vom Thüringerwald, c) Harz. — 13. Voigtländiſch, bis Gera, nördlich vom Frankenwalde. — 14. Oberſächſiſche, a) Erzgebirge, b) Meißen, c) Unterſaale, Halle-Deſſau. — 15. Schleſiſche Dialekte.

III. Niederdeutſche Mundarten. 16. Brandenburgiſche, in verſchiedenen Unterdialekten der Mittelmark, Priegnitz, Unter- und Neumark. — 17. Pommerſche a) runde Mundart: Vorpommern in Stettin, b) breite Mundart, Hinterpommern. — 18. Weſtpreußiſcher und 19. oſt- oder altpreußiſcher Dialekt. — 20. Magdeburgiſch-altmärkiſch. — 21. Niederſächſiſch, von Osnabrück bis Strelitz. — 22. Weſtfäliſch. — 23. Niederrheiniſch, Köln-Weſel. — 24. Blämiſch-holländiſche Schriftſprache mit verſchiedenen Mundarten in Blamland (Deutſchbelgien, Holland, Geldern, Over-Yſſel). — 25. Frieſiſche Sprache von Friesland bis Ditmarſen in Holſtein, in verſchiedenen Dialekten.

G. Veeſenmeyer.

Muſik. Nach den bereits vorausgeſchickten Artikeln über Clavierſpiel, Geſang und Inſtrumentalmuſik bleibt uns nur noch die Aufgabe übrig, die Stellung der muſikaliſchen Bildung zur Geſammtbildung, die Bedeutung jener für dieſe zu entwickeln, und ſofort die allgemeinen Beſtimmungen für dieſen Zweig der pädagogiſchen Geſammtarbeit darzulegen.

I. Den erſten Punct werden wir wohl am beſten erledigen, wenn wir die Methode

befolgen, zuerſt auf beiden Seiten die Extreme abzuſchneiden. Das eine derſelben iſt die Unterſchätzung des Werthes aller muſikaliſchen Bildung, das andere die im ganzen freilich weit ſeltenere Ueberſchätzung derſelben.

Wenn im alten Rom die Muſiker und Sänger einfach als Geſindel betrachtet und demgemäß behandelt wurden; wenn es unter Papſt Eugen IV. (1431—47) erſt einer päpſtlichen Erlaubnis bedurfte, damit eine Stuttgarter Brüderſchaft von Trompetern, Pfeifern und Lautenſchlagern mit andern Chriſten zum h. Abendmahl gelaſſen wurde (Stälin, Geſch. von Württemberg III, S. 785); wenn 1733, als Händel vom Rector der Univerſität Oxford berufen bei einer dortigen Feſtlichkeit ſeine Athalja aufführte, die Oxforder Gelahrtheit ſich ſchwer über die „lauſige Sippſchaft ausländiſcher Fidler" ärgerte, die da hergekommen ſei (Chryſander, Händels Biogr. II, S. 307): — ſo iſt erſichtlich, wie zu ganz verſchiedenen Zeiten ein gleich ungünſtiges Urtheil im Schwange gieng. Gehört hat man zwar Muſik zu allen Zeiten gerne, und es iſt als eine Ausnahme, als Folge eines organiſchen Mangels oder als Sonderlings-Eigenſinn zu betrachten, wenn ein geſunder Menſch behaupten kann, er könne keine Muſik hören — wäre dem wirklich ſo, ſo würde ſich in dieſem Stücke der Menſch über Gebühr dem Hunde nähern. Aber wie man wohl gerne gewichste Stiefel hat, ohne daß man ſie ſich ſelber wichſen möchte: ſo hat die Welt, die vornehme, ſich wohl immer gerne vorſpielen und vorſingen laſſen, diejenigen aber, die ihr dies Vergnügen machten, doch in feinerer oder gröberer Weiſe als Canaille betrachtet, die man wohl unter Umſtänden gut zahlt, aber gleichwohl tief unter ſich ſieht. (In den vornehmen engliſchen Häuſern wird, wenn man Virtuoſen eingeladen hat, ſich hören zu laſſen, zwiſchen den Muſikern und der ariſtokratiſchen Zuhörerſchaft quer über den Saal eine Schnur geſpannt. Procul este profani! Vgl. weiter, was Johanna Kinkel in ihrem „Hans Ibeles in London" Stuttg. 1860. II, S. 69 f. mittheilt. „Ganz ſo, wie der Türke Sklavinnen bezahlt, die vor ihm tanzen, ſo bezahlt der Engländer fremde Muſik, und begreift den Deutſchen nicht, der am ſeligſten iſt, wenn er im vollen Harmonienſtrom als Tropfen mitſchwimmt.") So war und iſt es immerhin möglich, daß jemand die Tonkunſt als Kunſt liebt und ſchätzt, aber die Ausübung derſelben als eine Sache für geringes Volk anſieht und ſich ſchämen würde, etwas davon zu verſtehen. (Bekanntlich hat Philipp von Macedonien es ſeinem großen Sohne zum Vorwurfe gemacht, daß er die Kithara ſo gut zu ſpielen verſtand; und Plutarch bemerkt — Perikl. C. 1. — beifällig dazu: „es iſt ja genug, wenn ein König ſich Zeit nimmt, den Spielenden zuzuhören." Natürlich! Es muß ſolch einer Creatur eine Ehre ſein, wenn ein gekröntes Haupt ſich ſtatt wichtigerer Dinge nur eine Weile dazu herbeiläßt, ſolch vulgärer Kunſt das hohe Ohr zu leihen. Ehrenvoller iſts ſchon um vieles, wenn Aeneas Silvius in ſeiner Schrift de liberorum educatione v. J. 1450, S. 989, die Frage: an puero regi musica scientia sit committenda nach genauer Unterſuchung endlich bejaht und bloß die Bedingung ſtellt, daß die Muſiklehrer des Prinzen nicht laſterhafte Subjecte ſeien — was man alſo im allgemeinen von den Muſikern vorauszuſetzen gewillt war.) Indeſſen muß zur Ehre der Menſchheit bemerkt werden, daß jene Geringſchätzung vernehmlich diejenigen getroffen hat, die aus der Muſik einen Lebensberuf machen, ſich alſo fürs Muſiciren bezahlen laſſen. Daß das einen Unterſchied macht, werden wir unten näher beleuchten; nur haben die Gelehrten, die ſich ihre Gelehrſamkeit doch ebenfalls honoriren zu laſſen keinen Anſtand nehmen, durchaus kein Recht, um desſelben Verfahrens willen den Muſiker über die Achſel anzuſehen. — Jene niedrige Anſicht von der Würde der Tonkunſt hat vielfach die Folge gehabt, daß die größten Meiſter, als ſich in ihrer Kindheit die Spuren ihrer hohen Begabung und ihres Künſtlerberufes zeigten, damit ihren Vätern höchſt ungelegen kamen; wie ſchwer wurde es Telemann, wurde es Händel gemacht, bis das Vorurtheil der Familie gebrochen und dem Genius kein Hindernis mehr in den Weg gelegt wurde! Aber auch diejenigen, welche einiges Wohlwollen gegen die Tonkunſt hegten, waren immer in einiger Verlegenheit, wenn

dasſelbe mit Gründen ſollte gerechtfertigt werden. Sie wußten ſich (ſ. Belege dazu bei Chryſander a. a. O. I, S. 340) nur damit zu helfen, daß ſie behaupteten, die Muſik ſei eine Wiſſenſchaft, was dann theils durch ihre Wirkung auf die Menſchen nach Leib und Seele, alſo durch eine Art Verwandtſchaft mit der Medicin, theils durch ihre Verwandtſchaft mit der Mathematik bewieſen werden ſollte; daß ſie als Kunſt einen der Wiſſenſchaft ebenbürtigen, ſelbſtändigen Rang anzuſprechen das Recht habe, das fühlten die Männer vom Fache wohl, aber ſie vermochten es den übrigen nicht zu demonſtriren. Ein Empfehlungsgrund anderer Art wurde auch gehörigen Orts geltend gemacht, daß nemlich das vorchriſtliche Alterthum ſchon die Muſik gepflegt und in Ehren gehalten habe; für die Theologen und Frommen war die Berufung auf den König David und ſeine Sänger, für die Philologen die Berufung auf die Griechen die paſſende; Schriftſteller über Muſik, wie z. B. Cyriakus Spangenberg („von der Muſika und den Meiſterſängern" 1548, kürzlich neu herausgegeben durch A. v. Keller, Stuttg. 1861) ſind überaus emſig im Zuſammenſtellen der bezüglichen Zeugniſſe und überaus glücklich, daß dieſe Quellen reichlich fließen. Dieſe Beweiſe alle konnten aber ſchließlich doch nur denjenigen überzeugen, der ſchon zum voraus Sinn für die Kunſt hatte; die Wirklichkeit dagegen war ſtärker als alle Beweiſe; ſeit die Muſik durch Bach und Händel, durch Haydn, Mozart und Beethoven in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit zu einem Gemeingut für die gebildeten Völker geworden iſt, wagt ſich nur ſelten mehr ein ἄνθρωπος ἄμουσος mit einem Geſtändnis ſeiner Geringſchätzung hervor, wenn es auch noch hie und da einen Rector oder Präceptor geben mag, der einem Zögling die Muſikluſt gründlich zu vertreiben ſucht oder ihn ſchon darum, weil dieſelbe ſich nicht austreiben läßt, gering zu achten Luſt hat. Das aber müſſen wir einräumen, daß mit den althergebrachten Redensarten, womit die Kunſt legitimirt werden ſoll, nicht viel ausgerichtet, ihre Stellung in der Erziehung noch nicht geſichert iſt, ſo daß ſich die Erziehungswiſſenſchaft einer genaueren Unterſuchung der Sache nicht entziehen darf.

Wenn wir, als vom andern Extrem, von einer Ueberſchätzung ſprechen, ſo ſehen wir natürlich ganz ab von jenen Muſikern von Profeſſion und Muſikenthuſiaſten (vulgo Muſiknarren) die das Leben nur anſehen als gegeben um zu geigen, die darum auch kein anderes menſchliches Intereſſe kennen, die ſich auch um die übrige Menſchheit nur inſofern etwas kümmern, als ſie Billets zahlt und den Künſtler beklatſcht. Selbſt das eminenteſte Talent eines Zöglings berechtigt den Erzieher nicht, denſelben auf dieſen Standpunct gerathen zu laſſen oder gar gefliſſentlich ihn darauf zu ſtellen; der Menſch, der Chriſt darf nicht vom Muſiker abſorbirt werden. Hier haben wir es vielmehr nur mit denjenigen Lobrednern der Muſik zu thun, die ihr eine unmittelbar fördernde Wirkung auf die Sittlichkeit zuſchreiben, überhaupt ihre Wirkung über das rein äſthetiſche Gebiet mehr oder weniger weit ausdehnen. Man beruft ſich hiefür beſonders gerne auf die alten Griechen, die ſogar, was einem jetzigen Muſiker geradezu albern erſcheint, beſtimmte ſittliche und gemüthliche Wirkungen von jeder einzelnen Tonart ausſagten, und daher die Erfindung oder Einführung einer neuen Tonart einem ſittenrichterlichen Urtheil unterwarfen. Welchem Tondichter in unſeren Jahrhunderten, wenn er ein Stück etwa aus Es dur ſetzen will — nicht weil er dieſe Tonart aus mehreren erſt wählen könnte, ſondern weil er die Muſik, die er innerlich hört, die ſich aus ſeinem Innerſten gebiert, ſchon von Anfang in derjenigen Tonart hört, die er dann als Es dur zu bezeichnen hat, — oder auch, weil das Stück in dieſer Tonart dem Inſtrument oder der Singſtimme am angemeſſenſten liegt — wem käme es dann in den Sinn, erſt zu fragen, ob die Moral gegen dieſe Tonart nichts einzuwenden habe? So iſt es für unſere Kenntnis und Ausübung der Kunſt gleichfalls eine pure Träumerei, wenn jemand noch mit Plato und Pythagoras die Blasinſtrumente für ſittengefährlicher hält, als die Saiteninſtrumente; ein Geigenquartett iſt allerdings eine edlere, claſſiſchere Muſikgattung, als Militär- und Janitſcharenmuſik, aber das iſt ein rein äſthetiſcher

Unterschied; der musikalisch Gebildetere wird die erstere hören, wenn der vornehme und gemeine Pöbel der letzteren nachläuft, aber einen sittlichen Einfluß hat weder die eine noch die andere, wie denn auch Pythagoras und Plato weder ein Haydn'sches Quartett noch eine moderne Harmoniemusik gehört haben, ihr Urtheil also jedenfalls ein ganz verschiedenes Object hat. Aus diesem Grunde sind auch gelehrte Untersuchungen, wie die des Holländers Tex: de vi musices ad excolendum hominem e sententia Platonis, Utrecht 1816, für uns ohne praktischen Werth, weil das, was Plato als Musik kennt, mit der unsrigen gerade in zwei Hauptpuncten, in Rhythmus und Harmonie, nichts gemein hat. Merkwürdig aber ist allerdings die hohe Meinung, die die alten Völker, und namentlich die Weisen, die Pädagogen von der versittlichenden (und darum auch andererseits von der entsittlichenden) Wirkung der Musik gehabt haben; nur dürfen wir nicht, wozu manche Lust zeigen, daraus, daß wir solche Effecte nicht füglich mehr behaupten können, auf unsere Tonkunst einen ungünstigen Schluß ziehen. Wenn auf einen Menschen die Musik eine Wirkung der Art ausübt, daß er entweder ausgelassen lustig wird oder weinen muß, wenn sie überhaupt nicht so auf ihn wirkt, wie die Anschauung alles wahrhaft Schönen auf den empfänglichen und gebildeten Menschen wirken muß, daß er nämlich stille wird und das Schöne als eine beseligende Kraft, als eine geistige Erquickung tief im Innern genießt; wenn er vielmehr davon irgendwie erregt wird, so daß er z. B. mit den Beinen wie unwillkürlich ihr folgen — tanzen oder marschiren muß: so ist das der Beweis, daß (wie dies Hanslick in seiner Schrift über das musikalisch Schöne gezeigt hat) die Musik noch rein elementarisch, als pure Erschütterung auf seine Nerven und Muskeln wirkt. Diese Wirkung haben die alten Griechen bei ihrer feinen Sinnlichkeit sehr stark empfunden; auf sie ist auch alles, was sie von ihrer Musik rühmen, zu reduciren. Aber, statt daß man darin einen uns verloren gegangenen Vorzug sehen will, sollte man vielmehr erkennen, daß das gerade ein Zeichen niederer musikalischer Bildung ist. Das Glockenspiel des Papageno, das Horn des Oberon wirkt nur auf Sklaven mit solch physischer Gewalt; gebildete Leute hören ruhig zu und fragen lediglich nichts nach einer Wirkung, sondern einzig ob das, was sie hören, schön ist oder nicht. „Die Musik der Griechen," sagt Hanslick a. a. O. S. 86 f., „war nicht Kunst in unserem Sinn; Klang und Rhythmus wirkten in fast vereinzelter Selbständigkeit; alles, was von der Musik jener Zeiten bekannt ist, läßt mit Gewißheit auf ein bloß sinnliches, dafür aber in dieser Beschränktheit verfeinertes Wirken derselben schließen. Musik in der modernen künstlerischen Bedeutung gab es nicht im Alterthum .... Der Mangel aller Harmonie" (denn ein gleichzeitiges Erklingen mehrerer kunstvoll einander entgegengesetzter und doch sich harmonisch zusammenschließender Tonreihen, also was wir einen zwei-, drei-, vier- und mehrstimmigen Satz nennen, hat das Alterthum entfernt nicht gekannt), „die Befangenheit der Melodie in den engsten Gränzen recitativischen Ausdrucks; endlich die Entwicklungsunfähigkeit des alten Tonsystems zu wahrhaft musikalischem Gestaltenreichthum machten eine absolute Bedeutung der Musik als Tonkunst im musikalischen Sinne unmöglich. sie ward auch fast niemals selbständig, sondern immer in Verbindung mit Poesie, Tanz und Mimik angewendet, mithin bloß als Ergänzung der andern Künste. Musik hatte nur den Beruf, durch rhythmischen Pulsschlag und Verschiedenheit der Klangfarben zu beleben und als intensive Steigerung recitirender Declamation Worte und Gefühle zu commentiren. Die Tonkunst wirkte daher lediglich nach ihrer sinnlichen und symbolischen Seite. Auf diese Factoren hingedrängt, mußten sie dieselben durch solche Concentration zu großer, ja raffinirter Wirksamkeit ausbilden." Wenn man (s. z. B. Fortlage, die Musik der Griechen, Leipz. 1847) das Singen der Griechen als seelenvoller rühmt, weil sie nicht „am steifen Takte einer Melodie" geklebt haben, so ist das ein barer Unverstand, denn das Recitativ, das nicht am „steifen Takte klebt," kennen wir auch, wir kennen aber auch die viel musikalischeren Formen des Liedes, der Arie ꝛc; und wer das taktmäßige Singen für Steifheit hält, der weiß gar nicht, was

Takt iſt, wie wenig das ſtrengſte Takthalten die Lebendigkeit und Kraft des muſikaliſchen Ausdrucks hindert und wie viele Freiheit auch unſere musica mensurata dem ausdrucksvollen Vortrag ſelbſt in Bezug auf den Wechſel der Bewegung (im ritardando, accelerando u. ſ. w.) noch geſtattet. Wenn man vollends die Griechen wegen der unſer Gehör weit übertreffenden Feinheit ihres Ohrs aus dem Grunde belobt, weil ſie in ihrer umſtändlichen, jetzt ganz unbrauchbaren Scala nicht nur ganze und halbe, ſondern ſogar Viertelstöne unterſchieden haben, von deren Herſtellung die ſogenannte Zukunftsmuſik ganz beſondere Effecte erwartet, ſo iſt auch dieſer Ruhm beim Lichte betrachtet nicht viel werth. Denn auch unſer Ohr unterſcheidet ſehr gut Viertels- und Achtelstöne; jeder Clavierſtimmer weiß auch Cis und Des zu unterſcheiden. Aber wir ſind durch die Studien von Jahrhunderten belehrt, daß ein harmoniſcher Bau nur möglich iſt mittelſt der diatoniſchen und chromatiſchen Scala, darum machen wir — außer den ſog. enharmoniſchen Verwechslungen, in denen aber das muſikaliſche Gehör gar nicht ein beſonderes Tongeſchlecht unterſcheidet — von jenen weiteren Zwiſchentönen keinen Gebrauch; eine Scala, die durch alle Viertels- und Achtelstöne hindurchgienge, wäre für uns ein completes Katzenconcert. — Wir thun alſo wohl am beſten, wenn es ſich um wahrheitstreue Beſtimmung der Muſikwirkung, alſo auch um den pädagogiſchen Werth der Tonkunſt handelt, uns nach den Griechen weder zu ſehnen noch irgend umzuſehen, ſondern die Muſik, wie ſie erſt als chriſtliche Kunſt wahrhaft exiſtirt, ſelbſt ins Auge zu faſſen.

Es iſt ſchon in dem Art. „Kunſt“ von G. Baur richtig bemerkt, daß dieſelbe im eigentlichen Sinn nicht ein Erziehungsmittel genannt werden könne, weil überhaupt die Kunſt nicht Mittel für einen andern Zweck, ſondern Selbſtzweck, ein Höhepunct des Lebens iſt. So können wir auch von der Muſik in erſter Linie nicht ſagen, ſie ſoll getrieben werden, damit die Erziehung beſſer gelinge, ſondern der Zögling ſoll auch für die Kunſt erzogen werden, die Erziehung alſo vielmehr ein Mittel für ſie ſein. Dies iſt auch unzweifelhaft richtig. Denn die Kunſt iſt ein werthvoller Beſitz, ein geiſtiges Gemeingut der gebildeten Menſchheit; ſoll ſie nicht untergehen, ſollen alſo, was die Muſik betrifft, die Meiſterwerke unſerer großen Tondichter nicht todt in ihren Partituren liegen, ſo müßen Leute da ſein, die ſie ſingen und ſpielen, d. h. ſie friſch und lebendig erhalten; daran allein entzündet ſich auch immer wieder das neue Talent und bildet ſich zu neuer künſtleriſcher Schöpfung aus. Alſo müßen wir dafür ſorgen, daß immer wieder ein Nachwuchs da iſt, der die Suiten und Präludien von Bach und Händel, die Sonaten und Symphonien von Haydn, Mozart und Beethoven u. ſ. w. nach Würden zu ſpielen, der die Chorgeſänge und Arien der Meiſter von Paleſtrina bis Mendelsſohn und Schubert zu ſingen verſteht. Eine eigene Verſion dieſes Verhältniſſes, dieſer Pflicht der Erziehung für die Kunſt iſt es, wenn ein Fürſt die auf Staatskoſten in Waiſenhäuſern erzogenen jungen Leute für ſeine Hofcapelle prädeſtinirt, wie das noch in den erſten Decennien dieſes Jahrhunderts da und dort geſchah; allein wenn hiebei nicht ein deſpotiſcher Zwang geübt wird, ſo kann auch im Intereſſe der Zöglinge ſelbſt unter den unten zu bezeichnenden nothwendigen Bedingungen nicht viel dagegen geſagt werden. — Indeſſen würde mit Obigem die pädagogiſche Frage noch wenig erledigt ſein, wenn nicht als zweites Moment hervorzuheben wäre, daß, indem der Zögling für die Kunſt gebildet wird, eben damit ihm ſelbſt ein hohes geiſtiges Gut zuwächst, das dem allgemeinen Zweck der Erziehung nicht nur nicht fremd iſt, ſondern ſich als lebendiges Glied in das Ganze der Bildung einfügt. Selbſt wenn die Muſik gar nichts wäre, als eine angenehme Unterhaltung, — nach Ariſtoteles Bezeichnung „eine ſchöne Art, müßig zu ſein, und darum eine edle Unterhaltung der Freigeborenen in ihren Mußeſtunden“ (Kapp, die Staatspädagogik des Ariſtoteles S. 144), wäre ſie ſchon von hohem Werthe. Es giebt ſo manches andere, womit junge und alte Thoren ihre arbeitsfreie Zeit ausfüllen, was nicht „eine ſchöne Art müßig zu ſein“ genannt werden kann; vor wie vielen Abwegen iſt ein Jüngling bewahrt, weil ihm ſeine Geige oder

ſein Clavier lieber iſt, als Wirthshaus und Kartenſpiel! Und nicht blos als unſchädliches Präſervativ vor Schädlichem, ſondern ſchon an ſich als edler Genuß, als ein reicher Schmuck des armen Lebens muß die Tonkunſt hoch angeſchlagen werden. Welch eine unerſchöpfliche Quelle von Freude, von reiner, nie verſiegender Luſt, die noch den Greis verjüngt, iſt demjenigen verſchloſſen, der für die Muſik höchſtens nur dann ein Ohr hat, wenn ſie im Stande der Erniedrigung, etwa als Tanzmuſik, irgendwo ihm begegnet! Und wie viel hat ein Menſch, der ſich ſelbſt jeden Augenblick Muſik machen kann, voraus vor demjenigen, der wohl für die echte, edle Kunſt einen nicht unempfänglichen Sinn hat, aber immer davon abhängig iſt, ob andere vorhanden ſind, die ihm ſolchen Genuß gewähren, und der dann doch, weil er ſelbſt die Kunſt nicht ausübt, auch von ihren Meiſterwerken mehr nur einen allgemeinen, unbeſtimmten Eindruck erhält, während die tauſend Schönheiten, die im einzelnen, in der Technik, der kanoniſchen Arbeit, der Stimmenführung, Inſtrumentation u. ſ. w. ſich offenbaren, ihm völlig entgehen oder er wenigſtens das, was er warnimmt und empfindet, nicht auf den entſprechenden Ausdruck, alſo auch nicht zum klaren, befriedigenden Bewußtſein bringen kann! Und welch ein bedeutendes Moment fehlt der Geſelligkeit, wenn die geſelligſte aller Künſte entbehrt wird! Gewiß, wenn es Sache väterlicher Liebe iſt, den Kindern, wie die Schrift ſagt, gute Gaben zu geben, ſo iſt die muſikaliſche Bildung eine dieſer guten Gaben und wahrlich nicht die geringſte. — Aber wir begnügen uns nicht, bloß das Zugeſtändnis zu erlangen, daß die Muſik ein anſtändiger und unſchädlicher Zeitvertreib ſei, vorausgeſetzt, daß ſie den Studien nicht Eintrag thue, der Zögling alſo nicht etwa Noten ſchreibe zu einer Zeit, wo er ſich auf eine Lection im Demoſthenes oder Tacitus präpariren ſollte: — wir fordern die Anerkennung, daß die Muſik als Kunſt ſich an Bildungswerth der Wiſſenſchaft an die Seite ſtelle, daß ſie alſo auch nur in ſofern ein Allotrion ſei, als der künftige Beruf nicht eine muſikaliſche, wohl aber eine wiſſenſchaftliche Bildung erfordert, alſo auch der letztern der Hauptfleiß, die regelmäßige Lebensarbeit gewidmet werden muß, nicht aber, daß ſie ſich zum geiſtigen Leben an ſich nur wie eine Pauſe, wie ein Bretſpiel oder ein Veſperbrod verhalte, ſondern daß ſie dem geiſtigen Leben ſelbſt angehöre und demſelben nicht zu verachtende Zuflüſſe, alſo auch eine reelle Stärkung und Hebung gewähre. Ein unmuſikaliſcher Menſch, der etwa ein Stockphilolog iſt, wird freilich nicht begreifen, daß wir behaupten können, an einer Melodie, an einem Zuſammenſpiel haben wir eine geiſtige Nahrung, ſo gut wie er ſie an einer grammatiſchen Regel, an einer Phraſe, an einer claſſiſchen Sentenz hat; und doch iſt dem ſo. Einmal formell: denn in den Tonverhältniſſen an ſich, im Bau eines Tonſtücks, in der Verwendung der Tonmittel zu einer beſtimmten Geſammtwirkung iſt ebenſoviel logiſche und rhetoriſche Geſetzmäßigkeit, als in einer lateiniſchen Periode; dem, der etwas von der Sache verſteht, giebt eine Mozartſche oder Beethovenſche Partitur ebenſoviel zu denken, als dem Philologen eine ciceroniſche Rede oder eine horaziſche Ode; diejenigen ſind ſehr falſch berichtet, die da meinen, die Muſik übe nur das Ohr, während der Geiſt indeſſen vegetire. Aber zweitens auch materiell iſt dies ein Irrthum. Jede Melodie, d. h. jede Tonverbindung oder Tonreihe, die ein muſikaliſch Schönes, ein Tonbild darſtellt, und die als ſolches demjenigen entſpricht, was man im Gebiet der Sprache einen Satz im weiteſten oder engſten Umfange nennt, — iſt ein Gedanke, zwar nicht ein logiſcher, ſondern ein muſikaliſcher, aber nichtsdeſtoweniger ein Gedanke, in dem der Geiſt ein Moment ſeines Lebens zum Ausdrucke bringt. Genau ſo, wie dem Phyſiker eine Naturerſcheinung, dem Chemiker die Wirkung der Verbindung von Stoffen, dem Mathematiker die Verhältniſſe der Größen ein Gegenſtand des die Thätigkeit des Geiſtes in Anſpruch nehmenden Anſchauens, des Beobachtens, des Schließens und ſo eines lebendigen Erkennens ſind, wodurch all dieſe Dinge eine Bereicherung ſeines Bewußtſeins, alſo ſeines geiſtigen Lebens werden: — genau ſo ſchaut der Muſiker die Tongebilde an, die der ſchaffende Geiſt in ihm ſelbſt oder in andern hervorbringt, er iſt geiſtig thätig in dieſem genießenden Anſchauen, er beobachtet

aber weiter darin die Geſetze der Tonwelt, die Wirkungen von gleichzeitigen oder ſucceſſiven Tonverbindungen (Harmonie und Melodie, Inſtrumentation, Accompagnement u. ſ. w.), er ſinnt darüber, und kommt hiedurch, wie zu neuen Erkenntniſſen, ſo zu erweiterter Beherrſchung der Tonkräfte durch den ordnenden und mittelſt der Phantaſie ſchaffenden Geiſt. Wir geſtehen unverhohlen, daß wir in nicht wenigen Muſikſtücken mehr Geiſt finden, als in manchem vornehm wiſſenſchaftlichen Werke. Der Phyſiker kann freilich das gefundene Naturgeſetz, der Chemiker das Ergebnis ſeiner Analyſe, der Hiſtoriker die ausgemittelte Begebenheit, der Theolog das Dogma in einem Satze ausſprechen; er hat daran einen in Worte gefaßten Gedanken, an dem als an einer vom Geiſt erkannten Realität der Geiſt ſich nährt, wie die Flamme vom Oel; er ſchaut dieſelbe geiſtig an, betrachtet ſie immer wieder und eignet ſie ſich innerlich zu. Der muſikaliſche Gedanke drückt ſich nicht in Worten aus, macht auch nicht irgend eine dem Univerſum, der Geſchichte, der Natur bereits angehörige Realität zum Gegenſtand der Erkenntnis und Betrachtung, aber was er enthält und giebt, iſt dennoch ein Reales, nemlich das Schöne in einer ganz concreten Geſtalt; es iſt nicht das Reſultat einer Unterſuchung, es hat überhaupt, bevor der Componiſt es dachte, nicht exiſtirt, aber nachdem deſſen ſchöpferiſcher Genius es geſchaffen, iſt es ein Seiendes, welches anſchauend und ſich wieder und wieder vergegenwärtigend der Geiſt ſein eigenes Leben nährt und bereichert. Der wiſſenſchaftliche Gedanke kann ſich ein räumlich und zeitlich fernes Object gegenwärtig machen, der muſikaliſche braucht nicht Raum und Zeit zu überſchreiten, er giebt ſein Object, das Schöne, unmittelbar zu ſchauen und zu genießen, ſei es, daß ich eine Muſik wirklich aufführen höre, ſei es, daß ich nur innerlich, mittelſt der Einbildungskraft, näher des muſikaliſchen Gedächtniſſes, oder als Tondichter im Moment der Entſtehung eines Tonbildes in mir, ſie vernehme. Das intuitive Erkennen ſteht bekanntlich höher als das discurſive; Gott zu ſchauen iſt etwas höheres als Gottes Weſen und Eigenſchaften erſt zuſammenzudenken oder aus der Gottesidee zu entwickeln; nun, ſolch ein intuitives Erkennen iſt das Anſchauen des muſikaliſch Schönen. Und dieſe Intuition der reinen Schönheit, das Schauen des Idealen in ſinnlicher Geſtaltung, iſt dem Menſchengeiſt eine Wonne; nicht, wie man ſo oft gedankenlos ſagt, eine Sehnſucht nach dem Unendlichen erregt die Muſik; indem ich ſie höre, ſehne ich mich nicht nach etwas noch Fernem oder Unſagbarem, ſondern indem ich höre, habe ich es; ich vergeſſe die Welt und habe in jenem Genuſſe des Idealen ein zwar nur momentanes, aber doch auch in der Erinnerung fortdauerndes Analogon deſſen, was wir Seligkeit nennen. Wenn wir den Beginn eines bedeutenden Muſikwerks erwarten, ſo iſt uns immer zu Muthe, als ſollte ein hohes, überirdiſches Geheimnis uns enthüllt, ein Blick in den Himmel uns gewährt werden; wenn der Capellmeiſter mit dem Stabe klopft, ſo klopft uns das Herz, als nahete der Moment einer großen Entſcheidung; die erſten Accorde — denke, geneigter Leſer, an die Ouverture zur Zauberflöte, an den Anfang von Händels Meſſias, von Mendelsſohns Elias oder was dergleichen du ſchon zu hören das Glück hatteſt! — das ſind die goldenen Pforten, durch die wir, alles vergeſſend, in eine ideale Welt eintreten. Darin liegt der Nexus zwiſchen Muſik und Religion; die Idealität, durch welche die letztere den Menſchen über die Welt erhebt, kommt auch jener ihrem innerſten Weſen nach zu; das wonnige Schweigen, das die Muſik in demjenigen bewirkt, der Ohren hat um zu hören, iſt pſychologiſch ein ganz ähnliches Verhalten wie das, was wir Andacht nennen; darum verbinden ſich beide ſo ſehr leicht, indem die Religion derjenigen Idealität, die die Muſik vertritt, einen beſtimmten realen Gedankeninhalt beifügt, deſſen Realität ſelbſt wieder einer höheren, idealen Welt angehört, alſo um ſo mehr die Muſik als ſeinen ſymboliſchen Ausdruck zu gebrauchen fähig iſt. Wohl kann in einem Individuum die muſikaliſche Fähigkeit hoch geſteigert, ja zur Genialität entwickelt ſein, ohne daß der übrige Menſch in intellectueller oder moraliſcher Beziehung ſich über eine niedere Stufe erhoben hätte; aber ganz ebenſo kann einer ein Monſtrum von Gelehrſamkeit ſein, und iſt doch in andern Dingen bornirt oder in ſittlicher Hin-

ſicht gemein. Wer alſo eines Zöglings Geiſt ausſchließlich auf dieſe Nahrung anweiſen, ſeine übrige Erziehung aber vernachläßigen würde, der würde nur ebenſo thöricht und frevelhaft handeln, wie wenn ein anderer ſeinen Zögling lediglich zu einem Rechner, d. h. einem Rechenſimpel machte. Der Geiſt bedarf mannigfacher Nahrung; nur das aber wollten wir darthun, daß unter die Kategorie deſſen, was ihn nährt, wovon er lebt, auch die Muſik, wie die Kunſt überhaupt, die bildende wie die redende, einzureihen ſei, dieſelbe alſo unter den Zwecken und Mitteln der geſammten Geiſtesbildung einen ſolchen Platz anzuſprechen habe, daß ſie der Wiſſenſchaft ebenbürtig an die Seite geſtellt wird.

Mit der Sittlichkeit, in der zuletzt alle Bildung culminirt, ſteht die Kunſt nicht in dem Verhältnis, daß ſie dieſelbe erſetzen, oder daß ſie, wo jene fehlt, dieſelbe von ſich aus herſtellen könnte, ſondern umgekehrt, der wahre Betrieb der Kunſt ſetzt ſchon einen ſittlichen Kern, eine ſittliche Kraft voraus, ohne welche nicht nur die oben bezeichnete Einſeitigkeit — Bildung in Einem Stück neben Roheit in allen übrigen — die Folge wäre, ſondern auch meiſt die Kunſtbildung ſelber zu keinem erfreulichen Reſultate gelangte: wie mancher talentvolle Muſiker iſt auch als Muſiker nichts Rechtes geworden, weil ihm jene ſittliche Haltung fehlte, — vielleicht eben, weil er, ſich als Kraftgenie fühlend, ſeinem Willen keinerlei Joch auflegte! Sittlich iſt erſtens der Ernſt, mit welchem ſich der Muſikſchüler zu ſeinem Ueben und Lernen hergeben muß. Ein Knabe, der vor einer ſchwierigen Clavierpaſſage ſitzend nicht abläßt, bis ſie ihm geläufig durch die Finger geht, der, wenn ſeine Kameraden faul herumſchlendern, ſich der Freiſtunde freut, um ſeine Sonate zu repetiren, der überhaupt die Kunſt nicht als Genuß haben will, ohne ſich der ſchweren Arbeit zu unterziehen; der ebendarum auch nicht an das Leichte, Tändelnde, Kleinliche ſich hingiebt, ſondern Muth und Ausdauer hat auch für das Schwere; der ſogar, auch wenn er noch nicht völlig erkennen kann, daß und warum ein ihm aufgegebenes Stück ſchön ſein ſoll, dennoch allen Fleiß daran wendet, weil er glaubt, daß ein Mozart'ſches, ein Beethoven'ſches Stück ſchön ſein muß: ſolch ein Goldjunge hat die geforderte ſittliche Haltung, aus dem wird ſicher nicht nur ein tüchtiger Muſiker, ſondern ein tüchtiger Menſch. Sittlich iſt zweitens, worauf wir ſo eben geführt wurden, die Pietät, die der Lehrling in einer Kunſt gegen die Meiſter derſelben haben muß. Wer dieſe nicht hat — wie es oft im Jünglingsalter ſchon blaſirte, eingebildete Burſche giebt, — wem es ganz einerlei iſt, weſſen Compoſition er ſpielt, wer nicht mit Liebe und Ehrfurcht auch für die Perſon und Lebensgeſchichte der großen Tondichter erfüllt wird, der wird abermals weder ein rechter Muſiker noch ein rechter Menſch. Sittlich iſt ferner die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, die ein muſikaliſches Zuſammenſpiel von jedem Mitwirkenden fordert. Es giebt ſolch eigenwillige Naturen, die ſich auch muſikaliſch ganz nur nach eigener Bequemlichkeit gehen laſſen; wie ſolche als Muſiker, auch wenn es ihnen an Fertigkeit nicht gebricht, durchaus unbrauchbar ſind, ſo hängt der gleiche Flecken ihrem Charakter an, — abermals ein Zeichen, daß Sittlichkeit und Kunſt einander ſehr nahe berühren, wenn auch an ganz andern Puncten, als man gewöhnlich angiebt. Wenn ein Menſch mit Eitelkeit geſtraft iſt, dann freilich kommt es ihn ſauer an, ſich nur als Glied eines großen Ganzen anſtatt als Gegenſtand der Bewunderung aller zu ſehen; der echte Muſiker aber wie der wackere Mann wird ein höheres, reineres, freudigeres Selbſtbewußtſein haben, daß er bei einem Ganzen mitwirken kann, als wenn ihn die wankelmüthige Weltgunſt vergöttern würde. Aber auch derjenige, der als Soloſänger oder Soloſpieler etwas zu leiſten im Stande iſt, bedarf, um der Kunſt würdig zu dienen, jener ſittlichen Haltung, dieſe bewahrt ihn allein ebenſoſehr vor der Anmaßung, nur ſich hören und hören laſſen zu wollen, als vor der Ziererei und dem preciöſen Weſen, das ſich bei Dilettanten ſo oft findet, daß ſie ſich erſt lange bitten laſſen, ehe man etwas zu hören bekommt. Der echte Künſtler wie der rechtſchaffene Menſch ſind auch hierin Eins; er drängt ſich nicht vor, aber wo er jemanden eine Freude mit ſeiner Kunſt machen kann, da thut ers mit Freuden. — Geht aus all' dieſem

hervor, daß die Kunſt, um nicht nur harmoniſch in die Geſammtbildung einzugreifen, ſondern auch um als ſpecieller Bildungszweig glücklich zu gedeihen, einer ſittlichen Baſis, einer Geſinnungsbildung bedarf: ſo iſt eben damit auch gewiß, daß ſich an der Kunſt der ethiſche Werth und Gehalt des Menſchen übt und hebt, d. h. daß beides in lebendiger Wechſelwirkung ſteht. — All dieſes zuſammenfaſſend ſagen wir mit Luther: „Die Jugend ſoll man ſtets zu dieſer Kunſt gewöhnen, denn ſie machet fein geſchickte Leute.“

II. Führt uns dies auf das pädagogiſche Geſetz für die muſikaliſche Bildung, ſo iſt oben ſchon darauf hingewieſen, daß dieſelbe vor allem keine einſeitige ſein darf. Weſſen ganzer Menſchenwerth in ſeinem Geigenkaſten oder unter ſeinem Clavierdeckel beſchloſſen liegt, der iſt ein geringer Wicht, ob er auch Paganini oder Liszt oder wie ſonſt hieße. Aber ſo klar das iſt, ſo ſchwierig wird die Frage, wenn wir ſie concret und praktiſch faſſen. Wenn nämlich mein Kind eine nicht nur entſchiedene, ſondern eine bedeutend hervorragende und ausſchließliche muſikaliſche Anlage, alſo einen unverkennbaren künſtleriſchen Beruf zeigt: ſoll ich mich ſofort entſchließen, den Sohn zum Virtuoſen oder Componiſten, die Tochter zur Opernſängerin zu bilden? Gäbe es nur Dilettanten und nicht auch Muſiker, denen die Kunſt zum Lebensberufe wird, ſo würde die Kunſt unſtreitig auf einer ſehr niedern Stufe bleiben; wäre ſie nie anders, als dilettantiſch betrieben worden, ſo hätten wir keinen Don Juan und keine Zauberflöte. Und doch, — bin ich verpflichtet, mein Kind der Göttin Kunſt zum Opfer zu bringen? Denn als eine Opferung muß ich dieſen Schritt als Vater, als chriſtlicher Vater, doch unzweifelhaft betrachten, auch wenn das Kind ſelber darin nur ſein höchſtes Lebensglück und die äſthetiſche Welt in der Verweigerung ſolcher Berufswahl einen geiſtigen Kindsmord ſieht. Des Künſtlers Erdenwallen iſt bekanntlich kein Roſenpfad; durch welch' einen Schmutz von Neid, von Intriguen, von Verdruß und Kummer aller Art muß auch der edelſte Genius ſich durchſchlagen; wie vielen Männern iſt nie in ihrem Leben, ſondern erſt, wenn ſie in Erz gegoſſen ſind, eine ruhige Stelle in der Welt und der verdiente Lorbeerkranz zu Theil geworden! Wie viele auch, denen man jenen Berufsweg willig geöffnet hat, weil man ſie für Genies hielt, ſind in ihrer künſtleriſchen Entwicklung früh ſchon ſtecken geblieben und irren nun in der Welt umher, ringen um einen Namen und gewinnen ihn nie, müßen froh ſein, wenn ſie in einer Capelle unterkommen oder als Muſiklehrer ihre Kraft an Schüler von ſehr ungleicher Begabung und Willigkeit zuſetzen und Brod fürs Hungerſterben haben! Aber auch wenn die äußeren Verhältniſſe ſich weniger drückend geſtalten: welch ein Anderes iſts doch zu muſiciren nach Herzensluſt, was und wie und wo man will, ſo weit nämlich der Lebensberuf Zeit dazu übrig läßt — oder aber muſiciren zu müßen ums tägliche Brod Jahr aus Jahr ein, zu Proben und Productionen commandirt zu werden und friſchweg und mit Begeiſterung geigen oder pfeifen zu müßen, auch wenn Kopf und Herz unter ſchwerem Druck, unter Sorgen und Aengſten ſeufzen, — auch mit gleicher Ausdauer das ſchlechteſte Machwerk mitſpielen zu müßen, weil es ein eigenſinniger Capellmeiſter oder die Tyrannei des Modegeſchmacks ſo will, wie man mitſpielt, wenn es ein Meiſterwerk gilt! Wie iſt der Dienſt der Kunſt ein ſo ſchwerer, wenn ſie, ſtatt ein Schmuck des Lebens zu ſein, vielmehr auf Eine Linie mit einem Gewerbe ſinkt! Gewiß iſt auch ſchon aus dem Grunde der Genuß für den Dilettanten ein höherer, weil ihm derſelbe nur momentan, als Erholung zu Theil wird, die er ſich durch die Arbeit in des Tages Laſt und Hitze erſt gleichſam verdienen muß. Und dazu noch die beſondern ſittlichen Gefahren, die für den Muſiker und Sänger in der häufigen, perſönlichen Berührung mit Menſchen von der lockerſten, lüderlichſten Sorte liegt! Man braucht wahrlich noch lange kein Rigoriſt zu ſein, um vor dieſen Ausſichten ein Kreuz zu ſchlagen. Und doch — wird im vorausgeſetzten Falle die Einwilligung verweigert, iſt dann die Sache beſſer gemacht, des Kindes Wohl geſichert? Wäre Händel gezwungen worden, bei der Jurisprudenz auszuharren und ein Advocat oder Landrichter zu werden: hätte er ſelbſt wohl dadurch gewonnen, während die Welt einen Händel verloren hätte? oder können

wir denken, aus Mozart wäre ein rechtschaffener Commerzienrath, aus Beethoven ein salbungsvoller Pfarrer zu machen gewesen?

So unversöhnlich aber diese Interessen und Rücksichten einander gegenüber zu stehen scheinen, wir glauben dennoch, daß ein richtiger Weg zu finden ist, auf dem wir ihnen gerecht werden. Erstens: was zur allgemein menschlichen Bildung gehört, das erlassen wir begreiflich keinem; diese Regel kennt keine Ausnahme, und auch das Genie darf um so weniger eine solche zu seinen Gunsten beanspruchen, als sie ganz und gar nicht zu seinen Gunsten wäre. Wie ist es Felix Mendelssohn so trefflich zu statten gekommen, daß er eine gründliche, classische Bildung besaß; nie hätte er sonst seine Musik zur Antigone, zum Oedipus, zum Sommernachtstraum schreiben können. So hätte Händel seinen Messias nicht schreiben können, wäre er nicht so bibelfest gewesen, wie er es von Hause aus war. Auch an dem Manne von großem Talent spürt man es selbst in künstlerischer Hinsicht, wenn an jenem Punct ein Mangel obwaltet; die ausschließlich musikalische Bildung schützt ihn nicht vor Geschmacklosigkeit in einzelnen Dingen. Es ist auch geschichtlich nachzuweisen (vgl. z. B. was Chrysander a. a. O. S. 16 von Händel, S. 45 ff. von Telemann beibringt), daß Knaben von großer musikalischer Begabung keineswegs dem übrigen Lernen abgeneigt oder dazu unfähig sind; aus Mozarts Kindheit wissen wir unter anderem, daß er, als er anfieng rechnen zu lernen, mit solchem Eifer sich darauf warf, daß er den ganzen Stubenboden mit Kreide voll Rechnungen schrieb. Mendelssohn las noch als Mann seinen Sophokles zu eigenem Vergnügen im Original. — Und warum wir ihm die allgemein sittlich-religiöse Erziehung nicht erlassen können, ist aus dem oben Gesagten klar; gerade solch ein Individuum bedarf ganz besonders dieses Gegengewichtes gegen die ihm speciell drohenden Versuchungen. Zweitens: Wo nun musikalische Begabung sich kund giebt, da muß man ihr unter allen Umständen die Hand bieten. Der regelmäßige Unterricht wird bald offenbaren, wie weit das Talent ein reelles, die Neigung eine gründliche ist. Kommt nichts dabei heraus, so ist darum der Unterricht nicht alsbald aufzugeben; die Kinder haben oft Perioden, in denen ein Stillstand eintritt, dem zu seiner Zeit wieder plötzlich ein neuer Anlauf folgt. Der Lehrer wird aber bald warnehmen, ob der Schüler auch Trieb und Willen genug hat, um die schwierigen Partien ausdauernd zu überwinden, wie z. B. das Notenlernen, der Fingersatz, das Scalaspielen solche Proben sind, an denen die Oberflächlichkeit erliegt, während das wirkliche Wollen und Können sich muthig durchschlägt. Im ersteren, schlimmen Fall ist wohl immer noch zu einer Fortsetzung des Unterrichts in so weit zu rathen, daß damit doch einiges Verständnis, also einige Genußfähigkeit erreicht wird, wenn auch die Leistungsfähigkeit eine geringe bleibt; aufzuhören ist es dann noch Zeit, wenn überhaupt die Beschulung, das Stundennehmen ein Ende hat. Im andern, günstigen Fall aber tritt nun eben die Frage ein, ob aus dem Schüler ein Dilettant oder Künstler werden soll? Hat er zu letzterem selber nicht einen ganz entschiedenen und andauernden Willen, so versteht es sich von selbst, daß man ihn nicht dazu bestimmt. Solch einen Zwang erlaubt sich auch wohl niemand, als ein Vater, der selbst Musiker ist und nun meint, sein Junge müßte durchaus auch werden, was er selber ist. Nicht selten ist der Fall, daß ein Musiker bei seinem Kinde ein wirklich vorhandenes großes Talent entdeckt, aber nun auch der Dämon der Habsucht in ihm erwacht und sofort der Plan gemacht wird, dieses Talent gehörig auszunutzen. Da wird denn das arme Kind mit Musikübung gequält; dem Vater gehts immer nicht schnell genug, um Kunstreisen mit demselben machen zu können, und wenn endlich das möglich ist, welch ein jammervolles Leben hat solch ein armes Geschöpf vor sich! Wir haben mehr als einen jugendlichen Virtuosen dieser Art gesehen, dem, während ihm stürmisch applaudirt wurde, der Lebensüberdruß und die Verachtung solcher Ehren, die er mit seinem Jugendglück erkaufen mußte, aus den bittern Gesichtszügen herausſah. Nicht einmal den Gedanken an eine Künstlerlaufbahn eingeben wird der gewissenhafte Erzieher dem talentvollen Zögling; erst wenn dieser

ſelbſt, aus vollkommen freien Stücken, den Wunſch äußert und beharrlich dabei bleibt, entſteht die Frage, ob oder nicht? Eine Frage iſts auch dann noch; der Verſuch muß unter allen Umſtänden gemacht werden, ihn zu einem Lebensberufe zu beſtimmen und zu befähigen, bei welchem die Muſik nur als Erholung, als Zierde und Würze des Lebens eine Zugabe bildet. Nur wenn dem Erzieher die klare Einſicht wird, daß das unmöglich iſt, daß der junge Muſiker, wenn er irgend ein Fachſtudium ergreifen müßte, denn doch nicht ſtudiren, ſondern muſiciren und componiren würde, daß auch, wenn er ſelbſt ein Staatsexamen beſtehen könnte, hernach ſein Beruf ihm Nebenſache, ja eine Laſt werden würde, und wenn andererſeits nicht etwa die eigene Meinung des jungen Menſchen und die Bewunderung einer urtheilsunfähigen Umgebung ein Genie in ihm ſieht, ſondern eine wirklich hohe Begabung und entſchiedener innerer Beruf vorliegt: dann wird in Gottes Namen Ja zu ſagen ſein; nur um ſo mehr aber muß der Junge für ſeinen ſchweren, verſuchungsvollen Lebensweg durch chriſtliche Zucht und Leitung ſittlich gekräftigt werden, damit er nicht — um mit der Bibel zu ſprechen — ſein Leben verliert, indem er ſein Leben gewinnt. Für den werdenden Künſtler iſt aber dann eine ſolide Schule der Kunſt nothwendig. Wird nur darauf hingearbeitet, ihm die Fertigkeit des Virtuoſen beizubringen, ſo bleibt er, ob er auch das Eingeübte in vollendeter Form zum Vortrag zu bringen gelernt hätte, dennoch auf einer niederen Stufe ſtehen. Wir haben junge Claviervirtuoſen beiderlei Geſchlechts kennen gelernt, die nicht nur kein Intereſſe für alle andere Muſik, als ihre Clavierſachen, daher auch keine Kenntnis irgend welcher Chor- und Orcheſterwerke hatten, ſondern auch auf ihrem eigenen Inſtrument nichts kannten und nichts zu kennen begehrten, als nur diejenigen Bravourſtücke, mit welchen ſie in Concerten auftraten. Solch ein Menſchenkind, ob es auch als Künſtler erſten Ranges geprieſen würde, iſt und bleibt ein bornirtes Individuum und als Künſtler durchaus mediocker; man kann über nichts muſikaliſches ein Geſpräch mit ihm führen, denn es weiß lediglich nichts. Alſo die allgemeine muſikaliſche Bildung iſts, die wir fordern, der rechte Muſiker muß, ohne ſich zu zerſplittern, doch mit ſeinem Intereſſe und ſeiner Kenntnis in allen Gebieten dieſer Kunſt zu Hauſe ſein; es iſt ihm darum namentlich Kenntnis ihrer Geſchichte ſchlechthin nothwendig, ſonſt hat er auch kein Urtheil über ſeine eigene Kunſt. Alſo auch ein Stück Wiſſen, ein Stück Gelehrſamkeit fordern wir von ihm; das iſt denn auch ein weſentliches Bindemittel zwiſchen ſeiner Fachbildung und der allgemeinen Bildung. Denn gerade jene Geſchichtskenntnis nöthigt ihn, auch ſeine Kunſt im Zuſammenhange mit dem allgemeinen Leben der Völker aufzufaſſen.

Laſſen wir aber den Künſtler und gehen zum Dilettanten über, ſo iſt zu dem in den frühern ſpeciellen Artikeln Geſagten nur Folgendes beizufügen.

1. Für den Muſikunterricht iſt man auf dem Lande meiſt ausſchließlich an die Schullehrer gewieſen. Da ſie von Amtswegen ſchon für die Schule, noch mehr als Organiſten Muſik verſtehen müſſen, ſo iſt dieſes Sachverhältnis ein ganz angemeſſenes; ein Lehrer, der auch guter Muſiklehrer iſt, findet dadurch eine nicht zu verachtende Nebeneinnahme. Aber diejenigen, die darin etwas leiſten, ſind ſeltener, als man nach der auf die Lehrerbildung verwendeten Sorgfalt denken ſollte. Der zu ausſchließliche Werth, der mehrere Jahrzehnte hindurch auf Geſang, namentlich Männergeſang und zwar Vereinsgeſang, gelegt wurde, hat, ſo ſchätzbar dieſes Streben an ſich war, doch zugleich die Folge gehabt, daß ſich die jungen Lehrer viel weniger zu einem gründlichen Inſtrumentalunterricht hergaben, namentlich die tüchtigen Clavierſpieler und Geiger ſelten wurden. Dafür wird, ſo viel wir warnehmen, jetzt wieder beſſer vorgeſorgt. Es iſt auch gewiß eine wichtige Aufgabe der Seminarien, die Schulamtszöglinge, wie ſie zu Lehrern in den andern Fächern gebildet werden, ſo auch zu Muſiklehrern zu bilden; ſie ſollen doch überhaupt die Träger der Bildung auch in die niedern Schichten des Volkes ſein, alſo darf ein ſolch populäres Bildungselement in ihrer Ausſtattung nicht fehlen. Das Seminar muß ſie zu dem Ende nicht nur mit der Methode bekannt

machen, ſondern auch mit der nöthigen Kenntnis der muſikaliſchen Literatur ausſtatten, damit ſie im Stande ſind, den Schülern die für jede Stufe paſſenden Stücke anzugeben und deren Beiſchaffung zu vermitteln. Ein tüchtiger Lehrer wird immer einen Vorrath von ſolchen ſich anlegen, wohl auch einen großen Theil ſelbſt abſchreiben. Muß er ſich vom Schüler oder deſſen Eltern erſt angeben laſſen, was man gerne ſpielen oder hören möchte, ſo wird nichts vernünftiges zu Stande kommen. — Wenn übrigens oben ein Schriftſteller erwähnt wurde, der den Muſikunterricht für Prinzen unter der Bedingung zulaſſen will, daß die Lehrer keine laſterhaften Menſchen ſeien, ſo machen wir dieſe Forderung auch für Kinder, die keine Prinzen ſind, d. h. wir müßen im Muſiklehrer auch den Menſchen achten können, ehe wir ihm ein Kind anvertrauen. Wir begnügen uns, bloß anzudeuten, wie oft ſchon Muſikſtunden bei Mädchen ein Verhältnis herbeigeführt haben, das nicht unter allen Umſtänden zum Heil der Schülerin ausgeſchlagen hat, wiewohl es allerdings auch an entgegengeſetzten, glücklichen Beiſpielen nicht fehlt. — Unter den Charakter-Eigenſchaften eines guten Muſiklehrers müßen wir aber Eine ganz beſonders hervorheben, das iſt die Geduld, die doch niemals ein Dulden der Unpünctlichkeit, Achtloſigkeit oder Faulheit wird. Geduld braucht wohl kein anderer Lehrer ſo viel, als der Muſiklehrer; ſelbſt der ſonſt ganz ruhige, gelaſſene Mann, bei dem die Geduld ihren Grund in einer herzlichen Liebe zu ſeinen Zöglingen hat, der überhaupt ſonſt die Sanftmuth ſelber iſt, kann, wofern er ein Muſiker iſt, grimmig wild werden, wenn etwas zuſammengeſpielt oder -geſungen wird, es kommt eine ſchöne Stelle, auf die er lange ſich freute, — aber die betreffende Stimme ſetzt nicht zu rechter Zeit ein, ſingt A ſtatt As, oder jagt voraus, ſtatt Takt zu halten. Man findet bei Männern, die ſonſt ganz und gar nicht hitziger Natur ſind, dieſen Zorn unbegreiflich; und doch iſt er ganz natürlich, denn das Schöne durch frevelnde Hand vernichten laſſen zu müßen, das iſt gerade dem unerträglich, der das Schöne liebt und hochhält. Es iſt dieſe äſthetiſche Entrüſtung ganz analog der ſittlichen Entrüſtung über jede Entweihung des Heiligen. Dieſen Zorn nun wollen wir dem Muſiklehrer nicht wehren; er wäre gar kein Muſiker, wenn er desſelben nicht fähig wäre; wo Liebe iſt, iſt auch Zorn.*) Aber das iſt dann die Weisheit und Selbſtbeherrſchung, die wir dem Lehrer zumuthen, daß er wohl und ſcharf unterſcheide, was aus Fahrläßigkeit und Bequemlichkeit gefehlt wird — weil man nicht pauſirt oder ſich den rechten Fingerſatz u. ſ. w. nicht gemerkt hat, — und was eben nur die Schwäch-

*) Allerdings mit Unterſchied. Johanna Kinkel ſagt a. a. O. I. S. 353 ſehr gut: „Es giebt pädagogiſche Naturen unter den Muſikern, die ſich beim Lehrerberuf wahrhaft glücklich fühlen können und den Kampf gegen die falſchen Noten als eine ebenſo ernſte Lebensaufgabe anſehen, als ein Paſtor den Kampf gegen die Sünden der Welt. Ibeles gehörte nicht zu dieſen und die kleinliche Seite des Clavierlehramtes war ihm gründlich verhaßt. Er hatte, wie alle tiefern Componiſten, ſehr reizbare Nerven und ſein muſikaliſches Gehör war ſo empfindlich, daß ſchrille Töne und unreine Harmonien ihm einen phyſiſchen Schmerz verurſachten, der bis zu krankhaften Zufällen geſteigert wurde, wenn eine Obrenmarter lange anhielt.“ Auch wir haben von Muſikern gehört, die neben einer ungelehrigen Schülerin in Gefahr kamen, ohnmächtig zu werden, ſo daß man mit Hofmannſchen Tropfen wieder gut machen mußte, was falſche Accorde unheilvolles angerichtet. Dies iſt aber nicht ganz dasſelbe, was wir eben meinen; auch wer ſtärkerer Nerven ſich erfreut, wird, je tiefer er muſikaliſch angelegt iſt, um ſo leichter in jene, dem ſittlichen Zorn verwandte Aufregung gerathen, die dem Frevel gilt, welchen täppiſche Hände an dem ihm Heiligen, d. h. dem Schönen, verüben. Es iſt aus dieſem Grunde nicht immer vortheilhaft, ein muſikaliſches Genie zum Lehrer zu nehmen; es giebt manche mittelmäßige Künſtler, die zwar über einen gewißen, nicht eben hohen Standpunct keinen Schüler hinauszuführen vermögen, weil ſie ſelbſt nicht über denſelben hinausgekommen ſind, die aber bis dahin, alſo namentlich was gründliche Notenkenntnis, guten Fingerſatz und feſten Takt anbelangt, ſehr gute Dienſte als Lehrer leiſten können. Einem genialen Muſiker muß man einen Zögling erſt übergeben, wenn jene Elemente ſicher eingeübt ſind und der Genius des Lehrers, ungehindert durch dieſe Dinge, auf den Genius im Schüler wirken kann. Es wird auch da noch manchen Aerger abſetzen.

heit des Anfängers, der Fehler eines erst Lernenden ist, der auch bei bestem Willen passiren kann. Dehnt sich das unwirsche Wesen des Lehrers auch auf diese Fehler aus, dann entmuthigt er den Schüler; und so schwer die Aufgabe für einen musikalischen Menschen ist, ein und dasselbe Stück dreißig- und vierzigmal, und vielleicht zum dreißigsten- und vierzigstenmal wieder denselben stets gerügten Schnitzer hören zu müssen, es hilft nichts, wer Musiklehrer sein will, muß zu dieser Geduldsübung, zu dieser Tortur einen entschlossenen Willen haben. Munterer den Zögling vielmehr auf, weiß er ihn namentlich dadurch zu belohnen, daß er ihm nie ein Stück zum Ueberdruß werden läßt, also jedes eigentlich so wählt, daß es den Schüler belohnt, daß es gerade so viel Anstrengung kostet, als der jungen Kraft angemessen ist, so kommt viel mehr heraus, als wenn er nie zufrieden ist und dem Schüler all seine Leistung verachtet.

2. Neben der eigentlichen Musikübung ist es, wie aus dem oben Gesagten folgt, wegen des lebendigen Zusammenhangs der musikalischen Bildung mit der allgemeinen und besonders der sittlichen Cultur nothwendig, daß dem Schüler auch über Musik etwas zu lesen gegeben wird. Das sind aber weder gelehrte Werke über den Contrapunct u. dergl., was nur derjenige zu lesen hat, der diese Dinge förmlich studiren will, noch jene überschwänglichen, oft wie halbverrückten Artikel über Musik, die in manchen Musikzeitungen sich ablagern, sondern es müßen in erster Linie biographische Werke sein, die dem Schüler die Meister in persönliche Nähe rücken, so daß er persönliche Theilnahme für sie hat, ihr Leben mitdurchlebt; also Werke, wie Otto Jahns Mozart, Chrysanders Händel; die Sachen von Ulibischeff über Mozart und Beethoven, wiewohl sein Werk über Mozart nicht frei von Leichtfertigkeit ist, die weder den Helden noch den Verfasser ehrt, die übrigens in der neuern Bearbeitung von Gantter einer wohlthätigen Castigation unterworfen ist. Ferner Riehls musikalische Charakterköpfe; Forkel über Seb. Bach, Dittersdorfs Selbstbiographie; Winterfeld über Palestrina und Gabrieli; Schindler, Marx, Lenz über Beethoven (dieser harrt freilich noch eines Biographen, der seiner Größe gewachsen wäre; Spohrs Selbstbiographie; Mendelssohns Briefe, Marx über Gluck, C. M. v. Webers Biographie von M. M. Weber u. a. m.; auch eine in Cassel herausgekommene Duodezsammlung kleiner, freilich bloß compilirter und in ihrem Werthe höchst ungleicher, nur nothdürftig genügender Biographien („die Componisten der neuen Zeit" von Neumann). Brendels Gesch. der Musik ist bis dahin ebenfalls zu empfehlen, wo er auf die Gegenwart zu sprechen kommt; er ist leider Zukunftsmusiker, deshalb wird er von dem genannten Punct an ungenießbar. Ein neues, umfassendes Werk hat Reißmann geliefert; von älteren ist zu nennen: Rochlitz für Freunde der Tonkunst; Thibaut über Reinheit der Tonkunst, Beckers Gesch. der Hausmusik in Deutschland im 16. und 17. Jahrh. (1840); ein wißbegieriger Schüler wird selbst das obengenannte Werk aus dem 16. Jahrhundert: Spangenberg „von der Musika," neu herausgegeben von Keller, mit Vergnügen und Belehrung lesen. Sogar romanhafte Sachen, wie Brachvogels „Friedemann Bach," Mörikes „Mozart auf der Reise nach Prag," die musikalischen Novellen von Elise Polko, in denen freilich mancher Anachronismus neben andern Schwächen mit unterläuft, möchten wir nicht ausschließen; wohl aber solch heillose Machwerke, wie Heribert Raus vielbändige Schreiberei über Mozart, worin das einzige, was man anständig lesen kann, aus besseren Autoren abgeschrieben ist. Aber auch Werke von mehr theoretisch-belehrender Art, wie Silchers populäre Harmonielehre, Marx allgemeine Musiklehre, Hanslik über das musikalisch Schöne ꝛc. sind in den Kreis solcher Lecture zu ziehen. Dazu dann Berichte über Musikaufführungen in der ganzen Welt, wie sie die alte von Fink redigirte Leipziger Musikzeitung brachte; eine Musikzeitung wie die Cäcilia unter Dehns, die Euterpe unter Hentschels Redaction: — solche Dinge müßen dem Musikschüler zu lesen gegeben werden, das weitet seinen Blick aus, es giebt der Freude an seiner Kunst immer frische Nahrung, und bildet zugleich das Urtheil, damit der Zögling gute und schlechte Musik nach ihren Merk-

malen unterſcheiden lernt, und ſo auch in ſeinem beſcheidenen Theil ein Träger der echten Kunſt wird.

3. Wenden wir Peſtalozzis Methodik auf die Muſik an, wie dies ſeiner Zeit von Hans Georg Nägeli, von Krebs u. a. geſchehen iſt, ſo werden wir zu demjenigen Verfahren gelangen, daß der Lehrer den Schüler durch ſtrenggeordnete, lückenloſe Uebungen, durch eine andauernde Gymnaſtik des Ohres, der Hände oder der Stimme zu künftigen Leiſtungen jeder Art befähigen — wie Nägeli ſagte, ſeine Tonkraft entbinden will. Da werden dann keine andere Stücke geſpielt, als die zum Zwecke der Uebung componirt wurden. Das iſt offenbar eine methodiſche Pedanterie. Als ob nicht ſchon während der Uebungszeit ſich Momente genug darböten, in welchen, ſowohl zur zuſammenfaſſenden Befeſtigung des bis dahin durch Uebungen Gelernten, als auch zur künſtleriſchen Belohnung deſſelben, ein paſſendes Stück aus der wirklichen, claſſiſchen Muſikliteratur aufgelegt werden dürfte; und als ob nicht an dieſen Stücken ſelbſt die beſten Uebungen gemacht werden könnten! Aber ebenſo gewiß oder vielmehr noch gewiſſer iſt, daß der ein ſchlechter Lehrer iſt, der, vielleicht der elterlichen Thorheit nachgebend, das Kind ſchnell ein Stückchen lernen läßt, d. h. auf einen Walzer, eine Polka es abrichtet, die es recht bald ſoll vorleiern können, während es nicht im Stande iſt, von einem ebenſo leichten andern Stück auch nur einen Takt richtig vom Blatte zu ſpielen! Die tüchtigſten Muſiker haben jeden Tag Uebungen geſpielt oder geſungen, mag das auch für Nachbarn eine noch ſo ſchlechte Unterhaltung ſein, es darf nicht erlaſſen werden. Wenn beides in ſorgfältig gewählter und geordneter Weiſe mit einander verbunden wird, dann wird ſowohl die Solidität des Spiels, die auf den Uebungen beruht, als die Fähigkeit, ſchnell auch das Neue aufzufaſſen und zu bewältigen, ſicher erlangt. — Ueber den Unſinn, den Schüler die Muſikſtücke in irgend welche poetiſche oder proſaiſche Ideen umdeuten zu laſſen, welche dadurch ausgedrückt ſein ſollen, haben wir uns ſchon in dem Art. Inſtrumentalmuſik (Bd. III. S. 709 ff.) ſattſam ausgeſprochen.

Nicht beſſer iſt die Weisheit, welche den Muſikſchüler ſogar ſchon von Anfang bereden will, alle Tonverhältniſſe ſeien der Ausdruck beſtimmter Vorgänge im Seelenleben, deren er ſich bei der Hervorbringung der Töne auch bewußt werden müſſe. Eine Schrift von K. und M. Lanz, „über die pädagogiſche Behandlung der Muſik auf Grundlage der Gehör-Entwicklungsmethode," Stuttgart 1855, S. 8. verſteigt ſich zu folgenden Behauptungen: „der Unterricht muß ſich von der unterſten Stufe an dem Innern des Seelenlebens zuwenden, zu deſſen Ausdruck die Tonſprache dient. — Sollen die Darſtellungsmittel für die Ausſprache deſſen, was die Seele bewegt, richtig angewendet, alſo ein reiner und wahrer Ausdruck erzielt werden, ſo muß die Aufmerkſamkeit des Zöglings ſchon von den Elementen an auf die Vorgänge in der eigenen Seele gewendet und wie die äußere Verſchiedenheit der Töne, Tongruppen, Intervalle, Takt- und Tonarten angeſchaut und verglichen werden, ſo müſſen auch die durch jene angeregten Empfindungen in geiſtige Betrachtung genommen und unter ſich und mit jenen Ausdrucksmitteln verglichen werden." Ihr armen Kinder, denen ein Lehrer die Lernzeit mit ſolchem Geſchwätze verderbt! Was ſollen denn das für Vorgänge im Innern der Seele ſein, denen die Terz, die Quart, die Octave u. ſ. w. entſprechen ſoll? Uebet und bildet doch, was euch zur Uebung und Bildung zugewieſen iſt, das Ohr, die Stimme, die Hand, das muſikaliſche Gedächtnis, den muſikaliſchen Geſchmack, kümmert euch aber nicht um das „Seelenleben," das ſich bei geſunden Menſchen ganz von ſelber ins richtige Verhältnis zum Muſikleben ſetzen wird; die Bildung des „Seelenlebens" und die Anleitung zur Kenntnis desſelben geht euch als Muſiker lediglich nichts an.

4. Wie niemand ein Maler wird, der nicht die Werke der Meiſter zu ſehen bekommt, ſo gehört es auch zur muſikaliſchen Bildung und zwar nicht nur des Künſtlers, ſondern auch des Dilettanten, daß er ſchon als Kind gute Muſik hört. Da iſt nun freilich eine gebildete Familie, die weit ab auf dem Lande oder in irgend einer banauſiſchen Umgebung lebt, übel daran, ſofern es ſich um das Hören von großen Tonwerken

und großen ausübenden Meiſtern handelt. Man muß ſich entſchließen, hie und da expreß zu ſolchem Zweck eine Reiſe mit den Kindern zu machen. Deſto mehr iſt dann die Hausmuſik werth, die man ſich ſelber macht; nur wird man, wenn man nichts anderes hört, als was man ſich ſelber bereiten kann, auch bei guten muſikaliſchen Kräften, leicht einen Beigeſchmack annehmen, der dem Kundigen in allerlei kleinen Zeichen (z. B. in der Ausſprache einer Sängerin, in den Tempis und dgl.) verräth, daß hier die Kunſt etwas ländlich geworden iſt. Solche Muſikſchüler, denen ihr Lehrer vielleicht die Meinung beigebracht hat, daß ſie auf dem Gipfel muſikaliſcher Bildung angelangt ſeien, weil ſie können, was er ſelbſt kann, ſind dann, wenn ſie einmal an rechter Stelle etwas rechtes hören, ganz unglücklich, weil ſie plötzlich ſehen, wie wenig ſie eigentlich gelernt haben; oder aber, und dieſer Fall iſt vielleicht der häufigere, ſind ſie von jener ſchmeichelhaften Meinung von ſich dermaßen erfüllt, daß ſie, auch wenn ſie Treffliches hören, den Unterſchied gar nicht gewahr werden, und entfernt nicht daran denken, ſich das Beſſere zum Vorbild zu nehmen. — Iſt in dieſer Beziehung die Jugend größerer Städte in weit beſſerer Lage, ſo iſt hier dagegen die Verſuchung auch nicht gering, daß ſie zu viel und vielerlei hört, und daß ſie auch in ihrem Geſchmacke der Mode des Tages ſich hingibt, ſtets neues liebt und dadurch geiſtig abgeſtumpft wird. Mancher Muſikfreund, der vielleicht kaum einmal des Jahres ſich das Vergnügen gewähren kann, eine gute Oper oder Symphonie zu hören, hört ſie mit mehr Verſtand und Genuß, als Hunderte, die ihr Abonnement bezahlen, jede Aufführung beſuchen, aber aus einer Mozartſchen Oper als dieſelben Menſchen heimkommen, wie aus einer Donizettiſchen oder Verdiſchen. Die Folge von Ueberfluß iſt Gleichgültigkeit; alſo hatte man darin Maß und treffe eine ſorgſame Auswahl.

5. Endlich haben wir, da oben von den Muſiklehrern die Rede war, noch mit einem Worte die Muſikſchulen zu berühren, die ja in der Reihe der Fachſchulen, näher der Kunſtſchulen nicht fehlen dürfen. Die älteſte in der Chriſtenheit, ein wahres Conſervatorium für die kirchliche Tonkunſt, war die Singſchule Gregors des Großen (ſ. d. Art.); ſpäter können einzelne Klöſter, welche ſich die Pflege dieſer Kunſt angelegen ſein ließen, wie namentlich St. Gallen, ſo genannt werden (ſ. Schubiger, die Sängerſchule St. Gallens, Einſiedeln 1858). Sofort finden wir, daß ſich um einzelne große Meiſter Schulen bilden, d. h. ein Schülerkreis ſich ſammelt, in welchem die Traditionen des Meiſters fortleben, freilich ſo, daß die begabteſten Schüler wieder ihre Wege ſelbſtändig gehen. So wurde Paleſtrina in ſeiner Jugend ein Schüler Claudius Goudimels, der in Rom als der erſte der Tonmeiſter anerkannt war. Die eigentlichen Conſervatorien, d. h. dotirte Anſtalten, für welche die Lehrer beſtellt werden, kommen erſt nach dem Anfange des 18. Jahrhunderts vor. Es nennt z. B. der Biograph Händels, Chryſander, da er ſeinen Helden 1706—1710 auf ſeiner italieniſchen Reiſe begleitet, nirgends ein Conſervatorium, mit welchen Inſtituten Händel doch ſicherlich in irgend eine, jedenfalls bedeutſame Berührung würde gekommen ſein. (Von dem zu Neapel wird zwar I, S. 247 geſagt, es beſitze Abſchriften von Händels Werken, aber ausdrücklich wird bemerkt, dieſelben ſeien viel ſpäteren Datums.) So viel wir haben auffinden können, war es eben Neapel, das ſich zuerſt eines ſolchen Inſtituts rühmen konnte. Der gefeierte Aleſſandro Scarlatti (geb. 1650 oder 1658, † 1725 ſ. Brendel, Geſch. der Muſik I, S. 97) ſammelte einen Kreis talentvoller Schüler; das war wohl der Anlaß, daß man (— wer dies war, iſt uns nicht gelungen, ausfindig zu machen) auf den Gedanken kam, ſolch ein Inſtitut ſtabil zu machen. Es war aber das neapolitaniſche, wie die folgenden italieniſchen Conſervatorien in Mailand und Venedig, urſprünglich geſtiftet in der Weiſe von Hoſpitälern; der Unterricht, Koſt und Wohnung ward unentgeltlich gereicht, dagegen mußten die Eingetretenen acht Jahre, die Mädchen ogar bis zu ihrer Verheirathung im Inſtitut bleiben, wo auch die Erziehung etwas löſterlich geweſen ſein muß. Wer ſich aber nicht als muſikaliſch begabt und fleißig eigte, wurde entfernt. Die Unterrichtsgegenſtände waren vorzugsweiſe Compoſition

und Gesang; Instrumentalmusik (die ohnehin in Italien immer tief unter der Kunst des Gesanges blieb, wie heut zu Tage noch die italienischen Orchester unter aller Kritik sind), kam wenig vor. Wenn diese Anstalten besonders in den beiden genannten Zweigen der Kunst viel geleistet haben, weil sie sich mühten, die ausgezeichnetsten Männer als Lehrer anzustellen und darum die Lehrstellen auch reich dotirten: so haben sie doch auch zu der von Italien ausgegangenen Ueberkünstelung des Gesanges viel beigetragen. Das erste außeritalienische Musikinstitut dieser Art war die Pariser école royale de chant et de declamation, die, von der Direction der großen Oper angelegt, im Jahr 1784 zum Staatsinstitut erhoben wurde. Die Revolution hat dieser Anstalt nur den Titel einer königlichen geraubt, sonst aber sie begünstigt; sie erhielt 1795 den seither beibehaltenen Titel Conservatorium. Namen wie Mehul und Cherubini glänzen unter den Lehrern und Vorstehern desselben. Besonders hat sich dasselbe durch die Lehrbücher für die einzelnen Zweige des Musikunterrichts verdient gemacht, wie überhaupt solche Institute eine vortreffliche Schule auch für die Lehrer und die Methodik des Unterrichts sind. Die Prüfung der sich zur Aufnahme meldenden ist eine scharfe; an öffentlichen Productionen und an Prämien fehlt es natürlich nicht. — In der Folgezeit haben allmählich auch andere Hauptstädte solche Musikschulen errichtet; in Brüssel besteht ein Conservatorium unter Fetis, in Petersburg seit neuester Zeit unter Rubinstein; in Warschau schon früher; Deutschland hat eine ganze Reihe aufzuweisen. Wir wollen nicht auf Anstalten, wie die Leipziger Thomasschule zurückgehen, weil in diesen die Musik nur einen Zweig des Unterrichts bildet, wenn auch dieser zeitweise solcher Schule ihren größten Glanz verleiht; solcher musikalischen Sammelpuncte wären auch sonst manche zu nennen. Auch die Berliner Singakademie, 1789 von Fasch gestiftet, hernach vorzüglich durch Zelter in hohen Schwung gebracht, ist nicht eine Musikschule, sondern ein Musikverein, der nur — wie dies ähnliche Gesellschaften auch sonst zu thun pflegen — eine Vorschule für seine Aspiranten hält. Die erste eigentliche Musikschule in Deutschland ist die Prager, im J. 1808 von einer Anzahl böhmischer Edelleute gestiftet, die damit dem Verfall der musikalischen Bildung in Böhmen entgegenzutreten beabsichtigten. Aus dieser Schule, die fortwährend in Blüte steht (s. die Denkschrift zum 50jährigen Jubiläum derselben, von Dr. Ambros, Prag 1858, S. 77. ff.) sind bedeutende Musiker und Sänger hervorgegangen, wie Kalliwoda, Gläser, Dreyschock, Neukirchner, Boch, Abert, Winternitz, die Sonntag, Schüttky u. a. Sie zählte von 1811—1855 147 Gesangschüler und 847 Instrumentalisten. Ihr folgte 1816 das Wiener Conservatorium, zuerst nur als Singschule, die sich aber nach wenigen Jahren zu einer allgemeinen Musikschule erweiterte. Die Zahl der Schüler beläuft sich durchschnittlich für das Jahr auf 300. (S. Schillings Universallexikon der Tonkunst, Bd. II S. 294.) Das Leipziger Conservatorium wurde 1842 auf Mendelssohns Betrieb errichtet; der Glanz seines Namens ward der Anstalt nach Verdienst erhalten durch Männer wie Hauptmann und Rietz. Das Kölner, 1849 gestiftet, steht unter Ferdinand Hillers Leitung, das Münchner, um einige Jahre jünger, unter Hauser, die Berliner Akademie der Tonkunst unter Kullak, und außerdem ein Conservatorium unter Stern; ebenso das Dresdner Institut unter Rietz. Mit Ehren reiht sich diesen Instituten die Stuttgarter Musikschule an, die im April 1857 von Dr. Brachmann, einem bemittelten Kunstfreund in Verbindung mit Prof. Dr. Faißt und mehreren andern Künstlern (Lebert, Stark, Speidel, Hofmusikus Keller u. a.) gegründet wurde. Sie hatte zum Anfang etliche und 60 Schüler, im zweiten Jahre schon 160, im dritten 270, seitdem jährlich regelmäßig zwischen 3—400, worunter etwa ein Fünftheil Ausländer; die Gesammtzahl der in ihr gebildeten Musiker beläuft sich bereits auf nahezu eintausend. Es wird wohl mit der Zeit auch für diese Anstalten der Staat, der doch für andere Künste großartige Institute gründet, so viel Interesse gewinnen, daß er sie nicht nur mit Beiträgen unterstützt, was zum Theil jetzt schon geschieht, sondern sie zu Staatsanstalten erhebt; erst durch sie wird die Reihe der höheren Bildungsanstalten, in welcher Universität, Polytechnikum,

Schule für die bildenden Künste u. s. w. stehen, zu einem vollständigen Ganzen. Es sind wohl je und je, namentlich in Verbindung mit den Theatern, solche Schulen auch aus Staatsmitteln unterhalten worden, z. B. das oben erwähnte Musikinstitut, das im J. 1812 der Stuttgarter Hofsänger Krebs als Singschule privatim eröffnet hatte, das dann von König Friedrich zur Staatsanstalt erhoben und erweitert wurde, dem das Staatswaisenhaus seine musikalischen Zöglinge überantworten mußte, damit sie für das Hoftheater ihre Bildung erhielten. Aber durch diese enge Verbindung war auch ihr Wirkungskreis beschränkt; es konnte namentlich für Dilettanten (s. unten) auf diesem Wege nicht viel erreicht werden. — Die Aufgabe für eine Musikschule wird immer im wesentlichen eine doppelte sein, nämlich 1) jenen Kunstjüngern, die die Musik zu ihrem Lebensberuf gewählt haben, diejenige Ausbildung zu geben, durch die sie befähigt werden, in ihrer Kunst, sei es Composition, sei es Gesang, sei es Instrumentenspiel, wenn sich die Kunst der Direction anschließt (Partituren-lesen u. s. s.) — Meister zu werden; aber auch 2) musikbegabten Dilettanten die Möglichkeit einer ihrem Talent und Kunstsinn entsprechenden höheren Ausbildung zu gewähren, als sie da gegeben ist, wo es vom Zufall abhängt, ob man einen wirklich tüchtigen Lehrer findet. Eine vollständige Musikschule muß eine Künstlerschule und eine Dilettantenschule in sich zusammenfassen. Denn so wenig der Dilettantismus die Kunst auf ihrer Höhe zu halten vermöchte, wenn nicht durch Männer, die ihr das ganze Leben und die ungetheilte Kraft eines reichen Geistes widmen, die künstlerische Production und Virtuosität (im guten Sinne dieses Wortes) repräsentirt und erhalten würde: so wenig wäre doch der Kunst gedient, wenn es nur Virtuosen und Componisten und keine Dilettanten, d. h. keinen künstlerischen Mittelstand gäbe, in welchem sich die Gesammtbildung der Nation darstellt und der für die Kunstwerke nicht nur das Auditorium, also dem Producenten gegenüber das ihm nöthige consumirende Publicum ausmacht, sondern auch die Wirkung derselben aufs Gesammtleben, ihr Einheimischwerden in den Familien, ihre pädagogische Verwerthung für das heranwachsende Geschlecht vermittelt. Der Dilettant ist es, der, wenn seine musikalische Bildung sich nicht mit einigen Walzern oder der Theilnahme an einem Liederkranz begnügt, diese musikalische Bildung mit der übrigen Cultur verbindet und dadurch auf die Kunst selber nach ihrer allgemeinen Bedeutung für Leben und Humanität wohlthätig zurückwirkt. So hoch auch der Musiker vom Fach auf allen Dilettantismus niederblicken mag, ein Werk wie Otto Jahns Mozart zeigt deutlich, wie vortheilhaft es für die Musik und ihr Verständnis ist, wenn Dilettanten von solchem Wissen und Können mit dem Licht ihrer Gelehrsamkeit, ihrer Forschungsweise, ihrer classischen Darstellung auch die musikalischen Größen beleuchten. **Palmer.**

Musterlehrer, s. Musterschule.

Musterschule. Ein schönes Wort, wenn es die Wahrheit enthält, aber nicht ohne Gefahr, wenn es zum Namen wird. Wir finden es, wenn wir nicht irren, erstmals in der philanthropistischen Zeit und zwar bei Rochow, der in Rekahn eine Musterschule errichtete, d. h. eine Schule nach philanthropistischen Principien, in welcher jedermann sich ein Muster holen könnte. Noch in neuerer Zeit hat man in Zürich „Normal- oder Musterschulen errichtet, welche für die Schulen jedes Bezirks das Bild einer guten Schuleinrichtung in der Wirklichkeit darstellen sollen" (Kirsch, Volksschulrecht II, 153); solche Schulen haben dann die Schulamtscandidaten und die nur „bedingtfähigen Lehrer jährlich zwei ganze oder vier halbe Tage lang" zu besuchen. So erhält (Kirsch, ebendaselbst) in Oesterreich „der vorzüglichste Triviallehrer in jedem Districte den ehrenvollen Namen Musterlehrer und seine Schule Musterschule" und die schwächeren Schullehrer werden angewiesen, sich darin eine bis drei Wochen lang „in den nöthigen Stücken unterrichten zu lassen und das hierüber erhaltene Zeugnis dem Districtsaufseher einzusenden." Die Einrichtung mag unter Umständen nicht übel sein. Strebsame Lehrer haben selbst den natürlichen Wunsch, solche Amtsgenossen, welche für besonders tüchtig gelten, in ihrer unmittelbaren Thätigkeit zu sehen und zu beobachten, um von ihnen

zu lernen (vgl. die beiden Art. Fortbildung S. 410 und 415), und wenn eine Schulverwaltung jüngere oder ſchwächere Lehrer, ſowie auch Pfarrauntscandidaten zu ſolchem Beſuche vorzüglicher Schulen anhält, ſo wird das in vielen Fällen ſehr wohlgethan ſein. Aber die Beilegung einer officiellen Benennung iſt nicht unbedenklich, ſofern ſie gar leicht Hochmuth und Neid erwecken kann; der Name ſagt auch vom Lehrer und von der Schule Prädicate aus, die vielleicht zur Zeit der Prädicirung vollkommen wahr ſind, aber mit der Zeit allmählich ihre Wahrheit verlieren, wenn der Lehrer infolge irgendwelcher Umſtände, z. B. zunehmenden Alters aufhört, ſein Amt in muſtergültiger Weiſe zu verwalten. Die Behörden werden bei der Beſetzung von Lehrſtellen an ſolchen Anſtalten, welche vorzugsweiſe muſterhaft eingerichtet ſein ſollten, mit beſonderer Sorgfalt zu Werke gehen; aber auch die Behörden können irren und fehlgreifen, und wenn dann der Name beſtehen bleibt, während die Sache abhanden gekommen iſt, ſo iſt das ſchlimm; alſo lieber weg mit dem Namen.

In einem engeren Sinne wird das Wort Muſterſchule von ſolchen Schulen gebraucht, welche mit Lehrerbildungsanſtalten in Verbindung ſtehen, auch Seminarſchulen genannt, wie z. B. die Normal- oder Muſterhauptſchulen in Oeſterreich (vgl. d. Art. Landſchule S. 155), die Muſterſchulen an den württembergiſchen Lehrerſeminarien, und auch ihre Lehrer heißen Muſterlehrer (vgl. d. Art. Lehrer S. 205). Von ſolchen Schulen, welche, nach Einrichtung und Betrieb, muſterhaft den Lehramtszöglingen ein Vorbild zu geben beſtimmt ſind, das ſie künftig vor Augen haben und nachahmen ſollen, ſind wohl zu unterſcheiden die Uebungsſchulen für die Seminariſten, an welchen dieſe unter Aufſicht und Leitung eigene Verſuche im Unterrichten machen und ſich im Schulhalten üben ſollen. Dieſe, eine Art didaktiſcher Verſuchsfelder, werden in der Wirklichkeit nicht eben Muſterwirthſchaften darſtellen; das Nähere hierüber wird der Artikel Schullehrerſeminar zu geben haben.

Muth. Schon unter den „Cardinaltugenden", deren Vierzahl nicht von den Stoikern zuerſt aufgeſtellt, ſondern wohl von Sokrates bereits als populäre Annahme vorgefunden wurde, hat bei den verſchiedenen Modificationen ihrer Zuſammenſtellung doch immer der Muth ſeine Stelle gefunden. Sein griechiſcher Name aber, ἀνδρεία, bezeichnet ihn als die eigentlich männliche und manneswürdigſte Tugend, und als ſolche iſt er von Plato (Staat, IV, 7) kurz, von Cicero (Off. I, 61—92) ausführlich und nicht ohne nützliche pädagogiſche Winke dargeſtellt worden. Da nun die Erziehung im Knaben vorbereiten und hervorbilden ſoll, was man ſpäter bei dem Mann finden will, ſo ſollte man denken, es müßten die Pädagogen in ihren Syſtemen und Lehrbüchern dem Muthe, dieſer echten Mannestugend, jederzeit eine ausgezeichnete Stelle angewieſen und ihn mit beſonderem Nachdrucke empfohlen haben. Bei näherem Zuſehen aber ſieht man in dieſer Erwartung ſich völlig getäuſcht. Wenn es wahr iſt, was Kapp in ſeiner Schrift gegen Schelling einmal behauptet hat, daß die charakteriſtiſche Grundeigenſchaft des deutſchen Geiſtes der Muth ſei, ein Ruhm, den übrigens Cicero für ſein Volk in Anſpruch nimmt (Off. I, 61: Maximeque ipse populus Romanus animi magnitudine excellit); ſo könnte man das Schweigen deutſcher Pädagogen über dieſen Punct daraus erklären, daß ſie die Sache als eine für den Deutſchen ſelbſtverſtändliche nicht erwähnt hätten. Zutreffender aber wird die Erklärung ſein, daß eben — und nicht allein bei deutſchen Pädagogen — die Rückſicht auf die Bildung des Verſtandes und auf die Mehrung des Wiſſens die Rückſicht auf die Charakterbildung allzuſehr überwog. Es gilt dies von der Periode des erſten Erwachens eines allgemeineren Intereſſes für Erziehung und Volksbildung in der reformatoriſchen Zeit, welcher die Bildung eines Ciceronianus als höchſtes Ideal vorſchwebt, wie von dem namentlich durch Rouſſeau wiedererweckten pädagogiſchen Enthuſiasmus des vorigen Jahrhunderts, welcher die Erziehung zu einem aufgeklärten und nützlichen Weltbürger als ſein Ziel verfolgte. Die praktiſchen Engländer haben ſich nicht verleiten laſſen, bei ihrer Erziehung einem ſolchen einſeitigen Intellectualismus zu huldigen, und darum

werden wir uns nicht wundern, gerade bei Locke in einem besonderen Paragraphen (115) von Feigheit und Muth mit anerkennenswerther Ausführlichkeit gehandelt zu sehen. Uebrigens lernte auch das deutsche Volk bald in der schweren Schule der Noth und der nationalen Erniedrigung den Grundsatz der englischen Pädagogik schätzen: Not measures but men! Man erkannte, daß es nicht genüge, mit den Künsten einer abstracten Methode den Verstand aufzuklären, die Denkthätigkeit zu üben und den Geist mit allerlei nützlichen Kenntnissen zu bereichern; sondern daß durch die anregende Kraft der tüchtigen Persönlichkeit des Erziehers eine kräftige und muthige Jugend hervorgebildet werden müsse, die den großen Aufgaben der Zeit gewachsen sei. Seitdem wird denn, wenn auch nicht gerade in den Systemen der Pädagogen von Fach, auch der Muth als eine der Eigenschaften, zu welchen der deutsche Knabe zu erziehen sei, häufiger genannt. Merkwürdigerweise hat Jean Paul, der sinnige Lehrer namentlich für Kinder- und Mädchenerziehung, doch auch die Mannestugend des Muthes den Erziehern mit ganz besonderem Nachdrucke zur Pflege empfohlen. Seine geistvollen und treffenden Bemerkungen eröffnet er mit den Worten: (Levana, § 105; die Vorrede zur 1. Aufl. ist vom 2. Mai 1806) „die eine Zeit braucht Männer, um zu entstehen, die andere, um zu bestehen; die unsre hat sie zu beidem nöthig, dennoch fürchtet die Erziehung nichts mehr, als die Bemannung der Knaben, die sie entmannt, wo sie nur kann. Kinder- und Schulstuben sind nur Sakristeien zu jenen Tempeln, die die Römer dem Pavor und Pallor (dem bleichen Schrecken) gebaut. Ordentlich als wenn die Welt jetzt des Muthes zu viel hätte, wird von Erziehern Furcht durch Strafen oder Thaten eingeimpft, Muth nur durch Worte empfohlen; kein Unternehmen, nur das Unterlassen wird gekrönt." Doch gehört auch vieles von dem hierher, was namentlich Herbart in seinen pädagogischen Werken über „die Charakterstärke der Sittlichkeit" sagt, und auch Beneke hat einen Paragraphen (I, § 28) über „die Gewöhnung zu kräftigem Dulden und Widerstreben." Doch vermißt man überall gerade das ebenso schöne, als bündige Wort „Muth", welcher nicht allein die Standhaftigkeit im Dulden und die durch Hindernisse unbeirrte Stetigkeit in der Verfolgung des einmal vorgesetzten Zieles ausdrückt, sondern auch jene die Gefahren verachtende frische Begeisterung im Kampfe um die Erfüllung der Aufgaben, welche das höhere Gesetz dem Menschen stellt. Auch in Wiese's schöner Betrachtung über „die Bildung des Willens" finde ich des Muthes nur an der einen Stelle ausdrückliche Erwähnung gethan, wo der fröhliche Muth und die männliche Entschlossenheit gepriesen werden, welche in der Zeit der Freiheitskriege unser in der Schule der Leiden gestähltes Volk schmückten.

Der Unterzeichnete darf wohl annehmen, er habe die Betrauung mit der Abfassung dieses Artikels dem Umstande zu verdanken, daß er in seinen „Grundzügen der Erziehungslehre" (§ 47) dem Muthe eine ausgezeichnetere Stelle angewiesen hat, als es sonst in den Lehrbüchern der Pädagogik gebräuchlich ist. Nach dem Vorgange Platon's, welcher als die Tugend der Vernunft die Weisheit, als die Tugend des Muthes die Tapferkeit, als die Tugend der sinnlichen Begehrungen die Mäßigkeit darstellt, wird dort der Muth als die Cardinaltugend des Willens bezeichnet und der pädagogischen Beachtung mit nicht geringerem Nachdruck empfohlen, als die Pflege der Liebe, als der Cardinaltugend des Gefühls, oder der Wahrhaftigkeit, als der Cardinaltugend des Denkens. Wir verstehen aber unter Muth das mit der Hoffnung des Gelingens verbundene Bestreben, dasjenige, was die Pflicht fordert, allen Hindernissen und Gefahren gegenüber durchzusetzen (Kant: „die Fassung des Gemüths, die Gefahr mit Ueberlegung zu übernehmen." „Muthig also ist, wer die Gefahr glaubt, aber doch aus Grundsätzen auf sie losgeht.") Tapferkeit ist der in Gefahren anhaltende Muth. Wo die Hoffnung des Gelingens überwogen wird durch die Möglichkeit des Mislingens, da artet der Muth in Verwegenheit, wo die Gewißheit des Mislingens vorliegt, da artet er in Trotz aus.

Bei dem wahren Muth nun beruht die Hoffnung des Gelingens auf der Ueberzeugung, daß dasjenige, was durchgesetzt werden soll, mit dem Willen Gottes übereinstimmt, und daß alles, was im Namen Gottes und im Vertrauen auf Gott begonnen wird, nothwendig und auf die Dauer gelingen muß. Dabei versteht es sich von selbst, daß diese dem wahren Muthe wesentliche Hoffnung des Gelingens keineswegs auf der bestimmten Aussicht zu beruhen braucht, daß der Muthige in diesem zeitlichen Leben noch die Früchte seines Kampfes erndten werde, vielmehr zeigt sich der Muth gerade dann am herrlichsten, wenn er selbst das Leben wagt in der festen Hoffnung auf den künftigen Sieg der guten Sache. Immer aber muß es eine sittliche Forderung sein, wofür der Muth den Kampf unternimmt und die Kraft einsetzt. Itaque, sagt Cicero, probe definitur a Stoicis fortitudo, quum eam virtutem esse dicunt propugnantem pro aequitate . . .; animus paratus ad periculum, si sua cupiditate, non utilitate communi impellitur, audaciae potius nomen habeat quam fortitudinis; und Schiller: „Das Leben wagt der Muth, nicht das Gewissen." Von diesem „moralischen Muth" hat man einen „physischen Muth" unterschieden, welcher auf dem Selbstvertrauen im Gefühl der physischen Kraft und auf der natürlichen Vordringlichkeit des Temperamentes beruht und daher, wegen der größern natürlichen Kraft des Mannes und seiner nach außen wirkenden vorherrschenden Selbstthätigkeit, vorzugsweise eine männliche Eigenschaft ist, während die entsprechende weibliche Tugend die Geduld ist, welche „das Leiden durch Gewohnheit unmerklich zu machen sucht" (Kant). Dieser physische Muth bedarf übrigens der Verbindung mit dem moralischen, damit er das rechte sittliche Maß finde, damit mit dem Muth, welchen auch der Mameluk zeigt, der Gehorsam sich paare, welcher des Christen Schmuck ist. Andrerseits kann durch Uebung der Kraft und Erweckung des Selbstvertrauens und durch Anregung der Selbstthätigkeit auch in dem von Natur wenig dazu Disponirten mit dem physischen Muthe zugleich der moralische gefördert werden. Daß auch das weibliche Geschlecht hohen Muthes fähig ist, davon bietet die Geschichte, bieten insbesondere die Heldenzeiten der kämpfenden Kirche zahlreiche und glänzende Beweise dar; gleichwohl liegt es nach dem so eben Angedeuteten in der Natur der Sache, wenn wir bei den folgenden Bemerkungen vorzugsweise die Erziehung von Knaben und Jünglingen im Auge haben.

Echt pädagogisch hat nun Plato den Muth definirt, wenn er ihn als eine Kraft bezeichnet, welche unter allen Umständen die Ansicht über das, was zu fürchten ist, bewahrt, daß es eben dasjenige und von der Art sei, als was und von welcher Art es bei der Erziehung dargestellt worden ist. Hiernach käme es also bei der Pflege des Muthes vor allem darauf an, daß in dem Zögling die richtige Ansicht darüber begründet werde, was zu fürchten ist und was nicht. Und in dieser Beziehung hat nun der Heiland selbst den leitenden Grundsatz uns vorgeschrieben in seinem einfachen Worte (Matth. 10, 28): „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten. Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle." Keine Gefahr also, welche nur unser leibliches Leben bedroht, ist im vollen und eigentlichen Sinne zu fürchten, nicht einmal der Tod, geschweige Schmerz und Entbehrungen; denn das alles trifft nicht den Kern unseres Lebens. Wir erinnern hier an das im höchsten und edelsten Sinne muthvolle Wort Schleiermacher's in den Monologen: „Vermags der wiederholte Schmerz, vermögens die mancherlei Leiden niederzudrücken den Geist, daß er unfähig wird zu seinem eigensten innersten Handeln? Ihnen widerstehen ist ja auch sein Handeln, und auch sie rufen große Gedanken zur Anwendung hervor in's Bewußtsein. Dem Geist kann kein Uebel sein, was sein Handeln nur ändert." Wahrhaft zu fürchten ist nur der Abfall von Gott, womit der Mensch seinem besseren Selbst, welches dem ewigen und lebendigen Gott zugewandt ist, untreu wird und darum Verlust an wahrem Leben erleidet und dem wahren, geistlichen Tode entgegengeht. Neben dieser Erkenntnis muß denn auch die Gesinnung gepflegt werden, welche die

Güter des wahren höheren Lebens höher schätzt und eifriger sie zu bewahren strebt, als zeitliches Gut, die Gesinnung, welche der Heiland, bald nach jenem anderen Worte, in der Mahnung empfiehlt (V. 39): „Wer sein Leben findet, der wird es verlieren, und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.“ Der Zögling muß lernen, das Gefühl der Unabhängigkeit von äußeren Bedürfnissen höher zu schätzen, als das sinnliche Vergnügen, welches in der Befriedigung solcher Bedürfnisse liegt; die innere Befriedigung, welche die Bekämpfung und Ueberwindung des Schmerzes durch die Kraft des Willens gewährt, höher als das sinnliche Behagen, welches durch den Schmerz gestört wird; und auch das Selbstgefühl, durch innere Kraft und frische Beweglichkeit dem Frost Trotz bieten zu können, höher, als den stattlichen Mantel, in welchem der reiche Muttersohn einen bequemeren Schutz gegen die Unbilden der Witterung findet. Dann wird er auch Gott, Ehre, Freiheit und Vaterland höher halten lernen, als das sinnliche Behagen in einer Knechtschaft, welcher nur der verfällt, dessen inwendiger Mensch erst zu einem Knechte seines äußerlichen Menschen geworden ist. Und mit einer solchen Erkenntnis und Gesinnung muß und wird sich endlich auch die freudige und zuversichtliche Hoffnung verbinden und das Vertrauen auf Gottes Beistand und auf das weitere Wort des Herrn (Matth. 19, 26), daß bei Gott alle Dinge möglich sind. Auch der Knabe kann schon etwas erfahren von der Kraft Gottes, die in dem Schwachen mächtig ist, und aus eigner Erfahrung einstimmen lernen in das große Wort des Paulus (Phil. 4, 13): „Ich vermag alles, durch den, der mich mächtig macht, Christus.“ Das Sprüchwort sagt: „Gut verloren, nichts verdorben; Muth verloren, halb verdorben; Ehre verloren, ganz verdorben.“ Wir möchten hier der Ehre, sofern nur von der äußeren Ehre in den Augen der Menschen die Rede ist, die zweite Stelle und vielmehr dem Muth die dritte und höchste einräumen, denn so lange der wahre Muth noch nicht verloren ist, ist in der That nichts verloren, weil in ihm die Möglichkeit gegeben ist, alles Verlorene wieder zu gewinnen.

Fragen wir nun nach den Mitteln, welche die Erziehung anzuwenden hat, um diesen wahren Muth in dem Zöglinge vorzubereiten, zu begründen und zu pflegen, so tritt uns auch hier wieder als ein besonders wichtiges, weil es den Erfolg der Anwendung aller übrigen wesentlich bedingt, das eigne Beispiel des Erziehers entgegen. Leben zündet sich nur am Leben an; mithin das höchste im Kinde nur durch Beispiel (Jean Paul). Ein Lehrer, welcher sinnliche Genüsse höher achtet, als geistigen Genuß; welcher seinen Leib nur zu haben scheint zu einer egoistischen, weichlichen und ängstlichen Pflege und nicht, damit er dem Geist für die Zwecke des höheren Lebens jederzeit zum Dienste bereit sei; welchem seine Bequemlichkeit mehr gilt als seine Pflicht; welcher sich mehr von Rücksichten auf Personen bestimmen läßt, als von der Rücksicht auf die Sache und welcher um des lieben Friedens auch mit unverständigen und unbilligen Menschen willen den wahren Frieden eines reinen Gewissens preisgiebt — von einem solchen Lehrer werden die Ermahnungen zu muthvoller Gesinnung bei den Zöglingen wenig fruchten. Dagegen wird oft wiederholter ausdrücklicher Ermahnungen dieser Art derjenige gar nicht bedürfen, welcher durch sein ganzes Verhalten zeigt, daß sein Sinn und Wesen den höchsten und ewigen Zielen des Lebens stets zugewandt ist, und daß er dem, was die gemeine Masse für die Hauptsache hält, eine muthige Geringschätzung entgegensetzt. Ein solcher Lehrer wird der rechte Interpret der für unseren Zweck wahrhaft classischen Stelle in Cicero's Officien (I, 68): „Non est autem consentaneum, qui metu non frangatur, eum frangi cupiditate: nec, qui invictum se a labore praestiterit, eum vinci voluptate. Quamobrem et haec videnda sunt, et pecuniae fugienda cupiditas. Nihil enim est tam angusti animi tamque parvi, quam amare divitias: nihil honestius magnificentiusque, quam pecuniam contemnere, si non habeas; si habeas, ad beneficentiam liberalitatemque conferre. Cavenda est etiam gloriae cupiditas . . . Eripit enim libertatem, pro qua magnanimis viris

omnis debet esse contentio. In den Händen eines Lehrers von dieſer Art geſtalten ſich denn auch die großen Beiſpiele der Geſchichte zu dem zweiten, höchſt wirkſamen Mittel zur Erweckung und Förderung des Muthes. Schon die Beiſpiele der bibliſchen Geſchichte ſind in dieſem Sinne zu verwenden. Das herrliche 11. Kapitel des Hebräerbriefs zeigt eine „Philoſophie der Geſchichte“ im höchſten Stil, wie die geſammte altteſtamentliche Geſchichte eine glorreiche Geſchichte desjenigen iſt, was der auf Gottvertrauen gegründete wahre Muth der feindſeligen Welt gegenüber vermag, und ich muß mir hier die Worte des heiligen Schriftſtellers aneignen (V. 32—34): „Die Zeit würde zu kurz, wenn ich ſollte erzählen von Gideon und Barak und Simſon und Jephthah und David und Samuel und den Propheten, welche haben durch den Glauben Königreiche bezwungen, Gerechtigkeit gewirket, die Verheißung erlanget, der Löwen Rachen verſtopfet, des Feuers Kraft ausgelöſchet, ſind des Schwertes Schärfe entronnen, ſind kräftig geworden aus der Schwachheit, ſind ſtark geworden im Streit, haben der Fremden Heer darnieder geleget.“ Durch den Glaubensmuth der wahren Vertreter und Helden des alten Bundes iſt es dem kleinen israelitiſchen Volk gelungen, während auf menſchliche Macht gegründete gewaltige Reiche neben ihm zuſammenſtürzten, ſeine politiſche Selbſtändigkeit lange Zeit, ſeine geiſtige Eigenthümlichkeit immer zu bewahren und in der makkabäiſchen Zeit auch jene einem mächtigen Reiche gegenüber wieder zu erkämpfen. Aber erſt im neuen Bunde offenbart ſich der Gottesmuth, von allen äußeren Mitteln entblößt, in ſeiner reinen geiſtigen Kraft, entſpringend aus dem Glauben an den, „welcher, wie der Hebräerbrief in unmittelbarem Anſchluſſe an jene Darſtellung ſagt (12, 2), da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete er das Kreuz und achtete der Schande nicht und iſt geſeſſen zur Rechten auf dem Stuhl Gottes.“ Einen herrlicheren Ausdruck aber hat die weltüberwindende Kraft und Freudigkeit des ſeines guten Grundes ſich bewußten Muthes nirgends gefunden, als in den Worten des Paulus (Röm. 8, 35, 37—39): „Wer will uns ſcheiden von der Liebe Gottes? Trübſal oder Angſt, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert? — Aber in dem allem überwinden wir weit um deß willen, der uns geliebet hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürſtenthum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Creatur mag uns ſcheiden von der Liebe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt, unſerm Herrn.“ In der Geſchichte des claſſiſchen Alterthums ſind beſonders die helleniſchen Befreiungskriege reich an erhebenden Beiſpielen des Muthes, daneben die erſte Zeit der römiſchen Republik, deren Tugenden Horaz in einigen ſeiner ſchönſten Oden feiert.

Ganz beſonders aber fordert glücklicherweiſe die Geſchichte unſeres deutſchen Volkes zur Verwerthung in der angegebenen Abſicht auf. „Vaterländiſche Geſchichte iſt Thatenerhalterin des Volkes, und Thatenentzünderin durch lebendiges Beiſpiel“ (Jahn, Deutſches Volksthum S. 273). Bei dem deutſchen Stamme nahmen Muth und Freiheitsliebe eine ganz eigenthümliche Geſtalt an. Er wird nicht beherrſcht von jenem abſtracten Freiheitsſchwindel, wie er unſere weſtlichen Nachbarn ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts von Zeit zu Zeit immer wieder ergreift, um ſie dann immer wieder der Tyrannei in ihren verſchiedenen Formen zur Beute werden zu laſſen. Sondern die Freiheit, welche der deutſche Muth verficht, beſteht in dem unbehinderten Rechte, die deutſche Stammeseigenthümlichkeit zu bewahren und ihr gemäß zu leben. Freiheit, ſagt Fichte von unſeren deutſchen Vorfahren, Freiheit war ihnen, daß ſie eben Deutſche blieben, daß ſie fortfuhren, ihre Angelegenheiten ſelbſtändig und urſprünglich ihrem eigenen Geiſte gemäß zu entſcheiden, und dieſem gleichfalls gemäß auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken, und daß ſie dieſe Selbſtändigkeit auch auf ihre Nachkommenſchaft fortpflanzten: Sklaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil ſie dabei etwas anderes denn Deutſche, weil ſie halbe Römer werden müßten. Es verſtehe ſich von ſelbſt, ſetzten ſie voraus, daß jeder, ehe er dies werde, lieber ſterbe, und daß ein wahrhafter Deutſcher nur könne leben wollen, um

eben Deutſcher zu ſein und zu bleiben, und die Seinigen zu eben ſolchen zu bilden." Der deutſche Muth, welcher dieſe deutſche Freiheit beſchützt, hat im Kampfe mit den Römern die deutſche Stammeseigenthümlichkeit behauptet und am Ende dem deutſchen Stamme ſelbſt die Herrſcherrolle auf dem Schauplatze der Weltgeſchichte erkämpft, und ſeinem „beharrlichen Widerſtande verdankt es die ganze neue Welt, daß ſie da iſt, ſo wie ſie iſt" (Fichte). Es iſt alſo die Freiheit des individuellen Lebens und ſeiner ungehinderten Entwicklung, was das deutſche Naturell verlangt. Und wie dieſes Verlangen aus der Innerlichkeit des deutſchen Gemüthes hervorgeht, ſo erklärt es ſich aus dieſer auch, daß der deutſche Muth vorzugsweiſe zum Muthe der Wahrheit wird. Der deutſche Geiſt ruht nicht, ſo lange noch eine Schranke oder eine Trübung zwiſchen ihn und die Wahrheit ſich ſtellt, und darum hat nicht allein die philoſophiſche Speculation beim deutſchen Volke die eifrigſte Pflege gefunden, ſondern auch der reinen evangeliſchen Wahrheit, nicht als einem neuen Geſetze, ſondern als einer Kraft Gottes ſelig zu machen, hat ſich zuerſt das Gemüth unſeres Volkes wieder aufgeſchloſſen, um ſie am innigſten und lebendigſten ſich anzueignen. Der deutſche Muth als Muth der Wahrheit tritt uns am herrlichſten in der Reformationszeit entgegen und es iſt keine Zufälligkeit, daß Luther, der tiefſte und gründlichſte Reformator, zugleich das Muſter eines deutſchen Mannes iſt. Sein „Ein feſte Burg iſt unſer Gott!" iſt der rechte Kampf- und Siegsgeſang des deutſchen Muthes. Den deutſchen Freiheits- und den deutſchen Glaubensmuth zeigt dann die Zeit der Befreiungskriege ꝛc. — und faſt mehr noch die Zeit ihrer ſtillen, ausharrenden Vorbereitung, als die ihrer opferfreudigen Durchführung — in erhebendem Verein. Von den Männern aus jener Zeit, bei welchen Belehrung zu holen iſt über das Weſen und die Grundlagen des wahren Muthes, ſind vor allen Schleiermacher und Fichte zu nennen. Jener hat in der Neujahrspredigt von 1807 über das, „was wir fürchten ſollen, und was nicht," von dem oben zuerſt angeführten Worte des Heilandes eine unübertreffliche und nicht genug zu beherzigende Auslegung und Anwendung gegeben. Am Jahrestage 1809 hatte der große Stein kurz vor ſeiner Abreiſe aus Berlin (6. Jan.), wobei er wieder einmal „ſein Gepäck verbrannte," um allein ſeinem Gott und ſeinem ungebrochenen Muthe zu vertrauen, an dieſer Predigt ſich erbaut, „eine ſehr paſſende Vorbereitung auf die ſo raſch nachher erfolgten Ereigniſſe." Nur Eine Stelle daraus ſei hier angeführt: „Es iſt eine höchſt verkehrte Meinung, ſo weit verbreitet ſie auch ſein mag, den Muth nicht für eine allgemein nothwendige Tugend zu halten, ſondern nur für eine beſondere Fertigkeit, welche in ſich auszubilden und ſie dann für alle übrigen zugleich auch auszuüben, nur einigen gebühre, wogegen alle übrigen, welche nicht dieſem Stande angehören, der ſich den Muth zu ſeinem Geſchäft gemacht hat, ſich ohne Schmach und Schande einen gewiſſen Grad von Feigherzigkeit zugeſtehen dürften, und es als eine Entſchuldigung vorbringen, für Verirrungen, für Unterlaſſungen, für Pflichtverletzungen mancher Art, daß ſie aus Furcht wären begangen worden, und daß man etwas vielleicht von dem, was die Pflicht geboten, aufgeopfert habe, um nur alles übrige zu erhalten. So dachte unſer Erlöſer nicht, weil er eben wußte, daß man durch die Furcht nichts erhält, ſondern alles verliert und daß dem, der aus dieſem Grunde etwas ihm nach Pflicht, Recht und Ehre gebührendes nicht mehr hat, auch alles andere nach und nach auf dieſelbe Weiſe kann genommen werden. Darum empfiehlt er Muth und Furchtloſigkeit gegen jede Gefahr, ſogar den Boten des Friedens, die am weiteſten von allen weltlichen Händeln entfernt waren, denen es am leichteſten geſtattet werden konnte, ſich der Gefahr zu entziehen, weil ſie nirgends an einem feſten Wohnſitz hiengen, weil ihnen nichts äußerliches zur Erhaltung anvertraut war." Solchen Worten entſprachen denn auch die Werke des trefflichen Mannes. Immer und überall iſt ſein Beſtreben darauf gerichtet „alles Aeußere aufzugeben" und nur recht auf den Geiſt zu wirken, damit er ein Geſchlecht heranbilden helfe, welches den großen Aufgaben der Zeit gewachſen ſei. Den Freunden empfiehlt er dafür zu ſorgen, daß ihre Söhne

muthig, froh, besonnen seien und ihnen „das Heilige tief in's Herz gegraben“ werde. Getragen aber ist sein ungebrochener Muth von dem kräftigsten Gottvertrauen: „Niemals kann ich dahin kommen, am Vaterlande zu verzweifeln; ich glaube zu fest daran, ich weiß es zu bestimmt, daß es ein auserwähltes Werkzeug und Volk Gottes ist. Es ist möglich, daß all unsere Bemühungen vergeblich sind und daß vor der Hand harte und drückende Zeiten eintreten — aber das Vaterland wird gewiß herrlich daraus hervorgehen in kurzem.“ So schrieb Schleiermacher am Schlusse des Jahres 1808! Von Fichte gehört, abgesehen von den „Reden an die deutsche Nation,“ hieher das Büchlein „Ueber den Begriff des wahrhaftigen Krieges in Bezug auf den Krieg im Jahr 1813“ (1. Aufl. Tübingen 1815). Die Belehrung und Begeisterung, welche der Erzieher selbst aus solchen Quellen schöpft, mag er dann der ihm anvertrauten Jugend in der dieser zugänglichen Form der Lieder aus jener Zeit mittheilen, unter welchen die von Arndt (s. d. Art.) und von Körner die in dieser Rücksicht praktischsten und unmittelbar wirksamsten sind. Der Letztere hat mit den Worten: „Ob die Nacht die freud'ge Jugend tödte, für den Willen gibt es keinen Tod!“ den Muth auf seine wahre sittliche Grundlage zurückgeführt und dessen frisches Walten und Wirken namentlich in dem „Reiterliede“ herrlich ausgedrückt, in einem Tone, der an Luthers gewaltigen Triumphgesang anklingt:

Hoch in den Lüften, unbesiegt,
Geht frischer Reitersmuth!
Was unter ihm im Staube liegt,
Engt nicht das freie Blut.
Weit hinter ihm liegt Sorg und Noth,
Und Weib und Kind und Herd,
Vor ihm nur Freiheit oder Tod,
Und neben ihm das Schwert.

Und wenn uns Gott den Sieg gewährt,
Was hilft euch euer Spott? —
Ja! Gottes Arm führt unser Schwert,
Und unser Schild ist Gott!
Schon stürmt es mächtig ringsumher,
Drum, edler Hengst, frisch auf!
Und wenn die Welt voll Teufel wär:
Dein Weg geht mitten drauf!

Das ist ja das Große der Körnerschen Lieder, daß, obwohl der Dichter keine einzige für die deutschen Heere günstige größere Schlacht hat erleben sollen, sie dennoch die unerschütterliche Siegesgewißheit eines der guten Sache unbedingt vertrauenden Muthes so freudig verkündigen. Auf die Quelle solcher Siegesgewißheit aber weist Fichte hin (Ueber den wahrhaften Krieg, S. 61), nachdem er vorher ohne Selbsttäuschung die Größe Napoleons anerkannt und auch sie auf ihren Grund zurückgeführt hat: „Er ist unser Gegner. Er ist begeistert und hat einen absoluten Willen: was bisher gegen ihn aufgetreten, konnte nur rechnen, und hatte einen bedingten Willen. Er ist zu besiegen auch nur durch Begeisterung eines absoluten Willens, und zwar durch eine stärkere, nicht für eine Grille, sondern für die Freiheit. Ob diese nun in uns lebt, und mit derselben Klarheit und Festigkeit von uns ergriffen wird, mit welcher er ergriffen hat seine Grille, und durch Täuschung oder Schrecken alle für sie in Thätigkeit zu setzen weiß, davon wird der Ausgang des begonnenen Kampfes abhängen.“ Genau das, was Fichte hier fordert, haben dann die Helden jener Zeit, vor allen Stein und Blücher, geleistet. Die Genialität dieser, in andern Dingen von andern übertroffenen, Männer, lag in dem Muth des absoluten Willens, den Feind vom deutschen Boden zu vertreiben. Und weil dieser Muth einem höheren Gute diente, als der des Feindes, dem Glauben, der Freiheit, dem Vaterland, darum erwies er sich als der stärkere, welchem der Feind unterliegen mußte.

Was nun die vorbereitende oder begleitende pädagogische Pflege des Muthes durch Zucht und Regierung im einzelnen anlangt, so finden sich darüber bei Locke und namentlich bei Jean Paul zahlreiche nützliche Belehrungen und Winke. Auch das ist belehrend, daß beide Pädagogen, in der unmittelbaren Nachbarschaft des Muthes die Wahrhaftigkeit besprechen; denn beides steht in der That, wie bereits die alten Perser anerkannt haben, in dem innigsten Zusammenhange:

die Feigheit ist die Lüge der That, und die Lüge ist die Feigheit der Rede. Das erste ist nun, daß die vorhandene natürliche Anlage zum Muth nicht unterdrückt, sondern da, wo sie mit einseitiger Vordringlichkeit sich äußert, richtig geleitet, da, wo sie in geringem Grade vorhanden ist, geweckt und gepflegt werde. Ein Knabe, der, in der Regel im Gefühle seiner physischen Kraft, eine unverständige Nichtachtung der Gefahr, wohl gar eine stets prickelnde Raufluft zeigt, muß mit der wirklichen Gefahr bekannt gemacht, es müssen seinem Muthe die rechten Ziele gezeigt, er muß angehalten werden, seine Kraft an Stärkeren zu versuchen, Schwächern gegenüber aber muß mit dem Muthe die helfende und fürsorgende Liebe sich paaren. Es ist nicht wohlgethan, diesen natürlichen Muth, so lange er nicht in wirkliche Rohheit ausartet, nur durch Strafe, zumal gleich durch körperliche Züchtigung, zurückzudrängen und so den Zögling anzuleiten, den physischen Schmerz als das höchste Uebel zu fürchten, statt daß er lernen sollte, den Schmerz zu verachten. Bei der Erziehung solcher Naturen muß man sich erinnern, daß Jugend gewagt werden muß; und sie kann auch gewagt werden: es kann dem Leben überlassen werden, noch manche Ausschreitung zu beseitigen, sobald nur die Schule den erforderlichen Fond von Erkenntnis und Gesinnung mitgegeben hat, wodurch der Jüngling davor bewahrt wird, von dem ihm nun entgegentretenden Widerstande sich verblüffen und einschüchtern zu lassen. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort Jean Paul's: „Nie ist eine Kraft zu schwächen, sondern nur ihr Gegenmuskel ist zu stärken." Der muthige Luther aber sagt: „Es ist ein böses Ding, wenn um der harten Strafe willen Kinder den Eltern gram werden, oder Schüler ihren Präceptoribus feind sind. Denn viel ungeschickte Schulmeister seine ingenia mit ihrem Poltern, Stürmen, Streichen und Schlagen verderben, wenn sie mit Kindern anders nicht, denn gleich als der Henker oder Stockmeister mit einem Diebe, umgehen." Und weiter: „Ein Kind, das einmal blöde und kleinmüthig worden ist, dasselbige ist zu allen Dingen untüchtig und verzagt, und fürchtet sich allezeit, so oft es etwas thun oder angreifen soll. Und das noch ärger ist, wo eine solche Furcht in der Kindheit bei einem Menschen einreißet, die mag schwerlich wieder ausgerottet werden sein Leben lang, derweil sie zu einem jeglichen Worte des Vaters oder der Mutter erzittern, so fürchten sie sich auch nachher ihr Leben lang vor einem rauschenden Blatt. Desgleichen soll man auch nicht gestatten den Weibern, die der Kinder warten, daß sie die Kinder zu fürchten machen mit Butzen und andern Gaukeleien, sonderlich des Nachts. Vielmehr soll man dazu thun, daß sie also erzogen werden, daß sie eine gute Furcht haben mögen, daß sie die Dinge fürchten, die man fürchten soll, und nicht, daß man sie alleine furchtsam mache." Gleichen Dienst, wie die hier von Luther gerügte Erregung der Furcht vor leeren Schreckbildern, leistet übrigens zur Unterdrückung des Muthes eine allzu ängstliche und weichliche Bewahrung des Kindes vor jeder seine Gesundheit bedrohenden Gefahr. „Ein zerbrochener Arm, meint Jean Paul nicht übel, heilet leichter am Kinde, als ein gebrochenes Herz." Durch solche Weichlichkeit wird der Grund gelegt zu jener unter unseren höheren Ständen*) leider so weit verbreiteten egoistischen Selbstpflege, welche das wahre, höhere Leben verliert, indem sie hier nur das niedere leibliche Leben zu schützen und zu bewahren trachtet. Und wenn alle diese Verkehrtheiten geeignet sind, auch eine kräftige Anlage zu unterdrücken, so muß die schwächere unter ihrem Einflusse völlig verkümmern. Bei einer solchen kommt es vielmehr darauf an, die schwache Kraft zu wecken, sie durch ermunternden Zuspruch und freundliche Beihülfe zu unterstützen, daß ihr einmal etwas gelingt, damit das Selbstvertrauen wachse und zu weiteren Versuchen den Muth gebe. Daß in Bezug auf alles pflichtmäßige Streben die Hoffnung

*) Das gilt, Gott seis geklagt, wesentlich auch vielen Eltern aus dem Bürgerstande, welche den vielleicht schnell erworbenen Reichthum so gerne zur Verweichlichung und zum Verderben der Kinder misbrauchen. D. Red.

des Gelingens wach erhalten werde, ist auch für die Erweckung des wahren Fleißes von der größten Wichtigkeit, der darum mit dem Muthe in so inniger Verwandtschaft steht (vergl. meine „Grundzüge“ § 49).*)

Wenn nun auch, was dem Erzieher in Bezug auf die Erweckung und Pflege des Muthes zu sagen ist, sich in die Mahnung, nicht auf das Fleisch zu säen, sondern auf den Geist, zusammenfassen läßt; so bedarf doch der Geist des Leibes als seines Organs, und auch der Muth hat für ein kräftiges Wirken eine leibliche Voraussetzung. Sie besteht in der körperlichen Kraft, Rüstigkeit und Gewandtheit und in dem darauf beruhenden natürlichen Selbstgefühl. Die Hervorbildung dieser Eigenschaften kann also als eine Vorbereitung des Muthes angesehen werden und das wirksamste Mittel, dessen sie sich bedienen kann, sind gymnastische Uebungen. Exercendum tamen, erinnert schon Cicero (Off. I, 79) corpus et ita afficiendum est, ut obedire consilio rationique possit in exequendis negotiis et in labore tolerando; also weder er, noch unser Luther, der warme Fürsprecher des Ritterspiels und Fechtens, Ringens und Springens, ist Schuld daran, daß schon der treffliche Trotzendorf seinen Ciceronianis mit catonischer Strenge im Stil der zwölf Tafeln untersagt, auf das Eis zu gehen und mit Schneeballen sich zu werfen, und daß einem verkehrten „Humanismus“ die eine Seite der humanen Erziehung der Griechen und Römer, die Gymnastik als etwas unanständiges galt. Die Noth des Vaterlandes aber hat uns zuletzt wieder nicht bloß beten, sondern auch turnen gelehrt, und in der Gegenwart liegt wahrlich kein Grund, es wieder zu verlernen. Die ersten Pfleger der deutschen Turnkunst, Jahn, (Deutsches Volksthum, S. 188 ff.) und Guts Muths (Turnbuch, in der Einleitung), haben denn auch nicht unterlassen, die Bildung der Kraft und der Gewandtheit des Leibes als eine Vorschule des Muthes zu empfehlen, wie ihn das Vaterland von den Wächtern und Vertheidigern seiner Selbständigkeit und seiner Ehre erwarten muß. Die Mahnung des zuletzt genannten (a. a. O. S. XXVI.) ist immer noch wohl angebracht: „Froher lustiger Muth, zu Wagstücken aufgelegt, der, gestützt auf Leibeskraft und Gewandtheit, gewöhnlich gewinnt! .... das Warnen und Einschüchtern vom Morgen bis Abend versteht und übt sie (die gewöhnliche Erziehungsart) meisterlich. Hier zu Lande steht gewöhnlich auf den Gräbern der Landleute: Hier ruhet — — der wohl-fürsichtige Nachbar N. — Man setze dieses Lob auf den Grabstein der gar zu fürsichtigen Erziehung. Mit bloßer Fürsicht ist in dieser stürmischen Welt bei weitem nicht alles zu machen; wir sind im Meer und im Wasser, darum lerne ein jeder steuern und segeln und schwimmen. Laßt ihr aber den natürlichen jugendlichen Muth in der Ruhe und Stille und Gefahrlosigkeit des gewöhnlichen Haus-, Stadt- und Feldlebens durch ewige Warnungen und Bedrohungen einschläfern und bis zur völligen Zahmheit und Feigheit beschwichtigen; laßt ihr kluge, ängstlich kluge Vorsichtigkeit immer den Zügel des Sohnes sein von der Wiege bis zur Waffe in Reihe und Glied: .... Wen stellt ihr auf jenem Wege zur Wehr des Landes? — den kühnen Vertheidiger gewiß nicht. Was dieser und jener allenfalls noch mit bringt, das ist ein Rest von Muth und Kühnheit, den ihr dem von Natur sehr munteren Kopfe durch eure Erziehung zu nehmen nicht vermochtet.“ Wer sich auf seine Arme und Beine verlassen kann, wer der Gewandtheit seines Leibes und seiner Geistesgegenwart zutrauen darf, daß auch die unerwartete Gefahr ihn nicht ganz ungerüstet finden wird, der darf ihr getrosteren Muthes entgegengehen, als der, welcher ihr nur die innere Kraft und Fassung des Willens entgegenzusetzen hat. Zur Ausbildung dieser Geistesgegenwart aber genügt das Turnen im engeren Sinne nicht allein. Dazu müssen mit

*) Dem kräftigen Schüler hohe Ziele vorhalten, aber auch in dem schwachen Muth und Selbstvertrauen wecken und pflegen, ist darum eines der wichtigsten Zeichen echter Lehrerweisheit. Durch mürrische Vorenthaltung jeder Anerkennung für die sich aufraffende Kraft, durch Einschüchterung des redlichen, aber noch ungeübten Willens ist schon manchem Knaben der Muth und die Kraft geknickt worden. D. Red.

ihm ſich Uebungen verbinden, welche dem Zögling immer auf's neue die Aufgabe ſtellen, einem unvorhergeſehenen Falle gehörig zu begegnen, wie es in Spielen geſchieht, in welchen zwei Parteien gegeneinander wirken, z. B. im Ballſpiel und in dem ſo anregenden Barlaufen, dem Schach unter den Knabenſpielen, wie beim Fechten und Reiten, beim Schwimmen und Rudern. Auch der Fußreiſen iſt als einer Probe auf die körperliche Rüſtigkeit und als eines Bildungsmittels der Willenskraft und des Muthes oben (Bd. II. S. 577 f.) bereits gedacht worden.

Das Einzelne über dieſe Bildungsmittel des Muthes muß den bezüglichen Artikeln überlaſſen werden, umſomehr, da es am Ende manchen Leſer bedünken mag, als ob ich ſchon zu weitläufig geworden ſei, und als ob der Muth, dieſes frühere Aſchenbrödel der Pädagogik, jetzt zur Ungebühr ſich hier breit mache. Mich aber will es bedünken, als ob die gegenwärtige Zeit und die Verhältniſſe unſeres Vaterlandes auch eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit auf dieſe Seite der Erziehung erheiſchten. Mögen denn dieſe Bemerkungen an ihrem Theile etwas dazu beitragen, daß ein Geſchlecht heranreife, das den Aufgaben gewachſen ſei, welche, menſchlichem Ermeſſen nach, die nahe Zukunft nicht unterlaſſen wird an die Jünglinge und an die Männer Deutſchlands zu ſtellen!

G. Baur.

Mutter, ſ. Familie, Kleinkinderſchule, Mädchenerziehung.

Mutterſprache. Wenn wir, nachdem die Artikel „Deutſche Sprache in höheren Schulen" (Encyklop. Th. I., S. 908), und „Deutſche Sprache in der Volksſchule" (daſ. S. 930 ff.) ausführlich abgehandelt ſind, hier nun über die Mutterſprache zu reden haben, ſo ſind wir auf einen andern Boden gewieſen, als den der Schule. Es gilt hier von der Sprache zu handeln, welche das Kind lernt, ehe es geſchult wird und ſelbſt ohne daß es geſchult wird, wie viele nicht deutſchen Kinder; von der Sprache, welche es, wie man in Deutſchland ſich ebendaher wohl ausdrückt, von ſelber lernt, im Hauſe und im Leben mit den Seinen und den Nachbarn. Wir haben es alſo zu thun mit der Sprache als der Vorausſetzung und dem fortwährenden Vehikel aller Erziehung und Bildung.

Mit Recht ſagt man Mutterſprache und nicht Vaterſprache, während man ganz richtig Vaterland, Vaterhaus u. dgl. ſagt. Die Sprache der Mutter iſt es, mit welcher der Menſch naturgemäß beginnt und deren Signatur ihm eingezeichnet bleibt. Landesſprache iſt etwas ganz anderes; ich kann irgendwo die Landesſprache ſprechen müßen, aber ſie iſt nicht meine Mutterſprache, in welcher ich bete und rechne, und alles denke und fühle, was die Heimat angeht, und was mich die Heimat gelehrt hat. Der Menſch empfängt die Mutterſprache wirklich mit der Muttermilch; die ganze Eigenart des Empfindens und Empfangens der Eindrücke von der Außenwelt wird ihm vermittelt durch die erſten Laute, welche ſein erwachendes Seelenleben vernimmt.

Die Sprache im weiteſten Sinn iſt die unerläßliche Bedingung für das Erwachen des Bewußtſeins, ſie iſt nicht bloß ein nachfolgender Ausdruck desſelben. In das dumpfe Weben des träumenden, keimenden Lebens fallen die Strahlen des Lichts von der Außenwelt herein: es iſt urſprünglich dieſelbe Weiſe, auf welche die Thiere ihre Sinneneindrücke gewinnen, und zu ihrem ſinnlichen Leben erwachen. Der kleine Menſch aber, mit ſeinem erwachenden Geiſte, vermag aus der urſprünglichen Unklarheit ſeiner innern Zuſtände ſich herauszuarbeiten, und zwar durch das Wort. Die ſich zu ihm hinſenkende Liebe läßt es ihn vernehmen; in ihrem Ton und Blick, in Miene und Bewegung kommt ihm der gleichſam naturnothwendige Ausdruck jener innern Zuſtände entgegen, die er ſelbſt in ſich erfährt, es wird ihm ein objectives Bild derſelben im Worte gegeben, das er deutet, und ſo wird ihm das Leben in der Welt verſtändlich. An die ſogenannten eigentlichen Interjectionen darf man hier nicht denken, ſie ſind bloße Empfindungslaute, aber keine Worte, und werden gerade ſo von allen Völkern verſtanden, wie die Thiere einer Art einander verſtehen, z. B. alle Hunde ihr Bellen und Winſeln u. ſ. f. gemein haben. Die einzelnen artikulirten Wörter aber ſind nun eben

nicht abstract gleich in den Sprachen des entzweiten Geschlechts der Menschen, sondern wie die äußere Welt, die Natur selbst, auf der Erde so wunderbar mannigfaltig ist, so sind es auch die Sprachen der Völker. Und zwar nicht bloß die Ausdrücke, welche Bilder der körperlichen Gegenstände geben, sind äußerlich höchst verschieden, wiewohl sie trotz ihrer Verschiedenheit doch wieder einen Duft der Ursprünglichkeit, der Auffassung tiefster Qualitäten an sich tragen (man denke nur an die Thier- und Pflanzennamen), sondern namentlich auch die vielen Wörter, welche innere, seelische Beziehungen, Empfindungen, Regungen darstellen. Es ist höchst interessant, daß auch in dieser Hinsicht die Sprachen der Menschen so gar ungleich sind, gerade so wie ideale Gestalten, welche verschiedene Künstler schaffen, einander nicht gleichen werden. Eben solche Wörter decken sich ihrer Bedeutung nach in den verschiedenen Sprachen nur ausnahmsweise vollständig: jede drückt den Begriff, um welchen es sich handelt, etwas anders aus, mit dieser oder jener Nebenbestimmung, von einer andern Seite her betrachtet, auf andere Vorstellungsweisen gegründet, eine Stufe höher oder tiefer auf der Leiter der Gefühle. Eine hierauf eingehende Synonymik der hauptsächlichsten Sprachen, wenn auch nur, was vorzüglich dankbar wäre, des Griechischen und Lateinischen, des Deutschen, Englischen und Französischen ist noch nicht versucht worden (von den Synonymen innerhalb einer und derselben Sprache ist natürlich hier nicht die Rede); in vielen und nicht speciell in philologischen Schriftstellern finden sich Bruchstücke dazu. Bei geistvoller Behandlung aber müßte sie zu einem höchst anziehenden Werke werden. Schon hier springt in die Augen, daß diejenige Sprache, an welche ein Mensch als an seine Muttersprache gebunden ist, von großer Bedeutung für die Art seiner geistigen Entwicklung, seiner Denk- und Gefühlsweise sein muß. Wir können aber nicht umhin, unsere Betrachtung noch weiter zu verfolgen. Ein Wort einer Sprache ist so wenig bloßes Zeichen eines Begriffs, daß ja vielmehr der Begriff selbst ohne das Wort nicht zu Stande kommen, geschweige denn festgehalten werden könnte. Das unbestimmte, vage Wirken und Streben der Denkkraft, welches als dunkle Ahnung auf- und abschwankt, zieht sich in ein Wort zusammen, und nun ist dieses ein individuelles Wesen geworden von bestimmtem Charakter, von bestimmter Gestalt, mit einer auf das Gemüth wirkenden Kraft, und nicht ohne die Fähigkeit sich fortzupflanzen. Wer sieht hier nicht die Analogie mit den lebenden Wesen der Schöpfung? Wenn es möglich wäre, die Entstehung eines solchen Wesens, ich meine hier eines Wortes, sich klar vorzustellen, würde dieselbe wohl wiederum etwa mit der Conception einer idealen Gestalt in der Phantasie des Künstlers zu vergleichen sein: diese entsteht auch durch eine reine Energie des Geistes, vom Augenblick des Entstehens an tritt sie ins Leben und indem er sie darstellt, auswirkt, wird sie wirklich und bleibend. Es ist aber unmöglich, sich so die Entstehung eines lebendigen Stammworts klar zu denken, weil das Aussprechen des Worts auch das Verstandenwerden voraussetzt, und die Sprache überhaupt nur als ein Product gleichzeitiger Wechselwirkung gedacht werden kann, in der nicht etwa einer dem andern bloß hilft, sondern seine und des oder vielmehr der andern Arbeit zugleich in sich haben muß. Es ist dies eines der unentschleierten Geheimnisse der Urgeschichte des Menschen, von demselben Schleier verhüllt, welcher die Anfänge der organischen Schöpfung bedeckt.

Eine wunderbare Eigenschaft aller Sprachen ist ferner, daß alle von Anfang an zum gewöhnlichen Gebrauch der Nothdurft des gemeinsamen Lebens hinreichen, dann aber durch den Geist des Volkes, welches sie bearbeitet, zu einem höhern, unendlich vielseitigen gesteigert werden können. Es soll nicht behauptet werden, daß nicht eine Sprache ursprünglich besser als eine andere sein könne, und nicht einige Sprachen anderen auf immer unerreichbar wären. Und doch ist es wohl nicht zu kühn, mit Wilhelm von Humboldt zu behaupten, daß in jeder Sprache sich alles, das Höchste und Tiefste, das Zarteste und Stärkste werde ausdrücken lassen. Allein bis die Nation sie anschlägt, schlummern diese Töne, wie in einem ungespielten Instrument. Alle Sprach-

formen ſind nicht die Dinge ſelbſt, ſondern Symbole; ſie ſind nicht verabredete Zeichen, ſondern organiſche Lautbildungen, welche mit den Dingen ſelbſt und mit den Begriffen und Gedanken durch den Geiſt, in dem ſie entſtanden ſind, in wirklichem, wenn man ſo ſagen will, myſtiſchem Zuſammenhang ſich befinden; welche die Gegenſtände der Wirklichkeit gleichſam aufgelöst in ſich enthalten, und nun auf eine Weiſe, der eine Grenze nicht geſetzt werden kann, verändern, beſtimmen, trennen und verbinden, um- und fortbilden können. Wie ſich der Sinn der Sprache erweitert, ſo der Sinn des Volkes. Daher die hohe culturgeſchichtliche Bedeutung der Redner, Schriftſteller, und beſonders der Dichter, welche ihre Mutterſprache mit neuen Wendungen — Tropen —, mit neuen Symbolen und Bildern bereichern, die eine lebendigere, klarere, vielſeitigere Darſtellung und Ausprägung innerer Vorgänge, des Erfaſſens und Empfindens geiſtiger Verhältniſſe vermitteln. Sie bilden offenbar das innere Leben des Volkes ſelbſt fort, ſie ſind in Wahrheit die Propheten eines geiſtigen Fortſchritts und Aufſchwungs. Geiſtvolle Ueberſetzer gehören in ganz beſonderem Sinne ebenfalls zu dieſen Propheten. Wie hat nicht, um nur ein Beiſpiel anzuführen, die deutſche Sprache und die deutſche Nation gewonnen, ſeit ſie aus ihrer naturwüchſigen Urſprünglichkeit herausgegangen iſt, und ſeit ſie in die Sprachen des Alterthums eingetaucht, unvergängliche Bildungselemente empfieng und wiedergab! Und wer wird nicht mit freudiger Erregung in die begeiſterten Worte Klopſtocks zum Preiſe ſeiner Mutterſprache einſtimmen, Klopſtocks, der antike Versmaße ins Deutſche einführte, und am Eingang unſerer claſſiſchen Periode ſtand:

Daß keine, welche lebt, mit Deutſchlands Sprache
Sich in den allzu kühnen Wettſtreit wage!
Sie iſt, damit ich kurz, mit ihrer Kraft es ſage,
An mannigfaltiger Uranlage
Zu immer neuer und doch deutſcher Wendung reich:
Iſt, was wir ſelbſt in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forſchte, waren,
Geſondert, unvermiſcht, und nur ſich ſelber gleich.

Und ſomit wäre auch von dieſer Seite her der innige Zuſammenhang zwiſchen Sprache und Volksthümlichkeit nachgewieſen. In der Mutterſprache lebt die Nation; mit dem Aufgeben der Mutterſprache erſtirbt die Nationalität. Das wird durch die Erfahrung allgemein beſtätigt, es iſt kaum nöthig, Gewährsmänner für dieſe Thatſache anzuführen. In Ungarn ziehen Nachkommen deutſcher Anſiedler des 12. und 13. Jahrhunderts heute noch ihre altdeutſchen Lieder ſingend als Schnitter im weiten Lande umher (Riehl, die bürgerliche Geſellſchaft S. 36). Den holländiſchen Bauern auf der däniſchen Inſel Amager, die viele Menſchenalter hindurch mit erſtaunlicher Beharrlichkeit ihre heimatliche Sprache behielten, konnte man nur dadurch die däniſche Sprache beibringen, daß man ihnen endlich däniſche Prediger und Schulmeiſter, Bibeln und Geſangbücher aufzwang. Nun ſind ſie aber auch keine holländiſche Kolonie mehr, ſondern verſchwemmt unter den Nachbardänen (ebendaſelbſt).

Nicht ohne Grund ſind wir im Vorhergehenden, tiefer als es nöthig ſcheinen möchte, bis auf die Frage vom Anfang und Urſprung der Sprache ſelbſt zurückgegangen. Von dieſen allgemeinen Betrachtungen, welche übrigens alles das berühren, was unſern Gegenſtand in concreto angeht, kehren wir aber vorerſt zu unſerm Ausgangsſtandpunct zurück, zu der Mutter, welche zu ihrem Kinde redet, und auf ſeine erſten Worte hoffend lauſcht. Denn die Menſchenkinder ſchweigen lange, und an der Wiege ſtehen die Eltern, wohl hie und da in ſorgenden Gedanken um das geiſtige Erwachen des Kleinen, allein thun können ſie nichts, ſie müßen die Pflege des noch ſchlummernden Geiſteslebens ihres Kindes ſeinem Engel im Himmel überlaſſen. Der koſenden Rede der Mutter, ihren Schmeichelnamen, ihrem Liedchen horcht das Kind immer aufmerkſamer, es fängt an ſeinen Blick auf ihr Geſicht, auf ihren Mund zu heften, endlich, endlich

hebt es an zu ſprechen, und — merkwürdig genug — ſagt es in der Regel zuerſt einen Mutternamen, Mam, Mama, u. dgl., das Mutterherz erglüht in Freude, und die Geſchwiſter verkünden lobpreiſend die Errungenſchaft. Der verſtändige Beobachter weiß wohl, daß jene erſten Articulationen eben als Namen für die Mutter gedeutet wurden, und darum in den Sprachen faſt durchaus das Wort für Mutter ein M hat; allein der ganze Vorgang iſt im kleinen und äußerlich doch ein Beiſpiel für das oben dargeſtellte Verhältnis im allgemeinen. Mit dem erſten Wort iſt nun das Sprechenlernen angefangen, und damit beginnt ein neuer, höchſt bedeutſamer Abſchnitt im Leben des Kindes, es tritt aus ſeiner Einſamkeit heraus, es ſpricht ſich aus und wird dadurch immer heller, reicher an Erkenntnis und Rede von Tag zu Tage. Freilich aber hat alles ſeine Zeit, auch dieſes Aufblühen des Bewußtſeins. Erſt wenn die Eindrücke der Sinne im Kind zu Vorſtellungen werden, entſteht in ihm das Bedürfnis zu ſprechen: das Wort iſt die reife Frucht der kindlichen Erfahrung. Wenn das Wort im Innern gereift iſt, dann wird es ausgeſprochen, ſagt v. Raumer, denn das Kind iſt kein organiſirtes Echo, welches zurückgibt, was man hineinredet, und J. M. Gesner erinnert treffend: Pulcherrimum vocabulum habent Graeci, quorum λόγος lato patet. est enim vel ἐνδιάθετος, ratio, vel προφορικός, sermo. Die Arbeit des kleinen Menſchen bei dieſem Geſchäft, zu welchem es ihn drängt, iſt eine zwiefache, neben der geiſtigen eine leibliche, techniſche. Die letztere beſteht in der Uebung der Sprachorgane, und daran haben die Kinder eine Art von Turnfreude, ſie ſprechen um zu ſprechen, und wiederholen mit Luſt ein Wort, ein Sätzchen viele Male hintereinander. Wenige Kinder aber werden ſein, denen nicht ein Lied, ein lieblicher Geſang der Mutter oder des Kindermädchens unendlich viel werth wäre: er greift ihnen zauberiſch an das kleine Herz. Wie ſehr überhaupt nicht ſowohl Verſtand und Bewußtſein (in dem Sinne, in welchem ein gewiſſer Pädagog von ſeiner Methode des Leſeunterrichts rühmen durfte, „ſie bringe mit ſich, daß das Kind ſeines Thuns ſich bewußt werde beim Lautbilden, und auf ſein Thun bei dieſer Kunſtübung aufmerkſam werde!“), ſondern vielmehr das Gemüth, die Grundlage aller ſeeliſchen Erregung hier betheiligt iſt, das beweiſt der Umſtand, daß Reim und Rhythmus ſo mächtigen Eindruck macht und ſo großen Beifall findet, auch wenn er den barſten Unſinn leiert. Viele unſerer echt deutſchen Volkskinderlieder, nicht die modernen, gemachten, ſondern die alten, welche den Kindern am beſten gefallen, ſind auch in der That oft ſo arg ſinnlos, daß es über alle Romantik hinausgeht. Der Schaden, den der Unſinn thut, wird übrigens ſehr gering ſein; auch denkt ſich ein Kind ſelbſt bei ſinnvollen Verſen oft ganz etwas anderes als das Rechte, und kommt erſt ſehr ſpät darauf; dagegen wogt ein Meer von Empfindungen um einen myſteriöſen Gallimathias ſo wohlig und harmoniſch, obſchon wir klugen Alten uns ſolcher Dinge kaum mehr recht erinnern können. Mir iſt der Eindruck unvergeßlich, den eine ganz baroke Reimerei in zarter Jugend auf uns machte. Sie wurde uns von einer lieben alten Magd vorgeſungen, einem Erbſtück aus des Großvaters Hauſe, die von der rauheſten Alb her gebürtig war; und weil ich es noch nirgend gedruckt geſehen habe, will ich doch den Anfang wenigſtens hier herſetzen. Er lautet:

Helleda Welleda hop hop hop!
Giebel, Gabel, Stock, Stock, Stock!
Enige Beuige, duppel di!
Tafel, Teller, tummel di! u. ſ. w.

Iſt das deutſch? Iſt die Velleda darin angerufen? Es klingt wie ein altes Zauberlied, und wir hörten es mit einer Art von ſüßem Grauſen, zumal den Schluß, wo vom Kopfabbeißen die Rede iſt. Solche Lieder könnten ängſtliche Naturen allerdings bedenklich finden, und ſelbſt fürchten, daß geſpenſtige Schatten alten Heidenthums und Germanenthums darin ſpuken. Allein das iſt wohl nur der hiſtoriſchen Forſchung erkennbar, wie ein ferner, verſchwindender, zweifelhafter Nachhall. Mit Geſpenſtergeſchichten, die

auch wir durchaus verwerflich finden, ist dergleichen entfernt nicht zu vergleichen: dagegen hört das Kind mit seinem Ohr den Klingklang und die Alliterationen, und mag wohl dunkel ahnend von den alten, mit den Wurzeln seiner deutschen Muttersprache verflochtenen Stabreimgesetzen etwas empfinden, die in alten Volkssprüchen immer noch leben. Kind und Kegel freut sich daran, so in Bausch und Bogen, ohne an einen Sinn der Worte zu denken, der in einem Lexikon eingefangen werden könnte.

Doch dem sei wie ihm wolle, sicher ist, daß die Seelenstimmung auf ihrem tiefsten Grunde mit der Muttersprache in der innigsten Verbindung steht. Mit Recht wird man sagen müßen, daß vor allem die Gemüthsbildung es ist, welche durch die Muttersprache bedingt wird, und auf ihr beruht. Wir haben bereits entwickelt, daß mit der zunehmenden Kraft und Kenntnis der Sprache in geradem Verhältnis die Klarheit über die eigenen, und auch über die fremden Zustände zunimmt und mit der Fähigkeit, sich selbst und andere zu verstehen, ebenso die Fähigkeit der Theilnahme an andern und des Verkehrs mit ihnen zunehmen muß, denn nur in dem Maße, als ihre Gemüthslagen uns verständlich sind, vermögen sie überhaupt unser Interesse in Anspruch zu nehmen: beruht ja doch alle mit Recht so genannte humane Bildung auf der Ermöglichung des Herausgehens aus der Befangenheit des subjectiven Standpunctes und des Eingehens in höhere, allgemein menschliche Lebenskreise, des liebevollen Verständnisses des früher fremden und scheu betrachteten Andern. Es ist somit durch die Sprache auch für die nächsten Jahre der Entwicklungsgang des geistigen Lebens überhaupt vorgezeichnet: alle Gefühls- und Willensbildung, alle sittlichen und intellectuellen Werthurtheile, seinen ganzen gemüthlichen und ethischen und ästhetischen Standpunct eignet sich der heranwachsende Mensch vermittelst dieses Vehikels an; der Einzelne aber erlangt naturgemäß nur mittelst der Muttersprache folgerecht auch die nationalen Gemüths- und Charaktereigenschaften seines Volks, wie wir dies von einer andern Seite her schon oben erkannten und am Ende ebendamit auch die Formen des geselligen Umgangs, wie sie sich unter seinen Volksgenossen entwickelt haben.

Man hat die einzelnen Erscheinungen und Thatsachen auf sinnvolle Weise weiter zu deuten versucht. Zuerst ist es allerdings schon der Laut und Klang, das Verhältnis der vocalischen und consonantischen Bestandtheile, was in jeder Sprache auf eine eigenthümliche und schlechterdings unbeschreibliche Weise das Gemüth ergreift, wie denn das Ohr unter allen Sinnen am unmittelbarsten den Weg zum Gemüth öffnet, zumal für die menschliche Stimme. In das Detail einzugehen, ist, wie bei allen phonetischen Fragen, eben wegen der Unbeschreiblichkeit der Eindrücke und Wirkungen, eine misliche Sache, und nach unserer Ueberzeugung für unsern Zweck durchaus nicht nöthig, so interessant auch der Gegenstand an sich sein mag. An die feinen Appercepționen in mundartlicher Betonung mag wohl erinnert werden, durch welche so überaus charakteristisch für den Kundigen die Eigenart provincieller Besonderheit charakterisirt wird. Aber es erscheint uns doch nur sehr äußerlich und oberflächlich, wenn man sich in allerdings allgemein verständlichen An- und Ausführungen ergeht, wie folgende: „Der Reichthum des Italienischen an Vocalen und ihre Reinheit, das Vorherrschen der Nasallaute im Französischen, die breiten und gequetschten Laute im Englischen sind Beispiele für die verschiedenen Grade von Schmiegsamkeit und Hingebung, welche eine Sprache (und ein Volk) durch ihre Laute für gewisse Arten Färbungen und Richtungen der Gefühle besitzt.“ Diese Unterschiede sind wohl im allgemeinen richtig, sie scheinen aber unter einen nicht so engen Gesichtskreis zu fallen, sondern zu der ganzen natürlichen Eigenthümlichkeit der Länder zu gehören, die wie in den Naturerzeugnissen, in der landschaftlichen Scenerie, in der topographischen Gliederung und Gestaltung von Berg und Flachland, Meeresküste und Binnenland, sonnigem oder Nebelklima, so auch in der ganzen leiblichen und psychischen Qualität der Bewohner sich ausspricht, zu der namentlich auch ihre musikalische Anlage gehört. Alles zusammen steht allerdings in lebendiger Wechselbeziehung, aber nicht ist eines ausschließlich Maßstab für das

andere. Iſt etwa die engliſche Sprache bei Thomas Moore oder Byron nicht vollkommen ebenſo geeignet, die zarteſten Töne im Gemüth anzuſchlagen, als der Wohllaut des Italieniſchen? Läßt letzteres nicht das Alltäglichſte, Gemeinſte und Platteſte mit den gleichen Mitteln ertönen? Was ſollen die Naſaltöne des Franzöſiſchen beweiſen? Selbſtändige Naſaltöne haben außer den Franzoſen, und zwar noch weiter auf Diphthongen ausgedehnt, die Portugieſen und die ſüddeutſchen Mundarten, namentlich das Schwäbiſche; ferner haben unter den ſlaviſchen Sprachen das Polniſche, unter den lettiſchen das Litthauiſche Naſenlaute: was ſollen dieſe alle für eine Beſonderheit, die ihnen gemeinſam wäre, voraushaben vor der übrigen europäiſchen Menſchheit? Ich kann mir nichts klares dabei denken. Vielmehr will es faſt ſcheinen, als ob ſolche empiriſche Demonſtrationen eine Analogie hätten mit dem bekannten Verfahren engliſcher Phrenologen in Exeter Hall, die an einem Franzoſenſchädel den bekannten Leichtſinn der Gallier, und an einem engliſchen Hirnkaſten den Ernſt und die Solidität der Britten nachweiſen, zur Erbauung und unter dem allgemeinen Beifalle des Publicums. Der Wohlklang in abstracto in Beziehung auf eine Sprache iſt überhaupt nicht näher zu definiren. Die Muttersprache klingt jedem unbefangenen am traulichſten und lieblichſten, ſie tönt in ſeinem Gemüth wieder; jede fremde aber iſt ihm welſch, kauderwelſch, auch die italieniſche. Es iſt wie an der Bidaſſoabrücke: Wo der eine grüne Weide, ſieht der andre dürren Sand; jedem iſt das Elend bitter, jedem lacht das Vaterland! Welch treffendes Wort iſt dieſes „Elend“ für Exil! Was die Fremde zum Elend macht, iſt nicht die fremde Koſt und das ſchlechte Bett, ſondern zumeiſt das, daß niemand uns recht verſteht.

In der That bedeutſamer als der Laut iſt, wie ſich wohl von ſelbſt verſteht, das Wort ſelbſt. Das Wort iſt eine beſtimmt ausgeprägte Form für eine zum Bewußtſein gekommene innere Erfahrung. Gemüthszuſtände, Anſchauungen, Begriffe u. ſ. f. welche in der Muttersprache einfach klar ausgedrückt ſind, werden einem andern Volke, welches kein einfaches Aequivalent dafür hat, gewiß nicht ſo klar vor die Seele treten können, oder anders gefärbt erſcheinen, vielleicht kommt das Betreffende bei dieſem Volke gar nicht vor, wenigſtens nicht in dieſer Auffaſſungsweiſe. Deutlich ſehen wir das an der Vergleichung der alten Sprachen mit den modernen. Die antike Natur- und Weltanſicht, die Begriffe der Alten vom Göttlichen und Menſchlichen ſind in Worten lebendig, die wir in unſeren Sprachen nicht gleichbedeutend haben und nicht recht verſtehen würden, ſondern erſt in der ihrigen in ihrem Geiſte erkennen. So, um nur einiges anzuführen, ſittliche, politiſche, rechtliche Begriffe, wie *σωφροσύνη*, *καλοκἀγαθία*, *σεμνότης*: pietas, honestas, liberalitas; *τυραννίς*, civitas, populus; possessio und andere juriſtiſche Wörter; ferner die *ὕβρις*, welche Götter und Menſchen beleidigt, die *δίκη*, welche unverdientes Glück durch nachfolgendes Unglück ausgleicht (der Begriff von göttlicher Gnade iſt nicht da); ferner die auspicia, omina; ja was die Alten *δαίμων*, *θεοί*, Dii nannten, iſt eben etwas anderes, als was wir uns ſofort denken bei unſerem Gottesnamen. Die neuern Sprachen ſtehen ſich wohl im ganzen näher, und das rührt von der Solidarität der Bildung des modernen Europas her. Und doch iſt der tief greifende Unterſchied der Nationalität vollkommen wohl in den Sprachen erhalten. Gleich das Wort „Gemüth“ iſt nur deutſch, und kann ſo wenig wie das äußerlich davon abgeleitete, aber etwas ganz apartes bezeichnende „Gemüthlichkeit,“ „gemüthlich,“ von einer andern Sprache ausgeſprochen werden. So wird auch z. B. ein Franzoſe die Worte „Wehmuth,“ „Schwärmerei,“ „Sehnſucht,“ „Seligkeit“ nicht wiedergeben können. Dagegen hat er für die Formen des geſelligen Umgangs und Benehmens und was dazu gehört ſeinerſeits einen Reichthum ausgeprägter Scheidemünze, welche bei ſeinen Nachbarn in Curs gekommen iſt, weil es ihnen an dieſer Sorte gebrach: savoir faire, savoir vivre, air, façon, tournure, grace, galanterie, coquetterie, bagatelle, un rien. — Die franzöſiſche Umgangsſprache namentlich iſt unerſchöpflich in ſeinen Zügen, die den Geiſt der Franzoſen recht unmittelbar zeigen:

die Sprache iſt das Volk, wie nach Buffon's bekanntem Ausſpruch der Stil der Menſch iſt. Eine graziöſe Leichtigkeit der Bewegung, eine délicatesse, welche euphemiſtiſchen Wendungen ſo hold iſt, und überall das rechte Wort findet, welches nicht verletzt, weil es die Sache anmuthig verhüllt, eine Vorliebe für maleriſche Uebertreibung charakteriſiren ſie als grundverſchieden von der deutſchen. Von letzterem Punct einige Beiſpiele: Il y a dos siècles qu'on ne vous a vu. On est enchanté, ravi de vous, on vous adore. En Franco on assassine à force de longueurs ou de fadaises, on y tue à force d'ennui. On égorgo vos illusions, on vous assomme. On est à couteaux tirés avec son voisin, quand on est son ennemi, ni plus ni moins: on l'envoie aux 25000 diables; c'est un nombre favori des Parisiens. Quelle scie, quelle galère, que do faire cela! Il y a un petit enfer dans votre poêle allemand, voici une forêt entière qui y brûle. Je suis à cent lieues de soupçonner une surprise. Il so fait plus petit qu'une fourmi devant la force publique, mais la police lui fait la guerre à l'ooil, et en lui prodiguant ses soins gracieux ello finit par découvrir quelque chose qui montre la corde. Quelle horreur! — Jene erſtern Eigenſchaften machen es ſo ſchwierig, ein gutes Luſtſpiel gut zu überſetzen. Scribe's Stücke nehmen ſich deutſch ganz anders aus, und das liegt nicht blos an den Schauſpielern. Die viel geſchmähten chevilles: allez, par oxemple, commo ça, voyons, tenez, dites donc, ma foi, dame, voyez-vous, que dis-je, voilà tout ſind nichts weniger als bloße Lückenbüßer, ſie erhöhen die Lebendigkeit des vertraulichen Converſationsſtils. Bedeutſam ſind in dieſer Hinſicht ſogar die grammatiſchen Ungenauigkeiten, „die Abſtractionsnüancen, der Sieg der gefälligen, ſchönen Form über den Gedanken.“ Wer von Armuth der franzöſiſchen Sprache redet, weil einzelne Ausdrücke, wie z. B. monter, faire, coup u. dergl. ein über die Gebühr erweitertes Gebiet haben, der irrt ſich, denn das iſt nur Bequemlichkeit, in andern Beziehungen iſt die Sprache überaus reich, man denke an die Synonymen für luſtig, für plaudern, für ſtreiten u. ſ. w. — Sogar die Wörter der Mutterſprache ſelbſt ſind oft nicht abſolut begrenzt in Sinn und Bedeutung, ſo daß ſie für ſich einem beſtimmten Innern entſprächen, ſie erhalten erſt in der Verbindung, im Satze ihre individuell beſtimmte Beziehung und haben außerdem eine vieldeutige, oft höchſt elaſtiſche und manchfache Anwendung. Einzelausdrücke, wie Luſt, Trauer, Sorge, Schmerz, Behagen, Glück machen das anſchaulich. Nun, und das lernen wir in der Mutterſprache nicht erſt hinterher, als aufgezählte Bedeutungen eines und deſſelben Worts, ſondern unmittelbar, von Anfang an nach und nach durch die Erfahrung.

Denn wir lernen als Kinder überhaupt ja weder bloße Laute, noch lernen wir Vocabeln, ſondern ſchon das Kind hört immer Sätze, individualiſirte Spracherzeugniſſe, lebendige Beiſpiele. Der Unterſchied des Empfangens der Mutterſprache, und des ſchulmäßigen Erlernens einer leidigen fremden Sprache mit declinirbaren und conjugirbaren Vocabeln iſt außerordentlich groß, aber öfters ſehr verkannt worden. Die Menſchen überkommen ihre Mutterſprache ganz parallel mit der eigenen geiſtigen Entwicklung überhaupt; ſie erhalten den Sprachſchatz nach und nach durch Ueberlieferung, und verhalten ſich dabei meiſtens rein receptiv; denn wenn man auch bei Kindern wohl hie und da merkwürdige Verſuche beobachten mag, eigene Bildungen, Zuſammenſetzungen und dergleichen zu verſuchen, ſo iſt doch ſicherlich eine ſchöpferiſche Fortbildung der Sprache nur gereiften und auserwählten Geiſtern möglich, und jenes bleibt ein kindiſches Spiel. Bei weitem die Mehrzahl der Menſchen gebraucht einfach, gleichſam nachahmend, immer die Formen und Wendungen, welche ihnen am geläufigſten geworden ſind, weil ſie ihrem innern Leben, das mit dieſen Ausdrücken erwachſen iſt und an ihnen ſich herangebildet hat, ganz entſprechen, und vollkommen ausreichend ſich erweiſen. Es iſt das Leben der Nation ſelbſt, was in der Mutterſprache pulſirt. Daher das Sprachgefühl für das Gebräuchliche, dem Genius der Sprache Angemeſſene und in derſelben Mögliche, welches mit der Mutterſprache naturwüchſig erwächst,

während es bei fremden Sprachen vielleicht niemals ganz vollkommen erworben werden kann.

Es liegt auf der Hand, daß für die allermeiſten Deutſchen, um bei uns ſtehen zu bleiben, die Mutterſprache ihre Mundart iſt. Weil aber dieſe Mundarten deutſche Mundarten ſind, ſo iſt denn auch aller Mutterſprache die deutſche. Durch ſie, und nicht ſchon durch die Erzeugung von Deutſchen oder durch die Geburt in Deutſchland wird man zum Deutſchen, wie im beſondern zum Niederſachſen oder Oberſachſen, Thüringer oder Weſtfalen, Pfälzer oder Schwaben, oder Bayern und Oeſterreicher.*) Wir dürfen uns wohl erlauben, auf den Artikel „Mundart“ zurückzuverweiſen; und wollen nur noch flüchtig berühren, daß man durch die Mutterſprache, im Vaterhaus und in der Umgebung des täglichen Lebens auch zu dem Stande prädisponirt wird, im Riehl'ſchen Sinne; die Sprache charakteriſirt den Bauernſtand, wie den ſ. g. Herrenſtand.

Hier iſt aber nun gerade der Ort, von den theoretiſchen Betrachtungen zu einigen praktiſchen Fragen überzugehen. So ſehr wir uns oben gedrungen fühlten, den Zuſammenhang zwiſchen den Worten einerſeits und den Begriffen andererſeits als einen myſtiſchen zu bezeichnen, wie uns denn das Band zwiſchen dem geiſtigen oder pſychiſchen Vorgange und der Hervorbringung des Lauts mit ſeiner Articulation gänzlich verborgen iſt, ſo ſehr ſcheint es nöthig, einige in dieſem dunkeln Gebiet wurzelnde Vorſtellungen zu berichtigen.

Zuvörderſt iſt es grundfalſch, wenn man glaubt, daß jeder Menſch ſeine Mutterſprache von ſelber lerne, und daß ſie ihm gleichſam angeboren ſei. Wohl kann man ſagen, daß der Menſch eine angeborene Empfänglichkeit für die Sprache überhaupt hat; für die Auffaſſung und das Wiedergeben von Sprachlauten iſt ſein Ohr und ſeine Mundhöhle vom Gaumenſegel bis zu den Lippen gebildet. Aber daß er für eine beſtimmte Mutterſprache organiſirt ſei, wird kaum nachzuweiſen ſein,**) ſicherlich wenigſtens

*) Dieſe Behauptung mag ſchroff erſcheinen, ſie iſt aber nichtsdeſtoweniger wahr. Durch die Erzeugung wird man nur potentiâ ein Deutſcher, aber in der That, actu, wird man erſt durch das Leben mit Deutſchen, mit den Eltern, in der Familie, im Volke, wo man deutſch redet und denkt, ein echter Deutſcher. Es ſoll nicht geleugnet werden, daß man mit dem Blute nationale Beſtimmtheiten erhält, aber man muß ſich wohl hüten, dieſelben als fixe, bei den Individuen ſich ohne weiteres als Kennzeichen der Nationalitätsſpecies entwickelnde zu denken. Die Darwinſche Lehre vom Artbegriff, welche gegenwärtig nicht bloß in den Naturwiſſenſchaften eine heilſame geiſtige Bewegung und Umwälzung anregt, wird überhaupt dazu dienen, ſteife und atomiſtiſche Vorſtellungen vom Verhältnis der natürlichen Verſchiedenheiten zu berichtigen; Vorſtellungen, welche hie und da die Strömung des Zeitgeiſtes auch bei ſolchen abgelagert hat, wo ſie als ganz fremdartige Geſchiebe erſcheinen.

**) Wenigſtens iſt es bis jetzt nicht nachgewieſen, und wird auch ſchwerlich jemals nachgewieſen werden können. Um nicht zu reden von den ſo charakteriſtiſch tönenden Vocalen und Diphthongen, an welchen die Mutterſprache und die Mundart erkannt wird, und welche ſich ſo innig an die Seele legen, wie kein Mitlauter: auch für die auffallenden und eigenthümlichen unter den letztern, für das th der Engländer, das ch der Schweizer und Spanier, das l mouillé der Franzoſen, das harte l der Slaven hat man ſich keine beſondere Organiſation zu denken. Der Beweis liegt einfach in der Thatſache, daß alle geſunden Kinder anderer Nationen, und viele Erwachſene, dieſe Laute vollkommen richtig hervorbringen lernen. Wenn demungeachtet erklärt wird, eine gewiſſe beſondere Organiſation ſei einleuchtend, weil die phyſiſche Beſchaffenheit der Sprachorgane in verſchiedenen Sprachen ſich verſchieden modificire, was wohl auch in der natürlichen Fortpflanzung nicht ſpurlos bleibe, ſo beruht das auf einem Misverſtändnis. Die Schwierigkeit liegt überhaupt nicht ſowohl in der Hervorbringung einzelner Laute, als vielmehr in der Leichtigkeit und Flüſſigkeit ihrer Verbindung unter einander. Das iſt die Sache der Uebung, welche frühe begonnen werden muß, aber nicht durch Fortpflanzung vermittelt wird. Daß die natürlich beſtimmte geiſtige Eigenthümlichkeit die Sprache der Völker und der Individuen modificire, ſoll nicht geleugnet werden; daß aber die Sprachorgane davon betroffen werden ſollen, das iſt eben die Frage, welche durch die oben angeführten Thatſachen verneint wird. — Sind

nicht bei den Völkern, die einem und demselben Sprachstamme angehören, wie die meisten europäischen Nationen. Slaven, Germanen und Romanen haben physiologisch und anatomisch die gleichen Sprachorgane. Ein in Rußland geborenes Französlein lernt, wenn es nur Russen um sich hat, ganz so rein russisch wie ein Eingeborner, und Russisch wird seine Muttersprache. Aber von selbst lernt es weder russisch noch französisch, sondern das Menschenkind steht im Rapport mit der umgebenden Menschenwelt, und bildet durch sie, an ihr, nach ihr seine Seele und Zunge, es spricht, indem es nachspricht. Gesunde Kinder mit offenem Kopf ahmen bald auch die feinsten Nuancen vortrefflich nach. Es ist für den lernbegierigen Ausländer überaus anziehend, Kinder eines fremden Volkes sprechen zu hören, er lernt von ihnen viel, sie corrigiren ihn höchst unbefangen; und selbst die kleinsten Stammler sind ihm höchst interessant, als angehende, ringende Virtuosen, die mit denselben Schwierigkeiten kämpfen, wie er selbst, und ihren Sprachschatz ebenfalls zusehends vermehren. Aber nie werden sie ein Wort finden, das sie nicht gehört haben: es ist ein fortwährendes Lernen. So ist es nun nicht bloß bei Kindern im zweiten, dritten, vierten Jahr, sondern so geht es fort, im Grunde das ganze Leben hindurch. Die ganze Schulzeit über hat der Knabe seine Muttersprache zu lernen, in der gleichen Weise, durch Nachahmung. Von selber kommen ihm Wörter und Wendungen nicht in den Kopf, von selbst lernt er nie richtige Sätze bilden. Die Klage über die Unfähigkeit der überwiegenden Mehrzahl der Schüler, auch der Lateinschüler, in ihrer deutschen Muttersprache sich leicht und geläufig, mündlich und schriftlich auszudrücken, ist in Süddeutschland wenigstens immer noch laut. Im Jahre 1845 sprach sich Rümelin, welcher seitdem Vorstand des Cultministeriums gewesen ist, in seiner Schrift über die Aufgabe der Volks-, Real- und Gelehrtenschulen darüber ganz unumwunden mit der ihm eigenen aufrichtigen Schärfe so aus: „Jeder", sagt er, „der schon an einer Lateinschule Unterricht ertheilt hat, wird die Erfahrung gemacht haben, daß man beim Uebersetzen aus dem Latein mit einer ungeheuren Unbehilflichkeit im deutschen Ausdruck zu kämpfen hat, daß der Schüler Jahre lang keine Ahnung davon hat, wie ein deutscher Satz gebildet, wie die Worte gestellt werden müßen, daß er nicht die geringste Auswahl von Wörtern im Kopfe hat, sondern eben an dem einen hartnäckig fest hält, welches im Lexikon vorn stand, oder welches er eben einmal kennt. Er macht sich nicht das Geringste daraus, ganz aus der Construction zu fallen, die Pronomina „er", „sie", „ihn" am unrechten Orte zu wiederholen oder wegzulassen oder falsch zu stellen. Hier kann der Lehrer nicht mit Regeln helfen. Es fehlt an dem zu allem Uebersetzen nöthigen Sprachinstinct, an einem unbewußten Gefühl des Richtigen und Angemessenen, an dem nöthigen Vorrath von Ausdrücken. Die Behauptung, daß an und mit dem Lateinischen auch das Deutsche gelernt werde, ist in dieser Allgemeinheit irrig. Wer, wie unsere Schüler, (wenigstens die meisten) von der gebildeten Muttersprache fast noch gar nichts weiß, nicht einmal einfache Sätze bilden kann (Ist das nicht ein wenig übertrieben? A. d. Verf.), für den ist das Uebersetzen aus dem Latein ins Deutsche eine ganz ungehörige Zumuthung. Mit der Zeit, und dadurch daß der Lehrer immer und immer wieder, tausendmal, das Richtige sagt, lernt der Schüler am Ende freilich auch deutsch, aber auf einem sehr beschwerlichen und unnatürlichen Wege. — Das Hauptfach jeder den Unterricht beginnenden Schule muß die Muttersprache sein, mit ihr fängt alle menschliche Bildung an. Auch die lateinische Schule muß dieser Forderung in viel höherem Grade genügen, als sie bisher gethan hat." So Rümelin a. a. O. S. 121 ff. Das führt uns aber hinüber auf ein anderes Gebiet, nämlich auf den Unterricht im Deutschen, und darüber s. d.

doch die schwierigen Laute ostafrikanischer Sprachen, wie mich so eben der berühmte Afrikareisende Krapf versichert, von den weißen Kindern französischer Eltern vollkommen wie von Eingebornen gesprochen worden.

Artikel „Deutsche Sprache“. Daß aber die Schulbildung als solche es auch nicht thut, hat derselbe Schriftsteller recht wohl bemerkt, s. S. 38 ff., wo er ungefähr Folgendes sagt: „Wenn man die Deutschen mit andern Völkern Europas vergleicht, könnte man irre werden an der viel gehörten Behauptung, daß die Volksschulen auf die Bildung des gesammten Volkes einen so außerordentlichen Einfluß üben. Ohne alle Frage übertreffen die deutschen Länder alle übrigen an Anstalten für die Volksbildung; mit wohlgefälligem Seitenblick auf unsere herrlichen Zustände lesen wir alle Jahre die große Zahl der Rekruten in Frankreich, welche weder lesen noch schreiben konnten, mit Entsetzen und Mitleid hören wir von der Unwissenheit und Verwahrlosung der niedern Classen in England; Spanien und Italien und die Slavenländer vollends erscheinen uns als in der tiefsten Barbarei versunken. Und trotz alledem steht in allen den genannten Ländern der gemeine Mann an der Gabe, in seiner Muttersprache zu reden, und demgemäß an Leichtigkeit und Frische der Auffassung und Darstellung, auf einer höhern Stufe als bei uns. Der deutsche Bauer hat zwar lesen und schreiben gelernt, aber in der Regel schreibt er nach den Schuljahren auch seinen Namen ungern, und was er weiter schreibt, das ist oft ein recht armseliges Zeugnis für seine erlangte Fähigkeit. Es klebt den niedern Volksclassen bei uns eine gewiße Plumpheit, eine Schwerfälligkeit des Geistes an, ein böotisches Wesen, das zwar mit sehr ehrenwerthen Eigenschaften des deutschen Charakters zusammenhängen mag, aber deswegen doch immer ein sehr unwillkommener Mangel unserer Nationalität bleibt. Wir rühmen uns, das denkende, philosophische Volk zu sein und an der Spitze der geistigen Bewegungen in Europa zu stehen, was uns zwar unsere Nachbarn nicht aufs Wort glauben; aber das Volk im ganzen kann darauf keinen Anspruch machen. Der Unterschied in der Bildungsstufe der verschiedenen Classen der Gesellschaft ist in Deutschland ganz enorm, besonders wenn man die romanischen Völker vergleicht. — Uebrigens geht die Ungewandtheit im Gebrauch der Muttersprache von den niedersten Ständen bis zu den höchsten hinauf. Wie leicht und gewandt weiß der Franzose, der Romane überhaupt und der Slave seine Meinung zu sagen, und zwar anmuthig, correct und auf passende, gewinnende Weise: wie unmuthig und befangen ist häufig der Deutsche, wenn er auch nur in einem fremden Wirthshause ein Glas Bier verlangt. Die gemeinsten Fehler, daß Wörter mit einem schiefen Sinne gebraucht werden, weil in der Verlegenheit das rechte Wort nicht einfallen will, daß man den Satz nicht vollendet, sondern stockend in einer andern Construction fortfährt, daß die widerwärtigsten Wiederholungen vorkommen, das alles ist so allgemein, daß man sagen kann, es habe wohl nie ein Volk gegeben, welches seine gebildete Sprache so ungebildet gesprochen habe, wie das unsrige. Die Deutschen haben die beste Schulbildung unter allen Völkern, und reden die eigene Sprache am schlechtesten.“ In dieser Vergleichung unserer Volksbildung mit der ausländischen, so unbestreitbar einzelnes sein mag, erscheint uns der angeführte Kritiker doch vor allem nicht ganz gerecht. Der Bauer, wie oben der Schüler, ist zu hart beurtheilt. Im Gespräch mit seinesgleichen zumal ist der deutsche Bauer keineswegs unbeholfen und spricht in seiner Mundart geläufig, sogar schön in seiner Art, nur in der Schriftsprache kann er sich nicht ausdrücken, und dasselbe Hindernis steht in manchem deutschen Lande allerdings auch beim Gebildeten der flüssigen Rede entgegen. Ja es darf bemerkt werden, daß auch in anderer Hinsicht, nicht bloß im Umgang und Geschäftsverkehr der schwäbische Bauer sogar wirklich beredt sich zu zeigen vermag. Im Durchschnitt ruht seine Bildung bei uns bis jetzt wesentlich, fast einzig, auf einem religiösen Grunde. In geistlichen Dingen kann man da und dort einfache Bauersleute mit lebendiger, anmuthender Innigkeit, nicht in angelernten Redensarten, sondern frei und klar reden hören, in mehr oder weniger mundartlich gefärbtem, aber gehobenem, echtem Deutsch. — Ueberhaupt aber ist zu betonen, daß die äußere Gewandtheit nicht das Kriterium für die Bildung sein kann: das wäre einseitig, und darum unrichtig und unwahr. Daß unser Volk nicht so tief unter den Nachbarn steht, beweisen unter anderm die deutschen Volkslieder.

Wenn man alles zusammennimmt, was zur Vergleichung gehört, brauchen wir uns wahrlich nicht herabzusetzen. Die Schule für alles verantwortlich zu machen, wäre sehr unbillig; — aber etwas muß doch auch an der Art der Schulbildung liegen, und Wege zum Bessern sind vielfach angebahnt. Auch hier werden wir also wieder auf den bereits citirten Artikel hinausgewiesen. Man wolle hiebei auch, was die Muttersprache der Franzosen betrifft, den Artikel Frankreich, zumal S. 468 vergleichen.

Mit unserer Aufgabe hängt aber nun, wenn auch nicht direct, doch von der Seite her, ein praktisches Problem zusammen, welches nicht eben leicht anderswo unterzubringen ist, und dessen Besprechung die Redaction gewünscht hat. Es ist dies die Frage über das Erlernen einer fremden Sprache neben der Muttersprache. Wenn es, wie wir eben hörten, mit dem Gebrauch der Muttersprache bei vielen Deutschen so schwer hält, wie soll es mit einer fremden gehen? Die Frage liegt uns auch darum nicht fern, weil wenige Völker so eifrig ausländische Sprachen erlernen, wie die Deutschen. Natürlich aber handelt es sich hier nicht um das gelehrte philologische oder linguistische Studium. Was letzteres betrifft, so sind wir vollkommen überzeugt, daß die Deutschen vor den meisten Culturvölkern nicht nur das ästhetische und musikalische Verständnis, sondern auch die Selbstverläugnung, den objectiven Sinn und universellen Geist, kurz alles voraushaben, was sie befähigt, in den Genius, in die Geschichte und den ganzen Bau aller Sprachen tief einzudringen. Das grammatische Erlernen einer Sprache, zumal der classischen, ist bei uns auch allgemein als das vortrefflichste formelle Bildungsmittel des jugendlichen Geistes anerkannt (vgl. den Artikel Bildungsgehalt S. 691 und 694). Etwas ganz anderes aber ist es, eine fremde Sprache zum täglichen Gebrauch, als Mittel der unmittelbaren Mittheilung, als Conversationsmittel zu handhaben, sie sprechen zu können; und davon ist hier die Rede. Herangewachsene Leute, zumal aber Gelehrte, lernen das nicht leicht; hierin stehen die Deutschen jedoch keineswegs hinter ihren Nachbarn zurück. Die Franzosen, die ihre eigene Zunge so fertig und anmuthig in ihrer Gewalt haben, lernen fremde Sprachen noch schwerer als wir, sie und die über den ganzen Globus schweifenden Engländer mishandeln alle Sprachen, ohne allen Respect, mit der unbefangensten Rücksichtslosigkeit. Zu einer relativen Vollkommenheit bringen es überhaupt nicht sehr viele Menschen, die in reiferen Jahren ein fremdes Idiom sich anzueignen streben. Polen und Russen sollen dagegen ausländische Conversation leicht erlernen, namentlich ist bekannt, daß unter den gebildeten Ständen dieser Völker viele sind, welche das so schwer richtig und schön zu sprechende Französisch zu reden wissen, wie geborene Franzosen, auch deutsch und andere Sprachen sprechen sie besser als andere Fremden. Man hat gesagt, weil sie ein leeres Hirn und Herz, und eine wenig ausgeprägte Individualität haben. Ein kecles Urtheil, welches deutsche Biedermänner mit einer Sicherheit fällen, als ob sie die Hirne und Herzen gewogen hätten. Frauen lernen ebenfalls leichter mit Fremden parliren, als Männer, wird behauptet. Sollen wir nun auch sagen, weil sie weniger geistige Individualität, mehr Instinct als Verstand haben, und wie die schlechten Complimente heißen mögen, die sich so wohlfeil breit machen? Das sei ferne! Aber wohl mag der Grund darin liegen, daß die weibliche Natur, zu ihrer Ehre sei es gesagt, der kindlichen näher steht, woraus sich nach unserer ganzen Theorie die Sache leicht ergiebt. Ferner ist die Frau, die denn doch kein Kind mehr ist, in kleinen Abenteuern des Lebens, im Zusammenstoßen mit fremden Personen und Situationen, also auch mit einer fremden Grammatik, viel dreister und weniger verlegen, weniger pedantisch als der Mann. Bei den Slaven ist es etwas ähnliches. Einmal ist ihre Muttersprache, wie ihr Naturell, schmiegsam, gelenkig, in der Syntax, Etymologie und schon in den Elementen, den Lauten: notre langue est rompue à toutes les autres, sagte ein Russe. Sodann aber ist nicht zu vergessen, daß viele von ihnen, deren Sprachfertigkeit wir bewundern, im zarten Alter sich der fremden Zunge zu bedienen gelernt haben.

Ob diese Methode nun überhaupt empfehlenswerth sei, und welche Erfolge sie ver-

spreche, das geht den Artikel Muttersprache im Grunde nichts an, wohl aber gehört hieher die Frage, in welches Verhältnis sich dieselbe zur Muttersprache setze, ob durch sie nicht der Muttersprache Gewalt angethan werde oder Eintrag geschehe, oder ob einer am Ende zwei Muttersprachen haben könne. Die wissenschaftlichen Pädagogen sind darüber einig, sie verwerfen das Zugleichlernen mehrerer Sprachen im Kindesalter wohl alle, und haben ihre guten Gründe dazu, wie man aus unserer ganzen Untersuchung sich leicht denken kann. Gleichwohl müßen die Hofmeister sich öfters darein finden, Zöglinge zu übernehmen, die von Kindesbeinen an zwei oder gar drei Sprachen sprechen. Wenn die Wörter nur äußere Zeichen für die Begriffe wären, und die Sprache nur eine Summe dieser Zeichen, dann wäre die Sache einfach, gleichsam dem Lernen eines neuen Alphabets zu vergleichen, eine Sache des mechanischen Gedächtnisses. Wenn aber die Sprache wirklich dem Gemüthsleben einen bestimmten nationalen Typus aufprägt, wenn sie der Auffassung des gesammten Lebens sowohl nach der religiösen und sittlichen Seite als nach der ästhetischen und geselligen eine eigenthümliche Richtung und Färbung giebt, die mit ihr und durch sie in das Gemüth eingeht, so erscheint es durchaus nicht als gleichgültig, ob das Gemüthsleben des Kindes zuerst in einer einzigen, der Muttersprache, vollkommen seine Heimat haben soll, oder ob man es in zwei verschiedene Formen pressen zu wollen sich unterfangen dürfe. Die Gefahr scheint offenbar nahe zu liegen, daß im letzteren Fall theils Schwankungen in der Begriffsfassung, theils Zwitterbildungen der Gefühlsweise eintreten werden und die Consolidirung des Charakters erschwert wird. Der Erwachsene, wenn er einer fremden Sprache sich bedient, fühlt es ja recht deutlich, daß die Türken ganz Recht haben, wenn sie sagen, wer eine neue Sprache spreche, der bekomme eine zweite Seele. Man wird ein anderer, denn wenn man von dem, was man in sich hat, etwas in fremder Zunge giebt, erhält es nicht bloß ein neues Gewand, sondern es erleidet eine sehr wesentliche innere Veränderung. Wenn ein Deutscher es versucht, über Kunstgegenstände, oder sittliche Verhältnisse, und zwar nicht bloß im allgemeinen und in Gemeinplätzen, sondern eingehend in die feineren Beziehungen mit einem Franzosen zu sprechen, so wird er ihm sicherlich vieles, und gerade das Beste, was er mittheilen möchte, gar nicht sagen können: er wird inne werden, daß fast jedem Ausdruck etwas von dem fehlt, was er hineinlegen wollte, und daß der Franzose nur die äußeren Umrisse erfassen kann, aber den Deutschen nicht ganz versteht, weil er den Sinn nicht findet, den der Deutsche ausdrücken will. Umgekehrt aber, wenn ein französisch sprechender Deutscher sich wirklich befriedigt fühlt mit dem französischen Ausdruck seines Innern, wird er leicht bemerken, daß nicht bloß der Fluß der Rede und die behagliche Gewandtheit im Reiten des fremden Pferdes dieses angenehme Gefühl erzeugt, sondern daß seine Befriedigung wirklich auf einer wenigstens momentanen Aneignung fremder Gefühlskreise beruht, auf einer Art von Heimischwerden unter den fremden und Abtrünnigwerden von den eigenen Sprachgenossen. Ohne eine solche Veränderung im ganzen Gepräge der Gefühle ist es ganz unmöglich, beim Gebrauche einer fremden Sprache sich leicht zu bewegen, sobald man über das Alltägliche, über die Scheidemünze hinaus geht. Darauf beruht hauptsächlich das Lästige und Störende der Nöthigung, sich einer fremden Sprache zu bedienen, und ebenso die allgemein anerkannte Schwierigkeit des raschen Uebergangs aus einer Sprache in die andere. Bezeichnend ist auch die Erfahrung, daß jemand, der einmal einer fremden Sprache mächtig geworden, eine weitere viel leichter sprechen lernt; ce n'est que le premier pas qui coûte, das Umsatteln wird immer leichter: es ist eben eine gymnastische Fertigkeit.

Wenn nun Erwachsene solche Schwierigkeiten finden, wie soll man dem kindlichen Geiste solches zumuthen? so sagen die Gegner. Von der unläugbaren Thatsache ausgehend, daß ein Kind die charakteristischen, unbeschreibbaren und unbeschreiblichen Eigenheiten der Aussprache eines fremden Idioms überraschend richtig auffaßt und nachahmt, was dem Erwachsenen wirklich nur in seltenen Ausnahmen vollkommen gelingt,

wagen wir es, schüchtern und bescheiden zu bekennen, daß wir die schroffen Urtheile der Theorie a priori nicht ohne weiteres zu adoptiren, und ihre Consequenzen nicht zu ziehen vermögen. Wie es oben ausgeführt wurde, verstehen wir recht wohl die Bedenken, daß der nationale Typus, der sittliche Heimatsinn im Kinde gefährdet erscheinen, daß man Sprach- und Gefühlsmengerei, Charakterlosigkeit und Zwitterbildungen befürchten konnte. Unmittelbar erkennt man aber sofort, daß wenigstens in den Sprachlauten, welche ein Kind nachahmt, keine Confusion vorkommt, es lernt das Deutsche deutsch, das Französische französisch aussprechen. Wenn man die Sache betrachtet, wie sie sich in der Wirklichkeit gestaltet, so erscheinen jene Befürchtungen übertrieben, und einseitig vom Standpunct des Erwachsenen aus hervorgehoben: so wie andererseits die Resultate jener Methode nicht zu hoch angeschlagen werden dürfen. Vor allem muß gelten, daß Eine Sprache die Muttersprache bleibt; auch ein Kind kann nicht zwei Herren dienen: nur einen wird es lieben. Die zweite Sprache lernt ein Kind wohl handhaben, um mit Personen, welche ihm zur Seite gestellt werden nnd seine Muttersprache nicht verstehen, zu verkehren: es kann sich gegen dieselben nicht wie ein Taubstummer verhalten. Es hat alsbald bemerkt, daß es ihnen gegenüber seine lebendige Muttersprache nicht brauchen kann, und spricht daher in derselben nie mit den Fremden, horcht aber auf ihre Rede mit scharfem Ohr, und spricht bald mit schmiegsamer Zunge nach, was sie sagen und wie sie die Dinge nennen. Dieses Technische des Sprechens ist eine wesentliche Errungenschaft, später viel schwerer zu erlangen, und darum für die, welche dazu Veranlassung und Gelegenheit haben, wirklich von Werth. Im übrigen ist der Gewinn so bedeutend nicht, es bleibt wohl meistens und lange ein Parliren in gemünzten Redensarten.. Eben darum weigern sich auch solche Kinder gewöhnlich längere Zeit hindurch, mit andern Leuten als mit dem Fremden in der Adventivsprache zu conversiren, sie fühlen, was nur Verbildete nicht fühlen, daß es unnatürlich ist, wenn Deutsche mit einander französisch reden. Es ist auch sehr bemerkenswerth, daß wenn die Eltern von verschiedener Nationalität sind, die Kinder zwar beide Sprachen verstehen lernen, aber nur eine sprechen wollen; und dieselbe in der Regel auch nur mit dem Theil sprechen, welcher dieselbe allein versteht. So bei weitem in der Mehrzahl der Fälle. Die fremde Sprache bleibt dem Kinde eine fremde, und soll es sein: die Elemente derselben erlernt es äußerlich, erst viel später, durch Lectüre und weitere selbstbewußte Uebung vermittelt, treten die Erfolge, welche durch die frühe Gewöhnung angebahnt sind, bedeutender hervor, aber dies ist dann ein durch Studium vermittelter Gewinn. Nach unsern, in der Einleitung dargelegten Anschauungen ist es recht wohl denkbar, daß die Kinderseele schon früh einen sichern Boden in der unmittelbar, naiv und ohne alle Kritik gewonnenen und Wurzeln treibenden Muttersprache besitzt; neben ihr hat das reiche, rege Kindergemüth auch einen Platz übrig für eine andere, namentlich wenn dieselbe eine seitwärts stehende, nur durch ihre fremdartigen Klänge, noch nicht durch ihren Sondergeist wirkende Spielpuppe ist, oder auch ein Nothbehelf, wie wir ihn oben schilderten, um sich mit einer fremdsprechenden Persönlichkeit in Rapport zu setzen. Mehr geben die hiezu dienenden Sprachbonnen u. dergl. auch wirklich meistens nicht. Wer hat nicht auch schon beobachtet, wie Kinder unter sich eine Geheimsprache sich machen durch Einschieben und Versetzen von Buchstaben und Silben oder ähnliche Kunststücke, und wie sie dieselbe mit erstaunlicher Fertigkeit brauchen lernen? Es ist dies eine interessante psychologische Erscheinung, welche wiederum auf die Freude am technischen Zungengebrauch, an der Gymnastik mit der Zunge hindeutet. Ferner ist bekannt, daß norddeutsche Kinder ganz gewöhnlich neben dem Plattdeutsch des Kindermädchens und anderer Umgebung aus dem Volke auch das Hochdeutsch der Gebildeten sprechen lernen. Das ist allerdings beidemal Deutsch, aber doch zumal für Kinderohr und Kindersinn ein recht verschiedenes Deutsch. Schadet nun eines dem andern? — Wenn ferner, wie von Waiz, entgegnet wird, das Gedächtnis der Kinder werde durch das Erlernen einer fremden Sprache unverhältnismäßig über-

laden, so ist das gewiß kein triftiger Gegengrund. Ist denn gerade diese Art des Lernens ein Auswendiglernen? Ist es eine Function des Gedächtnisses, eine Summe von herzusagenden Vocabeln und Phrasen, die man überhören könnte? Es ist das eine Verwechslung mit dem schulmäßigen Erlernen einer Sprache, aus einem Buche und mit Aufgaben. — Weit schwerer fällt allerdings eine Auctorität ins Gewicht, die sich mit großer Entschiedenheit und Eindringlichkeit in einer an die Eltern gerichteten „Andeutung einiger Umstände, welche das Gedeihen des Schulunterrichts bei Knaben aus höhern Ständen zu erschweren scheinen," ausgesprochen hat, worin eine Menge trefflicher Bemerkungen sich findet, die jedem ernsten, gegen Weichlichkeit und Modebildung kämpfenden Lehrer aus der Seele geschrieben sind. Es heißt darin in Beziehung auf unsere Frage unter anderem: „Ein sehr bedeutendes Hindernis liegt bei vielen Kindern höherer Stände in der Nöthigung, statt der Muttersprache, zu deren Gebrauch die Organe des Denkens und Sprechens im Kinde prästabilirt sind, entweder zuerst französisch (was denn doch höchst selten bei uns vorkommen mag, A. d. B.), oder dieses zugleich mit dem Deutschen zu sprechen. Bei den meisten Knaben, welchen in der frühesten Kindheit die Muttersprache vorenthalten oder verkürzt worden ist, treten in der Schule die Folgen dieses Verweigerns der deutschen Laute hervor, nach welchen ihre Natur begehrt, und in welcher sie zu denken anfangen wollen. Die Kraft solcher Kinder ist für das Erlernen irgend einer Sprache in wissenschaftlicher Gestalt, meist auch für den rechten Gebrauch der Muttersprache, wenigstens für die Wahl und den Zufluß des guten und treffenden Ausdrucks hälftig abgestumpft. Drei trefflich begabte Glieder desjenigen großen Fürstenhauses, welches meines Wissens zuerst in Deutschland die Muttersprache in solcher Art dem Französischen nachsetzte, haben niemals fließend deutsch reden gelernt. Die unvermeidliche Trockenheit der Grammatik stößt solche Kinder ab. Die Unstetigkeit in den Anschauungen und Vorstellungen dauert oft weit über die ersten Schuljahre hinaus, ja sie läßt bei den einen und andern gar nichts wissenschaftliches haften." So der bewährte, berühmte alte Schulmann. Er hat unstreitig darin vollkommen Recht, daß keinem deutschen Kinde, und wäre es eines Königs Kind, beim Erwachen seines Bewußtseins seine deutsche Muttersprache vorenthalten werden darf. Ist er aber nicht in der von uns bereits bekämpften Ansicht befangen, daß die Deutschen für ihre Sprache präformirte Sprech- und Denkwerkzeuge besitzen? Und ferner, sind nicht die gerügten Uebelstände und Schwächen auch bei vielen Knaben zu finden, welche nur ihre Muttersprache gelernt haben? Sprechen nicht viele bloß deutsch, und haben doch vor der lateinischen Grammatik einen Abscheu? Sollten also jene Uebel, die er nach dem Leben schildert, wirklich direct von dem frühen Französischplaudern herrühren, und nicht vielmehr zum guten Theil wenigstens von ganz andern Ursachen, welche bei verwöhnten und verdorbenen Kindern obwalten, neben und außerhalb des bischen Französisch? Die Erfahrungen, welche einzelne Pädagogen gemacht haben, stimmen nicht ganz überein; Beispiele von der augenscheinlichen Unschädlichkeit würden sich wohl ebensowohl anführen lassen, als jene abschreckenden Exempel: freilich werden jene von den Gegnern wohl als Ausnahmen bezeichnet, es seien einzelne starke Naturen, die den gewagten Versuch ohne Schaden überstehen. Ebendarum können wir es hier füglich unterlassen, die Namen bekannter und berühmter Männer, welche schon in frühester Jugend mehrere Sprachen erlernten, einzeln aufzuzählen: es sind deren eine ganze Anzahl, auch wenn man die fürstlichen Häuser ganz aus dem Spiele läßt. Sicherlich aber haben die verschiedenen Nationalitäten und Individuen ein sehr verschieden entwickeltes Vermögen der Perception und Conception: „dem einen ist's gesund, der andere stirbt dran" ist ein alter Spruch.

An der vom Verfasser dieses Artikels vertretenen Ansicht mögen die Eindrücke mit schuldig sein, welche er im Leben erhalten hat; sie sind allerdings mit den Erfahrungen eines erprobten Lehrers nicht zu vergleichen, was er gerne zugiebt. Doch will er hier ein Bild unter mehreren, die seiner Erinnerung vorschweben, zu zeichnen versuchen, nicht

als Figur zum Beweise, denn Exempel beweisen nichts, sondern als aus dem Leben gegriffene Illustration. Ein kleiner junger Herr, kein Deutscher, der seine Muttersprache so sprach, wie man es von einem Dreijährigen erwarten kann, auch zu der Gouvernante sagen konnte: bon jour, Mademoiselle und merci u. dgl., bekam eine englische Bonne, frisch aus England importirt, welche nur englisch verstand. Die Französin, welche die Schwestern in Behandlung hatte, liebte der Kleine nicht; die Engländerin dagegen, welche von früh bis spät um ihn war, nur mit ihm spielte und fortwährend englisch plauderte, gewann er sehr lieb: ja er fragte einmal seine Mutter, ob Miß Harriet einer von den Engeln sei, die bei Nacht an den Bettchen der Kinder sitzen. Aber stumm hörte er ihrem Gespräch zu, längere Zeit sprach er kein Wort mit ihr als schüchterne, geflüsterte Begrüßungen und Schmeichelworte, die nicht verstanden, aber ohne Anstand englisch erwidert wurden. Plötzlich fieng er eines Tages an à lancer des phrases anglaises, wie die Gouvernante sich ausdrückte; und zwar gleich so nett und gut, daß es eine Freude war es anzuhören. Dieses Englisch sprach er indessen vorerst nur mit der Engländerin, die Muttersprache mit Eltern, Dienern, Bekannten gieng unbehindert ihren Weg fort, sein Sprachgefühl für dieselbe wurde offenbar keineswegs beeinträchtigt, im Gegentheil schien es eher geschärft, beide Zungen waren eben ganz wohl geschieden. Er wurde ein aufgeweckter, fleißig lernender Junge, und war in seinem elften Jahre, bis wohin die Beobachtung reicht, auch ein eifriger Patriot, der alle Nationen besiegen wollte, und nationale Lieder mit großem Eifer sang. Er sprach drei bis vier Sprachen mit sehr markirter, richtiger Aussprache, und leidlicher Phraseologie; die Muttersprache aber war ihm augenscheinlich die beste und liebste. Wenn diese erste Bedingung gewahrt wird, scheint allerdings das angeführte Verfahren der Einführung in ein fremdes Sprachgebiet gefahrlos zu sein. Wenn die Wurzel unbeschädigt bleibt, kann ja auch ein Gewächs versetzt werden, und entwickelt dann seine ihm eigenthümlichen, prästabilirten Eigenschaften nur um so kräftiger.

Ueberhaupt aber darf die Aufgabe, eine fremde Sprache so rein und vollkommen zu sprechen, daß ein Ausländer, dessen Muttersprache sie ist, einen Landsmann zu hören glaubt, gar nicht so allgemein gestellt werden. Diese Perfection der Aussprache ist nun aber wohl der wesentlichste Erfolg jener frühen Angewöhnung. Eben darum, neben den weiteren Schwierigkeiten und Bedenken, können wir füglich die besprochene Methode als eine für Einzelne anwendbare Ausnahme von der Regel bezeichnen. Sind doch auch bekanntlich nur wenige in der Lage, für ihre Kinder schon im frühen Alter ausländische weibliche oder männliche Sprachlehrer zu halten. Daß dergleichen in einer Kleinkinderschule versucht würde, worüber man sich entsetzen müßte, ist ja nicht anzunehmen. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Selbst das geläufige Sprechen einer neuern Sprache möchten wir nicht als eine allgemeine Forderung anerkennen. Wenn man genau zusieht, so wird man finden, daß es immer verhältnismäßig nur wenige sind, welche dazu gelangen, wie nur wenige in der That es wirklich brauchen. Wer sind sie denn? Einmal die höchsten Kreise, welche gleichsam in einer europäischen Societät leben, bei denen das Zusammentreffen mit Individuen anderer Nationalität etwas gewöhnliches ist; diese müßen also die höfische und diplomatische Weltsprache, das Französische zu sprechen wissen, und zwar gutes, elegantes, feines Französisch, so will es einmal der Ton. Ferner verlangt man wohl dergleichen von Lehrern und Lehrerinnen: allein hier bleibt es oft nur bei der Forderung, die Leistungen sind derselben nicht immer entsprechend. Bedeutend leichter zu befriedigen sind endlich die Bedürfnisse der Kaufleute, der Postbeamten, der Hotelbesitzer — bis zu den Portiers herab. Da ist bloß Scheidemünze erforderlich. Und doch, was wohl zu merken, wird selten einer die hier nöthige Fertigkeit im Sprechen auf einer Schule, wenigstens nicht leicht in einer öffentlichen Schule erworben haben, wohl aber, wenn die Schule gut ist, die beste Vorbereitung dazu, die fremde Sprache sprachrichtig handhaben zu lernen. Das, was er braucht zum Geläufigreden, lernt er am

leichteſten und beſten im Lande ſelbſt, wo die Sprache zu Hauſe iſt, von Eingeborenen, — alſo doch wieder durchs Leben, wie die Kinder ihre Muttersprache, nicht durch die Schule. Dieſe lehrt die Sprache ſchulmäßig, ſie hat andere Zwecke, die ſie durch den grammatiſchen Unterricht erreicht, ohne welchen keine Sprache wirklich und gründlich erlernt wird. Mit dem Parliren wird zumal in Mädcheninſtituten viel Eitelkeit getrieben, warum? das iſt ſchwer zu ſagen.*)

*) Die Kenntnis fremder Sprachen, die Fähigkeit ein claſſiſches Buch in der fremden Originalſprache zu leſen, war von jeher dem Gebildeten aller Stände wünſchenswerth; es gehört ſogar ohne Zweifel mit zum Begriff eines gebildeten Mannes, daß er ſeinen Geiſt auch im Verſtändnis einer fremden Sprache geübt, an ihr ſeine eigene verſtehen gelernt habe. Ovids bekannter Vers hat das ſchon ausgeſprochen. Aber das fließende Sprechen einer fremden Sprache und das geläufige Verſtehen des in fremder Zunge Geſprochenen, was wir nicht ſcharf genug als grundverſchieden von der genauen und gründlichen Kenntnis der Sprache bezeichnen können, ſcheint allerdings in unſeren Zeiten, in denen der Verkehr unter den europäiſchen Nationen ſo außerordentlich geſteigert iſt und fortwährend zunimmt, auch als Bedürfnis in weiteren Kreiſen mehr und mehr fühlbar zu werden; und bei der im Texte angedeuteten, ziemlich allgemein anerkannten Ungeeignetheit der meiſten unſerer Schulen, demſelben gerecht zu werden, hat es auch bereits zu pädagogiſchen Vorſchlägen und Planen etwas abſonderlicher Art hingetrieben.

Die ſogenannten internationalen Schulen, Wanderſchulen, ſollen in drei oder vier Muttersprachen je an Ort und Stelle, in dem betreffenden Lande ſelbſt abrichten, und zwar durch eine Art von gegenſeitigem Unterricht. Das Ganze iſt uns bis jetzt blos durch öffentliche Blätter bekannt geworden, und wir wollen einen ſolchen kurzen Bericht hier ſelbſt reden laſſen; er könnte einen Anhang bilden zu Spitzbarts Ideal einer vollkommenen Schule.

„Im Laufe der letzten Weltausſtellung in London ſtellte Herr Barbier dem franzöſiſchen Comite die Summe von 5000 Franken zur Verfügung, welche als Preis demjenigen zuerkannt werden ſollten, welcher die beſte Abhandlung über die Mittel zur Errichtung von internationalen Schulen in Europa ſchreiben würde. Eine internationale Jury, welche engliſcherſeits durch die Herren Cobden, Shuttlework und Dr. Johnſton vertreten war, wurde zur Prüfung der Preisaufgabe ernannt. Dieſelben haben ſo eben einen Bericht veröffentlicht, welcher die Beſchreibung des Projectes ſelbſt giebt, ſowie die Mittel zur Ausführung deſſelben ausführlich beſpricht. Wir entnehmen demſelben Folgendes: Es wird vorgeſchlagen, eine Geſellſchaft zu bilden, in welcher ſich die ausgezeichnetſten Männer Englands, Frankreichs, Deutſchlands und Italiens zu dem Zweck vereinigen, eine Schule in jedem der vier Länder nach folgenden Principien zu errichten. Jede der vier Schulen würde Knaben der vier Nationen zu Schülern haben und zwar jede Schule die Knaben von ziemlich gleichem Alter und gleicher Zahl. Die Knaben, welche durch die Schule veranlaßt, mit einander leben, ſpielen und lernen, werden leicht die betreffenden Sprachen lernen: erſtlich durch fortwährendes Ueben der Sprache, und zweitens durch eine neue eigenthümliche Claſſeneinrichtung; dieſe vorgeſchlagene Methode beſteht darin: Jedem Knaben wird ein Buch gegeben, welches die in der Converſation am meiſten gebräuchlichen Sprachwendungen der vier Sprachen enthält. Die Knaben werden in kleine Gruppen getheilt, welche je aus vier Mitgliedern der vier verſchiedenen Nationen beſtehen. Der engliſche Knabe lieſt eine engliſche Redensart vor und läßt ſie von den übrigen drei ebenfalls leſen; dabei übernimmt er die Stelle des Lehrers und corrigirt die Ausſprache. Ebenſo macht es der franzöſiſche Knabe mit der franzöſiſchen Redensart, der deutſche mit der deutſchen und der italieniſche mit der italieniſchen; dadurch werden ſich die Kinder viele Worte aneignen, und erſt, wenn ſie anfangen die Sprache zu verſtehen und zu ſprechen, welche ſie lernen ſollen, wird mit dem grammatiſchen Unterricht begonnen. Außerdem müßen ſie jeden Tag während ihrer Sprechſtunden eine andere Sprache ſprechen. Nachdem ſie im Gebrauch der Sprache vervollkommnet ſind, werden die verſchiedenen Zweige der Erziehung in verſchiedenen Sprachen gelehrt. Am Ende eines jeden Jahres werden die Knaben die Schule und mit ihr das Land verlaſſen, um in der folgenden ihr Studium fortzuſetzen, ſo daß ſie am Ende von vier Jahren den Curſus abſolvirt und England, Frankreich, Deutſchland und Italien, jedes zum einjährigen Aufenthalt gehabt haben. In allen vier Schulen iſt gleiche Direction, gleiche Diſciplin und gleiche Ordnung. Was die Religion betrifft, ſo werden dafür die vollkommenſten Garantien geleiſtet.

Es ſcheint, daß ausgezeichnete Männer in England die Leitung in dieſer Bewegung übernommen und das Syſtem bereits würdig zu einer Prüfung gefunden haben. Außerdem, daß die

„Wer aber eine fremde Sprache ohne Noth spricht," sagt der derbe Hippel in den Lebensläufen in aufsteigender Linie, „der ist ein Schwachkopf, oder es fehlt ihm irgendwo, sitze das Uebel wo es wolle. Man muß nur Eine Sprache vollkommen besitzen, um seines Herzens Meinung zu sagen. Ein Gott, Eine Taufe, Eine Sonne, Ein Weib, Eine Sprache: die Muttersprache."

Aus der Literatur über unsern Gegenstand, welche dankbar benützt wurde, ist anzuführen vor allen Waiz, allgemeine Pädagogik § 18. S. 377 ff. — Baur, Erziehungslehre S. 189. — Palmer, evangelische Pädagogik, 3. Aufl. S. 343. — K. L. Roth, kleine Schriften pädagogischen und biographischen Inhalts. II. Band. Stuttgart 1857; und von demselben ein gedrucktes Circularschreiben an die Eltern, welches im Text angeführt ist. — G. Rümelin, die Aufgabe der Volks-, Real- und Gelehrtenschulen, Heilbronn 1845. — K. E. P. Wackernagel, Deutsches Lesebuch. IV. Theil mit dem besonderen Titel: der Unterricht in der deutschen Muttersprache. Stuttgart 1843. — Beneke, Erziehungs- und Unterrichtslehre I, § 36. II, § 108. — Wilhelm von Humboldt's gesammelte Werke III. Band S. 15 ff. — Jean Paul, Levana § 129.

G. Veesenmeyer.

Mädcheninstitute. *) Wesen und Werth der Institutserziehung überhaupt sind in einem besondern Artikel dargestellt worden; es wird daher an diesem Orte nur noch die Eigenthümlichkeit der weiblichen Institutserziehung hervorzuheben sein.

Die eigentlichen Mädcheninstitute (Pensionsanstalten) sind als solche Anstalten zu bezeichnen, welche das Ganze der weiblichen Erziehung ins Auge fassen, für das leibliche und geistige Wohl ihrer Zöglinge sorgen und die Vortheile der häuslichen Erziehung mit denen des schulmäßigen Unterrichtes vereinigen wollen! Das eigentliche Institut will für sich nicht nur eine Familie, sondern auch eine eigene Schule bilden, zu welcher andere, auswärtige Schülerinnen, weil sie den familienhaften Charakter der Gemeinschaft stören würden, gewöhnlich keinen Zutritt haben. In dieser Form strenger Abgeschlossenheit nach außen traten dergleichen Anstalten am Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts an vielen Puncten in Deutschland und in andern Ländern, meist von Französinnen geleitet, öfter auch von wohlmeinenden Fürsten mit wohlthätigen Nebenabsichten errichtet, hervor und wurden bald als die eigentliche Stätte weiblicher Bildung für die höheren Stände angesehen. Die Sitte, die heranwachsenden Töchter mindestens ein Jahr einer der renommirtesten Pensionsanstalten anzuvertrauen, empfahl sich nicht nur dem auf dem Lande wohnenden Adel, sondern auch dem wohlhabenderen Bürger- und Beamtenstande um so mehr, als diese Anstalten die nöthigen Bildungsmittel aller Art in seltener Vereinigung darzubieten schienen und zugleich dem Standesvorurtheil dienten, denn, wie Vinet richtig bemerkt, jede Pensionsanstalt hat als solche eine Richtung auf Absonderung der Stände. Die Forderungen, welche an diese Institute gerichtet,

Knaben in diesem Institut die vier Sprachen sicher lernen, werden sie auch durch den Aufenthalt in den verschiedenen Ländern mit den Gewohnheiten und Sitten der fremden Nationen bekannt. Dadurch wird, so hoffen wenigstens die Gründer, die allgemeine Bildung ihrer Zöglinge einen hohen Grad erreichen. nationale Vorurtheile und Antipathien werden ausgerottet, und eine Generation mit klareren Einsichten und freierem Blick soll das Resultat dieser Schulen sein. Die ganze Einrichtung soll eine Beförderung des Friedens und des gesellschaftlichen Fortschritts der verschiedenen Nationen werden."

Es giebt jetzt schon Institute, welche Zöglinge aus verschiedenen Ländern und Welttheilen beherbergen, und es giebt Eltern, welche von dieser gemischten Gesellschaft besondere Vortheile für die Sprachbildung ihrer Kinder hoffen. Ob aber so die Nationen sich verbinden werden und in einer solchen Musterschule der vierfache Muttersprachenbrei gekocht werden wird, das müssen wir abwarten. Vorerst lieber noch im Elternhause eine Bonne oder einen Menin, und dann eine Schule, als eine solche Sammlung schlechter Musicanten, die einander die Geigen stimmen sollen!

*) Vgl. oben S. 538.

und die Leiſtungen, welche von denſelben verſprochen wurden, giengen im allgemeinen mehr auf eine glänzende Ausſtattung der Perſönlichkeit mit äußerlichen, namentlich Sprachkenntniſſen, auf Ausbildung der Talente und auf Gewöhnung an die feinere Sitte der vornehmen Geſellſchaft, als auf die Entwicklung edler Weiblichkeit; denn dieſe Inſtitute verleugneten den Ausgangspunct nicht, den ſie in der weit verbreiteten Herrſchaft franzöſiſcher Sitte und Lebensanſchauung gefunden hatten. Auch nachdem der franzöſiſche Einfluß auf dem Gebiete der Literatur in Deutſchland gebrochen war, wurde doch der Vorzug geſelliger Feinheit, perſönlicher Liebenswürdigkeit, insbeſondere der Frauen, geiſtreicher und geſchmackvoller Umgangsformen, wie ſie ſich in jenen bureaux d'esprit des franzöſiſchen Hofes einſt kund gegeben hatten, willig den Franzoſen eingeräumt, und die weibliche Bildung der höheren Stände dieſem Geiſte anvertraut. Wie ehrenwerth der perſönliche Charakter mancher der Unternehmerinnen ſolcher Anſtalten immer war, das ſittliche Princip, welches ſie, oft unbewußt, vertraten, war das der Frivolität, denn frivol iſt die Unterordnung des innern unter den äußern Menſchen, die übertriebene Werthſchätzung von Scheingütern des Lebens, die Vernachläßigung und Verachtung wahrer Gemüths- und Geiſtesbildung. Alle Verkehrtheit, welche ſich an die Verkennung der gottgeordneten Beſtimmung des Weibes anſchließt, (ſ. d. Art. Mädchenerziehung) fand in dieſen Anſtalten den mannigfaltigſten Ausdruck und ſorgſame Pflege, wodurch denn auch ſehr bald eine ziemlich allgemeine Oppoſition gegen dieſe weibliche Inſtitutserziehung in Deutſchland hervorgerufen wurde. Aber die öffentliche Meinung hielt ſich zuerſt nur an die komiſchen Seiten, die ſich in dieſen Bildungsſtätten weiblichen Lebens und an der aus ihnen hervorgehenden Carricatur weiblicher Bildung nur zu leicht dem Auge darboten. Auf dem Theater, in Romanen und Novellen, ſogar in Schriften für die weibliche Jugend wurden die Schwächen der weiblichen Penſionate dargelegt, nicht ſelten mit unwahrer Uebertreibung nebenſächlicher Beziehungen. Es war wohl ſelbſt in jenen Anſtalten eine Mamſell Cerberus, wie ſie noch in dem trefflichen Buche „Aus Roſaliens Nachlaß“ von Fr. Jacobs geſchildert wird, deren capuchon als botte für die verliebte Correſpondence der Penſion diente, und welche ahnungslos die billets-doux an die amants der Penſionairinnen corrigirte, eine Ausnahme von der Regel, und der Einfalt kann Aehnliches noch alle Tage begegnen. Aber gerade dieſe Uebertreibungen ſchadeten dem Erfolge, ſie ſchoßen über das Ziel hinaus und lenkten durch Betonung von Gebrechen, die mit gutem Willen leicht zu heilen waren, den Blick von den tieferen Schäden des ganzen Lebens in jenen Bildungsſtätten ab. Erſt mit dem tieferen Erwachen des nationalen und religiöſen Bewußtſeins in Deutſchland wurden die eigentlichen ethiſchen Geſichtspuncte klar, aus welchen dieſe Anſtalten, die mittlerweile zwar mehr in die Hände deutſcher Frauen übergegangen, auch wohl mehr auf allgemeine Bildung und gelegentlich auf die Erweckung der Religioſität gerichtet worden, aber in ihrem Weſen ſich doch ziemlich gleich geblieben waren, beurtheilt werden mußten. Das deutſche Gemüth fand ſich tief verletzt durch jene Invaſion des franzöſiſchen Geiſtes, welche durch Bonnen und Gouvernanten erſt in die Kinderſtube, durch die Inſtitutserziehung aber in das ganze Gebiet der weiblichen Erziehung in den höheren Ständen vollbracht war. Schon Jean Paul hatte ſich, freilich in mehr humoriſtiſch-ſpielender Weiſe, in der Levana gegen die Inſtitutserziehung der Mädchen ausgeſprochen, kräftiger thaten es vom volksthümlichen Standpuncte E. M. Arndt und Fr. L. Jahn, der alle aushäuſige Erziehung der Mädchen verurtheilte und alle Penſionsanſtalten aufgehoben wiſſen wollte. Ihnen geſellten ſich mit großem Erfolge edle Frauen zu, unter denen Caroline Rudolphi („Gemälde weiblicher Erziehung“) eine der erſten und ehrenwertheſten war. Von den bedeutenderen pädagogiſchen Schriftſtellern der neueren Zeit iſt keiner zu nennen, der in die Bedenken gegen die weibliche Inſtitutserziehung nicht eingeſtimmt hätte, und es giebt wenige Puncte auf dem Gebiete der Pädagogik, über welche eine ſo allgemeine Uebereinſtimmung der Anſichten vorhanden wäre, als über dieſen. Dieſe Anſichten ſind ſeit einigen dreißig Jahren auch in England laut geworden und haben

ſelbſt in Frankreich, namentlich auch unter den Frauen, entſchieden Vertretung gefunden. Je mehr die höheren Mädchenſchulen eine richtige und ihrer Bedeutung für das ganze Leben der Nation entſprechende Entwicklung fanden, deſto mehr wurde auch den Penſionsanſtalten das Vertrauen und der Boden, auf dem ihre Berechtigung und ihre Exiſtenz ruhte, entzogen, und gegenwärtig haben die meiſten Penſionsanſtalten durch Anlehnung an eine höhere Töchterſchule ihre frühere Abgeſchloſſenheit aufgegeben. Von den eigentlichen Mädcheninſtituten haben nur diejenigen eine größere Bedeutung behalten, welche durch milde Stiftungen oder durch Unterſtützung der Gemeinden und Regierungen in den Stand geſetzt ſind, den Anſprüchen auf einen wahrhaft bildenden Unterricht zu genügen, und welche durch ihre ganze Einrichtung und den Geiſt, der in ihnen waltet, dem öffentlichen Vertrauen entſprechen, wie die adelige Erziehungsanſtalt des Magdalenenſtifs in Altenburg, das Katharinenſtift in Petersburg, die Louiſenſtiftung in Berlin, die Anſtalten der Brüdergemeinde, die Anſtalten in Droyſig u. a. Viele Penſionsanſtalten der neueren Zeit beſchränken ſich darauf, die erziehende Thätigkeit der Familie zu vertreten, und überlaſſen es ihren Zöglingen, den Unterricht außerhalb der Penſion in dieſer oder jener Schule zu ſuchen. Noch andere treten freilich noch immer mit dem Anſpruche auf, durch einen beſondern in der Penſion ſelbſt zu gewährenden Unterricht über die Schule *hinauszugehen* und ihren Zöglingen ebenſo eine *höhere* und *allgemeinere* Bildung, wie in Betreff des ganzen perſönlichen Verhaltens die *letzte Feile* zu geben. Dieſe Unternehmungen ſind die letzten Ausläufer der urſprünglichen franzöſiſchen Inſtitute, ſie theilen mit ihnen nothwendig die Richtung auf ungründliche Scheinbildung und auf geſellige Dreſſur der Mädchen, friſten aber eben darum, weil ſich im allgemeinen das Urtheil über den Werth einer ſolchen „Feile" berichtigt hat, größtentheils ein kümmerliches Daſein, und können ebenſo wenig, wie die verſuchten Akademien für weibliche Bildung, zu rechtem Aufſchwunge kommen.

So hat ſich denn im Laufe der Zeit auf dieſem Gebiete ein weſentlicher Umſchwung vollzogen, den wir einfach als einen Sieg deutſcher Bildung über franzöſiſche auffaſſen können, und welcher ohne Zweifel deſto vollſtändiger erfolgen wird, je mehr ſich ernſte und gründliche Anſichten über das Weſen der weiblichen Erziehung verbreiten werden. Es ſind dadurch manche der Vorwürfe beſeitigt, die man früher gegen die weibliche Inſtitutserziehung zu erheben pflegte, indem man jenen Geiſt der Eitelkeit, der Aeußerlichkeit und des Leichtſinns, der in den meiſten jener Anſtalten waltete, aber durchaus nicht nothwendig mit der Inſtitutserziehung verbunden iſt, ohne weiteres mit dem Weſen des Penſionates identificirte. Im großen und ganzen wird ſich immer die Verkehrtheit des Zeitgeiſtes ebenſo ſehr im Hauſe und in der Einwirkung der Eltern auf die Kinder kundgeben, als in den Inſtituten. Ja es iſt anzunehmen, daß die Einſeitigkeit, mit welcher dergleichen Richtungen im Hauſe gepflegt werden, im Inſtitute, wo ſich gelegentlich immer wieder fremdartige Einflüſſe geltend machen, im allgemeinen weniger feſtgehalten werden kann.

Von ganz anderer Art ſind die pädagogiſchen Bedenken, welche gegen die weibliche Inſtitutserziehung an ſich erhoben werden und mit denen wir es hier eigentlich zu thun haben. Sie wenden ſich ſowohl gegen die Erziehung als gegen den Unterricht im Inſtitute und ſchließen ſich größtentheils an die Vergleichung des Inſtitutes mit dem Hauſe und mit der Schule an.

Von der Inſtitutserziehung (ſ. d. Art.) wird mit unbeſtreitbarem Rechte behauptet, daß ſie die häusliche niemals erſetzen könne. Wenn dieſes ſowohl in Beziehung auf Knaben wie auf Mädchen gilt, ſo iſt am Schluſſe des betreffenden Artikels ſchon darauf hingewieſen worden, daß das Mädchen, welches in weit tieferer Weiſe mit ſeinem ganzen Weſen in der Familie wurzelt, als der Knabe, durch den Mangel des Familienlebens auch in ſeiner ganzen Entwickelung ſchwerer getroffen werden müße, als dieſer. Das Haus iſt die Lebensſphäre, in welcher echte Weiblichkeit allein gedeihen kann, und da, wie Raumer gezeigt hat, jede eigentliche Penſionsanſtalt an dem innern, niemals

ganz gelösten Widerspruche des Familien- und des Schullebens leidet, und es eben darum weder zum rechten Ernste der Schule, noch zur vollen Familientraulichkeit bringen kann, so wird dem jungen Mädchen, das in einer solchen Anstalt erzogen wird, die eigentliche Lebensluft genommen, welche die psychische Organisation der weiblichen Natur zum Leben bedarf. Das Pensionshaus ist nicht das elterliche Haus zunächst in jenem ganz natürlichen Sinne, in welchem das Weib, es sei Kind oder Matrone, mit allen seinen Gefühlen und Interessen sich an dasselbe gewiesen sieht. Dazu fehlt dem Institute die Naturbasis, an welche das weibliche Leben immerdar so bedeutsam gebunden bleibt. Damit hängt auf das innigste zusammen, daß auch die sittlichen Einflüsse des Familienlebens durch keine Pension ganz ersetzt werden können. Selbst da, wo man darauf bedacht ist, dem ganzen Verkehre den Charakter der Familienhaftigkeit zu geben, — und dies kann nur dort der Fall sein, wo eine natürliche, wirkliche Familie den Mittelpunct des ganzen Lebens im Pensionshause bildet, wo also etwa von der Vorstellung ausgegangen wird, daß die Pensionairinnen in die Familie des Familienhauptes mit allen Kindesrechten eintreten sollen, — wird diese Vorstellung immer eine bloße Fiction und allenfalls ein Ausdruck für den guten Willen des Vorstehers oder der Vorsteherin bleiben. Denn sobald das an den Pensionairinnen zu übende Erziehungsgeschäft zum Lebensberufe gemacht worden ist, tritt die Familie des Vorstehers in den Hintergrund und wird zur Privatangelegenheit, ja es wird dasselbe an sich durch dieses Verhältnis oft wesentlich verkümmert. Jeder andere Beruf thut zwar dasselbe, er entzieht den Mann der Familie oft und lange, und der Beamte, der Handwerker, der Lehrer ꝛc. gehört der Familie erst von dem Augenblicke an, in welchem die Berufspflicht erfüllt ist.

Bei dem Pensionsvorsteher aber *fällt das Privatleben mit seinem Berufe zusammen*, die Berufspflicht soll im eigenen Hause erfüllt werden und drängt sich in jedem Augenblicke auf. Ist der Vorsteher ein gewissenhafter Mann, wie wir voraussetzen, so kann er sich aus dem sittlichen Dilemma, unter welchem er unablässig zu leiden hat, nur dadurch retten, daß er eine scharfe Grenze zwischen seiner Berufspflicht und seinem eigenen Familienleben zieht, d. h. daß er das letztere den Augen der Pensionairinnen ganz entzieht. Die erste Sorge bleibt immer, daß die Lebensordnung des Institutes nicht gestört werde, und dieser Ordnung müßen daher alle Familiensorgen und Familienfreuden weichen.

Selbst in dem glücklichen, aber in Deutschland seltenen Falle, daß ein vollständiges Familienleben den Mittelpunct des Ganzen bildet und ein Familienvater an der Spitze des Institutes steht, (eine Einrichtung, durch welche namentlich viele Anstalten dieser Art in Genf sich vortheilhaft auszeichnen), müßen doch im eigentlichen Institute die Pensionairinnen im *weiteren* Kreise, gleichsam als *zweite*, entferntere Familie, um diesen Mittelpunct gruppirt bleiben, denn schon, um allen ein gleiches Maß des Vertrauens zu zeigen und um nicht die Misgunst einzelner zu erwecken, wird es zur Nothwendigkeit, alle in einer gewißen gleichen Entfernung von dem Privatleben des Vorstehers zu erhalten. Hiemit fallen in dem Institute eine Menge der zartesten sittlichen Anregungen für das Mädchenherz fort, in Betreff deren auf den Artikel „Mädchenerziehung" verwiesen werden muß. Das Verhältnis zum Vorsteher oder zur Vorsteherin der Anstalt bleibt ein äußerliches und wird von dem Mädchen, welches im elterlichen Hause eine ganz andere Befriedigung des Herzens kennen gelernt hat, tief empfunden. Wenn dann von einem gewißen sentimentalen und unklaren Standpuncte aus, wie nicht so selten geschieht, die Forderung geltend gemacht wird, in dem Vorsteher einen rechten Vater, in der Vorsteherin eine rechte Mutter anzuerkennen, so tritt das weibliche Gemüth gegen diese Zumuthung, der die Stimme der Natur eben so stark, wie die Zustände selbst widersprechen, leicht in eine so entschiedene Opposition, daß sich daran die bedenklichsten Folgen knüpfen. Gerade in dieser unberechtigten Zumuthung liegt der Grund jener oft auffallenden Pietätlosigkeit und Leichtfertigkeit, zu welcher auch sonst gut geartete Mädchen sich in solchen Verhältnissen oft hinreißen lassen, und welche

keineswegs immer aus dem Umstande zu erklären ist, daß es den Betreffenden am Gemüth fehle, sondern vielmehr zuweilen gerade aus dem entgegengesetzten. Niemals werden Kinder, es seien Knaben oder Mädchen, den leitenden Personen der Pensionsanstalt die Stelle der Eltern in ihrem Herzen einräumen, aber viel weniger wird es ein Mädchen thun, als ein Knabe. Wenn Jean Paul (Levana § 89) sagt, „das Höchste, was ein Mädchen in einer Pension wiederfinden könnte, wäre eine Mutter, aber doch würde der Vater mangeln," so kann dies nur etwa in dem Sinne gelten, daß es zu seiner Zeit keine Institute der Art gab, an deren Spitze ein Familienvater stand. Ganz falsch wäre es, wenn es heißen sollte, die Mutter könnte dem Mädchen in der Pension eher ersetzt werden, als der Vater. Gerade der Mangel des mütterlichen Einflusses wird daher auch von den meisten als der beklagenswertheste dargestellt. Ist es doch in der Familie gerade die Mutter, welche dem heranwachsenden Mädchen die Richtung geben, die Empfänglichkeit für alles gute und schöne in der Seele desselben wecken und, ohne ein eigentlich planmäßiges Einwirken, durch das Vorbild edler Weiblichkeit und durch den stillen aber mächtigen Rapport, in welchem sie als Weib und als Mutter zur Tochter steht, den rechten Grundton des weiblichen Lebens in dem Gemüthe des Mädchens anschlagen muß. Sehr richtig führt H. H. Friedländer in seinem trefflichen Aufsatze über Mädchenpensionen (Blätter für weibliche Bildung, unter Mitwirkung von Dr. Seinecke von H. H. Friedländer und R. Schornstein herausgegeben und leider nicht fortgesetzt 1849 S. 52) das Beispiel solcher Mütter an, die wegen jahrelanger Kränklichkeit und Hinfälligkeit nicht im Stande waren, sich der Erziehung ihrer Töchter zu widmen, und welche doch durch ihre liebliche sittliche Erscheinung, durch den Frieden, den sie mitten unter den Leiden ihres Lebens athmeten, und durch die Geduld, mit welcher sie diese trugen, den heilsamsten Einfluß auf das Gemüthsleben ihrer Töchter übten. Mit Recht spricht er aus, daß die eigenthümliche und in ihrer Art einzige Vertraulichkeit, die zwischen Mutter und Tochter besteht, durch beständiges Zusammenleben gewonnen und genährt werden müße, daß sie sich nicht auf Commando übertragen lasse und namentlich in demjenigen Alter nicht unterbrochen werden dürfe, in welchem wichtige Fragen des weiblichen Lebens ihre Lösung fordern. Schwerlich wird also in der Pensionsvorsteherin, der „Tante," wie sie eben darum so oft genannt wird, ein wirklicher Ersatz für die fehlende Mutter gefunden werden können; wie gütig, wie gewissenhaft, wie wachsam und wie taktvoll sie ihre Pflichten an den anvertrauten Zöglingen erfüllen mag, niemals wird sie denselben eine Mutter werden. Wir gehen nicht so weit, die Frage, ob sie wirklich ein Mutterherz für ihre Pensionstöchter haben könnte, ohne weiteres zu verneinen, denn, wie wir die weibliche Natur auffassen, so ist uns der mütterliche Sinn eben ein nothwendiges Moment im Wesen der Weiblichkeit überhaupt, und das Leben bietet Beispiele genug auch auf dem Gebiete der Institutserziehung von solchen Frauen, die, ohne Mütter zu sein, an echter mütterlicher Treue viele Mütter überstrahlen; aber es fehlt eben in diesen künstlichen Verhältnissen das mächtige Band der Natur und die Kinder werden darum dem Einflusse auch der gütigsten „Tante" immer eine gewisse Sprödigkeit entgegensetzen, die ihnen auch nicht verdacht werden kann. Das aber muß freilich zugegeben werden, daß, wie die betreffenden Vorsteherinnen nur zu oft beschaffen sind, von jenen Citationen zur „Tante," um dort einen strengen Sermon auszuhalten, unmöglich ein erziehlicher Einfluß erwartet werden kann, der nur im entferntesten der mütterlichen Ermahnung gleich käme. Aber wenn die Unersetzlichkeit der Mutter nicht geläugnet werden kann, so darf im Gegensatz gegen Jean Paul keineswegs etwa behauptet werden, daß das Mädchen in der Pension, wo nämlich ein Mann sie leitet, noch eher den Vater, als die Mutter wiederfinden könne. Der richtige Gegensatz ist vielmehr der, daß das Mädchen die Mutter sowohl, wie den Vater schwerer entbehren wird, als der Knabe, und zwar darum, weil die stärker und früher hervortretende, tiefer das ganze Leben des Weibes bedingende Geschlechtsqualität das Mädchen an die eigene Mutter

inniger knüpft und von dem fremden Manne, in dem es einen zweiten Vater anerkennen soll, stärker scheidet, als die Natur beides bei dem Knaben thut. Und dieser Mangel des väterlichen Einflusses in den Pensionsanstalten ist bedeutender, als gewöhnlich erkannt wird. Die flache und oberflächliche Richtung, die den Pensionairinnen so vieler Institute anhaftet, ist gewiß zum großen Theil gerade dadurch zu erklären, daß der in die Welt, in die Oeffentlichkeit, in das Leben eingreifende Einfluß des männlichen Wirkens den Mädchen so unbekannt bleibt. Wo es richtig in der Familie steht, da ist der Vater dem Mädchen das Ideal edler Männlichkeit, zu dem es mit stiller Begeisterung emporschaut, der Repräsentant der sittlichen Ideen, welche das Leben beherrschen, und der Spender geistiger Reichthümer, welche das häusliche Leben innerlich schmücken und mit dem wahren Inhalte erfüllen. Und wie dem Mädchen im Institute die wahren Eltern fehlen, so fehlen ihm auch die Geschwister, ja sogar die Spielgefährten, welche es daheim, auch wenn es der Geschwister entbehrte, doch besaß. Die Pensionsgenossinnen stehen ihm weder durch Blutsverwandtschaft und lange Lebensgewohnheit, noch durch freie individuelle Zuneigung und Wahlverwandtschaft der Seelen nahe; sie sind ihm fremd, und es hat mannigfache Veranlassung, sich vor ihnen zu hüten. Vielleicht findet es mit der Zeit eine Freundin unter ihnen, vielleicht eine so treffliche, wie es sie anderswo nicht gefunden hätte, aber dieser wohlthätigen Wirkung auf das Gemüth gehen mindestens ebenso gefährliche Wirkungen entgegengesetzter Art nebenher und wahrscheinlich voraus, die aus dem Zwange entspringen, mit Individualitäten, die der eignen fremd sind oder gar widersprechen, im täglichen Verkehre zu bleiben. Wird so das Gemüth des jungen Mädchens in der Pension von allen Seiten beengt, in seinen tiefsten Empfindungen unbefriedigt gelassen, und wird ihm die wohlthätige Wahrung seiner besten Gefühle entzogen, so trägt gerade das Zusammenleben mit so vielen, die aus verschiedenen Lebensstellungen und mit verschiedenen Ansprüchen an das Leben hier zusammenkommen, dazu bei, das Mädchen aus der schönen Unmittelbarkeit des weiblichen Wesens herauszureißen, seinen Blick in bewußter Weise auf die eigne Person zu lenken und die äußeren Lebensbeziehungen mehr als gut ist ins Auge zu fassen. Das eine wie das andre muß nothwendig die Wärme des Herzens herabstimmen, und das stille Leben des Gemüthes muß gefährdet werden, wo so viele Nöthigung vorhanden ist, seine Vorzüge andern gegenüber geltend zu machen, um sich eine erwünschte Stellung im Pensionate zu erwerben.

Wenn daher das Institut dem Mädchen keinen Ersatz für das bietet, was es mit dem elterlichen Hause verliert, so offenbaren sich schon in dieser geselligen Erziehung, die es mit vielen theilt, entschieden Nachtheile, welche dem Hause fremd sind. Für Mädchen wie für Frauen liegt immer eine Gefahr darin, mit vielen des eigenen Geschlechts zusammen zu sein. Dies zeigt sich in allen überfüllten Classen der Mädchenschulen, ja sogar schon in jeder nur aus weiblichen Personen bestehenden größeren Gesellschaft. Die größere Reizbarkeit der weiblichen Natur ist die nächste Ursache, daß sich in solchen Gemeinschaften eine Lebendigkeit des Verkehrs entwickelt, die sehr bald unerquicklich wird und sich leicht zur Ausgelassenheit steigert. Was die einzelne nie gewagt hätte, so lange sie sich in ihrem gewohnten Kreise befand, dazu gewinnt sie den Muth in der Menge, durch welche sie sich gewissermaßen gedeckt sieht. Wenn es einer guten Disciplin auch immer leicht gelingen wird, die unweiblichen Ausbrüche jener Heiterkeit zu hemmen — und es kann ihr sogar in einem Grade gelingen, der dem ganzen Leben im Pensionate einen ungemüthlichen und steifen Charakter giebt — so ist damit die innere Aufregung keineswegs überwunden, zu welcher das Mädchen durch ihre ganze Lage und Umgebung geführt wird. Der Mittheilungsdrang, der sich unabläßig Luft zu machen strebt, sucht und findet seine Wege; das Geschwätz und Geklatsche, die vielen kleinen Geheimnisse werden dem Mädchen nur um so wichtiger und werthvoller, je seltener das Bedürfnis, sich mitzutheilen, befriedigt wird. Es ist gerade die Geistlosigkeit und Inhaltlosigkeit dieser kleinlichen Interessen, welche sie für

das Mädchen so gefährlich machen, denn es ist eben die weibliche Natur dieser Gefahr, sich in kleinliche Interessen zu verlieren, hauptsächlich ausgesetzt, weil sie von der Außenwelt nicht in dem Grade zur Thätigkeit aufgefordert wird, wie die männliche, vielmehr darauf angewiesen ist, sich in der Stille des eigenen Gemüthes eine Welt zu schaffen, aus welcher sie die Antriebe zur Thätigkeit, zur treuen Pflichterfüllung, zum Fleiß und zur Arbeit dereinst entnehmen soll. Nichts ist, wie C. Rudolphi hervorhebt, dem Erstarken dieses innern Lebens, nichts der Heranbildung einer ernsten Lebensansicht so hinderlich, als jener Geschmack an den kleinlichen Interessen der Umgebung, jenes Bedürfnis inhaltlosen Geschwätzes, jene Gewohnheit, sich durch unwichtige Dinge unterhalten und aufregen zu lassen. Offenbar wird durch diese nächste und erste Folge der geselligen Erziehung in den jungen Mädchen sehr leicht der Grund zu jener Zerstreutheit des Wesens, zu jener innern Leere, zu jenem oberflächlichen Geselligkeitsbedürfnisse, mit einem Worte, zu jener Aeußerlichkeit des Charakters gelegt, die wir so oft und so tief an den Frauen beklagen müßen. Aber diese Einwirkungen können leicht tiefer gehen. Mit dem Reize des Geheimnisses und der Gemeinschaft, mit dem Streben, sich andern Persönlichkeiten gegenüber geltend zu machen, und mit der natürlichen Kälte gegen die Leiter der Anstalt ist mannigfache Versuchung zur Intrigue, zur Schadenfreude und zur Impietät gegeben, von der Lüge nicht zu reden, die in solchen dem Herzen so fremden Umgebungen zuweilen mit einer wahren Virtuosität geübt wird. Die Bessere wird gewiß zuerst erschrecken, wenn sie dergleichen sieht, aber sie wird schwerlich den Heldenmuth haben, dagegen aufzutreten, und wird alle diese Dinge, die mit so heiterer Miene gethan werden, überhaupt selten in ihrer eigentlichen Unsittlichkeit erkennen.

Nimmt man die sehr nahe liegende Möglichkeit hinzu, daß in der Menge der Pensionärinnen, deren ganze Geschichte dem Vorsteher nicht immer bekannt, ja die ihm absichtlich verhehlt sein kann, sich auch verderbte unreine Herzen befinden, erwägt man, was in den geheimen Herzensergießungen der jungen Mädchen untereinander verhandelt zu werden pflegt, welche Erlebnisse in Wahrheit und Dichtung, welche Hoffnungen und Wünsche da zur Sprache kommen, und wie die Sehnsucht nach der Heimat, die Einsamkeit, die Aufregung der Gefühle, vielleicht noch besondere schmerzliche Erfahrungen im Institute selbst, zusammenwirken müßen, um die Macht jener stillen Einflüsse zu erhöhen, so wird man sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß diese ganze gesellige Erziehung der weiblichen Institute in der That mit großen Gefahren verknüpft ist, welche dem Hause völlig fremd sind.

Und diese Gefahren sind ferner schwer abzuwenden, auch wenn der Wille und der Eifer dafür vorhanden ist; denn eben diese gesellige Erziehung macht die Berücksichtigung der Individualität fast zur Unmöglichkeit. Schon durch die Menge selbst wird der Blick für die Eigenthümlichkeiten der einzelnen geschwächt, noch mehr wird er getrübt durch die Wirkungen jenes Einverständnisses, welches sich bald unter den Pensionärinnen, den Leitern der Anstalt gegenüber, bildet, durch die Unwahrheit und Schlauheit, hinter welcher sich die wahre Natur der Mädchen gerade unter solchen Verhältnissen so leicht verbirgt. Und diese ganze Erziehung ist schon im Principe der Berücksichtigung der Individualität ungünstig. Institutserziehung ist eben auf Massen, auf die Gesammtheit gerichtet, nicht auf den einzelnen, der sich dem Organismus des Ganzen unterordnen muß. Was bleibt auch bei einer größern Anzahl von jungen Mädchen, die in jedem Augenblicke beobachtet werden sollen, übrig, als die Freiheit derselben durch die sorgfältigste Eintheilung der Zeit und durch die pünctlichste Controlle über deren Beachtung unschädlich zu machen? Aber indem man die Gefahren der Freiheit auf solche Weise beseitigt, beseitigt man auch den Segen derselben und opfert die Gelegenheit, die besondern Neigungen und Anlagen der einzelnen recht zu erkennen. Jede Vergleichung des Hauses mit dem Institut fällt in diesem Puncte ungünstig für das letztere aus. Dort eine natürliche Mitte zwischen nothwendiger Beschränkung und ver-

nünftiger Freiheit, hier eine abstracte Regel, der vielleicht alle frühern Gewohnheiten und die ganze Eigenthümlichkeit des einzelnen widerſtreben; dort eine tiefe Bekanntſchaft mit dem Weſen des Kindes und die Möglichkeit, in jedem Augenblicke ſeiner Natur, ſeiner körperlichen Dispoſition, ſeinem Charakter Rechnung zu tragen, hier ein getrübtes Bild von der Individualität des Kindes und die erheblichſte Schwierigkeit, eine Ausnahme von der Regel zu geſtatten, deren Exemplification ſchon gefürchtet werden muß. Nicht zu überſehen iſt dabei, daß gerade an dieſen Inconvenienzen des einen für den andern ſich leicht eine Gereiztheit des Urtheils, eine Erbitterung der leitenden Perſonen gegen das Kind und des Kindes gegen jene entzündet, welche zu völliger Verkennung und zum Mislingen der ganzen Aufgabe führen kann. Heftiger Widerſtand gegen naturwidrige Beſchränkungen, der nicht ſelten hervortritt, offenbart dann leicht die pädagogiſche Rathloſigkeit der Inſtitutserziehung in eigentlich ſchwierigen Fällen. Namentlich wo Frauen an der Spitze ſtehen, wird dann das ganze Verhältnis ſehr leicht ein leidenſchaftliches; es gilt einen Kampf um Sein und Nichtſein. Der ſtärkere Wille ſiegt, das Kind wird gedemüthigt oder aus der Anſtalt verwieſen, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, und trägt den Stachel der erlittenen Schmach für immer im Herzen; oder, wenn etwa beſondere Rückſichten das Aufſehen zu vermeiden rathen, das Kind triumphirt und hat mit dem Siege über ſeine Erzieher vielleicht einen unerſetzlichen Schaden an ſeiner Seele gelitten. Mit Recht rügt Friedländer (a. a. O. S. 55) namentlich die pädagogiſche Inconſequenz, die ſich in ſolchen Fällen offenbart, das Ueberſpringen aus einer Richtung in die andere, das ſchnelle Verlaſſen einer überlieferten Form und die ſchnelle Verirrung in das entgegengeſetzte Extrem. Sehr erheblich werden dieſe Uebelſtände geſteigert durch den oft gerügten Umſtand, daß das Inſtitut zu viel erziehe, ein Punct, den Jean Paul treffend dargeſtellt hat, wenn er ſagt: „Wenn im Elternhauſe ſich das Erziehen ins Erleben verbirgt und das Kind zum Vortheil ſeines Freiheitsgefühles und ſeiner leichten Empfänglichkeit alle Moral nur neben- und hinterher als Beigabe ſeiner Lebensfabel bekommt, ſo fühlt umgekehrt in der Erziehanſtalt das Kind, daß das Leben da nur dem Lehrer diene, und daß es ſelber nur als Marmorblock vorliege (Meißel und Hammer umfahren es überall in der Luft), damit ſo viel von ihm weggehauen werde, als die ſich ein Erwachſener aus dem Blocke aufrichtet. Das geheime elterliche Bilden, unter welchem das Kind als ſelbſtwachſend erſchien, ſteht hier als nackte Abſicht enthüllt ꝛc.

Nicht geringer ſind die Bedenken, welche ſich gegen den Inſtituts-Unterricht erheben. Nur wenige Anſtalten dieſer Art und zwar nur diejenigen, welche von der Gemeinde ausgehen, auf Stiftungen oder Staatsunterſtützungen fundirt ſind und dadurch einen öffentlichen Charakter erhalten, der zugleich eine ſorgfältige Aufſicht involvirt, die Anſtellung der geeigneten Lehrkräfte nnd die Feſthaltung eines geordneten Lehrplanes möglich macht, können mit den Leiſtungen einer wohl eingerichteten höheren Mädchenſchule concurriren und ihren Zöglingen eine gründliche Bildung gewähren. Ganz unmöglich iſt dies den Privatanſtalten. Aber jene wie dieſe werden immer darunter leiden müßen, daß die Bedingungen, unter denen eine rechte Lernfreudigkeit ſich entwickeln kann, ihnen fehlen. Schon die ganze Stimmung, von der die Penſionärinnen im Inſtitute im allgemeinen beherrſcht werden, die ſtille Sehnſucht nach der Heimat, die ſie treibt, vom erſten Augenblick an Wochen und Tage ihrer Verbannung zu berechnen und jeder überſtandenen Stunde als eines Gewinnes ſich zu erfreuen, iſt den Zwecken des Unterrichts nichts weniger als günſtig. Was die abſichtliche, immer heraus empfundene Hinweiſung auf die Erziehungs- und Unterrichtszwecke, welche den einzigen Inhalt eines ſolchen Lebens bildet, dazu thut, um die freie Geiſtesentwicklung zu hemmen, liegt auf der Hand. Es liegt ferner in dem ganzen Mechanismus ſolcher Anſtalten, und je umfangreicher ſie ſind, deſto nothwendiger, daß dem Unterrichte und der Arbeit für denſelben ein unverhältnismäßiger Theil der Zeit eingeräumt wird. Die Arbeit wird zum diſciplinariſchen Mittel, denn der größte

Feind des Instituts ist die Freiheit. Hiermit geht wiederum ein gut Theil geistiger Frische verloren, und nicht selten wird dadurch auch die Gesundheit untergraben. Wenn in den Privatinstituten diese Verhältnisse weniger hervortreten, so leisten sie auch ihrer ganzen Natur nach durch den Unterricht weniger, denn es treten hier andere Umstände ein, welche alle Gründlichkeit des Unterrichts von vorn herein ausschließen. Schülerinnen und Lehrer gehen ab und zu, wie in einem Taubenschlage, jene werden ohne Rücksicht auf den Standpunct ihrer Entwickelung unter ungleichartige Mitschülerinnen gesteckt und müßen zusehen, wie sie sich in den Lehrgegenstand hineinfinden, diese arbeiten nach ureigenster Willkür, ohne Rücksicht auf die Mitarbeiter zu nehmen und ohne durch einen Lehrplan gebunden zu sein. Hemmt Planlosigkeit, wie C. v. Bonstetten in einem harten aber wahren Worte sagt, nicht nur die Thätigkeit, sondern führt sie auch, gleich dem Müßiggange, zu allen Lastern, so findet sich die Bestätigung dieses Wortes kaum irgendwo mehr, als in diesen Instituten. Denn es liegt auf der Hand, wie sehr diesem ganzen Unterrichte alle intellectuelle Wirkung und alle sittliche Kraft abgeht, wie er zum Scheinwesen herabsinkt, wie sich Lehrer und Schülerin daran gewöhnen müßen, auf den Segen der Arbeit zu verzichten, zu lehren und zu lernen, was nicht verstanden wird, sich mit dem opus operatum abzufinden, oder wohl gar mit scheinbaren Resultaten zu prunken und schließlich so das ganze Leben zur Lüge zu machen. Wenn nun dessen ungeachtet gerade Bildung, höhere Bildung von derartigen Anstalten versprochen und den Eltern als Lockspeise vorgehalten wird, so giebt es wohl schwerlich eine stärkere Verhöhnung alles dessen, was unter wahrer Geistes- und Gemüthsbildung verstanden werden muß. Welche Mittel in Anwendung gebracht werden müßen, um diesen Schein aufrecht zu erhalten, hat Friedländer (a. a. O. S. 60) des weiteren auseinandergesetzt.

Neben den Bedenken, welche gegen die weibliche Institutserziehung aus der Vergleichung mit dem Hause und der Schule entspringen, giebt es noch einige andere, die aus allgemeineren Gesichtspuncten hervorgehen. Sie treffen hauptsächlich die Privatinstitute. Wenn gegen diese nicht selten der Vorwurf gerechtfertigt ist, daß sie aus Motiven des Eigennutzes und ohne alle pflichtmäßige Erwägung darüber, ob ein Beruf zur erziehenden und lehrenden Thätigkeit überhaupt vorhanden sei oder nicht, gegründet werden, so bedarf es keiner weiteren Auseinandersetzung der schädlichen Folgen, die sich an diese Motive anschließen müßen.*) Zu diesen Folgen gehört namentlich die von nicht wenigen Unternehmerinnen eingeschlagene Richtung auf ein blendendes, vornehmthuendes, exclusives und gelegentlich amüsantes Leben in der Anstalt. Es giebt immer solche Eltern, denen die elegante Außenseite der weiblichen Erscheinung imponirt, und es giebt in der weiblichen Natur Anlagen genug, welche auch den Zöglingen eine solche Richtung auf den äußern Glanz des ganzen Lebens wichtig und wünschenswerth erscheinen lassen. Alles wird höheren Ansprüchen gemäß in der Anstalt eingerichtet, mit den tiefern sittlichen Forderungen des Lebens findet man sich kalt und vornehm ab und ein Werth wird nur darauf gelegt, daß die jungen Mädchen vollkommene und untadelige Damen werden. So wird systematisch der Keim für das häusliche Leben getödtet und, wie Madame Guizot in ihren Familienbriefen über Erziehung klagt, werden viele junge Mädchen durch die Pensionen in eine Welt geworfen, wo alles nur dazu dienen kann, sie mit derjenigen Welt, die einst ihre

*) Das sind die Pensionen, in welchen bei schlechter Kost und hohem Pensionsbetrag auch noch bei jeder Gelegenheit, an Geburtstagen in der Familie u. dgl. namhafte Präsente von den Schülerinnen erwartet werden, deren Wahl man ihnen durch verständliche Winke erleichtert, wo die Vorsteherin alle Jahre 4 Wochen ins Bad geht und die Zöglinge einstweilen sich selbst überläßt ꝛc. Wo die Mädchen merken, daß sie nur die Waare sind, mit welcher speculirt wird, speculirt noch dazu unter sehr christlicher Phraseologie, da bringen sie freilich keinen Segen aus dem Institute mit. D. Red.

Heimat werden soll, auf immer zu entzweien. Wie wohlthuend sticht es gegen die Verkehrtheit dieser eleganten Erziehung ab, wenn wir hören, daß in den Herrnhutischen weiblichen Pensionsanstalten die jungen Mädchen genöthigt werden, wöchentlich mehrere Stunden alte Kleider ꝛc. zu flicken! Von anderer Seite wird in der weiblichen Leitung, welche in diesen Instituten fast durchgängig gefunden wird, eine Veranlassung zu mancherlei Anklagen und oft mit gutem Rechte gesucht. Zwar findet Binet gerade darin den eigentlichen Vorzug der Pensionsanstalt, daß in derselben eine „weibliche Inspiration" von Seiten der Vorsteherin möglich sei; aber diese Inspiration wird, wie oben dargethan, der mütterlichen niemals gleichgestellt werden können. Vielmehr ist es gerade die Einseitigkeit weiblicher Einwirkung und der enge, nicht selten geradezu beschränkte Gesichtskreis der Frauen, insbesondere der unverheirathet gebliebenen, aus welchem für die Erziehung der Mädchen große Nachtheile hervorgehen können. Die übertriebenen Ansichten über das, was der äußere Anstand fordere und verbiete, das Gewicht, welches oft auf sittlich gleichgültige oder minder bedeutende Dinge gelegt wird, können das sittliche Urtheil der Jugend sehr leicht irreleiten und die schneidende Härte, in welche die weibliche Natur dann nur zu leicht umschlägt, wenn sie, von Vorurtheilen beherrscht, zum Herrschen berufen ist, kann das jugendliche Gemüth auf unheilbare Weise verletzen. Schließlich kann nicht geleugnet werden, daß das Vorhandensein dieser Privatinstitute ein Hindernis für die Entwickelung der höheren Mädchenschulen gewesen ist und noch immer ist, denn es werden diesen Schulen durch sie immer noch manche Elemente entzogen, die ihnen wünschenswerth sein müßten, und in manchen Schichten der Gesellschaft werden gerade durch diese Institute noch immer gewisse schädliche Vorurtheile genährt.

Aller dieser Bedenken ungeachtet muß nun aber gesagt werden, daß Mädcheninstitute unter Umständen sehr segensreich wirken können. Dafür sprechen so manche Anstalten, welche von hochachtbaren, wahrhaft gebildeten, im besten Sinne frommen Frauen geleitet werden. Die Frage: „Sind Mädchenpensionen unter jeder Bedingung verwerflich?" welche Doris Lütkens geb. v. Coffel in Hamburg (Blätter für weibliche Bildung von Dr. Seinecke S. 221) aufgeworfen und behandelt hat, werden wir, auch wenn wir mit den Gründen nicht einverstanden sind, mit ihr allerdings nicht ohne weiteres bejahen können. Für Mädchen, die ihre Eltern oder auch nur die Mutter verloren haben, muß eine weitere Erziehung gesucht werden, und nicht immer findet sich eine Verwandte oder eine Familie, welche geneigt oder geeignet wäre, diese zu übernehmen. Auch giebt es noch manche andre Gründe, welche die Eltern selbst bestimmen können, ihre Tochter aus dem Hause zu thun. Es giebt ganze Stände und ganze Völker, in denen eine Neigung, die Kinder, vornehmlich die Töchter, außer dem Hause erziehen zu lassen, vorherrscht. In Frankreich, wo man schon den Säugling in Pension brachte, war, ehe weltliche Erziehungsanstalten errichtet wurden, für die höhern Stände lange Zeit das Kloster die hergebrachte Erziehungsstätte der Mädchen. In England gab es seit dem 16. Jahrhunderte eine Menge von Erziehungshäusern, und in größern Handels- und Seestädten haben die Pensionsanstalten von jeher ein günstiges Terrain gefunden. Gutes und Schlechtes läuft da in den Motiven durcheinander, weltliche Geschäftigkeit und Vergnügungslust, welcher die Mühe der erziehenden Thätigkeit lästig ist, auch wohl das Bewußtsein, daß das eigene häusliche Leben, wie es einmal beschaffen ist, den heranwachsenden Mädchen Gefahren darbiete, und eine dunkle Vorstellung davon, daß das weibliche Gemüth in der Stille sich entfalten müße, was ja schon die alten Germanen bewogen zu haben scheint, vornehme Jungfrauen in der Nähe nationaler Heiligthümer und unter den Augen derer, welche dieselben hüteten, aufwachsen zu lassen. Und wie viele thörichte, schwache, eitle und weltlich gerichtete Mütter giebt es nicht, wie viele Häuser, in denen die Tochter von Jugend auf die verderblichsten Eindrücke empfängt, so daß die mangelhafteste Institutserziehung dagegen noch eine Wohlthat erscheint! Wie oft auch ereignet sich der Fall, daß die beste Mutter,

ja sogar die verständigste, an der Aufgabe, den leichtfertigen oder störrischen Sinn der Tochter zu brechen, verzweifelt! Wenn Friedländer (a. a. O.) für diesen Fall ausruft: „O, gute Mutter, erstirbt dir das Wort auf der Lippe vor Schmerz über dein Kind, schließe es in die Arme, benetze sein Haupt mit Thränen, bete über demselben, und du wirst die Eisrinde von dem Herzen deines Kindes lösen, du wirst wirken, wo Gouvernantinnen und Vorsteherinnen mit ihrem süßlichen Sermon oder ihrer keifenden Rede die Seele kalt lassen ꝛc.," so ist dagegen zu sagen, daß der Erfolg keineswegs immer so sicher ist, und daß auch eine rechtschaffene Vorsteherin über dem verirrten Kinde beten kann und wird. Es giebt Fälle, in denen geradezu eine Entfernung aus dem Hause, die Zucht eines strengen Institutes, die Einwirkung fremder Personen und Verhältnisse, der ganze Mechanismus des Institutslebens mit seiner unerbittlichen Consequenz das beste, ja das einzige Mittel ist, ein verirrtes Gemüth zur Selbsterkenntnis zu bringen. Freilich müßte ein solches Institut entweder durch die geringere Zahl der Pensionairinnen fähig sein, auf die Individualität eines solchen Kindes einzugehen, oder es müßte, wie etwa die sogenannten Besserungs- und Strafanstalten für die Kinder der unteren Stände, überhaupt schon durch seine ganze Einrichtung eine solche negative Tendenz haben. Das erste sind die Institute gewöhnlich nicht, ja die Rücksicht auf die Individualität ist einer ihrer schwächsten Puncte, das andere werden sie schwerlich von sich gelten lassen wollen, obwohl ein bedeutendes Contingent ihrer Pensionairinnen allerdings aus solchen besteht, an denen frühere Fehler der Erziehung gut gemacht werden sollen, oder deren Erziehung im Hause nicht gelang. Tritt also ein solcher Fall ein, so wird es lediglich vom Zufalle abhängen, ob die Eltern eine Anstalt, wie die gewünschte, wirklich finden.*) Und hier tritt der wichtigste Mangel unsers ganzen weiblichen Institutswesens hervor. Denn wenn von ganzem Herzen zugegeben werden kann, daß es treffliche Anstalten dieser Art, pflichttreue, wahrhaft gebildete und von dem Geiste echter Religiosität tief durchdrungene Vorsteherinnen solcher Institute giebt, so muß noch immer eingewendet werden, daß alle Garantien für die Tüchtigkeit dieser Institute nur an der Person haften. In dieser Zufälligkeit offenbart sich, daß die weibliche Institutserziehung in den Organismus unsers gesammten Erziehungswesens in der rechten Weise noch nicht eingeordnet ist. Ja man kann sagen, daß wir auch in der Theorie noch die nöthige Klarheit über diesen Punct suchen und daß eben darum in der Praxis so viele Unsicherheit und so viel innerer Widerspruch herrscht. Wenn man, wie K. V. Stoy (Encyklopädie der Pädagogik S. 283 f.) es thut, die Forderungen an das weibliche Erziehungsinstitut dahin resumirt, daß eine möglichst kleine Anzahl von Zöglingen in demselben aufgenommen werde, so ist das zu unbestimmt. Was heißt „möglichst klein?" Ein Institut kann viele Zöglinge aufnehmen, wenn es richtig organisirt ist. Die Frage nach dem Verhältnisse der weiblichen Natur zu dieser Erziehungsform greift tiefer. Sieht man auf den historischen Anfang unserer modernen weiblichen Erziehungsinstitute, so erkennt man leicht, wie dieselbe wesentlich auf einer Corruption des häuslichen Lebens beruht. Wenn man nun in neuerer Zeit lebhaft von der Nothwendigkeit durchdrungen ist, daß die Erzie-

*) Von einem solchen Falle hat Refer. einmal den ersprießlichsten Erfolg gesehen. Ein sonst liebenswürdiges, aber überaus leichtfertiges Mädchen von etwa 13 Jahren hatte durch immer wiederholte Rückfälle in ihren Fehler alle Mittel, welche das Haus und die Schule anzuwenden vermochten, erschöpft. Der Vater lebte nicht mehr. Die Mutter, eine wackere Frau, war in Verzweiflung und ihre heißen Thränen hatten das Kind zwar immer sehr gerührt, aber nicht gebessert. Sie entschloß sich zu dem Schritte, der ihr schwer genug wurde, das Mädchen in eine wirkliche Besserungsanstalt zu geben. Die Wirkung war vollständig. Nach einem halben Jahre kehrte das Mädchen mit tiefem Ernste und tiefem Danke in das mütterliche Haus zurück. Ihr Leichtsinn, von dem bereits alles zu fürchten gewesen war, war für immer abgethan. Sie ist heute die brave, herzlichfromme und liebenswürdige Gattin eines geachteten Kaufmanns in K., und erzieht ihre Kinder auf die verständigste Weise.

hung des Mädchens innerhalb der Familie geschehen müße, so ergiebt sich, daß das weibliche Geschlecht zu den beiden Factoren, in welche alle Volkserziehung zerfällt, der Privaterziehung, die auf Entwickelung der Individualität abzielt, und der öffentlichen, in welcher das Interesse für die Gemeinschaft überwiegt, nicht dieselbe Stellung hat, wie das männliche. Für den Knaben ist es, seiner Bestimmung gemäß, nothwendig, daß ihm nicht nur der Einfluß der häuslichen, sondern auch die Zucht der öffentlichen Erziehung zu Theil werde. Den Satz, welchen Schleiermacher (Erziehungslehre S. 711) aufstellt, daß unter gewißen Bedingungen die Privaterziehung überflüssig und die gesammte Erziehung eine öffentliche werden könnte, kann man in Beziehung auf das männliche Geschlecht zugeben; in Betreff des weiblichen aber nicht, denn dieses kann seiner Bestimmung gemäß nur innerhalb der Familie recht gebildet werden.

Für alle Bildungsstätten der weiblichen Jugend bleibt daher die wesentliche Forderung, daß sie den familienhaften Charakter bewahren. Darauf zu achten, liegt im tiefsten Interesse des Staats, da das Gedeihen des Gemeinwesens die sittliche Gestalt des Familienlebens zur nothwendigsten Voraussetzung hat. Wo also die häusliche Erziehung aus irgend einem Grunde für ein Mädchen ersetzt werden muß, da bleibt es das Natürlichste und das Richtigste, daß eine andere Familie, welche das öffentliche Vertrauen besitzt und die sittlichen, religiösen und sonstigen Garantien wahrer Bildung darbietet, aufgesucht und dieser die Erziehung des Mädchens anvertraut werde. Für eine solche Familie wäre allerdings wiederum die höchste Pflicht, nur so viele Pensionairinnen aufzunehmen, daß das wirkliche Familienleben fortbestehen könnte. Erkennbar bleibt dies Verhältnis immer, namentlich dadurch, daß für den Zweck der Erziehung keine helfenden Personen in das Haus aufgenommen werden. Käme eine solche Pension auch theurer, so würde sie dafür auch segensreicher sein. Es ist schwer, hier die Grenze zu ziehen, noch schwerer, auszusprechen, auf welche Weise der Staat diese Verhältnisse zum Gegenstande der Gesetzgebung machen könne. Gewiß aber ist, daß in der gänzlichen Gesetzlosigkeit, welche auf diesem Gebiete herrscht, eine Lücke staatlicher Ordnung und sittlich-pädagogischer Anschauung sich kundgiebt, welche beweist, daß die ethische Bedeutung des Familienlebens noch nicht so allgemein erkannt ist, als zu wünschen wäre. Der Einfluß des Staates und der Kirche, denn auch sie hätte mitzusprechen, müßte eben darauf gehen, zu verhindern, daß einem Mädchen die für sein ganzes Leben unentbehrliche Wirkung des Familienlebens verloren gehe. Aber die Fürsorge des Gemeinwesens muß auch noch einen weitern Schritt thun. Abgesehen davon, daß es doch gelegentlich an der nöthigen Zahl der gesuchten Normal-Familien fehlen dürfte, ist auch Vorsorge zu treffen für alle jene außerordentlichen Fälle, in denen augenblickliche Hülfe nöthig ist, besondere Schwierigkeiten der Erziehung überwunden, oder große Fehler derselben beseitigt werden sollen. Diesen Bedürfnissen kann nur durch öffentliche, vom Staate fundirte, oder doch organisirte und beaufsichtigte Erziehungsanstalten genügt werden. Das Wesentlichste in der Organisation solcher weiblichen Erziehungsanstalten ist aber, daß innerhalb des großen Ganzen wiederum eine Gliederung bestehe, welche ein eigentliches Familienleben, angelehnt an eine Reihe von natürlichen Familien der Erziehenden, annähernd möglich macht. Nur so ist die Haus- und Lebensordnung des Institutes zu finden, auf deren Erfindung Stoy hinweist, bei welcher die zahllosen Veranlassungen zu häuslichen Diensten und Sorgen auch innerhalb des Institutes sich einstellen können. Nicht künstliche Familien, wie in Knabeninstituten, bestehend aus einem Aufseher und einer gewißen Zahl von Zöglingen, sondern nur natürliche Familien, in welche die Mädchen eingereiht werden, können dies Problem lösen. Wo diese Bedingung fehlt, wo eine Menge von Mädchen, wie in einer Kaserne, eingeschlossen ist, da ist, welche pünctliche Ordnung in dieser Kaserne auch herrsche, der Zweck weiblicher Bildung nicht erreichbar, und die Eigenthümlichkeit des Weibes noch verkannt. Solche Anstalten kann eben nur das Gemeinwesen gründen, welches keinen Erwerb treiben will, denn sie fordern nicht nur bedeutende Mittel für die gesammte Anlage und Unterhaltung

sondern auch gebildete und erfahrene Erzieher und Erzieherinnen, die diesen Anstalten ihr Leben widmen. Daß für den religiösen Geist dieser Anstalten gesorgt werde, daß sie, wie Raumer sagt, „vom Christenthum durchdrungen und geheiligt sein müßen, ohne die Religion als Aushängeschild zu misbrauchen," halten wir für selbstverständlich. Für das weibliche Privatinstitut giebt es also keine rechte Stelle. Dasselbe ist behaftet mit dem innern Widerspruch, daß es Privaterziehung sein will, und doch die Zwecke derselben nicht realisiren kann, weil es eben als Institut eine Richtung auf öffentliche und allgemeine Erziehung hat, und doch nicht im Stande ist, diesem Institutsleben den wirklichen Charakter des Familienlebens zu geben, wie große und öffentliche Anstalten es vermögen. In der That sehen wir ja auch, daß gegenwärtig, wenn es sich um die aushäusige Erziehung eines Mädchens handelt, entweder, und am liebsten, eine zuverläßige Familie gesucht wird, in die es mit vollem Kindesrecht aufgenommen werden könnte, oder nach einer jener Erziehungsanstalten gefragt wird, die durch ihren öffentlichen Charakter für eine verständige Organisation Gewähr leisten. Dem Privatinstitute bleibt also auch erfahrungsmäßig nur noch übrig, sich auf die freilich nicht eben geringe Anzahl derjenigen zu stützen, die unklar über den Stand der Sache oder einer äußerlichen Ansicht vom Leben, von dem Wesen der Bildung und der Würde des Weibes zugewendet sind.

Damit ist aber die Stellung dieser Institute deutlich genug bezeichnet.

Flashar.

Mädchenschule, höhere. Höhere Mädchenschulen oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, höhere Töchterschulen, ein Name, den schon Jahn (das Wort ist seit 1774 von Zürich aus in Umlauf gekommen; s. deutsches Volksthum von F. L. Jahn S. 197) angegriffen hat, der sich indessen doch einzubürgern scheint, sind Unterrichtsanstalten für die weibliche Jugend der gebildeten Stände. Sie gehören durchaus der neuern Zeit an, sind zuerst in Deutschland aufgetreten, hier auch am meisten verbreitet und verdanken ihre Entstehung einerseits der ernsteren, durch die Reformation hervorgerufenen, Fürsorge für das Schulwesen, andrerseits den seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eingetretenen Veränderungen der socialen Verhältnisse. Nicht darin besteht die Bedeutung der höheren Mädchenschulen, daß dieselben dem weiblichen Geschlechte den Zugang zu höherer Geistesbildung überhaupt erst eröffnet haben, denn das Alterthum und das Mittelalter zählt der künstlerisch und wissenschaftlich gebildeten Frauen sehr viele, sondern darin, daß sie dem eigenthümlichen Wesen weiblicher Bildung im Unterschiede von der Bildung des Mannes Rechnung tragen wollen, daß sie die Fürsorge für einen höheren Unterricht der weiblichen Jugend als ein allgemeines, die Gemeinde, den Staat und die Kirche interessirendes, Bedürfnis aufgedeckt und endlich darin, daß sie den Zugang zu höherer Bildung von jenen Zufälligkeiten ausgezeichneter Anlage und bevorzugter Lebensstellung, an welche wir denselben im Alterthum sowie im Mittelalter geknüpft sehen, befreit und weiteren Kreisen eröffnet haben. Denn wenn sich bei allen Culturvölkern neben dem geringen Antheil, der dem weiblichen Geschlechte an dem Volksunterrichte gegönnt war, die Erscheinung geltend macht, daß einzelne Frauen sich über das Niveau der weiblichen Bildung ihrer Zeit erhoben und mit den hervorragendsten Vertretern der Kunst und Wissenschaft in Gemeinschaft, zuweilen sogar in einen Wettstreit eingetreten sind, der nicht immer zu ihrem Nachtheile ausfiel, so wird diese Erscheinung doch immer dadurch charakterisirt und herabgesetzt, daß ihr die ebengenannten culturhistorischen Momente, welche der höheren Mädchenschule unserer Zeit zu vindiciren sind, fehlen. Die gebildeten Frauen früherer Zeiten ringen mit den Männern um den gleichen Preis männlicher Bildung. Sie treten als Dichterinnen, als Philosophinnen oder als gelehrte Frauen auf; der eigenthümliche Lebensinhalt der weiblichen Seele kommt entweder gar nicht oder doch nur darin zur Erscheinung, daß sie neben der Gelehrsamkeit und der Kunst auch ihren natürlichen Pflichten als Gattinnen und Mütter Beachtung schenken. Die edelste Auffassung

weiblichen Lebens im claſſiſchen Alterthum, der wir in der Schule des Pythagoras begegnen, bringt es nicht zu einem Begriffe eigentlich weiblicher Bildung. Wie viel Gutes die Pythagoreerin Theano in ihren Briefen z. B. über Verweichlichung der Kinder (an Eubule) und über verſtändige Behandlung der Sclavinnen und Mägde (an Kalliſto) ſagt, wie wohlthuend die Schrift derſelben „über die Frömmigkeit", ſo wie diejenige der Pythagoreerin Phintys „über die Selbſtbeherrſchung" und die der Peſiktione „über die Harmonie des Weibes" und „über die Weisheit," namentlich gegenüber manchen weiblichen Schriftſtellerinnen unſerer Zeit uns anmuthen, ja wie nahe die letztere in dem letztgenannten Buche dem Weſen der intellectuellen Bildung des Weibes zu kommen ſcheint, wenn ſie die Weisheit darein ſetzt, „daß man die Principien von allem erkenne (ſ. Mädchenbildung S. 499), ſo enthalten doch alle dieſe Schriften bei näherer Betrachtung nichts anderes, als eben die Philoſophie des Pythagoras überhaupt. Die ſittlichreligiöſen Maximen, die hier empfohlen werden, ſind dieſelben, von denen Pythagoras das Leben ſeiner Jünger überhaupt getragen wiſſen will. Frömmigkeit der Grund, Muſik und Gymnaſtik die Mittel, Selbſtbeherrſchung und dadurch innere Harmonie des Verſtandes und Willens das Reſultat der Bildung. Es kommt da ſchließlich auf das Urtheil Platos hinaus, daß die Anlagen der Weiber denen der Männer ihrer Natur und Art nach weſentlich gleich und nur durch die weibliche Schwäche von denſelben unterſchieden ſeien. Darin ſpiegelt ſich die antike Anſicht vom Weibe, welche durch den Vorwurf der Schwäche alles zurücknimmt, was ſie gelegentlich der Weiblichkeit zugiebt; eine beſondere und eigenthümliche Sphäre weiblicher Natur und Bildung wird ebenſowenig, als die Gleichberechtigung beider Geſchlechter in Betreff der höchſten Lebensgüter mit Entſchiedenheit ausgeſprochen und anerkannt. Im Mittelalter war die Richtung des germaniſchen Geiſtes der intellectuellen Bildung der Frauen viel günſtiger als im Alterthum. Das uralte germaniſche Vorurtheil, daß geiſtige Bildung der männlichen Kraft entgegenwirke, wie es ſich einſt in dem Auftreten der oſtgothiſchen Großen gegen Amalaſuntha's Erziehungsplan offenbarte, ſprach ſich auch in ſpäterer Zeit noch in dem Mangel eigentlicher Schulbildung der Männer aus, wie z. B. bei Wolfram von Eſchenbach und vielen Minneſängern, die ſich ein „Singerlein" halten mußten, um ihre Dichtungen an diejenigen zu bringen, denen ſie gewidmet waren. Jemehr man dagegen das weibliche Weſen ſchon in der Urzeit den Geheimniſſen der Wiſſenſchaft und der Religion nahe ſtehend dachte, und jemehr die Bildung des Mittelalters an die Kirche ſich anlehnte, deſto natürlicher mußte es erſcheinen, wenn die Frauen die Sprache der Kirche erlernten und ihre Muße durch gelehrte Studien ausfüllten. So beginnt ſchon mit den Töchtern und Schweſtern Karls des Großen, wie wir aus dem Briefwechſel Alcuins mit ihnen erſehen, die lange Reihe der Frauen, denen Verkehr mit Gelehrten und wiſſenſchaftliche, namentlich ſprachliche Studien zum Lebensbedürfniſſe geworden waren. Zwar tritt dieſe Richtung zunächſt in engſte Verbindung mit dem in den Vordergrund geſtellten Streben nach Heiligkeit des Lebens und es ſind eben die heiligen Schriften, ſowie die Erklärungen derſelben, auf welche jene Beſchäftigungen zuerſt gerichtet waren; aber die Sprache als ſolche, die grammatiſche Kenntnis und Erlernung derſelben erſcheint doch auch bei Karl dem Großen ſchon als hauptſächlichſter Unterrichtsgegenſtand, der mit den Töchtern getrieben, während des ganzen Mittelalters als weſentlicher Theil des höheren weiblichen Unterrichtes angeſehen wird und neben dem religiöſen und dem Unterrichte im Spinnen, Weben ꝛc. den eigentlichen Inhalt der weiblichen Bildung ausmachte. Den günſtigſten Boden für dieſe gelehrte Richtung boten die Frauenklöſter dar und in ihnen wurden, wie aus der Correſpondenz des Bonifacius hervorgeht, von den Nonnen nicht nur bibliſche Bücher abgeſchrieben, ſondern auch weltliche Wiſſenſchaften gelegentlich gelehrt. Mit der Zeit traten die gelehrten Studien immer mehr in den Vordergrund; nicht nur die Töchter der Fürſten und Edeln, ſondern auch die der reicheren Bürger eignen ſich dieſe Art der Bildung an, und als in

Italien die Liebe zu den Wissenschaften erwachte, begeisterten sich für dieselben nicht wenige Frauen, fügten dem Studium der lateinischen das der griechischen Sprache hinzu und machten in beiden Verse. Gegen das Ende des Mittelalters wird wissenschaftlicher und vorzugsweise sprachlicher Unterricht für die höhere Bildung der Mädchen überall für nöthig erachtet, Lud. Vives und Erasmus betrachten die geistige Zucht derselben für das heilsamste Gegenmittel gegen die Sittenlosigkeit und den gefährlichen Einfluß weltlicher Lectüre. Ganz respectabel ist die Zahl der geistlichen und weltlichen Schriften, welche der Erstere in seinem Buche de institutione christianae foeminae (liber I. c. V.) zur Lectüre der Frauen empfiehlt: „porro quinam libri sint legendi, de quibusdam nemini non constat, velut de Evangeliis Domini, de Apostolicis tum actis, tum epistolis, de historicis et moralibus veteris instrumenti, de Cypriano, Hieronymo, Augustino, Ambrosio, Chrysostomo, Hilario, Gregorio, Boëthio, Fulgentio, Tertulliano, Platone, Cicerone, Seneca et similibus.“ Zu diesen kommen dann in seinem kurzen Schriftchen „de puellarum institutione“ noch „Erasmi institutio principis, Enchiridion, Paraphrases et alia ejus permulta pietati utilia, Thomae Mori Utopia.“ „Historiam“ fährt er fort, „poterit leviter cognoscere ex Justino et L. Floro et Valerio Maximo. Das Lesen der h. Schrift wird bereits in die Zeit der Morgen- und Abendandacht verwiesen: inter haec omnia et cum surgit e lecto, et cum it oubitum, aliquid quotidie ex novo testamento legat. Dazu kommen dann die „poetae christiani, quos jucundum fruotuosumque erit legere, velut Prudentius, Sydonius, Paulinus, Arator, Prosper, Juvencus etc.“ Bei diesen Studien sollen die Mädchen Collectaneenhefte halten, in welchen fortdauernd seltene Worte, elegante Redewendungen, inhaltvolle Sentenzen, lehrreiche Thatsachen eingetragen werden müßen. Natürlich kommt den armen Jungfrauen bei alledem das Lexicon nicht aus der Hand (s. das letzte Capitel der institutio puellarum). Der Grundgedanke dieser ganzen Art weiblicher Bildung, über welchen man seit dem Alterthume nicht hinausgekommen war, und der einfach darin bestand, daß die Frauen soweit wie eben möglich in die Gelehrsamkeit der Männer eingeführt werden müßten, tritt sehr deutlich hervor, wenn man die obengenannte Anweisung des L. Vives de institutione puellarum mit der von ihm in demselben Jahre 1523 verfaßten Schrift de adolescentum institutione vergleicht. In beiden wird dieselbe Strenge der grammatischen Methode gefordert und für die Mädchen nur vom Griechischen abgesehen. Vives selbst spricht jenen Grundgedanken des bloß quantitativen Unterschiedes zwischen männlicher und weiblicher Bildung (de instit. foeminae christ. lib. I. c. IV.) mit den einfachen Worten aus: Et in discendo quidem nullum, ut viro, sic neque feminae finem statuo, nisi quod virum plurium ac variarum cognitione rerum instruotum esse par est etc.

Der Abstand dieses Standpunctes, dem das innere Leben des Weibes noch so verborgen war, von der Tendenz unserer heutigen höheren Mädchenschule, welche darauf ausgeht, der weiblichen Denkweise und dem weiblichen Berufe überall Rechnung zu tragen, liegt auf der Hand, und doch ist dieser Mangel des frühern Mädchenunterrichtes noch immer gering anzuschlagen im Vergleiche mit andern Mängeln. Immerhin waren es doch überaus bildende Elemente, die dem Geiste der so unterrichteten Mädchen dargeboten wurden, und die nüchterne Zucht der grammatischen Methode mochte, wie sie sich an den Jünglingen durch Beförderung logischer Schärfe und geistiger Geweckheit heilsam erwiesen hatte, auch der weiblichen Geistes- und Gemüthsentwickelung, die ja so leicht eine verschwimmende wird, eine gewiße Haltung gewähren. Was aber diese ganze Richtung auf gelehrte Bildung der Frauen im Alterthume sowie im Mittelalter zu einer sehr niederschlagenden Erscheinung macht, das ist die geringe Anzahl derer, denen sie zu gute kam, der durchaus private und zufällige Charakter derselben und der vollständige Mangel eines öffentlichen Interesses dafür, daß auch das weibliche Geschlecht des allgemeinen Culturfortschrittes theilhaftig gemacht

werde. Königliche Töchter sind es, für welche Vives und vor ihm schon Vincenz von Beauvais solche Rathschläge gegeben hatte. Daß aber auf dem Throne, daß in den Schlössern der Großen und in den mit fürstlichem Aufwande geschmückten Häusern reicher Patricier auch dem Unterrichte der Töchter die nöthige Sorgfalt gewidmet wurde, war natürlich, denn es versteht sich zu allen Zeiten von selbst. Steigen wir nur eine Stufe tiefer, etwa in die Familie des mittleren und niederen Adels, oder gar in die Sphäre des eigentlichen Bürgerstandes, so hört da jede Fürsorge für die höhere Bildung des Weibes auf und wir finden im Mittelalter außer dem, was die Klöster boten, keine einzige Veranstaltung allgemeinerer Art, die jenem Zwecke gewidmet gewesen wäre. Die vielen gelehrten Frauen, welche das Mittelalter und das Alterthum uns nennt, werden eben darum genannt, weil sie die Ausnahmen bilden, weil sie über den Bildungsstandpunct der Frauen überhaupt sich erheben und darum Aufsehen machen. Die Rückseite dieser Erscheinung bietet daher ein desto unerfreulicheres Bild, eine vollständige Vernachläßigung der weiblichen Bildung in allen mittleren Schichten des Volkes. Ueberall kommt es hier, ganz wie im Alterthum, lediglich auf den Zufall an, ob einem Mädchen durch günstige Verhältnisse ein Antheil an höherer wissenschaftlicher Bildung zufällt oder nicht. Gelegentlich mochte ein begabter Hausgeistlicher auf der Burg, oder in Städten ein dem Vaterhause befreundeter Gelehrter sich eines solchen Mädchens annehmen; denn aller Unterricht der Art war eben Privatunterricht, und denselben übernahmen für hochstehende Frauen nicht selten die berühmtesten Gelehrten ihrer Zeit. Fehlte eine solche Gelegenheit, so geschah eben nichts und dies war die Regel. Selbst die Kirche als solche hat nicht eigentlich etwas nennenswerthes für die intellectuelle Förderung des weiblichen Geschlechts gethan, und Vives macht in der Vorrede seines Buches de institutione foeminae christianae an die Königin Katharina von Arragonien den Kirchenvätern Tertullian, Cyprian, Hieronymus, Ambrosius, Augustin und Fulgentius überhaupt den Vorwurf, daß sie, die so oft von den Weibern, namentlich von den Jungfrauen und Wittwen gehandelt hätten und des Lobes der Keuschheit nicht müde würden, doch den pädagogischen Gesichtspunct übersehen und zwar zu einem ehrbaren Leben ermahnt aber nicht gezeigt hätten, wie man dazu gelange. Sehen wir ab von dem bei aller Entstellung der göttlichen Wahrheit doch unendlich tiefen Einfluß der christlichen Lehre, von der festen sittlichen Schranke, in welche das Haus die Töchter und Frauen dieser Zeit geschlossen hielt, und von den idealen Momenten, welche diesen die Theilnahme an der nationalen Literatur darbot, und behalten wir die eigentliche intellectuelle Bildung des Weibes im Auge, so müßen wir sagen, daß für diese im großen und ganzen im Mittelalter ebensowenig geschah als im Alterthum. Freilich gab es auch für Mädchen schon frühe in den Städten Schulen, und obwohl Karl der Große die Erziehung der Mädchen von Männern, nicht von Frauen geleitet wissen wollte, so werden doch schon vom Anfange des 13. Jahrhunderts an „Schulmeisterinnen," „Lerfrauwen" und „Ammen" erwähnt, welche letzteren bei Knaben und Mädchen als Erzieherinnen wirken. Gegen das 15. Jahrhundert tauchen sie an sehr vielen Orten, in Berlin, Nürnberg, Straßburg, Lübeck ꝛc. auf, und kommen unter dem Namen „Lehrhalterinnen" und „Lehrmütter" als Personen vor, die theils für Mädchen allein, theils für Kinder beiderlei Geschlechts kleine Schulen etabliren. Aber die Benutzung dieser Schulen, deren Gattung sich als sogenannte Klippschulen noch bis in die neueste Zeit erhalten hat, war vollständig in das Belieben der Familien gestellt, und sie boten so wenig dar, daß ihr bildender Einfluß sehr gering ins Gewicht fällt, und noch keineswegs einen Vorzug der mittelalterlichen Mädchenerziehung vor der des Alterthums begründet, welches in Athen und in Rom schon frühzeitig Mädchenschulen, in Athen sogar besondere Mädchenlehrerinnen (ψάλτριαι) und in Rom doch auch wackere Erzieherinnen, wie die Hispulla, aufweist, an welche der jüngere Plinius so dankbare Briefe über das, was sie an seiner Gattin gethan, geschrieben hat.

Wie die Reformation erst den Gedanken der Volkspädagogik erzeugt hat, so wur-

zelt in ihr auch die Fürsorge für den Mädchenunterricht in seiner Besonderheit. In der Schrift Luthers „An die Rathsherrn aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen" v. J. 1524 wird bereits neben den Knaben der Mädchen gedacht. „Die Welt bedarf seiner geschickter Männer und Frauen," heißt es dort, „daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, die Frauen wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Gesinde". Da war sofort in aller Einfalt Wesen und Princip der Mädchenbildung ausgesprochen. Alle Kirchen- und Schulordnungen der nächstfolgenden Jahre heben die Nothwendigkeit der Mädchenschule hervor. Mehr hypothetisch redet davon Johann Brenz in der Halleschen Kirchenordnung: „Es wäre auch sehr gut, daß man für die jungen Töchter eine geschickte Frau bestellte, welche am Tage zwei Stunden" (Luther hatte täglich nur eine Stunde vorgeschlagen) „die Mädchen im Lesen und Schreiben unterrichtete, wie denn der Apostel Paulus Tit. I. dazu ermahne." „Denn," fügt er hinzu, „die Schrift gehört ja nicht den Männern allein, sie gehört auch den Weibern, die mit jenen zugleich des Himmels und des ewigen Lebens warten." Noch umständlicher geht die Reformatio ecclesiarum Hassiae von demselben Jahre auf die Sache ein, sie fordert die Einrichtung von Mädchenschulen nicht nur in den Städten, sondern „si fieri potest," auch in den Dörfern. Der Unterricht soll sich auf die Glaubenslehre, auf Lesen und Spinnen erstrecken. Die Schulzeit wird ausgedehnter gedacht, denn es wird vorgeschrieben, daß sowohl des Morgens, wenn sie zur Schule kommen, als des Abends, wenn sie nach Hause gehen, ein Psalm gemeinschaftlich und ein Capitel der Bibel von einer einzelnen gelesen werde. Doch war es vornehmlich die durch ihren Einfluß auf die Schulgesetzgebung des 16. Jahrhunderts so wichtige Braunschweig'sche Kirchen- (und Schul-) Ordnung vom J. 1528, sowie die spätere von 1543, von der in Deutschland die bedeutendste Wirkung auf die Gestaltung der Mädchenschulen ausgieng, und Johann Bugenhagen, der Verfasser beider, ist daher als der eigentliche Begründer der deutschen Mädchenschule anzusehen. Schon in dem Entwurfe von 1528 hebt er in dem Abschnitte „Von den Junckrawenschulen" mehrere wesentliche Rücksichten dieser Anstalten hervor. Es sollen in der Stadt an angemessenen Orten vier solche Schulen angelegt werden, damit die Mädchen nicht weit von Hause zu gehen haben. Die Schulmeisterinnen sollen von dem Rathe angenommen und als geistliche Dienerinnen der ganzen Stadt angesehen werden. Sie sollen „im Evangelio verständig" und von gutem Rufe sein. Die Subsistenzfrage wird ausführlich und in frommer und biederer Weise verhandelt. Als Unterrichtsgegenstände erscheinen hier auch nur das Lesen und die Begründung der christlichen Erkenntnis, aber für diese wird schon biblische Geschichte, Katechismus und Gesangbuch in Anspruch genommen. Die Zeit des ganzen Cursus wird auf ein bis zwei Jahre, die tägliche Schulzeit auf eine, höchstens zwei Stunden festgesetzt, die andere Zeit sollen die Mädchen überlesen, den Eltern dienen und lernen Haushalten ꝛc. In der Schulordnung vom J. 1543 wird nichts wesentliches hinzugefügt. Sie fordert in allen Städten und Flecken die Errichtung solcher Schulen, fügt zum Lesen das Schreiben hinzu, was aber im Nothfalle auch wegfallen könne, und ordnet genauer die Behandlung des Katechismus und den Gebrauch der Bibel. Wer seine Töchter mehr lernen lassen wolle, der möge sie auch geschriebene Briefe lesen lehren lassen. Die Schulzeit ist bereits sehr erweitert. Vormittag zwei und Nachmittag zwei Stunden. Doch wird vorgesehen, daß man den Mädchen nicht zu viel auferlege, Maß sei zu allen Dingen gut. Am ausführlichsten geht auf die innere Einrichtung dieser Anstalten die zwischen die beiden Braunschweiger Kirchenordnungen fallende Wittenberger vom J. 1533 ein. Sie berichtet im Eingange des über die Mädchenschule sprechenden Abschnittes, daß bereits eine Jungfrauenschule erbaut und so fundirt sei, daß alle Zeit ein Schulmeister für die Mädchen vorhanden sein werde. Die Unterrichtszeit wird bestimmt von „Morgens so man zur Predigt leutet, so lang bis man zu Tisch bläset, ungeferlich," Nachmittag von 12 Uhr bis gegen 3 Uhr.

Mittwoch und Sonnabend Nachmittag ist frei. Die Eintheilung der Lehrstunden ist sehr einfach: Vormittag Lesen (Abhören der Geförderten und Uebung mit den Anfängern), Nachmittag Schreiben und Singen. Mittwoch und Sonnabend Vormittag Katechismus, Psalmen, Sprüche lernen. Auch die Anfangsgründe der Gesangslehre und „mit der Zeit“ die des Rechnens werden gefordert. In den späteren Visitations-, Kirchen- und Schulordnungen bis ans Ende des Jahrhunderts bleibt überall der von Luther und Bugenhagen aufgestellte Typus der Mädchenschule erkennbar, und es stellt sich in dieser ganzen Zeit nirgends ein Fortschritt, vielmehr sehr bald ein Rückschritt von dem, was die Reformationszeit geschaffen hatte, heraus.

Die Bedeutung dieser Einrichtungen für die weibliche Bildung lag zunächst darin, daß eine besondere Veranstaltung für den Unterricht der Mädchen, im Unterschiede von dem der Knaben, als nothwendig erkannt wurde, daß man auch das weibliche Geschlecht an dem eigentlichen Gewinne der Zeit, der reinen Lehre des Evangeliums, theilnehmen lassen und sie zum selbständigen Gebrauche der h. Schrift befähigen wollte, endlich darin, daß man die Fürsorge für diesen Mädchenunterricht als eine Angelegenheit betrachtete, welche im Interesse der Gemeinde, der kirchlichen, wie der bürgerlichen liege. Man könnte bei den geringen Forderungen, welche diese Schulordnungen an die Mädchenbildung machten, zu dem Zweifel geneigt sein, ob in diesen Anstalten wirklich die Anfänge der höheren Mädchenschulen gesucht werden dürfen. Indessen ergiebt sich aus einer genauen Betrachtung dieser Schulordnungen, daß in der That ihre Verfasser die entschiedene Absicht gehabt haben, die mittleren Stände des Volkes durch die Schulen zur Frömmigkeit und Bildung, zwischen welchen jene Zeit noch keine Feindschaft kannte, zu erheben. Offenbar haben Luther und Bugenhagen diese mittleren Schichten des Volkes im Auge. Ueberall ist die Rede davon, daß aus solchen Jungfrauen, die das Wort Gottes gefaßt haben, fromme und verständige Hausmütter hervorgehen sollen, die ihr Gesinde regieren und die Kinder im Gehorsam auferziehen können. Ja Luther faßt in seinem Schreiben an die Christen zu Riga seine Bemühungen um das Schulwesen in die Worte zusammen: „Ich habe nun viel gepredigt und geschrieben, daß man in Städten sollte gute Schulen aufrichten, damit man *gelehrte Männer und Weiber* aufzöge ꝛc.“ Was uns aber heute gering scheint, war für jene Zeit, in welcher für die weibliche Bildung der mittleren Volksschichten überhaupt fast nichts geschah, schon etwas großes. Da ferner ein Schulzwang damals überhaupt nicht bestand, sondern die Pflichten gegen die Schule etwa so angesehen wurden, wie die gegen die Kirche, so gehörte schon immer eine gewisse Erhebung über den materiellen Druck des Lebens dazu, daß eine Familie ihren Töchtern den einigermaßen regelmäßigen Schulbesuch gestatten konnte. Wenn daher gelegentlich davon geredet wird, daß auch in Dörfern solche Mädchenschulen angelegt werden sollten, so sprach sich in solchen Hoffnungen ein Idealismus aus, der in so schwungvoller Zeit leicht erklärlich, doch noch heute auf die Erfüllung seiner Hoffnungen wartet. Fassen wir alle Züge des damals sehr regen Lebens auf dem Gebiete des Unterrichts ins Auge, so stellt sich der Zustand des Mädchenunterrichts jener Zeit etwa so dar: Neben den lateinischen Schulen, welche vornehmlich für den gelehrten Beruf vorbereiten sollten und daher nur von Knaben besucht wurden, standen diese sogenannten deutschen Schulen, in denen wir eben so sehr den Anfang der späteren deutschen Volksschule als den der mittleren und höheren Bürgerschule zu erkennen haben. Diese deutschen Schulen, meist als Pfarrschulen an die kirchlichen Verhältnisse angelehnt, wurden fast überall von Knaben und Mädchen besucht, wie denn auch in denselben Lehrer und Lehrerinnen wirkten. Auch die Anfänge der Dorfschulen, die zunächst bloße Hülfsanstalten der Pfarrer für den Unterricht der Jugend im Christenthume waren, bildeten sich später den deutschen Schulen ähnlich weiter aus, und werden oft selbst so genannt. Aber in den größeren Städten gab es in der Reformationszeit neben diesen deutschen Schulen noch besondere Mädchenschulen, welche, wenn sie im ganzen nicht eben eine besondere Erweiterung des Pensums er-

ſtrebten, doch durch die Abſonderung des Geſchlechts, durch die daran ſich knüpfende zartere Behandlung, ſowie durch ſorgfältigere Durchführung ihrer Aufgabe ſich als eine höhere Gattung von Schulen denjenigen empfahlen, die ihre Töchter mehr gefördert ſehen wollten und überhaupt höhere Anſprüche auf Bildung machten. Wäre ein ſolcher Unterſchied nicht anzunehmen, ſo würde nicht zu begreifen ſein, daß beide Arten, für den Unterricht der Mädchen zu ſorgen, ſo ruhig neben einander beſtehen konnten. Denn entweder die deutſchen Schulen boten in jeder Beziehung dasſelbe, was von den Mädchenſchulen erwartet wurde, und dann iſt nicht abzuſehen, warum die Reformatoren ſo eifrig auf die Errichtung von Mädchenſchulen Bedacht nahmen, und warum dieſe Anſtalten nur in größeren Städten ſich hielten, oder es war eben ein Unterſchied ins Auge gefaßt, und dann konnte es kein anderer ſein als der eben bezeichnete. Daß neben ſolchen Veranſtaltungen für weibliche Bildung in den eigentlich vornehmen Lebenskreiſen jener Zeit noch immer ein außerordentlicher Privatunterricht für die Töchter nöthig erachtet wurde, der dann auch noch ſehr lange, ganz wie früher, auf Gelehrſamkeit ausgieng, verſteht ſich von ſelbſt. Kenntnis der lateiniſchen und griechiſchen Sprache wurde um ſo mehr von den gebildeten Damen der wirklich höheren Stände gefordert, als dieſe Kenntnis allein zu einem ſelbſtändigen Urtheil über die Ereigniſſe und Lebensfragen jener Zeit befähigen konnte. Es gab Frauen, die das neue und das alte Teſtament im Urtexte laſen, und es wurde noch am Ende des 17. Jahrhunderts (z. B. in den „Projecten, wie die Anführung Herren-Standes, adlicher und anderer fürnehmer Jugend, veranſtaltet, und guten Theils wirklich eingerichtet und angefangen“ Halle, 1698), ausdrücklich Unterricht im Griechiſchen und Hebräiſchen für die Töchter als nöthig erachtet (ſ. Dr. J. Horkels Reden und Abhandlungen von Dr. C. Heiland, Berlin 1862 S. 102.). Aber dieſe ſociale Sphäre hatten die Reformatoren ebenſowenig im Sinne, als die der dienenden und unfreien Volksklaſſen, wenn ſie von beſondern Mädchenſchulen redeten, ſondern die mittleren Stände, die zwiſchen jenen beiden in immer größerer Mannigfaltigkeit der Berufsarten anfiengen ſich geltend zu machen, die aber damals zu einer Einheit des Begriffs in rechtlicher, ſtaatlicher und andern Beziehungen noch nicht ſo zuſammen gewachſen waren, wie dies in dem ſpäteren „dritten Stande“ oder in dem heutigen „Mittelſtande“ geſchehen iſt.

Uebrigens war der Erfolg dieſer Bemühungen Bugenhagens ein ziemlich geringer. Weniger wohl darum, weil es an geeigneten Lehrerinnen fehlte, denn an dieſe war doch die Mädchenſchule nicht allein gewieſen, aber das Erkalten der Herzensfrömmigkeit, das Hervortreten der confeſſionellen und politiſchen Geſichtspuncte in Sachen der Religion, endlich die Schrecken und Verheerungen des dreißigjährigen Krieges — alle dieſe Urſachen riefen eine allgemeine Depravation des Schulweſens hervor, vor welcher nur vereinzelte Unterrichtsanſtalten durch geniale Schulmänner bewahrt wurden. Am härteſten traf dieſer Zuſtand des Schulweſens das weibliche Geſchlecht. Auch in den größeren Städten, in welchen durch Bugenhagens Einfluß beſondere Mädchenſchulen eingerichtet worden waren, giengen dieſelben größtentheils ganz ein und machten Winkelſchulen Raum, in denen doch wieder Knaben und Mädchen zuſammengethan wurden. Bei dem Verfalle des öffentlichen Unterrichts, welcher ſelbſt in den niederen Schulen den beſcheidenſten Forderungen kaum entſprach, wucherte das Privatſchulweſen in einer heute kaum begreiflichen Weiſe. Studenten, verkommene Gelehrte, aber auch mit ihnen concurrirend alte Weiber, Schlächter, Schuſter, Nachtwächter traten als Schulhalter auf. In Königsberg beſtanden um das Jahr 1700 an 200 Winkelſchulen (ſ. Horkels Reden ꝛc. S. 110). Knaben, denen man eine gründlichere Bildung angedeihen laſſen wollte, ſchickte man in renommirte Anſtalten in der Ferne, allenfalls auch zu den Jeſuiten, aber für Mädchen wäre dies nach den Begriffen der Zeit noch unmöglich geweſen, auch wenn es ſolche Anſtalten für ſie gegeben hätte. Sie waren alſo auf die Winkelſchulen angewieſen und wie es in dieſen damals ausſah, darüber belehrt uns eine Schulordnung von Lübeck vom J. 1639 (ſ. Geſchichte des deutſchen Volksſchulweſens

von Dr. H. Heppe V. 294), die darüber klagt, daß außer den vergünſtigten Lehrmüttern auch allerlei Weiber, die zu Falle gekommen, Ammen, Kupplerinnen, Dirnen, die nicht dienen wollten, und auf ihre eigene Hand ſitzen und ſich mit allerhand Volk nähren, Schule halten. Für das ganze Mädchenſchulweſen knüpfte ſich an dieſe Zuſtände der eigenthümliche Uebelſtand, daß der höhere Mädchenunterricht, ganz entgegengeſetzt den Abſichten der Reformationszeit, eine Domäne der Privatſpeculation wurde, von welcher erſt in der neueſten Zeit Gemeinde und Staat wieder anfangen Beſitz zu nehmen. Erſt im 18. Jahrhundert wurde die Idee beſonderer Anſtalten für den höheren Mädchenunterricht wieder aufgenommen. Gleich in den Halleſchen Stiftungen A. H. Francke tritt eine geſonderte Mädchenſchule auf, und ſo nahm denn auch der weibliche Unterricht an dem Gewinne Antheil, den die in dieſem Jahrhunderte auftretenden mannigfachen Reformen des Schulweſens der Methode und dem Geiſte des Unterrichts eintrugen. Von großer Bedeutung für die Auffaſſung der höheren Mädchenbildung wurde auch in Deutſchland das Buch Fenelons sur l'éducation des filles, welches am Ende des 17. Jahrhunderts erſchien und in ſeiner Art eben ſo charakteriſtiſch iſt, als das Werk des Lud. Vives de institutione foeminae christianae. Blickt dieſer zurück, und faßt er in gründlichſter Weiſe zuſammen, was ſich für die alte Praxis der gelehrten Frauenerziehung ſagen läßt, indem er dabei aus der profanen Geſchichte und Mythologie, aus der Bibel und Kirchengeſchichte, ſowie aus der Reihe der vornehmen Zeitgenoſſen zahlloſe Beiſpiele und Belege für ſeine Behauptungen aufſtellt; ſo blickt Fenelon in die Zukunft und ſpricht in einfacher und herzlicher Weiſe die Nothwendigkeit aus, daß des Weibes Geiſt und Gemüth einer edleren und ſorgfältigeren Pflege bedürfe, als bisher ihm zugewendet wurde. Jener wendet ſich an Prinzeſſinnen, dieſer denkt an das Volk und insbeſondere an den höheren Mittelſtand; jener überraſcht durch treffende Bemerkungen über einzelnes, dieſer gewinnt das Herz durch die Wahrheit der allgemeinen Principien, von denen er ausgeht; jener redet wie ein Gelehrter, dieſer wie ein Menſchenfreund und wie ein Chriſt, freilich mit Betonung der katholiſchen Lehre. Richten wir den Blick insbeſondere auf die Forderungen, welche Fenelon an die weibliche Bildung ſtellt, ſo begegnen wir ſofort den geſundeſten und beſonnenſten Anſchauungen. Die Frauen, ſagt Fenelon, (a. a. O. chap. 1.) ſollen nicht den Staat regieren, ſollen weder Krieg führen, noch in den Dienſt der Kirche treten. Sie können alſo gewiße ausgedehnte Gebiete der Wiſſenſchaft, die ſich auf Politik, Kriegskunſt, Jurisprudenz, Philoſophie, Theologie ꝛc. beziehen, entbehren; aber ſie haben Pflichten zu erfüllen, welche die Grundlage des menſchlichen Lebens ausmachen. Sind ſie es nicht, welche das Familienleben zerſtören oder erhalten? Eine verſtändige, thätige und fromme Frau iſt die Seele des Hauſes und waltet dort über die höchſten zeitlichen und ewigen Güter. Um ſie nun dieſer ihrer Beſtimmung gemäß zu bilden, will er zunächſt durch den religiöſen Unterricht den Grund zu allem weiteren gelegt wiſſen. Sehen wir ab von dem, was er als Katholik fordert, ſo bleiben doch genug echt pädagogiſche und religiöſe Gedanken übrig, welche noch heute Beachtung verdienen. Den Anfang des religiöſen Unterrichts ſollen die bibliſchen Geſchichten machen. Schon im zarten Kindesalter, in der Periode, wo die Kinder ſich ſo gern kleine Geſchichten erzählen laſſen, ſoll man verſuchen, ihnen mehr Geſchmack an den bibliſchen Geſchichten, als an andern beizubringen, nicht dadurch, daß man ihnen ſagt, ſie ſeien ſchöner, was ſie vielleicht nicht glauben würden, ſondern dadurch, daß man die Schönheit und Erhabenheit derſelben ihrem Gefühle nahe bringt. So lege man den feſteſten Grund der Religioſität, denn es heiße das Weſen der Religion verkennen, wenn man nicht einſehe, daß ſie durchaus Geſchichte ſei. Durch einen einfachen aber das eigene Nachdenken anregenden Unterricht über die wichtigſten religiöſen Begriffe, fern von aller Gelehrſamkeit aber auch fern von todtem Gedächtniskram, ſollen die Mädchen angeleitet werden, das Wort Gottes ſelbſt zu leſen und frühe daran gewöhnt werden. Dürfe dann das Uebrige der Kirche überlaſſen werden, ſo ſei doch, um den

Aberglauben, der dem weiblichen Geschlechte so nahe liege, zu entwurzeln, eine gründliche Belehrung, welche weiter gehe, als man gewöhnlich glaube, über alle Gegenstände des religiösen und kirchlichen Lebens dem Mädchen nöthig. Wenn dann der Erzbischof von Cambray nicht umhin kann, vor den Lehren der Calvinisten zu warnen, so ist doch seine weitere Unterweisung über die Art, die zehn Gebote, das Sacrament und das Gebet im Unterrichte zu behandeln, von echt religiösem Geiste erfüllt, denn die Hauptsache bleibt ihm, daß (s. die Einleitungsworte in Cap. 8) Jesus Christus der Anfänger und Vollender unseres Glaubens, der Mittelpunct aller Religion und unsere einzige Hoffnung, den Kindern recht vor die Augen gestellt werde. Was die weitere Bildung der Mädchen betrifft, so sollen sie zunächst ordentlich lesen und schreiben lernen (a. a. O. Cap. 12), sodann gezieme es, daß sie auch ihre Muttersprache grammatisch richtig zu gebrauchen und ihre Gedanken geordnet und mit bündigem Ausdrucke darzustellen wissen. Im Rechnen sollen sie die vier Species und deren Anwendung auf das Leben, auch in complicirteren Aufgaben, erlernen. Nöthig sei ferner, daß die Mädchen über die für das Leben wichtigsten Rechtsverhältnisse eine kurze Unterweisung erhalten, z. B. darüber, wie sich ein Testament von einer Schenkung unterscheide, was ein Contract, eine Substitution, was mobiles, was immobiles Eigenthum sei ꝛc. denn diese Dinge seien bei der Verheirathung von Nutzen. Der traurige Zustand des Gerichtswesens in Frankreich machte solche Unterweisung in jener Zeit sehr wichtig, ja Fenelon fügt hinzu, man möge den Mädchen die Schwierigkeiten der Rechtsfindung, die ungeheuren Kosten der Proceſſe, die Industrie der Advocaten ꝛc. mit lebendigen Farben schildern, um sie eben so sehr vor dem Wahne, als könnten sie sich in solchen Dingen auf das eigene Urtheil verlassen, als vor den Gefahren des gewöhnlichen juristischen Beistandes selbst zu warnen. Ebenso will er die Mädchen, namentlich die Töchter vornehmer Edelleute, über die Rechte ihres Standes und anderer Stände und über die Mittel, von ihrer Lebensstellung einen heilsamen und christlichen Gebrauch zu machen z. B. auf dem Lande kleine Schulen anzulegen (!), Krankenvereine zu gründen (!) ꝛc., unterrichtet wissen. Im übrigen mögen die Mädchen ihre Muße durch gute Lectüre ausfüllen namentlich durch die der alten und neuern Geschichte. Was die Sprachen betrifft, so hält Fenelon von dem Studium derselben nicht viel. Viele, sagt er, fänden zwar für nöthig, Italienisch oder Spanisch zu lernen; aber das sei weder nützlich, noch wegen der schlüpfrigen Literatur, die ihnen dadurch aufgeschlossen werde, ungefährlich; es sei denn, daß etwa ein Mädchen Aussicht habe, bei einer Prinzessin jener Nationalität eine Stellung zu finden. Viel vernünftiger möchte noch das Erlernen der lateinischen Sprache sein, weil dieselbe befähige, die Worte der Messe zu verstehen, was sehr erbaulich sei; doch möchte er nur die verständigsten und bescheidensten Mädchen zu solcher Kenntnis führen, damit nicht etwa Eitelkeit sich in das Gemüth einschleiche. Ueberhaupt solle das Mädchen die Grenze der Gelehrsamkeit fast ebenso fürchten als die der Unschicklichkeit. Was die Ausbildung des Geschmackes betrifft, so will Fenelon auch hier die äußerste Vorsicht angewendet, will die jungen Mädchen vor jeder Erhitzung der Phantasie durch poetische Schriften gewahrt wissen, gestattet ihnen nur geistliche Musik und die Ausbildung im Zeichnen und in der Malerei nur so weit, als dieselbe geeignet sei, das Gefühl für das Schöne bei ihren feineren Handarbeiten zu wecken.

Welches Publicum Fenelon bei diesen Rathschlägen vor Augen hatte, ergeben besonders die Schlußworte des 12. Capitels. Hier, wo er die allgemeine Regel behandelt, daß man die Mädchen frühe daran gewöhnen solle, sich innerhalb der Grenzen ihres Standes genügen zu lassen, spricht sich am deutlichsten aus, wie mannigfach die Verhältnisse sind, an die er dachte. Er wendet sich ebenso an die Tochter des Seigneurs, der auf seinem väterlichen Schlosse lebt, als an die Tochter des ehrbaren Bürgers „d'une condition médiocre de la ville." Er erkennt damit das gemeinsame Bedürfnis höherer Bildung für gewiße soeiale Gruppen an, für welche 100 Jahre früher alle Mädchenbildung als Luxus angesehen worden wäre, und stellt damit die Bildungs-

anſprüche des Bürgers denen des Edelmanns gleich. Offenbar hatte ſich, wie die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution ſpäter bewieſen hat, die Bildung der mittleren Stände in Frankreich früher entwickelt als in Deutſchland. Eine ſo allgemeine Appellation an den Mittelſtand, eine ſo rückſichtsloſe Gleichſtellung des Edelmanns und des Bürgers in Betreff der ihnen zukommenden Bildung wäre in Deutſchland zu jener Zeit noch unmöglich geweſen. Was dieſe geiſtige Verſchmelzung der mittleren Volksſchichten in Frankreich hervorgerufen hatte, war der Aufſchwung der nationalen Literatur unter Ludwig XIV. Die Ariſtokratie des Talentes und der Bildung hatte in der Stille die Scheidewand überſchritten, welche den dritten Stand von den andern trennte. Von dieſer Seite konnte daher das Buch Fenelons in Deutſchland kaum gewürdigt werden; deſto inniger traf es durch ſeinen religiöſen Geiſt mit der damals in weiten Kreiſen Deutſchlands herrſchenden Stimmung überein. Auffallend aber iſt es, daß die entſchiedenen Bemühungen, die weibliche Bildung auf eine höhere Stufe und zu größerer Selbſtändigkeit zu erheben, ſich in Deutſchland ganz ebenſo, wie in Frankreich, an den Aufſchwung der nationalen Literatur anknüpfen. Durch den lebendigen Antheil, den bereits in dem 3. und 4. Decennium des vorigen Jahrhunderts die äſthetiſchen und literariſchen, in berühmten Zeitſchriften und in unzähligen kleineren Wochenſchriften ausgefochtenen, Fehden allſeitig erweckten, ſo wie durch die Begeiſterung, mit welcher die erſten poetiſchen Erzeugniſſe unſerer großen Dichter, eines Klopſtock, Göthe, Schiller, aufgenommen wurden, verbreitete ſich eine geiſtige Regſamkeit in der Nation, wie ſie ſeit den Tagen Luthers nicht vorhanden geweſen war. Namentlich wurde das weibliche Geſchlecht durch den ſentimentalen Charakter, den unſere Poeſie von den Tagen Klopſtocks bis in die Mitte der achtziger Jahre behielt, auf das mächtigſte ergriffen. Mit dieſem Gefühlsrauſch verbanden ſich die Humanitätsideen und die pädagogiſchen Beſtrebungen der Zeit, um dem Gedanken, daß auch die Mädchen an der allgemeinen Bildung theilnehmen müßten, in immer weiteren Kreiſen Eingang zu verſchaffen. Von allen Seiten wurden dahin zielende Rathſchläge laut (ſ. Ziegenbeins Schulſchriften, Blankenburg 1809, der in der Abhandlung: „Blicke auf die Entſtehung und Fortbildung der Töchterſchulen“ einen ins einzelne gehenden geſchichtlichen Ueberblick darüber giebt, was für den weiblichen Unterricht im vorigen Jahrhundert geſchehen iſt). Hauptſächlich in den letzten drei Jahrzehnten desſelben und in den erſten beiden des 19. Jahrhunderts wendete ſich die öffentliche Aufmerkſamkeit und thätige Theilnahme den höheren Mädchenſchulen zu. Es entſtanden an verſchiedenen Orten Deutſchlands Muſteranſtalten dieſer Art, überall als Privatunternehmungen ins Leben tretend, über welche mannigfache Nachrichten veröffentlicht wurden. Man erkannte immer allgemeiner, daß die bisherigen Mädchenſchulen, deren Leiſtungen ſich auf Leſen, nothdürftiges Schreiben, etwas Rechnen, franzöſiſch Plaudern, Stricken und Nähen beſchränkten, den Anforderungen der Zeit nicht genügten. Man ſtrebte eine tiefere, Geiſt und Herz gleich ſehr veredelnde Bildung der Mädchen an, die man nach dem ſpiritualiſtiſchen und äſthetiſchen Charakter der Zeit in allgemeiner Erweiterung der Kenntniſſe und in Betonung des äſthetiſchen Factors ſuchte. Wie unmittelbar dieſe Bildung mit dem Aufſchwunge der nationalen Literatur in Verbindung geſetzt wurde, geht beſonders aus dem Umſtande hervor, daß man in vielen dieſer Schulen die Mythologie, weil, wie man glaubte, ohne ſie unſere claſſiſchen Schriftſteller nicht verſtanden werden könnten, als einen ſehr nothwendigen Unterrichtsgegenſtand anſah. Das Hauptelement der Mädchenſchule im Geiſte der Reformatoren, die chriſtlich religiöſe Durchbildung des Charakters, die Einführung in die hl. Schrift, trat auch in dieſen Kindern der rationaliſtiſch gerichteten Zeit faſt ganz zurück. In den Lectionsplänen dieſer Anſtalten iſt es etwas gewöhnliches, daß für dieſe Elemente des Unterrichts, die unter der charakteriſtiſchen Rubrik „Sittenlehre, Moral und Religion“ aufgeführt werden, eine einzige wöchentliche Stunde (auch in den untern Claſſen) angeſetzt iſt. Nur darin ſchien man allerdings noch der evangeliſchen Idee der Mädchenſchule treu geblieben zu ſein, daß man für die Familie er-

ziehen, sittlich reine Gattinnen, rechtschaffene Hausfrauen bilden wollte; nur in den Mitteln für diesen Zweck vergriff man sich. Man sprach viel von der Bescheidenheit, von der Reinheit, von der Zartheit, von allen Tugenden des Weibes, aber man erzog die Mädchen zur Eitelkeit und Aeußerlichkeit des Wesens durch dieses fortdauernde Reden über die genannten Tugenden selbst, durch die aus der philanthropistischen Schule hervorgegangenen Reizungen zur Ehrsucht und durch den gesetzlichen Standpunct, auf welchen man sich stellte. Man hängte die Schulgesetze in die Classen (s. fortgesetzte Nachricht von der Heinsiusschen Töchterschule. Berlin 1815, S. 6). Man stellte öffentliche Prüfungen an, bei welchen die jungen Mädchen, nachdem sie mit ihren Kenntnissen geprunkt, auch vor dem Publikum declamirt hatten, endlich die Ehrenpreise erhielten, mit denen sie sich öffentlich schmücken durften. Nicht genug damit, man verkündete diese Preise in Schulschriften, um sie noch weiter bekannt zu machen. So lesen wir in den „Nachrichten, seine Schulen betreffend" (Berlin 1806, von Professor A. Hartung, der 1787 in Berlin die erste höhere Töchterschule dieser Art eröffnet hatte, S. 20) Folgendes: 1) Demoiselle Doris Lieber aus Berlin. Sie erhielt bei ihrem Abgange das erste Ehrenzeichen der Schule, die weiße Rose, mit allen Stimmen ihrer Lehrer, ihrer Lehrerinnen und ihrer Mitschülerinnen. 2) Demoiselle Henriette Bieweg aus Berlin. Auch sie erhielt bei ihrem Abgehen das erste Ehrenzeichen der Schule, die weiße Rose mit $^{3}/_{4}$ Stimmen ihrer Lehrer und Lehrerinnen und mit 24 Stimmen ihrer Mitschülerinnen. 3) Fräulein Henriette v. Pelkowski aus Berlin. Sie erhielt das zweite Ehrenzeichen der Schule, die rothe Rose, mit allen Stimmen ꝛc. ꝛc. Da diese Ehrenzeichen, heißt es weiter, nur den Würdigen zuerkannt werden und schwer zu erringen sind: so haben sie auch einen hohen Werth und reizen zum Fleiße, zur Ordnung, zur Pünctlichkeit und fördern gute Sitten. Mit jenen mühsam erworbenen einfachen Rosen geschmückt, erscheinen nicht nur meine dermaligen, sondern auch meine ehemaligen Schülerinnen bei allen Schulfeierlichkeiten. Mehrere setzen einen so großen Werth darauf, daß sie mit denselben geziert vor den Traualtar treten. Noch neuerdings benutzte ein achtungswürdiger hiesiger geistlicher Rath diesen Umstand in seiner Traurede und wirkte dadurch nicht nur wohlthätig auf die Braut und deren gegenwärtige, ehemalige Mitschülerinnen, sondern auch auf die Schule. So (sic!) sollten, müßten und könnten Prediger und Schulmänner sich überall die Hand bieten: denn sie arbeiten ja beiderseits im Weinberge des Herrn." Schwerlich ist wohl auf irgend einem Lebensgebiete die schwächliche und kleinliche Selbstanbetung des Individuums, zu welcher der Rationalismus in Verbindung mit der poetischen Gefühlsseligkeit der Zeit die Menschen trieb, so systematisch ausgebildet und für egoistische Zwecke so ausgebeutet worden, als in diesen weiblichen Privatschulen. Man schwelgte in diesen Scheinresultaten der weiblichen Erziehung noch fort, als bereits die großen Geschicke der Völker die Deutschen an die eigentliche Grundlage aller Bildung, an die echte Religiosität, die aus der Noth des armen und warmen Herzens kommt, gemahnt hatte. Neben der gefühlsseligen Idealität, in welcher die einen gefangen waren, machte sich aber bereits seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine realistische Richtung anderer geltend, deren Losung es war, die Schule müße, wie den Knaben, so auch das Mädchen für das Leben bilden. Drohte jene Idealität die Frömmigkeit zu zerstören, so schien dieser Realismus darauf auszugehen, die Bildung selbst, die man doch beabsichtigte, wieder aufzuheben. Denn daß die Schule in sich selbst ihren Zweck habe, daß sie als ein lebendiger Organismus sich mit unwesentlichen Bestandtheilen des Unterrichts, die der eine oder der andere leicht entbehren könne, gar nicht befassen dürfe, wurde nur von wenigen erkannt. Man bezog die Vorbildung, welche die Schule für das Leben geben sollte, auf die nächsten, sichtbaren und greifbaren Zwecke des Lebens und forderte diese Vorbildung auch von den Mädchenschulen. Da sollten Wirthschaftsrechnungen geführt, statt aller Naturkunde Technologie und Waarenkunde gelehrt, um der künftigen Bestimmung des Weibes willen die Physiologie des Menschen gründlich betrieben, der Kochkunst eine rechte Grundlage

durch Chemie gegeben und vor allen Dingen die weiblichen Handarbeiten geübt werden. Griff man das Französische nicht geradezu als überflüssig und undeutsch an, so griff man doch die grammatische Art, es zu lehren, an und wollte, was freilich von den meisten mit bessern Gründen gerade verworfen wurde, daß die Schülerinnen auch zu einem sichern und gewandten Gebrauche der Sprache geführt werden sollten, damit sie dereinst einen praktischen Nutzen von der Sache hätten. Zu diesen principiellen Gegensätzen kamen persönliche Neigungen und Stimmungen der Zeit, und der Mädchenschule wußte jeder einen Rath zu geben. Jean Paul forderte Astronomie, und Jahn (Deutsches Volksthum S. 205) erklärte sogar das Schießen für höchst nothwendig, damit auch die deutsche Jungfrau im Nothfalle nicht wehrlos sei. Wie wunderlich solche Vorschläge uns vorkommen, so haben sie doch einen sehr ehrenwerthen Grund: sie wurzeln in dem Streben, den eigentlichen Begriff und den nothwendigen Inhalt der weiblichen Bildung zu finden. Vergleichen wir, was sonderbares solcher Art in Deutschland vorgekommen, mit den analogen Bestrebungen anderer Nationen, z. B. der Engländer und Amerikaner, die noch heute, wenn von höherer Bildung der Mädchen die Rede ist, keinen andern Rath wissen, als die Vertiefung in männliche Gelehrsamkeit, und die in (englischen) Privathäusern, sowie in (amerikanischen) Privatschulen die Mädchen in die abstractesten Wissenschaften einführen lassen; so werden wir, trotz aller jener Sonderbarkeiten, die deutsche Gründlichkeit auch auf diesem Gebiete nicht verkennen. Der Ernst der Zeit, die Vertiefung des religiösen und kirchlichen Bewußtseins drang allmählich auch in die höheren Mädchenschulen ein, und wenn auch die Praxis dem nicht immer ganz entsprach, so verbreitete sich doch die Theorie, daß Mädchen vor allen Dingen religiös gebildet werden müßten. Eine Reihe von besonnenen und einsichtigen Männern, welche höhere Töchterschulen in diesem Geiste leiteten und über weibliche Bildung mit Ernst und Gründlichkeit nachdachten, wie Meier (Vater und Sohn) in Lübeck, Kühner in Frankfurt a. M., Seinecke in Hannover, Spillecke und Bormann in Berlin, Schornstein und Friedländer in Elberfeld ꝛc., wirkte anregend auf die jüngere Generation. Zur tieferen Verständigung über die auf diesem Gebiete zu lösenden Aufgaben trugen in neuerer Zeit neben den Schriftstellern und Schriftstellerinnen, welche das Ganze der weiblichen Bildung einer Prüfung unterwarfen, namentlich die Programme, Lehrpläne und Schulschriften bei, welche von erfahrenen Schulmännern aus der unmittelbaren Erfahrung ihres Wirkens an Mädchenbildungsanstalten heraus veröffentlicht wurden und unter denen die Arbeiten von Schornstein und Friedländer in Elberfeld, König in Oldenburg, Merget in Berlin, sowie die periodisch wiederkehrenden Berichte über ihre Anstalten von Mäzner in Berlin, von Diedmann in Hannover, von Gleim in Breslau ꝛc. eine ehrenvolle Stelle einnehmen. Eben so wichtig war aber für diese Anstalten, daß in mehreren Ländern Deutschlands die Staatsbehörde es für nöthig hielt, höhere Mädchenschulen zu errichten, diese mit Umgehung aller ungesunden Auswüchse zu organisiren und durch dieselben auf die Menge der Privatanstalten zu wirken. Auch von diesen letzteren wurde wenigstens die Verlegung der Lectionspläne gefordert. Bald erkannten nun auch die Gemeinden die Nothwendigkeit, dergleichen Anstalten ins Leben zu rufen; in vielen größern und mittlern Städten entstanden in den 30 und 40ger Jahren städtische höhere Töchterschulen, und viele der blühendsten Anstalten gehören gegenwärtig gerade dieser Kategorie an. Da die Entwicklung solcher Schulen auf das innigste mit den socialen Zuständen und localen Bedürfnissen zusammenhängt, so besteht eine nicht geringe Verschiedenheit unter diesen Anstalten in Betreff der Einrichtung und des Zieles, und wie sich in den höheren Bürgerschulen aus denselben Gründen verschiedene Gattungen höherer und niederer Ordnung entwickelt haben, so läßt sich an den höheren Töchterschulen dieselbe Erscheinung warnehmen. Manche dieser Schulen sind mit Lehrerinnen-Bildungsanstalten verbunden und mit der Berechtigung ausgestattet, ihre Schülerinnen unter Aufsicht eines Schulrathes für das Amt der Lehrerin zu prüfen. Abgesehen aber von allgemeineren

Bestimmungen über das Schulwesen, von denen die höheren Töchterschulen gelegentlich mitgetroffen wurden, hat bisher die Gesetzgebung die Organisation, das Ziel und den ganzen Charakter dieser Anstalten noch nirgends in Deutschland fixirt, daher denn auch viele Verhältnisse derselben, ihre Berechtigungen, ihre Beaufsichtigung, die Besoldung der Lehrer, die Stellung derselben den Lehrern andrer Schulen gegenüber, das Classensystem, Stundenzahl, die Frequenz ꝛc. ꝛc. sich in großer Unklarheit und Unsicherheit befinden. Wenn darin einerseits die Ansicht erkennbar wird, daß das eigentliche Wesen der höheren Töchterschule noch immer in einer gewissen Unsicherheit schwebt, wie ja auch in der That noch in neuerer Zeit das Bewußtsein darüber so schwankend gewesen, daß die Berechtigung derselben sogar gelegentlich ganz in Abrede gestellt worden ist; so wird doch das Bedürfnis immer fühlbarer, diesen Lehranstalten, wenn auch nur in den allgemeinsten Zügen, eine gesetzliche Grundlage zu geben, um auch die noch vorhandenen Ausschreitungen der Willkür oder der Unklarheit zu beseitigen.

Aus der geschichtlichen Entwicklung der höheren Töchterschulen in Deutschland ergiebt sich für die Gegenwart das Resultat, daß 1) diese Anstalten Factoren der Neuzeit sind, die mit innerer Nothwendigkeit aus der socialen Umgestaltung der Stände und ihres Verhältnisses zur Bildung hervorgegangen sind; daß es 2) eine eigenthümliche weibliche Bildung giebt, die nach Umfang und Inhalt, in ihrer Grundlage nnd ihrem Ziele sich von der männlichen unterscheidet und in den höheren Mädchenschulen angestrebt wird, deren richtige Entwicklung darum ein Gegenstand des höchsten Interesses für die bürgerliche und kirchliche Gemeinde bleibt.

Was den ersten Punct, die sociale Gruppe, für welche diese Schulen bestehen, betrifft, so darf der Name „höhere Töchterschule“ nicht zu dem zuweilen gehegten Irrthum verleiten, als seien dieselben nur für diejenigen Stände vorhanden, welche gegenwärtig die höheren genannt werden. Die Anstrengungen, mit welchen manche Anstalten einen vornehmen Charakter zu bewahren gesucht haben, um sich jenes Publicum der höheren Stände zu sichern, sind fast immer vergeblich gewesen. Bei genauerer Erwägung stellt sich heraus, daß diese Anstrengungen fast immer nur auf Aeußerlichkeiten gerichtet waren, wie auf glänzende Einrichtung, auf Ausschließung von minder vornehmen Kindern, auf einen gefälligen Ton des Umganges, allenfalls auf bedeutendere Leistungen im Gebrauche fremder Sprachen und auf die Wahl renommirter Lehrer, selten oder nie auf wirklich gediegenere Bildung. Aber durch solche Aeußerlichkeiten werden gebildete Leute nicht bestochen. Der Grund, warum die wirklich höheren Stände von den höheren Töchterschulen gewöhnlich keinen Gebrauch machen, liegt darin, daß sie es nicht können. Ihre Lebensstellung fordert eine reservirte Haltung aller ihrer Familienglieder, und ihre Lebensweise widerspricht dem ganzen Leben der Schule. Wenn Riehl (Die Familie S. 102) fordert: „auch in den Städten sollte man die Mädchen bis zum 12. oder 14. Jahre durchaus in die Volksschule“ (die hier als gemischte, von Knaben und Mädchen besuchte gedacht wird) „schicken, seien ihre Eltern so vornehm, wie sie wollen,“ und wenn er sich einen unberechenbaren Gewinn für die Charakterbildung der Männer und Frauen der höheren Kreise davon verspricht, „daß sie wenigstens in der Schule mit der Gesammtheit der Kinder des Volks auf einer Bank gesessen und mit den barfüßigen Kameraden und Gespielinnen unter dem gleichen Kriegsrecht des Bakels gestanden haben,“ so ist das in idealem Sinne zwar zuzugeben, aber es widerspricht der einfachen Wirklichkeit des Lebens so völlig, daß es niemals realisirt werden kann. Der Unterschied der Stände, der sich auf Verschiedenheit der Bildung gründet, ist zwar ein fließender und kann immer wieder durchbrochen werden, aber er ist darum im einzelnen Falle nicht minder scharf und bestimmt, als der der politischen und natürlichen Stände, ja er ist spröder und gegen die persönliche Annäherung verschlossener, als dieser, und dies mit Recht.*) Die Potenzirung des ge-

*) Soweit im Obigen auf Veranlassung von Riehls Aeußerungen von beiden Geschlechtern die Rede ist, wollen die im Text aufgestellten Sätze durchaus nicht auf allgemeine Geltung An-

ſammten ſittlichen und geiſtigen Lebens, welche wir Bildung nennen, iſt eben eine innere Einheit, ein Ganzes, eine Ausgeſtaltung der Perſönlichkeit, an welcher Gewohnheit und Sitte, unbewußte Aneignung der in der Umgebung herrſchenden Geſinnung und Denkart einen ebenſo großen Antheil haben, als die abſichtliche Erziehung und deren mit Bewußtſein aufgenommene Wirkung. Eben darum ſpielt Umgang, perſönliche Berührung und die ganze Umgebung, die dem Menſchen von Jugend auf zu Theil geworden, eine ſo große Rolle in der Erziehung. Fordern wir aber gerade von der weiblichen Bildung eine harmoniſche Ausgeſtaltung aller perſönlichen Anlagen, mit welchem Rechte darf die ſittliche Zartheit und die rückſichtsvolle Lebensgewohnheit, die ein Kind gebildeter Eltern in die Schule bringt, den plumpen und nicht ſelten gemeinen Sitten der „barfüßigen" Kameraden preisgegeben werden? Und was ſollte dadurch gewonnen werden? Riehl meint, daß dadurch der gerügten „Ueberweiblichkeit" vorgebeugt werden könne. Aber die Ueberweiblichkeit geht (ſ. Mädchenerziehung S. 511) aus Ueberſchätzung des weiblichen Geſchlechts, nicht aus der Trennung der Stände hervor. In jeder Ariſtokratie, ſie ruhe auf der Geburt oder auf dem Beſitze, lebt überdies ein dunkleres oder helleres Bewußtſein davon, daß es den höhern Ständen gezieme, auch die geiſtigen Intereſſen zu vertreten und durch Bildung hervorzuragen. Dieſe Stände, ſelbſt wenn ſie politiſche Prärogative nicht in Anſpruch nehmen, werden daher immer, auch abgeſehen von dem, was von der Lebensweiſe derſelben bereits geſagt worden, eine Neigung haben, ihre Töchter lieber durch einen vorzüglichen Privatunterricht oder der wenigſtens dafür gehalten wird, als durch öffentliche Schulen ausbilden zu laſſen, wie dies am deutlichſten in allen Republiken ſichtbar wird. Die höhere Töchterſchule darf ſich dies nicht verhehlen und darf nicht vergeſſen, daß ſie für diejenigen ſocialen Gruppen beſtimmt iſt, die wir im allgemeinen als die „mittleren Stände" bezeichnen. Darin liegt, daß die Grenze ihres Publicums nach oben deutlicher bezeichnet iſt als nach unten. Iſt die Schule tüchtig, ſo werden auch hochſtehende Familien von derſelben Gebrauch machen, aber das wird bis jetzt noch immer als eine Ausnahme gelten müßen. Dagegen wird unabläſſig die Forderung an die Schule ergehen, daß auch die Kinder von kleineren Handwerkern, Unterbeamten aller Arten, Unteroffizieren, Krämern ꝛc. genug von ſolchen, die wir zu den gebildeten Ständen nicht mehr zählen, alſo auch kaum zum eigentlichen Mittelſtande rechnen können, aufgenommen werden ſollen. Dadurch entſtehen manche Schwierigkeiten. Zunächſt bringen ſolche Kinder gewiß oft rohe und zuchtloſe Gewohnheiten mit und es kann, was ſo eben im Intereſſe der Vornehmen geltend gemacht wurde, auch im Intereſſe aller Gebildeten gefürchtet werden, daß die Bildung ihrer Töchter darunter leide. In der That ſchicken ja darum auch ſo manche Eltern ihre Töchter nicht in die Schule, weil ſie dieſe Einflüſſe, die doch auch nicht geleugnet werden können, vermeiden wollen. Nun iſt zwar ſelbſtverſtändlich, daß die Schule, welche ja eben um der Bildung willen da iſt, das höchſte Intereſſe hat, das

ſpruch machen. Die Söhne von Louis Philipp ſaßen in Paris ohne Nachtheil für ihre feinere Bildung auf der gleichen Bank mit dem Sohn des Epiciers und auch in Deutſchland giebt es in unſerer Zeit Prinzen, welche für ihre Söhne die gleiche Bildungslaufbahn wählen. Wenn es von hohem Werthe iſt, daß die höchſten Stände der Anſchauung des Volkes, dem ſie angehören, nicht entfremdet werden, ſo liegt in ſolcher Schulgemeinſchaft eine nationale Bedeutung. Nach unſerer Anſicht wäre es auch für die Töchter der höheren Stände gar ſehr zu wünſchen, ja ein wahres Glück zu nennen, wenn ſie die Anſchauungen und Gewohnheiten, die Leiden und Freuden, die Bedürfniſſe und Beſtrebungen der anderen Stände genauer und vollſtändiger, als dies manchmal der Fall zu ſein ſcheint, kennen und verſtehen lernten, und wir ſind überzeugt, daß die vollſtändige Organiſation der höhern Töchterſchulen ebenſo, wie die allmähliche Ueberwindung mancher noch beſtehenden Vorurtheile immer mehr dazu beitragen wird, auch die Töchter der höheren Stände des Segens einer gründlichen Schulbildung theilhaftig zu machen. Nur können wir Riehls Verlangen, daß vornehme Eltern ihre Töchter in die Volksſchule ſchicken ſollen, in den beſtehenden Verhältniſſen nicht gerechtfertigt finden.

Eindringen von gemeiner und zuchtloser Sitte zu verhindern, und sie wird, wenn ein Kind durch auffallend bösartigen Einfluß solcher Art hervortritt, dasselbe aus der Anstalt entfernen können, auch wird sie mancherlei andere Mittel haben und anwenden, um die übrigen vor diesem Einflusse zu schützen. Ganz aber vermag sie es nicht, gut zu sagen für alle sittlichen Gefahren der Art, die oft lange unbemerkt bleiben; sie vermag es um so weniger, als solche Gefahren auch von den andern Kindern ausgehen, gegen deren Stand an sich nichts eingewendet wird. Ja, es kann als das Gewöhnliche bezeichnet werden, daß die Kinder geringer Eltern, mögen sie zuweilen roher sein, als die anderen, doch meist nicht die gefährlicheren und schlimmeren sind, da sie von ihren Eltern, die nur mit schweren Opfern ihnen den Besuch einer solchen Schule ermöglichen können, mit größerem Ernst zur treuen Erfüllung der Pflichten gegen die Schule angehalten werden. Wir haben es also hier nicht eigentlich mit einer Schwierigkeit zu thun, welche aus dem Eindringen der untern socialen Elemente hervorgeht, sondern mit einer Schwierigkeit der Schule als solcher, die gute und schlechte Elemente vereinigt. Dadurch wird die Frage eine andere. Es kommt darauf an, ob die sittlichen und intellectuellen Vortheile der Schule für die Mädchen größer sind, als die Gefahren, welche für ihre Geistes- und Gemüthsbildung aus dieser Gemeinschaft hervorgehen. Mit Recht hat Dr. Kühner (s. die Abhandlung „die Grenzen der weiblichen Schulbildung" in „Höhere Bürgerschule" von Vogel und Körner 1854 Heft 1.) diese Frage entschieden bejaht und sogar gezeigt, daß die sittlichen Gefahren der Schulen für die Bildung derjenigen Schichten des Volkes, von denen hier die Rede ist, nicht einmal entbehrt werden können, denn wer seine Zukunft nicht in Weltverlassenheit verleben könne, dürfe auch nicht in Weltentfremdung erzogen werden. Solchen Eltern, welche dennoch ihre Töchter diesen Gefahren entheben wollen, bleibt aber ferner übrig zu prüfen, ob derjenige Privatunterricht, den sie ihren Töchtern würden angedeihen lassen können, nicht viel größere Nachtheile sittlicher und geistiger Art herbeiführen müße, als diejenigen sind, zu welchen die Schulgemeinschaft Veranlassung bietet. Da ein Privatunterricht, der mit den Leistungen einer guten Schule den Vergleich aushalten kann, und der zugleich nach einem festen Plane geordnet, nach allen Seiten überwacht und durch tüchtige Lehrkräfte vertreten ist, einen Kostenaufwand erheischt, den nur wenige erschwingen können, so ergiebt sich, daß nur eine ausgezeichnete Lebensstellung dazu berechtigen kann, die Mädchen der Schule zu entziehen, weil nur sie im Stande ist, dem dadurch herbeigeführten Verlust einen höheren Gewinn entgegenzustellen; womit freilich durchaus nicht gesagt sein soll, daß in allen Fällen, in welchen dies geschieht, eine so gewissenhafte und glückliche Ausgleichung der aufgegebenen Vortheile wirklich erreicht wird. Wenn also hochgestellte und reiche Leute ihre Töchter nur privatim unterrichten lassen, so machen sie von einem Rechte Gebrauch, welches ihnen ihre Lebensstellung giebt, und befinden sich in Uebereinstimmung mit ihren socialen Verhältnissen, denn auf allen Höhen des Lebens ist etwas von jener Weltentfremdung und Weltverlassenheit zu finden, von welcher Kühner redet. Wer seine Rechnungen durch den Intendanten bezahlen läßt, wer mit den untern und mittleren Volksclassen nur in indirecte Beziehung tritt, oder doch nur dann, wenn es ihm beliebt, braucht allerdings jene Art von Menschenkenntnis weniger, die der Verkehr des gewöhnlichen Lebens erfordert, und ist eben durch seine Stellung vor vielen Gefahren geschützt, die ein Mädchen und eine Frau des Mittelstandes überall umgeben. Ohne Zweifel wird auf der andern Seite für vornehme Leute manches, was die ganze Gestaltung der Persönlichkeit betrifft, wichtiger, als es den mittleren Ständen ist, und fordert besonders in der Erziehung der Töchter seine Beachtung. Für eine solche ausgezeichnete Lebensstellung kann es also zur dringenden Nothwendigkeit werden, den Privatunterricht der Schule vorzuziehen, und dieser wird daher immer in jenen Kreisen bestehen. Aber wenn vornehmthuende Eltern, denen die Mittel, die Erziehung der Töchter in großem Stile zu betreiben, gänzlich fehlen, die Schule zwingen wollen, nur ihres Gleichen aufzunehmen, wenn sie, falls sie dies nicht thut, sie verachten und die Bildung der Mädchen

einem kümmerlichen Privatunterricht anvertrauen, so urtheilen sie thöricht und handeln gewissenlos. Die Berechtigung der höheren Töchterschulen wird dadurch nicht aufgehoben und noch weniger darf diese aus Rücksicht auf solchen Hochmuth sich die Aufgabe stellen, daß sie zunächst und vor allem einen vornehmen Charakter annehmen müße. Muß aber ein so eitles Hinausstreben vieler über ihren Stand als ein unberechtigtes verurtheilt und von der höheren Töchterschule ignorirt werden, so scheint es, als müsse sie eben so entschieden das Eindringen solcher Elemente zurückweisen, die aus den unteren Schichten stammen. Und dafür scheint auch die nicht seltene Erfahrung zu sprechen, daß die Töchter schlichter Bürgersleute, wenn sie durch solche Schulen zu einer Bildung geführt werden, die ihren Umgebungen nicht entspricht, der Familie entfremdet, mit ihren Lebensverhältnissen unzufrieden und dadurch höchst unglücklich gemacht werden. Nun ist aber das Streben nach Bildung an sich immer berechtigt und löblich, und es sind daher die untern Schichten des Volkes, wenn sie für ihre Töchter eine höhere Bildung suchen, durchaus nicht ohne weiteres jenen Eltern gleich zu stellen, denen die Schule nicht vornehm genug ist. Es ist gar nicht zu leugnen, daß in einzelnen Fällen der Besuch der höheren Töchterschulen auch nur aus Eitelkeit und aus dem hochmüthigen Drange, es den anderen gleich zu thun, gesucht wird; aber es ist eben so gewiß, daß in den meisten Fällen, wo Eltern untergeordneter Lebensstellung einen solchen Unterricht für ihre Töchter suchen, dies aus dem edelsten und reinsten Eifer für Bildung und aus der Hochachtung für dieselbe geschieht. Wenn sie oft sagen, sie hätten ihren Kindern nichts zu hinterlassen, darum wollten sie wenigstens, daß dieselben etwas tüchtiges lernten, das sei ja doch das Beste ꝛc., so sind das nicht bloße Worte, sondern oft tiefe Ueberzeugung. Auf der anderen Seite muß doch auch von der Bildung, welche einen Menschen mit seiner irdischen Lage unzufrieden macht, gesagt werden, daß das eben eine verkehrte oder unzureichende Bildung sei; denn da jede echte Bildung, und dies ist ja gerade von der weiblichen in besonderem Sinne zu fordern, die Erweckung der religiösen Lebensanschauung in sich schließt und auf dem Glauben ruht, da ferner Kenntnisse und Einsicht jedem Menschen die Mittel in die Hand geben, seine Lage zu verbessern, so ist nichts mit dem Wesen der echten Bildung weniger vereinbar, als der Vorwurf, daß sie den Menschen unzufrieden mache. Nur der falschen, äußerlichen, der Scheinbildung kann eine so traurige Wirkung zugeschrieben werden. Tritt eine solche Wirkung in den Fällen, von denen hier die Rede ist, in auffallender Weise hervor, so wird sie mehr den Schulen als denen, die sie benutzen, zum Vorwurf gereichen. Im allgemeinen ist es immer als ein erfreuliches Zeichen zu betrachten, wenn das Verlangen nach Bildung zunimmt; und wer bereit ist, dieselbe mit Opfern zu erkaufen, wem es ein Ernst um die Sache ist, dem darf der Zutritt zu den höheren Töchterschulen nicht verwehrt werden. Ein anderes ist es, wenn dieser Zutritt nur erschlichen, wenn er durch Anrufung der Mildthätigkeit, durch Gönnerschaft aller Art, erworben wird. Namentlich sollte die Vertheilung von Freistellen, wo sie bestehen, in gewissenhafter Weise auch nach der Seite hin geprüft werden. Daß Freischule so selten mit Dankbarkeit benutzt wird, hat wohl darin seinen Hauptgrund, daß sie so oft denen gewährt wird, welche die Bildung an sich nicht schätzen, ja sie nicht einmal wollen, sondern welche nur die nicht zu umgehenden Kenntnisse auf die leichteste Weise und ohne eigene Kosten sich erwerben wollen. Dankbarkeit für solche Wohlthaten findet sich nur bei gebildeten Leuten, und für solche sind sie vorhanden. Selbst das Lob des Fleißes und besonderer Talente sollte nicht ohne weiteres darüber entscheiden, ob einem Mädchen der Zutritt zu einer höheren Bildungsanstalt gewährt werden dürfe, denn in allen Ständen und Lebenslagen werden dergleichen Tugenden und Anlagen sich heilsam erweisen. Vielmehr bedarf es einer näheren Untersuchung darüber, ob in der betreffenden Familie überhaupt die äußern und innern Bedingungen vorhanden sind, unter denen die höhere Bildung erlangt und bewahrt werden kann, worüber freilich wieder die Beobachtung des betreffenden Kindes die sicherste Erfahrung gewährt.

Aus dem Vorangeschickten ergiebt sich, daß die höhere Töchterschule von einer zwiefachen Tendenz der Entwicklung getragen wird. Sie will ihre Wirksamkeit so weit als möglich in die höheren Schichten des Volkes tragen und will doch auch wieder so viel wie möglich dem Bildungsbedürfnisse der unteren Schichten entgegenkommen. Wenn sich daran, wie bereits gezeigt, eine Entfaltung verschiedener Organismen, einer Töchterschule erster und zweiter Ordnung, mit Nothwendigkeit anschließt, so ist doch für alle Arten dieser Anstalten der Charakter der höheren Schule in Anspruch zu nehmen und die Anschauung, die in manchen deutschen Staaten noch herrschend ist, daß die Töchterschule ihrem Wesen nach der Volksschule angehöre, keineswegs die richtige. Daß auch die Volksschule ihre Mädchenschule haben könne, versteht sich von selbst; aber die Bedürfnisse, denen die höhere Töchterschule entgegenkommen soll, sind eben höhere, als die der Volksschule, und darum auch die Anstalten selbst unter einem ganz anderen Gesichtspuncte aufzufassen.

Was den zweiten Punct des historischen Resultates betrifft, auf welches die bisherige Entwicklung der höhern Töchterschule hinweist, nämlich die Thatsache, daß diese Anstalten von ihren Anfängen in der Reformationszeit an bis in unsere Tage auf einem Begriffe von weiblicher Bildung ruhen, der nach Inhalt und Umfang, nach ihrer Grundlage und ihrem Endziele sich von dem der männlichen Bildung unterscheide; so ist in dem Artikel „Mädchenerziehung" (S. 496, 499, 501 f.) die Eigenthümlichkeit dieser Bildung dahin bestimmt worden, daß ihr ethischer Charakter in der Bestimmung des Weibes für das Haus gegeben sei, daß sie ein continuirliches Verweilen des Gemüthes in der religiösen Anschauung, und für die intellectuelle Entwicklung jene Art allgemeiner Bildung fordere, die in der klaren Auffassung der auf den verschiedenen Wissensgebieten zur Erscheinung kommenden wesentlichsten Ideen und Gesetze bestehe. In diesen drei Grundbestimmungen der weiblichen Bildung finden wir wieder, was die Reformatoren wollten: eine Bildung, durch welche uns „*fromme und verständige Hausmütter*" erzogen werden.

Dürfen wir im allgemeinen annehmen, daß sich in dieser Auffassung der weiblichen Bildung die meisten und bedeutendsten Stimmen der Zeit einigen werden, so gehen doch darüber die Ansichten wieder auseinander, ob *solche Bildung der Mädchen überhaupt in Schulen* erreichbar sei, ob sie nicht besser innerhalb der Familie erzielt werden könne, und ob nicht geradezu die Bestimmung des Weibes für das Haus das Leben in der Schule als einen Widerspruch ausschließe. Unter den Neuern ist K. v. Raumer bekanntlich in dieser Verwerfung der Mädchenschulen am entschiedensten vorgegangen. Zu dem, was darüber in dem Art. Mädchenerziehung (S. 501) gesagt worden, sind hier nur noch einige Bemerkungen hinzuzufügen. Wenn es als ein sonst unbestrittener Gedanke der gesammten neueren Pädagogik angesehen werden kann, daß unter normalen Verhältnissen das Werk der Erziehung durch ein Zusammenwirken von Schule und Familie am besten gelinge, (s. die Einleitung des Art.: Institutserziehung), wenn ferner die Schule immer mehr als ein Organismus erkannt wird, der in dem Leben der Menschheit mit Nothwendigkeit besteht und aus demselben gar nicht gestrichen werden könnte, ohne daß auch die geistige Entwicklung der Menschen aufgehoben würde, so ist nicht abzusehen, wodurch das weibliche Geschlecht von der Nothwendigkeit der Schulbildung freigesprochen oder, besser gesagt, derselben beraubt werden sollte, da wir es hier doch mit einer Lebensgestaltung zu thun haben, an welche menschliche Bildung überhaupt geknüpft ist. Weil in manchen Fällen die Schulbildung durch Privatunterricht ersetzt oder übertroffen werden kann, daraus folgt nicht, daß für Mädchen die Schule überflüssig sei. Ebensogut könnte die Ueberflüssigkeit des Staates daraus gefolgert werden, daß mancher Robinson auf einer wüsten Insel gelebt hat. Ja, wie paradox es auch klingen mag, es ist leicht zu zeigen, daß für die Bildung des Mädchens gerade das Schulleben wichtiger sei, als für den Knaben. Denn wenn das Weib für das häusliche Leben erzogen werden muß, so soll es doch nach seiner menschlichen Bestim-

mung nicht so völlig in dem Hause eingeschlossen bleiben, daß es gar keinen Begriff von den Beziehungen des Menschen zu den größeren Gemeinschaften des Lebens, von den das Leben erfüllenden Ideen, Pflichten und Zwecken allgemeinerer Art habe; sondern im Gegentheil, es soll eben von diesem Gemeinschaftsleben, von den heiligen Pflichten desselben ein ernstes und klares Bewußtsein in sich tragen, in ihnen sich selbst als ein lebendiges Glied des Ganzen erkennen und das eigene Haus zu einer Pflanzstätte solcher Pflichttreue machen. Nun ist das öffentliche Leben dem Weibe versagt, aber man lernt jene Pflichten der Gemeinschaft nur in der Gemeinschaft, man versteht das Wesen allgemeiner Ordnungen nur, wenn man ihnen unterthan ist. Darum gewährt die Schule, welche, ohne selbst schon die Oeffentlichkeit zu sein, doch sie vorbildet und in friedlicher Umhegung nach außen in sich selbst das Walten des Gesetzes, das Leben der Gemeinschaft, den Ernst der Nächstenpflicht und den Gemeingeist zur Erscheinung bringt, dem Weibe eine desto bedeutendere Ergänzung des Familienlebens, je völliger es sonst jenen sittlichen Anschauungen fremd bleiben würde (s. Beneke: Erziehungs- und Unterrichtslehre II. 481, 2. Ausg. S. 589); dem Knaben aber würde diese Ergänzung, auch wenn er der Schule entbehrte, doch immer durch das Leben selbst gegeben werden. Und wäre Raumer und die, welche ihm nachreden, wie dies noch neuerdings einige Frauen gethan haben (z. B. Sophie Ahlberg: Briefe über weibliche Bildung S. 28), mit ihrer Verwerfung der Schule im Recht, woher denn die Erscheinung, daß die Mädchen so gern die Schulen besuchen, daß sie so schwer aus ihnen scheiden, daß gerade die besten unter ihnen das Andenken an die Schule so innig und so warm im Herzen tragen, käme es nicht daher, daß sie fühlen und erkennen, wie nothwendig und heilsam für ihre ganze Entwicklung diese Schulzeit ist und war? Und soll denn auf die geschichtliche Entwicklung der höhern Mädchenschulen, welche offenbar mit der geistigen Erhebung des deutschen Volkes in einem so nahen Zusammenhange steht, gar kein Gewicht gelegt werden? Man stelle sich doch nur einmal den Zustand vor, in den wir hineingerathen müßten, wenn die Mädchenschulen aus der Reihe unserer Unterrichtsanstalten gestrichen würden. Würde nicht sofort ein allgemeiner Nothstand ausbrechen, der zu den bedenklichsten Experimenten führen müßte, da doch das einmal vorhandene Bildungsbedürfnis seine nothwendige Befriedigung fordern würde. Wie viele Mütter würden dann im Stande sein, den Unterricht ihrer Töchter zu übernehmen, und wie viele Väter, ihn durch Privatlehrer ertheilen zu lassen? Aber es bedarf eigentlich die ganze Ansicht keiner Widerlegung, da sie die nächsten und offenbarsten Zustände des wirklichen Lebens übersieht. Man sollte doch endlich anfangen, den Segen und die Vortheile, welche die Mädchenschulen der Familie darbieten, in's Auge zu fassen. Wie wenig unsre heutigen Mütter mit ihren Töchtern anzufangen wissen, das sprechen sie oft genug ganz naiv aus, wenn sie dieselben zur Schule bringen; sie sagen einfach, daß sie mit ihnen nicht mehr fertig werden, daß sie durch die Aufmerksamkeit, welche sie ihnen schenken müßen, in der Erfüllung ihrer sonstigen Pflichten gehindert werden, und daß sie Gott danken, sie in der Schule gut aufgehoben zu wissen. Das ist nicht bloß Ungeschick oder gar Lieblosigkeit, es ist die natürliche Folge unserer socialen Verhältnisse, welche in den mittleren Ständen die Arbeit der Männer und Frauen so vermehrt, die Räume des Hauses so verengt, alle Lebensbedingungen so zugespitzt haben, daß für diese Schichten des Volkes gar nichts übrig bleibt, als entweder auf die Bildung der Kinder zu verzichten oder sie den Händen zu überlassen, welche die Vorsehung dafür bereitet hat. Dieser Rhythmus des Lebens, welcher durch den Schulbesuch der Mädchen in ihr Dasein gebracht wird, übt ferner offenbar einen sehr heilsamen Einfluß auf das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern aus. Ohne denselben würde das ununterbrochene Zusammensein derselben in so unmittelbarer Nähe, wie es unsre Verhältnisse nun einmal fordern, vielfach die Ungeduld reizen und Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit auf beiden Seiten hervorrufen, welche den Frieden des Hauses nur zu sehr beeinträchtigen müßten. Dem allem beugt die Schule durch den einfachen Wechsel der

zeitweiligen Trennung und des Wiedersehens vor. Wir kannten ein Mädchen, welches die Schule so lieb hatte, daß es nur mit der größten Schwierigkeit in Krankheitsfällen zu bewegen war, sie zu versäumen, und welches doch niemals auf andre Weise aus der häuslichen Wohnung in die Schule gieng, als rückwärts gewendet, um noch das ganze volle Bild des heimatlichen Daseins in der Seele mitzunehmen. So gieng es immer von einer Seligkeit zur andern. Wir wollen nicht dabei verweilen, wie bereichert das Leben des Hauses, wie geläutert der Blick der Eltern für die Eigenthümlichkeit der Kinder durch die Erfahrungen des Schullebens werden muß und legen hier das Gewicht nur auf den einen überaus bedeutenden Umstand, daß durch die Schule dem Leben der Mädchen ein Inhalt und eine Ordnung gegeben wird, welche die Häuslichkeit in diesem Alter niemals zu geben vermag. Sehen wir doch die Verlegenheit der Mütter darüber, was sie mit den Töchtern anfangen sollen, in sehr vielen Fällen sofort wiederkehren, sobald dieselben die Schule verlassen haben. Hier ist es allerdings mehr das mangelhafte Verständnis der Erziehungspflicht und der innere Verfall des Familienlebens, der sich in jener Verlegenheit spiegelt; aber einen großen Antheil an derselben hat jedenfalls der Stillstand jenes gewohnten rhythmischen Wechsels zwischen Schule und Haus und die empfundene Last der ganzen Erziehungspflicht, die nun so plötzlich auf den Eltern allein ruht. Alles dieses wird von der täglichen Erfahrung so klar gelehrt, daß man sich billig über die oft so kurz absprechende Verurtheilung der höhern Töchterschule wundern muß. Wenige sind mit ihnen zufrieden, den einen lehren sie zu viel, den andern zu wenig. Bei genauerer Betrachtung stellt sich heraus, daß auch Raumers Ansicht von der Entbehrlichkeit derselben eigentlich aus einem bittern Urtheil über die Untauglichkeit der Mädchenschulen, wie er sie sich dachte oder wie er sie kannte, hervorgegangen ist. Man lese nur seine Schilderung ihrer Leistungen (a. a. O. S. 172 f.)! Er weiß von keinem andern Unterrichte des Französischen, als von einem solchen, den er lieber ein „Abrichten" nennen möchte, „wie Papageien und Staare abgerichtet werden." Zwar hat er dabei zunächst die Bonnenerziehung vor Augen, aber eine Seite weiter, wo er von der Schule redet, überträgt er doch diese harten Vorwürfe ohne Umstände auch auf diese: „Werden die Mädchen dressirt, sich ohne Sinn und Verstand französische Redensarten anzueignen, so verlangt dagegen der Lehrer des Deutschen: sie sollen alles und jedes, was sie lesen, verstehen — ja sie sollen es mehr als verstehen, sie sollen sich auch dieses ihres Verstehens bewußt sein." „Welche Themata," heißt es weiter, „giebt man nicht den armen Mädchen zu schriftlichen Arbeiten!" Und nun folgt eine Diatribe gegen gewisse schlechte Themata: „Wir sind hiemit bei weitem noch nicht zu Ende mit allen Ingredienzen der Schulbildung unserer Mädchen. — Man lese nur das erste beste Einladungsprogramm zu einem Mädchenexamen; welch ein Ueberfluß an Lehrobjecten!" Und nun folgt ein Angriff auf einen verkehrten Unterricht der Botanik. Aber diese ganze Darstellung dessen, was nach Raumer die höheren Töchterschulen betreiben, entspricht nicht der Wahrheit. Er mag deren schlechte gesehen haben, und wir müßen zugeben, daß es deren noch immer giebt; aber dem allgemeinen Standpuncte ihrer gegenwärtigen Entwicklung entsprechen diese Schulen eben so wenig, als die Schilderung Raumers. Und giebt es nicht auch schlechte Schulen anderer Kategorien? Werden nicht auch auf Gymnasien unangemessene Themata gelegentlich aufgegeben? Aber wir dürfen in der Zurückweisung dieser Vorwürfe noch einen Schritt weiter gehen. Raumer gehört zu denen, welchen in der höhern Töchterschule zu viel gelehrt wird. „Welch ein Ueberfluß an Lehrobjecten!" ruft er aus und setzt doch gleich hinzu: „Richtig gelehrt, wäre manches sehr löblich, verkehrt behandelt, wird es ganz verwerflich." Also geht sein Angriff gegen die Schule eigentlich darauf hinaus, daß sie alles verkehrt behandle. Wenn es so wäre, so könnte doch eine richtige Behandlung in die Schule eingeführt werden. Warum geht er nicht darauf aus, diese richtige Behandlung darzustellen, warum verwirft er die Schule um ihrer Fehler willen in Bausch und Bogen? Warum zeigt er nicht, was aus der Fülle der Lehrobjecte das sehr löb-

liche sei, und was getadelt werden müße? Vielleicht, weil er nun einmal von der Schule kein Heil erwartet. Wir haben also dasjenige, was er sodann von den Müttern gelehrt wissen will, darauf anzusehen, ob wir es in die Schule einführen und so behandeln können, wie er es behandelt wissen will. Sehen wir ab von seinen Ansichten über die religiös-sittliche Bildung der Mädchen, welche vollkommen anzuerkennen und in ihrer Bedeutung für die weibliche Bildung bereits (Mädchenerziehung S. 501) gewürdigt sind, sehen wir ab von seiner Verwerfung des schulmäßigen, mehrere Stunden hintereinander betriebenen Lernens, der wir schon nicht beistimmen können, so unbezweifelt andrerseits die Wichtigkeit dessen ist, daß das Weib nach dem Götheschen Worte bei Zeiten dienen lerne; so finden wir zunächst in der Wahl der Lehrobjecte kein Princip, denn es ist z. B. nicht zu verstehen, warum die Mädchen das Französische und Englische lernen und lesen und gar keinen Blick in den grammatischen Bau der Muttersprache und in die vaterländische Literatur thun sollen, warum sie Naturgeschichte und Geschichte treiben und doch ohne alle geographische Kenntnis bleiben sollen, wir finden aber sodann auch, daß die hier angedeutete Behandlung mancher dieser Objecte geradezu des bildenden Einflußes beraubt ist. Wenn beim Naturunterrichte nur von der Neigung der Mädchen für Blumenmalerei und für die Pflege der Hausthiere, allenfalls auch von ihrer Augenweide an schönen Edelsteinen die Rede ist, so wird niemand darin eine Anweisung erkennen, wie Naturgeschichte mit Mädchen betrieben werden soll. Auch wird man billig fragen, ob sie nie etwas von Donner und Blitz und von den Kräften der Natur, die sie rings umgeben, erfahren dürfen. Ganz ebenso unzusammenhängend und ungenügend ist die Darstellung des geschichtlichen Unterrichts. Ziehen wir die Summe, so müßen wir sagen, die ganze Ansicht Raumers von dem Unterrichte der Mädchen entbehrt der Gründlichkeit und der Erfahrung. Er geht von einem sehr ehrenwerthen Gefühle für das Wesen der Weiblichkeit aus, und daß er von diesem Gefühle aus ein so entschiedenes Wort für die häusliche Bestimmung der Mädchen und für den religiösen Charakter ihrer Erziehung geredet hat, wird immer ein Verdienst bleiben. Aber es fehlt seinem verwerfenden Urtheil über die höheren Töchterschulen die Rücksicht auf die allgemeinen und öffentlichen Zustände unseres Volkes, auf die veränderten socialen Verhältnisse und Bildungsbedürfnisse der Zeit und auf die innere Entwicklung, welche die höhere Töchterschule durchgemacht hat. Immer ist es die Furcht vor der Gelehrsamkeit der Frauen, welche sich zuletzt hinter der Feindschaft gegen diese Anstalten verbirgt, gegen eben diese Anstalten, denen doch in demselben Athem vorgeworfen wird, daß sie nur dürftiges leisten. Wäre es so schlimm mit dieser Gelehrsamkeit, so müßte Deutschland bereits von gelehrten Frauen wimmeln. Wir halten viel eher den andern Vorwurf für gerechtfertigt, daß die Leistungen der höhern Töchterschulen im ganzen schwach zu nennen sind, und daß sie füglich bedeutender sein könnten. Die Geschichte der weiblichen Bildung lehrt aber auch, daß die Mädchenschulen der gelehrten Erziehung der Frauen im Princip feindlich entgegentreten, und es ist keine Frage, daß in dem Maße, in welchem diese Anstalten zur rechten Organisation und Wirkung gelangen, die Erscheinung der gelehrten Frauen immer mehr verschwinden wird, wie dies auch bisher schon der Fall gewesen ist. Schon die Idee einer „allgemeinen Bildung," auf welcher die Mädchenschulen ruhen, ist der Entwicklung eigentlich wissenschaftlicher und gelehrter Neigungen ungünstig, denn solche Neigungen können sich nur da entwickeln, wo der Blick auf ein begrenztes, in seiner systematischen Gliederung und in der ganzen Breite des Details dargelegtes Gebiet der Wissenschaft dauernd gerichtet wird. So war es im Mittelalter, als das Lateinische der Ausgangspunct und die Summe der höheren Frauenbildung war, aber unsere Töchterschulen wollen keine einzige Sprache und keine einzige Wissenschaft, auch nicht etwa eine gewisse Gruppe von Wissensgebieten zu ihrem Reiche machen, sondern sie wollen die Mädchen befähigen, einen verständnisvollen Antheil an allem Guten und Schönen, was die echte Bildung des Volkes darbietet, zu nehmen, wollen ihnen einen klaren Blick in alle wesentlichen

Beziehungen des Menschen geben, und wollen dies auf keine andre Weise thun, als so, daß das Gemüth der Mädchen dadurch nur inniger auf Gott gerichtet und nur noch besser für ihre häusliche Bestimmung geschickt gemacht werde. Wie kämen sie bei solcher Tendenz dazu, ihre Schülerinnen gelehrt zu machen? Und wo sollten sie die Mittel, die Zeit, die Gelegenheit finden, dergleichen Neigungen zu wecken und zu fördern!

Nach diesen Erörterungen wird es nicht mehr nöthig sein, auf diejenigen Angriffe gegen die höhern Töchterschulen näher einzugehen, die von demselben gefühlsmäßigen Standpuncte, aber ohne die Klarheit Raumers nach ihm noch erhoben worden sind. Die „Briefe an eine Mutter über die wichtigsten Mängel in der jetzigen Erziehung der Töchter," in denen Fr. Joachim Günther 1851 den Plan zu einer Verbesserung der Mädchenschule veröffentlichte, schließlich aber die Töchterschule, also auch die verbesserte, für ein nothwendiges Uebel erklärte, giengen ohne Wirkung vorüber. Aufsehen dagegen erweckte durch seinen kecken Ton ein Aufsatz „Wider die höhern Töchteranstalten" (in der deutschen Vierteljahrsschrift 1855 4. Heft), der doch, wie R. Koenig (über weibliche Erziehung von Hanna Moore, S. 15) nachgewiesen hat, weder eine Kenntnis der betreffenden Zustände in alter und neuer Zeit verrieth, noch überhaupt etwas neues, was nicht schon unendlich oft gesagt war, aussprach. Ein Referat über diesen Aufsatz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Nr. 28, 29; 1856 in den Beilagen) wiederholte die dort geäußerten Beschuldigungen und versprach später positive „Vorschläge", die indessen nicht erschienen sind.

Auch Schwarz (Grundsätze der Töchtererziehung für die Gebildeten. 2. Aufl. 1836 S. 215 f.) hat sich gegen die höheren Schulen für Mädchen erklärt. Da er dies aber hauptsächlich aus dem Grunde thut, weil er fürchtet, daß diese Schulen das Mädchen zu sehr in Anspruch nehmen, dem häuslichen Sinne und Leben entfremden und dadurch den sittlichen Schwerpunct der weiblichen Bildung verrücken dürften, so kann er nicht für einen principiellen Gegner dieser Anstalten angesehen werden, denn der Schule muß selbst daran liegen, das rechte Maß ihrer Forderungen einzuhalten. Vielmehr verdient dieses Bedenken bei der Frage über die Organisation der höhern Mädchenschulen die ernstlichste Beachtung. Ein Uebermaß der von der Schule, theils für die Lehrstunden, theils für die häuslichen Arbeiten in Anspruch genommenen Zeit trägt nicht nur dazu bei, die Mädchen ihrer eigentlichen Bestimmung wirklich zu entfremden und dadurch das Familienleben zu zerstören, sondern es schadet auch der Schule selbst und hebt die Erfolge des Unterrichts zum großen Theile wieder auf. In dem Artikel „Mädchenerziehung" (S. 520) ist vom Standpuncte des Hauses aus dieses Uebermaß der von der Schule gestellten Forderungen bereits besprochen; es bedarf indessen auch im Interesse der Schule selbst einer Beleuchtung. Daß die Mädchenschule zum Hause noch ein anderes Verhältnis habe, als die Knabenschule, wird sich immer und an sehr verschiedenen Puncten zeigen, und es wird immer zum Nachtheile der Schule ausschlagen, wenn die Mädchennatur, wie es in unseren Tagen vielfach geschieht, ganz ignorirt wird. Wenn K. v. Raumer (a. a. O. 207), wie oben erwähnt, den Schulunterricht der Mädchen schon darum verwirft, weil derselbe mehrere Stunden hintereinander andaure und weil schon dies lange Verweilen der Mädchen bei einer Beschäftigung der weiblichen Bestimmung zum allzeitfertigen Dienste widerspreche, und wenn er darum, sich auf Fenelon und Frau Necker berufend, eine solche Art des Unterrichtes fordert, welche, auf alle Regelmäßigkeit verzichtend, nur die günstigen Augenblicke warnimmt, in denen das Kind, des Spieles müde, sich einer geistigen Anregung von selbst erschließt: so wäre freilich, falls diese Forderungen die richtigen wären, die Schule als solche unmöglich. Aber diese Forderungen sind nicht berechtigt. Zunächst ist es schon einseitig, daß die Mädchen an eine dauernde Beschäftigung nicht sollen gewöhnt werden. Das sollen sie gerade recht sehr, denn ihr ganzes Leben ist viel eintöniger, viel mehr der Gleichartigkeit des Thuns, viel mehr der stillen Beharrlichkeit in der vorgeschriebenen äußeren Pflicht zugewendet, als das des Mannes, und auch diese Kunst will geübt sein,

namentlich bei der Lebendigkeit und Reizbarkeit der weiblichen Natur. Auch bleibt für die Uebung der dienenden Liebe noch Raum genug, sowohl in der Schule, als vornehmlich im Hause. Am wenigsten kann Fenelon zum Gewährsmann herangezogen werden. Dieser redet an der betreffenden Stelle (a. a. O. Cap. V.: Instructions indirectes: il ne faut pas presser les enfants) von dem ersten Anfange des Unterrichts und kämpft gegen den pedantischen Ernst, durch welchen den Kindern die Lust zum Lernen benommen werde. Er charakterisirt diese Pedanterie, indem er darauf hinweist, wie verkehrt es sei, alles Vergnügen auf die eine, alle Langweiligkeit und alle Mühe auf die andere Seite, nämlich auf die Seite des Unterrichts zu legen, und fordert auf, die Sache einmal umzukehren und den Kindern das Lernen zu einer angenehmen Sache zu machen, gerade so, wie er einige Zeilen vorher den Rath giebt, daß das erste Buch, welches man in die Hand des Kindes lege, sauber gebunden, mit Goldschnitt verziert, mit schönen Bildern ausgestattet sein sollte, um auch dadurch das Interesse des Kindes zu wecken. Das Wahre, was in allen diesen Rathschlägen liegt, findet aber seinen vollen Ausdruck in der richtigen Unterrichtsweise. Weiß der Lehrer die Herzen der Kinder zu gewinnen, ihr Interesse zu erregen, ihnen den Unterricht lieb zu machen, so werden alle jene äußern Mittel durch die reine Freude des Geistes und Herzens, die das Kind am Lernen gewinnt, überflüssig. Ueber jene finstere Pedanterie, gegen welche Fenelon kämpft, sind wir im allgemeinen hinaus und wenn wir für die allerersten Anfänge des erwachenden Lerntriebes, die noch ganz in das Haus fallen und der mütterlichen Pflege überlassen werden können, die Rathschläge Fenelons und K. v. Raumers gern gelten lassen, so muß doch gesagt werden, daß ohne eine gewisse Regelmäßigkeit und Stetigkeit der Lectionen weder ein Schul- noch ein Privatunterricht denkbar ist. Dennoch liegt in der Scheu Raumers vor dem langdauernden schulmäßigen Unterricht der Mädchen eine Wahrheit, nur hätte sie anders begründet werden müssen. Sowohl die physiologische als die psychologische Betrachtung der weiblichen Natur scheint zu fordern, daß die Dauer des Schulunterrichts derselben abgekürzt werde. Die Besorgnis, daß das andauernde Sitzen der Mädchen in den Schulen zu Rückgratsverkrümmungen und andern körperlichen Uebeln Veranlassung werde, ist oft genug ausgesprochen worden, hat aber im ganzen die gründliche Beachtung noch nicht gefunden, die sie in der That verdient. Mag Heidenreichs Behauptung, daß unter 20 Mädchen, die das 15. Jahr erreicht hätten, nur 7 von Verkrümmungen und Misgestaltungen frei seien, zu weit gehen, so bietet die Versicherung mancher Aerzte, daß selten ein Mensch gefunden werde, der völlig normal gewachsen sei, daß aber die meisten dieser Abweichungen unerheblich seien, doch keine Beruhigung, da sie im Gegentheil die gefährliche Verbreitung der Anlage zu Rückgratsverkrümmungen beweist. Aber außerdem ist es eine Thatsache, daß die Mädchen aus den höheren Ständen gegenwärtig mehr als in früheren Zeiten an Bleichsucht, Kurzsichtigkeit, Nervenschwäche, Krämpfen ꝛc. leiden, und wenn diese Thatsache ein Product verschiedener Factoren ist, so kann als einer derselben die Schule nicht übergangen werden. Auch in Darwins und Hufelands „Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts," sowie in Schrebers „Kallipaedie" wird das lange andauernde Sitzen, namentlich wenn dabei die Rückenlehne entbehrt werden muß, für eine Ursache sehr verderblicher Folgen für die Zukunft der Mädchen erklärt. Gegen diese Mahnungen dürfte sich die Schule auch dann nicht verschließen, wenn sie ein gutes Theil der bildenden Einflüsse ihres Unterrichts aufgeben müßte; es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß die Mädchenschule bei einer beschränkteren Zeit des Unterrichts ihre Zwecke noch besser realisiren würde. Von der frischeren Empfänglichkeit, welche die jungen Mädchen dem Unterricht entgegenbringen würden, ist bereits in dem Art. „Mädchenerziehung" (S. 521.) die Rede gewesen. Es ist indessen hier auch der psychischen Eigenthümlichkeit des Weibes zu gedenken, kraft deren dasselbe mehr an dem Einzelnen haftet, und der auf das Allgemeine gehenden systematischen Construction des Wissensinhaltes sich mehr abwendet, als der männliche

Geist. Würde auf diese Eigenthümlichkeit der weiblichen Seele im Unterrichte schärfer geachtet, so würde wahrscheinlich viele auf denselben gewendete Zeit erspart und das Resultat dennoch ein befriedigenderes werden. Bedenkt man z. B., mit welchem Zeitaufwande und in welcher Breite der Behandlung von den unteren Classen bis in die obersten hinein die deutsche Satzlehre besprochen zu werden pflegt, ohne daß doch eine rechte Klarheit darüber und eine darauf ruhende Sicherheit der Interpunction bei den Mädchen erreicht wird, so wird man sich dem Geständnis kaum entziehen können, daß auf diese Dinge viele Zeit und Mühe, wie es scheint, vergeblich gewendet werde. Abgesehen von andern Gründen dieser Erscheinung, ist aber gewiß eben die stete Wiederkehr, die umständliche und doch nichts neues und anregendes darbietende Durcharbeitung des grammatischen Stoffes eine von den wichtigsten Ursachen, warum diese Erkenntnisse bei den Mädchen so wenig haften. Würde dieser Stoff seltener tractirt, würde weniger Gewicht auf die äußere Vollständigkeit desselben gelegt, würde er auf eine das eigene Nachdenken mehr herausfordernde Weise gehandhabt, so würde er bei Mädchen wahrscheinlich größere Wirkung äußern, er würde sie interessiren, sie zur Reflexion reizen, während er sie nach der gewohnten Weise langweilt. Weniger Stunden, in der rechten Weise benutzt, könnten daher in diesem Stücke vielleicht ein besseres Resultat hervorbringen. Und warum nur in diesem Unterrichtsgegenstande? Es sind immer Mädchen, die unterrichtet werden, und die geistige Natur derselben verläugnet sich nirgends. Aus alle dem dürfte mit ziemlicher Gewißheit gefolgert werden, daß die Schule es dem Hause eben so sehr als sich selbst schuldig ist, ihre Forderungen an die Zeit und Kräfte der Mädchen zu mäßigen. Die Zahl der Stunden, welche dem Unterrichte in der Schule eingeräumt werden müßen, dürfte mit gutem Rechte auf durchschnittlich 24 bis 28 in der Woche beschränkt und so vertheilt werden, daß nur der Vormittag dem wissenschaftlichen Unterrichte, der Nachmittag den technischen Uebungen gewidmet würde. Auf der elementarischen Stufe genügen im Anfange 24 wöchentliche Stunden völlig; in den mittleren Classen, wo immer noch das Lesen und Schreiben geübt werden muß und die meisten höhern Unterrichtsgegenstände schon eintreten, wird sich die Zahl der wöchentlichen Stunden auf 28 steigern, in den obern Classen aber wieder auf 26 Stunden herabsetzen lassen. Ueber die Zeit der Stunden herrscht eben so wenig Uebereinstimmung als über die Zahl derselben. Die meisten Schulen beginnen um 8 Uhr, viele indessen erst um 9 Uhr des Morgens, jene schließen den Vormittagsunterricht um 11 oder 12, diese gewöhnlich um 1 Uhr. Die localen Zustände werden darüber entscheiden müßen, welche von beiden Zeitbestimmungen im bestimmten Falle die passendere wäre. Im allgemeinen sprechen die Lebensgewohnheiten in den größern Städten eben so sehr, als die Rücksichten, welche das weibliche Leben erfordert, für den Anfang der Mädchenschule um 9 Uhr des Morgens. Wo es dann möglich ist, den Unterricht bis 1 Uhr auszudehnen, würde der Nachmittag nur einmal oder zweimal (und dann gewöhnlich nur für die Handarbeiten) in Anspruch genommen werden, und es hätte dann jede Schülerin mindestens vier ganz freie Nachmittage. Freilich darf der Nachmittagsunterricht da, wo Vormittags erst um 1 Uhr geschlossen wird, auch erst um 3 Uhr beginnen. In denjenigen Ländern der evangelischen Kirche, in welchen die auf einem abnormen Verhältnisse zwischen Kirche und Schule beruhende Sitte herrscht, daß die Katechumenen ein oder gar zwei ganze Jahre hindurch wöchentlich in zwei Stunden einen Vorbereitungs-Unterricht für die Einsegnung empfangen, gereicht diese Sitte den Töchterschulen in größeren Städten zu empfindlichem Nachtheile, da dieser Katechumenen-Unterricht, zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Predigern ertheilt, die regelmäßige und continuirliche Theilnahme am Unterricht gänzlich aufhebt und den Mädchen eine praktische Anweisung wird, die Pflichten gegen die Schule gering zu schätzen. Dieses Verhältnis ist ein sehr beklagenswerthes, es ruft unnöthigerweise Bitterkeit gegen die Geistlichen hervor und verwirrt die Gewissen. Es darf indessen nicht übersehen werden, daß die Schule, so lange sie selbst alle die Stunden in Beschlag

nimmt, in welche füglich jener kirchliche Unterricht gelegt werden kann, an diesem Conflicte selbst eine Schuld trägt. Eine billige Beschränkung der Schulzeit würde dazu beitragen, auch dieses Verhältnis zu regeln, wenngleich freilich die vollständige Lösung erst von einer organischen Ordnung des Verhältnisses zwischen Kirche und Schule zu erwarten ist, welche der christlichen Schule auch den christlichen Religionsunterricht überläßt, der Kirche aber die Pflicht zuweist, die Thätigkeit der Schule an diesem Puncte gewissenhaft zu überwachen, die Erkenntnis der zur Einsegnung Vorgeschlagenen zu prüfen und dem Unterrichte schließlich die seelsorgerische Vorbereitung auf die Einsegnung hinzuzufügen. Dann würde auch diese Vorbereitung, wie es ursprünglich überall gewesen und in Braunschweig, Hannover, Württemberg ꝛc. auch gegenwärtig ist, nur einige Monate vor der Einsegnung selbst in Anspruch nehmen. Nothwendig ist es, daß die Stunden, in welche dieser kirchliche Unterricht fallen soll, ein für allemal festgesetzt, und in diese Zeit die Religionsstunden der Schule gelegt werden, damit nicht die erfolgreiche Theilnahme der Schülerinnen an den übrigen Lehrgegenständen aufgehoben werde.

Wie in der Zeit der Schulstunden, sollte aber die Mädchenschule auch in den Forderungen an die häuslichen Arbeiten für den Unterricht das rechte Maß beobachten. Gerade in diesem Stücke versündigt sie sich nicht selten an dem Familienleben und an der Gesundheit der Mädchen auf das betrübendste. Mädchen sind im allgemeinen in der sorgsamen Anfertigung ihrer häuslichen Arbeiten für die Schule treuer, als Knaben. Eine gewiße Hingebung an den Lehrer treibt sie, schon diesem zu liebe und um seine Zufriedenheit zu erringen, zur größten Ausdauer in Bewältigung der von ihm gestellten Aufgaben. Wenn das ein Grund sein sollte, das Mädchen um so mehr zu schonen, so wird es leider in der Praxis oft zu einer Ursache, daß dem Lehrer sein Misgriff verborgen bleibt; denn so unbillig immerhin die Aufgabe gewesen sein mag, unter Mädchen werden sich immer einige finden, die sie erfüllt haben. Nach dem schätzenswerthen Bericht über die weibliche Erziehung in der Schweiz, welchen der Director Froelich aus Bern in der 9. allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu Frankfurt a. M. 1857 gegeben hat (Stenographischer Bericht S. 30), ist man in der deutschen Schweiz in der Bekämpfung dieser Uebelstände so weit gegangen, daß man für die Elementar- und Mittelstufe bis zum 12. Jahre die häuslichen Aufgaben ganz abgeschafft und eine solche Ordnung hergestellt hat, nach welcher die Mädchen bis zu diesem Alter während der Schulzeit ganz der Schule und während der übrigen Zeit ganz dem Hause angehören, ja nicht einmal ihre Bücher mit nach Hause nehmen, eine Ordnung, die allerdings bequem sein mag, die aber das Haus wieder zu wenig in das Interesse der Schule hineinzieht. Die Reformatoren trafen auch hierin das Rechte mit dem einfachen Worte: „die übrige Zeit sollen sie überlesen (d. h. üben) und haushalten lernen.“ Das Haus darf sich der lehrenden Thätigkeit niemals ganz entschlagen, es würde damit auch den geistigen Interessen, welche die Schule anregt, entsagen. Auch müßen die Eltern die Fortschritte der Kinder beobachten können und es muß für die Erweckung des Pflichtgefühles in der Tagesordnung des Hauses auch eine Zeit gesetzt sein, in welcher die Kinder ihrer Schulpflicht zu denken und zu leben haben. Dagegen soll diese häusliche Arbeit auch nicht, wie es nur zu oft geschieht, eine Plage für Eltern und Kinder werden, sondern eben eine „Uebung“, d. h. eine das erworbene Wissen auffrischende und die erlangte Geschicklichkeit erhaltende und fördernde Anwendung des Erlernten. Wenn irgendwo, so findet in der Mädchenschule der Satz seine Anwendung, daß der Schwerpunct des Lernens in die Schule selbst fällt, daß diese also sich nicht auf bloße unterrichtliche Anweisung und Entwicklung des Lehrstoffes zu beschränken, sondern auch die Aufgabe hat, die wirkliche Erzeugung und Befestigung des Wissens durch Wiederholung und Uebung zu erzielen und das Erlernte zum geistigen Eigenthume der Schüler zu machen. Nur auf der Voraussetzung dieser erfüllten Pflicht ruht die Berechtigung, häusliche Aufgaben zur Uebung zu stellen, und jene Pflicht geht soweit, daß das selbe

ständige Ueben und Arbeiten selbst erst in der Schule gelehrt werden muß, ehe es von dem Kinde zu Hause gefordert werden kann. Hauptsächlich auf den höheren Stufen des weiblichen Unterrichtes stellt sich die Vorliebe der Mädchen für viele und sorgfältige Schreibereien, für ausgedehnte Gedächtnisarbeiten, mit einem Worte für äußerliche Thätigkeiten heraus. Da dieselben der geistigen Entwicklung keinen Gewinn, der körperlichen aber den größten Schaden bringen, so sind sie um so mehr zu vermeiden, und es sind leichtere, aber das eigene Nachdenken in Bewegung setzende, Aufgaben an deren Stelle zu setzen. Die Zeit, welche für solche häusliche Arbeiten in Anspruch genommen wird, darf in dem Alter vom 6. bis 10. Jahre eine halbe bis eine Stunde, vom 10. bis 13. Jahre 1½ St. und vom 14. Jahre an zwei Stunden täglich nicht überschreiten. Natürlich muß dabei vorausgesetzt werden, daß die Schülerinnen diese Zeit auch wirklich zur Arbeit verwenden und nicht etwa, wie viele es machen, vertändeln und dadurch einen doppelten und dreifachen Zeitaufwand nöthig machen. Eben darum müßen die Kinder zunächst in der Schule selbst an die rechte Art zu arbeiten gewöhnt werden. Werden dabei die gegebenen Aufgaben, die im Classenbuche verzeichnet sind, von Zeit zu Zeit controllirt, regelmäßig auf die verschiedenen Tage vertheilt, und nach der mittleren Arbeitskraft bemessen, so wird es nicht leicht geschehen können, was doch so oft vorkommt, daß die jungen Mädchen bis tief in die Nächte hinein für die Schule thätig sein müßen. Auch ist auf solche Zeiten, in denen noch besondere Ansprüche an die Arbeitskraft der Mädchen gemacht werden, wie die Weihnachtszeit, die Geburtstage der Eltern ꝛc. eine billige Rücksicht zu nehmen. Das Mädchen würde in seinem Gemüthsleben und in seiner Stellung zum Hause gestört werden, wenn es bei solchen Gelegenheiten verhindert würde, den Angehörigen kleine Freuden zu bereiten.

Wenn von der Organisation der höheren Mädchenschule die Rede ist, so wird an eine solche Einrichtung derselben gedacht, welche in allen ihren einzelnen Theilen und Beziehungen von einer Idee getragen werde. Diese Idee kann keine andere als die der weiblichen Bildung sein, und von der Vollkommenheit, in welcher die Schule diese Idee zu erfassen und darzustellen sucht, hängen die verschiedenen Arten der höheren Töchterschulen, der Lehrplan derselben, so wie die Eintheilung derselben in Classen ab. Es ist schon oben nachgewiesen worden, daß in der Entwicklung dieser Anstalten eine doppelte Tendenz hervortreten muß, die eine, welche darauf ausgeht, den Forderungen der wirklich höheren und vornehmen Stände zu entsprechen, die andere, welche dem Bildungsbedürfnis der aufstrebenden Volksclassen gerecht werden will. Doch ist innerhalb dieser beiden Richtungen noch immer eine ziemlich große Mannigfaltigkeit der Entwicklung denkbar, welche sich im einzelnen nach den besonderen, an jedem Orte und in jeder Schule vertretenen, Gruppen der Gesellschaft richten wird. Meyer aus Lübeck hat in der 9. allgem. deutschen Lehrerversammlung zu Frankfurt a. M. 1857 überhaupt vier sociale Gruppen unterschieden, die bei der Schulbildung der Mädchen in Betracht kommen. Die unterste Stufe, sagt er, sei diejenige, auf der das Mädchen für einen selbständigen Erwerb, zum Dienen bei einer Herrschaft vorbereitet werden müße, und für diese Stufe seien vor allem praktische Kenntnisse, Gewöhnung an Ordnung und Arbeitsfreudigkeit erforderlich. Der zweite Stand sei derjenige, wo die ökonomischen Verhältnisse des Hauses es erfordern, daß die Tochter die dienende Kraft sei, welche der Mutter helfend zur Seite steht. Hier sei vor allem ein bisher vermißter Lehrzweig einzuführen: eine Anleitung, die wichtigsten Verwaltungsgrundsätze im Hauswesen praktisch anzuwenden. Der dritte sei der gehobene Stand, wo das Haus eine fremde Bedienung besitze, die aber der unmittelbaren Aufsicht der Hausfrau bedürfe. Hier sei die Hauptaufgabe der Hausfrau, die Arbeit zu einer Quelle der Freude zu machen; man möge daher die Mädchen in der Selbstverleugnung und stillen Pflichttreue üben. Die vierte Stufe sei diejenige, auf welcher das ökonomische Interesse nicht unmittelbar hervortrete und bei der Bildung der

Mädchen auf dasſelbe keine Rückſicht genommen werden dürfe. Hier könne ſich das veredelte Familienleben in der reinſten Geſtalt zeigen und das Haus ſolle hier ein Haus des Geiſtes werden. Uebrigens will Meyer (a. a. O. S. 7), daß die höheren Stände auch die Elemente, welche den unteren Ständen unentbehrlich ſind, durchmachen, und ſo alle Mädchen gewißermaßen von unten auf dienen ſollen. Es iſt indeſſen aus alledem doch kein rechtes Bild von der Geſtaltung der höheren Töchterſchule zu gewinnen. Abgeſehen von dem Mangel einer beſtimmten Antwort auf die Frage, welches die Grenzen der intellectuellen Bildung ſeien, die für jede der vier Stufen feſtgehalten werden ſollen, abgeſehen ferner von der Vermiſchung intellectueller und ſittlicher Geſichtspuncte, von der irrthümlichen Anſicht, als habe die Schule die Mädchen auf ſo unmittelbare Weiſe in die häusliche Thätigkeit einzuführen, und von dem größeren Irrthum, als gebe es eine Erziehung zu gewißen einzelnen Tugenden, wie zur Arbeitsfreudigkeit für die unterſte, zur Pflichttreue für die dritte Stufe, während alles Löbliche und Gute aus dem einen Quellpuncte einer in ſittlicher Tüchtigkeit ſich bewährenden aufrichtigen Frömmigkeit hervorgehen muß, bleibt auch die Hauptſache unklar, wie die Mädchenſchule zu organiſiren ſei, damit allen dieſen Gruppen der Geſellſchaft genügt werde. Geht man davon aus, daß die letzte Abſicht aller Mädchenerziehung dieſelbe iſt, daß aber in den verſchiedenen Ständen dieſe Abſicht in einem verſchiedenen Grade durchgeführt werden kann, ſo wird man nicht wünſchen können, daß die ſämmtlichen Stände in einer Schule vertreten ſeien, daß die Mädchen der unteren Stände etwa in den unteren Claſſen zurückbleiben, die der höheren Stände aber in die höheren Claſſen hinauf gehen ſollen; denn die verſchiedenartigen Forderungen, die da an die Mädchen geſtellt werden müßten, wo alle Stände noch vereinigt wären, würden die ganze Einheit der Thätigkeit zerſtören. Wenn es daher ſolche Schulen giebt, wie z. B. Director Rudolf (9. allgem. deutſche Lehrerverſammlung a. a. O. S. 12) die zu Koethen als eine ſolche dargeſtellt hat, „welche (in 445 Schülerinnen) die Töchter aller Stände, des erſten Staatsmannes und des letzten Arbeiters, inſofern er nur Schulgeld zahlt, vereinigt," ſo können ſolche Anſtalten nicht als normale höhere Töchterſchulen angeſehen werden. Die Gründe dafür ſind oben angegeben, und es wird immer rathſamer erſcheinen, eine ſolche Menge von Kindern in zwei Schulen zu vertheilen, von denen die eine den Charakter der Volksſchule und die andere den der höheren Schule entſchieden ausprägt, als ſie gemeinſam zu unterrichten, wobei weder die Bedürfniſſe der unteren noch die der oberen Schichten der Geſellſchaft ihre volle Befriedigung finden können. Und auf dieſen Unterſchied der Mädchenſchule als Volksſchule und als höheren Töchterſchule wird man immer zurückkommen. Von den vier ſocialen Gruppen, welche Meyer aufſtellt, werden die unterſte und die oberſte im allgemeinen als zu dem Publicum der höheren Mädchenſchule nicht gehörig betrachtet werden müßen, jene nicht, weil ſie in der Volksſchule, dieſe nicht, weil ſie für gewöhnlich im Privatunterricht ihre Bildungsbedürfniſſe befriedigt. Was aber über die Volksſchule hinausgeht und alſo eine höhere Bildung anſtrebt, z. B. jede Mädchenſchule, welche das Franzöſiſche aufnimmt, gehört der höheren Mädchenſchule an, wie unvollkommen ſie dieſelbe immer darſtellen mag. Wenn daher an manchen Orten, wie z. B. in Berlin (nach dem ſtädtiſchen Normallehrplan) ſämmtliche Mädchenſchulen in die drei Gattungen der Elementar-, Mittel- und höheren Schule getheilt werden, ſo kann dieſe Eintheilung, weil ſie auf die wirklich vorhandenen Schulen leicht anwendbar iſt, ihren praktiſchen Nutzen haben, aber es kann damit nur gemeint ſein, daß die Mädchenſchule als Volksſchule von höheren Anſtalten unterſchieden werden ſoll, welche ihren Leiſtungen nach in verſchiedene Ordnungen zerfallen. Es wäre wünſchenswerth, daß die häufig vorkommende Verwechslung der Elementar- und der Volksſchule auch auf dieſem Gebiete vermieden würde, denn wenn die unterſte Stufe Elementarſchule genannt wird, ſo entſteht immer wieder die irrige Vorſtellung, als könne die höhere Töchterſchule erſt dort anfangen, wo die Elementarſchule aufhört, und als könnten die Mädchen zuerſt die allgemeine

Elementarschule besuchen, dann etwa in die Mittelschule eintreten und endlich zur höheren Schule übergehen, eine Voraussetzung, welche bei Mädchen noch viel weniger gerechtfertigt wäre, als bei Knaben. Jede allgemein bildende Schule muß sich von unten auf, ihrer Eigenthümlichkeit gemäß, aufbauen und daher auch ihre eigene Elementarschule haben. Wenn an vielen Orten dieses nicht geschieht und die betreffenden höheren Mädchenschulen erst vom 10. oder gar vom 13. Jahre an ihre Schülerinnen aufnehmen, so sind dies eben abnorme Zustände, welche in localen Verhältnissen ihre Entschuldigung finden mögen. Zum Wesen der wohlorganisirten Schule gehört, daß dieselbe alle Stufen des Bildungsganges in vollkommener Entwicklung darstelle. Die höhere Mädchenschule muß an ihre Elementarschule gewisse Forderungen stellen, welche die Volksschule entbehren kann, und muß darum dieselbe selbst in sich als ihre *erste Stufe* begreifen. Es fragt sich, ob sie *über diese erste Stufe nothwendig noch mehr als eine Stufe* bauen müße. Geht man von der Volksschule aus, die ja auch mehr als Elementarbildung geben will, so kann es den Anschein gewinnen, als sei die von der höheren Mädchenschule angestrebte Erweiterung und tiefere Begründung dessen, was jene giebt, eine so allgemeine Bestimmung, daß sich alles wünschenswerthe darin unterbringen ließe und keine Veranlassung vorläge, noch einmal eine Abstufung vorzunehmen. Und so ist ja auch nach dem Secundarschulgesetze der gesetzgebenden Behörde des Cantons Bern vom J. 1856 die Sache dahin geordnet, daß der eigentliche Schulcursus der Mädchen in eine Elementarschule (von 6 Classen), welcher die Mädchen vom 5. bis 10. Jahre und in eine Secundar- (oder Mittel-) Schule (von 5 Classen), der sie bis zum 16. Jahre angehören, getheilt wird, daß sich aber an diese eine *Fortbildungsschule* anschließt, welche den doppelten Zweck hat, den Jungfrauen eine ihrer künftigen Stellung im Hause und in der Gesellschaft entsprechende Bildung zu geben, wozu im Interesse des Hauses auch eine summarische und populäre Uebersicht der wichtigsten pädagogischen Grundsätze gerechnet wird, oder sie geradezu, wenn Neigung und innerer Beruf vorhanden, zu Lehrerinnen und Erzieherinnen vorzubereiten. Wenn nun hier der eigentlichen Mädchenschule über der elementarischen nur noch *eine höhere* Stufe gegeben wird, so liegt doch auf der Hand, daß zwischen dem 11. und dem 16. Jahre eine so bedeutende Entwicklung des schnell reifenden Mädchens liegt, die nicht ohne weiteres in allen ihren Stadien eine gleichmäßige Behandlung des Unterrichtes zuläßt. Aber abgesehen von der didaktischen Nöthigung, eine neue Abstufung innerhalb des höheren Unterrichtes anzunehmen, spricht dafür noch ein anderer wichtiger Grund. Die Verschiedenheit der geistigen Anlagen wird es immer mit sich bringen, daß ein Theil der Schülerinnen bei Beendigung ihrer Schuljahre die obersten Classen nicht erreicht haben wird. Diese Verschiedenheit prägt sich gerade bei Mädchen sehr stark aus, indem viele derselben, und unter ihnen oft gerade die durch weibliches Wesen hervorragenden, je älter sie werden, desto mehr eine gewisse Gleichgültigkeit für die geistigen Zwecke der Schule, dagegen eine ausgesprochene Neigung und Anlage für praktisches Wirken verrathen. Liegt nun die Summe des dargebotenen Lehrstoffes in *einer fortlaufenden Reihe*, so werden diese Schwächeren, wenn sie aus einer der mittleren Classen endlich abgehen müßen, möglicherweise ein so fragmentarisches Wissen mitnehmen, daß ihnen das Nothwendigste gerade fehlen kann, und daß sie in einer Volksschule besser daran gewesen wären, welche den wichtigsten Inhalt der menschlichen Bildung in kurzen und allgemeinen Zügen darbietet. Es wird daher immer nothwendig sein, auch für diese Minderbegabten einen von allen oder doch von den meisten erreichbaren Punct zu fixiren, an welchem ihre Schulbildung in Betreff der wesentlichen Kenntnisse einen gewissen Abschluß erhält und ein *Ganzes an sich* geworden ist. Das auf dieser Stufe Erworbene wird dann noch immer eine bedeutende Erweiterung desjenigen Lehrstoffes enthalten, den die Volksschule verarbeitet, wird sich aber zu der höheren Stufe der Schule und zu weiteren Bildungseinflüssen des Lebens wiederum als ein elementarischer Unterbau verhalten, auf welchem ein weiterer Ausbau gegründet werden kann. So stellt sich denn für die vollständige

Organisation der höheren Töchterschule in der That die Nothwendigkeit heraus, daß der eigentlichen Elementarschule noch zwei verschiedene Stufen des höheren Unterrichts folgen, die zwar im wesentlichen concentrische Kreise des Wissens umschreiben, von denen aber die höhere durch Anregung der Selbstthätigkeit in den Schülerinnen, sowie durch Darstellung des innern Zusammenhanges aller Erkenntnis, und endlich durch Aufnahme neuer Wissensgebiete, z. B. des Englischen, sich über die vorhergehende erhebt. Die Fortbildungsschule, welche das Secundarschulgesetz des Cantons Bern als die höchste Entwicklung der Mädchenschule betrachtet und deren Vorhandensein dasselbe zur Bedingung der zu gewährenden Unterstützung dieser Anstalten von Seiten des Staates macht, geht über die Aufgabe der Mädchenschule hinaus. Daher kann nicht von jeder dieser Anstalten verlangt werden, daß sie eine solche Fortbildungsschule darbiete. Aber ein nothwendiges Bedürfnis in der Totalität des organisirten Mädchenunterrichts ist darin allerdings ausgesprochen, wie schon die an vielen Anstalten bestehende Oberclasse oder Selecta beweist. Betrachtet man die verschiedenen Lehrobjecte, welche in diesen Oberclassen behandelt werden, so überzeugt man sich bald, daß diese Einrichtungen aus sehr verschiedenartigen Motiven hervorgehen. Bald ist es die Befriedigung eines noch weiter gehenden Bildungsdranges, die man hier gewähren will, bald liegt die Absicht vor, für den bestimmten Beruf der Lehrerin eine Vorbereitung zu gewähren. Diese verschiedenen Motive haben aber nicht gleiche Berechtigung. Wenn eine Schülerin die Schule verlassen hat und Verlangen trägt, ihre Ausbildung noch zu vervollkommnen, so ist das zwar erfreulich, denn eben diesen Bildungsdrang und diese Freude am Wissen will die Schule wecken, aber die Schule hat damit ihre Pflicht erfüllt, daß sie der Schülerin die Bildung werth gemacht und sie in den Stand gesetzt hat, sich selber fortzubilden. Wo sollte die Aufgabe der Schule enden, wenn sie den Bildungstrieb, der, wenn er echter Art ist, niemals aufhört, dauernd befriedigen wollte? Alles, was man von Akademieen für Jungfrauen in solcher Absicht geredet und versucht hat, fällt in sich selbst zusammen, weil es sich hierbei um diejenigen Pflichten handelt, die das Individuum gegen sich selbst, nicht um diejenigen, welche die Gemeinschaft gegen das Individuum hat. Wer Belehrung wünscht, wird sie zu finden wissen. Lehrerinnen aber bedarf die Gemeinschaft und darum müßen Anstalten vorhanden sein, in denen dieselben gebildet werden können. Es ist natürlich, daß solche Anstalten sich an Mädchenschulen anlehnen, obwohl sie auch getrennt von denselben bestehen könnten. Dann ist die Fortbildungsschule also eine Berufsschule und als solche geht sie über die Idee der Mädchenschule hinaus und hat individuelle und praktische Lebenszwecke im Auge. Die Organisation dieser Fortbildungsschule kann eben darum eine sehr mannigfaltige sein, da sie den Beruf der Erzieherin, der Lehrerin und zwar für Volksschulen oder für höhere Mädchenschulen, für Musik-, Gesang- oder Sprach-Unterricht, für weibliche Arbeiten, in neuerer Zeit auch für Kleinkinderschulen und Kindergärten in Aussicht nehmen kann. Diese verschiedenen Berufszweige liegen einander so nahe, daß sie sich sehr wohl an einer und derselben Fortbildungsschule verfolgen ließen. Dabei bliebe auch denjenigen Jungfrauen, welche zwar nicht einen Beruf aus der weiteren Ausbildung ihrer Anlagen in dieser oder jener Richtung machen, wohl aber eine größere Tüchtigkeit in dem einen oder dem anderen Stücke, je nach individueller Neigung, erlangen wollen, frei gestellt, sich an gewissen Lehrgegenständen als Schülerinnen zu betheiligen. In solcher Weise ist an manchen Orten (z. B. an der höheren Töchterschule in Hannover) mit dem Lehrerinnenseminar eine Fortbildungsanstalt für beliebige Zwecke verbunden. Da außerdem das Interesse für Erziehung dem praktischen Wirken der Frau so nahe liegt und eine wesentliche Bedeutung für den weiblichen Beruf überhaupt hat, so würde eine Belehrung über die erste Erziehung der Kinder den Mittelpunct bilden, an welchen sowohl die Bestrebungen derer, welche berufsmäßig als Lehrerinnen und Erzieherinnen wirken, als auch die Bedürfnisse derjenigen, welche nur ihre persönliche Bildung fortsetzen wollen, sich anschließen können.

Und eben darum, weil dieser pädagogische Zweck in dem allgemeinen Berufe des Weibes enthalten ist, gehört die Fortbildungsschule in den Gesammtorganismus der weiblichen Bildungsanstalten und hat allerdings eine innere Beziehung zur höheren Mädchenschule, ohne doch einen integrirenden Theil der letzteren auszumachen. Für die Beurtheilung der Kategorie, in welche eine höhere Töchterschule gehört, ist es daher gleichgültig, ob sie auch mit einer Fortbildungsschule verbunden sei oder nicht, und das wesentliche Kennzeichen ihrer vollständigen Organisation bleibt immer dies, ob sie die dreitheilige Gliederung in eine Elementar-, Mittel- und höhere Stufe bestimmt und ausreichend darstelle oder nicht. Das Classensystem hat gegenüber dieser dreifachen Gliederung geringere Wichtigkeit und ist hauptsächlich von der Frequenz der Schule abhängig. Es giebt Mädchenschulen von 5 bis 12 und 13 Classen. Denkt man sich bei 5 Classen das Pensum jeder Classe, wie an der Schule zu Elberfeld, als ein zweijähriges, bei 13 Classen die unteren 6 auf ein halbjähriges, die folgenden 7 Classen auf ein einjähriges Pensum gestellt, so kommt man auf dieselbe Zeit. Im allgemeinen ist es rathsam, die Elementarstufe in solche Classen zu scheiden, welche ihre Aufgabe in einem halben Jahre vollenden, um die Correctheit der elementarischen Bildung genauer controlliren zu können, in den mittleren und oberen Classen dagegen die jährigen Curse festzuhalten.*) Bei der durchschnittlichen Zeit von 9 Jahren, welche das Mädchen der Schule anzugehören pflegt, werden 3 Jahre für die Elementar-, 3 für die Mittel- und ebenso viele für die höhere Stufe zu berechnen sein. Das natürlichste Classensystem einer vollständig organisirten höheren Mädchenschule würde sich auf dieser Grundlage etwa so darstellen: 1. Elementarstufe (3 Jahre) Classe VIII—VI je b und a, zusammen 6 halbjährige Curse, 2. mittlere Stufe (3 Jahre) Classe V—III, 3 Classen mit je 1jährigem Curse, 3. höhere Stufe (3 Jahre) Classe II mit 1jährigem, Classe I mit 2jährigem Cursus. Was die Zahl der in einer Classe zu vereinigenden Schülerinnen betrifft, so sollte dieselbe nicht über 40 steigen, und dürfte eine Zahl von 30 Schülerinnen als die wünschenswertheste erscheinen. Vom Gesichtspuncte der weiblichen Erziehung lassen sich mehrfache ernste Bedenken gegen die Ueberfüllung der Classen geltend machen. Es ist schon oben hervorgehoben worden, daß die Mädchenschule mehr noch als die Knabenschule die Aufgabe hat, durch den Unterricht selbst die Kenntnisse zu befestigen, weil sie sich in der Forderung an den häuslichen Fleiß sehr beschränken muß. Genügende Erfolge kann daher der Unterricht nur dann haben, wenn der Lehrer mit Sicherheit das Wissen und Können der einzelnen zu controlliren vermag, was ihm bei einer größeren Zahl unmöglich sein wird. Für die Entwicklung edler Weiblichkeit ist es ferner stets ungünstig, wenn Mädchen in größeren, nicht leicht zu übersehenden Massen miteinander vereinigt werden. Nicht nur, daß in der Menge die einzelne sich leichter verbirgt, daß die bewegliche Mädchennatur, von so vielen Seiten gereizt, schnell in Aufregung geräth, daß in dieser Aufregung manches gewagt wird, was sonst nicht gewagt worden wäre, sondern vornehmlich auch das ist schädlich, daß der ganze Ton des Umganges, solchen Massen gegenüber, ein anderer wird, als der in der Mädchenschule herrschen soll. Es muß gerufen, vielleicht geschrieen werden, wo geredet werden sollte, es muß zum Gesetz, zur steifen Regel gemacht werden, was gute Gewohnheit sein sollte, es muß die Rücksicht auf die Individualität der für die zu bewältigende Masse weichen und durch alles dies wird der Ton ein unedler. Die Verwandtschaft, welche die Mädchenschule immer mit der Familie bewahren soll, hört völlig auf. Auch das endlich verdient Berücksichtigung, daß der weibliche Körper mehr Wärme entwickelt und stärker ausdünstet, als der männliche, und dadurch die übermäßig gefüllten Classen in Mädchenschulen für die Gesundheit aller schädlicher wirken, als in Knabenschulen.

*) Vgl. d. Art. Classenlehrsystem, namentlich S. 790. Anm. D. Red.

Die Unterrichtsgegenstände der höheren Töchterschule sind eben so wenig willkürlich, als die irgend einer Gattung von Schulen. Sie hängen von der zwiefachen Grundforderung ab, welche an die weibliche Bildung zu stellen ist, daß das Weib, was sein Gemüthsleben betrifft, dauernd in der religiösen Lebensanschauung erhalten werden, und, was seine intellectuelle Entwicklung angeht, eine allgemeine Bildung in jenem von Vielwisserei, von Wissenschaft und von Philosophie wohl zu unterscheidendem Sinne erhalten müße, der in dem Artikel Mädchenbildung S. 498 f. festgestellt worden ist. Diese Forderungen weisen zunächst auf den Religionsunterricht, welcher für diese Gattung von Schulen die eigentliche Grundlage des sie erfüllenden Geistes und Lebens sein soll. Daß er dies werde, ist freilich zum großen Theile davon abhängig, ob und wie es der Lehrer versteht, in allen Unterrichtsfächern und in allen sittlichen Beziehungen des Schullebens den religiösen Gesichtspunct festzuhalten, ohne der Wahrheit, der subjectiven wie der objectiven, Abbruch zu thun und ohne der ganzen Unterrichtsweise eine unnatürliche und tendenziöse Richtung auf sentimentale oder rigeröse Frömmelei zu geben; aber es hängt auch ab von der Art und Weise, wie der Unterricht selbst ertheilt wird. Je tiefer die Wahrheit ist, daß das weibliche Gemüth in dem religiösen Bewußtsein continuirlich verharren und allezeit im Glauben wurzeln muß, wenn es seine Aufgabe erfüllen will, desto mehr muß sich im Religionsunterrichte, als in dem Mittelpuncte des weiblichen Unterrichtes, die Eigenthümlichkeit desselben überhaupt offenbaren. Das zeigt sich an den beiden entgegengesetzten Polen der Religion als Sache des Herzens und als Sache des denkenden Geistes. Wenn in neuerer Zeit wiederum ein besonderer Nachdruck auf die gedächtnismäßige Einprägung des religiösen Lehrstoffes gelegt worden ist, so ist es gewiß nicht die Mädchenschule, in welcher dieser Nachdruck heilsam wirkt. Die Mädchen sollten von vorn herein nicht so viel auswendig lernen, sondern mehr mit unbefangenem Gemüthe die heilige Geschichte aufnehmen dürfen. Schon Fenelon macht die Bemerkung, daß man sie zum Wiedererzählen der Geschichten nicht nöthigen, sondern ihnen darin mehr Freiheit, nach Art und Neigung zu verfahren, gestatten solle. Das ist eine sehr feine Bemerkung. Wenn es doch bei Mädchen so sehr darauf ankommt, daß ihnen die Frömmigkeit frühzeitig Herzenssache werde, weil mancherlei Wege, durch die Wissenschaft und das Leben zum Glauben zu gelangen, der Bestimmung des Weibes ferner liegen, als der des Mannes, so sollte doch auch alles Religiöse dem Mädchen vor allen Dingen zur reinen Herzenssache gemacht und die Angst um die Rechenschaft, die das Kind von dem Gehörten zu geben hat, demselben ganz erspart werden. Ist es doch keine Frage, daß die Sorgfalt, die in unseren Tagen auf das Wiedererzählen der biblischen Geschichten bei den kleinsten Kindern gewendet zu werden pflegt, den Schwerpunct des Religionsunterrichtes auf Kosten des Gemüthes verrückt und die Uebung des Gedächtnisses so wie der Sprachfertigkeit auf eine Weise betont, welche die leise dämmernde und zarte Empfindung für das Heilige und Göttliche im Geiste des Kindes eher zurückdrängt und vernichtet, als zu beleben geeignet ist. Stunden der seligsten Freude sollten die Religionsstunden der Kleinen sein, Stunden in denen alles, was unterrichtlicher Zwang heißt, verbannt wäre. Der edelste Stoff, den menschlicher Unterricht darbieten kann, sollte auch in der edelsten, d. h. liebevollsten und freiesten Weise dargeboten und aufgenommen werden. Ließe man die Absicht, bestimmte Kenntnisse zu erzielen, auf diesen untersten Stufen des religiösen Unterrichtes ganz fallen, würde mehr dahin getrachtet, in den Kindern die Stimmung des tiefen Friedens, den die Seele in der Gemeinschaft mit ihrem Gotte athmet, zu wecken, sie zu einem lebendigen Gefühle der Gottesnähe zu führen, so würde für die Befestigung wahrer Frömmigkeit gewiß mehr gewonnen, als durch die Fertigkeit, mit vielen und guten Worten die gelernten Dinge wiederzugeben. Denn für das Erstarken eines wirklichen Glaubenslebens kommt es darauf an, daß der Mensch die Erfahrung jener Beseligung, die in dem Verkehr mit Gott liegt, an sich selbst mache. Und diese Erfahrungen sind es, welche wir vornehmlich dem Mädchen in dem ersten Religions-

unterrichte wünschen müßen. Der Stoff dieses Unterrichtes kann, nachdem an die Gebete, welche das Kind aus dem Hause mitgebracht, und an die Pietät gegen die Eltern angeknüpft worden, im wesentlichen nur die heilige Geschichte sein, aber gerade dadurch, daß sie dem Kinde dargeboten wird ohne jede Forderung einer selbständigen Reproduction, daß das Erzählte zum Anknüpfungspuncte für gemüthvolle, dem kindlichen Standpuncte entsprechende Gespräche gemacht wird, wird dem Lehrer Gelegenheit gegeben, die Geschichte aus einem Vergangenen zu einem Gegenwärtigen zu machen, was wir bei der gewöhnlichen Behandlung so sehr vermissen. Diesen freien und mehr erbaulichen als unterrichtlichen Charakter sollte der Religionsunterricht der Mädchen im ersten ganzen oder wenigstens halben Jahre durchaus behalten, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß die Kinder zu freiwilliger Wiederholung und dadurch zur Aneignung von manchen kleinen Gebeten, Sprüchen und Liederversen ermuntert werden. Aber wie der Anfang dieses Unterrichtsgegenstandes so offenbart auch der Abschluß desselben bei Mädchen gewiße eigenthümliche Seiten, die nicht übersehen werden dürfen. Es ist oft gesagt worden, daß es dem Weibe nicht gezieme, über den Lehrgehalt der Dogmen zu viel zu reflectiren, und daß ihm die Religion mehr eine Sache des Gefühls als des Gedankens sein solle. Gewiß ist darin die Wahrheit der Sache ausgesprochen, aber, wie alle Bestimmungen über den Unterschied der Geschlechter eine relative Bedeutung haben, so darf auch an diesem Puncte die andere Seite nicht als gar nicht vorhanden angesehen werden. Gewiß wäre es verkehrt, wenn dem Mädchen die Lehre des Christenthums wichtiger wäre als die Herzensstellung zu Gott, aber wichtig bleibt auch die Lehre als solche dem Mädchen, und zwar wichtiger, als eben oft gemeint wird. In dem Maße, in welchem die weibliche Bildung überhaupt erweitert wird, muß auch die religiöse Bildung vertieft werden, wenn sie nicht gefährdet werden soll. Und dies um so mehr, je mehr dem Weibe eine gründliche wissenschaftliche Bildung versagt ist. Auch die Mädchen und Frauen denken, und denken zuweilen schärfer, als die Männer, auch ihnen treten die negativen Richtungen des Zeitgeistes sehr nahe und nicht selten werden sie von denselben ergriffen. Soll das Weib in der religiösen Lebensanschauung verharren, so muß diese ihm gewißermaßen zur Philosophie des Lebens werden, d. h. zur fundamentalen Erkenntnis, auf welcher alle übrige Erkenntnis ruht. In die Fülle des Reichthums, in die unergründliche Tiefe des Gedankens, welche das Christenthum dem denkenden Geiste aufschließt, muß auch das Weib einen Blick gethan haben, wenn es nicht schließlich der glänzenden Rhetorik der modernen Skepsis und den handgreiflichen Schlüssen des Materialismus verfallen soll. Es ist durchaus nicht nöthig, daß wir, wenn wir den Mädchen zeigen, das Christenthum werde von denen nicht begriffen, namentlich in seiner geistigen Tiefe nicht ermessen, die es angreifen, dadurch sofort in den andern Fehler fallen müßen, die Weiber an ein anmaßendes und absprechendes Raisonniren über religiöse Dinge zu gewöhnen. Der Unterschied ist eben so groß, als die Sache wichtig ist. Es hat zu allen Zeiten eine solche apologetische Darstellung der christlichen Wahrheit gegeben, welche sich an die Gebildeten der Zeit wendete, und diesen Charakter muß der religiöse Unterricht auf den höhern Stufen der Mädchenschule haben, weil nur dieser dem Standpuncte der Bildung entspricht, die fromme Richtung des Gemüthes sichert und für die Aufgaben der Gegenwart tüchtig macht. Die Gliederung des religiösen Unterrichts ist einfach. Auf der elementarischen Stufe wird die biblische Geschichte, nach der heiligen Schrift erzählt, den Hauptstoff bilden. Wünschenswerth ist es, daß für jede Classe eine Auswahl der Geschichten getroffen werde, welche das Ganze der Heilsgeschichte umfaßt und nach bestimmten Rücksichten von Classe zu Classe erweitert werden kann. Die Sprüche, Psalmen, prophetischen Abschnitte ꝛc., sowie die Kirchenlieder, welche gelernt werden, müßen durch regelmäßige Wiederholung zum gesicherten Besitze gemacht werden, ebenso die ersten beiden Hauptstücke des Katechismus. Die wesentliche Aufgabe der zweiten (Mittel-)Stufe ist die Einführung in die heilige Schrift,

d. h. die populäre Einleitung in dieselbe und die Anleitung zu ihrem Gebrauche. Wenn der untersten Classe dieser Stufe das Alte Testament, an welches sich eine populäre Erklärung des ersten Hauptstückes, der zweiten das Neue Testament, an welches sich die des zweiten Hauptstückes anschließt, zugewiesen wird, so bleibt der ersten Classe dieser Stufe noch übrig, einen Gesammtüberblick über die Geschichte des Reiches Gottes zu geben, der die Kinder gewöhnt, was ihnen so schwer wird, die großen Thaten Gottes aufeinander zu beziehen, und der bereits Gelegenheit giebt, die wichtigsten Lehren der heiligen Schrift an der Hand der Geschichte und gleichsam als Ergebnisse derselben zu betrachten und ausführlichere Stücke aus der Bibel selbst zu lesen. Die drei letzten Hauptstücke des Katechismus und eine angemessene Anzahl von Kirchenliedern (etwa eins alle Monat) werden gelernt. Auf der obern Stufe ist eine zusammenhängende Darstellung der christlichen Sittenlehre nach dem ersten Hauptstücke, der Glaubenslehre nach dem zweiten bis fünften Hauptstücke des Katechismus und das Wesentlichste aus der Kirchengeschichte die Hauptaufgabe, die am besten dann gelöst wird, wenn es möglich wird, zuletzt gewiße Haupttheile der Schrift, wie das Evangelium Johannis, den Römerbrief ꝛc. im Zusammenhange durchzunehmen und an der Hand einer praktischen und erbaulichen Exegese die Schülerinnen zu einem selbständigen Gebrauche der h. Schrift anzuleiten.

Nach dem Religionsunterrichte nimmt in der höhern Mädchenschule der Unterricht in der Muttersprache den höchsten Rang ein, mindestens sollte es so sein, und wenn in dem Lehrplane mancher dieser Anstalten den fremden Sprachen eine größere Anzahl von Stunden eingeräumt ist, als dem Deutschen, so muß dieses als durchaus verwerflich erscheinen. Die höhere Mädchenschule kann mehr, als irgend eine der gegenwärtig ausgeprägten Gattungen von Unterrichtsanstalten die Muttersprache zum intellectuellen Fundamente ihres gesammten Unterrichtes machen, weil sie weder durch das Uebergewicht der fremden Sprachen noch durch die Fülle der realen Kenntnisse so beschränkt wird, wie das Gymnasium und die Realschule, und weil sie für eine gründliche Behandlung des elementarischen Unterrichts mehr Zeit und Ruhe hat, als die Volksschule. Wie sie aus der deutschen Schule der Reformationszeit hervorgegangen, so soll sie auch dieses ihres Ursprungs eingedenk bleiben, und wenn fremde Sprachen ihr nicht verwehrt werden dürfen, so ist einer der Gründe dafür eben der, daß an der fremden Sprache der Blick für die Eigenthümlichkeit der Muttersprache geschärft und das Bewußtsein für ihre Vorzüge geweckt werden soll. Sie muß aber vor allem deutsche Schule sein, weil aller bildende Einfluß auf das weibliche Gemüth vornehmlich an die Sicherheit, Klarheit und Innigkeit geknüpft ist, mit welcher die Frau den Geist und die Schätze der Muttersprache zu erfassen vermag. Daß hier der Sprachunterricht in jener Allgemeinheit und Weite des Begriffes gemeint ist, in welcher er von den untersten Elementarstufen an bis zu den höchsten hinauf das Denken und Sprechen, das Lesen und Schreiben, die Uebung des Gedächtnisses und die Bildung des Geschmackes umfaßt, versteht sich von selbst. Ueber die didaktische Gliederung des Stoffes auf der Elementar- und Mittelstufe kann hier hinweggegangen werden, um so mehr, da manche musterhafte Lehrpläne (z. B. der der Augusta-Schule in Berlin [1863] und der höhern Töchterschule zu Elberfeld, enthalten in der Einladungsschrift zur Schulfeier und Prüfung 1860) darüber gründliche Auskunft geben. Dagegen pflegt die Aufgabe dieses Unterrichtsgegenstandes auf der obern Stufe, wo er doch seine eigentliche Blüte entfalten sollte, oft zu eng gefaßt oder doch nicht ausführlich genug dargestellt zu werden. Wir haben hier auf drei wesentliche Richtungen dieses Unterrichtes zu achten, auf die Grammatik, den Aufsatz und die Literatur. Wenn Mergel (im Schulblatt für die Provinz Brandenburg 1862, Heft 5, S. 288) den grammatischen Unterricht zu den wesentlichen Momenten in der Ausbildung junger Mädchen zählt, so ist dies gewiß richtig. Aber derselbe gehört in der Hauptsache der Mittelstufe der höhern Töchterschule an und charakterisirt diese Stufe. Nachdem das Wich

tigste der Wortform-, Wortbildungs- und Satzlehre auf diesen Stufen durchgemacht worden, wird für die obere Stufe nicht viel mehr übrig bleiben, als die erlangte Einsicht in das Wesen der Sprache zu erhalten, zu befestigen und zu vertiefen, was durch Anknüpfung an jeden anderweitig behandelten Stoff gelegentlich immer geschehen kann. Man darf sich nicht verhehlen, daß, jemehr die eigentlich weibliche Art zu denken sich entwickelt, destomehr die Neigung der jungen Mädchen sich dieser grammatischen Betrachtung der Sprache abwendet, daß überdies die wissenschaftlichen Grenzen dieser Betrachtung den Mädchen gegenüber sehr enge gezogen sind, da eine gründliche Erörterung der betreffenden Verhältnisse immer die Kenntnis der historischen Entwicklung der Sprache voraussetzt und die Einführung der Mädchen ins Mittelhochdeutsch, wie sie hie und da versucht worden ist, doch eine Verirrung in das Gebiet der Gelehrsamkeit bleibt, die nicht gebilligt werden kann, daß also der grammatische Lehrstoff, so weit er in die Mädchenschule gehört und in derselben mit Nutzen betrieben werden kann, ein ziemlich beschränkter ist. Soll sich nicht die oben besprochene Gleichgültigkeit gegen diesen Stoff einstellen, welche durch die zu häufige Wiederholung des oft Gehörten erzeugt wird, so muß nothwendig irgend ein neuer und anregender Gesichtspunct gegeben sein, unter welchem der grammatische Stoff angeschaut wird. Und diesen finden wir in der vergleichenden Betrachtung der Sprachen, zu welcher das Französische und Englische gegenüber dem Deutschen auf der obern Stufe die mannigfachste Veranlassung bietet, und welche für das klare Verständnis jeder dieser Sprachen sehr ergiebig gemacht werden kann. Aber im allgemeinen muß man wünschen, daß auf der obern Stufe die deutsche Grammatik als solche eigentlich abgethan sei. Das Mädchen hat nach der Schule keine Universität zu beziehen, auf welcher ihm der eigentliche Inhalt der Wissenschaften aufgeschlossen werden soll, es darf daher auch nicht während seiner ganzen Schulzeit auf die formale Behandlung der Sprache als auf die Hauptsache seiner Bildung gewiesen, und darf nicht genöthigt oder gewöhnt werden, alle Worte, die es liest oder hört, redet und schreibt, „an das Kreuz der Grammatik und Logik zu schlagen:“ vielmehr soll auch der deutsche Unterricht dazu dienen, Geist und Gemüth der jungen Mädchen mit einem tüchtigen Inhalte zu erfüllen. Der deutsche Unterricht vermag dies hauptsächlich durch Einführung in die deutsche Literatur, denn an die geistigen Schätze der nationalen Bildung ist auch die Bildung des einzelnen gewiesen, ja in diesen geistigen Schätzen kommt auch der eigentliche Sprachschatz der Nation, die Fülle, die Schönheit nnd die Eigenthümlichkeit der Muttersprache dem einzelnen erst zur lebendigen Anschauung. Wenn der Proceß, der sich hier vollziehen soll, darin besteht, daß der einzelne nachdenkt und nachempfindet, was vor ihm die reifsten und edelsten Geister seines Volkes gedacht und empfunden haben, so ist damit auch ein Fingerzeig gegeben, wie die Literatur in der Mädchenschule behandelt werden müße, nämlich nicht als Literaturgeschichte, die nur der recht verstehen kann, der die Literatur schon kennt und für welche in der Mädchenschule die wissenschaftlichen Voraussetzungen nicht vorhanden sind, sondern als eine Einführung in das Verständnis der Meisterwerke unserer Literatur. Da nun zu einer solchen gehört, daß diese Werke gelesen, verstanden, ihre Schönheiten empfunden, manche Stücke dem Gedächtnisse eingeprägt und die in ihnen waltende Klarheit, Correctheit und Schönheit der Darstellung nach Kräften in der eigenen schriftlichen Darstellung nachgeahmt werden; so ist ersichtlich, daß auf der obern Stufe der Mädchenschule alle Seiten des Sprachunterrichts, das Lesen und Schreiben, das Denken und Sprechen, die Uebung des Gedächtnisses und die Bildung des Geschmacks auf den Unterricht in der Literatur bezogen werden und durch ihn ihren Inhalt empfangen müßen. Der eigentliche Mittelpunct des deutschen Unterrichts auf dieser Stufe ist also ein ästhetischer. Soll nun nicht diese ästhetische Richtung, wozu bei Mädchen die Gefahr immer nahe liegt, in eine ganz verderbliche Gefühlständelei oder in oberflächliches Raisonnement ausarten, so ist vor allen Dingen eine Zucht des Gefühles

durch den Gedanken anzustreben. Wenn zunächst in kurzen aber scharfen Zügen ein allgemeiner Umriß der Poetik gegeben und das Wesentlichste der Metrik zum sichern Besitze gemacht worden, so kann den Mädchen auch nicht erlassen werden, in die geistige Arbeit unserer großen Dichter einen Blick zu thun und die mustergültigen Ansichten derselben über das Wesen der Kunst und der Poesie insbesondere kennen zu lernen. Niemand versteht unsere Literatur, der die Umwandlung der ästhetischen Principien, welche von Klopstock an bis auf Schiller vor sich gegangen und in geistvollen kritischen Schriften uns dargestellt worden ist, nicht kennen gelernt hat. Abhandlungen, wie Herders „von deutscher Art und Kunst", Lessing's „Laokoon", oder Schillers Aufsatz „über naive und sentimentale Dichtung" ꝛc., geben den fruchtbarsten Stoff zu inhaltvollen Denkübungen, führen auf das einfachste mitten in das Wesen der Kunst, bieten mannigfache Veranlassung zu erklärenden Erörterungen, wecken das Nachdenken, schärfen den Verstand, richten das Gemüth auf die edelsten Zwecke der Kunst und wirken neben alle dem durch die classische Darstellung auf die Bildung des Ausdrucks. Solche inhaltvolle Denkübungen, angeknüpft an irgend eine unserer classischen kritischen Schriften, müßen die innere Grundlage der ganzen Beschäftigung mit der Literatur in der Mädchenschule bilden. Erst von hier aus ist ein tieferer Gewinn dieses Unterrichtsgegenstandes zu erwarten. Daß einzelnes dabei übergangen werden kann und muß, daß die Mädchen über Schwierigkeiten, welche aus dem Mangel gelehrter Kenntnisse hervorgehen, schnell und leicht hinweggehoben werden müßen, versteht sich von selbst. Geschieht dies und haben sie den innern Zusammenhang auch nur einer einzigen solchen Schrift recht erkannt, so darf gehofft werden, daß sie der Trivialität in der Beurtheilung ästhetischer Dinge abgewendet und mit feinerem Sinne jenem Interesse für das Kunstschöne zugewendet sind, welches in der weiblichen Seele so tiefe Wurzeln hat. Auch die Meisterwerke der Poesie selbst, welche den Mädchen vorgeführt werden, dürfen nicht bloß dem Genusse dargeboten werden, sondern müßen mit Vermeidung aller vorgreifenden Kritik nach allen Seiten hin durchgearbeitet, erklärt und zum Verständnisse gebracht werden. Da es in der Mädchenschule darauf ankommt, das Einfachere dem Schwierigeren vorzuziehen und die sittliche Zartheit des Gefühles nicht zu verletzen, so hat man eine Auswahl der zu behandelnden Stücke zu treffen. In dem Lehrplane der Elberfelder Schule (1860) ist eine solche Auswahl veröffentlicht worden. Sie umfaßt das Nibelungenlied (nach Simrock), Gudrun (nach Keller), die Kirchenlieder des 16. und 17. Jahrhunderts, ausgewählte Stellen aus Klopstocks Messias, Herders Cid, poetische und prosaische Stücke von Matthias Claudius, Stellen aus Jung-Stillings Biographie, Schillers Wilhelm Tell, Lieder und Balladen, Göthe's Hermann und Dorothea, Iphigenie, die Novelle, einige Lieder und Balladen, Abschnitte aus Homer von Voß und der Antigone von Donner, geistliche Lieder von Novalis, einzelnes von Tieck, E. M. Arndt, Körner, Schenkendorf, Uhland, Rückert, Chamisso und Lenau. Gegen diese Auswahl läßt sich von dem Gesichtspuncte aus, daß die Schule nur das Bedeutendste und Vollendetste darbieten und der Privatlectüre das Uebrige überlassen werden kann, manches einwenden. Herders Cid, Stillings Leben, die Uebersetzungen von Voß und Donner, und alle von Novalis bis Lenau genannten Dichter, außer Uhland und Rückert, bieten nicht den gediegenen unterrichtlichen Stoff und liegen dem nationalen Leben meist zu fern, als daß sie neben den übrigen Stücken eine Stelle beanspruchen könnten. Dagegen würden von Klopstock auch einige seiner Oden, welche für unterrichtliche Behandlung in so vieler Beziehung trefflich geeignet sind, Lessings Minna von Barnhelm, vor allem die culturgeschichtlichen Gedichte Schillers (der Spaziergang, die Glocke) auch wohl Wallenstein und die Jungfrau von Orleans hinzuzufügen sein. Schillers Gedichte bieten durch Reichthum der Ideen die beste Gelegenheit zu eingehenden Erörterungen über sittliche und ästhetische Fragen und lassen auf ungesuchte Weise die Anknüpfung an die religiöse Lebensauffassung zu. Läßt sich doch, was Schiller das

Ideale nennt, faſt überall ſofort auf das Ewige und Göttliche übertragen, und berührt er doch in verſchiedenen Dichtungen (z. B. das verſchleierte Bild, der Kampf mit dem Drachen ꝛc.) unmittelbar die tiefſten Intereſſen des religiöſen Bewußtſeins. Alle ſolche Erörterungen bieten die geeignetſte Grundlage für den deutſchen Aufſatz. Wenn dieſer in der Mädchenſchule ſo oft zu einem Kreuz der Schülerinnen, Lehrer und Eltern wird, ſo liegt dies hauptſächlich daran, daß die Wahl der Themata oft eine unrichtige iſt, daß auf eine productive Kraft gerechnet wird, die nicht vorhanden iſt und nicht vorhanden ſein kann, und daß den Mädchen nicht vorher ein tüchtiger und anregender Stoff dargeboten wird. Der weſentlichſte Zweck des Aufſatzes iſt correcte und ſchöne Darſtellung, und in dieſer muß die eigentliche Arbeit der Schülerin liegen. Der Stoff ſelbſt aber muß ihnen und zwar in ſolcher Fülle und Klarheit gegeben werden, daß ſie mit Leichtigkeit denſelben überblicken und ihre Mühe wirklich vornehmlich der Form der Darſtellung zuwenden können; geſchieht dies nicht, ſo werden ſie zur Phraſe und in dieſer zur Unwahrheit gedrängt. Man hat daher gefordert, daß die Themata aus den Gebieten des anderweitigen Unterrichts entnommen werden ſollen. Allein auch das hat ſeine Schwierigkeit. Selten werden die betreffenden Themata durch den Unterricht ſo ſpeciell vorbereitet ſein, daß ihre Behandlung ohne weiteres von den Mädchen gefordert werden kann. Der Stoff wird entweder in zu großer Fülle vorhanden, wenn das Thema weit iſt, oder zu dürftig ſein, wenn es enger iſt, ſo daß doch eine Beſprechung nöthig wird. Iſt aber dieſe nöthig, ſo iſt nicht abzuſehen, warum nicht ſofort ein friſcher Griff in das Reich der Gedanken gethan werden ſoll. Dazu fordert gerade in der Mädchenſchule noch eine andere Betrachtung auf. Die Mädchen erfahren von ſo vielen Dingen nichts näheres, die doch für das Leben ſehr wichtig ſind. Manche pſychologiſche Begriffe, manche, wenn auch nur ſummariſche, Belehrungen über die Geſchichte und die Theorie der einzelnen Künſte, oder über gewiße dem Mädchenunterrichte ferner liegende Zweige der Naturwiſſenſchaften, z. B. Chemie und Geologie, ſo wie über praktiſche Lebensverhältniſſe, z. B. über Staatseinrichtungen, Verfaſſungsleben in Staat und Kirche, über Landwirthſchaft, Handel und Gewerbe und deren ſittliche Bedeutung für die Menſchheit ꝛc. würden zur allgemeinen Bildung der Mädchen ſehr weſentlich beitragen, können aber bei der Beſchränktheit des Unterrichtscurſus für Mädchen nur beiläufig und oberflächlich gegeben werden. Werden aus dieſen und ähnlichen Gebieten beſtimmte Puncte zum Gegenſtande der Aufſätze gemacht und bei der, wie ſchon erwähnt, ſtets nöthigen vorhergehenden Beſprechung in ein ſolches Licht geſtellt, daß den jungen Mädchen eine wirkliche Belehrung daraus hervorgegangen iſt, ſo werden ſie nicht nur den Aufſatz mit lebendigem Intereſſe an der Sache anfertigen, ſondern auch mannigfache Gelegenheit finden, ihre eigenen Erfahrungen und ihre eigenen keimenden Gedanken an den Gegenſtand anzuſchließen. Denn das Concrete übt allezeit dieſen weckenden Einfluß auf die ſchlummernden Kräfte. Statt ſolcher Themata: „über die Dankbarkeit“, „von dem Nutzen der Ordnung“, „Arbeit die Mutter des Ruhms“, bei denen den Mädchen nichts übrig bleibt, als eine gegebene formale Dispoſition mit einigen vielleicht ſentimentalen Worten zu umſchreiben, weil die eigene innere Durchbildung noch nicht vorhanden iſt, von welcher eine tiefere, eigenthümliche und daher fruchtbare Betrachtung des oft Gehörten ausgehen könnte, ſtelle man Themata, wie: „Ueber den Werth der Dinge, die wir wegzuwerfen pflegen,“ „über die Verwandtſchaft der ſchönen Gartenkunſt mit der Baukunſt, Malerei und Muſik ꝛc.,“ freilich Themata, über welche die Mädchen zunächſt gar nichts zu ſagen wiſſen, die aber, wenn ſie ihnen auf gründliche Weiſe auseinandergeſetzt worden, ihnen einen neuen Blick in die Welt eröffnen und damit zugleich mannigfache Erinnerungen und Empfindungen wecken und beleben, welche in ihnen ſchon ſchlummerten. Der Aufſatz in der Mädchenſchule ſollte im allgemeinen ſtets die Frucht einer inhaltvollen Denkübung ſein, und iſt dieſe wirklich vorangegangen, ſo wird jener nicht mislingen.

Die Form der Abhandlung ist durchaus nicht die allein berechtigte, eine gute und richtige Schilderung hat ihre logische Nothwendigkeit so gut, wie jene, aber das ist eben der heilsame Zwang solcher Themata, die auf concrete Lebenserscheinungen gerichtet sind, daß sie zur Ordnung des Denkens durch die Natur der Sache selbst nöthigen. Die Beschreibung einer Uhr und die Beantwortung der Frage, wie sich im „Kampfe mit dem Drachen" der Ritter wegen seines Ungehorsams zu rechtfertigen sucht, nöthigen auf gleiche Weise, die Folge der wirksamen Kräfte der Reihe nach darzustellen, und es besteht bloß der Unterschied, daß es dort mechanische Kräfte und hier Seelenzustände sind, die beobachtet werden sollen. Nicht immer soll den Mädchen indessen zugemuthet werden, in ihren Aufsätzen diese strenge Objectivität zu bewahren; die individuelle Darstellung, zu der ja das weibliche Gemüth vorzugsweise befähigt ist, mag immerhin auch zuweilen geübt werden, obwohl sie in der Schule mehr zurücktreten muß. Nur, daß auch hier vom Concreten ausgegangen und dem, wie schon Raumer gezeigt hat, leicht sich einschleichenden Wesen der Lüge in Empfindung und Wort gewehrt werde. Themata, wie diese: „Mit welchen Gedanken gehe ich meiner Confirmation entgegen?" — „Abschied von der Schule — ꝛc." sind ebendarum ganz verwerflich. Dagegen werden Fragen, wie diese: „welches sind meine ersten Erinnerungen? — wie wünschte ich die Schule eingerichtet zu sehen, wenn ich die Verhältnisse ändern könnte? — das Treiben auf dem Schulhofe ꝛc." immer eine willige, leichtgeschürzte und oft überraschend feine Beantwortung finden. Natürlich fällt bei solchen Thematen alle Besprechung fort, aber diese Arbeiten dürfen nur den süßen Nachtisch nach der kräftigen Mahlzeit bilden und dienen dazu, den Standpunct der gewonnenen Bildung zu prüfen.

Gegen den Unterricht der Mädchen in fremden Sprachen ist oft gekämpft worden. Zuweilen wenden sich diese Angriffe, so insbesondere die gegen das Französische gerichteten, eigentlich gegen die unrichtigen Grundsätze, von denen bei diesem Unterrichte oft ausgegangen wurde. Wenn v. Raumer das französische Parliren der Bonnenerziehung verwirft, so hat er vollkommen Recht, und da in Mädchenschulen diese gedankenlose Manier lange Zeit eingebürgert war, so mag es immer noch an der Zeit sein, vor demselben zu warnen. Der allgemeinste und höchste Zweck des Unterrichts in fremden Sprachen ist niemals in dem Gebrauche derselben, sondern in der Vertiefung und Schärfung des Bewußtseins von den allgemeinen Gesetzen der Sprache, also in der Bildung des Denkvermögens zu suchen. Auf der andern Seite hört aber doch auch der Gebrauch der fremden Sprachen niemals auf, in gewissem Grade Zweck und ein ebenso natürliches als nothwendiges und selbstverständliches Resultat des gründlichen Sprachunterrichtes zu sein. Wie ursprünglich nirgends eine fremde Sprache nur darum gelehrt worden ist, weil sie ein Zuchtmittel des Denkens werden sollte, sondern immer die Absicht vorgelegen hat, aus Gründen des allgemeinen Weltverkehrs oder in Rücksicht auf die Literatur eines Volkes zur mündlichen und schriftlichen Anwendung seiner Sprache anzuleiten, so ist auch das Französische zunächst aus solchen praktischen Gründen in die Mädchenschule eingedrungen. Es ist darum sehr natürlich gewesen, daß die sogenannten Sprachmethoden in dem Unterrichte dieser Sprache immer vorgewaltet haben. Seitdem der Einfluß der französischen Literatur und Sprache auf die deutsche Bildung ein geringerer geworden, auch wohl das Französische nicht mehr in der Ausdehnung Weltsprache ist, in welcher sie es im vorigen Jahrhunderte war, hat man den praktischen Gebrauch der Sprache in der Mädchenschule nicht mehr so betonen können und vom patriotischen Standpuncte aus das Französische auch wohl ganz aus derselben verbannen wollen. Man hat sich darum in neuerer Zeit zur Vertheidigung dieses Unterrichtsgegenstandes vornehmlich auf jenen letzten Grund alles Unterrichts in fremden Sprachen, daß dadurch die Klarheit des Urtheils gefördert werde, berufen. Wenn aber diese formalen Zwecke die einzigen blieben, so konnte die Frage entstehen, ob dieselben nicht besser durch

Einführung andrer Sprachen in die Mädchenschule erreicht werden könnten, wie denn z. B. Günther in seinen „Briefen an eine Mutter ꝛc.“ das Italienische und noch mehr das Lateinische empfiehlt, von andern wiederum dem Englischen wenigstens der Vorzug vor dem Französischen eingeräumt wird. Von dem Lateinischen wird schon darum nicht weiter die Rede sein können, weil die Mädchen bei der im ganzen geringen Stundenzahl, welche dem Unterrichte in fremden Sprachen gewidmet werden kann, niemals zu einer nur einigermaßen gründlichen Kenntnis dieser Sprache gelangen würden. Ebensowenig würden sie, wenn sie sich der römischen Literatur äußerlich bemächtigen könnten, das innere Verständnis des antiken Geisteslebens erlangen und, wenn sie auch das vermöchten, einen eigentlichen Segen davon haben. Ziemlich ebenso verhält es sich mit den großen und classischen Dichtern Italiens, wie denn die italienische Sprache und Literatur immer nur in vereinzelten Perioden und in Beziehung auf besondere Gebiete einen merklichen Einfluß auf deutsche Wissenschaft und deutsches Leben geübt hat. Ganz anders verhält es sich mit dem Englischen. Daß die englische Literatur nicht nur im allgemeinen reicher und tiefer bildend ist, daß sie sich insbesondere der weiblichen Bildung vermöge der zarten und innigen Empfindung, die sich fast durchgehends darin ausspricht, mehr anschließt, als die französische, deren schimmernder Witz und Glanz nicht immer der Reinheit und Einfalt des Gemüthes frommt, ist ja bekannt, wiewohl freilich Merget (a. a. O. S. 292) mit Recht bemerkt, daß gerade die beiden größten Dichter Englands, Shakespeare und Byron, der Jungfrau wenigstens nicht zur Lectüre angerathen werden können. Wenn aber die englische Literatur, und dies gilt insbesondere von der neuern, dem Weibe heilsamer ist, wenn die englische Sprache dem Deutschen sehr viel näher liegt, als die französische, so leistet sie dagegen durch ihren Bau für die formalen Zwecke desto weniger, und gerade die nähere Verwandtschaft derselben mit dem Deutschen ist diesem Zwecke ungünstig, da für diese Zucht des Denkens eine gewiße Unähnlichkeit und Schwierigkeit der zu erlernenden Sprache wünschenswerther ist, als die stark hervortretende Analogie. Blicken wir von hier nun auf das Französische zurück, so sprechen für die Beibehaltung desselben hauptsächlich drei Gründe, zunächst die noch immer sehr weite Verbreitung derselben, sodann der tiefe Einfluß, den sie auf unser ganzes geistiges Leben geübt hat, endlich der Reichthum ihrer Formen und die logische Gebundenheit ihres Satzbaues. Diese Gründe scheinen für die Beibehaltung des Französischen noch immer sehr ins Gewicht zu fallen. Mit Recht wird aber der formale Zweck dieses Unterrichtes betont werden und immer bestimmter ausgesprochen werden müßen, daß es nicht die Absicht der Töchterschule sein kann, die Mädchen zum vollen und fertigen Gebrauche der Sprache zu führen. Wenn die Schülerinnen neben der Geistesgymnastik, welche das Erlernen des Französischen ihnen gewährt, dahin gelangen, mit Vermeidung grober Fehler ihre Gedanken über ein leichtes Thema französisch niederschreiben, einem französischen mündlichen Vortrage folgen, auch über einfache Verhältnisse sich mündlich mit einiger Fertigkeit aussprechen, und auch ein schwierigeres Buch mit Leichtigkeit verstehen zu können, so ist das Ziel erreicht, über welches die Schule nicht hinausstreben soll, und dieses Ziel wird um so sicherer erreicht werden, je mehr die tüchtige Uebung der Grammatik zur Hauptsache des gesammten Unterrichtes gemacht wird. Es ist in diesem Werke in dem belehrenden Artikel „Französische Sprache“ (Bd. II. S. 950) die Ansicht ausgesprochen worden, daß es dem weiblichen Wesen widerspreche, diesen Unterricht vorwiegend grammatisch werden zu lassen. Wenn indessen dem Weibe nicht überhaupt die Fähigkeit abgesprochen werden soll, den Organismus der Sprache zu erkennen, was niemand wird thun wollen, so ist nicht abzusehen, warum nicht an irgend einer Stelle des gesammten Unterrichts die vorwiegend grammatische Tendenz eintreten sollte. Eher, möchten wir sagen, dürfe in der Mädchenschule die Muttersprache diese vorwiegend grammatische Behandlung nicht erfahren, und wenigstens auf der obern Stufe müße dieselbe zurücktreten. Aber dem fremden Idiom gegenüber ist

die Reflexion auf das Sprachgesetz so natürlich und so nothwendig, daß sich die überwiegende Richtung auf diese reflectirende Behandlung des Französischen ganz wohl mit einer gesunden Mädchenbildung verträgt. Freilich, wenn bei dem grammatischen Unterrichte an eine wissenschaftliche Begründung desselben gedacht wird, so muß die Mädchenschule auf denselben resigniren, denn da wissenschaftliche Behandlung des Französischen auf das Lateinische zurückweist, so kann hier ebensowenig, wie aus ähnlichen Gründen im Deutschen, von einem wissenschaftlichen Unterrichte die Rede sein. Aber auch, wenn diese historische Seite der Sprache ignorirt werden muß, bleibt noch immer, namentlich für die obere Stufe, ein so reiches Material logischer Beziehungen übrig, daß die Mehrzahl der mit dem weiblichen Unterrichte beschäftigten Pädagogen wohl mit gutem Rechte in unsern Tagen derjenigen Ansicht huldigen, welche den Schwerpunct des französischen Unterrichts in die Uebung und in das Verständnis der Grammatik legt. Abgesehen davon, daß für die höhere Stufe der Mädchenschule namentlich die Einführung in die französische Syntax und Synonymik in Anspruch genommen werden muß, so kann doch im übrigen, was die didaktische Gliederung und methodische Behandlung des Französischen betrifft, durchaus auf den erwähnten Artikel „Französische Sprache" verwiesen werden.

Jemehr die englische Sprache in neueren Zeiten zur Weltsprache geworden ist, je mannigfaltiger die bildenden Einflüsse sind, welche ihr sprachlicher Reichthum und ihre ethische Bedeutung auch auf das weibliche Gemüth ausübt, desto nothwendiger ist die Aufnahme derselben in die höhere Töchterschule geworden. Wie aber das Englische selbst eine Synthesis des Französischen und Deutschen auf der dunklen Grundlage eines celtischen Idioms ist, so wird der Unterricht dieser Sprache eine angemessene Stelle erst dort finden, wo bereits das Deutsche und das Französische zu einer gewißen Sicherheit des Gebrauchs und des grammatischen Verständnisses gebracht ist, also erst auf der obern Stufe. Und da die formalen Schwierigkeiten der Erlernung gering sind, auch das wesentliche Ziel des Unterrichts nur darin bestehen kann, die Mädchen zu befähigen, ein englisches Buch zu lesen; so wird der Zeitraum von drei Jahren auch vollständig genügen, diese Kenntnis der Sprache zu vermitteln.

Die Aufgabe des Rechenunterrichts wird für die höhere Töchterschule darauf zu beschränken sein, daß außer den vier Species und den Brüchen die Decimalbrüche, die Regel de tri, Gesellschafts-, Mischungs- und Zinsrechnung zu lehren seien. Besonderes Gewicht ist auf das Kopfrechnen aus nahe liegenden Gründen des künftigen Gebrauchs zu legen und die Anlage der Mädchen kommt dieser Richtung des Unterrichtes gern entgegen. Hat man doch das Kopfrechnen die Logik der Mädchen genannt. Aber damit charakterisirt sich auch eine Einseitigkeit des Rechenunterrichtes, die sich leicht einschleichen kann. Der bloße Zahlensinn und die Fertigkeit desselben erschöpft nicht die Aufgabe dieses Unterrichts. Soll derselbe bildend werden, so ist sowohl auf den elementaren als auf den obern Stufen ein klares Bewußtsein über die jeder Operation und der Lösung jeder Aufgabe zu Grunde liegenden Verstandesschlüsse zu fordern und namentlich auf den obern Stufen neben der Rechenfertigkeit die Sicherheit dieser Schlüsse anzustreben. Leichtere algebraische Aufgaben, die durch solche Verstandesschlüsse zu lösen sind, geben Anlaß, den Geist zu schärfen und zugleich durch die gelegentliche Hinweisung auf die höheren Gebiete der Arithmetik in den Mädchen eine Ahnung von der über ihr Wissen hinausgehenden Weite der Wissenschaft zu wecken. So ist es wohl auch zu verstehen und zu rechtfertigen, wenn an manchen Orten die Anfänge der Potenzenlehre berührt werden. Wo nicht auf den untern Stufen der Anschauungsunterricht eine elementarische Belehrung über die wichtigsten Puncte der Raumlehre in sich geschlossen hat, muß an geeigneter Stelle im Rechenunterricht dieselbe nachgeholt werden.

Bei dem Realunterrichte der Mädchen besteht die größte Schwierigkeit in der Beschränkung. Es gilt hier überall, wie Froelich richtig bemerkt, in großen aber

klaren Umrissen gleichsam die Hallen zu bauen, in welche man die möglichst individuellen Einzelbilder aus Geschichte, Geographie und Naturkunde hineinstellt. Wenn dadurch von didaktischer Seite die Eigenthümlichkeit des weiblichen Unterrichtes in diesen Gegenständen ausreichend bezeichnet ist, so verträgt sich damit sehr wohl eine Rücksicht auf die praktischen Lebenszwecke des Weibes. Jene Küchenbotanik, Haushaltungschemie, Waarenkunde ꝛc., die man vom Standpuncte des Nützlichkeitsprincipes von der Töchterschule gefordert hat, würden, wenn sie möglich wären, die Schule erniedrigen und ihren wesentlichen Zweck beeinträchtigen; aber damit ist nicht gesagt, daß nicht an geeigneter Stelle in der Naturkunde und Geographie die naheliegenden Beziehungen auf das Leben hervorgehoben werden sollen. Gerade durch solche praktische Anwendung der Wissenschaft wird den Mädchen von einer ihnen wichtigen Seite her die Achtung vor dem Wissen und der Eifer, sich ein solches anzueignen, genährt. Es scheint das natürlichste, die Geographie am frühesten in den Lehrplan aufzunehmen, weil sie manches giebt, was in der Geschichte und Naturkunde vorausgesetzt wird. Auf der elementarischen Stufe beginnt sie als Heimatskunde, welche zugleich die ersten Anknüpfungen an die Geschichte zu geben hat. Die wesentliche Aufgabe dieser einleitenden Stufe ist die Orientirung und die Bildung der nothwendigsten geographischen Begriffe. Die Mittelstufe wird sich von der obern Stufe nur dadurch unterscheiden können, daß die concentrischen Kreise, die beide in Beziehung auf die topische, physikalische und politische Geographie umschreiben, dort überall nur die Hauptmassen hervortreten lassen, während sie hier eine auf einzelne Puncte, namentlich auf das Vaterland, gerichtete Erweiterung und Vertiefung des Wissens anstreben und das Wichtigste der mathematischen Geographie näher berücksichtigen. Alles was gegen die Forderung an die Schüler, ausgeführte Kartenbilder zu liefern, und über den sehr zweifelhaften Nutzen dieser Forderung in dem Artikel „Geographie in höhern Schulen“ S. 714 gesagt worden ist, gilt doppelt und dreifach von den Mädchen, die für diese Arbeiten weder Zeit noch im allgemeinen eine hervortretende Anlage haben. Einfache Skizzen, zu Hause oder in der Schule an der Tafel entworfen, sollten indessen auch von Mädchen gefordert werden. — Wenn von dem geschichtlichen Unterrichte in der Töchterschule so gering gedacht und derselbe für so überflüssig gehalten wird, daß man das historische Wissen der Mädchen auf einige 20 Namen und Jahreszahlen hat beschränken wollen, so muß dagegen geltend gemacht werden, daß die Ueberbürdung des Gedächtnisses bei weiter gehenden Forderungen nirgends weniger stattfindet, als in der Geschichte, wo das lebendige Interesse an der Person dem Gedächtnis so sehr zu Hülfe kommt und die Zahl zum Erleichterungsmittel für die Auffassung des Zusammenhanges wird, daß doch von allen Realien gerade dieser Unterrichtsgegenstand der einzige ist, in welchem auch bei Mädchen mit einiger Gründlichkeit verfahren werden kann, während in der Geographie und in der Naturkunde die dem weiblichen Wesen gesetzten Schranken so oft fühlbar werden, und daß endlich die ethischen Bildungsmittel, welche die Geschichte darbietet, von der bedeutsamsten Art sind, die daher, wenn irgend das Weib ihres Zusammenhanges mit dem Leben ihres Volkes und der Menschheit sich vollständig bewußt werden soll, der weiblichen Bildung nicht entzogen werden dürfen. Dazu kommt, daß die Geschichte Gelegenheit bietet, manche Dinge, die sonst in ungehöriger Breite behandelt zu werden pflegten, z. B. Mythologie, oder die ganz übergangen werden müßten, z. B. das Politische, am rechten Orte zu berücksichtigen und im rechten Lichte darzustellen. Ueber die didaktische Gliederung dieses Unterrichts in einen biographischen, einen Curfus der Völkergeschichte und einen der Weltgeschichte scheint ziemlich allgemeine Uebereinstimmung vorhanden zu sein, doch wird auf der Mittelstufe das Vaterländische den Schwerpunct bilden, und selbst auf der obern Stufe, wo die pragmatische Betrachtung eintritt, die weibliche Neigung, das Historische mehr an Personen als an Ereignissen anzuschauen, immer berücksichtigt werden müßen. Diese individualisirende Schilderung, sowie die Hervorhebung des Zusammenhanges, der

zwischen der Gesinnung und der That der Menschen einerseits und ihren Ge-
schicken andererseits besteht, und welcher überall auf das Walten einer göttlichen
Weltregierung hinweist, und schließlich die Hervorhebung derjenigen Stellung, welche
der Frau in den verschiedenen Culturperioden eingeräumt worden ist, das sind die
eigenthümlichen Momente der Geschichte, auf welche das weibliche Gemüth vor allem
gelenkt werden muß. — Der Unterricht in der Naturkunde kann auch in der Mäd-
chenschule sowohl für die formale Bildung als für das Gemüthsleben in seinen höch-
sten Beziehungen sehr segensreich gemacht werden. Er wird überall davon ausgehen
müssen, lebendige und klare Anschauungen zu erzeugen und die Beobachtungsgabe, die
dem weiblichen Geschlechte eigen ist, sowohl zu benutzen, als zu stärken. Auch das
Geschäft des Verstandes, die verwandten Merkmale der einzelnen Naturkörper zusam-
menzustellen, um schließlich alle Erscheinungen der Natur als Glieder eines wohlgeord-
neten Ganzen zu erkennen, kann dem Mädchen nicht erspart werden, denn auf dieser
Thätigkeit, der übrigens alle systematische Vollständigkeit erlassen werden muß, ruht
schließlich die tiefste Erfahrung, die der Mensch aus der Natur schöpfen kann, die Er-
fahrung, daß diese ganze Welt der Erscheinung von einer wunderbaren gesetzlichen
Ordnung getragen sei und eben dadurch auch zu einem Worte Gottes für uns werden
solle. Wenn daher das naturhistorische Merkmal der Punct ist, an welchem leben-
dige Anschauung und geistige Auffassung der Natur einander begegnen, so wird man
mit Recht eine unzeitige Sentimentalität darin sehen müßen, daß von mancher Seite
das Zerpflücken der Blüten, der Gebrauch der Loupe ꝛc. als etwas unweibliches be-
zeichnet wird. Gönne man immer auch dem Mädchen, in die wunderbare Welt des
unendlich Kleinen in der Natur einen Blick zu thun, und an der Blütenbildung, am
Stäubchen des Schmetterlingsflügels ꝛc. dieselbe Schönheit, Erhabenheit und Weisheit
zu schauen, die ihm vom Firmamente herabglänzt. Unter den naturhistorischen Dis-
plinen ist immer der Botanik eine besondere bildende Beziehung zum weiblichen Leben
zugeschrieben worden. Nicht in dem Pflegeamte, welches dem Weibe anvertraut ist und
welches auch an den Blumen geübt werden kann, erschöpfen sich diese Beziehungen; sie
ruhen besonders auf der tiefen symbolischen Verwandtschaft, die zwischen dem Pflanzen-
leben und dem weiblichen Dasein obwalten, auf dem zarten Hauche aller Schönheit und
Sittlichkeit, und es ist recht eigentlich Aufgabe der Schule, auch diese ästhetische Seite
der Natur hervorzuheben. Bildend ist aber die Botanik besonders darum für Mädchen,
weil in derselben eine gewiße Gründlichkeit möglich ist, während die Zoologie bei der
Betrachtung des Thierleibes und des menschlichen, der das Maß für alle wissenschaft-
liche Betrachtung der Thiergestalt ist, überall leicht an die Grenze führt, wo das weib-
liche Zartgefühl verletzt wird. Freilich heben manche die Nothwendigkeit hervor, daß
gerade das Weib seiner Bestimmung gemäß zu einer tieferen Kenntnis des menschlichen
Organismus geführt werden müße. Es ist indessen nicht recht verständlich, welcher be-
sondere Nutzen davon erwartet werden darf.

Unter den technischen Lehrgegenständen ist der Schreibunterricht in der
Mädchenschule immer als einer der wichtigsten anzusehen. Die ästhetisch bildende Wir-
kung desselben ist eine mannigfache und eine schöne Handschrift ist eine Seite der
harmonischen Selbstdarstellung, die an dem Mädchen nicht fehlen darf. Man wird
auch durchschnittlich die Bemerkung machen, daß die wackersten Schülerinnen am besten
schreiben. Der Gesangunterricht soll in der Mädchenschule vor allen Dingen in
seiner das Gemüth veredelnden Kraft gepflegt werden. Die Uebung des Chorals
und des Volksliedes, auch des fröhlichen, bildet die Grundlage, an welche sich in
den obern Classen die Ausführung figurirter Gesänge anschließen wird. Aber die Rück-
sicht auf Herzensbildung muß die auf künstlerische Bildung überwiegen. Mit der Ge-
sangeslust wird Einfalt und kindlicher Sinn geweckt und die Melodien, welche die
Mädchen singen, sollten nur solche sein, die durch Wahrheit, Frische und Zartheit zum
rechten Ausdruck des weiblichen Lebens werden können. Von mannigfacher, besonders

auch intellectueller und sittlicher Wirkung kann der Zeichenunterricht werden. Auge und Hand sollen durch denselben geübt, Reinlichkeit und Sauberkeit hervorgerufen und der Schönheitssinn geweckt werden. Die Hauptsache bleibt, nicht auf den Effect zu arbeiten. Die höhere Ausbildung des sich bald aussprechenden Talentes muß dem spätern Leben überlassen werden, die Schule hat die allgemeinen und elementaren Zwecke des Unterrichtes ins Auge zu fassen. Alle diese Zwecke und der nicht unbedeutende praktische Nutzen, den das Zeichnen den Mädchen gewähren kann, werden am besten erreicht, wenn in der Töchterschule mehr darauf gesehen wird, daß die Schülerinnen einen richtigen Contur zu zeichnen lernen, als darauf, daß sie frühzeitig zu sorgfältiger Ausführung in Licht und Schatten angeleitet werden. Fähigere Schülerinnen pflegen sich dann am liebsten auf Blumen und Landschaften einzulassen. — Die Bedeutung der Geschicklichkeit in weiblichen Handarbeiten für das weibliche Leben ist so groß und in unsern Tagen so anerkannt, daß dem Unterrichte in denselben ein sehr bedeutender Theil der Schulzeit eingeräumt zu werden pflegt. Diese Geschicklichkeit wird auch immer seine Wichtigkeit behalten. Hat sich doch bereits herausgestellt, daß auch die Nähmaschine nur von derjenigen Frau mit Nutzen gehandhabt werden kann, welche selbst eine tüchtige Näherin ist. Aber eine andere Frage ist die, ob dieser Unterricht in der Schule seine richtige Stelle habe. Die Mütter sind im allgemeinen mit den Leistungen der Schule in diesem Puncte nicht zufrieden, freilich oft genug hindern sie selbst die Erfolge desselben, aber bei einigermaßen gefüllten Classen wird er immer seine Schwierigkeiten haben. Es ist daher eine nicht seltene Erscheinung, daß die Mädchen, wenn sie die Schule verlassen haben, noch einen Cursus im Nähen bei einer Privatlehrerin machen. In früherer Zeit, wo es zuverlässige Lehrerinnen dieser Art nicht gab, war die Schule der einzige Ort, an welchem etwas tüchtiges und verständiges für die Sache geschehen konnte. Anders verhält es sich in unseren Tagen, wo es z. B. in Preußen seit 1858 geprüfte Handarbeitslehrerinnen giebt. Da aus der Schule alle bloß mechanische Beschäftigung entfernt werden sollte, so ist schon seit Jahren versucht worden, auch in diesen Unterricht belehrende Elemente einzuführen. Man hat Unterweisungen über die Eigenschaften der Stoffe, über die zur Arbeit nöthigen Werkzeuge ꝛc. gegeben, man hat diesen Unterricht für die intellectuelle Bildung dadurch förderlicher machen wollen, daß man über den Stufengang der verschiedenen Thätigkeiten, über die Zwecke und den Zusammenhang derselben in geordneter Rede eine eben solche Rechenschaft von den Kindern gefordert hat, als über ihre geistigen Thätigkeiten in anderen Unterrichtsgegenständen, und wie diese Tendenz bereits in dem in Liesial herausgegebenen „Arbeitsbüchlein" des Seminardirectors Kettiger verfolgt wurde, so ist neuerdings von Frl. R. Schallenfeld in Berlin versucht worden, sie zu praktischer Ausführung zu bringen. Da indessen bei den weiblichen Handarbeiten das Können so viel wichtiger ist, als das Wissen, und es treffliche Näherinnen gab, ehe diese neueren Tendenzen bekannt waren, so muß die Frage, ob auch in unseren Tagen dieser Unterricht in die höhere Töchterschule gehört, oder ob er dem Hause und dem leicht zu findenden Privatunterrichte zu überlassen sei, als eine offene angesehen werden. Aber so lange er in der Schule obligatorisch ist, wird er vor allen Dingen auf das Nützliche und Nöthige zu sehen, die Luxusarbeit aber auszuschließen haben.

Die Vertheilung der Lectionen auf die oben geforderte Stundenzahl würde sich den verschiedenen Stufen gemäß etwa folgendermaßen gestalten: 1. Elementarstufe. a. untere: 3 St. Religion, 12 für Lesen, Schreiben und Sprechübungen, 5 Rechnen, 4 Handarbeiten = 24 Stunden. b. obere: 3 St. Religion, 4 Lesen, 2 Deutsche Grammatik, 4 Schreiben, 3 Rechnen, 4 Französisch, 2 Geographie, 4 Handarbeiten = 26 Stunden. 2. Mittelstufe: 2 St. Religion, 4 Deutsch, 2 Schreiben, 2 Rechnen, 4 Französisch, 2 Geographie, 2 Geschichte, 2 Naturgeschichte, 2 Zeichnen, 2 Gesang, 4 Handarbeiten = 28 Stunden. 3. Obere Stufe: 2 Religion, 4 Deutsch,

3 Französisch, 3 Englisch, 2 Rechnen, 2 Geographie, 2 Geschichte, 2 Naturkunde, 2 Zeichnen, 2 Gesang, 2 Handarbeiten = 26 Stunden.

Oeffentliche Prüfungen in Mädchenschulen, wie sie in früherer Zeit sehr beliebt und mit mancherlei Schaugepränge gewürzt waren, widerstreben dem Wesen der Weiblichkeit so sehr, daß sie überall geradezu verboten werden sollten, wie dies in verschiedenen Ländern bereits geschehen ist. Dagegen bleibt es wünschenswerth, daß den Eltern Gelegenheit geboten werde, nicht nur den halbjährigen Censuren, sondern, wenn es irgend möglich ist, auch gelegentlich dem Unterrichte selbst beizuwohnen. Ob nun der Unterricht in den vorgenannten Gegenständen in der Mädchenschule von Lehrern oder Lehrerinnen oder von beiden gemeinschaftlich ertheilt werden solle, diese Frage ist noch zu unterscheiden von der andern, ob in diesen Anstalten der männliche oder der weibliche Einfluß der maßgebende sein solle, wobei wiederum ebensowohl an die obere Leitung, als an die Ausübung der Disciplin gedacht werden kann. Darüber wird auch die Antwort verschieden ausfallen müßen. Was den Unterricht betrifft, so hat wohl eine innere Nothwendigkeit der Sache dahin geführt, daß an den meisten Schulen dieser Art die männliche Wirksamkeit die bei weitem überwiegendere ist. Und gewiß soll sie es sein. Wenn schon in neuerer Zeit aus den Lehrerinnenseminarien eine große Anzahl von geprüften Lehrerinnen hervorgegangen ist, so ist doch, was innern Beruf, Neigung und natürliche Anlage zur Classenlehrerin betrifft, die Zahl derjenigen immer nur gering, die zur rechten Tüchtigkeit gelangen; womit nicht gesagt werden soll, daß nicht einzelne Lehrerinnen manchen Lehrer an Lehrgeschicklichkeit übertreffen. Ferner reicht die didaktische Unterweisung, welche in jenen Seminarien gegeben werden kann, nicht weit über den eigentlichen Elementarunterricht hinaus, und er kann es nicht, weil der Unterricht auf den höheren Stufen eine Beherrschung des Materials und eine geistige Durchbildung erfordert, welche von Lehrerinnen um so weniger erwartet werden kann, je kürzer die Zeit ihrer Vorbildung für diesen Beruf, je größer die Mannigfaltigkeit dessen ist, was sie für die Prüfung zu erlernen haben, und je lückenhafter sehr häufig die Vorbereitung ist, die sie auf der Schule für das Seminar empfangen. Auch bei den tüchtigeren Lehrerinnen läßt sich warnehmen, daß sie außer dem eigentlichen Elementarunterrichte immer nur für gewiße Lehrgegenstände mit Neigung und Erfolg in der Schule wirken. Dahin gehören biblische Geschichte, französische oder englische Sprechübungen, Handarbeiten, Zeichnen (Malen) und Gesang. Ueberall, wo es auf eine Gestaltung und Construction des Stoffes ankommt, auf die Darstellung innerer Entwicklungen, auf die Zusammenfassung des Mannigfaltigen unter gewiße Gesichtspuncte, also in der Grammatik, Literatur, Geschichte, Geographie, Naturkunde ꝛc., da findet sich die Lehrerin nicht an ihrer richtigen Stelle und gerade die tüchtigsten werden leicht von Aengstlichkeit und Verzagtheit übernommen. Das eigentliche Gebiet der weiblichen Lehrthätigkeit in Schulen wird also immer die Elementarstufe bleiben, namentlich die unterste bei den eben eingetretenen kleinsten Kindern. Der Uebergang aus dem Hause in die Schule wird diesen Kindern dort, wo sie sich sogleich ganz an ein weibliches Wesen anschließen können, erleichtert, und für diese unteren Stufen des Unterrichts wäre die weibliche Wirksamkeit immer die wünschenswertheste, wenn nicht die Rücksicht auf die nöthige Gründlichkeit auch hier dem männlichen Unterrichte oft den Vorzug einräumen müßte. Auf der Mittelstufe und noch mehr auf der oberen Stufe sollten nur Männer unterrichten, aber womöglich nicht junge Anfänger, welche den Mädchen gegenüber selten den richtigen Ton treffen.

Der Einfluß der Frauen in der höheren Töchterschule ist dagegen in dem Gebiete der Disciplin und der erziehlichen Einwirkung ein sehr wichtiger. Die Schülerinnen haben viele kleine Wünsche und Bedürfnisse, gerathen in mancherlei Verlegenheiten, denen nur die weibliche Hand auf die rechte Weise abhelfen kann, auch tragen sie manche eigenthümliche Schwächen und Fehler an sich, die nur das weibliche Auge recht zu erkennen und zu würdigen vermag. So wäre es z. B. fast immer verfehlt, wenn

der Lehrer die Unordnung oder das Auffallende im Anzuge der Mädchen rügen wollte. Uebrigens darf die erziehliche Wirkſamkeit der Frauen nicht auf dieſen kleinen Dienſt beſchränkt werden, es wird vielmehr bei allen ernſteren Disciplinarfällen die Mitwirkung des weiblichen Einfluſſes in Anſpruch genommen werden müßen, der dem männlichen ergänzend zur Seite treten muß. Eine weibliche Inſpiration, eine mütterliche Einwirkung darf dort nicht fehlen oder beſchränkt werden, wo die Erziehung zur Weiblichkeit immer die Hauptſache bleibt. Aber ebenſo verfehlt wäre es, den weiblichen Einfluß zum allein maßgebenden zu machen. Die Mädchenſchule ſoll die erweiterte Familie ſein, da darf der Vater nicht fehlen. Iſt für den gewöhnlichen Verlauf des Schullebens die Disciplinargewalt zwiſchen Lehrern und Lehrerinnen mit Recht gleich vertheilt, kann ſogar die weibliche Aufſicht gelegentlich mehr ſichtbar werden, als die männliche, ſo iſt doch in letzter Inſtanz der Mann derjenige, welcher entſcheidet; denn das iſt göttliche Ordnung im Leben. Und hiemit erledigt ſich auch die Frage, wem die obere Leitung der höheren Töchterſchule anzuvertrauen ſei. Daß eine Frau an der Spitze ſtehe, der ſich in Beziehung auf Anordnungen im Unterrichte und in der Erziehung die Männer unterzuordnen haben, iſt und bleibt eine Anomalie, die auf keine Weiſe gerechtfertigt werden kann. Dagegen wäre die einſeitig männliche Leitung, die nicht überall in dem Rathe einer verſtändigen Frau ihre Ergänzung ſuchte, ebenſo ungerechtfertigt. Es wird daher eine Vorſteherin, Hauptlehrerin, oder wie ſie genannt werden mag, zur Warnehmung aller ſpeciell weiblichen Rückſichten, außer den übrigen Lehrerinnen in jeder Anſtalt dieſer Art vorhanden ſein müßen, aber der einheitliche Geiſt des Ganzen und die letzte Entſcheidung muß immer von dem Vorſteher ausgehen.

Die Diſciplin hat bei Mädchen ſehr verſchiedene Beziehungen ins Auge zu faſſen. Reinlichkeit, Ordnung und Pünctlichkeit haben für das weibliche Leben noch eine tiefere Wichtigkeit, als für das männliche. Darum gewinnt ſchon die bloße Aufſicht über den geordneten Gang des Schullebens eine viel beſtimmtere Richtung auf die Entwicklung des Individuums, als in der Knabenſchule, in welcher die Ueberwachung der äußeren Ordnung einen objectiveren auf das Ganze gerichteten Zweck und darum in Beziehung auf den einzelnen mehr einen negativen Charakter hat. Die erziehliche Einwirkung auf Mädchen hat einen weiteren Umfang und eine individuellere, poſitivere Richtung, ſie umfaßt z. B. auch die Sorge für das körperliche Gedeihen, für gerade Haltung, für angemeſſene Kleidung, für Erholung ꝛc. Dies alles ſpricht ſich auch in der Forderung aus, daß die Mädchenſchule der Familie verwandter bleiben ſoll, als die Knabenſchule. Familienhaft ſoll alſo nicht nur das ganze Leben in der Mädchenſchule, ſondern auch der Geiſt ſein, in welchem die Ordnung dieſes Lebens überwacht und die Glieder desſelben regiert werden. Wenn aber die innerſte Grundlage des Familienlebens die chriſtliche Frömmigkeit iſt, ſo wird dieſe auch das Fundament der Diſciplin ſein müßen. Daß am Anfange und Ende des Schultages gebetet wird, verſteht ſich von ſelbſt, erſchöpft aber nicht die Bedeutung, welche dem religiöſen Einfluſſe hier eingeräumt werden ſoll. Dieſer ſpricht ſich vornehmlich in der ganzen Art, wie mit den Mädchen umgegangen wird, aus. Der edle Ernſt ſoll doch überall von einer edlen Milde durchweht, die natürliche Milde und Freundlichkeit doch immer auf eine tiefere Grundſtimmung baſirt ſein, welche das ganze Verhältnis trägt. Leichtfertigkeit und Tändelei auf der einen Seite, Roheit und finſtere Strenge auf der anderen ſind die äußerlichen Gegenſätze, zwiſchen denen jene Grundſtimmung liegt, und in welche unbefeſtigte Charaktere den Mädchen gegenüber, die ſo gern allem eine heitere Wendung geben und die doch auf der anderen Seite ſelten einen energiſchen Widerſtand ausüben, leicht verfallen. Aber jene Grundſtimmung nimmt häufig auch innerlich eine falſche Richtung und wird bei den einen zur Sentimentalität, bei den andern zur Unnatur, zum gemachten Weſen, beides Richtungen, welche den ſcharf beobachtenden Mädchen ſchnell offenbar werden. Eben weil der Mädchenlehrer in der Selbſtdar-

ſtellung ſeiner Perſönlichkeit zartere Rückſichten zu nehmen hat und ſeiner beobachtet wird, kann nur die religiösſittliche Durchbildung ſeines Charakters ihn zu einer heilſamen Wirkſamkeit befähigen. Die Zucht an ſich ſelbſt, die gewiſſenhafte Aufmerkſamkeit auf ſein eigenes Reden und Handeln iſt darum die eigentliche Kraft, auf welcher ſein erziehender Einfluß und ſeine disciplinariſche Macht ruht. Auf die Lehrerin wird dies alles ebenfalls bezogen werden müßen; ihre Aufgabe beſteht darin, den Mädchen ein lebendiges Vorbild edler Weiblichkeit zu werden. Wenn es in manchen Töchterſchulen als ein Zeichen höheren Anſtandes angeſehen wird, daß den von einem Manne geleiteten Lehrſtunden ſtets eine Lehrerin gleichſam als Hüterin der guten Sitte beiwohne, der dann auch die eigentliche Diſciplin während der Stunde überlaſſen werde, ſo kann dies nur als ein ſehr bedenklicher Fehlgriff angeſehen werden. Männer, von denen gefürchtet werden kann, daß ſie den Anſtand verletzen, dürfen überhaupt in der Mädchenſchule nicht gelitten werden, und von dem verkehrten Verfahren, Unterricht und Erziehung auf ſolche Weiſe auseinander zu reißen, iſt nach keiner Seite hin ein Segen zu erwarten. Wohl aber muß die Hauptlehrerin das Recht haben, jeder beliebigen Lehrſtunde beizuwohnen, damit ſie auch von ihrem Standpunete eine klare Anſchauung von dem Geiſte des Unterrichts und dem Verhalten der Schülerinnen erlangen und mit ihrem Rathe am geeigneten Orte eingreifen könne. Zur Familienhaftigkeit des Schullebens gehört auch, daß die Hauptlehrerin und die anderen Lehrerinnen in ein vertraulicheres, mütterliches Verhältnis zu den Schülerinnen treten. Gemüthliche Geſpräche mit dieſen werden mannigfache Veranlaſſung darbieten, die Individualität der Kinder zu erfaſſen und zu wirken. Wichtig für den familienhaften Charakter der Schule iſt beſonders, daß auch dem individuellen Leben der einzelnen Claſſen Sorgfalt zugewendet und der Gemeingeiſt für Zwecke dieſer Art, z. B. für Ausſchmückung des Claſſenzimmers, für Aufrechterhaltung der Reinlichkeit, der Ordnung und der Ruhe in der Claſſe, auch für gemeinſchaftliche Handlungen werkthätiger Liebe geweckt werde. Die Aufſicht während der Zwiſchenminuten durch eine Mitſchülerin hat manche Bedenken, und muß genau controllirt werden, wenn ſie nicht zur Ungerechtigkeit führen ſoll. Größeren Nutzen hat es in den oberen Claſſen, von Zeit zu Zeit einige der beſten und verſtändigſten Schülerinnen im ſtillen vorzunehmen und es ihnen zur Ehrenſache zu machen, daß ſie durch freundliche Ermahnung der übrigen für Aufrechterhaltung eines guten Tones zu ſorgen ſuchen. Auch können Schülerinnen der oberen Claſſen zur Beaufſichtigung der unteren ſehr wohl gebraucht werden. Für die Gewöhnung an allerlei kleine Dienſte bietet die Schule mancherlei Veranlaſſung. Aeußerliche Strafmittel hat die Mädchenſchule nicht viele, darin liegt eine deutliche Hinweiſung darauf, daß eine gute Zucht den Vergehungen vorzubeugen wiſſen muß. Von der Hausordnung, die zur Sitte werden muß, darf daher auch im kleinen keine Abweichung geſtattet werden. Dem Ehrgeize der Mädchen ſollte die Wurzel dadurch abgeſchnitten werden, daß die Rangordnung innerhalb der Claſſe nur ein- oder zweimal im Semeſter nach dem Geſammturtheile der Lehrer vorgenommen wird. In den oberen Claſſen ſollte ſie billig ganz fortfallen, das von ſchwachen Lehrern beliebte Certiren aber aus der Mädchenſchule ganz verbannt werden. Zu den äußeren Strafmitteln, welche unter der Vorausſetzung einer verſtändigen und ſeltenen Anwendung zuläſſig erſcheinen, gehört das Nacharbeiten, die tadelnde Bemerkung im Claſſenbuche und die Verweiſung in eine untere Claſſe für eine kürzere Zeit. Der tüchtige Lehrer wird zu ſolchen Mitteln nur in ſeltenen Fällen greifen dürfen, und wird es nicht eher thun, als bis er die ganze Scala leiſerer moraliſcher Mittel vom fragenden Blicke bis zum lauten Tadel durchgemacht hat. Beſondere Aufmerkſamkeit erheiſcht die Geſundheit der Mädchen. Eigenſinn, Laune, Verweichlichung und reizbare Aufgeregtheit veranlaſſen die Mädchen im Winter oft, die gegen die Kälte ſchützenden Kleidungsſtücke, wie Pelzkragen, Mantillen ꝛc., auch in der Claſſe anzubehalten, oder umgekehrt in den Zwiſchenminuten auf unvorſichtige Weiſe entblößt in den Schulhof zu gehen; manche ſcheuen die freie Luft

auch bei dem besten Wetter, andere setzen ihre Promenaden auch bei dem schlechtesten gern fort. Auch auf eine gerade Körperhaltung muß geachtet werden. Die wünschenswerthe Verbindung einer Turnanstalt mit der Schule, welche es möglich machen würde, wenigstens täglich eine Stunde lang der Weiblichkeit angemessene körperliche Uebungen vorzunehmen, existirt, wie es scheint, in Deutschland erst in einer einzigen Töchterschule, und zwar in der unter der Leitung des Herrn Devrient stehenden zu Mannheim.

Die Frage, ob der Unterricht der Mädchen in Privatanstalten oder in öffentlichen Schulen größere Gewährleistung des Erfolges biete, hat Seinecke im Jahre 1846 („Die höhere weibliche Bildung des weiblichen Geschlechts" 1. Heft S. 74) zu Gunsten der Privatschulen beantwortet. Die öffentliche Meinung scheint durch die an so vielen Orten seitdem errichteten öffentlichen höheren Töchterschulen auf entgegengesetzte Weise entschieden zu haben. Freilich ist es wahr, daß der häufige Wechsel der Lehrer, der den Privatschulen vorgeworfen wird, durch die auf den öffentlichen Schulen lastende Nothwendigkeit, untüchtige Lehrer viele Jahre lang tragen zu müßen, aufgewogen wird. Aber die Frage ist, woher die schwachen Lehrer gekommen sind, denn sie sind nicht erst mit zunehmendem Alter untüchtig geworden, sondern es von Anfang an gewesen. Die Bemerkung Magers, daß die weibliche Jugend dazu verurtheilt sei, fast immer Lehrer zu haben, die man an Knabenschulen nicht gebrauchen könne, trifft zwar in unserer Zeit nicht mehr zu, mag auch wohl für seine Zeit zu scharf gewesen sein, denn es haben sich seit einer Reihe von vielen Jahren in Deutschland eine Menge tüchtiger Pädagogen auch diesem Gebiete mit Hingebung gewidmet. Dennoch ist etwas wahres an der Sache. Da die Mädchenschule noch immer nicht, wovon bereits oben die Rede war, von Seiten der staatlichen Gesetzgebung ins Auge gefaßt worden ist, und über Ziel und Wesen der weiblichen Bildung noch immer so viel Schwanken und Widerspruch der Ansichten existirt, so ist es natürlich, daß sich viele tüchtige Leute einem Gebiete abwenden, auf dem, wie es scheinen mag, die Willkür und die Unklarheit zu Hause ist, und daß andererseits manche schwache Kraft in diesem stilleren Thale pädagogischer Wirksamkeit sich mit Vorliebe niedergelassen hat. Mit der gesetzlichen Organisation der höheren Töchterschule wird auch der Begriff des Mädchenlehrers seiner Unbestimmtheit enthoben, es werden bestimmte Forderungen an ihn gestellt, und es wird allgemeiner, als bisher, erkannt werden, daß es sich hier um eine Frage von höchster Bedeutung für das Gesammtwohl handelt, und daß die Mädchenerziehung an den Menschen wie an den Lehrer, an die Bildung und an den Charakter des Erziehers Ansprüche erhebt, welche denen, die auf andern Gebieten pädagogischer Wirksamkeit gemacht werden, keineswegs nachstehen. Wenn dann die öffentlichen Töchterschulen von den Uebelständen befreit sein werden, unter welchen sie gegenwärtig zu leiden haben, so werden die schwachen Lehrer an denselben nicht zahlreicher sein, als in anderen Schulen. Dann wird die Frage, ob Privatschule oder öffentliche Schule, leicht zu beantworten sein, denn, abgesehen von dem dann erledigten Bedenken Seineckes gegen die öffentlichen Schulen, besitzen diese viele Vortheile, welche sich die Privatschule als solche nie aneignen kann, während alle Vortheile der Privatschule durch eine verständige Organisation in die öffentliche übertragen werden können. Wie sehr das Bedürfnis eines vorsichtigen, schonenden, die Gesundheit achtenden, einen sittlichen, auf lauterer Frömmigkeit ruhenden, Geist erzeugenden Mädchenunterrichtes empfunden wird, das beweisen die hohen Schulgelder, welche den Privatanstalten gezahlt werden. Dieses Schulgeld steigert sich an verschiedenen Orten von 1 Thlr. bis auf 6 Thlr. und 8 Thlr. monatlich, in Wien sogar bis auf 15 Gulden, während in den öffentlichen Schulen größtentheils 1 bis 2 und 3 Thlr. monatlich gezahlt werden. Und doch wird die Gunst, welche die höheren Stände den Privatanstalten so oft zuwenden, hauptsächlich nur durch den Umstand begründet, daß hier die Classen nicht überfüllt, und die Ansprüche an die Kraft der Schülerinnen nicht überspannt sind. Aber diese

Mängel sollten auch aus der öffentlichen Schule verbannt werden. Käme ein Theil des höheren Schulgeldes, das, wie die Erfahrung lehrt, den Privatschulen so willig gegeben wird, der öffentlichen Schule zu gut, so würde auch mancher anderen Noth abgeholfen werden können. Der Vertheurung des Unterrichts für die unteren Schichten des Mittelstandes würde aber ein geringeres Schulgeld in den Anstalten zweiter Ordnung immer entgegentreten können. An dem vielseitigen Mangel übereinstimmender Einrichtungen, an der Unsicherheit und Unbestimmtheit äußerer und innerer Verhältnisse offenbart sich immer wieder, daß die höhere Töchterschule unter den ausgeprägten Schulanstalten unserer Zeit die jüngste ist, und ihrer vollen Entwicklung noch entgegensieht, wie darauf an verschiedenen Puncten dieses Artikels bereits hingewiesen worden ist.

Flashar.

Die Redaction sieht sich zu ihrem Bedauern noch nicht im Besitz des Manuscripts von dem Artikel

Lateinische Sprache,

den sie oben S. 489 am Schlusse dieses Bandes zu liefern versprochen hat.

Um aber die Ausgabe der vorliegenden Lieferung nicht länger zu verzögern, erscheint dieselbe jetzt ohne den Art. Lateinische Sprache.

Letzterer wird in einem besonderen Heft, das den Schluß des 4. Bandes bildet, ausgegeben werden, sobald die Red. durch den Verfasser dazu in den Stand gesetzt ist.

Da mithin der 4. Band noch nicht gebunden werden kann, so ist der gegenwärtigen Lieferung auch Titel und Register noch nicht beigegeben. —

Digitized by Google